Schriften

des

Literarischen Vereins in Wien.

V.

Anton Auerspergs (Anastasius Grüns)

Politische Reden und Schriften.

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet

von

Stefan Hock.

Wien 1906.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Anton Auerſpergs

(Anaſtaſius Grüns)

Politiſche Reden

und

Schriften.

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet

von

Stefan Hock.

Wien 1906.

Verlag des Literariſchen Vereins in Wien.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

Einleitung.

Als der 22jährige Graf Anton Auersperg aus der Lyrik seiner Jugendjahre in strenger Selbstprüfung das Beste ausgewählt hatte, da schickte er diese „Blätter der Liebe" mit einem Schreiben voll Verehrung und Hingebung an Ludwig Uhland. Und als er drei Jahre später seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten" in die Welt sandte, da wußte er ihnen keinen besseren Namen vorzusetzen als den des geliebten schwäbischen Meisters. Zwischen dem österreichischen Aristokraten und dem Tübinger Gelehrten waltete eine mächtige Sympathie, als Menschen und als Dichter standen sie einander nahe. Und eine tiefe Wesensverwandtschaft offenbart sich darin, wie beide ohne eigentliche Neigung, aus männlichem Pflichtbewußtsein in die Politik eintreten, die beiden einzigen großen deutschen Dichter, die auch große Parlamentarier waren. Die Ähnlichkeit geht noch weiter, ja bis ins Äußerliche. Uhland fehlte die Macht der Erscheinung, der Glanz des Auftretens, und als schüchterner, stotternder, nervöser Redner, dessen schwaches Organ sich kaum vernehmbar machen

konnte, wird uns Auersperg geschildert. „Er besaß weder Schlagfertigkeit noch Geläufigkeit im Sprechen, und nur, wenn ihm längere Zeit zur Vorbereitung gegönnt war, brachte er oft schöne und tiefe Gedanken, aber auch diese in so holperiger Form vor, daß es allezeit genußreicher war, seine Reden zu lesen, als sie zu hören" (Arneth, Aus meinem Leben II, 146). Beiden aber war es gegeben, starke Worte zu finden, die, aus tiefstem Herzen geschöpft, zu Herzen dringen, beide haben die ganze Wucht ihrer Persönlichkeit in den Dienst ihrer politischen Überzeugung gestellt.

Früh war in dem jungen Auersperg ein ungebändigter Freiheitsdrang erwacht, den weder die glatte Erziehung im Theresianum, noch die strengere Zucht einer Militärschule zu ersticken vermochte. In der klerikalen Privatanstalt, die den Ungefügen zuletzt in Pflege nahm, lernte er vor allem den religiösen Zwang hassen, doch wohl auch seine Leidenschaften zügeln, sich selbst in Gefühlssachen der Führung seines scharfen Verstandes anvertrauen. Der junge Jurist trat in nahe Beziehungen zu den oppositionellen Poeten der Kaiserstadt, zu den politisch reifen und regen schwäbischen Dichtern, und es bedurfte nur der Julirevolution, um ihn zum poetischen Vorkämpfer der vormärzlichen Freiheitsschwärmer zu machen.

Ein Jahr nach dem Erscheinen der „Spaziergänge" nahm der Gutsherr von Thurn am Hart seinen

Platz im krainischen Ständelandtag ein. Erst 12 Jahre später trat er hier entschieden hervor. Die Steuerüberbürdung war dem armen Lande unerträglich geworden, und so protestierte der Landtag im Jahre 1843 gegen die Höhe der auferlegten Grundsteuer. Der Gouverneur ließ den Protest liegen und vermeldete der Wiener Regierung die bereitwillige Zustimmung des Landtages. Als dies in der nächsten Session bekannt wurde, erhob Auersperg seine Stimme gegen diese Fälschung eines Landtagsbeschlusses und setzte es durch, daß die Absendung eines Majestätsgesuches beschlossen wurde, das eine umfassende Darstellung der trostlosen Vermögensverhältnisse der ländlichen Bevölkerung und der ungerechten Steuerverteilung enthalten sollte. Die Abfassung des Gesuches wurde dem Antragsteller übertragen, der mit außerordentlichem Geschick und Fleiß das nötige Material sammelte und gruppierte. Die Folge des Gesuches war die Abhaltung einer Enquete in Wien, zu der auch Auersperg beigezogen wurde; sie verlief resultatlos. Ja, im nächsten Jahre wiederholte der Gouverneur seinen Versuch, den Landtagsbeschluß zu korrigieren. Da zog sich Auersperg enttäuscht und empört in sein stilles Schloß zurück.

Die unheimlichen Vorzeichen des Märzsturmes riefen den scharfsichtigen Mann ins politische Leben zurück. In poetischer Form erinnerte er die Vögte des Reiches an ihre Pflicht, verlangte er Reformen, bevor

es zu spät sei. Am 12. März verließ er — von einer seltsamen Ahnung getrieben — seinen Winteraufenthalt Graz und kam in Wien rechtzeitig an, um den Sturm im Landhause mitzuerleben. Er berichtet noch am 13. März seinem Schwiegervater, dem steierischen Landeshauptmann Grafen Attems, die Ereignisse des Tages und rät ihm, mit Aufrichtigkeit und Wohlwollen einer etwaigen Volksbewegung zu begegnen. Am 15. März begleitet er Bauernfeld auf seinem vermessenen Wege in die Hofburg, wo die beiden Dichter die sofortige Zusicherung der Preßfreiheit und einer Konstitution durchsetzen. Am 16. März bringt er die Kunde von diesem Erfolge nach Graz, wo er sich an der Organisierung der Nationalgarde beteiligt; dann eilt er nach Laibach, ordnet und hilft. Anfangs April wird er in den Frankfurter Fünfziger-Ausschuß entsendet; rückgekehrt, agitiert er unter seinen slowenischen Landsleuten für die Beschickung der Nationalversammlung. Am 5. Mai wird er von Laibach in das Pauls-Parlament gewählt; er verpflichtet sich, sein Mandat nur so lange zu behalten, als seine deutsche Gesinnung von der Mehrzahl seiner Wähler geteilt werde. Da ihm deutliche Beweise des Gegenteils wurden, verließ er das Frankfurter Parlament, in dem er niemals hervorgetreten ist. Die Ausschreitungen der Revolution und der Reaktion sah er mit bewegtem Herzen und vor dem „Bachischen und pfäffi-

schen Regiment" floh er mißmutig in den grünen Wald.

1860 wurde er trotz seinem ernsten Widerstreben in den verstärkten Reichsrat berufen. Damit beginnt seine eigentliche parlamentarische Tätigkeit, die in den letzten Jahren seines Lebens seine Zeit fast ganz ausfüllt, die ihm viel Kummer bereitet hat, aber auch viel wahre, tiefe Freude. Sein Volk hat ihm mit inniger Hingabe gedankt und die welkenden Lorbeern des Dichters umgrünt mit frischem Eichenlaub. Zunächst freilich empfindet er nur die schmerzlichen Seiten des neuen Berufes. Zu lebenslänglicher Zwangsarbeit dünkt er sich verurteilt, da er 1861 die Berufung ins Herrenhaus empfängt; drückender fühlt er die Last der Geschäfte, als er überdies vom krainischen Großgrundbesitz in den Landtag gewählt wird. Er arbeitet an beiden Orten mit dem Fleiße, der treuen Pflichterfüllung, die diesen durchaus männlichen Charakter zierten. Der treffliche Ökonom, der sich schon im Vormärz in finanziellen Fragen als gründlicher Kenner bewährt hatte, wird eines der eifrigsten Mitglieder der Finanzkommission des Herrenhauses, ist wiederholt Spezialberichterstatter bei verschiedenen Titeln des Staatsvoranschlages, beteiligt sich an den Budgetdebatten, greift bei der Beratung von Steuergesetzen entscheidend ein. Im krainischen Landtag hat er noch wiederholt Gelegenheit, an jenes Majestätsgesuch anknüpfend, die noch immer

nicht erledigten Wünsche bezüglich der Grundsteuerermäßigung zu urgieren. Der weite Blick, der diesem Dichter und Weltmann eigen ist, hilft ihm in wichtigen politischen Fragen und sehr bald hat er sich auf dem dornigen Gebiet der Verfassungsgesetzgebung und der auswärtigen Politik eine herrschende und stets beachtete Stellung zu verschaffen gewußt. Wiederholt hat ihn Schmerling, dem er auch persönlich nahe stand, mit Vertrauensmissionen bedacht. So wohnte er im Dezember 1861 freilich resultatlosen Konferenzen bei, in denen unter Führung des Grafen Csaky ungarische Politiker den Versuch machten, eine Brücke von den Forderungen der Deákschen Adresse zum Standpunkte der Wiener Regierung zu schlagen. So nahm er hervorragenden Anteil an der großdeutschen Konferenz in Rosenheim, die den Frankfurter Parteitag vorbereitete; diesem selbst mußte er krankheitshalber fernbleiben. Auf Schmerlings Vorschlag wurde er 1863 zum Geheimen Rat ernannt. Aber nicht nur des Einzelnen Vertrauen genoß er im hohen Maße. Die verfassungstreue Majorität des Herrenhauses wählte ihn wiederholt zu ihrem Wortführer in wichtigen Augenblicken und eine ganze Reihe von Adressen dieses Hauses an die Krone sind aus seiner Feder geflossen.

Die Sistierungsperiode unterbrach für kurze Zeit sein Wirken im Herrenhause und gab den Gegnern seiner politischen Anschauungen Mut und rücksichtsloses

Selbſtvertrauen. Er mußte es im Landtage ſeines Heimatlandes erleben, daß ſein Antrag, gegen die Siſtierung zu proteſtieren, abgelehnt, daß immer kühnere Vorſtöße gegen die Herrſchaft der deutſchen Sprache unternommen wurden, daß ſelbſt ſeine politiſchen Freunde, die Großgrundbeſitzer, ſich weigerten, gegenüber der ſloweniſchen Majorität eine geſchloſſene verfaſſungstreue Minorität zu bilden. Er legte verletzt und müde ſein Mandat nieder.

Mit Belcredis Sturz beginnt die glorreichſte Epoche ſeiner parlamentariſchen Tätigkeit. Während er ſich im ſteiriſchen Landtag, in den er 1867 gewählt worden war, ausſchließlich adminiſtrativen Angelegenheiten widmete, nahm er im Herrenhauſe hervorragenden Anteil an den politiſchen Umgeſtaltungen, die zum Teil durch den Ausgleich mit Ungarn notwendig bedingt, zum anderen Teil den Wünſchen des Bürgerminiſteriums und ſeiner liberalen Majorität entſprechend waren. Er iſt der Berichterſtatter über die Abänderung des Geſetzes über die Reichsvertretung, er wird von der erſten öſterreichiſchen Delegation zu ihrem Präſidenten gewählt. Er ſteht im erſten Treffen, wenn es gilt, gegen das Konkordat für die konfeſſionelle Freiheit und die Autonomie des Staates zu kämpfen. Die Verleihung des Großkreuzes des Ordens der Eiſernen Krone beſtätigt ihm, daß ſeine politiſchen Anſchauungen die herrſchenden geworden ſind, und wiederholt wird ſein Name genannt,

wenn es die Vergebung des Unterrichtsportefeuilles gilt. Ja einmal muß er ſogar öffentlich das Gerücht dementieren, das in ihm den deſignierten Nachfolger des Fürſten Carlos Auerſperg in der Führung des Miniſteriums ſehen wollte.

In den nächſten zwei Jahren beteiligt er ſich in heftiger Weiſe an dem Kampfe gegen die Föderaliſten und die Verſöhnungsminiſterien Potocki und Hohenwart. Mit dem Siege der Verfaſſungstreuen und dem Amtsantritt des Miniſteriums Adolph Auerſperg zieht er ſich ein wenig zurück, jüngeren Kräften das Kampffeld überlaſſend. Nur beim Kirchen- und beim Kloſtergeſetz, dieſen letzten Verſuchen zur Regelung der konfeſſionellen Frage, greift er in die Debatte ein. Drei Vierteljahre nach ſeiner letzten Herrenhausrede hat ihn der Tod überraſcht. Die große Zeit des öſterreichiſchen Oberhauſes ging mit ihm zu Grabe. —

Die politiſchen Anſchauungen Auerſpergs waren von zwei Ideen beherrſcht: von der nationalen und von der liberalen. Leo Thun ſchreibt ihm einmal, man könne in Öſterreich nur deutſch-abſolutiſtiſch oder liberal-föderaliſtiſch regieren. Und es iſt richtig, daß auch in Auerſpergs politiſchem Programm die beiden Prinzipien — national und liberal — nicht immer gleichmäßig zur Geltung kommen können. Daher ein gewiſſes Schwanken in allen Fällen, wo die beiden Intereſſenſphären ſich kreuzen. Dominierend war aber

bei ihm jederzeit der deutsche und spezieller der groß-deutsche Gedanke.

Auersperg hatte, wie so viele Liberale des Vormärz, alle Hoffnungen auf Friedrich Wilhelm IV. gesetzt, wie so viele andere hatte auch ihn der so beredte und so unentschlossene König enttäuscht, ja erbittert. Und derselbe Mann, der 1836 es beklagt hatte, „daß wir Ausland nennen, was nicht innerhalb der schwarz und gelben Schranken liegt und Landsmann den Dalmatiner und Polen", trat im April 1848 in Frankfurt für die Gleichberechtigung der österreichischen Slawen ein. Er wollte einen einheitlichen Bundesstaat unter österreichischer Führung; die alten Bundesländer sollten alle inbegriffen sein. Die Lombardei sei aufzugeben, Galizien nur bis zur möglichst baldigen Wiedererrichtung Polens zu verwalten, Dalmatien seine historische Stellung im Rahmen des kroatisch-slawonischen Königreiches wiederzugeben. Die ungarischen Kronländer sollten als Vorhut gegen Osten dienen und nur durch Personalunion mit den Erblanden verbunden sein. In diesen sei den Deutschen ihre führende Stellung zu wahren, die ihre natürliche Sicherung finde eben in dem engen Bunde mit dem übrigen Deutschland. Wie aber jeder der deutschen Stämme ein Anrecht darauf habe, seine Stammeseigentümlichkeiten zu pflegen, wie der Hesse und der Schwabe in der föderativen Verfassung Deutschlands die Bürg-

ſchaft ſinde für die Erhaltung ſeiner Eigenart, ſo ſei auch in Öſterreich den nichtdeutſchen Völkern die Möglichkeit nationaler Entwicklung innerhalb der durch die notwendige Einheit gezogenen Schranken zu wahren. Vor allem wendet ſich Auerſperg gegen die Unduldſamkeit der Deutſchböhmen und der Wiener in der tſchechiſchen Frage, gegen die Verſuche, die Nichtdeutſchen als Staatsbürger zweiter Ordnung zu betrachten. Nur durch die Stärkung des öſterreichiſchen Gedankens bei den Nationalitäten können dieſe für Deutſchland gewonnen werden, kann die große Aufgabe Öſterreichs gelöſt werden, Volksſtämme, die zur nationalen Staatenbildung nicht befähigt ſind, zu einer achtunggebietenden Einheit zuſammenzufaſſen.

Das Vorgehen der Magyaren gegen die deutſchen und ſlawiſchen Ungarn zerſtört dieſen Traum. Auerſperg erklärt es ſchon im Oktober 1848 für eine Unmöglichkeit, an der Perſonalunion feſtzuhalten: ein Magyarenſtaat außerhalb Öſterreichs erſcheint ihm nun nicht mehr als ein zuverläſſiger Alliierter. Aber er betrachtet es als einen furchtbaren Fehler, daß man zur Beſiegung der Revolution die Ruſſen zuhilfe gerufen hat. Er fürchtet eine Stärkung des Panſlawismus, wie er ſchon im Frühjahr 1848 mit tiefer Beſorgnis die deutſchfeindliche Agitation der öſterreichiſchen Slawen beobachtet hat. Er kann aber nicht wie das Miniſterium Schwarzenberg-Bach in einem zentraliſtiſchen Abſolu-

tismus das Mittel ſehen, die öſterreichiſchen Länder zu einigen und für ein mächtiges Auftreten in der deutſchen Frage geeignet zu machen. Er fordert noch immer an Stelle der ſtarren Zentraliſation eine vernünftige Föderation, die geeignet ſei, die Nationalitäten über ihre Exiſtenzbedingungen zu beruhigen und für den Anſchluß an Deutſchland zu gewinnen. Vor allem Ungarn gegenüber will er nichts von der Verwirkungstheorie wiſſen, er erkennt die Rechte der hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten an und will an die Stelle einer papierenen Reichseinheit ein vernünftiges, willig geſchloſſenes Kompromiß ſetzen. Freilich nicht den Dualismus. In ihm kann er eine dauernde Löſung nicht erblicken, nur ein Übergangsſtadium und, wie er fürchtet, keinen Übergang zur engeren Verbindung, ſondern zur vollſtändigen Löſung. Daß im Dualismus die Bürgſchaft für die deutſche Hegemonie in Zisleithanien liegen ſolle, kann ihn nicht beruhigen.

Denn hier hatten ſich indes die Verhältniſſe weſentlich geändert. Bach hatte den deutſchen Gedanken kompromittiert, indem er ihn zum Handlanger ſeines zentraliſtiſchen Bureaukratismus mißbraucht hatte, die Nationalitäten traten eroberungslüſtern in das Verfaſſungsleben ein. Die Regierung aber mußte nach drei Seiten hin, nach Ungarn, Italien und Deutſchland, die inneren Kräfte bereit halten. Auerſperg wollte zunächſt dieſe unmögliche Aufgabe erleichtert wiſſen durch das

Aufgeben der italienischen Politik. Und hier waren seine nationalen und liberalen Anschauungen im Bunde, wenn er erklärte, man könne einem fremden Volke nicht verwehren, was man selbst anstrebe und begeistert verfechte, man dürfe die Einigung Italiens nicht verhindern. Daß es gelingen werde, das durch zehnjährigen harten Druck erbitterte Ungarn zu versöhnen, durfte er hoffen, um so mehr, als sich die Streitpunkte immer mehr auf formelle Fragen, auf die frühere oder spätere Revision der 48er Gesetze, einschränkten. Daß man nicht durch Ausschreiben direkter Wahlen ungarische Abgeordnete in den weiteren Reichsrat berief, um hier vor dem kompetenten Forum die Differenzen zu beseitigen, daß man mit Konzessionen so lange zögerte, um nach Königgrätz besinnungslos die Flinte ins Korn zu werfen, hat er zu tadeln nie aufgehört. Der Friede mit Ungarn und mit Italien, um in Deutschland freie Hand zu haben, war sein Programm.

Hier in Deutschland will er keinen zollbreit österreichischen Bodens preisgeben. Er plädiert jederzeit für ein möglichst inniges Zusammengehen mit den deutschen Mittelstaaten, wenn nötig, auch gegen Preußen, in dem er gleich allen liberalen Deutschen die Trutzburg reaktionärer Bestrebungen erblickt. Er nimmt lebhaften Anteil an der Agitation der großdeutschen Partei, die in Schmerling und seiner Verfassung ebenso eine Bürgschaft für die Möglichkeit einer aufrichtigen

und gesunden Föderation unter der liberalen Führung Österreichs sah wie Auersperg selbst. Er begrüßt den Frankfurter Fürstentag, der ihm selbst nach dem Fernbleiben Preußens als das Vorspiel eines welthistorischen Dramas erscheint. Es erfüllt ihn mit tiefem Schmerz, daß Schmerlings großdeutsche Politik so rasch abgelöst wird durch die preußenfreundliche Leitung Rechbergs, daß Österreich der Stimmung der Mittelstaaten und der öffentlichen Meinung trotzend „pour le roi de Prusse" nach Schleswig-Holstein marschiert. Er kann in Bismarck nur den Schüler Napoleons III. sehen, der den Meister übertreffe „in der cynischen Schamlosigkeit und Effronterie des Ausdrucks". Und 1866 bedeutet ihm das Ende. Österreich ist von dem Felde vertrieben, das zu bebauen sein natürlicher Beruf war von je; der Staat, der ihm das größte Anrecht zu haben schien auf die Hegemonie im Deutschen Reiche, ist aus diesem Deutschen Reiche verbannt. So wenig wie die leitenden Kreise Wiens gibt Auersperg die Hoffnung auf, es werde dieser Ausschluß kein dauernder sein. Beim Bundesschießen in Wien (1868) lodert noch einmal die großdeutsche Idee zu leuchtender Flamme empor und „Wir waren Eins und bleiben Eins!" schallt Anastasius Grüns Festgruß den deutschen Schützen entgegen. Aber Sedan macht allen Träumen ein Ende. Auersperg, der bei diesem Namen den Namen Königgrätz nicht vergessen kann, findet doch in seinem deut-

ſchen Herzen Troſt und die Kraft, ſich über die Erfolge deutſcher Arbeit, deutſcher Intelligenz zu freuen.

Sein Verhalten zur inneren öſterreichiſchen Frage iſt bis 1870 durch ſeine großdeutſchen Pläne und Wünſche beſtimmt. Begeiſtert begrüßt er die Februarverfaſſung, die ihm Sicherheit zu bieten ſcheint für eine ruhige und ſtete Entwicklung der Geſamtheit und der einzelnen Völker. Sie ſcheint ihm durch die Länderſtatuten den begründeten Bedürfniſſen und Anſprüchen der einzelnen Länder gerecht zu werden, ihren Eigentümlichkeiten in Volkstum und Sitte, Kultur und Rechtsbewußtſein freien Spielraum zu gewähren, und doch alle ihrem Weſen nach gemeinſamen Angelegenheiten mit einem unzerſtörbaren, einheitlichen Bande zu umſchließen. In dem durch ſie bedingten ſtetigen Wechſelverkehr zwiſchen dem Reichsrat und den Landtagen glaubt er die Bürgſchaft dafür zu erblicken, daß das Gefühl des Zuſammengehörens und Ineinanderlebens immer ſtärker, die Gemeinſamkeit der öſterreichiſchen Völker eine immer innigere werde. Wenn das unter Schmerling nicht geſchehen iſt, ſo will Auerſperg nicht dulden, daß man die Verfaſſung darum angreife; die Fehler und Mängel legt er perſönlichen Verſäumniſſen zur Laſt, vor allem Schmerlings, der, von Natur träge, Erfolge geſucht habe, auf denen man ausruhen und die Früchte ſeiner Arbeit genießen könne. Er will aber auch nicht dulden, daß man auf dem Rücken der Ver-

faſſung länderweiſe ſlawiſiere. Staaten- und Länderbildungen auf ethnographiſcher Baſis ſcheinen ihm ein Unding; er nimmt auch die ſlawiſchen Länder Öſterreichs als deutſches Kulturgebiet für Deutſchland in Anſpruch. Man habe zu wenig germaniſiert, zu wenig deutſche Kultur, deutſches Geiſtesleben in die ſlawiſchen Länder getragen. Es fällt ihm indes nicht ein, die Berechtigung, ihre eigene Sprache und Kultur zu pflegen, den Slawen zu beſtreiten. Der Schüler Franz Preſerns, des größten ſlowениſchen Dichters, der Überſetzer krainiſcher Volkslieder, hat nie die nationalen Beſtrebungen der Slawen verhöhnt. Aber er wollte und konnte die einzelnen ſlawiſchen Sprachen nur gelten laſſen als Scheidemünze für den Verkehr im Heimatlande, er wollte allen Stämmen die deutſche Sprache bewahren als Goldmünze für den Weltverkehr. Nur in der Zweiſprachigkeit der von zwei Völkern bewohnten Gebiete ſah er ihr Heil.

Nach 1866 mußte für Öſterreich ein neuer Lebenszweck gefunden werden. Mit der deutſchen und italieniſchen Politik war es vorbei. Das Einſetzen der Balkanpolitik hat Auerſperg nicht mehr erlebt. Er ſtarb vor dem Abſchluß des erſehnten deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes. Öſterreich eine Macht zweiten Ranges! Und Öſterreich ein ſlawiſch-magyariſcher Staat! Jetzt gilt es die Exiſtenz der Deutſchen. Jetzt, ruft Auerſperg, müſſen wir deutſcher ſein als je. Es handelt ſich

darum, ob die Deutſchen noch der Kitt dieſes Staates bleiben können oder ob ſie der Keil werden, der ihn zerſprengt. Denn wenn ſie vor der Gefahr der Slaviſierung und Magyariſierung ſtehen, dann mag ſie wohl eines Tages das Heimweh ergreifen — und wehe, wenn es' einmal dahin kommt, daß ſich der Deutſche als Fremdling fühlt in Öſterreich. Das ſind die Gedanken, die Auerſperg von 1866 und vor allem von 1870 an leiten. Sie mußten ihn unduldſamer machen gegen die nichtdeutſchen Nationalitäten, als er es bis Königgrätz war. Und ſeine Stellung wurde noch ſchroffer durch die Haltung dieſer Nationen. Auch ſie hatten begriffen, daß die Deutſchen nun ihren Rückhalt verloren hatten, daß eine preußenfeindliche Politik ſich auf die Slawen ſtützen müſſe. Und dazu kam nun der Ausgleich mit Ungarn. Er mußte auch ihre nationale Begehrlichkeit reizen und ihre ſtaatsrechtlichen Wünſche zur Reife bringen; und anderſeits drohte er die alte Hegemonie der Deutſchen zu erneuern, ja zu ſtärken. Es folgen die Jahre erbittertſter Kämpfe, die einſetzen mit der Verfaſſungsreviſion von 1867, ſich verſchärfen durch die tſchechiſche Deklaration und die galiziſche Reſolution von 1868, gipfeln im Memorandenſtreite, ſcheinbar zugunſten der Föderaliſten entſchieden werden durch die Miniſterien Potocki und Hohenwart und einen vorläufigen Abſchluß finden durch den Sieg der Verfaſſungspartei und das Miniſterium Auerſperg-Laſſer.

Anton Auersperg hat mit zäher Ausdauer mitgefochten, in der Hitze des Kampfes fortschreitend fast zu demselben rücksichtslosen Zentralismus, den er einst verurteilt hatte. Mit schwerem Herzen macht er noch als Berichterstatter über die Dezembergesetze leise Zugeständnisse an die Föderalisten. Schon ein Jahr später begreift er nicht den Langmut der Regierung gegenüber den „tschechischen Brutalitäten" und beklagt „das Zusammengebundensein mit all diesen wilden Völkerschaften". Er empfindet es als Hohn und Schmach, daß man den Autonomisten entgegengekommen sei und nun den Dank ernte durch ihren Exodus aus dem Parlament, diese moderne Form des Liberum veto. Er kann nicht genug stark seine Entrüstung darüber äußern, daß die Verfassung bei ihren berufsmäßigen Wahrern keinen Schutz finde, daß man nicht aufhöre, an dem unglücklichen Staate herumzuexperimentieren. Während andere Völker, Italiener und Deutsche, das Vergangene vergangen sein lassen und in gewaltigem Ringen sich einheitliche, mächtige Staaten gründen, suche man in Österreich aus 17 Antiquitätenkammern Herzogshüte und Königskronen zusammen und bemühe sich zu trennen, was Jahrhunderte gebunden haben. „Im seligen Taumel des genossenen politischen Fusels würfeln Tschechen und Polaken, Gaugrafen und Schwarzröcke, Welsche und sogar die urkomischen Slowenen um die dereinstigen Fetzen des altehrwürdigen Kaisermantels."

Der Sturz des Miniſteriums Hohenwart macht mit Auerſpergs Beſorgniſſen auch dieſen Kämpfen ein Ende, in denen ſich der ſonſt ſo höfliche und gemäßigte Mann oft weiter hat fortreißen laſſen, als es ſeiner Art und der Gerechtigkeit entſprach. In dieſen Tagen, da der Staat aus den Fugen zu gehen ſchien, kam ihm faſt ſein altes Vertrauen auf die Zukunft Öſterreichs, ſein altes Billigkeitsgefühl gegen die nichtdeutſchen Nationalitäten abhanden.

Aber in den ruhigeren Jahren, die nun folgten, fand er ſich wieder, und aus tiefem Herzen kamen ihm die Worte, die er im Namen des Herrenhauſes nach der Durchführung der direkten Wahlen an die Krone zu richten hatte: „Aus dem vereinigenden Boden gemeinſamer Tätigkeit, welcher allen Partei- und Stammesanſprüchen ausreichenden Raum bietet, wird vor allem der öſterreichiſche Staatsgedanke, die Liebe zum gemeinſamen Vaterlande neue Nahrung, neue ſchöpferiſche Kraft gewinnen müſſen.“ Es war ſein ehrlicher Liberalismus, der ſchließlich den Sieg gewann, ein Liberalismus, der die Freiheit für alle wollte und der nur ſelten zurückſtehen mußte hinter den mächtigeren Forderungen ſeiner nationalen Überzeugung.

Der „Wiener Spaziergänger“, der dem Kaiſer zugerufen hatte: „Herr! gib frei uns die Geſang'nen, den Gedanken und das Wort“, begrüßte mit Jubel die große Volksbewegung im März 1848. Aber dem

wahrhaft Freisinnigen war die Pöbelherrschaft so verhaßt wie die Tyrannei. Er will nicht in jeder zusammengerotteten Schar das Volk erblicken, will nichts zu tun haben mit den ungewaschenen Kerlen, die im Gefühle ihrer Wichtigkeit einherstolzieren, seit sie von dem Grundsatz der Volkssouveränität gehört haben. Er will den Inbegriff des Rechtes und der Tugend — die Freiheit — nicht auf Verbrechen gegründet sehen. Er verabscheut die Gesetzlosigkeit, die im Mai triumphiert, er wendet sich mit Entsetzen von den Oktobergreueln. Aber er erträgt auch nur mit tiefem Groll das rücksichtslose Walten der Reaktion und will nach der Erlassung der Februarverfassung gründlich aufräumen mit den Resten einer feudalen Vorzeit. Der schon 1848 die Einladung in den ständischen Landtag mit dem Hinweis auf die neue Zeit abgelehnt hatte, tritt der Majorität des Herrenhauses entgegen, indem er für die zwangsweise Allodialisierung der Lehen einsteht, dieses morschen Pfeilers, der von einem stolzen Bau übrig geblieben sei. Ihn abzutragen, nicht seinen Einsturz zu erwarten, sei wahrhaft konservativ. In allen Fragen, die in rascher Aufeinanderfolge zu Beginn unseres Verfassungslebens dem Reichsrate vorgelegt wurden, nimmt er Stellung für die freisinnigere Partei. Er tritt wiederholt mit warmen Worten für die Presse ein, er spricht für die Unabhängigkeit des Richterstandes, für die Öffentlichkeit der Strafverhandlungen,

für den Schutz des Briefgeheimnisses. Wiederholt nimmt er Anträge des Abgeordnetenhauses wieder auf und wird so der Gesandte des Volkshauses beim Oberhaus. Vor allem in Budget- und Steuerfragen will er die Prärogative des Abgeordnetenhauses, als des eigentlichen Vertreters der Steuerzahler, ängstlich gewahrt wissen. Dabei liegt es ihm aber ferne, die Bedeutung des Herrenhauses einschränken zu wollen; gleich unabhängig nach oben und nach unten soll es dem Abgeordnetenhause als freundlicher Vermittler dienen, der Regierung ein wohlgesinnter, aufrichtiger, aber ernster Mahner sein.

Es ist natürlich, daß Auersperg durch die Sistierung aufs heftigste erregt wurde. Er sah in ihr eine grobe Verfassungsverletzung, eine prinzipielle Gefahr. Denn sie habe eine Präjudiz geschaffen; wie sie einen Teil des Verfassungskomplexes außer Wirksamkeit gesetzt habe, so können ein anderes Mal andere Teile, ja die ganze Verfassung sistiert werden. So stelle sie eine furchtbare Bedrohung der staatsrechtlichen Stabilität, der Rechtssicherheit des Reiches und seiner Bewohner dar.

Erst mit dem Bürgerministerium kamen die Grundsätze Auerspergs auch in der Regierung zur Geltung. Und jetzt beginnt seine Mitarbeit an der Schöpfung der konfessionellen Gesetze, die — nur durch die Memorandenkrise unterbrochen — bis 1876 reicht. Als erste Etappe auf diesem langen Wege, als erste Durchlöcherung des Konkordates ist am wichtigsten die

Beratung des Ehegesetzes im März 1868. Auersperg hatte schon 1862 von der Notwendigkeit gesprochen, das Konkordat einer Revision zu unterziehen, wobei er zunächst an diplomatische Verhandlungen mit der Kurie dachte. Im Januar 1864 ist er in der Rede, die seine berühmte Definition des Liberalismus enthält und die ihm das Ehrenbürgerrecht einer Reihe von deutschen Städten verschaffte, auf die Frage zurückgekommen, immer in lebhaft geführter Auseinandersetzung mit dem Kardinal Rauscher. Jetzt vertritt er den Standpunkt, das Konkordat habe nie zu Recht bestanden, da es von einer absolutistischen Regierung geschlossen sei, während das Manifest beim Regierungsantritt des Kaisers erklärt habe, es werde nur mehr unter Mitwirkung des Volkes regiert werden. Populärer als diese juristischen Auseinandersetzungen hat ihn das treffende Wort vom „gedruckten Canossa" gemacht, das ihm in dieser Rede gelang, und vor allem das begeisterte Eintreten für den von den Ultramontanen geschmähten Kaiser Josef. Wenige Tage nach dieser großen Schlacht liefert er den Klerikalen ein Scharmützel, indem er, wiederum auf die Fassung des Abgeordnetenhauses zurückgreifend, die „religiös-sittliche Erziehung", die der Kirche zugestanden worden war, aus dem Schulgesetze entfernen will. So tritt er 1874 ein für das Gesetzgebungsrecht des Staates auch in kirchlichen Angelegenheiten, sobald sie zugleich An-

gelegenheiten des Staates sind, 1876 für das Aufsichtsrecht des Staates über die Klöster. In all diesen Fragen ein echter Josefiner, der freilich nicht mehr die Kirche zu Staatszwecken benutzen, wohl aber den Staat und seine Bürger bewahren will vor jedem Übergriff der Kirche auf weltliches Gebiet.

Als Auersperg am 11. April 1876 seinen 70. Geburtstag feierte, da huldigten die freisinnigen Deutschen in Österreich nicht nur ihrem größten lebenden Dichter, sondern auch und vor allem einem der tapfersten und edelsten Vorkämpfer für die Rechte ihres Volkes und jedes einzelnen Bürgers. Wenn wir heute, 30 Jahre später, seinen 100. Geburtstag festlich begehen, so ist uns im Laufe der Jahre eine Seite seines Wesens besonders wertvoll geworden, die zu Auerspergs Zeiten keine so gar auffallende war: sein treuer und fester Glaube an Österreich. Möge in diesen Tagen zentrifugaler Bestrebungen und Drohungen die Überzeugung von der Möglichkeit und Notwendigkeit eines österreichischen Staates unter deutscher Führung, aber ohne Entrechtung der Nationalitäten, aus seinen Reden Nahrung und neue Kraft gewinnen!

Auerspergs Reden liegen im folgenden in einer sehr reichen Auswahl vor. Eine Gesamtausgabe hätte den Rahmen eines Bandes gesprengt und wäre bei dem oft lokal und temporal beschränkten Interesse mancher Reden nicht am Platze gewesen. Auszüge in den

Anmerkungen enthalten, was in diesen ausgeschlossenen Reden von irgend größerer Bedeutung schien. Die Adressen und Ansprachen an die Krone, in denen Auersperg im Namen einer Gesamtheit spricht und die daher meist das Resultat eines Kompromisses darstellen, bilden einen eigenen Anhang.

Der Verein und der Herausgeber sind dem krainischen Landesausschuß und der Kanzlei des Herrenhauses für überaus liberale Unterstützung verbunden. Der Herausgeber fühlt sich gedrängt, für liebenswürdige Förderung zu danken den Herren Dr. Bruno Frankl v. Hochwart, Dr. Heinrich Friedjung, Sr. Exzellenz Josef Alex. Freiherrn v. Helfert, Dr. Ivan Prijatelj und dem unermüdlichen Dr. Rudolf Payer v. Thurn.

Wien, am 29. März 1906.

Stefan Hock.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung V
Inhaltsverzeichnis XXIX
Verzeichnis der Reden und Schriften XXXI

Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) Politische Reden und Schriften.

1. An meine slowenischen Brüder! (1848) 3
2. Antwort auf das Offene Sendschreiben des Vereines „Slovenja“ in Wien (1848) 10
3. Österreichischer verstärkter Reichrat. 24. September 1860 29
4. Krainischer Landtag. 6. April 1861 46
5. „ „ 8. April 1861 48
6. Herrenhaus des Reichsrates. 27. September 1861 . . 60
7. „ „ „ 20. Februar 1862 . . . 78
8. „ „ „ 20. Juni 1862 87
9. „ „ „ 8. Juli 1862 101
10. „ „ „ 14. Juli 1862 111
11. Krainischer Landtag. 28. Januar 1863 123
12. Herrenhaus des Reichsrates. 11. November 1863 . . 141
13. „ „ „ 11. Januar 1864 . . . 145
14. „ „ „ 22. November 1864 . . 164
15. „ „ „ 11. Mai 1865 180
16. „ „ „ 23. Juni 1865 . . . 194
17. Krainischer Landtag. 11. Dezember 1865 213
18. „ „ 12. Februar 1866 245
19. „ „ 29. Dezember 1866 260
20. Herrenhaus des Reichsrates. 5. Juni 1867 269

		Seite
21.	Herrenhaus des Reichsrates. 29. November 1867	286
22.	„ „ „ 30. November 1867	292
23.	Delegation des Reichsrates. 19. Januar 1868	298
24.	Herrenhaus des Reichsrates. 20. März 1868	301
25.	„ „ „ 31. März 1868	316
26.	„ „ „ 17. März 1869	322
27.	„ „ „ 10. Mai 1869	337
28.	„ „ „ 13. Mai 1869	345
29.	„ „ „ 14. Januar 1870	350
30.	„ „ „ 7. April 1870	366
31.	„ „ „ 16. November 1870	377
32.	„ „ „ 4. Juli 1871	391
33.	„ „ „ 11. April 1874	406
34.	„ „ „ 17. Januar 1876	423

Anhang. Adreſſen und Anſprachen an die Krone.

I.	Krainiſcher Landtag. 8. April 1861	435
II.	Herrenhaus des Reichsrates. 8. Mai 1861	438
III.	„ „ „ 24. Juni 1863	443
IV.	Krainiſcher Landtag. 9. Dezember 1865	447
V.	Herrenhaus des Reichsrates. 5. Juni 1867	452
VI.	Delegation des Reichsrates. Anſprache an den Kaiſer (20. Januar 1868)	457
VII.	Herrenhaus des Reichsrates. 15. Januar 1870	458
VIII.	„ „ „ 17. November 1870	463
IX.	„ „ „ 15. Januar 1872	469
X.	„ „ „ 14. November 1873	475
Anmerkungen		481
Regiſter		529

Anton Auerspergs politische Reden und Schriften.

(Chronologisches Verzeichnis.)

Kurze, unwichtige Bemerkungen haben hier keine Aufnahme gefunden. Die in den Anmerkungen auszugsweise enthaltenen Reden sind gesperrt gedruckt, die in dieser Sammlung fehlenden überdies durch ein Sternchen (*) bezeichnet.

Seite

1844.

*1. Krainischer Landtag. Majestätsgesuch vom 9. Mai (Grundsteuer).
Abgedruckt: Die Verhältnisse des krain. Grundentlastungs-Fondes. Dargestellt vom Landesausschusse des Herzogthums Krain. November 1874. Laibach.

1848.

2. An meine slovenischen Brüder! (Beschickung des Frankfurter Parlamentes) 3
3. Antwort auf das Offene Sendschreiben des Vereines „Slovenja“ (ebenso) 10
*4. Schreiben an den krainischen Landesausschuß, 25. Juni. (Ablehnung der Wahl in den provisorischen Landtag.)
Abgedruckt: Radics, Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes. Leipzig 1879, S. 123.

1860.

5. Verstärkter Reichsrat. 24. September (Über das Majoritätsvotum) 29

1861.

6. Krainischer Landtag. 6. April (Dankadresse, Antrag) 46
7. Krainischer Landtag. 8. April (Dankadresse, Rede) . 48

Seite

8.[1]) Krainiſcher Landtag. 8. April (Dankadreſſe) . . . 435
9. Herrenhaus. 8. Mai (Adreſſe) 438
*10. Herrenhaus. 15. Juni. (Ausnahmsweiſe geſtattete Vollmachten. Berichterſtatter.)
11. Herrenhaus. 27. Auguſt (Adreſſe, die ungariſche Frage betreffend. Berichterſtatter) 487
12. Herrenhaus. 27. September (Auflöſung des Lehenbandes) 60
13. Herrenhaus. 28. September (Perſönl. Bemerkung) 490

1862.

14. Herrenhaus. 20. Februar (Preßgeſetz. Generaldebatte) 78
*15. Herrenhaus. 20. Februar (Preßgeſetz. Spezialdebatte § 5).
16. Herrenhaus. 22. Februar (Preßgeſetz. Spezialdebatte § 21) 490
*17. Herrenhaus. 22. Februar (Preßgeſetz. Spezialdebatte § 26).
*18. Herrenhaus. 8. Mai (Strafverfahren in Preßſachen. Spezialdebatte § 13).
19. Herrenhaus. 20. Juni (Erfordernis des Miniſteriums des Äußern) 87
20. Herrenhaus. 20. Juni (Konſulate) 492
*21. Herrenhaus. 21. Juni (Budget. Landesvertretung Krains).
22. Herrenhaus. 8. Juli (Erfordernis des Marineminiſteriums) 101
23. Herrenhaus. 14. Juli (Budget. Die ungariſche Frage) 111
24. Herrenhaus. 6. Auguſt (Erfordernis des Handelsminiſteriums) 493
*25. Herrenhaus. 1. Dezember (Schutz des Briefgeheimniſſes).
26. Herrenhaus. 13. Dezember (Finanzgeſetz. Bedeckung. Steuerzuſchläge) 494
*27. Herrenhaus. 15. Dezember (Bequartierungs- und Vorſpanngeſetz).

[1]) „Die Ungariſche Bewegung und unſere Pflicht. Eine dem Öſterr. Reichsrathe und ſeinen Committenten gewidmete Denkſchrift von Anaſtaſius.“ Graz, Ende April 1861 iſt nicht von Auerſperg; vgl. unten S. 487.

Seite

1863.

27. Krainiſcher Landtag. 28. Januar (Geſchäftsordnung. Stenographiſche Protokolle) 123
28. Krainiſcher Landtag. 28. Januar (Perſönliche Bemerkung) 496
*29. Krainiſcher Landtag. 13. Februar (Dienſtespragmatik § 5).
*30. Krainiſcher Landtag. 24. Februar (Grundſteuer).
*31. Krainiſcher Landtag. 9. März (Kirchenbaugeſetz § 8).
*32. Krainiſcher Landtag. 31. März (Grundſteuer. Petition. Berichterſtatter).
33. Herrenhaus. 24. Juni (Adreſſe) 443
34. Herrenhaus. 11. November (Heimatgeſetz. Spezialdebatte § 5) 141
35. Herrenhaus. 12. November (Notſtand in Ungarn. Berichterſtatter) 497

1864.

36. Herrenhaus. 7. Januar (Bemerkung) 498
*37. Herrenhaus. 8. Januar (Erfordernis des Finanzminiſteriums ꝛc. Berichterſtatter).
38. Herrenhaus. 8. Januar (Parlamentsgebäude) . . 498
*39. Herrenhaus. 9. Januar (Budget-Erfordernis. Staatsgüter. Berichterſtatter).
40. Herrenhaus. 11. Januar (Erfordernis des Juſtizminiſteriums) 145
41. Herrenhaus. 14. Januar (Budget. Bedeckung. Direkte Steuern) 501
*42. Herrenhaus. 15. Januar (Budget. Bedeckung. Staatsgüter. Berichterſtatter).
*43. Krainiſcher Landtag. 14. März (Grundentlaſtungsfond).
44. Krainiſcher Landtag. 17. März (Gemeindeordnung) 502
*45. Krainiſcher Landtag. 6. April (Grundſteuererleichterung. Berichterſtatter).

Seite

*46. Krainiſcher Landtag. 6. April (Grundſteuererleichterung. Schlußwort).
47. Herrenhaus. 22. November (Adreßdebatte) 161

1865.

48. Herrenhaus. 11. Mai (Eiſenbahnbeſteuerung) 180
*49. Herrenhaus. 21. Juni (Siebenbürgiſche Bahnen).
50. Herrenhaus. 23. Juni (Finanzgeſetz) 194
51. Herrenhaus. 23. Juni (Perſönliche Bemerkung) . 505
*52. Herrenhaus. 28. Juni (Budget. Finanzverwaltung. Berichterſtatter).
*53. Herrenhaus. 1. Juli (Budget. Handelsminiſterium. Berichterſtatter).
54. Krainiſcher Landtag. 9. Dezember (Adreſſe. Proteſt gegen die Siſtierung) 417, 507
55. Krainiſcher Landtag. 11. Dezember (Adreßdebatte) . 213

1866.

56. Krainiſcher Landtag. 12. Februar (Unterrichtsſprache) 245
57. Krainiſcher Landtag. 12. Februar (Perſönliche Bemerkung) 511
*58. Krainiſcher Landtag. 28. Dezember (Grundſteuer).
59. Krainiſcher Landtag. 29. Dezember (Schlußrede) . 260

1867.

60. Herrenhaus. 3. Juni (Adreſſe) 452
61. Herrenhaus. 5. Juni (Adreßdebatte) 269
62. Herrenhaus. 29. November (Abänderung des Grundgeſetzes über die Reichsvertretung. Berichterſtatter) . 286
63. Herrenhaus. 30. November (Abänderung des Grundgeſetzes über die Reichsvertretung. Spezialdebatte § 11, lit. i) 292
64. Herrenhaus. 13. Dezember (Abänderung des Grundgeſetzes über die Reichsvertretung. Entwurf des Abgeordnetenhauſes) 515
65. Herrenhaus. 19. Dezember (Abänderung des Grundgeſetzes über die Reichsvertretung. Zeitpunkt des Wirkſamwerdens) 515

Seite

1868.

66. Delegation des Reichsrates. 19. Januar (Präsidentenrede) 298
67. Delegation des Reichsrates. 20. Januar (Ansprache an den Kaiser) 457
68. Herrenhaus. 20. März (Ehegesetz) 301
69. Herrenhaus. 31. März (Das Verhältnis der Schule zur Kirche. Spezialdebatte § 2, alinea 1) 316
70. Herrenhaus. 19. Juni (Umwandlung der Schuldtitel der bisherigen allgem. Staatsschuld) 518

1869.

*71. Herrenhaus. 29. Januar (Haftpflicht der Eisenbahnen).
*72. Herrenhaus. 1. Februar (Haftpflicht der Eisenbahnen).
73. Herrenhaus. 17. März (Eisenbahnbesteuerung) . . . 322
74. Herrenhaus. 10. Mai (Volksschulgesetz) 337
75. Herrenhaus. 13. Mai (Titel des Reichsgesetzblattes) . 345

1870.

76. Herrenhaus. 14. Januar (Adresse) 458
77. Herrenhaus. 14. Januar (Adreßdebatte) 350
78. Herrenhaus. 7. April (Budget. Dispositionsfond) . . 366
79. Herrenhaus. 16. November (Adresse) 463
80. Herrenhaus. 16. November (Adreßdebatte) 377
81. Herrenhaus. 17. November (Adresse. Spezialdeb.) 524

1871.

82. Herrenhaus. 4. Juli (Budget) 391

1872.

83. Herrenhaus 15. Januar (Adresse) 469

1873.

84. Herrenhaus. 14. November (Adresse) 475

1874.

85. Herrenhaus. 11. April (Kirchengesetz) 406

1876.

86. Herrenhaus. 17. Januar (Klostergesetz) 123

Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) Politische Reden und Schriften.

I. An meine slowenischen Brüder!

Ein Wort zur Verständigung gelegenheitlich des vom Vereine „Slovenja“ in Wien ergangenen Aufrufes (1848).

Slowenische Brüder! Ihr habt den Aufruf vernommen, welchen ein Verein patriotischer Männer, der unter dem Namen „Slovenja“ in Wien zusammengetreten ist, an euch gerichtet hat. Dieser Aufruf ermahnet euch, „jede Wahl von Volksvertretern für das deutsche Parlament zu Frankfurt abzulehnen, gegen die von den Behörden zu diesem Zwecke an euch ergehende Aufforderung zu protestieren und auf die ämtliche Protokollierung des Protestes zu dringen.“

Hört nun auch eine Gegenstimme aus einem nicht minder patriotischen Herzen. Patriotismus aber sichert nicht vor möglichem Irrtum und einseitiger Auffassung des Standpunktes. Darum hört diese und andere Stimmen, die sich noch erheben sollten, prüfet alle und dann entscheidet.

Man sagt euch in jenem Aufrufe, Deutschland wolle unter der Maske der Verbrüderung dem erwachenden Österreich den Todesstoß versetzen! — Verlangt

doch von jenen, die dieſe Anſchuldigung einem der edelſten Völker Europas ins Angeſicht ſchleudern, die Beweiſe dafür!

Man ſagt euch, das Wahlgeſetz rede nur von Deutſchen, welche zur Volksvertretung wählbar ſind. — Leſet doch ſelbſt die vom Fünfzigerausſchuſſe in Frankfurt unterm 3. April d. J. ausgegangene Bekanntmachung der Beſchlüſſe des Vorparlaments, leſet den damit übereinſtimmenden Erlaß unſers Miniſters des Innern vom 15. d. M., Z. 785, worin ausdrücklich beſtimmt wird, daß jeder ſelbſtändige, volljährige Staatsangehörige als wählbar und wahlberechtigt zu betrachten ſei. Der Ausdruck „Staatsangehörige" beſeitigt jeden Zweifel über die Gleichberechtigung aller in deutſchen Bundeslanden wohnenden Volksſtämme.

Man ſagt euch ferner, der deutſche Bund gedenke euch keine Garantie für eure Nationalität zu gewähren. — Welche andere, welche beſſere Garantien für die Entwickelung eurer Nationalität wollt ihr und könnt ihr wollen als die Freiheit! Unſer Anſchluß an den deutſchen Bund iſt ein Anſchluß an einen Bund der Gegenſeitigkeit und Brüderlichkeit, an einen Bund der Gleichberechtigung, der Humanität und der Freiheit. Nicht unter der deutſchen Nationalität beſteht die eure, ſondern gleichberechtigt neben jener. Alle Grundrechte und Forderungen des deutſchen Volkes werden auch im gleichen Maße für euch errungen. In dieſem Sinne

haben öſterreichiſche Abgeordnete bereits zu Frankfurt im Fünfzigerausſchuß geſprochen, aus freiem Antriebe, ohne euer Mandat, weil ſie euer gutes Recht, wie das eigene, warm im Herzen tragen. In dieſem Sinne hat aber auch Vorparlament und Fünfzigerausſchuß eure Stellung im deutſchen Bunde aufgefaßt, wie ihr aus den offiziellen Berichten ſeiner Beſchlüſſe erſehen und einem Augenzeugen glauben mögt.

Man lenkt eure Blicke auf den Heldenkampf deutſcher Brüder in Schleswig-Holſtein, um euch ein Beiſpiel deutſcher Lethargie anzuführen! — Wohlan, blickt immerhin auf jenen blutigen Kampfplatz, aber mit ſchärferem, gerechterem Auge! Dann werdet ihr euch mit uns überzeugen, daß die unleugbar ſtattgefundenen, beklagenswerten Verſäumniſſe nicht dem neu erſtandenen Deutſchland zur Laſt fallen, ſondern, daß ſie ein böſer Nachlaß der alten böſen Zeit, eine Nachwirkung, ein letztes Todeszucken des alten geſtürzten Syſtems ſind. Eben weil Deutſchland ſeine frühere Schwäche und Zerriſſenheit erkannte, raffte es ſich empor und ringt freudig danach, ſich durch Einigung neu zu kräftigen. Ihr aber werdet den Erwecker von dem Schläfer zu unterſcheiden wiſſen.

Man fordert euch auf — und mit vollem Recht — treu an Öſterreich zu halten; zugleich aber beſchwört man euch, dieſes Öſterreich bei dem erſten entſcheidenden Schritte, den es tut, zu verlaſſen und zu

verleugnen. Öſterreich ſchließt ſich an Deutſchland an, ihr ſollt euch von Deutſchland losſagen, Öſterreich ſchickt Volksvertreter nach Frankfurt, ihr ſollt gegen eine ſolche Volksvertretung proteſtieren und doch ſollt ihr dabei immer treu an Öſterreich halten! Welche Widerſprüche!

Man verweiſt euch auf die Lehre der Geſchichte. Ja, prüfet nur jene inhaltsſchwere Blätter, ſie werden euch in Erinnerung bringen, wie in den alten Tagen der Kraft im Glanzpunkte eurer Geſchichte eure Väter treu zu den Deutſchen und das deutſche Volk treu zu eurem Volke ſtand in Not und Gefahr, zu gemeinſamem Kampfe gegen den damaligen Erbfeind! Sie werden euch aber auch wiederholen, was ihr noch nicht vergeſſen haben könnt, wie in den ſpäteren Tagen unſerer gemeinſamen Schmach das nun geſtürzte Regierungsſyſtem die verſchiedenen Volksſtämme zu trennen wußte, auf daß es die Vereinzelten beſſer zu knechten vermöge. Ahnt ihr nicht, daß ihr durch die euch zugemutete Trennung von Deutſchland unwillkürlich ganz im Sinne und Plane und gleichſam unter dem Einfluſſe jenes verhaßten Syſtems handeln würdet?

Slowenische Brüder! nun Hand aufs Herz zur redlichen, offenen Beantwortung einer Frage! Eure Trennung von Deutſchland wäre auch Trennung von Öſterreich: ſeid ihr aber gerüſtet und vorbereitet, ſeid ihr einig genug, euren Landen eine ſelbſtändige

ſlowenisch-nationelle Verwaltung zu geben und zu erhalten? Wahrlich in diesem Augenblicke seid ihr es nicht (die Geschicke eurer Zukunft liegen noch verhüllt in Gottes und eurer Hand), ihr habt jetzt nur die Wahl des Anschlusses an befreundete, verbrüderte Stämme. Wollt ihr nicht mit Österreich zu Deutschland halten, so bedenkt, daß jeder Schritt, mit dem ihr euch von Deutschland entfernt, euch mittelbar immer näher zu Rußland führt. Könnt ihr dieses wollen?

Slowenische Brüder! Das im Mai zu Frankfurt am Main zusammentretende Volksparlament ist eine konstituierende Nationalversammlung; seine Aufgabe ist die Beratschlagung und Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands! Da ihr in einer Bevölkerung von mehr als einer Million Seelen Landesteile bewohnt, die zum deutschen Bunde gerechnet werden, seid ihr berechtiget, beiläufig 20 Deputierte eurer Wahl nach Frankfurt zu schicken. Wollt ihr nun auf diese eure angestammte Stellung zu Deutschland, auf dieses euer Recht blindlings verzichten, wollt ihr freiwillig der dargebotenen Gelegenheit aus dem Wege gehen, auch euererseits mitwirken zu können, daß die zu schaffende Verfassung auch eurer nationellen Entwicklung zum Schutze und Schirme werde? Wenn ihr wirklich die Existenz des österreichischen Kaiserstaates, die Souveränitätsrechte unseres Monarchen, die heiligsten Interessen eurer Nation bedroht glaubt, wohlan, im

Parlament zu Frankfurt iſt ein würdiger Kampfplatz, dieſe heiligen Güter zu verteidigen. Dort wird zu beraten ſein, ob Öſterreich als Teil eines „Bundesſtaates“ in Deutſchland aufzugehen, ob es im innigen Anſchluß an einen „Staatenbund“ ſeine Selbſtändigkeit zu bewahren habe? Öſterreichs Miniſterium hat ſich in dieſer Frage bereits ausgeſprochen. Öſterreichiſche Abgeordnete — wenn auch nicht alle, ſo doch gewiß viele — werden dort für die euch als gefährdet geſchilderten Güter kämpfen. Wollt ihr durch euer Wegbleiben die Zahl jener Kämpfer für eine gemeinſame, für eure Sache ſchwächen und vermindern, den Kampf erfolglos machen? Werdet ihr das Recht haben, über eine Niederlage zu klagen, wenn ihr euch am Gefechte ſelbſt nur als ferne Zuſchauer beteiligt, während euer Einſchreiten vielleicht den Sieg eures Banners herbeiführen konnte?

Sollte aber — was Gott verhüte! — im Parlament zu Frankfurt eurer Nationalität Unrecht und Ungebühr zugemutet werden, dann iſt dort erſt der rechte Platz, der feierliche Moment, euern Proteſt angeſichts Europas auszuſprechen und auf deſſen Protokollierung zu dringen, ja ſogar, wenn ihr wollt, euren Austritt mit Würde und Nachdruck zu bewerkſtelligen.

Öſterreichs Anſchluß an Deutſchland iſt unabweisbar, iſt feierlich ausgeſprochen. Damit aber das Gewicht ſeines Beitrittes entſcheidend in die Wage der

Geschicke falle, muß es in seiner ganzen Macht und Stärke, mit dem ganzen ungeschwächten Reichtum seiner Volkskraft beitreten. Darum haltet bei diesem Schritte fest an Österreich, das ihr ja erhalten und verherrlichen wollt, und tretet vereint mit allen euren österreichischen Brüdern in den Rat der deutschen Völker; entsendet Erkorene eurer Wahl, eure freisinnigsten, unabhängigsten, vaterlandsliebenden und erleuchteten Männer zu dem großen Tage nach Frankfurt! Möge ihr Wirken zum dauernden Heile der Nation, ihnen selbst zum unvergänglichen Ruhme gedeihen!

Und so grüßt auch diese Ansprache euch zum Schlusse mit dem herzlichen Rufe:

Hoch die Slowenen und die übrigen österreichischen Brüder! Hoch unser Ferdinand! Hoch unser konstitutionelles Österreich!

Aber sie fügt noch bei:

Österreich im innigen Bunde mit dem einigen Deutschland!

Laibach, am 26. April 1848.

2. Antwort auf das Offene Sendschreiben des Vereines „Slovenja“ in Wien (1848).

Hochverehrte Herren und Landsleute! Sie haben aus Anlaß der vermittelnden Worte, welche ich über die Frage der Beschickung des deutschen Parlamentes an meine slowenischen Brüder gerichtet habe, ein offenes Sendschreiben mit dem Datum Wien, 30. April 1848 erlassen, dessen Bedeutsamkeit ich nicht verkenne; Sie haben dieses Schreiben mit liebevollen Worten der Anerkennung, die mein Herz rühren und erheben, zunächst an mich, den einzelnen, gerichtet, eine persönliche Auszeichnung, für die ich Ihnen meinen wärmsten Dank aussprechen, die ich aber im Interesse der Sache selbst insoferne bedauern muß, als dadurch zunächst mir, dem in publizistischer Polemik Ungeübten die Aufgabe zugewiesen wird, [illegible] Standpunkt, welchen so manche des Wortes mächtigere Männer des slowenischen Stammes mit mir teilen, ihnen gegenüber zu vertreten.

Erlauben Sie, meine Herren, vorerst eine kurze Wiederholung der Sachlage. Ein im Namen von 500 (?)

Deputierten aus Kroatien, Slawonien, Dalmatien und im Namen der Deputation von Böhmen gemeinschaftlich unter dem Datum Wien, den 5. April 1848 ausgefertigter Aufruf dieser „slawischen Deputationen in Wien an ihre Brüder, die Slowenen in Krain, Küstenland, Steiermark und Kärnten“ hatte meines Wissens zuerst die Idee eines neu zu schaffenden Reiches mit selbständiger, ebenfalls neu zu gestaltender politischer Abgrenzung unter dem Namen „Slovenia“ ausgesprochen und zur Gründung desselben aufgefordert. Ob und inwieferne der später entstandene Verein „Slovenja“ sich unter dem Einflusse dieses Aufrufes und zur Verwirklichung desselben konstituiert habe, kann ich ob Mangels näherer Daten nicht beurteilen. Genug, das erste mir bekannte Lebenszeichen Ihres Vereines schien mir ganz im Sinne jener Aufforderung; Sie erließen nämlich kurz nach der Veröffentlichung der mittlerweile erflossenen ablehnenden Antwort Palackys an den Fünfzigerausschuß Ihren Aufruf an das „slowenische Volk“ (auch unter der Variante: „An die treuen Bürger Laibachs“), worin die Slowenen zum Abfalle von der deutschen Sache, zur Ablehnung der Wahlen für Frankfurt ermahnt wurden. In jedem Konflikte slawischer und deutscher Interessen innerhalb der zum deutschen Bunde gerechneten Länder unserer Monarchie ersehe ich um eine große Gefahr mehr für Gesamt-Österreich, die größte, drohendste Gefahr aber für die Slawen selbst,

insbesondere für mein Heimatland Krain. Diese Gefahr gab mir damals das Recht und den Mut, Ihrem Aufruf gegenüber offen meine Gegenstimme zu erheben, meine in Frankfurt selbst geschöpfte Überzeugung von dem Gegenteile Ihrer ausgesprochenen Befürchtungen legte mir zugleich die Pflicht auf, jenes Wort zur Verständigung zu sprechen. Mein nächster Zweck war die Lösung der Wahlfrage im deutschen, im österreichischen Sinne durch Vornahme der ausgeschriebenen Wahlen, Ihr nächster Zweck die Ablehnung solcher Wahlen.

Während ich dieses schreibe, dürfte die Stimme des slowenischen Volkes im allgemeinen sowohl, als in den einzelnen Wahlbezirken über unsere diesfällige Meinungsverschiedenheit bereits entschieden haben: die Wahlen sind entweder vorgenommen oder abgelehnt worden. Zwecklos wäre es daher, die Gegenschriften über diese Frage in dem Augenblicke noch durch neue zu vermehren, wo die bereits gewechselten füglich zu den Akten gelegt werden müssen.

Die faktische Erledigung der Streitfrage kann und soll mich keineswegs jener Verantwortlichkeit entheben, die ich gegen Sie, meine Herren, denen ich mit ehrlichem Freimut entgegengetreten bin, und gegen jene meiner Landsleute, welche meine Worte etwa beherziget haben, offen anerkenne: ja, ich erachte es als meine Pflicht, über den Standpunkt, von dem ich ausgegangen, um so bereitwilliger Rede zu stehen, als er mir auch für

die Zukunft Halt und Richtung bezeichnen und mich rechtfertigen wird, wenn Ihre Bahnen — gewiß zu meinem innigen Leide — nicht zugleich auch die meinigen sein sollten. Ich übe damit auch die weitere Pflicht, die Fragen, welche Sie mir in Ihrem Sendschreiben stellen, nicht unbeantwortet zu lassen und gleichzeitig über jene Punkte, wo Sie es zu verlangen scheinen, mein Glaubensbekenntnis ohne Rückhalt auszusprechen. Zu diesem Zwecke erlaube ich mir in Übereinstimmung mit der Gedankenfolge Ihres Sendschreibens auch meine Anknüpfungspunkte zu suchen. Und somit heraus mit der Sprache, offen und ehrlich und wahr, wenn sie auch nicht süß zu Ohren klingt!

Sie behaupten, meine Herren, ich suche Österreichs Größe und Macht außer Österreich! Sie behaupten zum Teile recht! Ja, die alte Macht und politische Größe Österreichs (wie Sie diese zu verstehen scheinen) suche ich allerdings außer Österreich, nämlich bereits in der Geschichte der Vergangenheit! Sie ist gefallen mit jenen Männern, durch jene Männer, welche Österreichs Völker wie ein dürres, lebloses Rutenbündel zur Züchtigung für andere zusammengeschnürt hielten, statt sie als frische, lebendige Zweige eines großen Baumes an der freien Gottesluft freudig sprießen zu lassen; das Band zerbarst, und das Bündel zerfällt; Österreichs alte Macht ist zerfallen und zerfällt noch immer. Nicht Österreichs Größe, nein, Österreichs Rettung suche ich

in und außer Österreich, in und mit Deutschland, Rettung jener Teile, die noch für Österreich zu retten sind, und als einziges Rettungsmittel deren kompakten Anschluß an das große, verbrüderte Deutschland! Seit Ungarn sich ungroßmütig im Moment der dringendsten Gefahr von den Erblanden losriß, seit die Überzeugung gewonnen werden mußte, daß, wie auch das Waffenglück sich wende, die Lombardie sowie Galizien auf die Dauer für Österreich unhaltbar sei, kenne ich keinen andern Weg, den noch erübrigenden schönen Länderrest vereint als ein großes, noch immer mächtiges Ganzes zu erhalten, als den gemeinsamen Anschluß an Deutschland. Da genügt kein kühler, freundnachbarlicher Verkehr, kein eigennütziges Schutz- und Trutzbündnis, keine gelegenheitlich-bequeme Aneignung der Segnungen deutscher Intelligenz, da genügt nur die feste staatliche Einigung, da heißt es nur: Gar nicht oder ganz! Dieser Weg aber ist für die Mehrzahl der Österreicher nicht allein der eigensüchtige Weg zur Rettung, er ist auch gottlob zugleich der schönere Weg aufopferungsfähiger Liebe, die dem Zuge des Herzens folgt.

Sie fragen auch mich: Staatenbund oder Bundesstaat? Ich möchte fast beklagen, daß diese beiden Bezeichnungen jetzt schon die trennenden Feldrufe streitender Parteien geworden sind, daß sie einen erbitterten Vorpostenkampf an vereinzelten Wahlorten entzündet haben, statt die Entscheidung den sichreren und ge-

regelteren Gesamtwaffen der parlamentarischen Debatte zu Frankfurt anheimzustellen. Ich kann mir gar wohl einen Bundesstaat denken, der an denselben Grundgebrechen leidet, an denen der bisherige deutsche Staatenbund hinsiechte, während andererseits ein Staatenbund, ausgestattet mit allen wünschenswerten Gewährleistungen für die politische Kräftigung und Einigung Deutschlands, ebenso denkbar ist. Nicht in Deutschlands bisheriger Verfassung als Staatenbund lag der Grund seiner politischen Zerrissenheit und Ohnmacht, sondern in der Nichtteilnahme der Völker an jener Verfassung, wodurch deren ungestrafte Nichtbeachtung und die willkürliche Lösung des ohnedies locker geschlungenen Einheitsbandes von Seite der fürstlichen Bundesglieder, die eben nur für verbindlich hielten, was ihnen genehm war, möglichst erleichtert wurde. Österreich selbst hat immer mit großer Vorliebe jene Bundesbeschlüsse, die eine Beschränkung der Staatsbürgerrechte, eine Hemmung des geistigen Verkehrs zur Aufgabe hatten, zur öffentlichen Kunde gebracht, dagegen jene seltenen Beschlüsse, welche bezügliche Erleichterungen und Zugeständnisse brachten, ohne Folgewirkung für seine Untertanen in dem Verliese seiner Archive bestattet. Nach dem gegenwärtigen Stande der Erörterungen bezeichnen mir die Schlagworte „Bundesstaat“ oder „Staatenbund“ nur einen höheren oder minderen Grad unseres Anschlusses an Deutschland. Obschon ich nur

in dem innigst-möglichen Anschlusse die Rettung und Kräftigung Österreichs erblicken kann und darum mit Vorliebe jener Meinung, welche Deutschland als Bundesstaat konstituiert wissen will, um so unbedenklicher beipflichten möchte, als ich auch im Bundesstaat die Entwicklung aller Nationalitäten durch den Grundsatz der Gleichberechtigung gesichert glaube, so wollte ich doch bei dem Mangel positiver Anhaltspunkte, durch eine voreilige Ausrufung eines Schlagwortes nicht gebunden und an der Möglichkeit gehindert sein, meine Ansicht durch die weitere Darlegung und Debatte zu berichtigen und festzustellen; könnten Sie, meine Herren, mir jetzt schon mit der offiziellen Bestimmtheit, wie dies im Parlamente zu Frankfurt geschehen wird, die Grundbedingungen der einen oder der andern Art der staatlichen Vereinigung Deutschlands und die hiezu unabweislich geforderten Vereinbarungen aufzählen, so würde auch ich Ihnen jetzt schon eine bestimmte Erklärung abzugeben wissen. Die bisher publizierten Verfassungsentwürfe, die Dahlmannschen inbegriffen, sind eben nur Entwürfe, und es kann nicht einmal mit Verläßlichkeit angegeben werden, ob einer davon als Grundlage der Beratungen vom Parlamente angenommen werden wird. Daß die jedenfalls zu gewärtigende freie Gemeindeverfassung auch im Bundesstaat die echte Wiege der nationalen Wiedergeburt, die treue Pflanzschule nationaler Fortbildung für Haus und Schule, für Amt

und öffentliches Leben werden kann, lassen Sie mir wohl unbestritten. Nicht der Österreicher allein, auch Sachse und Schwabe, Hesse und Preuße haben einen Schatz an Volksleben, Volkssitten und Rechtsgewohnheiten, haben das eigentümliche Gepräge ihres Stammes und eigene Landesinteressen zu wahren; an ihnen werden die Österreicher die treuen Kampfgenossen für jene echten und unvertilgbaren Sonderinteressen finden, welche unabweisbar in dem tiefinnersten Leben der Völker wurzeln, sie werden nicht zu befürchten haben, dieselben durch Übermacht einer Stimmenmajorität erdrückt und dem gänzlichen Auf- (oder wie Sie interpretieren) dem Untergehen im allgemeinen Deutschtume preisgegeben zu sehen. Ich danke Ihnen für die glückliche Beseitigung jenes oft wiederholten Wortes, es ist der neueren königlich preußischen Terminologie entnommen, welche selbst in Berlin wenig Glück gemacht und nur zu „Mißverständnissen" geführt hat.

Ihre nächste Frage betrifft die tatsächliche Anerkennung der Kompetenz des Volkstages durch Beschickung desselben. Nach meiner Ansicht erklärt jedes Volk, welches die konstituierende Versammlung in Frankfurt beschickt, dadurch zunächst seine Bereitwilligkeit zur Vereinigung mit den übrigen Völkern Deutschlands, es anerkennt die Kompetenz der konstituierenden Versammlung zur Beratung und Beschlußfassung über die Grundlagen, auf welchen diese Vereinigung vertrags-

weise bewerkstelliget werden soll, es vindiziert sich aber auch dadurch das Recht der Mitwirkung und allfälligen Einsprache; kurz es begibt sich in das Verhältnis eines Individuums, das einem Gesellschaftsvertrage beitreten will. Die Mitberatung der Grundbedingungen verpflichtet nicht zur unbedingten Annahme. Sind diese Grundbedingungen aber durch die Majorität festgestellt, dann steht es dem einzelnen allerdings nicht mehr zu, Amendements vorzubringen und an den einzelnen Punkten zu mäkeln, doch steht ihm noch immer das Recht offen, den Beitritt zu dem ganzen Vertrage abzulehnen. Ist er aber einmal definitiv beigetreten, dann hat er sich allerdings den aus den organischen Gesellschaftsstatuten hervorgehenden Beschlüssen unbedingt zu fügen. In dieser Auffassung glaube ich den Unterschied zwischen der nächsten konstituierenden Versammlung und dem späteren, aus dessen Beschlüssen hervorgehenden Parlamente nicht ganz unrichtig bezeichnet zu haben.

Sie fürchten die Unterordnung des österreichischen Reichstages unter das deutsche Parlament. Da hiebei nur von einer relativen Unterordnung innerhalb bestimmter Geschäftssphären die Rede sein kann, so sähe ich darin nur eine schöne, naturgemäße Gliederung, und zwar um so mehr, als unser Reichstag nach dem Wegbleiben Galiziens (das bereits protestiert hat) und des lombardisch-venezianischen Königreiches (das, selbst

wiedergewonnen, kaum beitreten könnte) nur aus Vertretern österreichisch-deutscher Bundeslande zu bestehen hätte.

Sie fürchten die Einschränkung der souveränen Gewalt unsers Kaisers. Hat der Kaiser nicht selbst durch Erteilung der Konstitution seine absolute Herrschergewalt dem Volke zum Opfer gebracht, wird er fernere Zugeständnisse fürchten, wenn sie für das Volkswohl unumgänglich nötig sind? Aber auch die Völker werden, schon aus Selbstachtung, die Würde ihrer Fürsten zu achten wissen. Sie, meine Herren, fürchten, daß Österreichs Kaiser seine Verhaltungsbefehle von Frankfurt einzuholen haben werde. Haben Österreichs Kaiser und Österreichs Volk Verhaltungsbefehle einzuholen, so werden nach meiner Meinung beide, darunter auch der Kern unserer slowenischen Brüder, es vorziehen, solche Befehle von Frankfurt zu erhalten, als von Prag oder Agram (wozu es allen Anschein hat), und in letzter Instanz endlich von — St. Petersburg. Sie besorgen die eventuelle Möglichkeit einer Bundesexekution gegen Österreichs Kaiser. Ich sehe darin kein so großes Unglück. Ist Deutschlands grundgesetzliche Vereinigung einmal geschaffen, dann muß sie auch von jedermann geachtet werden, dann steht das allgemeine Recht höher, als die besonderen Wünsche einzelner Fürsten oder Völker. Hätte der alte Bundestag durch das gelindere Mittel der Exekution

widerstrebende Fürsten, darunter die höchstseligen Majestäten von Österreich und Preußen, an ihre Bundes- und Herrscherpflichten, an die Erfüllung ihrer Versprechungen gemahnt, so wäre deren Erben das schärfere Mittel der Mahnung durch Revolutionen vielleicht erspart worden. Ich kann eine Bundesexekution zu rechter Zeit nur für ein geringeres Unglück halten, als eine Revolution zu ungelegener Zeit. Ich kann es nur für eine Bürgschaft der allgemeinen Rechtssicherheit und Wohlfahrt ansehen, wenn die gewaltige Germania mit sicherem Arme über Fürsten und Völker das Schwert der Gerechtigkeit erhoben hält, dessen Inschrift unermüdet mahnen soll: Discite justitiam!

Sie tadeln, nach meinem Gefühle mit Unrecht, die im deutschen Vorparlamente laut gewordene Stimme, Österreich solle Galizien von seinem Staatenkörper ablösen, um ein polnisches Reich zu stiften. Ich dagegen halte es für eine unabweisbare moralische Sühne, welche das freie Österreich sich selbst und den Polen schuldet, daß vorläufig wenigstens im Prinzip die Idee der Wiederherstellung Polens, der einstigen Rückgabe eines widerrechtlich erworbenen Besitzes, ausgesprochen und festgestellt werde. Daß die augenblickliche Wiederherstellung Polens bei der gegenwärtigen Stellung Rußlands sowohl, als bei den inneren sozialen Wirren Galiziens unausführbar ist, leuchtet jedem von selbst ein. Wird aber jene Idee von Seite der Regierung

redlich und fest im Auge behalten, so wird sie auch den richtigen Weg andeuten, welchen Österreich bei der ferneren Administration Galiziens einzuhalten hat, und wird über viele Schwierigkeiten hinweg helfen.

Sie, meine Herren, sehen in der Erhebung der Lombardie zunächst die Eitelkeit einer malkontenten Fraktion jenes Landes; ich sehe darin eine größere weltgeschichtliche Bedeutung, nämlich die Wiederkehr desselben Ringens eines großen Volkes nach Einheit und Selbständigkeit, zu welchem sich Deutschland in dem Freiheitskriege gegen Napoleon erhob, und welches jetzt auf parlamentarischem Boden seine friedliche Lösung finden soll. Ich kann dort nicht unbedingt verdammen, was mich in der Heimat begeistert. Diese Anschauung hindert mich keineswegs, den Verrat und dessen unwürdige Mittel zu verabscheuen und zu brandmarken, unser braves, tapferes Heer dagegen mit allen Sympathien meines Herzens und mit dem Wunsche zu begleiten, daß ein siegreiches Schwert in ihrem Arme unseren edelmütigen Friedensvorschlägen den nötigen Nachdruck zu geben vermöchte.

Sie fragen ferner, ob es nicht im Grunde zu besorgen sei, daß man in Frankfurt ehestens beschließen werde, Österreich müsse sein Galizien und das lombardisch-venezianische Königreich aufgeben? Nicht wahrscheinlich; denn die deutsche konstituierende Versammlung kennt gar wohl die Grenzen ihrer Kompetenz, und

wird rücksichtlich der außerdeutschen Lande Österreichs sich auf Sympathien und Wünsche zu beschränken wissen.

Nicht in Deutschland *allein*, wohl aber *vorzugsweise* in Deutschland finde ich Sicherheit für unsere Humanität und Freiheit. Ein Irrtum scheint mir Ihr Ausspruch, daß wir die politische Freiheit in Österreich ohne Beihilfe Deutschlands errungen haben. Ich zweifle sehr, ob ohne Deutschlands intellektuelle und sittliche Beihilfe, ohne das vorausgegangene Beispiel unserer deutschen Brüder jene große Errungenschaft bereits unser wäre, ja nicht den Deutschen allein, auch den Franzosen und Italienern haben wir dafür Dank zu sagen. Muß dieses Zugeständnis meinem vaterlandliebenden Herzen auch wehe tun, so findet dieses doch darin Trost, in dem Gange der Geschicke nur das Walten eines höheren weltbezwingenden Geistes der Freiheit und Humanität zu ahnen, an dessen Rollenverteilung die einzelnen Nationalitäten, oft willenlos, gebunden sind.

Sie, meine Herren, fürchten die Germanisierungsversuche der Deutschen für unser slovenisches Volk: ich nicht. Das neuere Deutschland hat nirgends mit Waffengewalt, sondern überall nur durch geistige und sittliche Kraft germanisiert. Diesen ehrenvollen Wettkampf sollten wir eher suchen als fliehen — er wäre gewinnbringend für Sieger und Besiegte. Sie erwähnen

germaniſcher Philoſophenträume; ſoll ich dieſe durch ſlawiſche Hiſtorikerträume aufwiegen und daran erinnern, daß wir, bevor wir die künftige Hauptſtadt des großen Donaureiches ausmitteln, nach altem Nürnbergerbrauch doch zuerſt das geträumte große Donaureich ſelbſt unſer nennen müſſen?

Sie ſelbſt bezeichnen die von Ihnen angeführten Nachteile unſerer Vereinigung mit Deutſchland als eine Reihe von Möglichkeiten, die ins Unendliche fortzuſetzen wären. Soll ich dagegen in einer noch längeren Reihe von Möglichkeiten die Vorteile dieſer Vereinigung entgegenſtellen? Ich müßte fürchten, ihre Geduld zu ermüden und doch meinen Zweck nicht zu erreichen.

Sollten die Nachteile, die aus Ihrem Proteſte gegen die Beſchickung des Frankfurter Volkstages durch öſterreichiſche Deputierte, falls ihm Folge gegeben würde, für Öſterreich, aber zumeiſt für die Slawen ſelbſt entſtehen könnten, Ihnen wirklich ſo unbegreiflich ſein? Sollten Sie nicht vorherſehen, daß dieſer erſte Abfall der Slawen von ihren deutſchen Brüdern in Tirol, im Erzherzogtume Öſterreich und Salzburg, in Steiermark, Kärnten und ſelbſt in Böhmen, welche ſich freudig und feſt an Deutſchland ſchließen, einen immer größer werdenden Riß durch die öſterreichiſchen Bundeslande zur Folge haben muß, zuerſt eine Spaltung dieſer Geſamtlande in zwei große Hälften (deutſch und nichtdeutſch), dann die weitere Zerklüftung der einzelnen

Landesteile in ihrem Innern nach dem Mischungsverhältnisse der Bevölkerungen? daß die slawischen Länder selbst aber allmählich in Landesatome zerfallen müssen, da sie außer ihrer antigermanischen Gesinnung durch kein einheitliches Band, nicht einmal durch die gegenseitige Verständlichkeit ihrer Sprachidiome zusammengehalten sind? Werden im Gegenteile, wenn die österreichischen Bundeslande als ein vereintes, kompaktes Ganzes zu Deutschland treten, die durch die neuesten politischen Ereignisse von der Gesamtmonarchie sich abtrennenden Teile (Ungarn, Galizien, Lombardei-Venedig) sich nicht eher an den treugebliebenen großen Kern der Monarchie anschließen wollen, als an jene Atome?

Wenn Sie, meine Herren, in der besprochenen Anschlußfrage das Kaisertum Österreich so scharf und nachdrücklich von dem gleichnamigen Erzherzogtume unterscheiden, so scheinen Sie die Tatsache vergessen zu wollen, daß unser Monarch diesen Unterschied nicht gemacht und nicht als Erzherzog von Österreich, sondern als Kaiser von Österreich die deutsche Einheitsfahne feierlich ergriffen und vor seinen Völkern geschwungen hat. Sie werden diesen Akt des konstitutionellen Kaisers, dessen Würde und Ansehen wir übereinstimmend gewahrt wissen wollen, doch nicht als bedeutungs- und folgenlose Zeremonie erklären? Es liegen daher allerdings in Ihrem Aufrufe jene Widersprüche, deren ich

ihn zeihen mußte, nämlich die Erklärung, treu an Österreich und seinem Kaiser halten zu wollen, begleitet von der gleichzeitigen Aufforderung, dieses Österreich, diesen Kaiser bei dem nächsten entscheidenden Schritte, dem Anschlusse an Deutschland, zu verlassen und zu verleugnen.

Sie fordern mich auf, die Opfer und Heldentaten aufzuzählen, durch welche die außerösterreichischen deutschen Stämme zur Vergrößerung oder nur zum Schutze Österreichs entscheidend beigetragen haben. Ohne Ihre Aufforderung würde ich es für Unbescheidenheit gehalten haben, Sie an das Befreiungswerk deutscher Franken gegenüber avarischer Bedrückung, an die Verdienste Karls des Großen um die Entknechtung der Slowenen, um Gesetzgebung und Kultur auch unserer Länder, an die Siegs- und Rettungszüge deutscher Bojoarier durch Inneröstereich im 9. Jahrhunderte erinnern zu sollen. Wer kann es wohl leugnen, daß der Heerbann von ganz Deutschland dem Vordrängen der Magyaren Ende des 9. bis Mitte des 10. Jahrhunderts und bis zu dem blutigen Siege Kaisers Otto I. am Lech Einhalt getan, daß die deutschen Völker auch dann noch unter den Kaisern Otto II. und Otto III., Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., die barbarischen Verwüstungen der Magyaren mit bewaffneter Hand abzuwehren hatten? Wer anderer hat die Herrschaft der babenbergischen Markgrafen und Herzoge, jene der Beherrscher von

Karantanien, der Obersteierischen und der Slowenischen Mark gegründet und aufrecht erhalten und deren heutigen Zusammenhang mit dem österreichischen Kaiserstaate gebildet, als die deutschen Heere seit den großen Ottonen? Ist Friedrichs II. Zuzug mit dem gesamten deutschen Reichsbanner gegen die Mongolen deshalb minder wahr und verdienstvoll, weil er durch Herzog Friedrich des Streitbaren Sieg 1241 mittlerweile entbehrlich geworden war? Seit dem zerstörungdrohenden Erscheinen der osmanischen Horden im 15. Jahrhunderte waren die Heere des ganzen deutschen Abendlandes das Bollwerk der Osmanen gegen den Westen. Wer zählt die deutschen Helden, die seit 1448 bis zur letzten Belagerung Wiens 1683 in den Schlachten mit den Türken gefallen sind, wer mißt das deutsche Blut, das zur Rettung des ganzen Abendlandes geflossen ist? Haben die Habsburger aller Zeiten nicht ihre eigene Hausmacht durch Hilfe der Reichstruppen geschützt und vergrößert? Wäre endlich in neuerer Zeit das Niederschmettern Napoleonischer Despotie ohne Beihilfe deutscher Heere trotz aller heldenmütigen Ausdauer österreichischer Völker so vollständig gelungen? Diese Aufzählung kann übrigens den eigenen verdienten Ruhmeskranz der österreichischen Völker um kein Blättlein beeinträchtigen, ihren großen Anteil an jenen Erfolgen nicht in Zweifel stellen.

Auch ich glaube an eine große, schöne Zukunft des slawischen Namens, auch ich begleite das slowenische

Volk auf ſeinem Bildungsgange mit dem wärmſten Herzensanteile. Möge Slovenia noch eine Weile an dem Arme ihrer ältern Schweſter Auſtria wandeln; dieſer Leitung darf ſie ſich nicht ſchämen, ſie iſt zwar keine Minderbegabte, aber doch die Jüngere. Wenn ſie einſt die Tage ihrer vollſtändigen Reife erreicht hat, dann wird auch die Trennung natürlich und darum minder ſchmerzhaft ſein.

Fürwahr, meine Herren, Sie ſagen nur die Wahrheit, ja, ich fürchte die Ruſſen. Aber ich fürchte ſie nicht als Feinde Deutſchlands, ich fürchte ſie nur als Freunde Öſterreichs und der öſterreichiſchen Slawen. Ich fürchte ſie als herbeigerufene Retter der öſterreichiſchen Regierung aus jenen furchtbaren Drangſalen innerer Zerwürfniſſe, welche Ihre Losſagung von Deutſchland über unſer ſchönes Vaterland heraufzubeſchwören droht, denn das größte Unglück, das Öſterreich treffen könnte, wäre Ruſſenhilfe. Möchte ich die Verwirklichung dieſer Ahnung nicht erleben! Niemals beſchuldigte ich Sie, meine Herren, einer abſichtlichen Annäherung zu Rußland; aber auch gegen Ihren Willen werden Sie durch die jetzige Trennung von Deutſchland unaufhaltſam in Rußlands Arme gewieſen.

Und nun zum Abſchiede, meine verehrten Landsleute, weiſen Sie meine herzlich dargebotene Hand, mein herzliches Lebewohl nicht zurück. Unſere Bahnen trennen ſich zu meinem innigen Bedauern, und doch iſt unſer

Ziel ein gemeinsames, das Wohl unseres Vaterlandes! Darum hoffe ich, daß sich unsere Bahnen am Ziele wieder vereinigen, aber ich fürchte auch, im Gedränge der Ereignisse und Parteikämpfe von Ihrer edlen Schar abgeschnitten werden zu können. Mein Standpunkt ist bei der deutschen Fahne, nicht nur aus alter Liebe und Dankbarkeit, sondern auch in der festen Überzeugung, daß die mir teuren Interessen meines slawischen Geburtslandes Krain unter dem Schirme dieses Banners gesichert sind.

Graz, am 6. Mai 1848.

Österreichischer verstärkter Reichsrat.

3. Sitzung vom 24. September 1860.

Als in der ersten Versammlung dieses hohen Reichsrates sich eine sehr geehrte Stimme zur Wahrung des historischen Rechtes erhob, fühlten ich und mehrere Mitglieder uns gedrängt, auch unsererseits eine Gegenverwahrung einzulegen Zugunsten der Staatseinheit: allein die weise Mahnung Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Reichsratspräsidenten hielt uns davon ab, es schloß sich hieran unser eigenes Gefühl, welches uns sagte, daß, wie wir hier als ein Bild im kleinen aller Volksstämme und Länder Österreichs versammelt sind, wir auch für alle ein Vorbild sein sollten im friedlichen Zusammenleben, in freundlicher Verständigung und im gegenseitigen Vertragen, daß wir in den großen und Hauptfragen Einmütigkeit, in den Neben- und Formfragen Versöhnlichkeit anzustreben hätten, und daß kein absolut unlösbarer Widerspruch zwischen der relativen Geltung historischer Berechtigungen und der wohlverstandenen Reichseinheit obwalte.

Wir hofften, daß durch den Austausch der Meinungen endlich auch ein Boden der gemeinsamen Verständigung werde gewonnen werden können. Ich glaube, einen solchen Boden in dem Majoritätsgutachten gefunden zu haben, dessen Vorzüge mir so einleuchtend sind, daß sie meinen Beitritt veranlassen, gegenüber welchem ich aber in formeller Beziehung mir einige Bedenken nicht verhehlen konnte, welche der Grund waren, daß ich schon im Komitee nur bedingungsweise und unter Vorbehalt meine Zustimmung erklärte. Die Vorzüge jenes Votums sind verschiedener Art, negative und positive. Zu den ersteren zähle ich: daß von den befürchteten Separationsgelüsten darin keine Spur zu finden ist, daß keinerlei Versuch angestrebt wird, frühere Vorrechte privilegierter Klassen wieder herzustellen oder abgelebte Formen neuerdings zur Geltung zu bringen, Tendenzen, die dem Komitee ebenso fremd waren, wie sie mir jederzeit fremd blieben und bleiben werden. Einen positiven Vorzug aber finde ich in der Fassung, in welcher das Wesentliche — zwar mehr oder minder deutlich — meiner eigenen Wünsche und Überzeugungen, sowie der Wünsche des Landes, dem ich angehöre, so weit ich dieselben kenne, enthalten ist.

Diese Wünsche und Überzeugungen halte ich zugleich für jene einer großen Anzahl treu gesinnter, liberal konservativer Elemente in der ganzen Monarchie. Sie teilen die Ansicht, daß eine Systemänderung von

dem Staatswohle dringend erheischt wird; daß sie aber auch nur dann ersprießlich sein könne, wenn das leitende Staatsprinzip ein einheitliches, das Recht der Länder und innerhalb derselben das Recht aller Volksstämme prinzipiell ein gleiches sei, wenn diesseits und jenseits der Leitha das gleiche Recht, wenn gleich in verschiedenen Formen herrsche, daß die Monarchie ein einheitlicher und unteilbarer, die Eigentümlichkeiten des österreichischen Staatscharakters wahrender, die allseitigen Länder- und Volksinteressen im Wege von Staatsgrundgesetzen und Landesstatuten sichernder Verfassungsstaat werde. Sie wünschen, daß neben den bisherigen mechanischen und darum unzulänglichen Kontrollen auch eine geistige Kontrolle geschaffen werde zur Weckung des Vertrauens, daß das Reich auf Grundlage von Gesetzen, welche unter Mitwirkung der Regierten zustande gekommen, verwaltet werde, daß die notwendige Einheit in der berechtigten und naturgemäßen Mannigfaltigkeit gewahrt und das friedliche Zusammenleben der Nationalitäten angebahnt werde, endlich auch, daß die behördliche Alleingewalt des Bureaus durch das praktische Leben und dessen maßgebende Faktoren und Potenzen eine Ergänzung und Erleichterung erhalte. Ein Hauptvorzug des Majoritätsprogrammes aber und der für mich maßgebendste, welcher mich vor allem demselben beizutreten bestimmte, ist es, daß es zu allererst, denn es gebührt ihm die

Priorität, auf den Boden ſtaatsrechtlicher Ordnungen und verfaſſungsmäßiger öffentlicher Rechtszuſtände hingewieſen hat, auf einen Boden, der uns ſchon lange ein Land der Verheißung iſt und von welchem als Zeichen partieller Beſitzergreifung bereits die kaiſerliche Fahne weht ſeit dem allerhöchſten Handſchreiben, kundgemacht am 19. Juli d. J.

Es ſei mir eine kleine Digreſſion erlaubt. Ich nannte früher das Bureau. Während in den letzten Tagen die Räume dieſes Saales von Anſchuldigungen und Angriffen gegen die bureaukratiſche Verwaltung widerhallten, mahnte mich das ruhige Bild der großen Kaiſerin oder uns, auch den billigen Gefühlen einer gerechten Anerkennung Worte und Ausdruck zu leihen. Maria Thereſia und ihr wohlwollender, aber minder glücklicher Sohn waren die Begründer, Förderer und Schirmer der öſterreichiſchen Bureaukratie. Sie ſtellten ihr eine große Aufgabe, nämlich Ordnung und Syſtem in disparate Elemente zu bringen, das Recht in allen Kreiſen zu wahren und die Geſchäfte zu fördern. Die öſterreichiſche Bureaukratie hat große Aufgaben ehrenvoll gelöſt. Sie hat glänzende Erfolge und große, glänzende Namen aufzuweiſen.

Ehre ihnen allen! Ehre aber auch dem kleinen Beamten, der ſubordinationsgemäß und pflichtgetreu im Verborgenen am Aktentiſche ſtill ſeine Lebenslampe verbrennt! Die Klagen und Beſchwerden, die

vorgekommen sind, entstanden wohl zumeist daraus, daß das Bureau aus seinem richtigen Verhältnis zum Leben gerückt wurde, sie entstanden aus dem Überwuchern der bureaukratischen Tätigkeit über alle Lebenskreise. Sobald die Herstellung des richtigen Ebenmaßes stattgefunden, sobald das harmonische Zusammenwirken mit den auch außer den bureaukratischen Kreisen stehenden Kräften hergestellt sein wird, dann wird die Bureaukratie auch wieder große Erfolge erzielen und wird statt der Vorwürfe nur den Dank der Bevölkerung einernten.

Da ich die große Kaiserin genannt habe, so sei es mir erlaubt, den Wunsch auszusprechen, daß sie, die Schutzpatronin der Einheit Österreichs, an deren segensreiches Wirken die österreichischen Herzen gerade in den Zeiten der Bedrängnisse und Gefahren sich am lebhaftesten erinnern, segenreich auch auf unser Wirken herniederblicke und daß sie einen Teil ihres großen Geistes auf uns herabsende und uns damit erfülle — ihres Geistes, welcher ein Geist der ausdauernden Tapferkeit war, aber auch zugleich ein Geist der wohlwollendsten Milde.

Ich kehre zum Majoritätsvotum zurück. Einige der dagegen erhobenen Bedenken sind zum Teil beseitigt, die Bedenken entstehen aber auch größtenteils eben aus seinen Vorzügen in der Textierung, welche es erlaubt, daß in dem weiten Rahmen sich die verschiedenartigsten

Meinungsschattierungen finden und vereinigen können. Hiebei bleiben freilich auch die verschiedenartigsten und weitgehendsten Folgerungen und Auslegungen offen, denen man teils persönlich zustimmen kann, teils nicht, und denen gegenüber man, wenn man nicht einem Teile von Ungarn angehört, sondern einem der anderen Kronländer, gewisse Verpflichtungen einzuhalten hat. — Ich sehe es für meine Pflicht an, in allen Fällen wo meine Sympathie und persönliche Überzeugung in Konflikt gerät mit der mir bekannten Stimme des Landes, welchem ich angehöre, meine eigene Sympathie und Überzeugung jener meines Landes unterzuordnen. Von diesem Standpunkte muß ich allen Auslegungen, welche auf einem Felde, wohin wir ohnedies nicht folgen können, sich bewegen, allen diesen Auslegungen gegenüber mich ablehnend verhalten.

Es ist dies das Feld der konstituierenden Gestaltungen. Einzelne Grundsätze und Aufstellungen sind an sich und für sich allein hingestellt von geringem Werte. Sie erhalten ihr Gewicht und ihre Bedeutung nur, wenn sie im Zusammenhange, in der ganzen großen Kombination überblickt werden können. Diese Kombination würde jedoch in dem vorliegenden Falle nicht nur die Kenntnis der Institutionen für die Gesamtheit, sondern auch jene für alle einzelnen Länder erfordern, ein Überblick, der uns hier wenigstens als einer geschlossenen Körperschaft unmöglich ist. Es ist

daher das Insdetailgehen ebenso gefährlich vielleicht als wenig Erfolg versprechend. Ich meinerseits würde mich nicht getrauen, über ungarische Institutionen irgend ein kompetentes Urteil abzugeben; andererseits aber würde ich auch den Herren aus Ungarn, bei aller Hochachtung, welche ich für sie fühle, nicht gerne zugestehen, bei Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Landes, dem ich angehöre, ein maßgebendes Urteil abzugeben.

Es wäre demnach — nachdem diese Aufgabe uns nicht direkt zugewiesen ist — gewissermaßen eine Vermessenheit, sie uns anzueignen, besonders da wir die Überzeugung haben, daß wir nicht imstande sind, sie erfolgreich zu lösen. Es heißt das nicht, eine Last, die man nicht tragen will, von der eigenen ab- und auf fremde Schultern überwälzen, sondern es heißt in den angemessenen Schranken seiner Pflichten bleiben. Daß die Interessen Ungarns im Majoritätsantrage warm vertreten sind, kann mich nicht abhalten, demselben beizustimmen. Ich sehe nirgends den Beruf unsererseits das Wohl und die Interessen Ungarns zu hindern, und stimme daher freudig bei, wenn eine Form, ein Rahmen gefunden wird, in welchem wir alle Raum haben.

Aber einem Lande, einem edlen Volke, das freisinnig genug ist, um auch den Freimut anderer zu ehren, darf ich es offen sagen, daß wir, den übrigen Ländern Angehörige, an dieses Volk Ansprüche des

Rechtes und des Herzens zu haben glauben, daß Bürgschaft gegeben werde gegen die Wiederkehr jenes unheilvollen Dualismus, welcher über dasselbe und über uns so unsägliches Unglück gebracht hat, daß auch seinerseits die möglichste Kräftigung jener Einheit angestrebt werden möge, in welcher wir anderen unser Glück, unseren Stolz und unsere Sicherheit finden.

Die Frage über die Legislative scheint auch mir nicht unbedenklich. Indessen sie gehört auf jenes Feld, welches ich schon früher bezeichnet habe. Ich glaube, daß sie im Zusammenhange mit einer doch nicht wegzuleugnenden Reichslegislation für ein gewisses Maß der freiheitlichen Bestimmungen ihren Ausdruck finden werde, wodurch den Eigentümlichkeiten, den historischen Erinnerungen und den fortlebenden Rechtsgewohnheiten gebührende Rechnung getragen werden kann.

Die historisch-politische Individualität ist von dem Herrn Grafen Szécsen sehr kenntlich gezeichnet worden. Sie wurde anfangs als ein Phantom erklärt. Allein ich kann das nicht für ein Phantom halten, was ich mit Augen sehen und mit Händen greifen kann, und wir haben derlei Phantome allerdings mit mehr oder minder scharf ausgeprägter Physiognomie auftreten gesehen und hier laut, sehr laut sprechen gehört, weil sie daheim keine Organe hatten.

Eines erlaube ich mir noch hervorzuheben und kann dies nicht verschweigen. Es ist dies, daß ich die

Reichseinheit in dem Programme nicht genug betont finde. Allein eben nach den warmen patriotischen Erklärungen, die Graf Széchen uns gegeben, konnte ich meinerseits über die diesfälligen Absichten des Programmes mich vollkommen beruhigt fühlen.

Allein es stehen auch außer diesem Saale Männer, welche diese Rede nicht gehört haben und für welche nur der tote, kalte Buchstabe vorliegt. Um diese zu beruhigen, glaube ich, wäre das vom Herrn Dr. Hein in der letzten Sitzung vorgeschlagene Mittel nicht ganz zu beseitigen, und ich kann nur wünschen, daß eine auch in jener Hinsicht beruhigende teilweise Textänderung vorgenommen werden möge.

Ein Bedenken hat das Wort Autonomie, der Begriff der Autonomie hervorgerufen. Es ist hier erwähnt worden, daß man zuerst die Krankheit richtig zu erkennen habe und daß sich dann auch die Erkenntnis des richtigen Heilmittels daraus ergeben müsse. Die Medizin kennt aber auch ein Arzneisiechtum. Gegen zentrifugale Bestrebungen hat man die größere Konzentration als das richtige Gegenmittel erkannt. Allein die Dosis der Medizin ist wohl etwas zu stark angewendet worden und es ist die Arzneikrankheit der starren Zentralisation daraus entstanden. In richtiger Erkenntnis dieser Krankheit verordnet man die Autonomie. Ich fürchte aber, daß auch dieses Mittel, wenn es nicht im angehörigen Maße gereicht wird, zu krank-

haften Erscheinungen und Übelständen führen könnte. Hier ist es eben notwendig, was die Ärzte Individualisieren nennen. Nicht jeder verträgt, braucht oder will das gleiche Maß. Allein um vor Gefahren zu schützen, glaube ich, ist eben die prinzipielle Festhaltung eines Grundsatzes, des aufgestellten Prinzipes der Rechtsgleichstellung das beste Vorbeugungsmittel. Wenn dieses Prinzip festgehalten wird, so haben die verschiedenen Modifikationen, die durch die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Länder, deren tatsächliche Erfordernisse und begründeten Ansprüche unerläßlich sind, dadurch das Recht für sich gewahrt. Würde dieses Prinzip nicht ausgesprochen werden und würden Modifikationen dennoch stattfinden, Modifikationen, die unerläßlich sind (weil sie nach den Eigentümlichkeiten der Länder notwendig erscheinen), so wäre das Recht gar nicht gewahrt und die Willkür würde zur Regel.

Ich habe hier nur noch die historischen Anknüpfungspunkte zu erörtern. — Was ist die Geschichte? Die Geschichte ist das kondensierte, in die Ferne gerückte und zur Anschauung gebrachte Bild des Lebens. Sowie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort und endet nicht. Sie geht bis zur Stunde weiter. Das historische Recht schließt nicht ab, ebensowenig wie die Geschichte selbst, mit bestimmten oder willkürlich bestimmbaren Perioden. Es ist in einer fortwährenden Entwicklung und Weiterbildung

begriffen und so hat auch die Gegenwart ihre historischen Rechtstitel. Ebensowenig wie rücksichtlich der Rechte, welche vor dem Jahre 1848 datieren und noch fortleben, tabula rasa gemacht werden kann, ebensowenig kann auch von den Rechten, welche nach dem Jahre 1848 entstanden sind, ganz abgesehen und rücksichtlich der letzteren tabula rasa gemacht werden.

Im Leben entwickeln und bilden sich Rechte, das historische Recht ist nur die legale Anerkennung der durch Entwicklung des Lebens gebildeten Rechte. Rechte erlöschen durch das Leben, neue Rechte treten hinzu oder an die Stelle der alten.

Was vor allem not tut, ist, daß für den Neubau des Staates ein bleibender und haltbarer Rechtsboden gewonnen werde. Er wird erreichbar nach meinem Dafürhalten durch die Verbindung des historisch Berechtigten — soweit es noch lebenskräftig ist — mit dem durch Entwicklung des politischen und gesellschaftlichen Lebens gleichberechtigt Gewordenen, mithin durch maßvolle und organische Vereinbarung von Institutionen, welche noch aus der Vergangenheit fortleben und fortwirken, mit den berechtigten Anforderungen der Gegenwart, insofern sie gegenseitig verträglich sind.

In diesem Sinne lebt noch fort das historische Recht der einzelnen Länder, sich als ein nur der staatsrechtlichen Einheit untergeordnetes, in sich selbst zusammengehöriges Ganzes anzusehen, sich durch ein

Organ zu vertreten und die eigenen inneren Angelegenheiten ſelbſt zu ordnen: die Autonomie der Länder. Sie muß ihr Maß in jenen Angelegenheiten finden, welche ohne Gefährdung der Reichseinheit ihr zugewieſen werden können.

Wenn das Recht an ſich noch fortlebt, ſo iſt doch in der Form manches dahingegangen. Die frühere Form der Vertretung, namentlich deren Zuſammenſetzung ſcheint mir nicht mehr haltbar. Altſtändiſche Vorrechte ſind abgelebt. Es ſind neue Elemente hinzugetreten durch die Gleichheit vor dem Geſetze, durch die geſetzliche Freiheit des Eigentums und der Perſon, durch das bürgerliche Element in ſeiner größeren Entwicklung und Beachtungswürdigkeit und durch das ganz neu hinzugekommene bäuerliche Element. Es müſſen daher neue Formen und ein der Bedeutung jener Elemente im Lande entſprechender Maßſtab in ihrer Vertretung gewonnen werden.

Auf dieſem Boden glaube ich eine glückliche Vorbedeutung zu erblicken, ſie liegt darin, daß die verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung, welche ſich bisher fremd waren und ſich ferne ſtanden, weil ſie ſich nicht kannten und wenig Berührungspunkte hatten, auf dieſem Boden ſich näher gerückt werden und ſich gegenſeitig kennen lernen. Auf dem Boden der Vaterlandsliebe nämlich, des Wetteifers in der gemeinſamen patriotiſchen Tätigkeit wird gewiß nur die Ver-

söhnung und Verständigung durch gegenseitige Erkenntnis folgen.

Aus dem historischen Rechte jedoch, ebenso wie aus der Machtstellung Österreichs, aus der Entwicklung des Staatslebens geht als ein berechtigtes Postulat der Gegenwart das oberste Prinzip der Staats- und Reichseinheit und somit auch jenes der über den Länderautonomien in höherer Ordnung stehenden Reichsautonomie hervor. Es ist der berechtigte Anspruch aller Länder, ihre Gesamtinteressen in einem mit staatsrechtlichen Attributen ausgestatteten Reichsorgane, worin jedes Land in einem gerechten Zahlenverhältnisse seine Vertretung erhält, gewahrt zu sehen.

Die Begrenzung finde dieses Organ in jenen inneren Länderangelegenheiten, welche ohne Gefährdung der Reichseinheit den einzelnen Ländern zugewiesen werden können.

Um Konflikte zu vermeiden, wäre die tunlichste Abgrenzung in beiden Richtungen anzustreben, daß jedoch bei entstehenden Konflikten nur die höchste Reichsgewalt zu entscheiden habe, darüber glaube ich keinen Zweifel aussprechen zu dürfen.

Auf historischem Boden steht bereits dieser Reichsrat, in welchem wir einberufen wurden. Er ist eine der weiteren Entwickelung fähige Institution, welche an Bedeutung gewinnen wird, sobald sie aus den Wahlen der Landtage und somit aus dem Vertrauen der Be-

völkerung hervorgegangen und vielleicht auch wohl in seiner Zahl verstärkt sein wird.

Man hat den Reichsrat einen Schlußstein genannt, ich glaube irrigerweise. Ich möchte ihn eher gewissermaßen einen Grundstein nennen, wenn man überhaupt Grundsteine an den Giebeln der Gebäude anzubringen pflegte. Wie dem auch immer sei, mit Freude sehe ich Männer des schönen Ungarlandes in unserer Mitte zum ersten Male tagen. Ich hoffe, sie werden das Gefühl mit sich nehmen, daß mit ihren Brüdern diesseits der Leitha auch in öffentlichen Dingen gut zu verkehren sei. Ich glaube aber auch, die Ahnung wird mich nicht trügen, daß hier ein Bund geschlossen worden ist für ferne Zeiten und für alle Länder der Monarchie und daß sich auf Grundlage dieses Bundes alle als Söhne Österreichs in dem Rufe vereinigen werden: Einer für alle und alle für Einen. Dieser Bund wird um so sicherer und fester sein, je tiefer er wurzeln wird in dem Boden staatsrechtlicher Ordnungen und verfassungsmäßiger Rechtszustände, in dem Boden des Rechtes und der gesetzlichen Freiheit!

Das ist der Punkt des Archimedes, von dem man die Welt bewegt; das ist der Boden, auf dem das Vertrauen sprießt und manche wunderbare Kraft. Gleich jenem riesigen Ringer in der Mythe, welcher die verlorene Kraft wieder gewann, als er den mütterlichen

Boden der Erde wieder unter seinen Füßen fühlte, ebenso wird auch Österreich, wenn es jenen Boden loyal betritt, sich wieder kräftigen und verjüngen.

Es wird die Kraft des Armes gewinnen, um seinen gefährlichsten Gegner zu Boden zu schmettern, aber auch die Kraft des Geistes und die Milde des Herzens, um jene geistigen Kämpfe auszukämpfen, welche auch uns hier beschäftigten, und die Fragen, die wir zum Teil ungelöst lassen mußten, zu lösen oder doch befriedigend zu ordnen.

Die heilige Fahne des Rechtes, welche Österreich stets glorreich und treu nach außen getragen hat, wird um so siegreicher und unwiderstehlicher sein, wenn sie auch nach innen flattert von den Bergen unserer Länder, von den Zinnen unserer Städte. —

Es liegt uns auch ein Minoritätsvotum vor. Treu der von mir beobachteten Richtschnur suche ich auch darin nicht das, was uns trennt, sondern nur das, was uns vereinigt. Mit Freude und Beruhigung erblicke ich mannigfache Übereinstimmung. Diese Übereinstimmung besteht in dem gemeinsamen Streben, ein mächtiges, glückliches, einiges, gesetzlich freies Österreich erstehen zu sehen, in der Überzeugung von der Notwendigkeit einer staatsgrundgesetzlichen Ordnung unserer öffentlichen Zustände, von der Notwendigkeit der Mitbeteiligung der Regierten an den öffentlichen Angelegenheiten und an der Gesetzgebung, von der Notwendigkeit

endlich, und hierauf lege ich einen besonders hohen Wert, daß das langjährige Siegel von dem Munde der Länder und Bevölkerungen genommen und ein gesetzmäßiges Organ für ihre Bitten, Wünsche und Beschwerden und sonstigen Anliegen geschaffen werde.

Einig sind wir aber auch in der Hingebung und in dem Vertrauen auf die allerhöchste Machtvollkommenheit, von der wir die Lösung aller jener Fragen erwarten. Minder einig sind wir in denjenigen Fragen, die, so wichtig sie auch an sich sind, hier doch nur in zweiter Reihe stehen: einig darin, was anzustreben sei, sind wir nicht einig darüber, wie es zu erreichen wäre. Wo unsere Wege sich trennen, führen sie uns auf einen Boden, den wir eigentlich nicht betreten sollen, weil er uns nicht zugewiesen ist, nämlich der konstituierenden Formgebung. Da uns keine verfassunggebende Befugnis zusteht, so müssen wir diesen Boden meiden. Das ist das Feld, wo die höchste praktische Staatsweisheit unter landesväterlicher Fürsorge ihre Aufgabe zu lösen hat, eine Aufgabe von der höchsten Schwierigkeit, wobei tiefes Erwägen, glückliches Kombinieren, ein gerechtes Ausgleichen und weises Vermitteln allein zum Ziele führt. Wenn das große geräumige Haus gebaut ist, in dem wir alle Raum finden mögen, so dürfen wir das Weitere getrost der Zeit, der fortschreitenden Entwicklung unseres öffentlichen Lebens, und am Ende vor allem auch der Einsicht der Völker

überlassen. Ideale lassen sich nicht plötzlich ins Leben setzen, und Dezennien, die zu deren Verwirklichung erforderlich sind, können nicht übersprungen werden.

Ich habe nur einige Worte zu sagen. Personalunion ist nicht das Band, welches uns vereinigt; sie liegt längst hinter uns, die pragmatische Sanktion hat uns schon auf den Boden der Realunion gestellt. Aber auch seither hat die Geschichte und das Leben eine fortgeschrittene Vereinigung angebahnt. Ebenso ist das Stadium föderativer Formen schon zurückgelegt, wir sind zwar noch kein im modernen Sinne zentralisierter Staat, aber wir sind auf dem Wege zur Konzentrierung, zur innigsten Vereinigung.

Wir sind in einer Übergangsperiode. Sollen die Institutionen, auf die wir hoffen, glücklich sein, so müssen sie auch in ihren Formen gerade diesem Stadium angemessen sein, vereinigt mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein der Gegenwart; sie müssen als die staatsrechtliche und staatsmännische Ausprägung eben dieses Stadiums erscheinen. Möge die Lösung, auf die wir hoffen, eine glückliche Verwirklichung jenes altklassischen Einheitsbildes von Pfeilbündel sein!

Ich würde es für keine glückliche halten, wenn man das Geheimnis des Zusammenhaltens bloß im „Zusammengeschnürtsein" suchen wollte; das Geheimnis liegt in der richtigen Wahl des vereinigenden Bandes; für tote, mechanische Körper ein mechanisches Band, für lebendige, geistige Kräfte ein geistiges Band!

Krainischer Landtag.

4. Sitzung vom 6. April 1861.

Hohe Versammlung! Sie alle fühlen mit mir, daß es im Augenblicke, in welchem wir Besitz ergreifen von dem durch die Huld Sr. Majestät aufgeführten Verfassungsgebäude, die erste Pflicht ist, unsern Dank dem erhabenen kaiserlichen Bauherrn abzustatten. So groß und edel, so bedeutungsvoll die den Völkern Österreichs eingeräumten Rechte und verliehenen Güter sind, so teilen auch alle wohl mit mir die Überzeugung, daß zu ihrem Gedeihen, zu ihrer Entwicklung, zu ihrer Ausbildung vor allem ein friedliches Zusammenwirken, Eintracht und ein mächtiger Schutz notwendig und unerläßlich sei. Diesen Schutz finden alle Länder nur in der Macht und Größe des Staates. Die Eigentümlichkeiten der Länder, die Fortbildung und Entwicklung der geistigen und materiellen, sowie der nationellen Interessen in freier Tätigkeit finden ihren Schutz nur in der wohlbegründeten und wohlverstandenen Einheit des Gesamtstaates, im Eintreten der Gesamtheit für

die einzelnen Länder und Teile der Monarchie. Dies auszusprechen, öffentlich auszusprechen, ist der Zweck der Adresse, welche von mir und mehreren Herren Abgeordneten beantragt worden ist. Ich glaube, daß es für das vielgeprüfte Herz unseres edlen Monarchen gewiß wohltuend sein wird, aus dem altbewährten Lande der Treue, aus Krain, einen Zuruf des Vertrauens, die Erneuerung der Treue und Ergebenheit in diesem Momente zu erfahren, in einem Momente, wo der Einheit der Monarchie so bedenkliche Gefahren drohen, in einem Momente, wo so wichtige und folgenschwere Entschlüsse zu fassen sind. Den Monarchen umgeben aber auch Männer, welche ihn in seinem Unternehmen unterstützen und ihm treu zur Seite ausharren. Diesen Männern auch, und namentlich dem edlen Werkmeister, in welchem die Geschichte einst einen der patriotischesten, edelsten staatsmännischen Charaktere Österreichs verehren wird, diesen Männern auch dürfte ein Zuruf des Vertrauens nicht nur aus unseren, sondern aus möglichst vielen Ländern der Monarchie ausgegangen, erfrischend und kräftigend wirken und sie zur Ausdauer ermutigen, zur Vollendung des so schön begonnenen Werkes. Das sind die Motive zur Adresse, die ich beantrage und die mehrere Herren Abgeordnete unterstützen.

5. Sitzung vom 8. April 1861.

Hohe Versammlung! Bevor ich mir erlaube, Ihnen die von mir entworfene und von dem Komitee gutgeheißene Adresse vorzutragen, erlaube ich mir einiges zu sagen über die Anschauungen, welche das Komitee dabei geleitet haben, das Komitee, welches mir so freundlich und ersprießlich zur Seite gestanden und mich so ergiebig unterstützt hat. Erlauben Sie mir auch einige Rückblicke auf die nächste Vergangenheit, einige Hinblicke auf die gegenwärtige Lage zu werfen.

Als nach langjähriger politischer Unmündigkeit der Völker Österreichs ihre Mündigkeitserklärung ausgesprochen war, als Österreich sich zu einem Rechts- und Verfassungsstaate erklärte, als es das Prinzip der Freiheit anerkannte, da mußte man gefaßt sein, daß in den ersten Augenblicken manche Ausbrüche ungestümer Kraft stattfinden, gehemmte Wünsche und Bestrebungen sich Bahn brechen würden. In dem Momente, als die Schleusen der Freiheit geöffnet wurden, mußte man gefaßt sein, daß das solange gefesselte Element mit Brausen und Toben hervorbrechen, nicht wie ein Wiesen-

bach leise murmelnd verfließen werde. Aber man mußte auch hoffen, daß die empörten Wogen bald eine friedliche Bahn einschlagen werden. Jene Erwartungen, ja Befürchtungen haben sich nur zu bald verwirklicht. Ich spreche von den mancherlei Bewegungen, die in Teilen der Monarchie, die ich nicht zu nennen brauche, stattgefunden, die teilweise den Bestand des Staates bedroht und in die Wogen des jungen öffentlichen Lebens eine heftige Strömung gebracht haben.

Wenn man diese Bewegungen, abgesehen von den beklagenswerten Ausschreitungen, näher ins Auge faßt, so wird man doch nicht leugnen können, daß ihnen eine naturwüchsige, eine teilweise berechtigte Volks- und Lebenskraft innewohnt; eine Kraft, welche beachtet und in geregelte, aber hinlänglich geräumige Bahnen gewiesen werden will. Unter diesen Umständen hat Österreich in diesem Moment die schwierige Aufgabe, im Sturme zu bauen, turbulente Kräfte im Momente der Leidenschaft zu organisieren.

Die Bahnen, die geregelten, auf die ich hingewiesen, sind eröffnet durch das allerhöchste Diplom vom 20. Oktober, durch die auf Grundlage dieses Diploms fußenden Staatsgrundgesetze vom 26. Februar. In diesen Gesetzen ist den östlichen Teilen der Monarchie, ich nenne es gerade heraus, dem Königreiche Ungarn, das gegeben worden, was in den Zeiten der Ruhe und Besonnenheit ein gefeierter ungarischer

Staatsmann und Publizist, J. Eötvös, für Ungarn in Anspruch genommen hat, nämlich die Selbstregierung auf Grundlage der alten Verfassung, jedoch mit Überantwortung alles dessen, was gemeinsam ist, nämlich des Äußern, des Heeres, der Finanzen, des Zollgebietes an das Zentrum. In diesen Grundgesetzen ist zugestanden worden, was die Mitglieder des verstärkten Reichsrates aus Ungarn damals für ihr Land angestrebt haben.

Nun fragt es sich aber, welches ist die Aufnahme dieser allerhöchsten Entschließungen gewesen in einem Lande, bei einem Volke, welches eine achtbare Tradition als ein politisch reifes, als ein hochherziges bezeichnet, bei einem Volke, welches, ich hoffe es, auch bei der Wiederkehr der Besonnenheit, bei der Abkühlung der Leidenschaften, sich wieder als hochherzig, als politisch reif bewähren wird? Was ist nach dem Erscheinen dieser allerhöchsten Erlässe in Ungarn geschehen? In überstürzender Eile wurde eine zwar nicht nationale, aber wohlgeregelte Administration, Zivil- und Justizverwaltung beseitigt. Es wurden die Institutionen der sogenannten fremden Regierung urplötzlich abgeschafft; man beseitigte das österreichische Zivil-, das österreichische Strafgesetz, man beseitigte das österreichische Wechselrecht, nicht bedenkend, daß dadurch der Rechtssicherheit, dem Wohlstande Ungarns die tiefsten Wunden geschlagen werden, Wunden, die sich wohl mit der

Zeit fühlbar machen werden. Man jubelte nun über die Entfernung der deutsch-böhmischen Beamten, welche, wie man sagte, das Land überflutet haben. Wenn eine Überschwemmung sich verläuft, aber Goldkörner zurückläßt, so sammelt man anderwärts die Goldkörner und wirft sie nicht weg. Ungarn hat es mit den Goldkörnern nicht so gehalten; allein das ist seine eigene Sache. — Mit Geschick und Beharrlichkeit hat man sich in Ungarn auf einen Rechtsboden gestellt, den man beliebig erweiterte und beengte, obschon er nur zum Teile eingeräumt worden war, und diese zugewiesenen Teile sehr kenntlich abgegrenzt waren. Befremden mußte die Rücksichtslosigkeit, mit welcher gegen andere Länder, Teile derselben Monarchie vorgegangen wurde; verletzend mußte es für diese sein, zu sehen, wie in aller Hast für Ungarn alles angestrebt und möglichst zu erreichen getrachtet wurde, was eine Sonderstellung dieses Landes, eine Trennung von den übrigen Teilen der Monarchie begründen konnte, und dies alles noch vor dem Zusammentreten der Landtage in den übrigen Provinzen als Organe der übrigen Völker Österreichs. Auch diese Landtage haben das Recht zu sprechen und wollen in dieser Sache gehört werden. Verletzend war es aber und es ging tiefer Schmerz und Entrüstung durch alle Länder der Monarchie in dem Momente, als in Ungarn das Symbol der Zusammengehörigkeit aller Länder, das

Reichsſymbol, der kaiſerliche Adler zerſtört und herabgeriſſen wurde. Es wurde in Ofen ein ſchon vor vielen Jahren angebrachter, aus dem vorigen Jahrhunderte herrührender ſteinerner Adler entfernt; er mußte mit Hammer und Meißel zertrümmert werden. In dem Momente, als dieſer ſteinerne Kaiſeraar fiel, welcher das Herzſchild Ungarns an der Bruſt trug, in dieſem Momente wurde mit dem kaiſerlichen Adler auch zugleich das ungariſche Wappen zertrümmert. (Bravo! Bravo!) Ich möchte darin nicht ein Symbol und ein Omen ſehen, ein Zeichen, daß in dem Momente, wo Öſterreich fällt, auch Ungarn fällt, und zwar durch denſelben Schlag. (Bravo! Bravo!)

Man kann nun fragen: woher rührt der Widerwille Ungarns oder der in dieſem Momente leitenden Männer Ungarns gegen die Fortdauer der Vereinigung mit den übrigen Teilen der Monarchie? Was hielt ſie zurück, ſich mit uns zu vereinigen? Sind wir ihrer etwa nicht würdig? Stehen wir hinter ihnen zurück in Sitte und Kultur, in den Künſten des Friedens? im Wohlſtande, im Rechtsgefühl und in der Rechtsſicherheit? Man blicke auf unſer Land; auch wir haben Selbſtgefühl und können ſagen, wir ſtehen hinter ihnen in gar keiner Beziehung zurück; wir brauchen den Vergleich nicht zu ſcheuen. Unſere Intereſſen ſind dieſelben oder wenigſtens nicht widerſprechende, nach innen und

nach außen. Es hat in nicht fernen Tagen ein gemäßigter ungarischer Staatsmann, Emil Dessewffy, es in Preßburg ausgesprochen, daß ein wohlverstandener gesunder Egoismus Ungarn und die übrigen Länder der Monarchie zur Verständigung und zur Einigung führen müsse. Er hat es bei diesem Anlasse abgelehnt, die Frage auch von der Gemütsseite zu beleuchten. Es ist Tatsache, daß das Sittengesetz und die Sprache des Gemütes sehr häufig aus der Politik verbannt ist. Ich bedauere es, ich möchte es nicht verschmähen, zu den Ungarn auch die Sprache des Gemütes zu sprechen und ihnen zu sagen, daß auch wir noch ein Herz für Ungarn haben (Bravo! Bravo!), daß auch wir es nicht vergessen haben und daß wir es dankbar anerkennen, daß sie zu Zeiten der großen Maria Theresia die Monarchie gerettet haben und daß sie den Verlockungen des ersten Napoleon widerstanden, daß sie blutige und langjährige Kriege verbrüdert mit den Söhnen unserer Länder durchgeführt und zu Ende geführt haben. (Bravo! Bravo!) Ich sehe darin eine teilweise Erkenntlichkeit und Rückerstattung jenes Gutes und Blutes, welches die andern Länder der Monarchie vergossen haben, um Ungarn nicht zu einem türkischen Paschalik werden zu lassen, um Ungarn aus dem Joch des Erbfeindes zu befreien. Ich darf darauf hindeuten, daß auch unser kleines Land Krain wie ein mutiger Krieger im Kampfe für sie geblutet hat, daß auch dieses

Land Anſpruch auf die Erkenntlichkeit von Seite Ungarns hat, indem es als feſte Burg den Stürmen des Erbfeindes Trotz geboten hat. (Bravo! Bravo!) — Mögen die Ungarn auch Urſache haben, ſich über manches zu beklagen, was von den früheren Regierungen des Geſamtſtaates ausgegangen iſt; ich gehe hier nicht näher darauf ein, ſage aber, über die Völker Öſterreichs haben ſich die Ungarn nie und nimmer zu beklagen gehabt. (Bravo!) Das einzige, was uns trennen konnte, war das Prinzip des Abſolutismus. Es iſt gefallen, es iſt beſeitigt. Das Prinzip des Abſolutismus ſtellte dieſe Länder in einen fortwährenden Gegenſatz zu den konſtitutionell regierten Teilen Ungarns; aber gegenwärtig, wo die verfaſſungsmäßige Freiheit auch unſer Teil geworden iſt, können wir das koſtbare Gut nur ſchützen und ſchirmen und kräftigen durch gemeinſame Garantien, durch das feſter Schließen des gemeinſamen freiheitlichen Bandes.

Die Ungarn ſagen auch, ſie beſorgen, wenn ſie mit uns in einem repräſentativen Zentralorgane zuſammentreten, majoriſiert zu werden, nämlich in der Minderheit zu bleiben und in der Regel überſtimmt zu werden. Meine Herren! Damit hat es ſeine guten Wege. Es iſt, glaube ich, eine unbegründete Beſorgnis; die Erfahrung hat es im verſtärkten Reichsrat bewieſen, wo die Ungarn in der Minderzahl waren und doch von den Mitgliedern der übrigen Länder eine weſent-

liche Unterstützung erfahren, Gerechtigkeit und Wohlwollen fast bis zur Selbstverleugnung gefunden haben. Nicht ihre parlamentarische Überlegenheit, nicht torystische und feudalistische Gelüste unsererseits, sondern die Erkenntnis der wahren Sachlage und des Rechtes haben auch außerungarische Mitglieder des Reichsrates an ihre Seite geführt, sowie das Gefühl für Recht, für das Recht eines von den Übeln der früheren Zentralisation am empfindlichsten getroffenen Volkes, eines Volkes, dessen tausendjährige Verfassung beseitigt war, eine Verfassung, welche in dem Bewußtsein des Volkes feste Wurzeln gefaßt hatte. Ich bin weder Tory noch Feudalist, aber ich sage es offen, auch ich bin mit den Ungarn im Reichsrate gegangen, so lange ihre Bestrebungen maßvoll und mit den Prinzipien des Rechtes und der Freiheit vereinbar waren, des Rechtes und der Freiheit, welche ich in Österreich nicht bloß auf die Individuen beschränkt, sondern auch auf Länder und Völker ausgedehnt wissen möchte. (Bravo! Bravo!)

Folgen wir nun den Ungarn auf den Rechtsboden, auf dem sie gegenwärtig zu stehen behaupten. Ohne in weitwendige staatsrechtliche Deduktionen eingehen zu wollen, können wir auch diesen Boden getrost betreten. Es sei nur der oft zitierten pragmatischen Sanktion hier Erwähnung getan. Die pragmatische Sanktion ist bekanntlich ein Vertrag, der nicht bloß

zwiſchen Ungarn und der Krone, ſondern zwiſchen dieſer und allen damaligen Ländern der Monarchie geſchloſſen worden iſt, geſchloſſen durch die damals berechtigte Vertretung dieſer Länder, nämlich die Stände; ein Vertrag, welcher zum Zwecke hatte, die Erbfolge im allerhöchſten Kaiſerhauſe zu ſichern, zu normieren und zu gleicher Zeit die Zuſammengehörigkeit und Untrennbarkeit der Länder der Geſamtmonarchie zu befeſtigen. Dieſer Vertrag iſt durch den Uſus, durch die Rechtsgewohnheiten ergänzt worden, ſo zwar, daß die bis zum Jahre 1848 beſtandenen Beziehungen der übrigen Länder zu Ungarn ein viel feſteres Band der Einheit um ſie alle geſchlungen, als es jetzt von Ungarns Seite zugeſtanden werden will. Dieſer Vertrag konnte nur durch die Zuſtimmung aller den Vertrag ſchließenden Teile geändert, moduliert oder aufgelöſt werden. Wir haben den Vertrag nicht gelöſt, wir haben ihn nicht gebrochen; der erſte Bruch, den dieſer Vertrag erfuhr, waren die ungariſchen Geſetze vom Jahre 1848. Der Riß erweiterte ſich durch die daraus folgenden Ereigniſſe, welche ich, um noch kaum vernarbte Wunden nicht neuerlich bluten zu machen, hier nicht weiter berühre.

Der Bürgerkrieg war beendigt, die Empörung war niedergeworfen. Ganz Öſterreich war darüber einig, daß die einfache Wiederherſtellung der alten ungariſchen Verfaſſung eine unmögliche Sache ſei. Man ſagte aber:

„Die Verfassung ist vernichtet. Ungarn ist ein erobertes Land und als solches nach beliebigem Ermessen zu behandeln.“ Ich stimme damit nicht überein, ich kann das „vae victis“ nicht in diesem Umfange gelten lassen; auch ein erobertes Land hat seine Rechte, der Besiegte wird nicht rechtlos. (Bravo!) Das Recht, welches ich meine, ist das unveräußerliche Recht jedes Landes und jeder Nation auf solche Institutionen, welche seinen Sitten, seinen Rechtsgewohnheiten, seinem Rechtsbewußtsein, seinem Kulturzustande, seinem inneren Leben angemessen sind. (Bravo! Bravo! Bravo!)

Aber nicht Ungarn allein, nicht die Vergangenheit allein hat ein Recht, auch die Gegenwart hat eines. Dem Rechte Ungarns steht das Recht der Monarchie, das Recht der übrigen Länder gegenüber. Bei der Reorganisierung des Landes und seiner Verfassung ist all dasjenige zu beseitigen, was voraussichtlich wieder dieselbe Wirkung, wieder dieselben Folgen, wieder dieselben verderbenschwangeren Ereignisse über die Monarchie heraufbeschwören könnte. Es ist dies das Recht und die Pflicht der Selbsterhaltung: denn nicht nur Ungarn, sondern auch wir Ungarn gegenüber haben ein Recht, daß Ungarn nicht die das gesamte Staatswohl betreffenden Lasten von sich ab- und auf unsere Schultern wälze, daß Ungarn nicht aus einer unnahbaren Stellung eigenmächtig über die Geschicke der Monarchie des Gesamtstaates verfüge (Bravo!), daß Ungarn nicht

im Falle eines Krieges, unter dem Vorwande, der Krieg ſei ein unberechtigter, wie es bereits geſchehen iſt, die Laſten des Gutes und Blutes auf unſere Schultern wälze, ſie verdopple und verdreifache. Laſten, die wir tragen müſſen, weil es Gebot der Ehre iſt für einen ſolchen Großſtaat, einen derartigen Krieg bis zu Ende auskämpfen zu müſſen. (Allgemeines Bravo!)

Aus dem Geſagten dürfte hervorgehen, daß die pragmatiſche Sanktion, wenn ſie auch noch fernerhin als die ſtaatsrechtliche Grundlage der Beziehungen der verſchiedenen Länder der Monarchie zueinander und in specie zu Ungarn angeſehen werden ſolle, einer zeitgemäßen Reform, eines erneuerten, auf die Zeitverhältniſſe Rückſicht nehmenden Wiederabſchluſſes bedarf, welcher unter Teilnahme aller den Vertrag urſprünglich ſchließenden Teile, das iſt aller Länder der Monarchie, ſeine Erneuerung finden müßte. Es iſt, wie ich mir erlaubt habe hinzuweiſen, kein unbezweifelter Rechtsboden, auf dem wir gegenſeitig in dieſem Augenblicke ſtehen, ſondern es iſt der Boden der Transaktion, der Verſtändigung, der Unterhandlung. Ich bin überzeugt, daß, wenn man die Punkte der Verſtändigung ernſtlich und verſöhnlich ſucht, man ſie gewiß auch finden wird. In welcher Form eine ſolche Verhandlung und Verſtändigung unter Wahrung der allſeitigen Intereſſen und zur dauernden Sicherung der Einheit des Reiches durchzuführen und darauf ein großes,

einiges und freies Österreich dauernd zu begründen sei, das mag nach dem Ermessen Sr. Majestät, der seinen Thron umstehenden Räte und der bald im Reichsrate zusammentretenden Völker seine endliche Bestimmung und Verwirklichung finden. Die Hand, die versöhnlich und redlich dargereicht wird, wird wohl auch redlich und versöhnlich ergriffen werden.

Ich schließe mit einem Spruche, der ursprünglich ein echt christlicher, aber auch ein echt menschlicher und in diesem Moment, in der gegenwärtigen Situation, wie mich dünkt, auch ein wahrhaft staatsmännischer ist und von dem ich wünschte, daß er in den Herzen der Völker und Staatsmänner, dies- und jenseits der Leitha, dies- und jenseits der Raab, dies- und jenseits der Kulpa seinen Widerklang finden möge: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!"

(Bivat und allgemeines Bravo!)

Herrenhaus des Reichsrates.

6. Sitzung vom 27. September 1861.

Ich muß vor allem das Bedauern der Minorität der Kommission aussprechen, daß sie sich in dieser Sache ihren verehrten Kollegen nicht anschließen konnte. Sie entbehrt dadurch jener Ermutigung und Gehobenheit, welche sich im parlamentarischen Leben in kollegialem Vorgehen mit einer Anzahl Gleichgesinnter ergibt, allein auch die Überzeugung fordert ihr Recht und die tiefe Überzeugung gibt mir den Mut, die Meinung der Minorität zu vertreten. Wenn man das Lehenwesen in seinem gegenwärtigen Bestande ins Auge faßt, so ergibt sich die Wahrnehmung, daß es in seiner äußeren Erscheinung gewissermaßen ein inoffensives sei, daß die Anzahl der mit dem Lehenbande belasteten Entitäten gegenüber dem freien Eigentume eine verhältnismäßig geringe sei und daß so das Lehenwesen gerade nicht in auffallender Weise störend in die öffentlichen Verhältnisse eingreift.

Man könnte annehmen, daß demnach das Lehenverhältnis immerhin eine Reihe von Jahren unangefochten fortbestehen könnte. Demgegenüber muß man aber annehmen, daß die Regierung, indem sie diese Gesetzvorlage brachte, sich dazu von gewichtigen Gründen bestimmen lassen mußte. Wie dem aber sei, in dem Augenblicke, in welchem der Gesetzentwurf vor uns liegt, ist es gewiß, daß die Frage im Sinne der neueren Gesetzgebung und in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein unserer Zeit gelöst werden muß. Es ist gewiß, daß das Lehenwesen seine Harmlosigkeit verliert in dem Augenblicke, wo es vor einen der gesetzgebenden Faktoren tritt und seine prüfende Aufmerksamkeit und sein tieferes Eingehen herausfordert.

Wenn man nun über die Opportunität der Frage in Zweifel sein kann, so kann man doch nicht in Zweifel sein, daß die Frage rücksichtlich ihrer meritorischen Lösung vollkommen reif sei. Es handelt sich um die Aufhebung eines Rechtsverhältnisses mittels des Gesetzes, einer Institution, welche schon längst, und zwar seit der Einführung der stehenden Heere und seit dem ersten Inslebentreten und der Verwirklichung der modernen Staatsidee in seiner Wesenheit faktisch zu bestehen aufgehört hat, und welches auch einer zeitgemäßen Reform gar nicht fähig ist.

Ein verehrter Redner im andern Hause des Reichsrates sprach sich darüber folgendermaßen aus:

„Die Seele und das Lebensprinzip des Lehenweſens iſt eine Äußerung der menſchlichen Kultur auf einem beſtimmten Entwicklungsſtandpunkte. Sowie dieſer Standpunkt überwunden ward, war das Lehensverhältnis politiſch tot, es kann daher unmöglich einem Umgeſtaltungsprozeſſe folgen.“

Dieſe Erkenntnis hat ſeit undenklichen Zeiten eine Allodialiſierung der Lehen im freiwilligen Wege zu verfolgen geſucht. Dieſe Erkenntnis iſt aber auch namentlich ſeit den Zeiten Kaiſer Joſeph II., welcher heimgefallene Lehen in der Regel einbezog, auch in den hohen Regierungskreiſen die vorherrſchende, ja die allgemeine geworden. Die Überzeugung, daß das Lehenweſen fernerhin unhaltbar und ſeine Auflöſung auf dem Wege des Geſetzes anzubahnen ſei, zieht ſich wie der rote Faden durch alle die Verhandlungen und Beratungen, welche ſeit 80 Jahren bei den verſchiedenen Behörden über die Angelegenheit gepflogen wurden. Eine Frage, welche nun ſchon ſeit 80 Jahren von ſo kompetenten Organen in gleicher Übereinſtimmung gründlich beraten und beantwortet wurde, iſt gewiß ſpruchreif, ja man könnte ſagen überreif. Aus dieſen Beratungen iſt das vorliegende Geſetz hervorgegangen.

Wenn uns nun dieſes Geſetz vor das Auge tritt, ſo haben wir zuerſt es mit dem Prinzip, welches ihm zugrunde liegt, zu tun, nämlich mit dem Prinzipe der zwangsweiſen Allodialiſierung der Lehen. Dieſes

Prinzip wird von den Gegnern des Gesetzes durch mannigfache Gründe bestritten. In erster Linie stehen die Gründe privatrechtlicher Natur; man spricht von Eingriffen in das Eigentum, von Verletzung bestehender Verträge usw. Ich bekenne mein warmes Gefühl, meine hohe Achtung vor der Unantastbarkeit des Eigentums und der Privatrechte, vor der Heilighaltung der Verträge. Aber ebenso unumwunden bekenne ich, daß das Recht der Gesamtheit, das öffentliche Recht mir höher steht als das Recht der einzelnen.

Nachdem nun Maßnahmen, welche im öffentlichen Interesse geboten sind, selten ohne Verletzung von privatrechtlichen Interessen durchgeführt werden können, ist es vor allem notwendig, zu erwägen, ob wirklich so überwiegende öffentliche Interessen vorhanden sind, um solche Opfer von seiten der Privaten zu fordern. Es liegt daher die Beantwortung der uns vorliegenden Frage für mich in der gewissenhaften Abwägung der hier in Betracht kommenden öffentlichen Rücksichten einer- und der privatrechtlichen andererseits.

Es sei mir erlaubt, zu diesem Zwecke die Gründe zu reassumieren, welche für das Gesetz angeführt werden. Ich übergehe die Gründe finanzieller Natur, weil sie, sowohl was die Ersparung der Administrationskosten betrifft, als den Gewinn, der aus den Freimachungsgebühren zu erzielen wäre, nicht maßgebend sein können und eben auch auf einer nicht ganz richtigen Berechnung

beruhen. Sie sind nicht maßgebend, weil der finanzielle Gewinn eben doch nicht entscheidet, wo es sich um Rechte handelt. Gewichtiger sind die für das Gesetz angeführten Gründe national-ökonomischer Natur, obwohl zugestanden werden muß, daß sie einen Teil der Lehen nicht betreffen, nämlich jene Lehen, welche durch ihre freie Veräußerlichkeit und freie Vererblichkeit dem freien Eigentume ziemlich nahe stehen. Aber die volkswirtschaftlichen Nachteile treffen denn doch die Mehrzahl der Lehen sowohl durch Teilung des Eigentums als durch den Übergang an Fremde infolge der Lehennachfolge durch Heimfall, durch Hemmung des Realkredites usw.

Wenn man diese Gründe auch nicht gerade als ausschlaggebend ansehen kann, so sind sie doch von wesentlichem Werte. Ein großes und beinahe das größte Gewicht jedoch wird darauf gelegt und mit Recht, daß die Lehenauflösung eine Konsequenz und Ergänzung der Grundentlastung sei: und in der Tat ist es so. Es handelt sich darum, ein begonnenes Werk fortzusetzen und zum Abschlusse zu bringen. Die Majorität erkennt an eine Analogie, welche besteht rücksichtlich der lehenbaren Rustikalgründe, der Beutel-, der Rechtslehen, eine Analogie dieser Lehen mit jenen Bauerngütern, welche von den Normen der Grundentlastung berührt worden sind. Ich glaube aber, daß die Majorität darin in einem Irrtum befangen ist,

wenn ſie die Ritterlehen davon ausſchließt, denn da ſcheint mir die Aufgabe und der Zweck der Grundentlaſtung denn doch etwas zu eng gefaßt, wenn man ſie nur auf die Bauerngüter beſchränkt. Ich glaube, der Zweck und die Aufgabe der Grundentlaſtung war ein viel umfaſſenderer, viel größerer, viel edlerer. Es war die Aufgabe, allen Grund und Boden von jenen Feſſeln zu befreien, welche bisher unablösbar waren und welche aus den Zeiten des Feudalſyſtems herrührten.

Es war die Aufgabe der Grundentlaſtung, von dieſen Feſſeln ſowohl das Bauerngut als das Herrengut zu befreien, und eine Folge davon war, daß durch die Grundentlaſtung, wie ſie in ihrem erſten Stadium durchgeführt wurde, der vormals untertänige Boden zur Befreiung kam. Eine Folge davon war aber auch die Aufhebung, Löſung und Regulierung der Servitutsverhältniſſe, welche dem vormals obrigkeitlichen Boden zuſtatten kommt; endlich in weiterer Reihe die Auflöſung des Lehenbandes, welche eben dem lehenbaren Eigentume zugute kommen kann. Auch bei der Servitutenregulierung und -ablöſung wird in Privatrechte eingegriffen, jedoch ein höheres Prinzip wiegt da vor und gibt den Ausſchlag, und wem die Ablöſung der Servituten, wie gewiß uns allen, willkommen ſein muß, der wird doch in konſequenter Weiſe nicht gegen die Ablöſung des Lehenbandes ſich ſtemmen können.

Eine weitere erhebliche Analogie jedoch besteht darin, daß die Grundentlastung nicht nur privatrechtliche Verpflichtungen, sondern auch andere Verhältnisse zu lösen hat. Das Lehenverhältnis, wie das frühere Untertanenverhältnis, ist nicht ganz rein privatrechtlicher Natur. Auch das vasallitische Lehenverhältnis kompliziert privatrechtliche Verpflichtungen mit einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse — eine Art nexus subditelae könnte man es nennen — einem Abhängigkeitsverhältnisse von einer Obrigkeit, welche keine Behörde des Staates ist; — denn es läßt sich nicht leugnen, zwischen der Patrimonial- und Lehenherrlichkeit besteht ein Grad von Verwandtschaft und eine große Familienähnlichkeit. Wenn auch von den Rechten der Lehenherrlichkeit in dieser Hinsicht manches durch die Zeit hinweggenommen worden ist, so besteht doch noch manches Störende und ich erlaube mir aufmerksam zu machen auf den Homagialeid, wie er namentlich Privatlehenherren gegenüber abgelegt zu werden pflegt.

Von landesfürstlichen Lehen kann in dieser Beziehung nicht die Rede sein, weil der allerhöchste Lehenherr selbst durch die Zulassung der Einbringung dieses Gesetzes bei Beratung desselben seinen Vasallen volle Freiheit eingeräumt hat. Wenn aber der Vasall eines Privatlehenherrn im Homagialeid das Gelöbnis abgelegt hat, nie und nimmer etwas gegen das Lehenwesen zu unternehmen, so frage ich, wie kann ein

Vasall von dem ihm zustehenden staatsbürgerlichen Rechte, wenn er ein Mitglied einer dieser beiden Versammlungen sein sollte, bei Beratung des vorliegenden Gesetzes Gebrauch machen, nachdem er diesen Eid abgelegt hat.

Ich muß ferner als einen Grund gewichtiger Natur noch anführen, daß das Lehenwesen wirklich in seinem jetzigen Bestande auf Unwahrheit beruht; es ist nicht die Schuld der Beteiligten, aber das Walten der Zeit und die Macht des Lebens hat eben diese Unwahrheit bewerkstelliget, die Hauptsache und Grundbedingung, nämlich der Schutz und Schirm einerseits und Krieg- und Friedensdienst andererseits ist längst dahin; der Privatlehenherr kann einen solchen Schutz und Schirm nicht erteilen, der Landesfürst erteilt den Schutz und Schirm der Gesamtheit seiner Untertanen, nicht bloß seinen Vasallen. Ebenso ist die ursprüngliche Dienstpflicht des Vasallen dahingegangen. Dafür ist eine Nebensache, nämlich die Reichnisse und Gebühren, zur Hauptsache geworden. Ich frage auch ferner, wie steht es denn um die Heilighaltung eines Vertrages, welchen die Zeit selbst in diesem Maße durchlöchert und zerrissen hat, wie es hier der Fall ist? Auch der Heimfall, das Recht des Heimfalles besteht nicht in seiner Ursprünglichkeit. Beim Heimfall war es der ursprüngliche Zweck, den mit Tod abgegangenen kriegstüchtigen Dienstmann, die ausgestorbene wehrhafte

Familie durch einen neuen, gleich tüchtigen Dienſtmann, durch eine andere, gleich wehrhafte Familie zu erſetzen.

Jetzt wird der Heimfall — und es kann nicht anders ſein — nur dazu benützt, ein lukratives Geldgeſchäft zu machen oder einen teuern Angehörigen zu dotieren und zu verſorgen. Nun, frage ich, wer wird es leugnen, daß ein ſolches Verhältnis auf einer inneren Unwahrheit beruht, und daß es nur Scheinexiſtenzen ins Leben zu rufen geeignet iſt. Das innerſte Mark des Lehenweſens, muß man ſagen, iſt von der Unwahrheit zernagt.

Wenn ich die hier angeführten Gründe in ihrer Geſamtheit, nicht als einzelne, aber in ihrer ſchwerwiegenden Geſamtheit in die Wagſchale lege und die Rückſichten auf Privatintereſſen und Privatrechte in die andere Wagſchale, ſo ſinkt die Wagſchale der öffentlichen Rückſicht für mich durch ihr Gewicht ſchwer in die Tiefe, und für mich iſt es entſchieden, daß die Aufhebung des Lehenbandes nicht nur wünſchenswert iſt, wie es der Majoritätsbericht ſelbſt zugibt, ſondern aus ſtaatlichen Rückſichten eine Notwendigkeit.

Wir ſehen Gegner des Geſetzes auch in jenen gewiſſenhaften Männern, welche unerſchütterlich auf dem Boden des ſogenannten hiſtoriſchen Rechtes feſtſtehen. Allzu ſtarre Anhänger des hiſtoriſchen Rechtes aber ſind nach meinem Dafürhalten gewiſſermaßen im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, und ſie ſind unabſichtlich

und unwillkürlich die schlimmsten Gegner und Feinde jener Rechtskontinuität, welche sie selbst so oft und nachdrücklich betonen. Das Recht in seinen Formen muß sich mit und aus dem Leben entwickeln. Jeder lebende Organismus ist in einer fortwährenden Umgestaltung, in stets fortwirkender, oft kaum merklicher Um- und Neubildung begriffen. Das geschriebene Recht ist nur die Normierung alles dessen, was sich in dem fortwirkenden und fortschaffenden Umgestaltungsprozesse des sittlichen und geistigen Lebens mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Übereinstimmung in allen Überzeugungen ausprägt; und zwar nicht nur rücksichtlich des Individuums und der Familie, sondern auch rücksichtlich der Völker und Länder, des Staates, der Menschheit. Der geschichtliche Übergang des Individuums aus seiner Vereinzelung durch verschiedene Einigungsgruppen bis in den modernen Staat hinein, zur Sicherung seiner Rechtsstellung, ist durch mannigfache Stadien und Formen bezeichnet. Im Charakter der Vorzeit lag es, die Sicherung dieser Rechtsstellung in Privilegien zu suchen.

Solche Privilegien und deren Befestigung strebt nicht bloß der Adel, auch der Bürger, nicht bloß die Städte, auch die Länder an; nicht bloß Individuen, sondern auch Korporationen. Der Charakter der Gegenwart liegt aber darin, daß sie gleiches Recht für alle im Staate sucht und in seinen Gesetzen gewahrt zu

wissen anstrebt. Die Kodifizierung geschah dort durch einzelne Pergamente, hier durch allgemeine Gesetztafeln. Dort handelte es sich um Rechte und Freiheiten, hier um das Recht und die Freiheit.

Und so steht dem historischen Rechte gegenüber das Recht der Gegenwart, nämlich das Recht, die Überzeugungen der Gegenwart in Sitte, Recht und Kulturleben durch das Gesetz zum Ausdruck zu bringen. Das ist es, was an einem andern Orte ein verehrter Herr Redner das Recht der Geschichte genannt hat. Das ist das Recht, die Bedingnis des Rechtslebens der Gegenwart mit den noch lebensfähigen Resten der Vergangenheit auszugleichen und zu vereinbaren, aber das Recht und sein Ausdruck, das Gesetz, muß parallel mit dem Leben gehen, mit dem Leben auf gleicher Höhe, und der Weg dazu ist die unablässig wirkende, wenn auch in gesunden Zuständen kaum wahrzunehmende Reform. Weit entfernt, daß dadurch das Rechtsbewußtsein erschüttert wird, wird das Rechtsbewußtsein vielmehr befestigt, indem die Gesamtheit in der Gesetzgebung die wachsame Hüterin und die wohlwollende Lehrerin des allgemeinen Rechtes sieht.

Aber das Gesetz muß auch zur rechten Zeit kommen, es darf nicht zu früh, nicht zu spät kommen. Nicht zu früh, damit das Gesetz nicht hemmend und störend in die Entwicklung des Lebens eingreife und dadurch sich selbst lähme; nicht zu spät, damit es nicht die berechtigte

Ungeduld im Volksgeiſte hervorrufe, welche zu Erſchütterungen der betrübendſten Art führen kann.

Daß aber das Lehengeſetz, die Auflöſung der Lehen bezweckend, zu früh komme, wird kaum jemand zu behaupten in der Lage ſein. Darüber mag uns lehren jener große Regulator, welchen man die öffentliche Meinung nennt. Nicht durch die Schmeichelwellen der Tagesgunſt, die im Sande verrinnen, nicht auch durch die Oberfläche muß man ſich beirren laſſen, man muß den Strom in ſeinem Tiefgange beobachten, dort, wo er ruhig und mächtig fließt und unwiderſtehlich. Dort kann man ihm vertrauen mit der Gewißheit, daß er ans Ziel, daß er vorwärts kommen wird. Nun läßt ſich aber nicht verkennen, daß ein gewiſſer Kreis von Eigentumsverhältniſſen ſowohl in dem allgemeinen Rechtsbewußtſein als auf dem Felde der Tatſachen in einer unwiderſtehlichen Umgeſtaltung begriffen iſt und eben nach dem Ausdruck durch das Geſetz, nach ſeiner Regelung und Normierung durch das Geſetz ringt. Daß dabei mit großer Gewiſſenhaftigkeit, mit Umſicht und Vorſicht zu Werke gegangen werde, iſt für den Geſetzgeber unerläßlich. Es handelt ſich darum, Rechte, welche auf Grundlage und im Vertrauen der beſtehenden Geſetze rechtlich erworben ſind, möglichſt zu ſchonen. Aber dem vorliegenden Geſetze iſt dieſe Schonung nicht fremd. Es wird kein Eigentum entzogen, ſondern es wird nur in ſeiner Natur und Form umgewandelt, zeitgemäß reformiert.

Man hat auch gegen das Gesetz das Bedenken vorgebracht, daß es der erste Schritt sei zur Beseitigung der Fideikommisse. Nun ist jedem Sachverständigen bekannt, daß zwischen Fideikommissen und den Lehen ihrer Natur nach doch namhafte Verschiedenheiten obwalten. Ich will ferner absehen davon, daß die Fideikommisse ihre verfassungsmäßige Geltung und Stellung in unseren Institutionen bekommen haben, ich will absehen davon, daß im Lehengesetze durch gewisse Bestimmungen dafür gesorgt werden kann, daß die Fideikommisse gewahrt bleiben und erhalten, ja daß sie vermehrt werden. Ich möchte nur auf eines hinweisen, nämlich auf die große Verschiedenheit, die zwischen Fideikommis und Lehen in einer andern Beziehung obwaltet. Der Entstehungsgrund der Lehen ist ein auf äußerlichen, historischen, positiven Verhältnissen beruhender, der Entstehungsgrund der Fideikommisse jedoch wurzelt in einem der Menschennatur tief innewohnenden Gefühle, in einem unvertilgbaren, durch die Dauer der Zeit sich gewiß wahrenden, nämlich in dem Gefühle für die Erhaltung der Familie. Ich möchte aber auch noch fragen, glaubt man denn durch die Ablehnung des Lehenablösungsgesetzes die Fideikommisse zu kräftigen? Ich sehe darin nicht den richtigen Weg dazu.

Wenn nun die Ablösung der Lehen als Notwendigkeit aus staatlichen Rücksichten erscheint, so muß auch

das Ziel in verhältnismäßig baldigſter Zeitfriſt zu erreichen angeſtrebt werden. Es frägt ſich nun, welche Mittel und Wege führen dazu? Der fakultative Modus beſteht ſeit undenklichen Zeiten. Die Reſultate und Ergebniſſe, zu denen er geführt hat, ſind in hohem Grade unerheblich. Man will in dem Fortbeſtehen von einzelnen Lehen keinen Übelſtand ſehen. Mir ſcheint es ein großer Übelſtand, wenn einzelne veraltete Inſtitutionen mitten in dem ſich fortentwickelnden Rechtsleben der Gegenwart ſtehen bleiben, und dadurch mit dieſen in immer ſchärfere Kontraſte kommen. Mir ſcheint es ein Übelſtand, daß man derlei Inſtitutionen ihrem unvermeidlichen Verfalle, ihrem Zuſammenſturze überläßt.

Man hat einen Mittelweg vorgeſchlagen zwiſchen imperativem und fakultativem Modus, das iſt der Modus der Provokation, nämlich der Provokation von ſeiten des Vaſallen als des durch das Lehenverhältnis am meiſten Gedrückten. Nun, glaube ich, wird es doch dem Rechtsgefühle nicht zuſagen, den Zwang nur nach einer Seite zu üben. Dieſer Modus hat nach meinem Dafürhalten gegen ſich alle Bedenken, ſowohl des fakultativen als des imperativen Modus, denn nach der einen Seite iſt er imperativ, nach der andern Seite iſt er fakultativ. In praktiſcher Ausführung jedoch wird durch dieſen Modus dem Lehenherrn die Wohltat entzogen, die ſchwankende Rente ſeines in gewiſſer Beziehung unberechenbaren und ungreifbaren Obereigentums in ein

festes Kapital, in eine reelle Rente zu verwandeln. Dieser Akt wird vollkommen dem Belieben seines Vasallen anheimgestellt, und der Lehenherr wird in dieser Richtung vom Vasallen abhängen. Gerechter schiene es mir, die Provokation für beide Teile gleichmäßig zuzulassen. Allein auch da drängt sich mir bei der praktischen Ausführung das Bedenken auf, daß auf diesem Wege der Vasall, also gerade derjenige, dessen Lage man erleichtern will, durch die Provokation des Lehenherrn zu der unerwünschtesten Stunde überrascht und seinem Ruine zugeführt werden könnte.

Das Ziel ist sonach nur auf dem imperativen Wege durch das Gesetz zu erreichen. Es findet hiebei keine Überstürzung statt; denn auch nach dem Gesetze wird das Erlöschen des letzten Lehenbandes sich noch auf Menschenalter hinausziehen. Die Härte des Zwanges aber wird dadurch gemildert und veredelt, daß der Zwang nicht von einem der Beteiligten ausgeübt wird, sondern von dem über allen stehenden Gesetze.

Es ist auch noch ein Vorschlag gemacht worden, vor dem Inslebentreten eines zwingenden Gesetzes zum freiwilligen Übereinkommen eine unbestimmte Frist offen zu lassen. Dieser Modus könnte diejenigen befriedigen, welche die Auflösung des Lehenwesens für eine Notwendigkeit ansehen, doch aber eine gewisse Scheu vor der Anwendung des Zwanges empfinden.

Mir ſcheint es nur eine nutzloſe Verlängerung einer Agonie; auch kann ich kein erhebliches Reſultat davon hoffen, denn angeſichts des bereits beratenen Geſetzes wird ſich jeder der beiden Teile ſeinen Kalkul ziehen, und derjenige, welcher ſich im Vorteile glaubt, gewiß ſich auf keinen Vergleich einlaſſen, weil er annehmen muß, daß dieſes Geſetz oder ein anderes in ähnlicher Richtung über kurz oder lang zur Geltung kommen wird.

Wenn ich mich entſchieden für das Prinzip, welches in dem vorliegenden Geſetzentwurfe liegt, erklären mußte, ſo folgt daraus nicht, daß ich mich mit allen und jeden Beſtimmungen über die Modalitäten des Geſetzentwurfes unbedingt einverſtanden erkläre. Auch ich habe Bedenken gegen einzelne Beſtimmungen, jedoch ich kann auf das Recht nicht verzichten, ſie durch die Spezialdebatte, durch den Ideenaustauſch, zu berichtigen, auf ihr rechtes Maß zurückzuführen, und dort, wo ſie ſich nicht bewähren ſollten, durch entſprechende Abänderungen beſeitigen zu helfen. Für mich liegt nicht in den einzelnen Paragraphen des Geſetzentwurfes, ſondern in dem Prinzipe das Schwergewicht der ganzen Frage des Geſetzes. Es wird hiebei immer die Aufgabe bleiben, in Anbetracht des auferlegten Zwanges gegen diejenigen, welche vom Zwange getroffen werden, das möglichſte Maß von Billigkeit einzuhalten, und auch zu dieſem Zwecke wird das Ein-

gehen auf die Spezialdebatte gewiß förderlich wirken. Wenn ich früher mir zu sagen erlaubte, daß die Harmlosigkeit des Lehenwesens in dem Augenblicke verloren geht, wo dasselbe vor den prüfenden Blick der Gesetzgebung tritt, so muß ich dies namentlich mit Rücksicht auf unser Haus nochmals betonen. Man wird auf den konservativen Beruf dieses hohen Hauses hindeuten. Manches, was destruktiv scheint, ist aber in Wirklichkeit konservativ. Von dem mittelalterlichen feudalen Gebäude, welches einst ein festes war und auch uns noch als ein ehrwürdiges Gebäude erscheinen darf, ist nur ein einzelner morscher Pfeiler stehen geblieben, das Lehenwesen. Nun glaube ich aber, derjenige, der diesen morschen Pfeiler kunstgerecht abträgt und sein Materiale anderweits nutzbringend verwendet, der ist doch konservativer als derjenige, der diesen Pfeiler seinem Verfalle überläßt. Denn es frägt sich, was ist zu konservieren? Nicht das alte, morsche Bauwerk ist zu konservieren, sondern das Leben, welches sich rings herum angesiedelt hat, die Existenzen, welche durch seinen Einsturz bedroht sind.

Nicht ohne Befangenheit und nicht ohne Besorgnis, daß mir das als eine Anmaßung ausgelegt werden könnte, was nur aus innigem Pflichtgefühle hervorgeht, möchte ich noch auf das große politische Gewicht hinweisen, welche diese Frage für unser Haus hat. Doch der Ernst der Stunde möge mich entschuldigen

und rechtfertigen. Dieſes politiſche Gewicht darf und ſoll keineswegs der einzige Grund unſerer Schlußfaſſung ſein; aber es möge die anderen aufgezählten Gründe kräftigen und unterſtützen; es iſt eine ſchwierige, aber ſchöne Aufgabe, die uns vorliegt, eine Aufgabe der erhebendſten Art, gewiſſermaßen Richter in der eigenen Sache zu ſein und doch das Recht und das Intereſſe der Geſamtheit mit patriotiſcher Hingebung und politiſchem Seherblicke zu wahren. Die neue Zeit pocht an unſere Pforten, und dieſes Geſetz iſt die Anfrage, ob wir auf dem feudalen Boden verharren, oder ob wir auf dem Boden der Neuzeit mitbauen wollen.

Möge die Antwort darauf eine günſtige und zeitgemäße ſein.

Ich kann mir verſchiedene Arten einer günſtigen und zeitgemäßen Beantwortung dieſer Frage denken, daß es aber die Ablehnung des Geſetzentwurfes nicht iſt, darüber kann ich mich keinem Zweifel hingeben, und in dieſer Überzeugung konnte ich mich der Majorität nicht anſchließen und empfehle demnach im Namen der Minorität dem hohen Hauſe die Annahme des Minoritätsantrages, dahin lautend: „Das hohe Haus wolle beſchließen, es ſei unter Anerkennung des der Regierungsvorlage, ſowie dem Entwurfe des Hauſes der Abgeordneten zugrunde liegenden Prinzipes der imperativen Allodialiſierung der Lehen in die Spezialdebatte einzugehen.“

7. Sitzung vom 20. Februar 1862.

Es gibt große Wahrheiten von so tiefer Lebens- und Überzeugungskraft, daß sie, einmal ausgesprochen, unauslöschlich in dem Bewußtsein und in der Überzeugung der Menschen haften und daß selbst der Widerruf derjenigen, welche sie zuerst ausgesprochen haben, diese Wahrheiten nicht mehr zu verlöschen vermag. Eine solche Wahrheit liegt in dem Satze: „Vor allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen."

Der Mann, der diese Worte im Jahre 1797 bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. von Preußen gesprochen, Friedrich Gentz, konnte durch sein ganzes späteres Leben und alle Wandlungen, welche sein politisches und schriftstellerisches Wirken erfahren hatte, diese Wahrheit nicht mehr verkleinern, nicht mehr verwischen. Derselbe Mann hat bei derselben Gelegenheit noch die folgenden Worte ausgesprochen: „Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch ver-

dammt, ist der wesentliche Umstand, daß es seiner Natur nach gar nicht aufrecht erhalten werden kann... Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird."

Dieser Satz ist vor mehr als sechzig Jahren ausgesprochen worden, und die Verkehrsmittel, auf die er hindeutet, haben sich seit der Zeit ins Unglaubliche und Ungeahnte vermehrt. Von der Wahrheit des Satzes aber haben wir alle uns überzeugt, da wir gewiß unter der Herrschaft der Preßfreiheit nicht Bedenklicheres, Gefährlicheres, ja mitunter Böswilligeres lesen werden, als wir unter der Herrschaft des Zensurzwanges gelesen haben. In den beiden Sätzen des großen Publizisten, die ich zitiert habe, ist das glänzendste, überzeugendste und treffendste Plaidoyer für die Preßfreiheit ausgesprochen und es wäre Vermessenheit, wenn ich meinerseits noch irgend ein Wort zugunsten der freien Presse beifügen wollte.

Mir steht die Freiheit der Presse als eines der kostbarsten Güter vor Augen und auch selbst denjenigen, die vielleicht diese Ansicht nicht teilen, wird in unseren Tagen die Preßfreiheit als eine unabwendbare Notwendigkeit erscheinen müssen. Wie das edelste der Metalle, das Eisen, das materielle Leben der Jetztzeit beherrscht, so beherrscht die Arbeit des Gedankens das ganze sittliche, geistige Leben der Gegenwart.

Diese Analogie und Parallele ließe sich ins Unendliche ausführen, vom Pfluge, welcher die Furchen der Zukunft bereitet, von den die Völker verbindenden Eisengeleisen und Eisenschiffen, von dem Anker, der die Schätze im Hafen festhält, bis auf die kleinen zierlichen Schmucksachen und Galanteriearbeiten, bis auf das nützliche Gerät des Haushaltes einerseits und auf der andern Seite von den der Zeit vorauseilenden Gedanken und Ideen des einsamen Denkers und Erfinders und von den die Zeit bewegenden und erschütternden Gedanken bis zu den eleganten Spielen der dichterischen Phantasie und zu jener praktischen Lebensweisheit, welche den Markt, das Haus und die Familie regelt.

Es war in früherer Zeit das schöne Recht des freien Mannes, Waffen zu tragen, in der Gegenwart ist es ein schönes Recht des Staatsbürgers, von der Gedankenfreiheit den rechten Gebrauch zu machen.

Aber wie auch die edelste Waffe in der Hand der Böswilligkeit und Hinterlist, in der Hand der unbesonnenen Unvorsichtigkeit, des knabenhaften Mutwillens gefährlich werden kann, so auch hier.

Wer wird die Gefahren, welche ein Mißbrauch der Preßfreiheit mit sich führt, leugnen wollen? Sie bedrohen die Existenz des Staates, sie bedrohen das Ansehen der Regierung, und vor allem die mit Recht so sehr empfindliche Privatehre. Man wird in dieser

Beziehung den oft gehörten Satz anwenden: „Die Wunden, die die Presse schlägt, heilt sie auch wieder.“ Der Mann, der diesen Satz zuerst ausgesprochen, und zwar als erster Konsul, hat ihn später als Kaiser nicht ratifiziert, und dennoch liegt in diesem Satze ein gesunder Kern von Wahrheit. Aber man muß dabei wohl unterscheiden. Keinesfalls ist dieser Satz in dem Sinne auszulegen, daß es einem geschickten und bewährten Heilkünstler erlaubt sein darf, ungestraft Wunden zu schlagen, dem Vorübergehenden Bein und Arm zu brechen, weil er sie wieder kunstgerecht zu heilen vermag.

Es ist auch ferner zu unterscheiden, daß zwischen den Verletzungen durch die Presse und der Heilung ein gewisses Mißverhältnis liege. Die Verletzung, Verwundung tritt plötzlich, rasch, schnell und unerwartet ein. Die Heilung ist oft sehr schmerzlich und kann sehr langsam sein und lange Zeit brauchen. Es wird auch hier wieder zu unterscheiden sein, wer der Verwundete ist, ob es eine kurzlebige Existenz oder Natur, oder eine Existenz von längerer Lebensdauer ist, welche Zeit genug hat, den Prozeß der Heilung abzuwarten und ihn zu ertragen. Korporationen, Institutionen, der Staat haben diese Lebensdauer und können in der Regel diesen langsamen Prozeß abwarten, obwohl auch Momente, wo die Heilung schnell erfolgen muß, eintreten können.

Ich erinnere beispielsweise an einen dieses hohe Haus betreffenden Fall, in welchem die Regierung nach den bisherigen Gesetzen vorzugehen sich veranlaßt fand. In diesem Falle, glaube ich, wäre die Heilung durch die Presse erfolgt. Ich halte dieses hohe Haus für eine Institution von langer Lebensdauer deshalb, weil sie in unserer Verfassung wurzelt, und ich unserer Verfassung eine längere Lebensdauer prognostizieren würde und daran glaube. Ich bin überzeugt, daß die öffentliche Meinung es allmählich erkennt und ihr Organ, die Presse, es auch ausgesprochen hätte und aussprechen wird, daß die großen, die Welt bewegenden Prinzipien, auf welchen der Neubau unseres Staates ruhen soll, in diesem Hause nie und nimmer verleugnet worden sind, daß es nicht ohne Verdienst ist, aus Vaterlandsliebe und Verfassungstreue hier in einer von vorneherein als unpopulär erscheinenden Stellung treu auszudauern, daß dieses Haus es jederzeit angestrebt hat, in einmütigem Vorgehen und Eintracht mit dem anderen Hause jene Prinzipien zu befestigen, auf die ich hingedeutet, und daß, wenn Differenzen obwalten, sie nur darin zu suchen sind, daß beide Teile mit gleicher Gewissenhaftigkeit nach den rechten Formen gesucht haben, um jene großen Prinzipien auf die Dauer zu befestigen und ins Leben zu rufen (Rufe: Bravo!), so glaube ich, wird bei dieser Verletzung die Heilung durch die Presse auch erfolgen.

Ein anderes aber iſt es, wenn es ſich um die Privatehre handelt, um die Verletzung von Naturen und Exiſtenzen von kurzer Lebensdauer, nämlich um das Individuum, da kann es geſchehen, daß das Individuum, der Verwundete und Verletzte an ſeinen Wunden verbluten, zugrunde gehen kann, bevor die Heilung Zeit hat, zu erfolgen.

Es kann geſchehen, daß eben, weil ſich in dem Leben des einzelnen die ganze Wucht einer erlittenen Mißhandlung, der Schmach und gehäuften Unehre auf Tage, ja in Stunden und Momente zuſammendrängt, daß dieſes Daſein bricht, bevor die Heilung erfolgen kann. Es kann auch geſchehen, daß die Heilung ſo ſpät erfolgt, daß ſie keine Heilung mehr, ſondern eine neue Verletzung iſt. Da muß das Geſetz dafür ſorgen, daß die Hilfe eine ſchnelle und ausgiebige ſei. — Jedoch was die in dieſer Beziehung in Vorſchlag gebrachten Beſtimmungen anbelangt, ſo gehören dieſe der Spezialdebatte an, und ich gehe vorläufig nicht weiter darauf ein. Ich habe mir erlaubt auszuſprechen, daß ich die Freiheit der Preſſe für ein großes Gut, wie für eine Notwendigkeit halte; große Güter aber ſind von Opfern unzertrennbar, und Fundamentaländerungen in Syſtemen ſind immer und jeder Zeit von Gefahren begleitet, für die man die Augen nicht verſchließen darf. Aber die Opfer werden erleichtert, wenn man ſie mit Selbſtverleugnung und Freudigkeit

bringt, die Gefahren erscheinen leichter und werden besiegt, wenn man sie scharf ins Auge faßt, und Prinzipien, namentlich das Prinzip der freien Presse, werden dann segensreich und fruchtbringend, wenn man sie mit redlichem, aber zugleich mutigem Sinn verwirklicht, denn zu ihrer Verwirklichung gehört Redlichkeit und Mut.

Es ist zu hoffen, daß die Entwicklung unserer öffentlichen Zustände allmählich jenes Ebenmaß, jene harmonische Übereinstimmung in den verschiedenen Einrichtungen zustande bringen wird, daß das, was manchem bisher nur gewissermaßen als ein Privilegium einzelner erscheint, nämlich die freie Presse, daß sie auch als das, was sie wirklich ist, von allen anerkannt wird, nämlich als ein segensreiches Gemeingut. Es ist zu hoffen, daß die alle Kreise unseres staatlichen Lebens durchdringende Öffentlichkeit wie gesunde, frische Bergluft auch das einzelne Individuum kräftigen und stählen werde, daß es, wenn auch nicht unverwundbar, so doch minder empfindlich werde. Man kann freilich nicht verkennen, daß eine Generation, welche solange in den Niederungen des Polizeistaates gewohnt hat, diese Unempfindlichkeit nicht plötzlich bekommen kann, jene Nervenstärke, welche der Brite sich durch das jahrhundertlange Einatmen jener frischen Atmosphäre angeeignet hat.

Es ist Aufgabe unserer Gesetzgebung, diesen Umständen Rechnung zu tragen und auf sie Rücksicht zu nehmen.

Jeder aufrichtige und wahre Freund der freien Presse wird aber die Überzeugung hegen, daß die Presse ihre Dauer und Festigung hauptsächlich davon zu erwarten habe, daß sie in das Bewußtsein der freisinnigen, aber zugleich Recht und Ordnung liebenden Mehrheit der Bürger eingedrungen ist und darin Halt und Neigung gewonnen hat, daß man der Preßfreiheit selbst einen Dienst leistet, wenn man sie mit den Garantien, die ihre Dauer sichern, umgibt. Der echte Konservativismus, wie er in der Bestimmung dieses Hauses wohl liegt, hat die Obliegenheit, nicht nur das Alte, noch Lebendige und Lebensfähige zu erhalten, sondern auch das notwendig gewordene Neue mit jenen Stützen und Bedingungen zu versehen, welche ihm Dauer und Festigkeit und segensreiches Wirken verbürgen. Ich darf es aussprechen, daß die Kommission dieses hohen Hauses von diesen Grundsätzen ausgegangen ist; sie hat das Prinzip der freien Presse offen anerkannt, sie hat in ihrem Berichte und mündlich durch ihren Berichterstatter ausgesprochen, daß sie dem Entwurfe des anderen Hauses im allgemeinen beitritt, sie hat auch die Hoffnung betont, daß dieses Gesetz noch im Laufe der gegenwärtigen Session in Wirksamkeit treten werde. Durch die Erfüllung dieses Wunsches wird auch zugleich die ebenso gerechtfertigte als loyale Sehnsucht der österreichischen Presse befriedigt, endlich fest auf dem Boden des Gesetzes zu stehen.

Wenn ich auch in einzelnen Punkten die gerechtfertigte Vorsicht der Kommission vielleicht zu weit gegangen glaube, wenn ich auch in einigen Punkten, namentlich was deren Fassung betrifft, nach meiner Überzeugung nicht mitstimmen kann und mir erlauben werde, im Laufe der Spezialdebatte dagegen zu sprechen oder doch zu stimmen, so kann ich doch nicht verhehlen, daß ich im Grunde den Bestrebungen der Kommission im ganzen nur beitreten kann. Obschon ich an dieser Stelle, in diesem hohen Hause der von mir angelobten Verpflichtung, die Dinge zu sehen wie sie sind, jederzeit eingedenk war, so bekenne ich doch offen, daß ich vom Hause aus Idealist bin und es zu bleiben hoffe, d. h. einer, der das Gute anstrebt, wie es sein könnte und sein sollte, der daher auch das Prinzip der Preßfreiheit in seiner Reinheit ungeschmälert und unbemakelt bei uns verwirklicht zu sehen wünschte, und von diesem Standpunkte aus möchte ich in den Kautelen, welche in Vorschlag gebracht worden sind, gewissermaßen nur jene augenblicklichen notwendigen Gerüste erblicken, welche einem großartigen und kühnen Gewölbbau Formen und Stütze geben, aber dann, wenn man sich von der Festigkeit des Baues überzeugt hat, wieder entfernt werden, damit der Bau in seiner ganzen edlen Reinheit vor das Auge aller trete.

8. Sitzung vom 20. Juni 1862.

In dem Augenblicke, wo wir zum ersten Male seit der Budgetberatung die Ziffer einer Position, welche das Abgeordnetenhaus angenommen hat, zu ändern im Begriffe sind, und zwar einen herabmindernden Betrag auf seine ursprüngliche Ziffer zurückführen wollen, wodurch wir die zu meinem Bedauern in beiden Häusern bestehenden Differenzpunkte noch um einen, und zwar neuer Art vermehren, in diesem Augenblicke muß sich wohl jeder über die Motive, welche ihn zu einem solchen Vorgange bestimmen, klar werden, Motive, die jedenfalls nur rein objektiver Art sein dürfen und jede subjektiven Beziehungen vermeiden müssen.

Ich kann es mir nicht leicht ausführbar denken, die durch die Finanzlage des Staates gebotenen Ersparungen zu erzielen, ohne einzelne Positionen in dem vorliegenden Budget herabzumindern, zu modifizieren.

Ich bestreite dem Abgeordnetenhause durchaus nicht das Recht, in dieser Richtung vorzugehen. Obschon ich auf die Prärogative des Abgeordnetenhauses als des

eigentlichen Volkshauses, der Vertretung unserer Steuerzahlenden, ein großes Gewicht lege, so glaube ich demungeachtet mir nicht verhehlen zu dürfen, daß es meinem Rechtsgefühle widerstreitet, mitten im Jahre und nur so nebenher aus Anlaß der Budgetberatung Bezüge zu schmälern oder zu sistieren, welche kraft eines gesetzlich bestehenden Anstellungs- und Besoldungssystems bezogen werden, ohne daß eine Änderung dieses Systems in gesetzlichem Wege vorausgegangen sei. Dies im allgemeinen.

Mich zu dem Besonderen wendend, fasse ich die Position rücksichtlich des Vorsitzenden der Bundesmilitärkommission ins Auge. Es handelt sich hier um Abminderung des Funktionspauschales von 12.600 fl. auf 6.300 fl. Ich will die ökonomische Seite der Frage nicht erörtern. Mag auch diese Dotation vielleicht als ziemlich reichlich erscheinen, so ist doch schon im Berichte auf Grundlage der Mitteilungen des Herrn Ministers darauf hingewiesen worden, daß diese Bezüge seit der Kreierung der Stelle bestehen, und daß es unangemessen erscheint, den Vorsitzenden einer Kommission in seinen Bezügen niedriger zu stellen als die Mitglieder dieser selben Kommission. Ich werde mir nur erlauben, ein Streiflicht auf die politische Aufgabe unserer Mission in Frankfurt zu werfen.

Ich sehe ab von den alten Traditionen unseres erhabenen Kaiserhauses, von den Sympathien und

hiſtoriſchen Erinnerungen mancher unſerer Völker und Länder, welche uns nach Deutſchland weiſen, ich ſehe ab von den mannigfaltigen Kultur- und Verkehrsbeziehungen, welche dort vertreten ſein wollen, von den Bundesverhältniſſen, welche gewahrt ſein wollen, lauter Motiven, welche eine energiſche Vertretung Öſterreichs im Zentrum Deutſchlands, in Frankfurt, als eine unabweisbare Notwendigkeit darſtellen. Ich will zunächſt die momentane Situation etwas näher ins Auge faſſen. Der Freiheits- und Einigungsdrang iſt in den germaniſchen Völkern wieder erwacht, und zwar mit teilweiſer Zuſtimmung der Regierungen, es geht durch ganz Deutſchland in dieſer Richtung ein wahrnehmbarer Drang, allein nicht in der ungeſtümen, aufſprudelnden, überſtürzenden Weiſe wie im Jahre 1848, ſondern beſonnen, maßvoll, überzeugungstreu und innerlich gefeſtigt und aus dieſem Grunde wird dieſe Bewegung auch kaum zu unterdrücken ſein.

Es iſt ein geiſtiges Ringen verſchiedener Potenzen, welches ſich in verſchiedene Gruppen formiert, als da ſind: Groß- und Kleindeutſche; es ſind die einzelnen Länder, welche unter ſich und dann wieder mit den beiden Großmächten dieſes geiſtige Ringen beſtehen, welche Großmächte auch gegenſeitig nicht immer ganz freundlich gegeneinander Front machen.

Rechnet man noch dazu die verſchiedenen Parteiſtellungen, die Detailſchattierungen dieſer Standpunkte,

die demokratiſchen, konſtitutionellen Richtungen uſw., ſo ſieht man, welche Gärung in Deutſchland im Wogen begriffen iſt. Rechne man noch dazu, daß auch von außen Deutſchland nicht ganz unberührt iſt.

Wer ſeine Augen auf den politiſchen Schauplatz geworfen hat, der bemerkte ſchon ſeit Jahren das unheimliche Walten eines neuen politiſchen Syſtems, welches ſeine Exiſtenz durch die Aggreſſion und Expenſion friſtet, welches die alten Grundſätze des Rechtes und der Sitte nicht immer gewiſſenhaft einhält, ſich wenigſtens in ſeinen Operationen dadurch nicht beirren läßt, eines Syſtems, deſſen Träger mit großem Scharfblick die ſchadhaften Stellen in den alten Verträgen wahrgenommen und ihre Keile und Hebel dort angeſetzt haben, um das alte Gebäude zu zertrümmern und zu zerbröckeln, welches, wenn es auch hie und da ſchadhaft ſein mag, doch das große und unbeſtreitbare Verdienſt hat, daß die europäiſchen Völker durch eine Reihe von faſt 40 Jahren in ſeinem Schutze den Frieden genoſſen haben. Dieſes Syſtem, dieſe Politik droht aus dem öffentlichen Leben auch bis in das Innerſte des Hauſes, an den Herd der Familie einzudringen und dieſe in ſittlicher Beziehung und in ihren Rechtsgefühlen zu vergiften. Es exportiert in ſeinen Proklamationen an die Völker, welche es zu ſeinen Zwecken benutzt, die Freiheit in ſo reichlichem Maße, daß dieſer Artikel darüber in dem eigenen Lande ein ſeltener

geworden ist. Dieses System wirkt noch fort, es lebt noch, und es ist seinerzeit in einem Allerhöchsten Manifeste als ein System der Unwahrheit bezeichnet worden.

Die Völker Deutschlands fühlen die Umgarnung, von welcher sie durch diese Politik umschlungen sind; sie fühlen den Sehnsuchtsdrang, abzuschütteln die Netze und Schlingen; denn diese dämonisch geniale Politik hat ihre Netze über den ganzen Erdkreis gezogen, und ihre unterirdischen Minen explodieren dort, wo man es am wenigsten gewärtigt.

In welcher Form die Bewegung in Deutschland, das von außen bedroht und von innen in Gärung begriffen ist, zum Abschluß und zur Beruhigung kommen wird, wann dieser Moment eintreten wird, wer kann es wissen? Allein ohne Seherkraft kann man voraussehen, daß, welche immer auch die staatsrechtliche Einheitsgestaltung von Deutschland werden mag, Deutschland in seiner Einheit doch zu gleicher Zeit der Kern und Mittelpunkt eines neuen politischen Systems für Mitteleuropa werden müsse, eines Systems der politischen Probität, einer geordneten Volkswirtschaft und Volksfreiheit, und eines gesunden Kulturlebens; daß in diesem Systeme, welches voraussichtlich ganz Mitteleuropa umspannen wird, Österreich eine hervorragende Stelle einzunehmen berufen ist, daß auch Raum darin sich findet für die nicht deutschen Nationalitäten in Österreich, welche dort eine Sicherung ihrer Gesittung

und ihrer edelsten Kultursinteressen finden werden, so daß der Magyar, dessen Sympathie für Deutschland nicht erstorben ist, sich neuerdings hingezogen fühlen wird, und daß auch der österreichische Slawe nicht mehr mit den Worten eines seiner Führer wird ausrufen wollen: „Wir österreichische Slawen haben nichts in Deutschland zu tun und zu suchen."

Daß bei den Krisen und Phasen, welche dieser Neugestaltung Deutschlands vorausgehen, eine große und wichtige Aufgabe der österreichischen Mission in Frankfurt zugefallen ist, wer wird es leugnen? Eine Mission, welche nicht nur den bisher von Österreich eingenommenen Standpunkt zu wahren, sondern auch die künftigen Interessen Österreichs zu schützen haben wird.

Es ist mir nicht unbekannt, daß der Präsident der Militärkommission in dieser Aufgabe nicht die erste Rolle auszufüllen hat. Allein er ist ein wichtiges ergänzendes Mitglied dieser Kommission, und man soll das Ganze der Kommission eben nicht in seinen Teilen schwächen. Es kommt hier nicht die an und für sich unerhebliche Ziffer in Betracht, sondern der moralische Eindruck, den diese Herabminderung hervorbringt.

Dieser moralische Eindruck wird namentlich bei den fernstehenden Unbefangenen, namentlich in Deutschland jener sein eines ersten, wenn auch kleinen Schrittes zum Rückzuge, eines teilweisen Aufgebens der politischen

Position, und es wird zum Gewichte dieses Eindruckes nicht unwesentlich beitragen, daß eben unser Abgeordnetenhaus, welches das eigentliche Volkshaus ist, diese Abminderung votiert hat. Dieses Votum enthält sonach eine unabsichtliche, aber mittelbare Schwächung der ganzen Mission in sich, eine Tendenz, welche den patriotischen Absichten unseres Abgeordnetenhauses ferne liegt. Das sind politische Opportunitätsgründe, aus welchen ich die Abminderung dieser Position nicht für gerechtfertigt halte, und mich dem Antrage der Kommission anschließe. (Rufe: Sehr gut!)

Ich gehe zur zweiten herabgeminderten Position über, nämlich zu jener der Bezüge des Botschafters in Rom. Bei Erörterung der hier stattfindenden Abminderung ist es mir vor allem einleuchtend, wie notwendig es ist, den rein objektiven Standpunkt einzuhalten. Denn die Debatten im Abgeordnetenhause haben mich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche darin liegt, daß bei der Behandlung dieses Gegenstandes gar leicht persönliche Rücksichten Einfluß nehmen konnten. (Einige Bravo rechts.)

Ich wende mich bei dieser Position zur eigentlichen Ziffernfrage. Wenn 20.000 fl. bei einer Dotation abgestrichen werden, so sollte man denken, diese Position sei in einem exorbitanten Maße gegen andere analoge begünstigt, es finde mit anderen Dotationen gleichen Ranges ein in die Augen fallendes Mißverhältnis statt.

Zu diesem Zwecke ist es doch erforderlich, die einzelnen Ziffern zu prüfen, ob denn dieses Mißverhältnis wirklich obwalte, besonders nachdem nach den Andeutungen des Herrn Ministers schon vor geraumer Zeit an den früheren Bezügen des Botschafterpostens in Rom bereits eine Abminderung stattgefunden hat. Im Gehalte stehen sämtliche vier Botschafter, denn der Internuntius hat auch Botschafterrang, sich gleich, nämlich mit 8400 fl., an Funktionspauschale bezieht der Botschafter in Paris 75.600, der in London 56.700, der in Konstantinopel 52.500, der in Rom 54.600 fl., also nicht erheblich mehr als der in Konstantinopel, allein weniger als die beiden in Paris und London.

Es ist daher ein solches Mißverhältnis, wie man nach der Abstreichung vermuten sollte, in der Tat nicht vorhanden. Wenn man sagt, die Repräsentation ist unnütz, so möchte ich auch glauben, daß Geist, Herz, Charakter und Bildung eben bessere Repräsentationsgaben sind als äußerer Glanz und Pomp. Allein hätte man die Repräsentationsgelder für unnütz befunden, so hätte man sie nicht bei diesen zwei Posten allein abstreichen sollen, sondern hätte sie konsequenterweise bei allen Funktionszulagen streichen müssen, und zwar in einem adäquaten Verhältnisse. Man hätte aber dabei übersehen, daß es nicht in die Hand einer einzelnen Macht gelegt ist, ein altes diplomatisches Herkommen,

eine tief eingewurzelte Sitte mit einem Federstriche zu beseitigen. Das Wesentliche der Frage, die zu erörtern ist, konzentriert sich nun dahin: Ist der im Budget angesetzte Posten im Interesse des Reiches zur Ausgabe notwendig, oder mit anderen Worten, ist der Botschafterposten in Rom mit den angemessenen Bezügen eine Notwendigkeit? Denn wenn man die Notwendigkeit zugestehen muß, so muß man auch die Notwendigkeit der Emolumente zugestehen. Ich glaube, diese Frage läßt sich nur mit Ja beantworten.

Die Interessen Österreichs in Rom sind, wie auch anderwärts bereits bemerkt worden ist, weltlicher (politischer) und auch kirchlicher Natur. Allein eine Sonderung ist gerade hier ungemein schwer, weil eben diese Interessen so tief ineinandergreifen, daß sie in vielen Fällen nicht voneinander zu lösen sind. Der Kirchenstaat als Staatsgebiet bekleidet nur einen untergeordneten Rang in der europäischen Staatenfamilie. Würde man nur dieses Verhältnis im Auge haben, so würde auch ein Gesandter, ein Diplomat niedrigeren Ranges vollkommen den dortigen Geschäften angemessen sein. Allein wenn man den Kirchenstaat mit seinem mäßigen Umfange als das ansieht, was er wirklich bedeutet, nämlich als das Piedestale der Unabhängigkeit des Oberhauptes einer Weltkirche von 200 Millionen, worunter 28 Millionen in Österreich, dann erhält dieser mäßige Umfang gewaltigere Dimensionen und wächst zu einer Größe

und Macht heran, welche allerdings rechtfertigt, daß an jenem Orte die Interessen einer Großmacht auch durch einen Gesandten ersten Ranges vertreten werden. Ich wollte sagen, die Unabhängigkeit des kirchlichen Oberhauptes fußte bisher auf diesem Fundamente, denn gegenwärtig ist dieses Piedestale nur mehr ein Fragment dessen, was es früher war, und selbst dieses ist noch bedroht und in der Zerbröckelung begriffen. Es fragt sich nun: Ist der Territorialbesitz des Kirchenoberhauptes eine Notwendigkeit?

Darüber sind streng katholische Autoritäten verschiedener Ansicht. Jedenfalls ist es eine offene Frage, auf welche der Ideengang der Ereignisse und die unerbittliche Logik der Tatsachen früher oder später Antwort geben werden.

Ein gefährlicher Besitz ist es jedenfalls. Denn es lauft die Gefahr mit unter, daß eine nur mittelmäßige Administration des weltlichen Besitzes eben das Ansehen der immer hoch zu haltenden geistigen Autorität zu schmälern geeignet sei. Ein katholischer Schriftsteller, v. Döllinger, spricht sich in diesen beiden Richtungen, nämlich was die Unabhängigkeit und den Territorialbesitz betrifft, offen aus. Rücksichtlich des Territorialbesitzes erklärt er den Zustand des Kirchenstaates gegenwärtig und schon seit mehr als 40 Jahren als die eigentliche Achillesferse der katholischen Kirche, als den Stein des Anstoßes für Unzählige, während er die

Möglichkeit des Unterganges des weltlichen Beſitzes ins Auge faßt, zugleich jedoch jene der unerläßlichen und unentbehrlichen Unabhängigkeit wahrend und feſthaltend die zuverſichtliche Erwartung ausſpricht, daß „was auch kommen möge, dem Stuhle Petri ſein Delos nicht fehlen werde und ſollte es erſt aus dem Meere emporſteigen!“ Die vulkaniſchen Vorboten dieſer Eruption laſſen ſich bereits verſpüren. Von den Wirren und Kämpfen zittert der Boden Italiens und erſchüttert auch die Grundfeſten des Vatikans. Es bereiten ſich große Kataſtrophen vor und mächtige welthiſtoriſche Geſchicke gehen dort in Erfüllung, und in ſolchen Momenten ſollte Öſterreich in Rom unvertreten ſein, es ſollte dort anderen den Platz räumen und freie Hand laſſen, in ſolchen Momenten ſagt man, habe Öſterreich in Rom politiſch nichts zu tun und zu ſuchen? Man ſagt auch, die römiſche und damit zugleich auch die italieniſche Frage werde anderswo entſchieden als in Rom. In dieſem Satze liegt das Zugeſtändnis einer politiſchen Omnipotenz an eine nicht ſchwer aufzufindende Stadt eingeſchloſſen, eine Anerkennung, welche eben nur demütigend auf alle Mächte Europas wirken könnte. (Einzelne Bravo.)

Aber auch in anderer Beziehung ſcheint mir dieſer Satz zweifelhaft. Wer wird es während der Dauer eines Feldzuges zu beſtimmen wagen, an dieſem oder jenem Orte, an dieſer oder jener Stelle wird die Ent-

ſcheidungsſchlacht geſchlagen werden? Wer kann im Kampfe der Geiſter, die dort ringen, beſtimmen, wo die Entſcheidung fallen wird, in einem Kampfe, wo eben ein einzelnes Genie, ein Gedanke, ein Charakter, eine einzelne Idee den Ausſchlag bringen kann. Doch ich gehe zu Aufgaben über, welche der Geſandte Öſterreichs in näherer Zeit zu löſen hat, und welche direkte noch unmittelbarer Öſterreichs Intereſſen betreffen. Es handelt ſich dort, Nachwehen früherer Jahre ſoviel als möglich gut zu machen. Ich nenne das Unglücksjahr 1859 wegen des unheilvollen Ausganges des Krieges, die italieniſche Frage, inſofern ſie unſere direkten, durch unſern Länderbeſitz in Italien begründeten Intereſſen betrifft. Ihre Fäden verlaufen nach allen Seiten, und zwar auch in der Richtung nach Rom. Dort ſehen wir unſere Feinde vom Schlachtfelde her, wir ſehen ſie dort in Tätigkeit, und zwar in energiſcher Aktivität, dort muß auch Öſterreich ſeine angemeſſene Vertretung haben und wahren. Ich nenne ferner das Jahr 1855 als das Jahr des Konkordats. Ich werde mich in keine Erörterung einlaſſen, weil ich Gefühle und Anſchauungen, die in dieſem Hauſe vorhanden ſind, ehre und nicht verletzen will; ich werde mich nur an Tatſachen halten. Tatſache iſt es, daß Beſtimmungen des Konkordats ſchon unter dem früheren Regime unausgeführt geblieben ſind, weil ſie ſchon damals unausführbar waren und es jetzt unter den geänderten

Verhältnissen noch mehr sind. Das Konkordat steht vor uns in zweifacher Form, als Gesetz und als das diesem Gesetz vorausgegangene Übereinkommen oder „Vereinbarung", wie es offiziell heißt, „mit dem päpstlichen Stuhle".

Ich glaube, ein Gesetz kann im Wege der Gesetzgebung abgeändert werden, ein früheres Gesetz kann durch ein späteres aufgehoben oder modifiziert werden.

Allein ich glaube, daß man in der milderen, urbaneren Form das tun soll, was man mit ihr tun kann, und daß man die schroffere Form immer meiden muß, wo es tunlich ist. Ich glaube demnach, daß es schon der äußere Anstand, daß es das Ansehen und die Würde der beiden hohen Paziszenten und des Staates erheischt, daß womöglich gleichzeitig oder früher, bevor die Modifikationen im Wege der Gesetzgebung eintreten, das Übereinkommen auch in den betreffenden Punkten im Wege des Übereinkommens, der Vereinbarung modifiziert werde. Zu diesem Behufe ist in Rom ein gewiegter, der Sache gewachsener Funktionär unentbehrlich. Ob die mit diesem Posten gegenwärtig betraute Persönlichkeit mit Überzeugungstreue und Energie das neue, geänderte System dort zu vertreten geeignet ist, das Urteil darüber muß ich dem Herrn Minister überlassen, der kraft seiner Verantwortlichkeit es öffentlich erklärt hat, daß er für die Wahl der geeigneten Organe in seinem Geschäftsressort einzustehen habe.

Ich glaube, die großen Aufgaben, die nach dem Gesagten in Rom zu lösen sind, die hohe Stellung des Oberhauptes der Kirche, die Würde unseres Monarchen, die Reziprozität, der Usus und das Beispiel anderer Mächte erheischen es unabweisbar, daß auch Österreich durch einen Botschafter in Rom vertreten sei und daß demnach diesem die seinem Range angemessenen Emolumente nicht entzogen werden.

Es liegt mir fern, über einen Staatsmann, der von seiner einstigen Höhe herabsteigen und sein System in Trümmer fallen sehen mußte, irgend die Schale der Bitterkeit auszugießen, aber unausgesprochen soll es auch in diesem Hause nicht bleiben, daß wir hier nur den Posten und nicht die Person, die ihn versieht, im Auge haben, daß durch die Wiederherstellung der Emolumente auf ihre in der Regierungsvorlage angesetzte Integrität durchaus nicht ein Name nachträglich glorifiziert werden soll, dessen Wirken aus nicht ferner Vergangenheit noch jetzt auf Österreichs Geschicke einen trüben Schleier wirft.

Aus diesen Gründen habe ich mit dem Kommissionsantrage mich vereinigt. (Bravo! Bravo!)

9. Sitzung vom 8. Juli 1862.

Indem wir an die Beratung des Marinebudget gehen, tritt vor allem die Flottenfrage, das ist die Frage über den Umfang und die Größe der Seerüstungen Österreichs, über die Ausdehnung der Wehr- und Schutzkräfte Österreichs zur See vor uns.

Bei dem Scharfsinne, der Umständlichkeit und Vielseitigkeit, bei dem Aufwande von Materiale, Belegen und Daten der verschiedensten Art, in welchen diese Frage im Abgeordnetenhause pro et contra ventiliert worden ist, nach den dort stattgefundenen Erörterungen der Zwecke einer Flotte sowohl rücksichtlich ihrer nationalökonomischen als ihrer politischen und ihrer militärischen Aufgaben, wird es für den Laien allerdings jetzt sehr schwierig sein, der Sache eine neue Seite abzugewinnen.

Doch hoffe ich durch eine Ergänzung des teilweise schon Vorgebrachten, durch nochmalige Beleuchtung einiger Gesichtspunkte einen kleinen Beitrag zur ruhigen und unparteiischen Würdigung der Frage zu liefern.

Ich möchte vor allem konstatieren, daß die Gegner, nämlich jene auf einer Seite, welche die Sparsamkeit,

und jene auf der andern Seite, welche vor allem die Großmachtstellung der Monarchie betonen, daß diese Gegner oder vielmehr die gemäßigteren Anschauungen in diesen Parteien nicht so weit voneinander entfernt sind, als es nach der Hitze des Kampfes scheinen würde, daß Annäherungs- und Berührungspunkte stattfinden, aus denen endlich die praktische goldene Mittelstraße hervorgehen dürfte, welche das richtige Maß für den Umfang unserer Flotte eben in einem harmonischen Zusammenhange unserer maritimen Mittel mit der gegenwärtigen Situation des Reiches findet.

Ich möchte noch darauf hinweisen, daß eben die Anhänger des Ersparungssystems nicht unbedingt gegen die Vermehrung der Flotte sind, während die Anhänger der Großmachtstellung auch in dieser Frage nicht zu exorbitante Forderungen an das Budget zur Ausführung ihrer Ideen stellen.

Ich möchte mir erlauben, auf einen weiteren Umstand hinzuweisen, der uns bei Behandlung der Frage einen Fingerzeig geben könnte.

Sämtliche Abgeordnete aus den österreichischen Küstenländern, welche in dieser Frage das Wort ergriffen, haben Ersparungen weniger betont, sie haben aber auf die Großmachtstellung Österreichs, auf den Schutz, den sie von einer solchen Macht beanspruchen können, großes Gewicht gelegt. Darin mag für uns die Aufforderung liegen, daß man sich der binnenländischen Anschauung

bei der Beurteilung dieſer Frage ſoviel als möglich entäußern, ſeinen Blick mit den Größenverhältniſſen des Meeres und den Intereſſen ſeiner Anwohner vertraut machen, endlich auch den höheren Standpunkt der Großmachtſtellung Öſterreichs nicht aus den Augen verlieren möge.

So nahe die Flottenfrage die Handels- und Induſtrieverhältniſſe der ganzen Monarchie berührt, ſo wird ſich doch nicht in Abrede ſtellen laſſen, daß ſie zunächſt in erſter Reihe eben unſere Küſtenländer angeht. Wie wir alle unter dem Schutze eines mächtigen Staates unſer Eigentum, unſere Kulturs- und Verkehrsintereſſen geſichert wiſſen wollen, ſo auch der Bewohner unſeres Litorale. Da handelt es ſich aber nicht bloß um Emporien und Städte, um Haus und Grundſtück auf dem Lande, ſondern es handelt ſich um den Schutz, welchen das in ferne Meere hinausſteuernde Schiff ſeines Eigners von dieſer Großmacht beanſpruchen kann, denn das Meer iſt für dieſe Bevölkerung der brotgebende Acker, den ſie mit dem Kiel ihrer Schiffe pflügt.

Es hat allerdings ſeine Richtigkeit, daß die Geſchicke Öſterreichs vorzüglich durch die Landmacht und auf dem Lande ihrer Entſcheidung zugeführt werden. Allein der Küſtenbewohner kann ſich dabei nicht beruhigen, daß man im Momente des Kampfes ihn preisgäbe, in der zweifelhaften Hoffnung, ſein Land beim Friedensſchluß wieder zu gewinnen, ſondern er will

mit Recht zu seiner Beruhigung die Gewißheit erlangen, daß sein Besitztum, daß sein Land nicht ohne ernsten Kampf aufgegeben, daß es durch den einer Großmacht würdigen Schutz gesichert, daß es nicht ohne äußerste Anstrengungen aufgegeben werde.

Es ist dies ein Recht des Bewohners unserer Küstenländer. Es ist aber auch eine Pflicht des Staates, ihm diesen Schutz zu geben; es ist auch eine Pflicht der Volksvertretung, dahin zu wirken, kraft der Solidarität, welche alle österreichischen Völker zu einem Reichsganzen verbindet.

Die Bewohner unserer Küstenländer, namentlich die des am meisten bedrohten Dalmatiens, sind gute Österreicher. Daß sie aber auch gute Österreicher bleiben mögen, muß ihnen eben dieser Schutz in ausgiebiger, in sicherer, nicht nur in momentaner Weise gewährt werden. Sie müssen nicht nur gesichert werden gegen augenblickliche Angriffe an Ort und Stelle, es muß ihnen auch Schutz in gewisser Ferne gegeben werden; sie müssen es wissen, daß dem Angreifer, der sich ihnen nähert, schon auf offener See begegnet und der Gefahr in vorhinein entgegengetreten wird.

Wenn es sich um die Mittel fragt, diesen Schutz unseren Küstenländern zu gewähren, so wird es allerdings eine von Fachmännern zu erörternde Frage sein, welche Rolle hiebei den mannigfachen neuen Zerstörungsmitteln, Panzerschiffen, welche Rolle den schwim-

menden Batterien, den Küstenbefestigungen, der Kooperation von Flotte und Landheer usw. zugewiesen sei. Es wird auch nicht in einer gesetzgebenden Körperschaft entschieden werden können, ob mit den Mitteln unserer Flotte es zu wagen sein wird, in offener Seeschlacht dem Feind zu begegnen. Das muß eben der Mann der Tat und Verantwortung zu entscheiden wissen, und wenn der Erfolg ihn krönt, wird auch Österreichs Dank ihm gewiß nicht ausbleiben.

Das richtige Maß aber zu finden, dazu gehört das Zusammenwirken zweier Faktoren, nämlich einerseits der Volksvertretung, insoweit sie das finanzielle Maß zu bestimmen hat, dann anderseits jedoch der erfahrenen Fachmänner vom technischen Standpunkte, rücksichtlich der einzuhaltenden Richtungen und Details.

Zur Bemessung nur des richtig einzuhaltenden Maßes ist vor allem die Frage zu erörtern, woher kommt die Bedrohung? Denn das richtige Maß wird darin zu finden sein, daß man der angreifenden Kraft die gleiche abwehrende Kraft entgegensetzt. Dazu muß man aber die Gefahr und den Feind kennen.

Ich erörtere nicht die Kombinationen, welche größere Seemächte gegen uns als Feind annehmen lassen. Diese Erörterung hätte keinen praktischen Wert, weil wir zu einer Widerstandsfähigkeit gegen wirklich große Seemächte vorderhand keine Aussicht haben. Es ist uns allen klar, daß es sich nur um einen

Feind handelt, der schon seit Jahren eine aggressions- und annexionssüchtige Politik treibt, um einen Feind, dem wir bereits auf dem Schlachtfelde begegnet sind, hier zunächst um die italienisch-sardinische Seemacht. Da ist es nun wohl richtig, daß, um ihr zu begegnen, wir eben eine Macht, die der ihrigen gleich und gewachsen ist, gegenüberstellen müssen. Man macht nun den Einwurf: Ja das ist ja dann ein fortwährender, nie endender Wettlauf, denn wenn Sardinien seine Rüstungen fortwährend vermehrt, so müßten auch wir die Rüstungen in gleichem Maße vermehren und bei der großen Ausdehnung der italienischen Küste, welche die ganze Halbinsel umsäumt und bei der diesen Saum umwohnenden zahlreichen seetauglichen Bevölkerung gegenüber unserer viel kürzeren Küstenstrecke mit einer allerdings sehr seetüchtigen Bevölkerung wird doch nicht der gleiche Schritt inne zu halten sein. Allein ich möchte darauf aufmerksam machen, daß dieser Wettstreit, dieser Wettlauf denn doch seine natürliche und, wie ich glaube, nicht ferne Grenze hat.

Nach offiziellen Angaben sind wir in diesem Augenblicke dem Gegner zur See gewachsen. Es ist für uns allerdings ein peinlicher Zustand, fortwährend unser Besitztum nicht sicher und dasselbe Angriffen ausgesetzt zu sehen. Ich glaube aber, die Situation ist im feindlichen Lager auch nicht viel erträglicher. Diese fortwährende leidenschaftliche Aufregung, dieser fortwäh-

rende Drang sich zu vergrößern und auszudehnen, verbunden mit großen finanziellen Opfern, die er erheischt, ist eben keine befriedigende Lage.

Rechnet man dazu das Defizit Italiens, welches, wenn sich die Angaben bewähren, bereits ½ Milliarde erreicht haben soll, so muß man schon im finanziellen Interesse Italiens annehmen, daß es notwendig in kürzester Zeit das Kriegsglück versuchen und einen Schlag führen oder daß es ihm um Anbahnung friedlicher Verhältnisse und Sicherung eines dauernden Friedens in nächster Zeit zu tun sein wird; denn wer die Italiener und ihre Eigenschaften kennt, der wird nicht in Abrede stellen, daß sie praktische Leute, und vor allem gute Rechner sind. Sollte aber auch in ferner Zukunft die angestrebte Einheit Italiens, wozu freilich vorderhand noch geringe Aussicht obwaltet, sollte sie sich jedoch konsolidieren, so ist auch dann diesem Wettstreite eine natürliche Grenze gegeben.

Italien, das schon jetzt des Protektorates Frankreichs müde und überdrüssig ist, wofür viele Anzeichen sprechen, das sich seiner Abhängigkeit zu schämen beginnt, wird endlich bei einer Kollusion der Interessen doch auch mit einem Teile seiner Macht gegen Frankreich Front machen müssen, es wird vielleicht den größern Teil seiner Seemacht nicht gegen uns, sondern in seinem Interesse auf dem Mittelländischen Meere gegen Frankreich wenden. Ich gebe zu, daß die Aus-

sicht dazu keine nahe sei, aber sie ist allerdings eine nicht unbegründete.

Auch in dieser Beziehung ist somit dem Wettstreite eine gewisse Grenze geboten. Dieser Wettstreit hat überhaupt nur in einer vorübergehenden Zeit seine Aufgabe zu lösen, und wenn diese Zeit vorüber ist, so wird gewiß auch ein Teil des gegenwärtigen Marineordinariums zum Extraordinarium werden können. Aus all dem Gesagten erhellt, daß die Flotte Österreichs als eine der Gefahr und Kraft des Gegners angemessene, als eine mit Rücksicht auf die Finanzlage Österreichs und seine maritime Situation vereinbare bemessen werden soll. Wenn ich für eine angemessene Größe der österreichischen Flotte gesprochen, so wollte ich doch nicht die notwendige Anwendung der Sparsamkeit eben bei der Beschaffung der erforderlichen Mittel aus dem Auge verlieren. Sowohl bei der Marine, wie beim Landheere sind eben in der Sparsamkeit ergiebige Aushilfsquellen für unsere Finanzen zu suchen. Ich stimme jenen Rednern, welche sich im Abgeordnetenhause für die größtmögliche Ersparung ausgesprochen haben, in dieser Richtung im wesentlichen bei.

Ebenso möchte ich der Äußerung eines reichbegabten Redners beipflichten, welcher uns Preußen als Beispiel zur Nachahmung rücksichtlich der Sparsamkeit aufgestellt hat. Ich gestehe, im Sparen läßt sich von Preußen viel lernen. Allein gerade rücksichtlich der Flotte, rück-

sichtlich der Ersparungen bei der Flotte ist dieser Hinweis ein nicht ganz gerechtfertigter. Das Verhältnis ist hier ein anderes als in Preußen. Die Sachlage ist nicht die gleiche. Preußen hat für seine Seeküste und für seinen Seeverkehr nichts zu besorgen, sie sind vor jedem Angriffe Dänemarks so lange gesichert, als Preußen nicht selbst zum Angreifer wird.

Im Jahre 1848, in dem Schleswig-Holsteinischen Feldzuge, wo Preußen im Namen des deutschen Bundes auftrat, war es eben durch diese Aufgabe genötigt, als Angreifer einzuschreiten. Es wird bei einem künftigen Einschreiten in Schleswig-Holstein eben als Angreifer zu handeln haben, während es von Dänemark, solange Preußen Frieden hält, durchaus nicht bedroht wird. Wir aber, die Frieden halten wollen, sind nicht die Angreifer, sondern die Angegriffenen, denen die Notwendigkeit das Gebot, sich zu schützen, auferlegt.

Wenn nun rücksichtlich dieses uns durch die Sachlage aufgezwungenen Schutzes zu weit gehende Ersparungen gemacht werden sollten, so würden eben diese Ersparungen gerade in das Gegenteil umschlagen und den Charakter von Ersparungen verlieren.

Demselben Redner aber muß ich beistimmen, wenn er es rühmend hervorhebt, wie viel Österreichs Volksvertretung für die Flotte zu tun beabsichtigt, indem sie durchaus nach dem Antrage der Regierung die Ziffer angenommen und für Marinezwecke 13,200.000 fl.

richtiggestellt und angenommen hat. Dieses Votum, in welchem beide Häuser wohl miteinander übereinstimmen werden, wie sie auch mit der Regierungsvorlage übereinstimmen, gibt auch den weiteren Beweis, daß gerade die Vereinbarung jener Gegner, auf die ich früher hingedeutet, stattgefunden hat, und daß die in Kampf geratene Gegnerschaft eben nicht eine für unsere Flotte gefährliche geworden ist. Nebst den Zwecken, die ich bereits angedeutet habe und die vorübergehender Natur sind, hat aber auch die österreichische Flotte Aufgaben bleibender Art im Adriatischen Meere zu lösen. Sie hat nicht, wie man angedeutet hat, das Adriatische Meer auszufegen, nicht die alleinige Herrschaft im Adriatischen Meere anzustreben: aber sie hat mitzuwirken, daß das Adriatische Meer, wie es eben in unserem Berichte treffend angedeutet wurde, ein freies Meer sei und bleibe, die große Seestraße für unseren Weltverkehr, welcher eben für den Nationalreichtum Österreichs die geeigneten Wege bahnt.

Sie hat ferner die Aufgabe, die österreichische Flagge auch dort zu zeigen, wo österreichische Kauffahrer in fernen Meeren zu erscheinen pflegen, sie hat auch das Interesse Österreichs festzuhalten in jenen Stationen, welche wir von jeher im Oriente innehaben. Sie hat endlich zu wachen an der Seepforte Österreichs, welche zugleich eine der Seepforten für das mit uns jederzeit eng verbundene Deutschland ist.

10. Sitzung vom 14. Juli 1862.

Man kann der Kommission dieses hohen Hauses nur beistimmen, wenn sie in Anbetracht der bei Einbringung des Finanzbudget von diesem hohen Hause gefaßten Beschlüsse unter der exzeptionellen Lage des Augenblickes sich nicht in eine Erörterung von den Kompetenzfragen und nicht in das Zifferndetail eingelassen hat, sondern den Gegenstand mit voller Rücksicht nach den Geboten der Klugheit und Opportunität behandelt hat.

Die Situation ist in dieser Beziehung eine exzeptionelle, und der Gegenstand will die zarteste und rücksichtsvollste Behandlung, indem man eben der hohen Regierung jene Summe votiert, ohne in eine Debatte einzugehen, welche sie für die Verwaltung jener Königreiche und Länder benötigt.

Wenn ich das Wort ergreife, so handelt es sich nicht um ein Eingehen auf die Ziffernfrage, sondern es geschieht, um die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung auf die Situation selbst zu lenken. Ich werde es nicht wagen, die sogenannte ungarische Frage in ihrer

Vielseitigkeit, in ihren großen Dimensionen zu erörtern, ich werde mich nur auf das zunächst Liegende und Dringendste beschränken.

Österreichs schöner und großer Beruf ist es, eine Zahl verschiedenartiger Länder und Völker, welche in sich selbst nicht die Bedingungen einer selbständigen staatlichen Existenz besitzen, zu einer gemeinsamen Größe zu vereinigen, sie zu einer staatlichen Gesamtgröße zu erheben, welche die Macht und Kraft hat, innerhalb ihres Umfanges jenen berechtigten Partikularinteressen vollkommen gerecht zu werden, ihnen Schutz und den Boden zu ihrer Entwicklung zu geben.

Unter diese Länder gehört auch das Königreich Ungarn mit seinen Nebenländern. Ich glaube dem berechtigten Selbstgefühle dieser Länder nicht nahe zu treten, indem ich jene Behauptung aufstellte, die sowohl durch den Ausspruch der Geschichte, als auch durch die Stimme mehrerer ungarischer Patrioten ihre Bestätigung gefunden. Das steht aber gewiß fest, daß der magyarische Volksstamm in keinem Staatskörper jene Selbständigkeit, jene Achtung, jene Sympathie und jenen Rechtsschutz finden wird, welche der österreichische Staatskörper ihm zu gewähren und zu sichern geeignet ist.

Die zur Tatkraft des gesamten Staatskörpers erforderliche Willenseinheit lag früher in der Einheit des absoluten Herrscherwillens, welcher die Gegensätze der aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzten,

auf verschiedenen staatsrechtlichen Grundlagen, teils nach autokratischen, teils nach konstitutionellen Prinzipien verwalteten Länder auszugleichen vermochte. Gegenwärtig, wo das konstitutionelle Prinzip in ganz Österreich anerkannt ist, wo der Allerhöchste Wille sich großherzig durch die Volksvertretung ergänzen will, ist auch ein gemeinsames Organ für jene Gesamtinteressen erforderlich, welche früher in dem einheitlichen Willen des Monarchen ihren Zusammenhalt fanden.

Als solche Angelegenheiten bezeichnet sowohl das Oktoberdiplom als das Februarpatent Krieg, Finanzen, Handel und Äußeres. Eine dieser Angelegenheiten, die Behandlung eines dieser Gegenstände an irgend ein einzelnes dieser Länder abtreten zu wollen, das hieße die Grundlage der Gesamtexistenz verkennen, das hieße dem Monarchen eine partielle Abdikation, der zustimmenden Volksvertretung aber die Zerstückelung des Reiches zumuten.

Das Eigenleben der verschiedenen Länder als sogenannte historisch-politische Individualitäten setzt zu seiner Berechtigung voraus, daß diese Länder das Band der Einheit vor allem festhalten, daß sie die Bedingungen der Gemeinsamkeit anerkennen, sich ihnen unterordnen und sie redlich und tatkräftig verwirklichen.

Welches Bild aber zeigt sich uns in dieser Beziehung seit dem Eintreten in das konstitutionelle Leben? Jenseits der Leitha erhebt sich wie eine Pyramide aus

dem bekannten althiſtoriſchen Geſteine, welche mit ihrer Spitze auch auf unſere junge konſtitutionelle Saat bedenkliche Schatten wirft, jene Theorie des hiſtoriſchen Rechtes, welche ein geachteter Patriot und Rechtsgelehrter in einen Bau zuſammengefügt hat, der achtunggebietend daſteht.

Allein wenn man die Fugen unterſucht, ſo dürften ſich dennoch hie und da Lücken finden, und man kann fragen: Sind die Ornamente und Zubauten des Jahres 1848 wirklich aus haltbarem Material? Steht dieſer Bau überall und im ganzen Umfange wirklich auf unbeſtrittenem und unbeſtreitbarem Rechtsboden? Und beginnt er nicht zu wanken, wenn man die Fundamente und den Boden etwas näher unterſucht? Lagen Schwechat und Friedau, lag Debreczin im Jahre 1849 auf dem Rechtsboden? War es der Rechtsboden, in welchem die Krone des heiligen Stephan bis zu ihrer Wiederauffindung aufbewahrt war? uſw. Ich möchte nicht noch unvernarbte Wunden wieder aufreißen, und wenn ich auf jene Ereigniſſe hinwies, ſo geſchah es nur, um die Pflicht unſerer Staatsmänner darzutun, Vorſorge zu treffen, daß in den Inſtitutionen des Reiches ſelbſt nicht ſchon der Keim liege zur Wiederkehr ähnlicher trauriger Ereigniſſe.

Diesſeits der Leitha ſteht ein anderer Bau, ein Bau der Notwendigkeit, ein Bau der neuen Zeit, welcher jedoch auch althiſtoriſches Material verwendet

hat, soweit es haltbar und Dauer versprechend war. Ich spreche von unserer Verfassung. Allein es fehlt noch immer der verbindende Bogen von hüben nach drüben, die vereinigende Brücke, und so oft von dieser Seite freundlich und brüderlich die Aufforderung hinüber tönte, an jenen Einigungsbau zu gehen, scholl die Antwort zurück: „Wir können warten!“ Nun wohlan! Auch wir haben einen guten Rechtsboden, der der Arbeit lohnt, der uns Früchte verspricht. Auch wir können sagen: „Wir können warten.“ Allein wohin würde dieses Ausharren ohne Verständigung führen? wohin dieser Wetteifer an Zähigkeit und im Versuche, wer am längsten ausharren könne? Gewiß nicht zur Blüte des Rechts- und Verfassungslebens sowohl dies- als jenseits der Leitha, nicht zum erhöhten Wohlstande, nicht zu geordneteren Finanzverhältnissen und nicht zur Befestigung des völkerbeglückenden Friedens im Innern, nicht zur Erhöhung des Ansehens und der Macht nach außen.

Freilich mögen das auch eben die Ziele jener Parteimänner sein, welche auf jene Einigung nicht eingehen, jener Parteimänner, welche auf die Bedrängnisse des Staates rechnen und auf die Allianz mit dem äußeren Feinde. Allein, sie haben die Lehren der Geschichte vergessen, daß sowohl der Franzmann als der Osmane in früherer Zeit den Ungar wohl benützt und ausgebeutet, ihm aber wenig genützt und geholfen hat.

Für dieſe Parteimänner iſt ein Mann, der Ungarn gegenüber ſo ſchwer es zu verantworten hat, wider ſeinen Willen, indem er ſegnen mußte, wo er fluchen wollte, zum Lobredner des öſterreichiſchen Staates geworden, indem er in der Abſicht, ein verlockendes Zukunftsgemälde aufzurollen, ſein Projekt des konföderierten Donaureiches hinſtellte, wahrlich eher eine Warnungstafel und ein Schreckbild, ein Bild des Strafgerichtes, welches ein Ungarn erwartet, das von Öſterreich abfallen wollte. (Beifallrufe: Sehr gut!) So viel über jene Männer, welche ein Ungarn ohne Öſterreich wollen. Mit ihnen iſt von einer Unterhandlung, iſt von einer Verſtändigung nicht die Rede und kann nicht die Rede ſein, denn ſie wiſſen ſehr wohl, und wir wiſſen es auch gut, auf was ſie warten. Aber es gibt auch Männer, welche ein Ungarn mit Öſterreich wollen, aber auch manche von ihnen wollen warten, und wenn man ſie frägt, worauf ſie warten, ſo klingt wohl die Antwort wahrſcheinlich: auf das Eintreten von Ereigniſſen, welche ihre Zwecke fördern könnten; dieſe Zwecke aber beruhen auf einer irrtümlichen Anſchauung. Dieſer Irrtum beſteht wohl darin, daß ſie ſich nicht begnügen mit jener ſtaatsrechtlichen Autonomie, welche ihnen ſowohl das Oktoberdiplom als die Februarverfaſſung einräumt, ſondern daß ſie ſelbe in eine nationale Autonomie oder vielmehr eine Hegemonie und Suprematie des magyariſchen Volksſtammes zu verwandeln

bestrebt sind. Ist aber eine Aussicht zur Verwirklichung solcher Pläne vorhanden?

Ich glaube kaum, und ich erinnere mich, daß in der ersten Zeit nach der mit dem Oktoberdiplom 1860 eingetretenen Verordnung in Ungarn selbst sich eine Stimme erhoben hat, eine warnende Stimme, welche damals die ungarische Nation aufforderte, ihre Kräfte recht wohl zu prüfen und nichts zu unternehmen, was auszuführen es weder die Macht, noch sonst eine Aussicht hat.

Mit diesen Männern, welche ein Ungarn mit Österreich wollen, wird, wenn jener Irrtum beseitigt ist, die Verständigung leichter anzubahnen sein.

Ich erlaube mir, zur Bekräftigung dieser Anschauung auf eines hinzuweisen, die Anschauungen über die große Aufgabe der österreichischen Monarchie liegen auch dem Ideenkreise des Ungars nicht ferne.

Ich möchte zu diesem Behufe eine Stelle anführen aus der Ansprache eines berühmten ungarischen Staatsmannes und Publizisten, welche er in nicht ferner Zeit an eine rumänische Deputation gehalten. Diese Stelle, wenn man in ihr nur zwei Worte ändert, wird auch jeder gute Österreicher, als ein gut groß-österreichisches Programm, aus seiner vollen Überzeugung unterschreiben können.

Diese Worte aber sind:

Das Wort „Vaterland", worunter spezifisch immer das ungarische Vaterland gemeint ist, möge man ersetzen

durch das Wort „Reich“ oder „Monarchie“, und dann möge man die Anführung: „Gesetze vom Jahre 1848“ nur ersetzen durch „Diplom vom 20. Oktober 1860 und Verfassung vom 26. Februar 1861“.

Ich werde mir erlauben, wenn das hohe Präsidium und die hohe Versammlung es gestatten, diese Stelle vorzulesen. Ich bitte aber, an Stelle der betreffenden Worte, die ich, wie sie wirklich gesprochen wurden, auch lesen muß, im Geiste die von mir angedeuteten Worte gefälligst substituieren zu wollen (liest):

„Da die verschiedenen im Lande existierenden Nationalitäten die einzige Garantie ihrer Entwicklung nur in der freien Ausübung jener konstitutionellen Rechte suchen können, mit welchen die 1848er Gesetze die Bürger dieses Vaterlandes jedes Standes und jeder Sprache gleichmäßig bekleideten, und da andererseits die konstitutionelle Freiheit des Landes nur dann auf sicheren Grundlagen ruht, wenn alle Bewohner des Landes in ihr die Garantien ihrer materiellen und geistigen Güter, folglich auch ihrer Nationalität finden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wieder die einzelnen Nationalitäten ohne ihren eigenen Schaden nichts derartiges fordern dürfen, wodurch die Existenz und die konstitutionelle Freiheit des gemeinschaftlichen Vaterlandes bedroht würde, noch daß der Staat im Interesse seiner Einheit mit solchen Forderungen auftreten darf, durch welche sich die verschiedenen, innerhalb der Grenzen

des Vaterlandes lebenden Nationalitäten in ihrer freien Entwicklung gehemmt fühlen würden. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die konstitutionelle Stellung unseres Vaterlandes und die freie Entwicklung der verschiedenen Nationalitäten solche Interessen sind, welche nicht nur miteinander nicht im Widerspruche, sondern sogar in der engsten Verbindung stehen."

Ich glaube, meine Behauptung ist durch diesen Wortlaut schlagend dargetan. Der Irrtum liegt aber darin, daß man eine Aufgabe, welche Gesamtösterreich zugefallen ist, in einer Art Kleinösterreich verwirklichen will, daß Ungarn in einem losen Zusammenhange mit den übrigen Teilen des Reiches die Aufgaben der Gesamtheit in einem engen Rahmen löse, ein Kleinösterreich bilde, da ja Ungarn wirklich ein Bild Österreichs im kleinen ist, das in der Tat alle dieselben Gefahren bietet, aber nicht die Kraft und die Macht hat, ihnen entgegenzutreten und sie zu bewältigen, wie es nur das Gesamtreich vermag. Wenn der praktische Magyar seine Interessen in einem kleinen staatlichen Rahmen, in der engeren Begrenzung eines staatlichen Kleingebildes sucht und finden will, die er doch viel gesicherter, viel entwicklungsfähiger in dem großen freiheitlichen Gesamtreiche fände, so ist es nicht zu wundern, daß, wie uns die Zeitungen der neuesten Tage mitgeteilt haben, der noch viel praktischere Engländer ein solches Streben nicht zu

begreifen vermag und dazu bedenklich den Kopf schüttelt.

Ich habe früher erwähnt: Auch wir können warten. Ich möchte nur die Frage aufwerfen: Auf was warten wir?

Wir warten darauf, daß die Welt und mit ihr auch Ungarn es anerkenne, daß wir treu und redlich auf dem Boden des konstitutionellen Lebens stehen, daß wir uns ihm in treuer Arbeit und Ausdauer hingegeben haben, nicht ohne Aussicht auf edle Früchte. Wir wollen warten, daß Ungarn unsere ihm längst zur Verständigung dargereichte Hand aufrichtig und redlich erfasse, daß es die Bedingungen unseres Zusammenseins ohne Zurücksetzung und ohne Demütigung des eigenen Landes und ohne Preisgebung der Einheit des Reiches anerkenne und zu einem durch sein Vertretungsorgan zu bekräftigenden Resultate führe. Wir wollen warten, daß es sein althistorisches Recht mit dem allgemeinen konstitutionellen Rechte der anderen Völker in Einklang bringe und durch diese Tat unser eigenes Verfassungsleben erfrische, befruchte und befestige und mit uns durch die Geschichte die Wege der Bildung und Gesittung, der Wohlfahrt und Freiheit wandle. Wir wollen warten, daß der praktische Ungar seine Interessen in der Gesamtheit finde, erkenne und bewahre, und daß der loyale Ungar dem Rufe, dem wiederholten wohlwollenden Rufe seines Fürsten, unseres

Kaisers Folge leiste. (Rufe: Sehr gut!) Festigkeit und zugleich versöhnliches Entgegenkommen atmet die Erklärung, welche unser hochverehrter Staatsminister an einem anderen Orte abgegeben hat und welche uns in jener Richtung als ein hoffnungsvolles Vorzeichen mit Freude erfüllt. Denn in der Tat, Ernst gepaart mit Wohlwollen werden allein die richtigen Grundlagen finden, welche unser dauerndes Zusammensein zu sichern vermögen, und welche einst jene Worte zur Wahrheit mögen werden lassen, die ein erleuchteter Staatsmann des uns befreundeten Nachbarlandes Bayern am Schlusse seiner Schrift über das österreichische Finanzbudget ausgesprochen, indem er sagte: „Die dankbaren Enkel werden sich des 26. Februar erinnern, als des Tages, von dem an eine neue Zeitrechnung für den Kaiserstaat beginnt."

Hohe Versammlung! Wir haben beim Beginne dieser Session in unserer Adresse an Se. Majestät unserem Bedauern Ausdruck gegeben, die Vertreter der Länder Ungarn, Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen nicht in unserer Mitte und tätig an dem gemeinschaftlichen Werke zu sehen. Ich glaube, es würde den Gefühlen und der Stellung des hohen Hauses angemessen sein, jetzt, wo der Schluß der Session in nicht ferner Zeit bevorsteht, in analoger Richtung einen Wunsch unter die Reihe seiner Wünsche, Erwartungen und Aufforderungen aufzunehmen, in welchem zugleich

vor aller Welt klar und fest ausgesprochen ist, daß wir in dieser Frage zur Seite der Verfassung und Regierung stehen.

Zu diesem Behufe habe ich mir erlaubt, einen Antrag, welcher von dem andern Hause angenommen worden ist, auch hier aufzunehmen, welchen ich genau in demselben Wortlaute vorlege, wie er dort eingebracht und angenommen wurde, um dadurch der Übereinstimmung der beiden Häuser in dieser hochwichtigen Sache den vollen, ganzen und unverkürzten Ausdruck zu geben.

Krainischer Landtag.

II. Sitzung vom 28. Januar 1863.

Ich bitte ums Wort; wir stehen somit mitten auf einem Boden, welcher für unser schönes Österreich von größter Fruchtbarkeit sein kann, welcher aber auch für unser Österreich große Gefahren in sich birgt. Wir stehen mitten in der Frage der Sprachen der Nationalitäten. Mit theoretischen Sätzen ist in Fragen, die praktisch gelöst werden sollen, wenig geholfen. Um aber solche Fragen praktisch mit Glück zu lösen, muß man von Fall zu Fall die konkrete Lage im Auge haben. Ganz allgemein wird man gewiß am richtigsten vorgehen durch die Wahrung und Ausübung eines gesunden und verständigen Prinzipes der Freiheit, welche im nationalen Leben auf ihrem Terrain die möglichste Freiheit gewährt, namentlich dort, wo es sich um Kultur- und Sitteninteressen handelt und wo diese Bewegung nicht ein höheres allgemeines Interesse bedroht. Man wird solche Fragen mit Glück lösen, wenn man ihnen mit Wohlwollen, im Sinne und Geiste der

Versöhnlichkeit mit Ruhe und Gerechtigkeit ins Auge blickt. Wir stehen beim § 15 der Geschäftsordnung; vor einem solchen konkreten Falle, in welchen eben die angeregte Sprachenfrage hineinspielt. Nämlich die Frage der Veröffentlichung der stenographischen Berichte, an welche sich sodann die weitere Frage rücksichtlich der Veröffentlichung derselben in slowenischer Sprache geknüpft hat.

Um diese uns vorliegende Frage richtig, unbefangen und praktisch zu beantworten, müssen wir vor allem die Bestimmung und Natur des stenographischen Berichtes ins Auge fassen. Die Bestimmung des stenographischen Berichtes ist in erster Linie die, den Abgeordneten des Landes bei ihren Arbeiten einen Leitfaden, ein Repertorium zu liefern, um den Zusammenhang zwischen früheren und späteren Arbeiten zu erleichtern. Er ist aber auch, wie ganz richtig angedeutet worden ist, eine Kontrolle für sie, in ihnen wird er auch die Quelle seiner Rechtfertigung in manchen Fällen zu suchen und zu finden haben. Weiters ist es die Bestimmung der stenographischen Protokolle, für die Behörden und Anstalten, welchen es von Interesse und in deren Wirkungskreis es liegt, zwischen den Ergebnissen der Landtagsberatungen und ihren Motiven und Anlässen den Zusammenhang festzuhalten. In dritter Linie ist es die Bestimmung der stenographischen Protokolle, gewissermaßen eine Ergänzung der Öffent-

lichkeit zu bilden, da die Öffentlichkeit in diesem Saale schon durch den engen Raum beschränkt ist, kurz, diese Öffentlichkeit zu ergänzen für diejenigen, die hier nicht anwesend waren oder zur Rückerinnerung für diejenigen, die hier anwesend waren und sich für die Sache interessieren und später das rekapitulieren wollen, was sie hier gehört haben.

In der Bestimmung der stenographischen Protokolle, welche den Geschäftskreis der Abgeordneten vor allem im Auge haben, liegt auch die Rechtfertigung ihrer Notwendigkeit. Das Land wird bereitwillig die Kosten zu den Mitteln liefern, auf Grundlage welcher die Abgeordneten ihre Beratungen zu pflegen haben; es ist ein geschäftliches Materiale, das ihnen gegeben wird. Wenn ich nun frage, wie soll zu diesem Behufe ein stenographisches Protokoll beschaffen sein, was ist seine gebotene Natur? so ist die Antwort darauf ganz einfach.

Das Haupterfordernis der stenographischen Berichte ist die möglichst vollständige und unverfälschte, streng objektive Wahrheit, und ich glaube, in diesem Sinne ist den Anforderungen der Ausschußantrag gerecht geworden. Es ist schon darauf hingedeutet worden, daß die sprachliche Gleichberechtigung in diesem Saale unbestritten ist, sie ist auch in der vollkommenen Übung. Jeder spricht eben in der Sprache, in der er sprechen will, und der getreue Spiegel des stenographischen Protokolls liefert jede Rede in der Sprache,

in der ſie geſprochen worden iſt, die deutſche Rede deutſch, die ſloweniſche Rede ſlowenisch. Es hängt ja nur von den Rednern ab, ob ſie dieſe ſtenographiſchen Protokolle zu vorwiegend ſlowenischen machen wollen, vorausgeſetzt, daß ſie es ſonſt mit ihrem Mandate, mit der Aufgabe, die Arbeiten zu fördern und die Verſtändlichkeit anzubahnen, vereinbar finden.

Es iſt ſo, glaube ich, die Gleichberechtigung in poſitiver Beziehung vollkommen gewahrt. Nachdem aber in dieſem Saale es nicht Sitte iſt, wenn einer deutſch geſprochen hat, unmittelbar darauf die ſlowenische Überſetzung zu geben und umgekehrt, ſo werden die ſtenographiſchen Protokolle eben dieſe Überſetzung auch nicht zu liefern haben. Das ſtenographiſche Protokoll überſetzt weder deutſche Reden ins Slowenische, noch ſlowenische ins Deutſche. Auch da iſt die Gleichberechtigung gewahrt, indem auch in negativer Beziehung das gleiche und gerechte Maß eingehalten wird. Was aber die Ergänzung der Öffentlichkeit betrifft, ſo möchte ich doch fragen, mit welchem Rechte kann man verlangen, daß denjenigen, welche in dieſem Saale anweſend waren oder die abweſend waren und ſpäter die Berichte leſen wollen, etwas anderes geliefert werde, als ſie hier vernommen haben oder hätten vernehmen können. Es würde dadurch ſogar die eine Bedingung, nämlich die reine objektive Wahrheit beeinträchtigt. Ich glaube nach dieſer meiner Überzeugung, daß nach dem

Gesagten der Kommissionsantrag sowohl dem Prinzipe der Gleichberechtigung, der Öffentlichkeit und der Wahrheit vollkommene Rechnung getragen hat und keines dieser Prinzipe irgend wie beeinträchtigt wird. Man begnügt sich aber mit der vom Ausschusse beantragten Veröffentlichung nicht, man will einen Schritt weiter gehen und beantragt aus gewiß sehr ehrenwerten und löblichen Gründen auch eine vom Landtage auf Landeskosten zu veranstaltende Übersetzung und Publizierung der stenographischen Berichte in slowenischer Sprache. Ich würde, wenn ich wüßte, daß unser Volk ein Verlangen nach diesen stenographischen Berichten trägt, mich trotz der mannigfachen Bedenken, die ich dagegen hege, mit Freuden anschließen dem dahin zielenden Antrage. Allein es sei mir erlaubt, zuerst die Bedenken vorzubringen, die ich dagegen habe, insoweit sie nicht von meinem sehr geehrten Vorredner bereits ohnedies erörtert worden sind in einer Weise, welcher ich kaum etwas zuzufügen habe. Die Übersetzung der stenographischen Berichte ins Slowenische wäre erstens nach meiner Ansicht nicht eine Wahrung der Gleichberechtigung, sondern in einer gewissen Beziehung sogar eine Verletzung der Gleichberechtigung. Man verlangt, daß die Rede der einen Sprache in die andere übersetzt werde, nämlich der deutschen ins Slowenische. Man verlangt aber nicht das Gegenteil, nicht die Übersetzung der slowenischen Rede ins Deutsche. Es scheint mir nicht

dem Prinzipe der Gleichberechtigung zu entſprechen, wenn man für ein gewiſſes Publikum außerhalb dieſes Saales in zwei Sprachen reden will, während man in dieſem Saale nur in einer Sprache geredet hat. Ich ſage, ein weiteres Bedenken iſt es aber, die Frage: werden die Verhandlungen, die hier gepflogen werden, unſerer Bevölkerung durch die beantragte ſlowenische Überſetzung der ſtenographiſchen Berichte wirklich verſtändlicher? Ich ehre das Beſtreben der Männer, welche die Volksſprache zu veredeln, zu bereichern, auf eine höhere Stufe zu heben trachten; ich rufe ihrem Beſtreben ein „Glück auf!“ zu, aber es heißt ſich hier auf den Boden der Tatſachen ſtellen und fragen, wie weit ſeid ihr in euerer großen Aufgabe ſchon gediehen? Und dieſe Männer werden ſelbſt, wenn ſie redlich ſein wollen, mir eingeſtehen, daß die Sprache, wie ſie ſie geſprochen wiſſen wollen und wie ſie ſie ſchreiben, noch nicht ins Leben, in Blut und Saft des Volkes übergegangen iſt, daß dieſe Sprache noch nicht eine Volksſprache geworden iſt, ſondern daß ſie noch eine künſtliche, eine Kombinationsſprache iſt. (Rufe: Oho! Oho! und Ziſchen im Zentrum und Zuhörerraum; Rufe: Ja. ja! auf der Rechten.) Darum, meine Herren, würde es mich gar nicht wundern, wenn zum Antrage des Herrn Abgeordneten Dr. v. Wurzbach für den eventuellen Fall ſeiner Annahme ein Subamendement geſtellt würde, ein Subamendement, dahin gehend, daß die aus dem Deutſchen

in die neuere ſlowenische Kunſtſprache (lebhaftes Ziſchen im Zentrum) überſetzte Reden dann (erneutes Ziſchen, Rufe: Zur Ordnung!), um dem Volke wirklich verſtändlich zu werden, erſt noch eine weitere Überſetzung in die krainiſche Volksſprache zu erfahren hätten. (Lebhafter Beifall auf der Rechten; Dr. Toman: Schande! Kromer: Zur Ordnung!) Meine Herren, ſagen wir es ganz offen: dem Gebildeten in dieſem Lande — und ich rechne auch Männer aus dem Landvolke dazu — iſt die deutſche Sprache nicht fremd, ſie iſt ihm eine ſo handſame, geläufige, daß er in dieſer Sprache auch unſere Verhandlungen zu verſtehen vermag. (Oho! im Zentrum.) Männer aber, die nicht den Grad der Bildung haben, um den Verhandlungen in dieſer Sprache zu folgen, denen wird ſich das Verſtändnis auch durch die Überſetzung nicht eröffnen. Denn die Schwierigkeit des Verſtändniſſes liegt nicht im Ausdrucke, nicht im Worte der Sprache, ſondern weil manchem das Faſſungsvermögen, die Begriffe fehlen, weil er nicht verſteht, was der Begriff iſt. (Bravo!)

Meine Herren, der Koſtenpunkt iſt, glaube ich, hinlänglich erörtert worden. Ich komme darauf nicht zurück, nur inſofern, daß ich aufmerkſam machen muß, daß gerade dieſer nüchterne, praktiſche Standpunkt die Kommiſſion geleitet hat bei ihrem Antrage; ich wiederhole, wäre trotz der Bedenken, die ich geäußert habe, wirklich das Bedürfnis, das Verlangen

danach im Volke, würde das Volk in unſern ſteno-graphiſchen Berichten wirklich ein Bildungsmittel, eine konſtitutionelle Nahrung finden, würde es den Wunſch und das Verlangen darnach geäußert haben, würde man mir darüber poſitive Beweiſe liefern, ſo würde ich mich mit Freuden anſchließen und ſagen: Gewähren wir die Koſten, denn das Volk, welches den Wunſch geäußert hat nach der Überſetzung, muß und wird auch die Mittel dazu gern bewilligen und tragen. Aber ich habe in meinen Kreiſen hin und her gefragt, habe Männer aus dem Volke gefragt, aber bis jetzt habe ich mich nicht überzeugen können, daß ein Verlangen danach im Volke wäre. (Lachen im Zentrum.) Das Volk verlangt, daß ihm erſprießliche, gedeihliche Arbeiten aus unſerm Landtage hervorgehen, daß ihm die Reſultate in einer ihm verſtändlichen Sprache bekanntgegeben werden. Über Sinn und Tendenz ſeiner Abgeordneten hat es hundert Wege ſich zu überzeugen, es braucht dazu der ſtenographiſchen Protokolle nicht, und wahrlich, ſo wird die ſchwere Steuerlaſt, die wir im Reichsrate in Wien als eine Notwendigkeit gezwungen waren, allen Völkern des Reiches aufzuerlegen, ſie wird unſerm Volke nicht verſüßt werden, wenn wir ſie ihm in ſlowenischer Sprache bringen. Meine Herren, es iſt mit Recht geäußert worden, hier in dieſem Landtage ſitzen die legalen Organe des Volkes; ſie werden über dieſe Frage entſcheiden. Wenn die Wahrnehmung

der Mehrzahl jener eine andere war, als die meinige, dann würde ich meinen Irrtum allerdings bekennen, werde aber das Bewußtsein haben, nach besten Kräften das Wohl des Volkes auch in dieser Frage gewahrt und namentlich den Säckel des Volkes gewissenhaft geschont und gehütet zu haben. Denn sei auch die Kostenfrage eine noch so geringe, so muß man mit dem Heller, mit dem Pfennige sparen, den man dem Volke auferlegt, wenn es sich um Auslagen handelt, die den Stempel der Unnötigkeit, des Überflüssigen an sich tragen. Es ist aber nebenher in die Posaune der Gleichberechtigung laut gestoßen worden, es sind volltönende Worte von Volksfreiheit, von Volksrecht, von Humanität, von Sitte genannt worden, Worte, die von jeher den vollsten Wiederklang in meinem Herzen gefunden haben. Es ist das Feld der Sprachen- und Nationalitätsfragen in weiterer Dimension durchsprengt worden, in Richtungen, denen ich nicht folgen kann, weil sie zu zahlreich und unübersehbar sind. Aber erlauben Sie mir, daß ich die Frage auch von einem andern Standpunkte beleuchte, wenigstens einige Streiflichter auf sie werfe, weil die Anschauung der Dinge im größern Maßstabe eben auch deren Behandlung in den kleinern und konkreten Fällen zu motivieren vermag. Ich bin im voraus überzeugt, ich werde mir durch das, was ich zu sagen habe, in gewissen Kreisen keine Popularität erwerben, und doch werde ich mit der Überzeugung des

ehrlichen Mannes ſprechen, ruhig, aber furchtlos, und ich hoffe, mit dem Bewußtſein dieſen Saal zu verlaſſen, hier meine Pflicht erfüllt zu haben.

Ich akzeptiere in ſeinem Kern und Weſen vollkommen das Prinzip der National- und Sprachengleichberechtigung, obwohl man nicht verhehlen kann, daß dieſes Prinzip manchem Mißbrauche unterworfen iſt, zu manchen gefährlichen Auslegungen Anlaß gibt. Man ſagt, mit dieſem Prinzip allein iſt es uns nicht getan; wohlan, meine Herren! auch ich will die tatſächliche Ausführung des Prinzipes. Aber es gibt dabei manches zu bedenken. Zur Ausführung eines Rechtes gehören zwei Vorbedingungen: Erſtens, daß man es auszuüben vermag, daß man dazu befähigt iſt. Ich übergehe dieſe Frage, weil ſie zum Teile rückſichtlich der konkreten, uns vorliegenden Fälle bereits erörtert worden iſt, weil es nutzlos iſt, die Gemüter zu erhitzen und weil es von der Sache noch weiter ableitet.

Die zweite Bedingung iſt, daß man ein Recht, welches man hat, wirklich ausüben will, und da muß ich denn ſagen, in manchen Fällen ſoll man eben dieſes Recht nicht ausüben wollen. Es iſt unbezweifelt, daß es ein Recht jedes einzelnen iſt, ſich in der ihm geläufigen, allenfalls in jeder andern beliebigen Sprache verſtändlich zu machen und den Anſpruch zu erheben, verſtanden zu werden, und doch wird der einzelne Mann mit Rückſicht auf die Geſellſchaft, in der er lebt,

ſich dieſes Rechtes bisweilen freiwillig begeben. Nehmen wir z. B. eine Geſellſchaft, eine zahlreiche Geſellſchaft von verſchiedenen Männern, die nicht eine und dieſelbe Sprache ſprechen, dieſe werden es als Herkommen, als gute Sitte anſehen, die nicht zu verletzen iſt, daß die Konverſation in jener Sprache geführt werde, welche den meiſten der Geſellſchaft die verſtändliche iſt. Ein anderer Fall: Man richtet an jemanden eine Frage; nun, man wird ſie eben in jener Sprache richten, in welcher der andere die Frage beantworten kann. Man wird dies namentlich in dem Falle tun, wo man ſelbſt derjenigen Sprache, in welcher der andere antworten kann, vollkommen fähig iſt, und man wird nicht in einer andern Sprache, die vom Zweck ableitet, nämlich dem Zwecke der Verſtändlichkeit, ſich verſtändlich machen wollen. Ich glaube, ſowie das ewige Sittengeſetz im Privatleben und öffentlichen Leben zu gelten hat, ſo müſſen gewiß auch die Normen der Rückſicht, des Anſtandes, der Sitte ebenſo im Privatleben, wie im öffentlichen Leben gewahrt werden und ihre Wahrung kann nur zum Heile, zum Nutzen für alle führen. Es iſt dies ebenſo der Fall in einem großen, von mannigfacher nationaler Bevölkerung bewohnten Kulturſtaate; da wird der einzelne Stamm wohl manchmal in die Lage kommen, ein ihm unzweifelhaft zuſtehendes Recht in Rückſicht auf das Ganze nicht in Ausübung zu bringen.

Wir leben unter dem gemeinſamen Dache Öſterreichs, des großen und ſchönen Öſterreichs, in verſchiedene Stammfamilien getrennt; jeder dieſer Stämme hat unzweifelhaft den Anſpruch an die Geſamtheit, in der Entwicklung ſeiner nationalen Intereſſen nicht beirrt, ſondern gewahrt und beſchützt zu werden, ſo aber auch hat die Geſamtheit an die einzelnen Stämme ein ebenſo großes, wenn nicht höheres Recht, daß der einzelne nichts unternehme, was der Geſamtheit ſchädlich, hemmend werden kann. Dieſes Land, obſchon es ein ſlawiſches iſt, gravitiert mit allen ſeinen vitalen Intereſſen ſowohl materieller als geiſtiger Natur nicht nach Agram, nicht nach Belgrad und Cettinje, ſondern nach Öſterreich, nach Wien (Bravo! Bravo! Dechant Toman: Nach Öſterreich und Wien ſage ich auch! Dr. Toman: Aber nicht nach Frankfurt!) und es muß unſerer aller pflichtgemäße Aufgabe ſein, alle die Anknüpfungs- und Verbindungsfäden, die dahin führen, ſorgſam zu wahren, zu pflegen und zu kultivieren, während extreme Nationalitätsbeſtrebungen gerade an dieſen Fäden reißen, daran rütteln und allmählich die Zerſprengung derſelben beſorgen laſſen, indem ſie nicht das verbindende Element kultivieren, ſondern die Kontraſte, die Unterſchiede, das Trennende und ſomit, ohne es zu wiſſen, vielleicht für die ferne Zukunft dahin arbeiten, daß das Band, das das Ganze zuſammenhält, gelockert werde, daß der herrliche Staatskörper verfalle. (Bravo! Bravo!) Mancher arbeitet unbe-

wußt daran und vielleicht im guten und ehrlichen Willen; aber es hätte ihm beſſer gefrommt, wenn er zur rechten Zeit das Wort eines edlen Slawen beherzigt hätte, des Polen Lubomirski, welcher im erſten galiziſchen Landtage das ſchöne Wort geſprochen hat: „Eines gilt mir noch höher als die Freiheit, nämlich der weiſe und maßvolle Gebrauch der Freiheit.“ Auf dieſem Boden, auf dieſem berechtigten Boden werden manche an und für ſich berechtigte Beſtrebungen dadurch zu gefährlichen Verirrungen, weil ſie ſich über die inne zu haltenden Grenzen, über die Grenzen, welche notwendig, naturgemäß und gewiſſermaßen providentiell zwiſchen den einzelnen Stämmen, Staaten und Kulturgruppen gezogen ſind, weil ſie ſich dieſer Grenzen nicht klar ſind, weil ſie ſelbe mitunter abſichtlich verwirren und miteinander konfundieren, weil ſie politiſche, ethnographiſche und Kulturgebiete miteinander vermengen. Nicht Raſſe und Abſtammung, ſondern eine ſolidere, edlere Baſis iſt die Grundlage der Staatenbildung, deren Zweck höhere, gemeinſame Intereſſen, die großen Aufgaben, welche die Menſchheit bewegen, große Sitten- und Kulturaufgaben ſind.

Die Staaten- und Länderbildungen auf ethnographiſcher Baſis, nach Raſſen und Abſtammungen ſind in der Praxis ein Unding, ſie müßten namentlich in einem Staate wie Öſterreich zu einer modernen Völkerwanderung, ſie müßten zu einem neuen Bar-

barentum führen. (Bravo! Bravo!) Krain hat ſeine uralte und feſte und unverrückbare ſtaatsrechtliche Stellung in dem Staatsgebiete Öſterreichs, deſſen Sternen es ſeit Jahrhunderten folgt. Krain aber liegt mit einem großen Teile Öſterreichs und namentlich mit der ganzen ethnographiſchen Gruppe der Slovenen auf deutſchem Kulturgebiete. (Bravo! rechts, Rufe im Zentrum: Oho!)

Um nicht mißverſtanden zu werden, füge ich hinzu: auf deutſchem Kulturgebiet, nämlich ſeine Bildung lebt und gedeiht unter dem Einfluſſe des deutſchen Geiſtes, der deutſchen Bildung. (Beifall rechts, Rufe: Oho! im Zentrum.) So war und iſt es, und will es Gott, ſo ſoll es auch bleiben. (Bravo! rechts, Oho! im Zentrum.) Was Krain an Wohlfahrt, an geiſtigen Gütern, an Rechtsinſtitutionen und anderen Vorzügen beſitzt, welche es zu ſeinem Vorteile von anderen ſlaviſchen Stämmen unterſcheidet, das hat es dem Einfluſſe des deutſchen Geiſtes zu verdanken, welcher ihm durch Vermittlung Öſterreichs zugeführt wurde. Das weiß unſer Landmann ſehr gut zu würdigen. (Bravo! Bravo! auf der Rechten und Linken.) Er weiß, daß er gerade dieſer Bildung es verdankt, daß er unter allen ſlaviſchen Stämmen ſich vorteilhaft auszeichnet, daß er mit keinem den Vergleich zu ſcheuen habe. (Bravo! rechts, und Rufe: Ja!) Die deutſche Sprache iſt hierzulande die Mitgabe jedes Gebildeten, ſie iſt ein Gemeingut geworden, ſie lebt neben der Sprache des Landes ein lebendiges Leben

fort, ſie iſt es, welche unſerem Volke die Schlüſſel zu den Reichtümern der Wiſſenſchaften, die Schlüſſel zum Weltverkehr bietet. Fragen Sie unſere Ärzte, unſere Techniker, fragen Sie unſere Induſtriellen und die Angehörigen der Handels- und Verkehrswelt, was ſie wären, wenn ſie nicht aus den Quellen deutſcher Bildung geſchöpft hätten, was ſie würden, wenn ihnen dieſe verſperrt wären. Sie iſt im geſunden Sinn des Volkes darum nicht ſo, wie man glauben machen möchte, verhaßt, ſie iſt ja die Sprache des konſtitutionellen Kaiſers, auf deſſen Thronrede man hingewieſen hat mit Recht; aber gerade die zitierten Worte ſind in deutſcher Sprache geſprochen worden, hindeutend, daß das Herz der öſterreichiſchen Monarchie ein deutſches iſt. (Bravo! Bravo! auf der Rechten.) Bloß auf die einheimiſche krainiſche Sprache beſchränkt, wäre dieſes Land in ſeinen wichtigſten Beziehungen auf einen Iſolierſchemel geſtellt, es wäre ſeinen Angehörigen die weite Welt verſperrt, und das iſt denn doch nicht ein Vorteil, welcher ihm zugewendet werden will. Möge man die wohlklingende, ſchöne Landesſprache kultivieren, entwickeln, bereichern, bilden, möge man ihr Recht in Schule, Kirche und Amt wahren, möge man ihr auch die Flügel bieten zu einem höheren Aufſchwunge in die ideale Welt, aber man laſſe daneben eben die deutſche gelten in ihrer Bedeutung, ihrer großen Aufgabe, in ihrer Beſtimmung auch für dieſes Land.

In dieſem Sinne, meine Herren! in dieſem echt nationalen Sinne haben Männer gewirkt, die noch jetzt in Krain unvergeßlich ſind und darunter Namen wie: Vodnik und Kopitar, Zois, mein unvergeßlicher Lehrer Prešern, Vega u. a. Ich weiß nicht, was dieſe Männer zu den exkluſiven Beſtrebungen, zu dem zu weit gehenden Eifer geſagt hätten, aber das weiß ich, daß es unſer Beruf ſein kann und darf, ihrem Beiſpiele zu folgen.

Das iſt nicht germaniſieren, meine Herren! das iſt nicht zentraliſieren: das iſt dem Volke ein koſtbares Gut, welches es bereits hat, wahren und es darin ſchützen. Es iſt in ſloweniſcher Sprache das Wort erklungen und an uns gerichtet worden: Gebet dem Volke, was des Volkes iſt. Nun wohlan! Wir wollen ihm ja das geben und wahren, nämlich deutſche Bildung und deutſche Kultur. (Lachen im Zentrum. Bravo! rechts.) Im Intereſſe und im Namen und zum Wohle des Volkes dürfen wir dieſes deutſche Kulturgebiet nicht aufgeben, wir müſſen und ſollen es feſthalten.

Meine Herren! Wir waren in großen Fragen bereits einig, wir haben einhellig beſchloſſen, der territoriale Grundbeſitz iſt aus dem Gemeindeverbande nicht auszuſcheiden, laſſen Sie uns ebenſo einig in der Beſtrebung ſein, die Großdomäne der deutſchen Bildung nicht aus dem geiſtigen Leben unſeres Volkes auszuſcheiden. (Beifall auf der Rechten und im Zuhörerraume.)

Die Sprache, meine Herren, ist nur ein Mittel, ist nur ein Werkzeug, sie kann nie Selbstzweck sein. Wollen Sie aber der deutschen Sprache die höhere Bedeutung, die ich ihr beilege, nicht einräumen, so werden und müssen Sie sie doch als das einzige Verständigungsmittel, welches uns geboten ist, als eine edlere Art von lingua franca gelten lassen. In dieser Sprache verständigen sich die verschiedenartigsten Nationalitäten im Oriente durch freies Übereinkommen, und deshalb hört doch derjenige, der ein Italiener, ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer, ein Türke ist, nicht auf, seine Nationalität zu bewahren.

Unser Verfassungsleben ist ein organisches Ganzes, die Landtage sind Teile und Pfeiler der Verfassung. Auch in unserem Landtage soll jener konstitutionelle Geist pulsieren, der durch das Ganze, der auch im Zentrum, im Reichsrate pulsiert. Man soll nichts tun, um ihm die gesunden Adern, die vollblütigen Adern zu unterbinden, und eine solche gesunde Ader dieses Lebens ist die deutsche Sprache. Ich bin daher überzeugt, sowohl im freiheitlichen, als im gut österreichischen Sinne muß man das deutsche Element neben dem nationalen Elemente wahren. Hier in diesem Saale sitzen, ich bin es überzeugt, lauter gute Österreicher, und sie werden zu diesem Werke gerne mitwirken, und wer in diesem Saale ein guter Österreicher nicht wäre, wahrlich, dem müßte der Boden unter den Füßen

brennen! Es ist eine weise Verfügung des Gesetzes, daß in unseren konstitutionellen Urkunden die deutsche Sprache nirgends als Reichssprache festgestellt und gesetzlich bestimmt worden ist. Der Gesetzgeber hat hiebei auf die Natur der Dinge, er hat darauf gerechnet, daß sich das durch innere Freiheit von selbst bilden, daß es der Naturnotwendigkeit gelingen werde, die deutsche Sprache, wie sie es bereits faktisch geworden ist, zur allgemein geltenden und üblichen Reichssprache zu machen. Wir Österreicher halten uns nicht an den Ausspruch, welcher jenem Mephisto unter den französischen Staatsmännern in den Mund gelegt wird: die Sprache sei dem Menschen gegeben worden, um seine Gedanken und Ideen zu verhüllen; wir wollen uns an einen anderen Ausspruch halten, welcher seinem Urheber, wer er auch sei, jedenfalls zur Ehre gereicht, weil er einen Kern von tiefer Wahrheit enthält; doppelt bedeutungsvoll ist es jedoch, daß dieser Ausspruch einem Slawen, dem Böhmen Purkinje zugeschrieben wird, er lautet: „Es gibt nur eine einzige mögliche panslawische Sprache und diese ist die deutsche."

Ich kann nach solcher Abirrung vom eigentlichen Gegenstande, welche jedoch durch den Gang der Debatte veranlaßt wurde, nun mit Ruhe zurückkehren an den eigentlichen konkreten Fall, der uns vorliegt, und kann mich aus voller Überzeugung für meine Person dem Ausschußantrage anschließen. (Beifall rechts.)

Herrenhaus des Reichsrates.

12. Sitzung vom 11. November 1863.

Ich kann die Konsequenz, welche in dem Antrage des Herrn Antragstellers von seinem Standpunkte aus liegt, nur anerkennen, glaube aber auch von meinem Standpunkte aus konsequent zu sein, wenn ich mich über den scheinbar inkonsequenten Antrag der Kommission freue und demselben beitrete. Scheinbar ist er eine Inkonsequenz gegenüber dem in der sechsten Sitzung rücksichtlich der Ablehnung der Aufhebung des Ehekonsenses gefaßten Beschluß.

Ich habe gegen die Ablehnung und gegen die Überweisung jener Frage an die Landtage damals gegen den Antrag der Kommission, welcher vom Hause zum Beschlusse erhoben worden ist, gestimmt. Mein Votum schien mir dadurch begründet, daß man, indem man das Prinzip und die Kompetenz anerkennt, nicht so handeln möge, daß es aussehe, als ob man das Prinzip und die Kompetenz nicht anerkenne.

Ferner, weil ich glaube, daß man von den Landtagen eben nichts Neues mehr erfahren wird, was man nicht schon weiß aus den vorliegenden Landtagsakten, aus den Erklärungen der Regierung, endlich aus den Stimmen der Abgeordneten aus den Ländern, welche sich in dem anderen Hause hörbar gemacht haben. Indessen muß ich zugestehen, daß die praktische Bedeutung der vorläufigen Ablehnung der Aufhebung des Ehekonsenses eben keine sehr erhebliche sei angesichts der gesunden, milden und humanen Praxis, welche von Seite der Regierung bei vorkommenden Fällen in dieser Angelegenheit geübt wird. Ich erwähne meines damaligen Votums und seiner Gründe nur nebenbei zur Kennzeichnung meines Standpunktes und gehe nun auf das Prinzip der uns nochmals vorliegenden Frage über.

Es wird nicht geleugnet werden können, daß es gewisse unanfechtbare Fundamentalgrundsätze gibt, welche in dem Rechtsleben zivilisierter Völker und Staaten ihre berechtigte Bedeutung und Geltung beanspruchen. Darunter gehört der Satz, daß die persönliche sittliche Freiheit des Individuums, das Recht der Selbstbestimmung möglichst wenig geschmälert und nur dort beschränkt werde, wo es Rücksichten auf die Gesamtheit der Gesellschaft erheischen. Ein Akt dieser freien Selbstbestimmung ist die Schließung der Ehe; durch die Schließung der Ehe wird die Schlacke der Sinnlichkeit abgestreift und das Bündnis erhält eine sittlich höhere

Bedeutung, noch verklärt durch die hinzutretende Weihe der Kirche. Nicht zu unterschätzen ist die sittliche Bedeutung des Momentes, wo man nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten sich freiwillig auferlegt.

Angesichts dieser sittlichen Bedeutung glaube ich auch, daß die Schließung der Ehe nicht ohne Not und nur dort gehindert werden soll, wo die unwiderlegbarsten und unbestreitbarsten Gegenansprüche der Gesellschaft gegenüber stehen. Das sind Sätze, welche anerkannt sind und ihre Geltung haben nicht nur in der Grenze der Monarchie, sondern in der ganzen gebildeten Welt, und worüber man nicht, wie z. B. etwa über die Bedingungen der Jury und über die Formen der Grundbücher, erst noch die Landtage einzuvernehmen hat. Man kann es beklagen, daß die Armenversorgungsfrage mit andern Bestimmungen des Heimatrechtes in einem untrennbaren Zusammenhange steht und die Lösung der vorliegenden Frage erschwert. Allein wenn man auf der einen Seite die bloße Möglichkeit, daß dadurch Zahlungspflichten herbeigeführt werden, d. i. die eigentliche Geldfrage in die Wagschale legt, und auf der andern Seite das große Recht des Individuums, so glaube ich, daß das letztere das entscheidende Gewicht haben soll.

Jene Fundamentalgrundsätze, deren ich erwähnte, mögen sie auch unter den Bezeichnungen „Menschenrecht", „Grundrecht" in manchem Ohre keinen ange-

nehmen Klang haben in Erinnerung bekannter historischer Ereignisse; sie bestehen aber doch und wollen in der Verfassung oder doch in der Gesetzgebung ausgeprägt sein. Als einen Schritt zu ihrer Ausprägung begrüße ich nun die von der Kommission beantragte Hinweglassung jeder Bestimmung über den Ehekonsens in dem uns vorliegenden Gesetze.

Ich sehe, daß die Kommission den Grundsatz auf dem praktischen Wege anerkennt, und eigentlich auf dem praktischen Wege schon die Aufhebung der Ehekonsense ausspricht, die definitive gesetzliche Bestimmung hierüber jedoch nur noch als eine Frage der Zeit ansieht.

Aus den nun entwickelten Gründen und Anschauungen kann ich mich von meinem Standpunkte aus mit dem Antrage Seiner Exzellenz des Herrn Grafen Thun nicht einverstanden erklären und muß aus voller Überzeugung dem Antrage der Kommission beistimmen.

13. Sitzung vom 11. Januar 1864.

Ich erlaube mir vorauszuschicken, daß ich mit dem dem Kommissionsantrage zugrunde liegenden Grundsatze nach meiner Überzeugung vollkommen übereinstimme, nämlich mit dem Grundsatze, daß man an im gesetzmäßigen Bestande aufrechtstehenden Organisierungen nicht einzelne Teile, einzelne Posten gelegenheitlich und nebenher abändere, sondern daß man die notwendig gewordenen Verminderungen oder Erhöhungen nur auf dem Wege gesetz- und verfassungsmäßiger Neuorganisationen im Zusammenhange mit dem Ganzen durchführen sollte.

Wenn ich ein Mitglied des hohen Abgeordnetenhauses wäre, so hätte ich auch in jenem Hause in diesem Sinne gestimmt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß jenes Haus nicht das Recht gehabt hat, einen anderen Grundsatz aufzustellen als den von diesem Hause vertretenen und demnach auch seine Beschlüsse zu fassen. Zunächst veranlaßt mich, heute das Wort zu ergreifen, eine Äußerung, welche bei der jüngst stattgefundenen prinzipiellen Debatte gemacht worden ist; es ist nämlich

ausgesprochen worden, eine Bevorzugung des Richterstandes sei eine Ungerechtigkeit gegen die anderen Beamten.

Ich möchte hier hervorheben, daß man den richterlichen Beamten nicht doch ganz auf das gleiche Niveau mit den anderen Beamten stellen könne. Es ist mit Recht auf einen Unterschied schon im Berufe des Richteramtes jüngst hingewiesen worden. Ich möchte zwar den Ausspruch nicht gerade umkehren und sagen: Eine vorzügliche Berücksichtigung des Richterstandes oder eine Bevorzugung des Richterstandes ist ein Recht des Richterstandes, aber ich möchte doch eine ähnliche Hindeutung zu einer späteren präziseren Formulierung des Gedankens mir erlauben. Der Richterstand ist offenbar in einer höheren Stellung.

Wenn, wie bereits bemerkt wurde, aus dem Geschäftsressort des Richters die eigentlich administrativen Geschäfte ausgeschieden werden, dann entfällt auch jenes Moment, welches ihn in die Reihe der gewöhnlichen Beamten stellt, und er tritt als Spruchrichter in eine höhere Linie und in seine Unabhängigkeit. Was man als Vorzug des Richters anerkennen will, nämlich diese seine Unabhängigkeit, ist eigentlich weniger ein Vorteil für ihn, sondern vielmehr ein Vorteil für das rechtsuchende Publikum. Während jeder andere Beamte bloß an die Normen seines Dienstes, an die Weisungen und Vorschriften seiner Vorgesetzten gebunden ist und

ſich befriedigt zur Ruhe begeben kann, wenn er dieſen genügt hat, ſo ſteht der Richter allein dem Geſetzbuche und ſeinem Gewiſſen gegenüber.

Wenn nun dem Manne, von deſſen Ausſpruche Mein und Dein, Leben, Freiheit und Ehre abhängt, in Stunden, wo ſich ſeine kümmerliche Lage ihm fühlbar macht, der Verſucher gegenübertritt, dann iſt die Verſuchung eine doppelt gefährliche: nehme man hinzu, daß eine Frage, die bisher nur auf dem Felde der Theorie und Doktrin behandelt wurde, nämlich die Frage, ob und inwieweit der Richter berufen iſt, über das verfaſſungsmäßige Zuſtandekommen von Geſetzen zu ſprechen, nehme man an, daß dieſe Frage bei einer weiteren Entwicklung des verfaſſungsmäßigen Lebens praktiſchen Boden gewinne, ſo wird man um ſo mehr zugeſtehen, daß der Richter ein nicht bloß in ſeinem Geſchäfte routinierter Beamter, ſondern daß er ein Mann von höherer allgemeiner Bildung, daß er ein Gelehrter in ſeinem Fache ſein müſſe.

Ich habe auf dieſes Verhältnis aufmerkſam machen wollen, um hervorzuheben, daß bei einer künftigen im allgemeinen, im ganzen Zuſammenhange vorzunehmenden Organiſation dieſe höhere Stellung des Richters in Rechnung gebracht werden möge, denn der Richter bekleidet wirklich in der Beamtenhierarchie gewiſſermaßen ein prieſterliches Amt als Wächter der das Staatsleben belebenden, nährenden und erhaltenden Flamme, als Hüter des Rechtes.

Da ich nun einmal mich zum Worte gemeldet habe, so möchte ich die Geduld und Nachsicht des durchlauchtigen Präsidenten und der hohen Versammlung mir erbitten, wenn ich von der Erlaubnis, welche bereits ein anderer Redner sich erbeten und andere Redner benutzt haben, auch meinerseits Gebrauch mache, indem ich bei diesem Anlasse über allgemeine Budgetfragen einige Andeutungen mir erlaube und in verschiedenen Sitzungen Vorgekommenes zusammenfasse.

Wer, wie ich, nicht mit übergroßer Redelust und noch weniger mit übergroßer Streit- und Fehdelust begabt ist, der wird nicht jedesmal, wenn Behauptungen und Anschauungen aufgestellt werden, denen er nicht beipflichten kann, dagegen ankämpfen, er wird sich in sein Schweigen einhüllen. Allein es treten Momente ein, wo eine Reihe von solchen Auffassungen und Erörterungen erfolgt ist, wo man es sich selbst und der Versammlung, der man anzugehören die Ehre hat, schuldig ist, das Schweigen zu brechen. Ich finde darin jene parlamentarische Ehrlichkeit, der man sich unter keinen Umständen entziehen darf. Es ist dies um so mehr Pflicht, wenn man einem Standpunkte angehört, der in dem Hause noch nicht zum Ausdrucke gekommen ist. Ich bitte, meine Worte, wenn sie nicht auf praktischen Boden fallen sollten, eben nur als Merkzeichen meines Weges und meiner Stellung in diesem Hause anzusehen, gewissermaßen als Reiser, als grüne Reiser,

welche nach den dichterischen Worten eines verewigten Freundes ein Wanderer auf seinen Weg streut „dort, wo im Walde der Scheideweg sich spreitet", für sich und andere zur Orientierung zu dienen.

Auch ich möchte zur Klärung der schwierigen Fragen, die in den letzten Sitzungen angeregt worden sind, meinesteils ein bescheidenes Schärflein beitragen.

Obschon ich nicht zu den politischen Freunden Sr. Exzellenz des Grafen Thun gehöre, so kann ich doch in den umfassenden Erörterungen, welche er gegeben und welche in einem ministeriellen Munde sogar als Programm einer neuen Organisierung Österreichs bezeichnet worden sind, nur Anschauungen, namentlich in bezug auf Selbstverwaltung, finden, welche Wege der Freiheit bezeichnen, die auch ich gerne wandle.

Nachdem Se. Exzellenz der Graf Thun die Bedenken bezüglich der Kompetenz, welche ihn früher ferne gehalten haben, an den Budgetberatungen sich zu beteiligen, dieses Mal beseitigt und sich an denselben tätig beteiligt hat, kann man nur dankbar sein für die Anregung, die er zur Erörterung so wichtiger Fragen gegeben hat, wenn man auch nicht immer seinen Standpunkt teilt. Man kann und muß ihm insbesondere dankbar sein, daß eigentlich seine Erörterungen eine sehr wichtige Erklärung seitens Sr. Exzellenz des Freiherrn v. Lichtenfels provoziert haben, eine Erklärung, die gewiß, wenn sie vielleicht auch die momentanen

Schwierigkeiten vermehrt, doch das große Verdienst haben wird, zur Läuterung und Klärung der Situation beizutragen.

Es wäre Unrecht, zu verkennen, welche Verdienste in dieser Richtung der beredte Kirchenfürst sich erworben hat, und man kann, wenn man auch den Standpunkt nicht teilt, nur die Entschiedenheit und Tapferkeit bewundern, mit welcher Se. Eminenz den Gegnern entgegengetreten ist und seine Anschauung verfochten hat.

Allein aus dem Redefeuer schien mir denn doch eine Flamme empor zu schlagen, welche Gegner und Andersdenkende zu Staub und Asche zu verbrennen sucht. Ich habe mich durch einige Funken berührt gefühlt, weil ich, offen gestanden, in manchen Punkten zu den Andersdenkenden gehöre. Es sind harte Vorwürfe gegen den Liberalismus gefallen.

Liberalismus, ein elastisches Wort, unter dem man sich denken kann, was man eben will, ein Wort, mit dem großer Mißbrauch getrieben wird, ein Begriff auch, dem viel aufgelastet wird, was er eigentlich nicht zu vertreten hat. Die Definition desselben ist schwer, sie wird schwieriger durch die ebenso elastische Devise: „Freiheit und Fortschritt." Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht, und wo er es gefunden hat, es tatsächlich zu verwirklichen strebt.

In dieser Anschauung liegt auch der Gebrauch bezeichnet, den ein solcher Mann von der Freiheit macht — einer Freiheit, die vom Rechtsbegriffe unzertrennbar ist, die durch Reformen, welche gleichen Schritt mit dem Rechtsleben halten, die Gefahren von Umwälzungen hintanzuhalten sucht — der redlich einer Freiheit anhängt, die, um mit den Worten Sr. Eminenz zu reden, „eine lebenskräftige ist, weil mit Gott und der Vernunft im Bunde". Ein solcher Mann kann den hier ausgesprochenen Grundsätzen anhängen, ohne mit seinem Adel und seinem Christentume in Widerspruch zu geraten. Er muß und wird das Recht und die Freiheit der Kirche auf ihrem eigenen Gebiete achten und ehren und doch anerkennen müssen, daß gewisse Grenzen sind, welche im Staatsleben nicht überschritten werden sollen, aber in der Vergangenheit überschritten worden sind.

Es ist nicht von mir wiederholt der Staatsvertrag, das Konkordat genannt, zitiert worden. Ich werde diesen eminenten Gegenstand nicht weiter verfolgen. Allein, als am 20. Juni 1862 davon die Rede war, wurde zugestanden, daß Abänderungen und Vereinbarungen notwendig seien, jedoch im Laufe einer Viertelstunde so Wichtiges nicht abgetan werden könne. Wir haben heute den 11. Januar 1864, und es scheint jene Viertelstunde noch nicht abgelaufen zu sein.

Ich möchte auch der oftmaligen Anführung und Aufstellung von Schreckbildern einer bedauernswerten

Umsturzzeit in einem vergangenen Jahrhunderte entgegentreten. Man hat nicht Not derlei Mittel zu gebrauchen, um ängstliche Seelen und unklare Geister einzuschüchtern (Bravo! links), und um das Bild objektiv vollständig zu machen, müßte man die Vorgeschichte jener Bewegungen gewissenhaft vor Augen führen.

Aber, ich möchte namentlich deshalb dagegen sprechen, weil Gottlob derlei Bilder auf die Zustände Österreichs nicht zutreffend sind; denn wir sind glücklicherweise in einer Ära friedlicher Reformentwicklung, an deren Spitze der Geber der Verfassung selbst steht, dessen Recht niemand angetastet hat, und welches Recht nur diejenigen Schmälerungen erfahren hat, welche er selbst sich freiwillig auferlegt hat.

Es ist der Grundsatz aufgestellt worden, Gesetze und Verordnungen, die bestehen, müssen aufrecht erhalten werden, bis sie im gesetzlichen, verfassungsmäßigen Wege abgeändert werden und bis zu derlei Änderungen alle drei Faktoren der Gesetzgebung ihre Zustimmung gegeben haben.

Ich bin damit in einer Richtung vollkommen einverstanden, was nämlich die eigentliche Gesetzgebung betrifft. Das Finanzgesetz ist aber ein Gesetz, welches erst zustande kommen soll, ein Gesetz nur auf die Dauer und mit der Giltigkeit eines Jahres, nicht auf unabsehbare Dauer gespendet: wenn auf der einen Seite gesagt wird, die Bestimmungen desselben haben

nur Giltigkeit, bis sie von allen drei Faktoren abgeändert werden, so muß ich wieder anderseits sagen: Das, was nicht von allen drei Faktoren bewilligt wird, erscheint im Budget nicht als bewilligt; denn es handelt sich hier nicht um das Recht einer Abänderung, sondern um ein Zustimmungsrecht, welches auch das Nichtzustimmungsrecht in sich faßt.

So gerne ich der klaren Leuchte, welche Se. Exzellenz der Herr Staatsratspräsident uns in Verfassungs- und Einheitsfragen vorzutragen pflegte, willig und meistens auch aus Überzeugung folge, so möchte ich mir doch erlauben, die Theorie über die Behandlung und Wirkung des Budget, bezüglich des Finanzgesetzes, welche jüngst aufgestellt worden ist, für eine bedenkliche zu halten.

Um nicht mißverstanden zu werden und nicht selbst mißzuverstehen, erlaube ich mir die bezüglichen Stellen aus der Rede Sr. Exzellenz wörtlich vorzutragen. Da heißt es: „Da nun lediglich der Staatsvoranschlag zur gesetzlichen Kraft gelangt, so wird die Regierung auch nur an die Posten des Staatsvoranschlages in ihrer Gesamtsumme gebunden sein, und insofern diese Gesamtsumme nicht überschritten wird, können die Zahlungen des Ministeriums des Äußern in keiner Weise angefochten werden;" und weiter: „dies ist um so gewisser, nachdem der Artikel II des Finanzgesetzes, wie er in Antrag steht, jedem Ministerium gestattet, inner-

halb des Kapitels, Titels und der Paragraphe, wie sie der Staatsvoranschlag enthält, frei zu gebaren." Ich füge aber hier schon bei, daß in dem zitierten Absatze ausdrücklich angeführt ist: „Nur zu den bestimmten Zwecken." Endlich wird der Meinung des Grafen Thun widersprochen und angeführt, man könne die Ansicht durchaus nicht teilen, daß diese freie Gebarung dem Ministerium nicht zustehe, und daß man erst wieder in die Detailsposten eingehen müsse, aus welcher die Zusammensetzung der Gesamtsumme ursprünglich zustande gekommen sei. Endlich heißt es: „Es wird auch bei der Vorlage des Rechnungsabschlusses nur darauf ankommen, in demselben auszuweisen, daß nicht mehr an diplomatischen Auslagen so wie in jedem andern Titel ausgegeben worden ist, als in der Gesamtsumme angesetzt ist, keineswegs aber wird das Ministerium verpflichtet sein, nachzuweisen, auf welche einzelne Detailposten die Beträge verwendet wurden."

In solcher Allgemeinheit ausgesprochen, und eben in der Stellung Sr. Exzellenz als Staatsratspräsidenten ausgesprochen, sind diese Sätze ebenso wichtig, als sie mir bedenklich scheinen.

Auf diese Weise würde ein Grundzweck der Einberufung des Reichsrates vereitelt werden, nämlich der Zweck der Regelung und Ordnung unserer Finanzverhältnisse. Die Resultate der Prüfung und seinerzeit der Richtigstellung des Staatsrechnungsabschlusses würden

dadurch illusorisch gemacht, ja, ich glaube sogar, daß eine Gefahr für die Finanzverwaltung darin liegt, wenn die Kontrolle beseitigt oder beschränkt wird, denn eben dieser Kontrolle verdankt der Staat den wachsenden Kredit und das Vertrauen der Bevölkerung in- und außerhalb der Monarchie. Der Einfluß der Reichsvertretung auf die Finanzen wäre ein geschwächter und es würde ein gewisses Verfahren eintreten, welches gerade auf den Boden des Budget ein System verpflanzen würde, welches ich mir nicht einmal einen Scheinkonstitutionalismus zu nennen erlauben würde, weil es eben nicht einmal den Schein von Konstitutionalismus für einen schärferen Blick hätte. Offen und ehrlich gesagt, wenn man das konstitutionelle Prinzip für das erhaltende, kräftigende und Österreich neu verjüngende hält, muß man es auch in seinen Konsequenzen und in den für dieses große Reich angemessenen Formen durchzuführen den Mut haben und vor den Schwierigkeiten nicht zurückschrecken, sondern sie fest in das Auge fassen.

Man muß das konstitutionelle Prinzip legislatorisch fruktifizieren, damit diejenigen, welche bisher infolge des Zusammentrittes des Reichsrates nur erhöhte Steuern zu tragen hatten, auch die Früchte dieses Prinzipes kennen lernen, den Gewinn, den sie davon haben, und daß diejenigen, die an dieses Prinzip noch nicht glauben, den Glauben gewinnen, daß die noch

außerhalb der Reichsvertretung Stehenden darin eine Anziehungskraft finden, die sie früher oder später mit uns vereinigt.

Dieses Prinzip bleibt aber ein unfruchtbares, wenn man den Faden des Absolutismus in Budgetfragen aufgreift, dort, wo er gerissen ist, wenn man das Prinzip nur dazu benützt, den Staatskredit und die Schultern der Steuerträger zu belasten.

Aber sind denn die Gefahren, auf die man sich immer beruft, wirklich so groß und so abschreckend? Ich sehe ganz ab von den Anschauungen, Äußerungen und Reden einzelner Reichsvertreter, in denen eben nur oft lange zurückgehaltene Gefühle zum Worte kommen, ich halte mich nur an die Beschlüsse der beiden Häuser des Reichsrates und in diesen sehe ich eben bisher nichts so Gefahrbringendes.

Was man Eingreifen in die Exekutive nennt, ist in sehr vielen Fällen, wenn man es näher ins Auge faßt, doch nur eine Anerkennung der wirklichen Exekutive und eine Mahnung an dieselbe zu einer vielleicht verstärkten oder richtigeren Aktion.

Was namentlich die Behandlung der Budgetfrage betrifft, so sind von anderen Rednern Widersprüche, Übelstände u. dgl. bereits geschildert worden, allein, ich glaube, diese Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich. In Abgeordnetenkreisen selbst sind bereits gegen die zu weitwendige, zeitraubende Behandlung des Budget

Äußerungen gefallen, und es ist anzunehmen, daß auch jenes Haus den Wert der Zeit für die parlamentarische Tätigkeit verwirklichen und zu einer Vereinfachung der Geschäftsbehandlung des Budget schreiten werde. Aber man bedenke, daß wir in den Erstlingsjahren des Verfassungslebens sind. Ein Budget ist der in Ziffern ausgedrückte Spiegel des Staatslebens; nun ist es begreiflich, daß noch immer eine Vergangenheit, deren „ererbte Übelstände" man ja offiziell anerkannt hat, sich darin noch immer teilweise widerspiegelt. Es ist daher die Aufgabe, zu sondern, zu sichten, zu klären. Allmählich wird diese Aufgabe auf ein Minimum reduziert werden, besonders wenn jene Organisationen zugrunde gelegt sein werden, die ein allgemeines Bedürfnis sind, und auch von vielen Seiten bereits angeregt, von der Regierungsseite bereits zugesichert sind. Auch wird so allmählich die Idee eines Normalbudgets auf diesem Wege zu verwirklichen sein.

Was endlich die Frage, ob und inwieweit Landesbudgets aus Reichsmitteln zu votieren sind, was diese Frage betrifft, so ist es eben auch selbstverständlich, daß sie in zweckmäßiger Weise nur dann gelöst werden kann, wenn die Vertreter jener Länder, denen sie zustatten kommen sollen, in unserer Reichsvertretung erscheinen und hier ihre Ansprüche und ihre Interessen geltend machen.

Ich sehe eine andere dringende und naheliegende Gefahr, und ich kann meine Besorgnis ihr gegenüber

nicht unterdrücken, sie liegt eigentlich in dem Zweikammersysteme und in der Stellung, welche die beiden Häuser des österreichischen Reichsrates bisher nach Usus und Verfassungsbestimmungen einander gegenüber einnehmen. Daß zwei verschiedene Körper wie zwei verschiedene Individuen verschiedene Anschauungen haben und demnach zu verschiedenartigen Beschlüssen gelangen, das liegt in der Natur der Sache. Ob nun auf solchen Beschlüssen beharrt wird oder nicht, das liegt darin, ob die Kraft der Überzeugung eine so mächtige ist, daß sie alle Opportunitätsgründe zu beseitigen vermag.

In der eigentlichen Gesetzgebung ist die Gefahr keine so große, weil, wie die Erfahrung in anderen Staaten bewiesen hat, ein Gesetz, welches unbestreitbares Zeitersordernis ist, eine Rechtsanschauung, die zum Gesetze werden muß, früher oder später auch durch die dissentierenden Kammern durchdringt und zur Geltung gelangt, daher früherhin als noch nicht reif zur Verwirklichung angesehen werden konnte. Ich weise auf die lange Zeitdauer hin, welche in England die Reformbill, die Katholikenemanzipation gebraucht hat, wobei die merkwürdige Erscheinung vorkam, daß gerade die prinzipiellen Widersacher endlich mit der Durchführung dieser Gesetze sich beschäftigen mußten. Aber ganz anders ist es bei den Budgetfragen; da muß die Vereinbarung in kürzester Frist erfolgen, eben nach der Natur des Budget und des Finanzgesetzes. Was aber,

wenn keine Einigung erfolgt, wenn bei den Abstrichen z. B. jenes Haus auf den Abstrichen besteht, dieses Haus auf der Nichtzulassung der Abstriche? Beide Häuser stehen, indem sie fest auf ihren Beschlüssen beharren, vollkommen auf ihrem verfassungsmäßigen Standpunkte, es hat von keiner Seite auch nur ein Versuch einer Verfassungsverletzung stattgefunden und sie kommen doch zu dem Punkte und in die Gefahr eines Konfliktes, eines Konfliktes, dessen große und schwere Folgen uns das Beispiel von Preußen zeigt, wo, wenn es wahr berichtet wurde, sogar der Ausspruch gefallen sein soll: man werde das Geld nehmen, dort wo man es eben finde.

Bis jetzt ist, um das Zustandekommen des Finanzgesetzes nicht aufzuhalten und dasselbe zu ermöglichen, zu einem Notbehelfe geschritten worden, man hat in der Ziffer nachgegeben und hat sich im Prinzipe verwahrt, einen Protest eingelegt. Nun aber glaube ich, daß, wenn die Regierung, welche ihre Zahlungspflicht anerkennt, diese Verpflichtung nun auf anderem Wege durch Ersparnisse doch bestreiten will, sie dennoch nicht im vollen Sinne insoweit korrekt vorgeht, als eine nicht zur Verausgabung bewilligte Summe, wie Herr Graf Thun jüngst richtig bemerkt hat, eben auch nicht verausgabt werden soll. Dieses ganze Sachverhältnis ist eigentlich ein unklarer, ungesunder Zustand, den man durch ein paar Jahre durchmachen und fortschleppen,

nicht aber auf die Dauer in dem Verfassungsleben einbürgern kann. Er führt zu maskierten Verausgabungen, die man denn doch anderseits wieder zu entschuldigen geneigt sein muß; wenn aber irgendwo Wahrheit notwendig ist, Wahrheit und Klarheit, so ist dies im Rechnungswesen vor allem der Fall. Nur wenn das Budget eine Wahrheit ist, ist auch die Verfassung eine Wahrheit.

Ich habe mir erlaubt, die Lücke anzudeuten, welche eben in den Verfassungsbestimmungen rücksichtlich der Stellung und des Gewichtes der beiden Häuser in Budgetfragen besteht. Diese Lücke ist jedenfalls geeignet, früher oder später einen Konflikt herbeizuführen, und diese Lücke kann, da es dem bisherigen Usus nicht gelingen wollte, sie zu beseitigen, eben nur im Wege der Verfassungsgesetzgebung ausgefüllt werden. Die Häuser sind kompetent hiezu, die Regierung, welche gewiß auch selbst unter dieser Lücke leidet, möge kraft ihrer Initiative früher oder später den opportunen Zeitpunkt zu ihrer Beseitigung finden. Aber es ist gewiß nicht überflüssig zu rufen: caveant consules!

Ein erfahrener und gewiegter Kenner des konstitutionellen Staatslebens, Guizot, sagt folgendes: „La liberté ne se fonde, que lorsqu'il n'éxiste dans l'état aucune force constituée assez prépondérante pour usurper le pouvoir absolu."

Ich habe mir erlaubt, bei früheren Anlässen auf die Stellung des Abgeordnetenhauses in erster Linie

in Finanzfragen und namentlich als Vertreter der Steuerträger hinzuweisen, und ich habe in meiner Einzelstellung eben dieser Anschauung dadurch Rechnung getragen, daß ich bei jenen Beschlüssen, welche ich irgend mit meiner Überzeugung vereinigen konnte, bestrebt war, den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses jederzeit beizutreten.

Ich muß es anerkennen und aussprechen, daß dieses Bestreben auch wirklich unsere Kommission in allen ihren Mitgliedern beseelt hat. Und doch möchte ich mir erlauben, auszusprechen, daß gerade darin, daß beide Häuser in der Frage ganz gleichberechtigt sind, von beiden Häusern die Zustimmung verlangt wird, gerade darin der Keim der Gefahr liegt; denn wenn beide Häuser gleichberechtigt sind, so sind beide Häuser zur Nichtnachgiebigkeit gleichberechtigt, und was dann? (Bewegung.) Ich bitte mich nicht mißzuverstehen, ich möchte den Rechten des Hauses, dem anzugehören ich die Ehre habe, in keiner Beziehung vergeben; ich halte sie hoch und möchte sie nach jeder Seite hin vertreten. Allein, ich hielt es für meine Pflicht, auf jene Gefahr aufmerksam zu machen.

Ich halte es aber sehr hoch, und wichtig ist es mir, daß eine Folgerung des konstitutionellen Prinzipes, welche in allen Verfassungsstaaten mehr oder minder in den Vordergrund tritt, nämlich eben das Gewicht des Abgeordnetenhauses in Finanzfragen, in gesetzlicher

Weise so geregelt werde, daß es verfassungsmäßig der Freiheit und Unabhängigkeit und Selbständigkeit dieses hohen Hauses nicht entgegentrete, daß eine harmonische Stellung dieser beiden Häuser gewahrt, und daß nicht dadurch, daß finaliter den Beschlüssen des andern Hauses immer beigetreten werden müsse, das andere Haus zu dem absoluten Faktor und dieses nullifiziert werde.

Die Gefahr für das Herrenhaus ist eine andere. Es liegt in der Natur und Zusammensetzung dieses hohen Hauses, daß es in der Regel regierungsfreundlich sein muß; allein in dieser Richtung kann eine zu weitgehende Willfährigkeit der Selbständigkeit und der Freiheit dieses hohen Hauses abträglich werden und nur in dieser Selbständigkeit wird das Haus jenes Gewicht und jenen Nachdruck seinen Beschlüssen wahren können, welches in der Verfassung liegt und welchen wir alle wünschen. In einer fortwährenden und ununterbrochenen Allianz jedoch mit der Regierung, so daß man gewissermaßen zu einem Organ der Regierung wird, wird jener Zweck kaum erreicht werden, und die Gefahren des Absolutismus sind auch auf dieser Seite nicht beseitigt.

Möge für die Beziehungen der beiden Häuser in der angedeuteten Richtung, für den normalen Gang ihrer Geschäftsverhandlungen untereinander in der Budgetfrage, möge in dem von mir angedeuteten verfassungs-

mäßigen Wege das richtige Geleise gefunden werden, dann wird in dem harmonischen Gange an dem Zeitrade der inneren Politik, in welchem das Herrenhaus der Stundenzeiger, das Abgeordnetenhaus der Minutenzeiger ist, keine Störung, keine tiefer eingreifende Stockung mehr eintreten. Ich greife dieses Bild und Gleichnis, das von unserem hochverehrten Präsidenten gebracht worden ist, wieder auf, ich finde das Zutreffende darin, daß sowohl Stunden- als Minutenzeiger sich in denselben Kreisen bewegen, daß sie, wenn auch in verschiedenem Taktmaße, dieselbe Richtung verfolgen sollen, nämlich die Richtung nach vorwärts. Es wird ein vergebliches Bemühen sein, durch rasches Vorrücken des Minutenzeigers den Gang der Zeit zu beschleunigen, es wird aber auch ein ebenso vergebliches Bemühen sein, durch Rückstellung des Stundenzeigers den Gang der Zeit aufzuhalten. Dadurch kann das Räderwerk ins Stocken kommen, der Mechanismus kann zerbrochen werden, allein der Gang der Zeit läßt sich nicht aufhalten. Sie wird unaufhaltsam weiter schreiten. (Bravo! Bravo!)

14. Sitzung vom 22. November 1864.

Wir ſtehen mit der Eröffnung der dritten Reichsratsſeſſion an dem dritten Markſteine unſeres Verfaſſungslebens. Es iſt begreiflich, daß man bei einem ſo kurzen Wege auf einer unabſehbaren Bahn nicht mit jener vollen Ruhe und Zuverſicht vorſchreitet, wie jene, welche bereits eine Reihe von ſolchen Markſteinen hinter ſich liegen haben.

So iſt der Charakter der auf eine Thronrede zu erſtattenden Adreſſe in Öſterreich ein anderer als in England, wo er bereits nur mehr ein Akt einfacher Courtoiſie iſt. In unſerer Lage gilt es, bei dieſem Anlaſſe nicht nur die Hoffnungen und Befürchtungen, die man im Staatsleben wahrzunehmen Gelegenheit gefunden hat, zum Ausdruck zu bringen, ſondern auch gewiſſermaßen ein Programm des Geiſtes und ſeiner Richtung aufzuſtellen, mit welchem man die zur Vorlage kommenden Aufgaben zu löſen trachten wird.

Die Adreſſe hat die ſchwierige Aufgabe, Formeln zu finden, unter denen ſich die Mehrzahl der Meinungsſchattierungen vereinigen kann, weil es eben ein gewiſſes

Dekorum verlangt, daß deren Dissens nicht unmittelbar vor den allerhöchsten Thron gebracht werde, während andererseits im Hause selbst dieser Dissens seine volle Berechtigung hat. Es ist bei der Adreßdebatte im vorigen Jahre die sehr richtige Anschauung betont worden, daß man, um sich einer solchen Formel in allen Fällen, ohne Verleugnung seiner Überzeugung, fügen zu können, eben seine eigene Auslegung darin inbegriffen finden müsse.

Ich gestehe, daß ich der vorliegenden Adresse in sehr vielen Stellen nur dann beitreten kann, wenn ich meine eigene Auslegung hineintragen darf. Eine reservatio mentalis genügt meinem Gewissen in diesem Falle nicht, und ich halte es sogar für meine Pflicht, diese Auslegung in loyaler Weise zum Ausdruck zu bringen und dafür die Geduld des hohen Hauses in Anspruch zu nehmen. Einige Punkte sind wieder derart, daß ich vielleicht, wenn in der Spezialdebatte Amendements, die eine gewisse stärkere Betonung in sich fassen, vorgebracht werden dürften, denselben gerne meinen Beitritt zuwenden möchte.

Nur mit Schüchternheit und Befangenheit kann ich den Boden der Politik betreten. Es spielen da so hundertfältige Fäden und Triebfedern, deren geheimnisvolle Beziehungen mir nicht bekannt sind, in welche ich nicht eingeweiht bin. Allein, was ich vorzutragen die Ehre haben werde, beruht auf Tatsachen, welche eben vor den Augen aller Welt liegen.

Beruhigend ist allerdings die Versicherung, welche wir in der allerhöchsten Thronrede vernommen haben, daß Österreich mit allen großen Staaten in freundlichem Vernehmen stehe; allein auch darin ist schon die Hindeutung zu lesen, daß wir mit Staaten minderer Größe nicht in eben dem freundlichen Verhältnis uns befinden.

Der politische Horizont wird nie ganz wolkenfrei sein und des Staatsmannes Auge muß den entfernten kleinen Punkt, der einst sich zum Gewitter entfalten könnte, schon von ferne wahrnehmen und ins Auge fassen. Nach Allianceu zu streben, ist nicht zunächst die Aufgabe Österreichs, denn auch bei Allianceu heißt es: Vide cui fidas: Österreich ist sich selbst genug, wenn es gefestigt ruht auf seinen geschichtlichen und natürlichen staatlichen Grundlagen. Wenn es auf diesen befestigt und gekräftigt steht, wenn es den Frieden nach innen gewahrt hat, dann wird es auch die Macht nach außen hin haben und wird gesucht werden, statt selbst suchen zu wollen. Ich rechne zu diesen Grundlagen der inneren Kräftigung vor allem die Herstellung des gemeinsamen Verfassungslebens oder, wie es in der Adresse heißt: die Durchführung unserer Verfassung, wobei ich mir doch erlaube, von dem starren Buchstaben einigermaßen abzusehen.

Ich mache kein Hehl daraus: ich halte an dem Grundsatze fest, daß wir formell vollkommen die Ver-

tretung des Reiches sind. Wir können von diesem Rechte nichts vergeben; wir müssen an der Ausübung dieses Rechtes festhalten, obschon einzelne Teile der Monarchie hier nicht vertreten sind; ihr Ausbleiben kann uns unser eigenes Recht nicht entziehen.

Allein das kann man doch andererseits auch nicht verhehlen, daß ihre Abwesenheit sehr empfindliche Übelstände nach sich zieht. Das kann man nicht verschweigen, daß man mit einer gewissen rechtlichen Befangenheit auch unsererseits daran geht und daran gehen muß, über Angelegenheiten zu entscheiden, welche Abwesende betreffen.

Darum kann man die von Seite der Regierung ausgegangene Kunde nur mit Freude begrüßen, daß die verfassungsmäßige Tätigkeit auch in der Osthälfte des Reiches demnächst zu beginnen habe. Dieser Tätigkeit erstes und nächstes Ziel aber sollte die Vereinigung mit uns, die Anbahnung des persönlichen Eintrittes ihrer Repräsentanten in unsere Mitte sein.

Nur dann wird auch dieser Teil des uns noch mangelnden konstitutionellen Lebens verwirklicht sein, wenn die jetzt noch Abwesenden dereinst hier sind, aber mit Herz und Sinn, freiwillig, nicht auf Befehl oder aus Nebenrücksichten. Derlei Auskunftsbehelfe können über momentane Verlegenheiten hinüberhelfen, sie werden aber nie den Stürmen gegenüber, welche auch ein großes Staatsgebäude bedrohen können, einen dauernden

Halt gewähren. Ich denke mir, daß die Regierung dabei in der Weise zu Werke gehen dürfte, daß sie mit ihren Propositionen an die Landtage der Osthälfte des Reiches tritt und von ihnen die Gegenpropositionen empfängt. Diese Schritte scheinen mir unerläßlich, wenn man die Bedingungen und die Wünsche vernehmen will, welche die noch nicht hier vertretenen Länder bewegen könnten, ihre Repräsentanten in unsere Mitte zu senden.

Es wird dann die Aufgabe des Reichsrates sein, allfällige Modifikationen, welchen die entwickelungsfähigen Verfassungsgesetze zu unterziehen wären, in Beratung zu ziehen, da die Reichsvertretung dazu unter der Ägide des allerhöchsten Thrones gegenwärtig formell vollkommen kompetent und in ihrem Rechte ist.

Ich bin nicht so sanguinischer Natur, zu glauben, daß schon die ersten Versuche sogleich zum Ziele führen werden, allein die wiederholten Bestrebungen werden doch dahin führen und jeder einzelne Versuch wird gewiß den Gewinn bringen, daß er ein Körnlein der Verständigung, der Annäherung zutage fördern wird. Schon jener unglückliche Landtag, welcher im Jahre 1861 aufgelöst werden mußte, hat ein solches Körnlein zutage gefördert in der Bereitwilligkeit und Geneigtheit, die gemeinsamen Angelegenheiten „von Fall zu Fall" zu beraten. Nun, dieser Fall tritt ja eben Jahr für Jahr ein. Ich glaube und hoffe, daß das wohlverstan-

dene Interesse jener Länder auch in den weiter anzubahnenden Versuchen mit wahrnehmbareren Schritten zum Ziele führen werde.

Darum aber, weil auch wir seinerzeit in diesem Sinne zur Mitwirkung verfassungsmäßig berufen werden könnten, glaube ich, daß es mit dem bloßen Ausdrucke der Teilnahme und des Wunsches hier in der Adresse nicht genügen dürfte, und glaube, es wäre doch auch das bereitwillige Entgegenkommen und unsere redliche Mitwirkung zu betonen gewesen.

Haben diese Versuche keinen Erfolg, hat man von dort nur Bedingungen vernommen, welche mit der Einheit und Machtstellung des Reiches unvereinbar sind, dann stehen wir und steht die Regierung vor ganz Europa gerechtfertigt da, wenn sie auf anderem Wege das sucht, was auf diesem Wege unerreichbar geblieben. Allein ich glaube, wenn die hier schmerzlich Vermißten einst bei uns erscheinen sollten, so wird eben unser verfassungsmäßiges Leben eine tiefe, bedeutungsvolle Kräftigung erfahren, denn Männer, die so fest und zähe an ihrer eigenen Rechtsanschauung hängen, die werden auch dann die Bürgschaft mitbringen, wenn sie mit uns die Vereinbarung getroffen haben, daß sie ebenso fest und ausdauernd fortan auch an unserem Verfassungsleben hängen.

Wenn ich von der inneren Befestigung der Grundlagen des Staatslebens Österreichs spreche, so habe ich

auch unser Verhältnis zu Deutschland im Auge und das tausendjährige staatsrechtliche Band, das uns mit den Ländern des deutschen Bundes verknüpft. Die dort von allen Parteien mit Sehnsucht gesuchte Einheit ist nach meinem Erachten und nach dem Fingerzeige der Geschichte nur eben auf den Grundlagen einer aufrichtigen und gesunden Föderation zu finden. Das ist das sogenannte großdeutsche Programm, und ich glaube nicht zu irren, daß dieses Programm eine gewisse Sanktion erhalten hat durch jenen glorreichen Zug nach Frankfurt, womit Se. Majestät der Kaiser eine leider bisher ohne entsprechenden Erfolg gebliebene edle Initiative ergriffen hat.

Es ist zu bedauern, daß dieses Vorspiel des welthistorischen Dramas, das sich vor unseren Augen in Deutschland abrollt, ohne die entsprechende Fortsetzung geblieben ist, daß die Staatsmänner nicht in dem Sinne fortgefahren sind, welchen Se. Majestät damals angedeutet haben. Der nun folgende Akt dieses Dramas scheint von ganz anderen Verfassern herzurühren und ist mit dem Vorspiele fast im Widerspruche oder doch in keinem wahrnehmbaren Zusammenhange; denn dort stand Österreich vereint mit seinen alten, treuen und natürlichen Verbündeten, den Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands, Preußen jedoch stand zur Seite; hier steht Österreich allein zu Preußen, während man die Klein- und Mittelstaaten zur Seite gelassen hat.

Österreichs tapferes Heer zog im Bunde mit Preußen nach dem Norden. Mit patriotischem Herzen und mit warmer Begeisterung begrüße auch ich die Erfolge, die Flotte und Heer an jenen nordischen Gestaden erfochten. Es war auch nicht anders zu erwarten; denn die großen militärischen Tugenden, der Geist und die Humanität ihrer großen Führer Radetzky und Schwarzenberg verkörpern sich in verschiedenem Maßstabe, jedoch unverfälscht durch die ganze österreichische Armee, verschaffen ihr im Norden die Siege auf dem Felde der Ehre und im bürgerlichen Verkehre die Herzen der Landesbewohner. (Bravo! Bravo! rechts.)

Aber wenigstens bisher schien mir — ich trenne die politische und militärische Aktion — bisher schien mir nicht von gleichem Erfolge unsere äußere Politik begleitet gewesen zu sein. Denn ich kann es doch wenigstens keinen Sieg nennen, wenn man zur Aufrechterhaltung des Londoner Vertrages auszieht und ihn zerrissen nach Hause bringt. (Heiterkeit.) Ich kann es nicht dafür erklären, wenn man für die Integrität der dänischen Monarchie einsteht und ihr zwei Provinzen entreißt.

Ich begrüße mit Freuden diese Erfolge; ich bedaure nur, daß sie halb und halb gegen den Willen der Unternehmer stattgefunden haben. Es hat sich eben gezeigt, daß es höhere Mächte und Gewalten gibt, eine force majeure, welche über den diplomatischen Schach-

zügen steht. Allein da wir im Widerspruche mit unseren alten Bundesgenossen diese große Tat unternommen haben, haben wir auch dort den Dank nicht geerntet, den wir doch verdient haben; es ist der Dank nach einer andern Seite zugewendet worden.

Nicht Österreichs Uneigennützigkeit, sondern Dänemarks Hartnäckigkeit erntet nun den Dank.

Wir haben aber vollbracht, was die Lösung jener nordischen Frage sowohl im Sinne der deutschen Regierungen, als auch des deutschen Volkes sein sollte, jene Lösung, welche die allein dauernden Bestand versprechende war und zu welcher der Fingerzeig gegeben war durch die Vorsehung selbst, als sie Friedrich VII. vom irdischen Schauplatz abrief, nämlich die gänzliche Trennung der Herzogtümer von Dänemark. Jeder andere Zwischenweg hätte nie zu einem günstigeren Schlusse geführt und hätte die alten Schwierigkeiten doch in kurzer Zeit wieder erneuert. Daß Österreich Großes im Bunde mit Preußen geleistet hat und leisten kann, daran habe ich nie gezweifelt, vor allem aber, wenn Österreich und Preußen mit und für Deutschland zusammenstehen. Wenn aber Österreich isoliert mit Preußen geht, so möchte denn doch einige Vorsicht geraten sein: ich bin ein zu guter Deutscher und hege nicht den geringsten Preußenhaß, um irgend ein feindseliges Wort gegen Preußen über meine Lippen zu bringen. Allein ich bin auch ein guter Österreicher, ich

weiß und die Geſchichte, die geographiſche Lage und ein Studium der Grundbedingungen der preußiſchen Staatsgröße lehren mich und jeden, der ſich damit befaſſen will, daß die Wege Preußens nicht parallel mit jenen Öſterreichs laufen können, weil ihre Intereſſen nie und nimmer identiſch ſind.

Das liegt nicht bloß an den preußiſchen Staatsmännern — und ich nenne keinen einzelnen Namen — ſondern das liegt in den Traditionen des Volkes und der Regierung jenes Großſtaates. Ich werde es einem preußiſchen Staatsmanne nie verargen, daß er nicht öſterreichiſche Intereſſen fördert, ſondern preußiſche, aber es würde mich befremden, öſterreichiſche Staatsmänner zu ſehen, welche für preußiſche Intereſſen wirken und ſich zur Aufgabe ſtellen wollten, um es ſprichwörtlich auszudrücken, „de travailler pour le roi de la Prusse“.

Glücklicherweiſe iſt das Drama nicht zu Ende, es harrt noch ſeiner Fortſetzung, ſeiner Löſung. Möge dieſe in jenem Geiſte erfolgen, welcher den Zug nach Frankfurt diktiert, möge er uns jene Sympathien in Deutſchland wieder zuwenden, welche wir vielleicht zum Teile verloren haben.

Es handelt ſich, wie bekannt, zunächſt um die Sukzeſſionsfrage. Ich maße mir nicht an, irgend ein beſtimmtes Votum in dieſer ſehr verwickelten Frage abzugeben, allein das weiß ich, daß die gründlichſten

und achtbarsten Rechtslehrer Deutschlands, daß Regierungen und Völker sich unter den verschiedenen aufgetauchten Prätendenten für einen mit aller Entschiedenheit ausgesprochen haben. Recht aber bleibt Recht.

Es kann mir, vorausgesetzt, daß das Recht feststeht, dieses Recht nicht bedenklich oder verdächtig machen, daß, wie man sehr häufig hört, es ja doch zu wundern sei, daß Leute, die sonst von Legitimität nichts wissen wollen, alte Pergamente vergilbte Fetzen nennen, daß die nun plötzlich so für die Legitimität dieses Fürsten schwärmen.

Diese Einwendung würde wohl die Gegenfrage provozieren, wie es kommt, daß Männer, die sonst immer für das legitime Prinzip eintreten, nun eben gerade die Rechte dieses legitimen Fürsten anzweifeln, welcher auch die Zustimmung des Volkes nebst jener der Regierungen in Deutschland findet.

Man sollte denn doch denken, es wäre ein sehr glücklicher Umstand, daß eben diese Übereinstimmung stattfindet, daß ein wirklich legitimes Recht mit den Wünschen der Bevölkerung, mit den Wünschen der übrigen Fürsten zusammentrifft. Man sollte eben diese Rechte zu verwirklichen und eine Lösung herbeizuführen trachten, welche im Einklange mit dem übrigen Deutschland das Recht und die Selbständigkeit der Herzogtümer unter seinem wirklich legitimen Fürsten ins Leben ruft. In diesem Sinne, glaube ich, liegt die Lösung

jener großen Frage. Solange diese Lösung nicht stattgefunden hat, droht es, daß aus der politischen Atmosphäre noch ein Trauerflor herniedersinken könnte auf die siegreich wehenden Fahnen Österreichs. In dieser Richtung verstehe ich die in der Adresse angedeutete innigere Einigung der deutschen Staaten und die darauf beruhende Kräftigung des deutschen Bundes.

Ich kann mich rücksichtlich dessen, was ich sonst noch zu sagen habe, kurz fassen und werde mir nur einen kleinen Antrag für die Spezialdebatte vorbehalten. Ich übergehe die Schattenpartien unserer finanziellen Zustände, da ohnedem eine Finanzkommission ernannt ist, welche darin nicht zu lustwandeln, aber danach zu suchen haben wird, wo die geeigneten Orte sind, an welchen sich die wirklich ausgiebigen und richtigen Ersparungen treffen lassen. Die Kommission wird ohnedies mit ihren kontreten Vorschlägen seinerzeit vor das Haus treten.

Ich möchte nur über den Passus, welcher die beiden Staatsvoranschläge für 1865 und 1866 und deren Behandlung ins Auge faßt, bemerken, daß man allerdings die Gründe und Absichten der Regierung, auf diesem Wege eine geordnete Reihenfolge in den Reichsrats- und Landtagssessionen anzubahnen, anerkennen kann und doch glauben möchte, daß diese unbedingte Zusicherung, auf die Würdigung dieser Voranschläge sofort und glattweg einzugehen, doch einiger-

maßen gewagt sein könnte, denn es sind hiebei gar verschiedene und gewichtige Momente in Erwägung zu ziehen. Es ist ja die Frage, ob es wirklich möglich war, in einer einigermaßen approximativen Wahrheit das Budget eines noch so fernen Jahres zusammenzustellen, dann ob die Form des Budgets eine derartige ist, daß man darauf eingehen kann, ob, nachdem die Vorlagen im verfassungsmäßigen Wege zuerst an den andern Faktor der Gesetzgebung gehen, ob von dort nicht Einwendungen oder Vorschläge gemacht werden, welche eben diese Vorlagen nicht einmal zur Beratung dieses Hauses gelangen lassen.

Es ist hier eine Zusage ausgesprochen, deren Erfüllung nicht sicher, sondern noch fraglich ist. Ich glaube, es hätte wohl genügen können, wenn man die seinerzeitige reifliche Erwägung über die Art und Weise der Behandlung zugesagt hätte.

Die in der Thronrede ausgesprochene Absicht, nach Schluß der Session des weiteren Reichsrates sofort den engeren Reichsrat zu berufen, sehe ich im innigsten Zusammenhange mit § 9 der Verfassungsgrundgesetze, welche eben das alljährliche Zusammentreten des Reichsrates feststellen, und wem die Fruktifizierung unseres Verfassungslebens am Herzen liegt, wird die Notwendigkeit dieser Einberufung und die Wichtigkeit der dem engeren Reichsrate gestellten Aufgaben zu würdigen wissen.

Ich komme nun zu einer Stelle, welcher ich mit meinem beſten Willen nicht beizutreten vermag. Sie befindet ſich in der alinea 13 des Adreßentwurfes, wo geſagt wird, daß wir nicht hoffen dürfen, „auf dem friedlichen Felde legislatoriſcher Tätigkeit ebenſo glänzende Erfolge zu erreichen wie das tapfere Heer auf dem Felde der Ehre“. Dieſe Stelle ſcheint mir denn doch etwas zu beſcheiden, ja ich möchte ſagen, faſt kleinmütig, von einer Verſammlung ausgegangen, die ſich ihres hohen Berufes und der hohen Aufgaben ihrer legislatoriſchen Tätigkeit im vollen Sinne bewußt iſt. Warum ſoll man nicht einmal hoffen dürfen, es eben auf dieſem Felde, auf dem Felde der legislatoriſchen Tätigkeit, gleichzutun unſerer tapferen Armee und gleiche Erfolge auf dieſem Felde zu erzielen, wie ſie auf dem Felde der Waffen? Hoffnungsloſigkeit, von vornherein ausgeſprochen, lähmt den Mut und die Freude zur Arbeit. Allerdings werden wir glänzende Erfolge wie die der Waffen auf dem legislatoriſchen Boden nicht erkämpfen, allein das verlangt ja niemand; man verlangt das Volks- und Staatswohl fördernde gewichtige Akte der Legislatur.

Ich ſtelle gewiß hoch und halte in Ehren die Erfolge unſerer tapferen Armee. Allein der Krieg, welcher militäriſche Tugenden und Helden erzeugt, iſt denn doch das letzte Mittel — er bringt Vernichtung und Zerſtörung. Der Krieg iſt die Geißel der Menſchheit;

die legislatorische Tätigkeit aber soll bauen, schaffen, beleben, sie soll die Quellen eröffnen des Wohlstandes und der Vaterlandsliebe, der Geisteskultur und der Rechtssicherheit. Das sind Quellen, aus denen auch der wahre Soldat seine kriegerischen Tugenden schöpfen und nähren kann.

Ich glaube, wir sollten eben diese legislatorische Tätigkeit mit ihren großen Aufgaben uns nicht selbst verkleinern.

Es gilt hier auf diesem Boden, wie auf jenem der Waffen, eine eifrige Pflichterfüllung gegenüber dem Vaterlande, es gilt hier wie dort, die großen Zwecke des Gemeinwohles fördern, es gilt hier wie dort, den Boden fruchtbar zu machen für die Macht, für die Ehre, für die Größe Österreichs.

Ich glaube, wer ohne Hoffnung ans Werk geht, der bedroht das eigene Werk.

Nicht im eigenen Interesse, allein ich glaube im Interesse dieses Hauses würde ich sehr wünschen, daß dieser Passus eine Modifikation erhalten möchte. Mein eigenes Gewissen und Gefühl ist beruhigt, wenn ich gegen seine gegenwärtige Fassung stimme. Allein das Haus tritt mit seinen Akten vor das Auge der Welt: und ich möchte das hohe Haus doch fragen, ob es glauben könne, daß das Oberhaus von England, welches uns so oft zum Muster vorgeführt wird, diesen Passus akzeptieren und zu dem seinigen machen würde.

Gerne würde ich einer Modifikation beitreten, beiläufig in der Richtung, daß der patriotiſche Wetteifer uns aneifert zum Streben und zur Hoffnung, auf dem uns zu Gebote ſtehenden friedlichen Felde der legislatoriſchen Tätigkeit gleich glorreiche Erfolge zu erzielen, wie das Heer auf dem Felde der Waffen, nachdem uns dieſelben patriotiſchen Eigenſchaften beſeelen wie das Heer. (Beifall.)

15. Sitzung vom 11. Mai 1865.

Der Gedanke und Wunsch, daß Aktienunternehmungen, welche an verschiedenen Orten ausgeübt werden, eben auch an den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Ländern zur Tragung der Landes- oder Kommunallasten beigezogen werden, ist ein so gewinnender und bestechender, daß sich namentlich jemand, der wie ich einem Lande angehört, das eine solche Beihilfe sehr gut benützen könnte, sich diesem bestechenden Gedanken nicht entziehen und in der Idee ihm nur beipflichten kann.

So gerecht dieser Gedanke ist, so schwierig mag aber seine Durchführung sein. Aktienunternehmungen beruhen auf verschiedenen Grundlagen, haben verschiedene Zwecke, sind in ihrem Betriebe äußerst mannigfach, und widerstreben daher in der gesetzlichen Behandlung einem gleichmäßigen Normalschema. Diese Erwägung mag die Regierung veranlaßt haben, bei der Vorlage des Gesetzes, welches sowohl auf Andrängen des andern Hauses, als namentlich mehrerer Landtage eingebracht wurde, sich dabei nur zunächst auf die Eisenbahnunternehmungen zu beschränken.

Das Werk dieses Entschlusses ist der vorliegende Gesetzentwurf, betreffend die Bemessung, Vorschreibung und Einhebung der Erwerb- und Einkommensteuer von Eisenbahnunternehmungen. Wie das Gesetz uns vorliegt, so würde es sich wohl nur zunächst um eine ideelle Zuteilung einzelner Quoten nach Ländern und Steuergemeinden auf letztere und um die Vorschreibung dieser Quoten bei den betreffenden Steuerämtern handeln. Dieser Zweck scheint mir doch von dem Standpunkte der Finanzverwaltung wie von dem Standpunkte der Reichsgesetzgebung eben nicht so belangreich, daß er eine dringende Behandlung im Gesetzgebungswege gefordert hätte. Es ist ein öffentliches Geheimnis und auch mehrseitig in den Debatten zugestanden worden, daß es sich hier nur darum handelt, im Wege der Reichsgesetzgebung bei der Steuervorschreibung eine Handhabe zu bieten für die Umlage von Landes- und Gemeindezuschlägen auf die entfallenden Quoten der Einkommensteuer dieser Eisenbahnunternehmungen, und in Sonderheit, daß es sich darum handelt, die Bezüge und Zuflüsse, welche eben als Zuschläge auf die Einkommensteuer bisher fast ausschließlicherweise die Residenzstadt genossen hat, in einer angemessenen Art und teilweise auf die Länder und Kommunen zu übertragen und den betreffenden Anteil der Reichshauptstadt zu entziehen. Es ist nun die Frage: Welches strenge Recht auf diese Bezüge steht der Reichshauptstadt zu?

Selbst die Vertreter des Landes Niederösterreich und der Kommune Wien gaben mit den Abgeordneten der Königreiche und Länder unisono zu, daß, streng genommen, ein Rechtsanspruch der Kommune Wien nicht obwalte und nicht nachweisbar sei. Allein die Kommune Wien befindet sich auf gesetzlicher Grundlage im faktischen Besitz dieser Zuflüsse: der faktische Besitz ist auch ein Rechtsverhältnis, und zwar ein Rechtsverhältnis, welches nur einem stärkeren Rechte weichen kann.

Es fragt sich nun: Steht dieses stärkere Recht den Ländern und Kommunen zu, welchen man einen Teil dieser Bezüge zuweisen will, und in welchem Maße? und namentlich: wird dem allerdings anfechtbaren Bezuge der Stadt Wien auf der andern Seite ein gerechtfertigterer Modus gegenübergestellt, namentlich in der Art und Weise der Zuwendung der bezüglichen Zuschläge, wie er durch das vorliegende Gesetz normiert werden will? Ich konnte mit dem besten Willen diese Überzeugung nicht fassen. Der Anspruch der Gemeinden und der bezüglichen Länder, wird davon deduziert, daß den Gemeinden durch die ihr Gebiet berührenden Eisenbahnstrecken und die dort befindlichen Etablissements Lasten und Pflichten auferlegt werden, und daß andererseits eben diese Unternehmungen die von der Gemeinde ihren eigenen Angehörigen gebotenen Rechte und Vorteile mitgenießen.

Nun wird sich wohl in sehr seltenen Fällen nachweisen lassen, daß eben derlei Vorteile und Rechte von den Eisenbahnunternehmungen als solchen genossen werden, daß solche Nachteile und Lasten den Gemeinden von Seite der Eisenbahnunternehmungen als solchen aufgelegt werden. In der Regel hat die Gemeinde nur Vorteile von Eisenbahnen. Sollten aber einzelne Gemeinden wirklich mit unverhältnismäßigen Lasten aus Anlaß dieser Unternehmungen überbürdet sein, so wäre ja im Wege der Landesgesetzgebung, die ja auch der allerhöchsten Sanktion untersteht, in den einzelnen Fällen eine angemessene Abhilfe zu suchen.

Was aber die Grundlage der Umlage dieser Zuschläge betrifft, so ist schon in dem andern Hause mit Recht betont worden, daß man ungleichartige Steuerobjekte nicht gegenseitig zur Grundlage der Bemessung der Umlagen machen kann.

Hier wird der Realbesitz in den Gemeinden als Grundlage angenommen zur Bemessung der betreffenden Einkommensteuer-Zuschlagsquote. Das scheint mir denn doch nicht richtig. Allerdings, wie Se. Exzellenz der Herr Finanzminister hervorgehoben hat, ist dieser Maßstab ein besserer und gerechterer als der im vorigen Jahre in Antrag gebrachte; aber wenn er besser und gerechter ist als der vorjährige, so folgt noch nicht, daß er deshalb gut und wirklich gerecht sei.

Es würde sich beiläufig so verhalten, wie wenn man z. B. bei einer Abfindung der Verzehrungssteuer in einer Gemeinde als Maßstab annehmen wollte, wie viel diese Gemeinde alljährlich an Stempel verbraucht.

Heterogene Dinge können einander gegenseitig nicht zum Maßstabe dienen.

Wie sich aber nun das gegenwärtige Gesetz in konkreten Fällen ausnehmen und bewähren wird, das erlauben Sie mir mit einigen kleinen Beispielen zu beleuchten.

Die konkreten Fälle sind eben der Probierstein eines Gesetzes in seiner praktischen Anwendung. Nun schicke ich voraus, daß die Bahnstrecke, die ich näher kenne und im Auge habe, und bezüglich die betreffende Eisenbahnunternehmung, gegenwärtig noch exemt ist von der Einkommensteuer. Allein bei der Prüfung eines Gesetzes kann es sich nicht handeln, einen momentanen Zustand ins Auge zu fassen, sondern man muß etwas weiter blicken und auf Jahre hinaus voraus denken.

Nun existiert in jener Gegend, die ich meine, ein früher ganz vereinsamtes, abgeschlossenes, enges Gebirgstal, wohin sich selten ein Reisender verirrt. Die betreffende Bahnunternehmung, damals war es noch der Staat, hat den großen Platz, auf welchem jetzt eine Anzahl von Gebäuden und der Bahnkörper sich befindet, wörtlich den Felsen abgesprengt.

Die betreffende, weit entlegene Gemeinde hat entweder passiv zugesehen oder sich an dem nun ihr näher gelegten Verdienst beteiligt und dabei erworben. Später ist dieser Stationsplatz zu einem Knotenpunkt geworden, wo sich der Verkehr vervielfältigte, weil eine Zweigbahn dort ins Leben getreten ist. Auch dazu hat die Gemeinde nichts beigetragen, als den möglichen Verdienst dabei gefunden. Nun frage ich, welches ist der rechtliche Anspruch dieser Gemeinde darauf, nicht nur, daß sie jetzt schon von dem Reale der Bahnunternehmung die bedeutenden Zuschläge genießt, sondern auch, daß sie fortwährend in einer sich eben durch die Vermehrung der Gebäude, Erweiterung des Bahnkörpers sich steigernden Rente diese Zuschläge genießen sollte? Ich finde da wirklich einen rechtlichen Anspruch nicht.

Wollen Sie andererseits in einer andern Richtung sich vergegenwärtigen, daß eben in einer engen Talsohle das wertvolle Grundbesitztum einer Gemeinde liegt; durch diese früher geschlossene und leicht zu bewirtschaftende Feldgemarkung ist nun in gerader Linie eine Eisenbahn gezogen worden und hat das karg bemessene Grundeigentum dieser Gemeinde mitten entzwei geschnitten und dadurch den ganzen Wirtschaftsbetrieb auf Jahre hinaus gestört! Allerdings haben die Leute eine Entschädigung bekommen, allein wo ist diese Entschädigung und wer fühlt noch ihre Wirkung nach

Jahren? während diese so empfindlich getroffene Gemeinde, in der vielleicht ein oder zwei Bahnwächterhäuser stehen, eben nur einen ganz unverhältnismäßigen Anteil an der durch das Gesetz ihr zugefallenen Rente beziehen soll. Ich kann daher in diesen Beispielen eine gleichartige Behandlung, eine gerechte Verteilung nicht finden, keinesfalls eine gerechtere als in dem gegenwärtigen Zustande.

Wenn wir von Gemeinden absehen und die Länder ins Auge fassen, dann möchte ich wohl sagen, es dürfte vielleicht gerechtfertigter sein, die Landeszuschläge zuzugestehen, denn die Länder haben als solche in manchen Fällen durch Opfer das Zustandekommen der Eisenbahnen gefördert. Ich führe namentlich Steiermark an, wo aus Landesmitteln die Eisenbahntrasse durch das ganze Herzogtum entlastet und der Grundbesitz abgelöst wurde.

Allein das haben die Länder in ihrem eigenen Interesse getan, weil es ihnen von Gewinn und Nutzen ist, daß die Eisenbahn durch ihr Gebiet zieht. Aber wie bei den Kommunen, so würde auch bei den Ländern nach der gegenwärtigen Gesetzvorlage eine große Unzukömmlichkeit, ja eine große Unbilligkeit ins Leben treten, eben in dem Modus, in dem Ausmaße der bezüglichen Zuschläge. Diese Unbilligkeit aber würde gerade die Eisenbahnunternehmungen, die denn doch in volkswirtschaftlichem Interesse eine Beförderung beanspruchen, empfindlich treffen.

Ich frage, wie kommen die Eisenbahnunternehmungen dazu, in einer Kommune vielleicht 16 Perzent, in einer andern bis zu 200 Perzent an Gemeindezuschlägen, in einem Lande 16, 17 Perzent, in andern Ländern in einer Skala bis zu 60 Perzent Landeszuschläge auf sich zu nehmen für Landeszwecke, Landesanstalten, Landesaufgaben, an denen die Eisenbahnunternehmungen als solche keineswegs partizipieren. Wenn Recht und Gerechtigkeit geübt werden soll, so muß Recht und Gerechtigkeit gleichmäßig nach allen Seiten hin geübt werden.

Ich erlaube mir aber noch eine Frage zu erörtern und zu prüfen. Gehören denn die Eisenbahnunternehmungen wirklich in der Art und Weise den einzelnen Ländern, den einzelnen Kommunen an, daß diese einen Rechtsanspruch auf die Mittragung der Gemeinde- oder Landeslasten an das Einkommen der Eisenbahnen zu stellen vermöchten? Man sagt, die Eisenbahnen sind Bestandteile der bezüglichen Länder; es ist der Ausdruck gebraucht worden, die Schienen seien an das Land selbst befestigt, angenagelt. Dagegen hat man eingewendet, die Schienen fahren nicht, es ist die geflügelte Lokomotive, welche sich weiter bewegt. Aber es ist weder die Schiene allein, noch die Lokomotive allein; es ist die Gesamtheit von allen Anstalten, von den Bahnkörpern und Maschinen, es ist die Arbeitskraft, das geistige und materielle Kapital; das alles zusammen ist

das Wesen des Bahnbetriebes. Dieser ist nicht an die enge Grenze der Gemeinde, der Länder gebunden, sondern er gehört der Allgemeinheit, dem Staate. Der Allgemeinheit, dem Staate gehören die Eisenbahnen an, und wenn ich alle obwaltenden Verhältnisse prüfe, so kann ich eben nur sagen, der Staat allein hat ein unbestreitbares Recht auf Einkommensteuern von Seite der Eisenbahnen.

Die Zuschläge der Gemeinden scheinen mir hiebei nicht gerechtfertigt. Nicht die Stadt Wien, für welche in dieser Beziehung von keiner Seite ein Rechtstitel im strengsten Sinne beansprucht wird, nicht die Gemeinden und Länder, deren Ansprüche zweifelhaft sind, sondern der Staat allein ist derjenige, welcher in dieser Beziehung Rechtsansprüche zu stellen hat. Der Staat ist es, von dem die Eisenbahnen Nutzen, Vorteile und Rechte haben. Der Staat ist es, dem die Eisenbahnen Lasten und Pflichten auferlegen, ich weise hin auf die Subventionen und Zinsengarantien, ich weise weiter noch darauf hin, daß die Eisenbahnen gewissermaßen ein Ausfluß des landesherrlichen Regales sind, daß die Eisenbahnen Staatszwecke fördern und als Staatsanstalten zu betrachten sind. Es würde mich nicht gewundert haben, wenn seinerzeit, als das Gemeindegesetz im Reichsrate vorlag, ein Antrag gestellt worden wäre, auch die Eisenbahnen zu exzindieren, wie man die Gutskörper exzindiert hat.

Ich bin vom Standpunkte, namentlich des Landes, welchem ich angehöre, kein Anhänger der Ausscheidung der Gutsgebiete vom Gemeindeverbande. Allein die Gründe, die dafür angeführt worden sind, nämlich die verschiedenartigen Interessen und andererseits die Vermeidung von unzukömmlichen Belastungen, diese Gründe sprechen meines Erachtens noch in einem viel höheren Grade für die Eisenbahnen, denn auch ihre Interessen sind ganz andere, als die der Gemeinden, auch ihnen drohen, namentlich durch gegenwärtiges Gesetz, unzukömmliche Belastungen.

Ich würde mich nicht wundern, wenn eine spätere Gesetzgebung die Aufgabe hätte, eben diese Art Exterritorialität in einer gewissen Beschränkung für die Eisenbahnunternehmungen zu verwirklichen. Wenn es dahin käme, auszusprechen, daß die Gemeinden, welche die Bahnunternehmungen nur als Stationen und im Fluge berühren, einen Anspruch auf Gemeindezuschläge von der Einkommensteuer der Unternehmung nicht haben, daß es bei ihren bisherigen Bezügen vom eigentlichen Reale zu verbleiben habe. Das sind jedoch, wie gesagt, Aufgaben, die einer späteren Gesetzgebung bevorstehen, an die wahrscheinlich die Anforderung in dieser Richtung herantreten wird. Daß aber das Gesetz, sowie es jetzt vorliegt, in der kürzesten und gewiß nicht in ferner Zeit mannigfache Risse erfahren und man darauf gefaßt sein muß, liegt insofern klar vor Augen, als neue

Eisenbahnunternehmungen gewiß die Ausnahme von diesem Gesetze zur Bedingung machen werden, und als sie sich auf die Erfahrung in ähnlicher Richtung stützen können, die die früheren Jahre aufzuweisen haben.

Ich übergehe die Frage der Wirkung dieses Gesetzes auf die Staatsfinanzen, kann aber nicht unerwähnt lassen, daß Se. Exzellenz der Herr Staatsminister, sowie auch heute Se. Exzellenz der Herr Finanzminister denn doch auch darauf hingewiesen haben, daß Einbußen sehr möglich seien, daß eben Erfahrungen gesammelt werden müssen, um zu vermeiden, daß nicht auf der einen Seite beispielsweise durch diese Zuschläge für den Grundentlastungsfond gewonnen werde, was auf der andern Seite in verstärktem Maße an Subventionen und Zinsengarantien verausgabt werden müßte. Ich übergehe weiter die Frage rücksichtlich des Präzipuums, ob drei Viertel oder die Hälfte; auf diese Frage würde ich geringeres Gewicht legen. Ich halte an dem Grundsatze fest: Wer das Recht hat, der soll nicht ein Viertel oder die Hälfte, er soll das Ganze haben; wer aber kein Recht hat, dem gebührt gar nichts.

Ich möchte mir nur erlauben, darauf hinzudeuten, daß ich gerechtere Zustände durch das in Antrag gebrachte Gesetz nicht erwachsen sehe, daß die allerdings gegenwärtig anfechtbare Sachlage keineswegs durch eine billigere ersetzt werde; ich möchte darauf hinweisen, daß eben durch die Annahme dieses Gesetzes, wie es vorliegt,

Änderungen des angefochtenen status quo durch die in Aussicht stehende Reform der Gesetzgebung und in den angedeuteten Richtungen beirrt, verwickelt, schwieriger gemacht werden. Aus diesem Grunde möchte ich für meine Person der Gesetzesvorlage mich nicht anschließen.

Es scheint mir übrigens auch der Ausschuß selbst nicht gerade in hohem Maße begeistert und erwärmt für dieses Gesetz. Um zu dieser Wahrnehmung zu gelangen, braucht man nicht zwischen den Zeilen zu lesen; es ist ziemlich klar ausgesprochen. Wenn nun der Ausschuß selbst nicht den Mut hat, auf ein definitiveres Gesetz, d. h. von längerer Lebensdauer anzutragen, wenn er eben nur ein dreijähriges Provisorium beantragt, nun so sage ich, bleiben wir lieber bei dem gegenwärtigen Provisorium, welches auch nicht länger dauern wird als bis zur so überaus dringlichen Reform der Steuergesetzgebung und dort im Zusammenhange seine Lösung finden wird. Bleiben wir bei dem Provisorium, welches doch auf den gegenwärtig bestehenden Gesetzen basiert ist, welches auf einem der Schematisierung unberechenbaren, naturgemäßen Weg der freien Bewegung des Verkehrslebens eben jene Zuflüsse der Reichshauptstadt zugeführt hat. Man kann allerdings sagen, das gegenwärtige Gesetz ist mangelhaft. Nun man ändere es dann im Wege der Gesetzgebung. Es ist aber an anderen Orten darauf hingewiesen worden, daß wir

uns bei einem ſolchen Hinweis in einem circulus vitiosus bewegen.

Die Steuerreformvorlagen der Regierung zielen dahin, daß ein ſpezielles Geſetz über die Eiſenbahnen zu erfließen hat. Wenn nun kein Spezialgeſetz erfließt, ſagt man, geſchieht gar nichts. Das beſtreite ich; denn wenn kein Spezialgeſetz erlaſſen oder das beantragte Spezialgeſetz wegen Mangelhaftigkeit nicht angenommen wird, ſo kann ſeinerzeit bei Beratung der Steuerreform, wenn die Regierung nicht ſelbſt die Initiative ergreift, doch eines der beiden Häuſer die Initiative ergreifen und das ergänzen, was ſonſt jedenfalls eine Lücke wäre.

Aber das Schlimmſte und Mißlichſte im Kommiſſionsantrage ſcheint mir etwas anderes, nämlich die Beſchränkung des Geſetzes auf drei Jahre, nach deren Ablauf gemäß den gemachten Erfahrungen, wenn ſie ungünſtig ſein ſollten, der alte proviſoriſche Zuſtand, d. h. der gegenwärtige status quo wieder eintreten ſollte. Nun iſt es aber doch ein Zeichen von ſehr geringem Vertrauen in die Güte eines Geſetzes, wenn man mit ſeiner Erlaſſung ihm zugleich das eventuelle Todesurteil mitgibt, und es ſpricht dagegen zugunſten eines Geſetzes, welches man abſchafft, wenn man im Augenblicke, da man es abſchafft, auf deſſen Wiederinslebentreten hindeutet. Geſetze müſſen aber gemacht werden auf die Dauer, wenigſtens muß man dieſe Abſicht haben: zur Probe kann man Geſetze nicht machen.

Hohe Verſammlung! Möge man ſich zudem doch gegenwärtig halten, welche die politiſche Wirkung des Wiederinslebenrufens des gegenwärtig noch beſtehenden Geſetzlichen nach Beſeitigung des mittlerweile beſtandenen neuen Geſetzes ſein würde? Der Herr Finanzminiſter hat von Erſchütterung finanzieller Verhältniſſe geſprochen. Ich ſpreche von der Erſchütterung der Zufriedenheit, des Volksvertrauens, wenn man durch drei Jahre hindurch tauſende von Gemeinden gewöhnt, Bezüge zu genießen und zu verwenden, die man ihnen nach Verlauf von drei Jahren plötzlich wieder entzieht. (Bravo!)

Obſchon ich nun den Übergang zur Tagesordnung für die am allerwenigſten wünſchenswerte Erledigung einer Geſetzesvorlage halte, obſchon ich zu meinem Bedauern erklären muß, daß ich mich der Motivierung des Minoritätsantrages in mehreren Punkten durchaus nicht anzuſchließen vermag, ſo kann ich aus den von mir ſelbſt ſoeben vorgebrachten Gründen meinesteils doch nur für den Antrag der Minorität ſtimmen, weil dadurch vermieden wird, daß der gegenwärtige, allerdings anfechtbare Zuſtand nicht durch einen weit ſchlimmeren erſetzt werde. (Bravo! Bravo!)

16. Sitzung vom 23. Juni 1865.

Die hohe Versammlung wird aus dem Berichte des Herrn Generalberichterstatters sowie aus der Einsicht in die Spezialberichte entnommen haben, daß sich in der Finanzkommission auch eine Minorität befunden und ihre Stimme geltend gemacht hat.

Ich glaube, es ist nicht unpassend und unersprießlich, daß aus dieser Minorität sich auch eine Stimme vernehmen lasse, wenn ich gleich von vorne darauf aufmerksam machen muß, daß ich nicht im Namen dieser Minorität spreche, weil ich dazu einen speziellen Auftrag nicht erhielt.

Im großen ganzen ging die Kommission von einem Grundsatze aus, nämlich der möglichsten Ersparung. Sie ging übereinstimmend diesen Weg, und die Trennung der Kommissionsmitglieder der Minorität bestand nur darin, daß diese auf dem Wege der Ersparungen noch einen Schritt weiter, noch näher dem Abgeordnetenhause kommen wollte, um eben die Vereinbarung durch diese Annäherung zu ermöglichen und zu erleichtern. Von diesem Standpunkte ausgehend,

würde ich für meine Person mir auch vorbehalten, in diesem Hause bei einzelnen Positionen, rücksichtlich welcher ich auch in der Kommission nicht mit der Majorität übereinstimmte, selbständig meine Stimme abgeben zu können, mich auch allenfalls Zifferanträgen anschließen zu können, wenn solche im Hause gestellt werden, welche der Ziffer des Abgeordnetenhauses näher sind.

Wer irgend ein offenes Auge für die in den Provinzen herrschenden Verhältnisse, wer ein offenes Ohr für die dort laut werdende Stimmung hatte, der mußte schon bei Eröffnung dieser Session des Reichsrates im November sich sagen und es vorahnen, daß diese Session eine wichtige, eine entscheidende werden dürfte.

Ich habe bei Anlaß der Adreßdebatte geglaubt, daß etwas über die Situation in der Adresse nachdrücklich hervorgehoben werden möchte. Es ist auch, wenn auch in andern Richtungen, ein ähnlicher Wunsch in dem hohen Hause ausgesprochen worden. In dem andern Hause des Reichsrates ist diesen Stimmungen in der Bevölkerung, diesen Anschauungen der öffentlichen Meinung ein entschiedener Ausdruck gegeben worden.

Es ist namentlich bezüglich der Finanzlage ausgesprochen worden, „daß die stete Benützung des öffentlichen Kredites auch in Jahren des Friedens zu schweren Bedrängnissen führen müsse und endlich zu unheilvollen Krisen führen könne."

Einer der Momente, in welchem die Entscheidung uns nahe treten dürfte, liegt wohl in der Beratung des Budgets für das laufende Jahr 1865.

Möge es mir erlaubt sein, sine ira et studio, objektiv, mit aller Ruhe, ohne gerade finanzieller Fachmann zu sein, einige Streiflichter auf die Situation werfen zu dürfen, wie sie sich meinen Augen darstellt. Ich kann dabei auf die umfassenden und weitgehenden Erörterungen Sr. Exzellenz des Herrn Finanzministers, die wir soeben gehört haben, selbstverständlich vorläufig nicht eingehen, weil sie eben eine tiefe, ruhige Prüfung und Erwägung voraussetzen. Auch das möchte ich sagen: Wenn ich ein dunkles Bild entrolle, so schreibe ich die Ursachen nicht immer Persönlichkeiten zu, sondern oft auch den allgemeinen, vom einzelnen Willen unabhängigen Verhältnissen. Auch widerstrebt es meiner Natur, gegen Männer, die unter der Mißgunst der momentanen Verhältnisse zunächst leiden, einen Stein zu werfen; ich war nie ihr Widersacher und bin es auch jetzt nicht.

Es ist, wenn auch nicht allgemein anerkannt, doch angenommen worden, ein Motor zur Erteilung der Verfassung sei die Finanznot gewesen.

Nun, wenn auch dies nicht so vollkommen der Fall sein sollte, so steht doch das fest, daß die Finanznot eines jener Übel war, welche in den neuen Institutionen die dringendste Abhilfe erheischten. Die Erteil-

lung der Verfassung hat aber auch wirklich ihre wohltätigen Wirkungen geübt, es ist nämlich in den ersten Jahren der Kredit und das Vertrauen gestiegen, und die Früchte sind sichtbar geworden. Allein, was ist weiter geschehen zur Hebung der Finanznot?

Die öffentliche Meinung in und außer der Monarchie hat eben in der durch den Reichsrat auferlegten Kontrolle, in den neuen Institutionen Bürgschaften für neue, auf dem Wege der Ersparungen zu erreichende Grundlagen und Zustände finanzieller Ordnung erblickt. Zur Anbahnung dieser ist jedoch, soviel uns vorliegt, nichts Erhebliches geschehen. Es wäre vor allem nahe gelegen, zu erwarten, daß gerade die offiziellen Träger des konstitutionellen Prinzipes sich auf das emsigste und eifrigste angelegen sein lassen mußten, die Hebung jener Finanzübel zu bewerkstelligen. Es ist nicht nur in der von Sr. Majestät dem Kaiser zusammenberufenen Budgetkommission, sondern auch in dem auf allerhöchsten Ruf später zusammengetretenen verstärkten Reichsrate mit Entschiedenheit auf die große Gefahr hingewiesen worden, welche in dem Fortbestande des Defizits, namentlich des Gebarungsdefizits liege. Allein nach dem Eintreten der sogenannten neuen Ära sind die alten Erfordernisziffern beibehalten worden, eben als Folge des alten, unverändert beibehaltenen Verwaltungs- und Gebarungssystems. Ich weiß es, gründlich dauernde Reformen können nicht im Hand-

umdrehen geschaffen werden, unser Finanzbericht macht selbst darauf aufmerksam und erwähnt, daß Sprünge nicht gemacht werden können. Allein in diesen fünf Jahren ist doch viel zu wenig gesprungen und nicht einmal ein ausgiebiger Anlauf dazu gemacht worden. Die Reichsvertretung wollte im richtigen Verständnisse der Sachlage der Regierung Zeit und Raum gönnen, die nötigen Reformen allmählich ins Leben treten zu lassen, sie ist daher in der Kreditbewilligung der Regierung im Laufe der bisherigen Sessionen jederzeit bereitwillig entgegengekommen.

Diese Bereitwilligkeit, dieses Entgegenkommen scheint aber mißverstanden worden zu sein.

Von Seite der Regierung ist in richtiger Selbsterkenntnis und in Erkenntnis der Finanzlage gewissermaßen eine Art verfassungsmäßiger Sequester oder Gerhab der Finanzgebarung zur Kontrolle in der Errichtung der Staatsschulden-Kontrollskommission aufgestellt worden. Es ist aber aus den bisherigen Verhandlungen bekannt, wie die Zwecke dieser Staatsschulden-Kontrollskommission eben auch gefährdet worden sind dadurch, daß man nicht immer mit der wünschenswertesten Offenheit, mit dem wünschenswertesten Entgegenkommen ihr begegnet.

Immer lauter dringen zu uns die Stimmen aus den Provinzen, namentlich aus einzelnen überbürdeten Ländern, die Stimmen der Steuerträger um Ent-

laſtung von dem kaum mehr zu ertragenden Steuerdrucke. Man hat in Ungarn der exzeptionellen Verhältniſſe wegen die Abſtattung der Steuern in Naturalien geſtattet und diesfalls einen Verſuch gemacht. Aus dem ſonſt bei regelmäßigen Zuſtänden ſich eines ruhigen und geſicherten Wohlſtandes erfreuenden Lande Steiermark dringt durch ein offizielles Organ das Begehren nach einer gleichen Wohltat. Ich will von meinem armen Heimatlande Krain gar nicht reden, wo man es als eine Begünſtigung eingeführt hat, daß man mit den Exekutionen nicht mehr vorgeht, freilich, nachdem das Objekt zu den Exekutionen meiſt nicht mehr vorhanden iſt.

Der Bericht der Kommiſſion hebt es hervor, wie der Realkredit geſunken ſei, wie Handel und Verkehr ſtocke. Die Landwirtſchaft und Induſtrie ſind durch gewaltige Umgeſtaltungen auf neue Baſen geſtellt und bedürfen zur Fortführung ihrer Unternehmungen, ihrer Arbeiten der Kapitalien, des Kredites.

Wenn ſie auf dem öffentlichen Markte ſich darum bewerben, ſo iſt er von der Finanzverwaltung mit Beſchlag belegt, welche ſich dort in dem exemten Stande von den Wuchergeſetzen befindet und der Induſtrie und Landwirtſchaft die Quelle durch ihre Konkurrenz, wenngleich unfreiwillig und unwillkürlich, abſchließt.

Ich möchte noch darauf aufmerkſam machen, daß dieſe Zuſtände doch auch einen gewiſſen Grad von Entſittlichung zur Folge haben.

Wenn es trotz dieser traurigen Verhältnisse gelingt, durch Arbeitskraft und Sparsamkeit sich ein Vermögen zu sammeln — weiß denn der Familienvater heutzutage mit Sicherheit, was er sein eigen nennt, was er an Vermögen besitzt? Legt er sein erworbenes Gut in Grund und Boden an, so hat er entweder gar keine Rente — es ist dies keine Übertreibung, es ist in manchen Ländern wirklich so — oder eine unverhältnismäßig geringe. Legt er es in Papieren an, so weiß er nicht, was morgen, wenn er heute nachts die Augen schließt, seinen Erben zurückbleibt, was diese Papiere morgen für einen Wert haben; er läßt es zu, wenn er es auch nicht selbst mitmacht, daß diese erworbenen Werte im Lebensgenusse vergeudet werden.

Fantasmagorien eines auf die Spitze getriebenen Lebens- und Freudengenusses mögen uns über die dahinter lauernden Zustände nicht blenden; es liegt in ihnen der Stachel der Resignation, wenn nicht der Verzweiflung!

Das sind allerdings Zustände, weit entfernt von jenen, auf welche wir Aussicht hatten und auf welche wir unsere Hoffnung stellten, als das bekannte und berühmte Rundschreiben des Staatsministers um Weihnacht 1860 uns den Blick in eine neue Zukunft erschloß, als angedeutet wurde, Österreich finde in der Verfassung das Mittel, „um sich zu jener hohen Macht emporzuheben, welche die Grundbedingung materieller

Prosperität und geistigen Aufschwunges, der Unverletzlichkeit des eigenen Rechtes und des internationalen Ansehens, sowie des patriotischen Stolzes bildet, welch letzterer nicht nur die tapferen Söhne des Vaterlandes zu Taten kühnen Heldenmutes begeistert, sondern auch innerhalb der Beschäftigungen des Friedens eine erhöhte Spannkraft verleiht."

Nach dieser Prosperität und Spannkraft sehe ich mich leider vergebens um. Die Zustände, in denen wir leben, und die Ursachen, welche dieselben herbeiführen, sind von einem andern österreichischen Staatsmanne gewissermaßen in prophetischer Weise voraus angedeutet worden, als er sprach: „Ich halte die Maxime der ausschließlichen Bedeckung der Staatsdefizite durch fortwährendes neues Schuldenmachen für eine verderbliche, welche die Anbahnung der Ordnung im Staatshaushalte unmöglich macht, das allgemeine Vertrauen untergräbt, weil man damit das Vertrauen in die eigene Kraft und die darin gelegene eigene Hilfe verläßt und sich dadurch selbst aufgibt." Dieser Ausspruch ist getan worden in der 88. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 17. Dezember 1861 von dem damaligen Finanzminister.

Es ist aber auch das Mittel der Heilung angegeben worden in den Worten: „Sparsamkeit und, wo diese ihre vernünftige Grenze gefunden hat, die Bringung von Opfern, wie sie einem Patriotismus der Tat

und nicht bloß der Worte ansteht, sind die Mittel, durch welche wir von der Krankheit unseres Staatsdefizites gesunden werden."

Jawohl! Aber der steuerpflichtigen Bevölkerung sind wahrlich diese Opfer zur Genüge bereits auferlegt worden; auch andererseits müssen Opfer gebracht werden. Auch in der Verwaltung, auch in der Organisierung des Heerwesens sind derlei Opfer, wenn man als solche die notwendigen Einschränkungen auffaßt, zu bringen, um das Ziel zu erreichen.

Ich bin, wie gesagt, kein Finanzmann, kein Fachmann, aber das habe ich doch bei meiner Pflichterfüllung in diesem Hause und auch sonst mir zur Überzeugung gewonnen, daß der Staatshaushalt im großen eben auf denselben Grundlagen beruht wie der Privathaushalt im kleinen, daß ein geordneter Staatshaushalt im großen ähnliche Erfolge erzielt wie der geordnete Familienhaushalt. Die Ordnung beruht hier wie dort auf Regelung der Ausgaben nach den sicheren Einnahmen und das Resultat ist beim Staatshaushalte die achtunggebietende Stellung nach außen, das Völkerglück nach innen, im Familienhaushalte ist es eben das Familienglück und Selbständigkeit.

Wenn ich aber einem Familienvater regelmäßig an der Pforte des Leih- und Pfandhauses begegne, wenn ich einen Landmann seine noch auf dem Halme stehende Ernte regelmäßig verpfänden sehe, ohne daß er sich

dieſes dringlichſte Hilfsmittel für die Momente der äußerſten Not aufſpart, dann weiß ich, was ich von dem geordneten Haushalte dieſes Familienvaters, dieſes Landmannes zu denken habe.

Es läßt ſich nicht leugnen, in dem Fahrwaſſer, welches eingeſchlagen worden iſt, treibt das Staatsſchiff unwiderſtehlich in die Wirbel einer finanziellen Kataſtrophe hinein und es gilt jetzt, mit Anſtrengung und Aufgebot aller Kräfte es zu retten; denn wir ſind auf jenem Punkt angelangt, wo die beiden bisher angewandten Hebel zur Beſchaffung des ſo geſteigerten Erforderniſſes ihre Dienſte verſagen. Mit der Steuererhöhung weiter zu gehen, iſt wohl nicht mehr möglich; nach vielfältigen Kreditoperationen, deren manche ſich nicht des Gelingens zu erfreuen hatte, hat man zu dem erwähnten Steueranleihen, man hat zu den vielbeſprochenen Depotgeſchäften gegriffen; allein mit den Anlehen hat es doch auch wieder ſeine Grenze, denn der eventuelle Gläubiger iſt in der Regel ein guter Rechner, und wenn er ſich das Bild vorhält eines Staatshaushaltes, in welchem die Zinſenſchuld und der Militäretat die Hälfte verſchlingen, von der übrigen Hälfte aber 26 Millionen als Steuerrückſtände anhaften, dann wird er eben nicht ſich eifrig beeilen, ſeine Kapitalien bei dieſem Staate zu placieren. Aber auch der konſtitutionelle Apparat, nämlich die Zuſtimmung der Häuſer des Reichsrates, wird eben dieſen

Berechnungen des eventuellen Staatsgläubigers gegenüber nicht mehr ausreichen, wenn er auch willig dazu sein sollte.

Wie gesagt, Ersparen ist ein unabweisliches Gebot zum Zwecke der Herstellung des Gleichgewichtes. Nachdem von Seite der dazu zunächst Berufenen die Initiative wenigstens nicht in ausgiebiger und zureichender Weise ergriffen worden ist, so ist es eine Pflicht der Reichsvertretung, diese Initiative, soweit sie in ihrer Kompetenz und in ihrem Wirkungskreise liegt, ihrerseits zu ergreifen. Das ist, glaube ich, in dem andern Hause, ich glaube, auch in diesem Hause verstanden und richtig aufgefaßt worden.

Unter solchen Umständen kam das Budget mit einem Gesamterfordernisse von 548 Millionen vor den Reichsrat, abermals mit einem Defizit, welches sich nach den Regierungsziffern mit 30 Millionen berechnet und gewissermaßen eine Art Permanenzerklärung des Defizits zur Folge zu haben schien, wenn nicht dagegen begründete und energische Einsprache gemacht würde.

Dieses ist nun in dem andern Hause, welchem die betreffenden Vorlagen zuerst zukommen, gemacht worden und hat zur Folge gehabt, daß die Regierung selbst auf den ersten nachdrücklichen Anprall, auf das erste nachdrückliche Andringen ihr eigenes Budget um 20·1 Millionen herabgemindert hat.

Ich bedauere aufrichtig, daß sich die Regierung bei der ersten Vorlage des Budgets diese Lorbeeren ent-

gehen ließ, daß erſt auf Andringen der Volksvertretung ſolch bedeutender Abſtrich gemacht worden iſt.

In den Kronländern iſt dieſes Vorgehen von keiner günſtigen Wirkung geweſen; man hat daraus geſchloſſen, daß das urſprüngliche Budget nicht mit jenem Ernſte zuſammengeſtellt worden iſt, welcher der Lage und dem Notſtande der Steuerträger entſpricht. Man hat weiter den Schluß gezogen, der doch kaum unbedingt ein Fehlſchluß ſein dürfte, daß, wenn man heuer 20 Millionen erſparen konnte, man es doch wohl mehr oder minder in den vorausgegangenen Jahren doch auch hätte tun können. Das Weitere iſt bekannt.

Das Abgeordnetenhaus iſt in ſeiner Prüfung des Budgets zu einem andern Reſultate gelangt, hat Abſtriche von zirka 26 Millionen vorgenommen und doch noch einen Abgang von zirka 7 Millionen beziffert, was allerdings eben eine wünſchenswerte Brücke, ein Übergang zum allmählichen Eintreten des Aktivums, des Gleichgewichtes in der Gebarung iſt. Die Regierung iſt darauf nicht eingegangen und hat ihre Ziffer im weſentlichen aufrecht erhalten; kurz, Differenzen beſtehen, welche bis jetzt unbeglichen und unvereinbart ſind. Die Regierung beſteht auf ihrer Ziffer, beſtand wenigſtens in unſerer Kommiſſion auf ihrer Ziffer — das Abgeordnetenhaus beſteht auf der ſeinigen.

Da droht nun wirklich ein Konflikt, welcher nicht nur für unſer junges Staatsleben, ſondern auch für

das gesamte Staatswohl von den bedenklichsten Folgen sein würde.

Ich frage mich nun, welche Stellung hat das hohe Herrenhaus in dieser Situation einzunehmen? Meine Antwort ist: Freimut und Unabhängigkeit. Unabhängigkeit ist das Palladium der Oberhäuser dort, wo sie wahrhaft ihre Sendung erfüllen.

Die Unabhängigkeit glaubt auch die Kommission in ihren Vorlagen gewahrt zu haben, von den Standpunkten aus, welche ihre Mitglieder einnehmen, die Unabhängigkeit nach beiden Seiten, gegenüber der Regierung, gegenüber dem Abgeordnetenhause.

Würde dieses hohe Haus blindlings und unbedingt mit den Regierungsanträgen übereinstimmen, so würde es der Regierung nicht nützen, sich selber aber gewiß schaden; der Regierung nicht nützen, weil eben die Ziffern dieselben wären und eben dasselbe Gewicht hätten, wie die der Regierung; sich selbst aber schaden, weil, wenn man immer und immer wieder nur die Forderungen und die Ziffern der Regierung wiederholt hätte, man sich gewissermaßen mit der Regierung identifiziert, man seine eigene Stellung nullifiziert hätte. Denn für eine und dieselbe Sache braucht man ja nicht zwei Organe. Ich glaube übrigens aber auch, daß die Sympathien für diese Institution, welche, wie vom hohen Hause bei der Eröffnung der ersten Session anerkannt worden ist, eben auch wie das andere Haus notwendig in den

Sympathien der Bevölkerung wurzeln muß, daß eben diese Sympathien gefährdet wären, wenn man sich immer unbedingt als Organ der Regierung erklären wollte, weil man gerade in der Lage, in der wir uns befinden, im Volke glauben könnte, daß für die Notlage, die im ganzen Reiche herrscht, für die traurige Zukunft, die uns bevorsteht, in diesem hohen Hause kein Verständnis vorhanden wäre. Die Regierung selbst aber, glaube ich, würde das Werkzeug, dessen sie sich bedient, nicht in dem Maße ehren, als das vom Hause durch Selbstverleugnung gebrachte Opfer verdienen würde. Denn unsere parlamentarischen Erfahrungen haben uns darüber manchen Wink gegeben. Durch eine feste Alliance in der Ziffer mit den Regierungsziffern würde man den Widerstand, die Unnachgiebigkeit des andern Hauses provozieren und wecken. Man würde es jedoch erleben, daß, wenn das andere Haus nicht nachgibt, die Regierungsziffern und somit auch die Ziffern dieses Hauses, wie es bereits geschehen, fallen gelassen würden, wodurch das Ansehen, der Einfluß und die Würde dieses Hauses gewiß nicht gewinnen. Denn es ist meines Erachtens sicher, und die Erinnerung an die im vorigen Jahre in diesem Hause stattgefundenen Erörterungen bei dem Abschlusse des Finanzgesetzes haben es gelehrt, daß die Regierung den höchsten Wert auf das Zustandekommen des Finanzgesetzes legen muß; sie wird den Konflikt nicht wollen, nicht durchführen, weil er gegen ihr

Intereſſe iſt, weil ſie das Finanzgeſetz für die Kredite und Geldbewilligungen haben muß, und wenn nun neuerdings dieſes Haus ſich in eine Poſition begibt, in welcher es wieder ohne Erfolg einſteht, dann wird um ſo mehr und erſt recht das Schwergewicht in finanziellen Fragen in das andere Haus gelegt werden.

Aber ich glaube auch nicht, daß man blindlings und unbedingt ſich dem andern Hauſe in allem und jedem anſchließen müſſe. Ein verewigtes Mitglied dieſes hohen Hauſes hat es vor Jahren ausgeſprochen, daß keines der beiden Häuſer im Schlepptau des andern gehen ſolle, jedes ſoll ſeinen unabhängigen Gang gehen; ich ſage, jedes ſeinen unabhängigen Gang, aber im großen und ganzen müſſen ſie doch beide denſelben Kurs ſteuern, ſie werden, wenn ſie ſich momentan trennen — weil ſie denſelben Kurs ſteuern — ſich doch wieder finden, ſie werden dieſelben Wahrnehmungen machen und dieſelben Gefahren zu befürchten haben, weil ſie denſelben Weg gehen. Die Situation aber, über die ich mir früher einige Andeutungen zu geben erlaubte von meinem Geſichtspunkte, die Situation aber, die Hilfe, die zu bringen iſt, die Notwendigkeit der Erſparung und des dadurch zu vermittelnden finanziellen Gleichgewichtes drängen uns mehr als je gerade in dieſem Momente näher an das Abgeordnetenhaus.

Dazu treten, wenn ich mich milde ausdrücke, in manchen Beziehungen die Unterlaſſungen von Seite der

Regierung, während das Abgeordnetenhaus eine energische, auf das uns allen vorschwebende Ziel gerichtete Initiative ergriffen hat.

Wir müssen unabhängig und selbständig das Budget prüfen, und haben es in der Kommission auch so geprüft; von Pauschalverhandlungen war in der Kommission nur nebenher die Rede. Aus unserer Prüfung aber, und das wird das Abgeordnetenhaus gewiß anerkennen, aus unserer unabhängigen Prüfung können nicht immer dieselben Resultate hervorgehen, wie jene des andern Hauses sind.

Sind Differenzpunkte — und sie bestehen — sind sie, so mögen sie auf die möglich geringste Anzahl beschränkt werden, und vielleicht eben nur auf jene Positionen, die von der größten, von der hervorragendsten Wichtigkeit sind. Eines möchte ich noch betonen, daß, wenn wir auch unsere Aufmerksamkeit dahin richten müssen, daß der geordnete Gang der Regierungsmaschine nicht gestört werde, wir doch, weil wir eben nach unserer Verfassung das gleiche Recht mit dem Abgeordnetenhause in finanziellen Fragen haben, kein größeres Recht haben, zum Schaden und auf Kosten der Steuerträger, eine zu weit gehende unverhältnismäßige Freigebigkeit zu üben.

Bei einem solchen Vorgehen, glaube ich, werden wir die befreundeten Vermittler sein, welche als solche auch der Regierung nützen können, und die Vereinbarung mit dem andern Hause erleichtern.

Es ist aber wahrlich die höchste Zeit, daß der Aufwand in dem Staatshaushalte mit den vorhandenen Mitteln, mit den finanziellen Volkskräften in Einklang gebracht, daß jener Aufwand, welcher sich noch nachschleppt aus den Zeiten einer frühern willkürlichen Gebarung, auf das richtige Maß eingeschränkt und der gegenwärtigen Lage und dem anzustrebenden Ziele angepaßt werde. Steuererhöhen und Schuldenmachen hat seine natürliche Grenze; wenn man aber die in den letzten Jahren in Unzahl erfolgten Steuererhöhungen, Zuschläge usw. ins Auge faßte, mußte man fragen: Wenn dieses Auskunftsmittel versiegt, was dann?

Und als man unsere Finanzverwaltung auf dem Gebiete der Anleihen von der Nationalanleihe zu Lotteanleihen und einer Reihe von Anleihen bis zur Silber- und zur Steueranleihe taumeln sah, mußte man wieder fragen: Was dann? Nach den Erörterungen vom 8. Juni muß man noch entschiedener fragen: Was dann?

Das erinnert mich, daß ein heiliger Mann einst einen lebenslustigen Jüngling durch diese Frage, die er bis zu dem Momente verfolgte, wo ihm der Gefragte sagen mußte: „Ja, dann werde ich sterben," so erschütterte und so zur Einkehr in sich und zur Umkehr drängte, daß der Mann auf die weitere donnernde Frage: „Und was dann?" seinen Lebenswandel änderte, und sich zu seinem und seiner Familie Wohle gründlich besserte.

Wenn die beiden Häuſer in der großen Richtung eines Weges gehen, dann wird auch aus ihnen an unſere Finanzverwaltung ein: „Was dann?“ erklingen, welches gewiß vor dem letzten Stündlein unſeres Kredits eine gründliche und nachhaltige Beſſerung, die Einkehr in ſich und Umkehr zum urſprünglichen Programm zur Folge haben wird. Es wird dann aber auch, wenn beide Häuſer mit der Regierung vereint den Weg der Erſparniſſe betreten, uns wieder jener Kredit gehoben und geſichert werden, welcher uns den Übergang aus den jetzigen Zuſtänden in den Hafen eines geordneten Staatshaushaltes erleichtern wird.

Wenn ich auf Differenzen in den Ziffern unſeres Hauſes mit jenen des Abgeordnetenhauſes aufmerkſam machte, ſo unterließ ich noch zu bemerken, daß manche Ziffern in den Poſitionen des Abgeordnetenhauſes vielleicht derart ſind, daß man ſie nicht für vollkommen begründet anſehen kann, daß vielleicht die Kommiſſion des Herrenhauſes glaubt, die Ziffern ihrerſeits ſeien beſſer begründet.

Allein man muß bedenken, daß das Abgeordnetenhaus in ſeinem Beſtreben, das Gebarungsdefizit zu beſeitigen, nicht die Leuchte der Regierung zur Seite hatte, welche infolge einer bekannten Zuſchrift ihre Intervention bei den Kommiſſionsberatungen des andern Hauſes auf längere Zeit verſagte, während ſie unſerer Kommiſſion mit ihren Aufklärungen bereitwillig zur Hand war.

Also nicht in der absoluten Richtigkeit der Ziffern, aber in dem sehr richtigen vaterländischen Beginnen, in der Initiative, die das Abgeordnetenhaus ergriffen hat zur Beseitigung des Gebarungsdefizits, zur Ordnung und Feststellung des Staatshaushaltes auf geordneten und sichern Basen, in diesem Prinzip liegt es, daß ich aus voller Überzeugung seinem Vorgehen beitreten und zustimmen kann.

Das hohe Herrenhaus hat, ich verkenne es nicht, eine schwere und ernste Pflicht zu erfüllen; möge es sie erfüllen im Interesse der Krone, des Reiches und seiner Völker, welche Interessen ja in ihren höchsten Beziehungen doch nur eines und dieselben sind. Ich bin überzeugt, das Haus wird diese große Aufgabe lösen, wenn es nach der einen Seite hin, nämlich nach dem Abgeordnetenhause, sich als der befreundete Vermittler hinwendet, nach der andern, gegen die Regierung, jedoch als der wohlgesinnte, aufrichtige, aber ernste Mahner sich verhält. (Beifall.)

Krainischer Landtag.

17. Sitzung vom 11. Dezember 1865.

Der Berichterstatter ist gewissermaßen der Fahnenträger des Banners, welches ihm vom Ausschusse anvertraut worden ist.

Dieses Banner ist wohl in unserer Debatte im heftigsten Kugelregen gestanden. Ich werde treu und redlich dabei ausharren und werde durch die Kraft der Überzeugung das zu ersetzen trachten, was mir in anderer Beziehung vielleicht an Kraft fehlt. Vielleicht ist das Häuflein der streitbaren Männer, die sich um dieses Banner scharten, etwas zusammengeschmolzen; das wird mich nicht irre machen.

Es ist wahrzunehmen, daß seit einigen Tagen eine gewisse epidemische Luftströmung, eine Art sittlicher Malaria oder böser Influenza einwirkte, welche hie und da einen Kämpfer felduntüchtig oder feldflüchtig machen kann.

Ich werde, wie gesagt, mit meiner Kraft und Überzeugung für dieses Banner einstehen und werde

dabei bemüht ſein, obſchon Leidenſchaften wach geworden ſind, Mäßigung, Ruhe und Objektivität einzuhalten; ich werde nicht gegen den parlamentariſchen Anſtand und die Rückſichten ſündigen, die ich dieſem hohen Hauſe, der Kollegialität zwiſchen den Mitgliedern und dem Lande, das wir hier vertreten, ſchuldig bin. (Beifall.)

Ich werde, um das Unangenehmſte zuerſt abzutun, nur etwas Perſönliches berühren.

Man hat den Anhängern des Ausſchußberichtes vorgeworfen — ein Vorwurf, der zunächſt den urſprünglichen Antragſteller trifft — daß die Parole von außen gekommen iſt, man hat auf Konferenzen hingewieſen, die in Wien ſtattgefunden haben.

Meine Herren! Ich glaube, Sie trauen meiner Verſicherung — übrigens haben Sie auch Wege, ſich davon zu überzeugen — daß ich für meine Perſon nie einer ſolchen Konferenz beigewohnt habe, daß ich von niemandem einen Auftrag übernommen habe. Das kann ich aber ſagen, daß in dem Momente, als ich dieſes verhängnisvolle Patent in meinem Studierſtübchen las, daß ich in dieſem Momente ein Drängen in mir fühlte, wenn ein Alp nicht meine Bruſt erdrücken ſollte, bei der nächſten Gelegenheit, wenn ich hiezu kompetent werden ſollte, meine Meinung offen und ehrlich auszuſprechen und an den Tag zu legen. Meine Parole iſt daher nicht von außen, ſondern von innen, aus dem tiefſten Inneren gekommen. Ich will nicht eine

verdächtigende Gegenfrage ſtellen, ich will, wenn behauptet wird, es habe kein perſönlicher Verkehr mit außen auf der andern Seite ſtattgefunden, nicht nachforſchen nach dem magnetiſchen Rapporte, welcher vielleicht ſtattgehabt hat; denn ich finde es natürlich, daß Geſinnungsgenoſſen ſich auch ohne Verabredung auf derſelben Bahn begegnen.

Das Banner, welches ich zu vertreten habe, hat die klare und deutliche Aufſchrift: „Verfaſſungstreue", und jede andere Auffaſſung weiſe ich entſchieden zurück. Indem ich ſpreche, ſtehe ich in dem guten Glauben — möge er kein Irrwahn ſein — mich auf konſtitutionellem Boden zu bewegen. Auf dieſem ſteht die Perſon und die perſönliche Aktion des Monarchen außer der Debatte.

Eine genaue Prüfung des urſprünglichen Antrages weiſet auch nach, daß der Ausſchuß nicht zu einer Berichterſtattung über das allerhöchſte Manifeſt, ſondern nur zur Berichterſtattung über das von dem wenigſtens prinzipiell verantwortlichen Miniſterium ausgegangene Patent vom 20. September beauftragt war. Der Monarch ſteht ſo hoch, daß ihn die Pfeile der Kritik, die bei einer ſolchen Berichterſtattung unvermeidlich ſind, nicht berühren können; er iſt von dem Schilde der Miniſterverantwortlichkeit gedeckt, er ſteht aber doch in ſo innigem Zuſammenhange mit ſeinen Völkern, daß er deren Bitten und Beſchwerden vernehmen kann und

durch die Gewalt, die er über sein Ministerium übt, den erhobenen Beschwerden auch Abhilfe zu bringen vermag.

Es ist von einem der Herren Redner, welcher am ersten Tage sehr heftige Invektiven gegen die Ausschußanträge gerichtet hat, der kleine Umstand übersehen worden, daß es sich ja in dem Kommissionsberichte nur um das Patent, nicht aber um das Manifest gehandelt hat. Dieser kleine Umstand entzieht aber auch einem großen Teile des gegen den Ausschußbericht angewendeten Raisonnements seinen Boden, und man sollte denn doch, bevor man so entschieden auftritt, diesen kleinen Umstand früher etwas ins Auge fassen. Es ist wiederholt und wiederholt an die Loyalität appelliert und die Loyalität ins Feld gestellt worden. Nun, meine Herren, niemand von uns will dem andern an Loyalität nachgeben und wir alle sind gewiß bereit, darin im edelsten Wetteifer vorzugehen. Jedoch zur Beleuchtung der Frage, inwieweit jene Loyalität, welche von der andern Seite ins Feld geführt worden ist, hier berechtiget sei, erlaube ich mir, nachdem auch von anderer Seite bereits auf die Verhandlungen in andern Landtagen hingewiesen worden ist, die bezügliche Stelle aus der Berichterstattung im niederösterreichischen Landtage vorzulesen (liest): „Mit der Voraussetzung aber, daß die Septemberakte schon deshalb Vertrauen verdient, weil sie von der Person des Kaisers ausgehe, stellt man

sich auf den unkonstitutionellen Standpunkt. Die Regierung ist verpflichtet, für Staatsakte einzustehen, auch wenn sie gesetzlich nicht verantwortlich gemacht werden kann, denn sonst wäre die Opposition Majestätsbeleidigung und Hochverrat und es wäre unter solchen Umständen ein Verbrechen, den Landtag einzuberufen."

Eine betrübende Rückwirkung dieses Patentes hat sich bereits in diesem Saale bemerkbar gemacht. Es gehört zu meinen erhebenden Erinnerungen, daß wir, mochten auch was immer für Meinungsschattierungen und Differenzen zwischen uns obwalten, doch in jenen Momenten immer einig und einträchtig waren, wo es sich handelte, uns auf konstitutionellen Boden zu stellen und diesen Boden zu wahren und zu vertreten. Durch das Septemberpatent ist ein Erisapfel in dieses Haus geschleudert worden, woselbst früher Eintracht war, und jetzt heißt es — wie im Streite der Welfen und Ghibellinen: „Hie Welf, hie Waiblinger" —: „Hie September, hie Februar." (Bewegung.)

Den Wert und die Bedeutung der Februarverfassung zu würdigen, erlauben Sie mir — ich muß schon um Geduld bitten, der Gegenstand ist ein zu umfassender — einen kurzen Rückblick auf die Genesis derselben.

Das vormärzliche System war von einem lethargischen Siechtum befallen; eine Art Brand der Alten hatte es ergriffen. Da entstand in der Märzbewegung

das Volksbewußtsein und es ist seit jenen Tagen die Überzeugung in der ganzen Monarchie: Nur auf freiheitlichen und einheitlichen Institutionen kann Österreichs Zukunft, Größe und Macht gesichert bleiben. Die Entartung, die Ausschreitung der Bewegung führte zur Revolution, diese zur Wiederunterwerfung zurück. Man glaubte das rechte Heil- und Bindemittel gegen den Zerfall des Reiches in einer auf das straffste getriebenen Zentralisation zu finden. Diese Zentralisation war nicht das Herz, durch welches das edle Blut aller Länder Österreichs fließt, sondern es war gewissermaßen ein alles andere an sich ziehender und verschlingender Magen, der, eben weil er sich zu viel auflud, es nicht zu verdauen vermochte. Es war die Zeit der Herrschaft der Bureaukratie und der Säbelherrschaft, die Zeit der Fesselung der öffentlichen Meinung, der Mundtotmachung aller Landesorgane. Die Mißgeschicke von Magenta und Solferino brachten die Verurteilung des Systems, und die freiere Bewegung im Volke führte in der natürlichen Gegenwirkung zu einem Auseinandergehn der früher aneinander gefesselten, früher von einem und demselben Bande zusammengezwängten Länder; es war dies eine natürliche Gegenbewegung, die die Freiheit des Individuums, sowie der Länder anstrebte. Es war die Zeit der historisch-politischen Individualitäten, welche jedoch ihre Berechtigung gewiß nur auf dem Boden der Reichseinheit finden.

Der verstärkte Reichsrat trat ins Leben. Ich bin durch Zitate an mein bescheidenes Wirken in jenem Reichsrat erinnert worden. Ich kann mit gutem Bewußtsein auf jene Zeit blicken und brauche keines der damals ausgesprochenen Worte zurückzunehmen; aber wer das Wenige, das ich damals tun und sprechen konnte, näher betrachtet, der wird auch finden, daß gerade von mir die Reichseinheit sehr nachdrücklich betont worden ist. (Abgeordneter v. Langer: Ja, das ist' wahr!)

Es kam als Resultat der Beratungen des verstärkten Reichsrates darauf im Oktober das Diplom zutage, welches im Prinzipe konstitutionelle Rechte verlieh und den Ländern ein größeres Maß von Selbstständigkeit gewährte.

Es ist von einem der Herren Vorredner darauf hingewiesen worden, damals hätte das geschehen sollen, was eigentlich durch das Septembermanifest gegenwärtig intendiert wird. Nun, ich will das nicht bestreiten, ich glaube sogar, daß das seine Richtigkeit hat, allein es ist nicht geschehen, und das ändert wesentlich die Sache.

Ich gehe auf die vielbesprochenen Landesstatute nicht ein; eine Tatsache ist von einem Herrn Vorredner erwähnt worden, deren Richtigkeit ich auch bestätigen kann, soweit mir die Quellen in dieser Beziehung zugänglich waren. Diese vier Statute sind nicht unmittelbar aus dem Oktoberdiplom hervorgegangene

Spontaneitätserzeugnisse, sondern sie sind eben aus der Registratur hervorgeholt worden, sie sind unter dem früheren Regime bereits fertig gewesen; allein das beweist denn doch, in welchem Sinne die Ausführer des Oktoberdiploms den Ländern diesseits der Leitha gegenüber vorzugehen Lust und Willen hatten.

Aus den nach dem Oktoberdiplome sich zeigenden Bewegungen ist doch auch manches besondere partikularistische und oligarchische Streben zutage getreten. Das brachte nun mit sich, daß endlich, um den Grundzügen des Oktoberdiploms lebendige Form zu geben, das Februarpatent, die Februarverfassung erfloß, eingeleitet durch das früher vorausgehende berühmte Rundschreiben des damaligen Herrn Staatsministers. Es ist ein Verdienst, die Bezeichnung der „Mitwirkung" des Diploms durch den Begriff der „Zustimmung" näher präzisiert zu haben. Es wird auch der Februarverfassung gewiß zum Verdienste angerechnet werden können, in einer wieder eingetretenen, gegen das Auseinanderstreben natürlichen Gegenwirkung auf die Zentralisation ein größeres Gewicht gelegt zu haben.

Die Zentralisation oder vielmehr die Konzentration der physischen und intellektuellen Volkskräfte ist aber ein notwendiges Erfordernis für jeden modernen Staat, insbesondere für Österreich, welches nach seiner geographischen Lage mitten in der Brandung der politischen Wogen Europas steht und daselbst als Hort und

Fels des Rechtes und der Freiheit festzustehen berufen ist.

Aber auch in den Länderstatuten, die sich an die Februarverfassung knüpfen, finden Sie für die Bedürfnisse der Länder vorgesorgt.

Es ist darin ein gewisses Maß föderalistischen Charakters ausgeprägt, welches, soviel es mit den Anforderungen der Gegenwart vereinbar ist, den früheren staatsrechtlichen Stellungen der Länder entspricht; es ist aber auch jenes Maß von Dualismus aufgenommen worden, welches zulässig ist, ohne den Bestand des Reiches zu bedrohen und dessen Einheit zu sprengen. Darum glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Februarverfassung dem Charakter und den Bedürfnissen der österreichischen Monarchie entspricht. Sie hat größere Einheit, aber auch größere Rechte gegeben, sie hat eine richtige Vermittlung zwischen den historischen Ansprüchen der Vergangenheit und den Bedürfnissen eines modernen Staates gefunden.

Die Majorität der Landtage und später der Reichsrat haben Besitz genommen von der Verfassung, nachdem dieser Verfassungsbau von Sr. Majestät an dem ewig unvergeßlichen Tage des 1. Mai 1861 die kaiserliche Weihe erhalten hatte.

Die Zustimmung der Majorität der Landtage sowohl direkt als durch ihre Vertreter im Reichsrate scheint mir aber auch im Sinne der historisch-politischen

Individualitäten, welche jedem, auch dem kleinsten Lande prinzipiell das gleiche Recht einräumen, maßgebend und entscheidend.

Es war die Majorität der österreichischen Länder, welche davon Besitz ergriffen hatte.

Von diesem Momente an ist die Reichsverfassung das unveräußerliche und unverletzbare Recht der Völker geworden, die daran Anteil genommen, die davon Besitz ergriffen hatten; von diesem Momente an gibt es nach meiner Überzeugung verfassungsrechtlich keine Oktroyierung mehr.

Die Nichtbeteiligung Ungarns ist allerdings eine beklagenswerte Tatsache, aber ich glaube, sie kann unser Recht nicht verkürzen, denn nirgends in den Verfassungsgesetzen des Reiches ist die Giltigkeit und die Rechtsbeständigkeit derselben davon abhängig gemacht, daß sie früher von jedem einzelnen Lande akzeptiert werden müsse. Der hervorgehobene Widerspruch besteht nicht, oder wenn er besteht, kann er unser Recht nicht verkürzen; nicht als vorausgehende, früher zu erfüllende Vorbedingungen sind die Modifikationen des ungarischen Rechtes nach den maßgebenden Grundsätzen des Diploms hingestellt worden, sondern sie sind als unausbleibliche Notwendigkeit, Folge und Wirkung angenommen worden, wie das Oktoberdiplom namentlich im Zusammenhange mit dem allerhöchsten Handschreiben an den damaligen Hofkanzler Bay nachweiset.

Die Landtage und der Reichsrat wirkten sofort auch tätig auf dem Boden dieser Verfassung als einem ihnen allen willkommenen, früher noch nicht von ihnen innegehabten Rechtsboden.

Was man auch über die Leistungen des Reichsrates sagen und denken möge, eines ist doch sicher: er war in seinem Vorgehen immer echt dynastisch, gut monarchisch, gut österreichisch. Er hat keinen Anlaß gegeben, daß man auf ihn die Theorie der Rechtsverwirkung anwende, und sollten die ihn zusammensetzenden Personen nicht den Absichten der Regierung entsprochen haben, so lagen ja doch die konstitutionellen Mittel der Auflösung, Vertagung, der Neuwahl ꝛc. für die Regierung vor.

Da kam die unerwartete und nach meiner Meinung den ganzen Verfassungsbau erschütternde Maßregel der Sistierung, im Patente vom 20. September ausgesprochen. Sie ist in keinem Staatsgrundgesetze als zulässige Maßregel vorgesehen. Die Sistierung macht den ganzen Verfassungsbau wankend, und eine Verfassung, über welcher fortwährend das Damoklesschwert der Sistierung schwebt, ist meines Erachtens keine Verfassung mehr; ich würde denken, daß einer solchen Verfassung wirklich der Absolutismus vorzuziehen wäre. Denn wo ist eine Bürgschaft dafür, wie weit in dieser Sistierung gegangen werde, wo eine Bürgschaft dafür, daß, wie der eine Teil — freilich nur ein Teil, aber immerhin ein

wesentlicher Teil der Reichsverfassung — aufgehoben und sistiert wurde, dieselbe Maßregel nicht alle andern Teile der Verfassung treffen könne. Wenn aber ein solcher Staatsakt, welcher das eigentliche Wesen des Konstitutionalismus, nämlich das Festhalten am Bestande des Rechtes und des Gesetzes, so beeinträchtigt, wenn eine solche Maßregel mit Hoffnungen aufgenommen und hie und da zu Dankesäußerungen Veranlassung geben konnte, so frägt sich, wie dieses zu erklären?

Man sagt, die Februarverfassung habe den Erwartungen nicht entsprochen; es ist uns ein dunkles Bild der früheren Zustände aufgerollt worden und ich will ihrer teilweisen Wahrheit nicht widersprechen; allein es waltet hier bei Beurteilung dieser Sachlage eine große Gefahr, ein großer Irrtum ob. Diese Gefahr, dieser Irrtum liegt darin, daß man dem Systeme zur Last schiebt, was nur in der mangelhaften Durchführung gelegen ist, daß man das Prinzip dafür schuldig erklärt, was nur das Versäumnis, der Fehler von Personen war.

Nicht die üble Finanzwirtschaft, nicht der exorbitante Militäraufwand, nicht die Versäumnis auf volkswirtschaftlichem Boden, nicht der Mangel an Aktion gegenüber dem Ausgleiche mit Ungarn, nicht die Tendenzprozesse, nicht das noch fühlbare Fehlen eines Vereinsgesetzes, des noch nicht ins Leben getretenen Schwur-

gerichtes, dann der nötigen Reform in der Zivil- und Strafgesetzgebung usw., diese Fehler und Mängel liegen nicht im Prinzipe und Systeme der Februarverfassung, sondern in der mangelhaften Durchführung derselben, sie fallen persönlichen Versäumnissen zur Last.

Die Gefahr und der Irrtum liegt aber darin, daß kurzsichtige Anhänger der Verfassung dadurch irre gemacht werden und unabsichtlich eben dem Prinzipe zur Last legen, was ihm nicht zur Last fällt, und daß dieser Irrtum absichtlich von der großen Zahl der Gegner jeder Verfassung im vollsten Maße ausgebeutet wird und werden kann.

Se. Majestät haben in ihrer Weisheit unter diesen Umständen einen Ministerwechsel eintreten lassen.

Nun hätte man denken sollen, daß die neu eintretenden Herren Minister eben durch die Eigenschaften ihrer Persönlichkeit die Mängel ihrer Vorgänger gut zu machen, daß sie die vorgefundenen Übelstände eben auf dem Wege der Verfassung zu heilen streben würden. Statt dessen kam der Riß durch die Verfassung mit der Sistierungsmaßregel.

Nun frägt sich aber, soll bei jedem Ministerwechsel auch zugleich ein Wechsel im ganzen Verfassungsleben eintreten, soll die konstitutionelle Maschine jedesmal zum Stillstande gebracht werden, in Teile zerlegt und neu zusammengesetzt werden müssen?

Das würde auf das Feld des ewigen Experimentierens führen. Die alte hippokratiſche Schule hat den Spruch: „Fiat experimentum in corpore vili", aber ein Staatskörper und namentlich unſer herrliches Öſterreich iſt kein corpus vile. (Bravo! Bravo!)

Es iſt daran erinnert worden, daß ſogar im Reichsrate ſelbſt die Mahnung zur Umkehr laut geworden iſt. Jawohl, aber wir alle, die wir jene Mahnung dort vernommen haben, wiſſen ſehr wohl, daß die Mahnung nicht war zur Betretung der Bahn des 20. Septembers, ſondern zur Umkehr zu jenen leitenden Grundſätzen, welche das bekannte Rundſchreiben vom Dezember 1860 aufgeſtellt hat.

Allerdings liegt im Patente und in jenem, was zu ſeiner Verteidigung geſagt wurde, etwas Verlockendes, nämlich man betont das Wiedereintreten der freien Aktion der Völker und die Notwendigkeit der Gewinnung einer feſten Verfaſſungsgrundlage. Nun aber die Grundlagen ſind ja ſchon gegeben und die freie Aktion der Völker hat ja bereits ſchon ſtattgefunden, als ſie dieſe Grundlagen akzeptierten und als ſie die ihnen darin eingeräumten Rechte in Ausübung brachten. Wenn man auf die ſchöpferiſche Tatkraft der Völker hinweiſt, ſo muß mir doch ein Bedenken erlaubt ſein, nämlich, daß zwanzig Schöpfer, die an einem Weltgebäude arbeiten, doch endlich nur ein Chaos zutage fördern (Oho! im Zentrum) und daß endlich ein abſolu-

tiſtiſcher Herrgott mit ſeinem quos ego! dareinfahren und die Sache zum Ende führen muß. (Lebhaftes Bravo!) Ich leugne nicht und habe nie die mancherlei Mängel und Unzukömmlichkeiten der Februarverfaſſung geleugnet. Ein Fingerzeig, daß etwas zu ſanieren ſei, liegt allerdings im konſtanten Fernbleiben der öſtlichen Länder. Wir wünſchen ja, wir wollen gewiß ehrlich den Ausgleich, aber ein Ausgleich iſt es nicht, wenn der eine alles tut, in allem nachgeben muß, was der andere fordert; wir wollen den Ausgleich, aber nicht die Unterwerfung, wir wollen den Ausgleich, der unſerem Selbſtgefühl, unſerem Rechtsgefühl zuſtatten kommt; wir wollen andere nicht kontumazieren, aber ſelbſt nicht kontumaziert werden. Es iſt an einem andern Ort als Staatsnotwendigkeit, als ethiſche Pflicht auferlegt worden, daß jener Dualismus, wie er 1848 beſtand und die Revolution zum Ausbruch führte, daß jener Dualismus fernerhin von der Staatsgewalt nicht eingegangen, nicht zugelaſſen werden dürfe. Es iſt gegen dieſe Argumentation auch hier Einſprache erhoben worden. Man hat behauptet, nicht die ungariſchen Geſetze ſeien die Urſache an der dortigen Bewegung, es habe eine ſolche Bewegung ja auch anderwärts ſtattgefunden. Nun, die Ausdehnung, die die ungariſche Bewegung genommen hat, iſt doch eine ſolche, daß eine andere Bewegung des gleichen Zeitraumes nicht in eine Parallele mit ihr geſetzt werden kann,

und wenn auch die ungariſchen Geſetze nicht die alleinige Urſache jener erſchütternden Ereigniſſe ſind, welche die öſterreichiſche Monarchie dem Ruin nahe gebracht haben, ſo haben ſie doch die Mittel gegeben zu jenem Bürgerkriege, an deſſen Erinnerung wir alle leiden. Allein dieſen delikaten Gegenſtand hier weiter auszuführen, erlaube ich mir nicht, ich denke aber, jene Waffen ſoll man nicht wieder herausgeben, damit deren Mißbrauch nicht wieder zu ſolchen Gefahren führe.

Meine Hoffnungen auf den von uns allen erwünſchten Ausgleich werden ſich ſteigern, wenn ich einmal in ungariſchen Programmen öfter als bisher das Wort „Öſterreich", „Reichseinheit", „Reichsparlament" hören werde. Allein der Landtag hat noch nicht geſprochen; wenn aber wir an der Rechtsbeſtändigkeit unſerer Verfaſſung ebenſo entſchieden und feſthalten werden wie Ungarn ſeinerſeits, dann wird ein ſolches Feſthalten an dem beſtehenden Recht gewiß nicht den Ausgleich, die Vereinbarung, das Verſtändnis hindern, ſondern eher fördern, und gerade der gegenwärtigen Regierung dürfte es ſehr erwünſcht kommen, durch Äußerungen der alten, treuen Länder ein Gegengewicht gegen ungemeſſene Forderungen in Händen zu haben.

Es iſt hiſtoriſch hingewieſen worden auf den Zuſammenhang der inneröſterreichiſchen Länder. Manche alte Beziehungen ſind dahin; allein das iſt ſicher, daß die alten, treuen, viel und oft bewegten und geprüften

Länder Inneröſterreichs, Kärnten, Krain und Steiermark, mit Ober- und Niederöſterreich den eigentlichen Kern, die eigentlichen Stammlande des Reiches bilden und immer ein großes Gewicht in die Wagſchale legen werden.

Es kann nur jenes Gegengewicht, auf welches ich hinwies, vermehren, wenn ſich zum Feſthalten an dem Beſtande des Rechtes zu dieſen Ländern auch noch andere, wie Schleſien, Vorarlberg uſw. anreihen.

Nicht in die Differenzpunkte zwiſchen der Krone und den ungariſchen Ländern wollen wir eintreten, können und dürfen wir eintreten, nicht Ungarns Geſetze wollen wir einer Reviſion unterziehen; allein bei der Opferwilligkeit, die in allen unſern Ländern vorwaltet, welche gerne alles bieten, was ſich mit dem Beſtande, der Machtſtellung und Einheit der Monarchie vereinigen läßt, würde der Ausgleich möglich ſein, und zwar auf Grundlage der beſtehenden Verfaſſung.

Unſere Aktion kann bei dieſem Ausgleich nur die ſein, daß jene Propoſitionen, welche von Ungarn geſtellt werden und der Krone genehm ſind, inſoweit und nur inſoweit, als eine Reviſion unſerer Staatsgrundgeſetze dadurch erforderlich iſt, dem verfaſſungsmäßigen, kompetenten Organe, dem Reichsrate, bekanntgegeben, und inſoweit eine Modifikation unſerer Geſetze erforderlich wird, die Zuſtimmung des Reichsrates erfolge, die gewiß auch nach der bereits ausgeſprochenen Bereit-

willigkeit erfolgen würde, wenn die Ausgleichspropoſitionen für die Monarchie annehmbar ſind, gewiß aber nur dann nicht erfolgen würde, auch von Seite der Krone nicht erfolgen könnte, wenn es ſolche Propoſitionen nicht ſind, deren Annahme in Rückſicht auf den einheitlichen Beſtand des Reiches möglich iſt. Das Siſtierungspatent iſt unſern gegenwärtigen Verfaſſungsnormen gegenüber verfaſſungswidrig, es iſt aber auch zur Vereinbarung ganz unnötig und unzweckmäßig. Nicht durch die Verkürzung unſerer Rechte wird den Rechtsanſprüchen Ungarns Genüge geleiſtet. Wollte man den ungariſchen Landtag und den Reichsrat nicht zugleich tagen laſſen, fand man dieſes unzweckmäßig und nicht zum Ziele führend, ſo brauchte man eben den Reichsrat nicht einzuberufen, daß aber ſeine Einberufung dem Tagen des ungariſchen kein Hindernis ſei, iſt durch den Vorgang vom Jahre 1861 nachgewieſen, wo beide Vertretungskörper zugleich getagt haben.

Ich erwähne nicht jener Scheidung des weitern und engern Reichsrates, im Grundprinzipe iſt der Reichsrat nur einer, deſſen Agenda ſich jedoch in der Weiſe teilen, daß einmal die Vertreter aller Länder, ein andermal nur die der weſtlichen Länder daran teilzunehmen haben.

Die Vereinbarung im Wege der ſiebenzehn nicht ungariſchen Landtage wird wahrlich im verfaſſungsmäßigen Wege kaum gelingen, da dieſe Landtage nach

der bestehenden Verfassung nicht kompetent sind, ihre Kompetenz längst schon im Reichsrate vereinigt ist, und wenn sie einzelne Vota abgeben, doch endlich im Wege des absolutistischen Erkennens entschieden werden muß.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen erlaube ich mir einen Blick auf die Wirkung des Patentes auf dieses Land zu werfen.

Ich habe früher angedeutet, daß das Damoklesschwert des Sistierungsrechtes über dem ganzen Baue der Verfassung hängt und daher auch die Landesordnung und alle damit zusammenhängenden Gesetze, namentlich die Immunität bedroht, weil, wenn man es auch jetzt nicht tut, je nach Bedarf die Sistierung auch in dieser Beziehung eintreten kann.

Wenn man sagt: Ja, die Verfassung des Landes ist nicht bedroht und wir tagen ja! so kann man eben sagen, es hängt davon ab, ob, wie lang und unter welchen Bedingungen man unser Tagen zweckmäßig finden wird oder nicht, es kann jeder Teil unserer Landesverfassung ebenso sistiert werden, wie die Reichsverfassung in einem Teile sistiert worden ist.

Blicken wir aber zurück auf die Vergangenheit, fassen wir ins Auge, was dieses Land durch die Februarverfassung gewonnen hat, so werden wir bei nüchterner Erwägung doch die großen Vorteile nicht verkennen können, die diesem Lande in seinen eigenen Angelegenheiten geboten worden sind durch eine ihm zu-

kommende Wirkſamkeit für alle Landesintereſſen und eigenen Organe, in welchen das Volkstum doch gewiß namhafte Vertretung gefunden hat.

Faſſen Sie auch die Ausbildungs- und Entwicklungsfähigkeit dieſer Landesverfaſſung ins Auge und Sie werden über ihren Zuſammenhang mit der Februarverfaſſung nicht ungünſtig urteilen können.

Den Rechtsboden aber zu vertauſchen mit dem Syſteme der Siſtierung, in der Hoffnung, auf dieſem Wege mehr zu gewinnen, als uns durch das Verfaſſungsrecht zuſteht, wäre in der Tat ſehr gefährlich.

Ich hörte die pragmatiſche Sanktion nennen und die damalige Ausübung der ſtaatsrechtlichen Befugniſſe von Seite des Landes. Ich las irgendwo ein Programm, welches die Herſtellung der Landesintegrität und der unter Kaiſer Karl V. und Ferdinand I. beſtandenen Landesgrenzen in Abſicht ſtellte. Ich hörte von Anknüpfungspunkten mit der hiſtoriſchen Vergangenheit.

Wenn Sie zuerſt die ſtaatsrechtlichen Befugniſſe Krains ins Auge faſſen, ſo ſind ſie ja lange nicht mehr jene der pragmatiſchen Sanktion. Die Stände jener Zeit exiſtieren nicht mehr, das Land iſt nach den unglücklichen Kriegen mit Frankreich eine franzöſiſche Provinz geworden, und die franzöſiſche Regierung hat ſolche ſtaatsrechtliche Befugniſſe dieſem Lande nicht erteilt, ſondern ſie ihm genommen, und nach der Reokkupation iſt durch das bereits zitierte Patent vom Jahre 1818,

welches die Stände wieder ins Leben rief, wohl eine so mäßige Gabe ſtaatsrechtlicher Befugniſſe mitgegeben worden, daß es wohl kaum der Erinnerung und Mahnung daran bedurft hätte.

Auch die Organe, welche dieſe ſtaatsrechtlichen Befugniſſe ausüben, ſind ganz andere.

Blicken Sie um ein Dezennium zurück, ſo finden Sie die oft erwähnten ſtändiſchen Uniformen. Und wenn man uns, die wir einſt dieſes Recht beſaßen, namentlich uns Mitgliedern des ehemaligen Landtages, den Vorwurf machen wollte, daß wir nicht in jene Tage zurückgreifen und da anknüpfen, ſo möchte ich doch wieder ſagen, daß ich glaube, daß wir die Bedürfniſſe der Zeit und der Gegenwart richtig verſtanden und für das Wohl unſeres Landes ein offenes Auge hatten.

Greift man aber noch weiter zurück, Jahrhunderte weit, ſo finden Sie hier in dieſem Saale jene geharniſchten Männer ſitzen, welchen ſchon die frühere Seſſion ein feierliches „Requiescat in pace" und „Memento" zugerufen hat.

Mit dem Zurückgreifen in die Geſchichte hat es doch etwas Mißliches; man kann nicht einzelne Perſonen, nicht einzelne Rechte, nicht einzelne Erſcheinungen aus dem hiſtoriſchen Geſamtbilde herausreißen und nutzbar machen, wie man etwa in einem Kaleidoſkop ein einzelnes Bild feſthält, das einem gefällt oder etwa eine Figur herausziehen und ſich aneignen kann. Wenn

man in die geſchichtliche Vergangenheit zurückgreifen könnte, wenn man bereits abgelebte Weſen ins Leben rufen könnte, müßte man die ganze Geſchichte, den ganzen Komplex von Erſcheinungen mit allen Faktoren erfaſſen, und darunter wäre gewiß manches, welches für die Gegenwart und die verehrten Mitglieder dieſer Verſammlung nicht zu dem angenehmſten gehören würde.

Will man aber ſich auf dem Wege der abſolutiſtiſchen Alleinmacht ſchenken laſſen, was das Recht der Verfaſſung nicht gewährt, etwa eine größere Autonomie, oder gar die Kompetenz in den ſchwebenden ſtaatsrechtlichen Fragen, da müßte ich doch dagegen den Warnungsruf erheben: Es iſt eine größere Gefahr — ich rede immer unter der Vorausſetzung, daß ich auf konſtitutionellem Boden ſtehe — vom unberechtigten Geber etwas anzunehmen, als ſich vom unberechtigten Nehmer etwas nehmen zu laſſen. Die Macht kann wieder geben was ſie genommen hat, ſie kann aber auch wieder nehmen, was ſie gegeben hat, und noch mehr. Die Gefahr liegt eben in der Annahme, und es könnte jenen, welche auf eine ſolche Glücksgabe aus unbefugter Hand rechnen, wie dem Bäuerlein im Märchen gehen, welcher von einem dämoniſchen Weſen im Walde eine Schürze blinkender Dukaten erhalten hatte, und als er nächſten Tag ſeine Beute muſterte und nutzbar machen wollte, die ganze Herrlichkeit in Staub und Aſche und Kohlen verwandelt fand.

Ich glaube: Festhalten an Gesetz und Recht, festhalten an dem uns durch die Verfassung Gewährten, das ist unser sicherer konstitutioneller Besitz. Aus der mangelhaften Form kann die vollendetere hervorgehen, aber einzelne Steine, aus dem Gefüge des Verfassungsbaues herausgerissen, zerstören das Ganze, bringen das Ganze zum Wanken und Fallen.

Die Grundfrage ist einfach die: Soll man die Besitzergreifung des Sistierungsrechtes, welches den ganzen Verfassungsbau bedroht, ohne Einsprache und ohne Verwahrung geschehen lassen? Soll man es vorziehen, den Verfassungsboden zu verlassen und sich in Erwartung, etwas zu erreichen, was die Verfassung nicht gibt, auf den schwankenden Boden politischer Abenteuer begeben? Oder will man lieber am festen, wenn auch mangelhaften, doch kulturfähigen Rechtsboden, den wir inne haben, festhalten, durch Treue, Ausdauer und tüchtige Arbeit auch noch das Fehlende zu ersetzen trachten? Will man konstitutionelle Arbeit und Erfolge oder will man das Oktroi? Will man das Verfassungsleben oder den Absolutismus? Das ist die Frage in letzter Auflösung. (Oho! im Zentrum.)

Diese Fragen hat unser Landtag bereits so oft und namentlich bei seiner ersten Eröffnung einstimmig beantwortet, indem er mit Dank und Freude das Inslebentreten der Verfassung begrüßte.

Es wäre nun wahrlich eine ſeltſame Konſequenz, wenn wir jetzt die Siſtierung eben derſelben Verfaſſung ohne Bedenken oder gar mit Dank ſtattfinden laſſen wollten.

Ich erlaube mir, eine prägnante Stelle unſerer damaligen Adreſſe Ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen:

„Die Landtage ergreifen dankbar Beſitz von dem durch dieſe Geſetze gewonnenen Rechtsboden, welcher einen entſprechenden Raum zur künftigen Entwicklung der dieſem Lande eigentümlichen nationalen und materiellen Intereſſen gewährt.“

Die Bedeutung dieſer Worte iſt gewiß ſehr gut verſtanden worden, ſie iſt ſehr richtig, ſogar mit einer kleinen Verſtärkung in der ſlowenischen Überſetzung wiedergegeben worden. (Dr. Toman: Ramhaftmachung! In richtiger Auffaſſung!) Es heißt nun freilich, das ſei der erſte Moment geweſen, wo man ſich Täuſchungen hingab, erſt ſpätere Erfahrungen und Erlebniſſe gaben das richtige Urteil.

Ich werde auch darauf antworten.

Als wir das Gemeindegeſetz berieten, da war der Landtag in impoſanter Majorität der Meinung und hielt daran feſt, daß in die Angelöbnisformel für Bürgermeiſter und Gemeindevorſtände auch das Feſthalten an der Verfaſſung aufzunehmen ſei, ja man hielt ſogar auf die Gefahr der Nichtſanktionierung dieſes Geſetzes an dieſem Schluſſe feſt. Jetzt aber heißt es:

Der Duh slovenskiga naroda[1]) ſei einverſtanden mit der Siſtierung und begrüße mit Dank und Freude die Siſtierung.

Ich bin ein treuer Sohn dieſes Landes und ich ehre und horche gern dem Geiſte unſeres Volkes, aber wo finde ich ſeine Stimme? Wo läßt ſich dieſe Stimme vernehmen?

Indem ich da nachforſche, glaubte ich ihn dennoch in einigen ſehr löblichen Grundſätzen ſprechen zu hören. Es war nämlich damals, als über jenes Angelöbnis geſprochen wurde, da ſprach dieſer Geiſt mit folgenden Stimmen.

Die eine Stimme ſagte: **Kjer koli se nam tedaj pokaže za to priložnost, moramo se poprijeti, moramo pokazati, da nam je mar za ustavo in da hočemo, da ljudstvo začne razumevati, kaj je ustava.**[2])

Und weiter: **Držim se ustave, kjer brez nje bi se vodila država po temnih in nevarnih potih zvunanje in notranje politike, kjer koli se nam tedaj pokaže za to priložnost, moramo se poprijeti, moramo pokazati, da nam je mar za ustavo in da**

---

[1]) Geiſt des ſloweniſchen Volkes.

[2]) Wo immer ſich uns alſo die Gelegenheit bietet, müſſen wir ſie ergreifen; wir müſſen zeigen, daß uns an der Verfaſſung gelegen iſt, daß wir wollen, daß das Volk zu verſtehen beginnt, was die Verfaſſung iſt.

hočemo, da ljudstvo začne razumevati, kaj je ustava.[1])

Und weiter: Držim se ustave, kjer brez nje bi se vodila država po temnih in nevarnih potih zvunanje in notranje politike.[2])

Eine andere Stimme: Pričakovati moramo, da ministerstvo, ktero je zastavo ustave že večkrat visoko povzdignilo, ne bode zoper to, ako na ravnost pokažemo, da tudi mi nikakor nečemo zapustiti ustavne podloge.[3])

Endlich ein Dritter: Nam je ustava vse. Brez nje nam tudi ta nova postava, občinska postava, n ne pomaga.[4])

E andere Stimme ließ ſich vernehmen: Pričakovati uſw.[5])

---

[1]) Ich halte an der Verfaſſung feſt, denn ohne dieſelbe würde der Staat auf dunkeln und gefährlichen Wegen der äußeren und inneren Politik geführt werden; wo immer ſich uns alſo die Gelegenheit bietet, müſſen wir ſie ergreifen; wir müſſen zeigen, daß uns an der Verfaſſung gelegen iſt, daß wir wollen, daß das Volk zu verſtehen beginnt, was die Verfaſſung iſt.

[2]) Ich halte an der Verfaſſung feſt, denn ohne dieſelbe würde der Staat auf dunkeln und gefährlichen Wegen der äußeren und inneren Politik geführt werden.

[3]) Es iſt zu erwarten, daß das Miniſterium, welches die Fahne der Verfaſſung ſchon oft hoch emporgehoben hat, nicht dagegen ſein wird, wenn wir offen zeigen, daß auch wir auf keinen Fall den Boden der Verfaſſung verlaſſen wollen.

[4]) Uns iſt die Verfaſſung alles. Ohne dieſe hilft uns auch dieſes neue Geſetz, das Gemeindegeſetz, nichts.

[5]) Es iſt zu erwarten uſw.

Und wieder eine andere Stimme ließ sich vernehmen: Nam je ustava usw.[1]) (Heiterkeit.)

Nun, wo ist heute diese Verfassungstreue? Unter dieser Verfassung (ustava) konnte doch nur die Februarverfassung gemeint sein! (Dr. Toman: Nein, gewiß nicht!)

Auf die bestehende Verfassung wurde das Gelöbnis beantragt und damals — bestand eben die Februarverfassung. (Heiterkeit. Dr. Toman: Das ist zweierlei!)

Ich teile nicht immer die Anschauungen jener Herren, welche heute die Gegner unseres Antrages sind, aber ich möchte doch glauben, indem sie die Februarverfassung gerne zerfallen sehen, geben sie ja den Rechtsboden auf, auf welchem sie für ihre Wirksamkeit, ihre Bestrebungen, deren Berechtigung zur Geltendmachung ich ja anerkenne, die geeignete Arena finden, welche zu Erfolgen führen kann.

Ich weiß nicht, ob ich noch oft die Ehre haben werde, in diesem hohen Hause zu sprechen, aber an die Herren, welche sich mit Vorliebe die nationale Partei nennen, möchte ich doch einen herzlichen und aufrichtig gemeinten Warnungsruf im Interesse des uns allen so teuren Heimatlandes richten: Bewahre uns alle Gott vor Überschreitungen, auch Sie in Ihrem, in der Grundlage gewiß edlem Streben! Aber es ist in den ersten Momenten unserer Verhandlung ein Gefühl zum Aus-

[1]) Uns ist die Verfassung.

bruche gekommen, das ich für ſehr bedenklich halte, nämlich ein Haß gegen das Deutſchtum (Dr. Toman: Nicht wahr!), eine Abneigung gegen das Deutſchtum.

Gleichberechtigung! Ja, an der halten wir alle! Allein, wollen Sie bedenken, daß es nicht Raſſenherrſchaft iſt, was der deutſchen Sprache ein ſo großes Feld einräumt, es iſt das notwendige Feld der Verſtändigung für alle Reichsmitglieder, und ich ſehe eben im Bereiche des großen Sprachſchatzes der öſterreichiſchen Völker keine zu dieſem Zwecke geeignetere Sprache. Endlich wollen Sie ſelbſt, Männer, die an der Quelle der deutſchen Kultur (Dr. Toman: geſogen — Heiterkeit) getrunken haben, dieſe Quellen für Ihr Volk nicht ableiten (Abg. Svetec: Das wollen wir auch nicht!), ſondern vielmehr ſie ihm zuleiten! Ziehen Sie nicht eine iſolierende nationale Schranke um das Land, welches des Zuſammenhanges nach außen ſo bedürftig iſt, eine Schranke, welche vielleicht den Fremden, der Brot und Hilfsquellen in das Land bringt, vor deſſen Betreten abſchrecken und unſern Landeskindern, die außen Brot ſuchen, den Austritt verwehren würde. (Lebhafter Beifall.)

Wenn der Landtag, treu ſeiner Vorgeſchichte, heute die Kundgebung ſeiner Verfaſſungstreue erneuert, ſo iſt er ebenſo im Rechte, iſt vollkommen loyal und nach keiner Seite hin verletzend; dann bedient er ſich nur des Rechtes, das jedem Privaten gegenüber dem Geſetze zuſteht, gegen deſſen Ausübung oder Auslegung er Bedenken hat.

Wir sind loyal, wenn auch wir unsere Bedenken vor dem allerhöchsten Throne aussprechen, wenn wir festhalten an einem Geschenke, welches durch die Gnade des Thrones unser unveräußerliches Recht geworden ist, wir sind nicht illoyal, wenn wir dieses unser Recht wahren, denn gerade unserer Völker gutes Recht ist seine edelste Macht und seine beste Kraft.

Ich hätte gedacht, nach jenen Stimmen, die ich zitiert habe, müßte das Festhalten an der Verfassung und die daraus hervorgehende Manifestation einmütig sein; kann sie dieses nicht sein, nun so mögen diejenigen, welche an der Verfassung gewissenhaft festhalten, so mögen wenigstens diejenigen dabei bleiben und die Anträge des Ausschusses annehmen, mögen sie ihr und unseres Landes Recht wahren.

Es ist noch auf eines hingewiesen worden, daß das Petitum direkt auf die Einberufung des so viel angefochtenen Reichsrates lautet.

Die Beeinträchtigung des allgemeinen, des öffentlichen Rechtes besteht eben in der Sistierung der bestandenen Verfassung, in der durch diese Sistierung hervorgebrachten Veränderung der vor derselben bestandenen Rechtszustände, und weil diese Veränderung der Rechtszustände in zweiter Linie nur durch Beseitigung des Reichsrates stattgefunden hat, so tritt auch in unserem Ansuchen, in unserer Bitte um Wiedererstellung des früheren Rechtszustandes auch die Bitte

um Wiederherſtellung des Reichsrates bezüglich ſeiner Agenda zugleich zutage.

Es iſt ein Antrag auf Übergang zur Tagesordnung geſtellt worden. Nun, ich glaube, die Annahme desſelben wäre ein Verſtoß gegen die Courtoiſie (Oho! im Zentrum), denn nachdem man die Dankadreſſe abgelehnt hat, liegt doch gewiſſermaßen eine Verpflichtung darin, zu ſagen, welche Bedenken man vorzubringen habe, welche Bedenken der Grund jener Ablehnung waren. Allerdings iſt durch jene Ablehnung ſchon den Bedenken, jedoch nur in allgemeiner Form, Rechnung getragen worden.

Aber was iſt Übergang zur Tagesordnung? Das iſt die Verweigerung, eine Meinung abzugeben, wo wir dazu ſo dringend Anlaß haben, das heißt, ſich davonſchleichen, wo man mit ſeiner Anſicht einſtehen ſoll.

Ich ſetze voraus, daß die Herren Gegner offenen, ehrlichen Kampf vorziehen. Kämpfen wir mit Ja und Nein, mit Annahme oder Verwerfung, aber an Übergängen zur Tagesordnung hat unſer Land doch wahrlich ſchon genug gelitten.

Einen jüngſt erſt vorgekommenen, ſehr dankenswerten und mit Dank aufgenommenen Fall ausgenommen, iſt über ſo viele der Wünſche, der Beſchwerden, der Anliegen des Landes zur Tagesordnung übergegangen worden. Der erſte der Herren Antrag-

ſteller wird wohl zu erzählen wiſſen, über welche Dinge zur Tagesordnung übergegangen worden iſt. Der Rechenſchaftsbericht weiß auch davon zu erzählen und die Geſchichte unſerer Steuerfrage gleichfalls, wo trotz des ausgeſprochenen gnädigen Willens Sr. Majeſtät doch auch über die Bitten des Landes in praxi zur Tagesordnung übergegangen worden iſt.

Wenn wir in einer Frage, die unſer heiligſtes Recht berührt, das wir als konſtitutionelle Bürger haben, wenn wir über dieſe Frage zur Tagesordnung übergehen, ſtatt mannhaft für unſere Geſinnung einzuſtehen, dann, fürchte ich, wird über kurz oder lang der Abſolutismus über uns alle zu ſeiner Tagesordnung übergehen. (Lebhafter Beifall auf der Linken. Oho! im Zentrum.)

Ich kann, wie ich bereits ſagte, die Unverletzbarkeit der Verfaſſung eben nur in der Unverletzbarkeit all ihrer Teile ſehen, denn iſt ein Teil verletzt, ſo iſt auch das Ganze verletzt.

Erlauben Sie mir, daß ich zum Schluſſe das Wort eines Mannes zur Nutzanwendung bringe, welcher in ſeiner Nation gegenwärtig der erſte Patriot und κατ' ἐξοχήν der Weiſe genannt wird, einen Ausſpruch, der Deák in den Mund gelegt wird. Wir können im Guten und Schlimmen von den Ungarn viel lernen, wir wollen aber nur im Guten von ihnen lernen. Jener Ausſpruch lautet:

„Was uns durch Gewalt genommen wird, kann uns ein Glücksfall wieder bringen, was wir aber ſelbſt aufgeben, iſt uns in aller Ewigkeit verloren.“

Ich empfehle Ihnen die Annahme der Ausſchußanträge. (Lebhafter Beifall.)

18. Sitzung vom 12. Februar 1866.

Ich habe die Absicht gehabt, mich des Wortes zu begeben, weil ich bei der vorgerückten Stunde und dem vielfach ventilierten Gegenstande die Geduld des hohen Hauses nicht neuerdings in Anspruch nehmen wollte, zudem als manches von dem, was ich zu sagen gehabt hätte, der Herr Berichterstatter der Minorität, freilich nicht in einem eigentlichen Minoritätsgutachten, sondern gelegentlich der Petition der Gemeinde Idria vorgebracht hat, einiges andere in dem enthalten ist, was Herr Abgeordneter Kromer gesprochen hat, obwohl ich einige von den Sätzen im Minoritätsgutachten etwas schärfer, einiges von den Anschauungen des Abgeordneten Kromer vielleicht etwas milder betont hätte. Es haben auch Se. Exzellenz der Herr Statthalter in seiner Erklärung einer Anschauung Ausdruck gegeben, welche auch ich meinerseits zu vertreten vorhatte. Endlich hat sogar auch Freiherr von Schloißnigg einiges vorgebracht, welches ich unbedenklich akzeptieren würde. Darum wollte ich zur Vermeidung von Wiederholungen mich des Wortes begeben und ergreife nur deshalb dasselbe,

weil ich ſoeben gleichfalls durch eine Zitation von Worten provoziert worden bin, die ich vor mehreren Jahren geſprochen habe.

Eine Änderung meiner Grundanſicht iſt bei mir nicht eingetreten; ich werde mir erlauben, zur Beſtätigung deſſen das noch in Kürze vorzubringen, was auch heute noch in dieſer Sache meine Anſchauung iſt. Ich finde es aber nicht ganz zweckmäßig, bei jedem Anlaſſe her vorzuſuchen, was vor ſo und ſo viel Jahren geäußert und geſprochen wurde. Ich befinde mich in der glücklichen Lage, daß ich auch heute das vertreten kann, was ich damals geäußert, allein ich glaube, dieſe Art Schatzgräberei iſt, wenn vielleicht auch berechtigt, doch eben eine ſolche, die ihren Wert nur dann hat, wenn ſie ſelten und ſparſam vorgenommen wird.

Auch ich habe es vor allem hervorheben wollen, daß ich im Berichte des Ausſchuſſes das Gutachten und die Beiziehung eines Fachmannes vermiſſe. Die Feſtſetzung eines Studienplanes, und wenn auch nur bezüglich der Unterrichtsſprache, iſt ein Gegenſtand, welcher nach ſeiner Natur wenig geeignet und mit großen Unzukömmlichkeiten verbunden iſt, wenn deſſen Löſung in einem parlamentariſchen Körper geſucht werden will und noch dazu ohne vorangegangene Beiziehung oder Einvernehmung von Sachverſtändigen und Fachmännern. Ich trete der Anſicht bei, die ſich auch als die offizielle Anſchauung kundgegeben hat, daß Beſtimmungen inner-

halb der bestehenden Normen über die Anwendung der Unterrichtssprachen in den einzelnen Fächern am zweckmäßigsten in den Händen der Exekutive sich befinden, wenn sie in der Lage ist, das Votum der betreffenden Schulbehörden und Lehrkörper zu vernehmen, um darnach ihre Verfügungen zu treffen.

Es sind im Ausschußberichte statt eines Fachgutachtens drei volltönende Worte angeführt: Gleichberechtigung, Volksbildung, Germanisierung, letztere gewissermaßen als eine Art böses Prinzip. Meine Anschauung ist, daß alle drei im wahren und rechten Lichte für dieses Land drei gute Genien sind oder sein könnten. (Dr. Toman: Die Germanisierung insbesondere!) Ja. Ich will nur kurz berühren, daß ich für die gefahrlose Ausübung der Gleichberechtigung die Grundbedingung in der Gleichbefähigung sehe, daß der Gleichberechtigung auch die gleiche Verpflichtung gegenüberstehe, daß die Gleichberechtigung namentlich im Unterrichtswesen nicht darin besteht, sich ausgebildeter und unausgebildeter Lehrmittel, einer vollkommenen und nicht vollkommenen Unterrichtssprache im gleichen Maße zu bedienen, eine entwickelte und unentwickelte Lehrsprache auf das gleiche Niveau zu zwängen, in einer gleichen Weise zu handhaben. Ich glaube, die Ausübung der sprachlichen Gleichberechtigung involviert die Verpflichtung, an Stelle der bisherig angewendeten Unterrichtssprache eine ebenso ausreichende Leistung in der dafür

neu zu wählenden Sprache zu ſetzen; ich glaube nicht, daß die ſlowenische Sprache in dieſem Augenblicke fähig iſt, die deutſche Sprache zu erſetzen, glaube auch nicht, daß ſie ſobald die Befähigung dazu im vollen Umfange erhalten werde, denn es beſteht immer ein Unterſchied zwiſchen einer Volksſprache, und ſei ſie noch ſo ausgebildet, und einer eigentlichen Kulturſprache. (Lachen im Zentrum. Dr. Bleiweis: Volksſprache!) Die ſlowenische Sprache kann nicht jenen Grad einer Kulturſprache erklimmen, welchen die deutſche bereits längſt inne hat, weil ihr die Grundbedingungen dazu fehlen. Nehmen Sie die Maſſe von Lehrmitteln, Lehrkräften, von Anſtalten, die Leiſtungen der Literatur in einem Volke, welches 40 Millionen zählt — es iſt ja wahrlich keine Beſchämung, wenn ein Volksſtamm, welcher nur 1 Million und zirka 200.000 Seelen zählt, dazu noch zerſplittert in verſchiedenen politiſchen Gebieten, eine gleiche Leiſtu nicht auf ſich nehmen kann.

Was die Volksbildung betrifft, ſo habe ich wahrlich auch ein Herz dafür. Es iſt eine bereits beſtehende Norm, die gebietet, daß die Landesſprache in jenen Schulen, welche der ſlowenischen Bevölkerung angehören, die Unterrichtsſprache iſt, und das Herrſchen in Kirche und Amt innerhalb des Volkslebens ſtreitet ja auch niemand von den Gegnern des Geſetzentwurfes ab. (Abgeordneter Svetec: Theoretiſch!) Praktiſch ſollte es in Ausführung ſein, und wenn es nicht in Ausführung iſt,

ſo wird auch eine neuerliche geſetzliche Beſtimmung ſchwerlich die erforderliche Abhilfe leiſten. Ich kann mich von meiner Anſchauung nicht trennen, die ich ſchon vor Jahren ausgeſprochen habe, daß durchaus nichts zur Beeinträchtigung der Ausbildung der ſlowenischen Sprache geſchehen möge, daß aber auch die deutſche ihre Geltung behaupte und behalte. Sehen Sie die eine als die Scheidemünze für den Lokalverkehr, die andere als die Goldmünze für den Weltverkehr an, beide können ein gleich edles Gepräge haben.

Wenn ich in der Bevölkerung den Stimmen, die über dieſe Frage laut werden, lauſche, ſo höre ich doch nirgends die Abſicht einer Verdrängung der deutſchen Sprache zugunſten der ſlowenischen; im Gegenteile habe ich ſehr häufig die Wahrnehmung gemacht, daß der einfache Landmann ſich gewiſſermaßen inſtinktiv und magnetiſch zum Kulturelemente hingezogen fühlt, das in der deutſchen Sprache liegt. Fragen Sie, ohne früher irgend eine Einſchüchterung oder irgend eine tendenziöſe Belehrung vorgenommen zu haben, den Landmann in Unterkrain, ob, wenn er Mittel und Kräfte dazu hat, ſelbſt im Falle, als die ſlawiſche Univerſität in Agram errichtet wird, er ſeine Kinder nicht lieber an die deutſchen Univerſitäten zu Graz oder zu Wien ſchicken würde, vorausgeſetzt, daß er ſie für die Univerſitätsſtudien beſtimmen kann. (Dr. Toman: Das werden wir ſehen! Abgeordneter Brolich: Ganz richtig!) Weil aber die deutſche

Sprache eben der Schlüſſel, das Mittel zu den Kulturſchätzen iſt, das Mittel, die Verbindung mit dem großen geiſtigen ſowohl als induſtriellen Weltverkehr für dieſes Land zu ſichern, darum kann man unſere Jugend nicht früh genug in dieſen koſtbaren Beſitz ſetzen oder darin erhalten. Und wahrlich, die deutſche Sprache iſt in ihrer Weſenheit unſerm Volke keine ganz fremde. (Bewegung im Zentrum.) Das Volk würdiget es ſehr wohl, daß nicht Willkür, ſondern Abſicht, nicht ein bloß glücklicher Zufall die Kulturſprache gleichzeitig zur Regierungs- und Reichsſprache gemacht hat; dieſen innigen Zuſammenhang mit dem Reiche und der Kultur will auch unſer Landmann feſthalten.

Es iſt auch das Wort Germaniſierung gefallen. (Dr. Toman: So iſt es!) Nun mich wundert es, dieſes Wort zu hören, nach dem Jahrhunderte langen ſowohl politiſchen, als kulturhiſtoriſchen Zuſammenhange unſeres Landes mit Deutſchland. Mich wundert es, gerade von einer Seite das, was auf dieſem Wege naturwüchſig geworden iſt, eine hohe Berechtigung des deutſchen Elementes in Krain, beanſtändet zu ſehen, von einer Seite beſchränkt wiſſen zu wollen, von welcher gerade die Betonung der hiſtoriſchen Anknüpfungspunkte vorangegangen iſt; denn wahrlich, ich kann nur auf das, was ich bei andern Anläſſen geſagt habe, zurück deuten. Die Geſchichte iſt nicht ein Bazar, aus dem man ſich gewiſſe Gegenſtände, die man gerade gefällig findet,

auswählen, andere aber beseitigen und zurücklassen kann. In dem Sinne, wie ich das Germanisieren verstehe, nämlich im Wirken des Deutschtums auf Veredlung, Versittlichung, Bildung, höheres Wissen, Erziehung, kann ich nur sagen: Ich meinesteils halte dafür — und es geschieht nicht aus Geringschätzung, sondern aus wahrer Vaterlandsliebe — es ist in dieser Beziehung noch viel zu wenig germanisiert worden. (Bravo! auf der einen Seite, Unruhe und Bewegung im Zentrum. Oho! im Zuhörerraume. Präsident läutet.)

Es ist von einer deutschen Propaganda die Rede. Ich würde wohl bitten, mir die Adresse derselben zu sagen; denn ich müßte ihr ja einerseits für das danken, was sie in diesem Lande glücklicherweise schon geleistet hat, andererseits aber ihr Vorwürfe machen, daß sie noch nicht genug geleistet hat! (Dr. Toman: Hört! hört!) Ja, so ist's.

Auch ich habe gegen dieses Gesetz nicht das Bedenken der Inkompetenz des Landtages, aber das bereits geäußerte Bedenken der Unzweckmäßigkeit, mit Ausnahme eines Paragraphen, nämlich des § 6, welchen ich auch wirklich gegen die Inkompetenz des Landtages verstoßen zu sehen glaube.

Nach dem, was ich die Ehre hatte zu berühren, sind die Herren darüber wohl klar, daß ich meine Anschauung nicht geändert habe und daß ich meinerseits schon dem Prinzipe nach diesem Gesetze nicht beistimmen

kann. Es ſind jedoch Erklärungen erfolgt, welche ſogar auch die Sanktion dieſes Geſetzes ſchon im voraus als ſehr zweifelhaft erſcheinen laſſen. Ich würde mir erlauben, bevor zur weiteren Beratung geſchritten wird, an diejenigen Herren, welche in der Sache ſo wie ich einen Übergang zur Tagesordnung für angezeigt finden, das Erſuchen zu ſtellen, die Formulierung einer allfälligen motivierten Tagesordnung vorzunehmen; zu dieſem Zwecke möge allenfalls die Sitzung unterbrochen oder die Fortſetzung der Debatte auf einen andern Tag übertragen werden, wobei ich die bezügliche Bitte hiermit an das Präſidium ſtelle.

Präſident: Ich unterbreche die Sitzung auf 5 Minuten.

(Die Sitzung wird unterbrochen. Nach Wiederaufnahme derſelben:)

Ich werde mir mit Bewilligung des hohen Hauſes zur Motivierung meines Antrages erlauben, ohne der Spezialdebatte vorzugreifen, doch das Detail des vorliegenden Geſetzes einigermaßen ins Auge zu faſſen.

Im allgemeinen muß ich bemerken, daß die Zweiſprachigkeit, der Utraquismus in dieſer Form nur dann gerechtfertigt wäre, wenn ſeine Dringlichkeit von Fachmännern anerkannt würde. Denn eben Fachmänner haben darüber das maßgebende Urteil zu fällen, und Fachmänner werden ſich in der Regel gegen Zweiſprachigkeit an derſelben Lehranſtalt ausſprechen.

Ich möchte noch auf einen andern Übelstand hinweisen, den dieses Gesetz, wenn es ins Leben träte, zur Folge hätte, wenn Sie das Territorium, auf welchem es Geltung haben soll, ins Auge fassen, das Herzogtum Krain mit seinen etwa über 400.000 Einwohnern, drei Gymnasien und einer Realschule.

Bei Bewerbungen um Lehrerstellen an diesen Lehranstalten wird das Kontingent der Lehrer voraussichtlich nur ein sehr kleines sein, indem gerade ausgezeichnete Lehrkräfte sich in der Regel ein größeres Terrain ihrer Wirksamkeit aussuchen.

Man wird daher bei Besetzung dieser Stellen zu dem Übelstande gelangen, daß man das Mittel in die erste Linie, das Ziel, den Zweck in die zweite Linie stellt, nämlich die Verleihung wird stattfinden müssen an einen der nationalen Sprache vollkommen Kundigen, während die wissenschaftliche Befähigung desselben hinter der eines andern, jedoch der Sprache nicht Kundigen zurücksteht.

Wenn ich nun das Gesetz selbst ins Auge fasse, so muß ich sagen, daß, was daran berechtiget ist, ohnedies, wenigstens in den gesetzlichen Normen besteht. Inwieweit die Aufrechthaltung und Durchführung des gesetzlich Bestehenden manches zu wünschen übrig läßt, so glaube ich, gehört dies auf ein anderes Feld und kann ihm auf dem Wege der Gesetzgebung nicht abgeholfen werden.

Im erſten Paragraphe dieſes Antrages liegt aber eine Beſtimmung, gegen die Sie ſchon einen Schmerzensſchrei in einzelnen Gemeinden vernommen haben, nämlich von Idria und Neumarktl. Es liegt aber, glaube ich, auch eine Verkürzung der Anſprüche der Bürger von Laibach darin, wenn die Volksſchulen in Laibach ausſchließlich der ſlowenischen Sprache als Unterrichtsſprache ſich bedienen. Denn im Familienleben des Bürgers von Laibach herrſcht, wenn vielleicht auch nicht allgemein, aber doch in ſehr überwiegender Mehrheit die deutſche Sprache, und das Familienleben wird doch der nächſte Maßſtab für die Beſtimmung der Nationalität ſein. Wenn die Bürger Laibachs ſich jene Beſtimmung ohne Widerrede gefallen laſſen, dann haben ſie ſich ſelbſt die Folgen zuzuſchreiben, welche eine ſolche Verdrängung der deutſchen Sprache aus den Volksſchulen dieſer Stadt mit ſich führen wird.

Ich gehe weiter und erlaube mir zu bemerken, daß für ſehr viele, für mehrere, ich glaube ſogar, mit Ausnahme des Religionsunterrichtes für alle in ſlowenischer Sprache vorzutragenden Fächer entweder nur ein einziges vorgeſchlagenes, aber noch nicht approbiertes Lehrbuch beſteht oder gar keines. Selbſt, was den Religionsunterricht betrifft, ſo iſt in der Oberrealſchule und im Obergymnaſium ein ſlowenisches Lehrbuch nicht vorhanden und es müßte zur Einführung desſelben die Zuſtimmung des fürſtbiſchöflichen Ordinariats erwirkt

werden, was nach einer bereits bekannten und schon im Reichsrate bekannt gegebenen Äußerung unseres Herrn Fürstbischofs in Übereinstimmung mit der Landesbehörde voraussichtlich nicht erfolgen wird, da die Verhältnisse sich seither nicht geändert haben und die damals angeführten Gründe noch immer gelten.

Für die Zoologie und Botanik existiert nur ein Lehrbuch, nämlich die Übersetzung nach Pokorny, diese beiden Bändchen umfassend (zwei Bücher vorzeigend), die Mineralogie ist jedoch noch im Ausstande.

Es ist aber für den lernbegierigen und namentlich den im Unterrichte in der Selbstbildung weiter vorrücken wollenden Schüler wirklich traurig, im Besitze dieser beiden Bücher sagen zu müssen wie der griechische Philosoph: **Omnia mea mecum porto.** (Heiterkeit.)

Ein ähnliches oder noch ungünstigeres Bewandtnis hat es rücksichtlich des geographischen Unterrichtes. Es existiert ein schwaches, dünnes — ich will dem literarischen Verdienste nicht nahe treten — Lehrbuch, ein Leitfaden, gleichfalls, wie es scheint, eine Übersetzung, und es ist die weitere Übersetzung eines Lehrbuches von Schubert von Herrn Cigale, in Wien glaube ich, in Aussicht gestellt. Es ist mir nicht bekannt, ob es schon erschienen ist, allein mir gelang es nicht, das Werk zu erhalten. (Dr. Bleiweis: Es ist schon da, ich kann es zur Beruhigung des Herrn Grafen Auersperg sagen.) Dann muß es erst in neuester Zeit erschienen sein. Übrigens ist

über das Jeſenko'ſche Lehrbuch bekanntlich ein ziemlich lebhaft geführter Streit rückſichtlich der Terminologie entſtanden; es iſt alſo noch immer die Frage, ob dieſes Buch die Eigenſchaft eines Lehrbuches habe?

Für den geographiſchen Unterricht fehlen übrigens Globen und Landkarten und andere Hilfsbücher. Das iſt rückſichtlich der ſloweniſchen Fächer an der Realſchule.

An Gymnaſien wiederholt ſich dasſelbe bezüglich des naturgeſchichtlichen Unterrichtes, weil auch da ein anderes Lehrbuch nicht beſteht, im Religionsunterrichte beſteht keine approbierte Schulausgabe der bibliſchen Geſchichte und kein Lehrbuch für Obergymnaſien, und auch hier muß auf die erforderliche Bewilligung des fürſtbiſchöflichen Ordinariats hingewieſen werden.

Rückſichtlich der lateiniſchen Sprache exiſtiert gleichfalls noch keine Grammatik mit Zugrundelegung der ſloweniſchen Sprache. Es wird auf eine bereits im Manuſkripte fertige Grammatik von Herrn Lad. Horvat — ich glaube Profeſſor in Neuſtadtl — hingewieſen. Allein ſie exiſtiert nicht und es iſt nicht bekannt, ob ſie, wenn ſie jemals zutage gefördert wird, die Bedingungen des Lehrbuchs zu erfüllen imſtande ſein wird; es fehlen übrigens Hilfsbücher, ſloweniſch-lateiniſche Wörterbücher, ein Handbuch für ältere Geſchichte, es fehlen genügende Klaſſikerüberſetzungen, es fehlt ein Handbuch der römiſchen Archäologie uſw. (Ruf: Das iſt klaſſiſch!)

Der § 6 aber verstößt offenbar gegen die Kompetenz des Landtages, weil er wirklich die Abänderung von Bestimmungen und Normen enthält, welche nur im Wege der Reichsgesetzgebung geschehen kann, nämlich über die bisher maßgebenden Normen im Unterrichtsfache.

Ich will dem Werte der Bücher, die ich genannt habe, durchaus nicht nahe treten, sie haben ihren Wert als Versuche; allein, ob sie die Bedingungen eines Lehrbuches erfüllen, darüber mögen nur kompetente Fachmänner ihr Urteil abgeben, welchem der Landtag unmöglich vorgreifen kann, indem ja der Landtag durchaus nicht in der Lage ist, den Wert und die Bedeutung dieser Bücher für den Schulunterricht zu prüfen und darüber ein Urteil abzugeben.

Was wäre die Folge der Annahme dieses Gesetzes, wenn es sanktioniert werden und ins Leben treten könnte? Durch die Annahme dieses Gesetzes würden Sie dekretieren, daß dieses eine Lehrbuch in der Geographie, dieses eine Lehrbuch in der Zoologie, dieses eine Lehrbuch in der Botanik Unterrichtslehrbuch sein müsse, weil, wenn dieser Gegenstand slowenisch vorgetragen werden soll und kein anderes Lehrbuch existiert, eo ipso nach diesem einen Lehrbuche vorgetragen werden muß.

Sie würden aber auch damit über etwas noch Unbekanntes, noch Ungeborenes dekretieren, nämlich über etwas noch nicht Bestehendes, von dem man noch

nicht wiſſen kann, ob es überhaupt erſcheinen und inwieweit es den Bedingungen genügen wird. Es wird freilich geſagt: „Schulbücher ſind nirgends früher gemacht worden, es muß vorerſt das Geſetz vorausgehen, dann wird das Buch gemacht.“

Das kömmt mir wirklich etwas ſonderbar vor, ob man durch die Geſetzgebung etwas erzwingen kann, was vielleicht eben nach der Bildung der Sprache, nach der Fähigkeit des Unternehmers oder aus irgend einem Grunde nicht möglich iſt, daß es geleiſtet werden könne. Es iſt ein Problem, welches die Mechaniker ſchon lange Zeit beſchäftigt: die Luftſchiffahrt. (Bewegung im Zentrum.) Man iſt noch nicht ſo weit gekommen, dieſe Frage in jenem Sinne zu löſen, daß ſie der Menſchheit nützlich werde, allein wenn es nur eines Geſetzes bedürfte, nun ſo möge man ein Geſetz über die Regelung des Poſt- und Polizeidienſtes bei der Luftſchiffahrt zuerſt dekretieren, dann wird die Luftſchiffahrt von ſelbſt ins Leben treten, dann iſt ſie in der nötigen Vollkommenheit erfunden und alle Schwierigkeiten beſeitigt. (Heiterkeit und Lachen im Zentrum.)

Ich muß wirklich geſtehen, der Verſuch, dieſes Geſetz aus dem Landtage hervorgehen zu laſſen, iſt nach meiner Anſchauung ein gefährlicher, weil er die Intereſſen der Jugend, der Hoffnung des Landes, weil er das materielle und geiſtige Wohl unſeres Volkes in Frage ſtellt.

Wenn man dieſe Gefahr erkennt und nicht dagegen ſeine Stimme erhebt, ſo beteiliget man ſich auch an einem wenig gewiſſenhaften Verſuche.

Ich würde mir daher, in Erwägung, daß jedes Geſetz die Beſtimmung hat, ausgeführt und befolgt zu werden, und daß es dem vorliegenden Geſetzentwurfe an den weſentlichſten Vorbedingungen der Ausführbarkeit gebricht, erlauben, nachdem eine motivierte Tagesordnung nicht vereinbart wurde, welche nach der eben ſtattgefundenen Beſprechung auf Annahme Hoffnung hätte, den einfachen Übergang zur Tagesordnung zu beantragen. (Rufe: Sehr gut!)

19. Sitzung vom 29. Dezember 1866.

Da wir nun am Schlusse dieser Landtagsperiode stehen, so erlaube ich mir einen flüchtigen Rückblick auf dieselbe. Als wir in das konstitutionelle Leben in der ersten Session dieses Landtages eintraten, standen wir ebenso auch unter den Nachwehen eines unglücklich geführten Krieges und unter großen, gärenden, ungelösten Verfassungsfragen wie jetzt.

Als wir im Jahre 1861 aus diesem Landtagssaale schieden, waren die allgemeinen Befürchtungen, die uns begleiteten, groß; aber es leuchtete uns die Hoffnung auf die Durchführung des konstitutionellen Lebens im Reiche. Und jetzt? Auch jetzt scheiden wir wieder mit großen Befürchtungen. Wo ich aber hinblicke, sehe ich keinen Hoffnungsstern leuchten, der Horizont ist allwärts noch umwölkt.

Es widerstrebt mir, die Wunden, an denen das Reich blutet, zu analysieren und auszumalen, wir alle fühlen tief die Bedrängnisse des Ganzen.

Es widerstrebt mir aber auch, den Stein der Anschuldigung einzig und allein auf die Staatsmänner

zu ſchleudern, die gegenwärtig das Staatsruder führen; denn im traurigen Sinne iſt durch eine lange Reihe von Jahren ihnen vorgearbeitet worden. Aber daß unter dieſen Staatsmännern gerade die gegenwärtige, in Öſterreich noch nie dageweſene Situation ſtattfinden konnte, darin ſehe ich doch noch etwas mehr als bloßes Unglück.

Der Staat iſt in früheren Zeiten von ſchwereren materiellen Bedrängniſſen, von größeren materiellen Verluſten heimgeſucht worden als jetzt; aber er hat ſich emporgeſchwungen, er hat ſich erhalten, er hat ſich zuſammengerafft und ſeine alte Größe wieder errungen.

Ich ſehe gegenwärtig das größte Bedrängnis in jener ſittlichen, moraliſchen Erſchütterung, die durch das ganze Staatsgebäude geht; ich ſehe dieſe in der Verkümmerung des ſtaatsrechtlichen Selbſtgefühls und Bewußtſeins, in dem Brachliegen der Keime zu einem neuen parlamentariſchen Aufſchwunge der Volkskraft (Bravo! Bravo! Dobro!), in der überhand nehmenden Vertrauens- und Glaubensloſigkeit, in dem Schwinden der Zuverſicht auf den nie erbleichenden Glücksſtern Öſterreichs.

Meine Herren! uns alle erfüllt gewiß darüber ein Schmerz, daß wir uns über eine der wichtigſten Lebensfragen des Reiches in dieſem hohen Hauſe nicht ausgeſprochen haben.

Während die Landtagsſäle ſo vieler Länder von den Adreßdebatten widerhallten, hat in unſerem Hauſe über jene Frage Stillſchweigen geherrſcht.

Doch wahrlich, meine Herren! nicht darum, weil wir von kalter Gleichgiltigkeit, von ſtumpfer Unempfindlichkeit über die allgemeinen Bedrängniſſe erfüllt waren, nicht, weil wir weniger als andere es fühlten, welcher Druck auf dem Reiche, auf den einzelnen Ländern derſelben laſtet (Bravo! Bravo! Dobro!), nein, andere Gründe traten hier mit ins Spiel.

Wir haben jahrelang einträchtig im Sinne unſeres Volkes, zum beſten unſeres Landes auf konſtitutionellem Boden gearbeitet. Leiſe Meinungsſchattierungen haben zwar damals ſchon vorgewaltet, die einen hatten eine gewiſſe Vorliebe für den Oktober, die anderen hatten ehrlich den Februar akzeptiert. Der Staatsakt vom 20. September v. J. brachte jedoch dieſe Meinungsſchattierungen zu einem grelleren Gegenſatze. (Abgeordneter Kromer: Sehr wahr!)

Es iſt den Herren erinnerlich, daß darüber von beiden Standpunkten aus, die in dieſem Hauſe vertreten waren, ein heftiger Kampf entbrannte, weil die einen auf die eröffnete und in Ausſicht geſtellte „freie Bahn" mit Vertrauen eintraten und dort jene Änderungen in der Verfaſſung erzielen wollten, welche ihnen wünſchenswert ſchienen, während die anderen an dem Boden der beſtandenen Februarverfaſſung feſthielten und von dieſem

Boden aus ihre Wünsche und Ziele zu erreichen hofften. Es ist den Herren auch erinnerlich, welches das Schicksal der Debatte war. Es fiel der Antrag auf eine Vertrauens- und Zustimmungsadresse; es fiel aber auch der Antrag auf eine Ablehnungs- und Verwahrungsadresse. Diese beiden Parteistandpunkte werden wir noch immer gewahr. Ich glaube, keine der Parteien ist ihren Prinzipien untreu geworden, sie stehen sich in gleichmäßiger Stärke einander gegenüber. Vielleicht sind die einen in ihren Befürchtungen seither bekräftigt, die anderen in ihren Hoffnungen seither enttäuscht worden! (Dr. Toman: Leider!) Vielleicht ist bei diesen auch das Vertrauen in die Männer gesunken, welche ein hochherziges kaiserliches Wort auszuführen hatten.

Wenn wir heuer wieder jene Kämpfe aufgenommen hätten, so wäre es höchst wahrscheinlich wieder zu demselben Resultate gekommen, es wäre ein neuer erbitterter Kampf mit Aufregung und Leidenschaft geführt worden, und der Erfolg wäre entweder gar keiner oder ein Erfolg soviel als keiner gewesen, wenn man das parlamentarische Glücksspiel gespielt und mit einer Majorität von wenigen Stimmen irgend einen der Anträge durchgebracht hätte. In diesem Zeitpunkte aber, meine Herren! glaube ich, kann der Ausspruch eines Landtages, wie der unsere, nur dann von Nachdruck und nachhaltiger Wirkung sein, wenn er, wenn nicht ein-

ſtimmig, doch mit größtmöglicher, imponierender Majorität gefaßt wird. (Abgeordneter Coſta und Dr. Toman: Sehr richtig! Sehr gut!)

So wie die Dinge jetzt ſtehen, meine Herren! glaube ich, hätten wir uns in dem Negativen einigen, in dem Poſitiven aber wieder ſcheiden müſſen; über den Leidensdruck, der auf dem Staate laſtet, wären wir wohl einig geweſen; über die Mittel und Wege aber, die einzuſchlagen wären, um Abhilfe und Heilung zu bringen, wären wir gewiß wieder auseinandergegangen.

Ich möchte aber doch auf eines noch hinweiſen. Eine der brennendſten Fragen iſt wohl die des konſtitutionellen Verhältniſſes der Oſthälfte des Reiches zur Geſamtheit, nämlich die Frage des Ausgleiches.

Darin, meine Herren, glaube ich aber wohl, daß wir eine Einſtimmigkeit in der Anſchauung erreichen, daß eine ſchroffe Perſonalunion, ein ſtarrer Dualismus im Staatskörper nicht von deſſen Geſundheit zeugen könne. (Lebhafte Dobro- und Beifallsrufe. Dr. Toman: Das ſollte unſer Beſchluß ſein!)

Mir ſcheint ein Staatskörper nicht geſund, welcher auf der Doppelkrücke des Dualismus ſeiner allmählichen Auflöſung entgegenſchwankt (Bravo!); ich kann mir einen ſtaatsmänniſchen Heilplan nicht denken, welcher a priori auf die Amputation, auf die Verſtümmelung ausginge. (Dr. Bleiweis: Dobro!) Es kann dazu die Notwendigkeit eintreten, wenn Zeit und Obſorge verſäumt worden iſt,

allein dann ist eine solche Operation doch immer ein Symptom und Stadium der allmählichen Auflösung (Bravorufe!). Ich kann mir einen staatsmännischen Heilplan nur in der Weise denken, daß er in dem Staatskörper eben auch den edlen, gesunden Bau des menschlichen Körpers vor Augen hat.

Soll und muß irgend ein Maß von Dualismus sein, so soll und kann es kein anderer sein wie jener, der sich im Baue des menschlichen Körpers darstellt, welcher zwar auch zweiarmig ist, dessen beide Arme aber der Willenskraft eines Geistes, dem Pulsschlage eines Herzens gehorchen. (Lebhafter Beifall und lebhafte Zustimmung von allen Seiten des Hauses.) Staatsrechtlich sehe ich die Form hiefür nur, nachdem der Absolutismus abdiziert hat, in der gemeinsamen parlamentarischen Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten in einem und demselben Reichsorgane (Dr. Costa: Ganz richtig!). Über das Plus und Minus, über das Maximum und Minimum will ich mich hier in keine Erörterung einlassen (Beifall); das aber ist meine innigste Überzeugung, daß, wenn Österreich noch als Großmacht leben will, es eines gewissen Maßes von Zentralisation, von Konzentrierung der sittlichen und geistigen Volkskraft nicht entbehren kann. (Zustimmungsrufe.) Wer Österreich will, muß auf dieser Grundbedingung seiner Lebensfähigkeit bestehen. (Bravo!)

Wie gesagt, über das Maß spreche ich mich nicht aus; denn ich möchte nicht im Momente, wo wir daran

gehen, unſere Diskuſſionen zu ſchließen, eine neue Diskuſſion provozieren.

Nachdem ich, ſo weit es einem Individuum möglich iſt, auch in dieſer Auseinanderſetzung des Standpunktes eines Parteimannes mich möglichſt entäußert zu haben glaube, erlauben Sie mir jetzt auf ein Terrain überzugehen, auf welchem noch gewiſſer zwiſchen uns allen vollſtändige Einmütigkeit und Einigkeit herrſchen wird, und wo ich glaube, meine Stimme als Stimme des geſamten Landtages erheben zu dürfen, weil es ſich hier um Erfüllung einer Dankespflicht, um Anerkennung von Verdienſten handelt. Ich glaube, meine Herren, wir vereinigen uns alle in dem Ausdrucke des Dankes gegen die bisherige Leitung unſeres Landtages; in dankbarer Anerkennung, glaube ich, können wir uns gegen den edlen Mann, der mit Biederſinn und Ausdauer, mit Unparteilichkeit und milder Güte durch die größte Zeit dieſer Landtagsperiode unſere Verhandlungen geleitet hat und zum allgemeinen Bedauern vom Schauplatze abgetreten iſt, nämlich gegen den geweſenen Herrn Landeshauptmann vereinigen. (Lebhafte Zuſtimmung im ganzen Hauſe.)

Ich glaube, aber auch einſtimmig vereinigen wir uns im Danke ſeinem würdigen Nachfolger, dem gegenwärtigen Herrn Landeshauptmann, gegenüber, welcher (zu dem von ſeinem Sitze ſich erhebenden Präſidenten gewendet) mit loyaler Gewandtheit und Umſicht uns in dieſer

Session durch die Klippen der Debatten durchgesteuert hat. (Lebhafter Beifall.) Ich glaube, wir vereinigen uns auch in dem Danke gegen den Herrn Landeshauptmann-Stellvertreter, welcher, ein rechtserfahrenes und arbeitstüchtiges Mitglied des Landesausschusses, davon so glänzende Proben dem Hause abgelegt hat. (Bravo!) Wir danken allen Mitgliedern des Landesausschusses für die so ersprießliche Förderung der diesem Hause obliegenden Arbeiten.

Ich erlaube mir auch bei diesem Anlasse zweier aus dem Landesausschusse geschiedener Männer zu gedenken; für den einen, den Krankheit von seinem Wirken dortselbst entfernt hat, vereinigen wir uns in dem Wunsche seiner baldigen Wiedergenesung und daß er dem Lande wieder zu neuer Tätigkeit geschenkt werde, von der so glänzende und gediegene Denkmale in unserem Archive aufbewahrt sind. (Dobro! Bravo!) Zollen wir auch ein wehmütiges Andenken dem dahingeschiedenen ehemaligen Vorstande dieser Stadtkommune, welcher in unermüdlicher und versöhnlicher Weise im Landesausschusse gewirkt hat.

Und nun, meine Herren, nachdem wir in einer schwülen Gewitteratmosphäre, bei merklichem Wetterleuchten am fernen europäischen Horizonte, uns zum Abschiede die Hände reichen, ohne den Ruf „Auf Wiedersehen!“ beifügen zu können, vereinigen wir uns in dem einen Wunsche und Rufe: Gott schütze und

segne unser geliebtes Heimatland Krain, Gott schütze und erhalte unser großes Vaterland Österreich und lasse es die richtigen Wege wandeln zur Einheit und Freiheit, zum alten Ruhme und zur alten Macht! (Stürmischer Beifall, begeisterte Dobro- und Slava-Rufe.)

Herrenhaus des Reichsrates.

20. Sitzung vom 5. Juni 1867.

Es ist für einen Berichterstatter eine schwere Aufgabe, nach einer so eingehenden Diskussion die natürlich schon zur Neige gehende Aufmerksamkeit des Auditoriums noch einigermaßen festzuhalten.

Er muß daher trachten, Wiederholungen zu vermeiden, bereits Widerlegtes nicht abermals widerlegen zu wollen und sich darauf beschränken, allgemeine Gesichtspunkte zusammenzufassen, Gesichtspunkte, welche eben der Arbeit zugrunde liegen, die er zu verteidigen hat.

Es wird mir dies dadurch erleichtert, daß von sämtlichen Herren Vorrednern, jene Herren, welche auf einem ganz entschieden andern Standpunkte stehen, ausgenommen, den Grundsätzen, dem Wesen der Adresse nicht entgegengetreten worden ist, ja daß sogar Teile der Adresse die Zustimmung von prinzipiellen Gegnern unseres Standpunktes erhalten haben.

Das halte ich fest und spreche es aus, daß in der Kommission, wie stets in dem hohen Hause, die groß-

österreichische erhebende Staatsidee mit Wärme, Begeisterung und Hingebung fest und aufrecht erhalten worden ist. Es ist uns zuerst die Kompetenzfrage über die Berechtigung des gegenwärtigen Reichsrates, in Verfassungsfragen zu beschließen, entgegengetreten. Die Kommission hat sich darüber keinem Zweifel hingegeben, sie hofft es, daß auch das hohe Haus sich ihrem Standpunkte anschließen werde. Die eigentliche Rechtsfrage ist von Männern von Fach in eingehendster Weise erörtert worden. Ich bin nicht Jurist von Fach, aber ich bin mir eines sehr lebendigen Rechtsgefühls bewußt. Dieses Rechtsbewußtsein nun sagt mir, daß ich mich vollkommen im Einklange befinde mit einem Fundamentalsatz des konstitutionellen Staatsrechtes, wenn ich die Februarverfassung formell in ihrem ganzen Umfange noch für aufrechtstehend halte, daß diese Verfassung solange von Bestand ist, solange sie nicht im verfassungsmäßigen Wege geändert worden ist; denn jener Fundamentalgrundsatz spricht es aus, daß die durch die Verfassung begründete Rechtsordnung nicht einseitig umgestoßen, abgeändert oder aufgehoben werden kann.

Die Verfassung ist von Sr. Majestät gegeben und von den Völkern mit Ausnahme jener der ungarischen Krone freudig akzeptiert, in Besitz genommen und jahrelang ausgeübt worden.

Mein Rechtsbewußtsein sagt mir, daß durch Nichtannahme seitens der Ungarn das den diesseitigen

Ländern verliehene Recht nicht geschmälert werden kann, daß es auch in bezug auf die Kompetenz ihres Vertretungskörpers, nämlich dieses Reichsrates, aufrecht bestehe, und zwar namentlich in allen diesen Ländern gemeinsamen Angelegenheiten, wozu gewiß in erster Linie auch die notwendige Ordnung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn gehört. Ebensowenig wie durch das Wegbleiben einzelner Mitglieder in einem Repräsentativkörper die Beschlußfähigkeit annulliert wurde, ebensowenig konnte in dieser Beziehung das Wegbleiben der Ungarn auf die Rechte der diesseitigen Länder schmälernd einwirken.

Mein Rechtsbewußtsein sagt mir aber auch, daß die Aufrechterhaltung und das feste Beharren auf dem Boden der Februarverfassung zu dem Ausgleiche notwendig sei, weil gerade dadurch die Eigenschaft voller Gleichberechtigung auch des diesseitigen Kompaziszenten begründet ist und über jeden Zweifel erhaben bleibt — denn in diesem Reichsrate sind mit beschließender Mitwirkung die gesamten außer Ungarn befindlichen Länder auch ihrem formellen Rechte nach vertreten.

Befremdend mußte es mir sein, innerhalb dieses Vertretungskörpers selbst dessen Kompetenz bestritten zu sehen, und zwar gerade in einem Momente, wo das Vaterland für die Lösung wahrhaft patriotischer Aufgaben unsere ganze Hingabe in Anspruch nimmt, wo von der Regierung selbst dieses Verfassungsrecht feier-

lichst anerkannt und uns die Lösung verfassungsmäßiger Aufgaben von ihr selbst übertragen worden ist, von der Regierung, welche ausdrücklich von der Befestigung dieser Grundgesetze durch die allerhöchste Thronrede gesprochen hat und welcher wir für das Rücklenken auf die Bahn wahrer Verfassungsmäßigkeit zu Danke verpflichtet sind.

Ein Abgehen von diesem Rechtsboden, auf welchem wir stehen, und ein Zurückgreifen auf ein älteres, durch die Februarverfassung bereits antiquiertes Staatsrecht würde gerade die Gefahr, die wir Ungarn gegenüber hervorgehoben haben, über alle einzelnen Königreiche und Länder diesseits der Leitha heraufbeschwören, Länder, welche ihre ältere Eigenberechtigung freiwillig zugunsten der Gesamtheit aufgegeben haben, indem sie von dem durch Se. Majestät verliehenen Verfassungsrechte durch die Beschickung des Reichsrates Gebrauch gemacht haben und noch machen. Es ist darin keine zwangsweise, sondern eine tatsächliche freie Zustimmung zu erkennen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß durch das Wegbleiben der Vertreter Ungarns und durch die Nichtannahme der Februargesetze für die Länder der ungarischen Krone nicht eine sehr bedauerliche und wesentliche Lücke in unserem Verfassungsleben geschaffen sei, eine Lücke, welche der Abänderung und Abhilfe im verfassungsmäßigen Wege dringendst benötigt. Wie ich

bereits hervorgehoben habe, stehen bezüglich des Adreßentwurfes zwei prinzipielle Gegensätze sich gegenüber, nämlich jener der Anerkennung der Verfassungsmäßigkeit des Reichsrates und jener der Bestreitung seiner Kompetenz zu verfassungsrechtlichen Fragen. Von den meisten Vorrednern, wie bereits erwähnt, ist dem Standpunkte der Kommission ein zustimmendes Votum erteilt worden. Allein es sind von denselben auch Bemerkungen ausgesprochen worden, welche sich darauf beziehen, daß gewisse Gegenstände und Verhältnisse, wie die traurige Finanzlage, die verfassungswidrige Finanzwirtschaft, die geistlichen Angelegenheiten, die freiheitlichen Interessen, die Wehrverfassung, die Justizreform usw. im Adreßentwurf nicht genügend hervorgehoben und betont worden sind.

Die Kommission mußte sich hiebei vor Augen halten, daß alle diese Gegenstände in näherer oder fernerer Zeit unausbleiblich der Behandlung des Reichsrates werden unterzogen werden. Sie konnte sich aber die Schwierigkeit nicht verhehlen, im vorhinein ohne den Geist und Inhalt dieser Vorlagen zu kennen, ein der seinerzeitigen Verhandlung gewissermaßen präjudizierendes Programm jetzt schon auszusprechen und der Annahme des hohen Hauses zu empfehlen. Diese Angelegenheiten werden vor das hohe Haus treten, und dann wird der Moment sein, wo jeder den Standpunkt, den er einnimmt, seinen Freisinn, seinen Patrio-

tismus, seine Rechtsachtung, seine Sachkenntnis hinlänglich bewähren und betätigen können wird.

Ich muß nur noch darauf aufmerksam machen, daß einer Adresse auch eine gewisse räumliche Begrenzung angewiesen ist, welche nicht gestattet, de rebus omnibus et quibusdam aliis zu reden.

Von einem Vorredner ist der Adresse der Vorwurf gemacht worden, sie enthalte einen Widerspruch darin, daß der Ausgleich bereits als Tatsache hingestellt wurde und doch zugleich wünschenswerte Ausgleichsbedingungen aufgestellt worden sind. Dieser Widerspruch liegt nicht in der Adresse, sondern er liegt in der Sachlage, welche klar wird, wenn man sich gegenwärtig hält, daß allerdings im historischen Sinne bereits gegebene Tatsachen vorliegen, daß diese Tatsachen aber noch nicht im rechtlichen Sinne, im juristischen Sinne für uns vollendete Tatsachen geworden sind, daß eben auch das mit Ungarn getroffene Abkommen, um auch für die diesseitigen Länder vollkommen rechtsgiltig und bindend zu sein, noch immer der freien, verfassungsmäßigen Zustimmung der diesseitigen Reichshälfte bedarf. Die Bedingungen sollten nur in allgemeinen Umrissen andeuten, auf welchen Grundlagen zu hoffen sei, daß der anzustrebende Ausgleich für beide Teile ein befriedigender, dauernder und haltbarer sein werde.

Die früher von mir erwähnten Detailfragen aber hängen großenteils mit der Frage, welche das Haupt-

moment sowohl in dem Adreßentwurfe als in der Diskussion bildet, auf das innigste zusammen.

Ich gehe demnach auf diesen Hauptgegenstand, nämlich die staatsrechtlichen Beziehungen zwischen den Ländern diesseits und jenseits der Leitha über.

Das hohe Herrenhaus hat jederzeit sich dem Ausgleiche freundlich erwiesen, dessen Notwendigkeit anerkannt und die Lücke in unserem Verfassungswesen als eine fühlbare bezeichnet, nur nahm es Anstand um jeden Preis auf den Ausgleich einzugehen.

Das hohe Haus verkannte nicht das Gewicht, welches in dem bedeutungsvollen Fernbleiben einer so namhaften und achtbaren Zahl von Dissidenten liegt. In einer früheren Zeit glaubte man den Ausgleich unmittelbar auf dem Boden der Februarverfassung erreichen zu können, welche ja doch ein gewisses Maß von Dualismus enthält und in dieser Beziehung den vorausgegangenen historischen Verhältnissen Rechnung zu tragen bestrebt war.

Diese Hoffnungen sind jedoch durch eingetretene Verhältnisse und Tatsachen vereitelt worden.

Die Frage des Ausgleiches mit Ungarn scheint mir nebstdem, daß sie eine Rechtsfrage ist, zu gleicher Zeit auch vorwiegend eine Frage von politischer Bedeutung und in diesem Sinne eine Machtfrage zu sein. Die Länder der ungarischen Krone sind an das allerhöchste Kaiserhaus gediehen, als dieses sich noch im

Besitze der deutschen Kaisermacht befand, unter deren Schutz die Länder Ungarns ihre damals so vielseitig bedrohte Sicherheit zu stellen suchten.

Es ist begreiflich, daß die letzten Katastrophen, und namentlich unser Ausscheiden aus dem deutschen Verbande, in der entgegengesetzten Richtung wirken mußte. Ich glaube, daß das, was hier im Hause bereits namhaft betont worden ist, nämlich daß Ungarn Österreichs ebenso dringend nötig bedürfe als Österreich Ungarns, daß diese Wahrheit gewiß dem Blicke und den Erwägungen der ungarischen Staatsmänner nicht entgangen ist, allein im Gesamtleben und Bewußtsein des ungarischen Volkes scheint dieser Gedanke noch nicht zu jener überzeugenden Kraft erwachsen zu sein, daß die ungarischen Staatsmänner den gegenwärtigen Augenblick für geeignet finden, die Notwendigkeit dieser gegenseitigen Verbindung auch schon in einer einheitlichen staatsrechtlichen Form zum Ausdrucke bringen und ins Leben rufen zu können.

Wenn ich nun den Anschluß Ungarns an unser Verfassungsleben ins Auge fasse, die Lösung der Frage als die einer Machtfrage ansehe, so muß ich doch vor allem mich um die Machtmittel umsehen; es ist selbstverständlich, daß es physische Mittel, daß es aber auch moralische Mittel gibt. Ebenso selbstverständlich aber ist es, daß man zur Gründung eines Verfassungsbaues, welcher auf freiheitlichen Grundlagen beruhen soll, sich

militärischer oder bureaukratischer Zwangsmittel nicht bedienen darf und kann, um diejenigen, die in diesen Bau nicht eintreten wollen, mit Gewalt dazu zu nötigen.

In jener Periode, in welcher durch eine zweckmäßige Aktion, durch eine Fruchtbarmachung des konstitutionellen Prinzipes im Wege der Legislative diesseits, im standhaften und versöhnlichen Ausharren auf unserem Verfassungsboden doch eine gewisse unbestrittene Anziehungskraft auch auf die Ungarn ausgeübt werden konnte, in jener Periode ist dem Königreiche Ungarn nicht einmal das entsprechende Organ geboten worden, um seine Ausgleichsanträge zu stellen. Zu meiner persönlichen Genugtuung darf ich darauf hinweisen, daß ich auch in jener Periode auf diese Unterlassungssünde aufmerksam gemacht habe. Und doch wäre es ungerecht, zu behaupten, daß in dem Momente des Schlusses der letzten Session die Ausgleichsbedingungen nicht viel günstiger gestanden wären als in diesem Momente, vorausgesetzt, daß der Mann großen Einflusses in Ungarn auch damals jenen Einfluß hatte wie jetzt. Ich erinnere an ein damals in allen Kreisen bekannt gewordenes, in Pest formuliertes Ausgleichsprogramm. Das ist nun jetzt dahin.

Es sind Ereignisse und Katastrophen eingetreten, welche auf die Machtfrage ebensowohl in physischer als moralischer Beziehung aufs tiefste eingewirkt haben.

Aber dem zermalmenden Schlage, welcher das Reich getroffen, war ein ſtaatsrechtliches Königgrätz vorausgegangen in dem beklagenswerten Siſtierungsakte.

Ich ſehe davon ab, daß man durch die Art und Weiſe, wie man einſeitig unſer Verfaſſungsleben beiſeite ſchob, den an ihrer Rechtskontinuität feſthaltenden Ungarn gegenüber die Anziehungskraft, die das diesſeitige Verfaſſungsleben auf ſie üben konnte, gründlichſt untergraben hat.

Die Staatsmänner, welche die Verfaſſung ſiſtierten, haben ſich ſelbſt eines großen Vorteiles begeben, welcher gewiſſermaßen in dem ſtaatsrechtlichen Feſtungsvierecke unſeres Verfaſſungsrechtes beſtand, und von welchem aus ihnen die Verhandlungen mit Ungarn gewiß weſentlich erleichtert worden wären; denn man verhandelt am beſten und erfolgreichſten aus feſten Poſitionen, nicht aber auf dem offenen Felde der ſogenannten freien Bahnen.

So iſt es gekommen, daß die Vorlage des Oktoberdiploms und das Februarſtatut von den ungariſchen Ländern in entſchiedener Weiſe abgelehnt wurde.

Ebenſo entſchieden iſt es in dem bereits zitierten § 30 des Elaborats ausgeſprochen, daß Ungarn auch ein einheitliches Organ zur parlamentariſchen Behandlung der gemeinſamen Angelegenheiten nicht anerkennen, hierauf nicht eingehen wolle, und es iſt damit auch für die Feſthaltung dieſes letzten Einheitsbandes vorläufig keine Hoffnung gegeben.

Ich muß an dieser Stelle einen Irrtum berichtigen, indem einer der Herren Vorredner am vorgestrigen Tage der Adresse vorwarf, dieselbe spreche Bedingungen aus, die eigentlich nicht erfüllt werden können, und spreche namentlich von einer gemeinsamen Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten.

Das ist tatsächlich nicht der Fall; die Adresse enthält die vorsichtigste und elastischeste Formulierung des diesbezüglichen Anspruches und in entgegenkommender Weise den uns bekannt gewordenen Wünschen Ungarns gegenüber.

Es ist nämlich an jener Stelle der Adresse nicht von einem einheitlichen Verfassungskörper die Rede, sondern von einem konstitutionellen Organismus der Verfassungskörper, welcher die Geschäftsbehandlung erleichterte und zugleich die Zusammengehörigkeit der Länder festhalten möge.

So stehen uns nun gegenwärtig zwei Wege offen, zwei Wege des Dualismus, nämlich jene gemäßigte staatsrechtliche Form einer Art Realunion, welche von Ungarn proponiert wird, oder die starre Personalunion.

Ich brauche es nicht auszusprechen, daß ich ein gewisses Maß von Konzentrierung der intellektuellen und physischen Nationalkräfte für den Bestand und die Machtstellung der modernen Staaten für unerläßlich halte, der Machtstellung, die nicht nur in der einen Beziehung wertvoll ist, daß sie die Kraft des Staates

repräsentiert, sondern auch in der andern, daß sie die konstitutionellen Rechte, die Güter geistigen und materiellen Fortschrittes, kurz alle Güter, welche die Nationen frei, reich und zufrieden machen, zu wahren und zu schützen in der Lage ist.

Ich würde daher von jenem Standpunkte aus die uns in Vorschlag gebrachte Staatsform wohl nicht unbedingt billigen können, allein man darf darüber nicht blind sein, daß, um dem fortschreitenden Siechtume in unserem Staatsleben ein Ende zu machen, infolge von Unglücksfällen, von versäumter Gelegenheit, von vernachlässigter Pflege und Obsorge vielleicht, die Notwendigkeit einer Operation auf Tod und Leben eingetreten ist, bei welcher man den möglich tragischen Ausgang sich zwar nicht verhehlen, aber auch die Hoffnung auf ein neues und gestärktes Leben nicht aufgeben darf. Man trachtet den Schmerz eines solchen Momentes zu lindern in der Aussicht auf eine künftige dauernde Genesung und bleibende Gesundheit.

In diesem Sinne müssen wir auch hoffen, daß auf jenem uns gezeigten Wege das erreicht werde, was das mächtige Staatsinteresse und die Zusammengehörigkeit aller seiner Teile aufs dringendste zu fordern berechtigt ist.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß bei der uns gegenübertretenden Alternative der eine uns zuerst dargebotene Weg jener ist, welcher die meisten Chancen

bietet, um unter dieſen Verhältniſſen zu einer befriedigenden Löſung der großen Frage zu gelangen. Wir können auch nicht verkennen, daß, wie es bereits auch angeführt worden iſt, die völlige Reichseinheit faktiſch und praktiſch bis zur Stunde doch noch nicht exiſtiert hat. Vor dem Jahre 1848 erfreute ſich Ungarn einer Konſtitution, während diesſeits die autokratiſche Gewalt die Zügel führte und eben durch den Beſitz der Gewalt in der Lage war, die notwendige Vermittlung zwiſchen den beiden gegenüberſtehenden Syſtemen ins Leben zu führen.

Seit der Einführung des Verfaſſungslebens diesſeits war jenſeits ein abſolutiſtiſches Interregnum, während wieder ſeit der Siſtierungspolitik das Verhältnis zu unſern Ungunſten umgekehrt war und diesſeits die abſolute Gewalt wieder an das Ruder getreten iſt, während jenſeits der verfaſſungsmäßige Boden eingeräumt wurde. Alſo in dieſer Beziehung kann es nur ein Fortſchritt zum Beſſeren genannt werden, wenn diesſeits und jenſeits gleichzeitig konſtitutionelle Zuſtände ins Leben treten und das Verfaſſungsrecht beider Teile begründet wird.

Der Dualismus erſcheint mir nicht als eine korrekte, auf die Dauer mögliche Staatsform, aber dieſe kann ſehr wohl eine Übergangsform ſein zu der beiden Teilen wünſchenswerten Union. Es iſt das Beiſpiel von Großbritannien angeführt worden, allein auch hier iſt,

abgesehen von den günstigen Verhältnissen geographischer Lage, doch ins Auge zu fassen, daß die Union längerer Zeit bedurfte, bis sie zu ihrem gegenwärtigen Bestand gelangte.

Es ist die neuerlich zentralistische und konzentrierende Bewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Sprache gebracht worden, allein dabei darf man denn doch nicht vergessen, daß im Momente der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten in ihrer ersten Geschichte auch die Verfassung der Union nicht gleichzeitig von allen Seiten anerkannt worden ist, sondern daß einzelne der Staaten erst nach Jahren derselben beigetreten sind. Wollen wir auch, und wo möglich in kürzerer Frist, auch unsererseits die Erreichung desselben uns kräftigenden und stärkenden Unionszieles hoffen.

Die Kommission des hohen Hauses hat sich im Adreßentwurfe auf den Boden der Tatsachen gestellt, in dem Sinne, welchen ich anzudeuten bereits die Ehre hatte; sie hat ihre Besorgnisse, wie es ihre Pflicht erheischte, offen dargelegt, sie hat für jene Tatsachen, welche ohne unsere Mitwirkung zustande gekommen sind, jede Verantwortlichkeit abgelehnt, sie hat aber auch unsere Bereitwilligkeit ausgesprochen, auf die Vergleichsverhandlungen einzugehen.

Jedoch hat sie für diese Verhandlung das dem Reichsrate zustehende, verfassungsmäßige, freie Zustim-

mungsrecht vorbehalten, für die Interessen und Rechte der diesseitigen Länder einstehen zu können. Die Kommission glaubte hiemit im Sinne des hohen Hauses vorgegangen zu sein, indem in dieser Weise die loyale Pflicht gegenüber Thron und Volk erfüllt wird. Auch für den Ausgleich mit Ungarn wird die offene Sprache der Adresse von keinem Eintrage sein; Ungarns Vertreter werden es zu würdigen wissen, daß wir Bedenken gegen die objektive Sachlage geäußert, dadurch aber nicht ein Mißtrauen gegen den andern Kompaziszenten ausgesprochen haben. Indem wir in diesem Sinne an das Ausgleichswerk gehen, glaube ich, daß wir weder mit Leichtsinn noch mit Eigensinn vorgehen; wir glauben, daß wir uns im kompakten Zusammenhang mit dem andern Hause des Reichsrates befinden, worauf wir gerade in diese Frage großen Wert legen müssen.

Und ich glaube, daß wir uns im großen und ganzen dem Programme anschließen können, welches jenes Haus anstrebt und ein verehrter Staatsmann in die Worte zusammengefaßt hat: „Nicht rückwärts, sondern vorwärts."

In der Achtung für fremde Rechte hoffen wir die beste Gewähr für die Aufrechthaltung unserer eigenen Rechte zu finden.

Es ist im Hause von einer Seite der Vorwurf gemacht worden, daß gewisse Dinge in der Adresse zu schroff behandelt worden sind, während gerade auf der

andern Seite wieder der Tadel ausgesprochen wurde, die fraglichen Verhältnisse seien nicht scharf genug, nicht stark genug betont worden.

Ich glaube, es kann für die Kommission in diesen entgegengesetzten Urteilen die Beruhigung liegen, daß sie den richtigen Mittelweg getroffen hat, auf welchem man ohne Verleugnung seines individuellen Standpunktes sich zu vereinigen vermochte.

Es ist von verehrten Vorrednern das Bild des Staatsschiffes gebraucht worden, welches gegen Sturm und Kampf zu ringen habe; ich nehme dieses Gleichnis auf und erinnere mich in dieser ernsten Stunde an das Wort eines sieghaften Seehelden, dessen Mahnwort mit einer geringen Veränderung auch für uns anwendbar ist, nämlich: Österreich erwartet, daß der Reichsrat seine Schuldigkeit tue. (Bravo!)

Beim Übergange zur Spezialdebatte möchte ich mir an die geehrten Mitglieder der hohen Versammlung eine vorläufige Bitte erlauben. Es ist manches in der Generaldebatte berührt worden, was in die Spezialdebatte gehört und worüber ich mir das Wort am geeigneten Orte in der Spezialdebatte vorbehalten würde, allein es ist auch am Schlusse der Rede eines verehrten Gegners auf einen Gegenentwurf hingewiesen worden, der, nachdem er in Vieler Hände gelangt ist, namentlich auch in die meinen, von mir, als Berichterstatter, nicht ganz ignoriert werden darf. Dieser Ent-

wurf geht von einem ganz andern Standpunkte aus als jener, welchen die Kommission eingehalten hat. Er stellt in Abrede, daß der verfassungsmäßige Reichsrat hier versammelt ist, und stellt sich auf den Boden, welcher durch den außerordentlichen Reichsrat festgestellt werden sollte. In dieser Richtung ist allerdings ein Anachronismus, eine Verwechslung des Datums eingetreten, da dieser Entwurf nach meinem Erachten aus dem verfassungsmäßigen Reichsrate kaum hervorgehen kann.

Allein ich mache aufmerksam auf den Gegensatz der Prinzipien, welcher eine Verschmelzung durchaus nicht gestattet.

Es stehen uns, nachdem der Gegenentwurf im ganzen nicht vorgetragen wurde, aus demselben hervorgehende Amendements in Aussicht und da möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß durch die Aufnahme von derlei Amendements, durch die Verquickung zweier gegenüberstehender Prinzipien und Gegensätze doch eine Adresse von etwas monströser Gestalt zutage kommen würde. Ich würde es sogar für vorteilhafter, obwohl sehr bedauerlich halten, wenn die von der Kommission vorgelegte Adresse im ganzen verworfen würde, als wenn sie durch Einmengen ihr nicht zugrunde liegender Prinzipien korrumpiert würde. (Beifall.)

21. Sitzung vom 29. November 1867.

Es ist ein Akt patriotischer Selbstüberwindung der Majorität der Kommission, Ihnen eine Vorlage zu bringen, mit welcher sie in mancher Beziehung, vornehmlich prinzipieller Art, sich nicht unbedingt einverstanden erklären konnte. Nicht minder schwer ist die Aufgabe eines Berichterstatters, und auch er muß sein Maß von Selbstverleugnung üben. Die Majorität der Kommission steht prinzipiell auf dem reichs- und staatseinheitlichen Standpunkte, welchen die Minorität einnimmt; wenn sie sich scheinbar davon entfernte, so sind hiezu vor allem die praktischen Interessen, die baldige Lösung der Aufgaben, die uns geboten sind, die Veranlassung.

Wir befinden uns einer nicht von uns geschaffenen unabänderlichen Situation gegenüber; da ist es Aufgabe des Patrioten, sie, soviel er vermag, zum Gemeinwohle, zum Heile der Gesamtheit zu gestalten und nutzbar zu machen.

Dem Antrage der Minorität, insoweit er vornehmlich die reichseinheitlichen Beziehungen ins Auge

faßt, steht momentan gegenüber, daß gerade in diesem Augenblicke seine Voraussetzungen fehlen. In einer Art halben Exils befindet sich die Reichseinheit in die Delegationen verwiesen; wir haben aber Exilierte in Würden und Ansehen wiederkehren gesehen, gereift durch die Erfahrungen des praktischen Lebens, geläutert durch die Reibungen mit demselben.

Wenn die Reichseinheit aus ihrem Exil wiederkehren sollte, so wird es gewiß geschehen an der Hand der Eintracht und an der Hand der Freiheit. Dies werden auch die Leitfäden sein, welche zentrifugale Bewegungen des Augenblickes zur Einheit zurückführen.

Wenn es möglich wäre, die Bewegungen des Staatslebens einfach durch Gesetze und Paragraphe zu normieren, so würde ich keinen Augenblick Anstand nehmen, unbedingt dem Antrage der Minorität beizupflichten. Allein das Staatsleben folgt nicht den Gesetzesparagraphen, sondern diese müssen sich schmiegen an das gewohnte Staatsleben. Daß starre Theoreme allein nicht zu einer glücklichen Lösung der uns gegebenen Aufgabe führen, das hat bereits die Erfahrung sattsam bewiesen.

Es liegen uns Kompromisse vor, nicht nur ein Kompromiß der Regierung mit dem andern Hause, sondern in diesem auch ein Kompromiß der Vertreter der einzelnen Länder und Völker untereinander, und das ist eine gewichtige Tatsache, welche uns glauben

und hoffen läßt, daß das gemeinsam beschlossene Werk lebensfähig und von Dauer sein werde. Auch rücksichtlich der einheitlichen Bedürfnisse des Reiches glaube ich doch die Hoffnung aussprechen zu können, daß das, was auf dem Wege des Zwanges nicht gelingen wollte, auf dem Wege der Freiheit und ihrer Entwicklung gelingen werde. (Bravo! Bravo!)

Die großen Lebens- und Verkehrsverhältnisse, welche selbständige Staaten zusammenführen und innigere Verbande knüpfen, die werden doch wahrlich den einzelnen Völkern und Ländern des Reiches nicht unerfaßbar bleiben, nicht unfruchtbar sein.

Wenn ich auch der Ansicht bin, daß wir dem Kompromiß, wie er geschlossen worden ist, nicht entgegentreten und ihm Rechnung tragen sollen, so möchte ich doch anstehen, den Bestrebungen, welche zum Abschlusse dieses Kompromisses drängten, meine Sympathien auszusprechen. (Bravo!) Es war vielleicht nicht gut, in dieser Lage des Reiches mit jenen Forderungen in so drängender Weise hervorzutreten.

Legen wir die Hand aufs Herz, so müssen wir sagen, daß keines der im Reichsrate vertretenen Länder vor dem Eintritte der Februarverfassung sich jenes Maßes der Autonomie erfreuen konnte, welches die Februarverfassung gewährt hat. Demungeachtet dringen noch immer Mehrforderungen an unser Ohr. Ich möchte doch auch vom Standpunkte der Gesamtheit an

die Vertreter jener autonomistischen Bestrebungen die Aufforderung richten, das Entgegenkommen, das sie gefunden haben, doch zu würdigen und zu erwidern und es zu vergelten durch Eingehen auf jene Anforderungen, welche im Interesse der Gesamtheit die großen politischen und Kulturfragen an sie und an uns stellen, welche ein Kulturstaat nicht übergehen kann, ja, welche er zu seiner Lebensaufgabe machen muß.

Ich gehe nochmals zum Antrage der Minorität über. Es ist mit Ausdauer und anerkennenswerter Hingebung für die Ehre der Fahne gefochten worden, einer Fahne, der auch wir alle Ehrfurcht erweisen. Es fällt mir nicht bei, den staatseinheitlichen Standpunkt zu bekämpfen noch auch der Richtigkeit der logischen Auffassung der von unseren momentanen Gegnern betonten Formulierung entgegenzutreten. Allein es ist die große und wichtige Frage: Bringt ihr Antrag die Lösung?

Ich stehe nicht an, mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Das Februarstatut sagt: Was den Landtagen nicht ausdrücklich zuerkannt ist, fällt alles in das Kompetenzbereich des Reichsrates. Der uns vorliegende Gesetzentwurf kehrt das Prinzip um und sagt: Was dem Reichsrate nicht ausdrücklich vorbehalten ist, gehört in die Landtage. Der Minoritätsantrag kehrt aber dies Prinzip neuerdings um und in die frühere Formulierung zurück. Scheinbar nur in

wenigen Worten abgehend, ist er eben der entschiedene prinzipielle Gegensatz. Ich frage: Wird uns durch die Annahme dieses Antrages die Lösung geboten? Und ich antworte, wie gesagt, mit einem entschiedenen Nein. Es wäre möglich und denkbar, daß dieses hohe Haus durch seine Abstimmung die Annahme des Antrages bewerkstelligte; allein was ist damit gewonnen? Der Minoritätsantrag würde als Beschluß des Hauses an das Abgeordnetenhaus zurückwandern und dort, gestützt auf das gegenseitige Einvernehmen zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus, neuerdings verworfen und uns wieder zurückgesendet werden. Da müßten wir nun nachgeben, was wir jetzt in entschieden besserer Form tun können, oder wir müßten an dem Prinzipe festhalten, dadurch aber einen Konservatismus manifestieren, der doch seine bedenkliche, destruktive Seite hätte, indem es ein Konservieren, ein Verlängern jener zerrütteten öffentlichen Rechtszustände wäre, über welche wir uns zu beklagen, unter denen wir zu leiden haben.

Es sind nun schon zwei Dezennien, seit sich Österreich im Besitze des konstitutionellen Prinzipes befindet und danach ringt, eine dauernde, lebenskräftige Form dafür zu gewinnen.

Schaffen wir diese und mit ihr den Boden, auf welchem das Verfassungsleben sich gedeihlich für Österreich entwickeln kann, schaffen wir es durch die Eintracht der gesetzgebenden Organe, durch die Berück-

sichtigung der Zeiterfordernisse, durch Gerechtwerdung der in autonomistischer Beziehung von den Landtagen ausgesprochenen Ansprüchen, insoweit sie nicht den Interessen der Gesamtheit widerstreben, und wir werden einen Boden gewonnen haben, auf welchem die Postulate des Kulturstaates: Bildung, Freiheit und Wohlstand, auch für Österreich fruchtbar gemacht werden können; durch den inneren Frieden, durch die Eintracht im Inneren ist aber auch nach außen ein schützender Wall geboten, der das Ansehen und die Würde des Reiches umgibt und auch seine Volkskraft in sich faßt.

Ich kann daher nur mit aller Wärme den Antrag der Kommission zur Annahme empfehlen.

22. Sitzung vom 30. November 1867.

Nach den eingehenden Erörterungen fachmänniſcher Natur, welche von zwei anerkannten Autoritäten zugunſten des Majoritätsantrages ausgegangen ſind, nach den Auseinanderſetzungen praktiſcher Richtung, welche ein anderer verehrter Herr Vorredner gegeben hat, bleibt mir nur ein Weniges zu erörtern übrig.

Dieſes Geſetz iſt ein Verfaſſungsgeſetz, ein Staatsgrundgeſetz, ſomit vor allem politiſcher Natur, und es iſt auch die politiſche Seite angeklungen, und zwar in ſehr vernehmbarer, nachdrücklicher Weiſe, ſo daß ſie auch von mir eine kurze Beleuchtung erfordert.

Wenn der Schwerpunkt dieſes ganzen Geſetzes ſich in den §§ 11 und 12 konzentriert, ſo konzentriert ſich der Schwerpunkt dieſes § 11 in den lit. i) und k), denn in ihnen gipfeln die höchſten Kulturaufgaben des Staates. Die Schule als Pflanzſtätte der Bildung künftiger Staatsbürgergenerationen iſt auch für den Staat von der wichtigſten Bedeutung, nicht nur für die Gegenwart, ſondern auch für die Zukunft. Mögen wir uns vor allem bei dieſer Frage daran erinnern, daß wir

berufen wurden, zu bauen, nicht zu zerstören oder die Keime künftiger Zerstörung zu legen. Es handelt sich um einen sittlich geistigen Aufbau. Unterricht und Erziehung gehören zu den höchsten der Menschheit und ihrer Kultur gestellten Aufgaben und Problemen.

Die Bildung ist in ihren Ausgangspunkten lokal, national, in ihrer höchsten Höhe kosmopolitisch, weltbürgerlich. Aber zwischen den verschiedenen Abstufungen des Kulturlebens ziehen sich auch die staatsbürgerlichen, politischen Momente hindurch.

Es ist die Kompetenz des Reichsrates für die Gesetzgebung bezüglich der Universitäten und technischen Hochschulen nicht bestritten worden. Die Angriffswaffen richten sich gegen Volks- und die sogenannten Mittelschulen, die Realschulen und Gymnasien. Nun ist aber vor allem ins Auge zu fassen, daß ein intelligentes Heer, daß das große Kontingent bürgerlicher Elemente gerade aus diesen Schulen hervorgeht.

Es ist eine Pflicht der Selbsterhaltung von Seite des Staates, dafür zu sorgen, daß in den Staatsbürgern aller Stämme und Länder das österreichische Staats- und Volksbewußtsein herangezogen, geweckt und lebenskräftig gemacht werde. (Bravo! Bravo!)

Darum bleibe der Staat Herr der Schule, und die Gestaltung des Unterrichts- und Erziehungswesens sei in der Wesenheit eine einheitliche. Es handelt sich nicht um Uniformität, sondern, wie bereits erwähnt wurde,

um Konformität; die Aufgabe einer staatsbürgerlichen Erziehung zu lösen ist eine Pflicht der Selbsterhaltung des Staates und zur Unterstützung dieser Ansicht führe ich die Worte eines gewiegten Schulmannes, die ich gerade dieser Tage gelesen habe, bei: „Wir haben auch die merkwürdige Wahrnehmung gemacht, daß in jenen Staaten die zentrifugale Kraft am stärksten ist, wo Bildung und Freiheit nie hoch standen. Diese beiden Güter sind die einzigen, die höher stehen als die Nationalität."

Es ist von einem verehrten Herrn Vorredner darauf hingewiesen worden, daß eben die Grundsätze eines zivilisierten Schulwesens in der ganzen Welt dieselben seien. Man weist demgegenüber auf die speziellen Besonderheiten und Eigentümlichkeiten der verschiedenen Länder der Monarchie hin. Ich möchte aber nun diese Besonderheiten und Eigentümlichkeiten in konkreter Weise vor Augen sehen, um begreifen zu können, daß sie der Geltendmachung und Durchführung dieses Grundsatzes entgegenstehen und daß sie dadurch gekränkt und verletzt werden. Es ist hier ein Verfassungsgesetz, in welches nicht die Detailbestimmungen aufgenommen, sondern nur allgemeine Grundsätze und Normen festgestellt werden können. Ist aber auch für die berechtigten Eigentümlichkeiten etwas zu fürchten? Ich bitte nur die Worte und deren Bedeutung ins Auge zu fassen: „Feststellung der **Grundsätze**."

Kann denn nicht bei der Feststellung der Grundsätze auch auf die zu berücksichtigende Mannigfaltigkeit Bedacht genommen werden, kann nicht da den gerechten Wünschen in autonomer Richtung Rechnung getragen werden?

Bedenken Sie ferner, daß so vieles dem Wege der Spezialgesetzgebung vorbehalten bleibt; ich weise nur auf das Schulgesetz, das in nächster Linie unserer Beratungen steht, ich weise übrigens auch darauf hin, daß auch im administrativen Wege manches erreicht und durchgeführt werden kann, ich weise namentlich nach der Seite, von welcher die Anklagen und Anforderungen am lautesten ertönt haben, hin, auf die exzeptionelle Stellung des zugestandenen galizischen Studienrates.

Sind die gerechten Anforderungen nicht auch schon berücksichtigt und anerkannt in jenen Gesetzen, die wir bereits beraten haben, und worin es sich um die Grundrechte handelt?

Es ist ein mir auch schon aus meiner anderweitigen konstitutionellen und parlamentarischen Wirksamkeit bekannt gewordenes Wort wieder betont worden; es ist für mich kein neuer Bekannter: es ist das Wort „germanisieren".

Ich verleugne und unterdrücke manches Gefühl, das mich als Deutschen in diesem Augenblicke lebhaft bewegt, weil ich weiß, daß ich Vertreter anderer und

edler Volksstämme des Reiches vor mir habe; aber eines kann ich nicht unausgesprochen lassen.

Hätte man in Österreich germanisiert zur rechten Zeit, wäre man in den Geist der germanischen Bildung eingedrungen, hätte man ihn zum Leben geführt, hätte man sich nicht überflügeln lassen von einer andern Seite, so ständen wir ganz wo anders, als wir jetzt stehen. (Bravo! Bravo!)

Es ist auch von einer Allianz separatistischer Natur mit den Tschechen gesprochen worden. Das ist nun Geschmackssache (Heiterkeit); aber konstitutionell scheint es mir nicht, denn ich sehe eben nur die parlamentarische Allianz vor Augen. Wir haben die Erfahrung gemacht, welchen großen Einfluß eine Minorität sich an einem andern Orte gesichert hat; allein man kann nicht als neues Einschüchterungsmittel die Drohungen, die von Minoritäten ausgehen, einem parlamentarischen Körper gegenüber gelten lassen. Alle Länder und Volksstämme der österreichischen Monarchie sind im Reichsrate in der relativen Minorität; wohin käme es denn, wenn eine Minorität sich nicht fügen wollte dem parlamentarischen Usus, sich der Majorität unterzuordnen? Zum Herrschen der Minorität! Wahrlich, das hieße dem konstitutionellen Prinzipe ins Gesicht schlagen und ihm eine tödliche Wunde beifügen. (Bravo!) Gerade in der Zentralvertretung als jener Arena, die ferne den lokalen und nationalen Leidenschaften liegt, werden die Mino-

ritäten ihre Würdigung und ihren Schutz finden, denn sie sind darin vertreten und berufen, ihre Stimme zu erheben, wo sie glauben, daß ihnen Unrecht widerfährt.

Ich kann nach dem Gesagten nur die gestern geäußerte Bitte wiederholen, daß die Vertreter jener Richtungen, denen wir bereits schon so große Konzessionen gemacht haben, auch dessen eingedenk seien und uns Wiedervergeltung üben mögen dort, wo es sich um die großen Interessen der Gesamtheit und die großen Kulturfragen handelt.

Möge man doch endlich zu der Erkenntnis kommen, statt Anforderungen fortwährend zu steigern, daß man trotzdem und alledem in Österreich sich nicht so übel befindet (Bravo!), und möge man österreichische Gesamtinteressen in erste Linie stellen.

So nachgiebig wir uns bewiesen haben in andern Punkten und Bestimmungen, so müssen wir doch hier, wo es sich um die geistigen und sittlichen Fundamente des künftigen Staatslebens Österreichs handelt, eine Nachgiebigkeit nur für sehr bedenklich, sehr gefährlich finden und uns schwer oder gar nicht dazu entschließen.

Nach dem, was ich gesagt habe, kann ich nur auf das wärmste die Annahme des Kommissionsantrages empfehlen. (Bravo! Bravo!)

Delegation des Reichsrates.

23. Sitzung vom 19. Januar 1868.

Hohe Versammlung! Überrascht und tief ergriffen von dem Vertrauen, welches mir durch die auf mich gefallene Wahl ausgesprochen wurde, ringe ich vergebens nach Worten, um die Gefühle, die mich erfüllen, zum vollen Ausdruck zu bringen.

In erster Linie steht der wärmste und herzlichste Dank für dieses mir so unverhofft und, ich darf es wohl sagen, bisher noch wenig verdient zuteil gewordene Vertrauen; allein nehmen Sie die Versicherung, daß es mein eifrigstes Bestreben sein wird, dasselbe künftig wenigstens durch meinen guten Willen zu verdienen. Vor allem rechne ich, ich erlaube mir darum sehr zu bitten, auf Ihre Nachsicht und gütige Unterstützung für einen Neuling auf diesem Platze.

Es liegen vor uns große, wichtige Aufgaben und wenn wir das Maß unserer Kräfte prüfen, so müssen wir gestehen, daß unsere Kräfte doch in ihrer unbedingten freien Aktion einigermaßen gebunden sind, daß

die Form, auf Grundlage welcher wir so wichtige Aufgaben zu lösen haben, von mancher Seite als eine ungenügende anfechtbar ist. Allein ich glaube, der patriotische Sinn, der uns alle erfüllt, und das einmütige Zusammenstehen werden uns behilflich sein, diesen großen Aufgaben gerecht zu werden, tunlichst gerecht, soweit wir es vermögen. Wir rechnen vor allem und hoffen auf das Entgegenkommen des andern Teiles, der Delegation der Osthälfte des Reiches.

Der Dualismus, in welchem die Einheit des Reiches gegenwärtig repräsentiert ist, mag seine bedenklichen, nicht zu beseitigenden Seiten haben; allein durch ein redliches Eingehen auf die uns zugewiesenen Bahnen werden wir die Bedenken zu besiegen vermögen, welche eben mit jener Form verbunden sind. Eines tritt aber schon in dieser hohen Versammlung nun zutage und vor Augen, nämlich die Einheit von andern Körperschaften, die früher in ihrer Aktion getrennt waren.

Ich begrüße hier die Vereinigung der beiden gesetzgebenden Teile des österreichischen Reichsrates, und wie ich sie hier zum einmütigen Zusammenwirken verbunden sehe, so glaube und hoffe ich auch, daß angesichts der großen patriotischen Aufgaben, die wir zu erfüllen haben, auch die Schattierungen der Parteien in die zweite Linie treten können und daß wir eben als ein kompakter Körper einmütig und geschlossen vorgehen werden. (Bravo! Bravo!)

Dieſe Einmütigkeit und Geſchloſſenheit wird uns Kraft geben, wo es, wie ich nicht hoffe, Widerſtand zu leiſten gibt. Sie wird aber auch einen um ſo höheren Wert auf jene Aktion legen, welche die des Entgegenkommens und der Verſöhnlichkeit ſein wird.

In dieſem Sinne Sie hier vereinigt ſehend und vor allem auch die uns alle beſeelende Loyalität in das Auge faſſend, rufe ich aus vollem Herzen: Gott ſegne unſer teures Öſterreich! Gott erhalte ſeinen konſtitutionellen Monarchen! Hoch unſer Kaiſer Franz Joſeph!

Herrenhaus des Reichsrates.

24. Sitzung vom 20. März 1868.

Die uns vorliegende große Frage ist nach ihrer kanonistischen und juristischen Richtung so vielfältig erörtert worden, daß ich, selbst wenn ich ein Mann von Fach wäre, weniges oder gar nichts beizufügen wüßte. Mir scheint die Frage vor allem eine eminent politische, speziell eine Verfassungsfrage zu sein.

Ein Geschichtsschreiber unserer Zeit schließt sein Werk über die neueste Geschichte Österreichs mit folgender Betrachtung: „Der jammervolle Bankerott des Absolutismus hat den österreichischen Völkern das Selbstbestimmungsrecht mehr gesichert, als die revolutionäre Gewalt des Jahres 1848. Die österreichischen Völker tragen jetzt die freie, aber auch die volle Verantwortung für das Schicksal des Reiches; es ist ihr Verdienst, wenn dieses zu mächtiger Blüte emporsteigt, aber auch nur ihre Schuld, wenn das Bild der Zukunft dunkle Schatten wirft."

Diese Worte sind in den ersten Jahren unseres parlamentarischen Lebens niedergeschrieben; es sind be-

deutungsvolle, inhaltsschwere Worte. Seither sind wieder dunkle Schatten über unser Heimatland gekommen, allein es wäre Unrecht, dem Volke dafür die Last der Verantwortung aufzuerlegen, dem Volke, dessen Selbstbestimmungsrecht zu wiederholten Malen ihm entzogen worden ist.

Nach meiner Ansicht leben wir seit dem Jahre 1848/1849 prinzipiell in einem konstitutionellen Staate. Das damalige parlamentarische Leben ist nur unterbrochen worden durch das bekannte Dezennium vom Jahre 1851 bis 1860/1861.

Der Abschluß dieser Periode heißt Solferino. Und wieder ist, um den ererbten Übelständen ein Ende zu machen, mit dem 1. Januar 1861 das parlamentarische Leben in Österreich feierlichst inauguriert worden. Allein es wurde nach dem Verlaufe weniger Jahre und ohne erheblichen Anlaß septembrisiert durch die Sistierungsmänner. Der Abschluß dieser Periode heißt Königgrätz. Wir sind nun neuerdings in einer mit Hoffnung begrüßten Zeit des wiedererwachten Verfassungslebens.

Man sieht aus den angeführten Beispielen, daß jeder Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des österreichischen Volkes sich in furchtbarer Steigerung gerächt hat. Sollte dieses parlamentarische und konstitutionelle Leben wieder eine neue Unterbrechung erfahren, sollte ein neuer Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der österreichischen Völker erfolgen, sollten Staatsmänner,

die in den früheren Unglücksperioden das Staatsruder führten, nochmals den Mut haben, das Wagnis zu bestehen und nochmals in diese Rechte hemmend und beschränkend einzugreifen, dann würde der Abschluß dieser Periode voraussichtlich wohl einen Namen haben, den auszusprechen meine Seele schaudert.

Man wird fragen: Ja droht denn diese Gefahr, und woher? Ja sie droht, sie droht wahrnehmbar und vernehmlich in dem ungeschmälerten Fortbestande des Konkordates, dessen übereifrige Anhänger es vor nicht langer Zeit als das Bollwerk gegen die Kulturbestrebungen des Jahrhunderts, gegen unser geistiges Leben und dessen Entwicklung demaskiert haben, die von jenen Wällen absolutistische Mächte zu Hilfe gerufen haben gegen die Bestrebungen der neuen Zeit und der konstitutionellen Gesetzgebung, die trotz der ihnen gewordenen hochsinnigen Zurückweisung doch unermüdlich ihre Anstrengungen fortsetzen und selbst den Minenkrieg nicht scheuen.

Aber worin liegt der Kern der Frage, dieser Frage, die sich durch Umstände, Ereignisse und Verhältnisse, die allgemein bekannt sind, zu einer seltenen Schärfe und Dringlichkeit zugespitzt hat, die unmöglich zu verkennen ist. Die Frage lautet: Ist das Konkordat unveränderlich, inalterabel und immerhin giltig? Die einfachste und nüchternste Antwort ist: Giltig als Gesetz, bis es im Wege der Gesetzgebung aufgehoben und abgeändert wird.

Wie nun die Frage in den uns vorliegenden Gesetzentwürfen über die Ehe und Schule vor unsere Augen tritt, hat sie sowohl eine praktische als eine prinzipielle Bedeutung. Die praktische Bedeutung, nämlich die Wiederkehr zu Rechtszuständen im Ehewesen, unter welchen wir und unsere Eltern gelebt haben und ohne Gefährdung des Katholizismus und der Sittenreinheit Ehen geschlossen haben usw., diese praktische Seite scheint so harmlos, daß es sich nicht begreifen läßt, woher denn dieser Ingrimm, mit welchem dagegen angestürmt wird, dieser Groll und Grimm, oder wie der Lateiner sagen möchte, tantae coelestibus irae.

Wenn man aber die prinzipielle Frage ins Auge faßt, so erhält man allerdings näheren Aufschluß.

Es handelt sich, dem Staate die Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in Ehesachen zurückzugeben und im Schulwesen, abgesehen vom Religionsunterrichte, auf die Grundzüge einer objektiv didaktischen Zweckmäßigkeit zurückzugreifen.

Aber es handelt sich um ein dem Staate nach unserer Überzeugung widerrechtlich entzogenes Terrain, um die Besitzergreifung desselben, um die Verdrängung der kirchlichen Gewalt vom weltlichen Territorium, um einen Teil der ihr eingeräumten Herrschaft in weltlichen Dingen, und da ist es allerdings erklärlich, daß mit Unerbittlichkeit und Hartnäckigkeit die Ver-

teidigung geführt und das angegriffene Terrain Schritt für Schritt verteidigt wird, um so mehr, als man sich im Besitze eines Rechtes durch das Konkordat zu befinden vermeint.

Ist aber dieses Recht wirklich vorhanden? Steht ihm nicht ein anderes, älteres gegenüber, im Falle es überhaupt vorhanden sein könnte? Es ist Ihnen von juristischer Seite bereits dargelegt worden, daß auf ein Hoheitsrecht des Staates nicht verzichtet werden konnte, daß dies eine Selbstverstümmlung des Staates, ein Begeben seiner eigenen Willensfähigkeit und Willenskraft ist.

Es war immer vorauszusehen, daß die gesetzgebenden Faktoren seinerzeit mit Energie und Entschiedenheit dieses Recht zurückverlangen würden und müssen, und schon darin liegt die Unvereinbarkeit des Konkordates mit wahrhaft verfassungsmäßigen Zuständen. Aber es ist von Vertragsbruch, von Treubruch die Rede gewesen, und da liegt für unsere Loyalität eine Falle, in die ich aber nicht eingehe. Wir sind seit dem Jahre 1848 in einem Verfassungsstaate, in einem konstitutionellen Staate. Das Oberhaupt des Staates steht außer der Debatte, und der Tadel, der ausgesprochen wird, trifft die Regierung Sr. Majestät. Ich halte es für vollkommen loyal, wenn man auf einen Sitz im Hause hier berufen ist, offen und redlich auszusprechen, wo man glaubt, daß ein Irrtum, ein Miß-

griff begangen worden ist. Es ist uns ein Teil der Bestätigungsklausel, mit welcher das Konkordat als Gesetz sanktioniert wurde, vorgelesen worden. Auch ich kenne die Klausel, sie beginnt mit den Worten: „Nos visis et perpensis Conventionis hujus articulis illos omnes et singulos ratos hisce confirmatosque habere profitemur et declaramus" usw.

Das klingt sehr feierlich, um so mehr, weil es lateinisch ist. (Heiterkeit.) Es ist aber viel früher und in derselben Gesetzsammlung zu lesen ein Aktenstück, nämlich das Manifest beim Regierungsantritte Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers. Dieses ist nicht weniger feierlich, aber gut deutsch und darin kommen die Worte vor: „Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze sowie der Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen. Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt zu erhalten, aber bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern der Völker zu teilen usw." Ich behaupte, angesichts dieses Manifestes war keine Regierung berechtigt zu jenem Vertragsabschlusse, und jener Vertragsabschluß ist in meinen Augen schon in seinem Ursprunge null und nichtig. (Bravo! Bravo!)

Es ist mitunter auch viel von Sittlichkeit und Moral gesprochen worden. Nun hat die Frage für

mich auch ein Streiflicht vom Standpunkte der politischen Moral. Ich erinnere mich, in einer Schrift von Ancillon gelesen zu haben, daß es eine erhabene Idee, ein weltbeherrschender Gedanke sei, im Papsttume ein oberstes Sittenrichteramt zu sehen, an welches Völker und Fürsten sich zu wenden hätten, welches nach dem ewigen Sittengesetze über Fürsten und Völker Recht zu sprechen habe, und an welches von der physischen Gewalt an die geistliche appelliert werden könne. Es ist in einer Schrift, die wir neuestens aus der Hand eines geehrten Kirchenfürsten empfangen haben, ein ähnlicher Gedanke mit Nachdruck betont.

Es heißt beiläufig, daß das Hochziel des christlichen Lebens im Staate und Völkerrechte im Mittelalter dadurch angestrebt worden sei, daß Regierungen, die sich gegen das Sittengesetz versündigt hatten, gleich Zöllnern und öffentlichen Sündern als schuldig erkannt und verurteilt wurden.

Diese Idee ist eine große und erhabene genannt worden, nur deren weitere Ausführbarkeit wurde in Zweifel gesetzt. Auch ich finde diese Idee in ihrer ursprünglichen Reinheit groß und erhaben; aber ich glaube, die Ausführbarkeit in einem gewissen Maße reicht bis zum heutigen Tage herab. Als nun aber in jenen früheren Jahren die Versuchung zum Konkordatsabschlusse vor die römische Kurie trat, hätte sie, eingedenk dieses obersten Sittenrichteramtes, nicht zur

damaligen Staatsgewalt ſagen können und ſollen: Du bieteſt mir etwas an, was du ſelbſt nicht mehr ganz beſitzeſt, ſondern mit andern teileſt; du bieteſt mir an, einen Selbſtmord an dir zu begehen und du vergißt auf deine älteren Pflichten?

So konnte die Kurie ſprechen, nachdem ihr doch der Inhalt des vor der ganzen Welt ausgeſprochenen Manifeſtes bekannt worden war; ſie würde dadurch gewiß an wahrer Glorie, an Einfluß und Macht in der chriſtlichen Welt gewonnen haben. Daß ſie es aber nicht getan, daß ſie im Gegenteile den Moment der Konvulſionen, der Verwirrungen, der Bedrängniſſe des Staatlebens benützte, um ſich ein neues Stück weltlicher Herrſchaft zu erobern (Oho! im Zentrum), das bringt mir eine geringere Meinung von der unbeſtechlichen Moral jenes oberſten Gerichtshofes für die ſittliche Weltordnung bei.

Dieſes führt mich auf die Geneſis des Konkordates.

Nach den furchtbaren Erſchütterungen, welche die Bewegung des Jahres 1848 zurückgelaſſen hatte, mußte es den damaligen Staatsmännern nahe liegen, ſich um Mittel und Wege umzuſehen, ähnlichen Vorkommniſſen für die Zukunft zu begegnen.

Man hätte denken ſollen, in der Schule, in der Anſtrebung eines gründlichen Unterrichtes ſei eines jener Mittel gelegen zur freieren Entfaltung eines geregelten Staatslebens auf Grundlage deſſen, was in

der Bewegung des Jahres 1848 wirklich Berechtigtes lag. Allein da kam man und bot aus dem kirchlichen Arzneischatze ein Mittel an, dessen offizielle Ordinationsformel das Konkordat hieß.

Wer wird es leugnen, daß eine gründliche sittliche Erziehung, ein tief eingewurzeltes religiöses Bewußtsein auch gewiß gute Staatsbürger bildet? Allein das Arzneimittel hat das Eigentümliche, daß es nur hilft, wenn es freiwillig genommen wird; wenn Männer des polizeilichen Vertrauens den Patienten festhalten müssen, um ihm die Arznei einzuflößen, dann wirkt es sicherlich nicht. (Bewegung.)

Dieser Ideengang führt mich auf jene unglückselige Verquickung zwischen Staats- und Kirchengewalt, welche in dem alten Polizeistaat angebahnt worden ist und teilweise durch das Konkordat urkundlich besiegelt erscheint. Ich meine jenes Schutz- und Trutzbündnis zwischen Staat und Kirche zur Ausbeutung der gegenseitigen Interessen unter gleichzeitiger gegenseitiger Hilfeleistung. Ich halte dieses Verhältnis für ein unnatürliches, darum für beide Teile nachteiliges und schädliches, welches keinem der beiden Teile Gewinn gebracht hat. Der Staat kann nicht handlangender Sakristan sein, und die Kirche kann nicht Konstabler und Polizeidiener werden. (Bravo!) Die Trennung dessen, was dem Staate und was der Kirche gebührt, die Durchführung des Grundsatzes: Jedem redlich das Seinige! strebt der

Rechtsstaat an, der Rechtsstaat, der, was ich besonders betonen möchte, auf den mächtigen Fundamenten des Sittengesetzes und der Gesittung ruht und ruhen muß.

Man warnt uns vor dem Vorgange, wie ihn das Abgeordnetenhaus und die Majorität unserer Kommission eingehalten hat, weil es gefährlich sei, im Handumdrehen die Gesetze zu ändern. Das ist allerdings richtig; allein man kann nicht sagen, daß ein Gesetz, gegen dessen Bestand sich mit Ausnahme gewisser Kreise die ganze gebildete Welt seit seinem Entstehen stemmte, im Handumdrehen geändert werde. Hat man wohl die gleichen Skrupel gehabt, als es sich um das Konkordat handelte, welches auch urplötzlich gewaffnet und geharnischt aus dem Haupte der Minerva — doch ich will die heidnische Weisheitsgöttin beiseite lassen (Heiterkeit) — aus einem andern Haupte emporsprang.

Sind die Erfolge auch jene gewesen, die man erwartet hat? Ist wirklich „die sittliche Kraft" seither gewachsen und gestählt worden? Die Adresse der Bischöfe, in welcher vielseitig Klagen über den Sittenverfall zu lesen sind, gibt darauf Antwort.

Man sagt freilich und es klingt fast humoristisch: Hätte man das Konkordat 70 Jahre bestehen lassen, da hätte man seine Wunder sehen können. (Heiterkeit.) Allein wir haben an 12 Jahren vorläufig genug. (Heiterkeit.)

Ist das österreichische Staatsbürgertum gehoben und gekräftigt worden? Ich kann nur sagen, was ich

an mir selbst erlebt habe. Als ich diesen Vertrag bald nach seinem Inslebentreten las, besonders jene Stellen, in welchen aus päpstlicher Gnade unserem Landesherrn Rechte zugestanden und Handlungen gestattet wurden, die er von seinen Ahnen ererbt und überhaupt längst ausgeübt hatte, da empörte sich denn doch mein patriotisches Gefühl, und mir kam es vor wie ein gedrucktes Canossa (Bravo!), in welchem das Österreich des 19. Jahrhundertes für den Josephinismus des 18. Jahrhundertes in Sack und Asche zu büßen hatte. (Beifall.) Ich glaube, wir alle sind doch schon in die Lage gekommen, uns über diese Frage ein Urteil zu bilden, nachdem wir ja doch dem praktischen Leben der gebildeten Welt angehören, seit Jahren uns mit der Frage beschäftigen konnten und seit Monaten es in unserer Pflicht liegt, uns damit zu befassen, und wer darüber noch nicht gründlich genug unterrichtet ist, hat gewiß in der heutigen Verhandlung Anlaß genug bekommen, das noch Fehlende nachzuholen.

Meine Herren! Fragen Sie sich selbst und geben Sie sich redlich und offen Antwort darauf. Ist der Vertrag heutzutage und auf dem Punkte, auf dem die Dinge stehen, wirklich noch haltbar? Wo ist der Staatsmann, der es unternimmt, ihn zu halten, und wo ist ein Österreich, das ihn zu ertragen vermöchte? Wenn irgendwo, so gilt gegenüber dem hartnäckigen Festhalten an dem Konkordate dasjenige, was von dem

Scheine Shylocks gilt, nur ist in diesem Falle das Messer schon angelegt, nur daß das zuckende, blutende Stück Leben noch nicht herausgeschnitten ist.

Auch mir widerstrebt es, in diesem Momente der Bedrängnis des ehrwürdigen, greisen Oberhauptes der Kirche einem möglichen Konflikte entgegenzugehen. Allein von uns ist dieser Augenblick zur Verhandlung nicht gewählt worden; er datiert weit, weit zurück, und ich habe vor sechs Jahren, glaube ich, an dieser Stelle von einem Herrn, der jetzt nicht mehr an dem Ministertische sitzt, die Auskunft erhalten, es seien Verhandlungen im Zuge. (Heiterkeit.)

Es ist gesagt worden, hätte der Papst 300.000 Zündnadelgewehre, so würden wir unseren Ton wohl ändern. Ich weiß und verhehle nicht die Gefahr davon, daß der Papst gegen uns über eine Macht verfügt, die mir viel ehrfurchtgebietender ist als die 300.000 Zündnadelgewehre, nämlich über 200 Millionen katholische Christen, über deren Gewissen er die Gewalt anspricht und zum Teile auch ausübt.

Nach dem Gesagten dürfte es wohl kaum zweifelhaft sein, in welcher Richtung ich stimmen werde. Würde mich noch ein Zweifel ergreifen, so könnte ich mich darüber, daß mit der Aufhebung oder Modifizierung des Konkordates die katholische Religion nicht bedrückt und gefährdet sei, vollkommen beruhigen, wenn ich erwäge, daß unter den genannten 200 Millionen Katholiken das Konkordat für beiläufig 17 Millionen

gilt und für die andern 183 Millionen nicht gilt, daher unmöglich identisch sein kann mit der katholischen Religion selbst. (Bravo!)

Ich erlaube mir, auf eine frühere Andeutung noch einmal zurückzukommen. Indem der Staat Grenzen zieht zwischen seinem Dominium und dem der Kirche, tritt für beide das ursprüngliche natürliche Verhältnis der Freiheit ein. Allein hier gilt mit Recht die Warnung, daß man nicht überstürzen dürfe, sondern daß man für ein Übergangsstadium zu sorgen habe, und dieses Übergangsstadium scheint mir in dem Gesetze angebahnt. Es ist mehr zum Vorteile der Kirche als des Staates, denn es wahrt den konfessionellen Charakter, es wahrt ihn in den §§ 63 und 64 des a. b. G. B., worin von der Ungiltigkeit von Ehen zwischen Christen und Nichtchristen, ferner jener Personen, welche höhere Weihen empfingen und Ordensgelübde ablegten, die Rede ist, es wahrt ihn in § 111, wo die Unauflösbarkeit der katholischen Ehe ausgesprochen ist. Es ist mit einem Worte eine Anbahnung zur vollen Freiheit. Es ist darin wieder aufgenommen das Gesunde, Haltbare und Bleibende in den josephinischen Ideen und Gesetzen und es ist beseitigt, was heutzutage nicht mehr zeitgemäß, mit unserem Rechtsbewußtsein nicht mehr verträglich wäre, nämlich der bureaukratische Zwang gegen Geistliche, die behördliche Einmengung in kirchliche Handlungen usw.

Es ist aber gestern, an dem Namenstage des großen Joseph, hier in seltsamer Weise das Fest gefeiert worden. Der große Ohm unseres regierenden Kaisers hat hier eine Anfeindung erfahren, die in diesem hohen Hause noch nicht erhört ist. Mir schien, sein Schatten sei durch diese Räume geschritten und habe seine ganze Größe gezeigt, indem er den Gegnern seiner Ideen noch heute Zittern und Zähneknirschen verursacht. (Bravo!) Ich aber freue mich, daß meine Wiege auf österreichischem Boden gestanden ist, um es zu verstehen und zu wissen, was Kaiser Joseph dem Volke noch heutzutage gilt, dem Landmann, dem Bürger, der ganzen Bevölkerung. (Lebhafter Beifall.) Darum Ehre seinem Andenken und seinem Namen! (Beifall.) Und was die große Kaiserin Maria Theresia betrifft, so ist sie denn doch nicht so antijosephinischen Geistes gewesen, als gestern angedeutet wurde; es ist von ihrem Geiste, von ihrem großen Geiste wohl viel auf ihren großen Sohn übergegangen. Die Geschichte erzählt uns, daß, als im Jahre 1753 das Edikt wegen Verminderung der Feiertage erschienen war und auch damals von der Geistlichkeit eine große Agitation unter dem Vorwande der Gefährdung des christlichen Gefühls stattfand, die große Kaiserin die Renitenten einfach im Schlosse Greifenstein einsperren ließ. (Große Heiterkeit.)

Meine Herren! Ich weiß nicht, ob, da ich mich nach der Definition, welche gestern von einem ver-

ehrten Redner gegeben worden ist, als einen Reaktionär erkennen muß, ob ich das Wort „Freiheit“ noch in den Mund nehmen darf; aber ich wage es. Ich habe bereits angedeutet, daß es der Zweck der Gesetze sei, die endliche volle Freiheit anzubahnen; ich glaube, ein Hilferuf der Kirche an die Staatsgewalt ist der Kirche nicht würdig und würde nur glauben machen, daß sie an ihrer eigenen Kraft zweifle, ihre Ohnmacht gestehe. Die Kirche ist groß geworden in ihrem Ursprunge nicht mit, sondern gegen die Staatsgewalt. (Bravo!) Auf den Boden, wo sie ihre große apostolische Mission allein vollführen kann, auf den stelle sie sich. Das Leben ist ernst und voll dunkler Seiten, so daß es Hilfe zu spenden, Trost zu geben, mit Beispiel und mit der Lehre voranzuleuchten, die Fallenden zu erheben und aufzurichten und auf ein besseres Jenseits hinzuweisen Anlässe genug gibt. Wirke sie auf diesem Boden aus ihrer vollen Überzeugung, mit ihrer eigenen Kraft und sie wird dann wirklich von der Liebe der Gläubigen umgeben sein und das werden und bleiben, was sie nach Montalamberts Worte sein soll: eine Mutter. (Bravo!)

Dazu braucht sie aber nicht Vorrechte und Privilegien, die uns irrtümlicherweise als ihre Freiheit geschildert worden sind. Die Freiheit für den Staat, gesunde Freiheit für alle Kirchen im Staate, dann wird es für Staat und Kirche von der Freiheit heißen: „In hoc signo vinces.“ (Lebhafter Beifall.)

25. Sitzung vom 31. März 1868.

Wenn ein Familienvater, der zugleich Patriot ist, eine Änderung in der Erziehung seiner Kinder vornehmen will und sich ihm ein Pädagog vorstellt, welcher auf sein Programm gesetzt hat, daß er ein ausgesprochener Feind des Fortschrittes in der Wissenschaft sei, daß er die großen Ideen, welche die Gegenwart bewegen, für nichtig erachte, daß er die Prinzipien, auf welchen unser Staatsleben erneuert und verjüngt werden soll, verabscheue, so wird wohl jener Familienvater mit großer Vorsicht vorgehen und sich die Frage vorlegen müssen, ob er noch einen Anteil an der Erziehung seiner Kinder diesem Manne zuwenden wolle oder nicht?

Ein ähnliches Programm liegt uns vor von der höchsten kirchlichen Gewalt, welche nach den Artikeln V bis VIII des vielbesprochenen Konkordats den maßgebenden Einfluß auf das Schulwesen für sich in Anspruch nimmt. Es liegt vor in der Manifestation, welche unter dem Titel Enzyklika ausgegangen ist und wo der Artikel 80 des angehängten Syllabus als einen

verdammenswerten Irrtum folgenden Satz aufstellt: „Der römische Papst kann und soll sich mit dem Fortschritte, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation versöhnen und vergleichen," d. h. in das Positive übersetzt: Er kann sich nicht versöhnen und vergleichen mit dem Fortschritte, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation.

Kann aber ein Staat, welcher dem Kulturleben der neuen Zeit angehört, welcher die Ideen des Jahrhunderts auf seine Fahne geschrieben hat, kann ein gesetzgebender Körper, welcher auf dem Rechtsboden des modernen Rechtsstaates steht, kann der, diesem Programme folgend, sich in einen permanenten Krieg mit den Ideen der Zeit, mit den Fortschritten des Wissens, mit den Erfordernissen des modernen Staats- und Kulturlebens einlassen? Es ist auch hier die allergrößte Vorsicht geboten, es ist geboten, die Grenzlinie genau vorzuzeichnen, die Marken präzis zu stecken zwischen der einen, der kirchlichen, und der andern, der weltlichen Macht.

Ein hochgeachteter Mann der Wissenschaft hat gestern überzeugende und eingehende Worte gesprochen; er hat mit dem hellen Lichte richtiger Erkenntnis beleuchtet die großen Bestrebungen unserer Zeit, er hat betont die Marken, die zu ziehen sind zwischen dem Wissen und dem Glauben. Es wäre meinerseits Anmaßung, nach diesem Manne noch weiter auf das Thema eingehen zu wollen.

Allein das ist uns wohl allen klar geworden, daß es hier ein Prinzip gilt, das wir bereits angenommen haben, das aber auch in der vorliegenden Frage seine genaue Abgrenzung erfordert.

Die Präzision, mit welcher gerade in diesem Paragraphe das andere Haus zu Werke gegangen ist, liegt aber in der Fassung des Antrages unserer Kommission nicht vor. Es ist das Prinzip, um welches es sich handelt, verwischt, indem eine Einschaltung beliebt wurde, welche der Kirche auch die „Besorgung, Leitung und Aufsicht der religiös-sittlichen Erziehung" zuweist. Dieser Zusatz ist in der Kommission von der Majorität angenommen worden. Diese Majorität war aber bei diesem Paragraphe nicht dieselbe, welche die Mehrzahl der übrigen Paragraphe angenommen, das ganze Gesetz zustande gebracht hat. Bei der zufälligen Abwesenheit von einigen Majoritätsmitgliedern der Kommission, was doch bei der langen Dauer ihrer Beratungen sehr leicht der Fall sein konnte, ist durch das Hinzutreten jener Minorität, welche das Minoritätsgutachten gebracht hat, dieser Passus votiert und angenommen worden. Ich muß mit aller Entschiedenheit erklären, daß ich in der Kommission nie für diesen Zusatz votiert habe und mich auch hier gegen denselben ausspreche.

Was ist sittlich-religiöse Erziehung? Sie ist ein immenses Gebiet, es ist viel mehr, als in dem Berichte der Majorität hervorgehoben wird, welches vorzüglich

nur von Religionsübungen ſpricht; ſie wäre in der Elaſtizität des vorliegenden Wortlautes eine gefährliche Handhabe, welche zu Auslegungen und Mißbräuchen führen könnte, denen wir vorzubeugen die Verpflichtung und die Aufgabe haben. Wenn Sie, meine Herren, in dieſer Faſſung dieſen Paragraph annehmen, dann führen Sie eine übergreifende Macht, welche wir an der Hauptpforte abgewieſen haben, wieder durch ein Seitenpförtlein herein (Bravo! Sehr gut! links), Sie werfen in dieſen Paragraph eingewickelt jener Gewalt einen Nachſchlüſſel zu, welcher nicht nur alle Pforten der Schule öffnet, ſondern auch in das Heiligtum der Familie einzudringen möglich macht (Bravo! Bravo!), und zwar ſelbſt dann, wenn ſie nicht gerufen wird; denn derjenige, welchem das Recht zuſteht, die ſittliche und religiöſe Erziehung zu überwachen, zu beaufſichtigen und zu leiten, der wird ſich auch berechtigt fühlen, in das Innere der Familie zu dringen, um dort Nachforſchung zu halten, ob der ſittlichen und religiöſen Erziehung daſelbſt ein Genüge geleiſtet werde.

Ich werde mir erlauben, den Antrag auf Weglaſſung dieſes Paſſus zu ſtellen.

Allein indem ich die „ſittlich-religiöſe Erziehung" oder eigentlich dieſe Worte aus dem Paragraphe herauswerfen möchte, will ich ſie durchaus nicht aus dem Bildungsgange unſerer Jugend, der Hoffnungsſaat unſerer Zukunft herausgeworfen und herausgewieſen

wissen (Heiterkeit im Zentrum); wenn wir dieses auch wollten, wogegen ich mich verwahre, so würden wir es nie vermögen, denn es würde laut sich dagegen die Familie erheben.

Es handelt sich darum, dieses große Gebiet jenen berechtigten Faktoren zuzuweisen, welchen es gebührt, und deren berechtigten Anteil zu regeln. Schon nach dem Gesetze ist ja mittelbar in dem Religionsunterrichte, der der Kirche zugewiesen ist, auch das sittlich-religiöse Moment gewahrt, es ist aber auch noch ferner gewahrt, und das müssen wir voraussetzen, in den Lehrern der Schule; vor allem aber ist zur sittlich-religiösen Erziehung berufen die Familie. Den Namen Gottes lernt das Kind zuerst in der Familie sprechen, und von der Mutter lernt das Kind das erste Gebet.

Es ist aber auch noch ein von diesem Gesetze unberührtes Gebiet, auf welchem die Kirche waltet und wo sie die religiös-sittliche Erziehung handhaben kann; es ist dies die Seelsorge. Unser reicher Sprachschatz hat Worte, die durch den täglichen Gebrauch so abgenützt werden, daß, wenn man sie ausspricht, man oft nicht die ganze Bedeutung fühlt, die sie in sich fassen. Das Wort „Seelsorge" ist ein solches Wort. Wenn man es in seiner tiefen, schönen Bedeutung auffaßt, in der seiner Für- und Obsorge für die Seelen, da sieht man, welch unermessenes Gebiet, welch lohnendes Gebiet der Kirche noch immer offen steht, um

jene religiös-sittliche Erziehung anzustreben, auf welche mit Recht solches Gewicht gelegt wird. Rechnen Sie noch hinzu, daß auch in den Schulbehörden den Mitgliedern der Kirche ein wesentliches Moment der Mitwirkung eingeräumt ist, dann werden Sie sehen, daß der Vorwurf, man gehe auf Entchristlichung der Schule aus, nicht begründet ist. Dann wird man nicht verstehen können, wie man über eine Beeinträchtigung der kirchlichen Freiheit klagen könne.

Man hat mir die Ehre erwiesen, mich zu zitieren, allein nicht ganz richtig. Ich habe allerdings von einer gesunden Freiheit gesprochen, aber nicht ausschließlich der einen Kirche, sondern aller Kirchen; und die exzeptionelle Freiheit der einen Kirche habe ich ausdrücklich als ein Privilegium und ein Vorrecht auf Kosten anderer Freiheiten betont, eine Freiheit, welche für die privilegierte Kirche keine gesunde, sondern eine krankhafte Freiheit wäre.

Doch ich gehe, obwohl mir manche Anlässe geboten wären, nicht zurück in die Generaldebatte, denn wir stehen bei der Spezialdebatte, und so erlaube ich mir den Antrag zu stellen, welcher diesen Paragraph auf die ursprüngliche Fassung des Abgeordnetenhauses zurückführt, nämlich auf Hinweglassung der besprochenen Worte.

20. Sitzung vom 17. März 1869.

Es ist in dem Berichte der Kommission auch einer Minorität, welche im Schoße der Kommission ihre Stimme erhoben hat, gedacht. Es ist nicht vorauszusetzen, daß der Herr Berichterstatter, welcher für die Majorität das Wort zunächst zu führen hat, die Anschauungen der Minorität exponieren werde.

Darum glaube ich, dürfte es nicht unangemessen sein, wenn die hohe Versammlung auch eine Stimme von der Minorität vernimmt. Ich maße mir durchaus nicht an — denn ich habe keine Vollmacht dazu — im Namen der ganzen Minorität zu sprechen, aber mehrere Mitglieder der Minorität, davon bin ich überzeugt, werden in Wesenheit meinen Anschauungen beistimmen. Es ist weder im Titel noch im Texte des Gesetzes dasjenige klar ausgesprochen, sondern nur in Andeutungen darauf hingewiesen, um was es sich zunächst eigentlich handelt; nämlich um die anguis in herba latens, um den eigentlichen Streitpunkt, das sind die Landes- und Kommunalzuschläge.

Bevor ich auf dieſe übergehe, ſei es mir erlaubt, dieſes neue Inſtitut der Eiſenbahnen, dieſe großartige Metamorphoſe, welche die Neuzeit an dem alten Reichsſtraßenweſen vorgenommen hat, ins Auge zu faſſen.

Ich habe in der Diskuſſion, die über denſelben Gegenſtand vor einigen Jahren ſtattgefunden hat, mir erlaubt, meine Meinung dahin auszuſprechen, daß ich in den Eiſenbahnen vor allem ein Reichsinſtitut erkenne. Bei der Gründung, bei der Benützung, bei der Erhaltung der Eiſenbahnen ſteht der Staat, das Reich in erſter Linie. Sein Kredit verſchafft die Kapitalien, ſeine Steuerträger ſtehen ein für die bewilligten Garantien und Subventionen, der Beſtand wird geſichert durch die Privilegien, ja ſogar in einer läſtigeren Seite, nämlich bezüglich der ſtrategiſchen Rückſicht, folgt ihr Verkehr und ihre Anlage den vom Staate angewieſenen Richtungen. Sie ſind die Transportmittel für größere Truppenzüge, für die ärariſchen Güter.

In allen dieſen Richtungen, glaube ich, möchte das Recht des Staates, die Eiſenbahnen ausſchließlich zu beſteuern, in den Vordergrund treten. Jedenfalls gilt dieſes, wie es auch in der Tat der Fall iſt, für das Ordinarium; allein ich glaube, auch für außerordentliche Forderungen, die durch die Eiſenbahnen an den Staat geſtellt werden, wäre dem Staate, dem Reiche, ſtatt anderer Perzeptoren, das Recht zum Bezuge der Einkommen- und Erwerbſteuerzuſchläge einzuräumen.

Ich sehe ein Symptom davon auftauchen in einem Gegenstande, der in neuer Zeit ventiliert wird, nämlich in den Zuschüssen, die der Staat für seine Oberaufsicht von den Eisenbahnen beansprucht, in dem Institute der Generalinspektoren, wo auch die Eisenbahnen über die ordentliche Steuer noch besonders in Anspruch genommen werden.

Andererseits bliebe dadurch den Kommunen und den Ländern das, was sie von den Eisenbahnen beziehen und was nicht unerheblich ist, nämlich die Zuschläge von dem bedeutenden Reale, von den Bahnkörpern, Gebäuden usw. unverkümmert. Doch wenn ich die gegenwärtige Sachlage ins Auge fasse, so sehe ich wohl ein, daß dieser Standpunkt momentan ein unfruchtbarer ist; auch Se. Exzellenz der Herr Finanzminister hat darauf hingewiesen; die Zuschläge bestehen einmal, allerdings in manchen Ländern und Gemeinden in sehr empfindlicher Weise, allein sie sind nicht zu beseitigen, müßten jedenfalls durch eine andere Besteuerung ersetzt werden, die an ihre Stelle tritt.

Es ist das Einkommensteuergesetz vom 21. Oktober 1849 samt den dazugehörigen bezüglichen Vollzugsverordnungen, welches festsetzt, daß die Einkommensteuer dort einzuheben ist, wo der gewöhnliche Wohnsitz des Steuerträgers ist, und bei Unternehmungen, wo der Sitz der Geschäftsleitung.

An die dort vorgeschriebenen Steuern für den Staat klammern sich aber parasitisch die Zuschläge und

nach den bestehenden Normen in erster Linie, in den meisten Fällen zugunsten der Reichshaupt- und Residenzstadt und des Landes Niederösterreich. Es lag nahe, daß auch die andern Länder, welche von Eisenbahnen durchzogen werden, für ihre Landeslasten diese sehr reich fließende Quelle in Anspruch nahmen.

Das Zeichen hievon sind die in dieser Richtung aus den Landtagen laut gewordenen Stimmen, endlich die wiederholten Gesetzesvorlagen, über welche dieses hohe Haus bereits auch seine Beschlüsse gefaßt hat.

Ohne jede Mißgunst für die Reichshauptstadt, für das Land Niederösterreich, von welcher ich mich frei weiß und die, wenn ich sie hegte, mit einem schlimmeren Übel, mit Undank verbunden wäre, kann ich doch nicht umhin, in den Ansprüchen, welche von Seite der Länder erhoben werden, ein gewisses Maß von Berechtigung zu erkennen.

Es ist diese Anschauung auch von dem hohen Herrenhause geteilt und, wie ich glaube, zum Ausdrucke gebracht worden, indem nämlich bei der ersten Beratung über eine Gesetzesvorlage ähnlicher Richtung das hohe Herrenhaus in der Sitzung vom 13. Februar 1864 beschlossen hat, eine Einladung an die Regierung zu richten, nach Klarstellung der Sache in der nächsten Session diesfalls eine Gesetzesvorlage einzubringen.

Ich glaube, darin liegt, wenn auch nicht direkt, die Zustimmung zu einer Verteilung an die Länder

und Kommunen, jedenfalls aber der Ausspruch, daß der gegenwärtige Zustand der bezüglichen Perzeptionen ein unhaltbarer und daß es zu wünschen sei, daß er durch einen besseren ersetzt und demgemäß geändert werde. Wenn das Herrenhaus in der späteren Beratung über ein solches von der Regierung eingebrachtes Gesetz zur Tagesordnung übergegangen ist, so fließt nicht daraus, daß es damit seine frühere Anschauung geändert habe, sondern es fließt daraus, daß in dieser Regierungsvorlage das nicht gebracht worden sei, was von dem hohen Hause erwartet und beabsichtigt wurde. Die damals an die hohe Regierung gerichtete Aufforderung steht meines Erachtens noch gegenwärtig aufrecht, und solange aufrecht, bis die Aufgabe nicht gelöst, der Zweck nicht erreicht worden ist.

Es tritt nun zum dritten Male eine diesbezügliche Gesetzesvorlage vor das hohe Haus. Es wird nicht zu verkennen sein und ist auch in der Kommission nicht verkannt worden, daß sie ein Fortschritt gegen die früheren Vorlagen sei.

Auch in dem andern Hause ist von den Abgeordneten Wiens und Niederösterreichs in der Sitzung vom 27. Februar d. J. in dem Momente, in dem sie eine Verwahrung einlegten, doch auch zugestanden worden, daß den Interessen der Reichshauptstadt und des Landes Niederösterreich in der Vorlage eine angemessenere Berücksichtigung zuteil geworden sei, als in den

früheren Vorlagen. Es sind namentlich in erster Linie jene Übelstände in diesem Gesetze beseitigt, welche bezüglich der früheren Vorlage, nämlich bezüglich der direkten Zuweisung und Verteilung an die Gemeinden, stattgefunden haben. Ich komme auf diesen Gegenstand nicht zurück, nachdem er auch bereits in diesem Hause eine eingehende Erörterung seinerzeit gefunden hat. Die Frage, inwieweit die Gemeinden herbeizuziehen sind zu der in Absicht stehenden Begünstigung, bleibt nach der Gesetzesvorlage den Landesgesetzgebungen vorbehalten. Ich wünsche nur, daß dort die Gerechtigkeit und Billigkeit und die Berücksichtigung der maßgebenden Interessen so geübt und aufrecht erhalten werde, wie wir es in diesem hohen Hause beabsichtigen.

Ich habe aber demungeachtet gegen die Vorlage Bedenken, die auch in der Kommission ihren Ausdruck gefunden haben. Ob das Präzipuum 10 oder bezüglich 40, der an die Länder zu verteilenden Reste 90 oder 60 Perzent zu betragen habe, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung, weil es immer bei ähnlichen Ansätzen, wo eine durchaus haltbare mathematische Beweisführung nicht möglich ist und der Grundlage entbehrt, immer darauf ankommen wird, daß man mit einem gewissen Billigkeitsgefühle doch eine willkürlich bestimmte Ziffer annehmen muß.

Auch die Frage, ob als Grundlage der Verteilung der Realbesitz in den Ländern oder die Meilenzahl der

Bahnstrecke zu dienen habe, scheint mir nicht von hervorragender Wichtigkeit, obwohl es mir andererseits nicht unbedenklich scheint, wenn man die Meilenanzahl, also die Bahnlänge als Maßstab annimmt. Ich möchte dies an einer Bahn, die ich genauer kenne, andeuten, nämlich an der zwar jetzt noch steuerfreien Südbahn. Wie käme seinerzeit die Südbahn dazu, und wäre das ein gerechter Maßstab, für ihre Hauptlinie Wien—Triest, auf welcher sich der Hauptstrom des Verkehrs bewegt, sie daher ein großes Einkommen bezieht, in einem gleichen Zuschlagmaße in Anspruch genommen zu werden wie auf einer Seitenlinie, z. B. auf der Kärntnerbahn, welche meines Wissens ein sehr mäßiges Erträgnis abwirft?

Allein die Hauptbedenken liegen nicht darin, sondern, wie auch der Bericht hervorhebt, in der Ungleichmäßigkeit und Ungleichartigkeit der Besteuerung, nämlich der Steuersätze.

Auch in der Besteuerung muß ein gewisses gegenseitiges Verhältnis von Leistung und Gegenleistung obwalten.

Wir alle wissen ja, warum wir an den Staat, an das Land, an die Gemeinde Steuern zahlen. Da möchte ich doch fragen, wie kommt die Eisenbahnunternehmung, beispielsweise wieder die Südbahn, dazu, in Niederösterreich eine Landesumlage von 20 Perzent, in Steiermark von 35 Perzent, in Krain von 40 Perzent,

in Kärnten von 49 Perzent, im Küstenlande von 28 Perzent pro 1869 zu zahlen und überdies nie zu wissen, wie sich je nach dem Bedürfnis der Länder, bei denen die Bahnunternehmung fast gar nicht beteiligt ist, diese Ziffer in einem kommenden Jahre gestalten wird?

Ich vertraue wohl darauf, daß die Landtage das Recht, welches die Besteuerung der Eisenbahnen in einem gewissen Maße ihnen in Händen gäbe, nicht mißbrauchen werden, allein vom Standpunkte der Gesetzgebung ist doch ins Auge zu fassen, daß man der Gefahr, der Willkür so viel als tunlich vorbeuge.

Mit allen diesen Bedenken aber möchte ich es aussprechen, daß der Gesetzentwurf einer Verbesserung, einer Amendierung fähig sein wird, und da muß ich wieder hervorheben, daß die Minoritätsmitglieder oder wenigstens eine Anzahl derselben in der Kommission gegen den Vertagungsantrag in der Absicht gestimmt haben, daß in der Kommission selbst in die Spezialdebatte über das Gesetz eingegangen werde und erst als Resultat derselben eine eventuelle Ablehnung oder eine Modifikation erfolgen möge. Dies ist nun in der Kommission infolge des gefaßten Beschlusses nicht mehr möglich gewesen, obwohl bei der stattgefundenen Generaldebatte allerdings auf Einzelheiten des Gesetzes eingegangen wurde. Der Bericht erwähnt jedoch von den Details des Gesetzes nur sehr wenig.

Einer Amendierung ist der Gesetzentwurf fähig, sowohl was die Perzentsätze betrifft — denn die lassen sich ja ändern — als auch bezüglich der Grundlage der Bemessung, wo man sich ebenfalls für das eine oder das andere Prinzip aussprechen kann; er ist meines Erachtens auch fähig einer Verbesserung in dem, was ihm zum Hauptvorwurf gereicht: in der Ungleichartigkeit und teilweisen Willkürlichkeit der Besteuerungsansätze. Es ist darüber im Detail in der Kommission nicht verhandelt worden, allein ich glaube eine Idee anregen zu können, deren Verwirklichung allerdings mit gewissen Vorsichten umgeben werden müßte, die mir aber doch diesem Übelstande möglicherweise abzuhelfen scheint. Man stelle die Bestimmung des Perzentsatzes solcher Umlagen nicht den Ländern anheim, sondern man stelle denselben im Wege der Reichsgesetzgebung fest.

Im Wege der Reichsgesetzgebung kann ja ausgesprochen werden, daß an der Stelle der Zuschläge von seiten des Landes ein Ziffersatz alljährlich oder nach gewissen Terminen von der Reichsgesetzgebung bestimmt werde, daß diese im Zentro vorgeschrieben, durch die Staatszentralkassen eingehoben werde, und daß nach Abschlag eines Präzipuums der Rest den Ländern eben nach einem gewissen Verteilungsmodus ausgefolgt werde. Ich habe die Einwendung gehört, es greife dieses ja ins Steuergesetzgebungsrecht der Landtage ein, das ihnen rücksichtlich ihrer eigenen Land-

zwecke zusteht. Ich glaube jedoch, daß dadurch die Landtage nicht beeinträchtigt würden, weil sie ja mit Ausnahme Niederösterreichs dieses Zuschlagsrecht von den Eisenbahnen im Augenblicke nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Dinge faktisch nicht besitzen. Wenn man ihnen nun dieses allerdings in einer gewissen Beschränkung zuweist, so kann man ja auch die Bedingungen dieser Berücksichtigung ihrer Interessen in der Reichsgesetzgebung festsetzen, ja man könnte auch den Vorbehalt ihrer Zustimmung aussprechen, die kaum fehlen dürfte, nachdem es sich dort um ein großes Benefizium handelt. Doch das ist nur eine Andeutung. Es handelt sich vor allem darum, einen richtigen Verteilungsmaßstab und eine richtige Verteilungsgrundlage, ein richtiges Verhältnis in der Besteuerung der Eisenbahnen zu finden.

Von dem Grundsatze, „das Geld nehmen, wo man es findet," sollte man gerade diesem Steuerträger gegenüber am wenigsten Gebrauch machen, schon aus dem Grunde, weil alle Welt wirklich diesen Steuerträger, nämlich die Eisenbahnunternehmungen, wo er nicht existiert, in das Leben zu rufen trachtet, und wenn er ins Leben gerufen ist, alle Welt auch ihn auszunützen bestrebt ist.

Nach diesen kurzen Andeutungen dürfte denn doch noch manches Moment, noch mancher Faktor bei der Teilbemessung zu berücksichtigen sein; es wäre wohl auch

Rücksicht zu nehmen auf die Erfahrungen, welche andere Länder in dieser Rücksicht gemacht haben und die sie in ihrer Gesetzgebung zum Ausdrucke gebracht haben: Preußen, Frankreich, allerdings vielleicht nicht in einem uns zusagenden Sinne, aber Nordamerika, England; und ich erinnere mich in einem Fachwerke unseres verewigten Mitgliedes, des Baron Hock, gelesen zu haben, daß gerade rücksichtlich der Eisenbahnen in Nordamerika, welche einzelne Staaten durchziehen, in dem Kongresse von Washington zu der Zeit, wo er das Buch schrieb, eine eingehende Gesetzesverhandlung im Zuge war.

In vielem nun, was ich angedeutet habe, nämlich was die Bedenken gegenüber der Besteuerung der Eisenbahnen betrifft, stimmt die Minorität allerdings mit der Majorität des Ausschusses im wesentlichen überein. In einem Punkte aber, in dem ersten Teile des Berichtes, entschieden nicht; da steht die Minorität auf einem andern Standpunkte, da findet ein prinzipieller Unterschied statt: dort nämlich, wo der Bericht sich über die rechtliche Unantastbarkeit des gegenwärtigen Zustandes ausspricht.

Es ist von Seite der Minorität mit Entschiedenheit betont worden, daß sie in dieser Richtung mit der Majorität nicht gehen könne, und zwar deshalb, weil sie für das gegenwärtig bestehende Verhältnis einen andern Rechtstitel als eben die bereits von mir zitierten gesetzlichen Normen nicht anerkennen kann, und weil,

wenn man von diesen absieht, sie beseitigt, die Prätendenten alle in einer und derselben Linie stehen, namentlich die andern Ländern in gleicher Linie mit Niederösterreich, und nur Unterschiede bezüglich jener, welche zugleich Sitze der Geschäftsverwaltung sind, in Sonderheit zugunsten der Reichshauptstadt.

Es ist in dieser Richtung, was die Rechtsfrage betrifft, bereits von dem Herrn Finanzminister und von meinem geehrten Herrn Vorredner gesprochen worden.

Ich möchte nur betonen, daß ein Titel mir nicht sehr fest zu stehen scheint, welcher sich bloß auf eine positive gesetzliche Bestimmung stützt, welche jedoch im Wege der Gesetzgebung jeden Augenblick aufgehoben und abgeändert werden kann.

Die Ansprüche der Länder sind bereits von anderer Seite nachdrücklich betont, es ist nachgewiesen worden, daß diese Ansprüche, da die Eisenbahnen ihnen auch Opfer auferlegen, eben nicht zu beseitigen sind.

Für die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes auch in dieser Richtung möchte ich nur noch darauf hinweisen, daß Eisenbahnunternehmungen, welche gar nicht das Land Niederösterreich durchziehen, wo aber der Sitz ihrer Verwaltungen ist, in den Ländern ihres Verkehrs an den Zuschlägen zur Einkommensteuer nicht partizipieren, während sie in Niederösterreich dieselben zu tragen haben. Ich nenne da galizische Bahnen, böhmische und speziell die Köflacher Bahn. Wie kommen

dieſe dazu, zu dem Grundentlaſtungsfonds von Niederöſterreich beizutragen, in welchem ſie nicht einen Zoll breit Grundbeſitz haben, während doch andererſeits die Anomalie eintritt, daß gerade nach Galizien vom Reiche aus für die Grundentlaſtung Vorſchüſſe gebracht werden müſſen, welche nun die Ziffer von Millionen erreicht haben?

Wenn ich mir nun erlaubt habe, meine Bedenken gegen den vorliegenden Geſetzentwurf auszuſprechen, wenn ich es auch zweifelhaft finden muß, ob die unbedingte Annahme des Geſetzentwurfes, wie er vorliegt, wirklich eine Beſſerung des gegenwärtigen Zuſtandes wäre und eine gerechtere Baſis bieten würde, ſo glaube ich doch ausſprechen zu ſollen, daß es mit der einfachen Ablehnung nicht getan iſt. Man ſchafft damit die Frage nicht aus der Welt, und ich erinnere mich, daß bei unſerer letzten Verhandlung über dieſen Gegenſtand der damalige Herr Regierungsvertreter uns erinnerte, die Frage werde allerdings hier beſeitigt, doch in kurzem wieder auftauchen; und in der Vorlage, mit der wir uns heute beſchäftigen, finden wir die Beſtätigung dieſes Ausſpruches.

Die Frage iſt aber eine Aufgabe, welche wert iſt, daß man ſie löſe. Gelingt die Löſung, ſo iſt es gewiß ein glücklicher, politiſcher Wurf, zu dem ſich die Reichsvertretung gegenüber den Ländern Glück wünſchen kann, und ich glaube, daß auch die Vertreter der Intereſſen

Niederösterreichs und speziell der Reichshauptstadt sich ein Verdienst erwerben werden, wenn sie dem, was von den Ländern beansprucht wird, mit Wohlwollen und einer billigen Würdigung ihrer Ansprüche entgegenkommen.

Es ist ein Antrag auf Zurückweisung des Gesetzentwurfes an die Kommission gestellt worden, ein Antrag, welchem ich nach dem, was ich bereits vorzubringen die Ehre hatte, aus voller Überzeugung meinerseits zustimmen kann.

Man könnte allerdings die Erledigung des gegenwärtigen Gesetzentwurfes und die damit verbundenen Fragen der im Zuge befindlichen allgemeinen Steuerreform vorbehalten; allein die Aufgabe der Steuerreform ist eine so große, daß sich deren baldiger Abschluß nicht voraussehen läßt, und obschon der Gegenstand bei der Dringlichkeit, mit der er von Seite der Länder betrieben wird, einen längeren Aufschub nicht gestattet, so möchte ich doch andererseits anführen, daß die Erledigung doch wieder nicht so dringend ist, daß sie gerade in der heutigen Sitzung erfolgen müßte, und nachdem das Abgeordnetenhaus, von welchem die Initiative ausgegangen ist, bis zur Vorlage seines Gesetzentwurfes, ich glaube, 11 Monate zugebracht hat, freilich mit andern Arbeiten beschäftigt, wird es auf das Herrenhaus wohl auch keinen Schatten werfen, wenn unsere Kommission sich damit noch einige Wochen beschäftigt.

Entschieden möchte ich mich aber gegen den einfachen Übergang zur Tagesordnung aussprechen. Ich glaube, wenn wir eine Gesetzesvorlage dieser Richtung nun schon zum dritten Male ablehnen, so sind wir es der Öffentlichkeit, wir sind es den Ländern, wir sind es dem andern Hause schuldig, unsere Motive auszusprechen, und nicht bloß die Motive, denen der einzelne beistimmen kann, wie sie im Berichte vorliegen, sondern Motive, welche sich das ganze Haus aneignen kann.

Es wird dadurch der schroffen Ablehnung manches von ihrem herben Beigeschmacke genommen werden, der ihr sonst vielleicht ankleben würde.

Ich würde mir daher nach dem Laufe der Diskussion vorbehalten, einen Antrag auf motivierte Tagesordnung zu stellen, voraussichtlich und nur für den Fall aber, daß der Antrag Sr. Durchlaucht des Fürsten Carl Auersperg auf Zurückweisung des Gesetzentwurfes an die Kommission nicht durchdringen sollte, für welchen zu stimmen ich mich im Gewissen verpflichtet fühle.

27. Sitzung vom 10. Mai 1869.

Ich werde die hohe Versammlung nicht mit einer langen Rede behelligen, da ich nicht auf prinzipielle Erörterungen zurückkommen will, welche in diesem hohen Hause bereits ihren Ausdruck gefunden haben, und auch die Grundsätze, welche im Gesetze vom 25. Mai v. J. bereits ausgeprägt sind.

Diesem Gesetze gegenüber ist auch der gegenwärtig uns vorliegende Gesetzentwurf nach meiner Überzeugung die korrekteste Ausführung.

Ich erlaube mir, da der § 11, lit. i) des Staatsgrundgesetzes zu wiederholten Malen in Anregung gebracht und sich auf ihn berufen worden ist, die Erinnerung der hohen Versammlung auf jene Verhandlungen zurückzurufen, welche anläßlich der Revision der Februarverfassung stattgefunden haben. Ich hatte damals die Ehre, Berichterstatter zu sein, und wurde in der bezüglichen Anschauung von Autoritäten unterstützt, von denen die eine sich gegenwärtig auf der Ministerbank befindet und die andere gleichfalls eine verehrte Autorität in Schulsachen ist. Die hohe Ver-

sammlung wird sich an die Kämpfe, an den Widerstand erinnern, welcher gerade rücksichtlich des § 11, lit. i) in diesem Hause stattgefunden hat; allein das hohe Haus hat in seiner überwiegenden Majorität damals an der Überzeugung festgehalten, daß das gesamte Unterrichtswesen Gegenstand der Reichsgesetzgebung sein und bleiben soll. Infolge eines Kompromisses jedoch, welcher außerhalb der Vertretungskörper abgeschlossen worden ist, hat sich das Haus veranlaßt gefunden, um größere Dinge nicht zu gefährden, auch in diesem Punkte endlich nachzugeben; es geschah dies infolge einer bekannten Zwangslage. Ich nehme dies Wort nicht gern auf meine Lippen, weil in gesetzgebenden Körpern gar nie derlei Zwangslagen vorkommen sollten. (Bravo! links.) Das hohe Haus respektiert, nachdem eine Beschränkung jener Anschauung durch die Formulierung des § 11, lit. i) eingetreten ist, gewiß jederzeit diese gesetzlichen Schranken.

Allein, ich glaube, das hohe Haus wird von seinen Grundüberzeugungen, welche es damals manifestiert hat, gewiß auch in diesem Augenblicke nicht zurückgekommen sein und daran festhalten, soweit es mit dem gegenwärtig bestehenden Gesetze vereinbar ist.

Wenn ich nun anführe, daß nach meiner Überzeugung in dem vorliegenden Gesetzentwurfe die damals gezogene Grenze respektiert worden und durchaus nicht überschritten wurde, so rechne ich auf die Unter-

stützung des hohen Hauses bei der Verhandlung der vorliegenden Frage, und glaube, das hohe Haus wird auch da seiner Kommission zustimmen, wo die Reichsgesetzgebung ihre Position sehr knapp an den Grenzen genommen hat, was allerdings in mancher Beziehung nicht zu leugnen ist.

Es handelt sich eben, dieses Terrain der Reichsgesetzgebung gegen die Eingriffsgelüste zu verteidigen und zu vertreten, welche ein Terrain gefährden, auf welchem die Hoffnungen des Staates beruhen.

Es handelt sich um jenes geistige Heimatsrecht, um jene geistige Freizügigkeit, welche es den verschiedenen Berufsschichten dieses Staates bis in die untersten Klassen hinab ermöglichen soll, im ganzen Reiche ihren Beruf zu üben, ihr Brot zu finden; es handelt sich darum, vor allem auch in allen Ländern und allen Staatsbürgern das österreichische Staatsbürgertum und das Gefühl dafür zu wecken und zu wahren, eine Aufgabe, die gerade, nachdem wir die allgemeine Wehrpflicht votiert haben, in ihrer großen Bedeutung um so dringender hervortritt.

Das Hauptgewicht, der Kern und Schwerpunkt des gegenwärtigen Gesetzentwurfes liegt in jenen Kapiteln, welche von der Heranbildung der Lehrkräfte handeln.

Man spricht vom „verjüngten Österreich“. Es gibt allerdings Toilettenkünste, welche einem abgelebten Körper für kurze Dauer den Schein der Jugend geben,

allein, um die Jugend auf die Dauer wieder zu erwecken und zu erhalten, bedarf es ganz anderer Kräfte.

Ich werde mich der Hoffnung noch nicht hingeben, daß wir jenes traurige Stadium ganz hinter uns haben, bevor wir uns nicht getaucht haben in jenen echten, wahren Verjüngungsquell, in jenen, welcher Dauer und jugendliches Leben diesem Reiche verspricht, und dieser Lebens- und Verjüngungsborn ist die Regeneration der Volksschule.

Das ist der große Gewinn dieses Gesetzes, daß es uns in dieser Richtung die Bahn vorzeichnet und ebnet.

Wenn vom staatsrechtlichen Standpunkte, vom Standpunkte der Länderautonomie das Gesetz angefochten worden ist, so wird dies wohl auch noch in der Spezialdebatte, wohin es zumeist gehört, der Fall sein und auch dort seine geeignete Erwiderung und Widerlegung finden.

Im allgemeinen möchte ich bemerken, daß das, was von einem Herrn Vorredner getadelt worden ist, nämlich die laxe Stilisierung des betreffenden Paragraphes des Staatsgrundgesetzes über die Reichsvertretung, allerdings eine Folge jenes Kompromisses ist, daß sie aber eben mit Zustimmung und Mitwirkung jener Partei stattgefunden hat, aus welcher die Stimme sich heute vernehmen ließ.

Ist die Stilisierung eine vage, so muß die Interpretation jedenfalls eine gewissenhafte sein. Und da

möchte ich denn doch betonen, daß es vor allem auf eines ankommt, damit eben die nicht mit der größten Schärfe gezogenen Grenzen von keiner Seite verletzt werden. Dieses eine, worüber man sich klar werden muß, ist, daß der Reichsverband, die Staatsidee, das Reichsinteresse vorangeht und daß das Recht der Länder zurücksteht gegen die Pflichten, welche sie gegen das Allgemeine, gegen das Reich zu erfüllen haben (Bravo! links), und daß es am allerwenigsten am Platze ist, in welcher Form es auch sei, jenes verhängnisvolle Liberum veto, welches eine so traurige Rolle in der Geschichte gespielt hat, auch in das österreichische Staatsrecht einführen zu wollen, weil es sich mit keinem parlamentarischen Regime, mit keiner konstitutionellen Ordnung verträgt. (Bravo! links.)

Wie dringend notwendig es ist, an die Regeneration der Volksschule zu gehen, möchte ich mit einigen Ziffern beleuchten.

Ich ziehe zu den Beispielen auch mein engeres Heimatland Krain herbei, weil es mich mit Schmerzen erfüllt, auch dieses Land in jenem Zustande zu wissen, welcher für dasselbe mit mehreren anderen Ländern eine Ausnahmsstellung im Gesetze schafft, um allmählich mit den anderen, vorgeschrittenen Ländern gleichen Schritt halten zu können. Es ist eben auch zugleich ein Blick auf die Schulzustände in Galizien, welchen ich mir zu werfen erlaube.

In Böhmen lesen und schreiben unter 100 Einwohnern 68, in Galizien 4, in Krain 3; von schulpflichtigen Kindern pflegen den Schulbesuch von 100 in Niederösterreich 98, in Krain 51, in Galizien 28.

Auf eine direktivmäßige Schule kommen in Tirol und Vorarlberg 486, in Galizien 2639 und in Krain 2627 Einwohner.

Die Regierung hat dieses Verhältnis sehr wohl gewürdigt, indem sie seit Jahren aus dem Normalschulfonde Galizien einen Beitrag von 79.000 fl. leistet, ein verhältnismäßig sehr großer Betrag, da Böhmen nur einen Beitrag von 11.000 fl. erhält.

Dies alles legt es mir nahe, daß der Schulzwang nicht bloß für kleine Kinder und für einzelne, sondern auch in den Richtungen ganz an seinem Platze ist, welche eben in dem Gesetze ihren Ausdruck gefunden haben.

Es liegt uns ein Antrag auf Übergang zur Tagesordnung oder eventuell auf eine Zerstückelung und Zerbröckelung dieses Gesetzes vor. Ich kann für das erstere nicht stimmen, weil ich trotz aller jener angeblichen Schwierigkeiten und Unausführbarkeiten doch nicht zugestehen kann, daß man es nicht sobald als möglich versuchen und anstreben soll, bestehenden und allgemein anerkannten Übelständen abzuhelfen.

Ich kann mich für die Zerstückelung des Gesetzes in einzelne Teile nicht aussprechen, weil eben die

Lehrerbildungsanstalten in so innigem Zusammenhange mit dem ganzen Wesen der Volksschule stehen, daß man sie nicht trennen kann. Wir haben, hohe Versammlung, eine lange Session hinter uns, wir haben eine große Anzahl von Gesetzen votiert, über deren Wert die Meinungen verschieden sein können. Mag das jetzige Gesetz auch einzelne kleine Mängel haben, sie werden sich remedieren lassen. Aber nach dem Ausspruche kompetenter Fachmänner ist das Gesetz im großen ganzen ein gutes, ein vortreffliches.

Wenn wir aus den Reichsratsberatungen nur dieses Gesetz allein nach Hause brächten, so wäre das allein schon ein wertvoller, kostbarer Gewinn für die Zukunft unseres Vaterlandes. Mag ich auch meinen, daß das Gesetz in dem ersten Augenblicke, in der ersteren Zeit vielleicht das Schicksal jenes kostbaren Diamanten teilen wird, welchen ein Bäuerlein unter den Schätzen Karls des Kühnen nach der Schlacht bei Nancy fand und um einen Spottpreis, weil er den Wert nicht kannte, veräußerte, ein Kleinod, welches, weil auch den weiteren Zwischenhändlern das Verständnis dafür mangelte, lange unbeachtet blieb, bis es endlich, in seinem Werte erkannt, seinen Platz in einer fürstlichen Schatzkammer gefunden hat — so muß mich doch dabei eines trösten und beruhigen, was ich für gewiß von der Zukunft annehme, nämlich daß dieses vielleicht jetzt für manchen ganz unscheinbare und als solches

nicht genügend gewürdigte Stück unserer Gesetzgebung einst als ein kostbares Juwel in dem Diademe Austrias strahlen und von da über alle Völker seine befeuernde und erleuchtende Kraft strömen lassen wird.

In dieser Überzeugung kann ich dem hohen Hause nur die Ablehnung des gestellten Vertagungs- und Zerstückelungsantrages, dagegen jedoch die Annahme des Kommissionsantrages empfehlen. (Beifall.)

28. Sitzung vom 13. Mai 1869.

Ich ergreife nur mit einer gewissen Befangenheit bei diesem Anlasse das Wort, weil ich befürchte, aus Anlaß eines harmlosen, wesentlich nur redaktionelle Bestimmungen enthaltenden Gesetzentwurfes eine Frage von großer staatsrechtlicher und internationaler Tragweite anzuregen. Allein die Gefahr, die damit verbunden ist, wird nicht von uns heraufbeschworen; die Gefahr ist an uns herangetreten, und es heißt, ihr patriotisch und mutig in das Auge blicken.

In diesem hohen Hause wird man das Motiv, welches mich das Wort zu ergreifen bestimmt, gewiß nicht verkennen, denn es ist echtes österreichisches Gefühl.

Die Textierung des Abgeordnetenhauses, welche im ersten Alinea dieses Paragraphes lautet: „Das Reichsgesetzblatt führt den Titel: ‚Reichsgesetzblatt für das Kaisertum Österreich'" drückt das, was der Titel ausdrücken soll, nicht aus. Sie enthält aber auch noch eine große Gefahr. Das waren die Gründe, weshalb unsere Kommission einhellig die Annahme dieses Alinea in der Fassung des Abgeordnetenhauses abgelehnt

hat und dafür sich veranlaßt gefunden hat, eine andere zu formulieren. Was soll nun der Titel des Reichsgesetzblattes besagen? Er soll das juristische, legistische Territorium für die Giltigkeit der in dieser offiziellen Sammlung enthaltenen Gesetze bestimmen. Diesen Zweck erfüllt er in der Fassung des Abgeordnetenhauses nicht, denn der Begriff des Kaisertums Österreich, wie er für uns gesetzlich feststeht, umfaßt ja Länder, in welchen diese Gesetze nicht gelten. Eine Auslegung in dem Sinne, als ob die Gesetze auch für Ungarn und für die damit verbundenen Länder gelten sollten, wird heutzutage doch niemand wagen.

Es liegt aber darin auch eine Gefahr, und zwar die, daß per incidens, so nebenbei, anläßlich eines Gesetzes, mit welchem die staatsrechtliche Frage nicht im direkten Zusammenhange steht, ausgesprochen werden soll; von nun an umfaßt der Begriff des Kaisertums Österreich nur die im Reichsrate vertretenen Länder.

Das wäre angesichts der gegenwärtigen staatsrechtlichen Stellung gewiß eine Gefahr.

Der Begriff des Kaisertums Österreich aber, wie er in uns allen noch lebt, hat seine gesetzliche Grundlage in dem Manifeste des Kaisers Franz vom Jahre 1804, mittels dessen er die Annahme der österreichischen Kaiserwürde verkündet hat, und in dem unter den Bestandteilen dieses Reiches auch das Königreich Ungarn aufgezählt ist; eine Zusammenstellung, die noch jetzt unter

dem Begriffe des Kaisertums Österreich verstanden und festgehalten werden muß, ganz unbeschadet der so viel betonten Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Länder der ungarischen Krone.

Wenn nun unsere Kommission diesen bedenklichen Titel beseitigt hat, und einen allerdings den gegenwärtigen Verhältnissen angemessenen Antrag gestellt hat, so ist sie der Sache gewiß näher gekommen. Allein mir will daran nicht gefallen, daß unsere Kommission den im andern Hause festgehaltenen Ausdruck „Kaisertum Österreich" wieder über Bord wirft.

Ich habe mir schon in der Kommission einen Antrag zu stellen erlaubt, welcher mir der gegenwärtigen staatsrechtlichen Situation möglichst zu entsprechen scheint. Der Antrag geht dahin, daß das erste Alinea zu lauten habe: „Das Reichsgesetzblatt führt den Titel: ‚Reichsgesetzblatt für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder des Kaisertums Österreich'."

Hier ist an der grundsätzlichen Bestimmung des Manifestes vom Jahre 1804 festgehalten, an welchem meines Wissens im verfassungsmäßigen Wege eine Änderung seither nicht stattgefunden hat. Man hat gegen die Textierung des Abgeordnetenhauses eingewendet, sie sei ein Judikat in einer noch strittigen Frage. Man hat mir dasselbe rücksichtlich meines Antrages eingeworfen, man sagte ebenfalls, er enthalte ein Judikat. Nun, ich kann das nicht zugeben. Denn ich halte nur

an dem Bestehenden fest und an dem meines Erachtens gesetzlich Bestehenden, welches ich nur den gegenwärtigen Verhältnissen gemäß umgrenzt habe. Mein Antrag hält aber auch bei einer Modifizierung doch im Grunde fest in formeller Beziehung an dem noch immer in dem Reichsgesetzblatte trotz der veränderten Verhältnisse auch für die Gesetzgebung des Jahres 1868 bestehenden Titel, wovon man sich überzeugen kann, wenn man einen Band des Reichsgesetzblattes in die Hand nimmt; dieses heißt nämlich: „Reichsgesetzblatt für das Kaisertum Österreich."

Diesen Antrag erlaube ich mir auch jetzt dem hohen Hause zur Annahme vorzulegen und zu empfehlen.

Man hat wohl gesagt, hier an diesem Orte bringe der vom hohen Abgeordnetenhause angenommene Text keine Gefahr mit sich, er habe keine weittragende Bedeutung. Nun muß ich gestehen, es ist allerdings ein Sandkorn, aber an einem ehrwürdigen Bau läßt man auch ein Sandkorn nicht ohne Not losbröckeln, und dann haben wir schon so vielmal es erlebt, daß aus kleinen Prämissen sehr große Konsequenzen gezogen worden sind, und da gebietet es denn doch die Pflicht, auch in kleinen Dingen zur rechten Zeit vorzusehen.

Noch eines möchte ich mir zu bemerken erlauben.

Wenn die hohe Versammlung meinen Antrag nicht annehmen sollte, so würde ich aus dem Grunde, den ich früher angegeben habe, für meine Person auch für

die Textierung unserer Kommission nicht stimmen können und würde lieber auf die Regierungsvorlage zurückgehen, welche darüber gar keine Bestimmung enthält; denn ich würde es vorziehen, daß allenfalls auf Rechnung der Redaktion oder des Druckers irgend ein unpassender Titel gewählt werde, den wir nicht zu verantworten haben.

Wenn am Ende auf dem Wege des Druckes aus jenem unum et indivisibile imperium der pragmatischen Sanktion vielleicht ein invisibile imperium werden könnte, so trifft für ein derlei Erratum niemanden als den Drucker die ganze Schuld; wenn aber eine solche Bestimmung von einem gesetzgebenden Körper ausgeht, da ist die Bedeutung eine ganz andere, und vor der Verantwortung für einen solchen im Vorübergehen gefaßten Beschluß und für eine solche Bestimmung, die sich nicht rechtfertigen läßt, möchte ich eben die gesetzgebenden Körper wahren.

Ich habe sonst nichts beizufügen und bitte nur um die Annahme meines Antrages. (Bravo!)

29. Sitzung vom 14. Januar 1870.

Als wir uns auf den Ruf Sr. Majestät zur Wiederaufnahme unserer verfassungsmäßigen Tätigkeit versammelten, da trug gewiß jeder von uns das Vorgefühl in sich, daß es sich in dieser Session um die Lösung großer, schwieriger Aufgaben handeln werde.

Die Beantwortung der allerhöchsten Thronrede ist schon an sich eine schwierige Aufgabe gewesen, denn die Thronrede selbst war nicht in dem bisherigen Geleise ein Programm über die bevorstehenden Sessionsverhandlungen, sondern sie war eine Anfrage an die Vertretung des Reiches. Es war nun die Pflicht der Kommission, den Kern dieser Frage zu lösen aus der Umhüllung von Sätzen, welche offenbar das Ergebnis eines geschlossenen Kompromisses waren. Die Kommission ist dieser Aufgabe mit tunlichster Gewissenhaftigkeit nachgekommen. Die Kommission glaubt aber, daß es vor allem die Pflicht der von der Krone Befragten sei, eine klare, entschiedene, bestimmte und präzise Antwort zu geben.

In der Wesenheit betreffen die Differenzen zwischen Majorität und Minorität zwei Punkte — sie sind auch bereits in der Diskussion berührt worden.

Überraschend mußte es jedoch für uns sein, die Anregung zu einer Verfassungsänderung von einer Seite zu erhalten, von welcher sie kaum erwartet werden konnte.

Es mußte uns überraschen, schon in der Session, welche auf jene folgt, die sich ja selbst mit einer Verfassungsrevision beschäftigt hatte, wieder die Anregung und den Impuls zu einer neuen Verfassungsänderung zu erhalten. Wir mußten uns fragen, soll denn unser teures Österreich aus den staatsrechtlichen Wirrsalen nie und nimmer befreit werden? Soll es die Aufgabe jeder Session sein, das wieder zu zerstören, was die vorausgegangene mühsam aufgebaut hat? (Bravo!)

Ist das Werk der letzten Session nicht wirklich ein Kompromiß zwischen den verschiedenen Parteien, zwischen den Ländern und dem Reiche? Wie ist dieser Drang nach Verfassungsänderungen zu erklären? Sind denn so erhebliche Fehler in der Verfassung selbst? Dagegen spricht, daß ja die Erfolge so laut anerkannt worden sind, und wenn wir um uns blicken, so werden wir diese Erfolge auf dem Gebiete der Finanzen und der Volkswirtschaft, in der Anbahnung der Freiheit des Gewissens und des Unterrichtes sehen, wir sehen sie in dem gesteigerten Kredit- und Verkehrsleben und

in so vielen Äußerungen des Staatslebens; sie haben auch durch Se. Majestät die Anerkennung gefunden.

Welche andere Gründe können denn dazu drängen, so bald wieder zu einer Verfassungsänderung zu schreiten. Ich sehe den Grund in einem aus der Vergangenheit auf uns herübergekommenen, auf uns ererbten Übelstande.

Was ist eine Verfassung?

Sie ist zu gleicher Zeit eine Schranke und ein schützender Wall für eine freiheitliche, geistige und materielle Bewegung im Innern. Ihr bester Schutz ist die Rechtskontinuität und die allseitige Rechtsachtung. Die Achtung vor dem Gesetze aber ist in Österreich in bedauerlicher Weise heruntergekommen.

Ich werde erinnert an die Zustände des eigenen Landes durch den Schmerzensschrei, der aus Spanien aus dem Munde des edlen Republikaners Castelár herüber dringt, indem er ausruft: „Die Grundlage unserer Wirren ist der Mangel an Achtung vor dem Gesetze und wir leiden daran, weil wir ihn überkommen haben in dem Beispiele der Regierung."

Wir in Österreich sind in einem ähnlichen Falle, wenn wir zurückblicken auf die Zeit, wo es möglich war, daß zugunsten eines bedrängten Regierungsschützlings über Nacht ein Gesetz geändert und umgearbeitet werden mußte.

Die Achtung vor dem Gesetze und Rechte muß hoch über allem stehen.

Ich zitiere die Worte eines anderen gefeierten und berühmten Mannes, welche auch diejenigen, nach deren Geschmack die bestehenden Gesetze nicht sind, auffordern und veranlassen sollen zu deren eifrigster und gewissenhaftester Beachtung. Es ist der Präsident der Vereinigten Staaten, Grant, welcher in seiner Antrittsbotschaft folgende Worte sagte: „Gesetze sind bestimmt, über alle zu herrschen, sowohl über jene, deren Beifall sie haben, als über jene, die ihnen widerstreben.“ Er fügt aber noch weiter bei: „Es gibt keine wirksamere Methode, die Zurücknahme schädlicher Gesetze zu sichern, als die genaue Durchführung derselben.“

Kann man aber sagen, daß die Verfassung vom Jahre 1867 wirklich in harmonischem Geiste des einigen Zusammenwirkens durchgeführt worden ist? Kann man nach all den Wahrnehmungen, die zu machen man in der Gelegenheit war über die Diskordanz im Schoße der Regierung, mit Recht sagen, daß die Durchführung eine genaue war und daß die Verfassung dabei die Probe nicht bestanden hat; das kann man mit gutem Gewissen nicht sagen.

Ja, woran liegt es — ich komme wieder auf die Frage zurück — was ist der Grund des Drängens nach Verfassungsänderungen?

Man sagt, es fehle ihr von mehreren Seiten die Anerkennung. Hat aber ein Gesetz eine solche Anerkennung unumgänglich nötig, ist sie überhaupt erreichbar?

Jedes Gesetz kehrt seinen Schild, seine Spitze vor allem gegen diejenigen, die außerhalb des Gesetzes zu stehen meinen und sich außerhalb des Gesetzes stellen.

Die Gesetze zum Schutze des Eigentums werden von sehr vielen nicht anerkannt (Heiterkeit), und es wird dagegen gefrevelt; die Zollgesetze werden von sehr vielen Prävarikanten nicht anerkannt.

Soll man diese Gesetze solange umarbeiten, bis sie die Anerkennung der Betreffenden finden? (Große Heiterkeit.) Dann wird gewiß jenen nicht gut gedient sein, die durch sie geschützt werden sollen.

Ich wollte mit diesem Vergleich durchaus nicht in verletzender Weise vorgehen, allein die Ähnlichkeit, das Zutreffende besteht ja wesentlich darin, daß diejenigen, die außerhalb der Verfassungsgesetze sich gestellt haben, denselben ja auch die Anerkennung versagen. Was müßte man aber tun, um diese Anerkennung zu erreichen? Hiebei muß man vor allem die Gegner der Verfassung ins Auge fassen, und ein sehr verehrter Redner hat soeben erst die verschiedenen Parteien und deren Bestrebungen charakterisiert und hat zu klar und zu unwiderlegbar nachgewiesen, daß es kein Zauberwort gibt, um alle zufrieden zu stellen, und daß, wenn hie und da eine Partei zufrieden gestellt werden könnte, gewiß die anderen um so weniger zufrieden wären.

Die Achtung des Gesetzes und namentlich der Verfassungsgesetze besteht aber darin, daß man eben

allfällige Änderungen an ihr nur auf ihrem eigenen Boden vornehme und zu diesem Zwecke bestimmt formulierte Anträge und klar ersichtliche Ziele vor Augen habe.

Das Minoritätsvotum entfernt sich von dieser gesetzlichen Grundlage, weil es eine Änderung der Verfassung schon auf Grundlage von Wünschen der möglicherweise vieldeutigsten und gefährlichsten Natur, von Wünschen, die noch total unbekannt sind, von vornherein zugesteht, und darin liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Minoritäts- und Majoritätsvotum.

Es hat übrigens mit der Anerkennung, die so viel betont worden ist, ein eigenes Bewandtnis.

Ich kenne einen Mann, der bis vor kurzem den König von Preußen noch nicht anerkannt hatte, sondern mir ausdrücklich versicherte, er anerkenne nur den Kurfürsten von Brandenburg. Das ist ein harmloses Vergnügen. Wenn aber der König von Preußen eine diplomatische Mission an den Betreffenden abgesandt hätte, um seine Anerkennung zu erwirken, dann stände die Sache ganz anders. Der Mann würde vom Gewichte seiner Bedeutung erfüllt worden sein und wahrscheinlich auch seine Bedingungen gestellt haben; allein Preußen ist ohne ihn seinen Weg gegangen.

Sind die Schwierigkeiten der Situation, ist die Hartnäckigkeit der Gegner der Verfassung, ist ihr Glaube an ihre Bedeutung und an ihr Gewicht nicht wesentlich gefördert und erhöht worden dadurch, daß man außer-

halb der Verfassung Annäherungs-, Ausgleichsversuche mit ihnen angestellt hat? (Bravo! Bravo!) Es hat der Wortführer der Minorität erklärt, von Föderalismus wolle auch die Minorität nichts wissen, und da muß ich einem der Redner widersprechen, der behauptet hat, das Wort Föderation sei gar nicht genannt worden. Das, was wir unter Föderation und Föderalismus verstehen, perhorresziert der Herr Wortführer der Minorität, er sagt, dahin zielen die Wünsche der Minorität nicht; allein es bestehen, sagt er, Differenzen rücksichtlich der Sitten, es seien Eigentümlichkeiten in den Rechten, in den Gewohnheiten, kurz es bestehen gewisse Besonderheiten der Länder, welche geachtet und auch in der Verfassung verwirklicht zu werden berechtigt sind. Ja, dieselben Wünsche finden in der Verfassung ihre Behandlung, sie können ja im Rahmen der Verfassung zur Verhandlung und Beschlußfassung gebracht werden.

Ich möchte mir erlauben zu fragen, ob denn zur Befriedigung solcher Anträge es notwendig wäre, an der Verfassung, nämlich in dem Sinne etwas zu ändern, daß in dem § 11 des Gesetzes vom 21. Dezember 1867 irgend etwas ausgeschieden und den Ländern zugewiesen werden solle? Ich würde dann aber auch weiter fragen, ob es in dieser Richtung möglich ist, die widerstrebenden Wünsche zu befriedigen und doch zugleich die hohen Interessen des Reiches unverletzt zu erhalten?

Für jene Bestrebungen, welche sich außer der Verfassung bewegen, ist, solange sie harmlos bleiben, die beste Politik das Ignorieren; wenn sie aber gesetzwidrig auftreten, dann bietet das Gesetz selbst die Mittel, sie zu bekämpfen.

Die Minorität hat, wie gesagt, die Wünsche, zu deren Gunsten Verfassungsänderungen, die sie schon im voraus zugestanden haben will, stattfinden sollen, selbst noch nicht formuliert. Sie sind uns ganz unbekannt. Es wäre aber doch vor allem nötig, diejenigen, welche uns auf andern Wegen bekannt geworden sind, etwas ins Auge zu fassen. In dieser Beziehung hat bereits eine Beleuchtung der böhmischen Deklaration und der Resolution aus Galizien stattgefunden.

Was die böhmische Deklaration betrifft, so stellt sie ganz klar hin, daß man einen böhmischen Staat wolle; sie greift dabei in eine Vergangenheit zurück, welche in ihren Konsequenzen selbst den Deklaranten nicht angenehm wäre, denn man kann einen geschichtlichen Moment nicht so zerreißen, daß man sich nach Belieben gewisse Zustände herausnimmt und die andern fallen läßt. Ein solcher Anknüpfungspunkt muß die ganze Zeitperiode aufnehmen, wie sie war und bestand, und nun möchte ich doch fragen, ob die 80 Deklaranten auf Grundlage des einst bestandenen Staatsrechtes sich selbst als Vertreter des Königreiches Böhmen ansehen könnten und ob sie überhaupt in der Lage

gewesen wären und die Möglichkeit gehabt hätten, eine solche Deklaration abzugeben.

Was die galizische Resolution betrifft, so kann ich da nur meine individuelle Überzeugung dahin aussprechen, daß, wie die Resolution vorliegt, ich kaum glaube, daß sie unter den bekannten Gesichtspunkten unverändert annehmbar sein wird. Allein wenn sie auf dem Wege der Verfassung, den die Mitglieder aus Galizien bisher nicht verlassen haben, zu uns herantritt, dann wird sie gewiß alle jene tunlichste Berücksichtigung erfahren, welche wir bereits in versöhnlichem Sinne in früheren Zeiten den Wünschen haben angedeihen lassen, insoweit sie mit den Grenzen, die stets zu beachten bleiben, vereinbar sind.

Es ist auch Tirol in der letzten Landtagsverhandlung auf ein undefinierbares Staatsrecht zurückgegangen. Auch mein engeres Heimatland Krain verlangt nichts weiter als die Gesetzgebung über Justiz, Kultus und Unterricht und, daß überhaupt die Landesadministration aus der Kompetenz des Reichsrates ausgeschieden und der Kompetenz der einzelnen Königreiche und Länder zugewiesen werde, denen es freistehen soll, sich nach Bedarf zu staatsrechtlichen Gruppen zu bilden. Nun, das sind doch offenbar neue staatliche Gebilde, welche wir mit der Staatsidee und mit dem Bestande Österreichs nicht vereinbarlich finden können. Wenn diese Anträge in Wirklichkeit treten sollen, so begreift

dies in sich eine verantwortliche Landesregierung, da die Minister in Wien nicht gut in den einzelnen Ländern praktisch verantwortlich sein können, und es wird eben doch das erreicht, was von der Minorität perhorresziert wird; es ist das die entschieden ausgesprochene Föderation. Ein sehr verehrtes Mitglied dieses Hauses hat diese Frage an einer anderen Stelle sehr treffend charakterisiert in den Worten: Die Föderation ist anderwärts die Vereinigung des bisher Getrennten; in Österreich ist sie die Trennung des bisher Vereinten. (Sehr richtig! links.) Dazu werden wir aus unserer innersten Überzeugung unsere Zustimmung nicht geben können.

Der Maßstab, den wir anlegen an alle Wünsche, welche an uns herantreten, ist Österreich. Was mit Österreich, was mit seinem Bestande, seiner Machtstellung, der Kräftigung seines verfassungsmäßigen Lebens vereinbarlich ist, wird man gern in Erwägung ziehen und tunlichst berücksichtigen. Dagegen alles, was sich mit der Staatsidee, mit dem Bestande Österreichs nicht verträgt, zurückzuweisen, ist unsere heiligste Pflicht, das verlangt von uns die Treue gegen das Vaterland.

Es sind Wege angedeutet worden — und das Votum der Minorität deutet kenntlich auf einen solchen — von welchen aus man mit den noch außer der Verfassung Stehenden die Verständigung bewirken soll. Nun liegen aber bereits Telegramme vor und es sind Stimmen aus dem Lager der außer der Verfassung

ſtehenden Parteien laut geworden, welche mit Entſchiedenheit derlei Verſuche als unfruchtbar zurückweiſen und mit dürren Worten erklären, daß ſie nicht in die Verfaſſung treten wollen, weil ſie außerhalb derſelben ſtehen bleiben. Wenn nun das Minoritätsvotum von einem Entgegenkommen ſpricht, ſo iſt das ein ſeltſames Entgegenkommen, wenn derjenige, dem man entgegenkommt, einem den Rücken kehrt; da würde ein ganz anderer Ausdruck der zutreffende ſein.

Der gefährlichſte Standpunkt ſcheint mir aber jener zu ſein, welcher die Beſtrebungen derjenigen in ſich faßt, welche vorgeben, auf dem Boden der Verfaſſung zu ſtehen, doch aber Mittel und Wege ſuchen, dieſelbe aus ihren Fugen zu löſen, die jede Lücke, jeden Spalt erſpähen und benützen wollen, um eine explodierende Mine zu legen und die Verfaſſung ſelbſt zu ſprengen.

Ich erinnere mich da in einem grellen Bilde an jene Pulververſchwörung in England von Guy Fawkes und Genoſſen, welche auch in ihrem Sinne auf dem Boden und den Fundamenten des Parlamentes operierten, um das Parlament, beide Häuſer und den König ſelbſt in die Luft zu ſprengen. Möge der Himmel Öſterreich vor jedem ſolchen Verſuche, der hier nur in bildlicher Weiſe verſtanden werden will, bewahren. (Bravo!)

Es iſt der Adreſſe der Majorität Mangel an Verſöhnlichkeit vorgeworfen worden.

Wenn wir es auch nicht direkt in Worten ausgesprochen haben, so liegt die Versöhnlichkeit wohl schon in den Taten, deren sich das Herrenhaus rühmen kann; namentlich bei jener Revision der Verfassung, welche die Wünsche der Männer, die auch heute in einer weiteren Richtung ihr das Wort reden, in möglichster Weise berücksichtigt hat.

Ich muß dem widersprechen, daß die Adresse jeden Weg zur Verständigung abschneidet. Im Gegenteile, sie weiset die Wege zur Verständigung, sie hält nur an der Ansicht fest, daß bis zu einer gewissen Grenze in diesem Sinne das Möglichste und Erreichbarste bereits geleistet worden sei.

Sie präjudiziert nicht in der Richtung, daß man an einer starren Stabilität hänge und daß nicht auch fernerhin Konzessionen möglich seien, allerdings in jenen Grenzen, die wir eingehalten wissen wollen; aber um mögliche Zugeständnisse auf dem verfassungsmäßigen Boden zu machen, braucht es nicht einer Änderung der Verfassung selbst. Sie ist ja bildsam und entwicklungsfähig.

Es ist auch eine Stelle der Adresse entschieden mißverstanden worden. Man mutet uns zu, daß darin mit Zwangsmaßregeln gedroht wurde. Nun, meine Herren, ich weiß es wahrlich, daß man mit Bajonetten Versammlungen sprengt, sie aber nicht zusammenhält, und wenn es sich um Befürwortung von Zwangs-

maßregeln in erster Linie und als Universalmittel gehandelt hätte, wahrlich! Sie sähen mich nicht auf dieser Stelle, um in solchem Sinne das Wort zu führen; Zwangsmaßregeln sind das äußerste, leider oft unvermeidliche Mittel.

Wenn ich von den Mitteln einer in sich geschlossenen, vom Geiste der Verfassung durchdrungenen Regierung sprach, dann könnte ich nur jene Mittel im Auge haben, welche eine solche Regierung in sich selbst besitzt, nämlich in dem harmonischen Zusammenwirken, in der einheitlichen Willenskraft, in der Durchdringung auch ihrer Organe mit derselben Verfassungstreue, die ihr innewohnt. Der Nachdruck dieses Absatzes liegt auf der einheitlichen, in sich geschlossenen Regierung, weil wir eben in der Lage waren, mit innigem patriotischen Bedauern zu sehen, wie gelähmt eine Regierung ist, die nicht einheitlich, in sich geschlossen und von demselben Geiste gehoben und durchweht ist.

Es ist auch der Standpunkt der Nationalitäten angeklungen und betont worden.

Ich gehe dieser Frage, die von so unendlicher Dimension ist, daß sie nicht im Vorübergehen erörtert werden kann, tunlichst aus dem Wege, um so mehr, als ich nicht sicher wäre, im Sinne der Kommission zu sprechen. Allein, da die Frage angeklungen, so erlauben Sie mir, sie doch mit einigen Streiflichtern zu beleuchten.

Es ist namentlich auf die Stellung der Deutschen hingewiesen worden. Meine Herren! Die Deutschen in Österreich haben, seit durch das konstitutionelle Leben Parteikämpfe entstanden sind, sich um die Fahne des verfassungstreuen Österreichs geschart; erst als die andern Nationalitäten ihre nationale Fahne aufgehißt haben, erst von diesem Momente an ist in Österreich auch die deutsche Fahne das Vereinigungszeichen der Gesinnungsgenossen geworden, immer verbunden mit der österreichischen Fahne.

Der Gleichberechtigung der Nationalitäten, welche ja auch wir wollen, soweit sie möglich ist, ist in § 19 der Verfassung ihre volle Berücksichtigung geworden. Sie ist von keiner Seite bedroht, allein der Paragraph hat Auslegungen erfahren, welche irrtümlich sind und eines festen Grundes entbehren.

Die Ausübung der Gleichberechtigung hängt doch wesentlich von der gleichen Befähigung ab. Wenn alle andern Nationalitäten dieselben Mittel, dieselben Erfolge, dieselbe Stellung haben wollen, wie die Deutschen in Österreich, dann sage man ihren Führern vor allem: arbeitet so wie die Deutschen, dann werdet ihr auch zu denselben Zielen kommen; wenn ihr aber einsehet, daß ihr nicht mehr nachkommen könnt bei den Kulturarbeiten jener, welche ihre Kraft aus einer Nation von 40 und mehr Millionen schöpfen, dann füget euch ein in das größere Kulturgebiet, vertraut

auch eure Nationalität der Führung dieses Kulturvolkes. Nicht herrschen wollen die Deutschen, sie wollen aber auch nicht unterdrückt sein.

Sie fühlen mit Stolz, daß sie die relative Majorität der Volksstämme in Österreich sind, daß ihre Heimat die Kern- und Stammprovinzen des Reiches umfaßt, daß die Dynastie ihnen angehört; sie fühlen es, daß ihre Sprache das einzige Verständigungsmittel ist, welches in diesem Reiche die allgemeine Reichs- und Geschäftssprache sein kann; ja sie fühlen es mit Stolz, daß sie jenen andern Nationalitäten gerade mit ihrer Sprache ein Geschenk machen, um sich untereinander zu verständigen; denn die große Slawenwelt ist ja nicht das eine Ganze, das man sich vorstellt, denn sie zerfällt ebenso wie die große germanische Rasse in sehr viele Abteilungen, die sich untereinander ebensowenig verstehen und ebenso viele Verschiedenheiten aufzuweisen haben, als in germanischer Abkunft die Briten, Skandinavier, Holländer usw. Es muß betont werden, daß die Deutschen in Österreich den Rassenhaß nicht kennen, daß sie niemanden unterdrücken wollen, daß sie aber für sich auch Gleichberechtigung in Anspruch nehmen, und daß sie namentlich sich nicht in die Tributpflichtigkeit und Dienstbarkeit der Unkultur begeben wollen.

Hohe Versammlung! In den beiden Anträgen liegen zwei verschiedene Wege vor Ihnen. Der eine,

nämlich der, den die Minorität vorschlägt, ist ein in Nebel gehüllter; das Ziel ist nicht erkennbar, die Gefahren sind mit Flor bedeckt; allein an der Eingangspforte stehen verlockende Worte, welche für manche zum Sirenenklange werden können, in denen wir aber dieselben Worte wieder erkennen, welche einst schon auf demselben Wege an den Rand des Abgrundes geführt haben. Über der Pforte ist die Aufschrift: „Ordentlicher Reichsrat ad hoc", wenn Sie es aber genau betrachten, so werden Sie finden, daß es die alte Aufschrift ist: „Außerordentlicher Reichsrat"; es ist aber das „außer" übertüncht und „ad hoc" dazu gesetzt. (Heiterkeit.) Der andere Weg ist der, den die Majorität vorschlägt: Es ist die Bahn, auf der wir stehen, es ist der korrekte Weg der Verfassung. Auch er ist nicht frei von Gefahren und Schwierigkeiten; dafür sind wir nicht blind. Aber er hat bereits seine Erfolge aufzuweisen, und — was jeden beruhigen kann, der diesen Weg weiter fortsetzt — es ist der Weg des Rechtes und Gesetzes. (Bravo! Bravo!)

Ich kann mich keinem Zweifel hingeben, welche Wahl das Herrenhaus zwischen diesen beiden Wegen treffen wird. (Beifall.)

30. Sitzung vom 7. April 1870.

Die Votierung eines Dispositionsfonds ist an einem anderen Orte von einer kompetenten Autorität als die Manifestation eines Vertrauens erklärt worden. An die Worte meines verehrten Vorredners anknüpfend, glaube ich zuerst betonen zu sollen, daß das Herrenhaus nicht in der gleichen Lage ist wie das Abgeordnetenhaus. Das Abgeordnetenhaus hat eine von einer bestehenden Regierung speziell in Antrag gebrachte Summe votiert, während durch das bekannte mittlerweile eingetretene Ereignis sich das Herrenhaus eine neue bestimmte Regierung noch nicht gegenüber sieht.

Das Herrenhaus ist daher nicht in der Lage, Vertrauen oder Mißtrauen auszusprechen. Mögen auch in den Kombinationen, von denen man hört, höchst achtbare Namen genannt sein, so ist die Gruppe des künftigen Ministeriums für uns noch in nebelhafte Konturen gehüllt. Bedenklich ist es aber immer, daß etwas in den Lüften schwirrt, was an die Jahre 1865 und 1867 erinnert: Autonomieströmungen, Ausgleichsgelüste! Es scheint fast, als sollte ein schon bekanntes

Drama in neuer Bearbeitung und neuer Besetzung wieder vorgeführt werden, ein Drama, welches bereits einmal zum kläglichen Falle gekommen ist und vielleicht auch dieses Mal nicht ganz zu Ende gespielt werden dürfte, da es den Anschein hat, daß gar kein faßbares Programm vorliegt und auf gut Glück improvisiert und der günstige Moment erwartet werden soll, wo der heilige Geist den rechten Gedanken eingibt.

Gestatten Sie mir einen kurzen Rückblick in unsere Verfassungsgeschichte.

Nach der Katastrophe von Königgrätz, nach der Sistierungsperiode traten wir auf einen mit Trümmern besäten Verfassungsboden, welcher einer neuen Bearbeitung bedurfte. Ein Ausgleich, insbesondere jener mit Ungarn, war eine Notwendigkeit, eine Unerläßlichkeit.

An diesen Ausgleichsmoment traten aber auch autonome Forderungen der übrigen Länder des Reiches heran, welche im tunlichsten Entgegenkommen ihre erreichbarste Gewährung erhalten haben. Es war ein Kompromiß aller in der diesseitigen Reichshälfte vertretenen Länder, und wenn die Tschechenführer sich davon ferngehalten haben, so scheint es, daß sie eben den Ausgleich nicht wollten.

Nachdem die Revision des Verfassungswerkes geschlossen und sanktioniert war, war es aber auch die Pflicht aller beteiligten Faktoren, deren eifrige und treue Hüter zu sein und deren Handhabung zu wahren.

Das Herrenhaus ist dieser Pflicht jederzeit eifrig nachgekommen. Man muß, wenn man auf unsere Verfassung und die den Landtagen gewährten Befugnisse hinblickt, doch zugeben, daß sie weder in den materiellen und geistigen Interessen des Landes noch in den nationalen Bedürfnissen nützlich zu wirken, fruchtbringend zu arbeiten, in irgend einer Weise gehemmt sind. Derjenige, der vor allem Österreich will als solches, der braucht nicht den föderalistischen Apparat dazu, wer aber Österreich nicht will, sondern ein anderes, der möge uns nicht zumuten, ihm zu jenem Abenteurerzuge die Wege zu bahnen und dessen Kosten zu bestreiten. (Rufe links: Sehr gut!) Aber schwärmen wir denn für die gegenwärtige Verfassung in ihrem ganzen Wortlaute, in allen ihren Bestimmungen? O nein! Wenn die hohe Versammlung einen Blick werfen will in die stenographischen Protokolle jener Verhandlungen, wo es sich um die Revision der Verfassung handelte, da werden Sie einsehen, mit welchen Opfern, nach welchen Kämpfen namentlich dieses Haus schließlich auf die von jenem Hause ausgegangenen Anträge eingegangen ist; Sie werden aber auch sehen, daß gerade die Männer, welche heute für die Verfassung einstehen, damals mit aller Wärme gegen einzelne Bestimmungen derselben ekämpft haben. Ich weise namentlich auf meinen verehrten Herrn Vorredner hin, der — ich will die betreffenden Stellen nicht Wort für Wort vorlesen —

ſchon damals darauf hingewieſen hat, daß das hohe Haus in den Opfern, die es zu bringen geſonnen iſt, das Pfand ſehe der künftigen inneren Zufriedenheit und die Sicherung dagegen, daß mit weiteren exorbitanten Forderungen in autonomiſtiſcher Richtung nicht mehr an uns herangetreten werde.

Aber wir legen den höchſten Wert darauf, daß die Verfaſſung jene geachtete Stabilität erhalte, deren ſie bedarf, um der fruchtbare Boden für die freie Bewegung und für die Arbeit des Volkes zu ſein, daß ſie dieſe Stabilität erlange und wahre, ohne die Fortbildung auszuſchließen, die jedes lebenskräftige Werk haben muß, wenn es eben mit der Entwicklung der Menſchheit gleichen Schritt zu halten berufen ſein ſoll. Iſt ſie noch nicht zum Granit erhärtet, ſo ſoll ſie doch wenigſtens nicht der ſchmiegſame Lehm ſein, welchen man nach Laune und Zeitluſt beliebig kneten und umodeln darf.

Von dieſen Grundſätzen iſt das Herrenhaus bei ſeiner Adreſſe ausgegangen und es hat damals nur das Grundprinzip, aber nicht die Perſonen, auf welche dieſes wohl zunächſt praktiſche Anwendung finden dürfte, ins Auge gefaßt.

Es ſind Ausführungen in dieſer Beziehung damals abſichtlich vermieden worden, allein man konnte ſich ſchon damals nicht verhehlen, daß jener Sieg nur ein Pyrrhusſieg ſei, daß dem damals neugebildeten Mini-

sterium wohl keine sehr angenehme, dauernde Existenz in Aussicht stehe, weil ja schon damals der Boden, auf welchen es gestellt war, ein bereits durchlöcherter und untergrabener war.

Es ist in der Politik wie in religiösen Dingen; das Haupterfordernis ist der echte Glaube, der sich aber werktätig durch Taten betätigen soll; ein Priester, der selbst nicht an das glaubt, was er predigt, wird auch schwerlich Proselyten zu sich heranziehen, und wenn ich dem damaligen Ministerium einen Vorwurf machen wollte, so wäre es der, seinen Glauben nicht genügend durch Werke betätigt zu haben. Mir schien auch damals trotz der gefährlichen Lage der richtige und zum Ziele führende Weg das Festhalten an dem eigenen Programme, welches das Ministerium in seinem Memorandum ausgesprochen hat, und welchem das hohe Haus eben in seiner Adresse beigetreten ist und zugestimmt hat. Aber es war schon ein bedenkliches Zeichen, als der verehrte Ministerpräsident mit jener humanen Milde und Liebenswürdigkeit, die ihm alle unsere Herzen gewinnt und festhält, aber nicht geharnischt und gewappnet, wie es der Stellung und dem Momente gebührte, eine Interpretation versuchte, welche das Majoritäts- und das Minoritätsvotum dieses Hauses als sich sehr nahe stehend darstellte.

Ich enthalte mich weiterer Ausführungen, weil ich in diesem Momente keinen herben Tropfen in den Kelch

gießen wollte gegenüber von Männern, welche aus Prinzipien hervorgegangen sind, welche auch stets die unseren waren.

Wenn ich früher von einem durchlöcherten Boden sprach, so meinte ich jene Minen, welche zurückreichen bis in jenen Moment, als der erste Präsident des parlamentarischen Ministeriums sich zum Rücktritte veranlaßt sah.

Es sind seit jener Zeit Bewegungen zutage getreten, welche die unter dem Februarministerium zur Ruhe zurückgekehrten, keineswegs gewaltsam unterdrückten Nationalitäten in neue Aufregung versetzten, zu neuen ungestümen Anforderungen führten, ja, jene Ansprüche, welche aus diesen Bewegungen schon durch das Sistierungsministerium hervorgerufen waren, noch bis ins Unglaubliche steigerten. Ja, in diese Bewegung ist noch in nicht ferner Zeit der Zündstoff der Publizierung jener bekannten beiden Memoranden gefallen. Man sollte glauben, daß den Aktionen in dieser Richtung doch in der Verfassung selbst ihre Grenze gezogen sei, und der § 5 des Gesetzes über die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten sagt allerdings:

„Die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten wird durch ein gemeinsames verantwortliches Ministerium besorgt, welchem jedoch nicht gestattet ist, nebst den gemeinsamen Angelegenheiten auch die besonderen Regierungsgeschäfte eines der beiden Reichsteile zu führen."

Ich kann Verfassungsänderungen und Ausgleichsversuche in dieser Richtung unter die Aktionen des gemeinsamen Ministeriums nicht rechnen. Es wird allerdings durch bekannt gewordene Dementis die Aktion in dieser Richtung in Abrede gestellt, allein es gibt Aktionen, welche in keinem Exhibiten- und Gestionsprotokolle vorkommen, aber doch in greifbarer Erscheinung zutage treten.

Es widerstrebt meiner Natur, einen Angriff gegen eine Person zu richten, da ich nur Prinzipien bekämpfe, namentlich gegen Personen, die nicht anwesend sind, nicht mir gegenüberstehen; allein, wenn ein bestimmtes Prinzip, ein bestimmtes System sich identifiziert mit einer Person, ja dann ist es die Pflicht, der Wahrheit die Ehre zu geben und seine Überzeugung offen auszusprechen. Das Prinzip, welches ich meine, ist das der Unstetigkeit und das System ist die Stetigkeit der Wandelbarkeit. (Rufe links: Sehr gut!) Es muß doch in der Tat bedenklich erscheinen, wenn wir denselben Namen unter dem Einberufungspatente des außerordentlichen Reichsrates, dann wieder unter dem Einberufungspatente des ordentlichen Reichsrates lesen, sowie unter dem revidierten Gesetze über die Reichsvertretung. Es muß bedenklich erscheinen, wenn wir denselben Namen hörten als denjenigen, welcher das erste parlamentarische Ministerium ins Leben gerufen, und wenn wir denselben Namen in diesem Momente

der Auflösung desselben wieder auf allen Lippen hören. Es scheint auch jedem Ministerium irgend eine providentielle Kraft nahe zu stehen, welche auf die Untergrabung desselben sein Augenmerk gerichtet hat: Erfahrungen, die wir in den letzten Zeiten wiederholt zu machen Gelegenheit hatten. Ich anerkenne ehrlich und offen die hohe Begabung, die mannigfachen Verdienste, die wesentlichen Erfolge dieses Mannes; aber bei allen seinen glänzenden Eigenschaften kann er sich doch eine Eigenschaft nicht geben, und das ist die, von Kindesbeinen an österreichische Luft geatmet und sein Ohr an das Herz des österreichischen Volksstammes gelegt zu haben. (**Bravo! Bravo!**)

Nicht engherziger Nativismus, der dem Österreicher ferne liegt, läßt mich diese Worte sprechen, aber das Gefühl für ein schönes und unglückliches Vaterland. Österreich hat große Staatsmänner, große Kriegshelden aufzuweisen, die nicht auf seinem Boden das Licht der Welt erblickt haben, aber damals waren andere Zeiten. Jetzt, wo es sich darum handelt, das Bedürfnis des Volkes zu erkennen, jetzt ist vor allem ein österreichisches Herz notwendig.

Es ist von meinem Herrn Vorredner bereits ausgesprochen worden, wie der Ausgleich mit Ungarn zustande gekommen ist, welche Folgen er hat, es ist aber auch betont worden, daß wir eben dieses Abkommen, diesen Ausgleich, so weh er uns in manchen

Dingen tut, gewissenhaft und ehrlich und fest aufrecht halten wollen. Ich habe zu jener Zeit den beabsichtigten Ausgleich eine Operation auf Tod und Leben genannt, sie ist Ungarn gegenüber notwendig gewesen, sie ist vollbracht und hat den Ruhm des Mannes vermehrt, aber der eigene Sohn hätte nicht die ruhige Hand gehabt, jene Operation vorzunehmen, es mußte zu einer anderen, sichereren Hand, die nicht zittert, gegriffen werden.

Es ist auch begreiflich, daß diese als gelungen erscheinende Operation, welche in den Fachblättern gepriesen worden ist, in der diplomatisch-medizinischen Welt Aufsehen erregt hat, aufforderte zu weiteren ähnlichen und nicht minder lebensgefährlichen Operationen. Da gibt es manches, was schadhaft scheint an dem edlen Reichskörper, da sind Volkskrankheiten, Leiden, Wehen, wie sie in Böhmen, in Galizien, in Slovenien zutage treten und einer allfälligen Zangengeburt oder Trepanation bedürfen. Ja, ich gebe zu, daß vielleicht auch diese Operationen lege artis mit ähnlichem Erfolge vorgenommen werden könnten, nämlich bewundert und ausposaunt als kunstgerecht und gelungen. Ich fürchte aber sehr, wenn man dann ins Familienhaus tritt und sich nach dem Schicksale des Operierten erkundigt, so findet man ihn nicht mehr, wohl aber die Familienangehörigen in Trauerkleidern.

Man möge nun bei dieser Gelegenheit fragen, gibt es denn nicht auch in der anderen Reichshälfte

ſolche Schäden und Gebreſte, in Siebenbürgen, in den national geſinnten Parteien Kroatiens, bei den Serben und Rumänen? Warum richtet der Operateur nicht dorthin auf jene kranken Flecke ſeine Aufmerkſamkeit? Weil dort ein Hausvorſtand iſt, welcher nur denjenigen einläßt, der wirklich berufen iſt. (Bravo!)

Ich will nicht unterſuchen und beurteilen, ob es ein Fehler war, daß in der diesſeitigen Reichshälfte nicht in ähnlicher Weiſe vorgegangen wurde, oder ob es dem böſen Verhängniſſe zur Laſt fällt. Das aber iſt ſicher, daß darin ein Wink, eine Lehre und eine Warnung für die Zukunft liegt.

Über die Klagen gegen die Verfaſſung und über die Mittel, welche dagegen vorgeſchlagen ſind, ſowie über deren wahrſcheinliche Erfolge hat ſich mein verehrter Herr Vorredner bereits ausführlich ausgeſprochen, daß ich mich in dieſer Beziehung jeder weiteren Ausführung enthalten kann.

Ich möchte nur eines noch betonen. Ein Fruchtbaum, der gepflanzt wird, trägt nicht in den erſten Jahren Früchte, der Baum der Verfaſſung braucht wohl noch längere Zeit dazu, bis er mit Früchten behangen prangt; wir aber haben, wie es ſcheint, die Methode ergriffen, ihn alle zwei oder drei Jahre niederzuhauen, um wieder einen neuen pflanzen zu können. (Heiterkeit und Bravo! links.) Seit Öſterreich nun ſchon über zwei Dezennien in ſtaatsrechtlichen Konvulſionen ſich windet,

hat man es mit allen denkbaren und mitunter auch nicht denkbaren Systemen und Experimenten versucht, nur mit einem einzigen Systeme, nämlich mit dem treuen Festhalten, mit dem beharrlichen und ausdauernden Fruchtbarmachen, mit dem geduldigen Erwarten der Fruchtreife hat man es noch nicht versucht.

Ich glaube, es wäre an der Zeit, und unsere Erfahrung weist darauf hin, diesen Versuch doch endlich auch zu machen.

Ich kann nach dem Gesagten mich nur der Resolution anschließen, für welche ich auch stimmen werde. (Bravo! Bravo!)

31. Sitzung vom 16. November 1870.

Hohe Versammlung! Nicht ohne Bedeutung wird gleich im Eingange der Adresse die in dieser Zeit doppelt notwendig und dringend geforderte Pflichttreue betont. Dieses Haus, seine Kommission, und in letzter Linie der Berichterstatter dieser Kommission haben bei dieser Zeitlage herbe Pflichten zu erfüllen. Für mich ist diese Pflicht noch herber geworden, weil ich auch dem verehrten Herrn Ministerpräsidenten zu antworten habe, aus dessen Worten die tiefe Erregung eines Ehrenmannes, der sich der Reinheit seiner Absichten bewußt ist, gesprochen hat.

Ich bin darum den hochverehrten, hervorragenden Mitgliedern der Kommission um so dankbarer, welche bereits das Wort ergriffen und mir einen Teil dieser Last abgenommen haben, denn es ist immer eine schwere und nicht sympathische Aufgabe, Kritik an politische Handlungen zu legen, welche eben unvermeidlich auch die Personen trifft. Allein hier handelt es sich nicht um die Personen als solche; wenn man ankämpft, so sind es die Prinzipien oder deren Mängel, welche man bekämpft.

Wir befinden uns in einer eigentümlichen staatsrechtlichen Situation. Kurze Zeit darauf, nachdem wir den Verfassungsbau beendigt glaubten, kaum die Kelle aus der Hand gelegt hatten, mußten wir mit dem Schwerte Wache stehen vor diesem Gebäude, um es gegen den Ansturm der alten Feinde der Verfassung, der Föderalen, Klerikalen und Nationalen zu verteidigen.

Zu unserer großen Überraschung aber gesellten sich zu diesen Feinden auch manche derjenigen, welche uns an dem Baue mitgeholfen hatten, nach deren Angaben — eben nicht zur Zierde des Baues — vorgegangen wurde, nach deren Wünschen und Andeutungen die innere Einteilung desselben stattgefunden hat; der Ansturm ist in diesen Tagen ein noch größerer. Sollten die Männer gerade, deren ich zuletzt erwähnte, so ganz uneingedenk sein des Kompromisses, welcher geschlossen worden ist, sollten sie dieses kaum abgeschlossene Kompromiß nicht mehr für bindend erachten? Da möchte ich an ein Wort mahnen, das ein ungarischer Staatsmann einem Abgeordneten der Linken entgegengeschleudert hat, ein wirkungsvolles Wort, nachdem jener Abgeordnete die Giltigkeit des Ausgleiches bezweifelt, dessen Anerkennung in Frage gestellt hat. Der ungarische Staatsmann rief: „Sie wollen den Ausgleich nicht anerkennen? Sie müssen ihn anerkennen, weil er Gesetz ist."

Die drei bedeutungsvollen historischen Dinge des Grafen Montecuccoli lassen sich in Anwendung auf

unsere Lage in die Worte konzentrieren: Gesetz, Gesetz und wieder Gesetz. Welches Wort aber führt unser Ministerium im Munde? Versöhnung und Ausgleich, Versöhnung auf dem Boden der Verfassung.

Was hat das Ministerium getan, um diese Versöhnung auf dem Boden der Verfassung zu erzielen, wie sieht diese Versöhnung in letzter Linie aus? Der Vorgang, der eingehalten wurde, war gewiß in Beziehung auf die Form nicht inkonstitutionell; allein er läßt sich mit einem Worte bezeichnen, welches eben in der von Sr. Exzellenz Freiherrn v. Lichtenfels bereits erwähnten Zirkularnote aufgetaucht ist, nämlich „extrakonstitutionell".

Diese extrakonstitutionelle Methode scheint mir eine Milchschwester jener konstitutionellen Methode, die uns bereits in diesem Hause anempfohlen worden ist von einem zu meinem Bedauern gegenwärtig abwesenden Mitgliede, und welche in naher Geistes- und Blutsverwandtschaft steht mit jener Methode der bekannten Sistierung.

Ich muß, um den Faden unserer Verfassungsgeschichte fest zu halten, mir erlauben, des Zusammenhanges wegen hinzuweisen auf jene früheren Ausgleichsversuche, welche in die Zeit der Kaiserreise in Böhmen reichen und welche schon die Schwierigkeiten des damals bestandenen Ministeriums erhöht und dessen Boden durchlöchert haben.

Es erfolgte in letzter Session die Publikation der beiden bekannten Ministermemoranden, es erfolgte später der Ausmarsch aus dem Abgeordnetenhause, welcher der Anlaß war zum Schluß der Session. Das neue Ministerium trat ins Leben.

Ich glaube, daß es eine konstitutionelle Anomalie genannt werden muß, wenn ein Ministerium abtrat, dessen Programm die übereinstimmende Billigung und Zustimmung der beiden Häuser erhalten hatte, während dagegen ein Ministerium in die Aktion tritt, dessen damaliges Votum einstimmig von beiden Häusern abgelehnt und verworfen worden war.

Es erfolgte die Auflösung des Reichsrates und der Landtage.

Niemandem fällt es ein, das formelle Recht hiezu zu bestreiten oder in Frage zu stellen, aber eine verfassungstreue Regierung, und jede, meinte man, soll dies sein, hätte doch kräftigen sollen und stärken jenen Kern der verfassungstreuen Abgeordneten, welche eine solche Regierung bereits im Abgeordnetenhause stützten; es hätte die Landtage, welche entschieden und anerkannt verfassungstreu waren, nicht auflösen sollen, sondern nur jene, welchen die parlamentarischen Deserteure angehörten.

Es trat der Moment der Wahlbewegung ein und es wurde auf die öffentliche Meinung eine dem Standpunkte der Regierung entsprechende Einwirkung geübt.

Ich glaube nicht, positiv sagen zu können, daß im direkten Auftrage der Regierung gearbeitet worden ist, aber gewiß im vermeintlichen Dienste derselben und oft auch im Namen derselben. Die Agitationen waren gegen jene Richtung gewendet, die man mit dem Namen der verfassungstreuen Partei bezeichnet.

Nun möchte ich bei dieser Gelegenheit auf ein Wort, das der Herr Ministerpräsident ausgesprochen hat, indem er von einer sehr schroffen Parteistellung oder Parteischrift gesprochen hat, zurückkommen.

Ich möchte mich dagegen verwahren, daß die Männer, die an dem Gesetze, an der Verfassung halten, daß die eine Partei sind. Beachtung des Gesetzes, Halten der Verfassung ist ja die Luft, in der der Staatsbürger atmet und sich bewegt, der Boden, auf dem er steht (Bravo!), von einer Allgemeinheit, wo man nicht mehr von einer Partei sprechen kann; die im Dienste der Regierung zu wirken glaubenden Organe aber haben in jener Zeit die Männer, deren einziges Verbrechen, deren einzige Schuld es ist, an dem Gesetze und an der Verfassung zu halten, förmlich mit Schimpf überschüttet. (Rufe: Sehr richtig!)

Wer erinnert sich nicht an die Ausdrücke: „Verfassungsclique", „abgewirtschaftete Koterie", „Dezemberdogmatiker", „Fanatiker" usw. Man sprach von der Verfassungstreue, sie sei eine „brutale Maske zur Herrschaft einer Partei" u. dgl. Ja, es entlud sich ihr Spott

und Unwille auch gegen den Reichsrat selbst. Ich möchte doch darauf aufmerksam machen, wie bedenklich es ist, dem Volke die Quelle, aus der das Gesetz kommt, zu vergiften und zu verdächtigen.

Später wendete man sich gegen die Lebensverhältnisse. Man hetzte Junge gegen Alte. Es hieß: „Die Alten hinaus." Man wollte mit Ungeduld dem natürlichen Wirken der Zeit vorgreifen, welche ja selbst das absterbende Alter durch die aufblühende Jugend ergänzt, ein Prozeß, der sich allmählich auch im Leben gestaltet, wie der Ansatz der jungen Jahresringe um den alten Stamm.

Ja, noch zu dieser Stunde scheint in dieser Richtung gewirkt zu werden, denn ich hörte, daß man ein sehr verehrtes Mitglied dieses hohen Hauses mit der Frage bedacht hat, wie denn ein alter Mann sich in Politik mischen könne. Nun, ich möchte gegenfragen, wie man es anfangen soll in diesem hohen Hause, sich nicht mit Politik zu befassen.

Ich glaube, gerade das Beispiel dieses verehrten Mannes weist darauf hin, daß die sogenannten „Alten" bei dieser Konkurrenz wohl noch sehr im Preise steigen dürften. (Bravo! Sehr gut!)

Meine Herren! Ich bin ein aufrichtiger Freund der Presse, ich habe es in diesem hohen Hause mit warmen Worten bewiesen. Die Preßfreiheit ist ein Gut, ein Gewinn nicht nur für die Schriftsteller, sondern

für das Volk. Die Presse bleibt und soll eine Macht bleiben, aber um es zu bleiben, muß sie die allgemeine Achtung genießen, und wie man diesem Ministerium in der Bevölkerung vorwirft, daß es die Verfassung durch die Verfassung ruinieren wolle, möchte ich bei solchem Vorgehen in seinem Namen fast glauben, daß man auf diesem Wege die Presse durch die Presse ruinieren werde. (Bravo! Sehr gut!)

Unter Fortsetzung der Ausgleichsversuche und unter solchen Eindrücken fanden die Wahlen in die Landtage statt. Auch hier bei dieser Gelegenheit verlautete vieles über Agitationen in antiverfassungsmäßigem Sinne.

Die Regierung behauptet, volle Neutralität innegehalten zu haben. Neutralität kann heißen: Ich tue für den einen nichts und lasse für den anderen alles geschehen. Aber ich glaube, auch hier ist ein genommener Einfluß nicht in Abrede zu stellen, weil man schon darin, daß auch die verfassungstreuen Landtage aufgelöst wurden, einen Wink sehen konnte, in anderer Richtung zu wählen, und ich glaube, dieser Wink ist nicht mißverstanden, sondern aufgegriffen worden.

Wir sehen nun die Landtage, welche aus diesen Wahlen hervorgegangen sind. Ihr Charakter ist bereits von anderen verehrten Rednern näher beleuchtet worden; ich kann nur darauf hinweisen, daß wir Proteste, Vorbehalte und dergleichen in Masse, die Erneuerung der galizischen Resolution, der bekannten Deklaration hatten

— eine Anzahl von Anläſſen, bei welchen die Regierung mit dieſen Landtagen ein ernſtes, verfaſſungstreues Wort hätte ſprechen können, welches in der Art, wie es zu wünſchen geweſen wäre, nicht gehört worden iſt.

Ich werfe nun einen Blick auf den gegenwärtigen, aus jenen Landtagen hervorgegangenen Reichsrat. Hat er die Vollzähligkeit erreicht? Minder als je. Die Erreichung dieſer Vollzähligkeit war ja auch ein ausgeſprochener Plan der Regierung.

Im Abgeordnetenhauſe iſt ein ganzes Kronland bei der Eröffnung unvertreten geweſen; die in der früheren Seſſion anweſend waren, konnten nicht kommen, und die anderen, auf die man rechnete, daß ſie kommen würden, wollten eben nicht kommen.

In der Parteigruppierung der Anweſenden trat aber jenes Verhältnis ein, welches bei dem Umſtande, daß die Beſchlußfaſſung mit 1 oder 2 Stimmen Majorität bewirkt wurde, dem Miniſterium ſelbſt Anlaß zu der verfügten Vertagung geben mußte.

Ein Teil der Anweſenden trägt aber Vorbehalte, Inſtruktionen, Proteſte und dergleichen in der Taſche, und mithin liegt eben auch die Möglichkeit nahe, daß ſie bei der erſten ihnen mißliebigen Veranlaſſung ebenſo, wie es bereits früher ſtattgefunden hat, die Arena ihres Wirkens verlaſſen.

Ein für die konſtitutionelle Methode bezeichnungsvolles Ereignis war auch die bereits erwähnte Entlaſ-

sung der drei Statthalter, welche eben für jene zweckmäßige Maßregel gestimmt hatten und dadurch eine Sünde begangen hatten, welche das Ministerium selbst in viel verstärktem Maße eine Woche später beging, indem es, statt den Reichsrat auf acht Tage zu vertagen, ihn auf vier Wochen vertagte.

Ich werfe nun einen Blick auf das Herrenhaus. Wer die Bedeutung dieses Hauses richtig versteht, wird es von jenen mit den Ministerwechseln eintretenden Fluktuationen, welche durch große Pairsschübe das Haus zu einem Abstimmungsapparat in ihrem Sinne machen und ihm den eigenen Charakter, die wahre konservative Idee, die in ihm verkörpert sein soll, benehmen, bewahrt wissen wollen.

In dieser Hinsicht kann man nur anerkennen daß eine solche Beeinflussung des Herrenhauses bisher nicht beliebt wurde. Allein auch hier, besorge ich, wird man den Vorwurf machen, der Tadel richte sich höher hinauf. Aber mit Unrecht. Es mußte doch überraschend sein, denselben Mann, dessen Name unmittelbar unter jenem Minoritätsmemorandum stand, welches das Herrenhaus verworfen hatte, unter dessen Mitglieder aufgenommen zu sehen; dann auch einen anderen Herrn, welcher in seinem eigenen Heimatlande nicht jenes Vertrauen gewinnen konnte, das ihm einen Sitz im Abgeordnetenhause gestattet hätte. Wenn nun auch gegen den Vorgang in quanto nichts einzuwenden ist, so

erlauben Sie mir, ihn in quali doch etwas bedenklich zu finden. (Heiterkeit.)

Wir sind gewöhnt, in diesem hohen Hause vom Präsidentensitze Worte zu vernehmen, welche die Situation kennzeichnen und im Volke zu fliegenden Worten zu werden pflegen. Ich erinnere an jenes Bild von der Staatsuhr mit den Minuten- und Stundenzeigern. Es war bezeichnend für die damalige Situation, denn die Bewegung beruhte auf einem gegebenen Gesetze. Wir haben heuer bei Eröffnung dieses hohen Hauses ein gleichfalls sehr bezeichnendes Bild gehört: „Ober uns flattert eine Fahne und auf der Fahne steht das Wort Verfassung." Zu flattern pflegt auch manches, was vom Winde zerrissen werden kann. Im Flattern dieser bewegten Fahne kann aber auch das Wort Verfassung ganz verschwinden oder durch einen bedeutsamen Faltenwurf uns nur zurufen: „Fassung." (Heiterkeit.)

Es ist in letzter Stunde die Auflösung des früheren böhmischen Landtages erfolgt und es sind Neuwahlen für denselben ausgeschrieben worden. Auch hier ist das formale Recht nicht zu bestreiten, obwohl alle jene Gründe fortbestanden, welche seinerzeit das gegenwärtige Ministerium veranlaßt hatten, das ausnahmsweise Fortbestehen als begründet anzuraten.

In dieser Beziehung ist mir aber aus dem Majoritätsmemorandum eine Stelle erinnerlich, die ich mir vorzulesen erlauben werde. Es heißt darin (liest):

„Eine Auflösung des böhmischen Landtages hat keinen Sinn, außer wenn sie von einer Regierung erfolgt, welche die heutige Majorität desselben zu verrücken die Absicht hat, um hiedurch der gegnerischen Tendenz zum Siege zu verhelfen."

Eine warnende Stimme, die doch gewiß Beherzigung verdient hätte. Ich gehe auf das Detail der Landtagsverhandlungen hier nicht ein. Es ist von anderer Seite in einer Weise, der ich nicht nahe zu kommen vermöchte, dargestellt worden. Nur darauf möchte ich hinweisen, was denn von dort die Antwort war auf die patriotischen Hoffnungen und Ansprachen, welche man an den neuen Landtag gerichtet hatte und welche der Grund seiner Einberufung waren.

Im Munde honigsüße Versicherungen der Loyalität, dem Reiche gegenüber aber eine abweisende Hand und mitunter eine geballte Faust. Von einer Reichsratswahl keine Rede, dagegen nochmalige Betonung der Souveränität und Selbständigkeit des Staates Böhmen.

Wo blieb nun die angestrebte Versöhnung? Wer würde sich und könnte sich dem Zauber dieses Wortes entziehen? Gewiß, wir sind alle versöhnlich, dort wo der Gegenstand, ein Objekt zur Versöhnung sich bietet.

Allein wie kann man die Gegensätze, um die es sich hier handelt, versöhnen und vereinigen? Was heißt die Versöhnung im gegebenen Falle? Sie ist allerwärts eine andere. In letzter Auflösung würde diese Ver-

söhnung in Böhmen zu dem genannten selbständigen, souveränen Staate führen. In Galizien wäre diese Versöhnung der auf Reichskosten gepflasterte Weg ins alte Polenreich; in Tirol die Begründung eines modernen Patrimonium Petri; in meinem geliebten Heimatlande die Errichtung eines ganz neuen Königreiches, welches seine Staatsgenossen unter der magna charta einer Grammatik vereinigt (Heiterkeit) und von fünf bis sechs Nachbarländern Stücke wie Brombeeren abreißt, um seinen Staatsgarten damit zu schmücken; in dem neuesten Dalmatien aber die Lossagung von dem bisherigen Staatsverbande.

In seiner Totalität daher wäre eine solche Versöhnung die Dissolution, die Zerreißung des Reiches. Es wäre solche Tendenzen fördern eine Anmutung an das Reich, an sich selbst einen Selbstmord zu verüben.

Wir hören schon näher und lauter herankommen das Pochen und Graben der von den Feinden der Verfassung gelegten Minen: in ihnen ist das Grab Österreichs. *Wir müssen unsere* Pflicht tun, keinesfalls aber können wir und dürfen wir an dieser Grube mitschaufeln.

In dieser Zeit welterschütternder und neugestaltender Ereignisse — das fühlt doch jeder — ist eine Konzentrierung des Staates auf seinem Fundamente, eine Konsolidierung desselben die Aufgabe für alle, eine unerläßliche Lebensbedingung. Eine solche ist auch der Bestand der Verfassung.

Während der Weltteil das Dröhnen des eisernen Schrittes jenes — wie es scheint — wiedererstandenen Kaisers der deutschen Sage hört, zitieren staatskünstlerische Boscos und Döblers durch künstliche Stellung von Spiegeln das Gespenst des heiligen Wenzel und stellen es als Gegner an die Grenze zur Grenzhut.

Während an dem Vater der Nationalitätenlehre und des Nationalitätenzwistes sein eigenes Prinzip in Lothringen und im Elsaß züchtigende Rache nimmt, wollen seltsame Männer den Staat Maria Theresias und Josefs in seine Nationalitätenpartikel zerlegen.

Während große Nachbarländer in vulkanischen Flammen in eines zusammenschmelzen, sucht man bei uns in 17 Antiquitätenkammern nach alten Fürstenkronen, Herzogs- und Markgrafenhüten und dergleichen, die alle doch nicht zugleich auf einem und demselben Haupte Platz finden können, statt daß man die glorreiche einheitliche Kaiserkrone Österreichs mit neuem Glanze, mit neuer Macht auszustatten und zu kräftigen trachten sollte. (Bravo!)

Wer sollte nicht mit Unwillen heutigentags die Versuche sehen, die Anknüpfungspunkte für unsere sogenannte historische Entwicklung in einer vor Jahrhunderten begrabenen Vergangenheit zu finden, wer sollte sich dabei nicht erinnern an das Wort eines staaten- und geschichtskundigen Gelehrten, welches lautet: „Die historische Entwicklung eines baufälligen Gebäudes ist dessen Einsturz."

Wir aber sind berufen, zu konservieren, zu konservieren das Lebendige, das Lebensfähige, zu konservieren das Gesetz, die Verfassung, die Reichs- und Staatsidee. In Momenten, wie der gegenwärtige, fällt Institutionen, wie das Herrenhaus ist, eine bedeutende Aufgabe zu, seine Stimme wird in solchen Momenten von doppeltem Gewichte. Konservieren aber heißt auch, ein treues und freies Wort der Wahrheit dahin zu richten, wo es zur rechten Stunde auch das rechte Gehör zu finden hoffen darf.

Ich glaube in dem Gesagten auch zum Teil den Äußerungen des verehrten Herrn von der Gegenpartei geantwortet zu haben und kann nur in Vertretung der Kommission auf das wärmste die Annahme des ganzen Adreßentwurfes empfehlen. (Lebhafter Beifall.)

32. Sitzung vom 4. Juli 1871.

Die gegenwärtige Regierung hat dem Herrenhause bisher noch keinen so unmittelbaren Anlaß gegeben, um es, das Herrenhaus, zu bewegen, ihr gegenüber politische Stellung zu nehmen. (Bravo!) Die Berührungen waren bisher meistens nur trockener, geschäftsmäßiger Natur.

Bei dem ersten Anlasse jedoch, bei welchem eine solche Stellung möglicherweise genommen werden konnte, war es bedeutungsvoll, daß ein Mann, welchen wir immer Recht, Gesetz und Verfassung aufrecht halten und vertreten sahen, leise Anklänge des Mißtrauens vernehmen ließ. Nicht minder bezeichnend war es, daß damals eine seit der Sistierungszeit nicht gehörte Stimme sich wieder vernehmen ließ mit einer Art von Gruß an das Hereinbrechen einer verwandten Ära.

Was seither geschehen, hätte wohl manchen von uns veranlaßt, auszusprechen, was ihm schon tief auf der Seele brannte. Allein, indem wir uns Zurückhaltung auferlegten, folgten wir der Sitte dieses hohen Hauses, und indem wir heute uns zu sprechen gedrängt fühlen,

wird man uns nicht der überstürzenden Hast, nicht der Ungeduld, nicht der Übereilung, am wenigsten aber der Leidenschaftlichkeit anklagen können.

Die heutige Tagesordnung trägt uns die Pflicht dazu auf. Indem wir daran gehen, dem gegenwärtigen Ministerium die Mittel zur Fortführung seiner Verwaltung für eine geraume Zeit zu bewilligen, müssen wir doch dessen politische Aktion ins Auge fassen. Es liegt des offiziellen Materials dem Hause wenig vor. Ich muß daher auch unter Hinblick auf jene Tatsachen und Worte, welche anderweitig öffentlichen Ausdruck gefunden haben, mich aussprechen.

Die Stellung und Anschauung dieses hohen Hauses zu unseren staatsrechtlichen Wirrsalen ist eine bekannte. Die das Herrenhaus leitenden Grundsätze sind beim Antritte unseres gegenwärtigen hochverehrten Präsidenten in einem Resümee zusammengefaßt worden, auf welches ich mich nur zu berufen brauche.

Ich hebe nur hervor, daß die Stellung des Herrenhauses zur Autonomie der Länder, insoweit sich diese innerhalb des bestehenden Rahmens des Reichsverbandes bewegte, immer nur eine freundliche war. Das Herrenhaus ist nur allen Bestrebungen auf volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit und allen Souveränitätsanmaßungen der einzelnen Reichsteile entgegengetreten, ebenso den neukombinierten, noch nicht bestehenden staatsrechtlichen Gebilden innerhalb jenes Rahmens.

Das Herrenhaus ist immer von der Voraussetzung ausgegangen, daß nicht eine bloß an die Formen der Verfassung sich haltende, sondern nur eine von dem Geiste derselben durchdrungene Regierung, welche eben dieses Durchdrungensein in jedem einzelnen ihrer Akte kundgibt, ihrer schwierigen Aufgabe gewachsen sei.

Was ist das Programm der gegenwärtigen Regierung, soweit wir es kennen?

Es ist die sogenannte Ausgleichspolitik, die Politik der Versöhnung, das Anstreben des inneren Friedens, und zwar alles dieses, wie ausdrücklich erklärt wurde, auf verfassungsmäßigem Boden, die Hereinziehung der Dissidenten auf demselben Wege.

Dieses Programm ist kein neues. Edle Kräfte sind bereits daran gescheitert — ich weise auf die Vorgänger des gegenwärtigen Ministeriums hin — und ich besorge, die Schicksale des gegenwärtigen Ministeriums werden in dieser Beziehung den vorangegangenen gleichen.

Ich lege diese Politik nicht den gegenwärtigen Regierungsmännern zur Last. Es ist eine ältere, verhängnisvolle Erbschaft, welche in die Tage der Sistierungspolitik zurückdatiert und wie eine febris intermittens verschwunden und wieder aufgetaucht ist und wohl wieder verschwinden wird.

Nur was die Sistierungspolitik mit einem staatsrechtlichen Gewaltakte versuchte, wird jetzt in klügerer, vorsichtigerer Weise, wie mir scheint, ins Werk gesetzt. (Bravo!)

Das Herrenhaus ist dem Irrtume, die Heilung des Staates auf Grundlage der Föderation versuchen zu wollen, bereits zu wiederholten Malen entschieden entgegengetreten. Das Herrenhaus hat die Gefahr des Versuches wiederholt dargestellt und seine warnende Stimme dagegen erhoben.

Das Herrenhaus hat aber auch, wie ich denke, schon vor längerer Zeit die richtigen Mittel kundgetan, die nach seiner Ansicht endlich und in konsequenter Durchführung zu jenem inneren Frieden führen müssen, welchen auch das Herrenhaus bisher schmerzlich vermißte. Allerdings sind die Schwierigkeiten seither größer geworden, aber nur darum, weil man von jenem verhängnisvollen Wege nicht abgehen wollte.

Es ist damals und auch später dem Herrenhause zur Last gelegt worden, daß es zur Durchführung der Verfassung auf Ausnahmsmaßregeln, auf militärischen Beistand zähle. Das ist durchaus ein entschiedenes Mißverständnis dessen, was das Herrenhaus gemeint hat.

Die eigentliche, viel kräftigere und wirksamere Energie ist jene Energie des Geistes und der geistigen Arbeit, des treuen Ausharrens, des Manifestierens des leitenden Gedankens in allen Akten, in allen Beziehungen zu den untergeordneten Organen, daß diese davon durchdrungen werden bis tief hinunter und auch, unmittelbar in den Volkskreisen wirkend, jene Ideen, jene Bestrebungen vertreten und zur Tat werden lassen.

Unter den Vorschlägen, die das Herrenhaus vor Jahren damals in Antrag brachte, nimmt auch die Wahlreform eine wesentliche Stelle ein, und zwar die Anbahnung der direkten Reichsratswahlen. Das Herrenhaus kann daher der Vorwurf nicht treffen, daß es erst nachträglich sich das Programm eines schon abgetretenen Ministeriums angeeignet. (Bravo!) Das Herrenhaus hat in den direkten Wahlen keine unfehlbare Panazee gesehen, aber doch eines der Mittel, welche anzuwenden sind, um endlich zu jenem inneren Frieden und zur Kräftigung des Verfassungslebens zu gelangen. Das ist sowohl in der damaligen Adresse als in der Diskussion in diesem hohen Hause vertreten worden.

Die Frage der direkten Wahlen hat in der öffentlichen Diskussion einen Umfang, eine Teilnahme gewonnen, daß sie nicht sobald von der Tagesordnung verschwinden kann; dies um so weniger, als die direkten Wahlen die gebotene Loslösung des Reichsrates von den Landtagen sind — ein Gebot der politischen Moral, um den parlamentarischen Desertionen das rechte Mittel *entgegenzustellen, ein Akt der Selbsterhaltung, der Pflicht* der Notwehr den Landtagen gegenüber, welche die Wahlen in den Reichsrat verweigern und dadurch das gefährliche Mittel in den Händen haben, die Tätigkeit des Reichsrates, wenn auch nur momentan, zu untergraben. Ich glaube, obschon die Frage erst in zweiter Linie vor das Herrenhaus treten wird, doch darauf hinweisen zu

ſollen, daß von ſehr ſachkundiger und beredter Seite die Anſchauung vertreten worden iſt und in dieſem hohen Hauſe Anklang gefunden hat, welcher auch ich aus voller Überzeugung huldige, nämlich, daß die Beſtimmung dieſer Wahlreform und ihrer Grundſätze aus eigenem Rechte des Reichsrates geſchehen könne und ſolle.

Se. Exzellenz der Herr Vorſitzende des Miniſterrates hat aus Anlaß der Diskuſſion über dieſen Gegenſtand an einem anderen Orte Gelegenheit genommen, gegen ein früheres Miniſterium herbe Kritik zu üben. Ich meine das ſogenannte parlamentariſche oder Bürgerminiſterium. Jawohl hat es Fehler begangen, aber wer hat ſolche Fehler nicht begangen? Iliacos intra et extra peccatur muros.

Aber jenes Miniſterium hatte in Übereinſtimmung mit den Grundſätzen, den Anſchauungen und Prinzipien der beiden Häuſer eine unanfechtbar konſtitutionelle, vollberechtigte Grundlage. Es iſt auf dem Kampfplatze erlegen, aber — das iſt eine öſterreichiſche Spezialität — erlegen durch parlamentariſche Deſerteure, es iſt geſchieden, weil ſeine nach meiner Anſicht in der verwickelten Lage ganz korrekten Anträge nicht akzeptiert wurden. Wenn andere Miniſterien Fehler hatten, ſo iſt die Exiſtenz, die ganze Exiſtenz des gegenwärtigen Miniſteriums ein Fehler, ein großer Fehler.

Das Miniſterium erkennt ſich ſelbſt nicht als parlamentariſches — dieſe Frage berühre ich nicht; allein

der Fehler liegt darin, daß es eine Aufgabe auf sich genommen hat, deren Unlöslichkeit ihm selbst klar sein mußte, wie sie der Mehrzahl von uns klar sein mag. Unlösbar ist die Aufgabe, weil sich gegenseitig aufhebende Gegensätze keine Vermittlungs- und Vereinigungspunkte bieten; unlösbar ist die Aufgabe, weil keine menschliche Macht und kein noch so mächtiger Wille mächtiger ist als die unwandelbaren Naturgesetze, nach denen sich sowohl das physische als moralische Leben, also auch das Staatsleben regelt.

Aus der Teilung wird nie die Einheit, durch die Zerbröckelung entsteht kein Ganzes, durch Verwendung der Kräfte an der Peripherie verliert das Zentrum seine Kräfte, Kräfte, die es im Momente der Gefahr zu brauchen wohl oft veranlaßt sein wird und schmerzlich vermissen dürfte. Nimmer wird aus der Unterhandlung mit den Störern des inneren Friedens der innere Friede hervorgehen, niemals wird durch ein Abkommen mit den Verfassungsfeinden die Verfassung gestärkt, befestigt und gekräftigt werden; neben einem österreichischen Reichsrate steht der Landtag eines souveränen Staates Böhmen im grellen Kontraste, und Verhandlungen mit den offiziell als solche erkannten Landespreisgebern können am Ende nur zur Reichspreisgebung führen. (Bravo! Bravo! Rufe: Sehr gut!) Und ist der Regierung die Gefahr einer solchen Verhandlung von Gleich auf Gleich nicht klar geworden?

Sieht die Regierung nicht, daß alle Versuche, jene unlösbare Aufgabe zu lösen, nur vergeudete Zeit und Mühe sind, mittlerweile im Volke aber die Unruhe und Ungeduld nach geordneten Zuständen sich mehrt und das Rechtsbewußtsein und die Achtung des Gesetzes untergräbt?

Ist es ihr nicht klar, daß, je länger auf dieser verhängnisvollen Bahn fortgeschritten wird, um so größer die Gefahr, um so unüberwindlicher die Schwierigkeit wird, um so unersättlicher die gegnerischen Ansprüche und Anmaßungen, um so aussichtsloser der Erfolg werden müssen?

Ich bestreite es nicht, teilweise Erfolge lassen sich erringen, es lassen sich Parteigruppen, Länderteile befriedigen, aber wenn man diese Befriedigung in das Auge faßt, so ist sie geschehen auf Kosten des Reichsverbandes, auf Kosten der Zentralvertretung und einheitlichen Staatsgewalt, mit Preisgebung und Unterdrückung anderer Volksstämme, mit Zersplitterung der Souveränitätsrechte.

Es wird vielleicht möglich sein, auf Grundlage jener bekannten, modifizierten oder zu modifizierenden Resolution die Polen in Galizien zufrieden zu stellen. Was geschieht aber mit den Ruthenen? Diese werden durch eine solche Zufriedenstellung in hohem Grade verletzt und vielleicht das Auge unerbetener Retter auf sich ziehen. Wenn es gelingt, die Feudalen zu befriedigen, wird es geschehen können, ohne die Fundamente

des Staates, das erwerbfleißige und tüchtige Bürgertum zu verletzen und zurückzusetzen?

Wenn Sie die Tendenzen, die nach Rom gravitieren, befriedigen, so werden sie wohl eine große Anzahl denkender und treuer Gläubigen, die auch zu gleicher Zeit gute Staatsbürger sein wollen, verletzen und verstimmen.

Wenn Sie die Tschechen und Slowenen befriedigen, wird es wohl auf Kosten der Deutschen in Böhmen, Steiermark, Krain, Kärnten und anderer Länder geschehen, die Sie dadurch der nationalen Willkür und Unterdrückung preisgeben. Summieren Sie dies alles, so haben Sie ein Bild jenes inneren Friedens, wie er auf diesem Wege erzielt wird.

In früheren Zeiten fanden die auch damals schon vorhandenen Streitfragen ihre Lösung und Schlichtung in der Gewalt des Absolutismus. Jetzt sind die Faktoren andere.

Friede, Ausgleich, Versöhnung, das ist das Gesetz, das Mittel der Verständigung die parlamentarische Diskussion.

Wohin soll es kommen mit der öffentlichen Moral, wenn die Bevölkerung sieht, daß die Regierung Zweifel in die Bestimmungen der Verfassung setzt und von vornherein auf deren Abänderung ausgeht? Wohin soll es kommen, wenn die Organe der Regierung unter dem fortwährenden Systemwechsel all-

mählich unsicher und ungewiß, in ihrer Tätigkeit gelähmt und entsittlicht werden? Wohin soll es kommen, wenn man den Gesetzen, die kaum in das Land wandern, den hinkenden Boten in Gestalt der Enqueten nachsendet, um gleich in die Giltigkeit und Ausführbarkeit des Gesetzes Zweifel zu setzen? Wohin soll es kommen, wenn auf administrativem Wege Eidesformeln, die gesetzlich gefordert werden, interpretiert werden und auf diesem Wege die mentale Reservation wieder als zulässig erklärt wird?

Ich fürchte sehr, ich spreche ein bitteres Wort aus, aber es ist ein wahres Wort: Auf diesem Wege gehen wir allmählich der politischen Korruption und Konfusion entgegen; die Konfusion kann allenfalls eine Diktatur bewältigen, die Korruption wird aber tief ins Volk fressen, und wer meistert endlich die?

Das drohende Chaos zu lichten und zu lösen, wird selbst jenes sprichwörtliche Wunder, welches Österreich nach dem Ausspruche eines ausländischen Staatsmannes in Momenten der Gefahr aus der Tasche zu ziehen pflegt, seine Dienste einmal versagen, denn die Wundertäter werden in unseren Tagen immer seltener, und angesichts der fortschreitenden Naturwissenschaft fühlen sie sich in Ausübung ihrer Kunst auch etwas geniert. (Heiterkeit.)

Es scheint, als ob in neuester Zeit das vielbesprochene und verkündigte wahre Österreichertum darin

beſtehe, daß man zur Heilung des kranken Staatskörpers nicht jene Mittel anwende, welche anderwärts zum großen Aufſchwunge der Staaten geführt haben, ſondern es dürfte wohl eine beſondere öſterreichiſche Eigentümlichkeit ſein, daß bei uns das gerade Gegenteil zu demſelben Reſultate führt.

Anderwärts ſind die Staaten aus der Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit durch die Föderation zur Einheit übergegangen, wir ſinken von der Einheit in die Föderation zurück, um zu kommen — wohin? das möge jeder der verehrten Hörer ſelbſt beurteilen. Anderwärts kräftigt man ſich durch Konzentration der Volkskräfte, hier durch Disjunktion. In dem Momente, wo das Deutſchtum anderwärts ſeine größten Triumphe feiert, ſcheint es, will man in Öſterreich von der bisherigen hiſtoriſchen deutſchen Grundlage abgehen und den Staat auf ſlawiſche Grundlagen ſtellen.

Meine Herren! Betrachten Sie ſich doch dieſe neue Baſis, Sie finden ſo viele Namen als Volksſtämme, die, um ſich untereinander zu verſtändigen, von uns die deutſche Sprache borgen müſſen, die ſie dann aber doch wieder als das erprobteſte und ausgebildetſte Werkzeug und Mittel zu Kulturzwecken nicht anerkennen, ſondern verwerfen.

Ich bin nicht berauſcht von den kriegeriſchen Erfolgen der Deutſchen; ich bin ein zu guter Öſterreicher und ein zu guter Deutſcher, als daß ich bei dem

Klange des Namens Sedan auf Königgrätz vergessen könnte, als daß mir nicht die Wunde des Bürgerkrieges noch zur Stunde im Herzen bluten würde. Aber erwärmt, erquickt war ich immer von der deutschen geistigen Arbeit, welche auch an jenen militärischen Triumphen ihren vollen Anteil hat. Deutsche Arbeit und Intelligenz, deutsche Disziplin und Wissenschaft haben auf den Feldern Frankreichs den Sieg davon getragen.

In Österreich war das deutsche Element immer das duldsamste, das versöhnlichste, das Verständigungsmittel. Auf deutsche Sitte und Bildung, auf deutsche Arbeit und deutsches Recht haben Maria Theresia und Joseph unser Staatswesen und dessen Reformen begründet. Der deutsche Österreicher strebt nicht hinaus über die Grenzen dieses Reiches, er gehört ihm mit voller Seele an. Aber möge es nie dahin kommen, was wir alle bitter beklagen würden, daß der Deutsche sich als Fremdling in Österreich fühle; es könnte ihn dann doch die Erinnerung an seine ursprüngliche Heimat und ein zwingendes Heimweh erfassen.

Lassen Sie uns festhalten, wenn auch der staatsrechtliche Zusammenhang gelöst ist, an dem geistigen Zusammenhange unserer gemeinsamen Kulturaufgaben. Durch ihre Arbeit werden die Deutschen sich gewiß in Österreich ihre Stellung als die Ersten unter den Gleichberechtigten zu erhalten und zu wahren wissen.

Für diesen Vorrang brauchen sie kein Gesetz, keine Verbriefung, sie müssen aber zurückweisen jede Verbriefung des Gegenteiles, welche ihre Preisgebung und Unterdrückung in sich schlöße. Und dies erinnert mich an das angeblich neuestens dargebotene „weiße Blatt", in welchem, wenn es auch jetzt noch unbeschrieben ist, die Deutschen aus Böhmen bereits den künftigen Inhalt zu lesen gelernt haben.

Meine Herren! Freiheit ist nicht Genuß, sondern Arbeit, unausgesetzte Arbeit an den großen Kulturaufgaben des modernen Staates. Nicht um das Dasein des Staates allein geht der staatsrechtliche Kampf, er berührt auch noch eine andere wichtige Seite: es ist ein Kampf um die beständige Werkstätte, es ist ein Kampf um das edelste und ausgebildetste Werkzeug. Das Volk und insbesondere das deutsche Volk will arbeiten auf materiellem und geistigem, auf legislativem und volkswirtschaftlichem Gebiete, aber es will auch unter dem Schutze des Gesetzes die Früchte seiner Arbeit genießen. Noch zittert der Boden, noch schwanken die Wände, und es dringt von unten nach oben der Angstschrei nach endlicher Stabilität der Verfassungs- und der gesetzlichen Zustände.

Alle Wahrnehmungen nötigen uns diesem Ministerium gegenüber zur Vorsicht. Wir müssen auf der Hut sein; dazu veranlassen uns nicht nur die bereits dem anderen Hause übergebenen und zum Teile be-

seitigten Vorlagen, sondern auch die bezüglich der galizischen und tschechischen Anforderungen in der Kommission dieses hohen Hauses ausgesprochenen Anschauungen des hohen Ministeriums. Ich sage: unsere Stellung ist die eines höflichen und vorsichtigen Mißtrauens.

Möge die Regierung auch fragen, wo sie den verfassungsmäßigen Boden je verlassen hat — wäre dies der Fall, so läge die Antwort in dem Ministerverantwortlichkeitsgesetze; allein Männer, die in der Rechtspflege erfahren sind, wissen, daß mitunter die für das gemeinsame Wohl gefährlichsten Handlungen und Unternehmungen ohne Konflikt mit dem Gesetze stattfinden, weil deren Urheber dieses wohl kennen, dessen Lücken zu benützen, dessen Stachel zu vermeiden wissen.

Nach dem Gesagten kann ich gegenüber dem auf der heutigen Tagesordnung stehenden Gegenstande mich nur zu der folgenden Erklärung veranlaßt finden:

Indem wir dem bereits von dem Abgeordnetenhause genehmigten Finanzgesetze und Staatsvoranschlage für das Jahr 1871 auch unsererseits den verfassungsmäßigen Beitritt nicht versagen, tragen wir vor allem dem regelmäßigen Bedarfe des Staatshaushaltes gebührende Rücksicht, ohne hiedurch unser Vertrauen einer Regierung zuwenden zu wollen, deren politische Absichten und Ziele, soweit sie bisher erkennbar zutage traten, nicht im Einklange stehen mit jenen Grundsätzen und Überzeugungen, welche das Herrenhaus bei ge-

wichtigen und feierlichen Anläſſen wiederholt ausgeſprochen und betätigt hat und an welchen es auch fortan feſthält.

Ich glaube, vorkommenden Falles wird das Herrenhaus auch durch ſeine Beſchlüſſe zeigen, daß es jenen Grundſätzen getreu geblieben iſt.

Indem ich dieſe Erklärung abgebe, ſpreche ich nicht für mich allein. Die Haltung der Majorität dieſes Hauſes bei den beiden letzten Adreßverhandlungen, ihr Anſchluß an die daſelbſt ausgeſprochenen Grundſätze, die faſt einhellige Annahme unſerer zum letzten Budget (1870) beantragten Reſolution laſſen mir keinen Zweifel darüber, daß ich in konſequenter Weiſe auch im Namen zahlreicher Geſinnungsgenoſſen geſprochen habe. (Beifall.)

33. Sitzung vom 11. April 1874.

Wenn friedliche Landleute des Morgens hinausziehen zur Arbeit auf ihre Felder, um die gestern begonnenen Kulturen heute wieder fortzusetzen, und sie ihren Acker besetzt finden von einer Masse von Menschen, welche ihnen dieses Terrain streitig machen, ihnen die Werkzeuge aus der Hand reißen, sie an der Fortführung ihrer Arbeit hindern wollen, so kann es diesen wohl nicht anders zu Mute sein als uns, indem wir in diesen Tagen einen ganzen Heerbann in Mitra und Talar, in Panzer und Schild, mit modernen und antiken Waffen, mit Buch und Feder heranziehen sehen, um das Feld unserer berufsmäßigen Tätigkeit uns zu bestreiten, uns in der Fortsetzung unserer begonnenen Arbeit zu hindern. Es sind darunter Männer, welche ja selbst berufen sind, an dieser Arbeit teilzunehmen, es sind darunter Gäste, welche sich selten in diesem hohen Hause und nur zu gewissen Zeiten blicken lassen und dadurch vielleicht manifestieren, daß es große, allgemeine Staatsinteressen gibt, um die sich hier die Beratungen drehen, welche ihnen gleichgiltig sind, da-

gegen jedoch partikulare Interessen, welche ihre besondere Aufmerksamkeit und Teilnahme in Anspruch nehmen, wenn diese partikularen Interessen auch nicht immer gerade identisch mit den Interessen des Staates sind.

Wer sind die Gegner? Was sind ihre Rechtstitel, die Motive oder Vorwände dieser Besitzstörung? Denn ich kann diese Art Invasion auf ein bereits vom Staate okkupiertes Terrain wohl nicht anders benennen.

Es sind in erster Linie die hochwürdigen Kirchenfürsten, welche vielleicht, wie manche ihrer Erklärungen zeigen, weniger aus innerem Willensdrange als einem äußeren Gebote folgend gegen die vorliegenden Gesetze Einsprache erhoben haben. Mir scheint, daß es nicht gerade die Bestimmungen dieses Gesetzes sind, welche ihr Mißfallen erregen, sondern vor allem anderen, daß ein Gesetz überhaupt auf kirchenpolitischem Terrain von der österreichischen Gesetzgebung selbständig ausgeht.

Sie erheben als ihre Fahne den Fortbestand des Konkordates. Diese Fahne aufhissen, heißt einen bereits entschiedenen Rechtsstreit neuerdings aufnehmen, eine res judicata, welche bereits zu den Akten gelegt worden ist. Ich lasse mich auf eine Besprechung der Rechtsbeständigkeit jenes Vertrages nicht ein, nachdem ich bei einer andern Gelegenheit es unumwunden ausgesprochen habe, daß nach dem Manifeste, mit welchem Seine Majestät der jetzt regierende Kaiser die Regierung angetreten hat, keine Regierung befugt war, einen solchen

Vertrag abzuschließen, und daß dieser Vertrag in seiner Entstehung schon null und nichtig war. Zudem ist diese Fahne neuerdings durchlöchert worden eben durch die Gesetzgebung in den Jahren 1867 und 1868 und endlich durch die bekannte allerhöchste Resolution.

Wenn die verehrten Kirchenfürsten sich in ihrer bekannten Erklärung — vom 20. März d. J., wenn ich nicht irre — auf den Standpunkt stellen, daß sie die Bestimmungen der vorliegenden Gesetze, insofern sie mit dem Konkordate übereinstimmen, zu achten und zu befolgen geneigt sind, alles jedoch, was mit dem Konkordate nicht in Einklang ist, nicht anerkennen, so stellen sie sich ja außerhalb des Bodens der Verfassung, sie werden teilweise Gegner der Staatsgrundgesetze und somit der Verfassung selbst.

Das ist der Punkt, auf welchem die zweite Kategorie der Gegner dieser Gesetze ihnen die Hand reicht, nämlich die Deklaranten, Resolutionisten, die Fundamentalartikler und alle jene, welche mit dem Mantel der Religion ganz andere Zwecke verdecken. (Rufe: Oho! rechts.) Ich charakterisiere diese zweite Kategorie von Gegnern nicht, denn ihre Tendenzen sind bekannt, und sie ist in diesem hohen Hause nicht gefährlich.

Drittens gehören aber zu den Gegnern auch Männer, welche redlich auf dem Boden der Verfassung zu stehen vermeinen, deren Prinzipien anerkennen, sich aber deren Folgerungen entziehen, Männer, denen viel-

leicht das richtige Verständnis der Zeit, denen der Mut zum Entschlusse und zur Tat gebricht oder vielleicht beides.

Es liegt eine gewisse Kindlichkeit darin, daß man die Zweckmäßigkeit von Änderungen in der bezüglichen Gesetzgebung anerkennt, aber fortwährend auf Aufschub und Vertagung dringt. Eine Gesetzgebung dieser Art würde mich an ein Kind erinnern, welches von Schmerzen gepeinigt und die Notwendigkeit einer unangenehmen, aber heilsamen Operation einsehend, doch immer den Mut verliert, wenn es zur Operation kommen soll und diese nicht für opportun erklärt.

Der Staat hat bereits seine unveräußerlichen Souveränitätsrechte auf dem Gebiete der Gesetzgebung zurückgenommen, es steht sonach die österreichische Gesetzgebung bei der Beratung und Beschlußfassung über diese Vorlage vollkommen auf ihrem unbestreitbaren Boden. Darum kann es sich nun nicht mehr um den Boden der Kompetenz handeln; es kann sich vielleicht um eine strittige Abgrenzung, um die richtige Grenzlinie zwischen inneren und äußeren kirchlichen Angelegenheiten, zwischen weltlichem und kirchlichem Boden handeln, und da ist nun die Frage: Wer soll entscheiden?

Nun, ich wüßte niemanden, der dort, wo es sich um diese Grenzbestimmung auf staatlichem Gebiete handelt, dazu berufener und berechtigter wäre als der Staat

ſelbſt. Wo das Dogma, der Glaube, das Bereich des Gewiſſens aufhört und das kirchliche Leben in ſeinen Äußerungen und Taten ſichtbar ins äußere ſtaatliche Leben übertritt, da tritt nun eben die Jurisdiktion des Staates ein. Der Staat hat das Recht dazu in der ihm innewohnenden Befugnis und Verpflichtung, die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten und zu ſchützen; der Staat iſt eben eine hochſittliche Inſtitution, und der Staat hat die potestas a Deo ebenſogut auf ſeinem Gebiete, wie die Kirche auf dem ihrigen. In dieſem Sinne bekenne ich mich zu der viel angefochtenen Omnipotenz des Staates.

Daß der Staat von dieſem ſeinem Rechte in den vorliegenden Geſetzentwürfen einen milden und maßvollen Gebrauch gemacht, das iſt Ihnen bereits nachgewieſen worden; daß die Einrichtungen längſt in Öſterreich beſtanden haben, ja daß ſie ſchon in mitunter ſchrofferer Weiſe unter dem abſoluten Regiment beſtanden haben, iſt Ihnen gleichfalls bereits dargetan worden.

Es kann nur die Frage entſtehen: Von welcher Seite iſt eine Überſchreitung der Grenze, iſt eine Überhebung zu beſorgen? Doch wohl nur von jener Seite, welche ſich in der Allokution vom 22. Juni 1868 einen Eingriff in die öſterreichiſche Geſetzgebung erlaubt hat, welche die damals zutage gekommenen Geſetze als null und nichtig erklärt und verdammt und zum Widerſtande gegen dieſelben aufgerufen hat; wohl nur von jener

Seite, welche die noch in den Geburtswehen begriffenen gegenwärtigen Gesetze von vornherein verwirft und verdammt und zum Widerstande gegen dieselben, zu deren Nichtanerkennung auffordert; von jener Seite, welche sich bezüglich einzelner Gesetze selbst aus dem Staatsbürgerkreise verbannt, indem sie gewissen Gesetzen im vorhinein ihre Zustimmung und ihren Gehorsam versagt; von jener Seite, welche ihre reichen Mittel, die Kanzel usw. benützt, um zum Widerstande gegen die Staatsgesetze aufzufordern, um politischen Umtrieben das Wort zu sprechen.

Diese Übergriffe, und nicht bloß die in der Gesetzgebung entstandenen Lücken, sind es, welche — als Abwehr — an dem Zustandekommen dieses Gesetzes mitgearbeitet haben. Was mutet man uns aber zu, indem man uns auf den Boden des Konkordates zurückversetzen, indem man die Gesetzgebung zum Rückschritte oder zum Stillstande verurteilen will? Nichts Geringeres, als daß das Staatsoberhaupt und die Staatsregierung, daß die gesetzgebenden Körperschaften, daß der Staat und das Volk Österreichs reumütig an die Brust schlage, daß der Staat verleugne sein mühsam zustande gekommenes Werk und reuevoll bekenne, daß er bisher in einem unheilvollen Irrtume begriffen gewesen sei. Nichts Geringeres, als jene Erniedrigung und Demütigung, welcher nach schweren Unfällen sich Kaiser Friedrich Rotbart in Venedig unterziehen mußte, als er sein stolzes

Haupt unter den Pantoffel des Papstes Alexanders III. beugte, zu dieser Erniedrigung auch noch die Selbstbeschimpfung beifügend, daß er es bereue, von arglistigen Verführern und bösen Buben verleitet worden zu sein zu seinem bisherigen Tun, daß er vermeinte, die Wege der Wahrheit zu wandeln, während er in den Finsternissen des Irrtums herumgeschwankt sei.

Diese traurige Szene ist in einem Bilde verewigt worden, bei dessen Anblicke ein unvergessener Inkognitoreisender, der Graf von Falkenstein, in die Worte ausbrach: „Tempi passati!"; und ich glaube, umsomehr können wir auch einer solchen Anmutung gegenüber sagen: „Gottlob, jene Zeiten sind vorüber!"

Man nennt diese Gesetze nicht opportun. Nun, das Wort Opportunität und Versöhnlichkeit scheint mir im österreichischen Staatslexikon zu jener Rolle bestimmt, welche darinnen die sogenannte „konstitutionelle Methode", die „freie Bahn", die sogenannte „wahre Freiheit" und das „wahre Österreichertum" einnehmen.

Was dem einen opportun ist, ist eben dem anderen es im minderen Grade, und nun möchte ich denn doch nicht die Opportunität der Gegner als sehr berücksichtigenswert erachten. Soll es inopportun sein, daß Österreich, indem es fast gleichzeitig wie Deutschland, wie Italien, wie die Schweiz von einer außerhalb des Staates stehenden Macht angegriffen wird, zu denselben Verteidigungsmitteln oder wenigstens zu analogen

ſchreite? Man findet namentlich im Hinblicke auf Preußen dieſe Geſetze inopportun. Eine große Anzahl unſerer Prälaten und Diplomaten hat es ſich wohl nicht klar gemacht, welche Macht in dem deutſchen Geiſte, welcher der Geiſt unſeres Jahrhundertes iſt, liegt, und wie deſſen Pflege und Hebung neben unerwartet großen Waffenerfolgen dazu beigetragen hat, einen auf unſcheinbaren und beſcheidenen Grundlagen erwachſenen Staat zu ſeiner gegenwärtigen Größe emporzubringen. Es war dieſer Geiſt, welchen Preußen ſeit der Reformation kultiviert hat und bezüglich deſſen ich einige Worte des geſtern angeführten großen Hiſtorikers Ranke mir vorzuleſen erlaube (lieſt):

„War es nicht ein allgemeiner Gewinn, daß die hierarchiſche Macht, die alles weltliche und geiſtliche Leben der Nationen nach einem einſeitigen Geſichtspunkte zu leiten das Recht zu haben glaubte, endlich einen unüberwindlichen Gegenſatz gefunden hatte? Es war das Werk des eigentümlichen deutſchen Genius, der jetzt erſt auf dem Gebiete des ſelbſtbewußten Geiſtes ſchöpferiſch eintrat und ein Moment der großen welthiſtoriſchen Bewegung zu bilden anfing.“

Es läge nahe, eine Parallele zu ziehen, wohin der Geiſt von Rom andere, auf glücklicheren Grundlagen ruhende Staaten geführt hat. Doch ich enthalte mich derſelben.

Man verlangt ein vorläufiges Einverſtändnis mit der Kurie vor Feſtſtellung der in Rede ſtehenden Geſetze.

Nun, ein verehrter Vorredner hat dieses Thema so ausführlich berührt, daß ich mich einer weiteren Auseinandersetzung wohl enthalten kann. Aber ich möchte mir doch darauf hinzuweisen erlauben, daß unter dem Ministerium des verehrten Grafen Potocki, den ich heute zu meinem Bedauern auf Seite unserer Gegner sehe, während er im Jahre 1868 auf der unseren gestanden, daß, sage ich, während des Ministeriums Potocki in der allerhöchsten Thronrede vom 17. September 1870 schon der Passus vorkam, daß ein anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit der beiden Häuser in erhöhtem Maße in Anspruch nehmen werde, nämlich die Ordnung einer Reihe von Verhältnissen zwischen der katholischen Kirche und der Staatsgewalt, welche durch die Lösung der mit dem heiligen Stuhle bestandenen Konvention notwendig geworden ist.

„Meine Regierung", so hieß es damals, „wird Ihnen darüber die entsprechenden Vorlagen machen." Es ist also damals schon von weiteren Verhandlungen abgesehen worden, und wenn man die Zeit berücksichtigt, die seither verflossen ist, so wird man die Beratung der heutigen Gesetze wohl keiner Übereilung, keiner Überstürzung zeihen.

Es ist aber auch im Verlaufe der gestrigen Debatte als Bedingung hingestellt worden eine vorläufige Vereinbarung mit der päpstlichen Kurie und mit den Ordinariaten der Monarchie. Dieses Begehren nun steht

meines Erachtens ganz außerhalb der Verfassung; denn unsere Verfassungsgesetze bestimmen genau die Normen, nach welchen die Gesetzgebung Österreichs vorzugehen hat. Das hieße einen Teil der Gesetzgebung an die bischöflichen Ordinariatskanzleien und an die Kurie nach Rom übertragen. Eine Einsprache und Mitwirkung von außer dem Staate stehenden Gewalten bei der inneren Gesetzgebung kann sich kein Staat gefallen lassen.

Man droht uns mit bevorstehenden Gefahren. Nun, es ist gestern wohl geantwortet worden, daß es eben in den Händen der hohen Kirchenfürsten liege, einen großen Teil dieser Gefahren zu bannen. Ich glaube aber auch, von Seite der Kirche, wie sie sein soll und wie sie gestern eben auch nach den Worten eines großen Kirchenfürsten geschildert worden ist, von einer Kirche, welche die legitimen Ansprüche der Völker berücksichtigt und sich mit den Bedürfnissen der Zeit ins Einvernehmen setzt, von einer solchen Kirche ist keine Gefahr zu besorgen. Schon Bischof Ketteler sagt: „Es gibt keinen inneren Widerspruch mit dem Staate und der Kirche.“ Die Aufgabe der Kirche ist der Friede. Und wenn uns gestern mit dem Kriege gedroht worden ist, so muß ich sagen, der Kampf kann von der Hierarchie ausgehen, die Kirche aber als solche ist und bleibt der Friede, besonders wenn sie das Reformbedürfnis anerkennt, welches in den Worten eines eben auch als kirchliche Autorität geltenden Mannes ausgesprochen ist,

die ich mir zu zitieren erlaube. Es sind Worte des Stiftspropstes Döllinger, jedoch vor dem Jahre 1870 geschrieben, in seinem bekannten Werke über die Kirche. Sie lauten: „Auch das haben wir anzuerkennen, daß sich in der Kirche der Rost der Mißbräuche, des abergläubischen Mechanismus immer wieder ansetzt, daß die Diener der Kirche zuweilen durch Trägheit und Unverstand, das Volk durch Unwissenheit das Geistige in der Religion vergröbern und dadurch erniedrigen, entstellen, zum eigenen Schaden anwenden. Der rechte reformatorische Geist darf also in der Kirche nie entschwinden, er muß vielmehr periodisch mit neuverjüngender Kraft hervortreten und in das Bewußtsein und in den Willen des Klerus eindringen."

Es ist übrigens auch gestern schon darauf hingewiesen worden, daß die kommende Gefahr schwerlich größer sein dürfte als die gegenwärtige, und daß ein Klerus, namentlich der unteren Kategorie, über welchen der Staat seine schützende Hand hält, gewiß auch nie staatsfeindlich gesinnt sein wird.

Wenn die sogenannte Freiheit der Kirche, unter welcher jedoch ihre Oberherrlichkeit und Herrschaft in weltlichen Dingen verstanden wird, reklamiert wird, so möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß jene vermeintliche Oberherrlichkeit nicht anders als durch eine Herabwürdigung der Kirche erkauft war, der Kirche, welche weltlichen Zwecken dienstbar gemacht wurde, der

Religion, welche man zu politischen Zwecken und Aufgaben zu verwenden wußte.

Es ist symbolisch bedeutungsvoll, daß Kaiser Rudolf I. nach seiner Thronbesteigung bei seinem ersten Regierungsakte, nämlich bei der Belehnung mit den Reichslehen, als er die Insignien nicht vorfand, in Ermanglung des Szepters das Kruzifix ergriff und damit die Lehen erteilte, indem er das Kruzifix als Werkzeug, als Szepter gebrauchte. Symbolisch möge man darin eben sehen, daß vorausgegangene Regierungen die Religion, die Religiösität zu gar weltlich-politischen Zwecken zu verwenden wußten. Es ist dies der Fall gewesen bei Kaiser Rudolf ebenso wie bei seinen Nachfolgern, und die Spuren davon sind wohl auch im Konkordate nicht zu verkennen.

Anderseits aber hat auch Kaiser Rudolf, der vor seiner Thronbesteigung manchen Strauß mit Bischöfen und Äbten durchzukämpfen hatte, seine Souveränität, die Autorität der Krone fest und aufrecht zu halten gewußt, ebenso auch die Nachfolger desselben. Typisch als ein Gegner des Kaisers Rudolf und der damaligen Reichsgewalt ist Bischof Wernhard von Seckau, welcher als Bevollmächtigter König Ottokars, als Meister in der politischen Intrigue zwischen Rom und dem Hoflager König Ottokars hin- und herreiste und endlich auf dem Tage zu Augsburg im Jahre 1275 vor Rudolf erschien, sich ungestüm benahm und die anwesenden

Fürsten derart zu verbittern wußte, daß die kaiserliche Großherzigkeit ihn selbst in Schutz nehmen mußte.

Als nun besagter Bischof Wernhard tschechische Interessen in lateinisch-römischer Sprache zu vertreten begann, wurde er vom Kaiser Rudolf dahin zurechtgewiesen, er möge vor dem deutschen Kaiser auch deutsch und nicht römisch sprechen. Und mir ist im Verlaufe der gestrigen Debatte oft wie eine Mahnung vorgekommen, man möge auch hier weniger römisch und dafür mehr deutsch, wenn auch in gut österreichischem Akzente sprechen. (Beifall links.)

Die neue Zeit und die neue Gesetzgebung perhorresziert den Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken; sie stellt das heilige Zeichen des Kreuzes wieder dorthin, wohin es gehört, nämlich in die Heiligtümer des Altars, zur allgemeinen, reinen Verehrung und Andacht. Ein glückliches Wiederergreifen des Szepters aber ist die Aufgabe, welche in diesen Gesetzen zu lösen geboten ist. Bevor Christus jene oft zitierten Worte sprach: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers", waren die Juden zu ihm gekommen und wiesen ihm die römische Steuermünze vor, und Christus fragte: „Cujus est imago haec et superscriptio?" Und wenn wir diese von der Initiative der Regierung mit der Zustimmung des Kaisers ausgegangenen Gesetze vor uns haben, so möchte ich auch an den loyalen Sinn der verehrten Mitglieder dieses Hauses die Frage

und Mahnung richten: „Cujus est imago haec et superscriptio?“

Was das Wesen und die Hauptsache bei den vorliegenden Gesetzentwürfen ist, ist die Ausübung der staatlichen, souveränen Gesetzgebung, ist der Akt der Autorität des Staates. Es ist im großen wieder eine politische, es ist eine Verfassungsfrage. Darum sind mir auch die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes ein Nebensächliches. Ich gestehe, daß ich mit manchen einzelnen Bestimmungen nicht vollkommen einverstanden sein kann.

Wenn uns aber hier auf das System von Nordamerika hingewiesen wurde, auf die freie Kirche im freien Staate, so möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß dieses System, welches auch meine Sympathien hat, auf dem jungfräulichen Urboden von Amerika gewissermaßen von selbst erwachsen ist, während es bei uns vielleicht das System der Zukunft sein kann, unmöglich aber das System der Gegenwart. Wir hätten noch eine Unmasse historischer Reste beiseite zu schaffen, bevor wir auf die Grundlagen kämen, auf welchen jenes System beruhen könnte. Erlauben Sie mir, einige Worte Goethes in dieser Beziehung anzuführen. Sie lauten:

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte,
Und dich plagen nicht zur unrechten Zeit
Nutzloses Erinnern, vergeblicher Streit.

Ich kann nicht unausgesprochen lassen, daß ein gewisser polizeilicher Hauch, der durch diese Gesetze hie und da weht, mich nicht angenehm berührt, allein wenn man mit staatspolizeilicher Hilfe in früherer Zeit eine privilegierte Ausnahmsstellung erklommen hat, muß man es sich doch auch gefallen lassen, mit einer polizeilichen Ehreneskorte in die normale Stellung zurückgeleitet zu werden. (Heiterkeit und Bravo!)

Wenn ich nun den Inhalt dieser Gesetze überblicke, so finde ich, daß die freie Bewegung der Kirche auf ihrem eigenen geistigen Gebiete nirgends beschränkt ist, daß dieses ebensowenig der Fall ist in ihrer Machtstellung, wenn diese nicht eine Herrschaft auf einem ihr nicht eigenen Gebiete sein soll. Ich finde, daß Religion und Glaube durch diese Gesetze nicht beeinträchtigt werden, denn welcher Staatsmann hätte die Vermessenheit, der Menschheit Güter rauben zu wollen, welche keine Weisheit der Welt ihr zu ersetzen vermag?

Darum hat es keine Gefahr, wie in der bischöflichen Erklärung angedeutet wird, daß die österreichische Gesetzgebung in dem künftigen Verlaufe der Dinge allenfalls bei den Ehesachen bei der Jakobinermütze in die Lehre gehen werde. Es ist keine Gefahr, daß der Liberalismus, der so häufig betont und angefeindet wurde, einen ähnlichen Weg der Verirrung gehe. Es ist keine Idee und keine Bewegung so groß und rein, daß sie es verhindern könnte, daß in ihrem Namen

Ausschreitungen und Entartungen stattfinden. Ein Beweis dafür ist ja das Christentum selbst, auf dessen Namen so viel verbrochen und gesündigt worden ist! Wenn man den Liberalismus anfeindet, so möchte ich auch an die Worte eines Kirchenfürsten, des Bischofs Dupanloup, erinnern, welcher an den streitbaren Louis Veuillot schrieb: „Sie ziehen es vor, das Wort ‚Liberalismus' als Streitwaffe zu gebrauchen, statt es gerecht und ernst zu definieren."

Wenn man nun den Liberalismus in seinem gesunden Kerne, in seiner reinen Tendenz und seinen menschenfreundlichen Ideen definieren will, so wird man keine sehr entfernte Verwandtschaft mit dem Christentume entdecken. Ja, ja, man wird nicht zu weit gehen, wenn man sagt: Das Christentum, abgesehen von seiner göttlichen Sendung, war in seinem weltlichen Verlaufe und Auftreten eben der Liberalismus seiner Entstehungszeit.

Es ist fast unvermeidlich, bei kirchenpolitischen Debatten den Namen des Kaisers Josef zu nennen. Er ist in diesem Raume auch oft genug genannt worden. Als Kaiser Josef schon längst bei seinen Vätern in der Kapuzinergruft ruhte, entstand im Volke die Sage, er sei nicht gestorben, sondern bereise noch inkognito seine Länder. Bedeutungs- und sinnvoll ist diese Sage, denn es geht aus ihr hervor, daß das Volk in der Erkenntnis lebte, daß die Sendung des unsterblichen

Kaisers als noch nicht vollendet anzusehen sei und daß es zugleich das Bedürfnis fühlte, daß die Vollendung derselben wieder aufgenommen werde. Geläutert und verklärt geht sein Geist durch unsere Tage, mit derselben Vaterlandsliebe, mit derselben Liebe für das Volkswohl, mit derselben Heilighaltung der Krone und ihrer Rechte.

Wenn Sie in seinem Geiste an die Lösung unserer Aufgabe gehen, dann erfüllt das Herrenhaus auch seine Pflicht, indem es offenen Auges für die Bedürfnisse der Zeit, warmen Herzens für das Reich und sein Volk seine Entscheidung abgibt. Und in diesem Sinne lasse ich den Zuruf gelten, der gestern an uns gerichtet worden ist: „Noblesse oblige". (Bravo! Bravo!)

Nach dem Gesagten kann kein Zweifel vorliegen, für welchen Antrag ich stimme, nämlich für den Antrag der Kommission. (Beifall.)

34. Sitzung vom 17. Januar 1876.

Der Herr Berichterstatter hat, und zwar mit großem Rechte, das Schwergewicht des Gesetzes auf § 4 vorzüglich gelegt. Ich möchte mir erlauben, von meinem Standpunkte aus auf den § 19 in Verbindung mit dem bereits angenommenen § 9, den ich mir auch zu streifen erlauben werde, keinen geringeren Wert und eine große Bedeutung zu legen. Der Herr Berichterstatter selbst wird nicht verkennen, daß die Bestimmungen des § 4, nämlich den Zusammenhang mit auswärtigen Oberen betreffend, nicht schwer durch Kunstgriffe zu umgehen sind, wenn ihnen nicht der gegenwärtige § 19 seinerseits zu Hilfe kommt. Auch der § 9, die Bestimmung, die Möglichkeit des Austrittes betreffend, kann durch eine strengere Klausur insoferne illusorisch gemacht werden, als dem Ordensmitgliede nicht die Gelegenheit geboten wird, sich vorschriftsgemäß bei der politischen Behörde zu melden. In beiden Richtungen, wie gesagt, ist der gegenwärtige Paragraph ein Hilfsmittel oder wenigstens ein Versuch dazu, indem er die Wege zur Freiheit oder zur Befreiung anbahnt.

Es ist von einem verehrten Kirchenfürsten der Vergleich der Klöster mit den Festungen gebraucht worden. Ich glaube, das Bild ist minder in seinem Sinne als in dem unsrigen zutreffend und gibt einen überwiegenden Grund zur genauen Inspizierung solcher Festungen von Seite der Staatsgewalt. Man muß sich überzeugen, ob die österreichische Fahne nicht bloß außen auf den einzelnen Forts weht, sondern ob die österreichische Ordnung der Dinge, das österreichische Reglement auch im Inneren beobachtet und gehandhabt wird, ob eine einheimische Garnison sich darin befinde: ob nicht ausländische, einer fremden, vielleicht feindlichen Macht dienende Söldlinge sich eingeschlichen haben, ob das Kommando nicht von einer auswärtigen, feindlichen Macht ernannt wird und abhängt und den Befehlen und Operationsplänen eines auswärtigen, etwa jesuitischen Generalstabs in Rom unterworfen ist.

Diesen Stab hat ein in den vatikanischen Verhältnissen sehr genau bewanderter katholischer Priester, nämlich Pater Augustin Theiner, in seinen Briefen an Döllinger genau geschildert, und zwar so drastisch, daß ich mir die Zitation versage, weil ich selbst in der Zitation die dort gebrauchten Ausdrücke nicht für ganz parlamentarisch halten möchte. Ich verweise jedoch auf diese veröffentlichten Briefe und namentlich auf jenen, welcher aus Rom im Vatikan vom 30. Januar 1871 datiert ist.

Nicht das Christentum, wie uns insinuiert wurde, sehen wir als eine feindliche Macht an, wohl aber die katholische Kirche insoferne, als man sie identisch machen will mit der römischen Hierarchie, mit dem neuerlichst unfehlbaren Oberhaupte an der Spitze, mit seinem Syllabus, Enzykliken, Allokutionen usw., mit allen seinen Verbindungen und Annexen. Die Beweise dafür hat auch unseren Staat die Erfahrung gelehrt.

Wenn nun das gegenwärtige Gesetz an die Pforten der Klöster pocht und die Klausur durchbricht, so geschieht dies nicht im polizeilichen, im Gegenteil in anderem Dienste, es geschieht im Dienste der Freiheit und der Humanität. Das Gesetz sucht nicht die Freiheit des darin wohnenden Mönches zu bedrohen, es stört ihn nicht in seinen Buß- und Andachtübungen, in der Beobachtung der Klosterregeln, ja am allerwenigsten in jener harmlosen Mönchsregel, welche im Mönchslatein beiläufig lautet: Sedere post fornacem, cum omnibus habere pacem, semper bene loqui de patre Priore, omnia sinere vadere, sicuti vadunt, bibere bonum vinum et laudare nomen divinum. (Heiterkeit.) Es sucht nicht den Frieden des Hauses zu stören, wohl aber in manchen Fällen den Unfrieden hintanzuhalten. Es sucht nicht die heiligen Räume zu entweihen, sondern sich zu überzeugen, daß neben dem religiösen Kultus auch der Kultus der Staatsgesetze darin gefeiert wird; es sucht keinen Religiösen zu entführen, sondern nur

dem unfreiwillig darin Zurückgehaltenen die Wege der Freiheit zu bahnen; es sucht nicht den Mönch, Priester oder Laien, sondern es sucht den Menschen, den Staatsbürger, welchen es auch unter der Kutte im Genusse seiner Menschenrechte, im Genusse seiner Staatsbürgerrechte schützen will. Ich habe erwähnt, das Gesetz suche den wider Willen Zurückgehaltenen zu befreien. Es fällt mir nicht bei, leichtsinnig über feierliche Gelübde zu urteilen und den Bruch derselben in frivoler Weise gut zu heißen. Es ist das Gelübde eben auch wie das Manneswort von einer sittlichen Kraft, von einem sittlichen Bande umgeben, darum muß das Gewissen des einzelnen der einzige Richter darin sein, das Zwangsrecht des weltlichen Armes bleibt ausgeschlossen.

Es ist bei Besprechung des § 9 von dem hochwürdigen Abte der Schotten die Sache des Austrittes, wie ich meine, in etwas nüchterner, geschäftsmäßiger Weise beleuchtet worden, es wurde der Unterschied gemacht zwischen Begabten und minder Begabten, von denen, die einen leichten Anlaß finden, aus dem Orden zu treten, den Orden dadurch in Verlegenheit setzen und anderwärts leichter eine ihnen zusagende Stellung finden. Das mag allerdings richtig sein, daß dadurch dem Orden Verlegenheiten bereitet werden. Allein das ist denn doch ein geringeres Übel als ein geopfertes Menschenleben. Ich würde einen Religiösen, der bloß deshalb, um anderwärts eine gewinnbringendere Stellung

zu gewinnen, sein Gelübde bricht, sehr lange ins Auge fassen, bevor ich ihm nur den geringsten Teil meines Vertrauens zuwenden würde, aber an seiner Berechtigung ist eben auch nicht zu zweifeln. Allein der hochwürdige Abt hat noch andere Motive vergessen, Motive, welche von zwingender Kraft zum Austritte sind und sein müssen, die vielleicht ihren Erklärungsgrund in momentaner Übereilung, in einer Stunde des Unglückes, in seither gemachten Erfahrungen und in vielen anderen ähnlichen dringenden Umständen finden. Ich betone in erster Linie die Macht der Individualität, dann jenen Hauch des Enthusiasmus, jene unwiderstehlich lodernde Flamme geistiger Natur, welche auch die Klöster in den ersteren, besseren Zeiten durchleuchtet, gegründet und zu erhalten gewußt hat. Soll von einem solchen Geisteshauche nicht auch ein einzelner Mönch erfaßt werden?

Soll ein mächtiger Grund seines Entschlusses zum Austritte nicht vielleicht in der allzuspäten Erkenntnis liegen können, daß er ein verlorenes Dasein habe, indem er einer Sache dient, welche auch nicht mehr auf Dauer rechnen kann? Er kann zu der Überzeugung kommen, daß die Klöster heutzutage schon ehrwürdige Greise sind, welche ihren Lebenszweck längst hinter sich, aber ihre Lebensberechtigung nicht verloren haben: Greise, welche man nicht, wie die Wilden es tun, zu erschlagen pflegt, sondern nur auf passendes, ein zeit-

gemäßes Regime anzuweisen sucht. Kann ein solcher Grund nicht auch in den mächtigen, die Zeit durchflutenden Geistesströmungen liegen, und zwar entgegengesetzter, sich bekämpfender Art, wo die Pflicht ihn auf die eine Seite, seine Einsicht und Neigung auf die andere Seite stellt? Kann ihn nicht der Kleinmut übermannen, nach seinem Gehorsamsgelübde Kadaver sein zu müssen, ein Leichnam, der nur Bewegung durch einen von Rom ihm zugeleiteten galvanischen Strom bekommt, ein Teil von jener sogenannten „toten Hand", welche jedoch eine sehr lebendige wird, wenn es sich darum handelt, die Güter der Erde zu erfassen und die Himmelsschlüssel zu handhaben, so daß sie die Pforten der Paläste, die Truhen der Reichen, die Sammelbüchse des Armen zu öffnen versteht. Daß Rom neben allen seinen physischen und geistigen Mitteln zur Wiedergewinnung der von ihm angestrebten Weltherrschaft auch des Geldes, der materiellen Mittel bedarf, daß es ihm gelinge, zu werden, was es anstrebt, das einzige Tribunal, die einzige gesetzgebende Gewalt über den gesamten Erdkreis — das liegt auf der Hand. Papst Bonifacius IX., im Sterben um sein Befinden befragt, hat geantwortet: „Si pecunias haberem, bene valerem." Prophetisch und ohne seinen Willen hat er damit an seine Nachfolger und deren Diener bis zum letzten Peterspfennigsammler herab die Losung gegeben: „Mehr Geld!" In Deutschland ist vor beinahe 44 Jahren

ein hoher Geistesheros verschieden, welcher im Sterben die Worte aussprach: „Mehr Licht!“ Prophetisch und auch ohne seine Absicht ist dieses Wort zur Signatur für unser Zeitalter geworden.

Beide Greise haben dadurch in ihren letzten Worten so verschiedenen Richtungen den Stempel aufgedrückt. Jene lichtfreundliche Signatur trägt auch jene Bewegung und Zeitrichtung, welche unsere Gegner mit dem Schlagworte Liberalismus zu bezeichnen und zu bekämpfen pflegen; eine Bezeichnung, welche aber richtig gefaßt, nur das redliche Streben und die aufrichtige Sehnsucht nach alledem bezeichnet, was die Menschheit, die Gesellschaft erheben, veredeln, erleuchten und beglücken kann; ein Streben, welches sein Ziel auf dem Wege der Freiheit zu erreichen und mit demselben die in jeder edlen Brust lebenden Ideale ihrer Verwirklichung zuzuführen bestrebt ist.

Wir haben gegen diese Richtung und ihre Einrichtungen Posaunentöne eines Gerichtes gehört, gewissermaßen tuba mirum spargens sonum, welche über sie ein entschieden verdammendes Urteil uns an das Gewissen donnerte. Ein hoher Kirchenfürst hat auch den liberalen Bewegungen der Zeit, und zwar in ihren gottlosen Repräsentanten, den Selbstmord in Aussicht gestellt.

Präsident (unterbrechend): Ich bitte, nicht so weit auszuholen, wir sind in der Spezialdebatte bei § 19.

Ich bin gleich wieder bei § 19, mein Gedankengang führt auf diesem Wege direkt zu demselben zurück. (Fortfahrend:) Sollte nicht ebenso, wie ein verfehltes Rechnungskalkül den leichtsinnigen Kaufmann zur Selbstentleibung drängt, ein verfehlter Lebensberuf in höherem Stile ein gleichfalls verfehltes Rechnungsexempel sein und zu derselben Katastrophe führen können? Sollte dies auch nicht bei einem von der Richtung einer neuen Zeit ergriffenen Priester der Fall sein können?

Daß es der Fall ist, habe ich namentlich in dem josefinischen Zeitalter in Enthüllungen gefunden, welche in der damaligen Presse mitgeteilt wurden, und ich nenne nur zwei Mönchsnamen, Nonnus Gschall und Marian Gordon, welche einer ihnen unerträglichen Klosterregel durch Selbstmord zum Opfer gefallen sind.

Auch die neuere Zeit hat ein solches Opfer aufzuweisen. Wer den schönen Donaustrom gegen Wien herunterfährt, dem steht ein prachtvolles, an Feenschlösser mahnendes Gebäude vor Augen, welches von verdienstvollen Mönchen bewohnt wird. Man sollte glauben, daß nur Glückliche darin leben können; allein aus den Fluten der Donau erhebt sich wie ein Schatten die Erinnerung an den würdigen Priester und Schriftsteller Mathias Enk, welcher darin seinen Tod gefunden hat als Opfer eines verfehlten Lebensberufes und drückender Klostergelübde. Solche Fälle sind allerdings selten, und die Zeiten sind seither milder geworden.

Große menschliche Verirrungen in der einen wie der anderen Richtung führen zum Untergange. Wenn zu jener Zeit die §§ 19 und 9 oder die darin enthaltenen Bestimmungen schon gelebt hätten und in Wirksamkeit bestanden wären, so wäre dieser edle und unglückliche Mann vielleicht zu retten und ein kostbares Leben dem Vaterlande wieder zu gewinnen gewesen. Wenn es nur einmal gelingt, durch die Bestimmungen dieses Gesetzes einen einzelnen widerwillig Gefesselten seiner Bande entledigen zu können, einen um seine Lebensbestimmungen Gebrachten dem praktischen, dem bürgerlichen Leben wiederzugeben und auf die Bahn freudigen Wirkens und Tuns zurückzuleiten, dann sei mir dieses Gesetz ein hochwillkommenes und gepriesenes. Wenn es auch nicht mit den evangelischen Räten übereinstimmt, so stimmt es doch überein mit der ewigen Weltmoral. (Beifall.)

Anhang.

Adressen und Ansprachen an die Krone.

Krainischer Landtag.

I. Sitzung vom 8. April 1861.

Ew. Majestät!

Der erste, auf Grundlage der von Ew. Majestät gewährten Verfassung versammelte Landtag des Herzogtums Krain hält es in dem feierlichen Augenblicke, in welchem er das die verfassungsmäßigen Rechte der Monarchie und dieses Landes verbriefende allerhöchste Diplom als ein kostbares Kleinod aus den Händen des Stellvertreters Ew. Majestät empfing, für seine allernächste und dringendste Pflicht, Ew. Majestät den Dank des Landes für die huldvollst verliehenen Staatsgrundgesetze ehrfurchtsvollst darzubringen.

Nach einer allgemeinen fühlbaren Entmutigung, der Folge langjährigen Ungemachs, wurden diese hochherzigen kaiserlichen Entschließungen schon bei ihrem ersten Bekanntwerden als der Hoffnungsschimmer einer besseren Zukunft begrüßt. Der Landtag ergreift dankbar Besitz von dem durch diese Gesetze gewonnenen Rechtsboden, welcher entsprechenden Raum zur verfassungsmäßigen Entwickelung der diesem Lande eigentümlichen nationalen, geistigen und materiellen Interessen gewährt. Indem der Landtag die Größe und Bedeutung der in jenen Grundgesetzen den Ländern und Völkern Österreichs gesicherten geistigen und sittlichen Güter, Rechte und Freiheiten dankbar zu würdigen weiß, darf er sich nicht verhehlen, daß diese kostbaren Gaben, deren sich unser gereiftes Volk bisher so würdig erwiesen, noch fortan der fleißigsten Arbeit zu ihrer Ausbildung und Veredelung, der treuesten Ausdauer und des maßvollen Gebrauches zu ihrer Befestigung, des innern Friedens und des einträchtigen

und freitätigen Zuſammenwirkens zu ihrem wahren und erſprießlichen Genuſſe, vor allem aber des mächtigen und ſolidariſchen Schutzes der Geſamtheit aller unter dem Szepter Ew. Majeſtät vereinigten Länder und Völker benötigen. Dieſe Macht und dieſen Schutz kann aber nur jene feſtbegründete und innig geſchloſſene Einheit des Reiches gewähren, welche, dem innern Leben der einzelnen Länder nach ihren Eigentümlichkeiten in Volkstum und Sitte, Kultur und Rechtsbewußtſein freien Spielraum gönnend, die ihrem Weſen nach allen gemeinſamen Angelegenheiten jedoch mit einem unzerſtörbaren, einheitlichen Bande umſchließt; jene Einheit, welche alle Teile im gemeinnützigen Wirken zu verbinden und jedes ſtörende Übergewicht einzelner Teile unſchädlich für die Geſamtheit zu machen vermag; jene Einheit, welche keinesfalls durch das lockere Band einer Perſonalunion, ſondern nur durch eine wahre und freiheitliche Realunion verwirklicht erſcheint. Dieſe hat in dem allerhöchſten Diplome vom 20. Oktober 1860 ihre Anbahnung, in den Staatsgrundgeſetzen vom 26. Februar 1861 ihre Sicherung gefunden, Geſetzen, die noch immer den begründeten Bedürfniſſen und Anſprüchen einzelner Länder gerecht zu werden vermögen, wie ſie bereits andern Teilen der Monarchie gerecht geworden ſind.

Eine ſolche Einheit des Reiches würde uns als freie Bürger eines großen und mächtigen Staates mit Ruhm und Stolz erfüllen und wir fänden in ihr allein jene beruhigende Sicherheit für die uns gewährten Güter, welche den Wert derſelben dauernd zu erhalten und zu erhöhen vermag. Wir ſehen ſie mit Schmerz zwar noch von mancher Seite gefährdet, aber wir hoffen mit aller Zuverſicht, daß es dem Geiſte der Beſonnenheit und Verſöhnung, der gereiften Einſicht der Völker und der richtigen Erkenntnis ihrer Wechſelbeziehungen und wahren, untrennbaren Intereſſen im Wege friedlicher Verſtändigung noch gelingen werde, die berechtigte Mannigfaltigkeit der Einzelteile mit der allen notwendigen Einheit zu vereinbaren und ſo den wahren ſtaatlichen Charakter eines großen, freien und einigen Öſterreichs auch in ſeinen Inſtitutionen dauernd und befriedigend auszuprägen. Daß es Ew. Majeſtät gefallen wolle, die bedrohte Reichseinheit mit ihrer mächtigen

Hand und unter ausdauernder Mitwirkung der den allerhöchsten Thron umstehenden Staatsmänner zu schirmen und zu wahren, ist in dieser Zeit so folgenschwerer Entscheidungen unsere ehrfurchtsvollste und dringendste Bitte; daß wir dabei mit Treue und Liebe, mit Ausdauer und Ergebenheit das Werk der Einheit auch unsererseits fördern und mit unserer besten Kraft dafür einstehen wollen, ist unser feierliches und unverbrüchliches Gelöbnis.

Herrenhaus des Reichsrates.

II. Sitzung vom 8. Mai 1861.

Eure k. k. apostolische Majestät!

Noch tief ergriffen und freudig erschüttert von den mächtigen Eindrücken jener erhabenen und feierlichen Stunde, in welcher die durch ihre Vertreter um den altehrwürdigen Thron Eurer Majestät versammelten Völker Österreichs die Verkündigung neuer Bürgschaften einer glückverheißenden Zukunft des Gesamtreiches vernahmen, halten es die in dem Herrenhause versammelten Mitglieder des Reichsrates für ihre erste und dringendste Pflicht, den Gefühlen des innigsten Dankes für die in dem kaiserlichen Diplome vom 20. Oktober v. J. und in den Staatsgrundgesetzen vom 26. Februar d. J. gewährten Institutionen den ehrfurchtsvollsten Ausdruck zu geben.

Diese Institutionen haben neuerdings im Angesichte der Welt aus dem Munde Eurer Majestät unter dem begeisterten Jubelrufe der beiden Häuser des Reichsrates, dessen freudiger Nachhall in den treuen Ländern des Reiches bereits volltönig wiederklingt, ihre weihevolle Bestätigung und Bekräftigung erhalten.

Das Herrenhaus hat aber, indem es seine Dankgefühle mit denen aller patriotischen Herzen vereinigt, noch insbesondere seinen ehrfurchtsvollen Dank auszusprechen für die ihm speziell angewiesene verfassungsmäßige Stellung, welche nach den erhabenen Absichten Eurer Majestät bestimmt ist, die Weihe der Kirche und den Adel der Geburt mit der Weihe der Kunst, des Wissens und erprobter Erfahrung und mit dem Adel des Verdienstes und der Gesinnung harmonisch in seinen Mitgliedern

zu verbinden. So wird den im Volksleben naturgemäß und darum unvermeidlich wurzelnden Ungleichheiten eine versöhnende und vereinigende Tätigkeit angewiesen und im engeren Rahmen auch hier jene schöne und Segen verheißende Idee festgehalten, deren Verwirklichung im großen die herrlichste und dankbarste Aufgabe Gesamtösterreichs bildet, nämlich das versöhnliche Zusammenwirken und die freitätige Vereinigung seiner Länder und Volksstämme, seiner Standes- und Berufsschichten zum Heile aller, zur Macht und Größe der Gesamtheit.

Das Herrenhaus folgt mit Treue und Vertrauen dem von Eurer Majestät ergangenen Rufe, indem es mit Eurer Majestät die Überzeugung teilt, daß die im Sinne der festgestellten Prinzipien nunmehr zu verwirklichenden Institutionen unter Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung zu einer heilbringenden Umgestaltung der Monarchie auf jenen staatsrechtlichen Grundlagen führen werden, welche die notwendige Einheit des Reiches mit der soweit als möglich ausgedehnten Selbständigkeit der Länder zu verbinden geeignet sind.

Das Herrenhaus betritt mit Aufrichtigkeit und Eifer die ihm eröffnete konstitutionelle Bahn, und es hofft mit Gottes Beistand, seine Pflicht und Bestimmung zu erfüllen, indem es, seine Unabhängigkeit mit Freimut und ohne Selbstsucht wahrend, im freundlichen Vernehmen mit dem anderen Hause des Reichsrates und im patriotischen Wetteifer mit diesem die wahren, dauernden und in Wirklichkeit identischen Interessen des Thrones und der Völker auch seinerseits zu fördern und zu befestigen bestrebt sein wird.

Gelingt es dem Herrenhause, wie es hofft, auf diesem Wege die Anerkennung Eurer Majestät und des Vaterlandes, sowie jene Sympathien in der Bevölkerung zu gewinnen, welche eine neue staatliche Institution zu einer wahrhaft hoffnungsreichen gestalten, so wird es freudig in diesem ehrenvollsten und schönsten Lohne zugleich die ermutigende Stütze und Kräftigung seines eigenen Bestandes und Wirkens erblicken.

Wir verhehlen uns nicht die Schwierigkeit der Aufgaben, die an uns heranrücken.

Allein die auf dem Gebiete der österreichischen Monarchie sich begegnenden politischen, kirchlichen und nationalen Ver-

schiedenheiten werden, im Geiste der Versöhnlichkeit aufgefaßt, und nach den Grundsätzen gegenseitiger Duldsamkeit geregelt, keine unüberwindlichen Hindernisse jener vernünftigen Vereinbarung bieten, welche zur unversiegbaren Quelle des Segens für das Reich und zum festen Bande seiner Einheit und Macht werden muß.

Die von Eurer Majestät verliehenen Institutionen gewähren jeder Nationalität entsprechenden Raum, sich auf dem berechtigten Boden ihres Kulturs- und Rechtsleben, ihres Glaubens und ihrer Gesittung mit Freiheit zu bewegen. Durch diese befriedigt, werden sie die eigene beglückende Sicherheit nur in der Macht und Größe des Gesamtreiches suchen, und so die freiwilligen und darum treuesten Stützen jener Einheit desselben werden, welche die unerläßliche Grundbedingung seiner Machtstellung bleibt.

Wenn wir mit schmerzlichem Bedauern die Königreiche Ungarn, Kroatien, Slawonien und das Großfürstentum Siebenbürgen im Reichsrate noch unvertreten sehen, sowie die Mitwirkung ihrer Vertreter zu den großen gemeinsamen Zwecken ungerne noch bis zur Stunde vermissen, so finden wir doch in der von Eurer Majestät ausgesprochenen und in unseren Herzen wiederklingenden Hoffnung die Beruhigung, daß auch diese Angelegenheit im Sinne der allerhöchsten Handschreiben vom 26. Februar d. J. eine günstige Lösung erlangen werde.

Wir können uns der von Eurer Majestät verliehenen Institutionen nicht vollen Herzens erfreuen, solange unsere Brüder aus jenen Ländern nicht daran teilnehmen.

Dann erst, wenn deren Vertreter, dem wohlwollenden Rufe ihres rechtmäßigen Herrschers folgend, mit uns zum vereinten Wirken den Thron Eurer Majestät umstehen, wird das glorreich begonnene Werk seinen krönenden Abschluß erhalten.

Wir erfreuen uns an der von Eurer Majestät ausgesprochenen Hoffnung auf die Segnungen eines ungestörten Friedens, dessen die Monarchie ebenso wie ganz Europa dringend bedarf. Möchte die allen Staaten obliegende solidarische Pflicht, dieses kostbare Gut nicht gefährden zu lassen, auch von anderen Mächten ebenso offen anerkannt und so treu gewahrt werden, wie es von Seite Eurer Majestät für Österreich geschehen!

Sowie wir die beruhigende Überzeugung hegen, daß Eure Majestät, soweit es mit der Ehre und Stellung eines Großstaates vereinbar ist, auch ferner kein Mittel zur Erhaltung des Friedens unversucht lassen werden, ebenso überzeugt sind wir, daß, im Falle diese Bemühungen erfolglos bleiben sollten, das gesamte Volk Österreichs in patriotischer Hingebung zu dem tapfern, durch ausharrende Pflichttreue glänzenden Heere stehen und dessen Anstrengungen erfolgreich unterstützen werde.

Wir werden allen uns von Eurer Majestät in Aussicht gestellten Regierungsvorlagen, namentlich jenen über den Staatshaushalt, das Steuer-, das Bank- und das Kreditwesen, unsere volle und eingehende Aufmerksamkeit widmen und in dem Kreise unserer verfassungsmäßigen Kompetenz mit Eifer und Opferwilligkeit mitwirken, auf daß die darin berührten Fragen eine für die allgemeine Wohlfahrt gedeihliche Erledigung finden, das Gleichgewicht im Staatshaushalte allmählich hergestellt und es dadurch ermöglicht werde, nach den wohlwollenden Absichten Eurer Majestät seinerzeit die durch den Drang der Umstände so sehr erhöhten Steuerlasten zu erleichtern.

Wir erfassen in ihrer ganzen Größe und Bedeutung die unseren Tagen vorbehaltene Aufgabe, die Geschicke des Vaterlandes über den schwierigsten aller Wendepunkte glücklich hinüber zu leiten. Wir fühlen es mit Eurer Majestät, daß diese Aufgabe, so schwer sie auch zu lösen sei, doch gelöst werden muß. Nicht ohne gegründete Besorgnis läßt uns der Ernst dieser Lage, aber auch nicht ohne gerechte Hoffnung. Diese Hoffnung muß überwiegen, wenn wir einen Blick auf die Geschichte Österreichs, einen Blick in unsere eigene Brust werfen.

Euer Majestät zählen mit Recht auf die altösterreichische Treue, diesen rührend schönen Inbegriff jener allen Volksstämmen dieses Reiches gemeinsamen patriotischen und staatsbürgerlichen Tugenden, welche noch keiner unserer Herrscher erfolglos angerufen hat, und welchen Österreich seine glücklichsten und glorreichsten Tage, seine stolzesten Erinnerungen verdankt.

Wir vertrauen fest dem erhabenen kaiserlichen Angelöbnisse, die Gesamtverfassung als das unantastbare Fundament des einigen und unteilbaren Kaiserreiches mit kaiserlicher Macht zu

ſchützen, jede Verletzung derſelben als einen Angriff auf den Beſtand der Monarchie und auf die Rechte aller Ihrer Länder und Völker nachdrücklich zurückzuweiſen.

Nach dem Vorbilde ihrer Väter werden auch die Söhne des jetzigen Öſterreich ſich in der Gefahr bewähren. Mit mannhafter Ausdauer und, wenn es gilt, mit Gut und Blut werden ſie Eurer Majeſtät getreulich zur Seite ſtehen.

Das gute Recht iſt mit uns, und wer das Bewußtſein hat, gerecht und mild geweſen zu ſein, darf ſich auch unerſchütterlich, feſt und ſtark bewähren.

In dieſem Sinne werden — wir ſind deſſen gewiß — die Völker Öſterreichs ihre Dankgefühle für jene ſchwerwiegenden, großherzigen Entſchlüſſe Eurer Majeſtät, denen ſie die neuen, glückverheißenden Inſtitutionen verdanken und deren Gewicht ſie tief zu würdigen wiſſen, zu verwirklichen bemüht ſein, indem ſie Eurer Majeſtät väterlichen Herzen die wohltuende Überzeugung verſchaffen, daß auch die Mündiggeſprochenen das volle Maß ihrer alten Liebe, ihrer altöſterreichiſchen Geſinnung bewahrt haben.

Und ſo möge denn Gottes allwaltende Macht, unſer Beginnen und Vollenden ſegnend, die Krone, das Reich und die Völker ſchirmen und einigen!

Unter den vielen Einigungspunkten iſt es einer der heilbringendſten, daß die Gläubigen aller Bekenntniſſe dieſes weiten Reiches mit uns in das heiße Gebet einſtimmen: Gott erhalte und beglücke Eure Majeſtät und unſer herrliches, freies und einiges Öſterreich!

III. Sitzung vom 24. Juni 1803.

„Eure k. k. apostolische Majestät!

Dem Rufe seines erhabenen Monarchen in Ehrfurcht und Treue nachkommend, tritt das Herrenhaus an jene großen Aufgaben, welche ihm in der nun beginnenden zweiten Session des Reichsrates im Sinne der Verfassung zugewiesen sind. Es wird seine Tätigkeit wieder aufnehmen mit jener patriotischen Hingebung und Reinheit der Absichten, deren es seit dem Beginne seiner Wirksamkeit sich bewußt ist, zugleich aber auch mit um so hoffnungsreicherer Zuversicht, als durch die bei der feierlichen Eröffnung dieser Session vom allerhöchsten Throne ausgegangenen, erhebenden Worte, das Vertrauen der Völker auf eine segenbringende Durchführung und Befestigung des Verfassungswerkes und somit auf die daraus hervorgehende Erhöhung der Machtstellung des Reiches und das wohlgeschirmte Glück seiner Bürger nur neu gekräftigt werden kann.

Indem sich die Tätigkeit des Reichsrates fast unmittelbar an jene der Landtage anschließt und durch die Natur der Geschäftsgegenstände manche Fäden von diesen zu jenem hinüberreichen, wird schon auf diesem Wege stetigen Wechselwirkens durch wohlwollendes Entgegenkommen und richtiges Verständnis jenes Gefühl des Zusammengehörens und Ineinanderlebens, dessen erhebendes Bewußtsein uns erfüllt, allmählich, so hoffen wir, in allen Teilen der Monarchie ein so allgemeines und festes werden, daß die notwendige Einheit des Staatsganzen durch die Mannigfaltigkeit der Teile nicht gefährdet und die verschiedenartige Form von dem einen belebenden Gesamtgeiste erfüllt sein wird.

Der Boden redlicher und ausdauernder parlamentarischer Arbeit ist ein dankbarer, und unter die edelsten seiner Früchte, auf deren reichen Segen wir hoffen, werden wir jene Überzeugungen rechnen, deren siegreiche Kraft die Vereinigung der Völkerfamilien Österreichs in eine Gesamtvertretung, welche unser heißester Wunsch ist, endlich doch zur lebensvollen, alle beglückenden Wirklichkeit machen wird.

Mit schönen Hoffnungen begrüßen wir als einen bedeutungsvollen Schritt hiezu die durch das kaiserliche Reskript vom 21. April d. J. erfolgte Einberufung des siebenbürgischen Landtages, wonach nun allen Ländern unter Österreichs Szepter die Bahn zur Teilnahme an den Beratungen der gemeinsamen Angelegenheiten eröffnet wäre.

Mit freudigem Zuruf heißen wir in gleichem Sinne die biederen Volksstämme willkommen, die von den fernen Ostgrenzen des Reiches uns die loyale Hand bieten.

Vertrauensvoll der Zukunft ins Auge blickend, wünschen wir mit Eurer Majestät die Erhaltung des ungestörten Friedens, unter dessen Segnungen wir die zweite Session beginnen. Zwar werfen unheilvolle Kämpfe in einem Nachbarreiche ihre drohenden Schatten über unsere Grenzen; aber wir vertrauen, die Regierung Eurer Majestät werde im Verfolge ihres Vorgehens auch fernerhin mit staatsmännischem Blicke inmitten aller trüben Verwicklungen jedem wahrhaft berechtigten Anspruche des nationalen und kirchlichen Lebens, sowie den Interessen der Menschlichkeit ihre tätige Teilnahme widmen, zugleich aber die Sorge für Erhaltung des uns so kostbaren Friedens mit der kraftvollen Wahrung der Integrität des Reiches zu vereinen wissen.

Das Herrenhaus erfreut sich mit Eurer Majestät an dem sichtbaren Aufschwunge der durch freiheitliche Institutionen geschirmten Tätigkeit auf geistigen und materiellen Gebieten und des dadurch gehobenen Selbstgefühls im Volke. Wo dessen Intelligenz und Tatkraft nachhaltige Pflege finden, müssen auch deren Wirkungen zutage treten in der Hebung des allgemeinen Wohlstandes und in der erhöhten Kraft und Machtstellung des Staates. Das Herrenhaus beglückwünscht die günstigere Lage der Finanzen, die durch eine zweckmäßige Kontrolle erzielte Besserung des Staatskredits und der Landeswährung, sowie

jene gewissenhafte Sparsamkeit, welche es ermöglicht hat, von dem bewilligten außerordentlichen Kredite von 12 Millionen Gulden keinen Gebrauch zu machen.

Angesichts dieser unverkennbaren Erfolge des Verfassungslebens kann das Herrenhaus durch das wohltuende Bewußtsein seiner Mitbeteiligung an denselben sich nur zu erneuert beharrlicher und hoffentlich nicht minder erfolgreicher Tätigkeit angespornt fühlen.

In diesem Sinne werden wir die uns in der allerhöchsten Thronrede bereits angekündigten und sonst von der Regierung Eurer Majestät uns zukommenden oder aus der Initiative des Reichsrates hervorgehenden Vorlagen und Gesetzentwürfe einer ruhigen und gründlichen Beratung unterziehen und ohne Verleugnung der diesem Hause durch die Verfassung angewiesenen Stellung ein förderndes Verständnis allseitig anzubahnen bestrebt sein. Wir werden insbesondere den beantragten Reformen in der Justizpflege, namentlich in der Strafprozeßordnung, im Ziviljustizverfahren, im Konkurswesen, dann in der Organisation der Gerichts- und Administrationsbehörden unsere volle Aufmerksamkeit zuwenden, da wir die Wichtigkeit und Zeitgemäßheit dieser Umgestaltungen nicht verkennen. Mit warmer Teilnahme begleiten wir die erfreulichen Fortschritte der Verhandlungen der Bundeskommission zur Herstellung einer allgemeinen deutschen Zivilprozeßordnung, noch überdies auch darum, weil deren glückliche Erfolge die alten Fundamente, auf denen Österreichs Stellung zu Deutschland beruht, neu befestigen und die tausendjährige Verbindung in unauflöslichem Bundesverhältnisse stehender Länder noch inniger knüpfen.

Wir werden einem von dem gewöhnlichen Geschäftsgange bei Beratung umfangreicher Vorlagen abweichenden Verfahren gerne beitreten, wenn es ohne Gefährdung einer gründlichen und freien parlamentarischen Beratung jene Ersparnis an Zeit gewährt, durch welche das baldige Inslebentreten der dringenden Reformen erreicht werden könnte.

Wenn wir es gleich bedauern müssen, so können wir es doch nicht in Abrede stellen, daß die Übergangszustände, in denen wir uns befinden, noch immer bedeutende Opfer erheischen. Die patriotische Opferwilligkeit der Völker Österreichs ist, die

Erfahrung lehrt es, eine allwärts gleiche und rühmliche; aber die Grundlagen und das Ausmaß der Leistungen, mit welchen die einzelnen Teile der Monarchie zur Tragung der Staatslasten herbeigezogen werden, sind sehr ungleichmäßige und dadurch hier und dort empfindliche. Wir können es daher nur mit wärmstem Danke aufnehmen, daß die Regierung Eurer Majestät, in Anbetracht der von beiden Häusern des Reichsrates in der vorjährigen Session anerkannten Notwendigkeit einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Regelung der direkten Besteuerung, eine hierauf bezügliche Vorlage von Gesetzentwürfen baldigst zur verfassungsmäßigen Behandlung bringen will, und wir erwarten von deren günstigen Ergebnissen die beruhigende Herstellung jenes richtigen und gerechten Ebenmaßes in der Belastung, welches zugleich eine Grundbedingung des gleichmäßigen Fortschreitens auf volkswirtschaftlichem Gebiete bildet.

Möge der Segen des Himmels uns nie fehlen auf den Bahnen, die wir nun betreten, begleitet und ermutigt durch die Huld und Gnade unseres Monarchen, durch die Teilnahme und Erwartung der unter Habsburgs Szepter vereinigten Völker und durch das eigene, erhebende Gefühl für die Größe, die Freiheit und das Glück Österreichs. So gehen wir an das Werk unseres verfassungsgemäßen Berufes mit dem begeisternden Rufe: Gott segne und beglücke Österreich! Gott schirme und erhalte Eure Majestät!"

Krainischer Landtag.

IV. Sitzung vom 9. Dezember 1865.

Euere k. k. apostolische Majestät!

Mit gleichem kaiserlichen Wohlwollen alle Lande dieses großen Reiches umfassend, haben Euere Majestät in dem allerhöchsten Diplome vom 20. Oktober 1860 die Grundzüge der Reichsverfassung festzustellen und allerhöchst Ihren Völkern konstitutionelle Rechte zu gewähren geruhe; insbesondere aber haben Euere Majestät in jenem allerhöchsten Diplome sowie in dem allerhöchsten Patente vom 26. Februar 1861 den Grundsatz aufrecht gehalten, daß das Recht, Gesetze zu geben, abzuändern oder aufzuheben, fortan nur unter Mitwirkung der Landtage, beziehungsweise des Reichsrates ausgeübt werde. Durch das Grundgesetz über die Reichsvertretung vom 26. Februar 1861 und durch die gleichzeitig erlassenen Landesordnungen haben Euere Majestät der tatsächlichen Ausübung jener allerhöchst gewährten verfassungsmäßigen Rechte eine bestimmte und entsprechende Form verliehen und dieser alsbald durch die sofort erfolgte Einberufung der Landtage und des Reichsrates lebendiges und werktätiges Dasein gegeben. Der Landtag dieses jederzeit getreuen Herzogtums Krain hat, als er auf Grundlage jener allerhöchst verliehenen Staatsgrundgesetze zum Leben erstand, es für seine erste und heiligste Pflicht und Tat erachtet, vor allem an Euere Majestät seinen tiefgefühlten, ehrfurchtsvollen Dank für die allergnädigst verliehenen Verfassungsgesetze zu richten, und zwar in der einstimmig ausgesprochenen Überzeugung, daß durch dieselben nicht nur den mannigfachen Bedürfnissen und Eigentümlichkeiten dieses Landes angemessene Rücksicht, sondern auch dessen

innigem und unzertrennbarem Zuſammenhange mit dem großen, allen ſeinen Teilen Schutz und Schirm gewährenden ſtaatlichen Gemeinweſen Geſamtöſterreichs gebührende Rechnung getragen ſei.

Jene Verfaſſungsgeſetze, aus Euerer Majeſtät eigenem hochherzigen Entſchluſſe als huldreiches Geſchenk an Ihre Völker verliehen, ſind durch die Mehrzahl der Landtage des Kaiſerreiches, gleich dem unſern, ſowie bald darauf auch durch deren im Reichsrate vereinigte legale Vertreter dankbar und freudig in Beſitz genommen, jahrelang unter ſteter Anerkennung und Mitwirkung allerhöchſt Ihrer Regierung ausgeübt und durch ſolche legale Beſitzergreifung, Aneignung und Ausübung unſer aller rechtmäßiger, koſtbarer und unveräußerlicher Beſitz geworden, deſſen Wert und Bedeutung wir in dieſem Augenblicke wahrlich nicht geringer anſchlagen, als in der Stunde der Verleihung.

Euere Majeſtät! Es war ein großer, überwältigender, welthiſtoriſcher Moment, der in den Herzen der Lebenden noch jetzt nachzittert und in den Annalen der Geſchichte ſeine unvergängliche Stelle gefunden hat, als Euere Majeſtät am 1. Mai des Jahres 1861 von der Höhe des Thrones vor Ihren Völkern und vor dem ganzen lebenden Geſchlechte die in den gewährten Staatsgrundgeſetzen vorgezeichnete, fortan einzuhaltende und auf die Verjüngung und Kräftigung des Reiches durch freiheitliche Inſtitutionen abzielende Politik durch Ihr kaiſerliches Wort inaugurierten, beſtätigten und bekräftigten.

Geſtatten Euere Majeſtät uns, in ſchuldigſter Ehrfurcht aber auch mit pflichtmäßigem Freimut unſere Überzeugung dahin auszuſprechen, daß eine Verfaſſung, welche von patriotiſchen Herzen mit ſolchem Danke und mit ſolcher Begeiſterung begrüßt, aber auch für das Auge des kälter Beobachtenden von ſolchen Erfolgen begleitet wurde, wie die erſten Zeiten ihres Beſtandes aufzuweiſen haben in der ſichtbaren Hebung des Staatskredits, in dem Wiederaufleben des geſunkenen Vertrauens, in dem gehobenen Rechts- und Selbſtgefühl der Staatsbürger, in den Sympathien der öffentlichen Meinung Europas, in der Kräftigung des ſtaatlichen Anſehens und der Machtſtellung nach außen, daß eine ſolche Verfaſſung in ihren Grundlagen gewiß nur auf geſunden und lebenskräftigen Prinzipien und deren richtiger Anwendung beruhen könne und daß ſonach, wenn die ſpäteren

Erfolge hinter den gerechten Erwartungen und Hoffnungen der Völker zurückgeblieben, die erklärenden Ursachen nicht in der Verfassung selbst und ihrem innersten Wesen zu suchen sind. Selbst gegen ihre Unvollkommenheiten trägt sie die legale Art der Abhilfe, zu allen notwendig werdenden Änderungen und Vereinbarungen die Mittel und Wege in sich selbst. Nicht in ihr lagen die Hemmnisse eines Ausgleiches mit den gesegneten und auf die Wohlfahrt des Reiches so mächtigen Einfluß nehmenden Ländern der ungarischen Krone, zu welchem Ausgleiche in legaler und verfassungsmäßiger Weise mitzuwirken, doch der Reichsrat selbst seine entschiedene Bereitwilligkeit erklärt hatte.

Auch der Landtag des Herzogtums Krain verhehlt das tiefe Bedauern keineswegs, welches ihm das andauernde Fernbleiben jener Länder von unserm Verfassungsleben einflößen mußte; er spricht es offen und feierlich aus, daß die glückliche Verständigung und Vereinbarung mit denselben unter Wahrung der höchsten Interessen der Monarchie, ihrer Unteilbarkeit und Weltstellung und unseres eigenen Verfassungsrechtes zu seinen heiligsten Wünschen und gerechtesten Hoffnungen zähle. Aber ein geeignetes Mittel zur Lösung der staatsrechtlichen Fragen und zur Verständigung war in der Tat jenes anhaltende Stillschweigen nicht, welches die frühere Regierung Euerer Majestät jenen Ländern auferlegte, indem es deren legale Organe nicht zu Worte kommen und durch eine folgenschwere Reihe von Jahren die Einberufung ihrer Landtage unterließ, eine Unterlassung, welche gleichfalls nicht der Verfassung zur Last gelegt werden kann. Mit Freuden wurde es daher in dem ganzen Reiche begrüßt, als die Regierung Euerer Majestät durch die längstersehnte Einberufung des ungarischen und kroatischen Landtages den allein zum Ziele führenden Weg betrat. Als aber Euerer Majestät gegenwärtige Regierung durch eine in keinem der bisherigen Verfassungsgesetze vorgesehene Maßregel, nämlich durch die im allerhöchsten Patente vom 20. September d. J. ausgesprochene Sistierung des Grundgesetzes über die Reichsvertretung jenem Ziele näher zu kommen erachtete, und als durch diesen Staatsakt ein wert- und bedeutungsvolles Blatt, nämlich der innige Zusammenhang der Landes- mit der Reichs-

vertretung, auch aus den Landesordnungen losgeriſſen wurde, da fühlte auch dieſer Landtag den Rechtsboden erſchüttert, auf welchen ihn Euere Majeſtät ſelbſt geſtellt hatten, und nicht ohne ernſte Bekümmernis blicken die Vertreter dieſes Landes in die kommenden Tage. Durch dieſe Siſtierung und für deren unbeſtimmte, vielleicht unabſehbare Dauer iſt die entſcheidende Mitwirkung bei der Geſetzgebung in den allgemeinen Reichsangelegenheiten und die in der verfaſſungsmäßigen Zuſtimmung der Volksvertretung liegende Gewähr beſeitigt, und die wichtigſten Anordnungen in dem ſo reformbedürftigen, auf den Staatskredit ſo einflußreichen Volkswirtſchafts-, Finanz- und Steuerweſen und in ſo vielen, für die Wohlfahrt des Staates und die Rechte ſeiner Bürger maßgebenden Verhältniſſen wieder der unbeſchränkten Alleingewalt der Regierung anheimgegeben. Dieſe Siſtierung ſteht mit dem Oktoberdiplome, namentlich ſchon mit deſſen erſtem Artikel, im unverkennbaren Widerſpruche und beeinträchtigt die uns ſchon dort feierlich gewährten konſtitutionellen Rechte; ſie ſcheint aber auch als eines der Mittel, welche zum Ausgleiche mit den Ländern der ungariſchen Krone führen ſollen, weder verfaſſungs- noch zweckmäßig, indem ſie dem einzigen verfaſſungsmäßigen Organe die Stimme entzieht, deſſen Votum nach den Staatsgrundgeſetzen der endgiltigen allerhöchſten Sanktion vorauszugehen hat, auf daß die getroffenen Vereinbarungen mit Beruhigung als völlig unanfechtbar und rechtsgiltig allſeitig anerkannt werden mögen. Dieſes Organ aber können wir nach dem klaren Wortlaute der Staatsgrundgeſetze nur in dem Reichsrate erblicken, in welchen auch wir unſere legalen Vertreter entſandt haben, ausgerüſtet mit den verfaſſungsmäßigen, auch die Kompetenz für ſtaatsrechtliche Fragen in ſich ſchließenden Vollmachten.

Die Nichtbeachtung der Rechtsbeſtändigkeit unſerer Verfaſſungsgeſetze kann unmöglich die richtige Grundlage eines allgemeinen, dauerverſprechenden Verfaſſungsbaues für das Geſamtreich werden.

Aus der Werthaltung des eigenen Rechtes ſchöpfen wir aber auch das achtungsvolle Verſtändnis fremder Rechtsanſprüche und das verſöhnliche Entgegenkommen zur Vereinbarung beider.

Wir würden uns sträflichen Vergessens, des Undankes gegen Euere Majestät und der Pflichtversäumnis gegen die durch uns vertretenen Staatsbürger schuldig glauben, wenn wir den hohen Wert der uns von Euerer Majestät verliehenen Rechte so verkennen könnten, daß wir eine Gefährdung oder Schmälerung derselben mit Gleichmut und Stillschweigen an uns vorübergehen ließen. Indem wir unseren Besorgnissen ehrerbietigen Ausdruck geben, suchen wir zugleich in der Hochherzigkeit und Weisheit Euerer Majestät die entsprechende Abhilfe.

Wir können diese nur in der Wiederherstellung der vor dem Erlasse des Patentes vom 20. September bestandenen verfassungsmäßigen Rechtszustände erblicken und legen daher an den Stufen des allerhöchsten Thrones in unwandelbarer Treue die ehrfurchtsvolle Bitte nieder:

Euere Majestät mögen allergnädigst verfügen und veranlassen, daß die mit dem Patente vom 20. September über das Grundgesetz, betreffend die Reichsvertretung verhängte Sistierung aufgehoben und die der Wirksamkeit der letzteren zugewiesenen Angelegenheiten wieder in die verfassungsmäßige Behandlung geleitet werden.

Gott erhalte, beglücke und beschütze Euere Majestät!

Gottes Segen walte über dem ganzen Kaiserreiche!

Herrenhaus des Reichsrates.

V. Sitzung vom 5. Juni 1867.

Eure k. k. apostolische Majestät!

Dem erhabenen Rufe folgend, mit welchem Eure Majestät dem Reichsrate die Bahnen seiner verfassungsmäßigen Tätigkeit wieder eröffneten, hält es das Herrenhaus bei seinem Zusammentritte für die erste und dringendste Pflicht, an den Stufen des allerhöchsten Thrones den ehrfurchtsvollen Dank auszusprechen für den Entschluß, mit welchem Eure Majestät eine ebenso unheilvolle als ereignisschwere Periode des bedauerlichsten Stillstandes in dem Verfassungsleben des Reiches zum Abschlusse zu führen und die in der jüngsten Vergangenheit schmerzlich entbehrte verfassungsmäßige Mitwirkung der in diesem Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder an den höchsten Staatsaufgaben neuerdings in Anspruch zu nehmen geruhten.

Mit gleichem ehrerbietigen Danke und mit wiedererwachenden Hoffnungen für unser Verfassungsleben begrüßen wir die erneuerte kaiserliche Zusage, daß die Herstellung konstitutioneller Einrichtungen auf gesicherter Grundlage das unabänderliche Ziel der Bestrebungen Euerer Majestät geblieben. Getragen von der Überzeugung, daß der ruhmreiche Bestand des Kaiserreiches, der dauernde innere Friede und mit ihm die Wohlfahrt aller Länder und Völker Österreichs nur auf dem unerschütterlichen Fundamente eines allseitig anerkannten, geachteten und unantastbaren Verfassungsrechtes zu sichern und zu erhalten sei, wird das Herrenhaus zur Erreichung dieses hohen Zieles sowie zur Lösung aller andern ihm verfassungsmäßig zugewiesenen Aufgaben mit redlichem Eifer und mit um so größerer Aus-

dauer und Hingebung mitwirken, je weniger es sich den tiefen Ernst der Lage und die zahlreichen Schwierigkeiten, von welchen diese umgeben ist, verhehlen kann und will. Denn noch nie, soweit die Blätter der Geschichte reichen, war dieses Reich gleichzeitig von einer solchen Wucht der mannigfachsten Bedrängnisse und Verwickelungen heimgesucht wie in der letzten, verhängnisvollen Epoche.

Indem Eure Majestät unsere Blicke auf das Feld der uns demnächst in Aussicht stehenden Wirksamkeit lenkten, treten uns in erster Reihe die staatsrechtlichen Beziehungen der in diesem Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder zu dem Königreiche Ungarn vor das Auge. Bei dem hier anzustrebenden Ziele, nämlich der Herstellung des Einklanges zwischen den Rechtsansprüchen des Königreiches Ungarn und den durch das allerhöchste Diplom vom 20. Oktober 1860 und allerhöchste Patent vom 26. Februar 1861 verliehenen Staatsgrundgesetzen sieht aber das Herrenhaus, laut der demselben gewordenen allerhöchsten Mitteilung, der vollen Freiheit seines Ausgangspunktes eine nicht zu umgehende Begrenzung in der Tatsache gezogen, daß mit dem Königreiche Ungarn ein vorläufiges Abkommen bereits getroffen ist, welches dessen Zusammengehörigkeit mit der Gesamtmonarchie, den inneren Frieden des Reiches und dessen Machtstellung nach außen sicherzustellen bestimmt ist.

Eure Majestät! Während die Bestrebungen aller europäischen, insbesondere der uns benachbarten Großstaaten in verstärktem Maße dahin gerichtet sind, ihre Machtstellung sowohl durch Gebietszuwachs als vor allem durch straffere, einheitliche Staatsformen zu erhöhen, muß eine staatsrechtliche Zweiteilung des schon durch seine Lage im Herzen Europas dem Anprall aller politischen Stürme des Weltteils preisgegebenen Kaiserreiches in diesem Augenblicke, nach dem Verluste einer gesegneten Provinz und dem Ausscheiden aus dem deutschen Bundesvereine, uns mit den begründetsten und schwersten Besorgnissen erfüllen.

Obschon das Herrenhaus diese Besorgnisse nicht verschweigen darf und obschon es in dieser Frage den bisher festgehaltenen Standpunkt auch gegenwärtig nicht verleugnet, so kann es doch das Gewicht von Ereignissen und Tatsachen,

welche aber außer seiner Verantwortlichkeit liegen, sowie die Macht der drängenden Zeitumstände nicht verkennen. Es kann sich demnach der an den Reichsrat herantretenden Obliegenheit nicht entziehen, auch seinerseits in patriotischem und versöhnlichem Geiste zu dem von Eurer Majestät angebahnten Ausgleiche mitzuwirken, auf daß die neue Ordnung der Dinge für die verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten aller Reichsteile in Wahrheit das gleiche Ausmaß und die gleiche Sicherheit verbürge, aber auch die unerläßlichen Grundbedingungen für die gesicherte Stellung und das erhöhte Ansehen Gesamtösterreichs im europäischen Staatenverbande sowie für dessen dauernde innere Wohlfahrt und Befriedung gewährleiste. Wir rechnen dahin die Aufrechthaltung der Heereseinheit, die gerechte Beteiligung der einzelnen Reichsteile an den Staatslasten und der Staatsschuld, die Gleichmäßigkeit und Übereinstimmung der beiderseitigen Gesetzgebung auf den Gebieten des Steuerwesens und der höheren volkswirtschaftlichen Aufgaben; ferner für die gemeinsamen Angelegenheiten einen konstitutionellen Organismus der Vertretungskörper, in welchem die geregelte Geschäftsbehandlung ermöglicht und zugleich die Zusammengehörigkeit aller Reichsteile ausgeprägt ist; vor allem aber genügende Garantien für die kräftige Handhabung und Durchführung der bezüglichen legislativen Beschlüsse auch im Wege der Administration.

In diesem Sinne und in stetem Hinblicke auf die unerläßlichen Erfordernisse des Gesamtreiches werden wir auch die in Aussicht stehenden Vorlagen über die notwendig werdenden Abänderungen des allerhöchsten Patentes vom 26. Februar 1861 einer gewissenhaften und gründlichen Prüfung unterziehen, nicht ganz ohne Hoffnung auf die Möglichkeit, das jetzt Erreichbare, wenngleich noch Ungenügende durch wohlwollendes Entgegenkommen, gegenseitige Achtung des Rechtes und durch die Gleichartigkeit vitaler Interessen jene Gestaltung gewinnen und von jenem Geiste erfüllt zu sehen, welche in der Befriedigung und im Zusammenwirken der Teile die volle Hingebung an das Gedeihen des Ganzen allseitig anzubahnen vermögen.

Wir begrüßen die von Eurer Majestät zugesicherte Vorlage eines Gesetzes über Ministerverantwortlichkeit und einer den konstitutionellen Anforderungen entsprechenden Modifikation

des § 13 des allerhöchsten Patentes vom 26. Februar 1861 als eine notwendige Vervollständigung, Belebung und Befestigung unserer Verfassungsgesetze. Diese und alle weiteren, sowie die mit der allerhöchsten Entschließung vom 4. Februar d. J. den Landtagen verheißenen, insbesondere die auf Erweiterung der Landesautonomie abzielenden und der Vereinbarung mit dem Reichsrate vorbehaltenen Gesetzvorlagen werden vom Herrenhause einer der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenen eingehenden Behandlung unterzogen werden. Ebenso werden wir den finanziellen Angelegenheiten, wie auch den seit der letzten Sitzungsperiode ergriffenen außerordentlichen Maßregeln unsere volle Aufmerksamkeit und die gründlichsten Erwägungen widmen und unser eifrigstes Bemühen darauf richten, daß durch die Mitwirkung des Reichsrates die Gebarung und Kontrolle der Finanzen wieder in die verfassungsmäßigen Bahnen geleitet, die unterbrochenen Anstrebungen zur Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte wieder aufgenommen, die Valutaverhältnisse und das öffentliche Kreditwesen allmählich wieder einer befriedigenden Gestaltung zugeführt werden.

Wir müssen an der Hoffnung festhalten, daß bei der uns obliegenden Lösung der großen und dauernden finanziellen Aufgaben durch das Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl der Vertreter Ungarns uns jener freie Spielraum zu Vereinbarungen mit den Ländern der ungarischen Krone offen bleibe, welcher allein es ermöglicht, die von Eurer Majestät betonte Hauptaufgabe, an welcher Wohl und Wehe von Generationen der in diesem Reichsrate vertretenen Länder hängt, gedeihlich zu erfüllen, nämlich Vorsorge zu treffen, daß kein Teil über eine unverhältnismäßige Belastung zu klagen habe.

Eure Majestät! Österreichs Völker sehnen sich nach dauerndem, ehrenhaften Frieden, um in ungestörter, redlicher Arbeit die Schätze, welche Gottes Segen in Fülle über dieses Reich ausgestreut hat, für sich, für ihre Kinder und für das Vaterland nutzbar zu machen; Schätze, die aber nur dann wahrhaft unerschöpflich sind, wenn sie in geregelter Tätigkeit gewonnen und mit weise haushaltendem Maße ausgebeutet werden.

Gerne werfen sie nach dem hochherzigen Worte Eurer Majestät den Schleier des Vergessens über eine nahe Ver-

gangenheit und stimmen jener Politik bei, welche im Geiste der Versöhnlichkeit nach der Genugtuung strebt, durch eigenes Schaffen Ungunst und Feindschaft in Achtung und Zuneigung zu verwandeln, eine Politik, die um so erhabener und edler bleiben wird, je mehr Österreich durch eigene Kraft sich wieder erhebt und erstarkt. Allein kein Schleier ist groß und dicht genug, um all die Schäden und Wunden, an denen der Staatskörper leidet, zu verhüllen — und er sollte es auch nicht! Denn aus ihrem Anblicke schöpfen wir die Lehre der Mittel, durch welche die dauernde Heilung der Leiden und frische Lebenskraft zu gewinnen ist. Gestatten Eure Majestät dem Herrenhause, mit ehrfurchtsvollem Freimute seine Überzeugung auszusprechen, daß die verjüngende Wiedererstarkung des Reiches nur auf dem Wege eines weisen Anschlusses an die schöpferischen und zugleich erhaltenden Ideen der Gegenwart, durch eine einsichtsvolle Gewährung ihrer berechtigten Forderungen und durch deren Verkörperung in den Institutionen und Organen des Staatslebens zu erreichen und zu sichern sei.

Die erhöhte Pflege geistiger Kultur erweist sich auch in gesteigerter materieller Wohlfahrt dankbar, und die Werke und Werte der Friedensarbeit werden Österreichs Schwert, sollte es wieder zur Verteidigung gezogen werden müssen, neuerdings stählen und schärfen.

Mit loyaler Hingebung und pflichttreuer Ausdauer wird das Herrenhaus in seinem verfassungsmäßigen Berufe mitwirken zur Begründung des unter den Auspizien Eurer Majestät angestrebten Werkes des Friedens und der Eintracht. Möge es unter des Himmels Schutze von einem glücklichen Erfolge gekrönt werden zum Ruhme des Thrones, zur Machterhöhung des Reiches, zur Wohlfahrt aller dem Szepter Eurer Majestät anvertrauten Königreiche und Länder, auf daß das Wort des kaiserlichen Ahnherrn wahr bleibe fort und fort und Österreich auch in dem Boden der Neuzeit auf den unerschütterlichen Grundsäulen des Rechtes und der Freiheit bestehe, dauere und blühe bis in die spätesten Tage.

Gott erhalte, segne und beglücke Eure Majestät, Gott schütze und segne das Kaiserreich!

Delegation des Reichsrates.

VI. Ansprache an den Kaiser (20. Januar 1868).

Eure Majestät!

Dem erhabenen Rufe Eurer Majestät nachkommend, haben die Mitglieder der Delegation des Reichsrates sich in der Residenzstadt versammelt, um ihre verfassungsmäßige Tätigkeit zu beginnen. Sie fühlen sich hochbeglückt, in den ersten Stunden derselben an den Stufen des allerhöchsten Thrones ihre ehrfurchtsvolle Huldigung darbringen zu dürfen.

Eingedenk ihres pflichtmäßigen Berufes, die Größe, aber auch die Schwierigkeit der ihr gestellten Aufgaben nicht verkennend, wird diese Delegation in Treue und Anhänglichkeit an den allerhöchsten Thron, in brüderlicher Gesinnung gegen die Vertreter der anderen Reichshälfte, mit Hingebung und Ausdauer bestrebt sein, in ihrem Wirkungskreise zur ersprießlichen Lösung jener Aufgaben mitzuwirken, auf daß die wohlwollenden Absichten Eurer Majestät erfüllt, die Interessen der Gesamtmonarchie dauernd gewahrt und eben dadurch auch die Wohlfahrt der im Reichsrate vertretenen Königreiche, Länder und Völker gesichert und befestigt werde.

Möge sich die neue Institution durch patriotisches Zusammenwirken aller Beteiligten als eine für die Gesamtheit gedeihliche und fruchtbare entwickeln und erproben und in allen das Gesamtwohl betreffenden Fragen jene loyale Einmütigkeit und Einstimmigkeit obwalten, mit welcher wir alle hier Versammelten rufen: Gott erhalte, Gott segne und beglücke Eure Majestät! Hoch!

Herrenhaus des Reichsrates.

VII. Sitzung vom 15. Januar 1870.

Eure Majestät!

Als der zur Wiederaufnahme seiner verfassungsmäßigen Tätigkeit einberufene Reichsrat jüngst in feierlicher Versammlung vor den Stufen des kaiserlichen Thrones erschien, da waren die ersten Worte, welche Eure Majestät an denselben zu richten geruhten, huldvolle Worte der Anerkennung für dessen Vergangenheit sowie des Vertrauens in dessen Zukunft. Das Herrenhaus erfüllt demnach nur seine erste, unabweisbare Pflicht, indem es vor allem seinem tiefgefühlten Danke hierfür ehrfurchtsvollen Ausdruck gibt. In der Genugtuung, welche der Rückblick auf die Erfolge der abgelaufenen Session seinem konstitutionellen Monarchen gewährt, ersieht das Herrenhaus zugleich die mit seinen eigenen Überzeugungen übereinstimmende Aufforderung, auch in der gegenwärtigen Sitzungsperiode in demselben Geiste und in derselben Richtung vorzugehen, welche sein Wirken in der letzten Session kennzeichnet.

Mit begründeter Freude und gesteigerten Hoffnungen begrüßen, im Einklange mit Eurer Majestät, auch wir die fortschreitende Entwickelung, welche das Kaiserreich auf Grundlage der verfassungsmäßigen Institutionen in allen Richtungen erfahren hat. Die staatsmännische Einsicht daheim und auswärts, welche dieser Entwickelung schon jetzt ein anerkennendes Urteil zollt, wird nach gerechter Abwägung von Aufgabe und Leistung es nicht verkennen, daß ein erst seit wenigen Jahren auf ganz neue Grundlagen tiefgreifender Reformen gestelltes Staatswesen von der eigentümlichen Zusammensetzung Österreichs trotz der bereits erreichten namhaften Erfolge noch fortan große und

schwierige Aufgaben zu lösen hat. Sie wird nicht verkennen, daß dieses Reich noch manche Probe standhaft zu bestehen haben wird, bevor es in seinem inneren Leben jenes maßvolle Gleichgewicht, jenes ruhige Schaffen, jenen regelrechten Pulsschlag erreichen kann, dessen sich Staaten zu erfreuen haben, welchen zu ihrer Regeneration entweder überhaupt günstigere Vorbedingungen oder gar das Zeitmaß von Jahrhunderten gegönnt waren. Sind aber die bereits erzielten Erfolge unleugbar geeignet, den Mut und das Vertrauen für die Erfüllung einer großen Pflicht zu stärken, so soll die Größe der noch zu bewältigenden Aufgaben uns gewiß nicht minder anspornen zur fortgesetzten Arbeit und unverzagten Ausdauer auf dem bisher eingeschlagenen und eben durch jene Erfolge als richtig erkannten Wege.

In den friedlichen Fortgang jener Entwickelung fiel bedauerlicherweise in letzter Zeit der bewaffnete Widerstand, welcher in einem Teile des Reiches der Durchführung des Wehrgesetzes entgegengesetzt und trotz der opfermutigen und ausdauernden Hingebung unserer Truppen noch nicht gänzlich gebrochen wurde. Mit tiefem Schmerze erfüllt auch uns diese Verirrung und deren Folgen, die Verwüstungen und blutigen Opfer, sowie die Ausnahmsmaßregeln, zu welchen sie den Anlaß gegeben hat. Wir werden der von Eurer Majestät Regierung hierüber in nahe Aussicht gestellten Vorlage jene eingehende Aufmerksamkeit und gewissenhafte Prüfung widmen, welche von dem Ernste der Sachlage dringend geboten erscheint. Indem wir der Hoffnung Raum geben, die jüngsten kaiserlichen Gnadenakte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen und die Verirrten in Bälde zu ihrer Pflicht rückkehren zu sehen, begrüßen wir schon jetzt mit dankbarem Gefühle die ausgesprochene landesväterliche Absicht, nach Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes die traurigen Folgen jener Ereignisse nach Kräften zu mildern. Wir werden die darauf abzielenden Maßnahmen, insoweit sie unsere verfassungsmäßige Mitwirkung in Anspruch nehmen, mit freudigem Eifer zu fördern bestrebt sein, insbesondere aber solche gesetzliche Anordnungen willkommen heißen, welche geeignet erscheinen, in jener Bevölkerung Bildung, Gesittung und Wohlstand zu heben, das staatsbürgerliche Bewußtsein zu wecken und dadurch der Wiederkehr ähnlicher beklagenswerter Verirrungen auch für die Zukunft vorzubauen.

Ermutigt durch die dem bisherigen Wirken des Reichsrates gewordene Gutheißung seines Kaisers, wird das Herrenhaus auch in dieser Session bei allen Vorlagen, welche in Weiterführung des Gesetzgebungswerkes aus den Gebieten der Rechtspflege und Verwaltung zu seiner Beratung gelangen werden, jene Gesinnungen zu bewähren trachten, welche für dasselbe bisher maßgebend gewesen und durch welche es seiner staatsrechtlichen Stellung, den Erwartungen Eurer Majestät und den gerechten Ansprüchen der Staatsbürger auch fernerhin zu entsprechen hofft.

Das Herrenhaus teilt mit Eurer Majestät das lebhafte Bedauern, daß den Grundlagen des legislativen Schaffens in der Verfassung die tatsächliche und allgemeine Anerkennung von mancher Seite noch versagt werde; aber es darf seine Überzeugung nicht unausgesprochen lassen, daß es sich bei dem Bestande und auf dem Standpunkte einer nach reiflicher Erwägung mit voller Rechtsgiltigkeit zustande gekommenen Verfassung wohl nicht mehr darum handeln könne, für deren tatsächliche und allgemeine Anerkennung erst noch zu werben, sondern nur darum, dieser Verfassung durch ausdauernde Handhabung und sorgfältige Durchführung, durch treu beharrliches Festhalten und Fruchtbarmachen des in ihr gewonnenen Rechtsbodens allenthalben Achtung und Geltung zu verschaffen. Eine vom Geiste der Verfassung durchdrungene, einheitlich in sich geschlossene Regierung besitzt hiebei auch die Mittel in sich selbst, um widerstrebenden Elementen wirksam zu begegnen. Auf diesem Wege allein wird aber auch jene allgemeine tatsächliche Anerkennung, insoweit sie überhaupt erreichbar ist, allmählich erzielt werden. Den Ansprüchen der Königreiche und Länder, ihre besonderen Verhältnisse auf eine ihren Bedürfnissen entsprechende Weise selbst ordnen zu können, ist unseres Erachtens durch die Bestimmungen der Verfassung jeder mit dem Bestande und der Machtstellung des Reiches vereinbare Spielraum bereits gegeben. Es ist insbesondere bei der erst in der letzten Session stattgehabten Verfassungsrevision in dieser Richtung mit Zugeständnissen weittragendster Art bis an den äußersten Rand jener Grenze vorgegangen worden, welche bestehen muß und nicht überschritten werden darf, wenn die Zentralgewalt nicht zugunsten von Sonderstellungen einzelner Königreiche und Länder empfindlich

geschwächt, die allgemeine Wohlfahrt nicht tief erschüttert und der Reichsverband selbst nicht weiterer Lockerung und allmählicher Auflösung preisgegeben werden soll. Erfüllt von dem lebhaftesten österreichischen Gefühle, spricht das Herrenhaus es daher offen aus, daß es für Veränderungen der Verfassung in der bezeichneten Richtung nicht das Wort zu führen vermag.

Obschon wir in dieser Hinsicht an den bestehenden Verfassungsgesetzen unverbrüchlich festhalten, so werden wir uns doch solchen Reformen innerhalb ihres Rahmens nicht verschließen, durch welche eine Kräftigung des gemeinsamen freiheitlichen Verfassungslebens und der Wohlfahrt und Macht des Reiches zu erwarten steht. Aus diesem Gesichtspunkte begrüßen wir zunächst die Lösung jener Fragen, welche sich auf die Wahl in den Reichsrat beziehen, als wünschenswert. Im Hinblick auf die Vielseitigkeit und Wichtigkeit derselben würden wir eine von Eurer Majestät Regierung ausgehende Vorlage hierüber als ein wesentliches Förderungsmittel einer befriedigenden Lösung betrachten. Jedenfalls wird das Herrenhaus die ihm in diesem Gegenstande verfassungsmäßig zugehenden Mitteilungen in die sorgfältigste Erwägung ziehen und demnach die seinem Wirkungskreise zustehenden Beschlüsse fassen. Das Herrenhaus wird, den allseitigen Wunsch nach Verständigung vollkommen teilend, auch in dieser Frage nicht verfehlen, hiezu geeigneten Anträgen innerhalb der bereits bezeichneten Grenzen jede tunliche Rechnung zu tragen.

Als die Völker Österreichs die glückliche Heimkehr Eurer Majestät von einer längeren Reise mit Freude begrüßten, da hatten sie die volle Bedeutung dieses neuen Zuges nach dem fernen Morgenlande wohl erkannt. Denn ein bedeutungsvolles Zeichen mußte es für alle sein, als sie auf jenen Bahnen, welche die Fürsten und Völker des Abendlandes einst nur mit Waffengeräusch heimzusuchen pflegten, jetzt ihren Kaiser ziehen sahen, um die Einweihung eines kühnen Werkes friedlichster Arbeit mit seiner Gegenwart zu verherrlichen. Wenn wir den Blick hoffnungsvoll auf jenes durch die Künste des Friedens auch für unsere Industrie und unseren Handel neueröffnete Gebiet lenken, muß in uns allen neuerdings die Überzeugung gekräftigt werden, daß Österreichs nächster und schönster Beruf

in der friedlich schaffenden und fortschreitenden Tätigkeit liege, welche jenen völkerversöhnenden und veredelnden Künsten auch in unserem Vaterlande ununterbrochenen Aufschwung und eine blühende Heimatstätte sichert. Zu diesem Ziele in ihrer Sphäre erfolgreich mitzuwirken, die Erschließung des Bodenreichtums zu fördern, der Wissenschaft, dem Kunst- und Gewerbefleiße, sowie dem Verkehrsleben die schützenden Grundlagen zu bieten und die Bahnen zu ebnen, das ist gewiß eine der edelsten und dankbarsten Aufgaben der Gesetzgebung. Das Herrenhaus wird ihr auch fernerhin seinen hingebenden Eifer, seine liebevolle Sorgfalt widmen.

Das übereinstimmende, nur auf friedliche Ziele gerichtete Zusammenwirken alle beteiligten Kräfte auf diesem Felde lohnendster Tätigkeit wird aber auch, so hoffen wir, von außen die Fortdauer jener warmen Sympathien und jener freundlichen und friedlichen Beziehungen, von welchen die kaiserliche Thronrede so erfreuliche Kunde gab, ungetrübt zu erhalten und zu befestigen vermögen.

Neben dem ungestörten äußeren ist aber jener innere Frieden, welcher auf dem ungefährdeten Fortbestande einer unantastbaren Rechtsordnung beruht, eine Grundbedingung für das fortschreitende geistige und materielle Gedeihen eines Kulturvolkes.

Eure Majestät! Indem das Herrenhaus seine verfassungsmäßige Tätigkeit wieder aufnimmt, schöpft es ermutigende Zuversicht in dem Gedanken, daß dem ruhmreichen Namen Österreich auch heute jene einigende Kraft und Weihe innewohne, die in Momenten der Entscheidung sich schon so oft erprobt hat. Der schirmende Schild des Kaiserreiches aber sei allen jenen, welche nur unter ihm Zuflucht, Schutz und Hilfe suchen und finden können, eine ernste Mahnung an die eine große und gemeinsame Pflicht aller einzelnen gegen die Gesamtheit. In dieser allseitigen Pflichterfüllung liegt die Gewähr für das Wohl des Ganzen sowie der Teile, denn ohne jenes gibt es auch kein Wohl für diese.

Des mächtigen Beistandes Eurer Majestät versichert, geben wir dem Vertrauen Ausdruck, daß auch fernerhin die Erfolge einem Wirken nicht fehlen werden, welchem die unwandelbarste Pflichttreue gewidmet ist und welches wir mit dem einstimmigen Rufe beginnen: Heil und Segen Österreich! Heil und Segen seinem Kaiser!'

VIII. Sitzung vom 17. November 1870.

Eure Majestät!

In einem Zeitpunkte welterschütternder Ereignisse zur Mitwirkung an den wichtigen Aufgaben, welche der Reichsvertretung obliegen, durch Eure Majestät berufen, ist das Herrenhaus eingedenk vor allem der erhöhten Anforderungen an jene patriotische Pflichttreue, welche eine so ernste Zeit von jedem Berufskreise wie von jedem Einzelnen nachdrücklicher und dringender denn je in Anspruch nimmt.

Das Herrenhaus kann jene Richtung der äußeren Politik nur mit voller Zustimmung begleiten, deren Absichten unabwendbar darauf gerichtet bleiben, in einer Epoche, in welcher ein blutiger und folgenschwerer Kampf weite Gebiete Europas verheert, diesem Reiche die Wohltaten des ihm so notwendigen Friedens zu bewahren.

Wenn die Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten durch die Ruhe nach außen wesentlich gefördert erscheint, so bedarf es doch zu deren fruchtbringendem Gedeihen zumeist der Segnungen des darum um so schmerzlicher noch vermißten inneren Friedens. Wir beklagen aufrichtig jede Störung desselben und so insbesondere auch jene, welche der regelmäßige Gang der Beratungen des Abgeordnetenhauses zu Ende der vorigen Session zu erleiden hatte. Wir können hiebei das Bedauern nicht unterdrücken, daß die von Eurer Majestät Regierung in dieser Hinsicht getroffenen Maßregeln mindestens nicht als zweckdienlich bezeichnet werden können, denn nicht hintanhalten, vielmehr nur ermutigen kann es ähnliche Störungen, wenn die Pflichtvergessenen oder Verirrten so leicht und gefahrlos ihr Ziel erreichen durften.

Ja, wir sahen bereits als Folgen jener Maßnahmen, insbesondere der Auflösung sämtlicher Landtage ohne Unterschied, so viele bewährte und sichere parlamentarische Stützen einer verfassungstreuen Regierung und Reichsvertretung beseitigt und in die letztere, statt deren angestrebte Vollzähligkeit erzielt zu haben, nur noch tiefer klaffende Lücken gerissen.

Mit wahrem Leidwesen vermißte demnach auch das Herrenhaus in den Reihen des Reichsrates bei dessen Wiedereröffnung die Vertreter des Königreiches Böhmen und diesmal sogar auch jene Abgeordneten dieses Landes, welche in den bisherigen Sessionen pflichtgetreu an der gemeinsamen verfassungsmäßigen Tätigkeit teilgenommen haben, denen aber die Gelegenheit hiezu genommen und bis dahin noch nicht wiedergegeben war. In der seither erfolgten Anordnung der direkten Wahlen wurde das gesetzlich dargebotene Mittel ergriffen, um diesem durch die Pflichtverweigerung des dermaligen Landtages erwachsenen Übelstande tunlichst abzuhelfen. Die Bemühungen der Regierung jedoch, auch die absichtlich und grundsätzlich Fernbleibenden zu gleicher Teilnahme heranzuziehen, mußten voraussichtlich erfolglos bleiben, denn Versuche eines Ausgleiches zwischen unvereinbaren, sich wechselseitig ausschließenden Gegensätzen kennzeichnen sich schon im voraus als unfruchtbar und aussichtslos. Die gesetzliche Gewalt, welche sich zur Unterhandlung mit Bestrebungen herbeiläßt, die so entschieden außerhalb des Gesetzes Stellung nehmen, untergräbt ihre eigene Grundlage und verwirrt das öffentliche Rechtsgefühl. Wenn zudem ein Landtag durch seine Beschlüsse den eigenen Ursprung, die Verfassungsgesetze, verleugnet, dann liegt in der ferneren Duldung seines Fortbestandes eine permanente Mißachtung sowohl jener Gesetze als auch der gleichzeitig tagenden verfassungsmäßigen Reichsvertretung.

Das nachsichtvolle Urteil Eurer Majestät über die Motive der Widerstrebenden muß uns in dieser Richtung geziemende Zurückhaltung auferlegen. Durch das wiederholte Scheitern jener Ausgleichsversuche jedoch ist abermals der schon früher augenscheinlich gewordene Beweis vor Mit- und Nachwelt hergestellt und erneuert, daß auch ohne Mitwirkung der Dissidenten die innere Gestaltung des Reiches zum endlichen Abschlusse gebracht werden muß.

Eure Majestät! Das Herrenhaus ist sich bewußt, seit seinem Bestehen dem die Wohlfahrt und Machtstellung des Reiches fördernden Gedanken im Sinne der allerhöchsten Thronrede getreulich durch Wort und Tat Ausdruck gegeben zu haben; nicht minder aber darf es mit Beruhigung darauf hinweisen, daß es im legislativen Zusammenwirken mit dem Abgeordnetenhause jederzeit und insbesondere bei Revision der Verfassung auch für die Wünsche der Länder und Reichsteile eingehendes Verständnis und ein bis an die Grenzen der Selbstverleugnung reichendes Entgegenkommen an den Tag gelegt hat. In gleicher Richtung und gleicher Pflichttreue wird auch sein ferneres Wirken in dem Boden jener Staatsgrundgesetze wurzeln, welche, durch die Sanktion Eurer Majestät zur unantastbaren Grundfeste unseres öffentlichen Rechtes geworden, in sich selbst die Mittel und Wege zu weiterer zeitgemäßer Ausbildung bieten. Diese bereits gegebenen Grundlagen noch weiter zu sichern und zu befestigen, bedarf es der steten Pflege, sorgsamsten Achtung und Wahrung derselben, hiebei aber vor allem des belebenden und ermutigenden Einklanges zwischen dem seiner staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten bewußten Volke und einer ihre Aufgabe und deren Zielpunkte richtig erfassenden Regierung. Einer solchen sind in dem Geiste und in der Macht des Gesetzes die Wege geboten, allen gegen den Rechtsbestand und die Kräftigung der Verfassung sowie gegen die zentrale Reichsgewalt gerichteten Sonder- und Gegenbestrebungen ausdauernd und wirksam zu begegnen und rechtswidrige Anmaßungen fest und entschieden zurückzuweisen. Die tatkräftige Handhabung und Durchführung dieser auf freisinniger Grundlage ruhenden Verfassung ist aber zugleich die sicherste Schutzwehr für die in ihr gewährleistete bürgerliche Freiheit und nationale Gleichberechtigung.

Das Herrenhaus hat zu wiederholten Malen und namentlich in seiner letzten ehrfurchtsvollen Adresse Anlaß gefunden, diesen seinen Anschauungen und Überzeugungen Worte zu leihen; die seitherigen Erfahrungen und Ereignisse sind keineswegs der Art, um dieselben erschüttern zu können. Denn nicht entziehen dürfen wir uns der schmerzlichen Wahrnehmung, daß seit dem Schlusse der letzten Session die Unbotmäßigkeit gegen

das giltige Recht und Gesetz, der Zwiespalt der Parteien und Volksstämme, der Widerstand gegen die verfassungsmäßigen Institutionen, sowie die auf Lockerung des Reichsverbandes abzielenden Bestrebungen, in bedenklichster Steigerung und in immer weiteren Kreisen bis in die Grundelemente der staatlichen Gesellschaft um sich greifend, bereits zu Zuständen geführt haben, deren voraussichtliches Ende, wenn nicht mit den rechten Mitteln noch zu rechter Zeit Einhalt getan wird, nur die Lähmung der Staatsgewalt nach außen, die anarchische Zersetzung nach innen sein kann. Der schwankende Boden einer unablässigen Willfährigkeit und Nachgiebigkeit gegen die verschiedenartigsten und widersprechendsten Partikularanforderungen ist nicht geeignet, die Grundlagen eines geordneten staatlichen Gemeinwesens zu befestigen, wohl aber selbstsüchtige Sondergelüste, wie die Erfahrung dartut, bis zur Unersättlichkeit groß zu ziehen. Die Wohlfahrt und Machtstellung des Reiches aber wird nicht befestigt, wenn sich das Ganze den Teilen unterordnen und seine souveränen Machtattribute an diese abgeben soll, wohl aber sollten Länder- und Volksstämme, für deren Einzelbedürfnisse in der Verfassung reichlichst vorgesehen ist, endlich und ernstlich auch das Gesamtbedürfnis, das Wohl und die Kraft des Staatsganzen in erster Reihe unter die Bedingungen ihrer Befriedigung aufnehmen.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten der Zeitlage; aber sie sind unseres Erachtens wohl auch gesteigert worden durch die in letzter Zeit eingeschlagenen Bahnen. Die notdürftige Wahrung der äußeren Form kann für sich allein nicht genügen, ja sie kann vielmehr ein gefährliches Spiel mit dem Rechtsgefühl des Volkes in sich schließen, wenn die unter der täuschenden äußeren Form vorgehende Aktion den Bestand der geltenden Rechtsordnung in Frage stellt und die Absicht durchblicken läßt, deren positive Bestimmungen zugunsten unberechtigter oder doch zweifelhafter Ansprüche abermals umzuwandeln. Das Herrenhaus hat zu wiederholten Malen gegen die angedeutete Richtung seine warnende Stimme erhoben; es kann auch jetzt nur auf dem Boden der korrekten, strengen und klaren Gesetzlichkeit die immer dringender, aber auch, je mehr diese Grundlage preisgegeben wird, immer schwieriger werdende Abhilfe suchen. Nur

ein Volk, welches gewohnt ist, in den Organen des Staates die treuesten Hüter und aufmerksamsten Wächter von Recht und Gesetz zu sehen, wird selber Recht und Gesetz unverbrüchlich achten und hochhalten.

Angesichts des tiefen Ernstes der Zeit und der mit jedem Tage steigenden Verwickelung erfüllt das Herrenhaus eine durch seine Stellung gebotene Pflicht, indem es seinen jederzeit festgehaltenen Grundsätzen auch gegenwärtig in Ehrerbietung und mit Freimut Ausdruck gibt.

Getreu dem Worte und Geiste der Verfassung wird das Herrenhaus auch in dieser Session den zu lösenden Aufgaben seinen ausdauernden Eifer widmen. In diesem Sinne wird es die Wahlen in die Delegation vornehmen, wobei es die erhöhte Bedeutung nicht verkennt, welche für die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten aus den gegenwärtigen Zeitverhältnissen erwächst.

Ebenso werden wir unsere vollste Aufmerksamkeit der Ordnung jener Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und der Staatsgewalt zuwenden, deren legislative Regelung durch die in der Gesetzgebung noch bestehenden Lücken und Widersprüche längst schon notwendig, durch die neuerlichst erfolgte Lösung der mit dem heiligen Stuhle bestandenen Konvention aber unaufschiebbar geworden ist.

Wir werden nicht ermangeln, den endlichen Abschluß der seit langem schwebenden legislativen Arbeiten auf dem Felde des Zivilprozesses, des materiellen Strafrechtes und des Strafprozesses auch unsererseits, soweit uns die Zeit dazu gegönnt sein wird, eifrigst zu fördern. Hiebei sei es uns gestattet, die Wiedervorlage des bereits in letzter Session vom Herrenhause durchberatenen Gesetzentwurfes über das Grundbuchwesen als höchst wünschenswert zu bezeichnen, damit auch dessen verfassungsmäßige Behandlung durchgeführt und in Hinsicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes ehetunlichst zum Abschlusse gebracht werden könne. Wir erkennen in der ersprießlichen Lösung aller dieser Aufgaben die Befriedigung dringender Postulate einer zeitgemäßen und ersprießlichen Rechtspflege.

Mit Freuden begrüßt das Herrenhaus die in Aussicht gestellte Vorlage eines Gesetzentwurfes, welcher die dem jetzigen

Stande der Wissenschaft und des öffentlichen Unterrichts entsprechenden Reformen auch unseren Universitäten zusichert; denn wir erblicken in der erhöhten Pflege der Wissenschaft und Geistesbildung die erfreulichsten und ruhmvollsten Marksteine unseres fortschreitenden Wetteifers mit anderen Kulturstaaten.

Wir werden bei der sorgfältigen Prüfung des Staatsvoranschlages für das nächste Jahr die Bedürfnisse des Staates wie die notwendigen Rücksichten auf die Steuerträger pflichtmäßig uns gegenwärtig halten und unsere Kräfte der Lösung jener Fragen zuwenden, durch welche die Gesetzgebung auch ihrerseits anstrebt, den fortschreitenden Aufschwung der Volkswirtschaft zu ermutigen, den materiellen Wohlstand zu heben.

Nicht minder werden wir der verfassungsmäßigen Behandlung der wegen Dringlichkeit des Gegenstandes im Verordnungswege getroffenen Verfügungen unsere eingehende Aufmerksamkeit widmen.

Angeifert durch das dem Reichsrate bewahrte kaiserliche Vertrauen, wird das Herrenhaus bei der Wiederaufnahme seines Wirkens erfüllt bleiben von jener patriotischen Gesinnung und von jenem Geiste der Mäßigung und Gerechtigkeit, an welche sich die huldreichen Worte der allerhöchsten Thronrede nicht erfolglos wenden. Vor allem aber festhaltend an dem erhabenen und umfassenden Reichsgedanken, erkennt das Herrenhaus in diesem den Schwerpunkt jener Eintracht, welche Macht und Kraft verleiht, und zugleich den Boden, auf dem sich alle jene Bahnen vereinigen, welche zur Ehre, Wohlfahrt und Freiheit der Einzelnen wie der Gesamtheit zu führen vermögen.

Gott segne und beschütze Österreich!

Gott segne und erhalte Eure Majestät!

IX. Sitzung vom 15. Januar 1872.

Euere Majestät!

Dem kaiserlichen Rufe in Ehrfurcht Folge leistend, tritt das Herrenhaus in die neue Periode seines verfassungsmäßigen Wirkens mit der alten, unwandelbaren Pflichttreue, aber auch mit neubelebtem Mute und wiedererwachenden Hoffnungen. Denn indem das Herrenhaus seinem Danke für die huldvollen Worte, mit welchen Euere Majestät den um den Thron versammelten Reichsrat jüngst zu begrüßen geruhten, ehrerbietigsten Ausdruck gibt, ist es zugleich von dem erhebenden Bewußtsein erfüllt, daß die Grundsätze und Absichten, zu denen dieses Haus jederzeit in Wort und Tat, in Adressen und Beschlüssen sich unerschütterlich bekannte, neuerdings aus dem Munde Euerer Majestät die feierlichste Zustimmung und Bekräftigung erhalten haben.

Das Herrenhaus, mit Euerer Majestät den lebhaften Wunsch teilend, alle Volksstämme des Reiches in ersprießlicher Tätigkeit an dem gemeinsamen Verfassungsleben teilnehmen zu sehen, kann das hohe Wohlwollen nicht verkennen, aus welchem Euere Majestät zu diesem Behufe die lautgewordenen Ansprüche der bisher Ferngebliebenen einer nochmaligen Beachtung und Prüfung gewürdigt haben. Indem die Krone — einzig und allein über den Parteien stehend — die Länder mit ihren Ansprüchen in die verfassungsmäßigen Bahnen wies, hat auch sie jenen Weg als den einzig richtigen anerkannt, welchen als solchen beide Häuser des Reichsrates bereits zu wiederholten Malen übereinstimmend bezeichnet haben. Die von dem Herrenhause gegen jedes Ablenken aus diesen Bahnen seit Jahren ausgesprochenen, ernsten Besorgnisse finden in dem Rückblicke auf

die Amtsperiode der früheren Regierung, insbesondere auf das abermalige Scheitern der jüngsten Ausgleichsverhandlungen, ihre nur zu traurige Bestätigung. Das Herrenhaus vermeidet es, das ausgeführte Bild der aus jener Periode zurückgelassenen, ohnedies allbekannten öffentlichen Zustände zu entrollen; aber es darf nicht unbetont lassen, daß während derselben der innere Unfrieden, die Gefahren und Schädigungen des staatlichen Gemeinwesens, denen jene Besorgnisse galten, in gesteigerter Zunahme begriffen waren und schließlich in einem staatsrechtlichen Projekte gipfelten, welches, der historischen wie verfassungsmäßigen Berechtigung in gleichem Maße entbehrend, bei seiner Ausführung, wenn je daran gedacht werden könnte, den altherkömmlichen Staatsverband in allen Fugen erschüttern müßte. Euerer Majestät ernstes Gebot hat diese Gefahr glücklich vom Reiche abgewendet. Wenngleich so herbe Erfahrungen nunmehr wohl für immer vor dem Wiederbetreten als verfehlt erkannter, abschüssiger Pfade zurückschrecken müssen, so läßt sich doch nicht übersehen, daß durch das Vorhergegangene auch die an sich vollkommen richtige und sichere, offene und gerade Bahn eine von Tag zu Tag schwierigere geworden ist. Es wird darum des ganzen Aufgebotes von Zeit und Beharrlichkeit, der vollsten Eintracht und des unabläßigen Zusammenwirkens aller verfassungs- und gesetzestreuen Elemente, der verständnisvollen Mitwirkung der intelligenten Bevölkerungskreise, vor allem aber der unabgewendeten schützenden Huld Euerer Majestät bedürfen, um endlich aus den Wirrsalen staatsrechtlicher Zerwürfnisse zu einer auf dauernden Grundlagen gefestigten Rechtsordnung zu gelangen.

Eine von dem Vertrauen der Krone getragene und in ihren Überzeugungen und Absichten einige Regierung, welche zugleich das Vertrauen der Reichsvertretung, aus deren Mitte sie stammt, sich zu wahren und in der Bevölkerung überwiegende Sympathien sich zu erringen weiß, wird neben den äußern Mitteln der Staatsgewalt in sich selbst die höhere sittliche Kraft besitzen, in ihrer Hingebung für Krone und Reich, in ausdauernder und vor Störungen geschützter Pflichterfüllung, mit der Energie nicht nur der Macht, sondern auch des Wohlwollens, jene Schwierigkeiten zu bewältigen und auf der Stufen-

reihe allmählicher Erfolge das in der allerhöchsten Thronrede vorgezeichnete Ziel zu erreichen. Indem die gegenwärtige Regierung Euerer Majestät es als ihre erste Aufgabe erklärt, den verfassungsmäßigen Rechtszustand zu befestigen und dem Gesetze allseits unbedingten Gehorsam zu sichern, hat sie mit klarem Blick die unerläßliche Vorbedingung aller staatlichen Wohlfahrt, den bewährtesten Ausgangspunkt jeder gedeihlichen Entwicklung ins Auge gefaßt. Der Boden, um den noch gestritten wird, ist für die friedliche Kulturarbeit, so dringend er ihrer auch bedürfe, doch wenig geeignet, denn die Bewegung des Kampfes läßt die Saat der Vergangenheit nicht keimen, die Frucht der Zukunft nicht reifen. Darum begrüßen wir die Absicht der Regierung, Gesetz und Verfassungsrecht unangetastet zu wahren, mit unserer vollen Zustimmung und werden ihren hierauf gerichteten Bemühungen jederzeit unsere eifrigste Unterstützung widmen.

Wenngleich das Herrenhaus noch an seiner Anschauung festhält, daß innerhalb der bestehenden Verfassungsnormen den wesentlichsten und berechtigten Eigentümlichkeiten der einzelnen Länder und Volksstämme angemessene Berücksichtigung zuteil geworden ist, so wird das Herrenhaus doch auch neuerliche, im Reichsrate diesfalls geltend gemachte Wünsche ohne alle Voreingenommenheit, aber auch, ohne die Anforderungen des Gesamtstaates dabei aus den Augen zu verlieren, pflichtgemäß mit eingehendster Aufmerksamkeit und in der Erwartung einer dauernden Verständigung in Beratung nehmen.

Durch wiederholte Ereignisse früherer Sessionen veranlaßt, hat das Herrenhaus bereits in der Adresse vom 15. Januar 1870 seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, wie sehr es im öffentlichen Interesse geboten sei, durch eine zweckmäßige Reform der Wahlgesetze die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Reichsvertretung zu sichern. Beklagenswerte Vorgänge der letzten Zeit haben diese Erkenntnis neuerdings verstärkt und die Unerläßlichkeit einer gründlichen und nachhaltigen Lösung dieser Frage in noch dringlicherer Weise dargetan. Je selbständiger der unabhängig gestellte Reichsrat zu wirken vermag, um so unbehinderter werden auch die autonomen Landtage in ihrer eigenen Sphäre tätig sein können, beide gesichert gegen die Unterbrechungen und Störungen, welche der obschwebende staats-

rechtliche Konflikt lähmend und zersetzend selbst bis in das kleinste Gemeinwesen getragen hat. Je früher jene „unmittelbare Verkörperung des österreichischen Staatsgedankens" ins Leben treten kann, um so eingehender und erfolgreicher werden beide Teile ihren großen, mitunter durch unwiederbringliche Zeitverluste zurückgebliebenen praktischen Arbeiten obliegen können, über deren massenhaften Umfang uns die Reichhaltigkeit der von der jetzigen Regierung in Aussicht gestellten wichtigen und dringenden Vorlagen einen annähernden Überblick gestattet. Wir können es zwar nur bedauern, daß unsere parlamentarische Geschichte Fälle aufzuweisen hat, in welchen das Verkennen einer der edelsten, aus dem Volksvertrauen entstammenden Staatsbürgerpflichten zu Übelständen geführt hat, welchen die Regierung durch einen Gesetzentwurf gegen den Mißbrauch des verfassungsmäßigen Wahlmandats zu begegnen beabsichtigt; aber wir verkennen keineswegs die schwer wiegenden Gründe, welche die Regierung bei dieser Absicht leiteten. Dennoch können wir in einem solchen Gesetze nur einen provisorischen Notbehelf erblicken, welcher durch eine baldige und glückliche Lösung der Hauptaufgabe entbehrlich würde.

Freudig begrüßt das Herrenhaus die Sorge der Regierung für das gesamte öffentliche Unterrichtswesen, sowie die Zusage einer gewissenhaften Durchführung der so wichtigen und zukunftreichen Schulgesetze. Im Rahmen des Gesetzes findet sie Raum, Milde am rechten Orte walten zu lassen; das Gesetz leihe ihr aber auch die Kraft, erforderlichen Falles mit entschiedenem Ernste erfolgreich vorzugehen. Die seit der Lösung der Konvention vom 18. August 1855 noch in der Gesetzgebung über die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat fortbestehenden Lücken erheischen auch unseres Erachtens um so mehr eine baldige und zeitgemäße Ergänzung, als sie in fühlbarer Weise in die mannigfachsten und wichtigsten Beziehungen des öffentlichen und Privatlebens eingreifen.

Das Herrenhaus wird die eingehendsten und sorgfältigsten Beratungen, wie bisher, allen von Euerer Majestät Regierung angekündigten Vorlagen widmen, mögen diese die großen Arbeiten im Bereiche der Justizgesetzgebung oder Aufgaben der Finanzen, die Förderung wichtiger volkswirtschaftlicher Interessen oder die

Errichtung des in den Staatsgrundgesetzen vorgesehenen, im Geschäftsleben seither schwer vermißten Verwaltungsgerichtshofes betreffen. Nicht unausgesprochen können wir unsere Befriedigung lassen, in Hinkunft durch die von der Regierung zugesicherte rechtzeitige Einbringung des Staatsvoranschlages dessen Behandlung in geregeltere, vor Überstürzungen gesicherte Bahnen gelenkt zu wissen.

Die allerhöchste Sorge für Hebung der Kriegsmacht und Ausbildung einer sie wirksam unterstützenden Landwehr wird in diesem Hause der patriotischen Teilnahme nicht entbehren. Wohl darf zugleich die Erwartung ausgesprochen werden, daß dazu die finanzielle Leistungskraft der Steuerträger nicht in gesteigertem Maße in Anspruch genommen werde. Hieran knüpft sich aus naheliegenden Gründen die berechtigte Hoffnung, daß das bereits begonnene, leider wieder unterbrochene Reformwerk der gesamten Steuergesetzgebung ehetunlichst seine Wiederaufnahme und Vollendung finden möge.

Ein aufmerksamer Blick auf die segensreichen Aufgaben, welche einerseits die Kirche, andererseits der Staat in alle Lebens- und Berufskreise zu tragen berufen sind, mußte längst zu der Wahrnehmung führen, daß gerade deren meistbeschäftigte und unentbehrlichste Sendboten, welche, mitten im Volk stehend, mit diesem unmittelbar verkehren, hier der niedere Klerus, dort die untere Beamtenschaft, sich in einer materiellen Stellung befinden, welche, ihrer Würde und Sendung wenig angemessen, zugleich nicht ohne Gefahr für ihre Berufspflichten bleibt. Indem die Regierung sich die ernste Aufgabe stellt, diesem Übelstande auf geeigneten Wegen und aus den entsprechenden Quellen Abhilfe zu bringen, begegnet sie mit dieser Aufgabe in der Grundidee unserer vollsten Zustimmung und darf bezüglich der Ausführung unserer eingehendsten Mitwirkung sicher sein.

Groß und umfassend fürwahr sind die Aufgaben, welche wir Hand in Hand mit der Regierung Euerer Majestät und mit dem anderen Hause des Reichsrates zu lösen berufen sind. Erhöhte Aufgaben aber, mit Zuneigung und Überzeugung übernommen, spornen zu erhöhter Tatkraft und Ausdauer. Schmerzlich vermissen wir hiebei die uns noch versagte Mitwirkung hervorragender Kräfte aus jenem Teile der Bevöl-

kerung, welcher noch immer den Boden meidet, auf dem allein die allen notwendige Verständigung möglich ist. Je unerschütterlicher aber die Unantastbarkeit dieses durch das feierliche Wort des Monarchen geheiligten Rechtsbodens gewahrt, geschützt und befestigt, je ungestörter die auf dessen Pflege gerichtete mühevolle Arbeit schaffen und gedeihen darf, um so reicher wird sich die ihm innewohnende Fruchtbarkeit, um so mächtiger seine Anziehungskraft auch für jene erweisen, die ihn bisher zu betreten mieden, weil sie ihn für einen bestrittenen und bestreitbaren, schwankenden und unsicheren halten durften. In der Tat, „müde des staatsrechtlichen Haders" — wie das kaiserliche Wahrwort lautet — finden Österreichs Völker, wornach sie sich sehnen und worauf sie vollberechtigten Anspruch haben: Rechtssicherheit vor allem, Frieden und Ordnung, gemeinsame Arbeit und in deren Aufgaben die dauerndste Vereinbarung auf jenem geweihten Boden, welcher Raum bietet für alle, die, festhaltend an der völkereinigenden Staatsidee Österreichs, im Vereine mit uns redlich und rüstig mitwirken wollen, die von glorreichen Ahnen Eurer Majestät begonnene Schöpfung auf den zeitgerechten und volkstümlichen Grundlagen des Rechtes und der Freiheit zur Vollendung zu führen.

Wir preisen mit dankbarem Gefühle die günstige Lage der europäischen Verhältnisse, welche uns hoffen läßt, ohne äußere Störung unserer Friedensarbeit obliegen zu können, die zwar zunächst auf eine glücklichere Gestaltung der öffentlichen Zustände im Innern gerichtet, doch zugleich zur Befestigung jener Fundamente mitwirken soll, auf welchen die richtige Stellung, Ansehen und Einfluß, Würde und Kraft unseres Staates auch in seinen Beziehungen nach außen beruhen.

Fest, treu und unverzagt auf dem Boden der Verfassung ausharrend, den es vor mehr als einem Dezennium bei deren Gründung mit voller Aufrichtigkeit betrat, schöpft das Herrenhaus aus diesem Boden die Kraft und Zuversicht, seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich, gegen Staat und Volk auch fernerhin unabwendbar nachzukommen. Mit diesen Gesinnungen an das Werk schreitend, vereinigt es sich in dem Rufe: Gott segne Krone und Reich! Gott erhalte unsern Kaiser!

X. Sitzung vom 14. November 1873.

Euere Majestät!

Indem das Herrenhaus unter dem Eindrucke der erhebenden und inhaltschweren Worte, mit welchen Euere Majestät jüngst die um den Kaiserthron versammelte Reichsvertretung zu begrüßen geruhten, seinen ehrfurchtsvollen Dank zu freudigem Ausdrucke bringt, erfaßt es die ganze Bedeutung des Augenblickes, in welchem es seine verfassungsmäßige Tätigkeit wieder aufzunehmen berufen ist. Des Glanzes mannigfacher Erfolge zwar keineswegs entbehrend, ist dieser Zeitpunkt doch noch reicher an umfassenden und schwierigen, erst noch mühevoll zu bewältigenden Aufgaben. Die edelste Eigenschaft bereits erreichter Erfolge, der befeuernde Antrieb zu künftigen Erfolgen zu sein, möge sich, wie schon oft, auch diesmal bewähren.

Unter der Ägide Euerer Majestät hat die Umsicht einer in sich einigen, ihrer Ziele vollbewußten Regierung im einmütigen Zusammenwirken mit einer pflichttreuen, an Erfahrungen reichen Reichsvertretung ein Reformwerk geschaffen, welches auch vom Herrenhause längst ersehnt und warm befürwortet wurde. Durch die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses aus unmittelbaren Wahlen ist die bis dahin schwer vermißte Selbständigkeit der Reichsvertretung erreicht und mit den notwendig gewordenen Schutzwehren gegen Störungen gesichert, durch welche bei dem innigen Zusammenhange der beiden Häuser auch unsere Beratungen mit plötzlichen Unterbrechungen oder gänzlichem Stillstande bedroht blieben. Seinen wiederholt dargelegten Gesinnungen treu, kann das Herrenhaus auch diesen Fortschritt in unseren konstitutionellen Einrichtungen, welchen es geeignet hält, die Macht und Einheit des Reiches zu befestigen, nur freudig

willkommen heißen. Aus dem vereinigenden Boden gemeinsamer Tätigkeit, welcher allen Partei- und Stammesansprüchen ausreichenden Raum bietet, wird vor allem der österreichische Staatsgedanke, die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande neue Nahrung, neue schöpferische Kraft gewinnen müssen. Und wie das glänzende Schauspiel, welches jüngst den Mittelpunkt der Kulturarbeit so vieler Völker in das Weichbild dieser Residenz verlegte, vor aller Welt zugunsten des ungestörten Weltfriedens das lauteste und beredteste Zeugnis gab, so ruht wohl auch auf der alle Stämme und Parteien des Reiches verbindenden parlamentarischen Arbeit der aufkeimende Segen jenes inneren Friedens, welchen wir mit Euerer Majestät sehnsüchtig herbeirufen.

Das Herrenhaus hat in der vorausgegangenen Periode den unverkennbaren volkswirtschaftlichen Aufschwung des Reiches mit der freudigsten Teilnahme begleitet; darum kann es auch heute angesichts des jüngsten beklagenswerten Rückschlages, welcher dem Volkswohlstande tiefe Wunden schlug, sein schmerzliches Bedauern nicht unausgesprochen lassen. Noch ist die elementare Gewalt der Erschütterung nicht gebrochen und zittert in weiteren, noch unabsehbaren Kreisen nach. Der Ruf nach Hilfe ist ein vielstimmiger und unüberhörbarer. Das Herrenhaus anerkennt gerne die bereits zutage getretene Bereitwilligkeit der Regierung, innerhalb der ihr durch das Gesetz gezogenen Schranken für die dringendste Notlage vorläufige Abwehr zu verschaffen. Doch so großen Bedrängnissen gegenüber kann nur eine ausgiebige und nachhaltige Hilfeleistung zur Rettung führen. Das Herrenhaus versieht sich von Euerer Majestät Regierung baldiger und geeigneter Maßnahmen, um die dem Handel und der Industrie geschlagenen Wunden zu heilen oder doch zu lindern, sowie um jene Kräfte, Kapital und Kredit, deren Überschätzung und Überspannung Euere Majestät selbst als das eigentliche Grundübel bezeichnen, in die angemessenen Schranken zurückzuführen, ohne die wirklich gedeihliche Freitätigkeit auf diesen Gebieten zu beirren. Eines der wesentlichsten Heilmittel vermag unleugbar dem nationalökonomischen Bereiche eine erleuchtete Gesetzgebung zu bieten. Von der Bereitwilligkeit durchdrungen, zur Bewältigung und Abwendung der Wiederkehr solcher volkswirtschaftlicher Unfälle mitzuwirken, sieht das

Herrenhaus mit gerechtfertigter Ungeduld den angekündigten Vorlagen entgegen, welche die volkswirtschaftliche Gesetzgebung den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen und das Verkehrsleben auf gesunde Grundlagen zurückzuführen bestimmt sind.

Mit wahrer Befriedigung erfüllt uns die Aussicht, in dem Staatsvoranschlage die Grundsätze der Sparsamkeit verwirklicht zu finden. Neben der Schonung der Staatsfinanzen erblicken wir in dieser Zusage die schonungsvolle Rücksicht auf die gesteigerten Anforderungen, welche gerade die neueste Zeit an die Steuerkraft des Volkes stellt.

Im Hinblick auf die durch den Ablauf des bisherigen Privilegiums notwendige Neugestaltung des Statutes der Nationalbank glaubt das Herrenhaus erwarten zu dürfen, daß diesem vielfach bewährten Institute auch für seine Folgezeit jene unabhängige Stellung und jener rechtliche Wirkungskreis ungeschädigt gewahrt bleibe, welche es bisher befähigten, dem öffentlichen Interesse ersprießliche Dienste zu leisten. Daß bei diesem Anlasse auch die so wichtige Herstellung der Valuta nachhaltig angebahnt werde, entspricht einem allgemeinen Verlangen und Bedürfnisse.

Einer auch von diesem Hause längst ausgesprochenen Erwartung wird durch die baldige Vorlage jener Gesetzentwürfe entsprochen, welche nach Lösung der mit dem heiligen Stuhle geschlossenen Konvention zur Ausfüllung der in der bezüglichen Gesetzgebung fortbestehenden Lücken erforderlich sind. Das Herrenhaus hegt die begründete Überzeugung, daß die endliche gesetzliche Regelung dieses widerspruchsvollen, die Gewissensfreiheit beirrenden, das bürgerliche Leben mannigfach bedrohenden Zustandes im Interesse der katholischen Kirche selbst nicht minder als in jenem des Staates geboten erscheine.

Das Herrenhaus wird diese und alle weiteren, die Gesetzgebung im Steuerfache und im Justizwesen betreffenden Vorlagen jener gründlichen Erwägung und Erörterung unterziehen, welche es in treuer Pflichtenerfüllung einzuhalten gewohnt ist. Nicht minder werden wir jenen Gesetzentwürfen, welche die Invalidenversorgung, die Militärbequartierung und die Reorganisation der Gendarmerie zum Gegenstande haben, die eingehendste Aufmerksamkeit widmen. Eingedenk jedoch der im Reichsrate

wie in den Landtagen zu öfteren Malen laut gewordenen Klagen, darf das Herrenhaus die zuversichtliche Erwartung aussprechen, daß bei der bevorstehenden Neugestaltung des Gendarmeriekörpers besonders jene Reformen ins Auge gefaßt werden mögen, welche diese Institution ihrer ursprünglichen Bestimmung vollkommen wiederzugeben und sie zu einem unermüdlichen und geachteten Hüter und Bürgen der öffentlichen Sicherheit zu machen geeignet sind.

Mit patriotischer Genugtuung dürfen wir des großartigen Unternehmens der Weltausstellung gedenken. Noch steht das farbenreiche Bild des kühnen Werkes lebendig in unserer Erinnerung, wie es, trotz so vieler Schwierigkeiten zu kaum erwarteter Größe emporwachsend, die früheren Unternehmungen gleicher Art überragend, die Kulturarbeit aller Weltteile umfassend, zur Vollendung und zum Abschlusse gedieh und die prüfenden Kennerblicke der Intelligenz aus allen Teilen der Erde mit Ruhm bestand. Mit gerechtem Stolze können Österreichs Völker der Erfolge und Ehren eingedenk bleiben, welche sie auf jener großen Kampfstätte des Friedens errangen, und mit begründeter Hoffnung für die Werkplätze ihrer Kunst und ihres Fleißes einer segensreichen Zukunft entgegenblicken. Der wohltätige geistige und sittigende Einfluß der großen Völkerbegegnung auf unserem Heimatsboden wird auch hier das wirtschaftliche Leben neu befruchten und in seinen langjährigen Nachwirkungen dem Reiche allmählich die Opfer rückerstatten, welche das Unternehmen ihm auferlegt hat.

Mit gehobenem Gemüte erinnern wir uns des äußeren Glanzes und noch mehr der inneren Bedeutung jener Besuche, welche die Herrscher benachbarter und ferner Reiche dem Kaiserhause erstattet haben; wir erfreuen uns mit Euerer Majestät der hiebei fester geknüpften Freundschaftsbande, des erhöhten Ansehens der Monarchie und vor allem der Bürgschaften eines gesicherten Friedens, der uns die Beruhigung gewährt, das geistige Band, welches die Nachbarvölker in friedlichem Schaffen verbindet, auch noch ferner unversehrt über alle Grenzpfähle geschlungen zu sehen.

Indem wir unser geliebtes Österreich im Innern sich verjüngend, nach außen achtunggebietend, befreit von den seine

Entwicklung hemmenden Schranken erblicken, ziemt es doch, zugleich auch jener vorausgegangenen Periode zu gedenken, in welcher dieses Reich von schweren Kämpfen und wechselvollen Schicksalen, neben äußeren auch von inneren Bedrängnissen heimgesucht war. Euere Majestät haben das befreiende und erlösende Wort gesprochen. Mit Dank und Jubel vernahm es der feierlich versammelte Reichsrat aus dem Munde seines Monarchen, mit Dank und Jubel widerhallt es in allen Gauen des Vaterlandes. Es ist die große Aufgabe der Einigung der Völker Österreichs zu einem mächtigen, von den Ideen des Rechtes und der Freiheit getragenen Staate. Denn nicht in dem Gegensatze und Widerstande gegen die das Jahrhundert beherrschende geistige Bewegung, sondern in deren einsichts- und maßvoller Aneignung lebt der Quell der staatlichen Wiedergeburt. In dem stolzen Bewußtsein, einem solchen Staate anzugehören, welcher ohne Wanken, unerschütterlich auf den Grundpfeilern des Rechtes und der Freiheit beruht, liegt eine so siegreiche, so bewältigende und zugleich versöhnende Kraft, daß selbst die widerstrebendsten Richtungen dort, wo es sich um die Gesamtinteressen des Staates handelt, den Ausgangspunkt zur Vereinigung finden müssen.

In diesem Sinne werden auch im parlamentarischen Leben die Gegensätze ihre Ausgleichung finden und, zu harmonischem Wirken verbunden, die Aufgaben zu lösen vermögen, welche dem Reichsrate obliegen und welche von Euerer Majestät mit so ermutigendem Nachdrucke neuerdings betont worden sind. Durch seine Überzeugungen im Einklange mit der Regierung Euerer Majestät, wird das Herrenhaus im einträchtigen Anschlusse an das andere Haus der Reichsvertretung auf den von Euerer Majestät angedeuteten Bahnen auch seinerseits mit Eifer und Hingebung an der Lösung jener patriotischen Aufgaben freudig mitwirken, treu dem Wahlspruch: Für Kaiser und Reich! und mit dem einhelligen Rufe: Gott erhalte und segne Euere Majestät! Gott segne und beschütze Österreich!

Anmerkungen.

Textquellen sind in erster Linie die stenographischen Protokolle des Herrenhauses und die Berichte über die Verhandlungen des krainischen Landtages; sie werden im folgenden nicht mehr ausdrücklich genannt. Bei der Textgestaltung durfte in Anbetracht der vielen möglichen Fehlerquellen (Versprechen des Redners, Verhören oder Verschreiben des Stenographen, Druckfehler) nicht immer blindlings der Vorlage gefolgt werden; doch sind sehr vorsichtige Korrekturen nur in wenigen, jeden Zweifel ausschließenden Fällen erfolgt. Die Interpunktion vor allem erheischte eine durchgreifende Revision; hier hatten ja naturgemäß die Redaktoren des Stenogramms nach eigenem Ermessen geschaltet. Die Abweichungen zu verzeichnen hielte ich für eine überflüssige Belästigung des Lesers. Die Anmerkungen sind schon durch den engbemessenen Raum auf das notwendigste beschränkt. Es kann nicht meine Aufgabe sein, der neueren österreichischen Geschichte Unkundigen das Verständnis der Reden zu ermöglichen. Die allgemeine Kenntnis dieser Geschichte muß vorausgesetzt werden. Auf die bezüglichen Werke von Eisenmann, Friedjung, Kolmer und auf das Österreichische Staatswörterbuch sei hier ein- für allemal verwiesen. Es wird versucht, bei jeder Rede kurz die momentane Situation darzustellen und die notwendigen Detailerläuterungen zu geben. Bei der Einzelerklärung ist es mir nicht immer gelungen, jede Anspielung auszudeuten; die Lücken betreffen aber nur Unwichtiges. Der Raum, der durch die knappe Fassung der eigentlichen Anmerkungen erspart wurde, scheint mir nützlicher ausgefüllt mit Auszügen aus einigen Reden, die im Hauptteil keine Aufnahme finden konnten.

---

1. An meine slovenischen Brüder! Ein Wort zur Verständigung gelegentlich des vom Vereine „Slovenja" in Wien

ergangenen Aufrufes. Von A. Gr. v. Auersperg (Anastasius Grün). Laibach 1848. Druck bei Joseph Blasnik. 8°, 8 S.

(Abgedruckt: P. v. Radics, Anast. Grün, Verschollenes und Vergilbtes. Leipzig 1879, S. 118 f.; Neue Freie Presse, 11. April 1890 [L. A. Frankl] und auszugsweise Öst. Jahrb. XVI, 190 f.)

2. Antwort auf das offene Sendschreiben des Vereines „Slovenja" in Wien von Ant. Alex. Grafen v. Auersperg (Anastasius Grün). 8° 10 S.

(Auszugsweise abgedruckt Öst. Jahrb. XVI, 192 ff.)

Das österreichische Ministerium des Innern forderte am 15. April 1848 zur Wahl in das Frankfurter Parlament auf. Im Fünfziger-Ausschuß hatten Andrian und Kuranda Garantien für die Unverletzlichkeit der Nationalität der österreichischen Slawen verlangt, Schuselka beantragt, daß die Slawen zu gleichberechtigten, freien Verbündeten der Deutschen erklärt werden sollten, Auersperg gefordert, daß dies ausdrücklich für die Slawen in Steiermark, Kärnten und Krain gelten sollte. Am 11. April hatte indes Palacky die Einladung in den Fünfziger-Ausschuß abgelehnt und seine ausführlich motivierte Antwort veröffentlicht. Schon am 29. März hatte Johann Bleiweis die Forderung nach einem Königreiche Slowenien ausgesprochen; am selben Tage stellten 44 in Wien lebende Slowenen in einer Adresse an die krainischen Stände ihre Postulate auf. Der Wunsch nach Errichtung eines Königreiches Slowenien wurde in dem „Aufruf der 500 Slawen aus allen Slawenstämmen" (5. April) wiederholt. Mitte April kam eine slowenische Deputation unter Bleiweis nach Wien und legte dem Erzherzog Johann dieselbe Bitte vor. Indes waren in Graz und Wien Vereine mit dem Namen „Slovenja" zur Durchsetzung des nationalen Programms gegründet worden. K. Deržman verfaßte im Auftrage der Wiener „Slovenja" einen „Aufruf an das Volk der Slowenen" (abgedruckt Öst. Jahrb. XVI., 187 f.), in dem von der Teilnahme an der Wahl in das Frankfurter Parlament abgeraten wird. Eine sehr lebhaft geführte Polemik knüpfte sich an diesen „Aufruf"; an ihr nahm Auersperg nach Rücksprache mit Erzherzog Johann teil. Auf sein „Wort zur

Verſtändigung" erfolgte am 30. April die Antwort: „Offenes Sendſchreiben des Vereines „Slovenja" in Wien an Herrn A. Grafen v. Auerſperg (Anaſtaſius Grün)"; der Verfaſſer war Dr. Mathias Dolenec, Advokat in Wien (teilweiſe abgedruckt Öſt. Jahrb. XVI, 191 f.). Auf dieſe Replik antwortete Auerſperg mit der zweiten Flugſchrift. Indeſſen war er am 5. Mai in Laibach zum Abgeordneten für Frankfurt gewählt worden (96 Wähler; er erhielt 63 Stimmen).

Über dieſe Angelegenheit und die ſloweniſche Bewegung im Jahre 1848 überhaupt vgl. Joſef Apih im Öſt. Jahrb. XIV, 79 ff. und XVI, 175 ff.

17, 12 und 18 Berüchtigte Ausſprüche Friedrich Wilhelms IV.

3. Verhandlungen des öſterreichiſchen verſtärkten Reichsrathes 1860. Nach den ſtenographiſchen Berichten. Wien 1860. II. Band. 17. Sitzung. S. 105 ff.

Es handelte ſich um die Beſprechung der künftigen Staatsform, Zentraliſation oder Föderation. Der Majoritätsbericht (Graf Anton Szécſen) trat für die Anerkennung der hiſtoriſch-politiſchen Individualität der einzelnen Länder ein, der Minoritätsbericht für eine geeignete Vertretung der Bevölkerungsintereſſen, die „bei möglichſter Entwicklung freien Selbſterhaltungsrechtes in allen Kronländern" die Einheit des Reiches und der Legislation wahre. Auerſperg hatte im Komitee mit Vorbehalt für das Majoritätsvotum geſtimmt und kam von ſeiner Abſicht, dieſen Vorbehalt zur Anbahnung einer Vermittlung als Antrag einzubringen, nur ab, weil er die Überzeugung von der Ausſichtsloſigkeit eines ſolchen Verſuches gewann. Der Siebenbürger Sachſe Maager ſprach als erſter die Forderung einer Repräſentativverfaſſung für das ganze Reich aus. Der Majoritätsbericht wurde mit 34 gegen 16 Stimmen am 27. September zum Beſchluſſe erhoben. Gegen Auerſperg erhob ſich der Unwille ſeiner zentraliſtiſchen Freunde, unter ihnen Bauernfeld, der ein polemiſches Gedicht in der Oſtdeutſchen Poſt 1860, Nr. 247 veröffentlichte. Dagegen das „Vaterland" 1860, Nr. 32 (Bauernfelds Gedicht abgedruckt Voſſiſche Zeitung 1860, Nr. 236; vgl. Nord und Süd 1877, II, 402, Grillparzer-Jahrbuch VI, 212 f.). Vgl. Grün an Frankl, Briefwechſel S. 112 f.

29, 3 Graf Apponyi gab in der 1. Sitzung vom 31. Mai 1860 (Verhandlungen I, 26 ff.) eine Verwahrung im Sinne des historischen Rechtes Ungarns ab.

32, 6 Ein Handschreiben an den Reichsratspräsidenten Erzherzog Rainer teilte den kaiserlichen Beschluß mit, neue Steuern, Steuererhöhungen, Aufnahme neuer Anlehen nur mehr mit Zustimmung des verstärkten Reichsrates anzuordnen.

32, 11 Besonders in der Sitzung vom 21. September durch die Reichsräte Graf Andrássy und Toperczer.

36, 17 Sowohl in seiner Rede am 22. September 1860 als vor allem schon in seiner Schrift „Politische Fragen der Gegenwart" Wien 1851.

37, 9 Dr. Hein hatte in dieser Sitzung eine Reihe von Stilisierungen des Majoritätsantrages bekämpft, die zu Auslegungen Anlaß geben könnten, die sogar über die Wünsche der Majorität hinausgingen.

4. 1. Session, 1. Sitzung.

Dringlichkeitsantrag, ausgehend vom Grafen Anton Auersperg: der Landtag möge beschließen, daß an den Kaiser eine Dankadresse für die gewährten Staatsgrundgesetze gerichtet werde. Durch diese sei „der Rechtsboden zur weiteren Fortbildung des Verfassungswerkes gewonnen, die den einzelnen Ländern eigen- und volkstümlichen Interessen gewahrt und zugleich die zum Heile der Gesamtheit unentbehrliche Einheit des Reiches festgestellt und gesichert". Auersperg begründet den Antrag, der ohne Debatte angenommen wird.

47, 10 Schmerling.

5. 1. Session, 2. Sitzung.

Auersperg erstattet Bericht über die von dem fünfgliedrigen Komitee vorgeschlagene Adresse (s. oben S. 435). Bleiweis verliest sie in slowenischer Sprache. Sie wird einstimmig angenommen. Auf Vorschlag Auerspergs soll sie im Wege des Staatsministeriums schriftlich überreicht werden. Das Adreßkomitee wird mit der Abfassung des Begleitschreibens an Schmerling betraut.

49, 6 Ungarn.

50, 1 J. Eötvös: „Über die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Österreich" 1850.

57, 1 Die famose Verwirkungstheorie.

59, 18 Die Grenzflüsse zwischen Ungarn einerseits, Niederösterreich, Steiermark, Krain anderseits.

Ende April 1861 erschien bei A. Leykams Erben in Graz als Manuskript gedruckt:

„Die Ungarische Bewegung und unsere Pflicht. Eine dem Österr. Reichsrathe und seinen Committenten gewidmete Denkschrift von Anastasius". gr.-8°, 40 S. Der unzuverlässige P. v. Radics (Anast. Grün. Verschollenes und Vergilbtes S. 125 ff.), die Bibliothek des Joanneums in Graz und die Wiener Hofbibliothek schreiben sie Auersperg zu. Dies ist aber unmöglich: 1. Ist der Verfasser Ungarn gegenüber viel unfreundlicher, im allgemeinen viel zentralistischer gesinnt als Auersperg. 2. Haben wir keine Nachrichten darüber, daß Auersperg sich so gründlich mit der ungarischen Verfassungsgeschichte beschäftigt habe wie der Verfasser dieser Schrift. 3. Wird in den mir bekannten Briefen Auerspergs die Schrift nicht erwähnt. 4. Hat Auersperg den Politiker und den Dichter stets getrennt, und hätte nie eine politische Schrift nur mit seinem Dichternamen versehen oder gar mit einer Verstümmelung seines Pseudonyms. 5. Ist der Stil viel knapper, schärfer, als es Auerspergs Art ist. 6. Heißt es auf S. 8: „Uns dagegen, die wir an Ort und Stelle (d. h. in Ungarn) Studien hierüber zu machen Gelegenheit hatten." Auersperg war nie längere Zeit hindurch in Ungarn. — Auersperg ist also mit dem Verfasser nicht identisch.

Herrenhaus des Reichsrates. 1. Session, 20. Sitzung vom 27. August 1861. Am 23. August (19. Sitzung) war die kaiserliche Botschaft über die Auflösung des ungarischen Landtages von Schmerling dem Herrenhause kundgemacht worden. Fürst Colloredo hatte die Beantwortung derselben durch eine Adresse beantragt. Der Adreßentwurf wird von Auersperg verlesen; er ist nicht der Verfasser, wie er ausdrücklich bemerkt.

Der Bericht, mit dem er die Adresse einbegleitete, dürfte aber von ihm verfaßt sein, er lautet:

„Die Kommission, welche von der hohen Versammlung mit dem Entwurfe einer Antwortadresse auf die im allerhöchsten Auftrage an dieses Haus erfolgten Mitteilungen in den ungarischen Angelegenheiten betraut wurde, hat den Entwurf dieser Adresse der Prüfung des hohen Hauses bereits vorgelegt. Ich erlaube mir nun, darüber Bericht zu erstatten, in welchem Sinne das Komitee bei der Annahme des vorliegenden Adreßentwurfes vorgegangen ist. Das Komitee, fest überzeugt von der Übereinstimmung der Gesinnungen dieses Hauses mit allen im Reichsrate vertretenen Ländern, hielt es vor allem für eine heilige Pflicht dieses hohen Hauses, in der Stunde folgenschwerer Beschlüsse und ihrer Nachwirkungen mit Entschiedenheit an der Seite seines Monarchen und Kaisers zu stehen und diese seine Überzeugung vor Ungarn und den übrigen Ländern der Monarchie und vor ganz Europa auszusprechen.

Das Komitee hielt sich aber auch die ernste Pflicht vor Augen, welche dem Reichsrate obliegt, nämlich das Recht dieser Länder zu wahren und auf dem Boden der Verfassung fest und männlich auszuharren; denn es sieht in unserer Verfassung die Burg, die schützende Burg der Macht, der Einheit des Reiches und der Freiheit seiner Völker, welche durch ungestörten Weiterbau nur an innerer Festigkeit gewinnen und an äußerer Widerstandsfähigkeit zunehmen muß und welche endlich auch Raum und Obdach und Wohnlichkeit jenen bieten wird, welche gegenwärtig noch außen stehen.

Es muß befremden, daß, obschon ihr Eintritt nur ihre Rechte und ihren Wirkungskreis erweitert und vergrößert hätte, ohne ihre nationalen Eigentümlichkeiten zu beeinträchtigen, dieser Eintritt noch nicht erfolgt ist. Indem wir so unsere Rechte eifersüchtig bewahren und bewachen, sind wir weit davon entfernt, das konstitutionelle Prinzip nur für uns allein in Anspruch zu nehmen; wir sind weit davon entfernt, in einer Umkehrung jenes verhängnisvollen alten Dualismus irgend ein Heil zu suchen, in der Umkehrung, die darin bestünde, daß die übrigen Länder der Monarchie fortan konstitutionell, Ungarn aber im absolutistischen Sinne regiert würde.

Es ist dies fern von uns, und darf an diesem Orte nicht unausgesprochen bleiben. Bei aller Entschlossenheit und Entschiedenheit, auf dem Boden, auf dem wir stehen, auszuharren und diesen Rechtsboden zu pflegen, sind wir doch — das fühlen wir — frei von jeder Feindseligkeit gegen unseren Nachbarn jenseits der Leitha (Bravo!), und wir werden es nie an jenem rücksichtsvollen Entgegenkommen fehlen lassen, welches die Söhne eines großen Heimatreiches brüderlich einander nähert und welches wir leider bisher von der andern Seite zu vermissen hatten. In dieser Richtung glaubte das Komitee durch Annahme des Ihnen vorliegenden Entwurfes den ausgesprochenen Gesinnungen des Hauses einen angemessenen Ausdruck gegeben zu haben."

Ein von Auersperg als einzelnem Mitglied beantragtes Amendement zum Adreßentwurf, das die Erwartung aussprach, es werde in Ungarn ein neuer Landtag einberufen und hiedurch die dauernde Verständigung angebahnt werden, blieb in der Minorität.

---

6. 1. Session, 25. Sitzung. Zweite Lesung des Gesetzentwurfes in betreff der Auflösung des Lehenbandes. Der Regierungsentwurf bestimmte die imperative Aufhebung des Lehenbandes, setzte die Modalitäten fest, nach denen die Lehensherren zu entschädigen seien, verbot die Errichtung neuer Lehen. Die Entschädigung sollte für den Entgang des Heimfallsrechtes und der periodischen Reichnisse eintreten.

Die Majorität des Abgeordnetenhauses trat bei, die Minorität bekämpfte die Kompetenz des engeren Reichsrates und die imperative Allodialisierung.

Im Herrenhause will der Majoritätsberichterstatter Graf Leo Thun die zwangsweise Ablösung nur für bäuerliche und diesen gleichgestellte Lehen, für die Ritterlehen nur in Lombardei-Venetien gelten lassen, sonst überall die Förderung der fakultativen Lehenablösung; er beantragt Übergang zur Tagesordnung. Minoritätsberichterstatter ist Auersperg. Nach eingehender Debatte wird ein Vermittlungsantrag (Graf Hartig) angenommen: Der Ausschuß solle darüber neuerlich Bericht erstatten, inwieferne die Bestimmungen des Entwurfes auch gelten können, wenn nur die Rustikal- und Beutellehen, die Lehen im lom-

bardiſch-venetiſchen Königreiche zwangsweiſe abgelöſt werden, inwieferne die freiwillige Ablöſung der übrigen Lehen gefördert werden könne. Am 10. April 1862 wird das nach dieſen Grundſätzen modifizierte Geſetz angenommen und an das Abgeordnetenhaus geleitet. Dieſes nahm geringe Modifikationen vor, denen das Herrenhaus zuſtimmte. Am 17. Dezember 1862 wurde das Geſetz publiziert. Die gänzliche Aufhebung des Lehenbandes erfolgte länderweiſe in den Jahren 1867 bis 1869.

61, 26 Graf Richard Belcredi in der 24. Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 16. Juli 1861.

66, 8 nexus subditelae, das Verhältnis des subditus, Untertans, zu ſeinem Herrn.

71, 6 Graf Kueffſtein polemiſierte gegen Auerſperg und hob hervor, er habe die öffentliche Meinung nie unterſchätzt, habe ſich aber nie von ihr beherrſchen laſſen. Dagegen bemerkt Auerſperg (28. September), daß er „in dem, was ich das öffentliche Recht genannt habe, nicht die Willkür der öffentlichen Meinung, wie mir unterſchoben wurde, verſtanden wiſſen wollte, ſondern daß ich das Recht einer Geſamtheit, einer höheren ſittlichen Ordnung, einem höheren ſittlichen Geſetze untergeordnet wiſſen wollte."

7. 1. Seſſion, 41. Sitzung. Zweite Leſung des Preſsgeſetzentwurfes. Berichterſtatter Fürſt Jablonowski vertritt gewiſſe Einſchränkungen gegenüber den Beſchlüſſen des Abgeordnetenhauſes. Auerſperg iſt der erſte Redner. Im Verlaufe der Generaldebatte bemerkt Leo Thun gegenüber Auerſperg, größer als die Gefahr direkter Angriffe auf Sicherheit und Ehre durch eine freie Preſſe ſei die der Verbreitung verderblicher Grundſätze und verderblicher Lehren. Auerſperg erwidert (22. Februar): „Ich halte es für wichtig, das Terrain, auf welchem die Preſſe ſich bewegt, zu achten und nicht ohne Not einzuengen. Wer ein vollkommenes geſichertes Eigentum beſitzt, der wird ſich auch von allem anderen aufgefordert finden, auf dieſem ihm geſicherten Eigentume eine nützliche Tätigkeit zu entwickeln, und es iſt kein Zweifel, daß für die öſterreichiſche Preſſe große und ſchöne Aufgaben einer ſolchen Tätigkeit vorliegen. Schon in der Freiheit, welche ihr durch die Verfaſſung gewährt wird, liegt für ſie

eine Aufforderung zu einer edlen, patriotischen Tätigkeit. Ich rede hier im Gegensatze zu dem, was jüngst von einem verehrten Redner über die sogenannte schlechte Presse gesagt worden ist, von der guten Presse, von der patriotischen Presse. Für diese Presse liegt sowohl in der Gegenwart, als in der Zukunft eine große Aufforderung, die Aufforderung, mitzuwirken an dem Fortbestande und an der Ausbildung unserer Verfassung, mitzuwirken zur Begründung und Erhaltung eines durch den Frieden aller seiner Volksstämme im Innern beruhigten und glücklichen und darum auch nach außen gekräftigten und mächtigen Österreich."

Auch an der Spezialdebatte nahm Auersperg teil. Seine preßfreundlichen Amendements zu den §§ 5 und 21 werden angenommen, sein Versuch, durch getrennte Abstimmung die Bestätigung der im Jahre 1852 erlassenen Polizeiverbote aus dem § 26 auszumerzen, mißglückt.

Am 25. Februar 1862 wird das Gesetz in 3. Lesung angenommen, am 17. Dezember desselben Jahres sanktioniert.

S. 1. Session, 63. Sitzung. Bericht der verstärkten Finanzkommission, betreffend das Erfordernis für das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten im Verwaltungsjahre 1862. Berichterstatter FZM. Graf Thurn. Spezialdebatte. Abteilung: Diplomatische Auslagen.

Die Bezüge des Bundesmilitärkommissärs in Frankfurt und des Botschafters in Rom hatte das Abgeordnetenhaus herabgesetzt; die Kommission beantragt Wiederherstellung des Regierungsvorschlages. Auersperg ist der erste Redner. Kardinal Rauscher erwidert auf die Besprechung der Konkordatsfrage (98, 20 .): „Es muß der Versuch gemacht werden, zu berichtigen, was der Berichtigung bedarf; nur kann dieses nicht inner dem Raume einer Viertelstunde geschehen, es muß dazu eine lange Zeit, eine umständliche Erörterung gewidmet werden." Ebenso polemisiert der Minister des Äußern Graf Rechberg gegen Auersperg: Der Papst müsse ein Territorium besitzen, da man nicht dulden könne, daß ein anderer Staat das Oberhaupt der Kirche beherberge und daher beherrsche; er betont die vertragsmäßige Eigenschaft des Konkordates; er übernimmt die Ver-

antwortung für die Besetzung des Botschafterpostens in Rom und freut sich, daß keine verletzenden Äußerungen gegen den abwesenden Bach gefallen sind.

90, 5 Ähnliche und noch schärfere Äußerungen gegen Napoleon III. finden sich in Auerspergs Reden und Briefen wiederholt.

91, 2 Nicht mit diesen Worten, aber in diesem Sinne verurteilt das Kriegsmanifest 1859 das Vorgehen Napoleons.

93, 20 Österreichs Botschafter in Rom war um diese Zeit Alex. Freih. v. Bach.

97, 21 Paris.

Bei Beratung der Wünsche des Herrenhauses aus Anlaß der Erledigung des Staatsvoranschlages nimmt Auersperg bei der Abteilung „Konsulate" den Wunsch des Abgeordnetenhauses auf, es mögen österreichische Untertanen in Zukunft bei den Konsulaten und Gesandtschaften eine größere Stütze finden. „Ich glaube, daß es übrigens ein ganz bescheidener Wunsch ist, daß ein Österreicher in der Fremde kraft seines Staatsbürgerrechtes in seiner Weise jene Gefühle teilen möchte, welche einst in den lateinischen Worten ‚civis romanus sum' gelegen waren." Es wurde dieser Wunsch mit der Modifikation angenommen, daß österreichische Untertanen jederzeit bereitwilligste und kräftigste Unterstützung finden mögen.

---

9. 1. Session, 65. Sitzung. Bericht der verstärkten Finanzkommission über das Erfordernis des Marineministeriums. Berichterstatter Freih. v. Reyer. Auersperg ist der erste Redner. In der kurzen Debatte herrscht völlige Einmütigkeit im Gegensatze zum Abgeordnetenhause, wo der Voranschlag aus Gründen der Sparsamkeit viele Gegner gefunden hatte.

108, 23 Abgeordneter Herbst in der 133. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 20. Juni 1862.

10. 1. Session, 68. Sitzung. Bericht der verstärkten Finanzkommission in betreff des Erfordernisses für die ungarische, siebenbürgische und kroatisch-slawonische Hofkanzlei. Statt des abwesenden Berichterstatters Grafen Larisch verliest Fürst

Colloredo-Mansfeld den Bericht. Auersperg nimmt einen Antrag des Abgeordnetenhauses (Sitzung vom 1. Juli 1862) auf, die Regierung werde aufgefordert, jene Maßregeln mit tunlichster Beschleunigung zu ergreifen, welche geeignet scheinen, ohne Gefahr für die notwendige Einheit der Monarchie und für das konstitutionelle Prinzip die gemeinschaftliche Behandlung aller gemeinsamen Angelegenheiten durchzuführen und dauernd zu sichern. Staatsminister Schmerling hat nichts gegen die Annahme des Antrages, Freih. v. Baumgartner bemerkt als Obmann der verstärkten Finanzkommission, es sei nicht opportun, einen so wichtigen Antrag an dieser Stelle vorzubringen, ihn gewissermaßen in den Winkel zu stellen. Der Antrag blieb in der Minorität.

114, 4 Es ist wohl Deák und seine 1861er Adresse gemeint.

114, 14 Bei Schwechat nötigte die kaiserliche Armee das ungarische Heer Ende Oktober 1848 zum Rückzuge.

In Debreczin wurden am 15. April 1849 die Habsburg-Lothringer des ungarischen Thrones verlustig erklärt.

116, 1 Ludwig Kossuths Plan einer Konföderation Ungarns mit Kroatien, Serbien und der Walachei war um diese Zeit in einer Mailänder Zeitung veröffentlicht worden.

117, 6 Das war zu dieser Zeit die Auffassung Franz Deáks.

117, 18 Auch diese Ansprache entspricht Deáks Anschauungen.

---

1. Session, 72. Sitzung vom 6. August 1862. Bericht der verstärkten Finanzkommission über das Erfordernis des Ministeriums für Handel und Volkswirtschaft. Berichterstatter Freih. v. Reyer. Auersperg stellt den Antrag, es möge die Erwartung ausgesprochen werden, daß die Regierung den Wirkungskreis und die Organisation dieses Ministeriums auf Grundlage der gemeinsamen Reichsinteressen einer Reform unterziehe. Zur Begründung dieses Antrages weist Auersperg auf die Versäumnisse, die mangelhafte Organisierung, den Widerstand Ungarns hin. In dieser Rede heißt es: „Ohne Industrie und Landwirtschaft ist ein Handel nicht denkbar und ohne Vermittlung des

Handels würden Industrie und Landwirtschaft bei ihren Überschüssen darben und verkümmern. In der Verbindung und im Zusammenwirken dieser drei Faktoren liegt eben der Segen und die Erfolge einer gesunden und geregelten Volkswirtschaft. Dem Handel ist hierbei die Rolle zugefallen, die bewegende Kraft in dem Verkehre der großen Gütermassen, der Vermittler und Regulator zwischen Produktion und Konsumtion zu sein. So wird die Triebfeder der Gewinnsucht durch die hohen Ziele veredelt, und der kleine Krämer ist mitunter unbewußt ebenso der Träger und Missionär der Zivilisation, der Lebensverfeinerung und edleren Lebensgenusses wie der große Kaufherr und Handelsmann bei dem vollen Bewußtsein, indem er sich seine großen Aufgaben gegenwärtig hält und von einem höheren Standpunkte die Dinge betrachtet." Und weiterhin: „Wenn der Finanzminister gewissermaßen den Eimer hält, um die bereits fließenden Quellen aufzufangen, so muß oder soll in der Hand des Handelsministers jener Stab liegen, welcher noch unerschlossene, neue Quellen öffnet." — Der Antrag wurde abgelehnt.

---

1. Session, 93. Sitzung vom 13. Dezember 1862. Entwurf des Finanzgesetzes für 1863. Berichterstatter R. v. Pipitz. Spezialdebatte. Artikel V. Erhöhung der direkten Steuern. — Erster Redner ist Auersperg:

„Es hat ein historisch als Erzfeind Österreichs bekannter Staatsmann einst den Ausspruch getan: ‚Dieses Österreich, es ist doch ein merkwürdiges Land; kaum glaubt man es zu Boden geworfen, so zieht es ein neues Wunder aus der Tasche.' Ich glaube, daß er darunter nicht gemeint hat die Finanzkunst der österreichischen Finanzverwaltung. Es könnte eher eine Anspielung auf die letztere in jener historischen Anekdote liegen, welche zwei Männer von der Höhe eines Berges auf Österreich herabblicken und den einen, den Fremden, ausrufen läßt: ‚Welch ein herrliches Land!' und den anderen: ‚Und es ist nicht zu ruinieren!'

Die Wunder, die jener Staatsmann erwähnte, haben jedoch die Eigenschaft von so manchem anderen, was Wunder heißt und sich doch auf natürlichem Wege erklären läßt. Diese

Wunderkräfte nämlich sind in Österreich die Identität der Interessen der unter dem gemeinsamen Szepter vereinigten Länder und Völker, das tief eingewurzelte Bewußtsein des Zusammenhaltes und das in die Herzen eingedrungene und in ihnen lebendig gewordene Bewußtsein dieser Zusammengehörigkeit, die Opferwilligkeit dieser Völker, die Treue und Hingebung derselben an Thron und Vaterland, welche es erklärlich machen, daß in den ersten Dezennien dieses Jahrhundertes ein Monarch dieses Landes nach einem unglücklichen Feldzuge beim Einzuge in seine Hauptstadt mit solcher Liebe, mit solchem Jubel, mit solcher Freude empfangen wurde, wie sein Besieger, der Triumphator in der Seinestadt, sich dessen dort nicht zu erfreuen hatte.

Eine solche Kraft ist jene patriotische Flamme, welche dem gebornen Österreicher bei dem Klange des Namens Österreich das Herz erwärmt, und die erhabene Staatsidee, welche in dem Namen Österreich zum Ausdrucke kommt und für den reifen politischen Denker eine solche Anziehungskraft hat, daß eine Anzahl von fremden, ausgezeichneten Feldherren und Staatsmännern in diesem Österreich eine zweite Heimat gesucht und gefunden hat, sich hier mit Ruhm bekränzt und Ruhm auf Österreich gebracht haben. Zu diesen rettenden Kräften ist in neuerer und zur rechten Zeit auch unsere Verfassung getreten, und hat sie auch bisher noch keine Wunder gewirkt, so hat sie sich doch schon schöner Erfolge zu rühmen. Einer war die Wiederkehr des bereits geschwundenen Vertrauens."

Auersperg bespricht ferner die Besserung des Kredits, die Verminderung des Defizits, weist auf Pleners Worte hin: Sparsamkeit und Opfer. Die verschiedenen Länder seien ungleich belastet, besonders drückend die Grundsteuern. Er verweist auf das Beispiel Krains. Er will aber doch nicht dem im Abgeordnetenhause (von dem Abgeordneten Kromer 193. Sitzung vom 27. November 1862) gestellten Antrage zustimmen, von der allgemeinen Steuererhöhung das Land Krain auszunehmen: „Wenn das Land Krain in dem Finanzgesetze die Stelle gelesen hätte: ‚Alle Länder Österreichs sind mit einer Steuererhöhung für das Staatswohl in Anspruch genommen, das Land Krain ausgenommen', so weiß ich, der einzelne Kontribuent hätte sich dabei wohl gefühlt, das Land als Ganzes

aber gewiß nicht. Es hätte sich verletzt, beschämt, zurückgesetzt gefühlt, nicht auch mit allen anderen nach seinen besten Kräften zum Heile, zum Wohle, zur Rettung Österreichs beigetragen zu haben, sowie ein vaterländisches Regiment sich gewiß verletzt gesehen hätte, wenn man es, um es zu schonen, von einem Sturmangriff dispensiert hätte. Aber die Lage ist gleich gefahrvoll hier wie dort; der Krieger gibt sein Leben preis, das Land gibt die Existenz der Kontribuenten preis und bringt sie zum Opfer auf den Altar des Vaterlandes." (Sensation.) Er bittet um die Einbringung einer Vorlage zur Schaffung einer richtigeren Grundlage für die Grundsteuerbemessung. — Finanzminister Plener entgegnet ziemlich scharf.

---

11. 2. Session, 7. Sitzung. Entwurf einer Geschäftsordnung für den Landtag des Herzogtums Krain. Berichterstatter Kromer. Zu § 15 (Stenographische Berichte) beantragt Landeshauptmann-Stellvertreter v. Wurzbach, diese auch in slowenischer Übersetzung anzufertigen. Es sei eine Forderung der Gerechtigkeit, daß alle Bürger des Landes von den Verhandlungen in einer ihnen verständlichen Sprache Kenntnis erlangen; es sei politisch wichtig, daß das Volk diese Kenntnis aus einer unparteiischen Quelle und nicht nur aus den Zeitungen schöpfe; dem gegenüber kommen die allerdings ansehnlichen Kosten nicht in Betracht.

Im Verlaufe der Debatte hält Auersperg die hier abgedruckte Rede. Der Slowene Dr. Toman wendet sich gegen ihn. Auersperg erwidert und protestiert gegen die „Verdrehungen und Entstellungen". „Es ist ein trauriges Vorzeichen dessen, was zu gewärtigen ist; denn ich sehe in dieser Gerechtigkeit gegen einen deutschen Redner nur eine der ersten Proben einer zu gewärtigenden treuen Übersetzung in das Slowenische." — Dr. Toman beantragt die Herstellung eines vollständig deutschen und eines vollständig slowenischen Exemplares der Berichte, Wurzbach schließt sich diesem Antrage an. Derselbe wird mit Stimmengleichheit abgelehnt, der Ausschußantrag mit 19 gegen 15 Stimmen angenommen.

134, 10 „Dieses Land ... gravitiert ... nach Wien", lange vor Ed. Herbst. Das Wort fällt gleich auf. Toman

spricht in derselben Sitzung von denjenigen, „welche nicht nach Wien, sondern nach Frankfurt ponderieren".

12. 2. Session, 8. Sitzung. Bericht der Kommission für politische Gegenstände über den vom Abgeordnetenhause beschlossenen Gesetzentwurf in betreff der Regelung der Heimatsverhältnisse. Berichterstatter Freih. v. Lichtenfels. § 5. Aufzählung der Arten, wie das Heimatsrecht erworben wird. Das Herrenhaus hatte die ausdrückliche und die stillschweigende Aufnahme in den Heimatsverband unterschieden und die letztere im § 10 seines Entwurfes als die durch die Erteilung des politischen Ehekonsenses erfolgte verstanden. Das Abgeordnetenhaus hatte diesen § 10 gestrichen und die Unterscheidung aufgegeben mit Rücksicht auf den von ihm gestellten Antrag auf Aufhebung des politischen Ehekonsenses. Das Herrenhaus hatte diesen Antrag in der 6. Sitzung vom 14. Oktober 1863 abgelehnt, die Regierung aber ersucht, das Gutachten der Landtage einzuholen. Mit Rücksicht auf die zu erwartende Aufhebung des Ehekonsenses beantragt Lichtenfels, dem Antrage des Abgeordnetenhauses beizutreten. Graf Leo Thun beantragt, auf dem ursprünglichen Texte zu beharren. Dagegen wendet sich Auersperg. Nach kurzer Debatte wird der Kommissionsantrag angenommen.

---

2. Session, 9. Sitzung vom 12. November 1863. Bericht der verstärkten Finanzkommission über den Gesetzentwurf, betreffend den durch den Notstand in Ungarn veranlaßten außerordentlichen Aufwand. Berichterstatter Graf Auersperg. Die Regierung hatte einen 30 Millionenkredit gefordert, den das Abgeordnetenhaus auf 20 Millionen herabgesetzt hatte. Trotz vorhandenen Bedenken schließt sich der Bericht dieser Ziffer an, hauptsächlich, um die Hilfeleistung nicht zu verzögern. Graf Hartig stimmt zu. Die Grafen Wickenburg und Leo Thun sind für Restituierung der Regierungsziffer. Freih. v. Rosenfeld stellt den von Schmerling etwas modifizierten Antrag, das Haus wolle seine Bereitwilligkeit aussprechen, nötigenfalls weitere Kredite zu bewilligen. Auersperg bemerkt in seinem Schlußwort, es sei der Stellung des Herrenhauses nicht angemessen, zu einer höheren Belastung der Steuerträger die Initiative zu ergreifen.

Es war eine Pflicht des Abgeordnetenhauses bei so großen Summen vorsichtig zu sein. „. . . Es sind edle Gefühle und Sympathien in diesem Hause laut geworden, und ich teile sie. Was man auch sagen mag gegen eine Politik des Gemütes und Gefühles, das bleibt sicher, daß, wenn die reine Gefühlspolitik zwar nicht die beste Sorte der Politik sein mag, die Politik der Gefühllosigkeit aber gewiß die schlechteste Sorte ist." (Sehr gut!) Er teilt mit, daß die Kommission den Antrag Rosenfeld aufgenommen habe. Das Gesetz und der Antrag werden angenommen.

---

2. Session, 14. Sitzung vom 7. Januar 1864. Bericht der verstärkten Finanzkommission über den Staatsvoranschlag für 1864. Erfordernis für den Kultus. Berichterstatter Dr. Miklosich. Das Abgeordnetenhaus hat die vom Kaiser dem Rektor des Instituts dell' anima in Rom mittels Handschreiben an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten vom 12. Dezember 1854 bewilligte Gehaltszulage von 600 Scudi gestrichen. Kardinal Rauscher und Leo Thun treten dafür ein, endlich auch Graf Clam-Gallas mit den Worten: „Es ist des Kaisers Wort und das muß unter allen Umständen erfüllt werden." Auersperg erwidert sofort: „Ich möchte doch gegen diese Interpretation des allerhöchsten Willens Verwahrung einlegen. Des Kaisers Wille ist, daß wir hier sind und daß wir hier nach unserem Gewissen und unserer Überzeugung über das Budget unser Votum abgeben."

---

2. Session, 15. Sitzung vom 8. Januar 1864. Bericht der verstärkten Finanzkommission über den Staatsvoranschlag für 1864. Nachtragsforderung für Unterrichtszwecke. Berichterstatter Dr. Miklosich. Es handelt sich um Unterstützung der bildenden Kunst. Graf Wickenburg weist auf die Dringlichkeit der Erbauung eines Parlamentshauses hin. Auersperg: „Auch ich würde den Bau eines Parlamentsgebäudes mit Freude begrüßen, weniger jedoch wegen der Unzukömmlichkeiten, die wir in dem Saale, wo gegenwärtig unsere Beratungen stattfinden, zu erleiden haben, als wegen der Idee und großen moralischen Bedeutung, die ein solcher Bau hätte. Denn in den Funda-

menten eines Parlamentsgebäudes würde ich das Symbol erblicken, daß das Verfassungsleben bei uns vollkommen in Verwirklichung getreten ist, tiefe Wurzeln gefaßt und dauernden Grund gefunden hat (Bravo!), und daß die Verfassung selbst ein Gebäude ist, welches aufrecht stehen bleiben und allen Stürmen trotzen wird." (Beifall.)

13. 2. Session, 17. Sitzung. Bericht der verstärkten Finanzkommission über den Staatsvoranschlag für 1864, betreffend das Ministerium der Justiz. Berichterstatter Fürst Jablonowski. Das Abgeordnetenhaus hatte die bereits für 1863 bewilligten Zulagen für die mindestbesoldeten Gerichtsadjunkten gestrichen und dafür einen eigenen Titel „Zulagen für richterliche Beamten der minderen Besoldungskategorie" mit einer viel höheren Ziffer eingestellt. Der Berichterstatter beantragt, auf die Regierungsziffern zurückzugreifen. Auerspergs Rede kommt auf Äußerungen zurück, die im Laufe der Budgetdebatte bei ganz anderen Titeln gemacht worden sind. Es handelt sich vor allem um die Frage, inwieweit die Regierung an die Spezialtitel des Staatsvoranschlages gebunden sei oder inwiefern sie bloß verpflichtet sei, sich an die Gesamtbewilligung zu halten. Lichtenfels hat, wie er berichtigend konstatiert, in der 12. Sitzung nur von freier Gebarung innerhalb der Titel und Kapitel des Voranschlages gesprochen. Die Kontrolle über die Art der Ausgaben nach Schluß der Finanzperiode müsse sich auf die Prüfung eines vorgelegten Rechnungsabschlusses beschränken.

Infolge dieser Rede wählte der Gemeinderat von Wien und von vielen anderen deutschen Städten des Reiches Auersperg zum Ehrenbürger.

145, 20 Minister Ritter v. Lasser hatte in der 13. Sitzung am 5. Januar 1864 gegen eine vereinzelte Berücksichtigung der Konzeptsbeamten der Justizbranche Verwahrung eingelegt: „Es würde dadurch in der Tat eine bevorzugte Kaste geschaffen, und die Bevorzugung, die der Justizbranche dadurch zuteil würde, wäre in der Tat eine Unbilligkeit, ja eine Ungerechtigkeit gegen jede andere Dienstbranche." Im Laufe der 17. Sitzung hebt er gegenüber Auersperg diese letzten Worte hervor.

148, 3 Graf Leo Thun in der 12. Sitzung vom 4. Januar 1864. Auersperg gegenüber nimmt Kardinal Rauscher dieses Recht nun für jedermann in weitestem Maße in Anspruch. Leo Thun gibt zu, daß er als erster diese Freiheit erbeten habe.

149, 8 ff. Leo Thun hatte in der 12. Sitzung vom 4. Januar 1864 bei der Beratung des Erfordernisses des Ministeriums des Äußern über die formelle Behandlung des Budgets sich ausführlich geäußert. In der 13. Sitzung hatte Lasser diese Auseinandersetzungen „eine Art Programm einer künftigen Neugestaltung der inneren politischen und Justizverwaltung Österreichs" genannt. Während Thun das Recht des Ministeriums auf freie Gebarung innerhalb der Kapitel, Titel, Paragraphe des Voranschlages bestritt, trat Lichtenfels für diese ein. Da es sich zunächst um den Gehalt des Botschafters in Rom handelte, wurde auch das Konkordat gestreift, und Lichtenfels stellte das Prinzip auf, „daß alle Verfügungen, welche allerhöchst Se. Majestät vor Erlassung der Verfassung getroffen haben, unerschütterlich festgehalten werden müssen, solange nicht auf rechtsgiltigem Wege ihre Aufhebung erlangt wird".

150, 10 Rauscher hatte in der 13. Sitzung gesagt: „Wenn man das Bestreben, einen Staat ohne Gott zu gründen, Liberalismus nennen will, so mag es geschehen; diejenigen, die nicht damit einverstanden sind, haben sich an die zu wenden, die den Sprachgebrauch eingeführt haben. Aber dann ist der Liberalismus der Feind einer wahren, einer möglichen, einer der Zukunft fähigen Freiheit." Eine lebenskräftige Freiheit müsse mit Gott und der Vernunft im Bunde leben. Auf die Erwiderung Auerspergs repliziert Rauscher, er habe nicht den Liberalismus definieren wollen, sondern nur eine Tatsache konstatiert. „Wollen wir aber jene, welche das Recht ehren, inwiefern es ein solches ist, ... Liberale nennen, dann macht das ganze hohe Herrenhaus Anspruch, liberal zu sein, und ich selber rechne es mir zur Ehre, liberal zu heißen."

151, 20 Vgl. oben S. 198, 20 und 491, 29.

Rauscher erwiderte, er habe seinerzeit nicht von „Abänderungen" gesprochen. Dagegen Auersperg, daß er dies nicht behauptet habe. Von ministerieller Seite (Graf Rechberg) sei diese Äußerung gefallen.

151, 20 Rauſcher hatte in der 13. Sitzung daran erinnert, wie man in Frankreich es unternommen habe, „Gott den Herrn abzuſchaffen“ und die Geſellſchaft in Blut und Schmutz und Trümmer geſunken ſei.

152, 15 ff. Lichtenfels in der 12. Sitzung vom 4. Januar 1864.

157, 30 Laſſer hatte in der 13. Sitzung behauptet, daß — ebenſo wie ein Abſtrich von Seite des Abgeordnetenhauſes gegen den Willen des Herrenhauſes und der Regierung ſeine Geltung behalte — auch die Weigerung des Herrenhauſes, auf eine Mehrbewilligung des Abgeordnetenhauſes einzugehen, dieſe gegenſtandslos mache. Auf dieſe Äußerung bezieht ſich die folgende Auseinanderſetzung Auersperg. Auch Thun hatte in der 12. Sitzung auf das Verhältnis der beiden Häuſer zueinander hingewieſen.

163, 8 Carlos Auersperg in der Schlußſitzung der 1. Seſſion.

---

2. Seſſion, 20. Sitzung. 14. Januar 1861. Bericht der verſtärkten Finanzkommiſſion über den Staatsvoranſchlag für 1864. Direkte Steuern. Berichterſtatter Ritter v. Pipitz. Auersperg tritt wieder für Krain ein. „Das Land wünſcht zunächſt nicht Schonung, ſondern Gerechtigkeit.“ Er beſpricht die Bedeutung des Hauſes in Steuerfragen. Er ſei kein Theoretiker; daß er der Praxis und Erfahrung hohen Wert beilege, glaubt er in den Worten deutlich ausgeſprochen zu haben, daß er „die Verwirklichung des konſtitutionellen Prinzips in den für Öſterreich geeigneten Formen wünſche. Dieſe Formen finde ich in ihrer Weſenheit in unſerer Verfaſſung ausgeprägt. Sollte die Erfahrung Lücken darin nachweiſen, ſo ſind dieſe eben nur im verfaſſungsmäßigen Wege auszufüllen. Daß dies zur Wohlfahrt Öſterreichs, ſeiner Geſamtmacht und ſeiner Geſamtintereſſen in der ſegenvollſten Weiſe ſtattfinden werde, das läßt mich eintretenden Falles der alte, gute Stern Öſterreichs hoffen“. (Bravo! Bravo!) Finanzminiſter von Plener erklärt, es ſei für Krain ſchon alles mögliche geſchehen. Am meiſten ſei die Bevölkerung durch Privatgläubiger bedrängt. Auersperg erwidert, daß die Zahlungsunfähigkeit dem Zivilgläubiger gegenüber eine Folge der Steuerüberbürdung ſei.

Krainischer Landtag. 3. Session, 8. Sitzung vom 17. März 1864. Gemeindeordnung. Die Regierung hatte die in der 2. Session beschlossene Gemeindeordnung nicht zur Sanktion vorgelegt, da ihr die Eidesformel für die Vereidigung der Gemeindevorsteher und -Ausschüsse nicht zulässig schien; der Landtag hatte den Eid auf die Verfassung mit aufgenommen. Auersperg meint, gerade das ausdrückliche Betonen der Verfassung sei ein Loyalitätsakt. Wenn man die Eidesformel perhorresziere, weil sie mit der in andern Ländern nicht übereinstimme, so sei das ganz ungerechtfertigt. Wenn man die absolute Gleichförmigkeit wolle, so höre sich die Autonomie der Länder auf. Dann sei es am besten, alles in Wien abzutun. Die Verfassung müsse ins Volk dringen: „Frucht und Blüte sind oben in der Krone des Baumes und dessen Verästung sichtbar; Festigkeit erhält er aber vor allem durch die Wurzel, und die Verfassung eben durch ihr Leben im Volke." Er fährt fort: „Es ist aber ein vielleicht nicht ausgesprochener möglicher Grund noch vorhanden, der vielleicht nur eine Annahme und Vermutung ist, den ich aber nach meiner Überzeugung nicht unausgesprochen lassen darf. Vielleicht trägt man Scheu, das volle Bewußtsein über die Verfassungsrechte auch in alle Schichten des Volkes eindringen, dort lebendig werden zu lassen. Vielleicht fürchtet man, daß in nicht hohen Kreisen Politik getrieben werden könnte. Ich halte nach der uns bekannten, leider noch sehr materiellen Richtung diese Gefahr wirklich nicht für drohend, aber mir scheint Gefahr von einer anderen Seite zu drohen.

Seit den drei Jahren, als wir uns eines Verfassungslebens erfreuen, fließt die Strömung dieses Verfassungslebens so glatt, so ruhig, so einförmig, so regelmäßig und friedlich dahin, es werden so schön Steuern erhöht und geduldig gezahlt, es werden so hübsch und gemütlich Schulden gemacht, als wenn das so in das Unabsehbare fortgehen könnte, selbst die oppositionellen Wellen kräuseln sich mehr pittoresk als schädlich. (Heiterkeit. Bravo! Sehr gut!)

Von oben gesehen, mag dieses konstitutionelle Lebensbild wirklich einer schönen Idylle gleichen, und da mögen denn manche in Regionen, die ich nicht näher zu bezeichnen brauche, und die vielleicht nicht ohne Einfluß auf Regierungskreise ge-

blieben sind, gedacht haben, in diesem schönen Lande, bei diesen guten Leuten, da könne man unter den ihnen lieb gewordenen neuen Formen auch allmählich so etwas von der alten Weise wieder zurückführen, man könne vielleicht hie und da, halb und halb sich wieder zurückgeben lassen, was ganz gegeben worden ist, man könne den Konstitutionalismus, wenn er schon in die Provinzen und in die Landgemeinden reisen muß, hübsch in kognito reisen lassen. (Heiterkeit. Sehr gut!)

Meine Herren, um den ganzen Ernst der Lage zu würdigen, müssen Sie von dieser friedlich scheinenden Gegenwart Ihren Blick auf eine nicht ferne Vergangenheit zurückwerfen.

Es war der erschütternde Moment des letzten unheilvollen Krieges, wo eine tapfere, aber noch immer widerstandsfähige Armee plötzlich gelähmt wurde durch einen vielleicht etwas vorzeitigen Friedensschluß, weil die Kassen leer waren und sich kein Borger mehr fand, wo in den höchsten Regionen an der Lage Verzweifelnde Hand an sich legten, wo wir alle das Krachen des Gebälkes hörten des gefährdeten Staatsschiffes, wo Österreichs Feinde jubelten, wo Furcht und Bangigkeit und Sorge in jeder Hütte, in jedem Palaste einzog und unsere patriotischen Herzen tief beängstiget wurden vor dem Kommenden; da tauchte als der rettende Anker die Idee der Reichsverfassung auf. Der klare Blick, der hohe Sinn des Monarchen gab zur rechten Zeit die Verfassung, und wir alle kennen ihre Wirkungen. Das Vertrauen im Innern ist wiedergekehrt, die Achtung von außen. Daß dieses als heilbringend, ja rettend erkannte System nur dann heilsam und fruchtbringend fortwirken könne, wenn es redlich, konsequent, ausdauernd und beharrlich fortgeführt wird, das liegt gewiß vor Augen; — redlich und aufrichtig und mutig in allem, selbst mitunter in scheinbar minutiösen Konsequenzen, mutig und mit Vertrauen auf die Völker Österreichs, welche dieses Vertrauen verdienen, und auf deren Vertreter, welche es nicht verwirkt haben."

---

14. 3. Session. 3. Sitzung. Bericht der Adreßkommission. Berichterstatter Frh. v. Münch-Bellinghausen.

166, 4 Graf Rechberg erwiderte, er könne den allerhöchsten Worten nicht diese Auslegung geben. Die Mittelstaaten fahren

fort, in Österreich den Schutz und den Hort ihrer Rechte zu finden. Auersperg bemerkt, er habe nicht von feindseligen Stellungen innerhalb Deutschlands, wohl aber von Verlusten von Sympathien gesprochen. Auf Rechbergs Einwand, Auersperg habe von „nicht freundlichen Verhältnissen" zu den minder mächtigen Staaten gesprochen, bemerkt dieser: „Ich habe an jener Stelle nicht von deutschen gesprochen." (Gemeint ist offenbar Sardinien.)

169, 6 In der Adresse heißt es, die Mitteilung, es werde in der Osthälfte des Reiches die verfassungsmäßige Tätigkeit bald allenthalben aufs neue wieder beginnen können, erfülle das Herrenhaus „mit der freudigsten Teilnahme und dem lebhaftesten Wunsche, daß die auf dieses Ziel gerichteten Bemühungen der Regierung vollständig gelingen . . . mögen."

172, 21 Leo Thun erwiderte: Nicht mit Preußen gegen Deutschland, aber auch nicht mit den Mittelstaaten gegen Preußen; „ganz Deutschland ist der natürliche Verbündete Österreichs." Auersperg bemerkt, er habe Preußen und Österreich mit und für Deutschland zusammen gruppiert.

174, 2 Für den Augustenburger.

175, 19 Die Adresse findet die angekündigte Vorlage zweier Staatsvoranschläge (für 1865 und 1866) in der Notwendigkeit begründet, eine geordnete Zeitfolge in den Sessionen des Reichsrates und der Landtage anzubahnen. „Das Herrenhaus . . . wird auf die Würdigung beider Voranschläge bereitwilligst eingehen."

177, 1 Münch-Bellinghausen bedauert, von Auersperg mißverstanden worden zu sein. „Ich bin der letzte, der geistige Tätigkeit gering schätzt . . . Es handelt sich um den glänzenden Erfolg, und in dieser Beziehung muß ich bekennen, daß ich überzeugt bin, daß die vortreffliche Rede Sr. Exzellenz des Grafen Auersperg, das wichtigste Gesetz, das in diesen Räumen beraten wird, den Völkern nicht so ans Herz dringen wird als ein siegreicher Reiterangriff, ein glückliches Tergefecht."

15. 3. Session, 12. Sitzung. Kommissionsbericht, betreffend die Bemessung, Vorschreibung und Einhebung der Erwerb- und Einkommensteuer von Eisenbahnunternehmungen. Majoritätsberichterstatter Ritter v. Pipitz. Minoritätsberichterstatter Graf Wickenburg.

Es handelt sich darum, die Steuerzuschläge nicht nur — wie bisher — dem Sitz der Geschäftsleitung, sondern auch den Ländern und Gemeinden, in deren Bereich das Unternehmen ausgeübt wird, zufließen zu lassen. Ursprünglich umfaßte der Gesetzentwurf alle Aktiengesellschaften. Dieser Entwurf wurde vom Herrenhaus in der 32. Sitzung der 2. Session am 13. Februar 1864 abgelehnt. Der neue Gesetzentwurf betrifft nur die Eisenbahnen. Nach dem Regierungsvorschlag sollen je 50% der Zuschläge auf den Sitz der Unternehmung und auf die übrigen beteiligten Gemeinden fallen. Das Abgeordnetenhaus will diesen 75% zuweisen. Die Majorität der Kommission des Herrenhauses beantragt, den Regierungsvorschlag, aber mit der Wirksamkeit für nur drei Jahre, anzunehmen; die Minorität beantragt Übergang zur Tagesordnung. Aus taktischen Gründen bringt Auersperg diesen Antrag als seinen eigenen ein; er wird angenommen. Vgl. S. 322 ff. und 519 f.

16. 3. Session, 20. Sitzung. Bericht der Finanzkommission über das Finanzgesetz für das Jahr 1865. Berichterstatter Ritter v. Pipitz. Finanzminister v. Plener gibt Aufschlüsse über die Finanzlage. Auersperg spricht im Sinne der Minorität der Kommission. Die Rede enthält eine so klare Darstellung der finanziellen Lage, daß jede Erläuterung überflüssig erscheint. Graf Rechberg, einer der nächsten Redner, bemerkt, es sei eine schwierige Aufgabe, dem Grafen Auersperg zu folgen. Er könne nicht „in so beredten, die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung so fesselnden dichterischen Formen" sprechen. Dieser habe einen Aufruf an die Unabhängigkeit der Mitglieder dieses Hauses erlassen; unabhängig sei nur der, der immer die Wahrheit sagt. Er tadelt Auerspergs Pessimismus in der Beurteilung der Lage. „Die Feuersbrunst wurde uns vor Augen geführt, aber ich habe vergebens die Feuerspritze gesucht, durch welche diese Feuersbrunst gelöscht werden könnte." Auersperg erwidert: „Ich habe bei den Geschäftsaufgaben, welche uns in diesem hohen Hause obliegen, mich niemals daran erinnert und erinnern können, daß ich zufällig einmal Dichter war oder vielleicht noch bin und Poesien publiziert habe. Ich bin durch Se. Exzellenz den verehrten Grafen v. Rechberg darauf auf-

merkſam gemacht worden. Was nun das Dichtertum betrifft, ſo, glaube ich, war heute ich in meiner Darſtellung viel mehr Proſaiker und Graf Rechberg viel mehr Dichter als ich (Heiterkeit und Bravo!). Was den Appell an die Wahrheit betrifft, ſo bin ich mir bewußt, die objektive Wahrheit geſagt zu haben, ſoweit ich mit meinen ſchwachen Augen ſie wahrnehmen kann; daß ich die ſubjektive geſagt habe, das ſagt mir mein Gewiſſen. — Endlich bin ich angewieſen worden, zur Feuersbrunſt, die ich gemalt habe, ſoll ich die Spritze bringen. Ich habe mit etwas dunklen Farben gemalt und habe von dem Lichte, welches eine Feuersbrunſt verbreitet, meinesteils wenig darin wahrgenommen; wenn man aber von mir die Spritze verlangt hat, ſo muß ich aufmerkſam machen, daß ich nicht den Schlüſſel vom Spritzenmagazin habe; bekanntlich liegen die Spritzen in der Verwahrung und Verfügung des Magiſtrats." (Heiterkeit und Bravo!) — Staatsminiſter Schmerling wendet ſich gegen den Vorwurf, die Regierung ſei nicht mit dem gehörigen Ernſte vorgegangen. Die Generaldebatte wird geſchloſſen.

200, 23 Schmerlings Rundſchreiben vom 20. Dezember 1860.

201, 22 Plener.

210, 17 Am 8. Juni 1865 legte der Finanzminiſter v. Plener mit einem aufſehenerregenden Exposé den Geſetzentwurf betreffend die Tilgung der Bankſchuld und die Bedeckung der Staatserforderniſſe in den Jahren 1865 und 1866 dem Abgeordnetenhauſe (3. Seſſion, 74. Sitzung) vor.

17. 4. Seſſion, 9. Sitzung. Antrag Auerſperg auf Einſetzung einer Kommiſſion, welche die beſonderen Rückwirkungen des Patentes vom 20. September 1865 auf das Wohl des Landes zu erwägen habe.

In der Sitzung vom 23. November 1865 ließ der Statthalter Eduard Freih. v. Bach auf kaiſerlichen Befehl das Siſtierungsmanifeſt verleſen. Der Abgeordnete Bleiweis beantragt eine Dankadreſſe an den Kaiſer. In der Sitzung vom 27. November wird dieſer Antrag abgelehnt. Schon am 25. November hatte Auerſperg einen Gegenantrag geſtellt: „Der hohe Landtag wolle beſchließen, es ſei auf Grund des § 19

der Landesordnung ein Ausschuß von 7 Mitgliedern zu wählen, welcher die besonderen Rückwirkungen des allerhöchsten Patentes vom 20. September d. J. auf das Wohl des Landes zu erwägen, darüber dem Landtage Bericht zu erstatten und die geeigneten Anträge zu stellen hat." In der Sitzung vom 27. November wird dieser Antrag nach einer sich im wesentlichen auf formelle Erwägungen beschränkenden Rede Auerspergs angenommen und der Ausschuß gewählt. In der 8. Sitzung vom 9. Dezember legt Auersperg als Berichterstatter des Ausschusses den Adreßentwurf vor, den er mit folgenden Worten einbegleitet:

„Hoher Landtag!

Der Ausschuß mußte sich vor allem zuerst die Frage vorlegen, ob und inwieweit der Landtag zu einer Kundgebung über die Rückwirkung des allerhöchsten Patentes vom 20. September d. J. berechtigt sei, um im bejahenden Falle sofort zu den weiteren Erörterungen über Zweckmäßig- und Notwendigkeit, Richtung und Hauptpunkte seiner bezüglichen Kundgebung und endlich über die Form derselben schreiten zu können.

Die Kompetenz des Landtages zu einer solchen Manifestation ist im § 19, 1 a der Landesordnung klar ausgesprochen und begrenzt.

Die Opportunitätsfrage anbelangend, erschien dem Ausschusse der gegenwärtige Zeitpunkt ein wohl geeigneter, da durch die Eröffnung der 4. Landtagssession und durch die hiebei erfolgten Mitteilungen der allerhöchsten Erlässe vom 20. September d. J. seitens der Regierung Anlaß und Gelegenheit zu einer Äußerung über das allerhöchste Patent vom 20. September d. J. geboten, auch seit dieser ersten Kundmachung ein angemessener Zeitraum zu den erforderlichen Wahrnehmungen verstrichen ist.

Durch die in diesem allerhöchsten Patente erfolgte Sistierung eines wesentlichen Teiles der Reichsverfassung erscheint aber auch die mit dieser im innigsten Zusammenhange stehende Landesverfassung bedroht und gefährdet. Für einen Landtag, welcher hiefür eine Dankesäußerung nicht abzugeben vermag, ist es gerade im Sinne der Loyalität unerläßlich, die Gründe seiner entgegenstehenden Anschauungen offen darzulegen.

Zudem erscheint es als ein Gebot der Konsequenz, daß der Landtag den schon zu wiederholten Malen eingenommenen Standpunkt der Verfassungstreue auch diesmal festhalte. Aus der Pflicht der Selbsterhaltung ergibt sich für den Landtag auch die Notwendigkeit einer Kundgebung dieser seiner Gesinnung.

Über die in dieser Kundgebung einzuhaltende Richtung und die darin darzulegenden Gesichtspunkte schienen dem Ausschuß die folgenden Erwägungen von maßgebender Bedeutung:

Mit dem allerhöchsten Diplome vom 20. Oktober 1860 und mit dem Patente vom 26. Februar 1861, dann mit dem gleichzeitig erlassenen Grundgesetze über die Reichsvertretung und den damit im Zusammenhange stehenden Landesordnungen haben Seine Majestät festgestellt, daß das Recht, Gesetze zu geben, abzuändern oder aufzuheben, fortan nur unter Mitwirkung der Landtage, beziehungsweise des Reichsrates ausgeübt werden soll, und daß dieses Recht der Mitwirkung in dem Rechte der Zustimmung der Reichs-, beziehungsweise der Landesvertretung bestehe, je nachdem der betreffende Gegenstand in das Bereich der Reichs- oder der Landesgesetzgebung gehöre.

Mit dem Patente vom 20. September d. J. ist das Grundgesetz über die Reichsvertretung und mittelbar auch das allerhöchste Diplom vom 20. Oktober (durch Nichtbeachtung des Artikels I) ohne solche Zustimmung sistiert und sind dadurch die durch die oben erwähnten Staatsgrundgesetze gewährleisteten verfassungsmäßigen Rechte beeinträchtigt worden, welche wir dankbar in Besitz genommen und unter Mitwirkung und Anerkennung der Krone durch 5 Jahre ununterbrochen ausgeübt haben.

Durch diese Sistierung sind aber auch die Landesordnungen und die Rechte der Landtage aufs tiefste berührt, namentlich ist ihr so wichtiges Recht, bei der Gesetzgebung und Besteuerung des Reiches durch ihre Abgeordneten mitzuwirken, außer Kraft gesetzt.

Durch dieselbe erscheint sonach jener Inbegriff von Grundgesetzen und Institutionen, welche man mit dem Namen der Februarverfassung bezeichnet, in seinen Grundlagen wankend gemacht. Die für die Wohlfahrt des Reiches und seiner Bürger so wichtige Gesetzgebung im Finanz-, im Volkswirtschafts-, im

Steuerweſen und in allen ſonſtigen gemeinſamen Reichsangelegenheiten und ebenſo auch die Geſetzgebung in allen nur den weſtlichen Ländern gemeinſamen materiellen und geiſtigen Intereſſen iſt durch jene Siſtierung entweder einem unabſehbaren und verhängnisvollen Stillſtande oder der unbeſchränkten Alleinmacht der Regierung anheim gegeben.

Der Ausſchuß verkennt keineswegs die in der praktiſchen Ausübung zutage getretenen teilweiſen Unvollkommenheiten der Februarverfaſſung, aber ebenſowenig darf er ſich der Überzeugung verſchließen, daß ſie in ihren Grundlagen auf geſunden und lebenskräftigen Prinzipien beruht und dem eigentümlichen Charakter der öſterreichiſchen Monarchie Rechnung trägt. Wie ſie, namentlich in formeller Hinſicht, beſſerungsbedürftig iſt, ebenſo iſt ſie auch beſſerungsfähig, da ſie in ſich ſelbſt die Abhilfe bringt, nämlich die Mittel und Wege zu den erforderlichen Vereinbarungen und Veränderungen. Auf dieſem Wege bietet ſie auch die Hand zur endlichen und dauernden Verſtändigung mit den Ländern der ungariſchen Krone, deren bisherige Nichtbeteiligung an dem gemeinſamen Verfaſſungsleben unſer Land und deſſen Vertretung gewiß gleich lebhaft und aufrichtig beklagen. Nachdem den Landtagen in der obſchwebenden ſtaatsrechtlichen Frage nach den Landesordnungen, welche der Rechtsboden ihrer Exiſtenz ſind, ein entſcheidendes Stimmrecht nicht zuſteht, erſcheint durch die Siſtierung des Geſetzes über die Reichsvertretung das einzige Vertretungsorgan, nämlich der Reichsrat, beſeitigt und ſeiner Stimme verluſtig, welchem zur eventuellen Reviſion der Staatsgrundgeſetze verfaſſungsmäßig das maßgebende Votum zuſteht, und welcher bereits ſeine Bereitwilligkeit, unter der Ägide der allerhöchſten Krone und unter Wahrung der höchſten Reichsintereſſen zum Ausgleiche mitzuwirken, in entgegenkommender Art ausgeſprochen hat.

Von den vorſtehenden Erwägungen ausgehend, ſtimmten ſämtliche Ausſchußmitglieder darin überein, daß in der vorzuſchlagenden Manifeſtation jenen ernſten Beſorgniſſen Ausdruck gegeben werde, zu welchen das Patent vom 20. September d. J. in ſeinen Rückwirkungen auf das Verfaſſungsleben ſowohl des Reiches, als auch dieſes Landes, und ſomit auf die öffentliche Wohlfahrt, auf das allgemeine Vertrauen und Rechts-

bewußtſein Anlaß gibt. Der Ausſchuß war daher einſtimmig der Anſicht, dem hohen Hauſe zu empfehlen, jene Anſchauungen in einer ehrfurchtsvollen Adreſſe an Seine Majeſtät darzulegen und um die geeignete Abhilfe zu bitten, welche nur in der Wiederherſtellung des vor der Siſtierungsmaßregel beſtandenen verfaſſungsmäßigen Rechtszuſtandes beſtehen kann." (Den Wortlaut der Adreſſe ſiehe oben S. 447.) In der Debatte treten die Slowenen lebhaft für das Manifeſt ein. Der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung (Freih. v. Schloißnigg) wird mit 18 gegen 12 Stimmen angenommen.

214, 9 Die Abgeordneten Svetec und Toman hatten darauf hingewieſen, daß die Adreſſe einer von den deutſchen Zentraliſten ausgegebenen Parole ihren Urſprung verdanke.

216, 4 Abgeordneter Toman.

219, 2 Abgeordneter Costa hatte Auerſpergs antizentraliſtiſche Rede erwähnt.

219, 15 Abgeordneter Svetec.

236, 7 Vgl. oben S. 435, 16.

236, 21 Über den Konflikt zwiſchen Regierung und Landtag anläßlich der Beratung des Gemeindegeſetzes vgl. oben S. 502. Aus den Verhandlungen über den beanſtändeten § 24 in der 8. Sitzung der 3. Seſſion vom 17. März 1864 zitiert Auerſperg im folgenden; es ſind Ausſprüche der Abgeordneten Toman und Bleiweis.

18. 4. Seſſion, 26. Sitzung. Bericht über den Antrag Bleiweis wegen Regelung der Unterrichtsſprache in den unteren und Mittelſchulen. Majoritätsberichterſtatter Bleiweis. Minoritätsberichterſtatter Deſchmann (für den Landeshauptmannſtellvertreter v. Wurzbach). Nach dem Antrage ſollte in den Volksſchulen die ſloweniſche Unterrichtsſprache eingeführt, in den Mittelſchulen ein Teil der Gegenſtände deutſch, ein Teil ſlowenisch vorgetragen werden. Das Minoritätsgutachten hatte die Form eines Berichtes über die Petition der Stadt Idria gegen die Beſchränkung des Unterrichtes in der deutſchen Sprache. Bleiweis entgegnete der Rede Auerſpergs und zitierte die Worte Anaſtaſius Grüns aus der Vorrede zu den „Volksliedern aus Krain": „Auf welche Seite die Wünſche eines

deutſchen Dichters ſich neigen, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten." Auerſperg replizierte ſcharf: „Ich bemerke nur, daß ich als Krainer hier ſitze, und nicht als deutſcher Dichter, ſondern als Landeskind hier im Landtage bin." Der Antrag Auerſpergs auf Übergang zur Tagesordnung wird mit 18 gegen 13 Stimmen angenommen.

246, 1 Dechant Toman hatte Auerſperg (Vgl. oben S. 137, 20) zitiert.

251, 21 § 6 lautet: „Die über das Unterrichtsweſen beſtehenden Normen werden, ſoviel ſie den vorſtehenden Beſtimmungen widerſprechen, außer Kraft geſetzt."

19. 5. Seſſion, 16. Sitzung.

266, 15 Anton Frh. v. Codelli.

266, 23 Dr. Carl Wurzbach v. Tannenberg.

267, 2 Dr. Joſef Suppan.

20. 4. Seſſion, 4. Sitzung. In der 3. Sitzung (3. Juni 1867) hatte Auerſperg als Berichterſtatter der auf Antrag des Kardinals Rauſcher gewählten Kommiſſion die Adreſſe verleſen. In der Debatte wird einerſeits über die auswärtige Politik geſprochen, die nach Königgrätz geführt habe (Graf Wickenburg, Graf Rechberg, Schmerling), anderſeits über die durch das 67er Elaborat geſchaffene Situation gegenüber Ungarn. Hock, Rauſcher, Gablenz, Goluchowski ſprechen ſich für den Ausgleich aus; Haſner, Leo Thun, Waſſilko beſonders heftig gegen ihn. In der Spezialdebatte beantragt Leo Thun eine ganze Reihe von Amendements, die zuſammengefaßt den Adreßentwurf der Minorität bilden. Auerſpergs Entwurf wird unverändert angenommen. (Den Wortlaut ſiehe oben S. 452).

271, 22 Regierungsrat Dr. Arndts hatte die Kompetenz des Reichsrates beſtritten, der nur einen außerordentlichen Reichsrat ad hoc darſtelle.

274, 7 Freiherr v. Hock.

277, 13 Vgl. oben S. 122 und 493.

277, 20 Deák.

277, 22 Das Programm des 15er Ausſchuſſes.

279, 2 Freiherr v. Hock.

284, 23 Leo Thun.

21. 4. Seſſion, 18. Sitzung. Bericht der vereinigten juridiſch-politiſchen Kommiſſion über den Entwurf eines Geſetzes, wodurch das Grundgeſetz über die Reichsvertretung vom 26. Februar 1861 abgeändert wird. Berichterſtatter Graf Auersperg. Er gibt einen groß angelegten Überblick über das Verfaſſungsleben ſeit 1861, über die durch den ungariſchen Ausgleich geſchaffene Lage. Es ſei nun die Aufgabe des Reichsrates, „den halb abgebrochenen Bau der Verfaſſung" wieder herzuſtellen.

„Wenn ein Prinzip in der Tat ein rettendes und heilbringendes werden ſoll, muß es in ſeiner Wahrheit erkannt, in ſeinem Weſen und Kerne erfaßt und mit Ausdauer und Mut in ſeinen Konſequenzen durchgeführt werden. Dies findet ſeine Anwendung auf die Verwirklichung des konſtitutionellen Prinzips, welches man als weſentliches Heil- und Rettungsmittel erkannt und angerufen hat, auch im Staatsleben Öſterreichs. Konſtitutionelle Scheinformen, parlamentariſche Redebefugniſſe allein können nicht mehr genügen; es gilt eine aufrichtige Anerkennung der Volksrechte, der Volksfreiheit und deren praktiſche Verwirklichung in den ſtaatlichen Einrichtungen und Geſetzen. Nur aus der tunlichſten Zufriedenſtellung der Länder und Volksſtämme wird ſich jene wünſchenswerte allſeitige Anerkennung, Achtung und Unantaſtbarkeit unſeres Verfaſſungsrechtes ergeben.

Wenn wir angeſichts des zugeſtandenen dualiſtiſchen Umbaues mit dem ſchmerzlichſten Bedauern bei der uns heute geſtellten Aufgabe von der großen Idee der Reichseinheit abſehen mußten, ſo erſcheint uns den zentraliſierenden Beſtrebungen Ungarns gegenüber die tunlichſte Feſthaltung des innigeren einheitlichen Zuſammenhanges auch der diesſeitigen Länder ſchon als Gegengewicht um ſo dringender geboten. Das hierauf zielende Beſtreben erleidet jedoch durch das aus einigen Ländern nachdrücklich herüberklingende Begehren größerer Autonomie und durch die in der allerhöchſten Thronrede vom 22. Mai diesfalls ausgeſprochene Zuſage einige Beſchränkung. Es läßt ſich nicht verkennen, daß die autonomiſtiſchen mit den in Öſterreich neuerdings wachgerufenen nationalen Beſtrebungen im innigen Zuſammenhange ſtehen. Mag die Rückſicht auf das Geſamtwohl ihnen auch eine nicht überſchreitbare Grenze vorzeichnen, ſo iſt ihnen doch, ſchon vom freiheitlichen Standpunkte,

ein gewisses Maß von Berechtigung nicht abzusprechen. Jedenfalls dürfte ihre freiere Bewegung minder gefährlich sein als deren künstliche Eindämmung, gegen welche der Widerstand fortwährend ankämpft, bis bei höher steigender Flut die Schranken vielleicht einbrechen. In einem selbstbewußten, freien Staatsbürgertum wird die bedenkliche Richtung der Nationalitätenfrage ihre gedeihlichste Lösung finden, und dieses in Österreich heranzubilden, ist eine der lohnendsten, mitunter schon im vorliegenden Gesetzentwurfe gebotenen Aufgaben der Gesetzgebung. Die Ausgleichung der Ansprüche einzelner Volksstämme mit den Anforderungen des Gesamtwohles ist unleugbar von Schwierigkeiten und Gefahren umgeben; das aber hat doch schon die Erfahrung gelehrt, daß auf dem bisher eingehaltenen Wege weder die Stärkung des einheitlichen Staatsverbandes noch die Befriedigung der Volksstämme erreicht wurde. Gelingt es, diese anzubahnen, so läge darin zugleich ein nicht zu unterschätzender Gewinn auch für jene." Der Dualismus bedinge, trotz manchen Bedenken, die paritätische Ausgestaltung der diesseitigen Reichsvertretung.

Ohne Generaldebatte wird in die Spezialdebatte übergegangen. Die §§ 11 und 12 (Wirkungskreis des Reichsrates und der Landtage) rufen eine lebhafte Debatte hervor. Die Regierungsvorlage hatte gleich der Februarverfassung die den Landtagen vorbehaltenen Angelegenheiten taxativ aufgezählt, alles andere dem Reichsrate vorbehalten. Das Abgeordnetenhaus hatte den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. Infolge eines Kompromisses mit den Föderalisten hatte sich die Regierung dieser autonomistischeren Fassung angeschlossen. Aus Opportunitätsrücksichten trat die Kommission gegen ihre Überzeugung dem Entwurfe bei, in der Hoffnung, daß dadurch „manches Land, welches auf die Autonomie seines Landtages großes Gewicht legt, beruhigt und befriedigt werden könne". Die Minorität der Kommission (Schmerling) will ihren zentralistischen Standpunkt wahren, indem sie beantragt, bei der Aufzählung der in die Kompetenz des Reichsrates fallenden Angelegenheiten das Wort „insbesondere" einzufügen. Dieser Antrag wird nach längerer Debatte, die Auersperg und Reichskanzler Beust abschließen, abgelehnt.

Bei der Beratung der einzelnen literae wendet sich Rauscher dagegen, daß ein jährliches Steuerbewilligungsrecht stipuliert werde. Auersperg erwidert, diese Bestimmung zeuge für den Willen der Regierung, den Konstitutionalismus aufrichtig durchzuführen, sie sei überdies durch den Ausgleich zur Herstellung der Parität bedingt und schließlich praktisch kaum von bedenklichen Folgen.

4. Session, 19. Sitzung. 30. November 1867. Lichtenfels beantragt, die Polizeigesetzgebung (lit. f und g) dem Reichsrat zu übertragen. Auf Antrag Auerspergs werden die betreffenden Punkte nicht weiter beraten, sondern an die Kommission rückgeleitet. Sie werden noch in derselben Sitzung nach Lichtenfels' Vorschlag vorgelegt und angenommen.

22. 4. Session, 19. Sitzung. Dem Reichsrat ist vorbehalten: lit. i) die Feststellung der Grundsätze des Unterrichtswesens bezüglich der Volksschulen, Gymnasien und Realschulen, dann die Gesetzgebung über die Universitäten und technischen Hochschulen.

Minoritätsantrag (Fürst Czartoryski): lit. i) die Gesetzgebung für die Universitäten und technischen Akademien.

Auersperg verliest den Kommissionsbericht, in dem es heißt: „Der Staat kann nicht zugeben, daß dem Jünger des höheren wissenschaftlichen Strebens die Möglichkeit seiner Ausbildung durch die Grenzen eines Reichslandes abgeschnitten werde. Eines der wertvollsten Rechte des Staatsbürgers, das Recht der Freizügigkeit, erfordert, um seinen vollen praktischen Wert zu behaupten, auch jene geistige Ausstattung, welche den einzelnen befähigt, auch außerhalb seiner engeren Heimat Fortkommen und Stellung zu finden." Nach kurzer Debatte und der Schlußrede Auerspergs wird der Antrag der Kommission angenommen.

292, 9 Hasner und Rokitansky.

292, 15 lit. k) die Zivil- und Strafrechtsgesetzgebung, sowie die Gesetzgebung über Handels- und Wechselrecht, See-, Berg- und Lehenrecht.

294, 11 Hasner.

295, 12 Fürſt Czartoryski und Fürſt Sanguszko waren die heftigſten Redner der Oppoſition.

295, 20 Fürſt Sanguszko hatte von „Zentraliſation und Germaniſation“ geſprochen.

296, 9 ff. Richtet ſich hauptſächlich gegen Fürſt Czartoryski.

Der Geſetzentwurf wird in der 20. Sitzung vom 2. Dezember 1867 mit überwiegender Zweidrittelmajorität in dritter Leſung angenommen.

---

4. Seſſion, 22. Sitzung vom 13. Dezember 1867. Bericht der vereinigten juridiſch-politiſchen Kommiſſion über die vom Abgeordnetenhauſe vorgenommenen Änderungen an den vom Herrenhauſe beſchloſſenen Staatsgrundgeſetzen. Berichterſtatter Graf Auerſperg. Im Intereſſe der Verſöhnung und Ausgleichung beantragt die Kommiſſion nicht ohne Opfer und Selbſtüberwindung, der Faſſung des Abgeordnetenhauſes beizutreten.

Bei der Spezialdebatte werden die nach dem Antrage Lichtenfels vereinigten und erweiterten lit. f und g wieder in der urſprünglichen Faſſung akzeptiert. Bei lit. i hat das Abgeordnetenhaus wieder die Realſchulen und die techniſchen Hochſchulen geſtrichen. Auerſperg beantragt „mit Reſignation“ die Annahme dieſer Faſſung.

Das abgeänderte Geſetz wird in dieſer Sitzung in dritter Leſung angenommen. In der 23. Sitzung vom 19. Dezember 1867 iſt Auerſperg Berichterſtatter über das Geſetz, womit der Zeitpunkt beſtimmt wird, mit welchem die Staatsgrundgeſetze in Wirkſamkeit zu treten haben. Dieſes formale Geſetz wird ohne Debatte in zweiter und dritter Leſung angenommen.

---

23. Wiener Zeitung. 20. Januar 1868. Bericht über die 1. Sitzung der öſterreichiſchen Delegation.

Graf Auerſperg war zum Präſidenten gewählt worden und dankte in dieſer Rede.

24. 4. Seſſion, 29. Sitzung. Zweite Leſung des Ehegeſetzes. Berichterſtatter der Majorität Freih. v. Lichtenfels. Berichterſtatter der Minorität Graf Blome. Durch dieſes Geſetz ſollten die Vorſchriften des allgem. bürgl. Geſetzbuches über das

Eherecht für Katholiken wieder hergestellt, die Ehegerichtsbarkeit den weltlichen Gerichtsbehörden übertragen, die bedingte Zulässigkeit der Zivilehe ausgesprochen werden. Damit wurden im Konkordat abgetretene Rechte wieder für den Staat in Anspruch genommen, und in der Debatte handelte es sich wesentlich um die Frage, ob eine einseitige Aufhebung der Bestimmungen des Konkordates zulässig sei. Die Debatte begann am 19. März und fand nach sehr bewegtem Verlaufe am 23. März ihr Ende in der Annahme des Gesetzes in dritter Lesung. Entschieden war das Schicksal des Gesetzes schon durch die Abstimmung am 21. März, in der der Vertagungsantrag Graf Mensdorff mit 65 gegen 45, der Minoritätsantrag (Graf Blome) mit 69 gegen 34 Stimmen verworfen wurde. Dieses Resultat wurde in Wien und in der Provinz mit Jubel aufgenommen. Auch Auersperg wurden in der „Festnacht" vom 21. zum 22. März Huldigungen dargebracht. Schon in der Sitzung vom 23. März konnte er Zustimmungsadressen der Stadtvertretungen Troppau und Znaim vorlegen.

Berichterstatter Lichtenfels bespricht das Gesetz und will in dem Konkordat kein Hindernis erblicken. Er kommt zu dem Schlusse: „Ein Vertrag, welcher nach seinem Sinne und ausdrücklichen Wortlaut nur zum Wohle der Bevölkerung geschlossen worden ist, muß notwendig da sein Ende erreichen, wo er seines Zweckes verfehlt und dem Wohle derselben schädlich wird." Das Minoritätsvotum erklärt, eine Abänderung des Konkordates dürfe nur im Einvernehmen mit der Kurie erfolgen. Graf Mensdorff-Pouilly stellt den Antrag, die Beratung zu vertagen, bis die Regierung in der Lage sein werde, über die gepflogenen Beratungen mit dem heiligen Stuhle zu berichten. Unter den vielen Rednern sprach am heftigsten gegen das Gesetz Graf Blome. Auersperg spricht am 20. März.

310, 23 Worte Blomes.

312, 12 Blome hatte an die Worte Napoleons erinnert, man müsse mit der Kurie verhandeln, als hätte sie 200.000 Bajonette hinter sich. „Das lautet, in die moderne Sprache übersetzt, beiläufig: 300.000 Zündnadelgewehre. Nun, meine Herren, ich glaube, erblickte man diese in materieller Gestalt hinter Rom so deutlich, wie sie auf moralischem Felde unleug-

bar vorhanden sind, ich glaube, unsere offiziöse Presse würde sich über das Konkordat ebenso vorsichtig auslassen, als seinerzeit die Wiener Abendpost in der hannoveranischen Angelegenheit." Schon Graf Hartig hatte erwidert, es wäre leichter mit einer Macht, die 300.000 Bajonette hat, zu verhandeln, als mit einer solchen, „vor der die höchste Ehrfurcht die Energie unserer Aktion beschränkt."

312, 26 Blome erwiderte, er könne versichern, „wenn die Katholiken der Welt in 183 Millionen Ausländer und 17 Millionen Inländer geteilt sind, daß die 183 Millionen Ausländer nicht Bewunderer des Kaisers Josef sind. Das bezieht sich natürlich auch auf S. 314, 9.

314, 1 Kultusminister Hasner war für Josef II. eingetreten, hatte zwar erklärt, daß die Regierung insoferne nicht josefinisch sei, als sie wie die Freiheit des Staates auch die Freiheit der Kirche wünsche, wohl aber insoferne josefinisch, als der Josefinismus eine naturgemäße Entwicklungsphase des ganzen Staatslebens sei vom Mittelalter bis auf unsere Zeit. Graf Blome hatte erwidert: „Auch ich muß auf einen Kaiser anspielen, dessen früher der Herr Kultusminister erwähnt hat. Auf bezeichnende Weise feiern wir heute seinen Namenstag; er ließ die Monarchie am Rande des Abgrundes zurück (großer Widerspruch; Zustimmung im Zentrum) und er konnte doch wähnen, dem Kampfe gegen die Kirche gewachsen zu sein, denn er hatte die Monarchie in einem relativ blühenden Zustande von der großen Kaiserin Maria-Theresia übernommen." Nach Auersperg wies Schmerling, der Generalredner der Majorität, diese Angriffe zurück. Blome erwiderte, er habe nichts Verletzendes gesagt, er begreife, „daß denen, deren Wiege auf österreichischem Boden gestanden ist, das Andenken an Kaiser Josef in mancher Beziehung teuer sein mag". Es müsse aber gestattet sein, über eine historische Persönlichkeit auch eine andere Auffassung zu äußern. — Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

314, 19 Gegen diese Äußerung wandte sich eine Schrift: Die Geistlichen im Kotter. Eine historisch-humoristische Novelle des Anton Grafen Auersperg [Anast. Grün]. Kritisch beleuchtet vom Verfasser der Herrenhaus-Raketen. Linz 1868. (Vgl. Kathol.

Blätter, Linz 1868, 17. und 19. September). Auersperg schreibt an Leo Thun (Neue Freie Presse, 9. Januar 1889), der Verfasser sei ein wohlwollender Gegner. Er habe seine Kenntnis von diesem Faktum aus den Berichten des venetianischen Gesandten geschöpft.

314, 26 Graf Blome hatte sich dagegen gewendet, daß man im Namen der Freiheit die Omnipotenz des Staates proklamiere, und seine Rede geschlossen: „Ich protestiere im Namen der Freiheit gegen die angedrohte Knechtschaft, im Namen des Fortschrittes gegen diese Reaktion in die Zeit vor dem Jahre 1848 zurück."

25. 4. Session, 34. Sitzung. Gesetz, wodurch grundsätzliche Bestimmungen über das Verhältnis der Schule zur Kirche erlassen werden. Berichterstatter Graf Hartig. Spezialdebatte. § 2, Alinea 1 lautet in der Fassung der Kommission: „Unbeschadet dieses Aufsichtsrechtes [des Staates, § 1] bleibt die Besorgung, Leitung und unmittelbare Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes und der religiös-sittlichen Erziehung für die verschiedenen Glaubensgenossen in den Volks- und Mittelschulen der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft überlassen." Die gesperrt gedruckten Worte sind dem Entwurf des Abgeordnetenhauses von der Herrenhauskommission hinzugesetzt worden. Auersperg beantragt deren Streichung. Hock beantragt eine vermittelnde Fassung: „und der Religionsübungen". Die Sitzung wird behufs einer Kommissionsberatung unterbrochen, Auersperg zieht seinen Antrag als aussichtslos zurück. Die Fassung Hocks wird angenommen.

317, 30 Professor Rokitansky.

321, 10 Graf Blome hatte (33. Sitzung, 30. März) mit den Worten Auerspergs (siehe oben S. 315, 24) geschlossen: „Freiheit für den Staat, gesunde Freiheit für die Kirche!"

---

4. Session, 50. Sitzung vom 19. Juni 1868. Zweite Lesung des Gesetzes, betreffend die Umwandlung der verschiedenen Schuldtitel der bisherigen allgemeinen Staatsschuld. Berichterstatter Freih. v. Hock.

Das Defizit ſoll nicht mehr durch neue Anlehen (ein proviſoriſches von 25 Millionen ausgenommen), ſondern durch Beſteuerung der Titel der Staatsſchuld, durch Erhöhung der direkten Steuern und Veräußerung von unbeweglichem Staatseigentum gedeckt werden. Auerſperg möchte, daß man nicht den Verſuch mache, durch eiſerne Notwendigkeit bedingte Maßregeln vom Rechtsſtandpunkte zu beſchönigen. Er habe vor Jahren darauf hingewieſen, „daß das letzte Stündlein des öſterreichiſchen Staatskredites mit Rieſenſchritten“ herannahe, und habe geſagt: „Was dann?“ (ſiehe oben S. 210). Jetzt ſei dieſes „dann“ eingetreten. Kaum erſchwingliche Opfer werden der Bevölkerung auferlegt. Haben wir auch eine unbeſtreitbare Verpflichtung dazu, alle dieſe Opfer zu bringen? „Es wäre wohl ſehr angezeigt geweſen, zu unterſuchen, ob nicht auch für uns Gründe beſtehen, welche die Ablehnung der ſolidariſchen Mittragung der Laſten der Staatsſchuld von Seite der Ungarn veranlaßten. Ich habe bei einer anderen Gelegenheit (ſiehe oben S. 306) mir auszuſprechen erlaubt, daß ich an die Rechtsbeſtändigkeit von Verträgen, von Staatsbelaſtungen, welche nicht im verfaſſungsmäßigen Wege zuſtande gekommen ſind, nicht glaube.“ Wofür werden uns Laſten auferlegt? In erſter Linie für die Staatsidee Öſterreichs, wofür Auerſperg ſeinerſeits gerne jedes Opfer bringen würde. Aber die Urquelle ſei „eine unglückliche Politik früherer Jahre, das jetzt noch übergroße Budget für das Militäretat“. Auerſperg beklagt, daß gerade dieſes parlamentariſche Miniſterium in der peinlichen Lage ſei, die Sünden ſeiner Vorgänger gutmachen zu ſollen „und ſomit bei denen, die in die Sache nicht tiefer eingehen, einen Teil des Odiums auf ſich nehmen zu müſſen. Es iſt dieſes um ſo bedauerlicher, als es geeignet ſein könnte, dem Gelingen ſeiner ſchönen Miſſion einigen Eintrag zu machen; denn der Barometer der Zufriedenheit der Bevölkerung im großen und ganzen, in den erwerbenden Klaſſen wie bei der Landbevölkerung, iſt und bleibt das Steuerbüchel“. Er ſtimmt für die Vorlage.

---

26. 4. Seſſion, 63. Sitzung.

Zweite Leſung des Geſetzes über die Bemeſſung, Vorſchreibung und Einhebung der Erwerb- und Einkommenſteuer

von Eisenbahnunternehmungen (siehe oben S. 180 ff. und 504 f.).

Das Abgeordnetenhaus hatte am 27. Februar 1869 dieses am 12. Mai 1865 vom Herrenhause abgelehnte Gesetz mit folgenden Modifikationen beschlossen: Auf den Sitz der Geschäftsleitung sollten jedenfalls 10% der Steuerzuschläge, 40% aber dann entfallen, wenn die Bahn das Land durchzieht, in dem sich dieser Sitz befindet. Der Rest sollte auf die übrigen beteiligten Länder verteilt werden.

Fürst Adolph Auersperg überreicht eine Petition des böhmischen Landesausschusses mit der Bitte um Annahme, Dr. Neumann eine solche der Stadt Wien mit der Bitte um Ablehnung des Gesetzes. Berichterstatter v. Arneth beantragt die Ablehnung; Finanzminister Brestel tritt für den Entwurf ein. Fürst Carl Auersperg ist gegen den schroffen Übergang zur Tagesordnung und beantragt, den Gesetzentwurf zur nochmaligen Beratung an die Kommission zurückzuleiten. Anton Auersperg schließt sich diesem Antrag an, der die entschiedene Majorität findet.

In der 67. Sitzung vom 23. April 1869 wird das Gesetz in der Fassung des Abgeordnetenhauses angenommen.

334, 18 Finanzminister v. Plener.

27. 4. Session, 70. Sitzung. Zweite Lesung des Gesetzes, durch welches die Grundsätze des Unterrichtswesens bezüglich der Volksschule festgesetzt werden. Berichterstatter Dr. Unger. Fürst Czartoryski und Graf Mittrowsky bekämpfen die Kompetenz des Reichsrates, da das Gesetz die durch den § 11 lit. i des Gesetzes vom 21. Dezember 1867 gezogenen Schranken durchbreche. Namentlich der § 2 (Interkonfessionalität der öffentlichen Volksschulen), der sich an den § 2 des Gesetzes vom 25. Mai 1868 anschließt, breche die den Ländern zugestandene Autonomie. Auersperg tritt diesen Einwürfen entgegen. Das Gesetz wird nach langer Debatte in zweiter und dritter Lesung angenommen.

339, 22 Fürst Czartoryski hatte zumal den Absatz „Lehrerbildung und Befähigung zum Lehramte" beanständet und für die Landesgesetzgebung in Anspruch genommen.

340, 19 Fürst Czartoryski.

28. 4. Session, 75. Sitzung. Gesetzentwurf, betreffend die Kundmachung von Gesetzen und Verordnungen durch das Reichsgesetzblatt. Berichterstatter Frh. v. Haerdtl. Spezialdebatte § 3. Antrag des Abgeordnetenhauses: „Das Reichsgesetzblatt führt den Titel: Reichsgesetzblatt für das Kaisertum Österreich."

Die Kommission hat sich einstimmig dagegen ausgesprochen, „da dieser Titel zu der Auslegung führen könnte, als bestände das Kaisertum Österreich nur aus den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern". Sie schlägt vor: „Reichsgesetzblatt für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder." Auersperg stellt seinen Antrag, dem Lichtenfels sich nicht anschließen will, um die Sache nicht zu präjudizieren. Minister Giskra und Frh. v. Haerdtl erklären, man solle bei dieser nebensächlichen Gelegenheit keinen Streit vom Zaune brechen. Der Antrag Auersperg wird abgelehnt, der Kommissionsantrag angenommen.

29. 5. Session, 5. Sitzung. Bericht über die Adresse. Berichterstatter Auersperg. Das Haus steht dem Versuche einer neuerlichen Verfassungsrevision im föderalistischen Sinne und dem durch den Memorandenstreit zerfallenen Ministerium gegenüber. Lobkowitz vertritt die Minoritätsadresse. In der Debatte erklären die Autonomisten (Sanguszko, Mittrowsky, Czartoryski), es fehle die Versöhnlichkeit gegen die in der Verfassungsfrage schwierigen Völker und Länder, der Zentralismus führe zum Despotismus, die Minorität wolle nur die Möglichkeit einer Verständigung offen halten. Arneth tritt für die Verfassung ein; man müsse sie gegen den Widerstand der Völker schützen, sie werden sich schon einleben. Ein föderiertes Österreich sei der Fußschemel zu einer russischen Universalmonarchie. Neumann erklärt, die Deutschen seien des Experimentierens mit der Verfassung müde, Unger charakterisiert die Gegner der Verfassung, die *mit* der Verfassung *gegen* die Verfassung operieren, und tritt für direkte Wahlen ein. Auersperg schließt die Generaldebatte. Nach eingehender Spezialdebatte wird die Adresse in der 6. Sitzung (15. Januar 1870) unverändert angenommen. Sie war die unmittelbare Ursache des Rücktrittes der Minorität im Ministerium. (Den Wortlaut siehe oben S. 458).

350, 15 Eines Kompromisses zwischen den beiden Parteien im Ministerium.

352, 21 Meint Auersperg damit die am 15. Mai 1859 erlassene Verordnung über den kaufmännischen Ausgleich und über das Moratorium, die anläßlich des am 4. Mai erfolgten Fallissements des Bankhauses Arnstein und Eskeles erlassen wurde?

354, 19 Unger.

356, 5 Fürst Czartoryski.

357, 18 Die Deklaration der 81 tschechischen Abgeordneten im böhmischen Landtag am 22. August 1868.

357, 14 Die am 24. September 1868 im galizischen Landtage beschlossene Resolution, die Ende Oktober der Regierung übermittelt und von dieser Anfang 1870 dem Abgeordnetenhause vorgelegt wurde, das sie am 29. März ablehnte.

358, 15 Im Oktober 1869 Antrag im Tiroler Landtag auf Einsetzung eines Ausschusses, der Maßnahmen zur Wahrung der Selbständigkeit des Landes beraten solle.

358, 17 Am 8. Oktober 1869 Antrag Bleiweis, der die Slowenisierung von Schulen und Amt bezweckte.

363, 1 Im gleichen Sinne hatte Frh. von Pratobevera gesprochen.

365, 8 Im Memorandum der Ministerminorität wurde zur Revision der Verfassung die Einberufung eines „ordentlichen Reichsrates ad hoc" gefordert; der „außerordentliche Reichstag" war 1866 von Belcredi geplant.

30. 5. Session, 20. Sitzung. Zweite Lesung des Finanzgesetzes und des Staatsvoranschlages für das Jahr 1870. Generalberichterstatter R. v. Winterstein. Spezialdebatte. Es erscheint eine neue Position im Kapitel V. Ministerrat, nämlich 50.000 fl. als Dispositionsfond. Drei Tage vor der Beratung dieser Post hatte das Kabinett Hasner seine Entlassung erbeten, das Herrenhaus fand sich also einem demissionierten Ministerium gegenüber und wußte gar nicht, wem es den Dispositionsfond zu bewilligen habe. Schmerling weist auf den Exodus der Föderalisten und auf diese Demission hin, ferner auf die Stimmen der zu Beust in Beziehungen stehenden Presse, die Verfassungs-

änderungen im autonomiſtiſchen Sinne ankündigen. Er beantragt eine Reſolution, daß das Herrenhaus nur jene Regierung unterſtützen werde, die allen gegen die Verfaſſung und die zentrale Reichsgewalt gerichteten Sonderbeſtrebungen entgegentrete. Auersperg tritt für dieſen Antrag ein. Er wird trotz dem Widerſtand der Autonomiſten und der Feudalen, die in dieſem Mißtrauensvotum gegen eine noch nicht ernannte Regierung eine Beſchränkung der Kronrechte ſehen, angenommen.

* 366, 5 Schmerling.

368, 25 Schmerling in der 22. Sitzung der 4. Seſſion am 13. Dezember 1867.

369, 26 Der Sieg der Majorität des Miniſteriums.

370, 18 Haſner in der 8. Sitzung der 5. Seſſion vom 11. Februar 1870.

371, 4 Das Folgende richtet ſich gegen Beuſt.

371, 6 Carlos Auersperg.

31. 6. Seſſion, 2. Sitzung. Bericht über die Adreſſe. Berichterſtatter iſt Auersperg. Die Majorität, an ihrer Spitze in einer glänzenden Rede Joſef Unger, wendet ſich gegen Potocki, deſſen perſönliche Qualitäten anerkannt werden, und gegen die ſtaatsrechtliche Oppoſition. Falkenhayn tritt für dieſe, Potocki für ſich und ſein Miniſterium ein. Auersperg gibt einen großen Überblick über die parlamentariſche Geſchichte des Jahres.

378, 16 Das Kompromiß mit den Föderaliſten im Herbſt 1867.

379, 12 Beuſt erließ am 26. April 1870 „im Einvernehmen mit dem öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten“ eine Zirkulardepeſche an die auswärtigen Miſſionen, in welcher die Verſöhnungspolitik des Miniſteriums Potocki angekündigt wurde.

379, 24 Die Kaiſerreiſe erfolgte im Juni 1868.

384, 10 Durch den Sieg der Feudalen im böhmiſchen Großgrundbeſitz erhielten die Föderaliſten die Majorität im böhmiſchen Landtage; ſie unterließ die Wahl von Reichsratsabgeordneten.

384, 15 Die Vertagungsanträge Rechbauers (19. bis 26. September 1870) wurden abwechſelnd mit je einer Stimme Majorität angenommen und abgelehnt. Die Folge war die endliche Vertagung des Reichsrates durch das Miniſterium.

385, 1 Es waren dies die Statthalter Pillersdorf (Schleſien), Poche (Mähren), Laſſer (Tirol).

385, 20 Graf Eduard Taaffe.

385, 23 Adolf Ritter v. Tſchabuſchnigg.

386, 12 Aus der Rede des neuernannten Präſidenten Grafen Kueſſtein in der Eröffnungsſitzung der 6. Seſſion am 20. September 1870. Graf Kueſſtein erwiderte ſofort, er habe die Worte ohne jeden Hintergedanken ausgeſprochen; übrigens ſei es ungewöhnlich, die Worte des Präſidenten einer — wenn auch wohlwollenden — Kritik zu unterziehen.

389, 4 Berühmte Taſchenſpieler.

---

6. Seſſion, 3. Sitzung. 17. November 1870. Spezialdebatte. Abſätze. 4 bis 10 der Adreſſe. Nach einer ſehr lebhaften Debatte, in welche die Miniſter Petrinó, Tſchabuſchnigg, Taaffe und von Seite der Majorität vor allem Unger eingreifen, wird Auerſperg das Schlußwort erteilt. Er tritt Tſchabuſchnigg entgegen, der ihm Polizeigelüſte vorgeworfen hatte, und wendet ſich gegen den Antrag der Minorität. Das Vorgehen der Miniſter diskreditiere die Verfaſſung. Handeln ſie bona fide, ſo ſind ſie „die konſtitutionellen Türme auf einem Schachbrette, welches andere Meiſter leiten, damit eines Tages in einem allfälligen ſpäteren Rundſchreiben erklärt werden könne, es ſei nun vor Mit- und Nachwelt der Beweis hergeſtellt, daß es in Öſterreich mit der Verfaſſung nicht gehe“. Er beſpricht den Exodus der Föderaliſten und findet einen Zuſammenhang mit dem Minoritätsmemorandum. Dieſes enthalte „nebſt dem Vorſchlage der künftig einzuhaltenden Wege und Mittel zugleich eine Art Vademecum oder Ratgeber mit Wegweiſer und Marſchroute für parlamentariſche Auswanderer“. Dieſer Exodus ſei, ein moderniſiertes Liberum veto. Die Befriedigung aller Volksſtämme wünſche auch die Majorität. „Allein wie iſt dieſe Befriedigung zu erzielen? Die jetzt Unzufriedenen befriedigen, heißt, die jetzt Zufriedenen zu Unzufriedenen, zu Mißgeſtimmten, zur Oppoſition zu machen.“ Und das ſeien die Deutſchen. „Dieſer Stamm iſt ſich bewußt, der Träger der Bildung, Wohlfahrt, Geſittung in der Monarchie zu ſein, ihre Grundſäule, ihre Baſis; er iſt der Kern und Kitt, der das Ganze zuſammenhält,

der, wenn er aber ſeine Kraft verliert, das Ganze auch auseinanderfallen läßt.“ Er ſpreche nicht für ein Privilegium, nur für die volle Gleichberechtigung der Deutſchen; „dann iſt mir gar nicht bange; denn wer unter Gleichen immer und jederzeit voranſteht, der wird dadurch von ſelbſt zu ihrem Führer.“ Er iſt für Energie im Kampf für die Verfaſſung. Nicht für Zwangsmaßregeln, aber für konſequente Anwendung der Geſetze.

Die Adreſſe wurde in der Faſſung der Majorität angenommen. (Den Wortlaut ſiehe oben S. 463).

---

32. 6. Seſſion, 22. Sitzung. Zweite Leſung des Finanzgeſetzes und Staatsvoranſchlages für das Jahr 1871. Generalberichterſtatter R. v. Winterſtein. Generaldebatte. Auerſperg iſt der erſte Redner. Beſonders die Polen (Dr. Dietl und Graf Goluchowski) treten ihm entgegen. Hohenwart verteidigt ſeine Politik der Verſöhnung.

391, 2 Seit Februar 1871 Graf Hohenwart.

392, 16 Schmerling in der 6. Sitzung der 6. Seſſion vom 23. Februar 1871.

393, 22 Der Pole Dr. Dietl kam ſcherzweiſe auf dieſes Bild zurück: „Erlauben Sie mir, meine Herren! als Fachmann Ihnen die Verſicherung zu geben, daß febris intermittens eine heilbare Krankheit iſt.“

405, 12 Vgl. oben S. 521.

33. 8. Seſſion, 13. Sitzung. Zweite Leſung des Geſetzes, wodurch Beſtimmungen zur Regelung der äußeren Rechtsverhältniſſe der katholiſchen Kirche erlaſſen werden. Majoritätsberichterſtatter Ritter v. Haſner. Minoritätsberichterſtatter Graf Falkenhayn. Die Debatte hatte in der 12. Sitzung vom 10. April begonnen. Es hatten ſich eine ganze Reihe von Kirchenfürſten daran beteiligt. Als einer der letzten Redner in der Generaldebatte ſpricht Auerſperg. — Nach der Spezialdebatte wird das Geſetz in zweiter und dritter Leſung angenommen.

408, 3 Handſchreiben vom 30. Juli 1870, welches die Kündigung des Konkordates anordnete.

408, 7 Vom 16. März.

414, 1 Frh. v. Hye.

418, 20 Kardinal Schwarzenberg hatte dieſe Worte unmittelbar vorher zitiert.

419, 26 Auerſperg zitiert nicht ganz genau.

422, 14 Fürſtbiſchof Gaſſer hatte das Herrenhaus mit dieſen Worten apoſtrophiert.

34. 8. Seſſion, 42. Sitzung. Zweite Leſung des Geſetzes, durch welches Beſtimmungen zur Regelung der äußeren Rechtsverhältniſſe der klöſterlichen Genoſſenſchaften erlaſſen werden. Berichterſtatter Ritter v. Haſner. Spezialdebatte. § 19. Viſitationsrecht der politiſchen Landesbehörde. Nach Abt Liebſch ſpricht Auerſperg, der die bereits angenommenen §§ 4 (Nur öſterreichiſche Staatsbürger dürfen in eine inländiſche klöſterliche Genoſſenſchaft eintreten, jede Verbindung mit auswärtigen Oberen wird aufgehoben) und 9 (Beim Austritt eines Mitgliedes aus der klöſterlichen Genoſſenſchaft erlöſchen alle in ſeiner Zugehörigkeit zu einer ſolchen begründeten Rechte und Pflichten. Der Austritt erfolgt durch die Erklärung vor einer inländiſchen politiſchen Behörde) mit in die Debatte zieht.

Das vom Herrenhaus beſchloſſene Geſetz erhielt bekanntlich nicht die Sanktion.

426, 16 Abt Helferstorfer.

430, 24 Michael Enk von der Burg.

Anhang.

Die entsprechenden Thronreden sind bei Kolmer, „Parlament und Verfassung in Österreich", abgedruckt.

I. 1. Session, 2. Sitzung. — Die Adresse wurde einstimmig angenommen.

II. 1. Session, 3. Sitzung. — Zur Beschlußfassung über diese Adresse hatte sich das Haus als Komitee konstituiert (nur Auersperg und Graf Lanckoronski waren gegen diesen die Öffentlichkeit ausschließenden Vorgang). In der 4. Sitzung vom 11. Mai 1861 wurde das Protokoll der Komiteesitzung verlesen. Der ursprüngliche Entwurf Auerspergs weicht an folgenden Stellen von der beschlossenen Adresse ab:

440, 3 nach dem Antrag Haases; ursprünglich: „nicht nur keine unüberwindlichen Hindernisse vernünftiger Vereinbarung bieten, sondern vielmehr zur . . . . werden."

440, 16 nach dem Antrage des Grafen Larisch; ursprünglich: „Wenn wir . . . sehen und in beiden Häusern die glänzenden Zierden derselben, welche wir aus diesen verbrüderten Ländern gewärtigen, sowie ihre Mitwirkung zu den großen gemeinsamen Zwecken . . . ."

440, 22 nach dem Antrage des Erzherzogs Ferdinand Max; ursprünglich: „einige Beruhigung."

III. 2. Session, 3. Sitzung. Ein Amendement Leo Thuns zum 4. Absatz wird abgelehnt. Auersperg macht eine kleine Konzession, indem er (444, 11) statt des ursprünglichen „wodurch": „wonach" beantragt. Das wird angenommen.

IV. 4. Session, 8. Sitzung.

V. 4. Session, 4. Sitzung.

VI. Wiener Zeitung, 20. Januar 1868.

VII. 5. Session, 6. Sitzung.
459, 14 Der Aufstand der „Bocchesen."
461, 23 Die Eröffnung des Suez-Kanals.
VIII. 6. Session, 3. Sitzung.
IX. 7. Session, 3. Sitzung.
X. 8. Session, 3. Sitzung.

---

8. Session, 48. Sitzung vom 19. Oktober 1876. Schriftführer Jauner liest die amtliche Mitteilung des Ministers des Innern vom Ableben mehrerer Mitglieder des Herrenhauses:

„11. Anton Graf Auersperg, gestorben in Graz am 12. September d. J." Präsident Anton R. v. Schmerling: „In der Zeit der Vertagung des Reichsrates hat der Tod bedeutende und empfindliche Lücken in die Zahl der Herrenhausmitglieder gerissen und eine lange Reihe hervorragender Zeitgenossen diesem Leben entzogen. Aus allen Berufskreisen ist der Abgang werktätiger patriotischer Männer zu beklagen . . . . . Und erst in jüngster Zeit hat auch der gefeierte Dichter, Volksmann und Vaterlandsfreund sein edles Leben ausgehaucht, dessen freiheitliches Streben dem geistigen Fortschritte sowie dem allgemeinen Menschenwohle galt und dem ein Ehrenplatz in der Kulturgeschichte Österreichs gesichert ist."

Register.

Abgeordnetenhaus 86 f., 145 ff., 158 f., 160 f., 299, 384 f.
Abſolutismus 234 f.
Adreſſen 46—59, 164—179, 269—285, 350—365, 377 bis 390, 435—479, 503 f., 511, 521, 523, 524 f., 527 f.
Agram 249.
Aktiengeſellſchaften 180, 505.
Andrássy, Georg Graf 486.
Andrian, Viktor Frh. v. 484.
Apponyi, Georg Graf 29, 486.
Arndts, Ludwig 271, 511.
Arneth, Alfred R. v. 520, 521.
Arnſtein und Eskeles 522.
Auersperg, Adolf Fürſt 520.
Auersperg, Carlos Fürſt 163, 333, 371, 386, 396, 520, 523.
Autonomie 37 f., 288 ff., 338 ff., 392, 460 f., 512 f., 521, 522 f.

Bach, Alexander Frh. v. 93 bis 100, 491 f.
Bach, Eduard Frh. v. 106, 245.
Baumgartner, Andreas Frh. v. 493.
Bauernfeld, Ed. v. 485.
Beleredi, Richard Graf 61 f., 213—244, 278, 490, 522.
Beuſt, Friedrich Graf 371 ff., 379, 513, 522 f., 524.
Bleiweis, Johann 245 ff., 255, 484, 508, 510, 522.
Blome, Guſtav Graf 310, 312, 314 f., 515 ff.
Borcheſen 459, 528.
Böhmen 342, 357 ff., 379, 384, 386 f., 397, 403, 464, 520, 522.
Bonifacius IX. 428 f.
Breſtel, Rudolf 324, 333, 520.
Brolich, Johann 249.
Budget 145—163, 175 f., 194 bis 212, 391—405, 525.
Budgetrecht 86 ff., 145 ff., 152 f., 499 ff., 514.
Bureaukratie 32 f.

Canoſſa 311.
Caſtellár, Emil 352.
Codelli Anton Frh. v. 266, 511.
Colloredo-Mansfeld, Joſef Fürſt 487 f., 493.
Coſta, Ethbin Heinrich 219, 264 f., 510.
Czartoryski, Konſtantin Fürſt 295 f., 356, 514, 520 ff.

Dänemark 109, 170 ff.
Dalmatien 102 f., 104, 419, 528.
Deák, Franz 114, 243 f., 493, 511.
Deklaration, tſchechiſche 357, 522.
Delegation 287, 288—300, 457, 515.
Deſchmann, Carl 245, 510.
Deſſewffy, Emil Graf 53.

Deutsche Frage, Die 3—28, 88—93, 170 ff., 445, 491, 503 f.
— Sprache 218, 413.
Deutschen in Österreich, Die 136 ff., 240, 295 ff., 363 ff., 401 ff., 524 f.
Deutschland 389 ff.
Dezembergesetze 286—297, 337 ff., 512 ff.
Dežman, K. 484.
Dietl, Josef 525.
Dispositionsfond 366—376, 522.
Döllinger, Ignaz v. 96 f., 416, 424.
Dolenec, Matthias 485.
Dupanloup, Felix A. Ph. 421,

Ehegesetz 301—315, 515 ff.
Ehekonsens, politischer 141—144, 497.
Eisenbahnbesteuerung 180—193, 322—336, 504 f., 519 f.
England 84, 119 f., 281 f.
Enk, von der Burg, Michael 430, 526.
Eötvös, Josef Baron 50, 487.

Fallenhayn, Franz Graf 523, 525.
Fawkes, Guy 360.
Februarverfassung 46—59, 221, 224 f., 270 ff., 435—442, 447, 486.
Ferdinand I. v. Österreich 7, 9, 24.
Ferdinand Max Erzherzog 527.
Feudale 398 f.
Fideikommiß 72.
Finanzen 194—212, 444 f., 505 f., 518 ff., 525.
Flotte 101—110, 492.
Föderalismus 23 f., 29—45, 288 ff., 356 ff., 368 ff., 378 ff., 387 ff., 394—401, 408, 460 f., 464 ff., 469 f., 485, 512 f., 514 f., 521 f.
Frankfurt 134, 497.
Frankfurter Bundesmilitärkommission 88—93, 491.
Frankfurter Fürstentag 170.
Frankfurter Parlament 3—28, 483 ff.
Frankreich 22, 107.
Franz I. v. Österreich 20, 346 f.
Friedrich VII. v. Dänemark 172.
Friedrich v. Schleswig-Holstein-Augustenburg 174.
Friedrich Wilhelm III. v. Preußen 20, 78.
Friedrich Wilhelm IV. v. Preußen 17.

Gablenz, Ludwig Frh. v. 511.
Galizien 14, 18, 20 f., 24, 295, 333 f., 341 ff., 357 ff., 388, 398, 522.
Gasser, Vincenz Fürstbischof 526.
Gemeindegesetz 236, 502 f., 510.
Gentz, Friedrich 78 f.
Germanisierung 22, 250 f., 295 f., 515.
Geschichte 38 f., 233 f.
Giskra, Karl 521.
Goethe 419, 429.
Goluchowski, Agenor Graf 511, 525.
Gordon, Marian 430.
Grant, Präsident 353.
Graz 219.
Grün, Anastasius 505, 510 f.
Grundentlastung 64 ff.
Gschaid, Romuald 430.
Guizot, P. G. 160.

Haase, Andras 527.
Haerdtl, Carl Frh. v. 521.
Handelsministerium 493 f.
Hartig, Edmund Graf 489, 497, 517 f.
Hasner, Leopold R. v. 292, 294, 369 ff., 423, 511, 514, 517, 522 f., 525 f.
Heimatsgesetz 141—144, 497.
Hein, Franz 37, 484.

Helferstorfer, Othmar Abt 426, 526.
Herbst, Eduard 108, 492, 496.
Herrenhaus 82, 145 ff., 158 f., 160 f., 177 f., 206 ff., 289, 385 f., 438 f., 498.
Historisches Recht 39 ff., 68 ff., 486.
Historisch-politische Individualitäten 36 f., 113, 218.
Hock, Karl Frh. v. 274, 279, 332, 511, 518 f.
Hohenwart, Karl Graf 396, 491 ff., 525.
Hye, Anton Frh. v. 526.

Jablonowski, Karl Fürst 490, 499.
Idria 245, 510.
Individualitäten, Historisch-politische 36 f., 113, 218.
Innerösterreich 228 f.
Johann, Erzherzog 484.
Josef II. 32, 62, 314, 412, 421 f., 517.
Josefinismus 311, 517.
Italien 14, 18, 21, 22, 93 bis 100, 106 ff., 389 f.

„Kaisertum Österreich" 345 bis 349, 521.
Ketteler, Wilh. Eman. Bischof 415.
Kirche 301—321, 406—431, 498, 520.
Kirchengesetz 406—422, 525.
Klostergesetz 423—431, 526.
Konkordat 98 f., 151, 303—315, 316 f., 407 ff., 472, 491, 500, 515 ff., 525 f.
Konservativ 76, 390.
Konsulate 492.
Kopitar, Bartholomäus 138.
Kossuth, Ludwig 116, 493.
„Krach" 1873, der 476.
Krain 3—28, 34, 46—59, 123 bis 140, 199, 213—268, 341 f., 358, 388, 417 f., 483 ff., 495 ff., 502 ff., 522.
Krieg mit Preußen 1866 260 ff., 276 ff.
Kromer, Franz 129, 245, 495.
Kuefstein, Franz Graf 386, 490, 524.
Küstenlande 102 f., 104 f.
Kuranda, Ignaz 484.

Landesstatute 219 f., 221.
Landtage 230 f., 443.
Larisch, Johann Graf 492, 527.
Lasser, Josef M. v. 146, 149, 385, 499 ff., 524.
Lehenauflösung 60—77, 489 f.
Liberalismus 150 f., 420 f., 500.
Lichtenfels, Thaddäus Frh. v. 149 f., 153 f., 379, 497, 500 f., 514 ff., 521.
Lobkowitz, Georg Fürst 356, 521.
Lombardei 14, 18, 21, 24, 489.
Londoner Vertrag 171.

Maager, Karl 485.
Maria Theresia 32 f., 53, 314.
Marinebudget 101—110, 492.
Melk 430.
Memorandenstreit 350—356, 521.
Mensdorff-Pouilly, Alfons Graf 516.
Mikloſich, Franz 498.
Minoritätsherrschaft 296.
Mittelstaaten, Deutsche 166, 170 ff., 503 f.
Mittrowsky, Wladimir Graf 520.
Münch-Bellinghausen, Eligius Frh. v. 503 f.

Napoleon I. 21, 53, 81, 516.
Napoleon III. 99 f., 389, 492.
Nationalitätenfrage 123—140, 362 ff., 389, 439 f.
Nationalversammlung in Frankfurt, Deutsche 3—28, 483 ff.
Niederösterreich 182, 325 f., 333 ff., 342

Österreich 112, 345—349, 479, 494 f., 521.
Oktoberdiplom 49, 220.
Ottokar II. v. Böhmen 417 f.

Palacky, Franz 11, 484.
Parlamentsgebäude 498 f.
Papst 93—100, 303—315, 316 f., 410 f., 491.
Personalunion 45.
Petrino, Alex. Frh. v. 524.
Pillersdorf, Franz Frh. v. 385, 524.
Pipitz, Josef R. v. 494, 501, 505 f.
Plener, Ignaz v. 190, 193, 196, 201 f., 210, 334, 501, 506 f., 520.
Poche, Adolf Frh. v. 385, 524.
Polen 14, 18, 20 f., 295, 357 ff., 388, 398, 522.
Potocki, Alfred Graf 377 ff., 414, 523.
Pragmatische Sanktion 55 f., 58, 232 f.
Pratobevera, Adolf Frh. v. 522.
Preßen, Franz 138.
Presse 78—86, 382 f., 490 f.
Preußen 108 f., 170 ff., 413, 504.
Purkinje, Johann 140.

Radetzky, Josef Wenzel Graf 171.
Rainer, Erzherzog 29, 486.
Ranke, Leopold v. 413.
Rauscher, J. Othmar, Kardinal, 150, 491, 500 f., 511, 514.
Realunion 40.
Rechbauer, Karl 523.
Rechberg, Bernhard Graf 99, 491, 500, 503 f., 505 f., 511.
Recht, historisches 30 ff., 68 ff., 486.
Reichsgesetzblatt 345—349, 521.
Reichsrat 230.
— außerordentlicher 284 f., 365, 522.
Reichsrat, ordentlicher 365.
— verstärkter 41 f., 219.
Reichswappen 52.
Religiös-sittliche Erziehung 318 ff., 518.
Resolution, galizische 357 ff., 522.
Reyer, Frh. v. 492 f.
Richterstand 146 ff., 499.
Rokitansky, Karl 292, 317, 514, 518.
Rom 303—315, 389, 410 f., 424, 498, 515 ff.
— Botschafter in 93—100, 491.
Rosenfeld, Frh. v. 497.
Rudolf I. v. Habsburg 417 f.
Rumänen 117.
Rußland 7, 19, 27.

Sanguszko, Ladislaus Fürst 295, 515, 521.
Sardinien 166, 504.
Schleswig-Holstein 5, 109, 171 ff.
Schloißnigg, Johann Frh. v. 245, 510.
Schmerling, Anton R. v. 47, 121, 180, 200 f., 220, 225, 226, 366, 368 f., 373, 375, 392, 420, 486 f., 493, 497, 506, 511, 513, 522 f., 525, 528.
Schulgesetze 292—297, 316 bis 321, 337—344, 514, 518, 520, 526.
Schuselka, Franz 484.
Schwarzenberg, Karl Fürst 171.
Schwarzenberg, Kardinal Friedrich Fürst 526.
Sedan 402.
Sistierung 213—244, 278, 447 bis 451, 506 ff.
Slawen 3—28, 92, 357 ff., 401 f., 483 ff.
„Slovenija" in Wien 3—28, 483 f.
Slowenen 3—28, 123—140, 245—259, 399, 483 ff., 496 f., 510, 522.

Sprachenfrage 123—140, 496 f.
Staatsrecht 232 f., 357 ff., 523.
Staatsschuld 518 ff.
Staatsschulden-Kontrollkommission 198.
Steiermark 199.
Stenographische Protokolle 123 bis 140.
Steuergesetzgebung 180—193, 243, 322—336, 494 ff., 501.
Südbahn 328 f.
Suezkanal 461, 528.
Suppan, Josef 267, 511.
Svetec, Lukas 219, 222, 240, 248, 510.
Szécsen, Anton Graf 36 f., 485 f.

Taaffe, Eduard Graf 385, 524.
Theiner, Augustin 424.
Thun, Leo Graf 148 f., 154, 159, 284, 379, 489 f., 497, 500 f., 504, 511, 518, 527.
Thurn, F.-J.-M. Graf 491.
Tirol 342, 358, 388, 522.
Toman, Johann, Dechant 134, 146, 511.
Toman, Lovro 129, 134, 216, 236, 239 f., 247, 249, 250 f., 263 f., 496, 510.
Toperczer, Eugen 486.
Tschabuschnigg, Adolf R. v. 385, 524.
Tschechen 286, 327, 367, 399, 522.

Ultramontane 399.
Ungarn 14, 24, 34 ff., 42, 49—59, 111—122, 166 ff., 199, 222, 227 ff., 264, 270 ff., 287 ff., 289—300, 345—349, 373 ff., 440, 444, 449, 453 f., 457, 486 ff., 492 f., 497 f., 504, 509, 511, 513, 519.
Unger, Josef 520—524.
Universität, Slawische 249.
Unterrichtssprache 245—259, 510 f.
Vatikan 93—100, 303—315, 410 f., 424 f., 515 ff.
Vay, Nikolaus Baron 222.
Vega, Georg Frh. v. 138.
Vereinigte Staaten von Nordamerika 282, 332, 419.
Verfassung 32, 155 f., 211 ff., 237 f., 351 ff., 498 f., 502 f., 512 f.
Verfassungspartei 381 f.
Vermittlungssprache 137—140, 240.
Versöhnungspolitik 387 f., 393 f., 399, 525.
Verwirkungstheorie 57.
Veuillot, Louis 421.
Vodnik, Valentin 138.
Volksschulgesetz 316—321, 337 bis 344, 520.
Vorarlberg 342.

Wahlen, Direkte 395, 461, 471 f., 715.
Wassilko, Alex. Frh. v. 511.
Weltausstellung, Wien 1873 476, 478.
Wernhard, Bischof v. Seckau 417 f.
Wickenburg, Konstantin Graf 497 f., 511.
Wien 134, 181 f., 188, 249, 325 f., 333 ff., 496, 499, 520.
Winterstein, Simon 522, 525.
Wurzbach von Tannenberg, Carl 128, 245, 252, 266 f., 496, 510 f.

Zentralismus 29—45, 218, 220 f., 289 f., 485, 515, 524.
Zois, Sigmund Frh. v. 138.
Zweikammersystem 158 f., 160 f.

Korrigenda.

Seite 80 Zeile 9 lies: „Expansion“ statt: „Expension“.
Seite 236 Zeile 7 lies: „Der Landtag ergreift“ statt: „Die Landtage ergreifen“.
Seite 302 Zeile 13 lies: „Mai“ statt: „Januar“.

Anastasius Grün

Anton Gf. v. Auersperg

Anastasius Grüns

[d. i. Anton Alexander Graf v. Auersperg]

sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schlossar.

Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe.

17244

Erster Band.

Inhalt: Biographische Einleitung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Lit. germ. 34 52 : 1–5
HBR 7.4.45

Vorbericht.

Die hier gebotene Ausgabe der Werke Anastasius Grüns ist die erste vollständige Gesamtausgabe. Es wurde in dieselbe nämlich alles aufgenommen, was von dem Dichter gedruckt vorlag und auch einiges noch nicht gedruckte. Bisher erschien nur eine Ausgabe der Gesammelten Werke, herausgegeben von Ludw. Aug. Frankl (Berlin, Grote, 1877) in 5 Bänden, die aber lediglich die letzten Auflagen der poetischen Einzelwerke und Gedichtbände, wie sie beim Tode des Verfassers vorlagen, zum Abdrucke brachte.

Den hier gebotenen 10 Bänden wurden nicht nur die poetischen, sondern auch die prosaischen Schriften Grün-Auersperg einverleibt. Von den poetischen Stücken ist im vierten Bande dieser Ausgabe alles aufgenommen worden, was sowohl aus den „Blättern der Liebe" wie auch aus den verschiedenen Sammelwerken, Taschenbüchern, Anthologien u. dgl. nie wieder zum zweiten Abdruck gelangt war und wegen der Seltenheit der betreffenden Bücher für die Allgemeinheit kaum erreichbar sein dürfte. Ich glaube damit den ganzen Anastasius Grün in seinem Schaffen von den frühesten Jugendschöpfungen an dem Leser vorgelegt zu haben.

Was die biographische Einleitung zum ersten Bande betrifft, so erhält der Leser auf Grundlage reichen und vielfach ungedruckten Materials hier zum ersten Male ein ausführliches Bild des Lebens und Wirkens des Grafen Auersperg, wie es bisher nicht geboten war. Schon L. A. Frankl beabsichtigte, eine Biographie Grüns abzufassen, und er, der alte bewährte Freund des Dichters, wäre vor allem dazu berufen gewesen. Aber leider ist Frankl hochbetagt gestorben, ohne mehr als einzelne Bruchstücke zu einer solchen Lebensbeschreibung hinterlassen zu haben, welche Stücke denn auch hier am betreffenden Orte als Quelle benutzt werden konnten. Ich habe mir Mühe gegeben, diese Lebensbeschreibung so übersichtlich als möglich zu gestalten. Die Verehrer des Dichters und Staatsmanns werden viele bisher ungedruckte Briefe und Briefstellen finden, welche mir zur Verfügung standen. Auch einige bisher nicht bekannt ge-

wordene Illustrationen sind hier zum ersten Male veröffentlicht, z. B. die von Auersperg selbst in seinem Todesjahre gezeichnete Ansicht von Thurn am Hart.

Daß ich ein derart reiches Material benutzen konnte, verdanke ich der Liebenswürdigkeit einiger Behörden und Persönlichkeiten, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin. Solchen Dank fühle ich mich gedrängt, an dieser Stelle besonders auszusprechen dem hochgeehrten Stadtrate der Residenzstadt Wien für die Bewilligung, die Papiere Auerspergs in der Wiener Städtischen Sammlung lange und ausgiebig benutzen zu dürfen, und dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Archiv-Vorstandes dieser Sammlungen, Herrn Direktor E. Probst; ferner der hochgeehrten Direktion der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien. Außerdem meinen hochverehrten Freunden: Herrn Guido Grafen Auersperg, dem Großneffen des Dichters und dem das Andenken Anastasius Grüns ebenfalls so hoch haltenden Herrn Baron Otto v. Apfaltrern. Mein Dank gebührt auch der Nichte Graf Anton Auerspergs, Frau Baronin Irma v. Premerstein, und daneben einer Reihe anderer noch lebender Verwandter des edlen Dichters. Auch der Frau Marie Zeriak in Rann, einst die getreue Dienerin des Hauses Auersperg und Pflegerin Anastasius Grüns in seinen letzten schweren Stunden muß ich besten Dank sagen für manches ungedruckte Stück und manche biographische Einzelheit. Dem Verehrer und Freunde Auerspergs, dem selbst poetisch mitstrebenden Obersten Herrn Friedrich Marx, für welchen Auersperg das erwähnte Bild von Thurn am Hart gezeichnet hat, kann ich meinen herzlichen Dank nur in das Grab nachrufen, in welches dieser begeisterte Verehrer Anastasius Grüns heuer leider selbst gesunken ist. Nicht minder gebühren allen andern Persönlichkeiten, welche meine jahrelange Arbeit hier oder da durch Rat und Tat unterstützt haben, die innigsten Dankesworte.

Möge diese Ausgabe die Verehrung für den edlen Dichter und Grafen auch in der jetzigen Generation wachrufen, jene Verehrung, die ihm das Volk und die Jugend seit den ersten flammenden Freiheitssängen bis zu seinem Tode entgegengebracht hat.

Graz, am Schlusse des 100. Geburtsjahres und des
30. Sterbejahres Anastasius Grüns 1906.

Anton Schlossar.

Euer Magnificenz!

Hochgeehrter Herr Rector!

Von der ältesten deutschen Universität Prag und von ihrer jüngsten Schwester Czernowitz, sowie von mehreren andern Corporationen bei meinem jüngst erreichten Lebensstadium in freundlichster und ehrenvollster Weise begrüßt, von dem hochgeehrten Senate der Karl-Franzens-Universität Graz durch die Verleihung des Ehrendoctorates sogar in den illustren Kreis akademischer Mitbürger aufgenommen, habe ich mich zu den Repräsentanten der Wissenschaft und Bildung unserer Zeit eines geistigen Zusammenhanges zu erfreuen, wie ein solcher sich kaum erhebender, ermuthigender und auszeichnender wünschen ließe. Wie das oftgebrauchte Sinnbild des Dichters, der Singvogel, nicht immer in freier Luft schwebt, sondern hier einen Ast, dort einen Grashalm aufsucht, so darf auch der Dichter, will er seiner Aufgabe gerecht werden, nicht einzig und allein im unermeßlichen und schrankenlosen Raume der Phantasie leben, sondern er muß auf dem realen Lebensboden seiner Zeit festen Fuß fassen, und aus dem Borne der Wissenschaft und Bildung seine Nahrung, Erfrischung und Kräftigung schöpfen. Ihr übergroßes Wohlwollen, Ihr mildes Urtheil hat, indem Sie mir die höchste akademische Auszeichnung verliehen, mir für die Vergangenheit das Zeugniß, und für die Zukunft die Gewähr ausgesprochen, daß jener unentbehrliche Zusammenhang mir niemals verloren ging und stets ungelockert bleibe.

Wollen Sie, hochgeehrter Herr Rector, den Ausdruck meines innigsten und unauslöschlichen Dankgefühles für diese schönste Ehrengabe freundlich entgegennehmen und gütigst an den hohen Senat, sowie insbesondere an die löbliche philosophische Facultät übermitteln.

Mit der erneuerten Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung

Euer Magnificenz

ganz ergebener

Graz am 23. April 1876.

Dr. Anton Graf Auersperg

Wappen der Grafen von Auersperg. Pankraziſche Hauptlinie.

Anaſtaſius Grüns Leben und Schaffen.

I. Das Adelsgeſchlecht der Auersperge.

Einige Wegeſtunden ſüdöſtlich von Laibach, der Hauptſtadt des Landes Krain, erhebt ſich auf einer Berghöhe das ſtattliche, mit Türmen bewehrte und mit feſten Mauern verſehene Stammſchloß des Geſchlechtes der Auersperge, eines der berühmteſten Adelsgeſchlechter Öſterreichs, von welchem zahlreiche Sproſſen durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten im Kriege und im Frieden ſich ausgezeichnet und in Öſterreich, ſowie zumal in ihrem Heimatlande Krain hervorragende Stellungen eingenommen haben. Die Auersperge ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach deutſcher, vielleicht ſchwäbiſcher Abkunft und kommen in den älteſten Urkunden unter den Namen Owerſperch, Ouerſpergk, Uſperch, Auerperch vor. Zunächſt finden wir hiſtoriſch nachweisbar Sproſſen derſelben zur Zeit

des Patriarchen Popo von Aquileja in Friaul im 11. Jahrhundert. Schon im 12. Jahrhundert teilte sich der friaulische Stamm der Auersperge in drei Zweige.

Das Krainische Stammhaus des Auerspergischen Adelsgeschlechtes beginnt mit Konrad I., dessen Bildnis sich noch in dem erwähnten Stammschlosse befindet. Es war dies ein Sohn des Johann oder Adolf, Bruders eines friaulischen Odorico. Konrad schon bewohnte das Schloß Auersperg im angedeuteten Gebiete Krains, von dem aber nur noch spärliche Ruinen in der Nähe des jetzt bestehenden Schlosses sich vorfinden. Dieses selbst wurde von einem späteren Konrad v. Auersperg im Bau begonnen, der Bau 1520 von Trojan v. Auersperg nach einem zerstörenden Erdbeben fortgesetzt und nach der Jahreszahl über dem Haupttore 1537 wohl in dem genannten Jahre vollendet.

Mehrere Auersperge kämpften zur Zeit der Kreuzzüge heldenmütig im Heiligen Lande, ein Hans v. Auersperg wird vom Minnesänger Ulrich v. Liechtenstein anläßlich der Schilderung des Turniers von Friesach erwähnt, „als der von Owersperch, der riters tat da tet". Seit dem 1300 geborenen Herbard I. finden wir verschiedene Herbards als hervorragende Vertreter des Geschlechtes, welches immer reicher und angesehener wird und durch Käufe, Erbschaften, Belehnungen wegen ausgezeichneter Dienste und Schenkungen seinen Besitz immer bedeutender vermehrt. Auch gestalten sich durch Ehebündnisse verwandtschaftliche Beziehungen zu hervorragenden Adelsfamilien, von denen hier etwa die Windischgrätz und Stubenberg genannt seien. Im 15. Jahrhundert bekleiden die Auersperge schon hohe Würden und Ehrenstellen, „es beginnt die Zeit, wo kein bedeutender Moment der österreichischen Geschichte vorübergeht, ohne daß nicht ein Auersperg daran seinen Teil und in der Regel einen höchst ehrenvollen gehabt hätte".

Der 1428 gestorbene Georg v. Auersperg hatte die

hervorragende erste Landesstelle eines Landeshauptmanns in Krain inne, und sei gleich hier angeführt, daß wir nach ihm eine Zahl von Sprossen dieser Adelsfamilie im Laufe der Jahrhunderte in dieser hochangesehenen wichtigen Stellung finden, so Wilhelm v. Auersperg bis 1499, Johann v. Auersperg bis 1522, Herbard Freiherr v. Auersperg 1575, Weikard Freih. v. Auersperg bis 1580, Wolf Engelbert Graf v. Auersperg bis 1673, Anton Jos. Graf v. Auersperg seit 1742. Seit 1450 hatten die Auersperge auch das Erbkämmereramt und seit 1463 das Erbmarschallamt von Krain verliehen erhalten, letzteres die drei Brüder Hans, Wilhelm und Georg von Friedrich III. für die tapfere und mannhafte Verteidigung des in seiner eigenen Burg zu Wien belagerten Kaisers.

Eine überaus wichtige Rolle als Verteidiger des Reiches und Landes wurde Angehörigen des Hauses Auersperg zuteil, seitdem im 15. und 16. Jahrhundert die Türken ihre verheerenden Einfälle veranstalteten, das Land verwüsteten und die Bevölkerung bedrohten. Nicht selten hatten Auersperge in ihren eigenen Schlössern den türkischen Feind abzuwehren, aber auch von den Grenzen vertrieben sie ihn und feierten manchen herrlichen Sieg. Ein wackerer Kämpe gegen die Türken, Pankraz II. († 1496), wurde, vom Kaiser zum Truchseß und Hauptmann in der Metlik ernannt und ihm der Freiherrnstand verliehen. Im 15. Jahrhundert schon war dieses Geschlecht an Ehren und Vermögensbesitz außerordentlich hervorragend. Johann IX., ein weitgereister und hochgebildeter Mann, dessen Landeshauptmannschaft schon oben erwähnt ist, war zuvor auch Verweser des Schlosses Laibach (mit 26 Jahren) und nahm an den Kriegsunternehmungen von 1508—1517 selbsttätig Anteil. Er hat auch dadurch eine besondere kulturgeschichtliche Bedeutung erlangt, daß er den von Sigmund Freiherrn v. Dietrichstein für Inneröstereich gestifteten St. Christoph-Orden für ritterliche Mäßigung

und Nüchternheit zur Besserung der durch die Kriegszeiten verwilderten Sitten des Adels in Krain einführte.

Eine ganz besonders hervorragende Persönlichkeit des Geschlechtes ist Herbard (VIII.) Freiherr v. Auersperg (1528—75), welcher sich als Staatsmann und ausgezeichneter Kriegsheld hervortat und schon im Jahre 1557 als Befehlshaber von Zengg mit einer geringen Mannschaft 4200 Türken in die Flucht schlug. Er war zur Bewachung der windischen, kroatischen und Meergrenzen als oberster Befehlshaber aufgestellt und erwies stets nicht nur die gewissenhafteste Aufmerksamkeit bei deren Verwaltung, sondern auch den kühnsten Heldenmut bei deren Verteidigung. Bei einem Zusammenstoße mit den Türken in der Nähe von Budaschki ereilte den Helden am 22. September 1575 der Tod; er hatte einen vornehmen türkischen Anführer, sich mitten in die Schar der Feinde stürzend, vom Pferde gehauen, wurde aber sogleich umzingelt und ein Schwertstreich trennte ihm das Haupt vom Rumpfe. Dieses Haupt wurde an den Sultan nach Konstantinopel geschickt, dann aber gegen Erlag einer Summe der Familie wieder zurückgestellt. Herbards Sohn Wolf Engelbert Freiherr v. Auersperg kämpfte in demselben Treffen bei Budaschki gegen die Türken, wurde dabei gefangen genommen und nach zwei Jahren gegen ein Lösegeld freigegeben. Eine Reihe von Jahren (von 1566 an) bekleidete Herbard v. Auersperg, wie früher angedeutet, auch die Stelle eines Landeshauptmanns in Krain. Überaus bemerkenswert zeigt sich auch des Helden Stellungnahme in religiösen Fragen. Es erschien nämlich zu jener Zeit in ganz Innerösterreich (Steiermark, Kärnten und Krain) die neue reformatorische Lehre Luthers schon außerordentlich verbreitet, und namentlich die Adeligen dieser Länder waren der neuen Lehre vielfach zugetan. Unter den Krainern ist Herbard v. Auersperg als besonderer Anhänger und Verteidiger der evangelischen Lehre, und neben und nach ihm sind noch

mehrere aus dem Geschlechte der Auersperge als Bekenner des evangelischen Glaubens zu nennen. Schon 1528 waren in Laibach einige Männer zusammengetreten, welche der neuen Lehre Luthers ihre Gesinnung zuwendeten. Dazu kam der Geistliche und spätere Domherr in Laibach, Primus Truber, welcher in der Folge die Bibel ins Slowenische übersetzte und gewissermaßen der Begründer der Reformation in Krain, ja durch die erwähnte Übersetzung auch der slowenischen Literatur genannt werden kann. Truber war unweit vom Schlosse Auersperg in Rašica als Auerspergischer Untertan geboren und erfreute sich der Beschützung und Förderung seiner Bestrebungen durch die Freiherren v. Auersperg. Infolge der bald eintretenden gegenreformatorischen Maßregeln des Landesfürsten und des Bischofs wurde Truber seiner Domherrnstelle entsetzt und bekleidete mehrere Pfarrerstellen in Krain, mußte jedoch, da er stets im evangelischen Geiste predigte, trotz der Verteidigung durch die Krainer Landstände das Land verlassen. Er kam nach Württemberg und wurde daselbst von dem Herzog Christoph zumal in bezug auf den Druck der slowenischen (windischen) Bibelübersetzung wärmstens unterstützt. Auch der Freiherr Hans Ungnad von Sonegg, welcher sich dem neuen Glauben zugewendet, war aus seiner Heimat Steiermark ausgewandert und hatte sich in Urach angesiedelt, woselbst er eine slawische Bibeldruckanstalt ins Leben rief und dem eifrigen Truber dadurch in seinen Bestrebungen zur Seite stand, die erwähnte Bibelübersetzung gedruckt vorzulegen. Von dieser Übersetzung erschien der letzte Teil des Neuen Testaments 1578 zu Tübingen. Vorher schon aber hatte Truber um sein Volk, „das bisher in großer Unwissenheit gelebt", der evangelischen Erkenntnis teilhaftig zu machen, einen Katechismus und 1560 ein Abecedarium in Druck gegeben. Diese Bücher, so unbedeutend sie scheinen mögen, waren aber dennoch danach angetan, deutsche Kultur unter den Slowenen zu ver-

breiten. Einige Male kam Truber unter dem Schutze der Krainer Landschaft wieder nach Laibach, er mußte aber, von dem Bischof und der Regierung bedrängt, jedesmal wieder abziehen. In Württemberg dagegen wurde ihm die Pfarrerswürde erteilt, und er blieb von dort im schriftlichen Verkehr mit seinen Landsleuten, ja auf seiner Pfarre bei Tübingen stand er sogar unter anderem in persönlicher Verbindung mit den damals in Tübingen studierenden Christoph und Andreas v. Auersperg, die ihn öfter in seiner Herberg besuchten, „nicht wie einen Landsmann, sondern wie einen Vater". Er widmete ihnen daher auch den letzten Teil der Übersetzung des Neuen Testamentes von 1578. Truber starb im Jahre 1586, also lange nach Herbards v. Auersperg traurigem Ende. Aber dieser blieb während seiner Landeshauptmannschaft dem Verbreiter der evangelischen Lehre stets ein mächtiger Beschützer. Hatte doch Herbard selbst schon 1564 in der Pfarre St. Cantian seiner Herrschaft Auersperg die evangelische Religionsübung eingeführt und sich selbst dem protestantischen Glauben zugewendet, wohl auch hierzu bestimmt durch die vielen Ärgernis erregenden Mißstände, welche damals sich bei der katholischen Geistlichkeit zeigten. Die Krainer Landschaft überhaupt suchte in jeder Richtung die evangelische Lehre in Krain zu befestigen und auszubreiten, und die Regierung, durch die kriegerische Lage an der Grenze und die nötige Bewachung hierzu genötigt, machte dem evangelisch gesinnten Adelsherrn sogar gewisse Zugeständnisse. So war 1563 in Laibach eine lateinische evangelische Schule errichtet worden, deren von dem Prädikanten Spindler verfaßte noch vorliegende Schulordnung 1578 von den ständischen Verordneten approbiert ist. Von landesfürstlicher Seite wurde aber namentlich auch mit Unterstützung der katholischen Geistlichkeit fortwährend die Unterdrückung des Protestantismus im Lande betrieben. Der Widerstreit zwischen den Ständen Krains und dem Regenten Erzherzog Karl

von Inneröſterreich, welcher daraus entſtand, erſchien einigermaßen geſchlichtet, als bei der Vermählung des Erzherzogs mit der Herzogin Maria von Bayern 1571, auf Antrag des Landeshauptmanns Herbard und des Erbmarſchalls Hans v. Auersperg, anläßlich dieſer Vermählung dem hohen Paare ein Ehrengeſchenk von 8000 Gulden von der Krainer Landſchaft geſpendet wurde, bei deſſen Überbringung nach Wien Herbard Freiherr v. Auersperg perſönlich mit zugegen war.

Auch der zweite Überſetzer der Bibel ins Slowenische, der Magiſter Georg Dalmatin aus Gurkfeld, erfreute ſich des Schutzes von Seite Herbards v. Auersperg. Allerdings iſt Dalmatins Bibelüberſetzung erſt 1584 (in Wittenberg) erſchienen, ein Werk nicht minder bedeutend für die Literatur der Slowenen als die erwähnte Übertragung Primus Trubers. Aber die Vorarbeiten hatte Dalmatin noch unter Herbards mächtigem Schutze ausführen können, ja Herbards Sohn Chriſtoph „hat ſpäter, als Dalmatin, von dem katholiſchen Klerus verfolgt, ſich in ſeinen Schutz begab, ihm das alte Stammſchloß zur ‚Wartburg‘ im Sinne Luthers umgeſtaltet, wo ſodann die Bibelüberſetzung zuſtande kam, und wo in der noch erhaltenen lutheriſchen Kapelle die Familie aus ſeinem Munde die evangeliſchen Lehren empfing“.

Wir ſehen ſomit zu jener Zeit in Krain die Auersperge der evangeliſchen Lehre ergeben und finden in ihnen Schützer und Verteidiger des Glaubens bis in das 17. Jahrhundert. Sehr ausführlich hat alle dieſe Verhältniſſe und Herbards v. Auersperg Leben und Wirken überhaupt, P. v. Radics behandelt in ſeinem umfaſſenden Buche „Herbard VIII. Freiherr zu Auersperg“ (Wien, 1862).

Hatten ſich bisher in ſolcher Weiſe zahlreiche Auerſpergiſche Geſchlechtsangehörige durch Heldentaten und ſtaatsmänniſche Begabung nicht allein, ſondern auch durch freiheitliche Geſinnung betätigt, ſo weiſt auch die Folgezeit nicht wenige Männer dieſer Abſtammung auf, welche durch über-

aus große Verdienste hervorragen. Dietrich IV. v. Auersperg (1578—1634), Erbmarschall und Erbkämmerer in Krain, Reichshofrat, trat in den Staatsdienst, wurde 1626 Landesverwalter und infolge seines Eifers, seiner Urteilskraft, Klugheit und Gewandtheit in den Reichsgrafenstand erhoben. Johann Weikard v. Auersperg (1619—77) leistete dem Staate ebenfalls besondere Dienste, wurde zu Gesandtschaften an die europäischen Höfe verwendet und erwarb sich die Gunst des Kaisers Ferdinand III. so sehr, daß ihn dieser zum Leiter der Erziehung des Kronprinzen Ferdinand erwählte, zum geheimen Rat und Staats- und Konferenzminister ernannte und ihm den Reichsfürstenstand verlieh.

Von anderen Angehörigen des Hauses Auersperg seien noch etwa folgende besonders angeführt: Wilhelm v. Auersperg († 1506), der Rat des Kaisers Friedrich, mit dem Zunamen „der Reiche", Landeshauptmann und Erbmarschall in Krain, welcher das besondere Vertrauen des Monarchen genoß und für das Kirchen- und Städtewesen in Krain überaus tätig war. — Andreas Freiherr v. Auersperg (1557—94), kaiserlicher Oberst, Rudolfs II. Kriegsrat und kommandierender General an der kroatischen Grenze. 1593 erfocht er einen herrlichen Sieg in der Schlacht bei Sissek an der Kulpa über die fast sechsfach ihm überlegene Anzahl von Türken. Die Geschichtschreiber nannten ihn daher den „christlichen Achilles und den Schrecken der Türken". — Karl Josef Anton Fürst v. Auersperg (1720—1800), Oberstlandmarschall und Erblandkämmerer in Krain, war der Senior des Geschlechtes und Ritter des Goldenen Vlieses, seine Fideikommißherrschaft Gottschee wurde vom Kaiser Leopold II. zum Herzogtum erhoben, und er trug daher auch den Titel Herzog v. Gottschee. — Heinrich Josef Johann Fürst v. Auersperg (1696—1783), ein ausgezeichneter Staatsmann, erhielt die Obersthofmarschallswürde, war Ritter des Goldenen Vlieses und nahm an zwei Krönungen der

Kaiser in Frankfurt a. M. teil. — Als Schriftsteller besonders erwähnt zu werden verdienen: Graf Johann B. v. Auersperg (1745—1816), welcher 1789 bischöflicher Generalvikar und Präsident des geistlichen Rates und zuletzt Generalvikar und Vorsteher des Ursulinerklosters in Olmütz war. Er hat verschiedene ökonomische sowie kirchenrechtliche Arbeiten veröffentlicht. Ferner Sigmund Theodor Graf Auersperg (1757—1803), ein Zögling des Wiener „Barden" Denis und ein „großer Freund der schönen Wissenschaften" Er gab im Drucke eine staatsrechtliche Schrift 1777 heraus, und von ihm rühren in J. N. v. Kalchbergs Musenalmanach: „Früchte vaterländischer Musen" (Graz, 1789 und 1790), eine Zahl von Gedichten her, die von einer hübschen poetischen Begabung zeigen. — Auch im 19. Jahrhundert glänzten die Auersperge durch hervorragende Vertreter des Geschlechtes, und es braucht wohl hier nur auf den Präsidenten des österreichischen Herrenhauses und späteren Ministerpräsidenten Fürst Karl Wilhelm v. Auersperg (1814—1890), den Zeitgenossen Anastasius Grüns, einen Staatsmann von hoher Begabung und hervorragender Bedeutung, sowie auf den Fürsten Adolf Auersperg (1821—85), den Bruder des ebengenannten, der 1871 ebenfalls die Ministerpräsidentenstelle bekleidete, hingewiesen zu werden.

Mit der Anführung der vorstehend genannten Angehörigen des Auerspergischen Geschlechtes aus der Reihe der Jahrhunderte ist natürlich nur ein knapper Überblick besonders bedeutender oder charakteristischer Persönlichkeiten dieser berühmten Adelsfamilie geboten, noch viele andere haben sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens große und rühmliche Verdienste erworben.

Was die genealogische Entwickelung der Auersperge, namentlich in bezug auf noch blühende Linien, betrifft, so sei hier nur folgendes kurz angeführt. Der Stammvater aller dieser Linien ist Engelhard († 1466). Nach dessen

Söhnen Pankraz und Volkard bildeten sich zwei Hauptlinien, die Pankrazische in Krain und die Volkardsche in Niederösterreich. Die Pankrazische Hauptlinie teilte sich in drei Nebenlinien (ältere, jüngere und jüngste Linie). Die Volkardsche Hauptlinie scheidet sich in drei Nebenlinien. Die mittlere dieser Nebenlinien zu Purgstall trennte sich wieder in die zwei neuen Linien von Altschloß Purgstall und Neuschloß Purgstall.

Anton Alexander Auersperg, unser Dichter Anastasius Grün, gehörte der älteren Pankrazischen Hauptlinie an, welche seit 1630 den Reichsgrafenstand inne hat, und zwar der Linie zu Thurn am Hart, das als Stammschloß derselben erscheint. Auf dem Stammschlosse Auersperg der danach genannten Linie waltet heute als Majoratsherr Leo Graf v. Auersperg, der Sohn des mit Anastasius Grün in treuer Freundschaft verbündeten und 1883 gestorbenen Vetters desselben, Maria Josef Grafen v. Auersperg.

Das Wappen der Pankrazischen Linien der Grafen v. Auersperg, also auch dasjenige des Grafen Anton Alexander v. Auersperg-Anastasius Grüns, ist ein in vier Felder geteiltes Schild, auf dessen erstem und viertem Felde in Rot ein auf grünem Rasen schreitender weißer Auerochs mit schwarzem Nasenring sich befindet. Das zweite und dritte Feld in Silber weist eine schwarze Metzgerbank und darauf befindlichen schwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf. Ein Herzschild in der Mitte zeigt auf silbernem Grunde einen roten goldgekrönten rechtsspringenden Löwen. Man ersieht aus dem im Wappen befindlichen Auerochsen das hohe Alter dieses Adelsgeschlechtes.

II. Eltern, Geburt, Knabenzeit.

Der Großvater des Grafen Anton Alexander Auersperg, des Dichters Anastasius Grün, war der Erbmarschall von Krain, Graf Alexander Auersperg. Er lebte auf dem Schlosse Thurn am Hart, das später eine so bedeutende Stätte für des Enkels Leben und Wirken bilden sollte. Graf Alexander scheint ein sehr energischer Mann gewesen zu sein. Aus dem Jahre 1747 berichtet wenigstens Radics („Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes." Leipzig 1879), daß Graf Alexander bezüglich gewisser an die Stände ergangener landesfürstlichen Verfügungen Einwände erhob und zu bedenken gab: ob diese Verfügungen nicht den ständischen Freiheiten widersprächen und dagegen Vorstellungen zu machen wären. Eine Mahnung der Stände, über solche damals von großem Mute zeugende Bemerkungen, scheint Graf Alexander nicht beachtet zu haben, und es wurde ihm im Jahre 1750 von der „Repräsentation und Kammer in Krain" die Mitteilung gemacht, daß die Landmarschallsstelle, welche er bekleidete, aufgehoben und an den Landeshauptmann übertragen sei. Die Stände befürchteten offenbar, durch, wenn auch nur gelindes Entgegentreten gegen die Verfügungen der Regierung sich bei derselben unliebsam zu machen.

In Thurn am Hart war es auch, wo Anastasius Grüns Vater, Maria Alexander, der 1774 geborene Sohn des ebengenannten Grafen Alexander, seine erste Erziehung und Ausbildung genoß. Dieser bezog hierauf die Universität und widmete sich dem juridischen Studium, worauf er als Auskultant bei den „k. k. Landrechten" in Laibach 1794 eintrat. Daselbst verblieb er bis zum ersten Einfall der Franzosen in Laibach Ende März 1797, und da sein Vater

damals ſtarb, verwaltete er zwei Jahre lang das Schloß Thurn am Hart. Vom Jänner 1799 bis Juni 1800 diente Graf Maria Alexander als Bureaupraktikant in juridiſchen Privatdienſten und von 1800 bis Anfang 1805 als ſupernumerärer Kreiskommiſſär, welchen Dienſt er jedoch aus Familienrückſichten ebenfalls aufgab. Da das Land Krain damals eine Zeitlang unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, wurde der Graf, wie er in einem Schreiben an den einflußreichen Geheimrat Baron Joſef Erberg um eine Staatsanſtellung im Jahre 1813 ſelbſt bemerkt, „in dem Augenblicke der franzöſiſchen Abtretung zum Tribunal, Cour d'appel und Intendanten angeſprochen". Er nahm aber aus Anhänglichkeit für ſeinen Kaiſer nichts als die Mairie an, und dieſe nur aus dem Grunde, damit ſie nicht ein franzöſiſcher Angeſtellter erhalte, und damit er im öſterreichiſch-patriotiſchen Sinne wirken könne. Eine weitere Staatsanſtellung hat Graf Alexander nicht bekleidet. Immer aber zeigte er ſich als warmfühlender kaiſertreuer öſterreichiſcher Patriot. Anaſtaſius Grün hat in ſpäterer Zeit dem ihm befreundeten Publiziſten Franz Broemel eine Epiſode aus jener Zeit mitgeteilt, welche

Maria Alexander Karl Graf Auersperg: Vater des Dichters.

das bei aller freiheitlichen Geſinnung doch auch in dem Dichter Anaſtaſius Grün feſtgewurzelte ähnliche patriotiſche Gefühl erklärte und auf ſeines Vaters Denkweiſe ein hübſches Streiflicht wirft. „Es war wohl im Jahre 1813," erzählte zu Anfang der ſechziger Jahre Graf Auerſperg-Grün dem erwähnten Gewährsmann, „mein Geburtsland franzöſiſche Provinz — mein Vater ſtand am Fenſter und ſprach mit meiner Mutter, wahrſcheinlich über damalige politiſche Ereigniſſe, plötzlich aber ſagte er, die Hand aufs Herz legend, mit beſonderer Wärme und Betonung: ‚Ich bin und bleibe ein guter öſterreichiſcher Patriot!' Wie es im Kinderleben oft geſchieht, daß einzelne den Kleinen ſogar unverſtändliche Worte tief ins Gemüt bringen, ſich auf immer einprägen und den Geiſt zur Forſchung anregen, ſo erging es mir, dem kaum ſiebenjährigen Knaben mit den beiden mir damals gänzlich dunkeln Worten ‚Öſterreich und Patriot'. Sie beſchäftigten mich ſpäter noch lange und oft. Mag denn auch dieſe an ſich unſcheinbare Szene im Schloſſe Thurn am Hart nicht als der einzige Moment maßgebender Bedeutung für meine dichteriſche Richtung gelten dürfen, ſo bleibt ſie doch nach meinem eigenen Gefühle der Mittelpunkt, der Kern des ganzen Lebens und Strebens, dem ſich ſpätere Erlebniſſe und Erfahrungen mächtig anfügten, um in eines zu verwachſen."

Um wieder auf Anaſtaſius Grüns Vater ſelbſt zurückzukommen, ſo ſtand er, deſſen ausgeſprochene deutſche Geſinnung bekannt war, während der Herrſchaft der Franzoſen in Krain, bald auf der Liſte jener Adeligen des Landes, welche der franzöſiſche Generalintendant verhaften laſſen wollte, um die ungeheuren, von den Franzoſen der Bevölkerung auferlegten Steuern aufzubringen. Aber Graf Auerſperg hatte ſchon früher davon vernommen und entzog ſich ſeiner Verhaftung durch eine Reiſe nach Iſtrien. Es wäre auch zu bemerken, daß wir ſchon am Ende des 18. Jahrhunderts den Grafen Maria Alexander als Mitglied der adeligen

Gesellschaft: „Diana, die Jägerin" in Laibach finden, welche nicht nur der Förderung des Jagdwesens gewidmet war, sondern die auch politisch von Bedeutung erschien, weshalb 1802 diese Gesellschaft „wegen Staatsgefährlichkeit" von der Regierung aufgelöst wurde. Eben auch in Laibach wurde 1812 eine Freimaurerloge gegründet, in welcher sich verschiedene Mitglieder der früheren aufgelösten Jagdgesellschaft wieder fanden und da diese Gründung gerade in die Zeit der Franzosenherrschaft in Krain fiel, so läßt sich leicht annehmen, daß auch die Freimaurerloge Bestrebungen gegen die französische Herrschaft förderte und sohin ebenfalls politische Tendenzen aufwies. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig war die französische Gewalt auch in Krain gebrochen. Die Stände des Landes beschlossen, eine Huldigungsdeputation an den Kaiser nach Wien zu senden, welche zugleich ihre Wünsche um die Wiedereinführung der ständischen Verfassung an dem Throne vorbringen sollte, die ihnen Napoleons Machtherrschaft vollständig geraubt hatte. Unter den im Jahre 1814 nach Wien zum Kaiser Franz aus diesem Anlasse abgehenden Mitgliedern der Deputation finden wir auch Anastasius Grüns Vater, den Grafen Maria Alexander v. Auersperg. Die neue Ständeverfassung wurde nach längerer Zeit auch wirklich bewilligt, aber der schon jetzt überaus mächtige Staatskanzler Fürst Metternich sorgte dafür, daß die Rechte der Stände durchaus nicht mehr jenen Umfang erhielten, welchen sie in früheren Jahrhunderten aufwiesen, und namentlich die sogenannten Landtage waren in ihrer Bedeutung nicht mit den das Land vertretenden Körperschaften der Zeit nach 1848 zu vergleichen, welche unter diesem Namen von 1861 an ihre Wirksamkeit ausübten.

Die Mutter des Grafen Anton Alexander Auersperg-Grün, die Gemahlin des Grafen Maria Alexander, Cäcilia, entstammte dem alten, aber bereits erloschenen Krainer Adelsgeschlechte der Freiherrn von Billichgratz; sie hatte sich im

Jahre 1804 mit dem Grafen vermählt. Nach den vorhandenen Gemälden, von denen das größte, ein Kniestück, sich im Schlosse Thurn am Hart befindet, war sie eine imposante Erscheinung, welche die herrschende Mode in der Kleidung à la Grèque, mit dem Federbarett, den hohen, bis zum Ellenbogen reichenden Handschuhen und dem Familienschmucke besonders schön im Bilde hervortreten läßt. Das braunumlockte zartgefärbte Gesicht mit den dunkeln Augen blickt den Beschauer freundlich an, doch läßt sich ein gewisser energischer Zug in dem feingeschnittenen Antlitze nicht hinwegleugnen. Und in der Tat war jedenfalls bei aller Güte energisches Auftreten ein Grundzug ihres Charakters.—Das Bild des Vaters Anastasius Grüns zeigt denselben in der Uniform der Krainer Landstände mit Goldstickerei; sein Gesicht weist aber neben der überaus kräftig hervortretenden Nase allzu scharfe Züge auf, um einen besonders freundlichen Eindruck hervorzubringen.

Gräfin Cäcilia Auersperg geb. Baronin Billichgratz: Mutter des Dichters.

Das Elternpaar wohnte, wie erwähnt, zumeist auf seinem Schlosse zu Thurn am Hart. Daß Graf Anton Auersperg

Grün nicht daselbst das Licht der Welt erblickte, ist einem besonderen Umstande zuzuschreiben. Im April 1806 weilte nämlich Graf Maria Alexander mit seiner Gemahlin zufällig in Laibach, der Hauptstadt des Landes, welche man ja gern aus der ländlichen Abgeschiedenheit des Schlosses zu besuchen pflegte. Dort in dem sogenannten „Deutschen Hause", neben

Deutsches Haus mit Kirche in Laibach.

dem sich die deutsche Ordenskirche befindet, zu der es als Komturgebäude des deutschen Ritterordens gehörte, hatte Graf Maria Alexander sein gewöhnliches Absteigequartier, bevor er sich ein eigenes Haus auf dem heutigen „Auerspergplatze" in Laibach erwarb. In diesem „Deutschen Hause" wurde, während jener zufälligen Anwesenheit der Mutter in der Krainer Hauptstadt Anton Alexander Auersperg, der Dichter Anastasius Grün am 11. April 1806 geboren. Er erhielt

bei der Taufe am nächsten Tage die Namen Maria, Anton, Alexander, Josef, Richard, Siegfried, Leo, und als Paten fungierten bei dem Taufakte der Freiherr v. Billichgraz, Landstand in Krain und die Gräfin Beatrix Auersperg, geborene Gräfin Falkenhayn (nach Radics' Angabe).

Im Schlosse Thurn am Hart befindet sich heute noch die Wiege Anastasius Grüns. Ein Holzgestell, in dem unten eine Lade für Kinderwäsche angebracht ist, trägt den ziemlich massiv gebauten eichenen Wiegenkorb. Der Großneffe des Dichters Graf Guido Auersperg erzählt von dieser Wiege eine hübsche und wie er erklärt, „auf Wahrheit beruhende Geschichte", welche zugleich als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Vaters unseres Dichters hier nach der Erzählung Graf Guido Auerspergs ihre Stelle finden möge.

Vor mehr als hundert Jahren lebten auf Thurn am Hart die Großeltern des Dichters und ihr Sohn Alexander. Alexander sollte sich nach dem Wunsche der Eltern möglichst standesgemäß verheiraten. Doch der junge Mann konnte sich nicht dazu entschließen, denn er liebte aus ganzem Herzen ein hübsches, aber armes Mädchen, das auch ihm in inniger Liebe zugetan war. Die Eltern Alexanders wollten jedoch von einer solchen Verbindung nichts wissen und bestimmten ihn schließlich, sein Glück und seine Liebe den „Familienrücksichten" zu opfern, ein Zwang, der ja auch in unserer freien Zeit in vornehmen Kreisen leider noch herrschend ist. Das Mädchen bewohnte mit seiner Mutter nicht fern vom gräflichen Schlosse ein bescheidenes, aber nettes Häuschen. Zwischen dem Schlosse und dem kleinen Hause befand sich ein freundlicher lauschiger Platz, der die beiden Liebenden oft vereint hatte, eine große stattliche Eiche, zu ihren Füßen eine kleine Bank. Die Eltern Alexanders hatten es zum Schlusse dahin gebracht, daß Alexander mit einem den ersten Adelsfamilien des Landes angehörigen bildhübschen Mädchen verlobt wurde und sie heiraten sollte. So kam

denn der letzte Tag vor der Hochzeit. Mit Fröhlichkeit, Luſt und Tanz wurde der Polterabend gefeiert. Aber während es im Schloſſe luſtig zuging, entzog ſich Alexander dem rauſchenden Feſte und begab ſich hinaus in die ſtille laue Mondnacht unter die Eiche — um von ſeinem Glück für immer Abſchied zu nehmen. So ſaßen ſie denn zum letztenmal beiſammen, der traurige Bräutigam und die Verlaſſene, träumten noch einmal all die Seligkeit, all das Glück durch, das ſie miteinander verlebt. Und als Alexander meinte, er könne nicht heiraten, das Herz breche ihm, er könne nicht von ihr laſſen, da war ſie es, die ihm Mut zuſprach, die ihn tröſtete. Er mußte ihr verſprechen, daß er mit ſeiner Frau recht gut und lieb ſein wolle — um ihretwillen. Sie ſelbſt wolle fort aus der Gegend, weit fort, denn ihr tue es zu weh, ihn an der Seite einer anderen zu ſehen. Und als ſie den letzten Abſchied voneinander nahmen, da ſagte ſie ihm, ſie wolle ihm ein Andenken, eine Erinnerung an ihren gemeinſamen Jugendtraum, an alle die Stunden voll Glück und Liebe, geben. Er ſolle die Eiche, die auf ihrem Grund und Boden ſtand, unter der ſie ſo viele ſchöne Stunden verträumt, fällen laſſen, und aus dem Holze ſolle eine Wiege gefertigt werden, und der „Erſtgeborene“ ſolle darin liegen. Das war der Abſchied der beiden, die das Leben voneinander trennte. Und nach ihrem Wunſche geſchah es. Die Eiche wurde gefällt, die Wiege gezimmert, und nach einem Jahr lag der „Erſtgeborene“ darin. Dieſer war kein anderer als der ſpätere große deutſche Dichter Anaſtaſius Grün.

Es ſei nur noch vorweg bemerkt, daß Graf Alexander v. Auerſperg ſchon am 8. Februar 1818, viel zu früh, geſtorben iſt, und daß ſich Gräfin Cäcilia zum zweitenmal am 21. Februar 1819 mit dem Freiherrn von Lichtenberg-Janeſchitz vermählte. Aus der erſten Ehe ſtammten noch vier Kinder, darunter drei Schweſtern Anaſtaſius Grüns;

von diesen Kindern starb ein Sohn im zarten Kindesalter, von den Schwestern wurde Therese im Jahre 1809, Anna Maria im Jahre 1812 und Sophie im Jahre 1814 geboren. Anton Alexander war also der einzige männliche Stammeserbe der Auerspergischen Linie zu Thurn am Hart.

Die erste Erziehung unter der Aufsicht des damals noch lebenden Vaters und der für das Wohl des einzigen Sohnes und Stammhalters besorgten Mutter erhielt der junge Graf Anton Alexander auf dem heimatlichen Schlosse Thurn am Hart, dem er in der Folge stets eine geradezu schwärmerische Anhänglichkeit bis in sein hohes Alter bewahrte. Ein Exfranziskaner war der Hofmeister des jungen Grafen, wie Anastasius Grün später selbst in einer kurzen Autobiographie berichtet, die sein Freund Bauernfeld zu einer lebensgeschichtlichen Veröffentlichung über den berühmt Gewordenen sich erbeten hatte. Es ist schade, daß über diesen geistlichen Hofmeister des Knaben nicht mehr bekannt geworden ist, da gewiß sich daraus Schlüsse auf die spätere poetische Entwickelung des Dichters hätten ziehen lassen, der bei aller Verehrung des echten Priestertums schon in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" seinen Abscheu gegen das verwerfliche Pfaffentum Ausdruck gibt. Freilich dürfte auf diese Gesinnung Grüns späterer Aufenthalt in dem v. Klinkowströmschen Institute zu Wien von besonderem Einfluß gewesen sein. Den Anlaß zu des jungen Grafen Entfernung vom Schlosse und zur weiteren Erziehung in Wien gab zunächst ein Antrag Marmonts, des französischen Generalgouverneurs von Illyrien (zu dem auch Krain gehörte), den jungen Grafen in eine Erziehungsanstalt nach Paris mitzunehmen. Des Vaters österreichisch-patriotischer Sinn sträubte sich so sehr dagegen, daß er seinen Sohn der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien zur weiteren Ausbildung übergab.

III. In den Wiener Erziehungsanstalten.

Im Sommer des Jahres 1813 machte der jugendliche Graf in entsprechender Begleitung seine erste Reise nach Wien, um, sieben Jahre alt, dem „Theresianum", jener von Maria Theresia gestifteten Erziehungsanstalt für Söhne österreichischer Adeliger, anvertraut zu werden. Aber es scheint, daß schon hier eine Spur allzu freiheitlichen Sinnes in dem Knaben zutage trat. Anastasius Grün selbst schreibt hierüber in der erwähnten Selbstbiographie:

„Die geistlichen Pädagogen dieser Anstalt erklärten schon nach zwei Jahren, mich damals neunjährigen Buben, für unverbesserlich; warum? weiß ich noch nicht. So bin ich denn aus der Anstalt ausgetreten — worden und trat in die k. k. Ingenieurakademie" (in Wien).

Gegen die strenge, zumal militärische Zucht sträubte sich aber auch in der Ingenieurakademie der als „Wildfang" geltende Knabe. So erzählt L. A. Frankl (dessen Angaben aus dieser Lebensperiode die Quelle weiterer Mitteilungen über Grüns Erziehung in Wien bilden), daß sich der junge Graf, in der daselbst eingeführten Uniform, eines Tages heimlich aus dem Institutgebäude entfernt habe, nach dem eine Stunde entfernten Schloßgarten von Schönbrunn gegangen sei und dort seinen Degen in eines der Wasserbassins des Gartens geworfen habe. Erst eine ausgesendete Patrouille brachte den Flüchtling zurück, und als er bedroht gestand, wohin sein Degen gekommen sei, wurde ihm eine harte und exemplarische Freiheitsstrafe zuteil. Das Bassin mußte entleert werden, bis man auf dem Grunde desselben die erwähnte Waffe, den Degen, fand.

Um dieselbe Zeit starb in Thurn am Hart, wie schon früher erwähnt, der gräfliche Vater des Knaben. Ein im

Einverständnis mit der Obervormundschaftsbehörde gerichtetes Ansuchen der Mutter an den Kaiser, daß der junge Graf wieder in das Theresianum aufgenommen werde, da er als Majoratsherr und Erbe einer bedeutenden Herrschaft in Krain sich nicht dem Militärdienste widmen könnte, wurde abgewiesen. Inzwischen hatte sich die Gräfin Auersperg zum zweitenmal mit dem Freiherrn v. Lichtenberg vermählt, und man beschloß, den Knaben einem privaten Erziehungsinstitute in Wien zu übergeben.

Als solches wurde die Erziehungsanstalt Friedrich v. Klinkowströms „eines ehemaligen Kunstjüngers, nun eifrigen Konvertiten, Schwager Pilats", bestimmt und ihr der junge Graf als Zögling überantwortet. Es ist ein Brief Klinkowströms an die Mutter erhalten, in dem dieser nach mehrmonatlichem Aufenthalte Auersperg-Grüns im Institute über den Zögling berichtet, und der ungemein bezeichnend erscheint.

Dieser Brief vom 6. März 1820 teilt unter anderm, den jungen Grafen betreffend, mit:

„Seine beiden gefährlichen Eigenschaften, Stolz und Jähzorn, zeigen sich immer seltener; seine Verirrungen werden kürzer und seine Reue kommt immer schneller. Dies sind, däuchte mir, sehr glückliche Merkmale. Allein noch sind diese Fehler nur mehr unterdrückt als eigentlich verschwunden, und wenn er hier nicht so zu einer christlichen Gesinnung, also zur demütigen Erkenntnis seiner Fehler angehalten würde, wenn nicht seine Kameraden ebenfalls meistens Knaben aus angesehenen Häusern wären, für die er Rücksicht hat und sich im Zaume hält und wenn endlich in meinem Hause nicht ein häuslicher familienartiger Ton herrschte, der seinem Herzen wohltut und milde macht, so würden öfters Verwirrungen des Stolzes bei ihm eintreten. Allein diese Fügungen Gottes sind es eben, die mir große Hoffnung geben, und wirklich sind eigentlich nur ein paar Unarten mit Worten gegen einen Lehrer vorgefallen, die er gleich bereute und abgebeten hat, so daß ich in dieser Hinsicht mich nicht beklagen kann . . . Übrigens ist sein Herz so gut und kindlich anhänglich, daß von dieser Seite viel mit ihm auszurichten ist. Zu

diesem Behufe wage ich zu bitten, öfters ihm ein Briefchen zu schreiben. Er hat immer eine große Freude daran, sein ganzes Gefühl ist dann aufgeregt. Mir scheint aber notwendig, auf sein Herz einzuwirken, weil der Kopf ohnedies die Hauptrolle in seinem Wesen hat und die seltene Leichtigkeit, mit welcher er lernt und alle seine Mitschüler übertrifft, ihn leicht stolz auf die Superiorität des Geistes und gleichgültig gegen die Stimme seines Herzens und gegen die Bande der Liebe und Freundschaft machen könnten. In Hinsicht seines Fleißes muß ich ihm das ausgezeichnetste Lob erteilen. Er hat vor einigen Tagen wieder eine öffentliche Prüfung gemacht und in allen Hauptgegenständen Eminenz erhalten und daneben die Auszeichnung, daß der Vizedirektor seine Ausarbeitung anderen der jungen Kavaliere zum Muster vorhielt. Im Zeichnen und Malen macht er ebenfalls große Fortschritte, und er hat seltene Talente dafür. In der Musik geht es nicht so. Außer den vorgeschriebenen Gymnasialgegenständen lernt er noch Französisch und Italienisch wie auch Tanzen. Sein körperliches Befinden ist, Gott sei es gedankt, nur gut, und ich habe keine Schwäche in seiner physischen Konstitution bemerkt. Möge Gott seine Gnade weiter verleihen."

Was die in diesen Zeilen erwähnte Fertigkeit im Zeichnen und Malen betrifft, so mag gleich an dieser Stelle angeführt sein, daß Graf Auersperg-Grün auch in späterer Zeit gern die schöne Kunst pflegte. Es liegen von ihm namentlich Aquarellblätter aus den Jahren 1826 bis in die fünfziger Jahre vor, welche zahlreiche Partien aus dem Parke des Schlosses Thurn am Hart, dieses selbst und die Umgebungen desselben vortrefflich und überaus fein in Wasserfarben ausgeführt darstellen, Blätter, welche eine sinnige Auffassung des Landschaftsbildes verraten und sehr nette Ausführung zeigen. Auch hübsche Bleistift- und Federzeichnungen Auerspergs haben sich erhalten, und ein Bild des Schlosses Thurn am Hart, das er noch in seinem 70. Lebensjahre als Erinnerungsblatt für den ihm befreundeten Dichter Friedrich Marx in Bleistiftzeichnung, die leicht mit Farbe getuscht ist, ausgeführt hat, erweist, daß er stets der Zeichen- und Mal-

kunſt treu geblieben. Ebenſo haben ſich Aquarellbilder von Helgoland und anderen Orten, die er beſucht, erhalten, welche zeigen, wie gern er dieſe Malkunſt auszuüben pflegte.

Nach dieſer kurzen Abſchweifung ſei die Aufmerkſamkeit wieder dem Leben und der weiteren Erziehung Auerſpergs

Schloß Thurn am Hart. A. Graf Auerſpergs (Anaſtaſius Grüns) Beſitzung in Krain. Von ihm ſelbſt 1876 aufgenommen und in getuſchter Zeichnung ausgeführt.

im Klinkowſtrömſchen Inſtitute zugewendet. Der Vorſteher desſelben teilt noch in demſelben Jahre (1820) der Gräfin mit, daß deren Anordnung, nach welcher der Knabe ſeines ſtörriſchen Weſens wegen zur Strafe in den Ferien nicht auf das heimatliche Schloß kommen dürfe, einen großen Eindruck auf den Zögling gemacht habe,

„und es läßt sich von diesem Eindrucke viel hoffen. Sein Schmerz verrät jedoch neben der kindlichen Freude auf die Wiedervereinigung mit seinen teuern Eltern, zugleich auch die getäuschte Hoffnung, eine Zeitlang selbständig und im Vorgefühle einer sehr vornehmen Existenz zu verleben."

Weiteres berichtet Klinkowström noch:

„Ich kann die Beruhigung geben, daß Graf Anton, wenn auch freilich bei weitem noch nicht geheilt, doch in seinen jetzigen Verhältnissen wenigstens mehr und mehr davon entwöhnt wird, seinen Eigensinn zu loben. Was seine Schwäche gegen Frauenzimmer betrifft, so zeigt sich dieselbe erst im Beginne einer gewissen Aufmerksamkeit, einer unbewußten Galanterie usw. . . . Da ich glaube, daß Ihro Gnaden dem Herrn Sohn alle Unterhaltungen in den Ferien gewähren wollen, die nützlich und nicht mit großem Kostenaufwande verbunden sind, so werde ich ihn zu einer kleinen Exkursion, die ich mit den größeren Zöglingen nach Steiermark mache, mitnehmen. Er hat in Hinsicht seines Fleißes eine Belohnung verdient, da er bei der letzlich abgehaltenen Prüfung durchaus Eminenz erhalten hat."

Die erwähnte Exkursion war eigentlich eine Wallfahrt nach Maria Zell in Steiermark, von welcher der junge Graf (wie Frankl angibt) zwar gesund aber „nachwirkend angeekelt" zurückkehrte.

Zu jener Zeit trat auch ein Mann zu dem jungen Grafen in Beziehung, welcher für eine gewisse Richtung der späteren poetischen Tätigkeit Anastasius Grüns von Bedeutung geworden ist. Dies ist der slowenische Dichter Franz Prešchérn, ein Landsmann des Grafen aus Krain, der in Wien damals Jus studierte. Prešchérn war gezwungen, sich in Wien seinen Unterhalt zu verschaffen, und wurde in dem Klinkowströmschen Institute als Lehrer der Geschichte aufgenommen. Als solcher trat er dem jüngeren Landsmanne näher, und dieser kam ihm bald mit großer Hochschätzung und Verehrung entgegen. Wahrscheinlich unterrichtete Prešchérn seinen Zögling auch eine Zeitlang in der slowenischen Sprache, wie die Briefe Klinkowströms an die

Mutter vermuten lassen. Diese Sprache war ja dem jungen Grafen von der das Schloß in Krain umgebenden Landbevölkerung wohlbekannt, und es bedurfte nur der korrekten Anleitung, um auf diesem Gebiete dem Zögling auch die richtigen grammatischen Kenntnisse beizubringen. Aber Preschérn machte seinen jungen Landsmann auch mit der Geschichte und Volkskunde des Landes Krain, mit den Naturschönheiten der Heimat und der Eigenart seiner Bevölkerung bekannt, so daß man die spätere Vornahme der Übertragung slowenischer Volkslieder durch Anastasius Grün wohl auf die Anregung Preschérns zurückführen kann, mit dem in der Folgezeit auch wegen verschiedener Auskünfte und Mitteilungen, diese Volkslieder betreffend, der Graf in weitere eingehende Verbindung trat. Nachdem Preschérn, der selbst als geschmackvoller slowenischer Dichter bekannt, ja bei seinen Stammesgenossen berühmt geworden ist, im Jahre 1849 allzufrüh aus dem Leben geschieden war, hat ihm Anastasius Grün den schönen poetischen Nachruf gewidmet, welcher überschrieben ist „An Preschérn" (Sämtl. Werke, Bd. III, S. 99), in dem er jener Jugendzeiten im Institute gedenkend ausrief:

Er war mein Lehrer einst! Aus dumpfen Hallen
Entführt' er mich zu Tiburs Musenfeste,
Zum Wunderstrand, wo Maros Helden wallen,
Zur Laute, wo der Tejer Trauben preßte,
Zum Cap Sigeums, dran die Wogen prallen
Wie Waffentosen, bis zu Priams Feste;
Sein Geisterschiff trug keine Flagg' und Ständer,
Nicht blaurotweiß, nicht schwarzrotgoldne Bänder usw.

Daß der junge Graf besonderes Vertrauen zu seinem Lehrer Preschérn im Institute hatte, erwies auch die von Radics („Anastasius Grüns Lehrer und Freund . . . France Preschérn", Leipz. 1882) mitgeteilte Tatsache, daß sich beide Dichter „die Erstlingsfrüchte ihres Verkehrs mit den Musen in üblich geheimnisvoller Weise sehen ließen", also Auersperg

ſeine Jugendverſe dem um ſechs Jahre älteren und reiferen Freunde und Lehrer vorlegte.

Solche Jugendverſe Anaſtaſius Grüns haben ſich aus jenen Tagen nun freilich faſt gar keine erhalten, und nur vier Zeilen, die er einem Mitſchüler Jakob Theodor Gemeinder — wohl ins Album — ſchrieb, können mit dem Datum des 21. Auguſt 1821 als Entſtehungszeit hier angeführt werden. Sie lauten:

Freund! Soll dein künftig Glück
Einſt meinem Wunſche gleichen,
So glaube mir, es wird
Das höchſte Ziel erreichen.

Auf die verſchiedenen, wenn auch nur angedeuteten Anklagen über die Ungebärdigkeit des Knaben ließen es die Mutter ſowohl wie auch der um deſſen Wohl ſehr beſorgte Stiefvater, Freiherr v. Lichtenberg, an brieflichen Ermahnungen nicht fehlen. Namentlich von letzterem liegen einige recht bezeichnende Briefe in dieſer Beziehung vor. Es ſcheint, daß dem Vater ſehr darum zu tun war, über den Verkehr des Sohnes mit dem weiblichen Geſchlechte Auskunft zu erhalten, und daß er Befürchtungen in dieſer Beziehung äußerte, denn Klinkowſtröm ſchrieb diesbezüglich abermals im September 1820 an den Freiherrn:

„Dieſe Zeilen haben den angenehmen Zweck, hochdero Meinung von Ihrem Stiefſohn in einem ſehr wichtigen Punkte günſtiger zu ſtimmen. Ich meine nämlich Ew. Hochwohlgeboren Beſorgniſſe wegen ſeiner Schwäche gegen das weibliche Geſchlecht. Allerdings iſt die Anlage dazu, wie bei allen ſo leidenſchaftlichen Charakteren, im bedeutenden Grade vorhanden und ſehr zu bewachen. Allein bis jetzt iſt er ſich deſſen nicht bewußt, und er iſt dieſem Gefühle keineswegs ſo gefolgt, daß der Anſtand irgendwie verletzt worden wäre und er eine Zurechtweiſung verdient hätte. Bei der Gelegenheit, wo ich ihn mit Damen ſah, bemerkte ich, daß ſein Intereſſe, wenn er eines nahm, mehr leidenſchaftlicher Art war, wie es bei ſeinem auffallenden Temperament ganz natürlich iſt.“

Der Brief enthält auch die Stelle:

„Euer Hochwohlgeboren werden mit großem Vergnügen seine fortwährenden glänzenden Fortschritte vernommen haben. Auch hinsichtlich seines Charakters ist eine wirkliche Besserung sichtbar. Sein sonstiger Hochmut und Jähzorn zeigt sich seltener."

Jedenfalls paßte dem Zögling in Klinkowströms Institute weder die Umgebung noch die ganze Behandlung, welche eine Erziehung im jesuitischem Sinne bezweckte, gegen die sich schon damals das Gefühl des Knaben aufbäumte. Nach Franks Angabe hatte der junge Graf seiner Unzufriedenheit auch in einem vertraulichen Briefe an die Eltern Ausdruck gegeben, der aber nicht erhalten ist. Freilich ist auch in einem Schreiben des Stiefvaters an den Sohn die Rede von einem schriftlichen Widerruf der Klagen desselben über die Behandlung im Institute. Ein solcher Widerruf braucht aber wohl nicht sehr ernst genommen zu werden, wenn man bedenkt, daß alle Briefe der Zöglinge von der Oberleitung des Instituts vorher gelesen wurden, und daß wahrscheinlich das Schreiben mit des Knaben Beschwerden, ohne Wissen der erwähnten Oberleitung, den Eltern auf irgend eine Weise zugekommen ist.

Aus dem erwähnten strengen Schreiben des Stiefvaters, an den Knaben, seien einige Stellen hier angeführt:

„Zugleich erhielt Deine Mutter mit einem Schreiben des Herrn v. Klinkowström einen von Deiner Hand geschriebenen Widerruf Deiner Klagen, und sie kann folglich keinen Zweifel mehr darüber hegen; aber sie mußte mit Bedauern gewahr werden, daß Du Dich nicht geschämt hast, Dich mit Lüge und Verleumdung gegen Deine Vorgesetzten abzugeben. — Doch ist dies nicht alles. Herr v. Klinkowström beschwert sich, daß Du eine für einen Knaben lächerliche Geringschätzung des geistlichen Standes öffentlich an den Tag legst und Dich auf deiner Eltern Beispiel berufst, auch Dich den Religionsübungen nicht fügen willst. Ich wäre wohl sehr neugierig, von Dir zu hören, in welcher Gelegenheit Du von uns eine Geringschätzung der Andachten und des geistlichen Standes gelernt hast? Weiters

säest Du durch Deine Äußerungen und Dein Beispiel Unzufriedenheit unter den übrigen Zöglingen. Du gibst durch Äußerungen eines, einem Menschen, für den das Schicksal wenig gesorgt hat, sehr übelstehenden Stolzes Dich als Karikatur dem Gelächter anderer Leute Preis, die Deine Umstände kennen und die man auch Dich schon kennen gelehrt hat. Du schämst Dich nicht, ausgestoßene Zöglinge u... ihr Schicksal zu beneiden. Aus diesem, Deinem ganz unbesonnenen Benehmen, sehen wir ängstlich, wie sehr die strengen Gesetze eines Instituts nötig sind, um ein so leicht und schnell ausartendes Gemüt, wie das Deinige im Zaum zu halten. Eine notwendige Folge davon ist, daß Du Dich selbst nun um alle Hoffnung gebracht hast, Thurn am Hart bald wieder zu sehen und dies auf so lange, bis jahrelang andauernde vorwurfsfreie Aufführung wieder die Hoffnung geben wird, daß das Gute in Deinem Gemüte feste Wurzel gefaßt hat. — — Sollte es gar so weit kommen, wie Herr v. Klinkowström ausspricht, daß er bei Wahrnehmung weiterer nachteiliger Einwirkungen Deines Betragens auf die übrigen Zöglinge, Dich nicht mehr im Institute behalten wollte, so sei gänzlich versichert, daß Dein Weg weder in ein privates, noch in Dein elterliches Haus, sondern in ein geistliches Konvikt gehen wird, wo man Dich mit derjenigen Empfehlung übergeben wird, die man einem Knaben geben muß, der schon in drei Instituten übel getan hat und folglich als ein Ungeratener behandelt werden muß."

Dieses Schreiben zeigt also deutlich, welche Klagen über den jungen Grafen von seiten des Institutsvorstehers ausgesprochen wurden. Es läßt im Zusammenhalt mit den schon früher mitgeteilten Äußerungen Klinkowströms durchblicken, daß der offene gerade Sinn des Zöglings, seine in späterer Zeit so vielfach ausgesprochene Verachtung jeglicher Heuchelei und Duckmäuserei, sein ehrliches wenn auch vielleicht etwas stolzes Auftreten Kollegen gegenüber, denen er sich schon jetzt geistig überlegen fühlte, gänzlich mißverstanden und ihm übel ausgelegt wurde. Scherze kindlicher Unbesonnenheit wurden vom Direktor aufs strengste geahndet und, statt über solche jugendliche Streiche etwa mit einer scharfen Mahnung hinwegzugehen, exemplarisch gestraft. So hatte jeder Zög-

Knndtmanns Denkmal Anastasius Grüns in Graz.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Helfer, Photograph u. Maler, Graz).

ling, um eine Art demokratiſcher Gleichſtellung zu erzielen, ſtatt ſeines Familiennamens eine Nummer zugeteilt erhalten. Graf Auerſperg hieß „13“. Die Knaben waren mit einer Art Uniform bekleidet, welche aus einem langen blauen Rocke und weißen Beinkleidern beſtand. Da den jungen Grafen ſchon dieſe Uniform ärgerte, hing er ſich einmal eine heimlich aus Pappe angefertigte ſchwarze Patronentaſche auf den Rücken, auf welcher, aus Goldpapier geſchnitten, die Nummer 13 angebracht war. Bei einem gemeinſamen Spaziergange der Zöglinge zog Auerſperg in ſolchem Aufzuge mit und, als er darüber zur Rede geſtellt wurde, äußerte er humorvoll: „Die Polizeimänner ſind ja auch, wenn ſie Uniform tragen, numeriert; darum heißen ſie ja in Wien die rückwärtigen Ziffern,“ und fügte bei: „Vielleicht gewinnt eine alte Lotterieſchweſter, wenn ſie auf meine Nummer ſetzt.“ — Später einmal, ſchon gegen Ende der Erziehungszeit in der Anſtalt hatte eine Zahl von Zöglingen eine Art Zeitung geſchrieben, in der auch die Lehrer der Kritik unterzogen wurden. Klinkowſtröm hörte davon, verſammelte die Knaben, tadelte ſie mit den ſchärfſten Worten und nannte ſie verruchte, gottloſe Kinder. Einige Tage ſpäter fährt der junge Graf Auerſperg ein kleines, in der Stadt gekauftes Kinderwägelchen, gravitätiſch durch den Garten, und als er um den Grund ſolchen Tuns gefragt wurde, meinte er: „Wenn man mich wie ein Kind behandelt, ſpiele ich auch wie ein Kind.“

Trotz aller ſolcher Vorkommniſſe, die durchaus nicht ſo ſchwerwiegend waren, als ſie tatſächlich aufgenommen wurden, blieb Graf Anton Auerſperg ein durch ſeinen Fleiß und ſeine Begabung ausgezeichneter Zögling, und dieſem Umſtande iſt es wohl auch zuzuſchreiben, daß er alle Jahrgänge des erwähnten Inſtitutes glücklich durchlief und in den Lehrgegenſtänden ſtets vorzügliche Klaſſifikationen aufwies. Nach dem Abgange im Jahre 1824 beſuchte er in Wien die ſogenannten

„philosophischen Studien", welche zu jener Zeit in Österreich eine Art von Durchgangsstudium für jeden bildeten, der sich dem Hochschulenstudium zuwandte, das sich unmittelbar daran schloß.

Wir wissen aus früheren Mitteilungen der vorliegenden Darstellung, daß Auersperg schon als Zögling des Klinkowströmschen Instituts poetische Erstlinge verfaßte und diese seinen von ihm so hochgeschätzten Lehrer Preschérn vertraulich mitteilte. Kein Zweifel, daß er immer mehr der Muse huldigte, und wenn auch aus jener Zeit bisher nichts an die Öffentlichkeit getreten oder auch dem Verfasser dieser Zeilen bekannt geworden ist, so wurden doch zweifellos manche der Gedichte, welche in den bald zu erwähnenden „Blättern der Liebe" enthalten sind, schon während der philosophischen Jahrgänge, ja vielleicht noch früher verfaßt. Die einzelnen Gedichte, welche vor den „Blättern der Liebe" in verschiedenen Orten noch unter dem vollen Namen Auerspergs, zuerst allerdings unter einem seitdem nicht mehr verwendeten Decknamen abgedruckt erschienen, sind wohl auch in jener frühesten Periode des jungen Dichters entstanden, der sie ja gar nicht der Aufnahme in die „Blätter der Liebe" für wert erachtete, wie er aus diesen „Blättern der Liebe" selbst später ebenfalls vieles unterdrückt und nie mehr in seinen Gedichtsammlungen zur Veröffentlichung gebracht hat.

Ob wirklich der junge Graf bis zum Antritte der höheren Studien, wie es ihm der Stiefvater zugedacht, Thurn am Hart nicht besucht hat, konnte von dem Verfasser dieser Mitteilungen nicht ergründet werden. Es scheint aber der Fall gewesen zu sein. Sein Zeitgenosse und poetische Freund K. G. R. v. Leitner berichtet, daß er im Sommer des Jahres 1826 durch Graz nach Thurn am Hart sich begeben habe, wahrscheinlich zum ersten Male nach einer Reihe von Jahren.

IV. Auf der Universität.
Die ersten poetischen Veröffentlichungen.

„Die philosophischen und Rechtsstudien, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Graz, hörte ich an der Universität zu Wien,“ schreibt Auersperg-Grün selbst in seiner schon erwähnten kurzen Selbstbiographie. Zunächst kommt das Jahr 1827 in Betracht, in welchem er sich nach Leitners Mitteilung als Hörer der Rechte an der Grazer Universität einschreiben ließ. Dort machte er auch die persönliche Bekanntschaft Leitners, der damals beim Archive des Landesmuseums Joanneum in die Dienste der Landstände getreten war. Eine weitere Persönlichkeit, mit der Auersperg in Graz verkehrte, war der jugendliche Held des Theaters daselbst, Karl Rettich, welcher in der Folge Mitglied des Wiener Burgtheaters und der Gatte der berühmten Tragödin Julie Rettich wurde. Im Winter des genannten Jahres lud Rettich die beiden Freunde Leitner und Auersperg für freie Abende zu sich ein, um gemeinsam mit verteilten Rollen sämtliche Dramen Shakespeares zu lesen. „Dies wurde auch durchgeführt,“ berichtet Leitner, „und es ist wohl selbstverständlich, daß bei dieser Gelegenheit viel über das Gelesene sowie über dramatische Literatur überhaupt gesprochen wurde: aber es ist charakteristisch für den ausgezeichneten Lyriker und Epiker, daß er weder damals noch jemals in seinem ganzen Leben die Absicht oder auch nur die Neigung geäußert hat, sich auch dieser Gattung der Poesie zuzuwenden.“

Auersperg wohnte in Graz im zweiten Stockwerke eines Hauses auf dem Hauptplatze. Ein Wandnachbar, welcher ebenfalls in diesem Hause wohnte, sollte in der Folge ebenfalls zu den näheren vertrauten Freunden des Grafen zählen und hat durch diesen sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt.

Es war dies der damalige Gubernialkonzipist Josef Fellner, ein stiller, aber vielseitig gebildeter Mann und vortrefflicher Beamter, welcher vorzüglich Klavier spielte, auch hübsch malte und sich mit den hervorragenden Literaturwerken der Kulturnationen vertraut gemacht hatte, die er alle in den Originalsprachen zu lesen imstande war. Mit diesem feingebildeten Manne machte Auersperg gern Spaziergänge in die reizende Umgebung der steirischen Hauptstadt, und der Meinungsaustausch zwischen beiden Freunden gestaltete diese Spaziergänge überaus anregend. Für die Sommermonate hatte sich Graf Auersperg eine Wohnung in einem Häuschen gemietet, welches an der Straße nach der romantisch gelegenen Wallfahrtskirche Maria Trost bei Graz, nahe an dem Nadelholzwalde gelegen war. In seiner Grazer Stadt- und in jener Landwohnung sind die meisten Stücke des Romanzenkranzes „Der letzte Ritter" entstanden, welche der junge Dichter den Freunden Leitner und Fellner allmählich, wie sie entstanden, vorzulesen pflegte. Als diese Dichtung im Jahre 1830 im Drucke erschien, war sie „meinem Freunde Josef Ernfell" gewidmet. Es ist dies kein anderer als Fellner, dessen Namen als den eines Verwaltungsbeamten in der Widmung voll und richtig zu nennen, damals aus Zensurrücksichten bedenklich erschien. Aber in den Widmungsworten selbst erinnert er den Freund:

„Wenn Sie ein paar Jahre zurückdenken, lieber Freund, werden Sie sich wohl noch eines jungen Studiosi erinnern, der in der freundlichen Hauptstadt der Steiermark ein Zimmer neben dem Ihrigen und nur durch eine Türwand von diesem getrennt, bewohnte. Anfangs — es war noch Winter — begegneten Sie ihm bisweilen auf der engen holprigen Wendeltreppe, über die er mit einer Last von Chroniken und sonstigen Schweinslederbänden befrachtet, hinaufkeuchte. Späterhin — es war Lenz geworden in Tälern und auf den Bergen, in Köpfen und in Herzen — sah man Sie mit ihm in trautem Gespräch hinauswandern aus den Toren der Stadt. — — Von friedlicher und ruhiger Nachbarschaft wußten Sie

freilich in jener Zeit nicht gar viel zu erzählen. Nicht nur, daß der Nachbar unaufhörlich in seinem Pulte herumtobte und bald langsam, bald schnell auf und nieder schritt, fing er bisweilen zu deklamieren, zu pfeifen und zu johlen an, und noch dazu entsetzlich falsch. Einst sogar um Mitternacht fiel ihm der gewaltige Theuerdank, in welchem er gerade blätterte, aus den Händen und mit dröhnendem Donnergepolter auf den Boden" usw.

(Vgl. Grüns Sämtliche Werke, V. Bd., S. 9 u. 10, wo der ganze Text dieser Widmung der 1. Auflage des „Letzten Ritters" abgedruckt ist, die in den Folgeauflagen nur einmal wieder zum Abdrucke gelangte.)

Zu derselben Zeit stellte Auersperg auch seine „Blätter der Liebe" zusammen. „Als er mir das dünne handschriftliche Heft zeigte," erzählt Freund Leitner, „wies er dabei auf das Titelblatt, las mit komischem Pathos ‚von Anastasius Grün' und lächelte vergnügt dazu wie zu einem gelungenen Scherze. Es machte den Eindruck, als freue er sich durch die Wahl des etwas mönchisch gemahnenden Namens ‚Anastasius' einen prickelnden Gegensatz zu den im Büchlein enthaltenen Liebesliedern gefunden zu haben." Mit Josef Fellner hat denn auch Anastasius Grün bis zu dessen Lebensende, mit Leitner bis zum eignen Hinscheiden persönlich und schriftlich in der freundschaftlichsten Weise verkehrt.

Fellner starb am 19. Mai 1873 als jubil. Statthalterei-Vizepräsident in Graz und hatte dem Freunde Auersperg seine reiche Bibliothek testamentarisch vermacht, die heute noch im Schlosse Thurn am Hart sich befindet. Leitner hat den berühmten Freund Graf Auersperg um 14 Jahre überlebt. Zur Erinnerung an Fellner ist von Anastasius Grün in der Grazer Tagespost das „Gedenkblatt" (vgl. Sämtliche Werke, Bd. 10, S. 137) veröffentlicht worden, wohl der einzige feuilletonistische Beitrag, den Auersperg unter durchsichtigem Pseudonym in einer politischen Zeitung an die Öffentlichkeit gebracht hat.

Die Fortsetzung seiner juridischen Studien betrieb Graf Auersperg-Grün in Wien, wo wir ihn vom Jahre 1828 wieder finden und wo er die erwähnten Studien auch beendete. Daß er den Aufenthalt in der österreichischen Residenzstadt besonders bevorzugte, ist begreiflich; hatte er doch hier einen Freundeskreis, der sich schon während des früheren Wiener Aufenthaltes gebildet, mit dem er so gern verkehrte und der gleich ihm literarische Bestrebungen pflegte. Aus diesem Kreise seien namentlich die ihm besonders nahe Getretenen Jos. v. Hormayr, Rud. Gräffer, J. F. Castelli, J. G. Seidl, J. Halirsch, Dräxler-Manfred, Ed. v. Bauernfeld, Jos. v. Hammer, der spätere Freiherr v. Hammer-Purgstall und Nikolaus Niembsch, der bald unter dem Namen Lenau hochberühmt gewordene geniale Dichter zu nennen. In Wien war es natürlich besonders Neuners „Silbernes Kaffeehaus" in der Plankengasse, das er häufig besuchte, wo alle bedeutenden Geister der Residenz sowohl, als auch durchreisende Fremde sich ein Stelldichein gaben, und wo insbesondere Lenau fast immer zu finden war, welcher daselbst das edle Billardspiel mit Meisterschaft betrieb. Anastasius Grün hat später, bei der Herausgabe der Werke Lenaus, in den prächtigen hierzu verfaßten „Lebensgeschichtlichen Umrissen" des Freundes (Sämtliche Werke, Bd. 10, S. 17) die Bedeutung von Neuners silbernem Kaffeehause und das Leben und Treiben der daselbst Verkehrenden in anschaulicher Weise geschildert und diesbezüglich bemerkt: „Es knüpfte sich für die Geschichte der Literatur in Österreich an den unscheinbaren Rahmen eines Kaffeehauses manche anziehende Erinnerung und schwebt um dessen profane Räume gewissermaßen der Nimbus einer akademischen Glorie." Für den jugendlichen Dichter bemerkenswerte Besucher dieses Kaffeehauses waren auch namentlich Grillparzer, ferner der Herausgeber der Wiener Theaterzeitung Bäuerle, und der Schriftsteller und Redakteur Fr. Witthauer, welcher durch eine

längere Reihe von Jahren die vornehme „Wiener Zeitschrift" herausgab, in der so mancher Träger eines später berühmt gewordenen literarischen Namens seine Erstlinge veröffentlichte und sich der Aufmunterung durch den allen Talenten liebenswürdig entgegenkommenden Herausgeber erfreute. So hatte denn Anastasius Grün in Wien einen überaus anregenden Verkehr mit den besten Geistern der Residenz. Nicht lange nachdem er neuerlich in Wien festen Boden gefaßt, schrieb Auersperg, 17. Dezember 1828, an den Freund Leitner in Graz (damals noch Grätz genannt):

„Da sitze ich nun wieder schon seit geraumer Zeit in dem alten guten Wien und denke an meinen lieben Leitner, wie Figura zeigt, und denke auch ‚o säß' ich lieber in Grätz'. In allem Ernste, Freund, das gute alte Wien ist zwar noch immer alt und gut, aber es ist mir jetzt nicht, was es mir einst war. Hormayrn, auf den ich mich so freute, find' ich nicht mehr hier; er war einige Tage vor meiner Ankunft nach München abgereist; einige meiner Freunde haben geheiratet und sind daher für mich halbtot, einer, der mir von allem der Liebste war, ist gestorben; kurz, viel hat sich geändert und gerade nicht alles zum besten! Das einzige Gute ist noch der Umgang mit einigen Literatoren und dann die Nähe wissenschaftlicher Quellen. Übrigens ist alles hier so weit und entlegen. Ein Drittel des Tages geht beinahe darauf, bis man sich die physischen und geistigen Bedürfnisse aus allen Ecken und Enden zusammengeklaubt hat . . . Wie ganz anders war's in Grätz! Von meinem Sofa aus übersah und regierte ich die ganze Welt!"

Am Schlusse dieses Briefes berichtet er noch dem Freunde:

„Meine ‚Blätter der Liebe' erscheinen zu Ostern im Auslande. Ich habe sie nochmals nach Ihren und Halirschs Andeutungen, die größtenteils zusammentreffen, gereinigt und viel ausgejätet. Mein ‚Max' schreitet rüstig fort und dürfte im Februar ganz vollendet sein, so daß er spätestens Michaelis erscheinen kann." — — —

Das lange Stillschweigen Leitners auf seine Briefe veranlaßte Auersperg sogar anfangs 1829 von Wien dem so schweigsamen Freunde einen Brief in Versen zu schicken,

welcher uns sehr deutlich schon in der Form die Beschäftigung des jungen Dichters mit dem „Letzten Ritter" dartut, in dessen Versmaße das erwähnte humoristische Schreiben abgefaßt ist:

Gott grüß' dich, braver Dichter und schlechter Korrespondent!
Es macht Dein langes Schweigen bald meiner Geduld ein End'.
Zerschlugst Dein Tintenfaß Du, so fülle eine Nuß,
Und ist Dein Arm erfroren, so schreibe mit dem Fuß.

Ha, oder hast vergessen du ganz des Freundes schon?
Und kanntest, als er pochte, nicht den bekannten Ton?
Ha, oder kam sein Pochen zur rechten Zeit Dir nicht?
Wohlan, so murr und fluche! — nur aber schweige nicht usw.

Den ganzen in Versen abgefaßten Brief vgl. im Jahrbuche der Grillparzer-Gesellschaft VI, 1895 (Wien): „Anastasius Grün und C. G. R. v. Leitner. Die Beziehungen der beiden Dichter . . . dargelegt von Anton Schlossar."

Anastasius Grün war zu jener Zeit in Wien eifrig poetisch tätig und suchte Fühlung namentlich mit den ausländischen Blättern, welche sich der schönen Literatur zuwandten, um seine jetzt neben dem „Letzten Ritter" immer häufiger entstehenden lyrischen Dichtungen in denselben zum Abdruck zu bringen.

Damit kommen wir auf die überhaupt zuerst veröffentlichten lyrischen Gedichte Auersperg's, welche er vor das Publikum brachte. Die allerersten derselben wohl finden sich in der von Bäuerle herausgegebenen „Allgemeinen Theaterzeitung" (Wien) im Jahrgange 1825, also noch in der Zeit seines früheren Wiener Aufenthaltes. Mancherlei Gründe, vielleicht sogar die Scheu vor den Eltern und seinen Lehrern bestimmten Auersperg, den neunzehnjährigen Dichter, diese Stücke unter einem Decknamen zu veröffentlichen, und so finden wir denn mit dem Namen: „Ant. Alex. Bergenau"

gefertigt in Nr. 29 der Theaterzeitung vom 8. März 1825 das Gedicht „Heinrich Frauenlob", in Nr. 30 vom 10. März 1825 aber das Gedicht „Der Wahn". Wenn auch noch unreif, beanspruchen diese Stücke hohes literarisches Interesse, und sie gelangen an dieser Stelle beide zum Abdruck.

Heinrich Frauenlob.

Hoch rühm' ich mir den freien Mann,
Des Geist sich ird'scher Lust nicht beuget,
Des volles Herz nur preisen kann,
Was Erd' und Himmel Schönes zeuget,
Denn tief in seinem Innern quillt
Der Quell, der Gram und Leiden stillt.

Aus voller Seele preis' ich drob
Der Vorzeit Sänger, frei und bieder,
Vor allen Heinrich Frauenlob
Im Widerklange hoher Lieder;
Dem Schönsten, was auf Erden blüht,
Den Frauen klang sein heilig Lied.

Drum horchten sie mit süßer Lust,
Wenn Heinrichs frohe Saiten klangen,
Und an des schönen Sängers Brust
Hing manches Mädchens Glutverlangen;
Nicht um der Herrscher Kron' und Gold
Gäb' er solch süßen Minnesold.

Und als im Sturm die Rose fiel,
Die einst voll Reiz den Garten schmückte,
Als klanglos nun das Saitenspiel
Aus kalter Hand des Sängers blickte,
Da sinken trostlos weit und breit
Die Frauen hin in Zähr' und Leid.

Sie bringen einen schmucken Sarg,
Und legen drein die teure Leiche,
Drauf streun sie weinend, wortekarg,
Die Zierden aus dem Blumenreiche;
Gar manche Träne, hell und rein,
Sinkt auf des Sängers welk Gebein.

Und Glockentöne hört man klar
Vom Turm der Kirche niederschallen;
Der Frommen traurigstille Schar
Sieht man zum Dome langsam wallen.
Sechs Jungfraun tragen nun den Sarg,
Des Schoß die teure Hülle barg.

Und als des Sängers Leib versank
Zum ew'gen Schlaf im Totenhause,
Schwieg Leichensang und Glockenklang,
Und jede zog nach ihrer Klause,
Doch immer wendet sich ihr Sinn
Nach Sängers düsterm Grabe hin.

Und senkt sich Mitternacht herab,
Kehrt trauernd manches Mädchen wieder
Und opfert Tränen seinem Grab,
Streut Blumenkränze auf ihn nieder,
Im Tod noch lohnend an dem Mann,
Was Lieb's im Leben er getan.

Drum wünscht ich Harfe mir und Lied,
Volltönig und mit hellen Weisen,
Das Schönste, was auf Erden blüht,
Im frohen Sang und Klang zu preisen;
Doch was trägt wohl der Erdenschild
Noch Schönres als der Frauen Bild?

Die Rosen blühn wohl doppelt schön,
Wenn sie der Frauen Hand gepfleget,
Ein Eden sieht man hold entstehn,
Wo sich nur ihr Gebilde reget,
Die Stimm' zu ihrem Preis erhebt,
Was hier auf Erden leibt und lebt.

Ins Saitenspiel der Sänger greift,
Sein schönstes Lied die Frauen rühmt,
Was durch die weite Welt [illegible] streift
Zu ihrem Lob die Kehlen stimmt:
Drum sing' es, wer da singen kann,
Der Jüngling, wie der Greis und Mann!

Ant. Alex. Bergenau.

Der Wahn.

Durch des Lebens ſonn'ge Höhen
Eilt des Zweiflers ſchwanke Spur,
Während wir ein Eden ſehen,
Sieht er Grab und Moder nur.

Schwindelnd ſtarren ſeine Blicke
In die Kluft, die Tod ihm zeigt,
Während andern eine Brücke
Wölbend ſich entgegenbeugt.

Ewig raunt den eignen Ohren
Seine Stimme dröhnend zu:
„Nur zur Qual biſt du geboren,
Nirgends wird dir Raſt noch Ruh'!

Dich zu täuſchen, dich zu trügen
Iſt dies alles nur erdacht,
Wahrheit wandelt ſich zu Lügen
Und des Tages Glanz wird Nacht!

Dir zu mehren Schmerz und Qualen
Wird dir Wirklichkeit zum Traum,
Welkend muß die Roſe fallen,
Nahſt du, ſie zu pflücken, kaum!"

Müde will ſein Herz erbangen,
Wähnt vom Schickſal ſich verflucht,
Nirgend kann er das erlangen,
Was er raſtlos immer ſucht.

Während wir mit leichtem Schritte
Wandeln über lichte Höhn,
Wanken bebend ſeine Tritte,
Wähnt er Grüfte nur zu ſehn.

Schiffen wir auf Spiegelflächen
Gleitend auf der ebnen Bahn,
Sieht er Wog' an Wog' ſich brechen,
Sinken ſeinen morſchen Kahn.

Und dem Schöpfer seiner Schmerzen
Flucht sein Ruf mit Donnerwucht,
Denn er fühlt es nicht im Herzen,
Daß er selber sich geflucht! —

Ant. Alex. Bergenau.

Des Dichters älterer Freund, der Buchhändler und Schriftsteller Franz Gräffer, dem wir so viele Beiträge zur Kulturgeschichte des alten Wiens verdanken, hatte schon im Jahre 1825 in Brünn das Taschenbuch „Philomele" herausgegeben, von dem aber nur zwei Jahrgänge erschienen sind. Ebenso hat Gräffer in Wien ein ähnliches Taschenbuch „Aurora" begründet, dessen Redaktion später J. G. Seidl übernahm und das in vielen Jahrgängen weiter erschien. Fast gleichzeitig mit den ersten Gedichten in der „Theaterzeitung" übergab Auersperg an Gräffer einige Gedichte für die „Philomele", welche im zweiten Jahrgang derselben für 1826 zum Abdruck gelangten, sowie der Herausgeber auch in der „Aurora" für 1826 ein Gedicht aufnahm. Der dem Grafen ebenfalls befreundete Freiherr v. Hormayr hatte besonders des jungen gräflichen Freundes Begabung für das erzählende Gedicht, für die Ballade erkannt und lenkte dessen Aufmerksamkeit gern auf historische Stoffe aus der Geschichte Österreichs, wie er ja auch am „Letzten Ritter" von Anfang der Entstehung desselben lebhaften Anteil nahm. So finden wir denn in den von Hormayr herausgegebenen Jahrgängen 1826 und 1827 des „Archivs für Geschichte", das in Wien erschien, sowie in dessen „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" für 1827 und 1828 verschiedene erzählende und andere Gedichte Auerspergs, welche vaterländische Stoffe behandeln.

Des Poeten Wunsch, in auswärtigen deutschen schönwissenschaftlichen Journalen seine Dichtungen vor ein allgemeineres Publikum zu bringen, sollte auch in Erfüllung gehen. Er trat mit Ferd. Philippi, welcher in Dresden den

„Merkur“ herausgab, in Verbindung, und verschiedene „Blätter der Liebe“ sowie andere lyrische und epische Stücke wurden in den Jahrgängen 1826—28 zum Abdrucke gebracht. Alle diese Dichtungen sind schon mit dem vollen Namen des Grafen Anton Alexander Auersperg unterzeichnet.

Im Jahre 1829 wagte der junge gräfliche Poet einige Einsendungen an das in hohem literarischem Ansehen stehende, im Verlage Cottas zu Stuttgart erscheinende „Morgenblatt“, dessen schönwissenschaftlichen Teil damals Gustav Schwab leitete. Schwab nahm die ihm gesendeten Poesien freundlich auf, und Auersperg hatte die Freude, verschiedene derselben bald darin gedruckt zu finden. Ein bemerkenswerter Briefwechsel zwischen Schwab und Auersperg entspann sich. Damals hatte der Dichter zuerst das Pseudonym Anastasius Grün angewendet. Einer Bemerkung Schwabs gegenüber, der in einem Gedichte Spuren Heineschen Tones fand, schrieb Auersperg (28. November 1829) an den Redakteur des „Morgenblatts“:

„Daß Sie im Invaliden Spuren Heineschen Tons finden, ist mir nur insofern nicht ganz lieb, als mir Heine zwar immer eine interessante Erscheinung, nie aber Muster war und aus eben dem Grunde seine Nachahmer (besonders im heurigen Berliner Musenalmanach, der ganz voll davon ist) verhaßt sind. Daher bin ich nur absichtslos und unbewußt in diesen Ton geraten. — — Muster war mir (in dem Felde der Poesie, das ich mir vielleicht nicht ganz ohne Beruf gewählt habe) und bleibt mir immer Uhland. Ängstliche Nachahmung aber trachtete ich immer möglichst zu meiden. -- — Ich habe die Maxime, nichts drucken zu lassen, was ich meinen Beratern nicht vorgelegt habe; gegenwärtig sind es Halirsch und Dräxler-Manfred. Kommt nun eine tüchtige Kraftexplosion, so jauchzt Halirsch und Manfred schüttelt den Kopf, kommt irgendwo eine Blume vor, so applaudiert Manfred und Harlisch schläft ein. Sich selbst kann man gar nicht trauen; denn im Grunde schreibt man doch nichts nieder, wofür man nicht begeistert wäre und was man schon in vornhinein für schlecht hielte.“

In demselben Briefe spricht sich Auersperg über den Namen Anastasius Grün aus, den er gewählt hat und den Schwab nicht recht passend fand:

„Nur muß ich Sie um eines bitten, nämlich um Pardon für den ehrlichen Anastasius. Ich habe nicht ganz absichtslos den halb ernsten, halb spaßigen Namen gewählt; brechen Sie nicht den Stab über den Anastasius, solange wir noch einen deutschen Dichter haben, der Hühnerwadl heißt! Ich denke nur: sind die Sachen gut, so werden sie auch dem Namen Ehren bringen; sind sie aber schlecht, so hole der Teufel die schlechten Sachen mit samt dem schlechten Namen!" — —

So lebte Auersperg-Grün damals in Wien ganz seinen poetischen Bestrebungen. Es ist nicht bekannt geworden, wie eingehend er sich mit den Rechtsstudien beschäftigte oder ob er dieselben gleichsam nur als Deckmantel betrieb, um in Wien verbleiben zu können. Tatsächlich war er nach vielen Richtungen hin literarisch tätig. Seine Sprachkenntnisse kamen ihm dabei zustatten, finden wir doch schon im Jahrgange 1825 der „Wiener Zeitschrift" unter seinem Namen eine längere Novelle: „Der Eremit von der ‚Sierra Morena'", angeblich eine Bearbeitung nach dem Französischen, eine Erzählung, die sich aber vielleicht an ein französisches Original, das längst verschollen ist, nur anlehnt. In derselben Zeitschrift hat er ein längeres Gedicht der Italienerin Teresa Albarelli Bordoni übersetzt veröffentlicht. Natürlich verkehrt der junge Graf auch in Gesellschaften, wo er schon seiner poetischen Anlagen wegen und als Graf Auersperg ein gern gesehener Gast ist. Bauernfeld erwähnt in seinen Tagebuchnotizen vom 13. Februar 1830, daß bei Baron Schlechta ein „paarmal Spiel und Souper" war mit Grillparzer und Herrn Hermannsthal. „Auch Graf Auersperg zugegen, der nicht spielt." — Literarische neue Erscheinungen verfolgt er mit großer Aufmerksamkeit, und sein Wunsch zielt besonders dahin, seinem Namen bald eine gewisse literarische Bedeutung zu verleihen.

Freund Johann Gabriel Seidl war inzwischen zum Professor in Cilli (Steiermark) ernannt worden. Auersperg blieb auch mit ihm im Briefwechsel. Es sei hier ein undatierter aber zweifellos aus dem Jahre 1830 herrührender (bisher ungedruckter) stimmungsvoller Brief Auerspergs an Seidl in Cilli mitgeteilt, welcher auf das Leben des jungen gräflichen Dichters in Wien und auf dessen Denkweise manches Licht wirft:

„Lieber guter unvergeßlicher usw. Erzengel!

Hei, Hei, Hei! wie hat mich Ihr Brief erfreut, beruhigt und erquickt! — Schon glaubte ich mich von Ihnen halb vergessen oder wenigstens sehr in den Hintergrund der Erinnerung zurückgeschoben — — und nun erhalte ich plötzlich zu meiner freudigsten Überraschung Ihre lieben herzlichen Zeilen! Meinen wärmsten Dank dafür! Der Himmel lohn' es Ihnen an Kindern, was Sie mir da für eine Freude gemacht haben. Behalten Sie mich immer ein wenig lieb, und Sie werden sich mit der Zeit überzeugen, daß ich, wenn auch mehrere Ihrer Freunde an Anciennetät unserer Bekanntschaft und anderen Eigenschaften, keinen jedoch an warmer Anhänglichkeit an Sie weiche. — — Kürzlich starb in Krain einer meiner ältesten Jugendbekannten. Sein Vater, dessen höchstes Glück sonst im häuslichen Leben bestand, rennt jetzt allerorts herum und kann kein Stündchen zu Hause verweilen; die Mutter, sonst die tätigste und eifrigste aller Hausfrauen sitzt den ganzen Tag hindurch, die Hände im Schoß hinterm Ofen und weint. So geht es natürlich mutatis mutandis seit Ihrer Abreise auch mit uns beiden; der eine wackelt hierher, der andere wackelt dorthin. Wenn's schön Wetter ist, geh' ich abends mit Ludwig (Halirsch) oder Witthauer ins Freie, ist's trüb oder regnerisch, bleib' ich zu Hause und arbeite oder gehe mittels Ihres zurückgelassenen Dietrichs ins Burgtheater und nehme dann mein Abendmahl im Matschakerhofe ein.

Nun einige Novitäten, die mir gerade einfallen. Braun v. Braunthal ist wieder aus Berlin zurückgekommen, hält sich aber hier nicht lange auf und geht ‚auf zwei Jahre nach Paris'. Ludwigs ‚Morgen auf Capri' ist bereits erschienen und zwar in einer recht hübschen Auflage. Von den Balladen, die nächstens hier ankommen

sollen, will er Ihnen ein Exemplar schicken. — Des zweiten Heftes der „Flinserln“ geschieht in einer Wiener Korrespondenz im Gesellschafter sehr rühmliche Erwähnung. — — — — Meine Mutter ist seit einigen Tagen hier, um meine Schwester aus ihrer Erziehungsanstalt abzuholen, sie bleibt 14 Tage noch hier, während welcher Zeit ich sehr starken Hofdienst habe. — — Lebhaftes Interesse haben alle Ihre bisherigen Schreiben bei allen, denen sie mitgeteilt wurden, erregt. Glücklicher Gabriel! Wüßten Sie's nur und könnten Sie's unbelauscht sehen und anhören, wie oft an Sie gedacht, wie warm und herzlich von Ihnen gesprochen wird und wie, wenn man mit einem Briefe von Ihnen stolzierend anrückt, einem die Blätter fast in den Händen zerrissen werden! Herzliche Grüße folgen von Ludwig, Witthauer, Plank, Battaglia, und Niembsch und Manfred, der eben jetzt bei mir Tabak schmaucht und herumstiert. — —

A propos! Sprachen Sie mit Fellner in Grätz? Warum erwähnen Sie denn Leitners in keinem Ihrer Briefe? Sollten Sie sich rücksichtlich seiner in Ihren Erwartungen getäuscht haben? — Nun muß ich schließen. Ein solcher Brief von Ihnen verdiente zwar eine bogenlange Antwort; allein ich weiß erstens nicht, ob Ihnen dadurch ein großer Gefallen geschähe, und zweitens erschöpft sich in unsereinem, dessen ganze Lebensweise Ihnen ohnedies bekannt ist, der Stoff viel leichter. Unerschöpflich aber bleibt gewiß meine wärmste Anhänglichkeit und freundschaftliche Erinnerung an Sie. Selbst in Foliobänden würde sie sich nicht ganz aussprechen können, daher sie Ihnen nur ganz kurz zuruft: Glückauf Ihnen und all den Ihrigen und Gruß, Kuß und Handschlag von

Ihrem treuen Auersperg.

Alles Schöne auch von Schickh, der krank ist, und Raimund. Beide habe ich heute besucht.“

Schon Ende des Jahres 1829 war die erste poetische Veröffentlichung Auerspergs in Buchform erschienen. Das hier schon öfter erwähnte Büchlein führte den Titel „Blätter der Liebe von Anastasius Grün“ (Stuttgart, Druck und Verlag von Gebrüder Franckh, 1829). Das 126 Seiten starke Werkchen war schlicht ausgestattet, ein poetisches Widmungsgedicht „An meine Mutter“ zeugte von der Verehrung,

welche der Dichter der geliebten Mutter entgegenbrachte. (Abgedruckt Sämtl. Werke, Bd. IV, S. 7). Anastasius Grün hatte aus den bisher veröffentlichten Gedichten eine ziemlich strenge Auswahl getroffen, viele dieser Gedichte, namentlich die erzählenden waren gar nicht einverleibt worden. An Schwab hatte der Dichter sofort sein Büchlein gesendet und von Wien aus im April noch eine Fahrt in sein Geburtsland Krain und nach Thurn am Hart gemacht. Als er zurückkam, fand er des wohlwollenden Gustav Schwab Beurteilung seiner Lieder vor:

„Meinen wärmsten Dank," schrieb er an Schwab (16. Mai 1830), „für so manches ermunternde Wort, für so manchen belehrenden Wink und vor allem für die mich beschämende Nachsicht! Nehmen Sie aber auch zugleich die Versicherung, die ich, Hand aufs Herz, wohl geben kann, daß Ihre milden freundlichen Worte auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen, und daß ich Ihrem aufmunternden Wohlwollen vielleicht künftig einmal durch besseres und gelungeneres zu entsprechen hoffe. — — Ob ich seit Entstehung jener Blätter nicht vielleicht einen Schritt weiter gemacht habe, mögen Sie aus meinem ‚Letzten Ritter' entscheiden, der nun wohl schon erschienen ist und wovon Franckh Ihnen nächstens ein Exemplar zusenden soll. — Meinen besten Dank für die schnelle Einrückung meiner ‚Adriatica' ins Morgenblatt." — —

Diese letzteren Gedichte, welche wohl auf einem der jüngsten Ausflüge Grüns aus seiner Heimat an das nahe Adriatische Meer entstanden waren, bieten die ersten poetisch ausgesprochenen Eindrücke, welche das Meer und dessen Betrachtung auf den jungen Dichter ausgeübt, dem später noch andere reifere Stücke dieser Art folgen sollten.

V. Reise nach Süddeutschland.
Übernahme der Herrschaft Thurn am Hart.

Der Verkehr mit dem ersten Verleger in Stuttgart und namentlich die schriftliche Verbindung mit Gustav Schwab, wohl auch der Wunsch, den von ihm so hoch verehrten Uhland sowie die übrigen Dichter des Schwabenlandes persönlich kennen zu lernen, hatten in Auersperg-Grün längst den Entschluß gereift, selbst die Gegenden aufzusuchen, in welchen jene Männer weilten und wirkten. Diesen Entschluß führte er im Juli des Jahres 1830 aus. Noch kurz vorher hatte er an Schwab geschrieben:

„Sie fragen mich, ob ich mein Reiseprojekt aufgegeben habe, da ich im letzten Briefe nichts davon erwähnte? O nein, aber ich spreche selten davon, weil ich noch immer irgend ein Hindernis befürchte, das gewissermaßen durch die allzu große Zuversicht auf die Realisierung des Planes herausgefordert wurde. Auch habe ich das Vorurteil, dem Menschen sei nur eine gewisse Portion des Vergnügens zugemessen, werde das Maß nun durch den Vorgenuß im Sprechen und Träumen von einem Lieblingsplane erfüllt, so falle der Genuß der Wirklichkeit somit weg. Drum wage ich nur sehr schüchtern meine Gedanken auf die Reise zu schicken und lasse meine Wünsche und Projekte kaum laut werden."

Graf Auersperg verließ um die Mitte Juli Wien und begab sich durch das Salzkammergut über Salzburg zunächst nach München, wo es ihm aber nicht sonderlich gefiel. Überhaupt konnte er auch in der Folge nie eine besondere Vorliebe für die bayrische Hauptstadt gewinnen. Mit um so freudigerem Herzen begab er sich nach Stuttgart. Von Gustav Schwab wurde er zunächst herzlich aufgenommen. Aber auch die übrigen Poeten und anderen trefflichen Männer der Stadt und des Landes brachten ihm die herzlichsten Beweise der Verehrung entgegen. Gustav und Paul

Pfizer, Hofkaplan Grüneisen, Hauff, Wolfgang Menzel, Verlagsbuchhändler Baron Cotta, Justinus Kerner, Carl Mayer, das feinsinnige Ehepaar Reinbeck und viele andere wackere Schwaben hatte er in Stuttgart und im übrigen schwäbischen Gebiete, in das er natürlich nähere und weitere Touren unternahm, kennen gelernt. Dem verehrten Uhland durfte er die Hand drücken und bewahrte das ganze Leben hindurch die freudige Erinnerung an die erste Begegnung und an den Verkehr mit dem berühmtesten der damaligen Schwabendichter. In Gesellschaft Adolf Menzels machte er in der Folge eine „heitere Reise" zunächst über Karlsruhe nach Baden-Baden, wo er Ludwig Tieck, den damals Gewaltigen kennen lernte, sodann aber nach Straßburg, wo er seiner Begeisterung für die Pariser Juli-Revolution und den dadurch kundgegebenen freiheitlichen Gedanken selbst Ausdruck gab. Über Freiburg i. B. führte ihn die weitere Reise sodann nach Schaffhausen und an das „Schwäbische Meer", den Bodensee, er besuchte St. Gallen, Konstanz, Bregenz. Wieder auf österreichischem Boden angelangt, setzte er die Reise fort über Landeck und Innsbruck, von dort über Brixen nach Klagenfurt und Laibach. In seinem Heimatlande angelangt, galt natürlich sein Besuch zunächst dem Stammschlosse Thurn am Hart, wo er Mutter und Stiefvater antraf und zehn Wochen der Erholung und wohl auch der Besprechung, welche die Übernahme des Schlosses und der Herrschaften betraf, widmete. Denn der nunmehr großjährig Gewordene sollte im nächsten Jahre den eigenen Besitz der Herrschaften antreten, die bisher von den Eltern verwaltet worden waren. Darauf kehrte Graf Auersperg wieder nach Wien zurück. Er nahm den Weg über Cilli und besuchte dort seinen darüber hocherfreuten Freund J. Gabriel Seidl, welcher, seit wenigen Jahren vermählt, dort die Gymnasialprofessur bekleidete und „seit kurzem Vater eines blühenden frischen Knaben geworden". Auf der Weiterfahrt über Graz wurde natürlich

Freund Leitner daselbst nicht übergangen und manches Literarische, namentlich auch das eben zur Aufführung daselbst gelangende neue Stück Leitners: „König Tordo", besprochen.

In einem Schreiben aus Wien an Schwab vom 23. November 1830 teilt Auersperg mit, daß er „nun wieder in die gewohnte Lebensweise, zu seiner alten Ordnung und Ruhe" zurückgekehrt sei.

„Mein erstes süßestes Geschäft sei nun vor allem anderen in diesem Blatte einen Boten abzusenden, der meinen teuren mir unvergeßlichen Stuttgarter Freunden den ungeheuchelten Ausdruck freudiger Erinnerung, die herzlichsten Grüße aufrichtiger Anhänglichkeit und den wärmsten Dank für genossene Gastfreundschaft überbringe! Daß der größte Teil davon Ihnen, edler Mann und Freund! und Ihrer trefflichen Gemahlin zukommt, wird Ihnen wohl Ihr Bewußtsein sagen. Ich habe es in Ihrer Nähe so recht innig durchgefühlt, daß es eine Gastfreundschaft des Herzens gebe, die zu zart ist, um mit Worten berührt zu werden und die ihren Widerschein nur im Herzen sucht und findet. Es ist doch etwas Schönes um unsere Kunst, die uns so schnell und fest verbindet und verbrüdert."

Bei der Schilderung seiner Weiterreise von Stuttgart bemerkt Auersperg in demselben Briefe:

„Die interessantesten Bekanntschaften, die ich unterwegs machte, waren Tieck in Baden, Schneller in Freiburg, Henne in St. Gallen — —. Die schönsten Trachten, die ich sah, waren die Trikolore in Straßburg und die einfache grüne der Tiroler Alpen. O Gott, mir summt noch der Kopf und klingt das Herz! Hätte ich Sie doch vor mir, wie vor drei Monaten in Stuttgart, was hätte ich zu plaudern und zu erzählen. — — Wie ganz anders lese ich jetzt Ihre Schriften, seit ich dem Verfasser ins Auge geblickt habe. Es ist ein doppelter Genuß, ich höre Ihre Stimme nachklingen, und mir ist, als säßen Sie bei mir und läsen mir selbst vor." (Ungedruckt.)

Seit jener Zeit erscheint der Name Anastasius Grüns auch in dem neubegründeten bei Weidmann in Leipzig herausgegebenen Musenalmanach, in welchem so zahlreiche schwäbische Dichter vertreten waren und welchen damals noch A. Wendt,

einige Jahre später aber Chamisso und Schwab herausgaben. In dem Jahrgange 1831 des erwähnten Almanachs (der also schon 1830 gedruckt wurde) finden wir eines der herrlichsten Gedichte Anastasius Grüns, das Jubellied zur Verherrlichung der Poesie: „Der letzte Dichter". Der Jahrgang 1836 des „Musenalmanachs" bot als Titelbild das vortrefflich gestochene Porträt Anastasius Grüns.

Jugendbild Anastasius Grüns aus dem „Deutschen Musenalmanach", Leipzig. 1836.

So kam das Jahr 1831 heran und mit ihm für den jungen Grafen und von da an Herrschaftsbesitzer von Thurn am Hart und Gurkfeld, die Zeit der Übernahme dieser Besitzungen. Er verließ mit schwerem Herzen die Freunde in Wien und die Freuden des geselligen und literarischen Lebens in der Residenz, um sich nun dem ernsten Zwecke hinzugeben, seine Besitzung für sein Leben erträgnisreich zu gestalten. Am 16. März 1831 verließ Auersperg Wien und begab sich sodann über Graz und Cilli nach Laibach, wo ihn schon verschiedene Geschäfte erwarteten. Kurze Aufenthalte in den erwähnten zwei Städten galten wiederum dem Besuche der schon früher erwähnten beiden Freunde Leitner und Seidl. Von Laibach aus ging's nun zum dauernden Aufent-

halte nach Thurn am Hart. „Da ich dort" schrieb er im Mai 1831 an Schwab „meine Zeit in gänzlicher Abgeschiedenheit von allem literarischen Verkehr im tiefsten Süden Deutschlands, unfern den Grenzen der Türkei, die uns bisweilen sogar ihre bosnischen Räuber ins Land hinüberschickt, verleben werde, so wird mir jeder Ihrer Briefe einen wahren Festtag der Herzerquickung und Freude bereiten."

Das Schloß Thurn am Hart liegt in Krain hart an der Grenze Steiermarks unfern von Kroatien. Heutzutage führt von der Hauptlinie der Südbahn, welche Wien mit Triest, den Norden mit dem Süden Österreichs verbindet, bei der Station Steinbrück ein Bahnstrang in südöstlicher Richtung gegen Agram, also auf kroatisches Gebiet. Längs des Laufes der Save gelangt man, bevor noch die kroatische Grenze erreicht ist, zu der Station Videm, wo heute eine Brücke über den Savestrom hinüberführt zu dem Städtchen Gurkfeld, an dessen Westseite sich reich mit Reben bepflanzte Berge erheben. Von dort ist in südlicher Richtung sei es auf der Straße, sei es auf schattigem Waldwege bald zunächst der zum Schlosse gehörige große Meierhof und danach Thurn am Hart selbst erreicht. Ein mächtiger Bau, im Viereck von vier gewaltigen Ecktürmen umgeben, welcher noch in seiner Anlage zeigt, daß die Bewohner des Schlosses einst gegen herandringende Türkenhorden zur Verteidigung gewappnet sein mußten. Wald und der herrliche Park umgeben das Schloßgebäude, zumeist gegen Süden erstrecken sich die reichen Weinanpflanzungen. Südlich liegt auch das von der Höhe sichtbare Pfarrdorf Haselbach, dessen einstiger Dechant vom Dichter in heiterem Liede verherrlicht worden ist. Die schönen Parkanlagen, die Obst- und Weinpflanzungen sind dem ökonomischen Gebaren Auerspergs kurz nach der Übernahme zu verdanken. Schöne exotische Bäume, heute mächtig emporgewachsen, lauschige Plätzchen im Park, ein herrlicher Blumenflor, namentlich die vom Dichter so ver-

ehrten Rosen erfreuen den Besucher der prächtigen Anlagen. Hinter dem Parke auf der Höhe aber erhebt sich seit dreißig Jahren der kuppelgekrönte Bau des Mausoleums, in dem 1877 Anastasius Grün seine letzte Ruhestätte fand. In jenen Tagen der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts verband allerdings noch keine Eisenbahn das Land Krain mit dem Norden und Süden, Graf Auersperg mußte lange Wagenfahrten unternehmen, um über Steiermark zu seinem Besitztum zu gelangen, und selbst die Hauptstadt Laibach im Lande selbst war von Thurn am Hart nur auf längerer Fahrt mit dem Wagen erreichbar.

Wer die Geschichte Krains kennt, weiß auch, daß Thurn am Hart selbst ebenfalls seine reiche historische Vergangenheit hat. Ähnlich wie es sich heute darstellt, zeigt es schon ein Bild in des berühmten Chronisten und Geschichtsschreibers Freiherr v. Valvasor umfangreichem Foliowerke „Ehre des Herzogtums Crain" (Laibach 1689) Bd. III. Ein Valvasor war hundert Jahre vor der Abfassung des Werkes sogar selbst Eigentümer dieser Herrschaft, die sich im Jahre des Erscheinens dieser großen historisch-topographischen Arbeit im Besitze des „Herrn Dietrich v. Auersberg" (ältere Schreibart des Namens) befand. Dieser Schriftsteller Freiherr v. Valvasor bewohnte ein Haus in dem nahen Gurkfeld an der Save, in dem er auch starb. Es wurde schon erwähnt, daß Gurkfeld in der Zeit des Antrittes der Herrschaft Graf Anton Alexanders ebenfalls Auerspergsche Herrschaft war.

Diese Besitzungen übernahm der junge Dichter, nunmehr Schloßbesitzer, damals und gestaltete sich Thurn am Hart zum bleibenden Heim, das ihm bis an sein Lebensende als liebster Aufenthaltsort galt, obwohl er später sich insbesondere nach seiner Vermählung noch mancher reicher Besitztümer erfreute. Die Verhältnisse, unter denen Graf Auersperg seinen Besitz übernahm, waren in pekuniärer Beziehung durchaus keine günstigen. Vielfach verschuldet und ökonomisch

nicht besonders gut bewirtschaftet bot Thurn am Hart vorläufig nur einen mäßigen Ertrag. Die Gräfin Mutter, welche der Sohn stets hochgehalten, hatte öfter längere Zeit in der Hauptstadt Laibach zugebracht und scheint sich mehr dem geselligen Leben daselbst als der landwirtschaftlichen Behandlung der Güter in dem abgelegenen Teile des Landes gewidmet zu haben. Über die Tätigkeit des Stiefvaters in dieser Richtung ist nichts bekannt. Der Mitteilung einer Enkelin der Gräfin, einer Tochter der Schwester des Grafen Auersperg-Grün, entnehme ich, daß zwischen der Mutter und ihm bei der Übernahme von Thurn am Hart manche Zwistigkeiten vorkamen und daß ihm schwere Lasten aufgebürdet worden seien. Auch war Auersperg gegenüber der nach geselligem heiterem Leben strebenden Mutter selbst kein Freund von Unterhaltungen und liebte die Häuslichkeit und Ruhe, welche sich ihm denn auch auf dem Schlosse bot, wo er sich bald, so weit es die Mittel erlaubten, behaglich einrichtete.

Einen Turm des Schlosses, von wo sich der Ausblick auf die blauen Züge des nicht allzu fernen Uskokengebirges bot, hatte sich der Dichter zum Arbeitszimmer ausgestaltet, mit Bücherschränken versehen und seine Bibliothek sowie das Archiv dort untergebracht. Dort oben oder an gewissen Plätzchen des Parkes weilte er gern arbeitend auch wohl dichtend, und man zeigt heute noch die schattige Stelle im Parke, wo der „Schutt" gedichtet worden sein soll, sowie die früher mehr freigelegene, heute auch schon von hohen Bäumen umgebene Veranda, an welche im Titel des Poeten letztes Werk: „In der Veranda" erinnert und die zu jener Zeit Auersperg selbst zierlich in Aquarell gemalt hat, ein Bild, das noch erhalten geblieben ist, wie so manche andere Partien des Schlosses und seiner Umgebung im Bilde.

Graf Anton Auersperg hatte nun allerdings an eine Menge wirtschaftlicher Dinge zu denken, und es zeugt von

der geistigen Spannkraft des jungen Mannes, daß gerade in den Jahren jener Zeit eine Zahl der schönsten Gedichte und Dichtungen geschaffen wurden.

Zunächst wendete er seine Aufmerksamkeit den Anpflanzungen der Reben zu, die in jenem südlichen Gebiete reichlichen Ertrag versprachen, und er dehnte die Rebenkultur in der Tat im Laufe der Jahres derartig aus, daß der erzielte Wein das Haupterträgnis seines durch seine eigene Tätigkeit sich immer höher gestalteten Einkommens bildete.

Freund Bauernfeld, welcher allerdings erst fünfzehn Jahre nachher den Dichter in Thurn am Hart besuchte, verzeichnet in seinem Tagebuche unter dem 5. September 1846 in der ihm eigenen knappen Form:

„Auersperg lebt beiläufig en Grand Seigneur. Altes Schloß mit vier Türmen. 600 Joch Wald, wofür er 1400 fl. Steuern zahlt. Da der Wald hoch liegt, so ist das Holz nur durch Pottaschebrennen zu verwerten, etwa mit 200 fl. — — Auerspergs größtes Einkommen ist der Wein. An 4000 bis 5000 Eimer tragen 15000 bis 20000 fl. Der Weinstock wird nicht beschnitten wie bei uns, sondern wächst hoch. Das Klima mild. Die Trauben, auch am Boden, werden zeitig und süß. Am 20. September ist meist schon Weinlese. — Thurn am Hart liegt nur vier Stunden von Agram."

Später war auch Auerspergs alter Freund Castelli einer Einladung nach Thurn am Hart gefolgt, wo er freilich nur kurze Zeit zubrachte. In den „Memoiren meines Lebens" Bd. IV (Prag, 1861) schildert er in freundlicher Weise die Lage und die Annehmlichkeiten des Schlosses:

„Schon beim ersten Anblick der Besitzung ergriff mich Wohlbehagen, denn alles, was ich sah, zeugte von Ordnung und Reinlichkeit, der große Meierhof sah so stattlich aus, daß ich ihn für das Schloß selbst hielt, alle Äcker und Wiesen waren gut bestellt, alle Wege rein, alle Nebenräume im besten Stande . . . überall die ordnende Hand des Herrn sichtbar. — — Auersperg ist wie ich ein großer Liebhaber des Pflanzenreiches. Er besitzt auch die Mittel, diese Liebhaberei zu befriedigen. Er hat den früher meist zum

Küchenbedarf dienenden Schloßgarten zu einem herrlichen Park umgeschaffen. Seit 15 Jahren hat er die schönsten exotischen Bäume selbst gepflanzt, und der gute Boden, das vortreffliche Klima und seine sorgsame Pflege bewirken, daß sie jetzt groß und mächtig dastehen. Auch was die Blumenwelt Neues und Schönes hat, sieht man hier üppig blühen, das Gras gleicht einem grünen Samtteppich, und die Wege sind so rein, daß man in Versuch kommt zu glauben, jeder, der da gegangen, habe rückwärts einen Besen anhängen gehabt, durch den der Weg hinter ihm gleich wieder rein gekehrt wurde. Die vielen Plätzchen, um auszuruhen, um zu frühstücken usw. sind so sinnig gewählt, daß man zu jeder Tageszeit und in jedem Wetter ein dafür geeignetes findet. Kurz, der poetische Geist des Besitzers verkündet sich auch hier bei jedem Schritte und man kann viele Schritte in diesem Garten machen, denn er ist 30 Joch groß."

Der Dichter Friedrich Marx hat am 70. Geburtstage Anastasius Grüns unter dem Titel: „Thurn am Hart" eine schöne poetische Begrüßung des Gefeierten und zugleich Verherrlichung des Schlosses veröffentlicht, aus der einige der bezeichnendsten Strophen hier ihre Stelle finden mögen:

— nicht jubelnde Fanfaren
Eines Türmers sagen laut,
Was seit vollen siebzig Jahren
Herrliches die Burg geschaut.
Durch die sonnig hellen Räume
Schwebt unsterblich, schön und jung
Wie durch seine Dichterträume
Heut' nur die Erinnerung!

Wie umrauscht von jenen Eichen
Munter einst der Knabe schritt,
Wie von des Apollo gleichen
Jünglings Mund ein Lächeln glitt,
Wie der hohe Sangesmeister
In der Zeiten Harfe griff,
Für den großen Kampf der Geister
Männlich schon den Degen schliff. — —

Ferne vom Gewühl der Feste,
Von der Höfe Prunk und Glanz,

War ihm Einsamkeit das beste
Doch in dieser Berge Kranz.
Dort der Saaten lichtes Prangen,
Hier des Waldes Duft so lind,
Und von einem Dach umfangen
Einsamkeit mit Weib und Kind!

Aber Gäste aller Zeiten
Schwebten nachts zu ihm empor,
Königliche Schatten schreiten
Sah man zu des Schlosses Tor.
Und vor seinem Seherblicke,
Offenbar mit Heil und Fluch,
Nann der Strom der Weltgeschicke,
Lag manch sybillinisch Buch. — —

Von des Landes Burgen allen
Schimmernd Schlößlein wirst du stehn,
Ob geborsten deine Hallen,
Büsche auf den Mauern wehn!
Späten Enkeln sollst du sagen
Von des Burgherrn Ruhmeslauf,
O dann baut in fernsten Tagen
Dich ein fromm Gedenken auf.

Anastasius Grün hatte damals, nachdem der Jubel verklungen war, welcher anläßlich der 70. Geburtstagsfeier des großen Dichters im Jahre 1876 — es war auch sein Todesjahr — durch Deutschland und Österreich sich erhoben hatte, selbst eine Ansicht des Schlosses gezeichnet*) und dem ihm befreundeten Dichter dieser Strophen, welche Thurn am Hart und den Schloßherrn verherrlichen, übersendet mit der bescheidenen Unterschrift:

Nicht wie's dein Lied verschönt und schmückt,
Nur wie's ein nüchtern Aug' erblickt.

Eine verkleinerte Wiedergabe dieses von Auersperg selbst ausgeführten Bildes findet sich der vorliegenden biographischen Einleitung beigegeben. Von den verschiedenen

*) Wie schon auf Seite 27 dieser Einleitung erwähnt wurde.

Ansichten Thurn am Hart, die der gräfliche Dichter in verschiedenen Perioden seines Lebens gezeichnet und gemalt, ist dies die letzte.

Es ist hier der passende Ort verschiedener Vorwürfe zu gedenken, welche dem Grafen Auersperg in seiner Eigenschaft als Gutsbesitzer von slowenisch-nationaler und klerikaler Seite gemacht wurden und die in der späteren Zeit bald da, bald dort auftauchten und von reaktionärer Seite natürlich als gern aufgenommene Waffe gegen den Herrn von Thurn am Hart gerichtet wurden. Mit diesen Anschuldigungen muß in der Zeitfolge weit vorgegriffen werden, und Anastasius Grün hat dieselben schon bei seinen Lebzeiten deutlich und ehrlich zurückgewiesen. So war es namentlich eine geistliche Persönlichkeit, der klerikale Redakteur und Schriftsteller Sebastian Brunner, welcher sich nicht scheute, sogar lange nach dem Tode Anastasius Grün-Auerspergs, gegen diesen eine Schmähschrift ärgster Art zu veröffentlichen. Allerdings sind die Angriffe der klerikalen Gegner gegen den Verfasser der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" sehr begreiflich, wenn man jene Stellen dieser Dichtungen liest, in welcher der Poet seiner flammenden Entrüstung gegen heuchlerisches Pfaffentum Ausdruck gibt, im Gegensatz zu der ebenfalls dargelegten Ehrfurcht, die er der echten „frommen Priesterschar" entgegenbringt. Als viel später Graf Auersperg, ein begeisterter Anhänger der Ideen Kaiser Josefs II., im österreichischen Herrenhause seine glänzende Rede gegen das mit dem päpstlichen Stuhle geschlossene Konkordat, das er ein „gedrucktes Kanossa" nannte, hielt und tatsächlich den Sturz der wichtigsten und bedenklichsten Teile dieses sogenannten Staatsvertrages zustande brachte, wurden die klerikalen Kreise natürlich aufs neue und noch heftiger gegen Auerspergs kühnes und erfolgreiches Auftreten erregt.

Sebastian Brunner hat im Jahre 1848 ein Büchlein

in Verſen „Blöde Ritter“ (Regensburg, März 1848) veröffentlicht, deſſen Titel ſchon erſichtlich auf Grün-Auerſperg zielt, wenn auch nicht Stellen wie die folgenden des ſich witzig dünkenden Dichters darin vorkämen:

Das iſt leicht am offnen Markte — Und in Büchern Freiheit künden,
Und zu Hauſe auf der Herrſchaft — Syſtematiſch Bauern ſchinden.

Kann ein Freiheitsdichter ſchöner — Seine hohen Lieder ſiegeln,
Als wenn er in Furcht und Angſt lebt, — Daß ihn ſeine Bauern prügeln?

Ein Spaziergang iſt viel ſichrer — Eines Wiener Herrn Poeten
Auf Regierung ſchmähn und ſchimpfen — Und dabei das Pflaſter treten!

Doch ums Schloß des gnäd'gen Herren — Iſt's im Walde nicht ganz ſicher;
Denn es leſen nicht die Bauern — Ihrer guten Herrſchaft Bücher.

Ja ſie haben ein Gelüſte — Die erbärmlich niedern Tropfen
Eines edlen Freiheitsſängers — Pelz gehörig auszuklopfen uſw.

Ein andere Stelle:

Iſt am Ende dann beim Teufel — Herrſchaft, Geld und alle Güter.
Wird des letzten Ritters Sänger — Selber dann zum letzten Ritter uſw.

Dieſe „witzigen“ Strophen wurden aber und zwar diesmal an Roheit, zumal die Worte gegen einen Toten gerichtet waren, durch Sebaſtian Brunners Pasquill: „Don Quixote und Sancho Panſa auf dem liberalen Parnaſſe. Der Herren Anaſtaſius Grün und von Bauernfeld Fanfaronaden in Politik und Religion, nach Erfahrung und Verdienſt gewürdigt“ (Würzburg, Wörl 1886) übertroffen. Auf nicht weniger als 200 Seiten wütet abermals „witzig“ in Vers und Proſa der Verfaſſer namentlich gegen den Grafen Auerſperg, ſelbſtverſtändlich vor allem gegen deſſen religiöſe Anſichten, dann aber auch gegen den „Bauernſchinder“.

Ein Brief Grüns vom Jahre 1849, den Bauernfeld ſpäter veröffentlicht und in dem der Graf in ernſter würdiger Weiſe die Anſchuldigungen zurückweiſt, wird von Brunner

mit allerlei Bedenken umgeben, namentlich die späte Veröffentlichung dieses Briefes, welche 1877 (in der „Deutschen Revue" 1877, II. Bd.) erfolgt ist, als ein Eingeständnis der Schuld betrachtet und sowohl das Andenken Grüns als auch der greise Freund und Verteidiger desselben, Bauernfeld, hämisch herabgezogen.

Gerade dieser Brief aber, den Auersperg an Sebastian Brunner damals gerichtet, erweist am besten die Böswilligkeit der Angriffe und die Ungerechtigkeit der Vorwürfe. Es heißt darin:

„Ich mache kein Hehl daraus, daß ich unter den früheren leidigen Verhältnissen als Gutsbesitzer getan habe, was jeder ordentliche Mann im geregelten Haushalte tun mußte; daß ich gesetzlich bestehende Verpflichtungen gegen mich, auf die ich zur Zuhaltung meiner Verpflichtungen gegen andere angewiesen war, zugehalten wissen wollte; daß ich ein Eigentum, das nicht mir allein gehörte, gegen unbefugte Eingriffe zu schützen suchte und daß ich dabei die Wege einschlug, auf welche das bestehende Gesetz uns gewiesen hatte. Trifft mich darum ein Vorwurf, er trifft er mit mir alle Gutsbesitzer des Landes oder vielmehr, er trifft jenes hinter den Zeiterfordernissen zurückgebliebene Gesetz allein, welches Zustände aufrecht erhalten wollte, deren Basis längst gewichen war; Zustände, unter denen der edler denkende Gutsbesitzer moralisch nicht minder litt, als dessen sogenannter Untertan und gegen deren ferneres Fortbestehen sich aus der Mitte der Berechtigten selbst die ersten Stimmen erhoben. — — Euer Hochwürden haben die meist anonym gegen mich vorgebrachte Anschuldigung zu der Ihrigen gemacht, indem Sie selbe ohne Prüfung wiederholt und — mit eigenen Zutaten und erfundenen Einzelheiten ausstaffiert haben. Sie berechtigen mich dadurch zu der dringenden Aufforderung — aus dem ganzen 18jährigen Zeitraume meines Wirkens als Gutsbesitzer nur eine einzige, gegen mein persönliches Benehmen vorgebrachte Beschwerde, nur einen gegen mich anhängigen Untertanenprozeß, eine mir zur Last fallende ungesetzliche Handlung oder auch nur eine formell ungesetzliche Tat, die ich mit Härte oder Schonungslosigkeit durchgeführt hätte, begründet mir nachzuweisen. — — Ew. Hochwürden verun-

glimpfen aber nicht nur mich allein, Sie verleumden auch den in seiner Gesamtheit biedern und rechtlich denkenden Bauernstand einer Gegend. — — Ein reines Bewußtsein erlaubte mir in den Tagen der größten Aufregung mitten unter diesen Männern zu leben; ich habe kein leides Wort, geschweige irgend eine Gefährdung meiner Person oder meines Besitzes erfahren."

Dies die charakteristischsten Sätze aus Auerspergs Brief, der von vornehmem Ernst und männlich edlem Bewußtsein getragen ist und in seiner Gänze nachgelesen werden möge.

Der Verfasser dieser Zeilen führt hier noch die Stelle eines Schreibens Auerspergs an Castelli vom 16. März 1849 an, welches durchaus nicht zur Veröffentlichung bestimmt war und als intime Mitteilung an einen alten Freund gewiß ebenfalls Beachtung verdient:

„Was Du mir aus Seb. Brunners ‚Blöden Ritter' mitteilst, macht mich begierig, das Ganze und den Angriff auf mich im Zusammenhange kennen zu lernen, um danach zu beurteilen, ob ich dem Pfäfflein dafür nicht an den Leib gehen soll? Da ich rücksichtlich meiner ehemaligen Untertanen, unter denen ich in der Zeit der ärgsten Aufregung lebte und nicht ein beleidigendes Wörtchen erfuhr, ein völlig reines Gewissen habe, kann ich wohl wagen mit dem Lügengeiste eine Lanze zu brechen. Tu mir daher den Gefallen, mir das Buch mittels Post hierher zu senden."

Zur näheren Erklärung für den mit den vormärzlichen Grundbesitz und Wirtschaftsverhältnissen in Österreich nicht Vertrauten sei beigefügt, daß (wie übrigens zum Teil auch anderwärts) damals auf österreichischem Gebiete das sogenannte Patrimonial- oder Herrschaftswesen gesetzlich bestand, nach dessen Vorschriften die Bauernschaft in einem gewissen Untertansverhältnisse zu der betreffenden Herrschaft sich befand. Dafür aber hatte der betreffende Großgrundbesitzer, der Herrschaftsinhaber auch die Schutzobrigkeit über seine Bauernschaft, welcher Schutz sich in der Ausübung der Zivil- und Strafgerichtsbarkeit wie auch der politischen Verwaltung äußerte. Der persönliche Untertanenverband bedingte von

Seite dieser (zumeist bäuerlichen) Untertanen gewisse ebenfalls gesetzlich festgestellte Leistungen an sog. Robot, Taxen für die Jurisdiktionshandlungen, Zehnten u. dgl. Diese Leistungen waren an jeden Herrschaftsbesitzer zu entrichten und bildeten natürlich als Einnahmsquelle einen Bestandteil seines Einkommens. Wenn sich irgend jemand dieses Einkommens begeben hätte, wäre das gleichbedeutend gewesen mit der unentschädigten Entäußerung eines bedeutenden Teiles des Vermögens. Es hat also auch bei Graf Auerspergs Herrschaften, zu denen die daselbst befindlichen Bauern gehörten, keinen Sinn, von Bauernschinden u. dgl. zu sprechen. Die Jahrhunderte alte Einrichtung wurde erst durch kaiserliche Patente vom 7. September 1848 und vom 4. März 1849 aufgehoben. Die Lasten der Bauern, Robot u. dgl. entfielen dadurch, und als Gerichts- und Verwaltungsbehörde wurden staatliche Organe bestimmt. Natürlich erwuchs daraus eine Entschädigungslast. Diese Last wurde zur Hälfte den früher Verpflichteten, zur andern Hälfte dem Kronlande oder dem Staatsschatze auferlegt. Eigens aufgestellte Grundentlastungskommissionen regelten diese Lasten, welche als auf dem entlasteten Grunde haftende Forderungen behandelt wurden. Das Ablösungsgeschäft erschien durch Grundentlastungsobligationen vollzogen, welche an die Berechtigten an Zahlungsstatt abgegeben wurden. Die ganze Entlastung ist heute durchgeführt, zur Zeit ihrer Einführung hatte sie natürlich für die größeren Grundbesitzer bedeutenden materiellen Schaden zur Folge.

VI. Die Spaziergänge eines Wiener Poeten.

Kurze Zeit nach den nicht besonders beachteten „Blättern der Liebe“ war 1830 bei F. G. Franckh in München „Der letzte Ritter. Ein Romanzenkranz von Anastasius Grün“ erschienen und erregte in literarischen Kreisen schon größere Aufmerksamkeit. Man lernte darin einen ernst strebenden Poeten, reich an glänzender Begabung, insbesondere auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung, kennen und die vom Fürsten Metternich begründeten „Jahrbücher der Literatur“ in Wien brachten später in dem 1832 erschienenen 58. Bande eine anerkennende Besprechung des Werkes aus der Feder Michael Enks. Sie wäre gewiß nicht erfolgt, wenn Metternich gewußt hätte, daß der Verfasser dieser einen Habsburger Fürsten verherrlichenden Dichtung auch der Verfasser der kurz nach dem „Letzten Ritter“ herausgegebenen „Spaziergänge“ sei. Merkwürdigerweise hatte die Zensur manche freiheitliche und den damaligen Anschauungen der Regierung durchaus nicht entsprechende Stellen im „Letzten Ritter“ nicht beanstandet.

Ganz anders war dies bei dem nun zu besprechenden Bändchen der Fall. Es erschien im Jahre 1831 nämlich bei Hoffmann & Campe ein nur 106 Seiten umfassender Band Dichtungen mit dem Titel: „Spaziergänge eines Wiener Poeten“. Kein Name des Verfassers, auch kein Deckname fand sich auf dem Titelblatte, und der Dichter Auersperg-Grün hütete sich auch wohl, seinen Namen kundzugeben. Denn dieses Büchlein, unter dem Eindrucke der Julirevolution in Paris entstanden, erklärte trotz aller darin niedergelegten höchst patriotischen Gesinnung dem in Österreich herrschenden Systeme den Krieg. Zunächst entfachten diese feurigen Strophen in allen Kreisen die höchste Begeisterung für den Dichter, ja in ganz Österreich die Bewunderung seiner Kühn-

heit. In prächtigen Strophen wandten sich diese Lieder gegen alle herrschenden Mißstände des Geistesdrucks, welcher im Reiche herrschte, gegen die geistmordende Zensur, gegen die eingerissene Pfaffenwirtschaft, gegen das Spionierſystem, welches in hoher Blüte stand, sie scheuten sich nicht, den allmächtigen Fürsten Metternich selbst vorzuführen und das Volk an ihn die Bitte richten zu lassen: „Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?" Ja, diese Spaziergänge wandten sich in unerhörter Kühnheit an den Kaiser selbst, mahnten ihn, den Völkern die Freiheit zu gewähren und wagten ihm zuzurufen, „wie die Freiheit hoch beglückt". Um den Eindruck zu begreifen, welchen die „Spaziergänge" auf die Machthaber in Österreich ausübten, muß man die Verhältnisse kennen, unter derem Druck das geistige Leben in Österreich damals schmachtete.

Die oberste Leitung aller Angelegenheiten in der Politik nach innen und außen erschien dem Staatskanzler, Fürsten Clemens Metternich, anvertraut. War dieser, wenn auch feingebildete Kavalier Gegner jeder, auch der geringsten freiheitlichen Regung in Wort und Schrift, so erschien das Bestreben der Unterdrückung geradezu kariliert, als im Jahre 1817 Graf Johann Sedlnitzky als Präsident der Polizei- und Zensurhofstelle ihm zur Seite gestellt, beziehungsweise untergeordnet wurde, denn Sedlnitzky übte Polizei und Zensur im Sinne des Staatskanzlers aus. Besonders das Theater und die schöne Literatur wurden der schärfsten Beobachtung unterzogen. Schon die Bezeichnung eines Mannes als Schriftsteller machte denselben verdächtig und veranlaßte dessen Beobachtung durch untere Polizeiorgane auf Schritt und Tritt. Die Zensurvorschriften verboten den Druck jedes Geistesproduktes in Österreich, das nicht im Manuskript geprüft und mit dem „Admittitur" versehen war. Aber die geistigen Schöpfungen der Reichsangehörigen durften auch im Auslande nicht zum Drucke gelangen, ohne von der Zensur

vorher geprüft zu werden. Selbstverständlich war es besonders die Zeitungspresse, auf welche man das schärfste Auge richtete. In wie nicht nur strenger, sondern sogar lächerlicher Weise der Zensor oft waltete, darüber nur einige Beispiele. Als der Habsburgische Stammbaum aus Schloß Ambras durch den Wiener Lithographen Trentsensky in Wien gedruckt wurde, erschien auf dem letzten Blatte der regierende Kaiser Franz mit seiner letzten Gemahlin Charlotte wiedergegeben. Die Bilder der vorangegangenen drei Gemahlinnen waren in Medaillonform an einer Säule des Hintergrundes angebracht. Die Zensurerledigung lautete: „Admittitur, jedoch ist dem Herausgeber die Unbescheidenheit zu verweisen, seinen Monarchen mit seinen vier Frauen darzustellen." Als dies dem Kaiser selbst hinterbracht wurde, lachte dieser herzlich über die „aufrichtige Polizei", die ihm ins Gesicht sage, daß es unbescheiden sei, vier Frauen zu haben, und meinte: „Ich hab's ja nur nacheinander gehabt und nicht nebeneinander." Zu einer in Hormayrs historischem Taschenbuche auf 1823 abgedruckten Kärntner Sage vom Ringe der Treue des schönen Schärfenbergers Wilhelm und der Waldfrau schrieb der Zensor: „Ist der Traum nicht zu wollüstig? Man sieht es jetzt oben nicht gern." In einem Buche des Historikers Muchar über das römische Noricum, war die Empörung Pannoniens mit den Worten des Dio Cassius geschildert. Der Zensor strich Stellen aus dem Dio Cassius, „weil die Wut der Pannonier über die römischen Zöllner und Steuereinnehmer leicht als böswillige Anspielung auf die Gegenwart gelten könne, wo eben das Militär wegen endloser Steuerrückstände überall im Lande auf Exekution herumliege." Ja, es kam noch ärger. Eine Broschüre „Cravatiana oder die Kunst, die Krawatte umzubinden" wurde verboten, weil ein Knoten à la Riego hieß und Riego der Urheber der spanischen Revolution war. In einem Berichte über die politische Festversammlung zu Ehren des Nationalökonomen Friedrich

Liſt lautete der Schlußſatz: „Hoch die deutſche Einheit!“ Dieſe Faſſung kam dem Präſidenten bedenklich vor, und nach einer Anfrage an den Staatskanzler ſelbſt ſchlug dieſer vor, ſtatt „Einheit“ „Einigkeit“ zu ſetzen. Ebenſo lächerlich zeigte ſich oft die Theaterzenſur. Schillers „Tell“ durfte überhaupt ebenſowenig aufgeführt werden als „Die Räuber“ in ihrer eigentlichen Form, vielmehr mußte der Vater Moor in einen Oheim umgeſtaltet, der Präſident in Schillers „Kabale und Liebe“ in einen Vizedom und der Kapuziner in „Wallenſteins Lager“ gar in eine „Magiſtratsperſon“ verwandelt werden. Die anſtößige Liebe des Stiefſohnes zur Stiefmutter in „Don Carlos“ hatte „auszubleiben“. Leſſings Emilia Galotti wurde lange Zeit von der Aufführung ausgeſchloſſen, weil der Fürſt einen ſchlechten Charakter hatte. Die Aufführung von Goethes Fauſt I. Teil als Ganzes wurde verboten.

Als unmittelbare Handhaber einer derartigen albern durchgeführten „Bücherreviſion“ — dies der damalige amtliche Ausdruck für die Buchzenſur — wurden gewöhnlich Schriftſteller angeſtellt, die, wenn auch unbedeutend in ihrem Schaffen, dies doch derart geſtalteten, daß es der Regierung genehm erſchien. Natürlich paßten ſich dieſe Leute in der Ausübung der Zenſur ganz dem herrſchenden Syſtem an. Es erwies ſich oft, daß in der Provinz lange nicht ſo ſtreng und albern zenſuriert wurde als in der Reſidenz Wien. Selbſtverſtändlich war man auch darauf bedacht, die Geiſteserzeugniſſe, welche von außen über die öſterreichiſche Grenze kamen, der ſtrengſten Beaufſichtigung zu unterziehen, und insbeſondere von auswärtigen Journalen wurden nur wenige geſtattet. Einen gewiſſen Unterſchied beim Bezug der Bücher und Journale machte es: wer dieſelben zu beziehen wünſchte; einer „vertrauenswürdigen“ Perſon, beſonders wenn ſie der Regierung durch ihre ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen ſich nutzbar zeigte, wurden mitunter Bücher

und Zeitschriften gestattet, welche weiteren Kreisen durchaus nicht zugänglich erschienen.

Über alle diese Verhältnisse haben Freiherr v. Hormayr, Graf Mailath und andere vertrauenswürdige Leute in ihren Veröffentlichungen berichtet, und stammen die hier eben angeführten Beispiele der Zensurhandhabung auch aus diesen verläßlichen Quellen. Hormayr selbst hat übrigens, obwohl eine Zeitlang beliebteste Person bei Hofe und bei der Regierung, von solchen Zuständen angewidert, Österreich verlassen und lebte zuletzt in Bayern.

Die Zensur ist aber nicht die einzige Waffe, welche Graf Sedlnitzky gegen die geistigen Bestrebungen richtete. Die Polizeigewalt bediente sich noch viel verabscheuungswürdigerer Mittel. Eins derselben war die Tätigkeit des berüchtigten Chiffrekabinetts in der Hofstallburg. Nach dem Postschluß um 7 Uhr abends gingen die Briefschaften scheinbar ab, aber nur scheinbar, denn nun begann durch eigens hierfür Angestellte das Öffnen der Briefe, namentlich der nach dem Auslande gehenden Korrespondenzen. Diese wurden nach der Öffnung gemustert und auch wohl abgeschrieben, ja sogar „suborniert" d. h. gefälscht und dann erst wirklich mit der Post weiterbefördert. Auch einlangende verdächtig erscheinende Briefe und Pakete wurden auf diese Weise behandelt, und gerade Graf Auersperg hatte über so manchen Verlust eines Schreibens, eines zugesendeten Buches u. dgl. sich zu beklagen.

Dazu kam die Tätigkeit der „Naderer", einer Gattung von Spionen, die ebenfalls im Dienste der Regierung die saubere Aufgabe hatten, in Gasthäusern und an öffentlichen Orten Gespräche und Tischgesellschaften, die unter sich zu sein glaubten, zu belauschen, und in ihren Berichten von Personen, die gar nichts davon ahnten, den Regierungsoberen Aussprüche und Gesinnungsäußerungen zu überbringen. In Österreich herrschte also das System des ärgsten Polizeistaates.

Daß unter solchen Verhältnissen die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" auf die Regierungsdespoten geradezu wie eine Bombe wirkten, ist nun begreiflich. Die darin und noch dazu in glänzenden Versen ausgesprochenen freiheitlichen Gedanken waren der Ausdruck der Gesinnung aller geistig höher Stehenden im Reiche, der Gesinnung jenes Teiles der Bevölkerung in Österreich, welcher noch Gedanken zu fassen wagte, wenn man diese auch zähneknirschend weder schriftlich noch mündlich äußerte. Alle diese Gedanken waren ja in diesen glänzenden Verszeilen ausgesprochen, alle menschenunwürdigen Zustände, von denen oben die Rede gewesen, wurden darin angegriffen, die Schändlichkeiten bloßgestellt. Und zwar bloßgestellt vor der ganzen gebildeten Welt, denn diese „Spaziergänge", die ersten deutschen politischen Dichtungen, fanden eine ungeheure Verbreitung. Selbst in Österreich drangen sie, trotz des strengen Verbotes eingeschmuggelt, in alle Kreise. Zunächst fahndete die Polizei nach dem ungenannten Verfasser. Verschiedene österreichische Dichter, z. B. Zedlitz, Grillparzer standen im Verdachte, aber bei allen erwies sich dieser Verdacht schließlich unbegründet. Die Polizeiorgane entwickelten eine fieberhafte Tätigkeit. Aber Graf Auersperg blieb ruhig in seinem Hintergrunde zu Thurn am Hart, und vorläufig wußten selbst seine Freunde nicht, daß er der Verfasser des „berüchtigten" Buches sei. Die Verleger in Hamburg hatten die strengste Verpflichtung übernommen, unter gar keiner Bedingung die Anonymität zu lüften und haben diese Verpflichtung auch eingehalten. Dies war auch notwendig, denn wenn man den Verfasser in Österreich entdeckt hätte, wäre ihm trotz seines gräflichen Namens die strengste Strafe zuteil geworden.

Selbst vertrauten Freunden machte deshalb Auersperg keine Mitteilung, daß er der Verfasser dieser Dichtungen sei. Im November 1831 schrieb er an den ihm sehr nahestehenden Freund Hammer — den späteren Freiherrn v. Hammer-Purgstall:

„Daß Sartori (Wiener Schriftsteller und Zensor) mir die Ehre oder Unehre angetan hat, mich in einem amtlichen Gutachten, wie Du mir schriebst, für den unfehlbaren Verfasser der ‚Spaziergänge eines Wiener Dichters' zu halten, aus dem Grunde, weil sich ähnliche Gesinnungen wie im ‚Letzten Ritter' auch hier wiederfänden, ist — mindestens sehr indiskret und vorschnell. Ob eine derlei Ähnlichkeit wirklich stattfindet, kann ich aus Unkenntnis des fraglichen Werkes nicht entscheiden, aber auf eine bloße Ähnlichkeit hin Verdacht und Argwohn auf einen in ländlicher Zurückgezogenheit und friedlicher Stille zufrieden lebenden Menschen zu lenken, kann nur ein Sartori verantworten. Meine ökonomische Tätigkeit hat mich zwar schon lange nicht zur poetischen Muße kommen lassen, indessen glaube ich noch immer, daß, was ich noch zu leisten vermöchte, nicht zur Schande unseres Vaterlandes gereichen würde; allein derlei dumme Geschichten müssen einem alle Lust verleiden" usw.

In ähnlicher Weise schreibt Auersperg auch an den Freund J. S. Seidl nach Cilli in einem (undatierten) Briefe, der humoristisch gereimt ist und beiläufig aus derselben Zeit herrührt:

Schön' Dank für Eure letzten Novitäten!
„Spaziergäng' eines wienrischen Poeten"
Kenn' ich wohl manche, teilend den Genuß
Sowohl zu Wagen, als — und meist zu Fuß!
Jedoch ein Buch des Namens kenn ich nicht,
Ein solches aber meint wohl Eur Bericht?
Nach dem, was Ihr mir sprecht von dessen Wesen,
Bin ich begierig selber es zu lesen;
Drum bitt' ich, habt Ihr des ein Exemplar,
Leiht mir's auf ein'ge wen'ge Tage dar,
Vielleicht, daß, kann ich's erst mit Muße end'gen,
Wir drob in gleichem Urteil uns verständ'gen.

Freund Leitner in Graz erkannte als genauer Kenner der stilistischen und poetischen Eigenheiten Auerspergs, wie er selbst erzählt, nach dem Erscheinen der „Spaziergänge" sogleich deren Verfasser, aber auch die Gefahr, in der er schwebte. Kurz darauf traf er in Graz in der Universitätsbuchhandlung mit dem befreundeten Grafen zusammen, und

als der Buchhändler an Leitner die Frage richtete, wen denn er für den Verfasser dieses so großes Aufsehen erregenden Buches hielte, meinte Leitner, indem er Auersperg bedeutsam anblickte: „Wenn ich dessen Autor wäre, so würde ich es niemandem, selbst nicht meinem besten Freunde, kundtun, denn ich würde ihn, wenn er in dieser Sache vor eine Behörde gerufen würde, dadurch in die peinliche Lage versetzen, den Freund verraten oder vielleicht gar eidlich eine Lüge aussagen zu müssen, was man ihm doch, weder das eine noch das andere zumuten dürfe. Auersperg erwiderte hierauf ernst", erzählt Leitner, „‚Sie haben ganz recht' und begann, indem er mir die Hand drückte, ein anderes gleichgültiges Gespräch. Die Autorschaft dieses in ganz Österreich das höchste Interesse wachrufenden Buches blieb dann noch lange Zeit zweifelhaft."

Wie lange Auersperg seine Anonymität — die wohl vielen Freunden schon aufgedeckt war — bewahrte, erweist der Umstand, daß in dem von Lenau herausgegebenen „Frühlingsalmanach" für 1836 sich zwei Gruppen von Gedichten befinden, deren eine den Titel führt: „Neuere Spaziergänge eines Wiener Poeten", während die zweite Gruppe überschrieben ist: „Lieder aus Italien von Anastasius Grün". Anastasius Grün hatte damals schon sein Visir gelüftet, nicht aber der „Spaziergänger".

Es sei noch über die Verlagsgeschichte des merkwürdigen Buches hier berichtet, welches verhältnismäßig spät in wirklich neuer Auflage wieder zum Drucke kam, denn die von Hoffmann & Campe 1832 als zweite bezeichnete Auflage war unverändert und ohne Wissen Auerspergs von den Verlegern veranstaltet worden. Der Bericht über diese Verlagsgeschichte führt die vorliegende Darstellung in der Zeitfolge allerdings etwas weiter voraus, und es muß später in der Schilderung von des Dichters Lebensgange daher wieder zurückgegriffen werden. Im Jahre 1834 schon wandte sich die rühmlichst bekannte

Weidmannsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig, welche auch den schon erwähnten „Musenalmanach“ unter Chamissos und Schwabs Leitung herausgab, an Auersperg mit dem Antrage, daß er eine Sammlung seiner Gedichte in ihrem Verlage erscheinen lasse. Es kam in der Folge nicht nur zu dieser ersten eigentlichen Sammlung der „Gedichte“, sondern alle von Grün weiterhin herausgegebenen poetischen Werke (bis auf die Robin-Hood-Balladen) sind infolge seiner sich immer freundlicher gestaltenden Verbindung mit den Inhabern jener Buchhandlung, Reimer und Hirzel, bei der Firma Weidmann erschienen. Es war nun, nachdem der Verfasser mit den ersten Verlegern Hoffmann & Campe in Hamburg keine bestimmte Vereinbarung getroffen, der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung darum zu tun, auch die „Spaziergänge“ in einer neuen Ausgabe ihrem Verlage einzuverleiben. Der Dichter schrieb auf die bezügliche Anfrage am 14. November 1837, nachdem schon eine Reihe von Jahren verflossen war, ohne daß sich die ersten Verleger gemeldet und die schon lange gewünschte Neuauflage in Erinnerung gebracht hatten: „In betreff der ‚Spaziergänge‘ muß ich erst mit Hoffmann & Campe auseinander zu kommen trachten, da noch ein Rest der zweiten Auflage in ihrem Verlage existiert. Auch diese würde vermehrt (d. h. noch aus jener Zeit 1831 und 1832) und abgeschlossen aber einzeln erscheinen können.“ Hoffmann & Campe dürfte besondere Einwendungen erhoben haben, denn am 22. Juli 1841 erst schrieb Auersperg ausführlicher an die Leipziger Verleger:

„Zur Angelegenheit der ‚Spaziergänge‘ muß ich folgende Erläuterung vorausschicken. Sie sind im Herbst und Winter 1830 auf 1831 geschrieben. Im Frühling 1831 gab ich Herrn Rudolf Berser, der damals gerade die Geroldsche Buchhandlung und Wien verließ, um nach Hamburg heimzukehren, das Manuskript mit der Bitte mit, für dasselbe außerhalb Österreichs einen Verleger zu finden und diesem zu bedeuten, daß der vorderhand unbekannt

bleiben wollende Verfasser sich seinerzeit um das Honorar melden werde. An eine neue Auflage dachte ich damals noch gar nicht, da ich wenig Erfolg vermutete, konnte daher auch diesfalls nichts ausdrücklich stipulieren. 1831 im Herbst erschien bei Hoffmann & Campe die erste, 1832 die zweite Auflage, letztere ohne mein Vorwissen. Im Jahre 1836 erhielt ich das Honorar für beide Auflagen mit 200 fl. C. M. (Konventions-Münze). In der Zwischenzeit entstanden einige Vermehrungen und Ergänzungen zu diesen Gedichten. Einiges davon ist in Lenaus Frühlingsalmanach abgedruckt, das meiste jedoch noch Manuskript. 1837 schrieb ich von Paris aus an Campe um Auskunft, ob die zweite Auflage nicht bald vergriffen sei, indem ich bei einem andern Verleger die dritte vermehrte Auflage zu veranstalten wünschte. Er antwortete darauf, die zweite Auflage, die sehr stark gewesen, sei bei weitem noch nicht vergriffen, doch wolle er für die Zusätze und Änderungen Kartons drucken lassen, und das Ganze mit neuem Titel als dritte Auflage versenden; übrigens verwahre er sich gegen den Übergang des Werkes in einen andern Verlag. Jene Manipulation schien mir dem Autor gegenüber schofel, dem Publikum gegenüber unehrlich; ich ging daher darauf nicht ein und ließ den Vorschlag unbeantwortet. Im Jahre 1838 zeigte mir Herr Seidel in Wien einen Brief Campes, worin dieser auf das Gerücht, ich veranstalte eine illustrierte und vermehrte Auflage der Spaziergänge, mit einem Prozesse und der Enthüllung meiner Anonymität drohen ließ. Bei meiner letzten Anwesenheit in Wien (in Februar l. J.) erhielt ich durch Braumüller & Seidel den Brief Campes vom 24. Januar 1841, den ich Ihnen beilege. Hierauf antwortete ich aus Grätz, den 1. März, wesentlich folgendes: Daß ich die Nachricht vom Vergriffensein der zweiten Auflage mit Vergnügen zur Notiz nehme, ihm jedoch die Veranstaltung meiner dritten Auflage nicht einräumen könne, denn, nachdem die zweite Auflage ohne mein Wissen veranstaltet, beide Auflagen nach längst gemachtem Erfolge des Werkes mit nur 200 fl. C. M. honoriert, endlich man die mir zwar unschädliche aber der Gesinnung wegen bemerkenswerte Drohung der Denunziation sogar nicht verschmäht habe, sei ich es der Achtung vor mir selbst schuldig, mit ihm jede Verbindung abzubrechen. Sollte er jedoch ungeachtet meines Einspruchs die dritte Auflage veranstalten, so werde ich, um sein Unternehmen auch im kaufmännischen Sinne zu schlagen, alsogleich die rechtmäßige, aus dem mir allein zu Ge-

bote stehenden Manuskripte vermehrte und verbesserte dritte Auflage ankündigen und erscheinen lassen. Hierauf erhielt ich dann Herrn Campes letztes Schreiben vom 7. April l. J., das ich Ihnen ebenfalls im Original mitschicke. Ich bitte Sie daher, mir nach dem Vorliegenden offen die Frage zu beantworten: Steht einem Verleger und im gegenwärtigen Falle Herrn Campe nach allgemein geltenden buchhändlerischen Gesetzen das Recht zu, ein einmal gedrucktes Buch, über dessen spätere Auflagen keinerseits weder affirmativ noch negativ stipuliert wurde, durch eine unbeschränkte beliebige Anzahl von Auflagen zu vermehren oder nicht? Ich kenne keinen Kodex des Buchhandels, habe auch sonst nicht die erforderlichen Erfahrungen, um mir selbst diese Frage zu beantworten."

Campe war nun allerdings nicht zu bewegen, von seinem angeblichen Rechte zurückzutreten, und im Jahre 1843 dachte Auersperg schon daran, wie er an Weidmann mitteilte, „die ‚Spaziergänge' bei einer nächsten Auflage der ‚Gedichte' diesen als eigene Rubrik" einzuverleiben. Nach mehrfachem Briefwechsel mit der Weidmannschen Buchhandlung übersandte Auersperg — man scheint nun doch an eine Einsprache Campes in der Sache nicht mehr geglaubt zu haben — im Mai 1844 das durchgesehene, vermehrte und mit dem „Epilog" versehene Exemplar der „Spaziergänge" nach Leipzig. So geschah es, daß von dem in allen deutschen Gebieten mit so stürmischem Aufsehen entgegengenommenen Büchlein die dritte Auflage erst dreizehn Jahre nach der ersten erschienen ist, der allerdings nun rasch aufeinander verschiedene Auflagen folgten.

VII. Schutt. Reisen nach Italien und Deutschland.

Es erscheint notwendig bei der Schilderung von Auerspergs Leben nun wieder in die Zeit zurückzugreifen, da das Erscheinen der „Spaziergänge" alle Gemüter erregte.

Während die Polizei in Wien nach dem Verfasser des verfemten Buches aufs eifrigste fahndete, lebte dieser seiner ökonomischen Tätigkeit in Thurn am Hart und war bestrebt, die materielle Lage, in der er sich nun befand, namentlich auch durch landwirtschaftliche Vorkehrungen, die seine Herrschaft in die Höhe bringen sollten, zu verbessern. Er suchte Schuldforderungen zu tilgen und die ungeordneten Verhältnisse möglichst besser zu gestalten. Dabei blieb er aber auch poetisch nicht untätig, und schon entstand der Entwurf seines im Sinne der „Spaziergänge" aber von einem höheren allgemeinen Standpunkt gedachten Werkes „Schutt", das allerdings zuerst nur „Vier Ostern", sodann „Fünf Ostern" betitelt sein sollte, d. h. es war des Dichters Plan, nur diese später letzte Abteilung des „Schutt" als ein eigenes Büchlein herauszugeben. Aber in den schattigen Waldpartien um Thurn am Hart und in den freundlichen Gartenlauben daselbst nahte ihm öfter die Muse und flüsterte ihm nach und nach die Gedanken zu den übrigen Stücken ein, welche er einige Jahre nachher zusammen unter dem Titel „Schutt" herausgab.

Über Auerspergs Tun und Treiben während jener Zeit, über Geschicke seiner Freunde, über poetische Pläne u. dgl. gibt uns ein Schreiben aus Thurn am Hart vom 14. Mai 1832 an Schwab gute Auskunft. Beachtenswert erscheint darin auch, daß der Dichter selbst diesem im Auslande weilenden Freunde noch immer die Verfasserschaft der „Spaziergänge" nicht eingestehen will. Das erwähnte Schreiben lautet:

Vielverehrter teurer Freund!

Zwei herzliche, liebe, inhaltschwere Briefe von Ihrer Hand liegen vor mir und würden mich durch ihr Datum beinahe erröten machen, wenn nicht mein Bewußtsein mir sagte, daß zwar keine löbliche Ursache, aber auch keine, über die man zu erröten braucht, mein langes Stillschweigen gegen Sie erzeugt habe. Es war nämlich ein Mangel an mitteilungswertem Stoffe, was mich bis jetzt

im brieflichen Rückstande gegen Sie erhielt. Seit länger als einem Jahre lebe ich mit geringer und kurzer Abwechslung hier in ländlicher Abgeschiedenheit, abgeschnitten von allem Geistesverkehr, zwar in einer herrlichen Gegend, aber beinahe näher dem nächstgelegenen türkischen Pascha als einer wohlversehenen Buchhandlung. Diese Lage und meine Beschäftigung, eine durch mehrjährige vormundschaftliche Administration herabgekommene Ökonomie wieder in guten Gang zu führen, bringen wenig mit sich, das zur Mitteilung aufforderte oder dieselbe lohnte. Indessen ist meine Lage weit davon entfernt, mir unangenehm zu sein; im Gegenteile ist eine gewisse Behaglichkeit und Ruhe darüber gebreitet, wie sie nur die Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit von der Welt zu geben vermögen, welche aber doch nicht ganz imstande sind, die immer wiederkehrende Sehnsucht nach Mitteilung und Umgang zu verdrängen. Die Geschäfte und Unternehmungen des vorigen Jahres ließen, da sie mir teils noch neu waren und mithin erst erlernt werden mußten, teils aber viel Zeit und Aufmerksamkeit erheischten, mich weder zu der Stimmung noch zur erforderlichen Muße kommen, um mich wieder etwas ins Gebiet der Poesie zu wagen. — —

Zwischen meinem letzten Briefe und diesem liegt ein ganzes Jahr, eine große Kluft, und doch würde man sie für viel zu klein halten, um all die Ereignisse zu fassen, die nun dazwischen ruhen. Von denen in der politischen Welt will ich ganz schweigen und nur auf den beschränkten Horizont meines eigenen Lebens zurückblicken. Zwei wahre Herzensfreunde sind mir binnen kaum vier Monaten hinweggerissen worden und beide in Italien. Im Dezember vorigen Jahres starb im Venezianischen der Marchese Antonio Cajoni, dem manche meiner Lieder aus und in Venedig ihr Entstehen danken. — Er ward nur 28 Jahre alt. In Grätz, wo wir zu gleicher Zeit Jura studierten, hatte ich ihn kennen und schätzen gelernt und ihn nach und nach .... für deutsche Gesinnung und Literatur empfänglich gemacht. — — Im März dieses Jahres starb in Verona, wohin ihn seine Dienstverhältnisse berufen hatten, Ludwig Halirsch, gewissermaßen als Opfer der Juliusrevolution, denn ohne diese wären unsere Truppen und Halirsch als Hofkriegsratsbeamter mit ihnen, nicht so zahlreich und rasch nach Italien aufgebrochen. Auch er starb sehr jung, im 30. Lebensjahr. — — Sonst hat mir die Cholera noch so manches bekannte Gesicht, mitunter auch manch

befreundetes Herz hinweggerissen, nämlich in Wien, denn bis hierher ist sie nicht vorgedrungen. Aber die Leiden, die sie an Orten, welche sie heimsucht, für die von ihr verschont Bleibenden mit sich führt, haben wir hier ebenso wie die Wiener zu überstehen gehabt. Es war eine furchtbare Zeit, wie unsere Regierung die Cholera noch nicht für kontagiös erklärt hatte, das Land durch hunderterlei Kordon gekreuzt, nicht nur eine Provinz von der andern, ja beinahe ein Dorf von dem andern abgeschnitten, keine Möglichkeit, sich nur auf 24 Stunden vom Hause entfernen zu dürfen, um nicht plötzlich auf unabsehbare Zeit von den Seinigen getrennt zu werden, kurz eine Zeit heilloser Beängstigung und Verwirrung. — Seither war ich zweimal in Grätz, einmal im Winter auf der Reise nach Wien, vor deren Beendigung ich aber durch ein malitiöses, gastrisches Fieber, das mich in Grätz überrumpelte und durch meine ganze für Wien bestimmte Zeit ans Bett bannte, abgehalten wurde, so zwar, daß ich wieder, ohne Wien gesehen zu haben, hierher zurückkehren mußte; später, im April, ging ich als Deputierter der Laibacher Agrikultur-Gesellschaft abermals dahin, um den Sitzungen der unter dem Vorsitze des Erzherzogs Johann versammelten steiermärkischen Landwirtschafts-Gesellschaft beizuwohnen, hielt mich aber, da meine Zeit gemessen war, kaum etwas über 8 Tage daselbst auf. Das Vertrauen des verehrten und wahrlich verehrungswürdigen Erzherzogs beehrte mich mit dem Auftrage zu einer Arbeit, der ich mich diesen Sommer über mit Lust und Vergnügen widmen will. Es sind nämlich unter seinen Auspizien mehrere Tausende von Volksliedern aus der gesangreichen oberen Steiermark samt ihren Sangweisen gesammelt worden. Diese sollen nun ausgewählt, geordnet und zur Herausgabe hergerichtet werden. — —

Sie müssen ja noch einige Lieder aus Venedig von mir besitzen, die für das „Taschenbuch für Damen" bestimmt und vor einem Jahre an mich aus Wien zugesandt worden waren. Da, wie ich glaube, das Taschenbuch nicht erschienen und die Gedichte mithin auch nicht gedruckt sind, so bitte ich Sie, dieselben nicht mehr zum Druck gelangen zu lassen, da ihr Erscheinen mir leicht neue Unannehmlichkeiten zuziehen könnte. Beinahe wäre mir seit dem Herbste die Lust vergangen, je wieder eine Feder im Dienste der Musen einzutauchen. Das war ein Gesurre, Gewäsche und Geplärre über mich! Da hieß es, ich sei auf meiner Flucht in Bayern auf Requisition

der österreichischen Regierung aufgefangen und eingepackt worden, ich säße auf der Zitadelle von Brünn oder Grätz (welch letztere schon Anno 1809 von den Franzosen geschleift worden) oder gar in Munkats in eben dem Gemache wie Ypsilanti, mir sei der Hof verboten, der Adel genommen usw. usw. in infinitum (aber nicht mit Grazie)! Man hielt mich nämlich in Wien die längste Zeit für den Verfasser der „republikanischen [!] Spaziergänge", wie sich . . . ein sicherer Herr Hock, Verfasser eines in Wien erschienenen sichern Büchleins Cholerodea betitelt, darüber sehr treffend ausdrückt. Auf keinen Fall ist es für den Dichter ermunternd, seiner Poesie halber mit Ketten (wenn auch nur im Munde der Leute) in Berührung gebracht werden zu können. Eheu jam satis! . . . — — — Grüßen Sie mir Gustav Pfizer und seinen Bruder Paul, Uhland, Menzel, Hauff, Grüneisen, Reinbeck, Baron Cotta, Niembsch usw. aufs wärmste und herzlichste. Also ist Niembsch richtig in Ihrer Nähe? O der Glückliche und Beneidenswerte! Seine Muse ist mir allerdings bekannt und von mir, seit ich ihre ersten Äußerungen vernahm, immer geliebt, aufgemuntert und verehrt worden . . .

Lassen Sie bald, recht bald etwas von sich wahrnehmen, empfehlen Sie mich Ihrer verehrungswürdigen Gattin und seien Sie von der unwandelbaren Verehrung und Freundschaft überzeugt, mit welcher ich Sie vielmals herzlich grüßend verharre als Ihr aufrichtiger Freund A. Auersperg.

Die Folgejahre hindurch war Auersperg in Thurn am Hart mit der Pflege seiner Landwirtschaft eifrig beschäftigt, was ihn allerdings nicht hinderte, das eine oder andere Mal Wien und die Freunde daselbst aufzusuchen, auch wohl, sich nach der Hauptstadt Laibach, wohin ihn allerlei Geschäfte führten, zu begeben. Von literarischen Persönlichkeiten, die damals in Laibach verweilten, sind freilich kaum einige zu nennen, eine derselben von einiger Bedeutung, der Dichter Hermann v. Hermannsthal († 1875), war bei der Kameral-Gefällen-Administration daselbst angestellt und hat einige Bändchen beachtenswerter Gedichte veröffentlicht. Mit diesem pflegte Grün daselbst bescheidenen literarischen Verkehr. Bei einigen Besuchen in Graz unterließ Auersperg nie, mit

dem feinsinnigen Dichter Leitner zusammenzukommen, und im Jahre 1834 machte er mit dem Freunde Hammer einen Besuch in dem der Gräfin Purgstall gehörigen Schlosse Hainfeld unweit von Graz, welches Schloß nebst dem Namen Purgstall schon ein Jahr später auf Hammer selbst überging. Was Auersperg's poetische Schöpfungen betrifft, so veröffentlichte er alljährlich eine Zahl neuer in Schwab-Chamissos schon erwähntem Musenalmanach.

Beachtenswert ist in demselben Jahre 1834 die schon erwähnte Verbindung, die Auersperg-Grün mit der Weidmannschen Buchhandlung anknüpfte, in deren Verlage dann auch im Herbste 1835 der „Schutt" erschien. In das Jahr 1834 und die ersten Monate von 1835 fällt aber noch ein anderes, namentlich für den Dichter Anastasius Grün bedeutsames Ereignis, sein erster längerer Besuch der bemerkenswertesten Städte und Gegenden von Italien. Hatte er auch früher die seiner Krainer Heimat näher gelegene Küste Istriens und auch von Triest aus etwa Venedig besucht, so drängte es den Dichter doch schon lange, den ganzen herrlichen italienischen Boden kennen zu lernen und dessen Natur- und Kunstwunder in sich aufzunehmen. Er schrieb später (2. April 1835) nach der Rückkunft an Schwab:

„Meine im September verflossenen Jahres beabsichtigte Reise nach Stuttgart konnte leider nicht angetreten werden; doch war das Hindernis, das ihr im Wege stand, andererseits wieder ein sehr angenehmes Hindernis, nämlich die Weinlese, welche im vorigen Herbste ungewöhnlich früh und reichhaltig ausfiel und mich, da das Hauptergebnis meiner Güter sich auf den Weinbau basiert, an das Haus fesselte. Im Dezember, als ich mich schon zu meiner gewöhnlichen Winterreise nach Wien anschicken wollte, kam mir plötzlich der Gedanke, den Winter in Italien zuzubringen. Die Ausführung folgte dem Gedanken auf dem Fuße, und so habe ich soeben den italienischen Wanderstaub von meinen Sohlen geschüttelt."

Am 8. Dezember 1834 teilte Auersperg sein Reiseprojekt dem Wiener Freunde Hammer mit, und da dieser in-

folge seiner orientalischen Arbeiten mit den Gelehrten der ganzen Welt auf diesem Gebiete in Verbindung stand, so ersuchte er ihn um einige Empfehlungsbriefe an etliche Persönlichkeiten und Notabilitäten des Landes, mit welchem Hammer in Beziehung getreten. Er schrieb dazu: „Ich bitte Dich hierbei zu berücksichtigen, daß es mir an Zeit gebricht, mich viel auf der Arena gesellschaftlicher Etiketts-verhältnisse herumzutreiben, und ferner, daß mir unter den Gelehrten jene, die zugleich Lebemänner sind, die willkommensten wären. Da ich sonst von niemandem Empfehlungsschreiben requirierte, so lasse die Zahl der Deinigen recht groß sein."

Mitte Dezember 1834 reiste Auersperg von Laibach, wohin er sich zuerst begeben hatte, ab, und machte sodann die Reise über Venedig, Padua, Bologna, Ancona nach Rom, wo er im Januar 1835 eintraf und vierundzwanzig Tage sich den Genüssen der Kunstwerke und der herrlichen römischen Landschaft hingab. Von Rom führte ihn sein Weg nach Neapel, wo er „zirka drei Wochen verweilte, den Vesuv bestieg, die Inseln besuchte, Pompeji durchwanderte, nach Salerno, Pästum und Sorrent ausflog usw. Den Rückweg," schreibt er in dem Briefe vom 16. März 1835, dem diese Stellen entnommen sind, „machte ich über Rom, Perugia, Florenz, Mailand, Verona und Venedig; in jeder dieser Städte weilte ich verhältnismäßig mehrere Tage. — In Rom habe ich Thorwaldsen und Horace Vernet, in Florenz Platen kennen gelernt." Im Gedenkbuche zu Terracina hatte er den Namen des schwäbischen Freundes und Dichters Gustav Pfizer gefunden, der eben auch auf einer Fahrt durch Italien begriffen war „und ihm auf italischem Boden im Geiste recht warm die Hand geschüttelt. — Wie leid tat es mir, ihm nicht begegnet zu haben." Leider sind nur wenige briefliche Mitteilungen Auerspergs über seine Italienfahrt bekannt geworden und dürften auch kaum viele entstanden

sein, „da es", wie er an Hammer aus Rom schreibt — „in Rom (und wohl auch im ganzen Lande) in jeder Sekunde viel interessantere und wichtigere Dinge zu tun gibt, als Briefe zu schreiben". — Selbstverständlich aber bot die Reise eine poetische Ausbeute, und Auersperg sandte noch in demselben Jahre an Schwab eine Anzahl Lieder aus Italien für den Musenalmanach, die dann auch in die Ausgabe der Gedichte übergingen und die von den Eindrücken, welche das klassische Land auf den Poeten ausgeübt, das beste Zeugnis ablegen.

Mit Beiträgen Grüns wurde der „Deutsche Musenalmanach" in den nächsten Jahren stets sorglich bedacht, namentlich schrieb er schon im April 1836 an seinen Verleger, da wegen der Aufnahme von Heines Bild die schwäbischen Dichter keine Beiträge eingesendet hatten:

„Zum Musenalmanach sende ich gewiß so viel als möglich ein, da es sich heuer darum handelt, das Asyl deutscher Lyrik vor dem Untergange zu retten. Der Austritt der Schwaben läßt doch eine empfindliche Lücke. Fertig habe ich leider fast gar nichts, da ich kürzlich meinen ganzen Vorrat in den Lenauschen Frühlingsalmanach abgegeben habe."

Am 17. Juli des Jahres 1836 traf den dreißigjährigen Dichter ein harter Schlag. Kaum fünfzig Jahre alt, war die von dem Sohne, trotz aller einstigen Vermögensstreitigkeiten, doch stets innig geliebte Mutter gestorben. Er schrieb am 22. Juli 1836 von Baden aus an Duller, den Herausgeber der vorbereiteten Sammlung: „Deutsches Stammbuch" (Kandern 1838), das auch eine Zahl von neuen Dichtungen Anastasius Grüns enthält: „Sie werden von dem Unglücke, das mich betroffen, gehört haben. Ist es Ihnen möglich, so besuchen Sie doch Ihren freundschaftlicher Teilnahme so sehr bedürftigen Freund A. Auersperg." Der gemütvolle, empfindungsreiche Dichter hat der teuren Dahingeschiedenen zeitlebens ein liebevolles Andenken bewahrt, stets

eingedenk dessen, wie sie, die Erzieherin seiner Jugend, stets mit wahrhaft mütterlicher Fürsorge für ihn bedacht war.

Im August und September desselben Jahres 1836 hatte Auersperg wieder Gelegenheit genommen, anläßlich einer Reise seine poetischen Freunde in Stuttgart aufzusuchen. Er unternahm in Gesellschaft seines Freundes Bauernfeld diese Fahrt, die ihn durch einen Teil von Deutschland führte. Die Freunde besuchten in Dresden den greisen Tiedge, den Verfasser der „Urania". In Leipzig machte man die Bekanntschaft des „artigen" Kühne, Redakteurs der Leipziger Eleganten Zeitung. Anastasius Grün wurde in Leipzig hoch gefeiert. Bauernfeld erzählt in seinen Aufzeichnungen („Aus Alt- und Neu-Wien"): „Verleger, Literaten und Studenten belagerten ihn scharenweise, ein jeder wollte ihn kennen lernen, die meisten brachten ihm Albums mit und erbaten sich ein paar Erinnerungsverse." An Goethes Geburtstag langten die Reisenden in Weimar an und Ottilie von Goethe empfing sie auf das liebenswürdigste, namentlich den „Wiener Spaziergänger", dessen Dichtungen sie große Begeisterung entgegenbrachte. Es entspann sich in der Folge ein Briefwechsel zwischen ihr und dem Grafen Auersperg, welcher von dem Gedankenreichtum der geistvollen Frau Zeugnis ablegt, die schon im Mai desselben Jahres den Sänger des „Schutt" in den nachfolgenden Versen gefeiert hat:

An Graf Auersperg über sein neuestes Werk „Schutt".

Glück auf, mein ritterlicher Sänger,
Glück auf, du Mann vom kühnen Wort,
Schürt Tyrannei die Bande enger,
Bei dir fand Freiheit Schutz und Hort.

Nicht Schutt, nein Auferstehungslieder
So nenne die Gesänge dein,
Du baust die alten Tempel wieder,
Hauchst der Zerstörung Leben ein.

Wie aus Ruinen auf zu Lüften
Die Lerche ihre Flügel schlägt,
Nachdem sie von bewachsnen Grüften
Den Rosenzweig als Beute trägt;

Wie eine Nachtigall zum Neste
Zur Wiege für ihr göttlich Lied
Wählt grauer Trümmer Überreste,
Wo jedes Leben längst verglüht;

So wähleſt du zur stillen Klause
Für deine Seelennachtigall,
Fern von des Lebens Irrgebrause
Die Gräben, Trümmer und Verfall.

Glück auf, du Mann von echtem Adel,
Dein Schwert und ritterlicher Sang,
Du Ritter ohne Furcht und Tadel,
Sind von dem echten deutschen Klang.

Dein freies Lied sprengt Kerkermauern,
Bringt Seelentrost und Freiheitsluft,
So pflanze fort, wo Gräber trauern
Der Rose und des Lorbeers Duft.

Wohl ziemt dir Bergmanns Gruß und Rede,
Denn so wie er, aus dunklem Schacht
Hast du trotz sprödem Nein der Erde
Zutag des Goldes Licht gebracht;

So bringst du aus dem Schutt der Zeiten
Das edelste Metall hervor,
St. Georg möge treu dich leiten,
Er, der zum Kämpen dich erkor.

Doch Rittern war es immer eigen,
Der Frauen Dank nicht zu verschmähn,
So laß, was Tausende verschweigen,
Dir diese Zeilen still gestehn.

Manche Bekanntschaften mit Persönlichkeiten aus dem Goethe-Kreise, die noch lebten, wurden in Weimar gemacht. Die Weiterreise führte über Eisenach und Frankfurt a. M.

an den Rhein, nach Köln und Bonn. In der letzten Stadt besuchten die Freunde den alternden A. W. Schlegel, welcher dem Verfasser des „Letzten Ritters", der „Spaziergänge" und des „Schutt" artige Worte über seine Dichtungen sagte. Bauernfeld kehrte Ende August allein von seiner Reise zurück, während Auersperg noch in Stuttgart und auf der Rückreise in München verweilte, allerdings mußte er in München, „dem Orte seiner Antipathie festsitzen", „teils wegen Mangel an Gelegenheiten zum Fortkommen, teils wegen der unglückseligen Vorliebe meiner Reisegefährten". In Leipzig hatte Anastasius Grün auch die Verleger seiner Schriften persönlich kennen gelernt, denen er, kaum zurückgekehrt, „nochmaligen Dank für die freundliche Aufnahme und die vielfache Aufmerksamkeit, die Sie mir in Leipzig angedeihen ließen", abstattete. Die Weidmannsche Buchhandlung wollte auch den „Letzten Ritter" ihrem Verlage einverleiben; da nun inzwischen Eduard Hallberger in Stuttgart vom ersten Verleger den Rest der Auflage übernommen hatte, nahm Auersperg die Gelegenheit wahr, mit Hallberger in Stuttgart persönlich hierüber zu verhandeln:

„... hatte jedoch in ihm einen Mann gefunden, mit dem nicht viel anzufangen ist. Eine Abtretung seines Verlagsrechtes auf dies Werk war durchaus nicht zu erzielen, indem er den alten Ladenpreis für die noch vorrätigen Exemplare verlangte. Andererseits jedoch war er selbst zur Veranstaltung einer neuen Auflage sofort bereit und ließ sogar einige Druckbogen zu meiner Auswahl machen; doch habe ich dagegen alle Freude verloren, mit diesem Mann in irgend einer Verbindung zu bleiben." —

Einige Zeit darauf ist übrigens der „Letzte Ritter" dennoch in den Weidmannschen Verlag übergegangen.

VIII. Der literarische Ehrenhandel mit Ritter Braun v. Braunthal.

In den Herbst des Jahres 1837 fällt eine eigenartige von Anastasius Grün-Auersperg mit einem dichterisch und schriftstellerisch tätigen Manne ausgefochtene Streitsache, welche ebenso die österreichischen Literaturzustände jener Zeit, wie auch den ritterlichen ehrenhaften Charakter Auerspergs beleuchtet und namentlich in grelles Licht stellt, wie die Verfolgung des „Wiener Spaziergängers", zu dessen verfemten Werken nun auch der „Schutt" gehörte, weiterhin betrieben wurde. Es war nämlich ein „Österreichischer Musenalmanach" erschienen, „herausgegeben von Ritter Braun v. Braunthal" (Wien, Karl Gerold. Dresden und Leipzig, Arnoldi, 1836). In diesem Musenalmanach fand sich eine Reihe schon damals bemerkenswerter österreichischer Dichter durch Beiträge vertreten, und seien von diesen Mitarbeitern etwa genannt die Namen: Bauernfeld, Castelli, Deinhardstein, Feuchtersleben, L. A. Frankl, Halm, Hammer-Purgstall, Herrmannsthal, Leitner, Lenau, Manfred, Mayrhofer, B. Paoli, Karoline Pichler, Schleifer, J. G. Seidl, Tschabuschnigg, J. N. Vogl und Konst. Wurzbach. Der Herausgeber Karl J. N. Braun v. Braunthal (1802—66), ein heute ziemlich vergessener Dichter, zu Eger geboren, früher Erzieher im Hause des Grafen Schafgotsch zu Breslau, war später zur evangelischen Kirche übergetreten. Seit 1830 lebte er in Wien, wurde 1845 Archivar des Fürsten Colloredo-Mannsfeld und erhielt in der Reaktionsperiode 1853—55 ein Amt bei der Bibliothek der Polizeihofstelle, wahrscheinlich infolge seiner schon früheren Verwendung im Polizeidienste. Von seinen früheren Werken wären verschiedene Romane, Novellen, Dramen (darunter ein „Graf Julian" [1832], ein „Faust" [1836]), und Gedicht-

ſammlungen zu nennen. Von 1853 an gab er eine Reihe verſchiedener für den Leſehunger des Publikums beſtimmte Romane heraus.

Schon im Februar 1836 ſchrieb Auerſperg anläßlich eines im „Morgenblatte“ gegen ihn gerichteten Artikels an Schwab:

„Den Herren v. Cotta und Hauff ſagen Sie gefälligſt meinen wärmſten Dank für die mir bewieſene Teilnahme und Aufmerkſamkeit bei Gelegenheit jenes Ausfalles im Morgenblatte gegen mich. Der Ausfall ſelbſt hat mich gar nicht affiziert, da er von dem hieſigen Polizeipoeten Braunthal herrührt, der ſeine Zweizüngigkeit ſchon oft genug und namentlich bei dieſem Anlaſſe bewieſen hat, indem er Bauernfeld und mich, die er anonym in auswärtigen Blättern angriff, gleichzeitig in hieſigen Blättern mit ſeiner Namensunterſchrift lobhudelte. — — Daß Sie Anaſtaſius Grün und den Wiener Poeten in Ihrer Sammlung getrennt haben, dadurch haben Sie mehr Diskretion und Zartgefühl bewieſen als einige Journaliſten, die durchaus nicht einſehen wollen, daß man ſeine guten Gründe haben könne, auch mit wechſelnden Masken auf einen Ball zu gehen und daß, ſolange man ſich anſtändig benimmt und die Maskenfreiheit nicht überſchreitet, niemand das Recht habe, den verhüllten Gäſten die Larven vom Geſichte zu reißen.“

Man erſieht aus dieſen Angaben, daß Braunthal, wie auch wohl aus dem nachfolgenden noch deutlicher zutage tritt, jedenfalls im Auftrage oder Dienſte der geheimen Polizei ſtand und wahrſcheinlich neben anderen Nachſpürern dieſer die Identität Anaſtaſius Grüns, des Wiener Spaziergängers und des Grafen Anton Alexander Auerſperg nachgewieſen hatte. Zu jener Zeit oder doch bald darauf erſchien allerdings für die intimeren Kreiſe dieſe Identität ſchon ziemlich feſtgeſtellt.

Wahrſcheinlich, weil Grün-Auerſperg über Braunthals derartiges Walten genau berichtet war, hatte er, wie zu vermuten, ſeine Mitarbeiterſchaft an dem „Öſterreichiſchen Muſenalmanach“ abgelehnt und die Einladung, ſich daran zu be-

teiligen zurückgewiesen. Braunthal aber glaubte wohl einen Namen wie Anastasius Grün unter den im Almanach vertretenen nicht missen zu dürfen und veröffentlichte unter dem Titel „Fünf Stunden" einen Zyklus von fünf Gedichten, welche nicht nur durch die Überschrift „A. Grün" (die Verfassernamen standen über den von ihnen beigesteuerten Gedichten), sondern auch wohl durch den Titel hätten glauben machen sollen, der Dichter der „Fünf Ostern" im „Schutt" habe diese Stücke beigesteuert.

Vermutlich hat Braunthal selbst diese Gedichte verfaßt oder sie von einem andern, welcher sich „A. Grün" nannte, verfassen lassen. Da dieselben, wenn auch nur als literarhistorisches Kuriosum, in dem folgenden Ehrenhandel eine Rolle spielen, so seien sie hier vollinhaltlich mitgeteilt, zumal ja der „Musenalmanach" Braunthals längst auch zu den verschollenen und schwer aufzutreibenden Büchern gehört. Die Gedichte lauten:

A. Grün.

Fünf Stunden.

I.

In meiner Welt ganz kleinem Garten sprang
Ich schönen Faltern nach oft tagelang,
Und mit den Flattrern schwebten die Gedanken,
Die flaumig sich bald hoben und bald sanken.

Die Schmetterlinge kannten mich ganz gut,
Es floß ja auch durch mich der Rose Blut,
Auch hing an ihnen ich mit ganzem Herzen,
Sie schwärmten ja in Lenzes Knabenscherzen.

Ich sah nicht viel zum blauen Himmel auf,
Nicht viel zu Boden, mitten durch im Lauf;
Nur, wenn sich's wölkte, fragt' ich, was da werde,
Nur, wenn ich fiel, ermahnte mich die Erde.

Als eines Tags ich in den Garten trat,
Da rief es: „Komm, wir fahren in die Stadt!"
Der Mutter Scheidekuß an meinem Munde
Empfind' ich noch, 's war meine erste Stunde.

II.

Auf tat vor mir ſich raſch des Wiſſens Saal,
Ich ſchaute, bunt darinnen allzumal
Entzückt, betäubt in goldnen Lorbeerkränzen
Der Weltenſeele Ahnenbilder glänzen.

Aufſchloß vor mir das Herz der erſte Freund,
An dem ich meine Sehnſucht ausgeweint,
Der jubelte mit mir in Sternennächten,
Und niemals war er Mann, mit mir zu rechten.

Auf ging vor mir das ſchöne Vaterland,
Wo ich das Meer für jede Quelle fand,
Wo meine Wünſche all zuſammentrafen,
Die weltumſegelnden im ſchönen Hafen.

Auf flog vor mir und in die Himmel drang
Ein Blick, ein Blitz, dem nach melodiſch klang
Der Donner des Entzückens wie im „Werde!“
Du ſtehſt allein nicht auf der weiten Erde.

Auf blickt' ich ſtumm, ach! in den Himmel da,
Die Sternenbilder, die ich leuchten ſah,
Sie ſchienen mir in gotterfüllter Runde
Staubfäden nur der zweiten Lebensſtunde.

III.

Ich blickte ſehnſuchtsvoll ins Ätherblau,
Ich blickte fragend auf den Blumentau;
Der Ozean der Luft ſtand mir nicht Rede,
Und keine Blume ſprach, ich fragte jede.

Ich wollte, gleich dem himmliſchen Azur,
Beſtehen über allen Wolken nur;
Ich wollte nur, gehorchend meinem Sehnen,
In Taubemanten wandeln alle Tränen.

So ſah ich oft dem Seidenwurme zu,
Und ſprach zur Biene: Warum ſchwärmeſt du?
So fragt' ich auch des Gletſchers Ungeheuer,
Den meuchelmörderiſchen Lämmergeier.

Es ſtrebte vorwärts jedes ſeine Bahn
Und ſah mich ſeitwärts, faſt mitleidig an;
Die Antwort aber blieben ſie mir ſchuldig,
Indes mein Blick hinblitzte ungeduldig.

Da ſann ich nach und fand mir endlich Rat;
Was ſelbſt das Tier erhebt, es iſt die Tat!
Durch Taten ſteht man ein im Lebensbunde:
Das fühlt' ich in der dritten Daſeinsſtunde.

IV.

Der Sehnſucht Taucherglocke ſenkte mich,
Und ſchöne ſchwere Perlen fanden ſich,
Durchs Herzensmeſſer leichthin abgeſchnitten,
Wie auch der arme Fels dabei gelitten.

Mit Dädalsſchwingen trieb ich mich empor,
Zur Sonne hin der Wahrheit ich, der Tor!
Die Fitt'che, Wachs, ſie ſchmolzen; meine Schwere
Zog mich herab zum unerforſchten Meere.

Mein Eigen zu verteid'gen ſtreckt' ich aus
Zehntauſend Arme in den Lebensſtrauß;
Sie ſanken alle, keiner ohne Wunde:
Ein Ach! blieb als Erinnrung dieſer Stunde

V.

Die Silbe Ach! geſät an gutem Ort,
Sie wuchert ins Unendliche nun fort,
Man wird nicht leicht genügend Schnitter finden,
Die Garben all zu ſammeln und zu binden.

Es ſchlagen wilde Wetter auf ſie los,
Sie ſehnen heim ſich in der Mutter Schoß,
Um auszuſeufzen tief die Schmerzenskunde
Von eines Menſchenherzens letzter Stunde.

Als dieſe offenbare Myſtifikation dem Grafen Auersperg-Grün bekannt wurde, wandte er ſich an den Herausgeber der auch in Öſterreich geſtatteten und daſelbſt ſehr geleſenen Augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit der Bitte um Aufnahme der nachfolgenden Erklärung, welche im Herbſte 1837 in dem Blatte erſchien, und die raſch darauf die folgende Gegenerklärung Braunthals hervorrief.

Beide Veröffentlichungen lauten wörtlich:

„Erklärung.

Der ‚Öſterreichiſche Muſen-Almanach, herausgegeben von Ritter Braun von Braunthal' enthält fünf Gedichte von A. Grün. Ich verſichere hiemit auf das beſtimmteſte, daß jene Gedichte nicht von mir herrühren, und erkläre die Auf- und Annahme dieſer, der meinigen ſo ähnlichen Namensunterſchrift, wenn ſie beabſichtigte, das Publikum glauben zu machen, ich ſei der Verfaſſer der erwähnten Gedichte und demnach Mitarbeiter an dem Muſen-Almanache eines Braunthal, hiemit öffentlich für einen literariſchen Gaunerſtreich, der um ſo perfider erſcheint, als deſſen Urheber, vermutlich unter dem Schutze gewiſſer hinlänglich bekannter Lokalverhältniſſe auf mein Stillſchweigen zu dieſem ſeinem Unfuge gerechnet haben mochte.

Wien, am 4. September 1837.

Anaſtaſius Grün."

„Erklärung gegen Anaſtaſius Grün.

In Nr. 447 der Außerordentlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung erklärt Anaſtaſius Grün, daß er nicht der Verfaſſer der in meinem öſterreichiſchen Muſenalmanach enthaltenen, mit A. Grün überſchriebenen fünf Gedichte ſei, und nennt die Aufnahme derſelben, wenn ich damit beabſichtigt, das Publikum an ſeinem Beitritt glauben zu machen, eine literariſche Gaunerei. Wie dummfrech und widerrechtlich dieſe Erklärung ſchon an und für ſich, ſpringt in die Augen; da dann wirklich ein Autor namens A. Grün exiſtieren und zudem jeder Schriftſteller dieſen Pſeudo-Namen wählen kann, wie weiland Hauff den Namen Clauren angenommen; übrigens kamen mir dieſe Gedichte wirklich mit A. Grün gezeichnet, durch eine Stadtgelegenheit zu, und ich ſtehe nicht einen Augenblick an, dieſe Affäre für eine boshaft prämeditierte Myſtifikation durch ihn ſelbſt zu halten. Was Anaſtaſius Grün mit dem ‚eines Braunthal' ſagen will, verſtehe ich nicht. Meint er damit den Verfaſſer von Graf Julian, Fauſt uſw. Werke, die man noch mit Achtung nennen wird, wenn längſt kein Auge mehr ſich in ſeinem Schutte ergehen mag? Oder meint er den Mann, der nie gegen die Geſetze ſeines Vaterlandes gefrevelt? Fürwahr, Anaſtaſius Grün hätte in der Geſellſchaft der mir beigetretenen vaterländiſchen Dichter nur allenfalls einen Teil ſeiner

durch das Verneinen (auf ſein Ehrenwort hin!) der Identität mit Graf Auerſperg verlorenen literariſchen oder vielmehr perſönlichen Ehre wieder gewinnen können. Da ich aber die Identität des Anaſtaſius Grün mit dem Grafen Auerſperg beweiſen kann, ſo leite ich eine Injurienklage gegen dieſen Poltron ein, deren Reſultat ich zur Zeit kundmachen werde.

Wien, am 15. September 1837.

Ritter Braun von Braunthal."

Die nächſte Veröffentlichung, ebenfalls in der „Allgemeinen Zeitung", welche dieſer Angelegenheit gewidmet war, erfolgte verhältnismäßig ſpät. Der Grund der Verſpätung wird ſich in dem „Letzten Worte" Anaſtaſius Grüns zeigen.

Ohne weitere Überſchrift wurde nämlich die nachfolgende Mitteilung am Schluſſe der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" zur Kenntnis gebracht:

„Wir Unterfertigten bezeugen hiermit, daß der Ritter Braun v. Braunthal in unſerer Gegenwart dem Grafen Ant. Alexander v. Auerſperg volle Ehrenerklärung geleiſtet habe, und zwar des Inhalts:

a) Ritter v. Braunthal widerruft die Anſchuldigung: Graf Auerſperg habe ſein ‚Ehrenwort' für ſeine Nicht-Identität mit dem Schriftſteller Anaſtaſius Grün verpfändet, nachdem erſterer ſich von dem Gegenteil überzeugt, als völlig unwahr und grundlos.

b) Ritter v. Braunthal findet ſich daher in Ehren verpflichtet, alle daran geknüpften perſönlichen Beleidigungen zurückzunehmen.

Wien, am 11. Oktober 1837.

F. Ritter v. Staudenheim, k. k. Leutnant.

Karl Stiber, k. k. Oberleutnant."

Zu gleicher Zeit lief von Seite des Herrn Braun v. Braunthal eine Abſchrift obiger Ehrenerklärung, mit folgender von ihm zur Öffentlichkeit beſtimmten Schlußbemerkung ein:

„Ich ſtand nicht einen Augenblick an, dem Grafen A. Alexander Auerſperg obenſtehende Ehrenerklärung zu unterzeichnen, nachdem er mir, in Gegenwart der beiden ehrenwerten Zeugen, erklärt, daß er mit dem Ausdruck ‚eines Braunthal' nichts als meine, der

seinigen entgegengesetzte Richtung bezeichnen wollte und darauf seinen Handschlag gab, wie die Herren Zeugen bestätigen können.

Wien, am 12. Oktober 1837.

Ritter Braun v. Braunthal."

Auersperg hatte damals gerade den Entschluß gefaßt, nach Paris zu reisen, um jedoch das Publikum aufzuklären, in welcher Weise eigentlich die ganze Angelegenheit aufzufassen sei, veröffentlichte er noch vorher sämtliche mit Braunthal in der Sache gewechselte Briefe nebst seiner eigenen genauen Angabe über die in der Zwischenzeit stattgehabten Vorgänge ebenfalls in demselben Blatte. Seine Veröffentlichung lautet:

„Letztes Wort gegen den Ritter Braun v. Braunthal.

Der Ritter Braun v. Braunthal hat (wie dieses aus der Vergleichung der Daten erhellt) nicht nur die Redaktion der Allg. Zeitung dahin vermocht, den schleunigen Abdruck der Nachricht vom 11. l. M., welche die beiden Herren Zeugen von dem Ausgange meiner Differenz mit ihm der Öffentlichkeit mitteilten, und deren Original sowohl in Braunthals Gegenwart verfaßt, als auch von ihm mitunterfertigt wurde, aufzuschieben und zu verzögern, sondern er hat sogar ohne der beiden Herren Zeugen und mein Vorwissen und hinter unserm Rücken jener Nachricht eigenhändig eine Nachricht beigeschmuggelt, deren Absicht es offenbar ist, die öffentliche Meinung über diese Angelegenheit zu täuschen, und bei ihrem Endurteil irre zu führen. Ich finde mich daher bemüßigt, die Korrespondenz zwischen mir und Braunthal, wie sie auf dessen ‚Erklärung gegen Anastasius Grün' folgte, hier ganz und wörtlich abdrucken zu lassen.

An den Ritter Braun v. Braunthal!

Ich benachrichtige Sie hiermit, daß ich Sie vom 15. bis 22. l. M. (Oktober) zu Salzburg erwarten werde. Sollte es Ihnen zufällig an Reisegeld fehlen, so wird Ihnen durch * * * (Name des Bankhauses) der erforderliche Betrag ausgefolgt werden.

Ich erwarte Ihre Antwort.

Wien, den 4. Okt. 1837.

Ant. Alex. Graf v. Auersperg.

An Graf A. A. v. Auersperg!

Ihrer Einladung nachkommend, habe ich Ihnen vorläufig zu sagen, daß ich schon seit acht Tagen Schritte wegen meines Passes gemacht und hoffe diesen innerhalb weniger Tage zu erhalten. Was den Ort, die Zeit und die Art unseres Zwiegespräches betrifft, erwarten Sie gefälligst meine nähere Bestimmung bis Sonntag oder Montag, den 9. d. M.

Rechnen Sie übrigens auf meine Verschwiegenheit. An Reisegeld fehlt es mir nicht.

Ritter Braun v. Braunthal.

Herr Graf!

Ich darf Sie nicht sprechen. Ihre Zuschrift übrigens, die Sie als Mann von Ehre betätigt, verpflichtet mich, und Sie dürfen darauf rechnen, daß ich diese meine Schuld abtragen werde, wie es Ihre und meine Ehre erfordert. Ich hoffe Sie im nächsten Frühling zu sehen. — Daß von einer Klage meinerseits gegen Sie, nach Ihrem Briefe, nicht die Rede mehr, versteht sich von selbst. — Reisen Sie mit Gott.

Braun v. Braunthal.

7/10 37.

An den Ritter Braun v. Braunthal.

Da ich aus Ihnen wohlbekannten Gründen die Sache nicht länger, als bis zu dem Ihnen bereits bekannt gegebenen Termin auf sich beruhen lassen kann, erneuere ich Ihnen hiermit auf das bestimmteste meine unterm 4. l. M. gemachte Einladung.

Wien, den 7. Okt. 1837.

A. A. Graf v. Auersperg.

Herr Graf!

Ihre wiederholte Einladung läßt mich alle höheren und persönlichen Rücksichten vergessen. Ich treffe bis spätestens 22. d. M. in Salzburg ein. Sie sind ein Mann von Ehre und sollen auch mich als solchen kennen lernen.

Es wäre mir lieb, durch *** (gegen Hypothek) auf ein Jahr, durch mich oder meine Angehörigen zu zahlen, die Summe von 200 fl. K.-M. zu erhalten. Schreiben Sie gefälligst hierüber.

Braun v. Braunthal.

Sonntag.

Herr Graf!

In Eile folgendes: gestern nannte mir ein Freund, zu meiner nicht geringen Überraschung Ort und Zeit unserer beabsichtigten

Zusammenkunft mit dem Bemerken, ich dürfe versichert sein, daß man sie verhindern werde. Gestern ward inzwischen mein Paß erledigt, und ich kann, wie die Sachen nun stehen, nichts als unter der heiligen Beteuerung, daß ich keine Schuld an diesem Zwischenfalle habe, Sie ersuchen, die nähere Bestimmung unseres Zwiegespräches mir zu überlassen, und sich mittlerweile mit der Überzeugung zu begnügen, daß Sie bereits das Ihrige getan, und ich nicht säumen werde zu tun, was mir obliegt. Reisegeld erhalte ich durch meinen Schwager. In Einem warne ich Sie vor einer möglichen Haussuchung. — Gott mit uns! Ihre Zuschriften sind vernichtet; schonen Sie auch mich (ich bin Vater) und vernichten Sie meine Billetts.

(Ohne Datum und Unterschrift, aber Braun v. Braunthals Handschrift.)

* * *

Infolge des tags darauf (am 11. Okt.) stattgefundenen Einschreitens der beiden Herren Zeugen und der von ihnen in meinem Namen dem Ritter Braun v. Braunthal gestellten Alternative, leistete dieser mir in meiner Wohnung in Gegenwart der Zeugen alle von ihm geforderten Erklärungen, widerrief und nahm zurück seine gegen mich vorgebrachte unwahre Anschuldigung und alle damit verbundenen persönlichen Beleidigungen, und zwar in einem Ton und in Ausdrücken, daß dieser Akt von den Zeugen und mir als vollkommen genügend erklärt wurde. Als bei dieser Gelegenheit Braunthal (der Zeugen und meines Einspruches ungeachtet) den nicht dahingehörigen literarischen Teil der Angelegenheit zur Sprache brachte, warf ich die Äußerung hin, der von Anastasius Grün gebrauchte Ausdruck ‚eines Braunthal' sei als Bezeichnung der Richtung Braun v. Braunthals anzusehen (— mit welcher sowohl der Dichter Anastasius Grün als der Unterfertigte nichts gemein haben will und kann); — eine Äußerung, welche ich weder zurückzunehmen, noch für den Ritter Braun v. Braunthal eben sehr schmeichelhaft zu finden beabsichtige. Meinen ‚Handschlag' übergab ich demselben auf sein Ansuchen nur darauf, daß ich mich mit der mir seinerseits geleisteten Genugtuung zufrieden stelle.

Die Wahrheit aller hier angeführten Tatsachen verbürgen die beiden Herren Zeugen — Männer, die ihr Offiziersportepee mit Ehren tragen.

Die oben abgedruckten Briefe sind der Redaktion der Allg. Zeitung im Original vorgewiesen worden. Ich aber erkläre hiermit öffentlich, daß ich es nach diesen Vorgängen von nun an für unvereinbar mit den Gesetzen der Ehre halte, mich weiter mit dem Ritter Braun v. Braunthal zu befassen.

Augsburg, auf meiner Durchreise nach Paris, am 24. Okt. 1837.

Ant. Alex. Graf v. Auersperg."

Mit der Wiedergabe dieser seit 1837 in ihrem Wortlaute nicht wieder zum Abdrucke gelangten Veröffentlichungen der „Allgemeinen Zeitung" ist eigentlich die ganze Angelegenheit, welche den Ehrenhandel zwischen Auersperg und Braunthal betraf, klargestellt und die edle ritterliche Gesinnung Auerspergs in diesem Handel nachgewiesen. Es sei noch bemerkt, daß, was übrigens selbstverständlich ist, die Wiener und die übrigen österreichischen Schriftsteller und Dichter: Bauernfeld, Lenau, Grillparzer, Feuchtersleben, Castelli, Ebert, Seidl, Herrmannsthal, Zedlitz und andere auf Seite des gekränkten und beleidigten Anastasius Grün standen, und eine Art von Erklärung wurde vorbereitet, in welcher dieselben mit ihrer Namensfertigung „laut und öffentlich ihren Abscheu und ihre tiefste Entrüstung über die unerhörte Behandlung, die sich Braunthal gegen A. Grün erlaubt hat" aussprechen wollten. Braunthal dürfte es seinen Schützern in Regierungskreisen zu verdanken gehabt haben, daß diese Erklärung nicht zur Veröffentlichung gekommen ist. Möglicherweise allerdings ist diese Erklärung auch durch die genaue Darstellung des Sachverhaltes in dem weit verbreiteten Blatte überholt worden.

Von besonderem Wert und Interesse ist noch ein (ungedrucktes) Schreiben, welches Auersperg am 1. Oktober 1837 aus Wien an Schwab gerichtet, und das hier folgt:

„Innigstverehrter, teurer Freund! Sie schrieben mir im vorigen Jahre, als Braunthal mich im Morgenblatte zu verunglimpfen versucht hatte: ‚B. darf nicht mucksen, wir haben Dokumente gegen ihn in unsrer Tasche' usw. Sie haben ohne Zweifel gesehen,

wie er mir in der Allg. Zeitung, nachdem er ſich in ſeinem Öſterreichiſchen Muſen-Almanach eine Fälſchung meines Schriftſtellernamens erlaubt hatte, erwidert und ſich öffentlich entlarvt hat. Daß die Beſchuldigung, Graf Auerſperg (wenn ich dieſer ſein ſoll) habe ſein Ehrenwort verpfändet für ſeine Nichtidentität mit dem Schriftſteller Anaſtaſius Grün, eine ſchamloſe Lüge iſt, brauche ich Ihnen kaum zu verſichern, aber bemerken Sie die Durchtriebenheit, die darin liegt, daß B. den Vornamen des angeſchuldigten Grafen gar nicht nennt, er ſpricht in der Lüge zugleich eine unwiderlegbare Wahrheit aus, denn aus den zahlreichen Mitgliedern der Familie Auerſperg dürfte jeder (mit Ausnahme eines einzigen) ſein Ehrenwort für ſeine Nichtidentität mit Anaſtaſius Grün der Wahrheit gemäß verbürgen! Daß übrigens meine perſönliche Ehre nur von mir ſelbſt gerettet werden muß, verſteht ſich von ſelbſt. Es handelt ſich aber auch um den Angriff, den literariſche Rechte überhaupt durch B. oder durch jene, die ihn gegen mich losließen, erlitten und um den Ton, den er in ihrem Namen angeſtimmt hat und der vollkommen hinreicht, die Überzeugung von fremder, mächtigerer Mitwirkung zu begründen. Eine große Beleuchtung der Sache vom literariſchen Standpunkte aus, beſonders, wenn ſie von geachteten nichtöſterreichiſchen Journalen ausginge, würde das Gute bewirken, daß die Partei, welche bei der ſauberen Geſchichte die Hände mit im Spiel hat, ſich bald darüber zu ſchämen anfinge. Haben Sie, wie Sie damals ſagten, wirklich Dokumente gegen B. in Händen, ſo wäre es jetzt an der Zeit, damit loszurücken. Ich bitte Sie, dieſen Gegenſtand in meinem Namen dem Herrn Baron Cotta und Dr. Hauff, von deren Wohlwollen ich überzeugt bin, zur Überlegung und Beherzigung vorzulegen. Wichtig wäre es mir, durch Baron Cotta erfahren zu können, ob Braunthals Erklärung mit dem Imprimatur der öſterreichiſchen Zenſur verſehen war oder nicht? Im Bejahungsfalle welche Folgerungen! Es handelt ſich hier zum Teile um Intereſſen, die nicht nur mir allein, ſondern allen Beſſern teuer ſind. Eine Erklärung der literariſchen Notabilitäten in Öſterreich in dieſem Sinne iſt bereits im Werke. Wenn Sie ſich ganz in dies Lügengewebe verſenken könnten, würden Sie gewiß überzeugt ſein, daß ich es meiner Geſinnung und meinem Charakter ſchuldig war, in einer beim erſten Anblicke vielleicht leidenſchaftlich ſcheinen-

den Erklärung, jede Gemeinschaft mit Braunthal mit Indignation zu perhorreszieren.

Mit vielen herzlichen Grüßen

Ihr unveränderlich ergebener Freund
Auersperg.

Am 15. Oktober 1837 verständigte Auersperg über den Ausgang des Handels mit Braunthal auch im Eingange eines Briefes über geschäftliche Angelegenheiten seinen Verleger, mit dem er ja nun ebenfalls in freundlicher Verbindung stand:

„Ich bin es der Freundschaft und Teilnahme, die Sie mir von jeher bewiesen, schuldig, Ihnen über den Ausgang eines Ehrenhandels mit dem Schriftsteller Braunthal Nachricht zu erteilen. Infolge meiner an B. gestellten Aufforderung und ihm gesetzten Alternative, sich entweder für ein Zusammentreffen mit mir zwischen 15. bis 22. l. M. an einem Orte der österreichischen Grenze oder zur Leistung der Abbitte in Gegenwart zweier Zeugen und öffentlichem Widerruf seiner gegen mich ausgesprochenen Beleidigungen zu entschließen, wählte B. das letztere und tat mir am 11. l. M. in meiner Wohnung in Gegenwart des Oberleutnants C. Stiber und des Leutnants J. Ritter v. Staudenheim, die eklatanteste Abbitte in einem Zustande des Jammers, daß er uns fast zu erbarmen anfing. Von dem Widerrufe wird das Publikum durch die beiden Herren Zeugen benachrichtigt werden."

Damit seien die Mitteilungen über diese hier zumeist authentisch belegte Angelegenheit, welche in Auerspergs Laufbahn eine so bemerkenswerte Rolle spielt, geschlossen.

IX. Reise nach Paris und London. Heinrich Heine. Auswanderungsgedanken. Audienz beim Fürsten Metternich.

Schon zur Zeit der Julirevolution hatte Auersperg-Grün wie so viele begeisterte Anhänger des freiheitlichen

Gedankens ſeine Aufmerkſamkeit auf die Stadt an der Seine gelenkt, wo ſich alles ſo viel anders freiheitlich zu geſtalten begann als auf deutſchem oder gar auf öſterreichiſchem Boden. Übrigens ſind auch in Paris und im literariſchen Frankreich überhaupt die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ nicht unbeachtet geblieben. Ein Beſuch von Paris galt dem Grafen als feſtſtehend. Nachdem aber in den Jahren 1836 und 1837 die „Vexationen“ und Anfeindungen von Seite der öſterreichiſchen Machthaber gegen Grün kein Ende nehmen wollten, wozu noch die eben geſchilderte Angelegenheit mit Braunthal kam, beſchloß der Dichter, eine größere Reiſe zu unternehmen und zunächſt in der Hauptſtadt Frankreichs längere Zeit zu verweilen.

Es liegt keine Mitteilung darüber vor, welchen Weg Auerſperg damals nach Paris genommen, wo er etwa anfangs November 1837 eintraf und von wo er am 14. November ein Schreiben an ſeinen Verleger richtete, das verſchiedene Neuauflagen ſeiner Werke betraf und mit den Worten begann: „Herrn Reimers letzter Brief hat mich zwar nicht mehr in Wien getroffen, iſt mir aber durch die gütige Vermittlung eines Freundes ſogleich hierher nachgeſendet worden.“ Derſelbe Brief enthält noch die Bemerkungen: „Nach aller Wahrſcheinlichkeit bleibe ich bis gegen Neujahr hier“ und „Briefe erhalte ich hier am verläßlichſten unter der Adreſſe der Herren Pillet Will & Comp.“ Daß der Poet in der Weltſtadt mit den hervorragendſten literariſchen und künſtleriſchen Perſönlichkeiten mehr oder weniger verkehrte, liegt nahe. Über den Verkehr mit einer der berühmteſten, dem Dichter Heinrich Heine, wird weiter unten die Rede ſein. In freundſchaftlichem Umgange bewegte er ſich namentlich auch mit Emanuel Ritter von Neuwall, welcher mit ſeinen Eltern in Paris wohnte und in deſſen Hauſe Auerſperg herzlich aufgenommen wurde. Ein Schreiben aus Paris in franzöſiſcher Sprache vom 29. No-

vember 1837 an ſeine Lieblingsſchweſter Thereſe Gräfin Auerſperg liegt vor. Einiges aus deſſen Inhalte ſei hier mitgeteilt und bemerkt, daß dieſes Schreiben überhaupt einen ſehr heitern Ton anſchlägt, franzöſiſche Witze und Wortſpiele mitteilt und von der guten Laune des Schreibers Zeugnis ablegt. Hier nur ein Auszug, welcher die Lebensweiſe des Dichters in Paris und den Eindruck ſchildert, welchen er daſelbſt empfangen:

„Ce n'est pas pour briller à vos yeux comme écrivain français; ce n'est que pour me pas priser une missive de Paris, de ses couleurs locales, ce qui serait autant, que de souffleur l'email des ailes d'un papillon. — — Quand à moi, je mène ici une vie très regulière même monotone; je me lève à 8 heures c'est à dire de très bonne heure pour Paris, car on n'y est pas du tout matinal, je ne dors qu'a 1 heure du midi pour prendre un déjeuner à la fourchette, pour faire quelques visites pour parcourir les journeaux nombreux d'un cabinet de lecture, ou pour flâner; à 6 heures je vais diner et aprés avoir passé le reste du jour aux théâtre ou a flâner encore (car la flanerie c'est l'occupation la plus agréable et la plus utile à Paris), je rentre a 11 heures ou à minuit. Mais quels changements, quels charmes et quels aperçut nouveaux dans cette monotonie! Il n'y a que deux inconveniens, qui pourraient m'empêcher de me fixer pour toujours ici, c'est 1er le manque de toute eau de source, fraîche, car on ne boit ici que de l'eau de Seine filtrée, et c'est un défaut assez sensible à moi que vous connaissez grand buseur d'eau, et 2do l'impossibilité d'avoir une chambre comfortablement temperée, car près de chemines, dont on se sert ici au lieu des nos poètes, il faut ou se rôtir a moitié ou mourir de froid. — — Je reserve une relation detaillée sur mes aventures de voyage et une description de ma vie parisienne à notre entrevue prochaine, puisque la richesse des sujets et des materiaux, si je voulais m'y livrer donnerait à cette lettre une étandue sans bornes et qu'il me faut ménager des objets de conversation, pour en avoir encore à causer avec Vous.

Je n'ajoute que mes regrets intimes, en passent à chaque instant devant des magasins brillantes et des temples de modes, de luxe et de touts le comforts de la vie, de n'y avoir pas à accomplir de commissions de votre part et je Vous prie bien instantement de m'en vouloir charger bientôt parceque la distance, qui nous separe et bien grande et les lettres la parcourrent assez lentement."

Der übrige Teil dieses Briefes, welcher von verschiedenen Scherzen berichtet, die dem Schreiber erzählt wurden und mit denen er die Schwester zu erheitern trachtet, möge hier übergangen werden. Die in dem mitgeteilten Schreiben angeführten Bemerkungen über die Ungelegenheiten, welche Auersperg verwehren, sich in Paris dauernd niederzulassen, erweisen übrigens neuerlich, daß, wie man in österreichischen Kreisen damals sprach, der Dichter tatsächlich die feste Absicht hatte, die Stadt Paris zu seinem dauernden Wohnsitz zu erwählen, mit einem Worte, auszuwandern, ein Vorhaben, dessen auch manche seiner Zeitgenossen Erwähnung tun und das Auerspergs Angaben selbst in der Folge bestätigen.

Es ist früher erwähnt worden, daß Auersperg in Paris mit Heine in Verkehr trat und, wie hier gleich vorweg bemerkt sei, in sehr freundschaftlichen Verkehr, seitdem er den Dichter des „Buches der Lieder" persönlich kennen gelernt. Schon im Jahre 1829 hatte Auersperg-Grün bei der Eröffnung der Korrespondenz mit Schwab an diesen geschrieben: „Daß Sie im ‚Invaliden' Spuren Heineschen Tones finden, ist mir nur insofern nicht ganz lieb, als mir Heine zwar immer eine interessante Erscheinung, nie aber Muster war, und aus eben dem Grunde seine Nachahmer — — verhaßt sind. Daher bin ich nur absichtslos und unbewußt in diesen Ton geraten, wie es in verwandten Stimmungen und bei ähnlichen Stoffen wohl leicht geschieht, wenn man diesen Ton einmal kennt." — Im Februar 1836 schrieb Auersperg in

einem Briefe an die Weidmannsche Verlagshandlung: „Zum nächsten Musenalmanach sende ich nächstens von Thurn am Hart einige Beiträge. Wenn der Almanach nicht das Organ einer abgeschlossenen Poetenzunft werden soll, so läßt sich Heine nicht ausschließen, so wenig sich seine Erscheinung aus der deutschen Literatur wegignorieren oder wegleugnen läßt." Es ist dies übrigens durchaus kein Widerspruch zu den Zeilen, welche Grün am 20. Februar 1830 an Schwab anläßlich des Erscheinens des neuen Bandes der „Reisebilder" richtet, worin er freilich „höchste Verruchtheit und Verworfenheit" findet, aber auch den Verfasser „eines unserer schönsten Talente" nennt, allerdings mit dem Nachsatze, „daß es unser Stolz hätte werden können, während wir es in Zukunft vor dem Auslande zu nennen erröten müssen." Diese scharfe Beurteilung hat Auersperg dann allerdings in den folgenden Jahren gemildert. Es ist daher begreiflich, daß der „Wiener Spaziergänger" in Paris Heine besuchte, welcher, über diesen Besuch überaus erfreut, den Grafen „mit der auszeichnendsten Teilnahme" behandelte. Die persönliche Bekanntschaft und der freundschaftliche Verkehr mit Heine drückten so manche Äußerungen Auerspergs anderen Personen gegenüber aus, und er gestand es gern ein, „daß er nunmehr auch den Menschen in Heine höher schätzen und besser würdigen gelernt habe." Es haben sich leider keine Briefe erhalten, welche Heine und Auersperg in der Folge wohl zweifellos miteinander gewechselt haben. Tatsache ist aber, daß Auersperg — um hier wieder in der Zeit vorzugreifen —, als er im Jahre 1855 wieder nach Paris kam, sofort den damals schon todkranken Dichter des „Buches der Lieder" besuchte. „Er kletterte," nach der Mitteilung von G. Karpeles, die letzterer der Erzählung Fanny Lewalds entnahm, „fast jeden Tag die steilen Treppen in der alten Rue d'Amsterdam 50 hinauf, um stundenlang an der Matratzengruft zu sitzen und dem armen Heine durch heitere und interessante Geschichten die

Zeit zu verkürzen. Es waren Feststunden für Heine, wenn Auersperg ihn besuchte." Damals bat Heine den Freund auch, sich für die italienische Patriotin Fürstin Christina von Belgiojoso zu verwenden, welcher die österreichische Regierung ihre Güter in der Lombardei mit Beschlag belegt hatte, um durch seinen Einfluß in Verbindung mit dem Historiker Mignet die Aufhebung der Beschlagnahme zu erlangen. Ob diese zwei Jahre später wirklich erfolgte Freigebung der Güter dem Einflusse Auerspergs zu verdanken ist, ist nicht bekannt geworden. Allerdings erfolgte eine Trübung des Verhältnisses zwischen Heine und Grün durch eine Klatschgeschichte, die den Komponisten Josef Dessauer und George Sand behandelte und über die auch der stets für Hetzereien eingenommene Saphir berichtete, der den Grafen Auersperg als Gewährsmann aufstellte. Obgleich Auersperg an Dessauer einen Brief richtete, in dem er dartat, daß seine „absichtslose Äußerung" verdreht wurde und er dies auch Heine persönlich mitgeteilt habe, scheint doch eine gewisse Erkaltung zwischen Auersperg und dem Dichter Heine eingetreten zu sein, dem aber, als er bald darauf gestorben war, der Graf stets ein treues und dankbares Andenken bewahrte. Ausführlich und mit Briefen belegt ist die ganze Angelegenheit Dessauer-Heine-Saphir dargelegt in dem „Briefwechsel zwischen A. Grün und L. A. Frankl" (Berlin 1897), S. 63—78.

Von Paris aus begab sich Auersperg nach London, von dort trat er die Rückreise über Brüssel und Frankfurt a. M. an, besuchte noch die Freunde in Stuttgart und eilte sodann nach Wien, von wo er in der zweiten Hälfte des März wieder in Thurn am Hart eintraf. Über die Eindrücke, welche er auf seiner Weiterreise, zumal in London erhalten, gibt ein (ungedrucktes) Schreiben an seinen Freund Neuwall in Paris Auskunft, das von Thurn am Hart vom 26. März 1838 datiert ist und lautet:

„Mein liebenswürdigster, teuerster Mani! Wenn Sie und Ihre

verehrten Eltern es wüßten, wie ich mit einer Art Heimweh die Erinnerungen an Ihr Haus durch halb Europa mit mir herumgetragen und wenn Sie es sehen könnten, wie es nun, da ich endlich im Hafen der Ruhe eingelaufen, mein erstes, dringendstes und liebstes Geschäft ist, mich durch ein Lebenszeichen aus der Ferne Ihrer freundlichen Erinnerung zu empfehlen, so würden Sie und Ihre Eltern mir auch noch für die Zukunft jene wohlwollende Teilnahme schenken, die meinen Aufenthalt in Paris so sehr verschönerte und die ich mir gern fürderhin erhalten möchte. — — Mit Dr. Künzel höchst gutmütigen und komischen Andenkens und einem äußerst jovialen gesprächigen Engländer im Coupé eingeschlossen, machte ich die Fahrt nach Boulogne, wo wir zwei Tage vergebens auf ein Dampfschiff warteten, dann nach Calais, von da die Überfahrt nach Dover, von wo aus wir zu Lande in einer Ange coach nach London fuhren. Der erste Eindruck schon beim Anlanden an der englischen Küste ist großartig. Alle Verhältnisse steigern sich, je näher man London kommt. Ja, London selbst staunte ich all die Stunden mit offenem Munde bewundernd an, nur habe ich mich selbst im Verdacht, der offene Mund habe bisweilen vom Gähnen hergerührt. Ehre und Preis der moralischen Integrität, den Familientugenden, dem Rechtlichkeitsprinzip, kurz der Solidität des englischen Charakters — aber liebenswürdiger sind die Franzosen! Groß und schön ist London mit seinen reinen, breiten Straßen, anmutigen Parks, komfortablen Häusern (die man unter einen Glassturz stellen möchte), großartigen Handelsverkehr und industriellen Kolossalität, aber — amüsanter ist das unreine, kotige, schlechtbeleuchtete, liebe Paris. Hatte mich in den ersten Tagen meines dortigen Aufenthaltes die gräßliche Isoliertheit niedergedrückt, so zerquetschten mich beinahe, später, nachdem ich meinen Brief abgegeben, die Aufmerksamkeiten, Gefälligkeiten, Dienstfertigkeiten des Rennieschen Hauses. Es war mir ein unheimliches Gefühl auf einen bloßen Brief hin, den ich zufällig erfaßt hatte, von Leuten, die gar keinen Grund zu irgend einer Teilnahme an mir haben konnten, so mit Zuvorkommenheiten — überhäuft zu werden, kurz, ich riß nach wenigen Tagen wieder aus und schiffte mich urplötzlich nach Ostende ein. — — In Brüssel ergriff mich plötzlich wieder das Heimweh nach Paris und Sie hätten beinahe die Überraschung erlebt, mich dort wieder zu sehen. — — Ich muß übrigens, damit ich

von Ihnen nicht mißverstanden werde, beifügen, daß ich die ausgezeichnetsten Sehenswürdigkeiten Londons recht katalogmäßig durchgemacht habe, so daß man mich auf dem Kontinente hätte für einen Engländer halten können, und daß ich den Totaleindruck, den England auf mich gemacht, zu meinen „teuersten" Erinnerungen zähle, aber jetzt auch zu meinen liebsten, da ich der Atmosphäre von Roastbeaf, Tee, Sherrywein und Nebel — enthoben bin. — — In Wien bin ich nur wenige Tage geblieben und habe während dieser Zeit Moreaus anmutige und liebe Schwester kennen gelernt und ein neues Stück von Grillparzer „Weh dem, der lügt" gesehen, es aber nicht nach meinem Geschmack gefunden, so sehr ich auch sonst Grillparzer schätze und liebe. — Wie haben Sie den Karneval beschlossen, was treiben Sie jetzt und was haben Ihre Eltern und Sie für Pläne für den nächsten Sommer? — — Was mich betrifft, so bleibe ich den Sommer hier auf dem Lande und werde höchstens ein- oder zweimal eine Exkursion nach Wien machen, wo ich Sie wieder zu sehen hoffe. Meine Sehnsucht nach Paris ist ungeachtet meiner Heimatliebe seit der Betretung des vaterländischen Bodens ungemein heftig erwacht, da die hiesige Atmosphäre mit einigen Ingredienzien geschwängert ist, die meiner nach frischerer und reinerer Luft durstigen Lunge nicht wohltun können. — — Apropos! Von München fuhr ich mit einem Franziskaner im Eilwagen ab, er sprach erklecklich viel dummes Zeug, doch hörte ich etwas von ihm, was ich mit großer Sorgfalt ergriff und bewahrte, ein Mittel gegen die Schlaflosigkeit, welches Sie Ihrer trefflichen Mutter angeben wollen, vielleicht bewährt es sich. Man legt nämlich einen Zweig Katzenkraut (Nepeta cataria) über Nacht unter das Kopfkissen. Sollte dies Mittel helfen, so werde ich vielleicht zu glauben anfangen, daß die Franziskaner auch zu etwas auf der Welt gut sind. Empfehlen Sie mich bestens Ihren Eltern sowie auch Herrn v. Leidesdorf. Herzliche Grüße an Jules Moreau, Hart, Baron Hügel und Baron Eichthal, wenn er noch in Paris ist. — — Ihr Onkel Adolf ist wohlauf und lebt in seinen gewohnten Verhältnissen, sein Söhnlein, welches ich heuer zum erstenmal sah, erinnert mich sehr an Adolfs selige Frau, es ist ein gar liebes, frisches und pfiffiges Bürschlein. Sie entschuldigen die Olla potrida dieses Briefes und erwidern sie hoffentlich durch eine ähnliche. — — Von ganzem Herzen Ihr aufrichtiger Freund

A. Auersperg."

Wir finden also zu Ende März 1838 den Grafen Auersperg wieder zu Thurn am Hart, wo er seine Landwirtschaft pflegt und sie zu immer günstigerem Ertrage gestaltet, zugleich aber auch mit den nun immer mehr begehrten Neuauflagen seiner Dichtungen beschäftigt ist, über deren raschen Absatz die Weidmannsche Buchhandlung ihm öfter Mitteilung macht. Auch neue politische Pläne tauchten auf, und namentlich war er damals schon mit den Studien zum „Pfaff von Kahlenberg" beschäftigt. Aber auch die Verfolgungen der Polizei hörten selbst gegen den in seiner ländlichen Einsamkeit Weilenden nicht auf. Dieser hatte, von Paris zurückgekehrt, in Wien auch den Fürsten Metternich um eine Audienz ersucht, aus keinem andern Grunde, als um diesen zu bitten, dem Auswanderungsprojekte, das der Dichter vorhatte, keine Hindernisse in den Weg zu legen. Ein überaus bezeichnender Brief an die Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung, kurz darauf verfaßt, liegt hierüber vor, und da er sich auch mit dem Auswanderungsvorhaben beschäftigt und die Schilderung des Fürsten Metternich enthält, möge dieses Schreiben hier ebenfalls mitgeteilt sein. Es lautet:

„Ich benachrichtige Sie, daß ich nun wieder in den Hafen der Ruhe und Einsamkeit eingetroffen bin, nachdem ich von Paris nach London und von da zurück über Brüssel, Frankfurt, Stuttgart nach Wien gegangen war. Seit einigen Tagen bin ich wieder hier in meiner lieben Eremitage. Auf Ihren letzten Brief, den ich noch in Paris erhielt, antworte ich in Kürze, daß Sie für den nächsten Musenalmanach mit Bestimmtheit auf mich rechnen können, auf Heine (den ich dafür zu werben mir alle Mühe gab) aber durchaus nicht, da seine poetische Produktionskraft, wie er mir selbst gestand, versagt zu sein scheint.

In Wien hatte ich ein Gespräch mit dem Fürsten Metternich, dessen noblen Formen man, möge man wie immer über sein System denken, Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Man scheint es zu wünschen, daß ich auswandere, eben deshalb gehe ich nicht. Mein ganzes „Verbrechen" liegt in meinen Schriften, und über deren

„Gefährlichkeit" sind die Urteile verschieden, wie etwa Fisch und Vogel verschiedene Ansichten über Wassergüsse und Sonnenschein haben mögen. Im bürgerlichen Leben bin ich der honetteste Spießbürger, der pünktlichste Zahler meiner Steuern, der ruhigste Untertan, kurz, ich bin rein und schuldfrei genug, um von polizeilichen Vexationen nichts Ernstliches zu fürchten zu haben. Neckt man mich, so wird es mir gewiß keine Schande machen. Brächte mich doch endlich etwas dazu, mein Bündel zu schnüren und der Heimat Lebewohl zu sagen, so wäre es einzig die politisch-moralische Atmosphäre, die meinen Lungen, die schon zeitweise gesündere Luft eingesogen, eben nicht sehr angenehm ist.

Bei Braumüller habe ich in Übereinstimmung mit Ihrem letzten Briefe den Betrag von 800 fl. Rheinisch als Honorar für die zweite Auflage der Gedichte behoben.

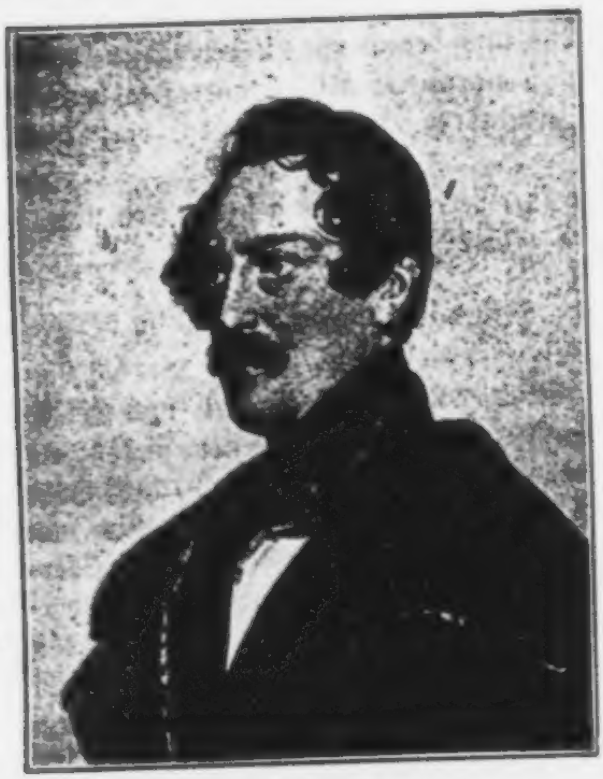
Die Rezension von der Hagens in den Blättern für literarische Unterhaltung hat mich insofern sehr erfreut, als ich daraus sehe, daß auch alte, ruhige, kalt überlegende und durch Zeit und Erfahrungen geprüfte Männer Geschmack an meinen Arbeiten finden und daß ich daher doch nicht so schlimm sein mag, als ich aus einer gewissen Perspektive vielleicht erscheine. Unlieb war es mir von jeher von der entgegengesetzten Richtung, den allzu jungen und übersprudelnden Hitzköpfen zu einer Art politisch-poetischen Standartenträger erkoren worden zu sein, was nie meine Tendenz war. Daß aber der Dichter nicht aus seiner Zeit hinausflüchten oder diese verleugnen darf, ist übrigens meine feste unerschütterliche Überzeugung. Und er wird es nicht tun, hat er nur einige Achtung vor sich selbst und seiner und der Hörer Würde; sonst wird er Dudelsackpfeifer, lustiger Rat, Jongleur, Lumpenkerl usw., kurz alles, nur kein Dichter!

Verzeihen Sie diese Expektorationen, doch ich wollte Ihnen ein Lebenszeichen geben, und dazu gehört ja zuerst das Atmen der Brust und das Schlagen des Herzens. Lassen Sie mich bald etwas von Ihnen erfahren. Und somit leben Sie wohl, meine verehrten Freunde und schenken Sie Ihre freundschaftliche Erinnerung

Ihrem ergebensten

Thurn am Hart, 27./III. 1838. A. Auersperg.

Was den erwähnten Besuch und die Unterredung mit Metternich betrifft, so liegt eine Erzählung desselben aus der Feder Peter Roseggers vor (in dessen Buche: „Allerhand Leute“ unter dem Titel: „Ein Dichter vor dem Minister“). Rosegger hat über die erwähnte Unterredung, wie er selbst dem Verfasser dieser Zeilen mitteilte, zwar als Dichter geschrieben, dabei aber doch in der Hauptsache das erzählt, was Auersperg ihm seinerzeit noch selbst hierüber berichtet hat; es war dem steirischen Poeten vergönnt gewesen, in den ersten Jahren seiner Schriftstellerlaufbahn vor 1876 in Graz mit dem im Winter daselbst weilenden Grafen zu verkehren. Die Geschichte klingt fabelhaft genug und ist zugleich ein Beitrag zur Charakteristik des damaligen österreichischen Polizeiwesens. Sie möge in der knappsten Fassung hier ihre Stelle nach Roseggers Erzählung finden.



Anastasius Grün um 1840.

Metternich empfing den Grafen Auersperg in einem durch eine leichte Wand in zwei Teile geteilten Arbeitszimmer überaus artig, warf ihm aber in der Folge des Gesprächs vor, wie dem Dichter die gute Ordnung, die Zensur nicht recht sei, und dieser sich gegen die Religion, selbst gegen die Heiligkeit der Majestät vergehe, er erwiderte, als Auersperg

erklärte, daß in seinen Gedichten nicht ein einziges zur Empörung aufreizende Wort enthalten sei, die Jugend täusche sich nur allzuoft durch schöne Worte, das Predigen und Singen ändere weder die Bedürfnisse noch die Wünsche der Menschen, Lieder erobern und stürzen kein Reich, können aber die Menge aufregen, verwirren und blenden. Auf die Bemerkung Auerspergs, daß er auszuwandern gedenke, weil er nicht immer von der Polizei verfolgt sein wolle, zeigte Metternich eine gewisse Aufwallung und sagte in seiner Entgegnung unter anderm: „Wollen wahrscheinlich nach Paris? Na ja, das ist das Eldorado der flotten Köpfe und Idealisten. Je nun, ich habe nichts dagegen." — „Nur merkwürdig finde ich es," fügte er bei, „daß alle brauchbaren Leute auswandern wollen." Ein Geräusch, daß sich während der Unterredung hinter der erwähnten Wand im Zimmer bemerkbar machte, beachtete Auersperg nicht; als aber die Audienz zu Ende war und der Dichter im Vorzimmer seinen Überzieher anziehen wollte, den ihm der Lakei darreichte, fand es sich, daß ihm ein anderer Überzieher gereicht worden sei, und der Diener entschuldigte sich: „Ach pardon! Ich hab' dem Grafen Sedlnitzky seinen erwischt," und der Mißgriff war bald gut gemacht. Auersperg erinnerte sich aber nun auch an das Geräusch hinter jener Wand. Der oberste Polizeichef hatte es demnach mit Wissen und Bewilligung des Fürsten nicht unter seiner Würde gefunden, der Unterredung Graf Auerspergs beizuwohnen. Die ganze Geschichte würde wie ein Märchen klingen, wenn sie nicht aus des Grafen Auersperg eigenem Munde herrührte, der, als er sie Rosegger mitteilte, längst schon ein nicht nur hochgeschätzter Dichter, sondern auch ein in Österreich vom Volke gefeierter und von seinem Monarchen hochgeehrter ausgezeichneter Staatsmann war. Jeder aber, der sich mit dem ganzen damaligen Gespräche zwischen Metternich und Auersperg bekannt machen will, möge den ausführlichen Bericht hierüber in dem angeführten Buche

Roseggers nachlesen, dem, wie nochmals betont sei, der steirische Poet in der Hauptsache durchaus nichts Neues beigefügt hat.

Daß die offene Erklärung Auerspergs, nachdem er wieder in sein Schloß Thurn am Hart zurückgekehrt war, doch eine polizeilich angeordnete Wirkung hatte, ist ebenfalls in demselben Aufsatze Roseggers im Eingange erzählt. Hier sei aber ein Brief Auerspergs selbst an einen Freund in Wien wiedergegeben, welcher noch deutlicher diese Wirkung und die Richtigkeit der genannten Erzählung auf das bestimmteste dartut. Da die Adresse des erwähnten Briefes fehlt, wäre nur zu bemerken, daß das Schreiben nach seinem Tone an einen vertrauten Freund in Wien, wahrscheinlich an Bauernfeld oder Castelli gerichtet und im Originale dem Verfasser dieser Darstellung vorgelegen ist.

Das Schreiben, welches auch im übrigen einen Blick in das Gedankenleben Auerspergs zu jener Zeit tun läßt, lautet:

Innigst geliebter Freund!

Einem so lieben, teilnehmenden Freunde wie Du es mir immer gewesen, muß ich mit der vollsten Aufrichtigkeit antworten. Mein Plan, auszuwandern, ist noch immer nicht wankend gemacht worden, und ich bedaure nur, daß die Ausführung jetzt so schwierig ist, da tausend Fäden oder vielmehr Taue mich an den Heimatboden binden. Vor 6—8 Jahren wäre es mir leichter gewesen und ich hätte mir nun schon längst eine passende Existenz auswärts gegründet: damals war ich für die Zukunft voll Hoffnung, während ich jetzt diese unfruchtbare Wucherpflanze mit Stumpf und Stiel ausgejätet habe. Was mir fehlt? Materiell nichts! Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein — den Rest der Antwort ergänzest Du wohl selbst, da auch Dir und vielen andern dasselbe fehlt. Es kommt nur auf den Grad von Resignation oder Philosophie, wenn Du lieber willst, an, welcher ja dem einen oder andern eigen ist. Und wenn Du mir Niembsch mit Recht als Muster stoischer Gelassenheit rühmest, so wirst Du mir deshalb nicht übel nehmen wollen, wenn ich ehrlich gestehe, daß ich mich materiell und geistig etwas mehr zum Epikurismus hinneige

und daher, wenn meinen geistigen Lungen die hiesige Luft zu dick und drückend wird, anderwärts frischere mir individuell gesundere aufsuchen will. Es ist nicht ein einzelnes isoliertes Übel, das mich schmerzt, sondern die Summe all der kleinlichen zweck- und nutzlosen Vexationen, die mich anwidert. Da haben sie mich, da ich nun aus meiner Identität mit dem grünen Domino kein Hehl mache, zu einem Strafbetrage von 25 Dukaten verurteilt (eine beliebte Zahl, die eine ominöse Analogie zwischen dem hierländischen Schriftsteller- und Armee-Reglement verrät!). Nun werde ich dadurch freilich nicht zum Bettler, aber fett wird auch niemand davon. Es ist genug für einen ehrlichen Mann von einem Sicard (Polizeijupiter von Laibach) vorgefordert und verurteilt zu werden, weil man unter der Firma des Anastasius Grün mehrere höchst anstößige Schriften (ipsissima verba) im Auslande habe drucken lassen, wobei allerdings die „Freilassung eines sechswöchentlichen Rekurses" (!) zugestanden wird. Erbaulich und tröstlich bleibt es dennoch, in literarischen Angelegenheiten einen Richter zu haben, der seine eigene Muttersprache nicht zu schreiben versteht! Doch genug und schon zu viel von diesem Jammer.

Meinen herzlichen Dank für die schnelle Übersendung der gewünschten Abschrift! Ich habe diesen Sommer über nebst der unerläßlichen Ökonomie auch mancherlei Historica getrieben und dazu jener Kopie bedurft. Deine Nachrichten von Dir und unseren Freunden sind mir nach so langer Zeit, die ich ohne Nachrichten von Euch zubrachte, höchst erwünscht gekommen. Den „Buben" nach seiner Metamorphose zu sehen, bin ich höchst begierig, hoffentlich wird auch das alte Haus hinlänglich restauriert sein. Zedlitz wälzt sich, wie ich lese, gegen Rom; wenn er von dort ebenso fromm wie von Paris politisch orthodox heimkehrt, so hat er hoffentlich das Maß irdischer Vollkommenheit erreicht! — Adolf heiratet, wie er mir dieser Tage schrieb; ich gestehe, mich wandelt ein banges Vorgefühl um ihn an, das ich, mir zwar nicht zu begründen, aber auch nicht wegzudisputieren vermag. Nach einer so glücklichen Ehe wie seine erste anscheinend war, ist das Eingehen einer zweiten nun etwas mißlich. Doch jeder für sich! — Manches würde ich so gerne noch diesem Blatte anvertrauen, um es Dir, mein lieber, edler und nachsichtiger Freund mitzuteilen, aber die Hoffnung, Dir bald selbst in Person gegenüber zu stehen und Dir die treue Hand zu schütteln,

überhebt mich einſtweilen deſſen. Ich denke nämlich in 14 Tagen beiläufig in Wien einzutreffen, und bitte Dich, hiervon auch Braumüller zu benachrichtigen, damit ſeine Sendungen an mich ſich nicht mit meiner Reiſe kreuzen. Tauſend herzliche Grüße an Dich und die Freunde

von Deinem aufrichtig ergebenen Freunde

Thurn am Hart 20/XI 1838. A. Auerſperg.

Die Mitteilungen über das für Auerſperg ſo bemerkenswerte Jahr 1838 ſeien damit geſchloſſen. Schon im folgenden Jahre fand ein Ereignis ſtatt, das nun freilich dem Grafen alle Auswanderungsgedanken aus dem Kopfe bannte, nämlich ſeine Vermählung.

X. Heirat. Anfeindungen wegen derſelben und wegen des vorgeblichen Geſinnungswechſels.

Bevor der Lebensgefährtin, welche ſich ſchließlich Graf Anton Alex. v. Auerſperg erwählte, und der eigentlichen Vermählung gedacht wird, ſei noch ein kurzer Blick auf das Herzensleben des Frauenſchönheiten gegenüber nicht unempfindlichen Jünglings geworfen. Leider ſind freilich in dieſer Beziehung die Quellen ſehr unſicher und ſpärlich fließend zu nennen. Die „Blätter der Liebe“ (1829) deuten auf zwei Perioden früherer Herzensneigung des jugendlichen Auerſperg. Es finden ſich daſelbſt zwei Gruppen von Gedichten, mit „Erſte“ und „Zweite Liebe“ überſchrieben. Auf die „erſte Liebe“ dürfte ſich wohl beziehen, was Radics („Anaſtaſius Grün, Verſchollenes und Vergilbtes“) berichtet. Die Zeit derſelben fällt wahrſcheinlich in jene Tage, da Auerſperg wieder als Hochſchüler Gelegenheit hatte, in Thurn am Hart und in der Landeshauptſtadt Laibach zu weilen. Der etwa Zwanzigjährige warf ſein Auge damals auf die

BIBL. VNIVERS. LIDS

schöne Baronesse C. (Codelli), die Tochter eines höheren Verwaltungsbeamten in Laibach, und es scheint, daß seine zärtliche Neigung erwidert wurde. An sie scheinen die bezüglichen Gedichte in den „Blättern der Liebe" und auch einige andere Gedichte gerichtet, welche vom Dichter im Dresdner „Merkur" veröffentlicht, aber nachher nicht mehr in eine Sammlung aufgenommen worden sind (Sämtl. Werke, Bd. IV, S. 50). Die Mutter der Geliebten war einer Verbindung des jungen Grafen mit ihrer Tochter — falls von einer solchen Verbindung überhaupt die Rede war — entgegen, und die beiden Herzen wurden getrennt. Die junge Dame vermählte sich dann mit einem andern Bewerber, und darauf deutet wohl das Gedicht in den „Blättern der Liebe": „Der Verlobten":

Wenn Deine Hochzeit nahet,
Leg' ich ins Grab mich hinein;
Dann fließt doch keine Träne
In euren Freudenwein usw.

Ob die Gedichte in den „Blättern" mit „Zweite Liebe" an die Tochter des Grafen Niklas von Auersperg, Emilie, im Schlosse Mokritz gerichtet sind, ist zwar fraglich, aber doch möglich. Es kann aber auch eine bisher noch nicht erforschte Persönlichkeit sein, die er in jenen Versen besungen und die, wie die Abteilung „Der Liebe Verlust" darlegt, bald darauf gestorben ist. Was aber jene Komtesse Emilie von Auersperg in Mokritz betrifft, ein Schloß, das unfern von Thurn am Hart gelegen ist und das der junge Graf während der Anwesenheit in seinem Heim gern und oft besuchte, so ist es außer Zweifel, daß er dieser Dame später seine Neigung geweiht hatte. Dieses junge, blühende Mädchen aber starb im 21. Lebensjahre am 25. November 1838 nach fünftägigem Krankenlager und ist in der Familiengruft zu Mokritz beigesetzt. Die pietätvoll aufbewahrte gedruckte Nachricht der Eltern (Parte) über den Tod des geliebten Kindes hat sich

im Nachlasse Auerspergs gefunden. Ein unbedeutendes scherzhaftes Gedichtchen „Die Nachtigall", das der Poet offenbar noch vor 1826 verfaßt hat und für die Dame bestimmt hatte, da die Bemerkung „An Emmy nebst 100000 Küssen" beigefügt ist, wurde vom Verfasser dieser Zeilen in der „Österreichischen Rundschau", Bd. VI, Heft 75, 1906, veröffentlicht. Freilich mußte „Emmy" damals noch geradezu im kindlichen Alter gestanden sein. Ob Graf Auersperg auch in den letzten Jahren vor seiner wirklichen Vermählung sich zu „Emmy" noch so hingezogen fühlte wie in den früheren jugendlichen Tagen, ist unerweisbar, aber kaum anzunehmen.

Gräfin Marie v. Auersperg, des Dichters Gemahlin um 1840.

Und damit kommen wir auf Auerspergs endlich erwählte Gattin. Es war dies Marie, die Tochter des Landeshauptmanns der Steiermark Ignaz Graf Attems. Auersperg hatte, während gelegentlicher Anwesenheit zu Graz, im Hause Attems öfter verkehrt und Zuneigung zu dem bescheidenen, liebenswürdigen Mädchen gefaßt, welches sich einer ausgezeichneten Herzensgüte und Bildung erfreute. Namentlich war Gräfin Marie eine vortreffliche Blumen- und Stillebenmalerin, wovon noch heute zahlreich erhaltene Bilder in Öl Zeugnis ab-

legen, die weit über gewöhnliche Dilettantenarbeit hinausragen. Es ſei hier ein Brief der Gräfin aus der Brautzeit, den ſie von Graz aus nach Thurn am Hart etwa anfangs 1839 an Auersperg gerichtet, mitgeteilt, welcher zugleich als ein Beiſpiel für den zwiſchen den Brautleuten damals herrſchenden Ton gelten möge. Zu berückſichtigen iſt dabei, daß dieſer Brief zuerſt wohl auch von den Eltern der Schreiberin geleſen worden iſt. Er lautet:

„Recht innig erfreut durch Ihre lieben herzlichen Zeilen beeile ich mich, Ihnen dafür zu danken und Sie zu verſichern, daß ich die Beendigung Ihrer Geſchäfte recht ſehnlichſt wünſche, da es ſo unendlich lange dauert, bis ein Brief den Weg von Thurn am Hart bis nach Gratz zurücklegt und wir daher nur ſelten gegenſeitige Nachricht erhalten können. Doch dies wird ſich alles geben, wenn Sie einmal hier waren und uns die Tage genannt haben, an welchen von Laibach die Poſt nach Unterkrain geht. Der Gedanke, daß Sie ſich ſo liebevoll mit mir beſchäftigen, iſt mir ſo wohltuend und erfreuend, daß ich mich ſchon deshalb mit Vergnügen in das freundliche Thurn am Hart träume. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich genug zu kennen ſcheinen, um in mir den wahren Sinn für reelles Glück zu finden, welches wohl nicht iſt im äußeren Glanz, ſondern nach meiner Meinung in der Übereinſtimmung der Geſinnungen beſteht. Über den Wunſch, den Sie äußern, wird wohl noch manches zu bekämpfen ſein, indeſſen ſind wir bereits mit Anſtalten unſererſeits beſchäftigt, darüber wird mir wohl, wie Sie gewiß fühlen werden, viel leichter ſein mündlich zu ſprechen. Ihre liebe Schweſter Thereſe wird nun wohl meine Bitte, mir ihre ſchweſterliche Liebe zu ſchenken, erhalten haben. Recht herzlich wünſchen wir alle ihr viel Glück, daß ſie ſo geſund und glücklich ihren Wunſch, dem lieben Alexander einen Spielkameraden zu geben, erreicht hat. Schließlich erbitte mir von Ihnen, lieber Graf, einen Rat. Glauben Sie nicht, daß es Baron Lichtenberg gütig aufnehmen würde, wenn ich ihm ſchriebe, um mich in ſeine väterliche Gnade zu empfehlen? Auch bitte ich Sie, mir zu ſagen, ob ich jetzt oder erſt dann ſchreiben ſoll, wenn Sie hier ſind, was ich freilich vor 10 Tagen nicht erwarten kann, aber wohl ſehnlichſt wünſche. In der frohen Überzeugung, Sie baldmöglichſt zu ſehen, freut ſich auf Ihre Ankunft Ihre . . .“

Zu bemerken ist noch, daß dieses Schreiben dem Herausgeber nicht im Original, sondern in einer Abschrift, die auch wohl ein Konzept (von der Gräfin Hand) sein dürfte, vorliegt.

In der Tat war es ein von herzlicher Zuneigung beider Teile gestifteter Ehebund, welcher die jugendlich schöne Tochter des steiermärkischen Landeshauptmanns mit dem Grafen Auersperg, dem Dichter Anastasius Grün, vereinigte. Die Trauung fand zu Graz am 11. Juli 1839 statt. Eine Überraschung wurde dabei den Festgästen zuteil. Es erschien nämlich der schon damals durch seine Förderung aller kulturellen Bestrebungen der Steiermark im ganzen Lande so hoch verehrte und mit dem Vater der Braut befreundete Erzherzog Johann bei der Vermählung in der Kirche. Der Fürst hatte, eben von einer Reise angekommen, von der Vermählung der Tochter seines Freundes gehört und eilte nun, den Trauungsakt nicht zu versäumen, im staubigen Kleide herbei. „Ihr müßt's nit drauf schauen," sagte er heiter in seiner volkstümlichen Sprechweise, „ich mein's gut und wünsche herzlich Glück allerseits!" Zur anmutigen Braut aber sagte er: „Geh du, Mizi, allweil mit, daß er nit wieder einsame, gefährliche Spaziergänge unternimmt." „Es war dies," wie Frankl erzählt, dessen Berichten diese Mitteilung entnommen ist, „die erste persönliche Begegnung des Dichters mit dem Erzherzog, der noch später stets freundliche wohlwollende Beziehungen folgten. Schriftlich hatte sich Auersperg, als ihm wegen der ‚Spaziergänge' noch nachwirkende Ärgernisse drohten, vertraulich an den Erzherzog gewandt, um dessen wirksame Vermittlung zu erlangen."

Kurze Zeit darauf begab sich das junge Paar in das bereits in Stand gesetzte Heim nach Thurn am Hart, wo es jedoch durch einen fast unmittelbar darauf vorkommenden Brand des Schlosses nicht wenig erschreckt wurde. Trotzdem von einem großen Verluste durch diesen Brand bisher nichts bekannt geworden ist, so machte doch das Schloß mit seinem

durch den Brand faſt ganz zerſtörten Dache einen unheimlichen Eindruck. Auerſperg hat die Brandſtätte in einem noch erhaltenen Aquarell ſelbſt im Bilde dargeſtellt. Die Erneuerungsarbeiten wurden ſo raſch als möglich begonnen und die angerichtete Beſchädigung in einiger Zeit wieder gut gemacht.

Obgleich die Vermögenslage des jungvermählten Schloßbeſitzers noch immer keine überaus glänzende zu nennen war, ſo hatte er doch durch richtige Bewirtſchaftung und fleißige, umſichtige, ökonomiſche Tätigkeit ſchon wieder die Einkünfte ſeiner Herrſchaft geſteigert und nach und nach auch die größere Schuldenlaſt, wenn auch noch lange nicht ganz, getilgt. Die junge Gräfin war aus einem reichen, angeſehenen Adelshauſe, aber auch in dieſer Beziehung machte ſich das Zartgefühl und die Uneigennützigkeit Auerſpergs geltend, da er ſeine Gemahlin, ohne eine Mitgift zu begehren, geheiratet hatte. Sie durfte nur ſo viel von ihren Eltern jährlich erhalten, um ihre Kammerzofe und ihre Toilettenbedürfniſſe zu beſtreiten. Graf Auerſperg wollte durchaus nicht den Glauben erwecken, daß er ſeine geliebte Marie ihres Vermögens wegen geheiratet habe, und ſie kam in der Tat erſt nach dem Tode ihres Vaters, alſo viele Jahre ſpäter, in den Beſitz ihres großen Vermögens. So lebten die Neuvermählten in Liebe und Herzlichkeit zu Thurn am Hart, Auerſperg ging ſeinen ökonomiſchen Geſchäften nach, und hier und da wurden Beſuche bei den befreundeten oder verwandten Schloßbeſitzern der Umgebung gemacht, auch wohl die Fahrt bis Laibach ausgedehnt. Auch die Poeſie kam dabei nicht zu kurz. Damals ſchon arbeitete Auerſperg-Grün an dem Beginne des „Pfaff vom Kahlenberg“, der größten ſeiner erzählenden Dichtungen, wegen der er mit mehreren Perſönlichkeiten, um hiſtoriſches Material zu erlangen, in Verbindung getreten war. Auch einzelne Gedichte entſtanden an manchen Plätzchen der Parkanlagen des Schloſſes, die immer ſchöner und an-

mutiger zu geſtalten, der Schloßherr ſich recht angelegen ſein ließ. Die nötig gewordenen Neuauflagen des „Schutt“ und der „Gedichte“ wurden dabei beſorgt und vielfach verbeſſert.

Vom Jahre 1840 an pflegte Auerſperg im Februar oder März, einige Male auch in den Sommer- oder Herbſtmonaten, eine Fahrt nach Wien zu unternehmen, während die Gemahlin gleichzeitig zum Beſuche ihrer Eltern ſich nach Graz begab. Welche innige Zuneigung der Graf ſtets ſeiner Gattin entgegenbrachte, erweiſen die vorliegenden Briefe an dieſelbe. Kaum vom Hauſe abgefahren, ja ſchon oft in der nächſten Station, wo er länger weilte, ſchrieb er der Geliebten, und nahezu an jedem Tage, den er von ihr fern war, erfolgte ein Schreiben ſeinerſeits. Aus der großen Zahl dieſer Briefe ſei einer ſchon hier herausgegriffen, um das Gemütsleben des Dichters aus jener idylliſchen Zeit zu charakteriſieren. Die Gräfin weilte eben bei ihren Eltern in Graz, als ihr der nachfolgende Brief aus Thurn am Hart vom 1. Juni 1841 zukam:

„Meine liebe, angebetete Marie! Ich habe zwar erſt vor einigen Stunden einen Brief an Dich über Rann befördert, da aber morgen früh M . . .'s Kutſcher zurück nach Feiſtritz geht, kann ich ihn unmöglich fortlaſſen, ohne ihm ein Briefchen an Dich mitzugeben, denn ich will keine Gelegenheit verſäumen, Dir, mein Engel, Nachricht von mir zu geben und brieflich mit Dir zu plaudern. Da ich nicht täglich ein Schreiben an Dich zur Poſt geben kann, ſo ſoll mich dies doch nicht hindern, täglich einige Zeilen an Dich zu richten. Das habe ich mir ſo ausgedacht: ich werde für Dich ein kleines Tagebuch führen und jeden Abend in jenen ſonſt ſo ſchönen Stunden, wo ich nach dem Souper mit dir im Plauſchwinkel plauderte, niederſchreiben, was ich tagsüber erlebt und begonnen. Sobald dann ein Poſttag eintritt, wird eine Anzahl von Tagesberichten an Dich abgeſendet. Du haſt mich in Graz ſo liebreich examiniert, daß ich auch aus der Ferne Dir über mein Tun und Laſſen Rechenſchaft zu geben mich ſchuldig glaube. Der Bericht über den heutigen Nachmittag iſt kurz abgetan, wenn ich Dir verſichere, daß mich die

Sehnsucht nach Dir, die Wehmut über unsere Trennung in tiefer Melancholie festhält. So schlenderte ich durch Haus und Garten, Werkstätten und Stallungen und besah mir, was seit meiner Abwesenheit geschehen, in Summa nicht viel von Bedeutung. Ich war in Versuchung, zu Therese (Schwester Auerspergs) oder zum Dechant zu fahren, allein ich fühlte mich zu abgeschlagen und gar nicht in der Stimmung, da ich keinen anderen Eindruck als die Erinnerung an Dich allein in mir aufnehmen wollte. Ich habe Dich bei unserem Abschiede zu trösten versucht, aber wie trostbedürftig bin ich jetzt selbst, ich komme mir, wenn ich so herumschleiche, einsam und allein, fast wie verwaist vor; ich begreife kaum, wie ich ein ähnliches Leben früher einmal führen konnte, doch ich hatte ja Dich nicht, ich kannte Dich nicht so, wie ich Dich jetzt kenne! Nur die gewisse Aussicht, Dich, bevor zwei Wochen um, wieder zu sehen und zu umarmen, hält mich aufrecht. Ich will und muß in der Zwischenzeit so beschäftigt und so fleißig sein als möglich, um den Abgrund von Zeit, der uns trennt, nur einigermaßen auszufüllen.

In Feld und Garten sieht es traurig aus. Der Regen, der mir heimliche Freude verursachte, hat diese Gegend leider nicht erquickt, sondern nur uns Samstag den Spaß im Rosenhain verdorben. Pfarrgemeinde und Klerisei sind heute wieder nach St. Anna gezogen, um dort in Prozessionsandacht Regen zu erflehen. Der Rasen im Garten und am Maierhof sieht wie ein abgeätzter roter Teppich aus; einige früher ganz gesunde Bäume fand ich verdorrt, das Getreide jammervoll.

Und somit G. s. d. B.

Tausend, Millionen Küsse von Deinem Alten."

Zur Erklärung des Schlusses in diesem Briefe diene, daß die Gräfin damals in dem bei Graz gelegenen Tobelbad sich einer kleinen Kur unterzog und die Buchstaben G. s. d. B. „Gott segne das Bad" bedeuten, eine Formel, welche landesüblich ist und die Auersperg gern bei solchen Gelegenheiten am Schlusse seiner Briefe anbrachte.

Eine Trübung in dem Eheleben der beiden Gatten bildete der Umstand, daß ihnen Kindersegen versagt geblieben, und die zahlreichen Besuche von Badeorten aller Art, welche

sowohl Auersperg wie auch die Gattin zu Kurzwecken unternahmen, hängen vielfach mit diesem Umstande zusammen. Aber sowohl das „Tagebuch", von dem in dem obigen Schreiben die Rede ist, wie überhaupt alle Briefe Auerspergs an seine geliebte Gattin, zeugen von inniger Zuneigung und wahrer, aufrichtiger Liebe die ganzen Jahre hindurch. Und die Reihe dieser Briefe, stets in gleichem herzlichen Tone gehalten, reicht, soweit sie vorliegen, bis in das Jahr 1856. Erst spät, im Jahre 1858, war es dem Grafen beschieden, daß ihn die teure Gattin durch die Geburt eines Stammeserben, eines Sohnes erfreute. Von den erwähnten Badereisen, welche Auersperg unternahm, teils allein, teils in Gesellschaft der Gemahlin, seien vorläufig etwa erwähnt jene im Jahre 1842 und 1843 nach dem nahen Kurorte Rohitsch-Sauerbrunn (für dessen Emporblühen der Großvater der Gräfin Marie so eifrig tätig gewesen), ein Badeaufenthalt in dem kroatischen Bade Krapina-Töplitz 1840, ein kurzer Aufenthalt in Freiwaldau-Gräfenberg 1844, ein Besuch von Gastein nach Auerspergs Angabe 1842, sowie die längere Kur in Franzensbad im Juli 1847. Von den Besuchen des Seebades in Helgoland wird später die Rede sein.

Die Verheiratung Auerspergs mit der Gräfin Attems hatte aber in der Öffentlichkeit, namentlich in den auswärtigen Kreisen, eine eigentümliche Wirkung hervorgebracht. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung" brachte folgende Notiz:

„Wien, d. 13. Februar 1840.

Anastasius Grün befindet sich seit einigen Tagen hier, um sich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben, da seine Frau Sternkreuzordensdame wurde und doch nicht allein zu Hofe gehen kann. Der Graf soll dem Poeten gänzlich entsagt haben."

Ein andermal las man: „A. Grün schweigt, hat eine Gräfin geheiratet, ist selbst Graf, tyrannisiert seine Bauern, er sucht den Kammerherrnschlüssel — kein Zweifel, er ist abtrünnig geworden."

Derartige Notizen wurden auch in andern Blättern verbreitet und von Personen, welche den Dichter und dessen ehrenwerten Charakter nicht genau kannten, wohl auch für wahr gehalten. Ja, selbst hochangesehene Poeten glaubten der Gesinnungsänderung ihres einstigen dichterischen Mitkämpfers Ausdruck geben zu müssen, und Georg Herwegh veröffentlichte in seinen „Gedichten eines Lebendigen" jenes 1840 entstandene „Anastasius Grün" überschriebene bittere Gedicht, aus dem nur die beiden letzten Strophen hier angeführt seien:

Was gibt es wohl, das unverdorben bliebe,
Wo jene schwere Luft des Dünkels weht?
Zum Hasse wird im Herzen dort die Liebe,
Vergiftet auf der Lippe das Gebet!
Kein Stern so schön, daß er nicht bald zerstiebe,
Wenn er am Ordenssternenhimmel geht!
Und alles um ein Weib? Soll ich es glauben?
Ein Weib darf dich dir selbst — doch uns nicht rauben!

Darf man den Tempel um ein Weib entweihn?
Mit einem Weib um goldne Götzen tanzen,
Du willst nicht mehr so frei sein frei zu sein?
Dein Schwert als Kreuzlein auf die Brust dir pflanzen?
Ich such' den Dichter nur in untern Reihn —
Leb wohl! Leb wohl! Ich laß dich deinen Schranzen!
Schon hör' ich dich: „Herz, Herz — nicht mehr so warm!
Wir gehn zu Hofe — Gräfin — Ihren Arm!"

Auch Hoffmann v. Fallersleben glaubte an das Märchen von der Abtrünnigkeit des Wiener Spaziergängers. Er rügte dieselbe in dem nachstehenden Gedichte seiner „Unpolitischen Lieder" im Jahre 1841:

Anastasius Grün.

Es stand ein Baum in Österreich,
Der grünt' und blühte manches Jahr
Fürwahr so schön und wunderbar.
Manch Vogel saß darin und sang,
Daß weithin Berg und Tal erklang.
Es hatte jeder deutsche Mann
Recht seine Lust und Freude dran.

Ein Doppeladler flog einmal
Zu dieſem Wunderbaum hinan,
Band einen güldnen Schlüſſel dran.
Da wurden ſeine Blüten taub
Und falbe ward ſein grünes Laub;
Die Schar der lieben Vöglein ſchied,
Für immer ſchwieg ihr Sang und Lied.

Es braucht wohl nicht ausgeführt zu werden, daß alle dieſe Vermutungen vom Abfall des Dichters aus der Luft gegriffen waren. Seinen Proteſten dagegen wurde kein Glauben geſchenkt. Als er aber das Gedicht „Nibelungen im Frack“ (1843) herausgab, konnte er nicht anders, als auch in kräftigen Verſen ſeinem Unmute Ausdruck geben. Das erſte Kapitel jener „Nibelungen“ enthält ſeine poetiſche Entgegnung:

Es kreucht Gewürm: Notizen, und ſpinnt das Blatt entlang;
Spinnt weiche Seide die Raupe? Nein, blankem Namen den Strang!
Nun ſchwingt ſie als Lied die Flügel! Will's nicht zu Ohr recht ſchallen
Und du gehſt ſeitab ſchweigend, — hui, biſt eidbrüchig, abgefallen.

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegoſſen,
Abfällt der nie und immer, trotz ſondrer Kampfgenoſſen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein;
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit ſelbſt kein Sklav' ich ſein.

Daß die Gemahlin auch hier und da in den Hofkreiſen verkehrte, wollte ihr Graf Auerſperg nicht wehren, er ſelbſt iſt dieſen Kreiſen niemals nahe getreten, und wenn dies ſpäter der Fall war, als Gegner, wie die nachfolgende Darſtellung zur Genüge darlegen wird. Am 15. Dezember 1843 ſchrieb er an die Gemahlin nach Wien unter anderm:

„Heute habe ich über Rann Deinen lieben Brief vom Sonntag den 10., erhalten, mit allen Details und Erzählungen Deines Hoflebens, wofür ich Dir herzlich und aufrichtig danke. Wäre ein Mr. Herwegh in der Nähe als Beobachter geſtanden, ſo gäbe es vielleicht wieder ein ſchönes Gedicht auf den Herrn Gemahl, deſſen Haut jedoch — unter uns geſagt — gegen derlei Attaquen hieb- und ſtichfeſt iſt, da unter ihr (der Haut nämlich) ein ehrliches und vorwurfsfreies Herz logiert.“

Was Herwegh anbelangt, ſo traf im Auguſt 1861 Graf Auerſperg zu Wien mit demſelben zuſammen, begrüßte ihn herzlich und ſagte in drolliger Weiſe beim Abſchied zu dem Dichter, indem er ihm die Hand drückte: „Sie haben einmal ein Gedicht gegen mich losgelaſſen — 's iſt gut, daß es nicht wahr iſt.“ („Gedichte eines Lebendigen“ von G. Herwegh, herausgegeben von M. Herwegh, Leipzig, Heſſe, S. 42, Anmerkung.)

Als im Jahre 1846 die Leipziger „Illuſtrierte Zeitung“ ein Tableau von Porträts öſterreichiſcher Dichter brachte und die unwahre Kammerherrngeſchichte neuerlich in dem Begleittexte erwähnt wurde, richtete Graf Auerſperg an den Herausgeber Buchhändler J. J. Weber in Leipzig diesbezüglich das nachfolgende vom 24. April 1846 datierte Schreiben, nachdem ihm einige Abdrücke des erwähnten Bildnistableaus von dem erwähnten Herausgeber überſchickt worden waren:

„Der etwas langſame Gang der Buchhändlerſendungen, auf welchem Wege mir Ihre freundliche Gabe erſt dieſer Tage zugekommen iſt, möge die bisherige unfreiwillige Verſpätung meines wärmſten Dankes für die Abdrücke des Tableaus öſterreichiſcher Dichter bei Ihnen entſchuldigen. In dem Artikel, welcher dieſe Porträts in der ‚Illuſtrierten Zeitung‘ begleitet, iſt über meine Perſon eine irrige Angabe wiederholt, deren Beſeitigung aus der deutſchen Tagespreſſe kaum mehr möglich ſein dürfte, da ſie darin zu feſte Wurzel gefaßt hat und mit beſonderer Liebhaberei gepflegt wird. Unſchuldig ihrer Natur nach wird jene Notiz nur gehäſſig durch die daraus gezogenen Folgerungen. Da ich dieſe Folgerungen ſelber nicht ziehe, der Mißgunſt aber die vielen ihr offenen Wege nicht verrammeln kann, ſo hielt ich eine öffentliche Widerlegung jener Angabe nicht für geboten und beſchränkte mich nur darauf, allfälligen Wirkungen derſelben im Privatleben entgegenzutreten. Und ſo muß ich auch Ihnen gegenüber den mir auf der Adreſſe gegebenen Kammerherrnſchlüſſel ablehnen, da mir die k. k. Kämmererwürde bisher nur von der deutſchen ‚Allg. Zeitung‘ aber nicht von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Öſterreich verliehen worden iſt und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich mich noch nicht darum

beworben habe. Sie sehen daraus, daß die gutgemeinte Verteidigung Ihres mir so wohlwollenden Korrespondenten in betreff jenes Titels beinahe ebenso überflüssig ist als die darauf sich stützenden Verdächtigungen und Anschuldigungen in Versen und Prosa ungereimt und aus der Luft gegriffen sind und waren.

Indem ich meinen Dank wiederhole verharre ich mit ausgezeichneter Hochachtung usw.

Ant. A. Graf v. Auersperg."

Da inzwischen auch die Neuauflage der „Spaziergänge" und des „Schutt", erstere sogar vermehrt und mit dem „Epiloge" versehen allerdings aus schon früher erwähnten Gründen mehr als ein Jahrzehnt nach der zweiten Auflage erschienen und damit überhaupt jedem Grunde für das alberne Gerücht der Boden entzogen war, so ist dasselbe von der Zeit der Abfassung obigen Schreibens an nach und nach verstummt, und der Freiheitssänger erschien dem gewissen Kreise seiner demokratischen Gegner gegenüber wohl wieder in früherem Lichte.

XI. Die Nibelungen im Frack. Der Krainer Landtag vom Jahre 1843 und die Opposition Auerspergs und der Stände gegen die Grundsteuererhöhung. Bauernunruhen.

Im Juli des Jahres 1843 ließ der Dichter Anastasius Grün-Auersperg die eben erschienenen „Nibelungen im Frack", von deren Verteidigungsstrophen gegen die ihm gemachten Vorwürfe der abtrünnigen Gesinnung früher die Rede gewesen, durch die Verlagshandlung Weidmann in Leipzig an seine Freunde Pfizer, Uhland, Schwab, Rückert, Kopisch, Duller sowie an den Germanisten v. der Hagen in je einem

Exemplare absenden. Merkwürdig erscheint in dem Schreiben an die Verleger, das um diese Absendung ersucht, die Mitteilung, daß die Neuauflage des „Letzten Ritters", welche bei Braumüller in Wien hätte erscheinen und dort gedruckt werden sollen, daselbst auf Schwierigkeiten und Umständlichkeiten von Seite der Zensur gestoßen sei und daß Auersperg die Veranstaltung der dritten notwendig gewordenen Neuauflage somit dem Leipziger Verlage zur Verfügung stelle. Ein neuerliches Schreiben vom 30. September 1843 teilt ausdrücklich mit: „Laut beigeschlossenem Dezisum der Zensurstelle darf der ‚Letzte Ritter' nicht in Wien gedruckt werden." Auch eine weitere Bemerkung des erwähnten Schreibens, welches die „Nibelungen im Frack" betrifft, ist von Interesse. Sie lautet: „Das Büchlein wird sonderbare Schicksale haben. Ich habe dies vorausgesehen und mich davon jetzt in Wien überzeugt. Während jene, die ein Gedicht um seiner selbst willen lesen, es für die beste meiner Arbeiten erklären, mühen sich andere und leider die Mehrzahl ab, nach etwas Verborgenem und Verhülltem darin zu suchen, das sie natürlich nicht finden, da es nicht hineingelegt ist." Was das Verbot des Druckes der Romanzen: „Der letzte Ritter" in Wien betrifft, so ist dies wieder ein Zensurstücklein, welches den unsinnigsten Verfügungen der Organe des Polizeipräsidenten kühn zur Seite gestellt werden kann. Die poetische Verherrlichung eines Habsburgers, wie sie prächtiger und patriotischer kaum gedacht werden kann, wird in der Kaiserstadt zum Drucke nicht zugelassen, wohl nur deshalb, weil der Verfasser der nun der Polizei bekannte Anastasius Grün war, welcher sich als Verfasser der „Spaziergänge" frei bekannt hatte. Vom Autor eines so verfemten Buches durfte also überhaupt nichts in Österreich gedruckt werden. Solche Konsequenzen zog man damals in den Wiener Polizeikreisen.

Das Schreiben, mit dem Auersperg das erwähnte

Exemplar der „Nibelungen im Frack" an den von ihm stets so hochverehrten Uhland gerichtet, mag hier, da es ja ebenfalls in das Jahr 1843 fällt und der verschiedenen erwähnten Gerüchte über den Kammerherrnschlüssel u. dgl. gedenkt, seinen Abdruck finden. Es lautet:

„Euer Wohlgeboren!

Was soll ich diesem Büchlein, das ich an Sie, verehrtester deutscher Mann und geliebter Meister, abgehen lasse, mitgeben als die Wiederholung meiner wärmsten Verehrung und Bewunderung, meiner unwandelbaren Anhänglichkeit und Dankbarkeit! Sie, der selbst so vieles Unverdiente erfahren mußte, werden durch ein leichtsinnig in die Welt geschleudertes in allen seinen Teilen erlogenes Zeitungsnotizlein über meine Person, das eben so schnell ein leichtsinniges Echo in Reim und Prosa gefunden, gewiß nicht — das ist meine erhebende Überzeugung — an mir irre geworden sein; Sie werden für mein längeres Stillschweigen gewiß einen andern Schlüssel zu finden wissen als die triviale Denunziationssucht literarischer Klatschweiber gefunden zu haben meint; Sie werden mit ihrem scharfen Blicke in dem mitfolgenden Gedichte, trotz seiner losen und lockern Schale den Kern meines ernsterem Strebens wiedererkennen, dem Sie meist Ihre freundlich wohlwollende Teilnahme zugewendet haben, die mir mein guter Stern auch fortan erhalten möge.

Mit der Bitte, Sie wollen mich Ihrer verehrten Gemahlin zu gütiger Erinnerung empfehlen, verharre ich mit unbegrenzter Hochachtung und wärmster Hochachtung

Euer Wohlgeboren treuergebener

Thurn am Hart in Krain 10./VII. 1843. A. Auersperg."

Bevor nach der Mitteilung dieses Briefes einiger noch hierher gehöriger Vorgänge aus dem Jahre 1843 gedacht sei, möge ein anderes Schreiben auszugsweise hier seine Stelle finden, das mit diesen Vorgängen in Verbindung steht und die Neuauflage der „Spaziergänge" betrifft, die der Verfasser nun endgültig den ihm befreundeten Verlegern in Leipzig zur Veröffentlichung überlassen hat. Wir ersehen daraus zum erstenmal, daß Graf Auersperg sich in einer

zwar höchst gerechten, aber nach den damaligen politischen Verhältnissen und Anschauungen in Österreich immerhin bedenklichen Angelegenheit der Regierung, wenn auch nur in artigster Weise, entgegenzutreten entschlossen war.

Das mit Auslassung verschiedener hierher nicht gehöriger Stellen an die Eigentümer der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung gerichtete Schreiben lautet:

„Thurn am Hart, 23. Mai 1844.

Ich habe Ihnen, meine lieben und verehrten Freunde, Ende März einen ausführlichen Brief von Graz geschrieben und denselben ein durchgesehenes mit Zusätzen vermehrtes Exemplar der ‚Spaziergänge' und ein Verzeichnis der Corrigenda behufs der neuen Auflage der ‚Gedichte' beigeschlossen, zugleich aber auch versprochen, einige Vermehrungen zu den Gedichten und einen Epilog zu den ‚Spaziergängen' von hier aus nachzutragen. Obschon ich auf jenes Schreiben von Ihnen noch keine Antwort habe, setze ich doch den richtigen Empfang desselben voraus und erfülle mit gegenwärtiger Sendung das dort gegebene Versprechen. — — —

Übrigens wäre es mir aus einem Grunde, den ich Ihnen zur Beherzigung im Vertrauen mitteilen will, nicht unlieb, wenn sich das Erscheinen der neuen Auflage der Spaziergänge noch ein paar Monate verzögern wollte.

Mit dem Verwaltungsjahr 1843/44 ist infolge verfehlter Grundschätzungen des Katasters für die Provinz Krain, in welcher ich begütert bin, eine so namhafte Erhöhung der Grundsteuer eingetreten, daß unser armes Land nicht imstande ist, sie zu erschwingen. Obschon ich mich bisher konsequent von aller Teilnahme an den Landtagen unserer Provinzialstände ferngehalten hatte, weil der ihnen zugewiesene Wirkungskreis allzu kleinlich gegen meine Ansichten vom ständischen Wesen und Berufe kontrastierte, so erschien ich doch wieder zum erstenmal auf dem Landtage vom 11. September v. J., an welchem jene Steuererhöhung den Ständen kundgegeben wurde, weil ich die Überzeugung hatte, daß in diesem einzelnen Falle selbst in dem engen ständischen Wirkungskreise Ersprießliches für das Land gewirkt werden könne. Die Antwort, welche auf diese traurige Kunde gegeben wurde, war der Stände eines Landes würdig. Eine begründete Darlegung der irrigen Basis, von der man bei der neuen

Besteuerung ausgegangen war, sollte der Staatsverwaltung, sobald die Materialien gesammelt sein würden, vorgelegt werden. Mit der Verfassung dieser Vorstellung und Beschwerde haben meine Mitstände mich betraut und mich zugleich zu einem Mitgliede der Deputation erlesen, welche diese Schrift nach Wien zu überbringen und daselbst mit den noch nötigen mündlichen Erläuterungen zu unterstützen hat. Während ich nun in Wien — wohin die Deputation wahrscheinlich im nächsten Monate abgeht — in Angelegenheiten meines Landes tätig wäre und vielleicht schon einigen Erfolg errungen hätte, könnte das gleichzeitige Eintreffen jener Spaziergänge einiges Mißfallen auf meine Persönlichkeit leiten und vielleicht der von mir vertretenen Angelegenheit schaden. So bereit ich bin für jeden Schritt meines bürgerlichen und literarischen Tuns mit meiner Person einzustehen, so sehr möchte ich es zu verhindern trachten, daß nicht das ganze Land zu entgelten habe, was ich gerne ganz allein auf meinen Kopf nehme. Daß aber bei der menschlichen Schwäche, die nach oben und unten sich gleichmäßig geltend macht, jene Besorgnis nicht ganz unbegründet ist, werden Sie wohl zugestehen müssen, denn nur wenigen großen Charakteren ist es gegeben, die Person des Sprechers strenge von der vertretenen Sache zu sondern. Ist einmal die Sache meiner Provinz abgetan und kann allfälliges Mißfallen nur mehr meine Person allein treffen, dann in Gottes Namen vogue la galère!

Wenn ich meinen Aufenthalt auf kürzere oder längere Zeit verändern sollte, werde ich Sie rechtzeitig davon in Kenntnis setzen. Einstweilen bitte ich Sie, Ihre Briefe an mich nur hierher (Thurn am Hart) zu adressieren. Mit den herzlichsten Grüßen und aufrichtiger Hochachtung

Ihr treuergebener

A. Auersperg.

NB. Obige Andeutung wollen Sie für sich behalten, damit sich kein fingerfertiger Notizenjäger des expansionsfähigen Stoffs bemächtige."

Im Anschlusse daran sei gleich hier die Stelle aus einem folgenden Briefe vom 22. Juni 1844 an dieselben Adressaten zum Abdrucke gebracht, welches ebenfalls der Grundsteuerangelegenheit gedenkt und das endliche Erscheinen

der dritten Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" im Weidmannschen Verlage zu Leipzig zur Folge hatte:

„Rücksichtlich des Erscheinens der Spaziergänge gebe ich Ihnen wieder vollkommen freie Hand. Da ich nämlich Nachrichten aus Wien erhalten habe, daß die Verhandlung unserer Steuerinteressen und das gleichzeitige Auftreten der ständischen Deputation in Wien sich wahrscheinlich noch bis Spätherbst oder Winter verzögern könnte, so will ich Ihnen nicht fürder zumuten, mit der Ausgabe und Versendung des Büchleins auf ein Unbestimmtes hin zu zögern.

Hoffentlich werden die ständischerseits vorgebrachten Argumente von größerer Kraft sein als das meine Person treffende Mißfallen und trotzdem, daß keine persona grata sie vorbrachte, vielleicht doch den Sieg davon tragen."

Ausführlich hat über die in Rede stehende Grundsteuerangelegenheit und jene Deputation, welche dieselbe bei den Hofstellen in Wien vertrat, Radics (Anastasius Grün, Verschollnes und Vergilbtes) berichtet und möge das Wesentlichste zur weiteren Erklärung der Vorgänge in der nachfolgenden Darstellung mitgeteilt werden.

Da die Provinziallandtage der vormärzlichen Zeit in ihrem Wirken, was schon früher in der vorliegenden Darstellung angedeutet wurde, bei weitem nicht jene Machtvollkommenheit entfalten konnten wie in der einstigen Zeit der Macht der Landstände oder auch wohl in der späteren Periode der Neueinführung der Landesgewalt von 1861 an, so war Graf Auersperg, welcher den Landständen angehörte, nur in den Jahren 1832 und 1835 persönlich auf den Landtagen in Laibach anwesend, deren Sitzungen eigentlich damals stets nur eine leere Formalität bildeten und durchaus nicht dem Willen der Stände Ausdruck gaben. Anders zeigte sich dies auf dem Landtage des Jahres 1843, auf dem die Steuerforderung der Regierung für das Land Krain um mehr als hunderttausend Gulden erhöht erschien. Die Stände, an ihrer Spitze Graf Auersperg, gaben damals die bis dahin unerhörte Erklärung ab, daß sie dieser „Maß-

regel, welche das in vielen Gegenden ihrer Provinz bereits so fühlbare Elend der Grundbesitzer auf den höchsten Grad zu steigern drohte" ihre Mitwirkung und Zustimmung versagen müßten. Als aber auf dem Landtage von 1844 unter vollständiger Nichtbeachtung dieser Erklärung die „Willfährigkeit des krainischen Landtages zur Mitwirkung bei der Mehrforderung" zur Kenntnis der Regierung genommen wurde, entwarf Graf Auersperg einen Protest gegen das verfassungswidrige Vorgehen des Landesgouverneurs, der die mehrerwähnte Protesterklärung gar nicht den Hofstellen vorgelegt. Die Stände hatten übrigens inzwischen in der Angelegenheit ein umfangreiches, wohl begründetes Majestätsgesuch überreicht, dessen Abfassung keinem andern als dem Grafen Anton Auersperg anvertraut wurde. Auf diese Arbeit bezieht sich ein Schreiben, das der Graf von Laibach am 18. April 1844 „im Landhause" datiert, an seine Gemahlin richtete und das zugleich seine Sehnsucht nach der geliebten Frau in Thurn am Hart andeutet.

„Mein innigstgeliebtes angebetetes Weibchen!

Obschon ich vor Sehnsucht nach Dir brenne und in der hiesigen Stickluft verschmachte, so muß ich Dich doch davon in Kenntnis setzen, daß es mir unmöglich ist, wie ich gewünscht hatte, Freitags bei Dir einzutreffen. Alle meine hiesigen Bekannten können es bezeugen, daß ich täglich mit Schlag 8 Uhr morgens schon im Landhaus sitze, ununterbrochen — außer wenn ich gestört werde — bis gegen 2 Uhr arbeite und dann noch den Abend von ½7 Uhr bis 9 Uhr in Akten vergraben zubringe. Schwester Therese, die von meinem Fleiße erfuhr, sagte gleich: Das tust du wohl nur deiner Marie zuliebe, um bald wieder bei ihr zu sein! Jawohl, mein lieber Engel, so ist es auch; aber dennoch bin ich, obschon ich mit meinem Vorrate bald schon fertig sein könnte, durch die Schwerfälligkeit und Langsamkeit der mir beigegebenen, der schnellen Arbeit ganz entwöhnten Manipulationsbeamten dermaßen aufgehalten, daß ich vor Samstag nicht zum Abschlusse kommen kann. Sonntag Abend aber treffe ich ganz bestimmt bei Dir ein. — — Verzeihe

und zürne mir nicht, sondern den Umständen, gegen welche auch ich die Faust balle, da sie mich so lange von Dir trennen!

Mit der Sonntagspost erhältst Du noch ein paar Zeilen von mir, abends aber fliege ich selbst in Deine Arme. — —

Millionenmal Dich küssend, herzend und umarmend, Dein treuer Alter."

Hauptsächlich handelte es sich in dem erwähnten Majestätsgesuche um die Bitte der Stände, eine Revision des Katasters zu bewilligen, den fremde Schätzungsbeamte in der ungerechtesten Weise vorgenommen hatten, die die Sprache des slowenischen Landvolkes nicht verstanden und dessen Bewirtschaftungsmethode verachteten. Im Landtage des Jahres 1845 erschien Graf Auersperg noch einmal auf dem Krainer Landtage, um seiner Ansicht und jener der Stände, welche auf seine Seite getreten waren, kräftigen Ausdruck zu geben.

Schon vor der Mitte März 1845 kamen die Abgeordneten der Krainer Landstände, Graf Anton Auersperg und Graf Lichtenberg, nach Wien. Am 13. März wurden sie von dem Oheim des Kaisers, Erzherzog Ludwig, welcher diesen in Staatsgeschäften zumeist zu vertreten pflegte, empfangen und wohlwollend aufgenommen. Auch der Staats- und Konferenzminister Graf Kolowrat und Hofkammerpräsident Frhr. v. Kübeck erweckten Hoffnungen für das Gelingen der Mission der Krainer Delegierten. Allerdings hatte der Steuerreferent Hofrat Salzgeber die Sache schwieriger behandelt, und bei der Erwähnung, daß das Nachbarland Steiermark in der Schätzung des Katasters und bei der Bemessung der Steuern günstiger gestellt sei, bemerkt, daß es noch nicht feststehe, „ob nur Krain zu hoch oder ob nicht vielmehr Steiermark zu gering veranschlagt sei."

Die Gemahlin Auerspergs, welche diesmal ebenfalls die Reise nach Wien mitgemacht hatte und schon danach drängte, ihre Eltern in Graz zu besuchen, erhielt noch am 15. März

von dem Gatten, der bei seinen zahlreichen Verhandlungen natürlich nicht immer an ihrer Seite bleiben konnte, ein Billett, in dem er ihr mitteilte:

„Liebes Maritscherl! Wenn ich alles genau und reiflich überlege, bin ich doch der Meinung, daß Du der Mama zuliebe vielleicht doch am Samstag oder einem der folgenden Tage nach Graz zurückkehren könntest. Es ist zwar im günstigsten Falle möglich, daß ich mit meinen Geschäften am Mittwoch fertig werden und Donnerstags abreisen könnte; andererseits ist es aber auch denkbar, daß im ungünstigen Falle mein Hierbleiben noch durch einige Tage länger notwendig werden könnte, um meine Sendung, die doch der Hauptgrund und Zweck meines Hierseins ist — nach Möglichkeit in ihrem vollen Umfange zu erfüllen. Wenn Du auf meine Abreise warten wolltest, müßte ich vielleicht manche unserer Angelegenheit noch förderlichen Schritte zum Schaden unserer Sendung bloß aus dem Grunde unterlassen, um Dich und Mama nicht allzulange in Sehnsucht warten zu lassen. Entschließe Dich danach frei und ohne Rücksicht auf mich! Ich schreibe Dir dieses noch heute, da ich dich morgen erst spät abends sehe und Du doch schon, wenn Du abreisen willst, den Onkel davon in Kenntnis setzen und Deine Vorkehrungen treffen müßtest. Gute Nacht, mein Engel.

Millionen Küsse von Deinem treuen A."

In der Tat fand am 19. März noch eine Beratung der Regierungsbehörde unter dem Vorsitze des Hofkanzlers Baron Pillersdorff statt, und die gräflichen Delegierten begaben sich nochmals zum Grafen Kolowrat, welcher sie aufforderte, ihre Wünsche in Form eines Promemoria zu Papier zu bringen. Allerdings zog sich die Sache in der Folge überaus in die Länge, doch gelang es in späterer Zeit, das Zugeständnis von freilich ungenügenden Steuernachlässen und zeitweisen Abschreibungen zu erlangen, was wohl mit diesem energischen Auftreten der beiden Krainer Abgeordneten bei den obersten Hofstellen zusammenhing.

Am 29. März traf Graf Anton Auersperg wieder in Thurn am Hart ein.

Die Mission des Grafen und das Wagnis der Stände, den Forderungen der Regierung entgegenzutreten, erweist zur Genüge, daß schon zu jener Zeit sich eine gewisse Opposition gegen die Machthaber fühlbar zu machen begann. Allüberall trat dies mehr oder weniger hervor. Ein Schreiben Auerspergs an die Verleger in Leipzig vom 29. Mai 1846 schloß mit den Worten: „Auch ich muß es mir, vom Raume gedrängt, diesmal versagen, meinem Herzen in betreff unserer politischen Zustände Luft zu machen. Die Atmosphäre ist schwer und gewitterschwül und beklemmt die Brust, die sich nur durch Mitteilung erleichtert fühlt und vor dem Losbrechen des Gewitters zittert, obschon sie das Fortbestehen des gegenwärtigen Zustandes nicht wünschen kann."

Nicht nur in den gebildeten Kreisen herrschte eine Gärung, auch unter den Bauern war schon im Jahre 1845 offene Renitenz gegen den Druck, welche die bestehenden Gesetze ausübten, bemerkbar geworden. Namentlich gegen die gesetzlich zugestandenen, aber schließlich doch überlästigen Abgaben und Robotverpflichtungen gab sich im Juni 1845 unter den Bauern Krains auf verschiedenen Herrschaften eine Bewegung kund. Daß diese recht ernsthaft war und auch wie an andern Orten in Thurn am Hart aufflackerte, beweist ein Schreiben Auerspergs vom 26. Juni 1846 an seine eben abwesende Gattin, aus dem die nachfolgende Stelle mitgeteilt sei:

„Heute hat eine große Verhandlung mit den robotrenitenten Bauern stattgefunden. Alle Widerspenstigen, 152 an der Zahl, samt ihren Gemeinderichtern waren um 8 Uhr morgens hierher in den Schloßhof bestellt, es wurde jedoch wie gewöhnlich etwas spät, bis sich alle eingefunden hatten. In der Mitte, beiläufig in der Nähe des großen Kellers, stand unter dem Bogengang ein Tisch, an welchem der Kreiskommissar Vessel samt seinem Aktuar und Gollinger (Verwalter) Platz nahmen. Kreiskommissar Vessel ... ist allgemein unter dem Vulgarnamen ‚Zwetschkenbartel' bekannt. Sein Äußeres konnte den Bauern ebensowenig imponieren als sein mit meckern-

der Stimme hervorgestotterter Sermon. Mehr Wirkung machten die im Spalier aufgestellten zwanzig Soldaten mit ihren aufgepflanzten Bajonetten. Vessel wollte zur größeren Respekterweckung die Mannschaft vor Beginn seines Vortrages scharf laden lassen; ich verbat mir es aber, da es gewiß nicht zum Äußersten kommen werde und man selbst mit Bauern, deren Menschenwürde man achten müsse, kein Spiel treiben darf; wolle er durchaus die Komödie aufführen, so möge er sie dadurch vollständig und jedes Unglück unmöglich machen, daß er mit Streusand oder Schnupftabak laden lasse. Auch J... hatte sich jenes Schreckmanöver verbeten aber in Radelstein und Arch war es doch ausgeführt worden. Während des kreiskommissärischem Vortrags befand ich mich als Zuhörer auf unserem gedeckten Gange. — Die ganze Verhandlung, die darin bestand, daß Vessel die Bauern zu Gehorsam und Erfüllung ihrer Pflichten ermahnte und mit den Folgen ihres widersetzlichen Benehmens bedrohte, ging ziemlich ruhig aber auch ziemlich erfolglos vorüber. — Der Eifer und die Energie des wackern Kreishauptmanns Laufenstein in dieser Angelegenheit kann nicht genug gerühmt werden; leider ist das Männlein, das seine Aufträge zu vollziehen hat, nicht vom gleichen Schlage. Wir wollen sehen, wie das Ganze ausgeht und einstweilen das Beste hoffen."

Diese Episode aus dem Leben der unzufriedenen Bauern in Krain steht durchaus nicht vereinzelt da, in vielen Gebieten Österreichs ereigneten sich ähnliche Auftritte, welche von der allgemein herrschenden Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen Zeugnis ablegten und auf die nahe bevorstehenden Ereignisse hindeuteten. Der große Bauernaufstand in Galizien, welcher in demselben Jahre 1846 stattfand, ist ein besonders deutlicher Beweis der ganz unhaltbar gewordenen Zustände, welche von den Gebildeten wie von den weniger Gebildeten gleich empfunden wurden.

XII. Die Ereigniſſe des Jahres 1848. Das Jahr 1849.

Bevor jener gewaltigen politiſchen Umwälzung gedacht wird, welche im Jahre 1848, wie in ſo vielen Gebieten Europas, ſo auch in Öſterreich eine neue Zeit anbahnte, möge noch jene Kundgebung erwähnt ſein, welche im Jahre 1845 die Schriftſteller Wiens und Öſterreichs überhaupt gegen den bereits zur äußerſten Höhe geſtiegenen Zenſurzwang unternahmen. Am 11. März 1845 verſammelten ſich die Wiener Schriftſteller bei Bauernfeld zur Beratung, es wurde eine Denkſchrift gegen die Zenſur verfaßt und von allen Verſammelten unterzeichnet, auch Auerſperg-Grüns Name findet ſich bei den daſelbſt Unterzeichneten. Übrigens verlangte dieſe Denkſchrift nicht einmal die Aufhebung der Zenſur — ſo weit wagte man damals noch gar nicht zu gehen — ſondern nur die Ernennung „wiſſenſchaftlich gebildeter, rechtlicher und ſittlicher Zenſoren", ſowie eine minder abhängige Stellung für dieſelben. Die Kurzſichtigkeit und Beſchränktheit der leitenden Kreiſe und des Grafen Sedlnitzky zeigte ſich nach Überreichung dieſer Denkſchrift noch einmal in ihrem grellſten Lichte, denn es wurden hierauf die Zenſurbeſtimmungen nicht etwa gemildert, ſondern ſogar noch verſchärft und beiſpielsweiſe verordnet, daß „fortan bei geringen Anläſſen, ſomit auch bei allen Journalartikeln kein Rekurs geſtattet" ſei; Deinhardſtein wurde machtvollkommener Zenſor aller Wiener Journale, die alſo keiner Vorzenſur wie bisher und keiner Nachzenſur bei der Hofſtelle unterworfen ſein ſollten.

In Verbindung mit allen übrigen unhaltbaren Verhältniſſen hatte dieſe unerhörte Vergewaltigung des Schrifttums in Öſterreich denn auch wenige Jahre nachher den Ausbruch des Aufſtandes zur Folge, der mit den weltbekannten Wiener Märztagen des Jahres 1848 ſeinen Anfang nahm. Graf

Auerſperg hatte ſich in der Zinzendorfgaſſe zu Graz, wo er jetzt öfter bei der rauheren Jahreszeit weilte, ein Haus gekauft, das er während der Zeit ſeiner Anweſenheit in der ſteiriſchen Hauptſtadt mit der Gemahlin bewohnte. Auch zu Anfang des März 1848 war das Ehepaar in Graz anweſend, die Gräfin war dort ihren Eltern nahe, und man verkehrte gern in den Kreiſen der Geſellſchaft, Auerſperg ſelbſt auch in jenen des damals allerdings nicht ſehr bedeutenden literariſchen Lebens der Stadt. Unter den Familien, mit denen das gräfliche Paar in Verbindung ſtand, befand ſich auch jene des Grafen Konſtantin Wickenburg, des Gouverneurs der Steiermark, eines aufgeklärten, feingebildeten Mannes, der allerdings der herrſchenden Regierungsſtrömung nicht entgegentreten konnte, der aber ſein Möglichſtes tat, um die getroffenen Maßregeln und Verfügungen der Wiener leitenden Kreiſe in ſchonendſter und humanſter Weiſe zum Ausdrucke und zum Vollzuge zu bringen. Auch Erzherzog Johann, der in Volkskreiſen beliebteſte Prinz des Kaiſerhauſes, hatte zu jener Zeit ſich ſeinen dauernden Wohnſitz in Graz geſchaffen.

Am 12. März reiſte Auerſperg nach Wien. Wie eine Ahnung war es über ihn gekommen, wie eine „innere Stimme, daß ſich dort in dieſem Augenblicke Wichtiges begeben müſſe" (Auerſpergs eigene Worte). Gewaltige Gärung herrſchte ſchon in allen Kreiſen daſelbſt, die Stimmung war auf das äußerſte geſpannt, allerorts, in Theatern und öffentlichen Lokalen, machte ſich eine unbeſchreibliche Aufregung bemerkbar. Da hier natürlich nicht der Ort ſein kann, die nun kommenden Ereigniſſe genau zu ſchildern, ſondern nur dem Eingreifen Auerſpergs Aufmerkſamkeit zugewendet werden ſoll, ſo möge zunächſt ein undatierter Brief hier ſeine Stelle finden, welcher von Auerſperg offenbar am 13. März 1848 in Wien haſtig an ſeine Gemahlin nach Graz gerichtet wurde. Der Brief lautet:

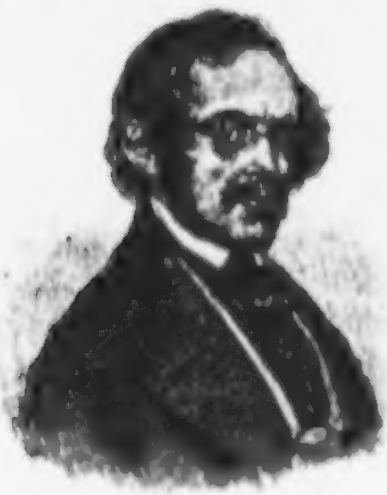
„Meine innigſt geliebte Marie!

Glücklich hier angekommen, ſchreibe ich Dir mitten in einer ungeheuren Aufregung, die ſich der ganzen Stadt bemächtigt hat. Ein Krawall von der größten Bedeutung hat ſtattgefunden, in und um das Landhaus, wo die Stände zur Beratung verſammelt waren. Ich bin wohl und wohlbehalten und werde baldmöglichſt wieder nach Hauſe zurückkehren, da in dieſem Momente der Aufregung von ruhiger Beſorgung von Geſchäften nicht die Rede ſein kann. Sollte ich nicht vor dem Mittwoch abends zurückkehren, ſo beobachte einſtweilen folgende Verhaltungsmaßregeln. Schließe Dich, damit Du nicht allein ſeieſt in den Momenten der Gärung, an irgend eine Familie an, allenfalls an die Kottulinskis, die Dir ja in doppelter Beziehung ſo nahe ſind. Bediene Dich ſo wenig als möglich der Equipage, da Wagen inmitten von Volksaufläufen leicht Verlegenheiten und Unglück herbeiführen, jedenfalls die Verwirrung vergrößern. Gehe lieber zu Fuß über die Straße, da einer Frau jedermann zarte Rückſichten ſchuldet und Achtung gewährt. Sollte es während des Landtages, Mittwoch, zu irgend einer Volksdemonſtration kommen, ſo halte Dich entweder in unſerem oder im elterlichen Hauſe auf. Doch ich wiederhole Dir, wahrſcheinlich komme ich noch früher zurück, denn in dieſer Zeit der Gärung und Bedrängnis, die durch dreißigjährige Beamtenwirtſchaft, durch ebenſo lange Nichtbeachtung der nationalen und zeitgemäßen Wünſche über uns alle heranbeſchworen wurde, iſt es Pflicht jeden Mannes, an ſeinem Herde zu bleiben und ſich und die Seinigen zu ſchützen. Gottes Segen über Dich, mein Engel! Gottes Schutz über uns beide, auf baldiges Wiederſehen! Millionen Küſſe auf Deinen lieben Mund! Aus ganzer Seele ewig der Deinige. Lebewohl und Wiederſehen ruft aus ſehnſüchtigem Herzen

Dein Alter.“

An dem bedeutungsvollen 15. März traf Auersperg, während die Menſchenmenge beide umtobte, mit dem Freunde Bauernfeld in der inneren Stadt zuſammen. Eine furchtbare Aufregung hatte ſich der ganzen Stadt bemächtigt und auch den beiden Freunden ſich mitgeteilt. Dieſe beſchloſſen, ſich ſofort in die Hofburg zu verfügen, was trotz der ſchon

erfolgten Verbarrikadierung derselben durch die Vermittlung eines hochgestellten befreundeten Beamten auch gelang. Bauernfeld schildert in seinen Skizzen „Aus Alt- und Neu-Wien" (Bauernfelds Ausgewählte Werke, herausgegeben von E. Horner, Leipzig. IV. Bd., S. 174 ff.) lebendig die Vorgänge, welche damals stattfanden, und namentlich die Verwirrung, welche in der Hofburg zu jener Zeit herrschte. Ein General, welcher sich unter den anwesenden Persönlichkeiten befand und von den beiden Freunden nähere Aufklärung über die Ursache der Aufregung erhielt, äußerte sich zu Auersperg: „Unsere Polizei samt ihrem Sedlnitzky sollte man hängen, da sie uns in gänzlicher Unwissenheit ließ über das, was sich im Volke längst vorbereitet hatte." Die Freunde traten sodann vor den erschienenen Erzherzog Franz Karl und teilten das Begehren aller nach Konstitution mit, welches denn auch vorläufig schriftlich auf einem Zettel vom Erzherzog bewilligt wurde. Franz Karl begab sich sofort zu dem im Nebenzimmer befindlichen Kaiser, und es wurde ein Minister- und Familienrat abgehalten. Während dieser Zeit traf der eben aus Pest angekommene Palatin Erzherzog Stefan ein. Dem über die herrschende Verwirrung Erstaunten wurde Bauernfeld von Auersperg, welcher den Erzherzog persönlich kannte, vorgestellt. Nach einer kurzen aufklärenden Verhandlung ersuchte der überaus liebenswürdige Erzherzog die beiden Herren, die Wünsche und Anträge zu Papier zu bringen. Auersperg, welcher auf einen Augenblick während des Öffnens einer Tür die Erzherzogin Sophie gewahrte, machte ihr eine flehende



Eduard v. Bauernfeld.

Pantomime mit aufgehobenen Händen entgegen. Etwa um drei Uhr verließ Auersperg die Hofburg, den Freund Bauernfeld, welcher noch den Erfolg der Familienkonferenz abwartete, zurücklaſſend. Während jener Zeit in der Hofburg verfaßte Graf Auersperg auch den nachfolgenden flüchtigen Brief an ſeine Gemahlin nach Graz:

„Liebe engelgute Marie!

Ich habe Dir geſtern nicht geſchrieben, weil ich abends abreiſen und heute ſchon bei Dir ſein wollte. Ebenſo wollte ich Wickenburg von den hieſigen Reſultaten (Preßfreiheit und Nationalgarde) zu ſicherer Ergreifung der Initiative ſchleunig in Kenntnis ſetzen. Ich war durch die Vorſtädte bis zur Eiſenbahn gekommen, allein kein Train geht ab, weil die Geleiſe unterwegs zerſtört ſind. Ich kann daher nicht zu Dir und muß Dich und mich in Gottes Schutz ſtellen. Schließe Dich, wie geſagt, an eine Familie an und behalte die Leute hübſch zu Hauſe. Adreſſiere Deine Briefe an mich zur Stadt Frankfurt. Sei möglichſt unbeſorgt um mich, ich kann zwar nicht fort, aber ich ſchwöre Dir, mich nicht mutwillig in Gefahren zu begeben. Gott gebe, daß ich bald zu Dir kann, ich werde es tun ſobald als möglich. Laſſe Deine Equipage hübſch zu Hauſe und vermeide jede ariſtokratiſche Miene. Dein Geſchlecht wird immer Dein beſter Schutz ſein, vielleicht ſchützt Dich auch Dein Name, der auch meiner iſt.

Heute jubelt hier alles, und es iſt noch immer eine gute loyale Stimmung, möge ſie nur zum Guten führen. Tröſte, beruhige Dich. Ich bin vollkommen geſund, nur etwas aufgeregt von den Zeitereigniſſen. Dies ſchreibe ich Dir in der Antichambre des Erzherzogs Stefan, wohin ich mit Bauernfeld gehe, um ihn von der Volksſtimmung zu unterrichten und noch einiges, was wichtig zu tun wäre, anzudeuten. In Eile mit tauſend Millionen Küſſen

Dein Dich innigſt liebender Alter."

Aus jenen Tagen rührt auch eine Proklamation her, welche damals in Wien verfaßt und von Auersperg mit unterfertigt, wahrſcheinlich von dieſem auch entworfen wurde. Dieſelbe wurde in der Reſidenzſtadt verteilt und durch Maueranſchläge bekannt gemacht. Das in der Hand

des Herausgebers befindliche Original des ſeltenen Druckes lautet:

„Liebe Freunde und Mitbürger!

Großes iſt gewonnen, die feſte Grundlage nämlich, auf welcher ſich das Glück der Völker und der einzelnen allmählich aber ſicher aufbauen läßt. Die Macht des Geiſtes, welche dieſen Grund gelegt hat, wird ihn auch bewachen und bewahren. Doch bleibt noch jener mächtige Bau auszuführen, der die Forderungen der Zeit in geſetzlichen Formen entwickelt, ſichert und kräftiget. Dieſer Aufbau, die Aufgabe erleuchteter wahrer Volksvertreter iſt nur unter dem Schutze der Ordnung und des Friedens möglich. Nicht in wenigen Stunden oder Tagen läßt ſich gründlich heilen, was wir mehr als dreißig Jahre verſäumt haben. Darum harren wir aus in der Befeſtigung des Gewonnenen durch Ordnung, Ruhe und Vertrauen in uns ſelbſt und unſre wahren Freunde. Laſſen wir uns nicht leiten durch Einwirkungen des fernen Fremdlandes und bedenken wir, daß wir zunächſt Söhne eines großen herrlichen Vaterlandes ſind, welches wir zu erhalten haben, daß wir Öſterreicher und als ſolche berufen ſind, unſere eigenen Angelegenheiten ſelber zu ordnen.

Eintracht und Einigkeit für Ordnung und Recht! Öſterreich über alles!

A. Auerſperg (Anaſtaſius Grün).
Ferd. Colloredo-Mannsfeld.
Arthaber.
Bauernfeld.
Alex. Bach."

Überaus bemerkenswert erſcheint auch ein in jenen aufgeregten Tagen verfaßter Brief, welchen Auerſperg an ſeinen Schwiegervater, den Landeshauptmann Grafen Attems in Graz, gerichtet hat und welcher an dieſer Stelle ebenfalls zum Abdrucke gelangen möge. Derſelbe lautet:

„Lieber Vater!

Ich ſchreibe Dir unter dem Drucke von Ereigniſſen, die mir in wenigen Stunden vor das Auge führten, wozu ſonſt die Erlebniſſe eines Menſchenalters kaum Anlaß boten. Die Differenzen unſerer Anſichten über die Bewegungen der Zeit verhindern Dich

nicht, meine guten redlichen Anſichten anzuerkennen, mich nicht Dein edles Herz anzuerkennen und Dir in innigſter Liebe und Verehrung hingegeben zu ſein. Darum richte ich meinen Bericht über die hieſigen Ereigniſſe zuerſt und vor allem an Dich, dem ich überdies noch den Kern meines Lebensglückes, die liebe Hand meiner angebeteten Marie verdanke, und erlaube mir, im traurigen Ahnungsblicke auf mögliche ähnliche Demonſtrationen während des Landtages in Graz, einige Erfahrungen Dir mitzuteilen, die ich in den Momenten der größten Aufregung, die mich umgab, machen konnte. Einen Detailbericht kann ich Dir wegen der Stoffmenge nicht machen, das Reſultat aber iſt folgendes: Die durch alle Klaſſen unſerer Bevölkerung gehende und ſo lang gehemmte Fortſchrittsbewegung hat ſich in dem lebendigſten, edelſten, begeiſterungsfähigſten — darum aber auch zu Übertreibungen geneigteſten — Elemente unſeres Volkes, nämlich der Jugend, und zwar der ſtudierenden, Luft gemacht, geſtern durch Überreichung einer auf dem Univerſitätsplatz beſchloſſenen Adreſſe, heute durch Verſammlung im Landhaushofe, und der ganzen Umgebung, Eindringen in den Ratſaal der tagenden Landſtände und gewaltſames Erringen des Beitrittes der Stände zu ihren Forderungen, welche in gemäßigter Form ohnedies von den Ständen in Antrag gebracht werden ſollten. Im Hofe des Landhauſes dicht Kopf an Kopf, der Brunnen diente zur Tribüne, wo aufregende und beſchwichtigende Reden von meiſt jugendlichen aber gewaltigen Talenten gehalten wurden, deren Endpunkte auf die Forderungen folgender Punkte verliefen. Erſter und am lauteſten und ungeſtümſten unterſtützter Punkt: Entlaſſung des Miniſteriums, insbeſondere Metternichs! Dann Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Geſetze, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Geſchworenengerichte, Gleichſtellung aller Religionskulte, Volksvertretung durch freie Wahlen aus allen Ständen — ſchwächere Unterſtützung fand das Begehren der Volksbewaffnung. Das Volk redete durch ſeine Wortführer, endlich auch die Stände durch die ihrigen, das Volk gut, weil beſtimmt, die Stände wieder gut, weil unbeſtimmt und Verſprechungen verſprechend. Endlich beſchwichtigte die Mitteilung, daß ſich die ſämtlichen Herren Stände augenblicklich zu Sr. Majeſtät verfügen werden, um die ausgeſprochenen Volkswünſche zu unterſtützen, die gärende Menge, die ſchon früher einmal zur Demolierung des Landhauſes Miene gemacht, Türen und Fenſter

zertrümmert hatte. Hier liegt die große Erfahrung, die ich gemacht habe und Dich zu beherzigen bitte. Kommt es in Graz dahin, was ſehr zu befürchten, daß die Stände gegenüber der Volksmaſſe ſich zu erklären haben, ſo bitte und beſchwöre ich Dich um Gottes willen, eine beſtimmte deutliche Sprache zu führen und augenblickliche Schritte zur Abhilfe zu ſichern. Der Erfolg ſteht in einer höhern Hand, aber mit Verſprechungen ohne Garantien läßt ſich das Volk nicht mehr abſpeiſen oder beſchwichtigen. Dies wäre mein redlicher gutgemeinter Rat! Übrigens auch noch den: ja kein Einſchreiten der Polizei- oder Militärmacht, hier hat es guten Eindruck gemacht, daß vor dem Landhauſe keine Spur von Polizeiindividuen zu erblicken war, ſchlechten Eindruck aber, daß die Burg durch ſtarke Militärpoſten abgeſperrt iſt und dieſes im Angeſichte des Publikums ſcharf geladen hatte. In dieſem Augenblicke ſind alle Stadttore geſperrt und nur die Fußpforten für die Hinausgehenden geöffnet. Man fürchtet das Hereinſtrömen der proletariſchen Vorſtadtbevölkerung. Die Landhausſzenen ſah ich im Landhauſe ſelbſt von Doblhoffs Wohnung aus. Als ich mühſam beim Fortgehen mich durchdrängte, ritt Erzherzog Albrecht durch die Menge, die ihn zwar mit Vivat empfing, aber doch einige Rufe um Preßfreiheit, Entlaſſung Metternichs nachſchleuderte. Beruhige meine liebe Marie, zu der ich vielleicht noch heute zurückkehre, da in dieſer Zeit die Stellung jedes einzelnen es erheiſcht, ſein Haus und die Seinigen zu wahren und zu ſchirmen. Gott ſegne und ſchirme Dich! Läßt ſich auf geeignetem Wege dahin wirken, daß Straßenkrawalle beſeitigt werden, ſo leite im Einverſtändnis mit patriotiſchen aber die Volksſtimmung kennenden Männern würdige Vorkehrungen ein, denn die Maſſe iſt eine gewaltige aber jeder Leitung momentan unfähige Kraft.

An Dich und Mama tauſend Handküſſe und Umarmungen von

Deinem Dich herzlich liebenden Sohn

In ſichtlicher Eile! A. Auerſperg."

Am 16. März war Graf Auerſperg wieder in Graz eingetroffen, auf ſeiner Fahrt, wo er erkannt wurde, freudig und ſtürmiſch begrüßt von Geſinnungsgenoſſen aller Stände, gleichſam wie ein Apoſtel der Freiheit. Er brachte die erſte Kunde von dem großen politiſchen Ereigniſſe an demſelben Tage nach Graz. Erſt vier Tage darauf erfolgte die offi-

zielle Mitteilung (wie Bauernfeld berichtet). Es ſei gleich hier noch angeführt, daß Bauernfeld erkrankt war und im April ſelbſt zu ſeiner Erholung in die ſteiriſche Landeshauptſtadt kam.

Noch einmal im Laufe des März war Auerſperg für einige Tage nach Wien gekommen, aber die tumultuariſchen Vorgänge in der Reſidenz waren nicht ſeinem Sinne entſprechend, wie ſchon die Worte der Proklamation andeuten. Er kehrte daher am 31. März wieder zurück, um einige Tage ſpäter eine weitere Reiſe zu unternehmen, jene nach Frankfurt. Dort hatten ſich die Männer aus allen deutſchen Gauen auch Öſterreichs am 30. März zum ſogenannten Vorparlamente zu verſammeln. Aus den 500 Mitgliedern des Vorparlaments wurde mit Zuſtimmung der Regierungen ein Ausſchuß beſtimmt, der beſchloß, daß in allen Ländern des bisherigen deutſchen Bundesgebietes Abgeordnete für die Nationalverſammlung gewählt werden ſollten.

Zu dem erwähnten Vorparlamente begab ſich Auerſperg-Grün am 4. April über Wien nach Frankfurt. Von ſeiner Fahrt und von ſeinem Aufenthalte in Frankfurt liegt eine Reihe intereſſanter Briefe an ſeine Gattin vor, aus denen einiges hier mitgeteilt ſein möge.

Schon von Wien aus ſchreibt er am 5. April 1848:

„Nach glücklicher Fahrt kam ich heute wohlbehalten hier an. Bauernfeld, den ich gleich beſuchte, bringt Dir nähere Nachrichten über mich, er kommt morgen oder übermorgen zur Erholung und Befeſtigung ſeiner Geſundheit nach Graz. Unſere Deputation tritt ſchon heute abend die Reiſe nach Frankfurt an, um nicht auch diesmal zu ſpät zu kommen, wie wir Öſterreicher leider gewohnt ſind; der Erzbiſchof ſegnet und weiht uns feierlich ein — mit uns auch Herrn Kuranda, der ein Jude iſt. Schon ein praktiſcher Schritt zur Gleichſtellung aller Religionskulte. Ob wir die Reichsinſignien gleich mitbekommen oder ob wir ſie nur vorläufig der Bundes- oder vielmehr Volksverſammlung deutſcher Nation von ſeiten des

Kaiſers 'zur Verfügung ſtellen ſollen? iſt noch nicht entſchieden. Jedenfalls reiſen wir abends mit einem Separattrain ab."

Das nächſte Schreiben an die Gemahlin iſt aus Görlitz vom 6. April datiert:

„Tag und Nacht geht es ununterbrochen fort. Ich ſchreibe Dir aus dieſem Orte, wo wir einige Stunden ruhen wollen. Wir fuhren geſtern abend 1/2 8 Uhr von Wien ab, bis zum Bahnhof feierlich geleitet von Nationalgarde und Studentenkorps. Fahnen wehen auf der Lokomotive, eine große ſchwarz-rot-goldene Fahne führen wir mit uns zum Einzuge in Frankfurt. Eine Ehrengarde von ſechs Wiener Studenten begleitet uns, lauter prächtige Burſchen. In Neumarkt fand ich zufällig beide Zedlitze auf dem Bahnhofe. Da ich nicht wußte ob ich Dir noch heute ſchreiben kann, erſuchte ich den alten Zedlitz Dich in meinem Namen zu benachrichtigen, daß ich glücklich bis dorthin gekommen. Ich ſchließe von Herzen Dich umarmend. Todmüde von der Reiſe eile ich, ein paar Stunden zu ruhen."

Am 9. April kamen die Abgeſandten über Weimar und Eiſenach in Frankfurt an. „Zur Volksverſammlung kommen wir bereits zu ſpät" ſchreibt Auerſperg „da ſie ſich ſchon aufgelöſt und einen Ausſchuß zur Geſchäftsordnung zurückgelaſſen hat. Mit denen werden wir zu verkehren haben. Keiner von uns hat eine Inſtruktion; es muß daher Vaterlandsliebe, richtige Auffaſſung des Augenblicks und — der heilige Geiſt unſer Benehmen leiten."

Am 10. April teilt Auerſperg u. a. mit:

„Geſtern nachmittag hielten wir feierlichen Aufzug auf den Römer zur Begrüßung des Fünfziger-Ausſchuſſes, der an die Stelle des Vorparlaments getreten iſt. Jubel des Volkes begleitete uns, warme herzliche Begrüßungen empfingen uns im Sitzungsſaale. Vielen der Anweſenden ſtanden Tränen in den Augen. Sechs Öſterreicher ſollten gleich in den Ausſchuß aufgenommen werden, man wollte auch mich wählen, doch ich lehnte mit Beſtimmtheit ab, da ich unmöglich auf ſo lange und unbeſtimmte Zeit hier bleiben kann."

Nachdem Auerſperg am 11. April ſeine Jungfernrede

gehalten hat, wie er ſchreibt: „meine Freunde und Kollegen ſagen ziemlich gut, das Eis iſt ſoweit gebrochen und auch meine Furcht vor dem öffentlichen Sprechen“ begaben ſich die Abgeſandten nach Heidelberg, wo der Empfang wieder ein ſchöner, feierlicher und herzlicher war, und Auerſperg traf am 18. April wieder in Wien und bald darauf in Thurn am Hart ein. Am 18. Mai 1848 wurde die Nationalverſammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. eröffnet.

Inzwiſchen war Auerſperg, da es ſich nun um die eigentliche Wahl der Abgeordneten zu dieſer Nationalverſammlung handelte, nach Laibach gefahren. Dieſe Wahl bot gewiſſe Schwierigkeiten wegen des Widerſtandes, welchen die Slowenen Krains der Beſchickung der Nationalverſammlung entgegenſetzten. Der ſloweniſche Studentenverein Slovenija hatte zuerſt einen Aufruf an die Landsleute in Krain erlaſſen, jede ſolche Wahl abzulehnen. Dieſen Aufruf beantwortete Auerſperg mit einer vom 26. April 1848 datierten Flugſchrift „An meine ſloweniſchen Brüder“, welche die Wichtigkeit der Vertretung Öſterreichs in Frankfurt auch für die ſloweniſche Nation betonte. Ein neuerliches „offenes Sendſchreiben“ der Slovenija erfolgte und daraufhin eine abermalige „Antwort auf das offene Sendſchreiben“ von ſeiten Auerſpergs (vgl. Sämtl. Werke, Bd. X, S. 147 ff. u. S. 152 ff.), anfangs Mai 1848, worin die Frage von den verſchiedenſten Seiten beleuchtet erſchien.

Seinem alten Freunde und Landsmann Anton Laſchan, welcher ſelbſt in dem Krainer Wahlbezirke Rudolfswerth als Kandidat auftrat und, wie gleich bemerkt ſei, auch gewählt wurde, ſchrieb Auerſperg am 1. Mai 1848 von Thurn am Hart:

„Mit Freude werde ich, wenn Krain mich wählt, die ehrenvolle Miſſion annehmen, ja ich würde eine Ablehnung in dieſem Momente für Pflichtverletzung halten. Das hindert mich nicht auszuſprechen, daß ich vom egoiſtiſchen Standpunkte es vorzöge, wieder ruhig und

zurückgezogen, in einem glücklichen häuslichen Stilleben, an meinem friedlichen Studienpulte die von außen einströmende Freiheitsluft einatmen zu dürfen. Seit 12. März — bin ich in fortwährender Bewegung und atemloser Hast von Geschäft zu Geschäft. Endlich fand ich eine Pause von wenigen Tagen, die ich dazu benutzte, mich mit den Phasen der Bewegung und mit dem Standpunkte der Ereignisse in Laibach zu verständigen und dann hier in aller Eile meine eigenen Angelegenheiten — die ich monatelang aus den Augen lassen mußte — provisorisch zu ordnen. — Ihre Chancen für die Wahl stehen nach meiner Überzeugung vortrefflich. Das Laibacher Wahlkomitee hat Sie bereits in Vorschlag gebracht. Ich wünschte, man dächte im allgemeinen hier in Krain so gut über meine Person! Der Aristokrat und Gutsbesitzer stehen sehr im Wege, und wenige Leute unterscheiden scharf genug die angeboren unwillkürliche Stellung des Individuums von dessen selbstgeschaffener, freier aus Überzeugung hervorgehender Meinung."

Graf Auersperg wurde schließlich mit 63 Stimmen von 96 Wahlmännern gewählt und begab sich nach Frankfurt, wo er am 17. Mai 1848 eintraf. Kurz zuvor hatte er den österreichischen Abgeordneten den früher schon in Frankfurt gedichteten prächtigen „Frühlingsgruß" (Sämtl. Werke, Bd. III, S. 44) entgegengesandt:

Schmettre, du Lerche von Österreich
Hell von der Donau zum Rhein!
Juble! Du kommest aus Morgenrot,
Ziehest in Morgenrot ein! usw.

Die langwierigen Verhandlungen in Frankfurt brachten aber dem für die Zukunft seines österreichischen Heimatreiches Besorgten, so sehr er auch anfangs hoffnungsfreudig den Arbeiten der Nationalversammlung entgegengesehen, viele Enttäuschungen. Dazu kam die Sorge um das Wohl der geliebten Gattin, welche in Thurn am Hart ohne genügenden Schutz sich abängstigte. Eine Reihe von Briefen an dieselbe liegt vor, welche ihr Mut einzusprechen und sie zu beruhigen bestimmt sind. Als die plötzliche Abreise des Kaisers Fer-

dinand von Wien in Frankfurt bekannt wurde, schreibt er am 25. Mai 1848 u. a. an seine Frau:

„Die Abreise des Kaisers von Wien ist ein folgenschweres Ereignis, das in gutem wie in schlechtem Sinne zu den wichtigsten Wendungen der Geschichte führen kann. Möge die Hofkamarilla, die reaktionslustige Hochtorypartei ja nicht glauben, daß die Wiener sich durch die Gegenbewegung für sie erklärt haben, mögen sie ja keinen Rückschritt zum alten System wagen, es wäre ihr eigenes sicheres Verderben! Die Wiener wollen nur die Ordnung für die Freiheit erhalten wissen, aber sie werden sich nie zu Maßregeln des Rückschrittes hergeben."

Immer mehr denkt der nun auch wegen seiner eigenen häuslichen Angelegenheiten Besorgte, bei der auch politischen Aussichtslosigkeit der Verhandlungen, an die Rückkehr und schreibt seiner Gattin bald darauf: „Ich mache meine Einleitungen, um in Kürze zu Dir, an Dein liebes Herz zurückzukehren. Mit einem Herzen voll Wehmut, mit einem Geiste voll Niedergeschlagenheit über die Trennung von Dir bin ich auch unfähig, dem Vaterlande mit dem Eifer und der Ausdauer zu dienen, wie ich wünsche." Zunächst erbat Auersperg einen kurzen Urlaub im Juni, um zur Ordnung seiner Angelegenheiten sich nach Hause zu begeben. Als er zurückkehrte, war die Gemahlin in seiner Begleitung und brachte noch eine Zeit in Frankfurt zu. In der ersten Hälfte des Juli begab er sich wieder mit Urlaub in Begleitung der Gattin auf eine Reise, wohl schon mit der Absicht, nicht mehr nach Frankfurt zurückzukehren. Inzwischen war der von Auersperg stets so hochverehrte Erzherzog Johann zum deutschen Reichsverweser gewählt worden und zog, vom Volke bejubelt, am 11. Juli 1848 in Frankfurt ein. Anastasius Grün begrüßte ihn mit dem begeisterten Gedichte: „Dem Erzherzog Reichsverweser": „Es war ein seltner Lenz, er kam in Wettern" usw. (Sämtl. Werke, Bd. III, S. 45.)

Mit der Gemahlin reiste Auersperg nun über Köln,

Hannover, Leipzig, Breslau und verbrachte auf dieſer Reiſe mehrere Wochen, worauf die Gatten ſich nach Graz und ſodann nach Thurn am Hart begaben. Dort waren die Verhältniſſe ſehr beängſtigende. Ein Brief noch von Frankfurt aus vom 10. Juli 1848 an den Schwager Grafen Lichtenberg deutet die Beſorgniſſe an, welche dem Grafen Auerſperg vorſchwebten und wohl auch ſeine Rückkehr nach Thurn am Hart veranlaßten. Aus dieſem Briefe ſei hier die folgende Stelle verzeichnet:

„Marie hat mich im vorigen Monate hierher begleitet, da uns beiden die lange Trennung und große Entfernung zu peinlich war. Da jedoch der Schluß des hieſigen Reichstages vielleicht noch bis zum kommenden Frühjahr nicht zu erwarten ſteht, ich aber auf ſo lange Zeit meine eigenen Angelegenheiten, welche mir zugleich Verpflichtungen gegen andere auferlegen, nicht vernachläſſigen kann und darf, ſo werde ich wahrſcheinlich in einigen Tagen einen kurzen Urlaub nehmen, um in Thurn am Hart einige Ordnung des dortigen Wirtſchaftsbetriebes, der durch das gänzliche Ausbleiben aller Robot ſehr geſtört worden iſt, wieder herzuſtellen und zu ſehen, ob es möglich iſt, mit den Bauern ein verſtändliches Übereinkommen zu treffen. Auch ich habe aller Wahrſcheinlichkeit nach alles, was ich durch ſo viele Jahre erworben und erſpart habe, zu verlieren, da nach dem Wegfallen der Robot und der Zehende Thurn am Hart kaum ſoviel wert ſein dürfte, die Tabulargläubiger völlig zu befriedigen. Zum Glücke lege ich auf die Güter dieſer Erde keinen ſo übergroßen Wert und werde ſchlimmſtenfalls mein Brot zu verdienen wiſſen. Aber auch im günſtigſten Falle werde ich es vielleicht vorziehen, mich anderwärts zu etablieren, als die mühevolle Arbeit der Wiederherſtellung eines zerſtörten Vermögensſtandes, die Ordnung eines zerrütteten Beſitzes wieder von vorne anzufangen wie bei meiner Übernahme, da ich noch jung, lebensfroh und tatkräftig war. — Es iſt kaum eine Klaſſe, die durch die jetzigen Zeitverhältniſſe gewonnen hat, die Bauern allein ausgenommen. Alle andern werden es ihren Kindern und Enkeln überlaſſen müſſen, die Früchte der gegenwärtigen Zeit zu pflücken.“

Nach der Rückkunft in Thurn am Hart gab ſich Auer-

sperg alle Mühe, die gestörte Ordnung möglichst wieder herzustellen. Als er im September wieder nach Wien gefahren war, schrieb er am 18. September 1848 der Gattin:

„Nach reifer Überlegung und Besprechung mit mehreren Freunden habe ich den unabänderlichen Entschluß gefaßt — der mich höchstens in einzelnen vorübergehenden Augenblicken reuen wird — nicht nach Frankfurt zu gehen. Die Gründe sind Dir bekannt und in Deinem lieben Herzen zu lesen. Meine Demission schicke ich morgen nach Frankfurt."

Wiewohl Auersperg mit gespannter Aufmerksamkeit die politische Situation in Österreich und Deutschland verfolgte, dachte er dennoch jetzt durchaus nicht daran, sich irgendwie aktiv an der weiteren Bewegung zu beteiligen. Die Zustände, welche in Wien eingetreten waren, die rohen und blutigen Vorgänge, durch welche der Pöbel daselbst unter dem Schein freiheitlicher Bestrebungen die wahre Freiheit und das Menschentum schändete, die ganzen Verhältnisse, welche sich in der Residenz zumal gebildet hatten, und zuletzt auch die schreckliche Zeit der Reaktion nach der Einnahme von Wien durch Österreicher waren dem warmherzigen echten Patrioten ein Greuel, und er blieb gern zurückgezogen in seinem stillen Landsitz, in dem von allen diesen Schrecken nicht viel zu bemerken war. Freilich ruhte jetzt die poetische Beschäftigung. Aber mit den befreundeten Verlegern in Leipzig blieb er in fortwährender Korrespondenz, und wie er nach den Schrecken des Jahres 1848 über die kommenden Zustände und besonders die Beziehungen Deutschlands und Österreichs dachte, möge das folgende Schreiben an die Leipziger Verleger von Thurn am Hart, 17. Januar 1849 datiert, in bezeichnender Weise kundgeben.

„Meine verehrten Freunde!

Wenn ich so lange mit der Antwort auf Herrn Reimers freundliche Zeilen im Rückstande blieb, so geschah es in der Hoffnung, es werde sich mir im fast naturnotwendigen Gegensatze zu dem darin besprochenen unerfreulichen Zustande meiner engeren Heimat, eine

hellere ersprießlichere Wendung in Bälde zu erfreulicherem Anknüpfungspunkte bieten. Die Zusammensetzung des neuen Ministeriums, das in seiner Mitte einige tüchtige Organisationstalente zählt, die während des Oktobers nicht nur für die beiden äußersten Extreme, sondern zumeist für die indolente Mitte gewonnenen bitteren Erfahrungen und so manche andere Winke schienen jene Hoffnung zu rechtfertigen. Sie hat sich leider nicht erfüllt. Die Sünden der alten Machthaber wuchern noch im Volke fort, neue Fehler, neue Verwickelungen und Bluttaten sind herzugetreten und der Nemesis eine reiche Anwartschaft gegeben. Solange der Kampf noch mit der Faust und dem Schwerte geführt wird, fallen wir jedenfalls nur dem siegreichen Despotismus anheim, mag auch der eine der Kämpfer das Wort „Freiheit" auf seine Fahne geschrieben haben.

Um die deutsche Sache steht es bei uns freilich noch schlimm genug; aber nicht auf österreichischer Seite allein liegt die Schuld. Meine Gesinnung ist wahrlich entschieden deutsch, nicht nur aus Überzeugung und Liebe, sondern auch aus Dankbarkeit; mit Begeisterung nahm ich die Sendung zum Vorparlamente an, mit großen Hoffnungen ging ich als Abgeordneter eines slawischen Wahlbezirkes zur Nationalversammlung nach Frankfurt, es war mir eine innere erhebende Genugtuung, gerade als Träger eines slawischen Mandats zur Einheit Deutschlands mitzuwirken. Aber leider erkannte ich schon in den ersten Tagen, daß die lange Trennung eine tiefe Kluft gegenseitiger Entfremdung und Unbekanntschaft zurückgelassen hatte, die durch das Wohlwollen der ersten Wiederbegrüßung nur scheinbar überbrückt wurde. Jeder Tag brachte neue Beweise von der Unkenntnis unserer nichtösterreichischen Kollegen über unsere Zustände, ich meine keineswegs eine Unkenntnis der äußerlichen statistischen Verhältnisse, wohl aber des innern massenbergenden Volksgeists und Volkslebens. Man wollte die Millionen Slawen Deutsch-Österreichs bei Deutschland haben, ignorierte sie aber entweder oder behandelte sie wegwerfend als halbwilde Barbaren und Despotenknechte und zeigte dadurch eben, daß man sie nicht kannte. Zwischen dem starren doktrinären Germanismus Dahlmanns und dem zynischen Kosmopolitismus Ruges fehlte leider eine starkvermittelnde Partei zur Anbahnung des richtigen Verständnisses. So entstanden die bekannten Beschlüsse, die

unſere Wähler in der Heimat dem deutſchen Intereſſe faſt entfremdeten und dem kräftigen Zentralſtaat Öſterreich neue Anhänger warben. In einem dem pangermaniſchen Zentralſtaat ſo naheſtehenden deutſchen Bundesſtaat, wie er ſich aus den bisherigen Frankfurter Beſchlüſſen ergäbe, kann und wird Öſterreich niemals freiwillig eintreten. So wenig Nichtöſterreicher und Öſterreicher in Frankfurt zulaſſen, daß die Öſterreicher vor die Tür Deutſchlands gewieſen werden, ebenſowenig werden deutſche und nichtdeutſche Öſterreicher (die Italiener vielleicht ausgenommen) es je zugeben, daß man in Wien die nichtdeutſchen Öſterreicher vor die Türe Öſterreichs weiſe. Deutſch-Öſterreich iſt eine Expoſitur des deutſchen Mutterlandes mit einer beſonderen Miſſion im Intereſſe Deutſchlands, als ſolche hatte es von jeher eine exzeptionelle Stellung, ohne ſeine Deutſchheit aufzugeben, aber auch zugleich ohne ſich von den Völkern, mit denen es als Vermittler germaniſcher Kultur verbunden iſt, zu trennen. Kann die deutſche Staatsweisheit jene weite wenn auch deshalb nicht lockere Form des Bundesſtaates finden, welche dem Geſamt-Öſterreich mit allen ſeinen Nationalitäten den Eintritt geſtattet und ihr bisheriges freundnachbarliches Zuſammenleben nicht untergräbt, eben dadurch aber auch den übrigen ſo verſchiedenartigen Volksſtämmen Deutſchlands die naturgemäße Entwickelung ihrer Stammeseigentümlichkeiten und ein ſchützendes Maß gegen den einſchnürenden Zwang eines enger begrenzten Staatsbaues gewährleiſtet, ſo wird ihr der unverwelkliche Ruhm bleiben, die größte Macht Europas, das auf die Grundlagen der Freiheit, Humanität und Gegenſeitigkeit geſtützte mitteleuropäiſche Reich, das dann immerhin nach dem Grundſatze a potiori fit denominatio der deutſche Bundesſtaat heißen mag, begründet zu haben. Kann die deutſche Staatseinheit dieſen Modus nicht finden oder verſuchte ſie es gar durch Zerreißung Öſterreichs ſich deſſen ihm zuſagende Trümmer erbeuten zu wollen, ſo wird das ganze ungetrennt bleibende Öſterreich ſeine eigenen vielleicht ſogar entgegengeſetzten Bahnen gehen müſſen. Günſtigſtenfalls jedoch wird die Schuld auf beiden Seiten eine gleiche ſein, nämlich die Zauberformel nicht gefunden oder vergeſſen zu haben, welche auseinanderſtrebende Kräfte zu einigen vermag. An gutem Willen öſterreichiſcherſeits hat es nicht gefehlt. — —

Hierzulande hat der Slawismus — mitunter durch die

Frankfurter Mißgriffe — ungeheure Fortschritte gemacht. Die unerfreuliche Wahrnehmung der antideutschen Stimmung meiner hiesigen Landsleute erleichterte mir schon im September den durch meine Privatverhältnisse gebotenen Entschluß zur Rücklegung meines Mandats, da ich ohne Verleugnung meiner eigenen Gesinnung nicht mehr Beruhigung haben konnte, in Frankfurt der treue Ausdruck meines Wahlbezirkes zu sein. — —"

Der weitere Teil dieses Briefes bezieht sich auf die schon seit so langer Zeit in Angriff genommene und nun endlich vollendete Dichtung „Pfaff vom Kahlenberg", wegen welcher Auersperg von Seite der Verleger befragt wurde:

„Mein Gedicht ist soviel als fertig, doch zögere ich mit der Herausgabe teils aus Furcht, mit etwas Veraltetem zu kommen, da es doch größtenteils unter dem Druck der früheren Verhältnisse entstand, teils aus Besorgnis unter der bloß Zeitung lesenden Welt kein Publikum zu finden. Daß die neue Miniaturausgabe des ‚Schutt' erst im Frühjahr gedruckt wird, ist mir deshalb unangenehm, weil ich noch bis dahin Ihr Schuldner bleiben muß für die gefälligen Vorschüsse, die Sie mir während meiner Durchreise in Leipzig so bereitwillig gewährten.

Mit der wärmsten Hochachtung und den herzlichsten Grüßen
Ihr treu ergebener
A. Auersperg."

Schon in einem früheren Abschnitte dieser Darstellung (Seite 63) wurde eines Schreibens Auerspergs an Castelli gedacht, das er am 16. März 1849 abfaßte. Es wurde damals nur eine Stelle desselben erwähnt, welche sich auf Sebastian Brunner, den Pamphletisten, bezieht. Der Hauptteil des Briefes aber teilt die Ansichten des Schreibers mit über die politischen Verhältnisse in Österreich nach den bedeutungsvollen Märzereignissen von 1848 und über Auerspergs Stellung zu denselben. Da früher von den Umwälzungen, welche diese Ereignisse hervorgebracht, noch nicht die Rede sein konnte, so möge der Hauptteil des Schreibens, das sich damit beschäftigt und des Grafen Ansichten über die

öſterreichiſchen Zuſtände weiter ausführt, hier ebenfalls zum Abdrucke gelangen:

„Es freut mich ſehr, daß wir im weſentlichen über den Stand der Dinge in Wien und auch anderwärts übereinſtimmen, auch wirſt Du mir zugeſtehen, daß quantitativ die Fehler von oben und die Fehler und Roheiten von unten ſich ſo ziemlich die Wage halten, wie ſie aber einander gegenſeitig erzeugten und ſteigerten, mag nur jener richtig beurteilen, dem das ganze politiſche Getriebe unſerer Tage in allen Einzelheiten überſichtlich vor Augen liegt. Daß aber der größte Teil der Schuld die Läſſigkeit, Unaufrichtigkeit und Unklarheit der oberen Regionen treffen müßte, dünkt mir inſofern annehmbar, als man zunächſt auf den Höhen des Staatslebens Tatkraft, Offenheit und klaren Überblick ſuchen ſollte. Wenn Du mich konſervativ oder ſchwarzgelb nennſt, ſo möchte ich dieſe Bezeichnung zwar nicht ablehnen aber auch nicht annehmen, ohne mich darüber deutlicher erklärt zu haben. Wie dem phyſiſchen Körper beſonnene Bewegung eben zur Erhaltung dient, ſo ſehe ich in organiſcher ihres Zieles bewußter Fortſchrittsbewegung die Geſundheit und Erhaltung des Staatskörpers, Sprünge und Purzelbäume, denen die Maſſe Beifall klatſcht, taugen hier wie dort nicht, und die geſchickteſten Seiltänzer hier wie dort ſterben doch in der Regel an gebrochenen Hüften. Mein Konſervatismus iſt nicht der Stillſtand ſondern das rechte Maß der Bewegung; nur Geiſt und Geſinnung können die Bahnen vorzeichnen, die zu den höchſten geiſtigen und ſittlichen Gütern führen. Wenn ich es ſchmerzlich empfand, daß die Völkerſchaften Öſterreichs, die gegenſeitig eine ohne die andere gar nicht beſtehen können, bei Löſung der alten Bande wild auseinandertaumelten ſtatt ſich im Sinne der Freiheit und Gegenſeitigkeit enger zu verbrüdern, wenn ich tief trauern mußte, als ich das ſchöne Öſterreich nur durch die Schuld ſeiner Söhne (die das in der Geſchichte einzige Beiſpiel eines angeblichen Patriotismus geben, deſſen Ziel die Zerfleiſchung des eigenen Mutterſtaates hieß) dem Zerfalle immer näher ſah, wenn ich es für eine würdige Aufgabe unſerer jungen Freiheitskämpfer hielt, die alten Landesfarben wieder zu Ehren zu bringen ſtatt ſie zu beſudeln, ſo haſt Du darin ein Bild meines Schwarzgelbtums; dieſes aber hindert mich nicht inſofern einen Zuſatz von Rot zu wünſchen, als ich den möglichſt innigen

Anſchluß an Deutſchland, unſeren Blutsverwandten, den Träger der Bildung und Sitte, den Vorkämpfer unſerer Freiheit, dem uns leider aufgezwungenen Ruſſenbündniſſe vorgezogen hätte. Gott ſei es geklagt, daß diesmal oben von Deutſchland aus die Grundlage unſeres künftigen ſtaatlichen Zuſammenlebens ſo vergriffen ward, daß Öſterreich ohne Selbſtmord darauf nicht eingehen kann.

Auch über Bauernfeld teile ich Deine Meinung. Ich fand ihn unmittelbar vor den Oktoberereigniſſen in ſolcher Aufregung und Gereiztheit, daß ich ſpäter lange in der Beſorgnis ſchwebte, auch ihn unter den am ärgſten Kompromittierten zu hören. Auch er ſchien von der ſo häufig graſſierenden Ehrſuchtepidemie unſerer Ultras, daran jeder in ſich den Embryo eines künftigen Miniſters verſpürte, angeſteckt und mochte ſich für ebenſo fähig wie ſeinen ehemaligen Stubengenoſſen Doblhoff halten, dem Weltgeiſt das Porteſeuille zu überlaſſen. In letzterer Beziehung hatte er freilich nicht ganz Unrecht; aber ich hätte Bauernfeld doch gern frei von jener Krankheit geſehen, ſein erſtes ſchönes Auftreten wäre unentſtellt geblieben. Frankls Metamorphoſe läßt ſich Blatt für Blatt in ſeinem Journal verfolgen; er iſt eben kein fertiger Charakter, der es über ſich vermochte, durch Widerſtand oder wenigſtens durch paſſives Verhalten der ihn bewältigenden Strömung, die ihn mitriß, zu entgehen."

Vermutlich auch an Caſtelli gerichtet iſt ein Brief Auerſpergs vom 15. April 1849, aus dem ein Bruchſtück noch den Abſchluß dieſer Mitteilungen aus den bewegten Jahren 1848 und 1849 bilden ſoll. Es lautet:

„Die deutſche Anſchlußfrage, lieber alter Freund und Bruder, ſoll uns nicht entzweien. Das Prinzip des Anſchluſſes gebe ich nicht auf, verteidigte es immer und werde immer daran halten. Daß der Anſchluß aber, ſo wie die Dinge ſtehen, jetzt nicht rätlich und möglich iſt, daß er es durch die in Frankfurt eingeſchlagenen Wege ſchon ſeit Monaten nicht mehr war, daß das ganze Einigungswerk dort in Grundlage und Spitze, im Hauptmaterial und im Beiwerk vergriffen und verpfuſcht wurde, darüber bin ich ja einig mit Dir. Deutſchland iſt eine Welt im Kleinen mit der einzigen Einheitsgrundlage der Sprache und Literatur aber mit tauſenderlei Verſchiedenheiten und Stammeseigentümlichkeiten, die teils offen am Tage liegen, teils in geheimen unſichtbaren Fäden

am Volksleben hängen. Darum muß das zu findende Einheitsband ein möglichst lockeres und dehnbares sein, das jedem freie Bewegung gestattet, sonst wird es zur Kette, die jeder zu sprengen sucht. Letzteres wird das Los der theoretisch ausgeklügelten Professorenverfassung sein, für die jetzt die Völker schwärmen, weil die Fürsten sie abweisen, die aber, sobald die Fürsten sie annehmen, gewiß von den Völkern selbst zertrümmert werden wird."

Alle diese Briefstücke erweisen, wie ernst sich Graf Auersperg jetzt mit politischen Fragen befaßte, aber weit entfernt davon, selbst persönlich einzugreifen, blieb er wieder in seiner ländlichen Zurückgezogenheit, welcher ihn erst spätere mächtige politische Ereignisse und Wandlungen entziehen sollten.

XIII. Badereisen. Helgoland. Der Tod Lenaus.

Schon aus dem Vorstehenden ist zu entnehmen, daß sich Graf Auersperg seit dem Jahre 1848 immer eingehender mit politischen Fragen beschäftigte. Bevor wir noch zur Besprechung jener Zeitperiode gelangen, in welcher an Stelle des Poeten Anastasius Grün der Staatsmann Graf Auersperg auf den Plan tritt und ihm die Gewalt verliehen ist, seine freiheitliche Gesinnung in machtvoller Weise vor aller Welt, vor seinem Volke und seinem Monarchen glänzenden und überall anerkannten Ausdruck zu geben, sei einiger Vorkommnisse aus des Grafen äußerem Leben gedacht. Dieselben können hier am passendsten ihre Stelle finden, da später dem politischen Wirken in der Öffentlichkeit mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. Zunächst in der Zeit etwas zurückgreifend, möge die Badereise nach Franzensbad ihre Erwähnung finden, welche Auersperg im Juni 1847 unternahm. Über Prag und Karlsbad traf er am 23. Juni 1847 in Franzensbad zur Kur ein. Allerdings hatte ihm der Aufenthalt anfangs

nicht recht behagen wollen. Am 30. Juni ſchreibt er an die Gemahlin: „Die Gegend hier iſt im ganzen traurig, wohin man geht, immer das ewige Einerlei, der ewige Anblick des Sumpfkeſſels, in dem Franzensbad liegt. Zudem iſt das Wetter abſcheulich, meiſtens ſo kalt, daß ich mir ſchon hier Winterkleider machen laſſen mußte. Kein Tag ohne Regen!“ Allerdings an intereſſanten Kurgäſten iſt kein Mangel. „Geſtern abend,“ teilt ein Brief vom 1. Juli mit, „iſt auch Meyerbeer hier angekommen, ein mir ſehr angenehmer Brunnengaſt; auch Spontini iſt ſchon längere Zeit hier. Möchte doch die Anweſenheit dieſer beiden muſikaliſchen Zelebritäten den miſerablen Klingklang der hieſigen Bademuſik — etwas verbeſſern und veredeln.“ Dafür meldet ein ſpäteres Schreiben

„Die hieſige Badekur mag ſehr heilſam ſein, doch iſt ſie dafür auch höchſt langweilig. Ich weiß nicht, ob die Langeweile notwendig zum Gelingen des Heilverfahrens gehört, aber daß bei einer chemiſchen Analyſe der Franzensbader Brunnen, kohlenſaures Gas und Langeweile ſich als die Hauptpotenzen darſtellen müſſen, das weiß ich aus Erfahrung. Hierzu noch die entſetzliche Witterung. — Auch die Bäder ſelbſt haben wenig Lockendes; bisher führte ich das reinliche Leben eines Laubfroſches und badete wenigſtens in reinem Waſſer: ſeit geſtern, wo ich das erſte Moorbad nahm, bin ich zu dem unſauberen Brauche einer Kröte verwandelt, die in Kot und Schlamm ſich wälzt. Einige von den hieſigen Kurgäſten loben das angenehme Gefühl in dem Moorbade, ſie mögen dazu mit Goethe ſagen: ‚Uns iſt ganz kannibaliſch wohl uſw.‘, für mich geht durch die Überwindung, die mir das Hineinſteigen in den ſchwarzen ekelhaften Pfuhl koſtet, alles ſchöne angenehme Gefühl verloren.“

Unter den Kurgäſten, welche in Franzensbad eingetroffen waren, befand ſich ſpäter auch Erzherzog Stefan, von deſſen Begegnung mit Auerſperg in der Hofburg das vorige Kapitel berichtete, und der ſehr liebenswürdig mit dem Grafen verkehrte. Am 23. Juli verließ Auerſperg Franzensbad. Während ſeine Gattin in Wien ſich befand, unternahm er noch eine Reiſe nach Deutſchland, auf welcher er Leipzig, Braunſchweig,

Halle, Hamburg, Berlin und Breslau berührte, und am 6. August wieder bei der Gemahlin, die ihn in Wien erwartete, eintraf. Auf dieser Reise hat Auersperg auch zum erstenmal für kurze Zeit Helgoland besucht, das ihm in den Folgejahren der liebste Badeaufenthalt wurde, der auch für seine Gesundheit besonders förderlich zu sein schien.

Vorläufig allerdings ließen die Sturmjahre 1848 und 1849 keine Gedanken an ruhige Stille in einem Badeorte aufkommen. Als aber der Sommer des Jahres 1850 erschienen war, hatte Auersperg beschlossen, sich nach Helgoland zu begeben, da er sowohl nach mündlichen Erkundigungen, als auch nach einigen Werken, die er in Wien durchgesehen, zur Erkenntnis gekommen, daß er gerade für seine Zustände — die offenbar auch durch die vielen Aufregungen beeinflußt waren — eine wesentliche Erleichterung von Helgoland erwarten durfte. „Auch wird," schreibt er am 30. Juli an die Gattin, „wenigstens die Zerstreuung und das momentane Unterbrechen meiner lästigen Thurn am Harter Geschäfte mir gewiß auch von Nutzen sein." Die Gemahlin weilte inzwischen bei den Eltern in Graz.

Über Leipzig und Hamburg traf Auersperg am 6. August in Helgoland ein. Die eifrige Korrespondenz, welche er wie überall auch hier mit der Gattin pflegt, gibt eine hübsche Übersicht seines Tun und Treibens daselbst und des ihn diesmal überaus anregenden Badelebens, von dem, wie von dem Badeorte, dem Meere, der Schiffahrt u. dgl. seine Briefe ausführliche Schilderungen enthalten. Schon nach einigen Bädern kann er der Gattin melden:

„Bisher schlägt es mir ganz gut an, ich fühle mich leicht und wohl, fast gar keine Mahnung an meine alten Zustände und noch nicht die geringste Aufregung. — Vieles zu dem Wohlbefinden, das man hier spürt, liegt wohl in der überaus reinen gesunden Seeluft. Meine Tagesordnung ist, daß ich morgens um 7 Uhr aufstehe, zwischen 1/2 8 und 8 Uhr ein sehr leichtes Frühstück (Tee mit etwas Zwie-

bad) nehme, dann in die untere Stadt hinabsteige, mich in ein Boot einschiffe und zur Düne hinunterfahre. Diese Überfahrt dauert gewöhnlich eine Viertelstunde, bisweilen auch bei ungestümer Witterung und konträrem Winde die dreifache Zeit. Dort wird schnell ein Badekarren gesucht und schleunig ins Meer gestürzt, wo man die heranbrausenden Wellen sich über den Kopf weggehen läßt, auch ein paarmal mit dem Kopf untertaucht und dann wieder herausgeht. Dann nimmt man ein stärkeres Frühstück entweder auf der Düne oder herüben, nachdem man früher etwas Bewegung gemacht hat, die übrigen Vormittagsstunden werden zu kleinen Spaziergängen oder Seefahrten benutzt; um 4 Uhr geht man zu Tische, wo man zwar recht gut ißt, aber unendlich langsam bedient wird. — — Dann wird, nachdem man zwischen 6 und 7 Uhr von der Tafel aufgestanden, wieder promeniert oder zur See gefahren — und der Abend von den meisten im Kur- oder sogenannten Konversationssaale zugebracht. Da meine Natur, wie Du weißt, nicht überaus geselliger Art ist, so lese ich des Abends gewöhnlich die mit dem letzten Dampfschiff angekommenen Zeitungen, oder spaziere zum Leuchtturm und diskuriere mit den alten Holländern. Um $^1/_2$11 Uhr gehe ich dann zu Bette und wünsche Dir aus der Entfernung eine gute, gute Nacht und träume von Dir."

An Abwechslung fehlte es diesmal nicht; Seefahrten, Fischfang, Beleuchtungen und Feuerwerke boten manches interessante, eigenartige Bild, und trotz seiner Abgeschlossenheit fand doch Auersperg auch einzelne Persönlichkeiten unter den zahlreichen Badegästen, mit denen er in angenehmer Weise verkehrte. Im August hatte der Badegast sogar Gelegenheit, bei heftigem Sturme von der Insel aus einen größeren Schiffbruch zu beobachten, von dem er in einem seiner Briefe eine anschauliche Schilderung liefert. Die Ankunft des Dampfers, welche dreimal in der Woche erfolgte, bot für die Badegäste selbstverständlich auch Zerstreuung und Abwechslung in Fülle. Eine Zahl hübscher Aquarellbilder und Zeichnungen, die noch erhalten sind und von der Kunstfertigkeit Auerspergs Zeugnis ablegen, hat sich bis heute erhalten und weist uns verschiedene Partien der Insel und des

Meeres. Während dieſes Helgoländer Aufenthaltes iſt auch eine Zahl jener Sonette entſtanden, welche die Stimmung ſo ſchön dichteriſch darſtellen, die den Poeten auf der kleinen, vom rauſchenden Meere umzogenen Inſel in weihevollen Momenten überkam (Sämtl. Werke, Bd. III, S. 66 ff.). Wahrhaft gekräftigt und geſtärkt verließ Auerſperg anfangs September 1850 das ihm liebgewordene Inſelſeebad.

Die ökonomiſchen Verhältniſſe in Thurn am Hart und die nötige langwierige Ordnung ſeiner Angelegenheiten ließ ihn erſt im Jahre 1854 den Beſuch von Helgoland wiederholen, wo er diesmal am 17. Auguſt ankam. Auch diesmal behagte ihm Bad und Aufenthalt, freilich ſchreibt er ſchon am 20. Auguſt an die Gattin:

„Noch 16 Bäder und dann iſt's überſtanden! Nicht als ob ich im ganzen ungern hier wäre, o nein, ich ſehe nicht ungern wieder dieſe wohlbekannten ehrlichen Geſtalten mit den Haifiſch- und Karpfengeſichtern, höre nicht ungern das idylliſche Blöken der in ſo engen Bewegungskreiſen graſenden Schafe oder das monoton-feierlich majeſtätiſche Rauſchen und Rollen des Ozeans, ſtürze mich ſogar mit Paſſion zum Bade in die Salzflut, aber eins, eins fehlt, das durch nichts in der Welt erſetzbar iſt. Du weißt es, mein Engel. Mein Herz findet kein Glück, keine Freude, kein Behagen, außer in Deiner lieben Nähe."

Am 6. September iſt dann der Dichter in Hamburg eingetroffen und bald wieder an der Seite der ſo innig verehrten Gattin.

Der letzte Aufenthalt, den Auerſperg in Helgoland genommen, fiel in die Zeit vom 5. Auguſt bis 2. September 1855. Es wurde ihm damals die Freude zuteil, daß ihn die Gattin ſelbſt im Seebade beſuchte, was „in der Tat der wahre Licht- und Glanzpunkt meines diesmaligen Helgoländer Séjours geweſen . . ."

Von Hamburg, wo er am 2. September ankam, begab ſich Auerſperg nach Paris, wohin ihm die Gemahlin in Be-

gleitung eines Neffen vorausgefahren war und wo sie ihn erwartete. Vorher hatte er noch einen Abstecher nach Ostende gemacht; es befand sich damals eben der Verlagsbuchhändler Baron Cotta dort, mit dem zusammenzutreffen dem Grafen sehr gelegen erschien, da er sich mit dem berühmten Verleger über die neue Ausgabe der Werke seines dahingeschiedenen Freundes Lenau und dessen zu verfassendes Lebensbild besprechen konnte.

Bei der Erwähnung Lenaus ist an dieser Stelle, welche hierzu die beste Gelegenheit bietet, notwendig, etwas zu verweilen. In einem Schreiben aus Helgoland vom 29. August 1850 teilt Auersperg seiner in Graz weilenden Gemahlin u. a. mit:

Nikolaus Lenau.

„Gestern las ich in den Zeitungen die Todesnachricht meines alten lieben Freundes Niembsch-Lenau. Obwohl bei der Unheilbarkeit seines Übels ihm selbst eine baldige Auflösung zu wünschen war, so hat mich doch die Nachricht tief erschüttert, und es wird für mich immer eine große Lücke bleiben, dieses Leben, dem ich in geistigen Beziehungen so nahe stand und mich so innig verwandt fühlte, erloschen zu wissen. Auch tat mir es in diesem Augenblicke doppelt weh, so fern von der Heimat und dadurch verhindert gewesen zu sein, ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen und ihm das Geleite zur letzten Ruhestätte zu geben. Der Gang zu seiner Grabstätte soll einer meiner ersten Besuche in Wien sein."

Diesen schlichten Briefesworten an die geliebte Gattin folgte das innige Sonett: „Helgoland", welches der Dichter daselbst ganz unter dem Eindrucke „des Nordmeers, das umwölkt, in Trauerschleiern," auf die Nachricht von dem Tode des teuren Freundes verfaßt hat:

Ich ſtand auf Helgoland. Aus ſchwanken Boten
Kam neuer Gäſte Schar zum Strand geſchritten:
Da rief mir's zu: „Dein Freund hat ausgelitten!
Tod löſte mild den dunkeln Lebensknoten“ — — uſw.

(Sämtl. Werke. Bd. III, S. 81.)

Und in der Tat war dieſer berühmteſte der Freunde Anaſtaſius Grüns ihm auch ſtets der liebſte geweſen, ſo ſehr auch einige Male ſcheinbare Spaltungen die beiden zu trennen drohten. Dieſe Spaltungen waren eben nur ſcheinbar und ſind auf das überreizte Naturell des melancholiſchen Liederſängers zurückzuführen. Seitdem Auerſperg in Neuners „Silbernem Kaffeehauſe“ ſchon als junger Mann mit dem etwas älteren Lenau verkehrt und deſſen hohes poetiſches Talent erkannt hatte, verband aufrichtige Hochſchätzung und bald Freundſchaft die beiden in ihren Anſchauungen freilich ſo grundverſchiedenen Poeten. Und ſo viel Gleichartiges im äußeren Leben bot ſich den beiden Freunden, die Verfolgung durch die Zenſur, welche beide zu erleiden hatten, der Wunſch, deshalb Öſterreich, womöglich Europa für immer zu verlaſſen, die Verehrung, welche beide dem Kreiſe der ſchwäbiſchen Dichter entgegenbrachten, in dem ſie ſo gerne weilten, und vieles andere. Auerſperg war es geweſen, welcher in Spindlers „Damenzeitung“ zu Stuttgart Lenaus erſtes im Auslande erſchienene Gedicht „Glauben, Wiſſen, Handeln“ 1830 der weiteren Öffentlichkeit vermittelte.

Im Mai 1832 ſchrieb Auerſperg an Schwab: „Alſo iſt Niembſch richtig in Ihrer Nähe. O der Glückliche und Beneidenswerte. Seine Muſe iſt mir allerdings bekannt und von mir, ſeit ich ihre erſten Äußerungen vernahm, immer geliebt, aufgemuntert und verehrt worden.“ Kurze Zeit darauf hatte Lenau ſeine Amerikafahrt angetreten, von der er ſich ſo viel verſprochen und von der er enttäuſcht ſo bald zurückgekommen war. Als im Februar 1836 Auerſperg wieder einen Brief Schwabs beantwortete, begann dieſer:

„Unſer Freund Lenau hat mir in den erſten Tagen dieſes Monats als Überbringer Ihres lieben, freundlichen Briefes eine doppelte Freude und Überraſchung gemacht. Meine lieben Schwaben haben uns diesmal den Freund etwas düſter, einſilbig und beinahe ungeſellig zurückgeſchickt, worüber ich zwar viel weniger als unſere übrigen gemeinſchaftlichen Freunde zu klagen Urſache habe.“

Ein Jahr zuvor hatten die Freunde ſogar den gemeinſamen Lebensplan gefaßt, zuſammen doch nach Amerika auszuwandern. Allerdings ſchrieb Lenau von Hütteldorf am 19. Juni 1835 an die Freundin Emilie v. Reinbeck in Stuttgart:

„Auerſperg ſagte mir . . . er ſei bereit, wenn ich mit ihm ziehen wolle, ſeine Güter zu verkaufen und nach Amerika zu gehen; doch müßte ich ihm meinen Entſchluß ein Jahr früher anſagen, damit er alles vorkehren könne . . . Ich bin nicht geneigt zu dieſem Schritte, der mich an Auerſperg, ſo lieb er mir auch iſt, doch allzuſehr binden würde, denn ich könnte ihn in Amerika nicht im Stich laſſen. Das wäre mehr als Heiraten.“

Im April 1836 teilt der empfindliche Lenau der Freundin mit: „Zwiſchen Auerſperg und mir iſt eine Spannung eingetreten . . . Bei ſeinem letzten Abſchied, als ich ihn an den Wagen begleitete und über dieſen Wagen einen ganz harmloſen Scherz machte, daß er zu klein und nicht geſchmackvoll ſei, fuhr er plötzlich auf in ariſtokratiſcher Roheit.“ — Von Intereſſe erſcheint die Tatſache, daß Anaſtaſius Grün ſich ſchon im Sommer 1835 an den in Neuberg weilenden Lenau gewandt hat, um Auskünfte über Herzog Otto, der in der Gruft zu Neuberg begraben liegt, und daß er von dem Freunde auch tatſächlich verſchiedene Mitteilungen erhalten hat. (Vgl. Schurz, Lenaus Leben. 1855. I, S. 308.) Wir erſehen daraus, daß Anaſtaſius Grün ſich ſchon damals mit dem Plan zum „Pfaff vom Kahlenberg“ beſaßte, welches Gedicht dem edlen, daran ſo warmen Anteil nehmenden Freunde hätte gewidmet werden ſollen, wie Auerſperg öfter Lenau gegenüber betonte, der ihm ſogar darüber

das Versprechen dieser Widmung abnahm. Die eben erwähnte Trübung des Freundschaftsverhältnisses zwischen den beiden war übrigens durch Auerspergs taktvolles Auftreten bald wieder gut gemacht. Im „Frühlingsalmanach" Lenaus für 1836 ist Anastasius Grün schon durch eine Reihe seiner neuesten Gedichte vertreten (vgl. S. 82 dieses Bandes). Zahlreiche neue Mitteilungen über Auersperg als Freund Lenaus enthält das bedeutende und umfangreiche Werk Eduard Castles über „Lenau und die Familie Löwenthal" (Leipzig 1906). Hier sei nur eine kurze aber charakteristische Angabe den darin enthaltenen „Gesprächen" des Jahres 1840 entnommen:

„Der jetzt wieder hier anwesende Anastasius Grün zu Niembsch: ‚Es ist nicht wahr, was man erzählt, daß ich meinem Schwiegervater (dem Grafen Attems) das Wort gegeben, nichts mehr zu schreiben. Er ist ein viel zu rechtlicher Mann und hat zu viel Achtung vor einer fremden Meinung, als daß er ein solches Versprechen hätte fordern können und der Graf Auersperg würde es ihm auch nie gegeben haben. Aber ich habe ja den Fürsten Metternich in jener Unterredung (vgl. S. 108 dieses Bandes) versichert, ich würde entweder auswandern oder schweigen. Ersteres tat ich nicht, also tu ich das letztere. Ich mag mit dem Zensurgesindel ferner nichts zu tun haben. In dessen Sinn schreiben aber kann ich nicht.'"

Mit Rührung lesen wir in Briefen an die Gemahlin, wie Auersperg bei seiner Reise nach Stuttgart des kranken Freundes gedenkt. Am 13. August 1845 schreibt er aus Stuttgart: „Heute vormittags war ich bei dem armen Lenau in Winnenthal, $2^1/_2$ Stunden von hier entfernt. Ich fand seinen Geist zerrüttet in größerem Maße, als ich vermutete, sein Körperliches aber gedeihend, was sein Arzt für ein gutes Zeichen hält, obschon andere Ärzte der gegenteiligen Meinung sind. Jedenfalls habe ich mit Beruhigung und wahrhafter Rührung mich überzeugen können, daß mein Besuch ihm ein sehr willkommener war und gewiß eine wohltätige Wirkung auf ihn üben wird." — Viel trauriger klingt der Bericht

aus Wien vom 20. Juni 1847 in einem Briefe an die Gemahlin: „Meinen armen unglücklichen Lenau habe ich auch schon besucht und fand ihn in heiterem Humor, viel schwatzend, leider ohne allen Zusammenhang. Es ist ein erschütternder Anblick, eine furchtbare Zerstörung der Seelenkräfte! Unter anderm sagte er mir auch: ‚Du hast auch eine Schöne, die du geheiratet hast, bevor ich geboren war.' ‚Mit achtzehnhundert Füßen', setzte er dann hinzu. So sehr mir solch ein Besuch zu Herzen geht, so sehe ich ihn doch als eine Freundespflicht an, deren Ausübung ich mit bereitwilligem, obschon traurigem Herzen wiederholen will, so oft ich Gelegenheit habe." — Am 27. Juni 1847 macht Auersperg aus Franzensbad der Gattin von einem weiteren Besuche bei Lenau in Döbling Mitteilung:

„Ich habe vergessen Dir zu erzählen, daß ich in Gesellschaft Dessauers . . . den armen Lenau wieder besuchte. Ich fand ihn diesmal viel besser als tags zuvor; seine Stimmung war sehr heiter und gab sich in vielem Lachen kund, bisweilen wurde dieses wohl etwas konvulsivischer Natur. Dabei hat sich etwas Komisches zugetragen. Um ihn von der Aufregung, in die ihn Dessauers Musik versetzt hatte, wieder zu beschwichtigen, gaben wir ihm Papier und Bleistift mit der Aufforderung, etwas darauf zu zeichnen und zu schreiben. Er kritzelte anfangs nur halbe Worte, endlich machte er mein Porträt, natürlich nicht ganz ähnlich. Wir baten ihn dann, er möge Madame Görgen, die eben zugegen war und die er sehr liebt, zeichnen. Die alte Frau, fast geschmeichelt, setzte sich ganz verständig in Positur, da sprach er während des Zeichnens: . . . ‚Ja, das ist das Ideal weiblicher Schönheit,' aber nach einer Pause fügte er hinzu: ‚Aber der Pudel ist noch viel schöner.'" — —

Nachdem die aufregende Zeit der Jahre 1848 und 1849 vorüber war, ging Auersperg endlich doch daran, sein großes, dreigeteiltes episches Dichtwerk „Pfaff vom Kahlenberg" herauszugeben, das im Mai des Jahres 1850 im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig erschien. Wie der Freund dem Freunde versprochen, war das Buch

Nikolaus Lenau gewidmet mit dem herrlichen Widmungsgedichte:

Dein Banner war tiefschwarze Seide,
Ich schwang ein rosenfarb Panier;
Sie standen nicht genüber! — Ihr,
Die beide wob, senkten sich beide.

Wir folgten ihren leisen Spuren
Bis in der Vorzeit dunklen Schacht,
Du durch die blut'ge Glaubensschlacht,
Ich durch beglücktre Alpenfluren usw.

(Sämtl. Werke. Bd. VII., S. 56 ff.)

Und in dem Gesange, „Eine Gebirgsreise. Neuberg" überschrieben, ruft der Dichter dem poesiegewaltigen Freund auch namentlich noch zu:

Als dieses Tal, das felsumglänzte,
Von Erz durchblinkte, waldbegrenzte,
Mein Lenau, einst dein Schritt durchmessen,
War längst der Mensch hier angesessen.

Ach, weder die schöne Widmung noch diese Zeilen konnte der arme Wahnsinnige mehr begreifen, so wenig wie die Nachricht: „Deutschland ist frei!"

„Deutschland ist frei!" Im Jubelsturm nur leise,
Dich nicht zu schrecken, klang's aus Freundesmunde;
Der Lenzstrahl doch, an dem dein Herz gesunde,
Ach er durchdrang nicht deines Geistes Eise.

(Grün, Sämtl. Werke. Bd. VII., S. 78.)

Ein Jahr später trugen sie den vom Tode Erlösten hinaus auf den Friedhof zu Weidling, und dem Freunde Auersperg wehrte das Geschick, dem edlen Dichter und Freunde das letzte Geleite zu geben.

Aber noch ein letztes literarisches Erinnerungsmal hat Anastasius Grün für Lenau geschaffen. Von der Cottaschen Verlagshandlung hierzu angeregt, hat er die schöne Ausgabe der „Sämtlichen Werke Nikolaus Lenaus", die 1855 im Cottaschen Verlage erschien, zur Besorgung übernommen und die „lebensgeschichtlichen Umrisse" für diesen Zweck verfaßt

und vorangestellt, welche ebenso Auerspergs tiefes Verständnis für Lenaus Poesie als genaue Kenntnis vom Leben des dahingeschiedenen Freundes darlegen. — Eingehend hat über die Beziehungen Auerspergs zu Lenau und zu dem Cottaschen Verlage in der Angelegenheit des Lenauschen Nachlasses Johannes Proelß in seinem Jubiläumsaufsatze „Anastasius Grün und Nikolaus Lenau“ in der „Deutschen Rundschau“, April 1906, berichtet. Die zwei Hermen mit den Köpfen Lenaus und Anastasius Grüns, welche dank der Bemühungen L. A. Frankls den Schillerplatz in Wien zieren, erinnern an die langjährige Freundschaft der beiden gesinnungsgleichen und doch so verschiedenen Poeten.

XIV. Politisches Wirken. Der Staatsmann und Redner im österreichischen Reichsrate. Ehrungen.

Obgleich Anastasius Grün-Auersperg seine Aufmerksamkeit jetzt eingehender als früher den politischen Fragen zuwandte, die sich überall erhoben, lebte er doch während der Zeit von 1850—1860 ruhig und zurückgezogen in Thurn am Hart an der Seite seiner geliebten Frau, welche, wie er in einem Briefe an den schwäbischen Dichter und Pfarrer Knopp in jener Periode berichtet, „seit ich mit ihr verbunden bin, das Glück meines Lebens, der Inbegriff meiner Gedanken ist. Mit einem gebildeten, klaren, ruhigen Geiste verbindet sie die größte Herzensgüte und eine Fülle von Talenten, welche das Dasein veredeln und verschönern.“ Im Jahre 1850 erschien auch die Sammlung „Volkslieder aus Krain“, jene Übertragungen slowenischer Volkslieder, mit denen sich Auersperg seit Jahrzehnten beschäftigte und deren manche er im Laufe dieser Zeit da und dort veröffentlichte. Der volks-

tümlichen slowenischen Literatur hat Auersperg damit eine ungeahnt weite Verbreitung geschaffen und auf das Volk der Slowenen die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise gelenkt. — Seit dem Jahre 1847 war Auersperg mit einem gelehrten Engländer, Charles Boner, in Korrespondenz getreten, welcher ebenso auf dem Gebiete der deutschen, wie insbesondere auf dem der englischen Literatur ausgezeichnet bewandert, auch selbst Dichter war und in Regensburg als Lehrer der englischen Sprache bei den Söhnen des Fürsten Thurn und Taxis weilte. Boner hatte eine Zahl von Gedichten des von ihm hochverehrten Poeten Anastasius Grün ins Englische übersetzt und diese Übersetzung einen freundschaftlichen Briefwechsel zwischen beiden hervorgerufen, der bis zum Tode Boners im Jahre 1870 reichte. Schon 1853 erwähnte Auersperg Boner gegenüber brieflich, daß er sich mit der Übertragung der englischen Volksballaden von Robin Hood beschäftige, und bei immer eingehenderer Beschäftigung mit diesem Gegenstande bat er auch den gelehrten Engländer um Auskünfte und Erläuterungen, die ihm dieser gern erteilte. Es ist darüber eine ganze Reihe von Briefen Auerspergs erhalten. Die Übertragung des „Robin Hood" von Anastasius Grün erschien im Jahre 1864 im Cottaschen Verlage zu Stuttgart und war für Jahre hinaus die letzte poetische Veröffentlichung des nun fast ausnahmslos auf politischem und staatsmännischem Gebiete wirkenden Grafen Auersperg. Bevor dieses Wirkens gedacht wird, möge noch des Todes eines alten Freundes Auerspergs Erwähnung geschehen. Es war dies der im Dezember 1856 dahingeschiedene berühmte Orientalist und Dichter Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, mit dem Auersperg seit seiner Jünglingszeit innig befreundet war und dessen Heimgang ihn überaus schmerzlich betraf. Aber auch eines frohen Ereignisses sei gedacht. Nach vieljähriger Ehe wurde am 25. Dezember 1858 dem Ehepaare Auersperg der so sehnlich erwartete Sohn geboren,

welcher in der Taufe den Namen Theodor erhielt, „der Name," schreibt Auersperg an seinen Freund Frankl, „eines mir unvergeßlichen verstorbenen Freundes, nach dessen Vorbilde und mit dessen Eigenschaften ich mein Söhnlein geraten und ausgestattet wünschte". Frankl, welcher vor kurzem seine Reise nach Palästina und Jerusalem unternommen, überschickte in sinniger Weise ein Fläschchen mitgebrachten Jordanwassers zur Taufe des jungen Weltbürgers.

Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse Österreichs geändert, aber das begonnene Verfassungswerk wurde bald nach 1849 sistiert. Am 14. April 1851 wurde als Ersatz für die Volksvertretung ein aus kaiserlicher Ernennung hervorgegangener Reichsrat mit nur beratender Stimme errichtet. Bald darauf wurde die am 4. März 1849 erlassene Verfassung überhaupt aufgehoben, und die schärfste Reaktion machte sich in den Folgejahren geltend. Es ist hier nicht der Ort, der verfehlten österreichischen Politik jener Jahre, des unglücklichen Krieges im Jahre 1859, des schädlichen Regimes des Ministeriums Goluchowski eingehender zu gedenken. Aber erwähnt muß werden, daß im Dezember 1860 Schmerling an die Spitze eines neuen Ministeriums trat und daß sich unter diesem trefflichen Staatsmanne vieles zum Bessern wandte. Schon vorher allerdings wurde im Mai 1860 der verstärkte Reichsrat einberufen, ohne nennenswertes Resultat aber am 28. September geschlossen. Wichtiger erschien das am 20. Oktober 1860 erschienene „Oktoberdiplom", welches eine neue Konstitution festsetzte, worin auch für die Autonomie der Kronländer gesorgt sein sollte. Aber erst die „Februarverfassung" vom 26. Februar 1861 bestimmte Landesordnungen und die Kompetenz fester Landtage, die Vertretung des Gesamtstaates durch einen Reichsrat, der aus dem Abgeordnetenhause und dem Herrenhause bestand, kurz, eine vollständige Änderung des Regierungssystems, wodurch sich Österreich von jetzt an den konstitutionellen Staaten an-

reihte. Leider zwangen politiſche Motive Schmerling ſchon 1865, ſeine Entlaſſung einzureichen.

Schon im Jahre 1860 erſcheint Graf Anton Auerſperg auf der politiſchen Arena. Mit kaiſerlichem Handſchreiben vom 29. April 1860 wurde er zum außerordentlichen Reichsrate, im April 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauſes ernannt. Am 12. März 1863 wurde ihm die Würde eines wirklichen geheimen Rates verliehen in Würdigung ſeiner Verdienſte, da er jenen Perſönlichkeiten beigezählt erſchien, welche ſich (Worte des Diploms) „durch ihre Anhänglichkeit an das durchlauchtigſte öſterreichiſche Kaiſerhaus und den öſterreichiſchen Staat auszeichnen“. Später, am 6. Januar 1868, wurde Graf Auerſperg auch die Auszeichnung durch Verleihung des öſterreichiſchen Ordens der eiſernen Krone I. Klaſſe zuteil, nachdem ihn ſchon im November 1853 König Max von Bayern zum Mitgliede des bayriſchen Maximiliansordens für Wiſſenſchaft und Kunſt ernannt hatte — Aber auch ſchon von 1861 an finden wir Auerſperg in den Krainer Landtag gewählt, und als er infolge des nationalen Getriebes der Slowenen in demſelben nicht weiter kandidierte, von 1867 an im ſteiriſchen Landtag.

Seine erſte große Rede hielt Graf Auerſperg am 24. September 1860 im verſtärkten Reichsrate, wobei er ſeine Anſichten über die Machtſtellung Öſterreichs nach ſeinem Sinn betonte, nicht ohne Widerſpruch von verſchiedenen Seiten, aber geiſtvoll und glänzend und eintretend für die Wahrung des hiſtoriſchen Rechtes auch der einzelnen Länder. Es kann an dieſer Stelle nicht einmal annähernd aller jener glänzenden Reden gedacht ſein, welche Auerſperg während der Sitzungen des Krainer Landtages von 1861 bis 1866, insbeſondere aber als Herrenhausmitglied von 1861 bis zu ſeinem Todesjahre 1876 gehalten hat. Es ſei nur angedeutet, daß er ſtets als freiſinniger, den deutſchen Gedanken und die Rechte des deutſchen Volkes hochhaltender Vertreter

in oft viel bejubelter Weise diese Rechte verteidigte, dabei aber immer sich als verfassungstreuer Anhänger des österreichischen Staatsgedankens erzeigte. Im Krainer Landtage hatte er gegen die immer mächtiger auftretende slowenisch-nationale Opposition zu kämpfen, der er jedoch durchaus nicht als ein Feind dieser Nationalen entgegentrat; vielmehr würdigte er ihre Ansprüche stets und erkannte diese an, nur aber mit der Betonung, daß deutsche Kultur und Gesittung denn doch das erste Moment sei, welches auch im Lande Krain als führendes ins Auge zu fassen sei. Daß es dabei zu scharfen Entgegnungen und zu kräftigen Aussprüchen nationaler Gegensätze kam, ist natürlich. Immer aber wurde er selbst von seinen nationalen Gegnern hochgeachtet, geschätzt, ja bis in die spätere Zeit mit Auszeichnung behandelt. Ihm wurde daher auch, als dem Schrift- und Redegewandten, im Landtage die Abfassung der Dankadressen an den Monarchen anvertraut, und eine Zahl solcher Adressen in schwungvoller Ausführung, getragen von patriotischem Geiste, liegt vor.

Noch mehr Aufmerksamkeit erweckte seine parlamentarische rednerische Tätigkeit in den Sitzungen des Herrenhauses. Sachlich und gediegen brachte Auersperg seine Ausführungen vor, stets auf dem verfassungstreuen Boden stehend, sei es, daß er über die Auflösung des Lehenbandes, über das nötig gewordene Preßgesetz, über die vielbesprochene ungarische Frage, über die Erfordernisse zur Förderung der österreichischen Marine, über Finanzfragen oder das Heimatsgesetz oder Erfordernisse des Justizministeriums seine geistvollen Ansichten entwickelte. Als er am 11. Januar 1864 den letzteren Gegenstand behandelt und die Wichtigkeit und notwendige Unabhängigkeit des Richterstandes betont hatte, sprach er auch die berühmten Worte über den Liberalismus aus, die Grundsätze desselben gegen die Anhänger der Klerikalen und Feudalherren verteidigend. Diese Worte lauten:

„Liberalismus, ein elastisches Wort, unter dem man sich denken

kann, was man eben will, ein Wort, mit dem großer Mißbrauch getrieben wird, ein Begriff auch, dem viel aufgelastet wird, was er eigentlich nicht zu vertreten hat. Die Definition desselben ist schwer, sie wird schwieriger durch die ebenso elastische Devise ‚Freiheit und Fortschritt'. Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht, und wo er es gefunden hat, es tatsächlich zu verwirklichen strebt. In dieser Anschauung liegt auch der Gebrauch bezeichnet, den ein solcher Mann von der Freiheit macht — einer Freiheit, die vom Rechtsbegriffe untrennbar ist" usw.

Zahlreiche Anerkennungs- und Huldigungsschreiben kamen dem Grafen Auersperg nach dieser Rede aus allen Teilen des Reiches zu, namentlich auch eine mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Adresse von seiten der Landeshauptstadt Graz, an deren Spitze der Bürgermeister Moritz Ritter von Frank und der gesamte Gemeinderat namentlich verzeichnet erschien. Eine ähnliche Adresse wurde ihm von seiner Heimatstadt Laibach zuteil, und zahlreiche andere Gemeindevertretungen und Korporationen schlossen sich weiters an.

Früher schon, im Jahre 1862, hatte Auersperg im Herrenhause die Wichtigkeit der österreichischen Flottenfrage und die Bedeutung der österreichischen Marine in längerer Rede besprochen, in einer Rede, welche ihm nicht nur den reichsten Beifall aller Kreise, sondern auch die besondere Teilnahme und Aufmerksamkeit von seiten des an der Spitze der Marine stehenden Prinzen Erzherzog Ferdinand Max eintrug, welcher nach der erwähnten Rede sofort telegraphisch ihm die Worte zukommen ließ: „Der Marine und meinen wärmsten Dank für Ihre kräftig patriotische Rede!" Wie früher, so hat auch später Max der Verdienste des Grafen Auersperg dankbar gedacht, und als er den Thron von Mexiko bestieg, demselben den Guadalupe-Orden verliehen, eine Ordensauszeichnung, welche den Grafen bleibend an das furchtbare Geschick

erinnerte, das den unglücklichen Monarchen kurze Zeit darauf ereilte.

Eine nachhaltige Wirkung und einen unerhörten Beifallssturm aber errang Auersperg durch jene glänzende Rede am 20. März 1868 im Herrenhause, in welcher er anläßlich der Debatte über die Wiederherstellung der Vorschriften des Eherechtes für Katholiken nach dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch und über die bedingte Zivilehe gegen das mit dem päpstlichen Stuhle seinerzeit abgeschlossene Konkordat auftrat, welches die Rechte des Staates auch in der erwähnten Richtung beschränkte. Diese Rede verdient, ihrer großen, weittragenden Bedeutung wegen, hier vollständig wiedergegeben zu werden. Sie zeigt auch die Redegabe des Grafen Auersperg, sowie seine freisinnigen Anschauungen, die noch immer auf jenen des „Wiener Poeten" fußen, im glänzendsten Lichte. Diese in der 24. Sitzung des Herrenhauses vom 20. März 1868 gehaltene Rede lautet vollständig:

„Die uns vorliegende Frage ist nach ihrer kanonistischen und juristischen Richtung so vielfältig erörtert worden, daß ich, selbst wenn ich ein Mann von Fach wäre, weniges oder gar nichts beizufügen wüßte. Mir scheint die Frage vor allem eine eminent politische, speziell eine Verfassungsfrage zu sein.

Ein Geschichtschreiber unserer Zeit schließt sein Werk über die neueste Geschichte Österreichs mit folgender Betrachtung: ‚Der jammervolle Bankerott des Absolutismus hat den österreichischen Völkern das Selbstbestimmungsrecht mehr gesichert, als die revolutionäre Gewalt des Jahres 1848. Die österreichischen Völker tragen jetzt die freie, aber auch die volle Verantwortung für das Schicksal des Reiches; es ist ihr Verdienst, wenn dieses zu mächtiger Blüte emporsteigt, aber auch nur ihre Schuld, wenn das Bild der Zukunft dunkle Schatten wirft.'

Diese Worte sind in den ersten Jahren unseres parlamentarischen Lebens niedergeschrieben; es sind bedeutungsvolle, inhaltsschwere Worte. Seither sind wieder dunkle Schatten über unser Heimatland gekommen, allein es wäre Unrecht, dem Volke dafür die

Last der Verantwortung aufzuerlegen, dem Volke, dessen Selbstbestimmungsrecht zu wiederholten Malen ihm entzogen worden ist.

Nach meiner Ansicht leben wir seit dem Jahre 1848/1849 prinzipiell in einem konstitutionellen Staate. Das damalige parlamentarische Leben ist nur unterbrochen worden durch das bekannte Dezennium vom Jahre 1851 bis 1860/1861.

Der Abschluß dieser Periode heißt Solferino. Und wieder ist, um den ererbten Übelständen ein Ende zu machen, mit dem 1. Januar 1861 das parlamentarische Leben in Österreich feierlichst inauguriert worden. Allein es wurde nach dem Verlauf weniger Jahre und ohne erheblichen Anlaß septembrisiert durch die Sistierungsmänner. Der Abschluß dieser Periode heißt Königgrätz. Wir sind nun neuerdings in einer mit Hoffnung begrüßten Zeit des wiedererwachten Verfassungslebens.

Man sieht aus den angeführten Beispielen, daß jeder Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des österreichischen Volkes sich in furchtbarer Steigerung gerächt hat. Sollte dieses parlamentarische und konstitutionelle Leben wieder eine neue Unterbrechung erfahren, sollte ein neuer Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der österreichischen Völker erfolgen, sollten Staatsmänner, die in den früheren Unglücksperioden das Staatsruder führten, nochmals den Mut haben, das Wagnis zu bestehen und nochmals in diese Rechte hemmend und beschränkend einzugreifen, dann würde der Abschluß dieser Periode voraussichtlich wohl einen Namen haben, den auszusprechen meine Seele schaudert.

Man wird fragen: Ja droht denn diese Gefahr, und woher? Ja, sie droht, sie droht wahrnehmbar und vernehmlich in dem ungeschmälerten Fortbestande des Konkordates, dessen übereifrige Anhänger es vor nicht langer Zeit als das Bollwerk gegen die Kulturbestrebungen des Jahrhunderts, gegen unser geistiges Leben und dessen Entwicklung demaskiert haben, die von jenen Wällen absolutistische Mächte zu Hilfe gerufen haben gegen die Bestrebungen der neuen Zeit und der konstitutionellen Gesetzgebung, die trotz der ihnen gewordenen hochsinnigen Zurückweisung doch unermüdlich ihre Anstrengungen fortsetzen und selbst den Minenkrieg nicht scheuen.

Aber worin liegt der Kern der Frage, dieser Frage, die sich durch Umstände, Ereignisse und Verhältnisse, die allgemein bekannt sind, zu einer seltenen Schärfe und Dringlichkeit zugespitzt hat, die

unmöglich zu verkennen ist. Die Frage lautet: Ist das Konkordat unveränderlich, inalterabel und immerhin gültig? Die einfachste und nüchternste Antwort ist: Gültig als Gesetz, bis es im Wege der Gesetzgebung aufgehoben und abgeändert wird.

Wie nun die Frage in den uns vorliegenden Gesetzentwürfen über die Ehe und Schule vor unsere Augen tritt, hat sie sowohl eine praktische als eine prinzipielle Bedeutung. Die praktische Bedeutung, nämlich die Wiederkehr zu Rechtszuständen im Eheweſen, unter welchen wir und unsere Eltern gelebt haben und ohne Gefährdung des Katholizismus und der Sittenreinheit Ehen geschlossen haben usw., diese praktische Seite scheint so harmlos, daß es sich nicht begreifen läßt, woher denn dieser Ingrimm, mit welchem dagegen angestürmt wird, dieser Groll und Grimm, oder wie der Lateiner sagen möchte tantae coelestibus irae.

Wenn man aber die prinzipielle Frage ins Auge faßt, so erhält man allerdings näheren Aufschluß.

Es handelt sich, dem Staate die Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in Ehesachen zurückzugeben und im Schulwesen, abgesehen vom Religionsunterrichte, auf die Grundzüge einer objektiv didaktischen Zweckmäßigkeit zurückzugreifen.

Aber es handelt sich um ein dem Staate nach unserer Überzeugung widerrechtlich entzogenes Terrain, um die Besitzergreifung desselben, um die Verdrängung der kirchlichen Gewalt vom weltlichen Territorium, um einen Teil der ihr eingeräumten Herrschaft in weltlichen Dingen, und da ist es allerdings erklärlich, daß mit Unerbittlichkeit und Hartnäckigkeit die Verteidigung geführt und das angegriffene Terrain Schritt für Schritt verteidigt wird, um so mehr, als man sich im Besitze eines Rechtes durch das Konkordat zu befinden vermeint.

Ist aber dieses Recht wirklich vorhanden? Steht ihm nicht ein anderes, älteres gegenüber, im Falle es überhaupt vorhanden sein könnte? Es ist Ihnen von juristischer Seite bereits dargelegt worden, daß auf ein Hoheitsrecht des Staates nicht verzichtet werden konnte, daß dies eine Selbstverstümmelung des Staates, ein Begeben seiner eigenen Willensfähigkeit und Willenskraft ist.

Es war immer vorauszusehen, daß die gesetzgebenden Faktoren seinerzeit mit Energie und Entschiedenheit dieses Recht zurückverlangen würden und müssen, und schon darin liegt die Unverein-

barkeit des Konkordates mit wahrhaft verfassungsmäßigen Zuständen. Aber es ist von Vertragsbruch, von Treubruch die Rede gewesen, und da liegt für unsere Loyalität eine Falle, in die ich aber nicht eingehe. Wir sind seit dem Jahre 1848 in einem Verfassungsstaate, in einem konstitutionellen Staate. Das Oberhaupt des Staates steht außer der Debatte, und der Tadel, der ausgesprochen wird, trifft die Regierung Sr. Majestät. Ich halte es für vollkommen loyal, wenn man auf einen Sitz im Hause hier berufen ist, offen und redlich auszusprechen, wo man glaubt, daß ein Irrtum, ein Mißgriff begangen worden ist. Es ist uns ein Teil der Bestätigungsklausel, mit welcher das Konkordat als Gesetz sanktioniert wurde, vorgelesen worden. Auch ich kenne die Klausel, sie beginnt mit den Worten: ‚Nos visis et perpensis Conventionis hujus articulis illos omnes et singulos ratos hisce confirmatosque habere profitemur et declaramus' usw.

Das klingt sehr feierlich, um so mehr, weil es lateinisch ist. (Heiterkeit.) Es ist aber viel früher und in derselben Gesetzsammlung zu lesen ein Aktenstück, nämlich das Manifest beim Regierungsantritte Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers. Dieses ist nicht weniger feierlich, aber gut deutsch und darin kommen die Worte vor: ‚Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze sowie der Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen. Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt zu erhalten, aber bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern der Völker zu teilen usw.' Ich behaupte, angesichts dieses Manifestes war keine Regierung berechtigt zu jenem Vertragsabschlusse, und jener Vertragsabschluß ist in meinen Augen schon in seinem Ursprunge null und nichtig. (Bravo! Bravo!)

Es ist mitunter auch viel von Sittlichkeit und Moral gesprochen worden. Nun hat die Frage für mich auch ein Streiflicht vom Standpunkte der politischen Moral. Ich erinnere mich, in einer Schrift von Ancillon gelesen zu haben, daß es eine erhabene Idee, ein weltbeherrschender Gedanke sei, im Papsttume ein oberstes Sittenrichteramt zu sehen, an welches Völker und Fürsten sich zu wenden hätten, welches nach dem ewigen Sittengesetze über Fürsten und Völker Recht zu sprechen habe, und an welches von der physischen

Gewalt an die geistliche appelliert werden könne. Es ist in einer Schrift, die wir neuestens aus der Hand eines geehrten Kirchenfürsten empfangen haben, ein ähnlicher Gedanke mit Nachdruck betont.

Es heißt beiläufig, daß das Hochziel des christlichen Lebens im Staate und Völkerrechte im Mittelalter dadurch angestrebt worden sei, daß Regierungen, die sich gegen das Sittengesetz versündigt hatten, gleich Zöllnern und öffentlichen Sündern als schuldig erkannt und verurteilt wurden.

Diese Idee ist eine große und erhabene genannt worden, nur deren weitere Ausführbarkeit wurde in Zweifel gesetzt. Auch ich finde diese Idee in ihrer ursprünglichen Reinheit groß und erhaben; aber ich glaube, die Ausführbarkeit in einem gewissen Maße reicht bis zum heutigen Tage herab. Als nun aber in jenen früheren Jahren die Versuchung zum Konkordatsabschlusse vor die römische Kurie trat, hätte sie, eingedenk dieses obersten Sittenrichteramtes, nicht zur damaligen Staatsgewalt sagen können und sollen: Du bietest mir etwas an, was du selbst nicht mehr ganz besitzest, sondern mit andern teilest; du bietest mir an, einen Selbstmord an dir zu begehen, und du vergißt auf deine älteren Pflichten?

So konnte die Kurie sprechen, nachdem ihr doch der Inhalt des vor der ganzen Welt ausgesprochenen Manifestes bekannt worden war; sie würde dadurch gewiß an wahrer Glorie, an Einfluß und Macht in der christlichen Welt gewonnen haben. Daß sie es aber nicht getan, daß sie im Gegenteile den Moment der Konvulsionen, der Verwirrungen, der Bedrängnisse des Staatslebens benützte, um sich ein neues Stück weltlicher Herrschaft zu erobern (Oho! im Zentrum), das bringt mir eine geringere Meinung von der unbestechlichen Moral jenes obersten Gerichtshofes für die sittliche Weltordnung bei.

Dieses führt mich auf die Genesis des Konkordates.

Nach den furchtbaren Erschütterungen, welche die Bewegung des Jahres 1848 zurückgelassen hatte, mußte es den damaligen Staatsmännern nahe liegen, sich um Mittel und Wege umzusehen, ähnlichen Vorkommnissen für die Zukunft zu begegnen.

Man hätte denken sollen, in der Schule, in der Anstrebung eines gründlichen Unterrichtes sei eines jener Mittel gelegen zur freieren Entfaltung eines geregelten Staatslebens auf Grundlage dessen, was in der Bewegung des Jahres 1848 wirklich Berechtigtes

lag. Allein da kam man und bot aus dem kirchlichen Arzneiſchatze ein Mittel an, deſſen offizielle Ordinationsformel das Konkordat hieß.

Wer wird es leugnen, daß eine gründliche ſittliche Erziehung, ein tief eingewurzeltes religiöſes Bewußtſein auch gewiß gute Staatsbürger bildet? Allein das Arzneimittel hat das Eigentümliche, daß es nur hilft, wenn es freiwillig genommen wird; wenn Männer des polizeilichen Vertrauens den Patienten feſthalten müſſen, um ihm die Arznei einzuflößen, dann wirkt es ſicherlich nicht. (Bewegung.)

Dieſer Ideengang führt mich auf jene unglückſelige Verquickung zwiſchen Staats- und Kirchengewalt, welche in dem alten Polizeiſtaat angebahnt worden iſt und teilweiſe durch das Konkordat urkundlich beſiegelt erſcheint. Ich meine jenes Schutz- und Trutzbündnis zwiſchen Staat und Kirche zur Ausbeutung der gegenſeitigen Intereſſen unter gleichzeitiger gegenſeitiger Hilfeleiſtung. Ich halte dieſes Verhältnis für ein unnatürliches, darum für beide Teile nachteiliges und ſchädliches, welches keinem der beiden Teile Gewinn gebracht hat. Der Staat kann nicht handlangernder Sakriſtan ſein, und die Kirche kann nicht Konſtabler und Polizeidiener werden. (Bravo!) Die Trennung deſſen, was dem Staate und was der Kirche gebührt, die Durchführung des Grundſatzes: Jedem redlich das Seinige! ſtrebt der Rechtsſtaat an, der Rechtsſtaat, der, was ich beſonders betonen möchte, auf den mächtigen Fundamenten des Sittengeſetzes und der Geſittung ruht und ruhen muß.

Man warnt uns vor dem Vorgange, wie ihn das Abgeordnetenhaus und die Majorität unſerer Kommiſſion eingehalten hat, weil es gefährlich ſei, im Handumdrehen die Geſetze zu ändern. Das iſt allerdings richtig; allein man kann nicht ſagen, daß ein Geſetz, gegen deſſen Beſtand ſich mit Ausnahme gewiſſer Kreiſe die ganze gebildete Welt ſeit ſeinem Entſtehen ſtemmte, im Handumdrehen geändert werde. Hat man wohl die gleichen Skrupel gehabt, als es ſich um das Konkordat handelte, welches auch urplötzlich gewaffnet und geharniſcht aus dem Haupte der Minerva — doch ich will die heidniſche Weisheitsgöttin beiſeite laſſen (Heiterkeit) — aus einem andern Haupte emporſprang?

Sind die Erfolge auch jene geweſen, die man erwartet hat? Iſt wirklich ‚die ſittliche Kraft‘ ſeither gewachſen und geſtählt worden? Die Adreſſe der Biſchöfe, in welcher vielſeitig Klagen über den Sittenverfall zu leſen ſind, gibt darauf Antwort.

Man ſagt freilich, und es klingt faſt humoriſtiſch: Hätte man

das Konkordat 70 Jahre bestehen lassen, da hätte man seine Wunder sehen können. (Heiterkeit.) Allein wir haben an 12 Jahren vorläufig genug (Heiterkeit).

Ist das österreichische Staatsbürgertum gehoben und gekräftigt worden? Ich kann nur sagen, was ich an mir selbst erlebt habe. Als ich diesen Vertrag bald nach seinem Inslebentreten las, besonders jene Stellen, in welchen aus päpstlicher Gnade unserem Landesherrn Rechte zugestanden und Handlungen gestattet wurden, die er von seinen Ahnen ererbt und überhaupt längst ausgeübt hatte, da empörte sich denn doch mein patriotisches Gefühl, und mir kam es vor wie ein gedrucktes Canossa (Bravo!), in welchem das Österreich des 19. Jahrhunderts für den Josephinismus des 18. Jahrhunderts in Sack und Asche zu büßen hatte. (Beifall.) Ich glaube, wir alle sind doch schon in die Lage gekommen, uns über diese Frage ein Urteil zu bilden, nachdem wir ja doch dem praktischen Leben der gebildeten Welt angehören, seit Jahren uns mit der Frage beschäftigen konnten und seit Monaten es in unserer Pflicht liegt, uns damit zu befassen, und wer darüber noch nicht gründlich genug unterrichtet ist, hat gewiß in der heutigen Verhandlung Anlaß genug bekommen, das noch Fehlende nachzuholen.

Meine Herren! Fragen Sie sich selbst und geben Sie sich redlich und offen Antwort darauf. Ist der Vertrag heutzutage und auf dem Punkte, auf dem die Dinge stehen, wirklich noch haltbar? Wo ist der Staatsmann, der es unternimmt, ihn zu halten, und wo ist ein Österreich, das ihn zu ertragen vermöchte? Wenn irgendwo, so gilt gegenüber dem hartnäckigen Festhalten an dem Konkordate dasjenige, was von dem Scheine Shylocks gilt, nur ist in diesem Falle das Messer schon angelegt, nur daß das zuckende, blutende Stück Leben noch nicht herausgeschnitten ist.

Auch mir widerstrebt es, in diesem Momente der Bedrängnis des ehrwürdigen, greisen Oberhauptes der Kirche einem möglichen Konflikte entgegenzugehen. Allein von uns ist dieser Augenblick zur Verhandlung nicht gewählt worden; er datiert weit, weit zurück, und ich habe vor sechs Jahren, glaube ich, an dieser Stelle von einem Herrn, der jetzt nicht mehr an dem Ministertische sitzt, die Auskunft erhalten, es seien Verhandlungen im Zuge. (Heiterkeit.)

Es ist gesagt worden, hätte der Papst 300000 Zündnadelgewehre, so würden wir unseren Ton wohl ändern. Ich weiß und verhehle nicht

die Gefahr davon, daß der Papst gegen uns über eine Macht verfügt, die mir viel ehrfurchtgebietender ist als die 300000 Zündnadelgewehre, nämlich über 200 Millionen katholische Christen, über deren Gewissen er die Gewalt anspricht und zum Teile auch ausübt.

Nach dem Gesagten dürfte es wohl kaum zweifelhaft sein, in welcher Richtung ich stimmen werde. Würde mich noch ein Zweifel ergreifen, so könnte ich mich darüber, daß mit der Aufhebung oder Modifizierung des Konkordates die katholische Religion nicht bedrückt und gefährdet sei, vollkommen beruhigen, wenn ich erwäge, daß unter den genannten 200 Millionen Katholiken das Konkordat für beiläufig 17 Millionen gilt und für die andern 183 Millionen nicht gilt, daher unmöglich identisch sein kann mit der katholischen Religion selbst. (Bravo!)

Ich erlaube mir, auf eine frühere Andeutung noch einmal zurückzukommen. Indem der Staat Grenzen zieht zwischen seinem Dominium und dem der Kirche, tritt für beide das ursprüngliche natürliche Verhältnis der Freiheit ein. Allein hier gilt mit Recht die Warnung, daß man nicht überstürzen dürfe, sondern daß man für ein Übergangsstadium zu sorgen habe, und dieses Übergangsstadium scheint mir in dem Gesetze angebahnt. Es ist mehr zum Vorteile der Kirche als des Staates, denn es wahrt den konfessionellen Charakter, es wahrt ihn in den §§ 63 und 64 des a. b. G. B., worin von der Ungültigkeit von Ehen zwischen Christen und Nichtchristen, ferner jener Personen, welche höhere Weihen empfingen und Ordensgelübde ablegten, die Rede ist, es wahrt ihn in § 111, wo die Unauflösbarkeit der katholischen Ehe ausgesprochen ist. Es ist mit einem Worte eine Anbahnung zur vollen Freiheit. Es ist darin wieder aufgenommen das Gesunde, Haltbare und Bleibende in den josephinischen Ideen und Gesetzen, und es ist beseitigt, was heutzutage nicht mehr zeitgemäß, mit unserem Rechtsbewußtsein nicht mehr verträglich wäre, nämlich der bureaukratische Zwang gegen Geistliche, die behördliche Einmengung in kirchliche Handlungen usw.

Es ist aber gestern, an dem Namenstage des großen Joseph, hier in seltsamer Weise das Fest gefeiert worden. Der große Ohm unseres regierenden Kaisers hat hier eine Anfeindung erfahren, die in diesem hohen Hause noch nicht erhört ist. Mir schien, sein Schatten sei durch diese Räume geschritten und habe seine ganze Größe gezeigt, indem er den Gegnern seiner Ideen noch heute

Zittern und Zähneknirschen verursacht. (Bravo!) Ich aber freue mich, daß meine Wiege auf österreichischem Boden gestanden ist, um es zu verstehen und zu wissen, was Kaiser Joseph dem Volke noch heutzutage gilt, dem Landmann, dem Bürger, der ganzen Bevölkerung. (Lebhafter Beifall.) Darum Ehre seinem Andenken und seinem Namen! (Beifall.) Und was die große Kaiserin Maria Theresia betrifft, so ist sie denn doch nicht so antijosephinischen Geistes gewesen, als gestern angedeutet wurde; es ist von ihrem Geiste, von ihrem großen Geiste wohl viel auf ihren großen Sohn übergegangen. Die Geschichte erzählt uns, daß, als im Jahre 1753 das Edikt wegen Verminderung der Feiertage erschienen war und auch damals von der Geistlichkeit eine große Agitation unter dem Vorwande der Gefährdung des christlichen Gefühls stattfand, die große Kaiserin die Renitenten einfach im Schlosse Greifenstein einsperren ließ. (Große Heiterkeit.)

Meine Herren! Ich weiß nicht, ob, da ich mich nach der Definition, welche gestern von einem verehrten Redner gegeben worden ist, als einen Reaktionär erkennen muß, ob ich das Wort „Freiheit" noch in den Mund nehmen darf; aber ich wage es. Ich habe bereits angedeutet, daß es der Zweck der Gesetze sei, die endliche volle Freiheit anzubahnen; ich glaube, ein Hilferuf der Kirche an die Staatsgewalt ist der Kirche nicht würdig und würde nur glauben machen, daß sie an ihrer eigenen Kraft zweifle, ihre Ohnmacht gestehe. Die Kirche ist groß geworden in ihrem Ursprunge nicht *mit*, sondern *gegen* die Staatsgewalt. (Bravo!) Auf den Boden, wo sie ihre große apostolische Mission allein vollführen kann, auf den stelle sie sich. Das Leben ist ernst und voll dunkler Seiten, so daß es Hilfe zu spenden, Trost zu geben, mit Beispiel und mit der Lehre voranzuleuchten, die Fallenden zu erheben und aufzurichten und auf ein besseres Jenseits hinzuweisen, Anlässe genug gibt. Wirke sie auf diesem Boden aus ihrer vollen Überzeugung, mit ihrer eigenen Kraft und sie wird dann wirklich von der Liebe der Gläubigen umgeben sein und das werden und bleiben, was sie nach Montalambert's Worte sein soll: eine Mutter. (Bravo!)

Dazu braucht sie aber nicht Vorrechte und Privilegien, die uns irrtümlicherweise als ihre Freiheit geschildert worden sind. Die Freiheit für den Staat, gesunde Freiheit für alle Kirchen im Staate, dann wird es für Staat und Kirche von der Freiheit heißen: „In hoc signo vinces." (Lebhafter Beifall.)

Hauptsächlich unter dem Eindrucke dieser Rede kam es am 21. März 1868 zur Annahme der Ehegesetze, durch welche die bezüglichen Bestimmungen des Konkordates aufgehoben wurden. Es war dies der erste Schritt zur Aufhebung des gesamten Konkordats-Vertrages überhaupt, welcher eine Zahl von Jahren später erfolgte. Die Abstimmung im Wiener Herrenhause am 21. März zeigt uns eine der denkwürdigsten Sitzungen der österreichischen Pairskammer. Der damals kranke Grillparzer, welcher ebenfalls Herrenhausmitglied war, ließ sich zur Abgabe seiner Stimme in den Sitzungssaal tragen, und die gesamte Bevölkerung Wiens, sowie anderer Städte Österreichs veranstaltete an dem Tage, da der Erfolg dieser Abstimmung bekannt geworden, großartige Kundgebungen, die Residenzstadt, auch die Stadt Graz, sowie andere Städte waren illuminiert; in Wien wurde insbesondere dem Grafen Auersperg ein Fackelzug dargebracht; als Held des Tages vom Volke gefeiert, war er damals der populärste Mann in Österreich. Aus allen Gegenden der österreichischen Monarchie kamen ihm Zustimmungsadressen und Danksagungen für sein kühnes Auftreten zu.

In ähnlicher Weise wirkte unermüdlich, freiheitlich und in echt deutsch-österreichischem Sinn Graf Auersperg auch bei den übrigen Sitzungen des Herrenhauses vom Jahre 1869 bis 1876. Noch in letzterem, seinem Todesjahre, sprach der unentwegte Kämpfer mannhafte Worte über das Klostergesetz, in denen er u. a. des edlen Priesters und rühmlichst bekannten Schriftstellers Michael Enk gedachte, des Freundes und Beraters Friedrich Halms, welcher in den Fluten der Donau seinen Tod gefunden hatte, „als Opfer eines verfehlten Lebensberufes und drückender Klostergelübde".

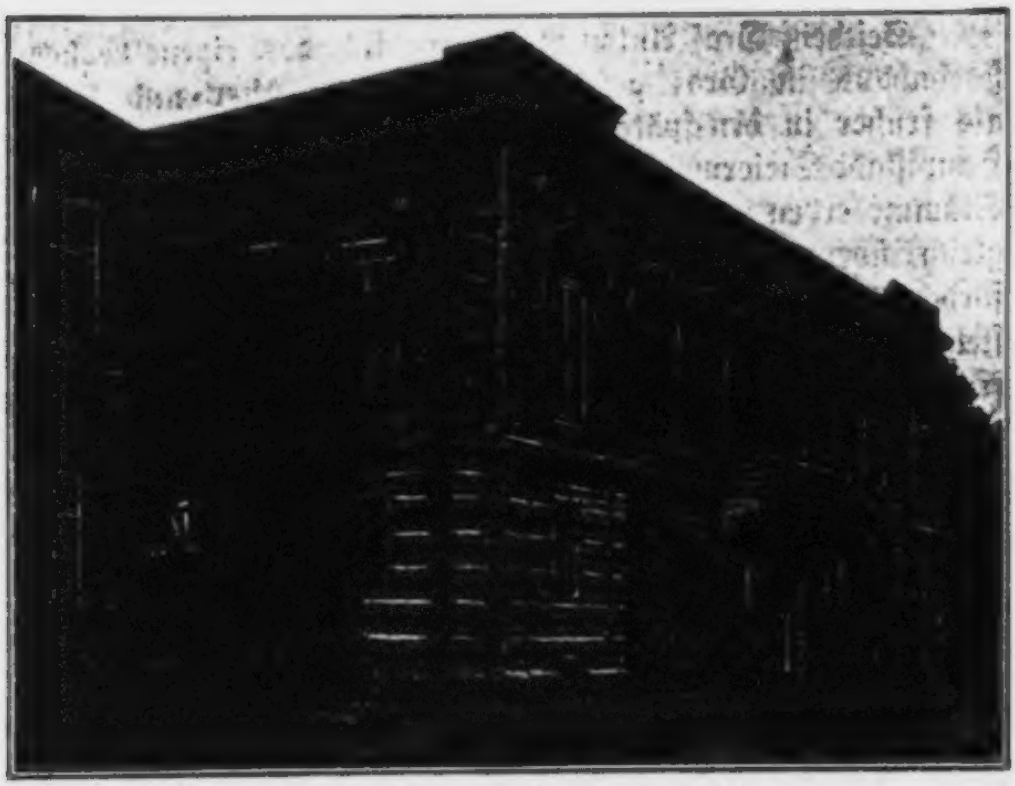
Schon seit dem Jahre 1866 wurde Graf Anton Auersperg öfter als der künftige Unterrichtsminister genannt, aber es war dem freisinnigen Volksredner nie in den Sinn gekommen, auf die Übernahme einer derartigen Stelle ein-

zugehen; an den Freund Frankl schreibt er im August 1866 länger hierüber und bemerkt namentlich, daß er jene Stelle, wenn man an ihn denken sollte, „mit aller Entschiedenheit ablehnen" müßte. „Die Größe der Aufgabe, mit der ich es gewiß sehr ernst nähme, würde bei meiner Nervosität einen solchen Versuch dem indirekten Selbstmorde gleichstellen."

Schon vor dem Jahre 1868 wurden dem Grafen Auersperg ganz besondere Ehrungen in Wien selbst zuteil. Am 18. April 1864 ist ihm das Ehrenbürgerrecht der Reichshaupt- und Residenzstadt verliehen worden, eine Auszeichnung, die in Erinnerung an den einstigen „Wiener Poeten" ebenso dem jetzt mannhaft auftretenden Volksmanne galt. Anläßlich der Jubelfeier der Wiener Universität am 3. August 1865 wurde er zum Ehrendoktor der Philosophie von der genannten Hochschule erwählt. Später, am 26. Mai des Jahres 1871, wählte ihn die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien zu ihrem Ehrenmitgliede, eine Wahl, welche mit der Entschließung des Kaisers vom 5. Juli genehmigt wurde. Der übrigen reichen Ehrungen durch Verleihung von Ehrendiplomen von seiten der verschiedensten politischen und humanitären Vereine oder von Gemeindevertretungen österreichischer Städte sei hier nur im allgemeinen gedacht, da deren Aufzählung zu weit führen würde.

Nachdem im Jahre 1861 Auerspergs Schwiegervater Graf v. Attems gestorben war, befand sich unter dem reichen Erbe seiner Tochter, der Gemahlin Anastasius Grüns, auch das große Schloß Dornau in Untersteiermark, woselbst er von da an öfter im Sommer Aufenthalt nahm und dann erst in der spätern Herbstzeit Thurn am Hart aufsuchte, das ihm allerdings der liebste Ort blieb, an dem er in der schönen Jahreszeit weilte. Übrigens bot ihm eine erkaufte reizend gelegene Villa am Fuße des lieblichen Rosenberges in Graz Gelegenheit, auch manche Woche der sommerlichen Zeit, in der er Graz wegen seiner politischen Verpflichtungen nicht

verlassen konnte, in den freundlich gelegenen Anlagen dieses idyllischen Landsitzes in der allernächsten Nähe der Hauptstadt Steiermarks zu verbringen. 1864 aber faßte das Auerspergsche Ehepaar den Entschluß, sich ein eigenes ge-



Sterbehaus Anastasius Grüns in der Elisabethstraße zu Graz.
Ansicht aus dem Todesjahr 1876.

räumiges Wohnhaus in der Stadt Graz selbst zu erbauen. Das einstöckige, palaisartige Gebäude wurde am Eingange der Elisabethstraße errichtet und sollte als das einstige Wohnhaus des frisch aufblühenden einzigen Sohnes gelten. Es ist dasselbe Gebäude, in welchem Graf Anton Auersperg, nachdem er es zwölf Jahre bewohnt, seinen edlen Geist aufgab.

XV. Die letzten Lebensjahre. Der siebzigste Geburtstag. Tod.

Seitdem Graf Anton Auersperg sich das eigene bequeme Wohnhaus in Graz geschaffen, weilte er öfter und länger als früher in den späteren Herbst- und Wintermonaten in der Hauptstadt Steiermarks. Mit Freude sah er den Sohn als Stammeserben emporblühen, wachsen und gedeihen. Obgleich überaus stark in Anspruch genommen von den Anforderungen, die die Politik an ihn als Herrenhausmitglied stellte, der es sich zur Aufgabe gemacht, die Rechte des freisinnigen Österreich in erster Reihe zu vertreten, fand er doch Zeit, noch mit den literarischen Freunden zu verkehren, deren manche heute noch lebende seine Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit nicht genug rühmen können. In Graz war es namentlich der alte Freund Karl von Holtei, der Jugendfreund Karl G. R. v. Leitner, später Fritz Pichler, Robert Hamerling, Friedrich Marx und selbst der jugendlich aufstrebende Peter Rosegger, mit denen Auersperg gern über literarische Dinge sich unterhielt und der alten Zeiten gedachte, von deren schwerer Bedrängnis die Jüngern wohl nur vom Hörensagen wußten.

Seit dem Jahre 1866 und den traurigen Niederlagen, welche das Vaterland erlitten, hatten sich viele bittere Gedanken über die Zukunft seines geliebten Heimatreiches des patriotisch fühlenden Grafen bemächtigt. Wie er über die Lage in jenen und anderen für die Politik und Bedeutung der Monarchie bedeutenden Zeitläuften dachte, geben seine inhaltreichen und gediegenen Briefe an die Freunde Schmerling, L. A. Frankl, Bartholomäus R. v. Carneri, Otto Freiherr v. Axfaltrern, Karl Deschmann, selbst an seinen politischen Gegner Leo Grafen Thun u. a. bekannt. Diese Briefe

sind, wenn auch nicht vollständig, so doch in der Hauptsache veröffentlicht und gestatten einen tiefen Blick in das edle, patriotische Gemüt des Mannes, welcher bis zu seinem letzten Lebenstage mit aller Macht, die ihm zu Gebote stand, für sein deutsches Volk in Österreich, aber auch für das Wohl und Glück der Monarchie mutig eingetreten war gegen alle Feinde, die ihm entgegenstanden und in vorgeblichem Patriotismus seine freiheitlichen Ansichten bekämpften.

In Graz war der hochgewachsene schlanke Mann mit der geraden Haltung und den ernst milde blickenden Augen seit dem Ende der sechziger und in der ersten Hälfte der siebziger Jahre eine überaus populäre Erscheinung, und wenn er durch den Stadtpark schritt, in welchem später sein wohlgetroffenes, von Kundtmann geschaffenes Marmorstandbild aufgestellt wurde, begrüßte ihn jung und alt ehrfurchtsvoll auf seinem Gange.

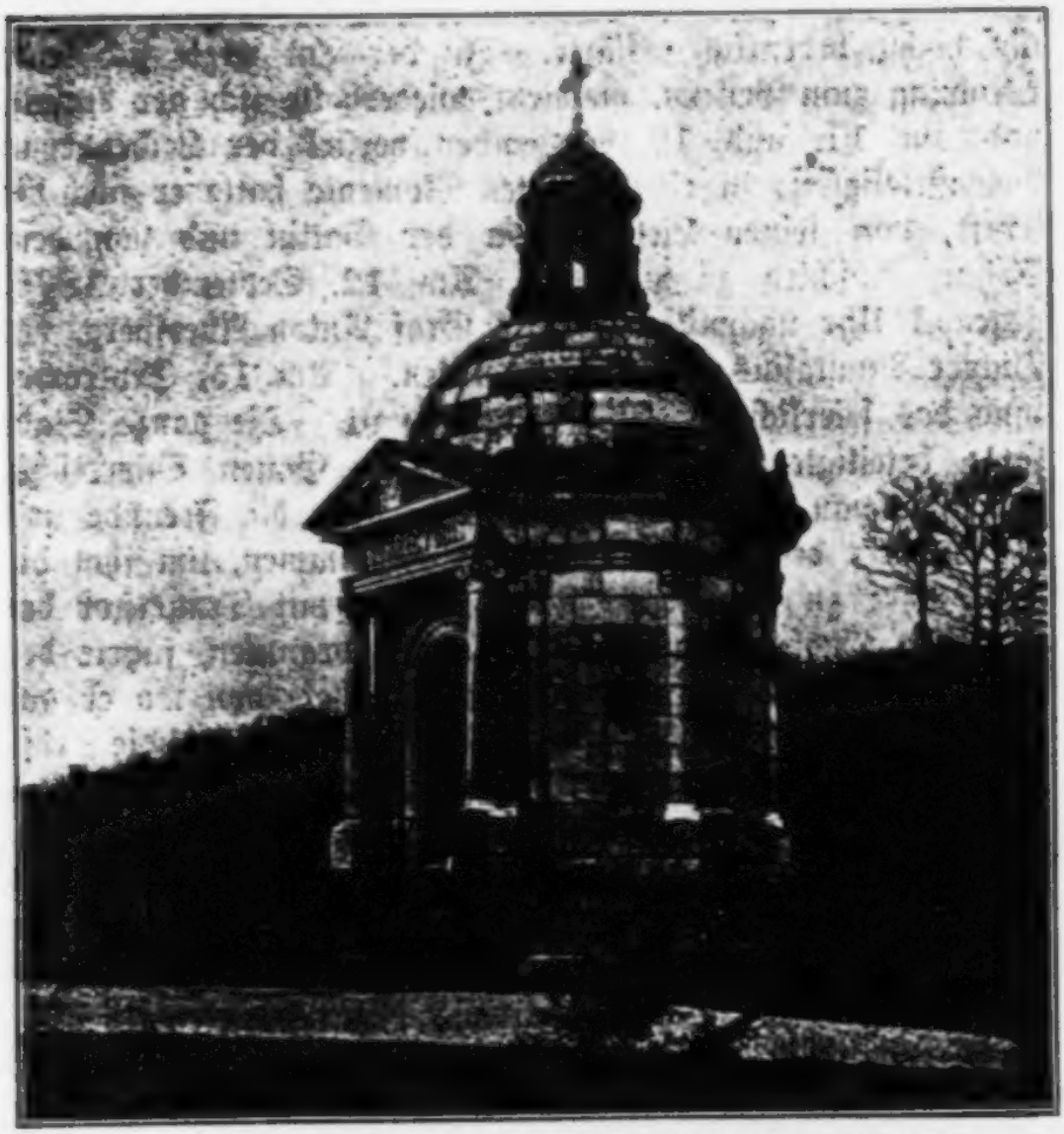
Die ganze volle Verehrung, welche man dem Dichter Anastasius Grün, dem Staatsmanne Anton Graf v. Auersperg nicht nur in Graz, sondern in ganz Österreich, ja in allen deutschen Gauen, entgegenbrachte, zeigte sich aufs neue, als am 11. April 1876 der siebzigste Geburtstag Auerspergs erschien. Die verschiedenen Festlichkeiten wurden schon am 16. März 1876 von der Studentenschaft eröffnet, welche frühere Zeit wegen der eintretenden Ferien, in die der eigentliche Geburtstag des Dichters fiel, gewählt wurde. Die hervorragendsten studentischen Korporationen der Wiener Hochschule versammelten sich am Abend des genannten Tages zu einem glänzenden Festkommers im Sophiensaale, wobei E. Pernersdorfer eine bejubelte Festrede hielt, die Hofschauspieler Lewinsky und Kastel von Bauernfeld und Prechtler gewidmete Festgedichte vortrugen. Ein ähnlicher Festkommers fand am 17. März zu Graz in der Puntigamer Bierhalle statt. In der formvollendeten Festrede beleuchtete Professor Schönbach das Leben und Schaffen des Dichters von dem

Satze ausgehend: „Anastasius Grün hat den Österreicher in die Literatur wieder eingeführt." Daß dem erschienenen Jubilar die rauschendsten Ovationen dargebracht wurden, braucht nicht erwähnt zu werden. Aus dem Anlasse des siebzigsten Geburtstages wurde Graf Anton Auersperg zum Ehrenbürger der Stadt Graz und zum Ehrendoktor der Philosophie der Grazer Universität ernannt. Am 10. April wurde eine Festfeier unter Anwesenheit der hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt und zahlreicher anderer Besucher vormittags in den Räumen des Stadttheaters abgehalten. R. Freiherr von Walterskirchen sprach dabei, gegen den Gefeierten gewendet, in begeisterten Worten über Auersperg-Grün als Dichter und Politiker. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, aller jener Ehrungen zu gedenken, die damals dem Gefeierten zuteil wurden, die in Form von Begrüßungen, Ehrendiplomen, zahllosen Festgeschenken von nah und fern der Begeisterung Ausdruck gaben, welche man dem hochgeschätzten Manne entgegenbrachte. Robert Hamerling, Friedrich Marx, K. E. Ebert, J. V. v. Scheffel, H. Lingg und eine ganze Reihe anderer mehr oder weniger bedeutender Dichter feierten ihn in begeisterten Versen, aus allen Gebieten Österreichs und Deutschlands, von Staatsmännern und Würdenträgern, von alten und neuen Freunden kamen ihm Glückwünsche und Beweise der Verehrung zu, so daß ihn die Fülle der Kundgebungen nahezu erdrückte. Nur in öffentlichen Blättern und durch ein ausgeschicktes gedrucktes Blatt konnte er allen entgegnen und danken.

Tatsächlich erschöpft und von den Aufregungen der Festtage heftig angegriffen, begab sich bald darauf Auersperg in das Schloß Dornau, und im Sommer, während die Gräfin mit dem Sohne einen lange geplanten Besuch Bayreuths unternahm, suchte der ermüdete greise Dichter Erholung in Zell am See, von wo er nach München reiste und dort mit den Seinen zusammentraf. Aber schon veranlaßte ihn

eine zugezogene Erkältung und heftiges Unwohlsein, Ende August wieder nach Graz zurückzukehren. Den geplanten Besuch von Thurn am Hart mußte er unterlassen, und schon am 4. September ereilte ihn ein Schlaganfall, den der Arzt für höchst bedenklich erklärte. In der Tat zeigte sich keine Wendung zum Bessern, vielmehr wiederholte sich der Anfall, und am 11. und 12. September verfiel der Leidende in Bewußtlosigkeit; in einem lichten Momente hatte er noch die Kraft, von seinen Lieben, von der Gattin und von dem Sohne, Abschied zu nehmen. Am 12. September 1876, gegen 4 Uhr nachmittags, hatte Graf Anton Auersperg, der Dichter Anastasius Grün, ausgelitten. Am 15. September fand das feierliche Leichenbegängnis statt. Die ganze Stadt Graz beteiligte sich daran, aus allen Gauen Österreichs, namentlich aus der Residenz Wien, waren die Freunde und Bewunderer des großen Toten herbeigekommen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Zwischen den mit Trauerflor behangenen Gaslaternen, deren Flammen brannten, führte der Trauerzug den Toten auf den Südbahnhof, von wo er auf der Bahn nach Haselbach bei Thurn am Hart in die gräflich Auerspergsche Familiengruft überführt wurde. Ein Fürst im Reiche des Geistes, ein Volksmann in des Wortes edelster Bedeutung war es, welchem damals ganz Österreich, zumal aber Steiermark und sein von ihm so geliebtes Heimatland Krain die tiefste Herzenstrauer weihte; zahlreiche Trauerkundgebungen waren aber auch aus allen Gebieten Deutschlands gekommen, welche zeigten, daß man auch außerhalb seines Heimatsreiches des Dichters Anastasius Grün gedachte und fühlte, was sein Verlust für das ganze deutsche Volk bedeute. Die Pietät der Gemahlin ließ bald danach auf einer Anhöhe bei seinem Lieblingsaufenthalte Thurn am Hart ein kuppelgekröntes Mausoleum erstehen, in welchem der edle Tote, 1877 überführt, seine bleibende letzte Ruhestätte fand. — Schon vier Jahre nach des Grafen Auer-

spergs Hinscheiden folgte ihm die stets so innig geliebte Gattin am 24. März 1880. Aber ein tragisches Geschick hatte es beschlossen, daß auch Graf Theodor Auersperg, der einzige



Mausoleum Anastasius Grüns-Auerspergs bei Thurn am Hart.

Sohn Anastasius Grüns, in der Blüte seiner Jahre am 4. Mai 1881 in Graz dahingerafft wurde. Er stürzte bei einem scharfen Ritt mit dem Pferde und erlag den dabei erlittenen Verletzungen. Gemahlin und Sohn ruhen in dem-

selben Mausoleum bei Thurn am Hart an des Gatten und Vaters Seite.

Aus dem von edelstem Sinn des dahingeschiedenen Dichters zeugenden Testamente, in welchem er nicht nur vor allem seiner geliebten Gemahlin und seines Sohnes, sondern auch aller seinem Herzen näher gestandenen Verwandten und aller treuen Diener des Hauses gedachte, sei nur der 11. Absatz erwähnt, in welchem Graf Auersperg bestimmte:

„Da ich die Honorarsummen für meine Schriften, welche ich von verschiedenen Verlegern ausbezahlt erhielt, nutzenbringend an die Wissenschaft und Bildung zurückzuerstatten wünsche, so bestimme ich die entsprechende Summe hiermit zu Stipendien für hoffnungsvolle Studierende meiner nächsten Heimat. Es sollen demnach 30000 fl. Konv. Mze. Nennwert .... aus meinem Nachlasse ausgeschieden und derart vinkuliert werden, daß deren Gesamtzinsen in vier Stipendien von gleicher Größe zerfallen, womit vier talentvolle, fleißige und wohlgesittete Jünglinge zur Unterstützung in ihren Studien zu beteilen sind."

Auch nach dem Tode des jungen Grafen Theodor Auerspergs fand sich ein Testament vor, welches von dem vortrefflichen Herzen des leider so früh aus der Welt geschiedenen jungen Mannes Zeugnis ablegte. Das ansehnliche Vermögen ist verschiedenen Verwandten, Freunden und treuen Bediensteten des Hauses zugefallen, das Sterbehaus Anastasius Grüns in Graz dem Sohne von dessen langjährigem erprobten Freunde Otto Freiherr von Apfaltrern, welcher heute noch das Andenken des großen Dichters hochhält und anläßlich des hundertsten Geburtstages am 11. April 1906 pietätvoll eine von Hans Brandstetter hergestellte Marmorgedenktafel mit dem Porträt des unvergeßlichen Mannes an dem Hause anbringen ließ, die feierlich im Mai des genannten Jahres enthüllt worden ist. Das Schloß Thurn am Hart ist nach Auerspergs testamentarischer Bestimmung dem Sohne seines ihm gesinnungsverwandten lieben Vetters und Freundes Josef Graf Auersperg Erwin Grafen v. Auersperg zugefallen, leider

aber durch eingetretene widrige Verhältnisse zum Verkaufe gelangt und nun nicht mehr in den Händen des gräflich Auerspergischen Geschlechtes. Eine Pflicht aller Deutschen, welche den Sinn für einen ihrer edelsten Dichter im Herzen tragen, wäre der Rückkauf dieses Dichterheimes, welches eine Stätte der Verehrung für alle Zeit bleiben sollte.

Der erwähnte hundertste Geburtstag Anastasius Grüns gab wieder Veranlassung, des nun seit dreißig Jahren dahingeschiedenen Dichters in Liebe und Verehrung zu gedenken, der nun wieder in Wort und Schrift gefeiert wurde. Nicht bloß in Graz, wo eine glänzende Festakademie alle geistig und sozial hochstehenden Persönlichkeiten zu einer vornehmen Feier vereinigte, sondern auch in vielen andern deutschen Städten fanden Festlichkeiten aus dem genannten Anlasse statt und legten Zeugnis davon ab, was Anastasius Grün allen Verehrern wahrer Poesie, was er den Deutschen in Österreich bedeutet. Wie sich die Verhältnisse seit dem Tode des herrlichen Mannes und Patrioten geändert, davon hat die politische Geschichte der letzten dreißig Jahre manches Unerfreuliche berichtet, und Graf Anton Auersperg selbst hat vielleicht manches Trübe vorausgesehen, aber nicht so Trübes, wie es die politischen Zustände den deutsch denkenden und fühlenden Österreichern gebracht. Der Verfasser dieser Biographie hat anläßlich der hundertjährigen Feier seinen Gefühlen in einem Gedichte Ausdruck gegeben, welches die vorliegende Beschreibung von Auersperg-Grüns Leben und Wirken beschließen möge.

Die Dichtergruft zu Thurn am Hart.

Eine Vision zu Anastasius Grüns hundertstem Geburtstage.

Fern an Kroatiens Grenzen hebt zu des Himmels Blau,
Bewacht von mächt'gen Türmen, sich eines Schlosses Bau,
Das alte, feste Bollwerk, wie in der Türkenzeit
Steht heut' noch kühn und trotzig, als wär' es kampfbereit.

In jenem Schloß, wo lange gehauſt der Ahnen Reih',
Hat ſich das Heim begründet, das traute, wieder neu
Ein edler deutſcher Dichter aus gräflichem Geſchlecht,
Und ſeine Leier tönte für Wahrheit, Freiheit, Recht.

Faſt ſind im Lauf' der Zeiten entflohn ſchon dreißig Jahr',
Seitdem der Sanggewalt'ge Herr jener Feſte war;
Er pflegte ſeine Reben, der Wald hat ihn umrauſcht,
In dem er manches kühne, manch ſüßes Lied erlauſcht.

Als Öſtreichs Volk geknechtet im tiefen Bann noch lag,
Verhießen Freiheitsklänge von dort der Geiſter Tag,
Sie tönten ſtolz entgegen den Mächt'gen, die gebebt,
Die unterdrückten Völker doch haben aufgelebt.

Ein Freiheitsſturm durchbrauſte gar bald das ganze Reich
Und mancher, der gewaltig, ward vor dem Volke bleich. —
Dann aber ſchwanden Jahre, und das errungen ſchien,
Man hielt es für verloren, was man erſtritten kühn.

Da trat im Kampf der Rede fürs Vaterland mit Macht
Hervor er, deſſen Lied einſt die Seelen angefacht,
Er nahm im Haus der Herren das Wort, wie Schwertesſtreich
Klang's für ſein Volk, den Kaiſer, das teure Öſterreich.

Wohl haben zugejubelt, wie einſtens ſeinem Sang,
Dem Manneswworte alle, das aus der Seele drang,
Und ſie erhofften ſehnend, was jener Mund entbot,
Fürs Vaterland ein glänzend, verheißend Morgenrot. —

Doch für den edlen Kämpen war, ach, die Zeit erfüllt,
Das kühne Aug' hat plötzlich die ew'ge Nacht umhüllt,
Sein Werk war nicht vollendet, als ſie ihn eingeſenkt,
Den Toten mit Gepränge zur düſtern Gruft gelenkt. —

Dort ob des Schloſſes Mauern, im ſchönen Krainer Land,
Auf waldbekränzter Höhe, wo er oft ſinnend ſtand,
Schließt ein das Gruftgewölbe mit hoher Kuppel Zier,
Was uns von ſeinem Weſen geblieben ſterblich hier. — —

Es ſind nun hundert Jahre, da er das Licht erblickt,
Der zu dem ew'gen Schlafe ward in die Gruft entrückt,
Drin ruht er bei den Seinen, die ihm gefolgt ſo bald. —
Rings Stille, manchmal leiſe nur rauſcht der Fichtenwald.

Und Mitternacht iſt's, bläulich dringt ſanftes Mondenlicht
Mit Silberſtrahlen nieder, das durch die Wolken bricht,

Da, sieh, der Totenhalle entschwebt ein Schattenbild,
Das trägt des Dichters Züge, so treu, so ernst, so mild.

Wie klagend hebt's die Arme empor zum Firmament,
Als sucht' es Schutz beim Himmel, der keinen Jammer kennt.
Und horch, da dringen Laute aus seinem Geistermund,
Und jener Klage Deutung, sie geben Worte kund:

„O daß, wonach ich einstens gestrebt, vergeblich war!
Stolz sah ich ziehn die Kreise den edlen Kaiseraar,
Und denen, die er treulich genommen in die Hut,
Stets bin ich beigestanden mit meinem besten Mut.

Heut' aber, da gegönnt mir, zu sehn dich teures Land,
Blick' ich mit Schmerz hernieder auf manch zerrissen Band,
Die Völker rings im Streite und du, mein Volk, voran,
In Östreichs schönsten Gauen, du bist in Acht und Bann!

Für dich hab' ich gerungen, für dich hab' ich gelebt,
Hab' dich im Lied gepriesen, dein Wohl so heiß erstrebt,
Mein Sang und meine Rede, sie waren dir geweiht.
Dir und dem Kaiserreiche! Und heut' nur Kampf und Streit!

Als Helden hast gepriesen du mich in Sang und Wort —
O daß doch die Erinnrung daran so schnell verdorrt! —
Du hättest sollen führen der andern Völker Reihn,
Die Fremden sah ich siegen und dich, mein Volk, bedräun!

Und jenes Schlosses Räume, von wo mein Lied erklang,
Wo meine Ahnen wohnten, so manch Jahrhundert lang,
Sie sind in fremden Händen, ach, keiner Enkel Schar
Weilt in der Väter Halle, die mir so teuer war!"

So tönt die Geisterstimme in düsterm Klagelaut,
Da plötzlich, horch, ein Klingen, so lieblich, hell und traut,
Wie sanfte Harfenweise, wie holde Melodie,
Die Harmoniensüße dem Hauch der Nacht verlieh!

Und aus der luft'gen Höhe sich rauschend niedersenkt
Ein Jüngling, der im Fluge dem Schatten zu sich lenkt,
Es prangt die hehre Stirne und goldner Locken Pracht,
Sie schimmert hell und glänzend durch lichte Mondesnacht.

Gesenkt des Jünglings Linke hält einen Lorbeerkranz,
Mit duft'gen Rosenblüten ist er durchflochten ganz,
Die Rechte aber hebt er dem Schatten zu im Gruß
Und spricht: „Getrost, o klage nicht, Anastasius!

Als Freund bin ich gestanden stets treu zur Seite dir,
In deine Hand gegeben hab' ich mein stolz Panier,
Den mehr als ein Jahrtausend man als so mächtig preist,
Blick auf, ich bin gekommen heut', ich, der deutsche Geist!

Ich hab' es mitgeschaffen, was du geboten kühn,
Als einst dein Lied verkündet der Freiheit Morgenglühn,
Als donnernd deine Rede für Vaterland und Reich
Ein jedes Herz getroffen, wie mit des Schwertes Streich.

Zum Volk' hab' ich die Liebe dir in das Herz gesenkt
Und echtes deutsches Fühlen als Gabe dir geschenkt;
Was edel du gewirkt hast in deiner Lebenszeit,
Ich bin ihm beigestanden in Freude und in Leid!

Laß ab von deiner Klage und zieh' zur Ruhe ein,
Für das, was du verteidigt, laß mich dein Schützer sein,
Ich werde rüstig schaffen, Deutschösterreich bleiben treu,
Wie finster auch die Wolke, die es verhüllt, jetzt sei!"

Und wie so mild und tröstend der Herrliche dies spricht,
Klärt sich des Schattenbildes verdüstert Angesicht,
Und aus dem Geistermunde tönt's wie ein Dankeswort,
Verschwindend sinkt der Schatten in seinen Ruheport. —

Der Jüngling aber leise den Kranz legt vor die Gruft;
Es strömt aus dem Gewinde ein süßer Rosenduft,
Der Rosen hat ja immer der Dichter so begehrt;
Und welken sie, der Lorbeer bleibt grün und unversehrt.

Dann breitet aus die Flügel des Jünglings Kraftgestalt,
Von goldner Gloriole erscheint sein Haupt umwallt;
Seht, wie in Feuergarben hell durch die Lüfte ihn
Jetzt weiter, immer weiter hinüber nordwärts ziehn. — —

Der Tag bricht an, es leuchtet wie Glut der Fenster Zahl
Von Thurn am Hart, dem Schlosse, im Morgensonnenstrahl;
Beim Gruftgewölbe droben doch hell im Jubelchor
Steigt aus den Fichtenzweigen der Vöglein Sang empor!

Anton Schlossar.

Literatur und Bibliographie.

Das nachfolgende Verzeichnis bietet die bemerkenswertesten Werke, die über Anastasius Grün-Auersperg handeln, sowie eine Zahl von Aufsätzen und Veröffentlichungen in Zeitschriften und Sammelwerken über den Dichter. Wie bei allen bibliographischen Zusammenstellungen ist natürlich auch hier eine absolute Vollständigkeit weder erreicht, noch erstrebt worden, es dürfte aber alles Wichtigere aufgezählt sein.

Allgemeine literargeschichtliche Werke.

Von den verschiedenen literargeschichtlichen und Sammelwerken enthalten wohl die meisten zeitgenössischen Besprechungen des Dichters. An dieser Stelle mögen von älteren und namentlich neueren Werken literargeschichtlichen Charakters nur genannt sein:

Seidlitz, Jul., Die Poesie und die Poeten in Österreich. Grimma. 1837. Bd. 1.

Die politischen Lyriker unserer Zeit. Ein Denkmal. Leipzig. 1847.

Menzel, A., Deutsche Dichtung. Stuttgart. 1859. Bd. 3.

Kurz, H., Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. 1869—72. Bd. 3.

Brümmer, Fr., Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 5. Ausgabe. Leipzig. 1900. Bd. 1.

Gottschall, R., Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 7. Aufl. Breslau. 1901—1902. Bd. 2. 3. 4.

Meyer, R. M., Grundriß zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 3. Aufl. Berlin. 1906. S. 119 ff.

Barthel, C., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 10. Aufl. von Borberg & Burckhard. Gütersloh. 1903. S. 339—357.

König, R., Deutsche Literaturgeschichte. 30. Aufl. Bielefeld und Leipzig. 1904. Bd. II. S. 291—293.

Bartels, A., Geschichte der deutschen Literatur. 3. u. 4. Aufl. Leipzig. 1905. Bd. 2. S. 62.

Meyer, R. M., Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. 3. Aufl. Berlin. 1906. S. 190.

Bartels, A., Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. 1906. S. 510.

Engel, Ed., Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. 1906. S. 887—8

In der ersten Auflage von Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung kommt Anastasius Grün merkwürdigerweise ebensowenig wie Lenau vor, obgleich deren österreichische Zeitgenossen Seidl, Leitner u. a. darin behandelt wurden. In der Neuauflage des Grundrisses wird Stefan Hock dem Dichter eingehend gerecht werden.

Werke und Aufsätze über die Familie Auersperg, über den Dichter Anastasius Grün und dessen Schriften Beiträge zu seiner Lebensgeschichte.

Richter, Fr. X., Die Fürsten und Grafen von Auersperg: Neues Archiv für Geschichte. Wien. 1830. Nr. 76—105.

Bauernfeld, Ed., Anton Alexander Graf v. Auersperg gen. Anastasius Grün (Auszug aus einer biographischen Skizze). Gedenke Mein. (Wien) f. 1848. S. XV—XXVI. Mit Porträt. — Vgl. auch: Bauernfeld, E., Gesammelte Aufsätze hrsg. von St. Hock. Wien. 1905: Anastasius Grün. (Mit den von der Zensur früher gestrichenen Stellen.)

Bauernfeld, E., Anastasius Grün. Album österr. Dichter. Wien. 1850. S. 58—96.

Bermann, Mor., Österr. Biogr. Lexikon. Wien. 1852—56. 3. S. 324 f.

Schurz, A. Lenaus Leben. Stuttgart. 1855. 2 Bde.

Moderne Klassiker. Leipzig. 1856. 24. Bd. Anastasius Grün m. Portr.

Deutsche Dichterhäuser. XII. Schloß Thurn am Hart in Krain. Illustr. Zeitung. Leipzig. 32. Bd. 1859. Nr. 814. Mit Abb.

Radics, Pet. v. Herbard VIII. Freiherr v. Auersperg. Wien. 1862. 8°.

[Auerbach, Berthold] Graf Auersperg (Anastasius Grün) im österreich. Herrenhause. Deutsche Blätter. Leipzig. 1863. Nr. 27.

[Fr. Broemel] Graf Anton Alexander Auersperg (Anastasius Grün). Illustr. Zeitung. Leipzig. 1863. 40. Bd. Nr. 1038. Mit Abb.

Lau, Thadd., Anastasius Grün. Familienbuch d. österr. Lloyd. N. F. III. 1863. S. 229 ff.

Gottschall, R., Reisebilder aus Italien. Breslau. 1864. S. 24—26.

[Radics, Pet. v.] Der Liberalismus und die Auersperge. (Geschichtl. Erinnerungen). Grazer Zeitung. 1864. Nr. 44—46. Feuill.

Schatzmayr, E., Anastasius Grüns Dichtungen. Eine Vorlesung. Elberfeld. 1865. 8°. 32 S.

Anastasius Grün. Deutschösterreich. Revue. Wien. 1867. II. 2. Heft.

Der 21. März in Wien. Illustr. Zeitung. Leipzig. 50. Bd. 1868. Nr. 1294 Mit Abb.

Wurzbach, C. v., Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich. Wien. Bd. I (1856). Nachträge. Bd. XI (1864) — Bd. XIV (1865) — Bd. XXII (1870).

Kirchner, Karl, Anastasius Grün. Literar. biogr. Skizze. Westermanns Monatshefte. Braunschweig. 37. Bd. 1875. S. 639—658.

Hamerling, Rob., Anastasius Grün. Die Gegenwart. Berlin. IX. 1876. Nr. 17. S. 260—262.

Simani, Jürg, Anastasius Grün. Gedenkblätter. Wien. 1876.

Radics, P. v., Anastasius Grün und seine Heimat. Festschrift. Stuttgart. 1876.

Schönbach, A., Rede .... zu Anastasius Grüns 70. Geburtstagsfeier. Tagespost. Graz ad Nr. 66 v. 1876. Feuill.

Frankl, L. A. F., Drei Dinge machen unsterblich. Neue Freie Presse. Wien. 1876. Nr. 4340. F.

Grün, Karl, Graf Anton Auersperg. Beilage zur (Augsburger) Allgem. Zeitung. 1876. Nr. 321. 324. 336. 337.

Auegg, Henriette, Aus der Jubelfeier Anastasius Grüns. Heimgarten von Rosegger. I. 1876. S. 134 ff.

Schröer, K. J., In der Veranda. (Auch Persönliches enth.) Heimgarten von Rosegger. I. 1876. S. 433 ff.

Gyurkovics, Zum 70. Geburtstage Anastasius Grüns. Illustr. Zeitung. Leipzig. 66. Bd. 1876. Nr. 1710.

Frankl, L., A. Grillparzer und Anastasius Grün. Neue Freie Presse. Wien. 1876. Nr. 4331. F.

[Speidel, Ludwig,] Anastasius Grün. Neue Freie Presse. Wien. 1876. Nr. 4335. F.

Rogge, Walter, Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün). Unsere Zeit. Leipzig. 1876. XII. 2. S. 721—742.

Richter, H. M., Graf Anton Auersperg. Die Gegenwart. Berlin. Bd. 10. 1876. Nr. 41.

Promber, Ad., Ant. Alex. Graf Auersperg (Anast. Grün). Linz. 1876. 31 S.

Bormann, Walter, Anastasius Grün und sein Pfaff vom Kahlenberg. Leipzig. 1877. 55 S.

Frankl, L. A, Wiege und Grab [Anastasius Grüns]. Die Heimat. Wien. 1878. S. 408—410.

Rabics, P. v., Anastasius Grün. Allgem. deutsche Biographie. Leipzig. 10. Bd. 1879. S. 27—33.

Rabics, P. v., Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken. Leipzig. 1879. 8°. 200 S.

Rabics, P. v., Aus Anastasius Grüns Jugendleben. Die Presse. Wien. 1879. Nr. 253. F.

Bormann, Walter, Aus den Dichtergärten Anastasius Grüns. Elberfelder Zeitung. 1880. Nr. 2. 5. 6. 7. F.

Zeehe, Andreas, Anastasius Grüns Schutt. Laibach. 1881. 46 S. Sep.-Abdruck aus dem Jahresbericht d. k. k. Obergymnas. Laibach.

Kunz, Franz, Die Poesie A. Grüns (Programm der Staatsoberrealschule Trautenau. 1882).

Rabics, P. v., Anastasius Grüns Lehrer und Freund, der slowenische Dichter France Preschérn als deutscher Poet. Leipzig. 1882. 28 S.

Fricke, Rich. Die Robin Hood-Balladen. Herrigs Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Lit. 69. Bd. 1883. S. 241—244.

Frankl, L. A, Moritz Kolbenheyer, Friedrich Hebbel u. Anastasius Grün. Neue Freie Presse. Wien 1884. Nr. 6957. F.

Hamerling, Rob., Zur Erinnerung an Anaſtaſius Grün in: Proſa. Hamburg. 1884. S. 283—304.

Radics, P. v, Zur Biographie Anaſtaſius Grüns. Drei Teſtamente (dasjenige Anaſtaſius Grüns, ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes Theodor). Leipzig, Verlag von „Auf der Höhe". 1885.

Brunner, Seb., Don Quixote und Sancho Panſa auf dem liberalen Parnaſſe. Der Herren Anaſtaſius Grün u. v. Bauernfeld Fanfaronaden. Würzburg. 1886. 200 S.

Frankl, L. A., Politiſche Epigramme von Anaſtaſius Grün. Neue Freie Preſſe. Wien. 1886. Nr. 7776. F.

Frankl, L. A., Anaſtaſius Grüns Nachlaß. Neue Freie Preſſe. Wien. 1887. Nr. 8124. F.

Zur Charakteriſtik Anaſtaſius Grüns. Aus ungedruckten Quellen. Franzos' Deutſche Dichtung IV. 1888. S. 204. 272. 323.

Roſegger, Peter, Allerhand Leute. Wien. 1888. Darin: Ein Dichter vor dem Miniſter.

Frankl, L. A., Erinnerungen an Anton Grafen Auersperg. Neue Freie Preſſe. Wien. 1890. Nr. 9206. F.

Leitner, Carl Gottfr. R. v., Zur Biographie Anaſtaſius Grüns. Franzos' Deutſche Dichtung. VIII. 1890. S. 220—224.

Frankl, L. A., Gottfried Leitner und Anaſtaſius Grün. Briefwechſel. Neue Freie Preſſe. Wien. 1891. Nr. 9563.

Pröll, Karl, Anaſtaſius Grün. Ein öſterr. Vorkämpfer des alldeutſchen Gedankens. Berlin. 1890. 8°. 34 S.

Seuffert, Bernh., Anaſtaſius Grün. Deutſche Rundſchau, Berlin. Bd. 71. 1892. S. 275—390.

Schloſſar, Ant., Hundert Jahre deutſcher Dichtung in Steiermark. Wien. 1893. S. 135 ff.

Roſegger, Peter, Anaſtaſius Grün in: Gute Kameraden. Wien. 1893. S. 108—120.

Sacher-Maſoch, Leop. v., Erinnerungen an Anaſtaſius Grün. Die Gegenwart, Berlin. Bd. 44. 1893. Nr. 33. S. 119—121.

Aus Bauernfelds Tagebüchern, hrsg. von Carl Glossy. Jahrbuch der Grillparzer-Geſellſchaft. Wien. Jahrg. 5 u. 6. 1895 u. 1896.

Frankl, L. A., Anaſtaſius Grüns Jugend. Neue Freie Preſſe. Wien. 1896. Nr. 11334. F.

Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie v. Reinbeck, hrsg. von A. Schloſſar. Stuttgart. 1896.

Rabenlechner, M., Hamerling Erinnerungen. (Über Hamerling und Anaſtaſius Grün.) Roſeggers Heimgarten. 23. Jahrg. 1899. S. 189—193.

Schönbach, Ant. E., Anaſtaſius Grün in: Geſammelte Aufſätze zur neueren Literatur. Graz. 1900. S. 174—185.

Leſſel, Heinrich v., Quellen und Unterſuchungen zu Anaſtaſius Grüns „Pfaff vom Kahlenberg“. Inaug.-Diſſertation. München. 1901. 8°. 32 S.

Gloſſy, Carl, Anaſtaſius Grün. Jahrbuch der Grillparzer Geſellſchaft. Wien. Jahrg. 11. 1901. S. 105—124.

Kolmer, G., Parlament u. Verfaſſung in Öſterreich. Wien. 1902—1904. Bd. 1 u. 2.

Leſſel, Heinrich v., Unterſuchungen über Anaſtaſius Grüns „Pfaff vom Kahlenberg“ in Kochs Studien zur vergl. Literaturgeſchichte. Bd. 4. 1904. S. 9 ff. B. 5. 1905. S. 1—46.

Auerſperg, Guido Graf, Die Wiege Anaſtaſius Grüns. Tagespoſt. Graz. 1905. Nr. 78. F.

Himmelbauer, Franz, Anaſtaſius Grün. Wiener Abendpoſt. 1906. Nr. 83. F.

Proelß, Johannes, Anaſtaſius Grün und Nikolaus Lenau. Deutſche Rundſchau. 32. Jahrg. 1906. S. 84—107.

Anaſtaſius Grün (Leitender Aufſatz). Neue Freie Preſſe. Wien. 1906. Nr. 14952.

Karpeles, Guſt., Anaſtaſius Grün u. Heinrich Heine. Neue Freie Preſſe. Wien. 1906. Nr. 14952. Lit.-Blatt.

Caſtelliz, Alfons, Thurn am Hart. Tagespoſt. Graz. 1906. Feſtbeilage Nr. 99.

Semerau, Alfred, „Fünf Oſtern“. Tagespoſt. Graz. 1906. Feſtbeilage Nr. 99.

Starcke, Guſtav, Eine Erinnerung an den 70. Geburtstag Anaſtaſius Grüns. Tagespoſt. Graz. 1906. Feſtbeilage Nr. 99.

Berg, W. Anaſtaſius Grün, Die Grenzboten. Leipzig. 65. Jahrgang. 1906. S. 12. 79. 130.

Radics, P. v., Erinnerungen an Anaſtaſius Grün. Anaſtaſius Grün-Nummer der Laibacher Schulzeitung. 1906. S. 93—97.

Anaſtaſius Grün (v. E. W.). Die Zeit. Wien. 1906. Nr. 1273. F.

Hegemann, O., Anaſtaſius Grün. Sonderabdr. aus d. deutſchen evangel. Wochenſchrift „Die Wartburg“ v. 6. April 1906. München. 1906. 8°. 14 S.

Wittner, Otto, Anaſtaſius Grün, in: Öſterreichiſche Porträts u. Charaktere. Wien. 1906. S. 137—169.

Hock, Stefan, Anaſtaſius Grün. Jahrbuch der Grillparzer Geſellſchaft. Wien. 16. Jahrg. 1906. S. 237—244.

Gleichen-Rußwurm, Alex., Der Wiener Poet. Neues Wiener Tagblatt. 1906. Nr. 100. F.

Radics, P. v., Die Heldin von Gaëta und Anaſtaſius Grün. Fremdenblatt. Wien. 1906. Nr. 99.

Kienzl, Herm., Anaſtaſius Grün. Beil. z. Allgem. Zeitung (München). 1906. Nr. 83. S. 67—76.

Caſtle, Ed., Lenau und die Familie Löwenthal. Leipzig. 1906. 2 Bde.

Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) Politische Reden und Schriften in Auswahl, hrsg. u. eingel. v. Stefan Hock. Wien. 1906. (Schriften d. lit. Ver. in Wien. V.)

Langer, Leo, Humor u. Satire in den Dichtungen Anastasius Grüns. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. XX. 1906. S. 545—562.

Briefwechsel, Briefsammlungen und Einzelbriefe Anastasius Grün-Auerspergs.

Korrespondenz mit Anastasius Grün von Bauernfeld. Nord und Süd. Berlin. 1877. 2. S. 375—407.

Ein Brief von Anastasius Grün. Mitget. v. Jul. Duboc. Literaturblatt von Edlinger. Wien. 2. 1878. Heft 12. S. 370.

Briefe des Grafen Leo Thun und des Grafen Anton Auersperg, hrsg. v. L. A. Frankl. Neue Freie Presse. Wien. 1889. Nr. 8755 u. 8756. F.

Briefwechsel zwischen Schmerling u. Anastasius Grün, hrsg. von L. A. Frankl. Neue Freie Presse. Wien. 1893. Nr. 10351. F.

Anastasius Grün u. Carl Gottfr. R. v. Leitner. Briefwechsel, hrsg. v. Ant. Schlossar. Jahrb. der Grillparzer-Gesellschaft. Wien. 6. Jahrg. 1895.

Anastasius Grün. Ein ungedruckter Brief. Mitget. von Walt. Bormann. Theater-, Kunst- und Literatur-Zeitung. Czernowitz. 1896. S. 2—5.

Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns. Anastasius Grün und Gustav Schwab, hrsg. v. Ant. Schlossar. Deutsche Revue. Stuttgart. 21. 1896. 1. S. 328. 2. S. 102.

Anastasius Grün und Josef Freiherr v. Hammer-Purgstall. Mit ungedruckten Briefen, hrsg. von Anton Schlossar. Österreich.-ungar. Revue. Wien. 20. 1896. S. 37 u. 107.

Anastasius Grün. Ungedruckte Briefe, hrsg. v. Ant. Schlossar. Wiener Abendpost. 1896. Nr. 82 u. 83. F.

Politisches von Anastasius Grün. Ungedruckte Briefe an Anton Laschan, hrsg. v. A. Schlossar. Deutsche Revue. Stuttgart. 22. 1897. S. 129—147.

Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und L. A. Frankl (1845—1876) hrsg. v. Bruno v. Frankl. Berlin. 1897.

Nach Königgrätz. Mit ungedruckten Briefen Anastasius Grüns u. L. A. Frankls, hrsg. v. L. A. Frankl. Franzos' Deutsche Dichtung. 21. Bd. 1897. S. 9 u. 47.

Das Wiener Schiller-Denkmal. Aus ungedruckten Briefen Anast. Grüns u. L. A. Frankls. Franzos' Deutsche Dichtung. 21. Bd. 1897. S. 68. 94. 139.

Frankl-Hochwart, Bruno v., Anastasius Grün u. Bauernfeld am 13. März 1848. (Ungedruckte Briefe.) Die Zeit. Wien. 1898. 14. Bd. Nr. 180. S. 161—162.

Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns (an A. Laschan) hrsg. v. A. Schlossar in „Ein Wiener Stammbuch" . . . Wien. 1898. S. 220—224.

Ein Brief von Anastasius Grün an Josef Freih. v. Hormayr von 1848,

hrsg. Joſ. Weiß. Hiſtor. Jahrb. d. Görresgeſellſchaft. Freiburg. Bd. 19. 1898. S. 358—363.

Schloſſar, Anton, Ein ungariſcher Gelehrter und berühmte öſterreichiſche Dichter. (Mit ungedr. Briefen Anaſt. Grüns.) Tagespoſt. Graz. 1900. Nr. 10. F.

Frankl-Hochwart, Bruno v., Bekenntniſſe und Erlebniſſe von Anaſtaſius Grün. Ungedruckte Briefe Anaſtaſius Grüns an Albert Knapp. Deutſche Revue. Stuttgart. 26. 2. 1901. S. 222—364.

Frankl-Hochwart, Bruno v., Carneri und Leo Thun. (Mit einem ungedruckten Briefe Auerſpergs.) Deutſche Revue. 27. 4. 1901. S. 306 ff.

Ein ungedruckter Brief Anaſtaſius Grüns. Tagespoſt. Graz. 1901. Nr. 134. F.

Schloſſar, Anton, Zu Roſeggers 60. Geburtstage. Mit ungedruckten Briefen Anaſt. Grüns. Wiener Abendpoſt. 1903. Beil. Nr. 174.

Ungedruckte Briefe Anaſtaſius Grüns an den Dichter „Eginhard". Mitgeteilt von A. Schloſſar. Neue Freie Preſſe. Wien. 1903. Nr. 13868 Lit.-Bl.

Anaſtaſius Grün und Charles Boner. Ungedruckte Briefe mitgeteilt von A. Schloſſar. Neue Freie Preſſe. Wien. 1906. Nr. 14942. Lit.-Bl.

Briefe Ant. Graf Auerſpergs an Bartholomäus R. v. Carneri. Mitget. v. Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart. Neue Freie Preſſe. Wien. Nr. 14952, 14965, 14972. Lit.-Bl.

Briefe des Grafen Anton Alex. Auerſperg an Otto Freih. v. Apfeltrern. aus d. J. 1866. Mitgeteilt von Anton Schloſſar. Neue Freie Preſſe. Wien. 1906. Nr. 14986. Lit.-Bl.

Schloſſar, Anton, Anton Alex. Graf Auerſpergs politiſches Wirken für das Land Krain. Ungedruckte Briefe an Karl Deſchmann. Neue Freie Preſſe. Wien. 1906. Nr. 15103. Lit.-Bl.

Schloſſar, Anton, Anaſtaſius Grün in Frankfurt a. M. (Mit ungedruckten Briefen.) Frankfurter Zeitung. 1906. Nr. 99. F.

Schloſſar, Anton, Anaſtaſius Grün, der Freiheitsſänger des Vormärz. (Mit ungedr. Briefen.) Bühne und Welt. Berlin. 8. Bd. 1906. S. 539 ff.

Schloſſar, Anton, Zum hundertſten Geburtstage Anaſtaſius Grüns. (Mit ungedr. Briefen.) Öſterr. Rundſchau. Wien. 6. Bd. 1906. S. 419 ff.

Schloſſar, Anton, Aus ungedruckten Briefen von Anaſtaſius Grün. Wiener Zeitung. 1906. Nr. 81. F.

Schloſſar, Anton, Anaſtaſius Grün und Caſtelli. (Mit ungedruckten Briefen.) Neues Wiener Tageblatt. 1906. Nr. 97. S. 21.

Schloſſar, Anton, Anaſtaſius Grün in Rohitſch Sauerbrunn. (Mit ungedruckten Briefen.) Tagespoſt. Graz. 1906. Nr. 99. Feſtbeilage.

Schloſſar, Anton, Vom Freiheitsſänger Anaſtaſius Grün. Mit einer Anzahl ungedruckter Briefe. Zeitſchrift für Bücherfreunde. Leipzig. 1906. Oktoberheft. S. 270 ff.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anaſtaſius Grüns

ſämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schloſſar.

Mit 6 Bildniſſen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der erſten Ausgaben und einem Briefe als Handſchriftprobe.

Zweiter Band.

Inhalt: Gedichte.

Leipzig.

Max Heſſes Verlag.

Einleitung des Herausgebers.

Der ziemlich spurlos vorübergegangenen ersten Gedichtsammlung Anastasius Grüns: „Blätter der Liebe“ (Stuttgart 1829) waren die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, welche bei Hoffmann & Campe in Hamburg völlig anonym erschienen, gefolgt und hatten den Verfasser plötzlich berühmt gemacht. Er ist bald darauf mit einzelnen Gedichten auch in dem von Schwab geleiteten Stuttgarter „Morgenblatte“ hervorgetreten, und nachdem er die schwäbischen Dichter und namentlich auch Gustav Schwab bei einem Besuche Württembergs persönlich kennen gelernt, fehlten Grüns Beiträge nie in dem zuerst von Amadeus Wendt, später von Schwab und Chamisso redigierten „Musenalmanach“ (später „Deutscher Musenalmanach“), der im Verlage von Weidmann in Leipzig seit 1830 herausgegeben wurde. Der vierte Jahrgang des erwähnten Almanachs (1836) brachte schon Grüns vorzügliches Porträt, das Pelissier in Rom, wo der Dichter gelegentlich seiner Italienreise 1835 geweilt, gezeichnet hatte, und das in Kupferstich dem Büchlein beigegeben wurde. Auch in des Freundes Lenau „Frühlingsalmanach f. 1836“ und an andern Orten waren von dem jetzt vielumworbenen Poeten Gedichte erschienen. Die Verleger des Musenalmanachs: Weidmann hatten sich schon 1833 an den Grafen Auersperg-Grün mit der Anfrage gewendet, ob er nicht seine gesammelten Gedichte in ihrem Verlage erscheinen lassen wolle, doch war er damals noch der Meinung, „daß eine Sammlung derselben noch zu früh käme“, dagegen bot er dem Verlage das neuentstandene poetische Werk an, welches 1835 unter dem Titel „Schutt“ bei Weidmann erschien. Noch im Februar 1836 schrieb Auersperg an Weidmann (Reimer), mit dem er nun in geschäftlichen und freundschaftlichen schriftlichen Verkehr getreten war, der viele Jahre andauerte: „In betreff der Sammlung meiner Gedichte glaube ich noch eine Zeitlang warten zu müssen. Ich habe meinen Vorrat dieser Tage durchmustert und gefunden, daß ich, da ich bei meiner Auswahl sehr streng sein will, kaum Materiale für ein Bändchen von 200 Seiten habe.“ Im Sommer desselben Jahres kam Grün-Auersperg nach Leipzig, und die persönliche Bekannt-

ſchaft mit Reimer veranlaßte wohl, daß er nun entſchloſſen war, die Sammlung der „Gedichte“ an Weidmann zu übergeben. Im Oktober 1836 ſchrieb er an Reimer ſeinen Dank für die freundliche Aufnahme in Leipzig, und nach anderen Mitteilungen, welche die übrigen Werke Grüns betreffen, „ſo glaube ich wird es das Zweckmäßigſte ſein, wenn Sie bis Oſtern meine Gedichte, an deren Ordnung ich nun mit Ernſt gehen will, drucken —“. Am 4. Mai 1837 erſt ſendete er das „längſt verſprochene Manuſkript“ der Gedichte, die unter dem Titel „Gedichte von Anaſtaſius Grün“ in dem erwähnten Verlage zu Anfang des Winters 1837 erſchienen ſind.

Bei der Auswahl war der Verfaſſer in der Tat ſehr ſtreng. Aus den „Blättern der Liebe“ hatte er nur einige wenige Stücke umgearbeitet aufgenommen. Die Stücke aus der erſten Jugendperiode, welche in Bäuerles Theaterzeitung von 1825 an, ſowie im Dresdener „Merkur“, in den älteren Taſchenbüchern („Philomele“, „Huldigung den Frauen“, „Der Freund des ſchönen Geſchlechtes“ uſw.) in Hormayrs hiſtoriſchem „Archiv“, ſowie in deſſen „Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte“ erſchienen waren, hatte Grün nahezu ganz ausgeſchloſſen, und dieſelben wurden überhaupt in keiner Ausgabe ſeiner Gedichte und Werke mehr zum Drucke gebracht. Auch in der letzten Sammlung „In der Veranda“ (1877), deren Erſcheinen der Dichter nicht mehr erleben ſollte, findet ſich kein einziges der von ihm endgültig verworfenen Jugendgedichte mehr. Schon 1838, ein Jahr nach dem Erſcheinen der erſten Auflage der „Gedichte“ wurde eine zweite notwendig, und ſeitdem erſchienen von dem Verfaſſer ſtets genau revidiert und vermehrt, bis zu der ſchon im Verlage von Grote in Berlin herausgegebenen 15. Auflage Neuauflagen in den Jahren: 1841, 1843, 1844, 1847, 1850, 1852, 1857, 1858, 1866, 1869, 1874 und 1875. In einigen dieſer Jahre (1847 und 1850) waren ſogar zwei Auflagen notwendig, darunter einige in zierlichem Miniaturformat, von denen die 10. ein von Mutterthaler gezeichnetes geſtochenes Titelbild enthält, das ſich aber Auerspergs Beifall nicht erfreute und in der Tat unſchön iſt. Dem vorliegenden Bande iſt der Text der letzten Auflage zugrunde gelegt.

Was das Gedicht am Schluſſe: „Zur Verſtändigung“ betrifft, ſo erſcheint es notwendig, hier Eduard Bauernfelds Gedicht zum Abdrucke zu bringen, auf welches ſich Grüns Gegengedicht als Antwort bezieht. Bauernfeld hatte die nachſtehenden Verſe in Witthauers vor-

trefflicher „Wiener Zeitschrift", Jahrgang 1843, Nr. 39, zum Abdrucke gebracht, und in derselben Zeitschrift erfolgte in Nr. 65 des gleichen Jahrganges der Abdruck von Anastasius Grüns poetischer Beantwortung. Das Gedicht Bauernfelds folgt an dieser Stelle. Es lautet:

An einen Dichter, meinen Freund.

O du Beneidenswerter, in ländlich reizender Stille
Sein eigen Feld bebauend, du wahrer beatus ille!
Du bist ein Freund — im Leben und Poesie — von Rosen,
Und lassest sie als Kränze um dein' und unsre Stirne kosen.

Dein Vers ist, was er sollte bei allen Dichtern sein:
Ein duft'ger Blumenbüschel, Gewebe zart und fein,
Ein Klingen und ein Singen aus innerstem Herzenstrieb,
Drum waren deine Lieder von jeher uns so wert, so lieb.

Und gibst du nur dich selber, und was du hast und bist,
So wisse, daß uns eben die Gabe die liebste ist;
Poeten waren nicht immer von flüchtigem Gelichter,
Und ist der Mensch ein ganzer, so gibt's auch einen ganzen Dichter.

Wie sich das kleine Vöglein beim Regen duckt hinterm Zaune,
So sitzt die heutige Muse versteckt, voll übler Laune,
Und brütet über Dingen, die nicht poetisch sind,
Und hegt und pflegt ein totes, undichterisch-politisch Kind.

Die Dichter machen Verse, doch Lust- und Lebenlose,
Zwar glattre, aber kalte; die meisten schreiben in Prose;
Und was sie singen, es lebte nicht früher im Gemüte,
Drum ist nicht frische Blume ihr Lied, nur kranke Treibhausblüte.

Des Busen nicht von großen Gedanken mag entbrennen,
Der soll sich fürder wahrlich nicht einen Dichter nennen;
Auch war's von je, ich weiß es, der echten Dichter Art,
Zu schöpfen aus der neuen und jung-lebend'gen Gegenwart.

Doch wer die Zeit erfasse, der muß sich erst befreien
Von ihren Altersschlacken, vom Rufe der Parteien:
Die dichterische Wahrheit, die ewige, nimmer alte,
Sie liegt im Menschengeiste und nicht in einer Zeitungsspalte.

Wohl mancher mag in Prosa ein tüchtiger Kämpfer sein,
Doch klingt der Modeschlachtruf in Versen gar nicht fein;

Der Dichter iſt kein Plänkler, der den einzeln Feind erſchießt,
Ein Feldherr iſt's, der im Buſen des Feldzugs großen Plan verſchließt.

Was wär' das für ein Feldherr, der ſo mit einem Male
Das große Geheimnis kund gäb' jedwedem Korporale?
Der Troß ſteht in den Reihen, der Dichter ſitzt auf dem Thron;
Der Dichter iſt kein Gemeiner, der Dichter iſt Napoleon.

Ob der und jener falle, den Führer mag's nicht kümmern,
Noch will er, einem zu Liebe, den großen Plan zertrümmern;
An Menſchen fehlt es niemals, die bauen oder ſtreiten,
Doch Bauherr oder Feldherr — ſein Geiſt muß über der Maſſe ſchreiten.

Und vollends nun ein Dichter! Was helfen dem die andern?
Er muß im Waldesdunkel und ſtill und einſam wandern;
Das wollen ſelbſt die Beſten, die's gut und ehrlich meinen,
Die Beſten nicht begreifen: Der Dichter will für euch nur ſcheinen.

Er ſchafft ein Werk, ein ganzes, voll holder Phantaſien,
Erlebt, durchdacht, empfunden: euch ſoll's die Bruſt durchziehen,
Und euch an alles mahnen an alles und an nichts;
Nicht eine Lamp' anzünden: es ſei ein Strahl des ewigen Lichts.

Nicht wackere Geſinnung, noch modernes Element
Genügt für einen Dichter; der Dichter braucht — Talent;
Nicht in Journalartikeln läßt ſich Genie erlernen,
In Blumen bricht's aus der Erde und leuchtet droben bei den Sternen.

Heil dir, mein Freund, mein Dichter, daß dir der Himmel gegeben
Die reizend-ſüßeſte Gabe: Den Dichterblick im Leben;
Und laß die Leute nur ſchelten, und laß ſie ſchütteln die Ohren,
Und denke dir: „Wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren."

Drum leb' in Waldesdunkel, ſtill und zurückgezogen,
Im Arme der Geliebten, und ſchwinge den Dichterbogen;
Und ſchieße goldne Pfeile in unſer Herz hinein,
Ein Labſal uns, die täglich nur leſen vom Gewerbverein.

Leb' wohl, Beneidenswerter, in ländlich-reizender Ruh',
Dein eigen Feld bebauend, ein wahrer Beatus du!
Und laß ſie draußen nur kritteln, und laß ſie draußen toſen:
Du ſchmücke dein Haupt und unſres mit friſchen und poetiſchen Roſen.

Wien, am 20. Februar 1843.

Bauernfeld.

Gedichte.

Prolog.

Was drängt das junge Laub der Eichen
So frisch ans Maienlicht sich heute,
Und sieht doch unten seinesgleichen,
Des letzten Herbstwinds dürre Beute!

Was jauchzt die Nachtigall sanglodernd,
Als ob ihr horchten Ewigkeiten,
Und sieht doch ihre Schwester modernd,
Wenn Schnee sein Bahrtuch läßt entgleiten!

Was drängt ihr, Lieder, euch vermessen,
Im Dichtersaal Gehör zu fordern,
Und seht doch längst verhallt, vergessen
Die Lieder edler Sangesvordern! —

Und wüßt' ich auch, ein Schutzgeist schreibe
Mein Lied in Felsen unverdrossen,
Daß aufbewahrt es Enkeln bleibe, —
Ich hielte fest den Mund verschlossen.

Und wüßt' ich, daß zu fernen Zeiten
Ein jeglich Bild aus meinen Sängen
Als Marmorbildnis würde schreiten, —
Fest würd' ich zu die Lippen zwängen.

Denn freud'ge Ahnung im Gemüte
Und Hoffnung will mich süß durchdringen,
Es werde unsres Daseins Blüte
In einem neu'n Geschlecht sich jüngen;

Das, Manneskraft im starken Busen
Und Gotteslieb' im warmen Herzen,
Einst lächeln muß ob unsrer Musen
Fruchtlosen Kämpfen, müß'gen Scherzen.

Doch würden, wend' es Gott! die Söhne
Nicht edler als die Väter wieder,
Dann sind sie unsrer Schmerzenstöne
Nicht wert und unsrer Kampfeslieder.

Und ſüßer als ein ruhmlos Leben
Im weiten, todesſtillen Raume,
Iſt's, zu verklingen, zu verſchweben,
Wie Blatt und Vogel ſinkt vom Baume.

Wenn ihr nur einen Aſt zerſplittert,
Ein Blättlein reißt vom Zweigesrande,
Traun, ihr verletzt und ihr zerknittert
Dem Lenz ein Stück vom Feſtgewande!

Schießt ihr ein Vöglein, leicht zu miſſen,
Nur eines aus dem Schwarme nieder,
Des Frühlings Lied habt ihr zerriſſen,
Der ganze Vollklang iſt's nicht wieder!

So iſt mein Lied im Dichterlenze
Ein Vogel nur, ein Blatt, ein Schimmer,
Und fehlt es, bleibt noch g'nug dem Lenze,
Doch iſt der ganze Lenz es nimmer.

Drum grüne kühn, Baum meiner Lieder,
Im Haine deutſchen Sangs ein Sproſſe,
Inmitten deiner ſchönern Brüder
Ein treuer, heiterer Genoſſe.

Du haſt gebebt vor den Gewittern,
Die ihren ſtarken Stämmen drohten;
Mit ihnen mußteſt du erzittern,
Wenn um ihr Haupt die Blitze lohten.

In grüner Schale aufgefangen
Hat jedes Blatt den Tau der Frühe;
In Tränen mag der Himmel prangen!
Und Hoffnungsmorgenrot erglühe!

So laß gemut dein Leben gleiten,
Wie dir's ſchon liegt in Mark und Kerne,
Die Lenze ſein dir Ewigkeiten,
Dein Ruhm die ſchönen, flücht'gen Sterne.

Und deiner Wipfel echte Töne,
Sie werden Ort im ganzen finden,
Doch das Unheil'ge und Unſchöne
Sei dir entführt von günſt'gen Winden!

Blätter der Liebe.

1825—1829.

Blätter und Lieder.

Frühling iſt's in allen Räumen!
Blüt' und Blume taucht empor,
Und aus Stauden und aus Bäumen
Sprießen Blätter grün hervor.

Jugend blüht auf meiner Wange,
Jugend glüht in meiner Bruſt;
Blättern gleich im Frühlingsdrange
Blühn mir Lieder aus der Bruſt.

Blätter ſaugen aus der Erde
Leben, Farbe, Glanz und Saft,
Flattern wieder zu der Erde,
Wenn ſie knickt des Sturmes Kraft.

Aus der Lieb' erblühen Lieder,
Blühn und ſproſſen auf zum Licht,
Flüchten zu der Liebe wieder,
Wenn der Zeiten Arm ſie bricht.

Wenn ein neuer Lenztag blinket,
Blühn die Blätter wieder auf,
Und wenn neue Liebe winket,
Leben neu die Lieder auf.

Beſtimmung.

Als der Herr die Roſ' erſchaffen,
Sprach er: Du ſollſt blühn und duften!
Als er hieß die Sonne werden,
Sprach er: Du ſollſt glühn und wärmen!

Als der Herr die Lerch' erſchaffen,
Sprach er: Flieg empor und ſinge!
Als geformt des Mondes Scheibe,
Sprach er: Rolle hin und leuchte!

Als der Herr das Weib erſchaffen,
Sprach er: Sei geliebt und liebe!
Aber als er dich erſchaffen,
Hat er wohl dies Wort vergeſſen.

Denn wie könnteſt du ſonſt ſehen
Mond und Sonne glühn und leuchten,
Roſen blühen, Lerchen ſteigen,
Und geliebt ſein und — nicht lieben?

Dir allein!

Möchte jedem gern die Stelle zeigen,
Wo mein Herz ſo ſchwer verwundet worden;
Aber dir möcht' ich mein Leid verſchweigen,
Doch nur dir! denn du allein
Haſt den Dolch, der mich vermag zu morden.

Möchte keinem meine Leiden klagen,
Aber dir enthüllen alle Wunden,
Die gar tief mein Herz ſich hat geſchlagen;
Doch nur dir! denn du allein
Haſt den Balſam, der mich macht geſunden.

Der Beſuch.

Oft des Tags und oft des Abends
Wall' ich an das Ziel der Sehnſucht
Aus der Stadt durchtobten Straßen
In der Vorſtadt ſtillre Welt.

Über unſres Stromes Brücke
Zieh' ich hin mit raſchem Schritte,
Wie ein Geiſt ſo ſtill und ſchweigſam
Durch den lärmend lauten Schwarm.

Und dann rechts? — ach nein, zur Linken!
Seht, kaum weiß ich mehr es ſelber;
Dann grad fort? — ach nein zur Rechten,
Um die Ecke raſch gewandt!

Seltſam! — ging ich nie doch irre
Auf der ſchönen heil'gen Wallfahrt;
Dennoch, Freunde, kann ich nimmer
Künden euch den Weg dahin.

Kann kein Häuschen an der Straße
Zeichnen euch mit ſichern Händen.
Alſo kennt man wohl die Sterne,
Aber nicht den Weg dahin!

Familiengemälde.

Großvater und Großmutter,
Die ſaßen im Gartenhag,
Es lächelte ſtill ihr Antlitz
Wie ſonniger Wintertag.

Die Arme verſchlungen, ruhten
Ich und die Geliebte dabei,
Uns blühten und klangen die Herzen
Wie Blumenhaine im Mai.

Ein Bächlein rauſchte vorüber
Mit plätſcherndem Wanderlied
Stumm zog das Gewölk am Himmel,
Bis unſeren Blicken es ſchied.

Es raſchelte von den Bäumen
Das Laub, verwelkt und zerſtreut,
Und ſchweigend an uns vorüber
Zog leiſen Schrittes die Zeit.

Stumm blickt aufs junge Pärchen
Das alte ſtille Paar;
Des Lebens Doppelſpiegel
Stand vor uns licht und wahr:

Sie sahen uns an und dachten
Der schönen Vergangenheit;
Wir sahen sie an und träumten
Von ferner, künftiger Zeit.

Die Wunder.

Willst du es sehn, wie lohe Flammenglut
Beisammen friedlich wohnt mit Wasserflut,
Wie beide ineinander frei bestehn,
So mußt du ihr ins klare Auge sehn;
Drin wohnt ein Feuer wie die Glut der Sonne,
Draus siehst du wie aus glühem Flammenbronne
Oft klar den Perlenquell der Tränen taun,
Kannst Glut in Flut und Flut in Gluten schaun.

Willst du auch sehn den Becher wunderbar,
Draus tötend Gift und Honig süß und klar
Mit einem einz'gen Zug man saugen kann:
O blicke ihren Rosenmund nur an!
Der Wunderbecher sind die Purpurlippen,
Draus Süß und Herb mit einem Zug zu nippen,
Ein Honigseim, der's Herz belebt und nährt,
Ein Gift, das wild am Lebensmarke zehrt.

Und kennst das goldne Wundernetz du nicht,
Wo sich kein Faden in den andern flicht,
Das fest zugleich, wenn locker auch und los,
Manch bebend Herz verstrickt in seinen Schoß?
Siehst du der Lockenhaare goldig Prangen?
Das ist das Wundernetz, das mich gefangen,
Das fest zugleich, wenn locker auch und los,
Mein zitternd Herz verstrickt in seinen Schoß.

Willst du es sehn, wie Ätnas Flammenbrand
Mit Thules eis'gen Schollen sich verband,
Der eine Gottes flammender Altar,
Die andern frostig, kalt und ewig starr?

Das sind wir zwei und unsre beiden Herzen,
Ungleich an Lust, ungleicher noch an Schmerzen,
Das meine wie des Ätnas Brand so heiß,
Das ihre kalt und starr wie Nordpols Eis.

Mein Frühlingslied.

Ich ging hinaus zur blum'gen Au.
Da ruhte Braut Natur im grünen Samtkleid,
Im Haar den frischen Kranz, das Haupt entschleiert:
Den weißen Schleier hatte sie gelegt
Auf ihren Putztisch: jenen alten Gletscher.
Man sieht ihr's an, sie harrt des Bräutigams. —
Doch ziemt's wohl Bräuten, so mit Fremden buhlen?
Es wogt entblößt ihr voller Lilienbusen
Mit seinem üpp'gen Rosenknospenpaar;
Mit ihren großen, lichten Blumenaugen
Liebäugelt sie ringsum und wirft mutwillig
Mir Dutzende von ihren Liebesbriefchen,
Den weißen Blüten, scherzend in den Schoß.
Mir war ganz wohl, klar stand's in meinem Sinn,
Daß man wohl glücklich kann auf Erden sein.

Ich wallte in der blum'gen Au.
Da saß der junge Lenz an einer Quelle,
Ich sah, er rüstet sich zur Braut zu gehn;
Ins sonnenstrahlige Gelocke hat
Ein blitzend Diadem er aufgedrückt,
Er wusch das reine, klare Antlitz sich
Und überspritzte schäkernd dann auch mich
Mit Quellenschaum vom Wirbel bis zur Zehe.
Doch, zur Entschäd'gung gleichsam, brach er drauf
Rasch eine Handvoll Perlen aus der Kron'
Und warf sie mir zu Füßen in das Gras.
Ich war so heiter, fast schien mir's ein Traum,
Daß man auf Erden elend könne sein.

Ich wallte heim aus blum'ger Au.
Das Brautpaar war sich an die Brust gesunken. —

Ich zog, das Herz voll Luſt, den Mund voll Lieder,
Frohlockend heimwärts in die dumpfe Stadt;
Da ſchwebt an mir vorbei ein liebend Paar,
Zwei und doch eins! wie ſich zwei Nachbarſtämme
In Kron' und Wurzeln ineinander ranken.
Wollt ihr das Glück ſehn: ſeht in ihre Augen!
Wollt ihr die Freude ſchaun: ſchaut ihre Wangen!
Sucht ihr die Liebe: horchet ihren Lippen! —
Doch ſeltſam, jetzt erſt fühlt' ich's, daß auf Erden
Man elend auch, recht elend könne ſein!

Das Morgenrot.

Jüngſt ſtand ich früh am Fenſter.
Vorüber trugen ſchwarze Männer ernſt
Im Morgenzwielicht einen offnen Sarg.

Da flammt' empor das Frührot.
Der Leiche Antlitz glomm nun roſigrot,
Als ſei nach kurzer Wandrung rückgekehrt
Das Leben ins vorſchnell verlaßne Haus.

Kalt ſtrich des Frührots Odem.
Da hüllten ſich, vor Kälte leichenblaß,
Die Männer in die ſchwarzen Mäntel tief,
Als wickle ſie der Tod ins Leichentuch.

O wundervolles Frührot!
Dem Tode hauchſt du Glut ins welke Antlitz,
Dem Leben hauchſt du Eis in glühnde Pulſe!

O wundervolle Liebe!
Du haucheſt Eis ins wunde Herz des Lebens,
Daß es vor Froſt zu Tode möcht' erſtarren!
Dein ſchönſtes Diadem ſchmückt oft erſt Leichen,
Dein wärmſter Kuß ſchwelgt auf des Todes Lippen!

Der Liebesgarten.

Wenn nachts der freundliche Schlummer
Die ſilbernen Fäden webt,
Da trägt es mich flugs in ein Gärtchen,
Wo Liebe nur ſchafft und webt.

Drin grünet manch ſeliges Plätzchen,
Drin blühet manch lieblicher Strauß;
Da pfleg' ich mein friedliches Gärtchen
Und ſchmück' es gar ſorglich aus:

Mit Freuden und Leiden der Liebe,
Bis der purpurne Morgen kam,
Doch nicht mit all meinen Freuden
Und nicht mit all meinem Gram!

Denn würde zur farbigen Blume
Jedweder ſelige Traum,
Für all die Blüten und Blumen
Wär' in dem Gärtchen nicht Raum.

Und fiele gar jegliche Träne
Als Tau auf die Fluren ſchwer,
Bald ſähe man ſtatt des Gärtchens
Ein blitzendes Perlenmeer.

Und lächelten Blicke der Liebe
Als Sonnen von Himmelshöhn,
Bald glänzten aufs Gärtchen mehr Sonnen,
Als Halme auf Wieſen ſtehn.

Und flatterte jegliches Küßchen
Als farbiger Schmetterling,
Bald blühten zu wenig der Blumen
Den Faltern im Gartenring.

Doch trübte jeglicher Zwieſpalt
Als Wolke der Sonnen Schein,
Traun, oben am Himmel blieb' es
Wohl ewig heiter und rein.

Und wüchse jegliche Untreu
Des Liebchens als Schierlingskraut,
Ich hätte die Schierlingsſtaude
Im Gärtchen noch nie erſchaut.

So träum' ich mir nachts mein Gärtchen
Aus der Liebe Freuden und Gram;
Wie anders doch iſt es zu ſchauen,
Wenn wieder der Morgen kam!

Die Falter ſind all' entflogen,
Die Sonnen ſind alle verglüht,
Die ſeligen Plätzchen verſchwunden,
Die Blumen verſengt und verblüht.

Der einzige Tau ſind die Tränen;
Der Schierling das einzige Grün,
Und über erſtorbenen Keimen
Ziehn düſtere Wolken dahin.

Die Brücke.

Eine Brücke kenn' ich, Liebchen,
Drauf ſo wonnig ſich's ergeht,
Drauf mit ſüßem Balſamhauche
Ew'ger Frühlingsodem weht.

Aus dem Herzen, zu dem Herzen
Führt der Brücke Wunderbahn,
Doch allein der Liebe offen,
Ihr alleinig untertan.

Liebe hat gebaut die Brücke,
Hat aus Roſen ſie gebaut!
Seele wandert drauf zur Seele,
Wie der Bräutigam zur Braut.

Liebe wölbte ihren Bogen,
Schmückt' ihn lieblich wundervoll.
Liebe ſteht als Zöllner droben,
Küſſe ſind der Brückenzoll.

Süßes Mädchen, möchteſt gerne
Meine Wunderbrücke ſchaun?
Nun es ſei, doch mußt du treulich
Helfen mir ſie aufzubaun.

Fort die Wölkchen von der Stirne!
Freundlich mir ins Aug' geſchaut!
Deine Lippen leg an meine:
Und die Brücke iſt erbaut.

Vogelſang im Winter.

Indes wir im Stübchen, Liebſte, hocken,
Und vor den windgerüttelten Scheiben
Des Winters weiße, ſchwere Flocken,
Im Sturme wirbelnd, vorübertreiben:

Wird jenes Wandervöglein, das freie,
Das du im Sommer gepflegt mit Koſen,
Sich ſonnen in Südens Himmelsbläue
Und wiegen ſich über Südens Roſen.

Auf grünende Myrten wird ſich's ſchwingen,
Und abends vom Zweig im Mondenſcheine
Die Lieder von ſeinen Fahrten ſingen
Der horchenden fremden Schweſtergemeine.

„Weit über dem Meer am Donauſtrande,
Dort ſteht ein Häuschen, ein niedliches, blankes,
Und aus dem Häuschen, am Fenſterrande,
Winkt mir ein Mädchen, ein liebliches, ſchlankes.

Und wenn auf ihren Arm ich dann fliege,
Will faſt mich des Nordens Schnee erſchrecken,
Als ob auf ſilbernem Baum ich mich wiege,
Draus fünf der ſilbernen Zweige ſich ſtrecken.

Auf ihren Schultern am Lockenbuge,
Da fehlte nicht viel, daß Stolz mich berückte,
Da meint' ich der Adler zu ſein, der im Fluge
Im Sonnenſtrahlennetz ſich verſtrickte!

Und wenn aus der hohlen Hand zum Mahle
Der frische kristallene Born mir quillet,
Da schlürf' ich aus alabasterner Schale,
Wie sie dem Sultan der Sklave füllet.

Und wenn das Körnlein in ihren Lippen,
Mein täglich Brot, mir entgegenblickte,
Da meint' ich Purpurkirschen zu nippen,
Als ich den köstlichen Kern daraus pickte.

Und solches ist wohl in jenen Landen
Die süßeste Speise, das Mahl der Freude;
Denn einer, der oft daneben gestanden,
Der sah mein Picken immer mit Neide."

So wird dein Preis jetzt im Süden klingen!
Heil mir, dem solche Liebste zu eigen,
Von der die Vögel in Afrika singen
Und in Europa die Nachbarn schweigen!

Im Bade.

Ach, könnt' ich die Welle sein,
Wie freut' ich mich so!
Doch könnt' ich die Quelle sein,
Wär' doppelt ich froh!

Könnt' ich die Welle sein,
Hüpft' ich mit frohem Sinn,
Wo sie im Bade weilt,
Rasch zur Geliebten hin;
Hätte sie schnell ereilt,
Wogte mit stillem Gruß
Rasch um den lieben Fuß,
Blähte mich stolzer dann,
Schwölle und stieg' hinan
Bis an des Busens Rund,
Bis an den Purpurmund,
Grüßte und küßte sie,
Koste und neckte sie,

Und sie erlitt es gern,
Glaubt' ja, ich seh' es nicht,
Glaubt' mich ja fern!

Könnt' ich die Quelle sein,
Ganz nach Verlangen
Wäre sie mein;
Liebend umfangen
Wollt' ich die Holde,
Aber so bald nicht
Ließ ich sie los.
Dann zu dem Herzchen
Rauscht' ich empor,
Pochte und schlüge
Rege daran,
Pochte und trüge
Liebend mich an.
Dann zu den Händen
Wogt' ich dahin;
Aber das Ringlein,
Das sie als fremder
Seligkeit Pfand
Trägt an der kleinen
Blendenden Hand;
Wollt' ich ihr raubend
Tief in der Wogen
Nächtliche Brandung
Heimlich verbergen;
Rauschte zur Hand dann
Wieder hinan
Und nur mein Ringlein
Ließ ich daran.

Das Blatt im Buche.

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

Mannesträne.

Mädchen, sahst du jüngst mich weinen? —
Sieh, des Weibes Träne fließt
Wie der klare Tau vom Himmel,
Den er auf die Blumen gießt.

Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Lächelnd ihn der Morgen bringt,
Stets nur labt der Tau die Blume
Und sie hebt ihr Haupt verjüngt.

Doch es gleicht des Mannes Träne
Edlem Harz aus Ostens Flur,
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling,
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

Denke, Mädchen, jenes Baumes
Auf des Ostens fernen Höhn;
Denke, Mädchen, auch des Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

Neue Liebe.

„Wie soll ich liebend dich umfassen
Und glauben, was dein Mund verspricht,
Da treulos du selbst die verlassen,
Die einst dein Leben, Lied und Licht?"

Wohl hieß mein Lied sie Licht und Leben,
Wie damals lüg' ich jetzt auch nicht:
Drum ruf' ich kühn: Du bist mir werter
Als all mein Leben, Lied und Licht!

„Dem Tag hast du ihr Aug' verglichen,
Ihr Haar den Sonnenstrahlen mild;
Ei, ist's schon deinem Sinn entwichen,
Daß Sonn' und Tag der Treue Bild!"

Der Nacht vergleich' ich deine Locken,
Dein Aug' dem Mond in nächt'ger Luft;
Ei, sollt ich's dir wohl erst noch sagen,
Daß Nacht und Mond zur Liebe ruft?

„Und schwurst du nicht, eh' zu erbleichen,
Als dich zu wenden je von ihr?
Drum gingst du mir längst zu den Leichen,
Drum, toter Mann, hinweg von mir!"

Wohl schien ich selbst mir ein Begrabner,
Der längst schon unterm Rasen schlief,
Du weckteſt mich, ein milder Engel,
Der mich ins schönre Leben rief.

Fragen.

Wenn die Stern' am Himmel blinken,
Wenn ihr Reigen nächtlich webt,
Künde treu mir, wo der erste,
Wo der Sterne letzter schwebt?

Wenn im regen Wogentanze
Welle mit der Welle tauscht,
O so zeig mir, wo die erste,
Wo der Wellen letzte rauscht?

Und vermagst du's, so gib Kunde,
Löse mir das Schwerste frei:
Wann im Herzen wohl die Stunde
Erster, — letzter Liebe sei?

Zweite Liebe.

Warum auch zweite Liebe
Noch stets mit bangem Mut,
Mit Angst uns füllt und Zweifeln.
Wie's kaum die erste tut?

Seht, ein ergrauter Bergmann
Fährt in der Grube Nacht,
Und alle Weg' und Tritte
Kennt er im dunkeln Schacht.

Er, dem wie seine Hütte
Bekannt der Stollen ward,
Bekreuzt sich doch und betet,
Bevor er wagt die Fahrt.

Der Unbeständige.

Mädchen sind ein Blumenvölklein
Bunter Art emporgeblüht:
Traun, das ist kein wackrer Gärtner,
Der nur eine Blume zieht!

Mädchenlippen, das sind Becher,
Nektarsüß und wunderlieb;
Welch armsel'ger Zechgenosse,
Der bei einem Becher blieb!

Mädchenaugen sind Gestirne,
Klarer, stiller Mondenschein,
Sonnen, blendend und verzehrend,
Sterne, blinzelnd, hell und rein;

Nach gar vielen Lichtgeſtirnen
Späht der Aſtronom hinauf;
So nur geht ihm ganz der reiche,
Ew'ge Himmel leuchtend auf.

Liederquell.

Wie kommt's, daß mit dem Pfeil im Herzen
Im Schmerz ich ſang der Liebe Luſt?
Wie kommt's, daß nur von heitern Scherzen
Mir quillt die todeswunde Bruſt? —

Es ſegelt ſanft auf Silberwogen
Im Schneegewand der ſtolze Schwan,
Geſanglos iſt er lang' gezogen
In ſtummer Luſt die ſtille Bahn.

Im Morgenrot, im Mondenſcheine
Die Flut durchſchifft' er frei — und ſchwieg;
Am Ufer blühten Roſenhaine,
Er ſegelte vorbei — und ſchwieg.

Jetzt, da der Pfeil ſein Herz durchdrungen,
Da ihm der Tod im Buſen glüht,
Was er in Wonne nie geſungen,
Er ſingt's in Schmerz: ſein erſtes Lied.

Verwandlung.

1.

Es lag ein lockiger Knabe
Am blühnden italiſchen Strand,
Zum blauen, ewigen Äther
Das flammende Aug' gebannt.

Die Glieder ſtreckten ſich wonnig
Im üppig ſchwellenden Grün.
Die hohen, ſchlanken Palmen
Umrauſchten wie Harfen ihn.

Es ſchlangen ſich Rebengewinde
Von Palme zu Palm' empor,
Draus blickten purpurne Trauben,
Wie küſſende Lippen, hervor.

Es guckten mit gaukelnden Häuptern
Die Roſen aus duft'gem Geſträuch,
Wie blühende Mädchengeſichter,
Errötend und nickend zugleich.

Es raſchelte fröhliches Leben
Durch ſchattige Blätternacht,
Geſänge von tauſend Kehlen
Sind rings in den Zweigen erwacht!

Beſät iſt mit ſilbernen Segeln
Des Meeres unendlicher Plan,
Drauf ſchimmert die Morgenröte
Als zweiter Ozean.

Der Knabe ſchaut ſo ſelig
Meer, Erd' und Äthergezelt,
Und ſtaunt in den herrlichen Himmel,
Und freut ſich der herrlichen Welt!

Der Träumer, von allen Wonnen
Italiſchen Himmels umglüht,
Es iſt das Bild meiner Liebe,
Wie ſie mir einſt geblüht.

2.

Es wallt ein düſtrer Pilger
Durch afrikaniſchen Sand,
Ein ſchmales Bündel am Rücken,
Den Knotenſtab in der Hand.

So weit ſein Ruf auch töne,
Kein Ruf, der widertönt!
So weit ſein Herz ſich ſehne,
Kein Herz, das nach ihm ſich ſehnt!

Bei Gräbern und Pyramiden
Verweilt er gar manche Zeit!
Es mahnt die verwitterte Inſchrift
Ihn ſchöner Vergangenheit.

In ſtaub'gen Papyrusrollen
Lieſt er das Aug' ſich faſt blind,
Und lieſt und enträtſelt die Kunde
Von Lenzen, die nimmer ſind.

Gern möcht' er in Tempeln beten,
Nur Trümmer findet er mehr!
Altäre und Götter liegen
Zerſtückelt am Boden umher.

So wankt er ſinnend weiter
Durchs weite, wüſte Land;
Rings über ihm glühender Himmel,
Rings um ihn glühender Sand.

Kein Quell, der ihn erquicke,
Kein Baum, der Schatten ſtreut,
Kein Moos, darauf er ſchlummre,
Kein Strauch, der Früchte beut! —

Wer hätt' in dem finſtern Wandrer
Den fröhlichen Knaben erkannt,
Der einſt ſo ſelig gelagert
Am blühnden italiſchen Strand?

Ein Friedhofkranz.

1827.

Kränze.

Mancher Brautkranz ſproßt' und blühte
Aus des Kirchhofs Mutterſchoß:
Drum im Haar der Braut noch liſpelt
Er vom Grab, dem er entſproß.

Mancher Totenkranz entkeimte
Luſtig blühnder Gartenflur:
Drum am Haupt der Leiche ſäuſelt
Er von Lenz und Garten nur.

Widerſpruch.

Als an ihrem Mund ich hangend
Sog noch ihren Odem ein,
Träumt' ich viel von Tod und Trennung
Und von Sarg und Leichenſtein.

Nun ich ſteh' an ihrem Grabe,
Träum' ich nur von Liebesgruß,
Und wie ihre Wangen glühten,
Und von ihrem erſten Kuß.

Tageszeiten.

Wann ich immer kommen mag,
So bei Nacht und ſo bei Tag,
Stets auf ihrem Leichenſtein
Glänzet Tau wie Silber rein.

Zieht der Morgen erdenab,
Wallt er auch zu ihrem Grab,
Schüttet auf des Grabes Rain
Opfernd Perl' und Edelſtein.

Zieht vorbei an ihrer Gruft
Abend mit Geſang und Duft,
Sprengt er ſanften Regen hin,
Daß die Blumen fürder blühn.

Wenn in Kummer und Gebet
Nacht am friſchen Hügel ſteht,
Ringt ſich eine Träne los
Ihrem Auge hell und groß.

Mehr als Morgen, Abend, Nacht,
Hat des Tau's Mittag gebracht;
Doch am Grab im Sonnenſchein
Steh' nur ich, nur ich allein.

Die Grabroſe.

Du Grabesroſe wurzelſt wohl
In ihres Herzens Schoß,
Und ihres ew'gen Schlafes Hauch
Zog deine Keime groß.

Du ſaugeſt Glut und Lebenskraft
Aus ihres Herzens Blut,
Sie gab ja Freude ſtets und Luſt
Und gibt's noch, wenn ſie ruht.

Dein Lächeln und dein Duften ſtahlſt
Und ſchlürfteſt du aus ihr,
Den roten Kelch, den formteſt du
Aus ihren Wangen dir;

Die Purpurblätter ſogeſt du
Aus ihrem ſüßen Mund,
Drum ſind ſie auch ſo rot und lind,
So duftig und ſo rund.

Sie gab dir Blätter, Farb' und Duft,
Gab Glut und Leben dir,
Woher doch nahmſt die Dornen du?
Die kommen nicht von ihr! —

Willkommen denn und bleibe mein!
Wenn Haß und Nacht mir droht,
Erinnre mich dein Flammenkelch
An Lieb' und Morgenrot.

Im Winter.

Der Winter ſteigt, ein Rieſenſchwan, hernieder,
Die weite Welt bedeckt ſein Schneegefieder.
Er ſingt kein Lied, ſo ſterbensmatt er liegt,
Und brütend auf die tote Saat ſich ſchmiegt;

Der junge Lenz doch ſchläft in ſeinem Schoß,
Und ſaugt an ſeiner kalten Bruſt ſich groß,
Und blüht in tauſend Blumen wohl herauf,
Und jubelt einſt in tauſend Liedern auf.

So ſteigt, ein bleicher Schwan, der Tod hernieder,
Senkt auf die Saat der Gräber ſein Gefieder,
Und breitet weithin über ſtilles Land,
Selbſt ſtill und ſtumm, das ſtarre Eisgewand;
Manch friſchen Hügel, manch verweht Gebein,
Wohl teure Saaten, hüllt ſein Buſen ein;
Wir aber ſtehn dabei und harren ſtill,
Ob nicht der Frühling bald erblühen will?

Erinnerung.

1837.

O Mädchen, das ſie hier begraben,
Halb Jungfrau ſchon und noch halb Kind,
Einſt konnte mich dein Anblick laben,
Wie eine Frühlingslandſchaft lind.

Vorſprudelnd, wie der Bergquell, flogen
Einſt in die Welt die Worte dein,
Demanten ſtäubend, Regenbogen!
Und doch, ſo hell, geſund und rein!

Wie Rehlein wagten deine Blicke
Heran neugierig, arglos ſich;
Scheu flohn, wie jene, ſie zurücke,
Wenn nur von fern ein Laurer ſchlich.

Dir ſpielten, wogten die Gefühle,
Wie junge Saat, ſo leichtbewegt,
Die in ſich ſchon der Keime viele
Zu Blüt' und edlem Kerne trägt.

Umflog ein jungfräulich Erröten
Dir leis dein lieblich Angeſicht,
Wie Frührot war's auf Blumenbeeten,
Das einen ſonn'gen Tag verſpricht.

Und jauchzteſt du des Frohſinns Klänge,
War mir's, als hört' ich über mir
Heimziehnder Wandervögel Sänge
Von Südens ſchönem Lenzrevier.

Und ließeſt Liebeswort' du gleiten
Zu deinem greiſen Vater, lag
Im Ohre mir's wie Glockenläuten
An einem ſchönen Gottestag.

Gedenk' ich dein, ſeh' ich noch immer
In eine Frühlingslandſchaft mild,
Darauf der Abendröte Schimmer
Im Scheidegruße ſanft verquillt.

Darüber Abendglockentöne,
Daß mir's von Sternennächten ahnt;
Darüber ſegelnd goldne Schwäne
Nach einem fernen Südenland.

Erinnerungen an Adria.

1829.

Begrüßung des Meeres.

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungſchwer,
Liegſt du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Soll ich dich mit Tränen grüßen,
Wie die Wehmut ſie vergießt,
Wenn ſie trauernd auf dem Friedhof
Manch ein teures Grab begrüßt?

Denn ein großer, ſtiller Friedhof,
Eine weite Gruft biſt du,
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckſt du kalt und fühllos zu;

Keinen Grabſtein wahrſt du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein, ſchlicht und ſchmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch ein lebend Trauermal.

Soll ich dich mit Jubel grüßen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten
Ihrem Blick ſich aufgerollt?

Denn ein unermeßner Garten,
Eine reiche Flur biſt du,
Edle Keime deckt und Schätze
Dein kriſtallner Buſen zu.

Wie des Gartens üpp'ge Wieſen
Iſt dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blühn.

Wie im Garten ſtille Wandler
Ziehn die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüßend, hoffend, hin und her. —

Sollen Tränen, ſoll mein Jubel
Dich begrüßen, Ozean?
Nicht'ger Zweifel, eitle Frage,
Da ich doch nicht wählen kann!

Da doch auch der höchſte Jubel
Mir vom Aug' als Träne rollt,
So wie Abendſchein und Frührot
Stets nur Tau den Bäumen zollt.

Zu dem Herrn empor mit Tränen
War mein Aug' im Dom gewandt;
Und mit Tränen grüßt' ich wieder
Jüngſt mein ſchönes Vaterland;

Weinend öffnet' ich die Arme,
Als ich der Geliebten nah;
Weinend kniet' ich auf den Höhen,
Wo ich dich zuerst erſah.

Am Strande.

Auf hochgeſtapelte Ballen blickt
Der Kaufherr mit Ergötzen;
Ein armer Fiſcher daneben flickt
Betrübt an zerriſſenen Netzen.

Manch rüſtig ſtolzbewimpelt Schiff!
Manch morſches Wrack im Sande!
Der Häfen hier, und dort das Riff,
Jetzt Flut, jetzt Ebb' am Strande.

Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort;
Hier Schweigen, dorten Lieder,
Und Heimkehr hier, dort Abſchiedswort;
Die Segel auf und nieder!

Zwei Jungfrauen ſitzen am Meeresſtrand;
Die eine weint in die Fluten,
Die andre mit dem Kranz in der Hand
Wirft Roſen in die Fluten.

Die eine, trüber Wehmut Bild,
Stöhnt mit geheimem Beben:
„O Meer, o Meer, ſo trüb und wild,
Wie gleichſt du ſo ganz dem Leben!"

Die andre, lichter Freude Bild,
Koſt ſelig lächelnd daneben:
„O Meer, o Meer, ſo licht und mild,
Wie gleichſt du ſo ganz dem Leben!"

Fortbrauſt das Meer und überklingt
Das Stöhnen wie das Koſen;
Fortwogt das Meer, und, ach, verſchlingt
Die Tränen wie die Roſen.

Sonntagsmorgen.

Zu dem Dome wallt die fromme Menge,
Sonntag iſt's! Horch Glocken, Orgelklänge
Übers Meer hinzittern auf und nieder
Glockentöne, Orgelkläng' und Lieder.

Und ein neues Glanzmeer ſcheint zu liegen
Auf der Flut und tönend ſich zu wiegen:
Rauſchen Sonnenſtrahlen klingend nieder,
Oder glänzen Orgeltön' und Lieder?

Wie ſo ruhig iſt die ew'ge Weite!
Wie ſo feierlich die Ufer heute!
Von dem grünen Strand zum Meere ſchwingen
Blütenflocken ſich mit Schmetterlingen.

Sonne ward zur Ampel heut' im Dome,
Und das Goldgewölk' zum Weihrauchſtrome;
Wehnde Flaggen, Roſenfinger, deuten
Meiner Sehnſucht in die fernen Weiten!

Tauben dort, die überm Meere kreiſen,
Sonſt nur Bettler, die nach Nahrung reiſen,
Heute doch im ſilbernen Gewande
Flügelpilger zum gelobten Lande!

Und es ſchaukelt ſanft im Lilienkahne
Meine Seele auf dem Ozeane,
Liebespſalme, Friedenshymnen ſingend,
Myrtenzweig' und weiße Fahnen ſchwingend.

Wie die Gläub'gen in den Kirchengängen
Fromm mit heil'gem Weihbronn ſich beſprengen,
Netz' ich meine Hand im Flutenſpiegel:
Stirn und Herz, empfangt der Weihe Siegel!

Der Granatbaum.

Fern vom Granatenhaine
Steht ein Granatenbaum,
Er grünt und blüht ganz einſam
Hart an des Meeres Saum.

Und ob ihm aus der Erde
Auch Keim und Nahrung quoll,
Doch neigt er Stamm und Äste
Zum Meere sehnsuchtsvoll.

Er spiegelt sich so gerne
Im klaren Wellenschein,
All seine Blüten und Blätter
Streut er ins Meer hinein.

Ach, was am meisten schade,
Die saft'gen Äpfel von Gold,
Er streut ins Meer sie alle,
Aufs Land nicht einer rollt!

Dies Tun nimmt mich nicht wunder,
Doch wundert eins mich, traun:
Daß man den Nutzenlosen
Nicht längst schon umgehaun.

Seejungfrauen haben die Blüten
Froh ihren Locken gesellt,
Und spielen mit goldnen Äpfeln
Der lichten Oberwelt.

Hellas.

Lustig kommt das Schiff geschwommen,
Hat manch fernen Strand geküßt;
Neuer Gast, sei uns willkommen!
Schöner Fremdling, sei gegrüßt;

Trägst ein Röcklein schmuck von Eichen,
Das manch blanke Spang' umfaßt,
Trägst ein gutes Wanderzeichen,
Deinen Strauß: die Flagg' am Mast!

Sei gegrüßt in diesen Wogen,
Hellas' Flagge, blau und weiß!
Blau gleichwie des Himmels Bogen,
Und wie seine Wolken weiß!

Sieht man deinen Himmelsfarben
Doch den teuren Kauf nicht an,
Wieviel Helden für dich ſtarben,
Wieviel Blutes für dich rann!

Ahnt im Blau der Himmelsklare
Ihr das Frührot, dem's entſtammt?
Und im ſtillen blauen Meere,
Wie es jüngſt im Sturm geflammt?

Sieh das Schiff geſchaukelt linde,
Mit den Wimpeln fächelnd mild,
Gleich der Wiege heitrem Kinde,
Das mit bunten Bändern ſpielt!

Horch, was brauſen jetzt für Lieder?
Iſt es eines Menſchen Sang?
Oder naht ein Sturm uns wieder,
Dem der ſchwarze Fittich klang?

Ha, das ſind der Helden Lieder,
Ha, das iſt hellen'ſcher Sang!
Und wohl naht der Sturm auch wieder,
Aufbeſchworen von dem Klang!

Denn er donnert, wie's von tauſend
Klephtenbüchſen einſt erſcholl,
Wie von allen Bergen brauſend
Einſt der Ruf der Freiheit ſchwoll!

Und er klingt wie Schwerterklirren,
Hallt wie ehrner Männer Gang,
Rauſcht, wie wenn die Brander ſchwirren
Durch die Nacht erwartungbang.

Jetzt des Todesengels Fächeln
Über jener heil'gen Schar!
Jetzt des Türken letztes Röcheln,
Schon belauſcht vom Leichenaar!

Jetzt Gedröhn, wie wenn die Feſte
Auffliegt mit geſprengtem Wall!
Wie der heil'gen Tempelreſte
Grauſer, tränenwerter Fall!

Hellas, haſt gut angeklungen
Mit den Zungen, mit dem Schwert!
Wahrlich, wer ſolch Lied geſungen,
Iſt wohl auch der Freiheit wert!

Stolz und herrlich ſchwebt dir wieder
Des Geſanges Schiff heran,
Wehte nur vom Borde nieder
Nicht die ſchwarze Trauerfahn'!

Wär's mit Leichen nicht beladen!
Zög' durch jeglich Tau nur nicht
Jener rote blut'ge Faden,
Wie ihn Britenbrauch ſonſt flicht!

Sänger, laß dein Antlitz ſchauen!
Du biſt's, Knabe, lockenreich?
Ei, wie kommt dies Lied voll Grauen
Aus den Lippen zart und weich?

Gleich als ob ein Aar ſich ſchwänge
Aus dem Lilienkelch empor!
Gleich als ob ein Leue ſpränge
Aus der Roſenlaube vor!

Lerne ſtatt des Blutlieds, Junge,
Lieder, dir an Anmut gleich,
Noch geſchmeidig iſt die Zunge,
Und die Lippen ſind noch weich.

Sing, o Hellas, andre Weiſen,
Lehr dein Kind ein ander Lied,
Von dem Kampf, in den das Eiſen
Gen die ſpröde Scholle zieht!

Laß es klingen, wie im Tale
Deiner Schnitter Sichelklang,
Wie der Becher Ton beim Mahle,
Wie von Bergen Winzerſang!

Laß es rauſchen, wie am Strome
Und in Häuſern rauſcht dein Fleiß,
Laß es hallen, wie im Dome
Der Gemeinde Dank und Preis!

Säuſelnd wie das Blattgewebe
Jenes Kranzes dichtbelaubt,
Welchen Ölbaum, Lorbeer, Rebe
Schlingen, Hellas, um dein Haupt.

Knabe, dann einſt ſteuerſt wieder
Du als Greis wohl gen das Land,
Singſt die neuen ſchönern Lieder
Unſern Enkeln vor am Strand.

Manch ein Sang voll Segensbornes
Deinem Munde dann entglüht,
Wie die junge Ähre Kornes
Zwiſchen zweien Lippen blüht!

Dich umklingt gleich altem Baume
Goldner Bienlein Liederſchar,
Du auch weißt's, in deinem Raume
Quillt's von Honig ſüß und klar.

Und die Lieblichkeit der Lieder
Überglänzt dein Antlitz, Greis,
Wie auf Taygetos hernieder
Morgenrot um ſchimmernd Eis.

Meerfahrt.

Wie ſo rein des Himmels Bläue
Über meinem Haupte glänzt,
Feſt und licht wie ew'ge Treue,
Wandellos und unbegrenzt!

Gleich dem ew'gen Frieden ſchimmert
Ruhig, klar und grün das Meer;
Wie die heil'ge Liebe flimmert
Hell die Sonne drüber her.

Frei und leicht auf freien Wogen
Zog das Schiff die ebne Bahn,
Stolz die weißen Segel flogen
Wie der Freiheit Siegesfahn'.

Sonne, Meer und Himmelsbläue,
Nichts ums Schiff ſonſt ringsumher!
Liebe, Freiheit, Fried' und Treue!
Ei, was willſt du denn noch mehr?

Ach, wenn nur der Wind vom Lande
Mir ein grünes Blatt allein,
Eine Blüte nur vom Strande
Wehte in das Schiff hinein!

Die Einſamen.

Einſam ſtand ein grauer Felſen
Mitten in das Meer geſät;
Faſt ſchon wollt' ich ihn beneiden,
Daß er einſam, feſt doch ſteht.

Einſam auf dem grauen Felſen
Grünt' ein Baum, gar ſtolz und kühn;
Faſt ſchien mir der Baum zu loben,
Daß er einſam, doch ſo grün.

Einſam kreiſt' um Baum und Felſen
Eine Lerche leichtbeſchwingt;
Faſt wollt' ich ſie glücklich preiſen,
Daß ſie noch ſo fröhlich ſingt.

Aber Felſen, Baum und Lerche,
Jetzt beneid' ich euch nicht ſehr!
Denn es warf ein Stoß des Windes
Schnell den einzlen Baum ins Meer.

Müd' ins Waſſer ſank die Lerche,
Eh' die Schweſtern ſie erreicht;
Und die Fluten unterwühlten
Selbſt den Fels, den einzlen, leicht!

Ach, da mußt' ich euer denken,
Dichter meines Vaterlands,
Da ihr einzeln, fern den Brüdern,
Wähnt zu pflücken euren Kranz.

Gegen Nord und Süd und Oſten
Steht ihr ſehnend hingewandt,
Ach, doch manche mit dem Rücken
Gen das eigne Vaterland!

Einzle Felſen nur im Meere,
Einzle Bäume ſeid ihr nur,
Einzle Lerchen, einſam ſingend
In dem öden Luftazur.

Trotz'ge Felſen, rückt zuſammen!
Irre Lerchen, ſammelt euch!
Stolze Bäum', umrankt, umſchlinget
Euch in Zweig' und Wurzeln reich!

Laßt uns ſein ein Wall von Felſen,
Der als Damm, gar ſtolz und feſt,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen läßt!

Laßt uns ſein ein Wald von Bäumen,
Im Vereine doppelt grün;
Über den verſchlungnen Wipfeln
Rauſcht der Sturm ohnmächtig hin!

Laßt uns ſein ein Chor von Lerchen,
O dann klingt er doppelt ſchön
Der Geſang von hundert Kehlen,
Wirbelnd in die Sonnenhöhn!

Das Vaterland.

Wir ſchwebten mit vollen Segeln
Durch grüne Meeresflut,
Ein buntes Wandervölklein,
Mit leichtem, frohem Mut!

Ein Völklein, wie es heute
Der Wind zuſammenſät,
Und wie er's morgen wieder
Flink auseinanderweht.

Da war ein Mann aus Frankreich,
Vom grünen Rhoneſtrand;
Goldſaaten, Rebenhügel
Nannt' er ſein Vaterland.

Ein andrer pries als Heimat
Des Nordens Felſenwall,
Die Gletſcher Skandinaviens,
Die Seen von Kriſtall.

Dort, wo als ew'ger Leuchtturm
Veſuv, der hohe, glüht,
Stand eines dritten Wiege,
Von Lorbeern überblüht.

In deutſche Eichenforſte,
Auf grünen Alpenhang,
Zu friſchen Aun der Donau
Zog mich des Heimwehs Drang.

„Laßt hoch die Heimat leben!
Nehmt all' ein Glas zur Hand!
Nicht jeder hat ein Liebchen!
Doch jeder ein Vaterland!"

Und jeder trank den Becher
Mit flammendem Antlitz aus;
Nur einer ſtarrte ſchweigend
Weit in die See hinaus.

Ein Mann war's aus Venedig,
Der sprach in sich hinein:
„Mein Vaterland, o Heimat,
Du bist nur Wasser und Stein!

Einst glomm der Freiheit Sonne,
Da lebt' und sprach der Stein,
Und tönte, wie Memnons Säule,
Ins Morgenrot hinein!

Da wogte glühend das Wasser,
Mit Purpur gürtend die Welt,
Und Regenbogen schleudernd
Hinauf ins Himmelszelt!

Warum bist du erloschen,
Du schöner Sonnenschein?
Warum bist du, o Heimat,
Jetzt Wasser nur und Stein?"

Er schwieg und starrte lange
Aufs Meer hin unverwandt,
Und, unberührt noch, glänzte
Das Glas in seiner Hand.

Jetzt, wie zum Totenopfer,
Goß er's hinab ins Meer!
Wie funkelnde Tränen stoben
Die goldenen Tropfen umher.

Venedig.

Wäre dies die freudenreiche,
Stolze Meereskönigin,
Mit der ernsten Heldengröße,
Mit dem leichten, heitren Sinn?

Schwarze Gondeln im Kanale
Schwankend, ohne Liederklang!
Schifferruf nur stöhnt bisweilen
Dumpf wie träger Unkenfang.

Marmorbilder nur bewohnen
Die Paläſte, hoch gebaut,
Und ihr Sinken und Zerfallen
Iſt darin der einz'ge Laut.

Leer vom Volke ſteht San Marco,
Der Gebete Stoff gebricht!
Klagen will es nicht das Völklein,
Und zu danken hat es nicht.

Am Altar fungiert der Prieſter,
Ohne Ernſt und ohne Sinn;
Nur damit er's nicht vergeſſe,
Murmelt er ſein Sprüchlein hin.

Längſt zerſchellt im Arſenale
Fault das alte Dogenſchiff,
Ach, der eigne alte Hafen
Ward ihm Klipp' und Todesriff!

Venezianer, ſagt, was deuten
Dort die hohen Maſte drei?
Pflanzet ihr als Vogelſcheuchen
Vor den Dom die Stangen frei?

Ei, ihr habt doch keine Saaten!
Die ihr hattet, ſind verdorrt!
Und die allerſchlimmſten Vögel
Scheuchten ſie euch doch nicht fort;

Jene Vögel, die die Augen
Eurer Freiheit ausgepickt,
Ihr das Schlummerlied geſungen,
Bis ſie ſterbend eingenickt.

In dem ehrnen Markuslöwen
War einſt Leben, Kraft und Herz:
Doch der königliche Wächter
Liegt nun tot, ein Aas von Erz!

Längſt begann ja Adlerherrſchaft,
Seit der alte Leu erlag
Unter jenes Frankenadlers
Jugendlichem Flügelſchlag.

Stumm und öde Platz und Straßen
Und die Fluten rings umher,
Selbſt die Steine reden nimmer
Und die Menſchen längſt nicht mehr!

Und doch wüßt' ich einen Zauber,
Ja ein Wörtlein nur, gar klein!
Spräch's zur rechten Stund' der Rechte
Spräng' von dieſem Sarg der Stein!

Ha, da wirft der Markuslöwe
Seine Mähne ſtolz empor,
Schüttelt wieder kühn die Flügel
Frei und kräftig, wie zuvor

Dreier Königreiche Flaggen
Wehn von jenen Maſten her,
Und das Lied der Gondoliere
Tönt in Chören übers Meer.

Horch, es läuten alle Glocken!
Weihrauch duftet durch den Dom,
Zwiſchen Orgelklang und Pſalmen
Jauchzt empor des Volkes Strom.

Fenſter, Straßen und Balkone
Füllt die Menge bis zum Rand,
Feierlich im Purpur wallen
Doge und Senat zum Strand.

Golden ſchwimmt der Bucentoro
Stolz hinaus ins heil'ge Meer.
Tauſend luſt'ge, ſchmucke Gondeln
Tummeln flink ſich hinterher.

Nieder ſinkt der Ring des Bundes
Zwiſchen Erd' und Meeresflut,
Menſchenkraft und Elementen,
Götterlaun' und Menſchenmut.

Gondelfahrt.

Horch, Mitternacht vorüber,
Die Straßen menſchenleer!
Vom Mondlicht übergoſſen
Paläſte, Kirchen, Meer!

Willſt du Venedig ſchauen,
Nur jetzt verſäum es nicht!
Das iſt die wahre Stunde,
Das iſt das wahre Licht!

Die Marmorbilder leben,
Paläſte ragen licht!
Wie rieſige Silbertafeln
Mit großer Taten Bericht.

Willſt du dich freun der Liebe,
Verſäume nicht ihr Gebot!
Die Gondel ſei ihre Wiege,
Der Mond ihr Morgenrot!

Umrauſcht von der Vorzeit Schauern,
Die blühende Gegenwart
Mit liebendem Arm umſchlingen,
Welch ſchöne Gondelfahrt!

Weinſt du auch manche Träne
Auf der Vergangenheit Grab,
Schnell trocknet mit weißem Händchen
Die Gegenwart dir ſie ab.

Venezianer-Trias.

Ich wollt', wenn nur das Wünſchen hülf',
Drei Dinge wären mein:

Ein Mägdlein weiß, ein Pfäfflein schwarz,
Und eine Gondel fein!

„Ei sprich, wozu das Mädchen weiß?"
Ich wäre gern zu Zwein!
Zum Seufzen nicht, zum Beten nicht,
Das träf' ich fast allein.

„Ei sprich, wozu das Pfäfflein schwarz?"
Daß ich von Sünden rein!
Man weiß nicht, was geschehen kann,
Wenn man so oft zu Zwein.

„Ei sprich, wozu die Gondel flink?"
Zu rudern lustig drein,
Vom Mägdlein zu dem Pfäfflein gleich,
Und wieder zum Mägdelein!

Die Sünderin.

Einsam liegt ein Häuschen, abgelegen,
Hart am Meer, das an die Wände braust,
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,
Wie so manches Herz, das drinnen haust.

Dieses niedre Pförtlein, will's nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Reinheit Kranz, beim Drüberschreiten,
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?

Denn ein Tempel ist's, der Sünd' erschlossen!
Und doch seht, wie glänzt das Frührot drauf,
Daß er, wie aus reinem Gold gegossen,
Ragt als heil'ger Sonnentempel auf!

Horch, des schmalen Fensters Flügel klingen!
Und es blickt mit welkem Busenstrauß,
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen
Eine Priest'rin dieses Doms heraus.

Blaß sind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimst Verbrechen
Und zugleich sein strenges Urteil nennt.

Wie so matt die trüben Augen schimmern,
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nun kärglich fahl und müde flimmern,
Seit der goldgelockte Tag erstand.

Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begießt sie jetzt, daß fort sie blühn;
Wenn im Herzen schon die Blumen starben,
Läßt man gern sie vor den Fenstern glühn.

Zwischen Rosen, Ampeln, Engelchören
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ew'gen Lampe Glut zu nähren,
Bringt sie Öl, wie Vestas Priesterin!

Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde fügt sie tändelnd draus,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.

Scheint's nicht reinstes Hochgefühl des Weibes,
Das so arglos hier mit Kränzen spielt,
Weil es selbst den Schoß des eignen Leibes
Einen Heiland wert zu tragen fühlt?

Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen,
Und doch nenn' ich Schamrot dieses Rot,
Denn sie läßt es auf dem Antlitz prangen,
Ach, aus Scham, daß es so blaß und tot!

Nun das wof'ge Haupt sie laß und lose
In die weißen Hände niederbeugt,
Scheint's nicht eine müde Purpurrose,
Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt!

Und so starrt sie schweigend in die Welle,
Unter ihr schlägt wild die Brandung an,
Aber fern ist Frieden, Tageshelle,
Heitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.

Und so späht sie starr durch Luft und Wogen
Nach dem längst erloschnen Morgenstern,
Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
Ihrer Unschuld Bild, so weiß — so fern!

Weint sie nicht? Kind, wein ins Meer nur wieder!
Dieser Perlenschrein wird doch nie leer,
Deine Augen füllen bald sich wieder,
Und an Perlen reicher wird das Meer.

Schimmre fort, du ros'ge Morgenröte,
O verklär ihr fort das Angesicht!
Ha, inmitten ihrer Blumenbeete
Wie verklärt sie steht, wie rein, wie licht!

Und sie ist nur eine welke Blume
Von der Paradiesesrose: Weib,
Trümmer nur vom schönsten Heiligtume,
Ach, ein tief gefallen sündig Weib!

Und doch könnt' ich knien hier und beten,
Wie vor Heil'gen beten, weinen hier!
Eine Rose liegt am Weg zertreten,
Und ein ganzer Himmel wohl mit ihr.

Seemärchen.

Schon glänzt der Mond im Meeresplan,
Noch fern ist das Schiff vom Hafen!
Die Mitternacht bricht mählich an,
Die Passagiere schlafen.

Die Wacht am Maste schielt hinein
In Mond und Sternenkreise,
Bis überblendet vom Strahlenschein
Das Aug' sich geschlossen leise.

Der Steuermann belauscht zuviel
Des Meeres Plätschern und Klingen,
Bis ihn die Wellen mit listigem Spiel
In Schlummer hinübersingen.

Der Kapitän guckt auch zu tief
Ins Glas nach Ankergründen,
Bis er ganz ſanft im Herrn entſchlief,
Bevor er ſie konnte finden.

Weh dir, verlaſſnes, armes Schiff!
Weh allen Paſſagieren!
Wer wird durch Sandbank, Sturm und Riff
Euch nun zum Hafen führen?

Da nahm eine loſe Welle das Wort:
Ihr Schweſtern, was kann's verſchlagen!
Wir ſchieben zum Spaß am Schifflein fort,
Laßt ſehn, wie weit wir's tragen?

Da dachte Boreas: Faſt iſt's Zeit,
Zu ruhn von dem vielen Bewegen!
Will mich einmal gemächlich breit
Zur Raſt in die Segel legen.

Hei, wie das Schiff durch die Fluten ſchoß,
Getrieben von Wind und Wellen!
Doch weh, nun geht's auf den Felſen los,
Hilf Gott, nun muß es zerſchellen!

Den Blinden und Lahmen im Wege pflegt
Zu weichen ein Mann von Sitte!
So denkt der Felſen und bewegt
Zurück ſich um ſechs Schritte.

Vorbei das Schiff durch die Fluten ſchoß,
Getrieben von Wind und Wellen;
Doch nun geht's grad auf den Hafen los,
Nun wird's an der Küſte zerſchellen!

Den Ankern ward es zeitlang faſt,
Die müßig am Borde hingen;
Da ſagte einer: Ihr Brüder, laßt
Zum Bad ins Meer uns ſpringen!

Gesagt, getan! Er hüpft vom Bord!
Das Volk im Schiff erwachte;
Sie lagen vor Anker mitten im Port!
Wie freundlich das Ufer lachte!

Sie stiegen ans Land, gar inniglich
Entzückt von des Schiffs Regierern.
Gott wolle meine Freund' und mich
Bewahren vor solchen Führern!

Doch woll' er meinen Freunden und mir
Solche Wellen und Winde geben,
Und solche Felsen und Anker dafür,
Zur See und auch im Leben!

Archipelagus der Liebe.

Es glüht das Meer, endlos vor mir gebreitet,
Wie die Erinnerung an ros'gen Mai,
Und jenes Segel, das darüber gleitet,
Mich dünkt's, als ob mein eignes Herz es sei.

Du unstet Fahrzeug dort, das schwank und irre
Fern durch die Wogen steuert hin und her,
Wer sagt mir wohl, wohin dein Segel schwirre
In diesem weiten, inselreichen Meer?

Welch Eiland einst dein Port aus all den blauen,
Zerstreut im Spiegel abendroter Glut,
Wie Häupter holder Jungfraun anzuschauen
Auftauchend aus dem Bade lauer Flut?

Ob dieses hier, auf dessen Flur von Rosen
Der Abend jetzt auch seine Rosen streut,
Daß Himmelsblüten mit den ird'schen kosen,
Und Erd' und Himmel glühn im Blumenstreit?

Ob jenes dort, so stolz die Stirne tragend,
Wenn Morgenrot drauf seinen Kuß gepreßt,
Doch dessen goldner Felsenwall, hochragend,
Den Kahn der Sehnsucht nimmer landen läßt?

Ob jene Inſel, die, daß ſanft es lande,
Manch Schifflein lockt, und lieblich anzuſehn,
Wenn Mondenglanz ſich gießt auf ihre Strande
Und goldne Stern' in Meer und Äther ſtehn?

Ob es die blondgelockte, deren Felder
In üpp'ger Saat hinfluten helles Gold?
Die ſchwarzgelockte, der ein Kranz der Wälder
Wie lindes Haar reich um die Schultern rollt?

Wer ſagt es mir, wohin dies Segel ſchwirre,
Und ob's ein Schiff auch, was dort treibt umher?
Ob's nicht vielleicht mein Herz, das ſchwanke, irre,
Durchſchiffend der Erinnrung blaues Meer?

Auf dem Meere.

Aufs Meer bin ich gefahren
Im Kahne ganz allein
Begeiſterung im Herzen,
Im Korb die Flaſche Wein.

Aufs Meer bin ich gefahren,
Zu leeren die Flaſche rein!
Sieht man ſo vieles Waſſer,
Schmeckt doppelt ſüß der Wein.

Den vollen blinkenden Becher
Empor hebt meine Hand:
Hoch, all ihr fernen Lieben!
Hoch, deutſches Vaterland!

Hinaus bin ich gefahren,
Zu ſehn, was bewegter wallt:
Mein Herz, wenn's denkt der Lieben,
Das Meer, wenn's in Wogen ſich ballt?

Ein Zug von holden Geſtalten
Der ſchreitet über den Plan,
Als Heiland mit dem Ölzweig
Wallt jede von ihnen heran.

Es ſind viel Bilder der Lieben,
Sie ſitzen zu mir herein;
Gottlob! daß es nicht die Leiber,
Sonſt ſänke der Nachen ein!

Aufs Meer bin ich gefahren,
Zu ſchwören feſten Eid,
Beſtändig hier inmitten
Der Unbeſtändigkeit!

Dem Wahren, Rechten, Schönen
Zum Banner treu zu ſtehn!
Kann ich zu den Beſten nicht klimmen,
Doch nie mit den Schlechten zu gehn!

Wo edel der Kampf, zu kämpfen,
Doch fern, wo Wahnwitz ficht!
Und Herz und Mund und Leben
Für Freiheit, Recht und Licht!

Liegt einer krank am Lager,
Der hat zum Scherzen nicht Zeit;
Trennt wen ein Brett nur vom Tode,
Der ſchwört nicht falſchen Eid.

Aufs Meer bin ich gefahren,
Zu ſingen nebenbei
Ein Lied in den freien Äther,
Gleich ihm ſo friſch und frei!

Hat guten Klang das Liedlein,
Dann klingt es doppelt gut,
Wenn's auf den Flügeln der Lüfte
Sanft hinſchwebt über die Flut.

Hat üblen Klang das Liedlein,
So hat es ja keiner belauſcht,
So wird's ja verweht von den Winden
Und von den Wellen verrauſcht.

Lieder aus dem Gebirge.

1830—1831.

Der treue Gefährte.

Ich hatt' einst einen Genossen treu,
Wo ich war, war er auch dabei;
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

Er trank aus einem Glas mit mir,
Er schlief in einem Bett mit mir,
Wir trugen die Kleider nach einem Schnitt,
Ja selbst zum Liebchen nahm ich ihn mit.

Und als mich's jüngst zu den Bergen zog,
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da sprach der treue Geselle gleich:
Mit Gunsten, Freund, ich geh' mit Euch!

Wir wallten still hinaus zum Tor,
Die Bäume streben frisch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß,
Da schüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.

Im Äther jauchzt ein Lerchenchor,
Da hält er zugepreßt sein Ohr;
Süß duftet dort das Rosengesträuch,
Da wird er schwindlig und totenbleich.

Und als wir stiegen den Berg hinan,
Verlor den Atem der arme Mann;
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blick,
Doch er blieb keuchend unten zurück.

Ich aber stand jauchzend ganz allein
Am Bergesgipfel im Sonnenschein!
Rings grüne Triften und Blumenduft!
Rings wirbelnde Lerchen und Bergesluft!

Und als ich wieder zu Tal gewallt,
Da stieß ich auf eine Leiche bald:
O weh, er ist's! Tot liegt er hier,
Der einst der treuste Gefährte mir!

Da ließ ich graben ein tiefes Grab
Und senkte die Leiche still hinab,
Drauf setzt' ich einen Leichenstein
Und grub die Wort' als Inschrift drein:

„Hier ruht mein treuster Genoß' im Land,
Herr Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!

Sonst wünsch' ich ihm alles Glück und Heil.
Die ewige Ruh' werd' ihm zuteil,
Nur wahr' mich Gott vorm Wiedersehn
Und seinem fröhlichen Auferstehn!"

Ungleicher Tausch.

Alpensöhne, frei und bieder,
Wenn in unsre Städt' ihr wallt,
Jauchzt ihr auch das Lied hernieder,
Das auf euren Bergen hallt;

Wollt auch unsern Augen bieten,
Was auf euren Alpen blüht:
Rosen auf den grünen Hüten,
Und wohl Rosen im Gemüt.

Jetzt, da ich erklommen habe
Eurer Berge Hochgebiet,
Bring' auch ich euch würd'ge Gabe?
Kranz für Kranz, und Lied für Lied?

Blumen mag ich zwar auch bieten,
Aber frostig, steif und kalt,
Wie der Winter solche Blüten
Höhnend uns ans Fenster malt.

Kranz um Kranz auch mag ich tauſchen,
Aber dürr und ohne Duft,
Kniſternd wie Zypreſſenrauſchen
An geſtorbner Hoffnung Gruft.

Denn des Tals Gedanken drängen
Sich um mich hier oben auch,
Und als eiſ'ge Blumen hängen
Sie ſich rings an Fels und Strauch.

Auf der Bank der Alpenhütte
Sitz' ich nun zur Abendraſt,
In der grünen Triften Mitte,
Schönſte Hirtenmaid, dein Gaſt.

Stolz ſehn dort die Tannen nieder,
Ihr Gewand vertauſchend nie!
Freiheitsdurſt'ge Waffenbrüder,
Haltet Farbe, ſo wie ſie!

Fällt auch eine gleich von dieſen
Hier und dort der Äxte Spiel,
Iſt's vom Haupt des Bergesrieſen
Nur ein Haar, das ihm entfiel.

Seht den Quell Demanten ſtäuben
Im Gebirg', wo frei er fleußt,
Doch verdämmt nur Mühlen treiben! —
Stäub Demanten, Menſchengeiſt!

Ha, wie feſt die Sennenhütte,
Steinbeſchwert, im Sturm ſich hält!
Seht's, ihr Bauherrn, die zum Kitte
Eures Baues Blut ihr wählt!

Seht auch dort das Bergſchloß ſchimmern,
Deſſen Mörtel lautrer Wein!
Wollt ihr auch ſo dauernd zimmern,
Nehmt auch Kitt, ſo friſch und rein!

Horch, ein Knall! die Felſenadern
Dort am Bergwerk ſprengen ſie!
Pulver ſprengt wohl einzle Quadern,
Doch ein Volk von Felſen nie!

Stolzen Haupts im Silberſtrahle
Stehn die Rieſen unbeſiegt,
Während etwas Staub im Tale
Ihnen von den Sohlen fliegt!

Adler, hoch im Blau dich wiegend,
Lieblingslied im Fürſtentraum,
Doppelt ihrem Stolz kaum g'nügend
Und erreicht doch einfach kaum!

Tier, flieg in die Sonnenauen,
Laß im Staub den Menſchen gehn!
Doch ein Lamm in deinen Klauen!
Ha, war's alſo zu verſtehn? —

Ferne Abendglocken ſingen
Frieden ins Gebirg hinein,
Und die Alpenhörner klingen
Und die Blumen nicken ein.

Glocke voll der Zauberklänge,
Menſchenwort! O daß ſo traut
Frieden durch das Tal es ſänge,
Wo die Menſchheit Hütten baut!

Guten Abend, ſchöne Dirne,
Ei und bringſt du Röslein mir?
Eine Maid mit heitrer Stirne
Iſt die Freiheit auch, gleich dir!

Ach, wann wird ſie Roſen pflücken
Aller Welt, ſo wie du mir?
Wann die Welt ins Aug' ihr blicken
Ach ſo gerne, wie ich dir?

Alpenblümlein rings im Mooſe,
Ei, was ſagt denn ihr dazu?
Alpendirnlein, ſchön und loſe,
Und was meinſt denn du?

Kern und Schale.

Ein Schenkhaus, draußen ſchlicht und klein,
Ein dürrer Kranz als Zeichen;
Doch drin, voll kühlem, goldnem Wein
Ein Keller ſondergleichen!

Am Fenſter manch zerbrochner Topf,
Drin blüh'nde Roſen ſchwanken;
Am Schenktiſch manch ein ernſter Kopf,
Drin fröhliche Gedanken!

Ein Kirchlein, halb verfallen ſchon,
Die Pforte morſch und enge;
Doch drinnen Andacht, Orgelton
Und Troſt und Liederklänge!

Ein blinder Kutſcher, lahme Pferd',
Ein alter Karr'n im Sande,
Doch drin im morſchen Kaſten fährt
Die ſchönſte Maid im Lande!

Ein graues kahles Felſental,
Drin friſche Quellen rinnen;
Ruinen alt, verwittert, fahl,
Doch grüner Efeu drinnen?

Ja, ſeht mich ſelbſt, den Wandersmann,
Gebräunt vom Sonnenbrande,
Mit grauem Kittel angetan,
Beſchneit von Staub und Sande!

Doch iſt mir in der Bruſt das Blühn
Des Frühlings aufgegangen,
Mit blauem Himmel, friſchem Grün,
Geſang und Blumenprangen!

Ja, zweierlei ist Schal' und Kern!
Den Spruch hab' ich erwandert!
Und zweifelt wer an ihm, ihr Herrn,
Knackt Nüsse, oder wandert!

Wandergruß.

Dort am Bergschloß, daß ich raste,
Lädt der Blütenbaum mich ein,
Freundlich winkt der Vogt zu Gaste
Mit dem vollen Becher Wein.

Den Urahn und seine Gäste
Hat dies Kelchglas schon gelabt,
Und an ihrem Hochzeitfeste
Ahnfrau diesen Baum gesetzt.

Drum wie seinen Blütenregen
Über mich der Baum jetzt streut,
Dünkt's mich wie ein Ahnensegen
Aus der alten fernen Zeit.

Und wie ich, vom Born zu nippen,
Mit dem Glas berührt den Mund,
Ist's, als ob des Ahnherrn Lippen
Böten mir den Gruß zum Bund.

Die in weiter Welt sich mieden,
Einte dieses Glases Kreis;
Was durch Zeit und Land geschieden,
Drückt hier Lipp' an Lippen leis.

Von Geschlechten zu Geschlechten
Schlinge sich der heil'ge Bund!
Fort und fort sein Band zu flechten,
Weiht, o Glas, dich Herz und Mund!

Diesen Kuß, zu fernen Tagen,
Wenn zu Staube längst ich bin,
Sollst du auf die Lippen tragen
Einer späten Enkelin.

Für den Enkel Gruß und Segen
Will ich dir, o Baum, vertraun,
Daß du ihn als Blütenregen
Um sein Haupt magst niedertaun.

Szenerie.

Ein Kreis von grünen Bäumen,
Gesträuch und Rasengrün;
Der Pfarrer wandelt betend
Mit dem Brevier dahin.

Die Lüfte blättern dienend
Sanft Blatt für Blatt herum;
Ein Strahl der Gnade, leuchtet
Die Sonn' ins Heiligtum.

Ein Kreis von grünen Bäumen,
Gesträuch und Rasen dabei,
Und jauchzend tafelt drunter
Eine lust'ge Kumpanei.

Die Büsche wölben als Keller
Sich über die Flaschen kühl,
Als Tafelmusik beginnen
Die Vögel im Laub ihr Spiel.

Ein Kreis von grünen Bäumen
Und Rasen und Gesträuch,
Da wallt, zermalmt von Elend,
Ein Mann, gar trüb' und bleich.

Er seufzt, — da seufzt das Echo,
Wie eine Stimm' aus dem Grab;
Er weint, — da weinen die Zweige
Den Abendtau herab.

Ein Kreis von grünen Bäumen,
Gesträuch und Rasenplan;
Es schleicht mit blankem Dolche
Ein Mörder lauernd heran.

Der Büsche dichtes Dunkel
Versteckt den Finstern gut;
Da trieft vom Himmel selber
Das Abendrot als Blut.

Ein Kreis von grünen Bäumen,
Gesträuch und Rasen bloß;
Da wallt mit Tint' und Feder
Der Amtmann aus dem Schloß.

Als Pult dient ihm ein Baumstamm,
Dran lehnt er die Bogen auf,
Die Zweige schütteln als Streusand
Den Blütenstaub ihm drauf.

Ein Kreis von grünen Bäumen,
Gesträuch und Rasengrün,
Und Bursch' und Dirne lagern
Sich küssend und kosend hin.

Die Bäume stehen Wache,
Der Rasen ist breit und weich,
Die Nacht senkt still den Vorhang,
Verschwiegen ist das Gesträuch.

Baumpredigt.

Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
Beginnt's durch Waldesräume,
Und wo sonst Büsch' und Bäume stehn,
Zu flüstern, rascheln und zu wehn,
Denn Zwiesprach halten die Bäume.

Der Rosenbaum loht lustig auf,
Duft raucht aus seinen Gluten:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit,
Drum soll's, je kürzer seine Zeit,
So voller, heller verbluten!"

Die Esche spricht: „Gesunkner Tag,
Mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstrahl ist Todesstahl,
Gezückt aufs Rosenherz zumal,
Doch auch wir andern zittern!“

Die schlanke Pappel spricht und hält
Zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein lichter Siegesquell,
Der rauscht so süß und glänzt so hell,
Drum wall' ich sehnend nach oben!“

Die Weide blickt zur Erd' und spricht:
„O daß mein Arm dich umwinde,
Mein wallend Haar neig' ich zu dir,
Drein flechte deine Blumen mir,
Wie Mütterlein dem Kinde.“

Drauf seufzt der reiche Pflaumenbaum:
„Ach, meine Füll' erdrückt mich!
Nehmt doch die Last vom Rücken mein!
Nicht trag' ich sie für mich allein;
Was ihr mir raubt, erquickt mich!“

Es spricht die Tanne guten Muts:
„Ob auch an Blüten ich darbe,
Mein Reichtum ist Beständigkeit;
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!“

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Kein Sturm ist mich zu beugen stark,
Kraft ist mein Stamm, und Kraft mein Mark,
Ihr Schwächern, euch will ich schützen!“

Die Efeuranke tät' an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!“

Drauf ſprachen ſie ſo manches noch,
Ich hab' es halb vergeſſen.
Noch flüſterte manch heimlich Wort,
Es ſchwiegen nur am Grabe dort
Die trauernden Zypreſſen.

O daß die leiſen Sprüchlein all'
Ein Menſchenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn ſie's trafen nicht?
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
Da müſſen wir ja ſchlafen.

Der Ring.

Ich ſaß auf einem Berge
Gar fern dem Heimatland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Talgründe, Saatenland!

In ſtillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den ſie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt:

Ei, luſtiggrüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu ſolchem ſchönen Rahmen
Fürwahr ein ſchönes Bild!

Hier ſchmucke Häuschen ſchimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Senſen blitzend
Die reiche Flur entlang!

Und weiterhin die Ebne,
Die ſtolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit!

Und Städte mit blanken Kuppeln,
Und grünes Wälderreich,
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnſucht gleich!

Die Erde und den Himmel,
Die Menſchen und ihr Land,
Dies alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umſpannt.

O ſchönes Bild, zu ſehen
Vom Ring der Lieb' umſpannt
Die Erde und den Himmel,
Die Menſchen und ihr Land!

Elfenleiden.

In geheimer ſtiller Freude
Blickt' ich eine Roſe an,
Die im Perl- und Purpurkleide
Schwellend aufzublühn begann.

Bange doch vielleicht zumute
War's dem Elfen, klein und traut,
Der in ihrem Kelche ruhte,
Drin ſein Häuschen er gebaut.

Wenn ein Knöſpchen platzend ſpringet,
Kracht's ihm wohl wie Donnerklang,
Wenn ein Weſt die Roſe ſchwinget,
Macht ihm Erdebeben bang!

Wie ihr Kelch ſich auftut allen,
Schreckt ein Abgrund ſchwindelnd ihn,
Und des Blütenſtaubes Fallen
Stürzt auf ihn als Schneelawin'.

Eine Überſchwemmung drohte
Seiner Wohnung, Hab' und Haut,
Als es kühl aus Morgenrote
Perlen in den Kelch getaut.

Als mein Atem freier wehte,
Schien's ihm Sturmwinds Ungeſtüm,
Und vielleicht gar als Komete
Droht' mein heitrer Blick ob ihm.

Und mit Bangen ſondergleichen
Harrt der Kleine ängſtlichſcheu,
Was wohl all der Schreckenszeichen
Grauſenhaftes Ende ſei?

Doch mit tiefer ſtiller Freude
Blickte ich die Roſe an,
Die im Perl'- und Purpurkleide
Blütenvoll ſich aufgetan.

Elfe und Kobold.

Stehn zwei Sennenhütten ferne,
Wo die Alpenwieſe lacht,
Ob den Giebeln halten Sterne,
Blumen vor der Schwelle Wacht.

In dem Moos der einen Hütte
Schläft die blonde Sennin leis;
Welches Alpenkind beſtritte
Ihr der Schönheit erſten Preis?

Daß mein Aug' noch Schönres labe,
Müßt' ich wandern wahrlich weit,
Wenn du, ſchöner Jägerknabe,
Nicht ihr lägeſt hier zur Seit'!

Und der Elf, der weiße feine,
Der dies Hüttlein treu bewacht,
Legt zu Häupten ihnen eine
Friſche Roſenknoſpe ſacht.

Als das Knöſpchen aufgegangen
War zur blüh'nden Roſe kaum,
Hat die Schlummernden umfangen
Gar ein lieblich ſüßer Traum.

In dem Moos der andern Hütte
Schläft die braune Alpenmaid;
Welch Gebirgskind wohl beſtritte
Ihr den Preis der Häßlichkeit?

Daß Unholdres ich entdecke,
Müßt' ich wandern wahrlich weit,
Wenn du, Köhler, ſchwarzer Recke,
Nicht ihr lägeſt hier zur Seit'!

Der Kobold, der braune Kleine,
Der dies Hüttlein treu bewacht,
Legt zu Häupten ihnen eine
Friſche Roſenknoſpe ſacht.

Als das Knöſpchen aufgegangen
War zur blüh'nden Roſe kaum,
Hat die Schlafenden umfangen
Gar ein lieblich ſüßer Traum. —

Morgens, als erzählt ihr Träumen
Dieſes ſich und jenes Paar,
Mocht' es ſich gar ſeltſam reimen,
Daß derſelbe Traum es war!

Morgens als im Himmelsgarten
Früh der liebe Gott ſpaziert,
Seine Blumen mild zu warten,
Deren Pracht ſein Haus umziert;

Fand er alle blühn zum Beſten,
Sonnenroſen üppig glühn,
Feuerbüſch' in Flammenäſten,
Sternenblumen duftig ſprühn;

Nur vom blühendſten Geſträuche,
Das ganz voll von Roſen ſtand,
Kamen nachts ihm zwei ganz gleiche
Schöne Knoſpen heut' abhand.

Legende.

Auf eines Berges Rücken
Saß einſt der liebe Gott,
Und maß mit fröhlichen Blicken,
Was rings dem Auge ſich bot.

Er ſah zu ſeinen Füßen
Gewalt'ge Berge ſich reihn,
Und grüne Wälder ſprießen
Und goldne Saaten gedeihn.

Er ſah die Quellen ſpringen,
Er atmete Blumenduft,
Und hörte die Vögel ſingen
In goldner Morgenluft.

Da lächelte zufrieden
Er ſtille vor ſich hin;
Die Menſchen im Tal hernieden
Sahn goldner die Berge glühn.

Er ſah nun lange mit Freude
Herab auf ſeine Welt,
Und ſprach: Bei meinem Eide,
Das hab' ich wohl beſtellt!

Und reichere Blumendüfte
Erquollen bei ſeinem Wort,
Es rollte durch Erd' und Lüfte
Harmoniſches Klingen fort.

Die Welt lag in der Blüte,
Es lächelt' des Herrn Geſicht;
Da klang in ſeinem Gemüte
Empor ein himmliſch Gedicht.

Da wollt' er in Worte kleiden
Und ſchreiben auf Pergament
All' ſeine Schöpferfreuden,
Wie nun ſein Herz ſie kennt.

Doch als er's drauf beſehen,
Wie's auf dem Blatte ſteht,
Da war's auch ihm geſchehen,
Wie's manchem Dichter geht:

Nicht konnt' er treu berichten
Des Herzens warmen Schlag;
Nicht konnt' er's ſchöner dichten,
Als rings es vor ihm lag!

Da riß er's zu tauſend Stücken
Und gab's den Winden preis,
Sah wieder mit frohen Blicken
Auf ſeinen Erdenkreis.

Doch wie nun hin und wieder
Der Wind die Stücke weht,
Da ward aufs Tal hernieder
Ein Blütenregen geſät! —

Wer Freitags auf der Reiſe,
Braucht nicht zu faſten dabei;
Wer Sonntags auf der Reiſe,
Iſt von der Meſſe frei.

So hab' ich dies Lied geſungen
Statt eines Gebetes heut',
Von Sonntagsglocken umklungen,
Von Blüten überſchneit.

Der Deſerteur.

Auf der Hauptwacht ſitzt geſchloſſen
Des Gebirges ſchlanker Sohn,
Morgen frühe wird erſchoſſen,
Der dreimal der Fahn' entflohn.

Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Praſſerkoſt;
Doch in ſeiner Mutter Armen
Gibt und nimmt er letzten Troſt:

„Mutter, ſeht, die närr'ſchen Leute
Heiſchten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erſt heute,
Meiner lieben Sennin gab!

Soll mein Blut dem Fürſten geben,
Mag wohl ſein ein guter Mann;
Doch er fordre nicht mein Leben!
Was blieb' Euch, o Mutter, dann?

Eures Hauptes Silberflocken,
Acker ſchirmen, Hof und Haus
Und der Liebſten goldne Locken,
Füllt's nicht ſchön ein Leben aus?

Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf ſie recht fein
Ein geflügelt Raubtier malten;
Und da ſollt' ich hinterdrein!

Dem Gevögel Adlern, Geiern,
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch einen, der zu Euern
Und der Liebſten Herden kam!

Über eine blanke Schachtel
Spannten ſie ein Eſelsfell:
Welch Gedröhn, ſtatt Lerch' und Wachtel,
Die im Korn einſt ſchlugen hell!

Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn rief mich zu den Höhn,
Wo die grünen, duft'gen Tannen,
Meine echten Fahnen, wehn!

Unſerm Küſter lauſcht' ich lieber
Mit dem tapfern Fiedelſtrich,
Während vom Gebirg herüber
Süßrer Klang mein Ohr beſchlich!

In zweifarbig Tuch geſchlagen,
Knebelten mich Spang' und Knopf,
Einen Höcker ſollt' ich tragen
Und als Hut ſolch ſchwarzen Topf!

Beſſer läßt, das ſieht doch jeder,
Mir der grüne Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzen auch und Alpenſtock!

Wachtſtehn ſollt' ich nachts vor Zelten!
Lullt mein Wachen ſie in Ruh'?
Legt der Herr den mir geſchmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

Beſſer als durch mich geborgen
Stellt' in Himmels Schutz ich ſie;
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.

Morgen, wenn die Schüſſe ſchüttern,
Mutter, denkt, daß fern von Euch
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erſchlug ein Wetterſtreich!

Beſſer will mir's ſo behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blühndſten Roſen zwei!"

Und der Morgen ſtieg zur Erde;
Unter laub'gem Blütenbaum
Ruht die Sennin; ihre Herde
Weidet rings am Bergesſaum.

Horch! Im Talgrund Büchſenknalle,
Daß, aus ſeinem Morgentraum
Aufgeſchreckt vom rauhen Halle,
Bang und zitternd lauſcht der Baum!

Aus der Krone losgerüttelt
Taumeln Blütenflocken hin,
Tropfen Tau's, wie Tränen, ſchüttelt
Er aufs Haupt der Sennerin!

Und entſunken ſind zur Stunde
In dem Tale, grün und frei,
Einem roten Jünglingsmunde
Wohl der blühndſten Roſen zwei.

Der Friedhof im Gebirge.

1.

Friedhof der Alpen, deine Hügel ſchwellen
So friedensgrün am Tannenwald vor mir,
Als ſchlüge ſeine leiſen grünen Wellen
Der ſtille Ozean des Todes hier.

Nicht haſt du nach der Städter Art umzogen
Mit blanken Mauern rings den Wellenſchwall!
Die ſanften Hügel, als empörte Wogen,
Durchbrächen, überflutend, bald den Wall!

Auf ihnen wogen nicht im fahlen Schimmer
Steinkreuze, Säulen, Katafalke fort,
Und Urnen, Pyramiden, gleichwie Trümmer
Vom Wrack des Lebensſchiffs, geſtrandet dort!

Nein, ſie verſpülen ſanft und frei! — Entſtiegen
Iſt draus ein Kreuz allein, kunſtlos und ſchlicht,
Als Leuchtturm wohl, der, wenn die Sterne ſchwiegen,
Auf dieſe dunkle See ausgießt ſein Licht.

Der Vollmond quillt durch dunkle Tannenreiſer
Und mündet ſeinen Lichtquell wellenwärts.
Die Waldeswipfel flüſtern immer leiſer,
Und ſtiller Meeresfahrt gedenkt das Herz.

Du träumſt, dein Haupt verhüllt in Silberſchleiern,
Und ahnſt, o Tannenbaum, wie du als Kahn
Einſt wirſt hinaus ein Kind des Friedens ſteuern
In dieſen ſtillen grünen Ozean!

2.

O Tod, du warſt, Ungleiches auszugleichen,
Doch allzuhart und gar zu eifrig hier!
Ach, keine Inſchrift und kein Liebeszeichen,
Nur leiſes Ahnen nennt die Schläfer mir!

Ein Hirte wohl ruht hier im duft'gen Raſen:
Ich ſeh' ja frei um ſeinen grünen Rain
Die Alpenherde in den Kräutern graſen;
Und wo die Herde, muß der Hirte ſein!

Ein Jäger träumt da unter kühler Decke:
Mir ſagt's das Rehlein, weidend hier bei Nacht,
Als ob es ſanft die tote Hand ihm lecke;
Wem wäre ſonſt ſo milde Rach' erdacht?

Ein Schnitter ſchlummert dort am fernen Saume:
Ich ſeh' es an der Blumen ſeltnem Tanz,
Als wühle ſeine Hand darin im Traume,
Zu flechten ſie zum heitren Erntekranz!

Doch will zum Grab des Lieben Liebe wandern,
Auf welches ſtröme ſie den Tränenzoll?
Nun, was verſchlägt's, erquickt er einen andern,
Zu dem vielleicht noch keine Zähre quoll?!

O Trauer, ſuchſt du nur nach einer Welle?
Und iſt das ganze dunkle Meer doch dein!
Dünkt dir ein einzig Sternlein tröſtend helle?
Dein ſoll der ganze Strahlenhimmel ſein!

O Liebe, ſpähſt du nur nach einem Halme?
Die ganze Erde fiel dir ja zum Los!
Verletze nicht die Tanne ob der Palme,
Nicht ob des Blumenſtrauchs das arme Moos!

Die Muſe vor Gericht.

Komm, Muſe meines Liedes, komm ins wilde
Steinklippental der Urwaldsnacht mit mir!
Vor jener Eichen alter Richtergilde
Dort ſpräch' ich gern ein ernſtes Wort mit dir.

Nicht gnügt's, daß dir der Markt, der leichtentzückte,
Des Lobs Almoſen zuwarf manchesmal,
Manch allzu milder Freund die Hand dir drückte,
Und Beifallswort ſich ſeinem Mund entſtahl!

Kein Menſch beſchritt den Waldpfad, den wir wählen;
Horch, von den Zweigen träuft der Vögel Sang
Wie Frühtau auf die Blumen unſrer Seelen!
Ach, er verſtummt bei unſrer Schritte Klang!

Sie ſangen nicht, um unſrem Ohr zu dienen,
Und Lerchenweiſen lallt der Finke nie:
Mein beſſer Seelenteil wohl ſang aus ihnen!
Sprich, Muſe meines Lieds, tatſt du wie ſie? —

Ein Blütenbaum verlor ſich dort zu Eichen,
Die blütenlos, wenn ſonſt auch ſchön und grün;
Doch er kann anders nicht, als Blüten reichen,
Nur Axt und Blitz gefährden einſt ſein Blühn!

Froh wiegt er ſein Gezweig im Sonnenlichte!
Dem Blitze ſchlägt ſein blumiges Geſträuch,
Die blühnde Waffe, er ins Angeſichte!
Sprich, Muſe meines Lieds, tuſt du's ihm gleich? —

Am Grunde modert eine alte Eiche,
Manch hundert Lenze füllten einſt ihr Mark;
Gleichgültig ſtehn die Brüder um die Leiche,
Sind alle ja noch laubig, grün und ſtark!

Der Vogel, der des Baumes Lenzgefühle
Von ſeinem Blatte las und ſtatt ihm ſang,
Der liederreiche, düngt in Gartenkühle
Jetzt Blumen fern zu Duft und Blütendrang.

In dunkler Nacht, wenn Stern' und Mond nicht glänzen,
Umquillt phosphoriſch Licht den morſchen Baum:
Traum, ihn umwallt von ſeinen toten Lenzen
Ein leuchtender und ſchöner Grabestraum!

Und wird auch mir, wenn einſt im Waldesdüſtern
Fern und vergeſſen ſich mein Hügel hebt,
Ein lichter Traum von dir es tröſtend flüſtern,
Daß kein verlornes Leben ich gelebt?

Sprich, wird einſt meines Jugendliedes Roſe
Dem greiſen Haupt nur Flitter, des ſich's ſchämt,
Nicht eine Zierde, gleich dem Kranz von Mooſe,
Der jenes kahle Felshaupt ſchön verbrämt? —

Der Wildbach ſchlägt ſich tapfer hier durch Klippen,
Ein Röslein wiegt auf ſeinen Wellen ſich!
Das wuchs nicht hier auf dieſen Felſenrippen,
Und mahnt an ſchönres Land, das er durchſtrich!

Das Bächlein bangt nicht, daß die Klippe zürne,
Wenn es der nackten zeigt, was ihr gebricht,
Und über ihrer finſtern Felſenſtirne
Die klaren Sterne ſpiegeln rein und licht!

Haſt du auch frei und ohne Furcht und Lüge
Stets, Muſe meines Lieds, geoffenbart
Die Ahnungsroſen deiner Seelenzüge,
Die Glaubensſterne deiner Geiſterfahrt?

Blick in die ſtrengen Felſenangeſichter,
Sie ſprechen dir dein Urteil unerweicht!
Lies es im grünen Blatt, das dir dein Richter,
Der Waldbaum, wie mit leiſem Zittern reicht!

Spricht dich's nicht frei, dann wage nie zu ſchreiten
In dieſes Waldes Dom, des Fluch dich bannt,
Der Sündrin gleich, die einſt in alten Zeiten
Im Bußhemd vor der Kirchenpforte ſtand!

Der Armen reichen im Vorüberſchweben
Ehrſame Bürger Mitleidsſpenden mild:
Wer kann ihr Reinheit, Ehre wiedergeben,
Und Troſt und Segen, der im Dome quillt?

Das Alpenglühen.

Das iſt im Tal ein Glänzen, Roſen
Von Blumen, Bäumen, Sonnenlicht,
Durch die ſich, wie lebend'ge Roſen,
Ein Kranz von blühnden Menſchen flicht!

Mit kaltem ſtrengen Angeſichte
Blickt nur das Alpenhaupt darein;
Iſt's denn nicht auch berührt vom Lichte?
Was mag ſein düſtres Sinnen ſein?

Nacht iſt's geworden allzuſchnelle
Und Dunkel hüllt des Tales Hag;
Nicht ahnt, wer's ſah ſo froh und helle,
Daß es ſo finſter, ſtumm ſein mag!

Auf allen Weſen, graunbeklommen,
Der Finſternis Vernichtung ruht!
Einſt, als die erſte Nacht gekommen,
Wie war es, Menſch, dir da zumut?

Den Bäumen bangt und graut im Düſtern,
Die Zweige taſten ſcheu im Kreis;
Ihr Daſein noch ſich zuzuflüſtern
Beginnt's im Laub zu rauſchen leis.

Der Roſe Glut kann jetzt nicht hellen!
Daß ſie der Menſch zertrete nicht,
Läßt ſie ihr Duften bange quellen,
Ihr Duft wird Hilfeſchrei und Licht!

Der Lichterglanz, der wie mit Sehnen
Im Tal aus Fenſteraugen bricht,
Er quillt wie flammenhelle Tränen
Um ein verlornes, größres Licht.

Doch ſieh vom Flammenkranz umſchlungen
Das Haupt der Alpe, glutumrollt,
Als ob zu ſparen ihr gelungen
Ein Teil von ihrem Tagesgold!

Als ob tagüber ſie gefangen
Im Kranz die Roſen all im Tal;
Als ob bei Tag dir von den Wangen,
Du Volk des Tals, das Rot ſie ſtahl!

Wenn um der Witwe Leib ſich ſenken
Die ſchwarzen Trauerhüllen dicht,
Glüht oft ein ſüßes Rückgedenken
Noch fort auf ihrem Angeſicht.

Du aber, heitres Herz im Tale,
Nun deine hellen Tage blühn,
Bewahre ſorgſam ihre Strahle,
In deinen Nächten nachzuglühn.

Sturm.

Es beſchaut in Wellenkläre
Sich der Fels, ein ſchöner Greis,
Durch den See zieht meine Fähre
Leiſe ihr kriſtallnes Gleis.

Vorn im Schiff, das Ruder rührend,
Scherzt die ſchlanke Schifferin!
Hinten, feſt das Steuer führend,
Starrt ihr Vater ernſt dahin.

Vorn am Schiffe ſcheint zu glimmen
In der Flut ein roter Schein;
Sind es Roſen, die da ſchwimmen?
Mädchen, ſind's die Wangen dein?

Hinten an dem Steuer blinken
Rings die Wellen ſilberweiß,
Spiegeln ſich der Gletſcher Zinken?
Iſt's dein Lockenſchnee, o Greis?

Doch die Wellen werden rege,
Es verſchwinden Roſ' und Schnee,
Als ob Geiſterhand ſie zöge
Nieder in den tiefen See.

Weh, ſturmluſt'ge Winde fallen
Aus der Felſen Hinterhalt.
See, dein ſchlummernd Kindeslallen
Als Gigantenfeldſchrei hallt!

Ungetüme ſind die Wellen,
Bäumend hoch den Leib empor,
Ihre Zottenmähnen ſchwellen,
Und ihr Rachen heult im Chor.

Ungeſtüm in tollem Satze
Springen ſchnaubend ſie heran,
Haun die grimme weiße Tatze
In den morſchen, ſchwanken Kahn.

Aber peitſchend ihre Flanken
Wild der Greis ſein Ruder ſchwingt,
Bis die Beſtienhord' im Schwanken
Knirſchend, heulend, ihm entſpringt.

Leis die krauſen Schädel ſtreichelnd
Rührt die Maid ihr Ruder nun,
Bis, wie Hündchen, wedelnd, ſchmeichelnd
Alle ihr zu Füßen ruhn.

Nimmer ſind die Wellen rege,
Wieder ſchimmern Roſ' und Schnee,
Als ob Geiſterhand ſie lege
Auf den hellen, ſtillen See.

War ein Kämpfen das und Roſen,
Abzuringen von dem See,
Mädchen, du die Handvoll Roſen,
Alter, du die Handvoll Schnee!

Des Zechers Grab.

Der Bach tief unterm Klippenhang
Rauscht in Sirenensängen,
Daß, hart am Felsrand, schwindelbang,
Gekrümmt, die Fichten hängen.

Am Kreuz von Holz spricht noch davon
Die Schrift mit trunknem Lallen,
Daß ein bezechter Alpensohn
Sich hier zu Tod gefallen.

Und wie ich lauschend Aug' und Ohr
Geneigt zur Abgrundstiefe,
Da war mir's, als ob draus empor
Dumpf eine Stimme riefe:

„Zechbrüderlein, hilf mir doch aus
Dem Felsenkeller wallen!
Sieh, in ein leeres Faß, o Graus.
Bin ich dahier gefallen!

Durchs Spundloch leuchtet karg und gelb
Der Tag in meine Tonne:
Dein Himmel ist mein Faßgewölb',
Mein Spundloch deine Sonne!

Und wenn dies karge Licht verschwand,
Dann funkelt Weinsteinglimmer
An meines Fasses dunkler Wand!
Du nennst es Sternenschimmer!

Was rauscht da? Weinflut hör' ich voll
Aus offnen Zapfen jagen!
Dir ist's ein Bach! Nein, Wasser soll
Sich doch zu mir nicht wagen!

Träum' ich im grünen Friedhofraum
Bei Brüdern und Gespielen,
Wo Engel unsrer Stirne Saum
Mit Tannenreisern kühlen?

Nein, Weinlaub ſeh' ich über mir
In Kränzen lieblich ſchwanken!
Sprich, oder wehn um Klippen hier
Nur loſe Efeuranken?

Ach, und zerfiel ſich nicht mein Leib
An Klippen und an Lüften?
Wie Weinesblüt' und Moſt zerſtäub'
Es froh in Schaum und Düften!

Doch du, herabgeneigt zum treun
Vaſallen mächt'ger Fäſſer,
Dein Rauſch von Lenz und Sonnenſchein
Iſt er ſo gar viel beſſer?

Wohl biſt, wo ſtrauchelnd ich geſchwankt,
Du ſacht vorbeigeglitten;
Doch bin ich oft, wo du gewankt,
Aufrecht und feſt geſchritten.

O ſchlürf ihn ganz, den Goldpokal
Von Frühlingsduft und Roſe,
Von Freiheit, Licht und Sonnenſtrahl
Und Nachtigallgekoſe!

Ein ſüßer Taumel hebt den Schritt
Den Zechern und den Dichtern,
Wo ſcharfer Kies die Ferſen ſchnitt
Den Armen, die da nüchtern!

In dieſen Abgrund ſinkſt du nicht,
Doch anderswo in einen!
Geb' einen Traum, ſo ſchön und licht,
Der Herr dir dann, wie meinen!"

Der Sennerin Heimkehr.

Es blinken die Alpenzinnen
In Eis ſchon ſilbern ganz,
Der Herbſt entlaubt im Tale
Der Bäume grünen Kranz.

Ums Dörflein dort am Hange
Grünt noch die Wieſe fort,
Doch auf der Wieſe die Blumen
Sind alle ſchon verdorrt.

Horch, was erklingt vom Berge
Wie voller Glockenklang?
Was tönt zum Tale nieder
Wie ſüßer Brautgeſang?

Das iſt mit ihrer Herde
Die junge Sennerin,
Die von den Alpen nieder
Zur Heimat wallt dahin.

Die ſchönſte ihrer Kühe
Mit hellem Glockenlaut,
Voran mit friſchem Kranze,
Geſchmückt wie eine Braut.

Rings um ſie hüpft ſo fröhlich
Die ganze Herde drein,
Wie treue Jugendgenoſſen,
Die ſich des Tages freun.

Der ſchwarze Stier den Feſtzug
Als würdiger Pater führt;
Er ſchreitet hin bedächtlich,
Wie's ſolchem Herrn gebührt.

Und vor dem erſten Hauſe
Jauchzt dreimal hell die Maid,
Daß laut es gellt durchs Dörflein,
Durch Tal und Alpen weit!

Die Mütterlein und Dirnen
Sind flink herbeigerannt,
Die Sennerin drückt allen
So warm und treu die Hand:

„Viel Grüße, ſchöne, friſche,
Von grünen Alpenhöhn!
Wie lange, ach, wie lange,
Daß wir uns nicht geſehn!

Den ganzen langen Sommer
Saß ich ſo ganz allein
Mit Herden und mit Blümlein,
Mit Sonn' und Mondenſchein!"

Sie grüßt die Burſchen alle
Mit heitrem Angeſicht,
Nur einen, und den ſchönſten,
Den grüßt ſie eben nicht.

Nicht ſcheint es ihn zu grämen,
Und lächelnd läßt er's geſchehn!
Er hat wohl auch die Schöne
So lange nicht geſehn?

Er trägt ein grünes Hütlein
Umſäumt von Roſen dicht.
Ei, ſolche Alpenroſen,
Im Tale blühn ſie nicht!

Zwei Heimgekehrte.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode juſt,
Den andern trieb der Drang in der Bruſt.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr geſehn? Erzählt einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen ſpricht:
„Was wir geſehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wieſen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenſchein!"

Der andere lächelnd dasſelbe ſpricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Geſicht:
„Ei, Bäume, Wieſen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenſchein!“

Lieder aus Italien.

1835.

Pinie und Tanne.

Nah des Grenzpfahls kaltem Banne
Zwiſchen deutſch' und welſchen Landen,
Eine Pinie, eine Tanne
Hart beiſammen grünend ſtanden.

Wie Vorpoſten grüner Jäger,
Ihren Heeren vor ſich wagend,
Zweier Reiche Bannerträger,
Nords und Südens Fahne tragend;

Oder gleich zween Abgeſandten,
Die mit Friedensgruß und Kränzen
Hier ſich froh begegnend fanden
An der beiden Reiche Grenzen.

Pinie ſprach: „Durch mich begrüßen
Reb' und Nachtigall die Schweſtern,
Die auf Deutſchlands Hügeln ſprießen,
Singen in den nord'ſchen Neſtern.

Apennin, in deſſen Locken
Ich nur bin ein Blatt des Kranzes,
Er entbeut dem alten Brocken
Einen Gruß voll Sonnenglanzes!

Mögen nach verborgnen Erzen,
Ird'ſchen Haß und Stolz zu kühlen,
Nie in ſeinem edlen Herzen
Menſchenhände frevelnd wühlen!

Mög' ums Haupt ihm eines hellen,
Ew'gen Lenzes Krone glimmen,
Und zu Füßen ihm die Quellen
Tausend Silberharfen stimmen!

Lind um seine Schläfen schmiege
Sich ein Traum von alten Tagen,
Als sie in des Chaos Wiege
Schlummernd noch beisammen lagen!"

Tanne drauf: „Von Deutschlands Hainen
Grüß' ich Ölbaum, Lorbeerwälder;
Mögen sich die zwei stets einen
So um Stirnen, wie um Felder!

Rhein entbeut dem Po, der Tiber
Gruß und Segen, den Geschwistern!
Also hört' ich mir vorüber
In den Silberbart ihn flüstern:

‚O daß ihre schönen, bleichen
Wellen Menschenblut nie färbe,
Nie die schnöde Fracht der Leichen
Ihren stolzen Nacken kerbe!

Mag nur Rosenglut sie röten
Und Orangenduft berauschen,
Daß sie dann, die palmumwehten,
Schlummernd schönern Träumen lauschen:

Wie wir einst ins Weltmeer steigen,
Jubelnd dort zusammenklingen,
Hand in Hand den ew'gen Reigen
Um die blühnde Welt zu schlingen!'"

So bemühn sich beid' aufs Beste
Ihre Sendung zu vollführen,
Während sanft sich ihre Äste
Wie zum Händedruck berühren.

Schöne Pinie, deine Losung?
„Lenz und Friede, Licht und Liebe!“
Starke Tanne, deine Losung?
„Lenz und Friede, Licht und Liebe!“

Reben, die in wilden Keimen
Üppig Stämm' und Äst' umstricken,
Schlagen zwischen beiden Bäumen
Kühn des Friedens grüne Brücken.

Eine Nachtigall schwebt singend
Diese Brücken auf und nieder,
Tann' und Pinie ganz umschlingend
Mit dem Netze süßer Lieder.

Horch, da hör' ich Trommeln hallen,
Schrecken zittert durch die Bäume!
Seh' die Wolke Staubes wallen,
Sie verschneit die Frühlingsträume!

Meiner Heimat Kriegesmannen
Ziehn vorüber und sie pflücken
Zweige sich von Pinien, Tannen,
Tschako und Standart' zu schmücken.

Brüder, zieht mit Gott die Bahnen!
Doch aus euch, ihr Zweig', umkeime
Ihre Schläfen leis ein Mahnen
Eurer Botschaft, eurer Träume.

Das Kreuz des Erschlagenen.

1.

Wieder seh' ein Kreuz ich ragen,
— Ach, ich sah schon ihrer viel! —
Wo ein Wandersmann, erschlagen,
Unterm Dolch des Meuchlers fiel!

Nacktes Kreuz, er sah dich sprossen
Noch als grünen schlanken Baum,
Und von deinem Duft umflossen
Schritt er hin im Frühlingstraum.

Du allein ſahſt ihn verbluten,
Einſam, fremd und unbekannt
Und auf deinen Blüten ruhten
Seine Blick' im Tod gebannt.

Und du ſelbſt, gefällt, erſchlagen,
Hüteſt jetzt den Schreckensort;
Als ein Denkmal mußt du ragen
Für ſo grauſen Doppelmord.

Nur der Vogel, der im Wipfel
Deines Laubs dich preiſend ſang,
Auf des Kreuzes nacktem Gipfel
Klagt dein Totenlied er bang.

Und ein Roſenſtrauch, als ſolle
Schmücken er dies kahle Holz,
Klimmt hinan und pflanzt die volle
Roſ' am Kreuzesgiebel ſtolz.

Ein Orangenbaum, als wolle
Bergen er dies Kreuz der Schmach,
Hüllt es in das goldfruchtvolle,
Silberblütenreiche Dach.

Doch es denken fern die Lieben
Noch des Manns, der ſie verließ,
Als es ihn nach Süd getrieben
In dies Blütenparadies.

Und den Längſtverſchollnen ſehen
Sie in blühender Geſtalt
Fern noch durch die Roſen gehen,
Schlummernd ruhn im Lorbeerwald.

2.

Liegſt, Italia, du ſchöne,
Nicht auch todt ſchon manch ein Jahr,
Von dem Dolch der eignen Söhne,
Von dem Schwert der Fremdenſchaar?

Drum, Erſchlagne, möcht' ich pflanzen
Dir ein rieſig Kreuz von Stein;
Schlicht gehaun müßt's aus dem ganzen
Block karrarſchen Marmors ſein.

Und es dien' zum Sarkophage
Apennins Geſteinkoloß,
Drauf das Kreuz der Trauer rage
Weithin, einſam, weiß und groß!

Auf dem höchſten Grat der Hügel,
Wo ein Blick zugleich erſchaut
Mit des Mittelmeeres Spiegel
Adria, die Dogenbraut!

Heult dein Leichenlied das eine
Der zwei Meere ſturmeswild,
Mag das zweit' im Widerſcheine
Wiegen ſanft des Kreuzes Bild!

Nur der Adler, der in Spalten
Einſt des Marmorbruchs gehauſt,
Fliegt empor dann, Raſt zu halten
Hoch am Kreuze, ſturmumbrauſt.

Und die Sonne, die im Oſten
Blüht als Roſenſtrauch hinauf,
Klimmt hinan des Kreuzes Pfoſten,
Schwebt als volle Roſ' am Knauf.

Und verhüllt die Schmach zu hüten,
Neigt ſich drauf der Baum der Nacht;
Aus der Sterne Silberblüten
Mond, die Goldorange, lacht.

Doch wir, die dich lieben, ſehen
Deine blühende Geſtalt
Noch in deinen Roſen ſtehen,
Schlummernd ruhn im Lorbeerwald.

Im Baptisterio zu Florenz.

Die ihr nach des Meisters Worten
Himmelspforten wert zu sein,
Kunstgeformte, ehrne Pforten,
Laßt den deutschen Wandrer ein!

Düstre, dunkle Taufkapelle,
Deiner heil'gen Nacht entfleußt
Manch ein Strahl der Himmelshelle,
Senkend sich in meinen Geist.

Vor mir steht ein greiser Priester,
Segen betend für ein Kind,
Und des heil'gen Bornes gießt er
Auf des Täuflings Stirne lind.

Meine Hände möcht' ich legen
Auf das Kind, ich fremder Mann,
Während längst mein voller Segen
Lind und leis sein Haupt umrann;

Segen, der wie Frühtaus Fallen
Dieses Menschenpflänzchen tränkt
Süß und überreich mit allem,
Was ein Leben Schönes denkt!

Schließt euch wieder, Himmelspforten,
Denn sein Erdenlauf beginnt!
Wandernd fort zu fernen Orten,
Seh' ich nie dich wieder, Kind!

Knab' und Mann wirst du in Jahren,
Ungestalt vielleicht und wild;
Doch ich werd' es nie erfahren,
Ach, ich seh' dich schön und mild!

Hunger wird dein Aug' verwildern,
Armut bringt vielleicht dir Qual!
Ach, in meines Segens Bildern
Sitzest du am Freudenmahl!

Deiner Mutter Pulse stocken,
Dich verrät des Freundes Wort!
Ach, nicht hör' ich jene Glocken,
Und nicht hör' ich jenes Wort!

Und es höhnte dich, dir fluchte,
Die du einzig liebst, o Graus!
Ach, in meinem Sinn doch suchte
Ich die treuste Braut dir aus!

Botst dein Herz, gequält vom Leben,
Jung dem eignen Schwerte dar!
Ach, ich hab' dir doch gegeben
Gar so schönes weißes Haar!

So vielleicht dem Fluch erlegen,
Der dein Erdenlos gebannt,
Ahnst du's nie, wie einst der Segen
Fromm an deiner Wiege stand;

Wie der Mann aus fremder Ferne,
Betend über dich gebeugt,
Mit des Segens Born dich gerne,
Junges Pflänzchen, großgesäugt.

Bist der schöne Baum mitnichten,
Den er freudig ragen hieß!
Darbst an Blüten, kargst mit Früchten,
Die er reich dich tragen ließ!

Doch, verarmt an Blütenschimmer,
Und in Stamm und Mark verdorrt,
Blühst im Herzen mir noch immer
Du dein blühend Leben fort.

Fort Belvedere.

An der Feste Wall und Warten,
Die dich zügeln soll, Florenz,
Lehnt sich deines Fürsten Garten,
Blütenvoll im sonn'gen Lenz.

Doch des Schlummers ſüße Schlinge
Hält die Wacht am Wall umfahn,
Roſt zerfraß des Kriegers Klinge,
Seiner Flinte fehlt der Hahn.

Tief wohl ſchläft er; ihn umdüftet
Keine Ahnung der Gefahr.
Hört er's nicht, wie's unten flüſtert
Droh'nd aus der Belagrer Schar?

Sieht er nicht im Tale blinken
Federbüſche aller Art,
Hundertfarb'ge Fähnlein winken,
Denen, Lenz, dein Heer ſich ſchart?

Und doch blaſen aus den Beeten
Wie ein Janitſcharenchor
Tauſend blühende Trompeten
Schon zum Sturm, zum Sturm empor!

Und doch ſchwebt ſchon ob der Feſte
Eine Lerch' als Luftballon,
Die vom Feindesheer die beſte
Kundſchaft bringt als dein Spion!

Schwert- und Feuerlilie ſchwingen
Waffen hoch im Zornesmut,
Jene ſcharfe breite Klingen,
Dieſe rote Luntenglut.

Mit den breiten grünen Tatzen
Haut der Feigenbaum die Wand;
Tauſend Blumenknoſpen platzen,
Wie im Peloton entbrannt!

Bravo! Wie ein Hagelſchauer
Schwarzer Flintenkugeln hängt
Rings entlang der Feſte Mauer
Traub' an Traube dicht gedrängt!

Goldorangenbomben ſtecken
Allerwärts im Mauernritz;
Lenz, du führſt gar tapfre Recken,
Lenz, du führſt gar gut Geſchütz!

Legſt Spaliere und Staketen
Als Sturmleitern an den Wall,
In die luft'gen Sproſſen treten
Deine blühnden Stürmer all!

Ha, Verrat ſelbſt in der Feſte!
Helfend reicht am Wallesrand
Eine Roſe, froh der Gäſte,
Raſch den Klimmern ihre Hand!

Blütenrank' und Efeu ſtanden
Schon am Walle bei der Wacht,
Die ſie knebelten und banden,
Als ſie noch zu träumen dacht'.

Solchem Sieg zum Ehrenbogen
Wölbt aus Silberſäulen hell,
Von Demantenſtaub umflogen,
Sich des Gartens Springequell.

Deiner Truppen Banner ragen,
Lenz, nun auf den Wellen dort;
Ha, wer wagt's, die zu verjagen?
O wie ſtark iſt ſolch ein Fort!

Still doch, ſtill! da, deſſen Leier
Nie von Schmeichelliedern klang,
Eben eines Fürſten Feier
Unbewußt begeiſtert ſang!

Jenes Fürſten Preis und Ehre,
Des Palaſt dort, duftumweht,
Mitten in der Stürmer Heere
Wie die Burg des Lenzes ſteht!

Der Ritt zur Schule.

Am Kloſter San Lorenzo
Ein Bauer leiſe ſchellt,
Der am verbrämten Zaune
Feſt ſeinen Eſel hält.

Das Tier wiegt auf dem Kopfe
Stolz ſeinen Federſchwall,
Als wär's in ſeinem Volke
Schier Hof- und Feldmarſchall.

Es trägt auf ſeinem Rücken
Den Korb von rieſ'gem Maß,
Dazu des Bauers Söhnlein
Und Hühnerſtall und Faß.

Das Kind ſteckt in der Kutte
Juſt nach des Paters Schnitt,
Der aus der Kloſterpforte
Gar feierlich jetzt tritt.

So ſtehn die zwei beiſammen,
Wie Löwenkatz' und Leu,
Wie Eidechslein und Kaiman,
Wie Goldfiſchlein und Hai.

„Nehmt, Vater, nehmt mein Söhnlein
Mild auf in Lehr' und Zucht."
„„Mein Sohn, ſei uns willkommen!
Es findet, wer da ſucht!""

„Mein Vater, und wer klopfet,
Dem wird ja aufgetan;
Gern legte ſich zu Füßen
Euch dieſer Puterhahn."

„„Mein Sohn, es iſt die wahre,
Die fromme Furcht des Herrn,
Die in der Nacht des Lebens
Erglänzt als heller Stern.""

„Mein Vater, laßt Euch munden
Den Trank aus dieſem Faß;
Orvietos Fluren quollen
Noch nie von ſüßrem Naß!“

„„Mein Sohn, 's iſt Nächſtenliebe,
Die ſchön das Daſein krönt,
Gleichwie die Rebgirlande
Dein Schollenfeld verſchönt.““

„Mein Vater, Artiſchocken
Und Broccoli, wie die
In dieſem Korb zu Schocken,
So ſchöne ſaht Ihr nie!“

„„Mein Sohn, es iſt die Tugend
Der Samen, den wir ſä'n;
O mag das Herz der Jugend
Voll ihrer Saaten ſtehn!““

Auf led'gem Eſel trabte
Der Bauersmann davon,
Der Weisheit Lehre labte
Alsbald den zarten Sohn.

Faſt hört' er den ſchon klagen:
„O arge, böſe Zeit!
Die Tugend wird geſotten
In Keſſeln, groß und weit!

Und, ach, die Nächſtenliebe
Verblutet im Kellerverließ!
Die Furcht des Herrn, erdroſſelt,
Brät an dem langen Spieß!“

China in Italien.

Hingekauert an der Straßen
Eine Aloe ſich dehnt,
Wie ein Knäul von Gliedesmaſſen,
Breit, gemächlich hingelehnt.

So im fernen China ſitzen
Mag ein feiſter Mandarin,
Streckend blanke Nägelſpitzen
Selbſtbehaglich vor ſich hin.

Eine Pinie ſprießt daneben,
Neigt auf ſie ihr buſchig Zelt,
Wie ſein Sklav' ob jenem eben
Baldachin und Schirmdach hält.

Hundert Jahre ziehn die Straße!
Und von Sonnenſchein welch Meer!
Lenzesblüten, welche Maſſe!
Staub und Wandrer, welch ein Heer!

Endlich ſpürt ſo ſeltſam mächtig
Aloe ihr Herz bedrängt,
Bis ein Schaft, gar ſchlank und prächtig,
Blütenvoll die Hülle ſprengt.

Erſte Blüte, helle, blanke,
Die den kahlen Schaft umlaubt!
Erſter blühender Gedanke
Um des Mandarinen Haupt!

Weh, daß einmal nur in Tagen
Des Jahrhunderts blüht dein Gruß!
Wehe, daß, wer dich getragen,
Auch an dir verſcheiden muß!

Der gefangene Räuber.

Von Sabinerbergen nieder
Wallt das braune Räuberweib,
Schmiegend ihres Knäbleins Glieder
Sorglich feſt an ihren Leib.

Wie ſie tritt durch Romas Pforte,
Glocken, Trommeln und Gebet!
Iſt's ein Feſt, iſt Markt am Orte?
Beides hier gar nahe ſteht!

Feierklänge von Sankt Peter!
Dudelſack hier ſchnarrend grell!
Poſſen reißen heil'ge Väter,
Salbung predigt Pulcinell.

Affen, Scharlatane, Springer,
Auf dem Seile Gauklertritt!
Jetzt an fremder Beſtien Zwinger
Lenkt das Räuberweib den Schritt.

Ab und auf in wildem Satze
Tobt ein Königstiger hier,
An den Käfig ſchlägt die Tatze,
Glühend flammt das Aug' dem Tier.

„Mutter, warum ſperrt das gute,
Schöne Tier ſo feſt man ein?"
„„Kind, weil's durſtig iſt nach Blute,
Weil's unbändig, wild im Frein.""

Ruhig nebendran im Bauer
Sitzt ein fremdes Täublein zart,
Senkt das Haupt in milder Trauer
Ins Gefieder weißbehaart.

„Mutter, warum ſchließt dies gute,
Fromme Vöglein auch man ein?
Dieſes lechzt doch nicht nach Blute?"
„„Kind, weil's trägt zwei Flügelein."" —

Kapitols Steintreppen ſtiegen
Sie empor im Menſchenſtrom,
Wo geſehn nach Kränzen fliegen
Seine alte Kraft einſt Rom!

Wo es jetzt auch ſeine echte,
Ungeſchwächte, rauhe Kraft,
Doch gefahn, in Kerkernächte,
Seine Räuber, hingeſchafft!

Seht dort der Gefangnen einen
Rasch, am Fenster, pfeilgeschwind!
Zu ihm hebt das Weib den Kleinen:
„„Siehe deinen Vater, Kind!““

Auf das Kind durch Eisenstangen
Blickt der Mann so blaß und mild,
Herzt es lachend, ob die Wangen
Tränenflut auch überquillt;

Überdeckt ihm ganz mit Küssen
Zärtlich Wang' und Äugelein;
Und das Kind hat denken müssen
Jener Taube, fromm und rein.

Nun sie Lebewohl ihm sagen,
Sträubt sein Haar sich auf in Wut,
Seine Fäust' ans Gitter schlagen,
Und sein Auge rollt in Glut!

Doch die Mutter fest umfangend,
Flieht das Kind dies grause Bild;
Und gedenken muß es bangend
Jenes Königstigers wild.

Tassos Zypressen.

Wo bei Zypressen hingesunken
Ich raste, schauend in den Schoß
Der ew'gen Roma, wehmuttrunken
Vom Glöcklein San Onofrios;

Hier saß einst Tasso. Der Zypressen
Stand eine nur, sonst war's wie jetzt;
Ob mancher Stein hinsank indessen,
Nur Tau war's, der dies Meer genetzt!

Wohl rauschte die Zypress' am Hügel
Ihm die Zypress' im Herzen wach,
Daß, brechend seines Schweigens Siegel,
Der kranke Dichter zu sich sprach:

„O Menſchenleben, Hauch im Winde,
Dich überdauert Stein und Tier!
Fortlebt der Vater doch im Kinde,
Mein Lied, mein Kind, lebt' ich in dir!

Komm, Rab' am Baum dort, dem zuliebe
Enterbt ich um manch Jährlein war,
Daß ich mein Lied dich plappern übe,
So tönt's wohl noch einhundert Jahr'!

Dir, weißer Zauberhirſch, durchſauſend
Den Apennin, ſchrieb ich's mit Gold
Ins Halsband gern, daß ein Jahrtauſend
Mit dir es noch die Welt durchrollt!

Dir, Stein am Wege, wollt' ich's ſchlagen
In deine kalte Menſchenbruſt,
Daß du es tauſend Jahre tragen
Und abertauſend Jahre mußt!

Was ficht mich an? Wo ſind die Taten,
Daß ich zu ragen bin gewillt,
Dem Baume gleich, hoch über Saaten,
Dem Turm, hoch überm Stadtgefild'?

Dem Baum, wie mir, gibt Recht zu ragen
Furcht, Vogelſang und Blütenſcherz!
Dem Turm, wie mir, gibt Recht zu ragen
Sein tönend heilig Glockenherz!

Doch ſoll mein Lied hier ſtehn in Steinen,
Wo Lieder nicht, nein, Ruhm und Tat
Und der Jahrtauſend' Jauchzen, Weinen
In Trümmern ruht, verſteinte Saat?

Wo der Campagna Wüſt' ich ſehe
Und mich's kein Wunder mehr bedünkt,
Daß beim Anſchaun von ſolchem Wehe
Dem Pflügerarm der Pflug entſinkt?

Wo du ſelbſt brachſt, in Staub zerfallen,
Marmorgewordner Gott, entzwei!
Wo aus des Forums Trümmern allen
Noch ragen Tempelſäulen drei;

Furchtbar, drei Fingern gleich, erhoben
Zum Schwur einſt der Beſtändigkeit,
Doch die verdorrt noch ragen oben,
Weil ſie beſchworen falſchen Eid!

Wo, zwar vom Siegesglanz umfloſſen,
Hoch von der Burg San Angelos
Der Engel zückt, in Erz gegoſſen,
Das Flammenſchwert noch, blank und bloß.

Indes das Blitzesſchwert am Berge
Dem größern Seraph: Sturm aufloht,
Der fern ſchon dieſem Engelzwerge
Aus ſchwarzer Wolkentoga droht!

Wo noch am Weltdom in verklärter
Triumphesglut das Kreuzbild ragt:
Der Regen küßt es, — doch verzehrt er!
Die Sonne güldet's — doch ſie nagt!

Ha, läſtert nicht dies Kreuz mein Sprechen?
Nicht läſtert, der es peitſcht, der Wind,
Nicht läſtert Blitz, der's einſt wird brechen,
Da doch allbeide Gottes ſind!

Ich aber glaub', ein Fels im Fallen
Er fühlt ſo ſüß, wie als er ward!
Es träumt der Baum im Niederwallen
So ſüß, wie er da ſproßte zart.

Fahr hin, mein Lied, erſtirb in Tönen
Und flattre fröhlich trümmerwärts!
Preis dir, Natur, der ew'gen ſchönen!
Dir ſchreib' ich liebend mich ins Herz!"

Und dort von dem Zypreſſenbaume
Pflückt er der zarten Zweiglein acht,
Pflanzt ſie in Reih' am Hügelſaume,
Iſt ſie zu warten ſorgbedacht.

Da ſtehn als luſt'ge, grüne Stanze
Achtzeilig ſie, wie ihm ſie klang,
Und ſäuſelten im Windestanze
Ins Herz mir dieſen Wehmutſang.

Die erſte Palme.

Dort ein Palmbaum auf der Höhe
Aus dem Kloſtergarten ragt;
Erſte Palme, die ich ſehe,
Bringſt du mir den Oſt, der tagt?

Luſtig ſchwankt wie Pfaugefieder
Ihre Kron' am ſchlanken Schaft
Überm Rauſchen laub'ger Brüder,
Stumm, durchſichtig, geiſterhaft.

In dem Graſe ſchläft am Baume
Ein Novize, jung und ſchön;
Hat geliſpelt ſeinem Traume
Oſtens Wonne aus den Höhn?

Denn er ſieht in üpp'gem Kleide
Sich in Samt und Golde nun
Auf den Kiſſen weicher Seide
Fern in einem Garten ruhn.

Blumen, rieſ'ge, wunderbare,
Gaukeln, duften, ſprühn um ihn;
Liebliche Gazellenpaare
Durch die fernen Büſche ziehn.

Wunderſame Vögel ſingen
Rings ſo ſchön, doch unſichtbar;
Plätſchernde Fontänen ſpringen
Aus den Marmorbecken klar.

In dem Wellenglanz ſich ſpiegelt
Sein Palaſt in goldner Zier;
Roſenbüſche ſind geflügelt
Paradieſesvögel hier.

Durch der Palmen Säulenhallen,
Schlank ſich ſtreckend kuppelan,
Stumm in wehnden Schleiern wallen
Schöne Frauen ſtolz heran.

Und die weißen Schleier ſinken!
Ach, der Augen Flammenſchein!
Sultanlauniſch will er winken,
Denn ſie ſind ja alle ſein!

Horch, Geſchrei von allen Seiten,
Heulen, Jammern ihn erſchreckt!
Ach, des Kloſters Veſperläuten
Schrillen Tons hat ihn geweckt!

Ei getroſt! Zum Chor iſt's eben
Vom Harem nicht allzuweit!
Mönch und Sultan, beide leben
In bequemem Faltenkleid!

Und noch blickt dein Oſten nieder,
Deine Palm', am ſchlanken Schaft
Schwankend leis wie Pfaugefieder,
Stumm, durchſichtig, geiſterhaft.

In den pontiniſchen Sümpfen.

Feldgrüne, Meeresbläue, Himmelshelle,
Mir ſonſt ſo lieb, wie grinſt ihr hier mich an!
Blau iſt das Meer, doch trägt die ruh'nde Welle
Kein Segel, keinen Nachen, keinen Schwan.

Hell iſt die Luft, doch eine Glanzeswüſte,
Durch die kein Vogel ſingt, kein Wölkchen ſchwebt;
Grün iſt das Feld, doch Moor, bis fern zur Küſte,
Draus ſich kein Haus, kein Baum, kein Strauch erhebt.

Und nur ein Streif von weißem Nebelrauche
Kriecht durch die Mooresöde, lang und weit,
Als wälzte fraßesmatt, träg auf dem Bauche
Dahin die Schlange sich der Ewigkeit.

Sieh, mählich aus dem schwanken Dunstkolosse
Entringt sich Form und Bild im Sonnenstrahl,
Er wird zum leuchtenden kristallnen Schlosse
Mit blankem Silberdach und hohem Saal.

Auf diamantnem Thron saß siegestrunken
Der König, — ach, wie hieß er doch? — sein Haupt
War an die Brust der Königin gesunken,
Vom Kranz war's der Unsterblichkeit umlaubt.

Am Throne links rührt' eine goldne Leier
Ein Dichter süß, — wie hieß er doch? — der sang:
„Unsterblich ist dein Lieben! Ihm zur Feier,
Fürst, gibt ja mein unsterblich Lied den Klang!"

Am Throne rechts, da saß ein weiser Seher,
— Wie hieß er doch? — der schrieb's in Marmor ein:
„Unsterblich ist dein Sieg! Es müßte eher
Ja mein unsterblich Wort verklungen sein!"

Ein Volk, — wie hieß es doch? — das pries unsterblich
Den Sänger, Seher und das Fürstenpaar:
„Ein Volk, an Glück und Ehren unverderblich
Hebt auf dem Schild euch zu den Göttern dar!"

Als so den Trank Unsterblichkeit sie tranken
In vollem Zug, faßt Trunkenheit sie all',
Des Königs Kron', des Dichters Harfe wanken
Des Weisen Marmor, Volk und Schloß und Wall!

Wo flieh' ich hin, daß nicht kristallne Tore,
Demantne Säulen stürzen auf mich ein? — —
Ei, sieh um dich! Im weiten grünen Moore,
Am Strand des Meers, stehst du ja ganz allein!

Und nur ein Streif von weißem Nebelrauche
Kriecht durch die Mooresöde, lang und weit,
Als wälzte fraßesmatt, träg auf dem Bauche
Dahin die Schlange sich der Ewigkeit.

Mola di Gaeta.

Wenn ich zur See ein Schiffer wäre,
Vorbei dies Ufer könnt' ich nie;
Je hellre Luft, je ſtillre Meere,
So ſichrer litt' ich Schiffbruch hie!

Willſt du, o Herr, nicht, daß ich ſtrande,
Türm auf im Sturm den Wogenſchwall,
Verhüll in Nebel dieſe Lande,
Gürt ums Geſtad' der Brandung Wall!

Denn dieſer Sturm von Sonnenlüften,
Von Blütenglut und Lorbeernacht,
Von Schmeichelwinden, Frühlingsdüften
Iſt's, der mich hier noch ſcheitern macht!

Viel tauſend Blumenfeſſeln ſchwingt es
Von jenen Bergen her nach mir,
In Lüften rauſcht's, aus Büſchen ſingt es:
O bleibe hier, o bleibe hier!

Maid vom Gebirge, deine Augen,
Leitſterne, dran mein Blick gebannt,
Sie mochten diesmal eben taugen,
Mein Schiff zu locken auf den Strand!

Weh, von den glühenden Granaten
Geſchoſſen wird es in den Grund!
Geentert wird es von Piraten,
Den Blütenranken, kriegriſch bunt.

Sie ſpringen an des Bords Altane
Und klettern rings empor in Haſt,
Die Roſe, deine Flaggenfahne,
Zu pflanzen auf Kaſtell und Maſt.

O laß mich ruhn vor deiner Schwelle,
Und ſchaun aufs weite Meergebiet
Und in dein Aug', das liebe, helle,
Und ſingen laut mein Schifferlied,

Daß deine Berg' empor es brandet,
Als ſchlüge drüber Wogenklang!
Wohl hat noch keiner, der geſtrandet,
Geſtimmt ſo fröhlichen Geſang.

Zwei Poeten.

Was des Volks voll Ohrenweide
Auf Neapels Molo ſteht,
Um den Mann im Narrenkleide,
Himmelwärts ſein Aug' verdreht!

Wie aus der Tritonen Schlunde
Dort am Marktplatz Well' auf Well',
Sprudelt aus verzerrtem Munde
Plätſchernd ihm der Verſe Quell;

Und wie Brunneneimer fangen
Deine Söhne, Lazarus,
Seine Ritter, Zaubrer, Schlangen,
Feen und Drachen vollen Guß!

Doch mein Herz, faſt will's ihn neiden,
Grüßt ihn Bruder in Apoll!
Iſt's ein Quell nicht, der in beiden,
Nur verſchiedne Bahnen quoll?

Wie die Schönheit ſeiner Glieder
Durch die Lumpen des Gewands,
So durch Fetzen ſeiner Lieder
Leuchtet hell des Gottes Glanz.

Während auf dem Polſterthrone
Seines Munds Hanswurſt ſich dehnt,
Und als echter Lazarone
Makkaronenſold erſehnt;

Seh' ich um die Stirn ihm rinnen
Jovis Wetterleuchten bald,
Seine Blick' als Adler minnen
Mit dem schönsten Lorbeerwald.

Voll von Helden, Wundern, Sagen
Sieht er rings die weiße See
Gleich dem Buche aufgeschlagen
Einer Riesenepopee.

Und des Golfs Gestade dehnen
Blütenvoll sich um die Flut
Wie ein Kranz, der, es zu krönen,
Auf dem Buch des Meisters ruht.

Der Vesuv dort scheint ein Dichter,
Ganz von Christi Trän' erglüht,
Dem aus trunknem Mund ein lichter
Flammendithyrambus sprüht!

Lieder, Bilder, Reim' umklingen
Um und um dich, mein Poet,
Brauchst vom Blatt nur abzusingen,
Was schon rings geschrieben steht.

Jedes spröden Reimes Hallen
Macht des Meeres Rauschen gut:
Doch auch Perlen, dir entfallen,
Schnell verschlingt sie, ach, die Flut!

Lauschend hält dich Volk umfangen,
Elend in dem hohlen Blick,
Hungers Furchen in den Wangen,
Last der Knechtschaft im Genick.

Um jed' Antlitz um die Wette
Breitet Lächeln jetzt sich aus,
Das aus seinem Furchenbette
Selbst den Hunger wirst hinaus!

O wie gut dies heil'ge Lächeln
Dem zerlumpten Bettler ſteht,
Wie vom Maſt der Flagge Fächeln
Das zerſchellte Wrack umweht!

Wie von blitzzerſpellten Bäumen
Noch ein grünes Zweiglein bebt;
Wie ob ſchwarzen Brandesräumen
Eine Schwalbe gaſtlich ſchwebt!

Wie ein ſpielend Kind am Rücken
Einer ſchlummernden Hyän',
Traun, daß faſt ich zu erblicken,
Orpheus, deine Wunder wähn'!

Sinnend ſenkt mein Aug' ſich nieder,
Mich berührt des Gottes Hauch!
Feiert je ihr, meine Lieder,
Solchen Sangtriumph wohl auch?

Wenn ich's je bedauern lerne,
Daß kein eigner Kranz mich ſchmückt,
Iſt es dann, wenn ich ihn gerne
Auf ein würd'ger Haupt gedrückt.

Lied und Leben.

Zwei Harfen.

Durch der Seele Tiefen klingend
Weht in mir ein Harfenpaar,
Brauſend tönt das Spiel der einen,
Das der andern ſanft und klar;
Zwei der Kräfte, die ſich haſſen,
Geben ihnen Klang und Laut,
In den Seiten wettert dieſe,
Jene küßt ſie leiſ' und traut.

Wie von Fels auf Felsbett stürzend
Wild der Katarakt erdröhnt,
Wie, wenn Donnerkeile rasen,
Dumpf es durch die Bergschlucht stöhnt,
Wie der Sturz der fesselosen
Schneelawin' im Tal verhallt,
Also auch die eine Harfe
Mir im Busen dröhnend schallt.

Doch wie über Rosenhaine
Zephir haucht den Morgenkuß,
Wie aus fernen, fernen Welten
Der Geliebten leiser Gruß,
Wie bei Nacht sich's still harmonisch
In Zypressenwipfeln regt,
Tönt der andern Harfe Lispeln,
Zart von milder Kraft bewegt.

Hätte doch die beiden Kräfte
Gleiches Streben hold vereint!
Unbesiegbar, unversöhnbar
Bleiben sie sich ewig feind;
Bis die letzte Sait' in Trümmer,
Jede Harf' in Staub zerbricht,
Dann befeinden sie sich nimmer,
Aber, ach — sie tönen nicht!

Der letzte Dichter.

„Wann werdet ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

Ist nicht schon längst zur Neige
Des Überflusses Horn?
Gepflückt nicht jede Blume,
Erschöpft nicht jeder Born?"

Solang' der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

Solang' der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

Solang' nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

Solang' die Nacht den Äther
Mit Sternensaat besät,
Und noch ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

Solang' der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
Solang' der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

Solang' noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn,
Solang' noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühn;

Solang' noch Gräber trauern
Mit den Zypressen dran,
Solang' ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd
Wem sie die Weihe lieh.

Und ſingend einſt und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Menſch hinaus. —

Noch hält der Herr in Händen
Die Schöpfung, ungeknickt
Wie eine friſche Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

Wenn dieſe Rieſenblume
Dereinſtens abgeblüht
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenſtaub verſprüht:

Erſt dann fragt, wenn zu fragen
Die Luſt euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgeſungen
Das alte, ew'ge Lied?

Kunſtberuf.

Warnend ſprechen Muſelmanen:
Maler, malt kein Menſchenbild,
Da in ihm, eh' ihr's mögt ahnen,
Plötzlich Seel' und Leben quillt!

Weh, als unberufne Väter
Klagt einſt das Gebild euch an;
Mördern gleich, als Miſſetäter,
Steht vor Allahs Thron ihr dann!

Anders mag der Spruch auch klingen:
Dichter, ſchaffet kein Gebild,
Dem ihr Seele nicht könnt bringen,
Das nicht ganz von Leben quillt!

Weh, als unberufne Väter
Klagt einſt das Gebild euch an,
Und ihr ſteht als Übeltäter
Vor dem Thron der Muſe dann!

Drum laß nie die Roſ' entſchweben
Aus des Nichtſeins ſtiller Gruft,
Kannſt du ihrem Kelch nicht geben
Seine Seele: Glut und Duft!

Soll ſich Nachtigall aufſchwingen,
Frag erſt: ob dein Hauch vermag
Ihre Kehle zu durchdringen
Ganz mit Nachtigallenſchlag?

Banne zu der Himmel Wonne
Einen neuen Stern uns nicht,
Kann ihn nicht dein Herz als Sonne
Füllen ganz mit Sternenlicht!

Einem Freunde.

1.

Glücklicher, dir ward gegeben
Gar ein ſchöner großer Schmerz,
Für dein ganzes reiches Leben,
Für dein ganzes volles Herz!

Eine Sonnenblume deuten
Möcht' ich deinen tiefen Schmerz,
Die, all deine Tageszeiten
Grüßend, kreiſet um dein Herz.

Wär's nur Unkraut kleiner Schmerzen,
Unmuts dürftig Dornenreis,
Spräch' ich: Reiß es aus dem Herzen,
Gib es allen Winden preis!

Spräche: Laß es nicht umſtricken
Wuchernd deinen Lebenspfad,
Laß das Schlingkraut nicht erdrücken
Deine junge Roſenſaat!

Doch es ward im Gartenraume,
Welchen ſonſt du nennſt dein Herz,
Wohl zum höchſten grünen Baume
Dieſer heil'ge große Schmerz;

Eine Palme, der Gehege
Deines Gartens Kron' und Preis,
Und zu der sich alle Wege
Schlängeln schön zurück im Kreis!

Die ihr Haupt hoch in den Himmel,
Wurzeln tief zur Erde kehrt,
Daß du zweifelst, ob dem Himmel,
Ob der Erde sie gehört?

Hingestellt so zwischen beide
Als die schönste Mittlerin,
Wächst sie aus der Blumenheide
Wipfelnd in die Sterne hin.

Laß kein Blättlein ihr entwenden
Durch der Lüfte Schmeichelspiel!
Laß unheil'ge Hand nicht schänden
Ihres Stammes schlanken Kiel!

Halte fern die Efeuranken,
Welche Menschentrost drum schwellt,
Die den Baum nicht machen wanken,
Doch durch die sein Schaft entstellt!

Nicht bedarf's, ihn zu begießen,
Deiner Tränen köstlich Naß;
Früh- und Abendtaue fließen
Ja auf ihn ohn' Unterlaß.

Aus den stillen grünen Matten
Rag' er schweigend, hoch, allein!
Einst in seinem Abendschatten
Wird ein süßer Schlummer sein.

2.

Einst an jenem großen Tage,
Wenn wir treten allzumal
An des Ew'gen Hofgelage
In den offnen Himmelssaal:

Da wird bang manch Herz erzittern,
Scheu gesenkt sein manch ein Blick;
Doch dein Herz, das wird nicht zittern
Und nicht senken sich dein Blick.

Und dein Fuß, der wird nicht wanken,
Schreiten wirst du fest und grad,
Nicht wie einer, der zu danken,
Nein, wie der zu fordern naht!

Wie im Fürstensaal der Arme
Stolzen Auges rings erblickt,
Daß mit seinem Schweiß und Harme
Sich die Majestät hier schmückt!

Wenn du zu des Ew'gen Füßen
Einen Blumenozean
Siehst in Farbenwogen sprießen,
Rufst du frei und kühn hinan:

„Herr, von diesen Rosen eine
War schon einst als Knospe mein!
Arm ward ich, seit sie die deine,
Du nicht reicher, seit sie dein!"

Eine Glorie siehst du walken,
Die das Haupt des Ew'gen kränzt,
Aus den Morgenröten allen,
Die der Erde je geglänzt.

Ohne Scheu wirst du nun fragen:
„Herr, vom Lichtkranz, der dich ziert,
Hätte meinen Erdentagen
Nicht wohl auch ein Strahl gebührt?"

Harfen schlagen Engelchöre
Um des Allgewalt'gen Thron,
Und du rufst mit einer Zähre,
Furchtlos, doch im Schmerzenton:

„Herr, es war zum Erdgeleite
Einer dieſer Engel mein!
Du nahmſt mir ihn von der Seite, —
Hergewankt bin ich allein!“

Goethes Heimgang.

Süß mag das Aug' des Sterbenden ſich ſchließen,
Der Freundestränen auf der Stirne fühlt,
Die drauf wie eine Todestaufe fließen,
Daß ſich der bange Schweiß des Sterbens kühlt.

Doch Götterlos iſt's, unbeweint zu ſcheiden,
Wenn man der Tränen und der Trauer wert!
Wozu ſoll eine Seele um ſie leiden,
Wenn die Vollendung zu den Sternen fährt?

Ja, Götterlos iſt's, unbeweint zu ſcheiden,
Zu ſcheiden wie der Tag im Abendrot.
Er gab uns Wärme, Licht genug und Freuden,
Und zieht dahin, weil ſeine Zeit gebot!

Zu fallen wie ein Feld voll goldner Ähren,
Die ſchlank gewallt im grünen Jugendkleid,
Doch nun ihr laſtend Haupt zur Erde kehren.
Wer weint darob, daß es nun Erntezeit?

In Nacht zu ſinken wie des Meeres Wogen,
Drauf Sonnenglanz, Goldwimpel, reiche Fracht,
Geſang und Schwäne tagesüber zogen —
Die Zeit iſt um, ihr Recht will auch die Nacht!

Und zu zerſtäuben, wie die flücht'ge Wolke!
Sie hat Gedeihn geregnet auf die Flur,
Den Friedensbogen hell gezeigt dem Volke,
Und löſt ſich nun in leuchtenden Azur.

So ſchied auch er, der nun dahingegangen,
Der hohe Mann, der kräft'ge Dichtergreis,
Auf deſſen Lipp', auf deſſen bleichen Wangen
Der Kuß des Glücks noch jetzt verglühet leis.

Ein kalter ſtarrer Arm, reglos gebeuget,
In dem die goldne Leier lichtvoll blitzt;
Ein greiſes Silberhaupt, im Tod geneiget,
Drauf immergrün der friſche Lorbeer ſitzt!

Sah dies mein Aug', nie konnt' es Tränen tauen!
Nein, ſtillbefriedigt, ruhig, glanzerhellt
Mußt' unabwendbar drauf es niederſchauen, —
Fürwahr, durch eine Träne wär's entſtellt!

Winterabend.

Eisblumen, ſtarr, kriſtallen an den Scheiben,
Wie ein Gehege vor der Sturmnacht Toſen,
Sie flüſtern mir, indes ſie Flimmer ſtäuben:
Wir ſind die Geiſter ſchöner Frühlingsroſen!

Schneeflocken wirbeln hin mit weißem Glanze!
Es pochen leiſ ans Fenſter die verſprühten,
Mir liſpelnd flüchtig im Vorübertanze:
Wir ſind die Geiſter duft'ger Frühlingsblüten!

Gefühle ſteigen auf in meiner Seele,
Wie beim Verklingen ferner Sterbeglocken,
Die bange Wehmutſeufzer meiner Kehle
Und reiche Tränen meinem Aug' entlocken;

Sie aber ſingen ſanft mir ins Gemüte:
Wir ſind die ſel'gen Geiſter deiner Lieben,
Mit denen du durchwallt des Frühlings Blüte,
Auf deren Grab nun dieſe Flocken ſtieben!

Aus Gaſtein.

Erſte Nacht.

Es wäre Schlafenszeit; — doch das iſt ſchlimm,
Nicht ſchlafen läßt mich hier der Ache Grimm,
Grad' unterm Fenſter ſchlägt ihr Katarakt
Auf Felſenpulte dröhnend ſeinen Takt!
Muſik zur Unzeit! Was zu tun da ſei?
Zu horchen wach der Rätſelmelodei: —

Einförmig toſt's und doch ſo wechſelvoll,
Wie Harfen jetzt, und jetzt wie Donnergroll!
Iſt's Wagenraſſeln, das die Stadt durchrollt?
Iſt's Mühlgeſtampf, das täglich Brot dir zollt?
Sind's Eiſenhämmer, ſchmiedend Waffenerz?
Iſt's Orgelton jetzt, der dir ſchmilzt das Herz?
Nun Poſthornklang, der dich zur Ferne reißt!
Nun Waldesrauſchen, das dich bleiben heißt!
Nun Glockenſchall, der fromm die Gläub'gen ruft!
Nun Trauermarſch, geleitend in die Gruft: —
Dem Leben gleich! Und alles Staub und Schaum!
Doch ſang's dich unbewußt in Schlaf und Traum.

Der Heilquell im Waſſerfall.

Du Geiſt der Ungeduld, mein Foltergeiſt,
Der mich zur ſchleun'gen Flucht kopfüber reißt,
Wenn auf die Walſtatt des Salons zur Schlacht
Die Großmacht Langeweil' ihr Heer gebracht,
Und mich des Wörterſchwalles Katarakt
Wie Waſſerſturz und Strudel wirbelnd packt,
Mit mir zur Felsſchlucht komm, unholder Gaſt,
Sieh hin, dann hebe dich von mir in Haſt!
Auch hier ein waſſerreicher Katarakt,
Der, niedertoſend, mich mit Schwindel packt
Und ſinnbetäubend brauſt und dröhnt und ziſcht!
Doch unterm Flutgebraus ſchleicht unvermiſcht
Im ehrnen Rohr ein Heilquell warm und mild,
Uns ſichtbar kaum, der Schmerz und Leiden ſtillt
Der ſieche Leiber fromm zu kräft'gen eilt
Und jetzt, ein Seelenarzt, mein Herz geheilt.
Ich ahn' es, traun, im Wortgeſprudelſtrom
Fließt dort auch manch ein Heilborn einſam fromm,
Manch Wort, das welke Herzen wieder jüngt,
Manch Wort, das müde Seelen frei beſchwingt,
Manch Wort heilkräft'gen Geiſts, liebvoller Huld:
O lehre finden mich's, Geiſt der Geduld!

Fernsicht.

Tritt ruhmbekrönten Größen nicht zu nah!
Sie sind den Alpen gleich, die vor uns stehn,
Am schönsten, größten, wenn von fern gesehn,
Im blauen Duft, in ihrem fernen Ruhme!
Der Formen Schönheit, die dich fern entzückt,
Löst sich in rauhe Massen, wirr zerstückt,
Wenn forschend du genaht dem Heiligtume;
Der Duftschmelz wird Gestein, das wund dich ritzt,
Und wird Gedörn, das Rock und Ferse schlitzt.
Das Auge des Geweihten nur erspäht
In dunkler Kluft die schöne Alpenblume;
Nur wer der Geister Liebling, den umweht,
Entschleiernd sich, des Berggeists Majestät.

Ungleicher Kampf.

Gigante du, willst mit dem Zwerg du ringen?
Dir ist es Schmach, den Schwächling zu bezwingen,
Ihm ist es Ruhm, von deiner Hand zu fallen!
Auf grünem Alpensitz jüngst dacht' ich deiner:
Zur Sonne flog der Königsadler einer,
Ein blökend Hammeltier in seinen Krallen.
O Aar, dir läßt's nicht gut, am Schmutzvlies zerren,
Und Schmachtrophän sind dir des Hammels Flocken!
Doch er, gewohnt auf niedrer Trift zu plärren,
Scheint selbst in deinen Krallen zu frohlocken,
Daß er durch dich nun lernt den Flug nach oben,
Daß er mit dir zur Wolkenhöh' erhoben!

Einem Gesunden.

Du schiedest, sanft verklang des Posthorns Schall,
Lang wiederholt von Fels und Wasserfall;
Mir aber schien's des alten Berggeists Sang,
Der liebevoll dir nach zur Ferne klang:

„So lebe wohl denn, du mein liebster Gast,
Der, was ich bieten kann, du selbst schon hast!

Nicht lieb' ich ſieche Bettler, die nur flehn,
Doch Männer, die als Gleiche vor mir ſtehn.
Erhaben ſind, wie meiner Felſen Firn,
Die Lichtgedanken einer Mannesſtirn;
Wie Blumenpracht im Alpental mir blüht,
So wogt und glüht Gefühl dir im Gemüt;
Und wie mein Buſen birgt manch gülden Erz,
So hegt manch Goldkorn tief und ſtill dein Herz;
Wie ſich mein Katarakt durch Felſen ſchlägt,
Wallt frei dein Manneswort, trifft und bewegt;
Und wie mein Heilquell welke Blumen hebt,
Hat deine Huld manch trauernd Herz belebt. —
Der ſo geſund an Seel' und Körper iſt,
Nichts kann ich bieten dir; bleib, wie du biſt!
Aufrecht und grad' wie meiner Tannen Schaft,
Behend wie meiner Gemſen Federkraft!
Das Schneehaupt ſelbſt, wie meiner Gletſcher Eis,
Iſt dir nicht Laſt, nein, Schmuck und Ehrenpreis!
Ein ganzer Mann, dem meine Alpenwelt
Den Spiegel eigner Größ' entgegenhält!"

Zeitklänge.

1836—1838.

Bundeslied.

Nicht mit Spießen, Mörſern, Stangen
Ziehn wir in den heil'gen Streit;
Mag nach ſolchen Waffen langen,
Wer nicht beſſre hält bereit!

Nicht iſt in der Burg von Steine
Uns verſchanzt der Heeresbann,
Nein, im Buſen drin die feine
Schirmt wohl auch der einzle Mann.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Dem ſorgloſen Feind beim Becher
Senden wir nicht Dolch und Gift;
Sonnenſtrahl iſt unſer Rächer,
Weh, wen der ins Herz nicht trifft!

Nicht ein Streit um Landesmarken
Und um irdiſch Gut und Blut,
Nein, uns macht zum Kampf erſtarken
Ein unſterblich, göttlich Gut!

In dem dunklen Bauch der Berge
Suchet unſer Zeughaus nicht,
Denn nicht ſind Kobold' und Zwerge
Lehrer uns in Recht und Pflicht.

Klimmt zu höchſten Bergesſpitzen,
Dann vor euch im Sonnenſtrahl
Seht ihr golden, ſilbern blitzen
Unſer großes Arſenal.

Lichteswaffen, die kein Meiſter
Ird'ſcher Zunft euch ſchmieden darf,
Und womit der Herr der Geiſter
Einſt die ſünd'gen Engel warf;

Bundsgenoſſen, die entraffen
Uns kein Kerker mag, kein Schwert!
Fielen wir, ſtehn ſie in Waffen
Unſerm Recht noch, unverſehrt.

Unſre Loſung, hört ſie ſchallen
Leis und laut im Lüftezug!
Vorwärts! rauſcht der Strom im Wallen,
Vorwärts! dröhnt die Wolk' im Flug.

Der Gedanke, der uns bündet,
Siegreich ſchwebt er ob dem All,
Dort als Nordens Licht entzündet,
Hier im Bergſchacht als Kriſtall.

Aus des Vogels Kehle drängt er
Sich als Lied im Lüfteraum,
Und verwandelt wieder hängt er
Dort als Blütenreis am Baum.

Wie ein ſüß Geheimnis ſpendet
Flüſternd ihn der Wieſenbach,
Doch als Donnerpredigt ſendet
Ihn der Katarakt euch nach.

Ja der Blitz ſelbſt, nachtentſprungen,
Wenn er durch die Wolken bricht,
Stottert nach mit trunknen Zungen
Gottes Wort: Es werde Licht!

Apoſtaſie.

Hie Welf! Hie Waiblinger! Laß ſehn!
Nur ſchwanke nicht hin und her!
Du kannſt, ein Ehrenmann, auch ſtehn
Gegenüber im Feindesheer.

Magſt Bär im Geklüft, magſt Falk' im Licht,
Nur Fledermaus nicht ſein;
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwiſchen den zwein!

Ob Wahn, ob Wahrheit dein Panier!
Wer löſt's, wem glaube dein Herz?
Am Feuer der Treue läutre dir
Zu Gold unechtes Erz!

Wer trommelnd, trompetend mit uns geht,
Der beſſere Held iſt's nicht,
Doch der, ſo feſt zur Fahne ſteht,
Wenn er kein Wort auch ſpricht.

Doch ſchmäht nicht den Mann, der, drüben itzt,
Bei unſrer Fahn' einſt ſtund!
Sein Blut, ſchon einſt für uns verſpritzt,
Ein Siegel iſt's meinem Mund.

Ich ſah auch Locken, braun und lang,
Zu dünnem Schnee verwehn,
Manch nervigen Arm, der das Schwert einſt ſchwang,
Betkügelchen zitternd drehn.

Ich ſah's, wie Fieber des Weiſen Wort
In Unſinns Greuel zerbrach,
Ich hörte den Toren im Irrſinn dort,
Der Perlen der Weisheit ſprach.

Ich ſah den Raufbold friedlich gemacht,
Verwittert der Jugend Rot,
Den Schwätzer zu ewigem Schweigen gebracht!
Wer kann für Krankheit und Tod?

Will's Gott, ſolang ich geſund, erſpäht
Bei dieſen Fahnen ihr mich!
Wahr's Gott, wenn ihr je mich drüben ſäht,
Dann krank oder tot wär' ich.

Denkt mein wie eines Toten dann;
Es mag wohl bitter ſein,
Vorbeizugehn als lebend'ger Mann
Am eignen Leichenſtein.

Schillers Standbild.

Ins Schilleralbum.

Lodert, ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu einem
Brande zuſammen!

Daß ſich das Erze
Formend belebe!
Daß ſich des Dichters
Bild draus erhebe!

Rieſig und glänzend
Tönend ſoll's ragen,
Memnon Germanias,
Da es will tagen!

Doch auch zu tönen
Soll es bedacht ſein,
Bräch' einſt in Deutſchlands
Herzen die Nacht ein!

Dann in der Zwietracht
Düſteren Tagen
Weit ſoll es dröhnen,
Laut ſoll es ſagen:

Lodert, ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu einem
Brande zuſammen!

Ein Held.

Im Lippenroſenbett geboren
Ward uns das freie Wort, ein Held;
Wer ſieht's dem Weichling an, erkoren
Sei er zu herrſchen ob der Welt?

Wie lang, daß feſten Tritt er lerne,
Iſt er ans Gängelband verdammt,
Bis ihn, gediehn zu Mark und Kerne,
Des Gottes Funke ganz durchflammt.

In Kindesunſchuld würgt er ſpielend
Alciden gleich der Schlangen Schwall,
Vom Firmamente holt ihm zielend
Manch ſchönen Stern ſein Kinderball.

Am Haupt den Kranz von Blütenflocken,
Der Glieder Bau ſo ſchön geſchwellt,
Weiß er als Jüngling ſüß zu locken
Die Liebe, wie es ihm gefällt.

Gereift zum Manne tritt an Throne,
In Erz gerüſtet, fordernd er,
Da ſpringt entzwei manch eine Krone,
Da flammt manch andre doppelt hehr.

Nun tritt er euch als Greis entgegen
Am Dom im Hohenprieſterkleid,
Vom Himmel läßt er ſtrömen Segen,
Es kniet das Volk, die Saat gedeiht!

Er liebt's, zu ſchweifen durch die Lande,
Sich zaubernd vielerlei Geſtalt,
Als Praſſer bald im Prachtgewande,
Als Bettler nackt und dürftig bald.

Nicht ſchmeichelt er den Staubesſöhnen,
Sie ſandten Schergen, ihn zu fahn,
Da hörten ſie aus Wolken dröhnen
Den Ruf: Ihr ſollt ihn laſſen ſtahn!

Wartburg.

Dich, ernſte Wartburg, möcht' ich grüßen
Als Frühlings Burg zu aller Friſt,
Da deutſchen Lenz treu zu umſchließen
Freiſtätt' und Liebeshort du biſt!

In dichter Wälder dunklem Rahmen
Wahrſt du ein lichtes Frühlingsbild,
Daß allen, die zu dir je kamen,
Lenzahnung ſüß im Herzen quillt.

War's nicht in deinen luſt'gen Hallen,
Wo einſt in alter Zeit erwacht,
Wie Leu-gewordne Nachtigallen,
Das Rauſchen einer Liederſchlacht?

Ein ſchönes Kämpfen, wo der Sieger
Mit Wohllaut ſüß den Gegner lähmt
Und den beſiegten ſchwächern Krieger
Mit Wonne göttlich überſtrömt!

Du Fels, dran los die Donnerwolke,
Das Lenzgewitter, Luther, brach,
Da der Prophet zu ſeinem Volke
Verhüllt aus Wolkenſchleiern ſprach!

Das Wetter hat gereint, durchschüttert
Den Himmel, daß er heller blaut,
Manch morsches Haus in Grund gesplittert,
Daß fester, schöner man's erbaut!

Du Steinwand, dran in spätern Tagen
Der Jugend üpp'ger Rebensproß
Lenzungeduldig ausgeschlagen,
Lenzübermütig frei aufschoß!

Die Rebe wollt' im Keime sprühen
Von Früchten, die dem Herbst gespart!
Kein Edelreis, das nicht im Blühen
Schon künft'ger Frucht Bewußtsein wahrt!

Doch jetzt kein Frühlingslied mehr flötet,
Kein Blühn wagt sich zur Marmorflur;
Der Lenz hat selbst den Lenz getötet,
Gras säend auf der Edlen Spur.

Wie Polens Reichstag, als zerstoben
Sein Heer, im fremden Lande doch
Treu hielt zusammen, gotterhoben:
Da Polen nicht verloren noch!

So scharten Frühlings Auserkorne
Die Blumen hier sich bald aufs neu',
Daß Lenz, der noch nicht ganz verlorne,
Sich guter Stellvertreter freu'.

Da stehn sie, hütend seine Krone,
In Feuerwächters Gartenplan:
Doch hat der Mann die Lärmkanone
Hart aufgefahren nebendran;

Daß nimmer Feuersnot empöre
Das liebe Städtchen Eisenach,
Den tiefen Waldesfrieden störe,
Der es umwölbt mit grünem Dach!

Der ehrne Nachbar dünkt erschreckend
Wohl eben nicht den Blumenbund;
Mohnköpfe spähn, empor sich streckend,
Neugierig in des Mörsers Schlund.

Schlingblumen greifen in die Speichen,
Das Ungetüm hinwegzuziehn:
Am Pulverschrein, dreist ohne Gleichen,
Die kecken Feuernelken sprühn.

Der Mörser dient als Bank im Garten,
Es sitzt auf ihm ein zärtlich Paar;
Den Ausgang will ich nicht erwarten,
Da allerseiten Feurgefahr!

Jetzt hüpfen glühnde Rosenlunten
Sogar ums Zündrohr unbedacht;
Nun seid gefaßt, ihr andern unten,
Daß bald die Lärmkanone kracht.

Am Rhein.

Das sind die Fluren gottgesegnet,
Das ist der alte deutsche Rhein!
Von der Gefährten Lippen regnet
Kein andrer Reim als Wein und Wein!

Wie kommt's, daß diesen nun ich fände,
Den härtsten von den Reimen all?
Daß ich vom grünen Rebgelände
Rückschau' zum grauen Festungswall?

Dort mußt' ich blühnde Rosenwangen
Umrahmt von Kerkergittern sehn,
Dort sah aus schwarzen Eisenstangen
Ein blondes Jünglingshaupt ich spähn!

Wohl meint' ich, daß am Fensterrande
Ein süßer Blumenstrauß erblüht,
Ich ahnte nicht, daß hierzulande,
In Kerkern Jugend man erzieht!

Wo Feſſeln Jünglingshände drücken,
Muß ſchlimm es mit den Alten ſtehn!
Nach deren Armen möcht' ich blicken,
Ob Kettenſpur nicht dran zu ſehn?

Was hat das junge Volk verbrochen?
Sein Fehler ſelbſt iſt ſchönheitreich!
Vulkanen gleich, die Laven kochen,
Sturzbächen, alpentquollnen, gleich.

Staunt im Veſuve Gottes Wunder,
Pflanzt dran der ſüßen Reben Zaun!
Doch wer hieß euch, ſo nah dem Zunder,
Rings eure morſchen Hütten baun?

Sonnt euch in Sturzbachs Farbenbogen!
Doch euch zum Bade dient er ſchlecht;
Vielleicht, daß einſt im Tal die Wogen
Zu Bad und Rädertrieb gerecht!

Kann „Freiheit, Vaterland!" euch ſchrecken,
Gejauchzt aus voller Jünglingsbruſt?
Der Rieſengeiſt iſt's, den zu wecken,
Doch nicht zu bannen ihr gewußt!

Traun, wo die Jugend will entwenden
Der Alten Degen, ſcharf und blank,
Wankt, ſtatt des Schwerts, in greiſen Händen
Gewiß ein Binſenzepter ſchwank!

Und wo die Jugend, Rat zu halten,
Sich drängt zum Senatorenſtuhl,
Da machten ſich's gewiß die Alten
Vorerſt bequem im Lotterpfuhl!

Und wenn von ſteilen Bergesſpitzen
Der Jugend Wort das Volk ermannt,
Verkrochen längſt in Talespfützen
Die Alten ſich vorm Sonnenbrand.

Drum ſcheint's, daß für der Alten Sünden
Die Jugend fromm die Kette nahm:
Im Kerker müßten Greiſ' erblinden,
Das Erz bräch' ihre Hände lahm!

Drum tragt, ihr Jüngling', ohne Schelten
Das Eiſenband aus Kindespflicht!
In Wolken lebt kein Gott, vergelten
Einſt ſüß die eignen Söhn' euch's nicht!

Das Weiheſchwert.

Als durch den Rhein gewallt, geritten
Die Jugend Deutſchlands weihetrunken,
War, von Franzoſenblei durchſchnitten,
Ein Mann in Reben hingeſunken.

Nun ihn umweht des Todes Odem,
Reißt aus der Scheid' er ſeinen Degen,
Die Spitze bohrend in den Boden,
Zu ſprechen drauf Gebet und Segen.

So muß das Schwert als Kreuzbild ragen,
Drob Reben wölben die Kapelle;
Durch die durchbrochne Kuppel ſchlagen
Vom Himmel Sonnenlichter helle.

Ein ſchönes Opfer iſt gefallen,
Ein Held, umrauſcht von Kampfesliedern!
Als ſüße Opferdüfte wallen
Die Sterbeſeufzer eines Biedern:

„Wie biſt du ſchön, mein Volk, entlodert
In Haſſesglut, in Kampfesmute!
Was Greiſenſchwäch' entäußert, fodert
Die Jugend rück mit ihrem Blute.

Nicht weil's ein Volk von andrem Namen,
Von andrer Sitt' und andrer Sprache,
Nein, weil ſie uns als Dränger kamen,
Drum ſucht ſie heim jetzt unſre Rache.

Mein Volk, das an des Louvres Raine
Zerschlägt die Ketten, die es engen,
Es trifft, tut's Not, auch nähre Steine,
Die hart genug zum Kettensprengen.

O daß die Schlack' aus edlen Erzen
In diesem großen Brand sich trenne!
Einst diese Racheglut in Herzen
Rein als Begeistrung fort noch brenne!

Daß aus des Hasses Dorn, der modert,
Die Lieb' einst ihre Rosen triebe!
Denn wo so viel des Hasses lodert,
Muß tiefer glühn noch viel der Liebe!

O daß sich — wie im West erstanden
Ein Held in Ruhm und Haß — erhübe
Gewaltig einst in deutschen Landen
Ein Held der Ehre und der Liebe!

In dessen Herzen Taubenpaare
Der milden Volksliebe wohnten,
In dessen Haupt die Sonnenaare
Urfürstlicher Gedanken thronten!

Mit meinem Blute, meinem Segen
Möcht' ich für ihn dies Kampfschwert seien;
Wie Rolands oder Artus' Degen
Soll es ein fester Zauber weihen.

Erhebt er's, soll die Fessel springen
Wie Glas, in Scherben fein zersplissen,
So jene edlen Schmiede bringen,
Die selbst nicht sie zu brechen wissen.

Verstummen solln im Prunkgemache
Die Worte, die zu kriechen wagen:
Der schöne Rheinstrom deutscher Sprache
Darf keine Sklavenschiffe tragen!

Zieht er das Schwert im Sonnenglanze,
Dann wirble, dran zurücke prellend,
Der Glast in dichtem Funkentanze,
Der Fürstenräte Häupter hellend!

Daß Flammenzungen sprühn in Bächen,
Daß es ein andres Pfingstfest scheine,
Und die jetzt tausend Zungen sprechen,
Fortan nur sprechen mögen eine!

Und schwingt er's wo in deutschen Landen
Von einem Berg nach den vier Winden,
Sei neu die tote Saat erstanden,
Soll neue Glut die Rebe zünden!

Und um den Berg rings soll sich scharen
Das ganze Volk zum heil'gen Bunde!
Dann wird der Herr sich offenbaren
Aus seines Abgesandten Munde."

Dies Schwert mocht' er als Kreuz umfassen,
Als sich vom Leib die Seele trennte,
Sein Nachlaß ward es uns gelassen
Und seinem Grab zum Monumente.

Vermag des Helden Blut zu feien,
In Füll' ist dann gefeit der Degen;
Und konnten Sterbehauche weihen,
Dann birgt er kräft'gen Wundersegen.

Längst ist das Schwert versenkt, verloren,
Umrankt ist von der Reben Wucht es!
Doch wird dem Schwert sein Held geboren,
Dann holt es ihm, geht hin und sucht es!

Poesie des Dampfes.

Ich höre Lieder, ehrenwerte, klagen,
Seh' edle Angesichter sich verschleiern,
Prophetisch trauernd, daß in unsern Tagen
Der Prosa Weltreich seinen Sieg will feiern;

Daß Poeſie, entſetzt, nun fliehen werde,
Auf ſchnurgerader Eiſenbahn entjagen,
Entführt auf Dampfſregatten unſrer Erde,
Auf Dampfkaroſſen ferne fortgetragen!

Ei, wart ihr denn ſo hold den krummen Wegen,
Daß ihr ſo ſehr die graden ſcheuen könnet?
Und iſt euch's Poeſie, auf Holperſtegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen euch vergönnet?

So macht euch auf, wohlan, auf alten Gleiſen
Der Poeſie, der flücht'gen, nachzujagen,
Und knebelt mit Gebiß und Strang und Eiſen
Das Roß, das edle, freie, vor den Wagen!

Die Heid' entlang! Laßt eures Leibs Gebeine
Des Auferſtehungstages Rütteln ahnen,
Der Roſſe Schnauben, Peitſchenknall und Steine
Im Staubgewölk euch der Verlornen mahnen!

Springt dort ins Boot, laßt rudern eure Rechte!
In ſaurem Schweiß den Schiffer laßt nicht zagen!
Ob eure Brüder euch, die Ruderknechte,
Von der verlornen Poeſie nicht ſagen?

Beſteigt ein Schiff und fangt die Launenſpende
Des wind'gen Windgotts auf im Segeltuche,
Als ob ein Bettler mit dem Hut behende
Des Wandrers milden Sold zu haſchen ſuche!

Will er's, ſo ruht windſtill mit ſchlaffem Segel,
Seid feſtgefroren in den Sommertagen!
Vielleicht, daß Delphin euch und Seegevögel
Von jener, ſo ihr ſuchet, weiß zu ſagen!

Ich will indes hinab die Bahn des Rheines
Auf ſchwarzem Schwan, dem Dampfſchiff, ſingend ſchwimmen,
Den Becher ſchwingend voll des goldnen Weines,
Dir, Menſchengeiſt, den Siegeshymnus ſtimmen!

Wie dir der Feuergeiſt die Flammenkrone
Herab vom ſtolzen Haupt hat reichen müſſen,
Wie du dem Erdengeiſte, ſeinem Sohne,
Das ehrne Herz kühn aus der Bruſt geriſſen;

Wie du zu beiden ſprachſt: Ihr ſollt nicht raſten!
Daß fürder Menſch nicht Menſchen knechten möge,
Geh, Feuer du, und trage deine Laſten!
Leb', Eiſen du, und wandle ſeine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandels Flammengleiſe
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genſcheines Glutenkreiſe
Kein Löckchen am Madonnenhaupt verſengen.

Nein, Amt der Poeſie in allen Tagen
Iſt's, hoher Geiſt, dein Siegesfeſt verſchönen,
Wie der Viktoria Goldbild überm Wagen
Des Triumphators ſchwebt, um ihn zu krönen.

Schon ſeh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie ſcheugewordne Elefantenmaſſen
Türm' und Geſchwader tragen fort zu Siegen;

Der ſchwarzen Rüſſel Schlote hoch erhoben,
Dampfſchnaubend, rollend wie die Wetterwolke!
Die Mannen, ſiegestrunken, jauchzend oben;
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!

Wenn auch aus ſeinem alten Lindenfrieden
Den Patriarchen dort des Dorfs ſie wecken,
Nicht ſchadet's, wenn er, was der Geiſt beſchieden,
Die Mütze lüftend, ſchaut mit freud'gem Schrecken;

Nicht ſchadet's, wenn er, was er dort ſah toſen,
Des Geiſtes wandelnden Altar muß nennen;
Wenn er im Rauchkoloß, dem flücht'gen, loſen,
Die Glut, die ew'ge, die ihn zeugt, ſieht brennen!

Und wenn er betend fleht, daß die Minerve,
Die jetzt des Volks olymp'schem Haupt entsprungen,
Nie gen den Vater die Geschosse werfe,
Nie sei von seiner Dränger Sold gedungen!

Und wenn er ahnt, daß sie in schönern Tagen,
Wofür er selbst einst feststand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu ersiegen wagen
Ein glorreich Vaterland und heil'ge Rechte!

Laßt beten ihn, und ahnen so im stillen,
Bis sich gesenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heil'ger Tempelvorhang, zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke.

An Jakob Grimm.

(Neujahr 1838.)

Dahin ist längst der schöne Traum Deutschlands, des einen, ganzen,
Wir sehn des Kaiseradlers Flaum zersetzt im Winde tanzen,
Seit Deutschlands Zepter barst, und sie um des Reichsapfels Schnitten
Wie hungernd Bettelvolk und wie genäsch'ge Knaben stritten.

Das ist dahin! Doch hat die Zeit der Wirrung nicht vernichtet
Germanias Geist; der hat ins Herz der Edlen sich geflüchtet,
— Wie Karols Ring der Treue tief versenkt im See von Aachen, —
Drin träumt er nun Vergangenheit und ahnt ein schön Erwachen.

Da schlief er zwar, doch traun, er lebt! er weiß, daß ihn zu schützen
Des Busens Bollwerk nicht erbebt, des Worts Kartaunen blitzen,
Daß eine Burg ihm ragt noch fest: der deutschen Sprache Einheit,
Ein Banner sich nicht beugen läßt: der deutschen Treue Reinheit! —

Da wußten sie, es sitz' ein Mann in Göttingen, der stiere
In alten Pergamentenwust, in gotisches Geschmiere;
Er dauert sie, daß Urweltstaub ihm so die Lungen beize,
Und die verblaßte Ahnenschrift die Augen überreize.

Sie ahnten nicht, daß an dem Tag der Prüfung und Gefahren
Der bleichen Letiern Schwarm um ihn als Mannenvolk in Scharen,
Ein Heer, gepanzert, kerngesund vom Scheitel bis zur Zehe,
Jahrhundertstaub sich schüttelnd von den Sohlen, einst erstehe!

Sie ahnten nicht, vergilbt Papier werd' in der Hand des Treuen
Urkunde deutscher Ehre, sich so blank und rein erneuen,
Ein Dokument mit goldner Schrift und marmorschweren Blättern,
Kein Spiel des Winds, der Albions Prachtflotten mag zerschmettern!

Sie ahnten nicht, daß einst ein Paar von kleinen Menschenlippen,
— Befugt nur von den Herrn der Welt zu Kuß und Humpennippen,
Und etwa noch zum Meineidspiel, — ein Wort aussprechen möge,
Das dröhnend, nachgehallt vom Belt bis an die Alpen flöge!

O Preis und Ruhm der Wissenschaft! Es gibt der sonst so armen
Der Thron selbst heut' als Ehrenwacht Dragoner und Gendarmen!
Fürwahr, wo solche Männer fortverbannt, landflüchtig reisen,
Müßt strafend ihr nicht aus dem Land, nein, in das Land verweisen!

Du aber, Mann der Treu' und Ehr', den wir so herrlich tragen
Das Banner deutschen Wortes sahn, du weißt aus alten Sagen:
Wenn wo ein Heer feldflüchtig ist, versprengt auf irren Wegen,
Ruht auf der letzten Fahne noch ein zaubervoller Segen;

Und wer sie trägt, des Haupt wird sie als Baldachin umwiegen,
Ein Ehrenmantel wird sie stolz um seine Schultern fliegen,

Sie wird, tut's Not, ihn schützend auch als goldne Wolk' umschweben,
Und ihn, verschleiert all in Glanz, unwürd'gem Volk entheben.
Getrost! Noch steht die schönste Burg, der deutschen Sprache Feste:
O daß sie, deine Wartburg, dich bewirt' und schirm' aufs beste!
Du rufst von ihren Zinnen dann — wer bricht die je in Trümmer?
„Ob alles auch verloren sei, ist's doch die Ehre nimmer!"

Beklagen lernt' ich heut' es erst, daß meine Jugend ferne!
Zu Göttingen, der guten Stadt, wär' ich Studiosus gerne,
Vor deinem Haus ein Ständchen dir Gitarrenklangs zu schüttern,
Daß nicht die Scheiben nur davon, auch Herzen sollten zittern;

Daß bis Hannover hin der Sang sich schwänge wundertönig
Ans Ohr des Herzogs Cumberland, der jetzt Hannovers König;
Versteht er auch des Deutschen Lied von deutscher Ehre schwerlich,
Wird sich wohl einer finden dort, ihm's zu verwelschen ehrlich.

Romancero der Vögel.

Sturmvogel.

Im Gewande der Trauer
Schreit' ich über die Meere,
Aufrecht, wie einst der Glaube
Schritt zum Nachen des Herrn.

Unterm Flügel die Küchlein
Brüt' ich, und wie den Glauben
Trägt den Schmerz auch die Welle,
Trägt auch des Schmerzes Brut.

Fern dort gleitet ein Schifflein,
Jubelnd mit Bechern und Harfen,
Grüßend mit Wimpeln und Flaggen!
Schonst du der Lust auch, o Meer?

Hättst du, Schifflein, mein Auge,
In die Tiefe zu blicken,
Dir verstummten die Harfen,
Dir entsänke die Fahn'!

Wie langweilt ihr mich wieder:
Schweigende Meeresruhe,
Endlose tote Heide,
Ewiger Sonnenschein.

Vater Sturm, dich beschwör' ich
Und gebiete dir, hauche
Scharfen, stählenden Nordhauch
Meinen Jungen ums Herz!

Laß durchwandeln mich jauchzend
Grünenden Wellenhügel,
Dessen Gipfel ein Garten
Weißer Blüten umschäumt!

Laß mich klimmen frohlockend
Über wogende Alpen,
Deren Häupter die Brandung
Krönt mit ewigem Schnee!

Spalte die Tiefen der Fluten,
Daß am Grunde die Leiche
Wieder küsse den Lichthauch,
Sauge die Schimmer des Tags!

Trägst du gleich mir, o Schifflein,
Liebe Brut unterm Fittich,
Kinder der Lust, die das Meer nicht
Schont, wie die Kinder vom Schmerz?

Will dich warnend umkreisen,
Rufen vom Mast dir: Wehe!
Schreien vom Kiel dir: Wehe!
Ob auch das Herz mir jauchzt.

Ha, die Harfen verſtummen
Und die Becher, ſie ſinken,
Und die Segel, ſie fallen,
Bleich iſt der jubelnde Mund!

Blitz, nun flattre dein Wimpel,
Donner, rühre die Harfe,
Sturm, nimm mich in die Arme,
Wieg in Wonne dein Kind!“

Storch.

Das iſt der vielgereiſte Touriſt
Herr Storch, der heimgekehrte,
Mit langen ſtolzen Schritten mißt
Des Daches Firſt der Werte.

Er trägt, wie's Wandrerart gebot,
Ein weißes Blouſenhemde
Nebſt hohen Stiefeln von Juchten rot,
Und preiſt die ſchöne Fremde:

„Da wären wir wieder, da wohnen wir
Grad' über dem Stall der Rinder.
Prophet in der Heimat, bin ich hier
Das Spiel der Bauernkinder.

In Rom wohnt' ich auf dem Vatikan,
Sah wandeln den Papſt im Garten,
Da wuchſen, ſeht eure Kürbiſſ' an,
So groß der Orangen Arten.

Vom Rhein war böſe Poſt gerad',
Der Papſt in Sinnen verloren;
Ich gab ihm einen guten Rat,
Er mir den Orden vom Sporen.

Auch hatt' er drob mir keinen Verdruß,
Als ich ihm in einem Sitze
Vor Durſt ausſoff den Tiberfluß,
So groß iſt dort die Hitze.

Am Ätna ſchnell vorüber ging's,
Zwei ſah ich um Schwefel ſtreiten;
Ich ſchaute rechts, ich ſchaute links,
Es ſtank auf beiden Seiten.

Als über das blaue Meer ich zog,
Da flaggten mir alle Schiffe,
Ihr Donner zum Ehrengruß mir flog
Weithin an Geſtad' und Riffe.

In Syrien fand ich ein irres Heer,
Verhungernd, verſprengt in der Wüſte;
Ich flog vor ihm durch des Sandes Meer
Als Führer zu Mizraims Küſte.

Da lag der Feldherr todeskrank,
Zu Ende mocht' es eilen;
Des Vetters Ibis Kunſt ſei Dank,
Die mich gelehrt, ihn zu heilen.

Mit weißem Bart der alte Paſcha
Zum Großfeldſcher mich ernannte,
Gab mir zu Lehn das Nilland da
Und was drin kroch, ſchwamm, rannte.

Auf Pyramiden, bei fürſtlicher Koſt,
Durft' ich in Herrlichkeit thronen;
Mir huldigten Völker aus Süd und Oſt,
Wie Göttern der Pharaonen."

Den Reiſebericht indeſſen erklärt
Frau Storchin den Nachbarinnen:
„Am Nil hat er ein Würmlein verzehrt,
Den Tiber — ſah er rinnen."

Den Vogel an den Federn!

Gegenüber der Hofburg ſteht
Der Turm der Kathedrale,
Drauf des Landes Banner weht
Prunkhaft im Sonnenſtrahle.

Sein Neſt an der Stange flicht
Ein Vogel dort alljährlich:
Ward ihr des Baues Gewicht,
Das Picken der Jungen gefährlich?

Hat mitgeholfen der Wind,
Die Zeit mit zermalmendem Zahne?
Eines Tages pfeilgeſchwind
Vom Turme ſtürzte die Fahne.

Der Fürſt ſieht vom Balkon
Des Banners Sinken und Fallen:
„Verrat und Rebellion!
Herbei zum Kampf, ihr Vaſallen!

Die Meuter erklommen den Turm,
Zu läuten des Aufſtands Glocken!
Sie ſtürzten mein Banner im Sturm!“
So rief der Fürſt erſchrocken.

Das iſt durch Gang und Gemach
Ein Rufen, Rennen und Schreien!
Hofdamen flüchten aufs Dach,
In den Keller die Lakaien.

Es ſprengen rechts und links
Ordonnanzen und Stafetten,
Und aus den Kaſernen rings
Hallt's von Trommeln und Trompeten.

Den friedlichen Bürger verſchlingt
Des Marktes Drängen und Toſen,
Der Staatsminiſter ſpringt
Verkehrt in die Galahoſen.

Von Bajonetten ein Strom
Quillt blitzend hervor aus den Gaſſen,
Es dröhnen Palaſt und Dom
Vom Trabe der Reitermaſſen.

Zur Stadt im Flügelschritt
Zieht Landsturm aller Farben
Und jammernde Bauern mit,
Ob der zertretenen Garben.

Kanonen rasseln heran,
Die Lunte glimmt schlagfertig,
Entrollt steht auf dem Plan
Das Heer, des Kampfes gewärtig.

In der Lüfte sonnigen Strom,
In der Wolken stummen Reigen
Ragt still und tief der Dom,
Am Turm die Glocken schweigen.

Wer hat in dies Volk hinein
Gesät des Unheils Samen?
Ein winziges Vögelein!
Wer nennt uns seinen Namen?

Den Namen kennt man kaum,
Er klingt fast wie Gewissen;
Man macht aus des Vogels Flaum
Allerhand Ruhekissen.

Zinsvögel.

Am vollen Erntewagen
Froh wallte der Bauer einher,
Die Erntekränze sie lagen
Auf garbenbeladenem Wagen,
Die Rößlein zogen gar schwer.

Ein Adler flog an den Wagen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Daß Füchse dein Huhn nicht nagen,
Verbarg ich's in meinem Magen;
Lad ab mir den Schutzherrnzins!“

Ein Falke flog in den Räumen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Ich laſſe dein Saatfeld keimen,
Wie Sonn' und Hagel es reimen;
Lad ab mir den Bodenzins!"

Gehüpft kam auch ein Rabe:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Daß ich, der einſt dich begrabe,
Zu überleben dich habe,
Lad ab mir den Sterbezins!"

Zur Scheuer rollte der Wagen,
Die Rößlein zogen nicht ſchwer;
Die Erntekränze nur lagen
Und ſoviel Garben im Wagen,
Daß einer drauf ſchlafe, nicht mehr!

Der Bauer betet gen oben:
„Es ſoll, hilf Herre des Alls!
Der Adler mein Blei noch erproben,
Der Falk' in den Schlingen mir toben,
Umdreh' ich dem Raben den Hals!"

Hui! ſank er aufs Stroh, ein Müder,
Und an ein Schnarchen ging's!
Da ſchwebten vom Himmel hernieder
Zwei Täublein im Silbergefieder,
Eins rechts zu ihm, eins links.

Sie fächeln ihm mit den Schwingen
Den Schweiß vom Stirnenrund,
Die goldenen Schnäblein klingen.
Was ſie ins Ohr ihm wohl ſingen?
Süß lächelt und liſpelt ſein Mund.

Das mocht' ihn gar tröſtlich umſchmiegen,
Das mochte gar Friedliches ſein,
Er läßt ja den Adler noch fliegen,
Den Falken in Lüften ſich wiegen,
Den Raben hüpfen und ſchrein.

Dies Liedlein, in blühenden Hagen
Sang's einer vom Falkengeschlecht,
Hat oft von den Erntewagen
Sein Futter sich heimgetragen,
Weiß Gott, es schmeckt ihm nicht recht.

Zwei Hähne.

Im Turnierplatz einer Tenne,
Auf dem Thron von Schobern, Scheitern,
Sitzt in Anmut Jungfrau Henne,
Richtend zwischen zweien Streitern.

Ach, es hat ihr sittsam Gackern,
Ihr jungfräulich sittsam Schreiten
Liebentflammt die beiden Wackern,
Die um ihren Preis nun streiten.

Welcher ist's, den sie erkoren,
Dem sie weiht die gleiche Flamme?
Goldhahn mit den schmucken Sporen?
Schwarzhahn mit dem schönen Kamme?

Goldhahn ist ein stolzer Ritter,
Trägt ein Wams orangenfarben,
Goldnen Panzer, bunte Flitter,
Grüner Federn volle Garben!

Siegbewußt im Selbstgefallen
Steht der Stutzer ganz verloren,
Doch der Maid zumeist vor allem
Traun, behagen seine Sporen.

Schwarzhahn prunkt nicht also eitel!
Melancholikus von Hause,
Einfach schwarz vom Fuß zum Scheitel
Trägt er Mantel, Rüstung, Krause.

Seufzend mit gesenkten Blicken
Birgt er in sich seine Flamme,
Doch die Dame fand Entzücken
An dem schönen, roten Kamme.

Horch, Trompetenstöße krähen!
Auf zum Kampf, ihr tapfern Ritter!
Stäubend in den Lüften wehen
Federn statt der Lanzensplitter.

Wie sie aneinander springen,
Grimmig mit den Flügeln schlagen,
Und mit Blick und Kralle ringen,
Degengleich die Schnäbel tragen!

Weh', ein Kleinod hat verloren
Jeder in des Kampfes Flamme,
Goldhahn seine schönen Sporen,
Schwarzhahn ein gut Stück vom Kamme!

Und die Dame steht unschlüssig,
Wer zum Siegespreis zu wählen?
Schwarzhahn, der des Kammes müßig?
Goldhahn, dem die Sporen fehlen?

Kolibri.

„Mein Nam' ist Kolibri, Mann von Hofe,
An Liebreiz ein klein Ungeheuer,
Der Königin Rose und ihrer Zofe,
Dem schönen Heideröslein, gleich teuer.

Ich summe Sonette zu ihrem Preise,
Umschwebe sie artig und dienstbeflissen;
Wer sich bewegt in so feinem Kreise,
Darf Anstand und fein Gewand nicht missen.

Ich trag' ein Barett demantenflimmernd,
Staatsweste, Höslein goldbrokaten,
Den Frack von grüner Seide schimmernd
Und ausgenäht mit bunten Nahten.

Mein Schnäblein ist mein Galadegen,
Mein Zünglein beweglich ist die Klinge;
Was ich mit jenem nicht darf erlegen,
Mit dieser ich's sicherlich bezwinge.

Man ſagt, ich ſei treulos und flüchtig
Und meine Huldigung wetterwendig;
Untreu der einzlen Blume, die nichtig,
Bin treu ich der Lenzmacht, die beſtändig!

Ob ſich die Meuter auch all' verſchworen,
Den milden Zepter der Roſe werden,
Ich weiß es, nimmer zerbrechen die Toren,
Das Reich des Lenzes nimmer gefährden.

Da ſchießt der Hagel mit ſilbernen Pfeilen,
Da ſtürmt mit kriſtallnen Lanzen der Regen,
Da ſeht ihr den grimmen Winter eilen,
Des Reiches Farben hinwegzufegen.

Da reißt der Sturm, ein gemeiner Scherge,
Der Roſe den Purpurmantel vom Leibe;
Sie weiß, daß, ob ſie im Tod ſich berge,
Ihr Stamm doch friſchere Sproſſen treibe.

Beſudelt mir nicht des Hofkleids Stoffe
Im Trümmerfall, im Kampfgetoſe!
Der Ausgang aber wird gut, ich hoffe,
Die Roſe iſt tot, es lebe die Roſe!"

Gimpel.

In des Waldes Kathedrale
Rauſcht das Laub als Sonntagsglocken,
Glühn als goldne Ampelſtrahle
Hell der Sonne Lichterflocken.

Und die gläub'gen Vögel wallen,
Sonntaglich an Leib und Feder,
Zu des Buchbaums grünen Hallen,
Wo ein Aſt ragt als Katheder.

Dompfaff Gimpel predigt dorten,
Der die Fraun und Herrn begeiſtert,
Weil er klug mit Salbungsworten
Jene rührt und dieſe meiſtert.

Läßt nicht gut von ſchwarzem Sammet
Ihm das Soli-deo-käppchen?
Rot die Domherrnweſte flammet,
Zierlich fällt das ſchwarze Schleppchen

Seine engbeſtrumpften Beine
Weiß er anſtandsvoll zu ſtellen,
Dem Asketeneifer ſeine
Weltmanieren zu geſellen.

„O ihr Sünder, unbußfertig,
Wandelnd auf des Irrſals Wegen,
Seid des Götterzorns gewärtig,
Der euch allwärts droht entgegen.

Meidet die Gewohnheitſünden
Kirſchen, Hanfkorn, Weizenähren,
Laßt euch nicht von Luſt entzünden
Zu Wacholders ſchnöden Beeren!

Denn Leimruten, Netze, Kloben
Drohn euch dort als Fegefeuer,
Drin in Qual ihr werdet toben,
Und aus dem Befreiung teuer.

Wehe! Den verſtockten Böſen
Gähnt die Hölle Vogelbauer.
Daraus nimmer ein Erlöſen,
Drin der Pips und ew'ge Trauer!

Nun geht heim und unbetöret
Weiter am Wacholderhage;
Denkt der Predigt, bis ihr höret
Deren Ende heut' acht Tage."

Doch am nächſten Feſtesmorgen
Unbeſetzt ragt der Katheder;
Wo der Pred'ger ſich verborgen,
Sucht mit Angſt und Neugier jeder.

Am Wacholder düſtre Reſte!
An den Kloben ſein Gefieder!
Ein Stück Mantel, ein Stück Weſte!
Ach, kein Auge ſah ihn wieder.

Paradiesvogel.

Wie er im raſchen Flug
Hin durch die Wolken ſchiffte,
Stumm durch den zwitſchernden Zug,
Der Ahasver der Lüfte.

Stumm wie ein irrer Komet
Mit glänzendem Leibeskerne,
Die ſprühende Schleppe weht
Ihm nach weithin in die Ferne.

Der Tod ihn nimmer ruft,
Noch ſah kein Aug' ihn modern;
Vielleicht daß er mag in Duft,
Wie ſterbende Sterne verlodern?

Ihn lockt nicht die blühende Au,
Um Nahrung herabzuwallen,
Aus Wolken pflückt er den Tau
Im Flug, wie Blumen im Fallen.

Und weil ſie ſein Neſt im Wald,
Sein Grab nicht ſahn auf der Wieſe,
Drum hieß er dem Volk alsbald
Der Vogel vom Paradieſe.

Die Sage aber erzählt:
Als Nachtigall einſt geboren,
Von Roſenliebe beſeelt,
War er zum Geſang erkoren.

Er ſang, daß ſtarres Erz
Selbſt Blütentrieb verſpürte;
O daß er des Lenzes Herz,
Des flücht'gen, zum Bleiben rührte!

Fort zog der Lenz durch das All
Mit Rosen, Liedern und Scherzen,
Da ahnte die Nachtigall
Den Tod vom gebrochenen Herzen.

Sie fleht in der Seele Pein:
„Herr, heb empor mich von hinnen!
Laß mich bei dir allein
Dem Unvergänglichen, minnen!“

Da ging aus des Herren Hand
Als Adler sie neugeboren,
Von Sonnenlieb' entbrannt,
Zum Himmelsflug erkoren.

Da flog zum Quell des Lichts
Fort, fort durch Wolken und Sterne,
Schon schwand ihm die Erd' in Nichts,
Die Sonne doch blieb gleich ferne!

Sein Aug' von Kristall schon brach,
Schon schmolz ihm die eherne Schwinge;
Im Niedersinken doch sprach
Er so zum Herrn der Dinge:

„Darf nicht bei dir ich im Licht,
Dem Unvergänglichen, wohnen,
O schleudre zurück mich nicht
Zu niedern Erdenzonen!“

Da bannt' ihn der Herr im Flug
Und schuf ihn, wie dort er schiffte
Stumm durch den zwitschernden Zug,
Der Ahasver der Lüfte.

Nicht erdwärts schwebt er, daß nicht
Befleckt sein rein Gefieder,
Nicht sonnenwärts zum Licht,
Vorm Ziele sänk' er ja wieder.

Sein Herz nicht überfließt's
Von Flammen des Liederdranges;
Was oben, unſingbar iſt's,
Was unten, nicht wert des Geſanges!

Ein Stern des Himmels, erglüht
Er hell den Irdiſchen hüben;
Eine Blume der Erde, blüht
Er bunt den Geiſtern drüben.

Und wenn er vorbei euch zieht,
Stumm durch den ſingenden Reigen,
Verſtandet ihr einſt nicht ſein Lied,
Lernt jetzt verſtehn ſein Schweigen.

Roter Hahn.

Waffengeraſſel und rollende Wagen,
Dröhnender Taktſchritt, Wiehern der Roſſe,
Staubgewirbel und Blitze der Mörſer!
Donnernd fallen die Würfel der Schlacht!

Über den Heeren flattert des Kriegsgotts
Furchtbar-prächtiger, feuriger Vogel,
Lodernden Kamm und leuchtende Flügel
Schüttelt im Flug der rote Hahn.

Ihm von den Schwingen träufelt ein Regen
Sprühender Funkenkörner zur Erde,
Wie wurfkundiger Hand des Sämanns
Glänzende Saatenkörner entſprühn.

Reich aufſprießen die feurigen Saaten,
Erſt nur ſchüchterne, glühende Halme,
Dann, vom Winde bewegt, ein weites
Wogendes, wallendes Garbenmeer!

Unter den gelben Ährenfluten
Blühn die blauen und purpurnen Flämmchen,
Wie im Schatten der goldenen Halme
Blaue Kornblum' und feuriger Mohn.

Stöhnen der Mütter, Weinen der Kinder:
Gräßlicher Wachtelſchlag in dem Korne!
Wimmern der Feuerglocken in Lüften:
Wirbelnder Lerchenſang ob der Saat!

Doch, ein unermüdlicher Sämann,
Fliegt er, neue Saat zu beſtellen,
Unbekümmert der ſchwarzen Stoppeln,
Drüber der Herbſtwind klagend wallt.

Tief im Gebirg' auf dem Turm des Kirchleins
Senkt er zur Raſt vom Fluge ſich nieder.
Horch, draus fluten ſo fromme Geſänge,
Horch, draus ſteigt ein ſo brünſtig Gebet!

Fluchen kennt er und Jammern und Jauchzen,
Fremd doch blieben ihm dieſe Töne,
Die ihn jetzt bannen, daß er im Lauſchen
Seine Flügel zu ſchütteln vergißt.

Siehe, da träufelt ein linder Regen,
Kühlt und löſcht ihm die feurigen Schwingen;
Statt im reichen Gefieder, am Morgen
Ragt er als kaltes Eiſengeripp.

Und des Kriegsgotts prächtiger Vogel
Ward zum Wetterhahne des Küſters,
Kreiſt und tanzt zum Jubel der Kinder,
Dreht ſich willig nach Wetter und Wind.

Zaunkönig.

Sage aus der Normandie.

Ihr Kinder, laßt mir verſchont
Zaunkönigs Neſt und Zelle,
Denn wo ein Edler wohnt,
Iſt eine heilige Stelle.

Wenn traulich der flammende Herd
Euch Zünglein belebt und Gedanken,
Euch wärmt im Froſt und euch nährt,
Dem Vöglein nur ſollt ihr's danken.

In dunkler kalter Zeit,
Als uns des Feuers Gabe
Die Götter noch bargen mit Neid,
Wie Überreiche ihr Habe;

Da in dem Vöglein klein
Erwuchs ein großer Gedanke,
Es flog in den Himmel hinein,
Durchbrechend die Wolkenschranke.

Dem Jovisadler, der schlief,
Riß es den Brand aus den Krallen;
Und ob er's auch sengte tief,
Die Beute ließ es nicht fallen.

Und wie ein stürzender Stern
Fiel's erdenwärts mit den Schätzen;
Da eilten von nah und fern
Die Brüder, den Wunden zu letzen.

Die eigenen Federn leiht
Ihm jeder, die Blößen zu decken;
Drum ist auch sein braunes Kleid
Ein Bettlermantel voll Flecken.

Rotkehlchen voran! Doch vom Brand
Ist selbst versengt es worden;
So trägt's noch das rote Band
Am Busen als Ehrenorden.

Nur Kuckuck, der Gauch, gab nichts
Als eine gute Lehre:
„Hast du nur die Größe des Wichts,
Mit Götterglut nicht verkehre!"

Zaunkönig rächte sich auch,
Wie nur es Edlen gelungen:
Er brütet die Jungen dem Gauch
Zugleich mit den eigenen Jungen.

Es wurde die ganze Schar
Zu Ärzten im Heilungsdrange
Grasmücke mit dem Trokar,
Krummſchnabel kam mit der Zange.

Die Meiſe wetzt und weiſt
Blutdürſtig ihr Lanzettchen,
Als Wunderpflaſter preiſt
Der Specht ein würzig Blättchen;

Es füllt in der Quelle klar
Das Spritzlein die Bekaſſine,
Kernbeißer macht ſogar
Zum Amputieren Miene.

Die Elſter aber entbrennt,
Grauſchweſteramt zu verrichten,
Sie zupft Charpie und kennt
Hausmittel und Stadtgeſchichten.

Zaunkönig mild abwehrt
Die Sorgen, die ſie ihm weihen:
„Wen himmliſch Feuer verſehrt,
Den heilen nicht ird'ſche Arzneien."

Ihr ſchönſtes Gefieder flicht
Die Schar ihm zur lieblichen Krone,
Sein Haupt beſchattet ſie dicht
Dem kühnen Flug zum Lohne.

Wohltäter der Welt, verſteckt
Er tief ſich im Dunkel der Hage,
Allein, beſchämt und erſchreckt,
Daß eine Kron' er trage.

Romanzen.

Das Wiegenfeſt zu Gent.

Es ſteht eine goldene Wiege
Am Fuß des Herrſcherthrons,
Der Fürſt beſchaut ſich die Züge
Des neugebornen Sohns.

Rings an des Thrones Wänden,
Den Mund an Wünſchen reich,
Stehn, nicht mit leeren Händen,
Die Großen in dem Reich.

Frau Margaret, die Holde,
Bracht' ihr Geſchenk nun dar:
Ein Kindlein war's von Golde
Gar künſtlich, wunderbar.

Es ruht in des Kindes Händen
Von klarem Kriſtalle fein
Ein Kelch voll ſchimmernder Spenden
An Perlen und Edelſtein.

Und als mit ihrer Gabe
Sie trat zum Wieglein vor,
Da ſah wohl auch der Knabe
Die erſte Roſe in Flor.

Sie ſprach: „O wahre immer
Den Kinderſinn ſo rein,
Der Erdengüter Schimmer
Bleibt dir dein Spiel und Schein!"

Drauf trat der Wieg' entgegen
Von Bergen der Dynaſt,
Er bracht' einen güldnen Degen,
Drein manch Juwel gefaßt:

Auch eine Schärpe von Seide,
Darauf ein Phönix von Gold;
Zu all dem goldnen Geſchmeide
Noch eine Lehre von Gold:

„Sei ſtark! Dich ſchützend ſchwinge
Die Kraft ihr Schwert von Erz!
Sei mild! Die Milde umſchlinge
Als weiches Band dein Herz!“

Dann trug zwei Himmelsgloben
Der Aſtronom herein,
Drauf Sonn' und Geſtirn' erhoben
Aus Schmelz und buntem Geſtein:

„Nach oben ſchaue gerne,
Blick oft zum Licht empor,
Dann nehmen wohl auch die Sterne
Dich auf in ihren Chor!“

Es kam ein Prälat gegangen,
Der eine Bibel trug
Mit diamantnen Spangen
Und goldnem Deckel und Bug:

„Willſt du in Schlummer dich neigen,
Das ſüßeſte Kiſſen iſt hie!
Willſt in den Himmel du ſteigen,
Die beſte Staffel iſt die!“

Stadt Gent, die ſandt' als Spende
Ein Schiff von ſeltnem Bau,
Von Silber waren die Wände,
Die Maſten, Segel und Tau'.

Und auf der ſilbernen Flagge,
Da ſtand in Gold dies Wort:
„Vertraue, hoffe, wage,
Dann ſteuert dich Glück zum Port!“

Drauf nahte Heinz von Yſſel,
Das war des Herzogs Narr,
Der bracht' auf großer Schüſſel
Einen kleinen Kirſchkern dar:

„Ein Samenkern in der Erden,
Dir, Wiegenkind, iſt er gleich!
Aus beiden kann noch was werden,
Die Keime ruhn in euch.

Ich will in die Erd' ihn bauen,
Zum Denkmal dir geweiht!
Einſt magſt du kommen und ſchauen,
Wer beſſer von euch gedeiht?

Und wird er dir Frucht einſt reichen,
O Knäblein, werfe nicht
Dann mir und meinesgleichen
Die Kerne ins Geſicht!"

Er pflanzt' im Garten daneben
Den Kern gar ſorgſam ein;
Das freilich konnt' er nicht geben,
Was ihm noch fehlt zum Gedeihn:

Der Erde warmen Segen,
Tauperlen ſpät und früh,
Und Sonnenſchein und Regen!
Die kamen, man weiß nicht wie?

Noch ſpendeten viel die Gäſte,
Längſt ſchlief das Kind ſchon ein;
Jedoch der Gaben beſte
Die konnten ſie ihm nicht weihn:

Dem Herzen Lieb' und Treue
Und Kraft für manche Laſt,
Dem Geiſte Licht und Weihe,
Wohl kamen im Schlaf ſie faſt!

Der Keim ſchoß auf zum Baume,
Geſchmückt mit Laub und Frucht,
In deſſen ſchattigem Raume
Sich Schirm der Waller ſucht.

Das Kind, das die Wiege hüllte,
Ein Mann ward's, Fürſt und Held,
Der fünfte Karl erfüllte
Mit ſeinem Namen die Welt.

Die Leiche zu Sankt Juſt.

Aus Sankt Juſti Kloſterhallen
Tönt ein träges Totenlied,
Glocken ſummen von den Türmen
Für den Mönch, der heut' verſchied.

Seht den Toten! Wie von welkem Blute
Schlingt ein roter Reif ſich um ſein Haupt;
Ob einſt drauf zur Buß' ein Dornkranz ruhte?
Nein, die Krone lag auf dieſem Haupt!

Die Kapuze zieht ein Mönch ihm
Tief jetzt übers Auge zu,
Daß die böſe Spur der Krone
Drin verhüllt, verborgen ruh'.

Einſt das Zepter hielt ſein Arm erhoben;
Rüttelte gleich dran die halbe Welt,
Er hielt feſt und höher es nach oben,
Wie ein Fels, der eine Tanne hält.

Dieſe Arme beugt dem Toten
Jetzt ein Frater zu Sankt Juſt,
Drückt ein Kreuz darein, und beugt ſie,
Ach ſo leicht! verſchränkt zur Bruſt.

Wie des Regenbogens Himmelsſtiege
Glomm der Tag, der ihm das Licht beſchied,
Kön'ge ſchaukelten da ſeine Wiege,
Königinnen ſangen ihm das Lied.

Doch ein Mönchchor ſingt das Grablied
Jetzt in alter Melodei,
Wie er ſingt, ob Grabeslegung
Oder Auferſtehung ſei.

Seht, die Sonne ſinkt, die aus den Reichen
Dieſes Toten nie den Ausgang fand;
Dieſes Abendrot im Gau der Eichen
Iſt ein Morgenrot dem Palmenland.

Und die Glocken leiſer klingen:
Schöne Täler, lebet wohl!
Und die Mönche heiſer ſingen:
Schnöde Welt, o fahre wohl!

Einmal noch durchs Kirchenfenſter nieder
Blickt zum Sarg der Sonne mildes Rot,
Was ſie hier ſieht, dort zu künden wieder:
Wie der Herrſcher beider Welten tot!

Hirt und Hirtin doch im Tale,
Wie da Glocke klingt und Lied,
Beten ſtill, entblößten Hauptes,
Für den frommen Mönch, der ſchied.

Vogel und Wanderer.

Baſ' und Vetter taſeln im Frein
Unterm Lindenbaum;
Sitzt auch ein ſingendes Vögelein
In dem ſchattigen Raum.

Und es meinen zu verſtehn
Solches Wort die zwei:
„Wie iſt Gottes Welt ſo ſchön,
Schön und groß und frei!“

Vettern griff des Vogels Sang
Tief wohl in die Bruſt,
Daß vom Raſenſitz er ſprang
Voll von Wanderluſt!

„Bäschen, meinen Stab hervor!
Schnell mein Bündel geschnallt!
Häng mir um mein Kugelrohr
Gegen die Bären im Wald!

Meinen Sonntagsstaat umschling'
Einer Bluse Flor,
Draus entpuppt der Schmetterling
Fliegt verjüngt hervor!

Tubus, komm, mir doppelt nütz,
Fernen ziehst du heran:
Räuber, dich haltend für Geschütz,
Hältst du fern im Bann!

Bäschen, Pfeif' und Knaster auch!
Wenn zu klar die Luft,
Hüll' ich die Landschaft leis in Rauch,
Da ich sie lieb' im Duft.

Einen Blitzableiter mir pflanz'
Auf den Regenschirm,
Daß ich so gesichert ganz,
Ob es regn' oder stürm'!

Flaschenkeller, Triumph und Sieg
Menschlichen Geistes du!
Daß noch Haus und Hof ich trüg',
Schnecken gleich, dazu!

Lebe wohl, und das Weinen laß!
Ziehn jetzt kann ich getrost!
Wenn ich etwa vergessen was,
Sende mir's nach per Post."

Als der Vetter so zum Gehn
Sich hat angeschickt,
Da begab sich's, daß das Gehn
Ihm gar nicht mehr glückt.

Vöglein von dem Baum entweicht,
Singt ins Blau hinein:
„Federleicht, ja federleicht
Muß der Wandrer ſein!“

Maria Grün.

Zu Graz in der Schenke zum Haſen fand
Sonſt frohe Geſellſchaft ſich ein,
Der Wirt war das luſtigſte Männlein im Land
Und ſchenkte den herrlichſten Wein.

Still iſt's und leer nun, kein Trank und Schwank!
Dem Wirte verging der Scherz.
Es liegt ihm zu Hauſe die Gattin krank
Und wimmert im Mutterſchmerz.

Er ſteht am Bette tröſtend und hebt
Die Hände zum Himmel und ſpricht:
„O Mutter des, der in Ewigkeit lebt,
Verlaſſe die Dulderin nicht!

Und wenn das Kind, das am Arm ihr einſt winkt,
Kann heben den erſten Stein,
Am Ort, wo der Stein aus der Hand ihm ſinkt,
Dort will ich ein Kirchlein dir weihn!“ —

Einſt wallt durch die Flur, die wieder ergrünt,
Der Wirt und ſein holdes Weib,
Zur Seite tändelt ein liebliches Kind,
Geſchmiegt an der Mutter Leib.

Das hebt dort am Bach ein Steinchen auf,
Und trägt's wohl weit noch und lang';
Hinunter durch Täler, zu Hügeln hinauf
Geht wechſelnd der Wandelnden Gang.

Bis tief in ein Tal, vom Wald umkrönt,
Da läßt es nicht weiter ſie gehn;
Ein Ruf in den Lüften und Herzen ertönt,
Gebietend, hier ſtille zu ſtehn!

Ein Ruf aus rauſchendem Föhrenlaub,
Aus Wellen, die plätſchernd ziehn,
Aus Blumen und wehendem Blütenſtaub,
Aus Halmen und Wieſengrün!

Ein Ruf, der auf Strahlen des Lichtes heran
Und tief in die Herzen fährt,
Und wieder als Dank und Jubel hinan
Zur ſtrahlenden Heimat kehrt!

Und wie das Kind die Eltern erſah
Hinkniend mit betendem Mund,
Ausſpannt es die Arme zum Himmel da,
Der Stein — entſank ihm zum Grund.

Wohl ſieht man zur Stelle ein Kirchlein ſtehn,
Man nennt es Maria Grün,
Noch ſieht man das Tal ſo wunderſchön,
So grünend und duftend blühn. —

Das hat zu Mariens und Gottes Ehr'
Vor Jahren ein Wirt getan;
Die Enkel doch bauten — dem Wirt wohl zur Ehr'? —
Vorlängſt eine Schenke daran!

So miſche ſich Jauchzen und Becherklang
Mit Pſalmen und Glockengeläut'!
So tanze der ſchwarze Meſner entlang
Mit roſiger Kellnerin heut'!

Die Leidtragenden.

Aus der Gruft heraus im Grabeskleid,
Nach dem Garten wallt die tote Maid,
Den ſie einſt ſo liebevoll gepflegt,
Der wohl tief um ſie jetzt Trauer trägt.

„Weiße Lilien, wie mein Herz ſo rein,
Weinen wohl ums tote Schweſterlein?"
Ach, die Lilien weinen nimmermehr,
Nein, ihr Kelch iſt licht und tränenleer.

„Meine Roſen, die ich ſo geliebt,
Wohl ſeid ihr erblaßt und tief betrübt?“
Ach, nicht färbte Gram die Roſen bleich,
Nein, ſie glühen fort gar wonnereich.

„Nachtigall, du meines Herzens Herz,
Wohl iſt deine Bruſt jetzt ſtumm vor Schmerz?“
Ach, nicht iſt verſtummt die Nachtigall,
Durch die Wipfel ſchmettert laut ihr Schall.

„Blütenbaum, du neigſt dein trauernd Haupt,
Weil du nun der Pflegerin beraubt?“
Ach, nicht iſt des Baumes Haupt geneigt,
Sondern freudig in die Wolken ſteigt.

Einen Jüngling, den ſie nie geſehn,
Sieht ſie jetzt bei ihren Blumen ſtehn.
„Fremdling, ſprich, was führt zu dieſer Zeit
In den Garten dich der toten Maid?“

„„Statt der Roſen bin ich gramesbleich,
Statt der Nachtigall ſo ſchmerzenreich,
Statt des Baums neigt meine Stirne ſich,
Statt der Lilien wein' ich ſtill um dich.““

Botenart.

Der Graf kehrt heim vom Feſtturnei,
Da wallt an ihm ſein Knecht vorbei.

„Hallo, woher des Wegs, ſag an!
Wohin, mein Knecht, geht deine Bahn?“

„„Ich wandle, daß der Leib gedeih',
Ein Wohnhaus ſuch' ich mir nebenbei.““

„Ein Wohnhaus? Nun, ſprich grad' heraus,
Was iſt geſchehn bei uns zu Haus?“

„„Nichts Sonderlich's! Nur todeswund
Liegt Euer kleiner weißer Hund.““

„Mein treues Hündchen todeswund!
Sprich, wie begab ſich's mit dem Hund?“

„„Im Schreck Eu'r Leibroß auf ihn ſprang,
Drauf lief's in den Strom, der es verſchlang.““

„Mein ſchönes Roß, des Stalles Zier!
Wovon erſchrak das arme Tier?“

„„Beſinn' ich recht mich, erſchrak's davon,
Als von dem Fenſter ſtürzt' Eu'r Sohn.““

„Mein Sohn? Doch blieb er unverletzt?
Wohl pflegt mein ſüßes Weib ihn jetzt?“

„„Die Gräfin rührte ſtracks der Schlag,
Als vor ihr des Herrleins Leichnam lag.““

„Warum bei ſolchem Jammer und Graus,
Du Schlingel, hüteſt du nicht das Haus?“

„„Das Haus? Ei, welches meint Ihr wohl?
Das Eure liegt in Aſch' und Kohl'!

Die Leichenfrau ſchlief ein an der Bahr',
Und Feuer fing ihr Kleid und Haar.

Und Schloß und Stall verlodert' im Wind,
Dazu das ganze Hausgeſind'!

Nur mich hat das Schickſal aufgeſpart,
Euch's vorzubringen auf gute Art.““

Der Unbekannte.

Durch das enge Tor des Städtchens
Zieht ein alter Bettler fort,
Niemand ſpendet ihm Geleite,
Lebewohl und Abſchiedswort.

Nicht verrät die graue Wolke,
Daß ſie Botſchaft Gottes trägt;
Nicht verrät der graue Felſen,
Daß er Schachte Goldes hegt.

Und dem kahlen Baum im Winter
Seht ihr's auch nicht an sogleich,
Daß er einst so fröhlich grünte
Und an Blüt' und Frucht so reich.

Von dem Mann am Bettelstabe
Hätt' es keiner wohl geglaubt,
Daß er einst im Purpur strahlte
Kronumglänzt sein Lockenhaupt!

Meuter rissen ihm die Krone
Und den lichten Purpur ab,
Reichten ihm, anstatt des Zepters,
Einen morschen Wanderstab.

Und so wallt er schon seit Jahren,
Ungegrüßt und ungekannt,
Mit dem schwergebeugten Haupte
Durch so manches fremde Land.

Müde, todesmüde sinkt er
Unter einen Blütenbaum,
Von den Zweigen eingesungen
In den tiefen, ew'gen Traum.

Menschen, die vorübergingen,
Sprachen da in stillem Gram:
Wer ist wohl der arme Alte,
Der so elend hier verkam?

Doch Natur mit lichtem Auge
Hat den Schläfer wohl erkannt,
Und ein feierlich Begängnis,
Wie's dem König ziemt, gesandt.

Blütenkränze wehn vom Baume
Ihm als Kron' aufs Haupt herab,
Und zum Zepter übergoldet
Sonne ihm den Bettelstab.

Rauſchend wölben ſich die Zweige
Über ihm als Baldachin,
Und den königlichen Purpur
Legt das Abendrot auf ihn.

Der Invalide.

Im Gartenplan vor der Schenke
Sitzt der alte Invalid,
Erzählt von Schlachten und Siegen
Und ſingt manch flammend Lied.

Des Dorfes blühende Jugend
Umlagert ihn rings im Gras,
Die roſigen Mädchen füllen
Gar fleißig ihm das Glas.

Ein Kindlein auf ſeinem Schoße
Spielt ihm in Bart und Haar;
Mit ſeinem Stock und Säbel
Steht Wacht ein Knabenpaar.

Des Dorfes Schulmagiſter,
Der Kinder grimmer Tyrann,
Sein alter Spielkamerade,
Sitzt neben dem Krückenmann.

Jetzt ſtreift der Invalide
Den einen Ärmel hinauf:
„Nun will ich euch was erzählen,
Nun, Kinder, horchet auf!“

Und näher rückt dem Greiſe
Aufhorchend der Knaben Schwarm:
Weh, was für böſe Schnörkel
Trägt eingebrannt dein Arm?

„Ich will die Zeichen euch löſen,
Schlimm ſind die Züge nicht!
Denn wer ſie verſteht, dem deuten
Sie die halbe Weltgeſchicht'!

Am blühenden Strand der Loire
Wuchs ich zum Jüngling heran,
Da lächelte wie ein Bräutchen
Holdſelig das Glück mich an.

Am blühenden Strand der Loire
Ward ein herrliches Mädchen mein;
Da ſchnitt in den Arm dies Herzlein
Und unſere Namen ich ein.

Da ſchien zu Paris der König
Mir gegen mich nur ein Wicht;
Zwar kannt' ich nur aus den Münzen
Sein gutes, rundes Geſicht.

Oft fragt' ich, warum auf den blanken
Sein Kopf allein wohl ſteht?
Wie hätt' ich's damals erraten,
Daß ich nun gar ein Prophet!

Einſt klang's und flammt' es im Tale
Von Feldruf und Waffenſchein,
Und jubelnde Scharen brachen
Halbnackt und wild herein.

Sie ſchwangen blutrote Mützen
Auf hohen Lanzen empor,
Sie jauchzten: Freiheit, Gleichheit!
In vollem, rauhen Chor.

Der Klang tät mir gefallen,
Ich trat in ihre Reihn,
Sie brannten die flammende Mütze
Als Bundeszeichen mir ein.

Einſt trat vor unſre Scharen
Ein Mann gar ernſt und bleich;
Er frug nicht, ob wir gehorchten?
Er gebot, wir folgten ſogleich!

Er hielt einen ſtolzen Adler
In ſeiner kräftigen Hand,
Er rief mit donnernder Stimme:
Für Ruhm und Vaterland!

Sein Ruf tät uns gefallen,
Wir folgten mit Jubelgeſchrei:
Oft mocht' uns dünken, als ob er
Wohl ſelbſt der Adler ſei.

Der Aar tat gute Flüge,
Er hielt nur kurze Raſt
Auf Afrikas Pyramiden,
Auf Moskaus Zarenpalaſt;

Zu Wien auf dem Stephansturme,
Auf dem Vatikan zu Rom;
Am liebſten von Notre Dame
Sah er auf der Völker Strom.

Bei Mörſerklang und Feldruf
Und Siegesflammenſchein
Brannt' auf den Arm den Adler
Mit glühendem Stahl ich ein.

Der Aar tat gute Flüge,
Zuletzt entſchwand er dem Blick,
Und ach, wir ſahn ihn nimmer,
Und nimmer kam er zurück!

Drauf drängten uns fremde Scharen,
Sie ſtrömten Hord' auf Hord',
Ei, alte Bekannte aus Feldern
Von Süd und Oſt und Nord!

Sie riefen: Frieden, Frieden!
So riefen ſeit Jahren ſie ſchon,
Doch wie ſie ſonſt es riefen,
Klang's einen ganz andern Ton.

Rechtmäßigkeit und Frieden!
So riefen ſie all' im Verein,
Und brannten die Städte uns nieder
Und ſtampften die Saaten uns ein.

Sie ſchleuderten Friedenspalmen
Mit blutigen Schwertern empor,
Und krachende Kanonen
Spien weiße Lilien hervor!

Solch eine glühende Blume
Fiel auf den Arm auch mir,
Und eingebrannt blieb ſeither
Das Zeichen der Lilie hier.

So trag' ich auf meinem Arme
Die halbe Weltgeſchicht';
Herz, Mütze, Adler und Lilie,
Die geben mir treuen Bericht!

Die Mütze iſt längſt zerriſſen,
Der Aar flog ins Sonnenlicht,
Einſt welken auch die Lilien,
So wie dies Herz einſt bricht.

Ich ſetze meinen König
Zu meinem Erben ein,
Und dieſer Arm mit den Schnörkeln,
Der ſoll ſein Erbſtück ſein.

In ein vergüldetes Käſtlein
Leg' er den Arm ſodann,
Wie jener alte König
Mit den Liedern Homers getan.

Der las des Tages mind'ſtens
Ein Verslein, einen Spruch:
So leſe mein König fleißig
In meinem Hiſtorienbuch.

Nun, Pädagog, was ſagt Ihr
Zu meiner Weltgeſchicht'?"
Der meint: In usum Delphini
Wär' ſie ſo übel nicht!

Ein Traum.

Im fernen, fernen Meere
Da ſegelt' ein Schiff bei Nacht,
Der Schiffsherr in der Kajüte
Entſchlief auf der Matte ſacht.

Der Kiel ſchnitt ſtill und ruhig
Den weiten ſtillen Raum;
Jedoch ſo ſtill und ruhig
War nicht des Schiffsherrn Traum:

Ihm träumt', ein Blitzſtrahl habe
Den ſtolzen Maſt zerſpellt,
Es ſei an einem Felſen
Im Sturm das Schiff zerſchellt,

Und über Bord geſchleudert
Schwimm' er im toſenden Meer,
Und Wogenkoloſſe und Blitze,
Die ſauſen um ihn her.

Er rudert mit brechenden Armen,
Schon ſieht er die Küſte nahn,
Doch brauſend an ihre Felſen
Schlägt hoch die Brandung hinan.

Auf einem der grauen Felſen
Sieht er eine Jungfrau ſtehn;
Sie winkt und läßt hernieder
Zu ihm eine Roſe wehn.

Doch dort ſchwimmt nun ein Balken
Zur Rettung ihm heran;
Soll er zuerſt die Roſe,
Zuerſt den Balken umfahn?

Schon brechen die Arme, ſchon ſinkt er
Ins flutende Grab hinein;
Da faßt ihn die Brandung und ſchleudert
Ihn an das Felsgeſtein.

Der Schiffsherr erwacht und ſtürzet
Raſch aufs Verdeck hinan;
Doch ruhig und ſicher gleitet
Das Schiff durch die ſtille Bahn.

Die flüſternden Wellen baden
Das Haupt im Morgenlicht; —
Wohl ſah er keine Trümmer,
Doch auch die Roſe nicht.

Ein Ritt über die Heide.

Es ritten über die weite Heide
Zwei Ritter, Freunde in Luſt und Leide.
Da ragt kein Baum, und kein Vogel ſingt,
Da ſäuſelt kein Laub, kein Bächlein klingt,
Kein Röslein glüht; nur im falben Kleide
Weithin dehnt ſtumm ſich die glatte Heide.

Erſt reiten ſie ſtill dahin mit Schweigen,
Wie alſo die Art iſt Freunden eigen,
Denn ſpräch' auch dieſer hier aus das Wort,
Längſt fühlt's und denkt's der andre dort;
Nur weil ſo todesſtumm die Heide,
Fährt mählich Redeluſt in beide.

Der eine ſpricht: „Wenn ich die Blicke
Weit über dies Heideſeld ausſchicke,
Muß dieſen unbegrenzten Raum,
Der ohne Wechſel und ohne Saum,
Als Bild der Ewigkeit ich deuten,
Der unſre Seelen entgegenſchreiten."

Der andre meint: „Ich bin's zufrieden,
Iſt's unſern Leibern und Seelen beſchieden,
Wie der Staub, von unſern Roſſen geſtampft,

Wie der Hauch, aus ihren Naſen gedampft,
Ein Weilchen über die Heide zu treiben,
Mag auch die Heide urewig bleiben!"

Der erſte drauf: „So hältſt du in Ehren,
Mißratner Sohn, der Mutter Lehren!
Für dich umſonſt vergoſſen iſt
Des Herren Blut, abtrünniger Chriſt!
So iſt dir des Menſchen heiliger Glaube
Nur der des Tiers, des Wurms im Staube!"

Der andre dann: „Brennt dir unterm Schopfe
Des Herren Lichtlein umſonſt im Kopfe?
Und haſt du's, eh' es geleuchtet, geſtutzt?
Hat dir's das Pfäfflein pfiffig geputzt?
Sonſt müßteſt du als Glück es ehren,
Wenn wir das Würmlein im Sonnenglanz wären!"

„Wohlan, du Gottesläſtrer, verderbe!"
„Wohlan, du Pfaffenknecht, ſo ſterbe!"
Zum Kampf gewendet Pferd gen Pferd!
Zum Hieb geſchwungen Schwert gen Schwert!
Ins Herz getroffen und fallend beide!
Drauf flücht'ger Staub über ewiger Heide.

Ich meine, die Schuld an ſolchem Leide
Trägt nur die öde, ſtumme Heide;
Wenn ſie geritten im Palmenhain,
Sie würden zur Stunde noch Freunde ſein;
Wenn ſie geritten im Blumenhage,
Sie ritten wohl noch am heutigen Tage.

Um einen Pfennig.

Zu Hofe ruft viel frohe Gäſt'
Der Herzogstochter Hochzeitfeſt.
Der Narr tritt vor des Herzogs Thron:
„Ich fand ein neu Gefäll der Kron',
Es bringt manch ſchönen Pfennig.

Den Wink des Augenblicks erfaßt!
Und zu dem Feſt der Schönheit laßt,
Was unſchön, nur mit Zoll herein;
Ich aber, Herr, mag Zöllner ſein,
Die Taxe nur ein Pfennig."

Am Stadttor gibt dem Volke kund
Ein Pfahl in Landesfarben bunt:
„Nur ſchönen Leib laßt frei zum Feſt;
Wer ungeſtalt, löſt ſein Gebreſt
Per Stück mit einem Pfennig."

Ei, das ſtolziert! das prunkt um die Wett'
Samtmäntel, Goldſchärpen, Federbarett!
Von ſchmucken Junkern ein glänzender Zug.
Dem Zöllner bringt er Unluſt genug:
„Da ſetzt's wohl keinen Pfennig!"

Doch dort am Flügel das Junkerlein,
Sieht's nicht, als ob es ſchiele, drein?
Der Zöllner kann's nicht genau erſehn,
Drum mag er nur ganz ſchüchtern flehn:
„Schön Herrlein, meinen Pfennig!"

Der Junker ſchlägt ihm die Gert' ins Geſicht
Und ſtottert im Zorn: Betrunkner Wicht!
Der Zöllner doch hörte genau zur Friſt,
Daß das Herrlein auch ein Stammler iſt:
„Drum noch den zweiten Pfennig!"

Und in die Zügel greift er dem Pferd,
Das ſcheut und wirft den Reiter zur Erd',
Im Fallen entfleucht Hut, Haar und Schopf,
Der Zöllner erſchaut den kahlen Kopf:
„Und aber einen Pfennig!"

Das Pferd reißt aus und ſprengt feldein,
Der Mähre nach das Junkerlein,
Doch ſchleppt's ein hinkendes Bein gar ſchwer,
Drum keucht der Zöllner hinterher:
„Und wieder einen Pfennig!"

Jetzt hält er den Reitermantel fest,
Den ihm in den Händen der Flüchtige läßt;
Des Zöllners Auge sogleich entdeckt
Den Höcker, nicht mehr vom Mantel versteckt:
„Und aber einen Pfennig!“

Was weiter geschah mit dem Junkerlein?
Vielleicht noch sitzt es am Straßenrain,
Und denkt und spricht dem Wandrer zur Lehr':
„Wie leicht ich ein schöner Junker noch wär!
Freund, zahle deinen Pfennig!“

Verschiedene Trauer.

Ein Mädchen kniet an einem Leichenstein
Und pflanzt daneben eine Pappel ein:
„Streb auf zum Äther, schlanker Baum,
Auch Er flog auf zum Sternenraum.
Wie meine Hände zum Gebet,
Sei aufwärts jeder Zweig gedreht;
Wie meine Augen sternenwärts spähen,
Soll jedes Blatt nach oben sehen.
Zu ihm, zu ihm! Empor, empor!
Rausch es aus deinem Laub hervor!
So, Pappel, auf des Grabes Höhen
Sollst, meiner Trauer Bild, du stehen.“

Ein Jüngling kniet an einem Leichenstein
Und pflanzt daneben eine Weide ein:
„Streb erdenwärts, du Tränenbaum,
Auch Sie sank in der Erde Raum;
Wie meine Zähre auf dies Grab,
So schüttle deinen Tau herab;
Wie meine Arme abwärts ringen
Und gern den kalten Sarg umfingen,
Ihr Zweige, so umschlingt dies Grab.
Zu ihr, zu ihr! Hinab, hinab!
So, Weide, auf des Grabes Höhen
Sollst, meiner Trauer Bild, du stehen.“

Der alte Komödiant.

Der Vorhang rauſcht und fliegt empor,
Ein alter Gaukler tritt hervor,
Mit Flitter ſeltſam ausſtaffiert,
Sein ehrlich Antlitz rot beſchmiert.

Du alter Mann mit dem weißen Haar,
Wie dauerſt du mich im Herzen gar,
Der du vorm Grabe gaukelnd ſpringſt,
Damit du vom Pöbel ein Lächeln erzwingſt!

Ein Lächeln über ein greiſes Haar,
Und über die nahe Totenbahr'!
Dies eines Lebens höchſter Preis!
Des deinen, armer, armer Greis!

Des Greiſes Hirn iſt ſchwach und alt,
Der Liebſten ſelbſt vergißt er bald;
Du aber zwängſt mit Müh' und Pein
Noch eitlen Floskelkram hinein.

Des Greiſes Arm iſt abgeſpannt,
Man ſieht nur noch die müde Hand
Zum Segen für Kind und Enkel erhöht
Und fromm gefaltet zum Gebet.

Doch deine Hand ſchlägt fort und fort
Den tollen Takt zu wüſtem Wort,
Und all' die Mühe, armer Mann,
Damit der Pöbel lachen kann.

Und ſchmerzt dich auch dein morſch Gebein,
Ei was, 's iſt längſt ja nimmer dein!
Du magſt wohl weinen, alter Mann,
Wenn nur die Menge lachen kann!

Der Greis ſich in den Lehnſtuhl ſetzt,
Ei, wie das ſeine Glieder letzt!
„Der macht ſich's auch bequem, fürwahr!"
So murmelt's ſpöttiſch durch die Schar.

Mit leisem abgebrochnen Ton
Beginnt er mühsam seinen Sermon.
„Der hält nun auch kein Schlagwort mehr!“
So zürnt es strafend ringsumher.

Der Greis lallt nur manch tonlos Wort,
Die Stimme bebt, es will nicht fort;
Noch ist sein Spruch nicht ganz heraus,
Da schweigt er, als ging sein Atem aus.

Das Glöcklein schellt, der Vorhang sinkt,
Wer ahnt's, daß ein Totenglöcklein klingt?
Die Menge trommelt und pfeift dabei,
Wer ahnt's, daß ein Leichenlied dies sei?

Der Alte lehnt im Stuhle tot,
Doch Leben heuchelt der Schminke Rot,
Die auf dem Antlitz blaß und kalt,
Wie eine große Lüge, prahlt.

Sie blieb auf des Alten Angesicht,
Wie eine Grabschrift, die da spricht,
Daß alles Lüg und Trug und Dunst,
Sein Leben, Treiben, seine Kunst!

Sein Wald, gemalt auf Leinwand grün,
Rauscht über sein Grab nicht klagend hin!
Es ist sein ölgetränkter Mond
Um Tote zu weinen nicht gewohnt.

Die Kunstgenossen umstehn den Greis,
Und einer spricht zu seinem Preis:
„Heil ihm, denn, traun, ein Held ist der,
Der auf dem Schlachtfeld fiel wie er!“

Ein Gauklerdirnlein als Muse gar
Legt dann dem Greis ins Silberhaar
Den grünpapiernen Lorbeerkranz,
Vom vielen Gebrauch zerknittert ganz.

Zwei Männer ſind ſein Leichenzug,
Die ſind, den Sarg zu tragen, genug;
Und als ſie ihn zu Grabe gebracht,
Hat niemand geweint und niemand gelacht.

Hausglück.

Der Koboldbauer, das iſt mir ein Mann!
Sein Boden voll Korn, ſein Keller voll Wein,
Sein Holz ſchön aufgeklaftert im Tann,
Die Rößlein geſtriegelt, das Haus ſo rein,
Die Winterſaat ſchon längſt beſtellt,
Die andern ſchneiden die Frucht noch im Feld;
Und hat nur einen Knecht allein!
Das muß ein ſondres Hausglück ſein!

Der Knecht ſpeiſt mittags mit der Katz',
Ein Schüßlein Milch, genug für den Zwerg!
Er liegt ohne Federbett und Matratz'
Im Scheuerneck wie ein Klumpen Werg;
Ein Handſchuhdaum iſt ſein ſpitzer Hut,
Des Bauers Socken ſein Mantel gut;
O möcht' er nur kein Kobold ſein!
Doch ruft ihn ſein Herr: du Hausglück mein.

Der Bauer einſt verreiſen wollt',
Hui, Mantel und Hut bringt der Kleine friſch!
„Zum Imbiß ein Hühnchen, dem wär' ich hold,"
Da ſtand es gebraten auch ſchon am Tiſch!
„Geh, hol auf der Weide den Schecken mir,"
Da ſtampft vorm Tor geſattelt das Tier!
„So lebe wohl denn und hüte fein
Mir Weib und Hof, du Hausglück mein!"

Der Bauersmann war vom Hauſe kaum,
Schon ſteigt das verliebte Pfäfflein ringsum;
Der Knecht ſtreut Erbſen im Stiegenraum
Und dreht am Zimmer den Schlüſſel um.

Das Pfäfflein glitſcht aus und fällt aufs Geſicht,
Das Weiblein Schloß und Riegel faſt bricht;
Sie drinnen, er draußen, ein Schelten und Schrein.
O möcht' im Pfefferland Hausglück ſein!

Der Kleine kichert, doch nicht für lang!
Denn Pfaffenluſt und Weiberliſt
Macht ſelbſt dem ſchlauſten Wächter bang,
Wenn er auch der rührigſte Kobold iſt. —
Der Hausherr kam, fand alles aufs beſt',
Der Kleine ganz matt ſich vernehmen läßt:
„Ein Weiblein zu hüten, welche Pein!
Da möchte der Teufel dein Hausglück ſein!"

Zum Bauer ſchlau der Pfarrherr ſpricht:
„Tu von dir den ſchnöden Knecht, mein Sohn,
Er iſt nicht getauft, wird ſelig nicht,
Sein Mühn bringt nimmer dir Segenslohn;
Die eigne Hand ſei fortan dein Glück!"
Der Bauer aber entgegnet zurück:
„Wenn ſelber er von mir geht, mag's ſein!
Nicht mag ich verbannen das Hausglück mein."

Der Bauer füllt dem Kleinen nicht
Die Schüſſel wie ſonſt, doch hat's nicht Not,
Der kichert und zieht ein Schelmengeſicht,
Er melkt ja die Kuh und bäckt ja das Brot!
Der Bauer grüßt neckend: „Gelobt ſei der Chriſt!"
Da ſagt es nicht Amen, aber es nieſt,
Er taucht in Weihbronn den Zappelnden ein,
Doch kann er nicht los das Hausglück ſein.

Da denkt der Bauer: Ich hab's! und faßt
Am Küchenheerd den glimmenden Span,
Die Scheuer, darin ſein Knecht ſchon zur Raſt,
An allen vier Ecken zündet er an;
Doch was darin an Getreid' und Stroh,
Auf vollem Wagen entführt er's froh,
Die Scheuer flammt auf in grellem Schein:
„Nun werd' ich doch los mein Hausglück ſein!"

Und wie er so fährt seldein fürbaß,
Da hört er, wie's hinter ihm spricht und lacht:
„O Bauerndank, o Bauernspaß!
Zeit war's, daß wir uns davongemacht!“
Er sieht sich um; — gemächlich und breit
Sitzt nickend der Kleine auf dem Getreid'.
O Bäuerlein, o Bäuerlein,
Du sollst nicht los dein Hausglück sein!

Elfenliebe.

Es kam der Lenz, das Bächlein schwoll
Und rauscht' und klang gar wundervoll;
Der Lenz blickt sanft in den Wellenreihn
Und streut all' seine Blüten hinein.

Und Strömman sitzt inmitten drin,
Die Wellen rauschen flüsternd um ihn,
Er schaukelt sich im Flutengewühl
Und meistert sein klingend Harfenspiel.

„Schön Elma, willst mein Liebchen sein?
Dir will ich die klingende Harfe weihn;
In Frühlings schönstem Rosenstrauß
Erbaun wir aus Lenzduft unser Haus.

Da will ich singen von Wundern der Luft,
Von Wundern der wogenden Stromesgruft,
Ich will dir singen zu Tag und Nacht
Von herrlichen Wundern, die Liebe vollbracht.

Wir baden uns im Morgentau,
Wenn er herabperlt auf die Au;
Und küßt sich ein liebend Menschenpaar,
Dann ist ihre Lippe unser Altar.

Und weint ein liebend Menschenpaar,
Die Träne, die Liebessehnen gebar,
Die Träne soll dein Spiegel sein,
Und lächelnd blickt dein Antlitz drein.“

So ſang der Elfenbard' am Quell
Und ſang noch oft zur ſelben Stell',
Und ſang nicht umſonſt zu Tag und Nacht
Von herrlichen Wundern, die Liebe vollbracht.

Und küßt ſich ein liebend Menſchenpaar,
Dann ſchimmern wohl Tränen perlenklar,
Und drin glänzt oft ein lächelnd Geſicht,
Wer kennt nun das lächelnde Antlitz nicht?

Elfenkönig O'Donoghue.

Die Maienſonn' kommt aus dem See gezogen
Wie eine Kön'gin aus des Bades Flut,
Noch ſchwimmt der Purpurmantel auf den Wogen,
Sind's glühnde Fluten, iſt es flüſſ'ge Glut?
Weißbärt'ge Diener dort: die alten Berge,
Sie bringen Goldgeſchmeid', der Schönheit Zoll;
Die jungen Hügel hier: dienſtfert'ge Zwerge,
Sie ſtehn, mit Blumen alle Hände voll.

Seht nun, wie's kocht im ſchäumenden See!
Aufſprüht's, wie ſtäubende Flocken von Schnee,
Und wühlt, wie mit Roſſehuf, ſich hervor,
Und glitzert, wie flammende Panzer, empor.

Auf weißem Roſſe ſteigt, im Waffenglanze,
Ein junger Held aus der geſpaltnen Flut;
Ob auch das Schlachtſchwert an den Lenden ruht,
Schlingt doch ums Haupt der Ölzweig ſich zum Kranze.
Ob Schild und Panzer ſich zum Kriegsſchmuck eine,
Spricht Frieden doch die milde Glut des Blicks,
Und ob er auch der rauhe Kriegsgott ſcheine,
Iſt Schutzgeiſt er des Friedens und des Glücks.

In kühlen Fluten, da blüht ſein Reich,
An Fried' und Segen iſt keines ihm gleich:
Und daß er auch ſegn' und beglücke die Welt,
Erſcheint mit dem Lenz alljährlich der Held.

Vor allen doch will er die Menſchen ſegnen,
Die ſeiner ſtillen Friedensbahn begegnen;
Beglückt, wer ihm ins Auge ſchauen kann!
Da zündet Lieb' ihr mildes Licht ſich an,
Der goldne Friede blickt aus ſeinen Augen,
Und Elend wandelt ſich in blühend Glück,
Der blaſſe Tod ſelbſt könnte Leben ſaugen
Und Siechheit Kraft aus ſeinem Wunderblick.

Hieher, o Freundſchaft, den welkenden Kranz!
Raſch ſprühn die Blumen im Frühlingsglanz.
O Wehmut, hieher dein gebrochenes Herz!
Bald ſchlägt es entfeſſelt von Sorg' und Schmerz.

Seht ſeine Schar in Schneegewändern glänzen,
Von Perlen trieft das weiche Lockenhaar,
Hier bieten Jungfraun goldne Früchte dar,
Dort winken Jünglinge mit Blumenkränzen.
Und überm Waſſer ſingt's wie junge Quellen,
Wenn Roſen ſingen könnten, wär's ihr Klang;
Iſt das ein Frühlingspſalm der jungen Wellen?
Iſt's liebestrunkner Elfen Zauberſang?

„Hieher, all ihr Menſchen, und hieher den Blick!
O'Donoghue naht und ſpendet euch Glück;
Die Sonn' iſt erglüht, o ſeht, wie ſie blinkt!
Das Glück iſt erblüht, o ſeht, wie es winkt!"

Da hüpft der Gießbach froh in ſchnellerm Drange,
Fromm blickt das Veilchen blauen Augs empor,
Zur Sonne ſteigt ein junger Lerchenchor,
Und Roſ' an Roſe lehnt die glühnde Wange;
In Morgenwolken taucht die Fichte kühn,
In Lilienkronen Diamanten blinken,
Wie Freudenfeuer glühn der Berge Zinken
Und Gräber kleiden ſich in Hoffnungsgrün.

Und was ſich noch regen und ſingen kann,
Laut ſchwebt's im Liederſturme heran;
Ach, aber kein Menſch vernahm den Geſang,
Kein Menſch die weiten Gefild' entlang!

Schon will mit ſeiner Schar hinab der Held
Ins Reich des Friedens, in die Heimatwelt;
Noch einmal flammt der Schild, die Panzer glänzen,
Noch einmal ſcharrt der Roſſe Silberhuf,
Noch einmal winkt es mit des Segens Kränzen,
Noch einmal freundlich lockt des Liedes Ruf;
Sieh da, jetzt kann's ſein forſchend Aug' erſpähn:
Ein Menſchenpaar auf blum'gen Ufershöhn!

Im Grünen, da ruht ein liebendes Paar,
Das blickt ſich ins Antlitz, ſo innig und klar,
Das blickt ſich ins funkelnde Aug' hinein
Und ſieht nicht die Welt, ſieht ſich nur allein.

Der Kranz winkt wieder, — ach, ſie ſehen nicht!
Geſang ertönt, umſonſt, — ſie hören nicht!
Der Held blickt ſegnend auf die Fluren wieder,
Jetzt aber fährt er in die Fluten nieder,
Die luft'ge Elfenſchar ſinkt tönend ein,
Und ruhig drüber rauſcht der Wogen Reihn.
Doch, wo ſie ſanken, an derſelben Stelle
Taucht nun ein Blumeneiland aus der Welle.

Die Liebenden ruhn umſchlungen, wie vor,
Nur ſeliger pochen die Herzen empor,
Der Himmel iſt doppelt goldig und licht;
Doch wie es ſo kam? — ſie wiſſen es nicht.

Ein Märchenerzähler in Irland.

„In Shannons Flut, am Feenpalaſte,
Iſt Gold das Dach und Kriſtall die Wand,
Die ſchlanken Säulen ſind ſilberne Maſte,
Und jede Scheib' ein geſchliffner Demant.
Nun horcht fein auf, ihr Jungen!"

An Shannons Bord ſteht, Einſturz drohend,
Ein Bau von Erde, wie für den Dachs,
Am Boden ein Bündel Reiſig lohend,
Da wohnt der arme Pfeifer des Sacks.
Und weiter erzählt er den Kindern:

„Holdſelige Fee aus Königsgeſchlechten!
O Schönheit von Erins Blut und Schlag!
Schwarz iſt ihr Haar, wie ſein Himmel in Nächten,
Blau iſt ihr Aug', wie ſein Himmel am Tag.
So ſeid doch ſtill, ihr Jungen!"

Sein krankes Weib, in Lumpen zerriſſen,
Beſänftigt ſchwer den Säugling, der ſchreit;
An Mutterbrüſten ſchon darben müſſen!
Entbehrung fürs Leben lernt er bei Zeit!
Und weiter fährt der Spielmann:

„Und Elfenkinder, rotwangige Kleine,
Gar liebliche Pagen, dienen der Fee,
Ihr Wort iſt Geſang, wie des Vogels im Haine,
Ihr Leib iſt Glanz, wie der Weihnacht Schnee.
So haltet Frieb', ihr Jungen!"

Am Schopfe zerrt der rotköpfige Harry
Den pockennarbigen Jack, wie im Krampf,
Dazwiſchen heult die ſchielende Mary;
Um eine Kartoffel ein Zwergenkampf!
Und weiter fährt der Alte:

„In ewiger Jugend der ſchönſte Ritter
Der holden Fee zu Füßen ſitzt,
Von ſelbſt ertönt ihm zur Seite die Zither,
Er ſchlummert, auf ihren Schoß geſtützt.
Was ſtöhnt ihr nun, ihr Jungen?"

Ein Schnarchen der Kinder um die Wette!
Nach hitzigen Schlachten Waffenruh!
Der Pfeifer ſelbſt auf die harte Stätte
Sinkt todesmatt, als ſänk' er zur Truh',
Und fällt in Schlaf und Träumen:

Er iſt verwandelt! Er ſelbſt der Ritter,
Der zu den Füßen der Feie ſitzt!
Von ſelbſt ertönt ihm zur Seite die Zither,
Er ſchlummert, auf ihren Schoß geſtützt,
Schlägt auf zu ihr die Augen:

„Holdſelige Fee, das war ein Bangen!
Welch böſer Traum! Noch bebt mein Leib!
Die ſanften Elfen unbändige Rangen!
Ein Bettler ich, du ein häßlich Weib,
Ein Dudelſack die Zither!

Gottlob, daß ich nun Wahrheit ſchaue,
Der Alpdruck böſen Traums verging!
Wahrheit iſt dein Aug', das ſüße, blaue,
Wahrheit am Tiſch Roſtbeef und Pudding,
Wahrheit ja Ale und Porter!"

Wie er an ihren brennenden Lippen
So ſelig des ſchnöden Traums vergißt!
Wie ſchwelgt und praßt er! Kein halbes Nippen!
Ein voller Zug, der ganz genießt
Die herrlichen Feengaben!

Der eiſerne Mann.

Der Sieger, ganz in Eiſen,
Tritt ins erſiegte Land,
Er will noch lang ihm weiſen
Die harte, ehrne Hand.

Geharniſcht iſt der Wilde
Bis an die Zähne ſchier,
Mit Schienen, Helm und Schilde,
Mit Panzer und Viſier.

Den breiten ſcharfen Degen
Feſt um den Leib geſchnallt,
So wallt in Blütengehägen
Die ſtarre Schreckgeſtalt.

Es raſſeln die Erzgewande,
Wo Quell und Lerche ſingt,
Und Eiſen bringt er dem Lande,
Das goldnen Segen ihm bringt;

Das ihm nun tritt entgegen
Im grünen Frühlingskleid,
Das rings auf ſeinen Wegen
Ihm Blumen aufgeſtreut.

Er hebt im Stahlgewande
Den Kelch mit Wein gefüllt,
Der ringsherum im Lande
Von ſonn'gen Hügeln quillt;

Er tränke gern vom reinen,
Da hemmt ihn ſein Viſier,
Ein Mundkorb will's ihm ſcheinen;
Da löſt er die läſt'ge Zier.

Er ſteht im Kleid von Eiſen,
Wo Tanzmuſik erklingt
Und in des Landes Weiſen
Jedwede Sohle beſchwingt;

Auch ihn will's drehn und regen,
Doch zwiſchen die Beine ſchlägt
Ihm raſſelnd der lange Degen,
Bis er zur Seit' ihn legt.

Er drückt im Stahlgewande
Ans Herz die ſchönſte Maid,
Wie manche hier im Lande
Der Roſen und Reben gedeiht;

Er wünſcht, auch ſie empfände
Des Herzens Schlag und Brand;
Da ſchnallt er vom Leibe behende
Des Panzers Scheidewand.

Und zwiſchen Viol' und Roſe
Legt nachts er ſich zur Raſt,
Weich ſind des Lagers Mooſe,
Hart ſeiner Rüſtung Laſt;

Was ihm an Arm und Hüften
Noch blieb von Erz zurück,

Er will's vom Leib ſich lüften
Er löſt es Stück für Stück.

O Wunder um die Wette,
Die drauf der Morgen erhellt:
Den Sieger feſſelt die Kette,
Entwaffnet iſt der Held!

Da liegt er auf Blumen gebettet,
Womit das Land ſich ſchmückt,
Von Rebgirlanden gekettet,
Von Roſenfeſſeln umſtrickt!

Und wie durchs Kerkergitter
Durch grünes Aſtwerk dicht,
Blickt der gefangne Ritter
Zum Himmel, frei und licht!

Des Klephten Gaben.

Heimwärts kam ein Klephte aus dem Kampfe,
An die Bruſt ſinkt ihm die treue Gattin,
Und zwei Knaben friſch und freudig rufen:
„Gott grüß, Vater! dachteſt du auch unſer?“
Doch das dritt' und kleinſte in der Wiege
Streckt die zarten Händchen ihm entgegen.

Und er ſpricht zum Knäblein in der Wiege:
„Armer Schalk, mich dauert deine Blöße,
Brachte Stoff, zu decken deine Nacktheit,
Mütterchen ſoll Windeln draus dir ſchneiden.“
Zog aus dem Torniſter einen Turban.

Dann zum zweiten ſprach er lächelnd alſo:
„Gern, ich weiß es, ſpielſt du mit dem Balle,
Habe dir gebracht drei runde Bälle,
Bring' viel ſolcher Bäll' einſt deinen Söhnen
Und hoch in die Lüfte laß ſie fliegen!“
Und er zog heraus drei Türkenſchädel.

Küßt dann auf die Stirn den dritten, ältſten,
Schnallt ein blankes Schwert ihm um die Lenden,
Hängt ihm eine Büchſe auf die Schultern,
Alſo ſprechend: „Auf, wir ziehn zuſammen!
Freut, ihr andern, euch auf unſre Rückkehr!
Doppelt wiegt die Beute, die wir bringen,
Windeln für die Kinder von zehn Dörfern,
Bälle für die ganze Nachbarſchaft.“

Drei Farben.

„Drei der Farben liebt' ich innig, inniger als Leib und Gut,
Wärmer als das Licht der Augen, wärmer als des Herzens Blut!

Weiß die erſte war der Farben: meines Vaters Silberhaar;
Rot die zweite war aus ihnen: meiner Liebſten Wangenpaar;

Dritte war: das Grün der Fluren, deiner Fluren Feſtgewand,
Deiner Berge ſchöner Mantel, Hellas, ſüßes Vaterland!

Alle drei haſt du vernichtet, gottesräubriſcher Barbar!
Haſt erwürgt den ſüßen Vater und zerrauft ſein greiſes Haar!

Haſt gefeſſelt die Geliebte, bleichend ihrer Wangen Rot;
Haſt des Landes Grün zertreten, ſäend Moder drauf und Tod!

Treu doch lieb' ich noch die Farben, inniger als Leib und Gut,
Wärmer als das Licht der Augen, wärmer als des Herzens Blut!

Weiß die erſte: nun zwei Lilien, die an jenen Gräbern blühn,
Wo die Hüllen meiner Lieben raſten von des Lebens Mühn.

Rot die zweite: toller Mörder, dein und deines Volkes Blut!
Dritte iſt das Grün des Raſens, unter dem mein Herz einſt ruht.“

Alſo ſprach der Heldenjüngling, ſtehend an der Seinen Grab,
Eine Träne — wohl die letzte — perlt auf ihr Gebein hinab.

Rings Entſetzen der Vernichtung! rings des Mordes Schreckensbild!
Todesmutig ſtürzt der Kämpfer hin auf Hellas' Blutgefild.

Fallend ahnt der Sohn der Freiheit, was einſt ſeiner Liebe Preis,
Wie auf ſeinem Grabeshügel bald ſich eint der Farben Kreis:
Auf des Raſens Grün ſtrömt rötend Türkenblut in reichem Lauf,
Und im nächſten Frühlingsſtrahle blüht die weiße Lilie drauf.

Das Land der Freiheit.

Es ſchlief ein Greis auf Hellas' Feld, wo man die Schlacht geſchlagen,
Er ſchlief wohl an zehn Stunden ſchon, ſeit ausgetobt der Schlachtlärm,
Und wer den grauen Schläfer ſah, ſeufzt: Friede mit den Toten!
Doch jetzt erhebt der Greis ſein Haupt, reibt ſich den Schlaf vom Auge.

Es liegt ein ſtiller See vor ihm mit purpurroten Wellen.
„Du ebner See," ſo liſpelt er, „wie friedlich fließt dein Waſſer,
Wie glühen deine Wellen all' ſo ſchön im Morgenrote!
So hehr erglänzt das Frührot nur im goldnen Land der Freiheit!"

Viel hundert Männer lagern rings am Strand des Sees und ſchlafen.
„Du ſel'ge Schar, wie ſchläfſt du ſüß im freien Himmelsſaale!
Nicht ſcheineſt du des Wütrichs Ruf, nicht Räuberſchwert zu fürchten;
So ſicher, traun, und friedlich ſchläft ſich's nur im Land der Freiheit!"

Und neben ihm, im grünen Gras, da ruhn zwei holde Kinder,
Zwar regungslos, doch halten ſie ſich treu und feſt umſchlungen.
„O ſchönes, zartes Blumenpaar, umkoſt vom Hauch der Liebe!
Solch ſüße, heil'ge Liebe lebt nur in dem Land der Freiheit!"

Es neigt gar mild ſich über ihn ein lieblich Frauenantlitz;
Sein müdes Silberhaupt ruht ſanft im Schoß des ſchönen Weibes.
„Auf ſolchen Kiſſen ſchläft man nur im ſchönen Land des Friedens!
Und ſolche Engel wachen nur im goldnen Land der Freiheit!"

Er lispelt's leis und senkt das Haupt und schließet still das Auge,
Und nimmer öffnet es der Greis, erhebt nie mehr das Antlitz.
O armer und doch sel'ger Greis, o schlafe fort und träume!
Erwache nie, daß keiner dir, was du gesehn, je deute!

Nicht glüht der See vom Frührot, nein, vom Blute deines Volkes!
Die Schläfer — deine Brüder sind's — erwachen nimmer wieder!
Die Kinder — deine Enkel sind's — die starben Hungertodes!
Das Frau'nbild — deine Tochter ist's — weint über deiner Leiche!

Rosenhaidas Untergang.

Das Dörflein Rosenhaida
Lag mitten im Wiesengrün,
Viel duftige, glühende Rosen
Sah man auf der Wiese blühn.

Da kam einst aus dem Dorfe
Ein dicker Bauersmann;
Er wetzte seine Sense
Und hub zu mähen an.

Er mähte Gras und Rosen, —
O laß die Rosen verschont!
Bedenke, daß dahinter
Gar oft die Schlange wohnt!

Er mähte Gras und Rosen,
Da zischte die Schlang' auf ihn,
Ihr Gift traf ihn zu Tode,
Zur Erde taumelt er hin.

Der Pfarrer von Rosenhaida,
Mit Stol' und Chorgewand,
In heiligem Seeleneifer
Kam schnell herbeigerannt.

Ach, wie die Stirn ihm triefet!
Ach, wie ſein Atem keucht!
Er rennt durch Dorn und Stoppeln,
Sinkt um, ſtöhnt und erbleicht.

Die Bauern von Roſenhaida,
Die liefen eilig herbei
Und taumelten vor Schrecken
Zu Boden nach der Reih.

Die Witwen zu Roſenhaida,
Die weinten Tag und Nacht,
Bis ſie der Todesengel
Zu ihren Männern gebracht.

Die Waiſen zu Roſenheida,
Die rangen die Händlein drob,
Bis ſie der Vater der Waiſen
Zu ſich empor auch hob.

Der Küſter von Roſenhaida
Sang nun ihr Seelenamt,
Bis ihm vom vielen Singen
Zuletzt die Lung' erlahmt.

Als er's dem Letzten geſungen,
Ging ihm der Atem aus;
Wer wird ihm ſeines ſingen,
Wer bringt den Alten nach Haus?

Es blieb der Totengräber,
Doch der kam nun ums Brot;
Verloren alle Kunden!
Da ſtarb er den Hungertod.

Öd' iſt's in Roſenheida,
Wüſt ſtehn die Häuſerreihn,
Die Mauern brechen zuſammen,
Die Dächer ſtürzen ein.

Gemähte Roſen haben
Solch Unheil einſt gebracht; —
Ihr, die ihr mäht auf Wieſen,
Gebt auf die Roſen acht!

Nun trauert Roſenhaida
In Schutt und Trümmern dort,
Doch auf der Wieſe draußen
Blühn luſtig die Roſen fort.

Sankt Hilarion.

Auf Cypern iſt es Leſenszeit,
Der Jubel jauchzt von den Hügeln weit!

Vor ſeinem Weinberg ſteht ein Mann,
Sieht all die Fülle behaglich an,
Die Rebenreihn voll blauer Frucht,
Faſt bricht den Stock die ſüße Wucht,
Die durſtigen Schläuche, trunkbereit,
Die Kufen und Krüge weithin gereiht,
Denkt heimwärts auch an ſein Töchterlein,
Ihm geboren vor der Tage drei'n:
Das macht, daß über ſein Angeſicht
Es leuchtet wie freudiges Sonnenlicht.

Und aus der bauchigen Krüge Schar
Wählt er die größten, wohl fünfzig Paar:
„Ihr Wänſte, zecht mir vom köſtlichſten Wein,
Bald ſollt ihr wie Tote begraben ſein.
Im Erdengrunde da gärt und ruht,
Eint Altersmilde mit Jugendglut,
Bis jenes Bäumlein am Waldesſaum
Einſt ragt als ſchlanker Palmenbaum,
Bis in der Wiege mein Mägdlein traut
Einſt ragt und blüht als liebliche Braut.
Dann aber heraus aus dem Erdenſchrein,
Ausſteuer und Hochzeitsgäſte zu ſein;
Dann wallet ans Licht und füllet hold
Die Herzen mit Luſt, die Kiſten mit Gold!“

Da wandelt, des Gottessegens froh,
Vorbei des Weges Hilario.
Der Herr des Weinbergs zu ihm spricht:
„O seht rings Fülle, Glanz und Licht,
Daß fröhliches Aug' und Herz zum Fest
Dem Frömmsten selber nicht übel läßt!
Drum seid, eh' der Winzer die Traube faßt,
Zur Vorkost morgen mein lieber Gast,
Und da die Freude nicht gern allein,
Laßt etliche Freunde mit Euch sein."

Des Morgens im Weinberg steht der Mann,
Schon schreitet Hilarion hinan,
Doch hinter ihm wallt's von Schritten schwer,
Ein Menschenschwarm ist's, ein ganzes Heer!
In Talaren schwarz, in Kutten braun,
Bedächtig, ehrwürdig anzuschaun,
Goldkreuz an der Brust und Skapulier,
In Händen Rosenkranz oder Brevier:
Dem Manne scheint's, auf den Beinen sei
Die ganze heilige Klerisei.
Drauf lockig rotwangiger Kinder Zahl,
Die Hoffnung des Staats, der Schulbank Qual,
Das schäkert und balgt sich, als wäre heut'
Die Mähr vom Pygmäenkrieg erneut.
Dann schreitet ein Zug gar bunt geschart
In Farben und Stoffen jeder Art,
Der ein' im Faltenwurf stolz geputzt,
Der andr' im Wams schlicht zugestutzt,
Goldketten und Stab von Elfenbein,
Schnappsack und Knotenstock zwischendrein,
Die ganze Bürgerschaft ist da
Der guten Stadt Nicosia!
Noch wogt es unabsehbar heran.
Wie's glitzert und funkelt im Talesplan
Von Helmen bunt, von Schwertern hell,
Von Panzern blank, von Gewändern grell,
Geschwader von Reitern traben in Reihn,

Legionen von Fußvolk hinterdrein!
Dem Manne deucht, es marſchiere zur Schlacht
Des Kaiſers ſämtliche Heeresmacht,
Es ſei um ſeinen Weinberg gebannt
Der ganze Lehr-, Nähr- und Wehreſtand.
Doch iſt dies nur, er merkt es ſchon,
Mit etlichen Freunden Hilarion.
Das macht, daß jenem vom Angeſicht
Fortzieht das freudige Sonnenlicht.

Und als es nun ans Koſten ging,
Zu tief, zu hoch kein Träublein hing;
Der keltert im Helm den ſüßen Moſt,
Der ſtopft die Kaputze mit Traubenkoſt,
Heimdenkt ein Dritter an Weib und Kind
Und füllet die Tücher und Taſchen geſchwind,
Bis man im Weinberg nur hier und da
Manch Beerlein an dürren Kämmen noch ſah:
Wo Tagwerk für hundert Winzer gnug,
Gibt's Arbeit kaum für zwei mit Fug.
Des Weinbergs Herr läßt's geſchehen ſein,
Denkt heimwärts ſtill an ſein Töchterlein;
Das macht, daß um ſein Angeſicht
Faſt trübe ſich's, wie ein Wölklein, flicht.

Auf des Berges Gipfel Hilarion ſtand,
Gen Himmel gewendet Aug' und Hand;
Um ſein Antlitz quoll ein ſonniger Glaſt,
Von den Fingern ihm funkt's wie Phosphor faſt:
„O Herr, dein Wille kann's nicht ſein,
Daß, wer andre tränkt, verdurſte allein,
Daß deſſen eigenes Kind verwaiſt,
Der fremde Kinder gelabt, geſpeiſt;
Drum öffne des Segens Schleuſen, wir flehn,
Laß deine Engel geſchäftig gehn,
Berühre des Weinſtocks Auge lind,
Wie Chriſtus die Wimpern dem blinden Kind,
Erfülle die dürren Stengel mit Saft,
Wie Lazarus' Leiche mit Lebenskraft,

Und ſchwelle die lechzenden Krüge an,
Wie du auf Kanas Hochzeit getan,
Mit köſtlichem Born, der, eingedenk
Des göttlichen Urſprungs, die Durſt'gen tränk',
Mit deinem Lichte die Häupter erfüll',
Mit deiner Milde die Herzen umhüll'!
Und nun, ihr Winzer, wohlan getroſt,
Nun pflückt die Trauben und keltert den Moſt!"

Sie gehn ans Werk mit ſaurem Geſicht,
Schwer drücken werden die Körbe ſie nicht;
Sie denken, die Predigt war nicht ſchlecht,
Mehr Trauben aber wären auch recht!
Doch ſeltſam geht's den Winzern her,
Die dürren Kämme wiegen ſo ſchwer,
Noch hie und da in Blättern verſteckt
Manch Träublein ſchalkiſch den Suchenden neckt,
Und wie ſie das Laub hinweggedrängt,
Dahinter noch Traub' an Traube hängt;
Zuweilen ſcheint's, ſie ſchnitten vom Stab
Dieſelbe Traube ſchon zwölfmal ab,
Bis Kufen und Schläuche vollauf verſorgt
Und Nachbar dazu noch die ſeinen borgt.
Der Gaſtfreund vergräbt die Krüge von Stein,
Statt hundert müſſen's dreihundert ſein;
Das macht, daß auf ſein Angeſicht
Heimkehrt das freudige Sonnenlicht.

Und zu Hilarion ſpricht er ſo:
„O, bleibt des Gottesſegens froh,
Bis wir die Krüg' einſt graben zu Tag,
Dann ſeid mein Gaſt zum Feſtgelag,
Und da die Freude nicht gern allein,
Laßt etliche Freunde mit Euch ſein!"

Lubomirski.

Schweigend durch der Straßen Leere
Zog Fürſt Sobieski ein,
Der zerſtäubt der Türken Heere,
Treues Wien, dich zu befrein!

Schweigend Polens Edle zogen,
Hoch zu Roß um ihren Herrn,
Wie ein farb'ger Regenbogen
Um den hellen Abendſtern.

Trüber Sieg voll Bruderleichen!
Perle, deren Taucher ſank!
Ernteſeſt nach Hagelſtreichen,
Ohne Lied und Tanz und Schwank!

Schweigend reiten die Genoſſen;
Nur den Winkeln eines Munds
Will ſchon Luſt und Scherz entſproſſen,
Frühe Blumen üpp'gen Grunds!

Lubomirski war der Reiter,
Deſſen Auge nie geweint,
Immer wolkenlos und heiter,
Wie die Sonn' im Süden ſcheint.

Jeden Schmerz konnt' er verſcheuchen
Durch ein luſtig Zauberwort,
Wie das bleiche Haupt der Leichen
Man mit friſchem Kranz umflort.

Jedem Unheil konnt' er wehren,
Froher Sinn es ſanft bezwang,
Wie zum Tanz den Grimm des Bären
Wandelt der Maſurka Klang.

Er begrüßt die wohlbekannten
Straßen rings, die Hochſchul' dort,
Der ihn einſt die Eltern ſandten
Als der Weisheit ſichrem Port.

Und er ward ihr treuſter Jünger
Doch, wie's eben kommen mag,
Auch des Tanzſaals beſter Springer,
Erſter Zecher beim Gelag.

Aber jetzt rings Trümmermaſſen,
Schutt und Aſche, blutbenetzt,
Blickend über Plätz' und Straßen
Spricht der Polenjüngling jetzt:

„Schönes Wien, wie arg zerſchoſſen!
Faſt zu kennen biſt du nicht,
Wie wenn Pockengift durchſproſſen
Eines Bräutchens hold Geſicht.

Leer an Gäſten deine Schenken,
Frohſinns Tempel ſchönrer Zeit!
Ungeſtört in leeren Bänken
Lehnt jetzt Göttin Einſamkeit.

Statt des feurig goldnen Naſſes
Mild erwärmend Herz und Leib,
Quillt aus dem Verſteck des Faſſes
Jetzt der Wirt mit Kind und Weib.

Weinlaubkranz! An leere Fäſſer
Sei kein Durſtiger geneckt!
Zierſt mein junges Haupt viel beſſer,
Das manch luſt'gen Gaſt dir heckt!

Fiedler, Pfeifer, Lautenträger,
Laßt ihr ohne Klang uns ziehn?
Zitherſpieler, Hackbrettſchläger,
Luſtig Volk, wo ſeid ihr hin?

Manches Stücklein auf den Schanzen
Aufzuſpielen friſch es galt!
Drum, käm' heut' uns Luſt zu tanzen,
Fehlt' uns manch ein Spielmann bald.

Wo ein Muſikant begraben,
Strauchelt jeder Fuß im Troß;
Wirſt nur drob nicht in den Graben
Sprichwortskundig mich mein Roß!

Göttlich war's, zu ſchwärmen nächtlich
Dieſe Straßen aus und ein,
Sich halb taumelnd, halb bedächtlich
Vollern Lebensquells zu freun!

Wer mag jetzt bei Nacht durchwallen
Dieſes Friedhofs Schutt und Stein,
Arm und Bein ſich dran zerfallen
Und die Naſe rennen ein?

Hohe Schule, deine Hallen
Sind geſperrt, verrammelt gar,
Tateſt nie mir den Gefallen
Sonſt, als eben recht mir's war!

Nehmt, ihr grasbewachſnen Türen
Öden Säle, meinen Gruß!
Wo Kartaunen laut dozieren,
Wohl die Weisheit ſchweigen muß.

Muſenſöhne, ſtatt zu plagen
Euch da drinnen mit Latein,
Habt ihr euch gut deutſch geſchlagen
Draußen auf dem Wall im Frein!

Dort zum vierten Stockwerk lange,
Doch umſonſt mein Auge blickt,
Ob, wie einſt, vom Fenſterhange
Lieblich nicht mein Röslein nickt?

Steil zu klimmen war's zur Roſe,
Blühte etwas hoch fürwahr!
Ei, es war die ſchöne, loſe
Wohl ein Alpenröslein gar!

Mußt' ihr zart Geſicht erblaſſen?
Schmückt ſie eine andre Au?
War der Sturm, der dieſe Straßen
Durchgefegt, ihr nicht zu rauh?

Schönes Wien, leg ab die Trauer,
Nicht zum Weinen taugt dein Blick!
Trag auf deine Trümmermauer
Das Panier der Luſt zurück!

Sangvoll wiegend im Behagen
Über dir im Sonnenſchein
Will ich nach ſo trüben Tagen
Deine erſte Lerche ſein!

Deines blätterloſen Haines
Erſtes Zweiglein, grün und hell,
Deines Schutt- und Felsgeſteines
Erſter, freud'ger Springequell!"

Alſo ſprachſt du, heitrer Pole;
Längſt vermodert iſt dein Herz,
Längſt ſchon hob aus Schutt und Kohle
Wien das Antlitz ſternenwärts.

Sieh, voll Roſen auf und nieder
Jeglich Stockwerk jetzt und Haus!
Denn die Roſen und die Lieder,
Heißt es, gehn in Wien nie aus.

Straßen blinkend voll Paläſte,
Keller voll von ſüßem Wein,
Schenken voll Muſik und Gäſte!
Darfſt um uns beſorgt nicht ſein.

Doch zur Ferne ſieh, nach deinem
Armen, ſchönen Vaterland,
Und du lernſt im Grab das Weinen,
Das du lebend nie gekannt.

Das Muſikantendorf.

Es blinkt ein Dörflein in Böhmens Land,
Drin, was da lebendig, ein Muſikant;
Verkehrte Schwalben, im Lenz entflogen,
Sind jetzt im Herbſt ſie heimgezogen.

Du meinſt die Nachtigallen der Welt
In einem Buſch hier alle geſellt.
Du meinſt, es müſſen hier tauſend Quellen
Zu einem melodiſchen Strome ſchwellen.

Horch, lieblich ſpielt hier im Erdgeſchoß
Ein Stück zur Geige der Virtuos;
Aufs Jahr durchklingt's der Länder Weite,
Glückſeliger, dich entzückt's ſchon heute!

Doch furchtbar jetzt aus dem Nebenhaus
Brauſt polterndes Paukengewirbel heraus;
Dein Ohr, es glich dem Knappen im Schachte,
Auf den ein Bergſturz zuſammenkrachte!

Horch, drüben flötet's ſo ſüß und rein,
Und wiegt in gaukelnde Träume dich ein,
Doch hier der Trompeten Schmettern und Krachen
Sorgt für dein zeitliches Wiedererwachen.

Horch, Mädchenſtimmen ſo lieblich und hehr,
Dein Ohr durchſchifft des Wohllauts Meer!
Am Brummbaß hat der Nachbar Behagen,
Vom Sturm, ach, wird dein Schifflein verſchlagen!

Horch, Waldhornklang! Wie herrlich er ſchallt!
Dir ſäuſelt der duftige, grüne Wald;
Doch dort des Dudelſacks Surren und Summen
Dich mahnt's, daß in Wäldern auch Bären brummen!

Hier flüſtert der Gitarren Erguß
Von Roſenlauben und heimlichem Kuß;
Dort brauſt aus dem Haus der Klang der Fagotte,
Wie von Betrunkenen eine Rotte.

Der übt auf dem Klarinett ſich ein,
Der will ein Meiſter am Hackbrett ſein,
Dort ſtürzt vom Fenſter Poſaunenſchall nieder,
Wie eines Verzweiflers zerſchmetterte Glieder.

Jed' einzelner Ton klingt gut und rein,
Doch will kein Einklang aller gedeihn,
Wie die zerhauenen Glieder der Schlangen
Sich winden und nie zuſammen gelangen.

So heult's durcheinander und wimmert und dröhnt
Und ächzt und ſchnurrt und pfeift und ſtöhnt,
Als ſäßen im Chor des Mißlauts Geiſter,
Als wäre Satan Kapellenmeiſter!

Du fliehſt und ſuchſt vor dem Tore Ruh'
Und fühlſt, es dachten die Vögel wie du,
Die Schwalben und Störche, die auch entflogen,
Weil heim die Muſikanten gezogen. —

Doch wenn der Schnee zu ſchmelzen begann,
Dann wallt aus dem Dörflein Weib und Mann,
Die wollen oſtwärts, die weſtwärts wandern,
Nach Süden die einen, gen Norden die andern.

Vereint, was getrennt zu Hauſe war:
Dort drei, hier ein Pärlein, dort eine Schar,
Wie des Wohllauts Geiſt ſie zu Kränzen reihte
Und, Blumen gleich, durch die Lande ſtreute!

Das kommt dem Dörflein auch eben recht,
Drin muſiziert der Lerchen Geſchlecht,
Frau Schwalbe kommt herbeigeflogen,
Herr Storch iſt auch wieder eingezogen.

Die Spielleut' grüßen manch fernes Land,
Sind üb'rall willkommen und wohlbekannt,
Finden üb'rall offene Ohren und Hände
Und ſchäumende Becher und Beifallsſpende.

Da hat jeder Buſch ſeine Nachtigall
Und jeder Fels ſeinen Waſſerfall,
In allen Wäldern die Vögel ſingen,
Durch alle Täler die Quellen ſpringen.

Junggeſellentod.

Der unbeweibte Ritter liegt
Im Sterbepfühl voll Gram,
Kein Weib ſich weinend an ihn ſchmiegt,
Kein Sohn um Segen kam.

Im Vorgemach der Mägde Schar
Flicht mit Geſang den Kranz,
Zu ſchmücken ſeine Totenbahr'
Mit reiner Lilien Glanz.

Da faßt den Ritter herbes Weh:
„O, daß ich hier allein,
Der letzte meines Stamms, vergeh'
Und ſink' ins Nichts hinein!

Es ſproßt der Baum, vermodert ſchon,
In Sam' und Wurzeln fort!
Die flücht'ge Wolke iſt der Sohn
Des Stroms, im Sand verdorrt!"

Da reicht der Schloßkaplan zum Kuß
Ein Demantkreuz ihm dar:
„„Dies Kreuz ſchickt Hedwig Euch zum Gruß,
Die meine Mutter war.""

„Und wenn dir Hedwig Mutter heißt,
Nenn' ich lieb Söhnlein dich!
Es ſenke tief in deinen Geiſt
Der Segen Gottes ſich!

Dies Schloß mit Burgkapell' und Wart',
Als Erbteil fall's dir zu:
Nicht mit Gebet und Meſſ' geſpart
Für meiner Seele Ruh'!"

Ein Röslein von Rubinen rein
Beut ihm des Gärtners Hand:
„„Frau Adelheid, mein Mütterlein,
Entſendet Euch dies Pfand!““

„Iſt Adelheid dein Mütterlein,
Mir an die Bruſt, mein Kind!
Ins Herz und auf die Blumen dein
Fleuß' Gottes Segen lind!

Dir ſchenk' ich Garten, Wieſ' und Hain
Und dort das Winzerhaus;
Du ſorgſt wohl, daß auf meinem Stein
Nie gehn die Blumen aus.“

Es trat ſein Page drauf vor ihn
Mit einem Ring von Gold:
„„Dies ſchickt Euch Mutter Meluſin',
Ob Ihr's erkennen wollt?““

„O Meluſinens Sohn, ſei mir
Mein liebſtes Kind genannt!
Gott's Segen ſtähle für und für
Dir Bruſt und Mark und Hand!

Das ſchönſte Rößlein, das mich trug,
Mein beſtes Schwert ſei dein:
Das trägt noch meinen Namenszug,
Führ's würdig dein und mein.“

Da rauſchen Schritte vor dem Schloß,
Da hört er Kinderſchrei:
„O Gott, dein Segen iſt zu groß!“
Da bricht ſein Herz entzwei.

Dem Glockenklang, dem Sarge nach
Viel Volk man wallen ſah,
Des Ritters Wappenſchild zerbrach
Des Kaiſers Herold da.

Am Sarg der Junggesellenkranz,
Bevor er sinkt zur Gruft,
Grüßt in gar wunderseltnem Glanz
Noch Berg und Tal und Luft.

Drei Wanderer.

Es ziehn drei Gesellen ins Weite hinaus,
Es litt sie nimmer im engen Haus;
Ein jeder doch nahm was Liebes mit sich,
Das hegt' er und pflegt' er gar inniglich.

Der Erste ein wackerer Goldschmied war,
Der trug ein Ringlein aus Liebchens Haar,
Das hat er gefaßt in Gold und Stein
Und ihren Namen gegraben darein.

Der Zweite ein herrlicher Maler war,
Der trug ein Bildnis gar wunderbar,
Es war des Liebchens lächelndes Bild,
Das trug er auf seinem Herzen als Schild.

Ein Dichterjüngling der Dritte war
Mit blühendem Antlitz und güldnem Haar,
Trug Bild und Namen im Herzen sein,
Manch schönes Lied noch obendrein.

Und wie sie einst sehn in den Strom hinab,
Sinkt 's Ringlein des Ersten ins Wellengrab;
Und wie sie einst stehen auf hohem Turm,
Da raubt das Bildnis des Zweiten der Sturm.

Die beiden ringen die Hände sich wund,
Doch jubelnd tönt des Dichters Mund;
Trägt Namen und Bild ja im Herzen sein,
Manch schönes Lied noch obendrein.

Der Weidenbaum.

Welch ein Blühen, Duften, Quellen
In des Königs Artus Garten!
Früchte aller Zonen schwellen
Zwischen Blüten aller Arten.

Nur am Teiche eine Weide
Steht gebeugt in ſtummer Klage,
Wie verſenkt in tiefem Leide,
Daß ſie nicht auch Früchte trage.

Die gelöſten Haare fallen
Nieder ihr, ein grün Verſtecke,
Dran die Kön'gin fand Gefallen
Und auch Lanzelot, der Recke.

Auf dem Baum ſitzt jetzt der König,
Im Gezweig ſich wohl verſteckend,
Sein geſalbtes Haupt ein wenig
Allzuweit hervor nur ſtreckend.

Traun, das hat er fein erſonnen!
Hier will er das Paar belauſchen,
Denn, ſo hört' er, hier am Bronnen
Pflegt es Kuß um Kuß zu tauſchen.

Sieh, die Kön'gin naht der Stelle;
Doch ſie ſieht die Weide prangen
In dem Widerſchein der Welle,
Und die ſeine Frucht dran hangen.

Ha, zu ihr zu lagern wagte
Sich ſchon Lanzelot im Mooſe;
Aber ſchlau zum Ritter ſagte
Laut Ginevra jetzt, die Loſe:

„Seht die Weid' im Teiche ſtrahlen,
Lenkt das Aug' drauf, doch genaue;
Ob Euch's nennt der Blätter Zahlen?
Ob es Früchte dran erſchaue?

Eher trägt wohl Frucht die Weide,
Eh' zählt Ihr der Blätter Maſſe,
Als ich breche Lieb' und Eide,
Meinen Herrn und Gatten laſſe.

Wie die Weid' auf Wellentänzen,
Ruht ſein Bild in meinem Herzen,
Und ich will's mit Liebe kränzen,
Wie Ihr's ſchirmt mit Stahl und Erzen!"

Drauf der Ritter: „Ha, wie zeigen
Wellenſpiegel doch genaue,
Daß ſogar ich in den Zweigen
Hoch ein niſtend Vöglein ſchaue.

Eh' wird Menſch dies Vöglein werden
Und in Menſchenworten ſprechen,
Als dem König je auf Erden
Pflicht und Treu' ich könnte brechen.

So iſt unſerm Bund die Weihe
Für des Königs Heil beſchieden:
Schützt im Kampf ihn meine Treue,
Schmückt ihn Eure Lieb' im Frieden."

Artus nickt als wangenroter
Apfel froh aus Zweigeshallen,
Und faſt vor Entzücken droht er
Überreif vom Baum zu fallen.

Spät im Zwielicht, müden Leibes,
Stiehlt er heimlich ſich nach Hauſe:
Die Verleumder ſeines Weibes
Sperrt er tief in Turmesklauſe.

Und du darfſt nun nimmer klagen,
Schöne Weide, da du heute
Frucht von ſeltner Art getragen,
Dran ſich manches Herz erfreute.

Der Grenzſoldat.

Am Peſtkordon der Grenzſoldat
Mit der Muskete ſteht,
Jenſeits des Stroms auf blum'gem Pfad
Das Türkenmädchen geht.

Dazwiſchen hin die Donau zieht,
Dem Strom des Todes gleich,
Der Sel'ge und Lebend'ge ſchied
Und Erd- und Geiſterreich.

Was drüben blüht, was drüben ſtrebt,
Iſt für die andern hie,
Als wär's verwelkt längſt und verlebt
Oder geboren nie.

Die Blumen, die dort drüben ſtehn,
Sie ſind ſo fern für ihn,
Als hab' er ſie im Traum geſehn
Im Himmelsgarten blühn.

Die goldnen Früchte, die gedrängt
Der Fruchthain drüben beut,
Für ihn ſind ſie wie aufgehängt
Im Hain der Ewigkeit.

Die Türkenmaid, die dort entlang
Des ſchönen Stroms luſtwallt,
Für ihn wallt ſie der Toten Gang
In eines Geiſts Geſtalt.

Das Leuchten ihrer Augen quillt
Durch weiße Schleier vor,
Ihm ſind's nur Sterne, ſchimmernd mild
Aus weißem Wolkenflor.

Da faßt der Sehnſucht tiefe Macht
Des jungen Kriegers Herz,
Wie's zieht in ſtiller Vollmondnacht
Den Wandrer ſternenwärts.

Faſt meint er einen Blick zu tun
In fernes Geiſterland,
Wenn nicht ganz andre Bilder nun
Gar irdiſch ihn gemahnt!

Auf raſchem Pferd der Spahi Zahl,
Die dort vorüberbrauſt,
Daß Staubgewölk und Säbelſtrahl
Und Hufblitz ſie umſauſt!

Der Aga, der im Moosdivan
Am Strand die Pfeife raucht,
Die als Musketenrohr hinan
Des Friedens Salven schmaucht!

Da stampft die Flinte der Soldat
Zum Grunde unmutvoll,
Daß aus dem Boden am Gestad'
Ein banges Dröhnen scholl!

„O daß ich steh' bei rüst'gem Leib
Hier tot als Grenzepfahl!
Wie ein alt Krankenwärterweib
Vor einem Pestspital!

Die Brücken schlagt, ihr Pontonier,
Für Wagen und für Roß!
Mit Schiffen her, Tschaikisten ihr,
Für Mannschaft und für Troß!

Die Schlachten unsrer Väter sind
Noch auszukämpfen dort;
Ein gutes Christenschwert gewinnt
Noch Arbeit fort und fort!

Herr Hauptmann, dort von der Moschee
Höhnt uns der halbe Mond;
Auf, pflanzt das heil'ge Kreuz zur Höh',
Das drüben würd'ger thront!

Herr Pfaff, manch schönes Haupt umflort
In Irrwahns Schleiern seht,
Das sich zum Born der Taufe dort
Zu beugen brünstig fleht!"

An Wundern schwanger geht die Zeit!
Wer hätt' es wohl gedacht,
Daß solch ungläub'ge Türkenmaid
So guten Christen macht?

Von einer Zwiebel.

Harlems glückseligster Bürger ist
Van Hoek, der göttliche Blumist.

Dort steht er, die Zwiebel in der Hand,
O seht, wie sein Aug' in Wonne schwand!
Nicht hat er vor Jahren die schmucke Braut
So zärtlich, so sorglich angeschaut!
Scharf bläst der Wind von den Dünen.

„O Semper Augustus, Tulpenfürst,
O Wonne, wenn dein Inkognito birst,
Du aufsteigst in deiner Herrlichkeit,
Im Silberbrokat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, dran der Reiher sprießt,
Dein Haupt in Anmut königlich grüßt
Im Lächeln der Frühlingssonne!

Um dich beut der Britte tausend Mark,
Und böt' auch der Doge die goldene Bark',
Vom Dogen zum Sultan, zum Mogul umher
Ihr findet den Semper Augustus nicht mehr!
O Glück! Mir liegt's in der Hand, was ihr sucht
Von Peking bis wo in Harlems Bucht
Der Wind scharf bläst von den Dünen.

O Blumenmonarch, dein Vasall bin ich!
Dein erster Gnadenblick fällt auf mich!
Und künd' ich, dein Herold, der Huldigung Zeit,
Nahn alle verneigt, wie zaubergefeit;
Ach, noch ist's nicht Zeit, doch Geduld, Geduld,
Bald schimmert der Tag voll Glanz und Huld
Im Lächeln der Frühlingssonne!"

Er bettet die Zwiebel ans Fenster so lind,
Als wär's ihm ein lieb, ein kränkelnd Kind,
Er faßt sie so zart, so ehrfurchtsscheu,
Als ob's der Prinz von Oranje sei.
Nun muß er fort zum Hafen in Hast,
Ein Blick noch, dann Pelz und Muff erfaßt!
Scharf bläst der Wind von den Dünen. —

„Van Hoek nicht daheim?" ein Seemann fragt,
„„Doch kehrt er bald,"" antwortet die Magd,

„„Weißbrots ein Stück, ein Kännlein Bier
Verkürze Mynherrn das Warten hier.““
Er denkt: Das kommt zur rechten Zeit,
Solch Trank erwärmt trotz wollenem Kleid,
Scharf bläst der Wind von den Dünen.

Nur eins fehlt, Preis dem Seemannssinn,
Du Zwiebel, duftende Negerin,
Braunhäutige, wie die Hindumaid,
Durchsichtige, wie des Kaffern Kleid!
Zu Tränen zwingst du mein alt Gesicht,
Als säh's noch der Liebsten ins Augenlicht
Beim Lächeln der Frühlingssonne.

Hoiho, da liegst du am Fensterrand,
Verlassen, wie Seemanns Witwe am Strand!
Willkommen, du Holde, dein Herzblut her!
Da gibt's keinen Semper Augustus mehr!
Verschlungen! Doch flau des Mörders Blick,
Der erst noch gejubelt, geleuchtet vor Glück
Wie Lächeln der Frühlingssonne.

„Ade du Magd, grüß deinen Herrn,
Den wackern Mann, der Blumisten Stern,
Doch Zwiebelzucht versteht er kaum,
Gewächs ist das für Mädchengaum;
Kein scharfer Duft, der das Auge beizt
Und Seemanns Herz und Zunge reizt,
Weht scharf der Wind von den Dünen.“

Van Hoek seither den Schlaf nicht kannt',
Ein Geist allnächtlich am Bett ihm stand,
Aufsteigend in fürstlicher Herrlichkeit,
Im Silberbrokat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, dran der Reiher sprießt,
Sein Haupt in Anmut königlich grüßt
Wie Lächeln der Frühlingssonne.

Euch Kinder der Sonne, o Tulpen ihr,
Euch, sang ich dies Lied im Lenzrevier,

Wie Ahnenlieder man Kindern singt
Und Tat und Gefahr der Vorzeit jüngt.
Der Ries' ist tot, der die Kindlein frißt,
Drum fürchtet euch nicht und gaukelt und sprießt
Im Lächeln der Frühlingssonne.

Ein Schloß in Böhmen.

In Böhmens Bergen hocheinsam liegt
In Trümmern eine Feste,
Dran Efeu sich statt des Mörtels schmiegt,
Drin Geier die schmausenden Gäste.
Der Feind zerbrach einst Wall und Turm,
Gebälk und Getäfel fraß der Wurm,
Die Zeit zerrieb die Reste.

„O Wunderblick ins Tal hinein
Und über die Berg' und Lande!
Raff' auf die Knochen, dein morsch Gestein,
Steig auf im alten Gewande,
Du Leiche jetzt, o Väterschloß,
Erstehʼ zum Leben neu und groß,
Ein Schmuck und Stolz dem Lande!"

Der junge Ritter sprach's und gebot;
Die Felsen im Bruch zerknallen,
Im Flammengewölk' der Kalkstein loht,
Die Riesen des Forstes fallen,
Und stämmige Stiere keuchen bergan
Mit Sparren und Quadern, mit Sims und Altan,
Mit Balken und Säulen der Hallen.

Hei, an den Bau griff Hand an Hand,
Ein Tagwerk gab's aufs Beste:
Der neue Bau zwier mannshoch stand
Schon über dem Trümmerreste.
Doch weh, was der Tag zu Werk gebracht,
Zerfallen ist's wieder über Nacht,
In Schutt liegt morgens die Feste.

„O schlechter Mörtel, schlechtre Hand!
Gebt Kraft ihm mit starkem Weine
Und zwingt mit eiserner Klammern Band
Die ungehorsamen Steine!“
Und so geschah's, doch über Nacht
Zerfiel, was der Tag zu Werk gebracht;
Nur Trümmer im Morgenscheine!

Zum Ritter tritt ein Werkmann alt:
„Sieh hin und uns nicht fluche:
Das Rüstholz liegt, wo sie's fällten, im Wald,
Die Quadern unten im Bruche!
In solcher Art kein Bau zerfällt,
Den hat ein gewaltiger Feind zerschellt!
Laß Wächter stehn dem Besuche.“

Die Wächter lehnen bei Nacht am Wall.
Da fächeln so lau die Weste,
Der Mond bestreut ihr Aug' mit Metall,
In Träumen flüstern die Äste;
Da schlummern sie leise, leise ein.
Man fand sie am Morgen unterm Gestein,
In Trümmern lag die Feste.

Der Ritter sprach: „Nur Mut bewahrt!
Ans Werk, und laßt das Trauern!“
Das geht nicht zu in rechter Art,
Denkt er bei sich mit Schauern.
Gen Kloster Kukus trabt er dann:
„Herr Abt, o schließt des Segens Bann,
Ihr könnt's, um meine Mauern!“

Zu Nacht umwallten des Tages Bau
Der Abt und seine Genossen,
Der Weihrauch wirbelt' ins nächt'ge Blau,
Vom Glanz der Fackeln umflossen.
Sie trugen ihm Kreuz und Weihbronn vor,
Der Mönche Lieder in ernstem Chor
Sich durch die Nacht ergossen.

Seht dort, behelmt, langbärtig am Wall
Von rieſigem Leib drei Recken,
Seht ſie im Harniſch von dunklem Metall
Drei Äxte hochauf ſtrecken!
„Im Namen des Herrn, der dem All gebeut,
Ihr Söhne der Nacht, ſteht Rede heut'!“
Der Abt rief's faſt mit Schrecken.

Drauf aber erhoben die drei das Wort,
Kein irdiſch Singen noch Sprechen!
Ein Brauſen war's des Walds, der verdorrt,
Ein Rauſchen von wallenden Bächen,
Ein Todesjubeln der Glock' im Turm,
Ein Herbſtfrohlocken, das der Sturm
Ausjauchzt über Stoppelflächen:

„Ihm Ruhm und Lob! Ihm Preis und Ehr'!
Wir fliehn nicht vor ſeinem Namen.
Hier iſt kein Haus für Lebend'ge mehr,
Hier reift des Todes Samen.
Der Herr ſprach: Tötet nicht, was da lebt,
Doch auch ins Leben zu wecken bebt,
Was dem Tode verfallen! Amen.

Nie grünt der Baum, den gefällt dein Beil,
Nie glimmt der Stern, der verlodert,
Nie graſt der Hirſch, den erlegt dein Pfeil;
Was des Todes, nicht heim mehr fodert!
Nie mehr wird blond dein Schneehaupt, Greis,
Nie weckt den toten Leib dein Geheiß,
Noch minder den Geiſt, der modert!“

So ſprachen ſie; abſchütteln dabei
Ihr dürres Laub die Äſte!
Die blanken Äxte ſchwingen die drei,
Da bekreuzen ſich fromm die Gäſte;
Ein mächtiger Schlag, ein donnernder Knall,
Ein Staubgewölk, ein dröhnender Fall!
In Trümmern liegt die Feſte.

Heimliche Liebe.

Der Pfarrer Joſt hat ein ſüßes Lieb,
Das hält er verborgen fein,
Wie Perlen im ſtillen Muſchelſchrein,
Wie Rehlein in dunkler Waldesnacht,
Wie Körnlein Goldes in tiefem Schacht,
Daß es kein Laienaug' erſehe,
Daß es kein Späher je erſpähe.

Einſt ſchlich er heim vom ſüßen Lieb,
Da ſang im Teich ein Schwan:
„Ei ſeht, Herr Joſt auf Amors Bahn!
Manch ſüßen Blick hat er erhaſcht,
Manch Küßchen von rotem Mund genaſcht!
Was ſonſt ihm Süßes ward zu eigen?
Wißt, daß ich auch gelernt, zu ſchweigen!"

Im Dorfe ſang eine Schwalb' am Dach:
„Wo wohnt Herr Joſtens Schatz?
Im Wald iſt ein Häuschen auf grünem Platz,
Zwei hohe Linden rauſchen am Tor,
Ein Brünnlein ſpringt dazwiſchen empor,
Am Fenſter wehn grünſeidne Gardinen,
Vier Röslein nicken wohl hinter ihnen."

Im Pfarrhof ſang die Nachtigall:
„Was küßt Herr Joſt im Brevier?
Ihr Bild und ein Löckchen von ihr!
Er birgt ſie wie Rehlein in Waldesnacht,
Wie Körnlein Goldes in tiefem Schacht;
Doch ſingen von ihr die Schwän' im Bache,
Doch zwitſchern von ihr die Schwalben am Dache!"

Und weiter ſang die Nachtigall:
„Sei guten Muts, Herr Joſt!
Und minn' und küſſe fort getroſt!
Wie dir's erging, geht's noch zur Zeit
Manch bravem Mann in der Chriſtenheit;
Auch ſind, die ihm ſolch Liedlein geſungen,
Nicht immer Nachtigallenzungen."

Die beiden Sängerheere.

Einſt ſchlief ich im düſtern Ulmenhain
Nicht fern von den Särgen der Barden ein,
Mich ſangen die Vögel des Waldes in Ruh,
Es rauſchten die Zweige wie Lieder dazu.

Als jegliches Aug' in Schlummer ſchon brach
Und Kummer allein und Liebe noch wach
Da rüttelt's und ſchüttelt's an Riegel und Sarg,
Da rüttelt und ſprengt es Riegel und Sarg.

Wie Woge an Woge im brauſenden Meer,
Erſteht aus den Särgen ein Harfnerheer,
Wohl tauſend Geſtalten im regen Gewühl,
In knöchernen Armen ein Saitenſpiel.

Die Lippen ſind dürr und der Blick iſt kalt,
Die bleiche Wange verfallen und alt,
Und mit den Händen ohne Gefühl
Gepocht und gehämmert am Saitenſpiel.

Und wie ſie auch pochen und hämmern im Chor,
Kein Ton und kein Laut ſchlägt an mein Ohr!
Nur Eulen flattern aus dem Verſteck
Und Kobolde grinſen im Felſenleck.

Und unter den Harfnern das Gras verdorrt,
Der Mond ſein züchtig Antlitz umflort;
So klimpern allnächtlich zur Mitternachtzeit
Ihr ewiges Lied ſie: Vergeſſenheit!

Jetzt ſchallt's wie der Engel Poſaunenruf,
Als Welten und Leben der Ewige ſchuf:
Es rauſchen des Haines Gezweige ſo hell,
Es ſäuſelt die Wieſe, es rieſelt der Quell.

Da klappen wohl tauſend der Särge zu:
Das Lei'rergeſindel taumelt zur Ruh;
Da ſpringen wohl tauſend Särge auf:
Ein Sängergeſchlecht beginnt ſeinen Lauf!

Ein körnig Geſchlecht für endloſe Zeit,
Geſäugt an den Brüſten der Ewigkeit,
Das Auge ein Blitz und doch ſo mild,
Das Antlitz der Liebe roſiges Bild.

Und ſiehe, der herrliche Bardenchor
Hebt rauſchend die klingenden Harfen empor,
Wie Seraphsgebet, wie Lawinenklang
Verhallt' es die weiten Gefild' entlang.

Es horchen die Waſſer und hemmen den Lauf,
Die Roſen blühn, als ſei Frühling, auf,
Und um ſie in vollerem Mondenſchein
Drehn ſchöne Elfenkinder den Reihn.

In Wonne ſchüttelt ſein Haupt der Baum,
Der Vogel am Aſt träumt ſüßeren Traum:
So ſingen allnächtlich zur Mitternachtzeit
Ihr ewiges Lied ſie: Unſterblichkeit!

Wie liederbegrüßt und roſenbekränzt
Die ſinkende Sonn' im Berggrab glänzt,
So rauſcht es noch einmal durch Erd' und Luft
Ung alle die Sänger verſinken zur Gruft.

Da rüttelt's mich raſch aus dem Schlummer auf:
Im Oſten beginnt die Sonne den Lauf,
Die Steine ſind feſt, geſchloſſen die Gruft,
Und leis weht darüber die Morgenluft.

Und ſind auch die Sänger alle zur Ruh'
Und ihre ewigen Wohnungen zu,
Blieb eines der beiden Lieder mir doch,
Das ſang ich und ſing' es wohl ſterbend noch.

Doch welches der Heere zum Sang mich geweiht?
Du wirſt es enthüllen, Allrichterin Zeit!
Wenn über dem Sarg mir die Grabroſe blüht,
Sing' ich wohl mit einem der Heere mein Lied.

Zur Verständigung.

An Eduard von Bauernfeld.

(Mit Bezug auf dessen Gedicht „Einem Dichter, meinem Freunde“ in Fried. Witthauers Wiener Zeitschrift v. J. 1843. Nr. 40.*)

Im März 1843.

Ich fuhr aus Wiens Gemäuern, der Stadt, mir lieb vor allen,
Die meine Jugend pflegte, mein erstes Dichterlallen,
Die treu bewahrt dem Manne manch Freundesherz, erkoren,
Und die ich Mutter nenne, da sie mir Brüder doch geboren.

Nacht war es rings und Schweigen. Mein Träumen war umklungen
Noch von dem Wort der Liebe, das du mir jüngst gesungen;
Stumm schliefen an meiner Seite im Wagen die Genossen,
Auswanderer zu fernem Grunde: ein Bündel junger Rosensprossen.

Zwei Liebende in der Laube, die haben sich viel zu sagen,
Doch sollten wir draußen lauschen, es wäre schwer zu ertragen;
Der Rose Freund — du weißt es — in Poesie und Leben,
Vergaß ich oft, ihr huld'gend, daß liebe Lauscher mich umgeben.

So ward ihr Duft unmerkbar in meinem Lied zur Fehle,
Doch bangt nicht, daß ihr Blühen euch allzuoft noch quäle;
Sind erst erkannt die Fehler, bald sind gebessert sie,
Leicht ist entbehrt ein Röslein im unermeßnen Reich Poesie!

Doch halt, da hätt' ich die neuste Grenzmarkung bald vergessen,
Die Politik, das Steinland, allein ihr zugemessen;
Das wären schmale Grenzen! Vor Jahren scholl die Klage,
Daß Politik den Durchmarsch poet'schem Truppenvolk versage.

Ein Zug von kecken Reitern gewann dem großen Staat
Das kleine Nachbarländchen; o schöne Waffentat!
Begeisterung führte das Häuflein, bin auch gewesen dabei,
Am Helm die Lieblingsblume, und eben nicht in letzter Reih'!

*) Das Gedicht Bauernfelds ist abgedruckt am Schlusse der Einleitung des vorliegenden Bandes.

Nun ſoll das Reich nur die eine, erkämpfte Provinz umfaſſen,
Die ſchönen Stammeslande verödet ſtehn, verlaſſen!
Empor all' ihr getreuen Vaſallen der Poeſie,
Laßt nicht die Heimat ſchmälern und ruft im Zorne: Nein und nie!

Der Bajonette Flimmern in einer Vollmondnacht,
Patrouillenruf ums Lager, Wachfeuer, Vorpoſtenwacht,
Das Flüſtern der Parole, das Raſſeln der Batterie,
Es iſt ein Stück Poeſie, doch nicht die ganze Poeſie.

Die iſt kein Bergſchacht Erzes, für euch zur Waffenſtätte,
Doch auch nicht Blumenwieſe, die andre zu Schlummer bette,
Und nicht der fette Acker, der jene mit Brot verſehe;
Sie iſt die ganze Erde mit allem Jubel, allem Wehe.

Sie iſt kein träger Weiher, der Spiegel der Libelle,
Kein Strom, der euren Münzen flößt die goldreiche Welle,
Kein Bächlein, Eſchen tränkend zum Schaft für eure Lanze;
Sie iſt das ganze Weltmeer mit allen Schrecken, allem Glanze.

Sie iſt kein einzeln Sternlein, das liebekrank ſich härmt,
Sie iſt auch nicht die Sonne, die Weltbeherrſchung ſchwärmt;
Auch kein Komete, Herold von Krieg, Peſt und Gericht;
Sie iſt der ganze Himmel mit aller Nacht und allem Licht.

Sie liegt nicht bloß im Worte, das durch die Welt ſich ſchwang
Auf Blättern, Mimenlippen und zum Gitarrenklang;
Wie Pracht der Alpenblumen, die ungeſehn geblieben,
So ſind's vielleicht die größten der Dichter, die kein Wort geſchrieben.

Denn viel Metalls klingt über die Erde ausgegoſſen;
Doch mehr noch halten die Berge in ſtummer Kluft verſchloſſen;
In Fülle bei Menſchenfeſten Demanten, Perlen glänzen,
Mehr birgt noch Schacht und Welle, ſich ſelbſt zu ſchmücken und zu kränzen.

Es iſt all' irdiſch Dichten ein nie beendet Lernen,
Ein Leſen der Meiſterwerke aus Blumen, Wellen, Sternen,
Jetzt Mondennacht Idylle, jetzt Hochgewitters Ode;
Wer las das Buch zu Ende? der große Geiſt bleibt uns Rhapſode.

Doch er, ein milder Meiſter, will alle unterrichten,
Nach aufgegebnen Reimen in ſeiner Art zu dichten;
Er läßt ſie niederflattern auf weißen Blütenblättern,
Schreibt auf die ſchwarze Tafel des Himmels ſie mit goldnen Lettern.

Nun, Schüler, verſucht die Löſung! Doch ſei's kein klappend Klingen,
Der Reim muß Herzen verſöhnen und muß die Geiſter beſchwingen!
Horch, Trennung brauſt das Weltmeer hin zwiſchen Land und Land,
Da knüpft das Schiff der Menſchen des Reims und Wiederfindens Band.

Sieh dort, wo erſt noch Wüſte, kein Blühen, Singen, Keimen,
Des Bauers Pflug und drüber die Lerche köſtlich reimen!
Sieh, an des Ufers Hütten die Brandung ſchleudert der Sturm,
Der Menſch erlernt vom Felſen den Reim und baut ſich Wall und Turm.

Nun Anmut naht und Schönheit — wer da verſchont noch bliebe
Vom Dichterruf! — doch findet ſich darauf ein Reim nur: Liebe!
Der Menſch, der ſchwer zu reimen vermag ſein irdiſch Leid,
Erſann am Grab der Liebe den kühnen Reim: Unſterblichkeit.

Der Regenbogen in Farben, nach Wettern aufgezogen,
Iſt mir ein etwas größrer Mailänder-Friedensbogen;
Dünkt eine Rieſenkokarde er euch, möcht' ich nicht ſchelten,
Der Meiſter läßt uns alle, o laſſen wir auch all' uns gelten!

Auf Frühlingsſonne iſt Roſe der Reim — mir wuchs er zum Hain: —
Was glomm ſie auch ſo helle! Seht, wieder verlockt ihr Schein!
Ich will in Edelzweigen ihr pflanzen im Gartenriede
Die alten Roſenreime — doch neue ſuchen meinem Liede.

Inhalt.

Die vom Herausgeber den einzelnen Gedichten in Klammern beigefügten Jahreszahlen deuten an, wann diese Gedichte zum Drucke übergeben worden sind. Die Jahreszahlen unter den Gruppenüberschriften rühren vom Dichter her.

Seite

Prolog 7

Blätter der Liebe.

1825—1829.

Seite

Blätter und Lieder . . . 9
Bestimmung 9
Dir allein! 10
Der Besuch 10
Familiengemälde 11
Die Wunder 12
Mein Frühlingslied . . . 13
Das Morgenrot 14
Der Liebesgarten 15
Die Brücke 16
Vogelsang im Winter . . . 17
Im Bade 18
Das Blatt im Buche . . . 19
Mannestränen 20
Neue Liebe 21
Fragen 21
Zweite Liebe 22
Der Unbeständige 22
Lieberquell 23
Verwandlung. 1. 2. . . . 23

Ein Friedhofkranz.

1827.

Kränze 25
Widerspruch 26
Tageszeiten 26
Die Grabrose 27
Im Winter 27
Erinnerung 28

Erinnerungen an Adria.

1829.

	Seite		Seite
Begrüßung des Meeres (1829)	29	Venedig	40
Am Strande	31	Gondelfahrt	43
Sonntagsmorgen	32	Venezianer-Trias	43
Der Granatbaum	32	Die Sünderin (1833)	44
Hellas (1835)	33	Seemärchen (1830)	46
Meerfahrt (1833)	36	Archipelagus der Liebe (1833)	48
Die Einsamen (1830)	37	Auf dem Meere	49
Das Vaterland (1833)	39		

Lieder aus dem Gebirge.

1830—1831.

Der treue Gefährte (1831)	51	Der Deserteur (1830)	65
Ungleicher Tausch (1836)	52	Der Friedhof im Gebirge. 1. 2. (1837)	68
Kern und Schale	55	Die Muse vor Gericht (1837)	70
Wandergruß (1835)	56	Das Alpenglühen	72
Szenerie	57	Sturm (1836)	73
Baumpredigt	58	Des Zechers Grab (1837)	75
Der Ring	60	Der Sennerin Heimkehr (1831)	76
Elfenleiden (1832)	61	Zwei Heimgekehrte	78
Elfe und Kobold (1837)	62		
Legende (1831)	64		

Lieder aus Italien.

1835.

Pinie und Tanne (1835)	79	Der gefangene Räuber (1837)	90
Das Kreuz des Erschlagenen. 1. 2. (1835)	81	Tassos Zypressen (1837)	92
Im Batisterio zu Florenz (1835)	84	Die erste Palme (1837)	95
Fort Belvedere (1835)	85	In den pontinischen Sümpfen (1835)	96
Der Ritt zur Schule (1835)	88	Mola di Gaeta (1837)	98
China in Italien (1835)	89	Zwei Poeten (1835)	99

Lied und Leben.

	Seite		Seite
Zwei Harfen (1826) . . .	101	Goethes Heimgang (1832) .	108
Der letzte Dichter (1830) . .	102	Winterabend (1837) . . .	109
Kunſtberuf	104	Aus Gaſtein. 1—5 (1842) .	109
Einem Freunde. 1. 2. (1837)	105		

Zeitklänge.

1836—1838.

Bundeslied	112	Am Rhein	119
Apoſtaſie	114	Das Weiheſchwert (1837) .	121
Schillers Standbild (1836) .	115	Poeſie des Dampfes . . .	123
Ein Held (1837)	116	An Jakob Grimm (1838) .	126
Wartburg (1837)	117		

Romancero der Vögel.

Sturmvogel (1837) . . .	128	Kolibri	136
Storch	130	Gimpel	137
Den Vogel an den Federn! .	131	Paradiesvogel	139
Zinsvögel	133	Roter Hahn (1845) . . .	141
Zwei Hähne.	135	Zaunkönig (1844)	142

Romanzen.

Das Wiegenfeſt zu Gent (1830)	145	Der alte Komödiant (1832) .	165
Die Leiche zu Sankt Juſt (1829)	148	Hausglück	167
Vogel und Wanderer . . .	149	Elfenliebe (1829)	169
Maria Grün (1827) . . .	151	Elfenkönig O'Donoghue (1828)	170
Die Leidtragenden (1833) .	152	Ein Märchenerzähler in Irland	172
Botenart (1825)	153	Der eiſerne Mann (1832) .	174
Der Unbekannte (1832) . .	154	Des Klephten Gaben (1829).	176
Der Invalide (1829) . . .	156	Drei Farben (1829) . . .	177
Ein Traum (1829) . . .	160	Das Land der Freiheit (1829)	178
Ein Ritt über die Heide . .	161	Roſenhaidas Untergang . .	179
Um einen Pfennig	162	Sankt Hilarion (1841) . .	181
Verſchiedene Trauer (1829) .	164	Lubomirski (1834) . . .	185

	Seite		Seite
Das Musikantendorf (1836) .	189	Von einer Zwiebel (1843) .	197
Junggesellentod	191	Ein Schloß in Böhmen (1842)	200
Drei Wanderer (1827) . .	193	Heimliche Liebe (1836) . .	203
Der Weidenbaum (1836) . .	193	Die beiden Sängerheere (1826)	204
Der Grenzsoldat	195		

Zur Verständigung 1843 206

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anastasius Grüns
sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schlossar.

Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe.

Dritter Band.

Inhalt: In der Veranda.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

In der Veranda.

Einleitung des Herausgebers.

Die Sammlung „In der Veranda. Eine dichterische Nachlese", welche Anastasius Grün in den letzten Jahren seines Lebens zur Herausgabe vorbereitet und deren Korrektur er noch, wenn auch nicht vollständig mehr, besorgte, ist unmittelbar nach des Dichters Tode 1876 in der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung zu Berlin erschienen. Im Schloßpark zu Thurn am Hart zwischen hochragenden Bäumen und Büschen von einem einfachen, moosbedeckten Dache überwölbt, dessen Holzsäulen von wilden Weinranken umkleidet sind, steht eine Art Gartenhaus, welches „die Veranda" genannt wurde. Dort ist so manches der hier gebotenen Stücke entstanden, wie übrigens wohl auch manches der früheren Gedichte — und nach diesem seinem Lieblingsplätzchen, wo er oft und gern geweilt, hat der Dichter dieser Gedichtsammlung, die seine letzte sein sollte, den Namen gegeben. Das schöne Widmungsgedicht weist auf die Ruhe hin, welche den Dichter nun im Alter überkommen, er, „der einst spazieren ging", rastet „nun in grünen Lauben", und während solcher Rast hat er die Gedichte ausgewählt, welche für die Nachlese: „In der Veranda" bestimmt sein sollten.

Im allgemeinen enthält der Band jene kleineren lyrischen und epischen Stücke, welche nach dem großen, ereignisvollen Jahre 1848, das auch für Anastasius Grün von Bedeutung gewesen, entstanden, oder die gerade durch die Ereignisse des genannten und des Folgejahres hervorgebracht worden sind. Aber auch manches andere aus noch früherer Zeit, was unter dem Drucke der Zensur des alten Österreich nicht veröffentlicht werden konnte, wenigstens nicht in einer eigenen Sammlung. Ebensowenig wollte der Dichter diese Stücke den Neuauflagen der „Gedichte" von 1848 einverleiben, um deren Eingang in sein geliebtes Heimatreich nicht zu erschweren und ihnen dadurch den so sehr verpönten politischen Charakter zu verleihen. Als aber die Preßfreiheit in diesem Reiche ihren Einzug gehalten, dachte Anastasius Grün wohl schon daran, die neue Sammlung zu

gestalten und dem Bande der „Gedichte“ in einem eigenen Bande zur Seite zu stellen. Manches prächtige Gelegenheitsgedicht ist dazu nach und nach entstanden, und manchen Spruch aus einem Freundesalbum, den er gespendet, oder ähnliche zierliche, poetische Kleinigkeiten hat der Dichter beigefügt. Diese Stücke mit den älteren, die nunmehr anstandslos unter dem Schutze des freiheitlich entwickelten Lebens geboten werden konnten, sind zu dem vorliegenden Poesiebande „In der Veranda“ vereinigt worden. Nicht wenige zählen zu den schönsten Gedichten Anastasius Grüns überhaupt. Viele derselben wurden auch schon in Zeitschriften und Almanachen veröffentlicht, deren Herausgeber sich glücklich schätzten, von dem berühmten Manne ein neues Gedicht bieten zu können. So namentlich in Frankls „Sonntagsblättern“, in dem Düsseldorfer „Deutschen Künstleralbum“, in dem literarischen Jahrbuche des österreichischen Beamtenvereins: „Die Dioskuren“, in Emil Kuhs „Dichterbuch aus Österreich“ (1863), in der Anthologie des Freundes Holtei: „Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz“ (1858), in der „Neuen freien Presse“ und an andern Orten. Manches Gelegenheitsgedicht übrigens, das der Dichter an verschiedenen andern Orten in der neueren Zeit zum Drucke gebracht, ist „In der Veranda“ nicht enthalten, sei es, daß er solche Stücke nicht für vollwertig genug hielt, daselbst eingereiht zu werden, sei es, daß er verschiedenes übersehen. Solche Gedichte, soweit sie aufzufinden gelang, werden in der Nachlese dieser Ausgabe ihre Stelle finden.

Bezüglich der beigefügten Jahreszahlen sei bemerkt, daß die in Klammern befindlichen vom Herausgeber beigegeben sind und andeuten, wann Anastasius Grün das betreffende Gedicht oder einen abgeschlossenen Teil desselben zum Drucke übergeben. Bei den „Sonetten aus Helgoland“ weisen diese Jahreszahlen in Klammern auf die sehr wahrscheinliche Entstehungszeit. Die nicht in Klammern beigesetzten Jahresdaten rühren von Anastasius Grün selbst her, aber vielfach decken sie sich nicht mit dem Entstehungsjahr.

Ille ego qui quondam — —

Der ich einſt ſpazieren ging,
Raſte nun in grünen Lauben;
In dem wechſelvollen Ring
Blieb mir eines doch: mein Glauben!

Glauben an die Sonnenkraft,
Die im Menſchengeiſte lodert;
Glauben an den Lenz in Haft,
Der ſein Recht des Freien fodert;

Glauben an das Vaterland,
An das große, deutſche, eine,
Ob auf ein gerißnes Band
Heute noch manch Auge weine.

Vor mir liegt, wie ſonſt, das Feld,
Doch kein Halm iſt mehr der alte;
Andre Saat iſt ihm beſtellt,
Daß es andre Ernten halte.

Hier noch rauſcht im Tal der Fluß,
Noch derſelb' und doch ein andrer,
Der ſtets fliehn, ſtets bleiben muß,
Jede Well' ein flücht'ger Wandrer!

Von Granit der Alpen Wand
Dort am Talſaum, wie ſeit Jahren;
Doch wie oft ihr Laubgewand
Tauſchten die Unwandelbaren!

Über mir in feſtem Fug
Die gewölbte Himmelshalle;
Sternenzug und Wolkenflug,
Wechſeln all' und wandern alle!

Ihr Geſetz übt die Natur
Unerbittlich und gewaltſam;
Durch mein Herz auch zieht die Spur
Ew'gen Wandels unaufhaltſam.

An dem Aſt im Laubgewind'
Ließ ich meine Harfe hängen;
Dämm'rung wird's; der Abendwind
Streift und weckt ſie noch zu Klängen.

Klang von Bechern, längſt geleert,
Fernen Donners harmlos Rollen,
Klang der Zeit, die nimmer kehrt,
Altes Lieben, altes Grollen.

Wenn ihr Ton als Pfeil ſich ſchwingt,
Trifft er nimmer Ziel und Feinde;
Wenn er mild wie Glocken klingt,
Fehlt dem Rufe die Gemeinde.

Dort und da vielleicht von fern
Kommt ein Graukopf halbverdroſſen;
Einſt, wie lauſchten mir ſo gern
Meines Morgenlieds Genoſſen!

Nimmer hören ſie den Ton,
Das Gebrauſ' der Lebenswogen;
Haben Schlummerdecken ſchon
Über Haupt und Bruſt gezogen.

An den Dom zur Leidenszeit
Mahnt in Wehmut mich dies Wandern,
Wenn ſie Kerzen lichtgereiht
Eine löſchen nach der andern.

Flackernd tropft die letzte ab,
Wie von Tränenfall befeuchtet;
Ach, so löschte mir das Grab,
Die mein Leben einst umleuchtet. — —

Doch sieh da, ein Lockenhaupt
Naht zu lauschen meinen Saiten;
Freundlich, wie ich kaum geglaubt,
Nickt es Beifall gar zuzeiten.

Fühlt das Kind der neuen Zeit
Heute noch, wie wir gesungen?
Klingt der Alten Lust und Leid
Tönend fort durchs Herz der Jungen?

Jetzt entlockt des Frühlings Sohn
Selbst den Saiten neue Lieder;
Fremd nicht klingt's; bekannter Ton
Weckt den eignen Lenz mir wieder.

Neue Flut im alten Strom,
Neue Saat auf altem Grunde,
Neu Gestirn am Himmelsdom,
Neues Grün dem Alpenrunde!

Unauslöschbar quillt das Licht,
Ob die Kerzen auch zerbrochen;
Wort der Wahrheit modert nicht
Gleich den Lippen, die's gesprochen.

Der durchs Weltall bebt, der Hauch,
Muß die Äolsharfen finden!
In den flieh'nden Klängen auch
Tönt unsterbliches Empfinden.

Wechsle was da ist und war,
Eins blieb ewig ohne Wanken;
Aufrecht steht noch mein Altar,
Nur umblüht von andern Ranken.

Schon im Alten blüht das Neu',
Und im Neu'n fortlebt das Alte:
Jung verbleibt ein Herz, das treu
Jener Glut, die nie erkalte.

Was da ſtrebt, blüht und gedeiht,
Spiegle klar und treu mein Auge,
Das die junge, neue Zeit
Voll und freudig in ſich ſauge.

Dieſes Bild, noch halt' ich's feſt
Mit den friſchen Farben allen,
Wenn die müde Wimper läßt
Drüber ihren Vorhang fallen.

Lied und Leben.

Läuterung.

Wo war, wo iſt, wo wird ſie ſein,
Die Stunde, wahrem Glück erleſen?
Sie iſt nicht, und ſie wird nicht ſein,
Denn ſie iſt immer nur geweſen!
Wir mäkeln viel, bis ſie entrinnt,
Sie deucht uns ſchön, wenn wir ſie miſſen,
Und daß wir glücklich waren, wiſſen
Wir erſt, wenn wir es nimmer ſind.

Wo iſt der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Tugendzierden adeln?
Steht er dir nah, noch ſo vollkommen,
Doch weißt du dies und das zu tadeln;
Erſt wenn er ſchied und nimmer kehrt,
Erglänzen hell dir ſeine Gaben,
Und eines Menſchen ganzen Wert
Zu kennen, müßt ihr ihn begraben.

Was lieb dir, wird dir lieber ſein,
Noch ſchmerzlich lieber durch die Ferne;
Blick auf! wie ſchlingt ſie glänzend rein
Den goldnen Zauber um die Sterne!
Sie webt die blaue Schleierluft
Um des Gebirges ſchroffe Zinnen,
Daß eingehüllt in weichen Duft
Die Härten des Geſteins zerrinnen.

Blick nieder, wo von ihrem Gruß
Die Friedhofhügel wogend ſchwellen,
Des dunkeln Stromes grüne Wellen,
Der ſo viel Liebes ſcheiden muß!
Sie ſpülen Makel weg und Fehle, —
Und wie ein Schwan beim Wellenſchein,
Im Drüberflug ahnt deine Seele:
Hier bad' ich einſt den Fittich rein.

Im Schlitten.

I.

Durch das Schneefeld ſchießt mein Schlitten
Im Geſchmeid des Tigerfells,
Raſchen Flugs vorüberglitten
Burg und Weiler, Buſch und Fels.

Lenz in Blumen, Herbſt in Reben,
Sommer du im Garbenkranz,
Was iſt eure Schönheit neben
Einem Wintertag in Glanz!

Wie verſinkt die bunte Kleinheit
Vor ſo ſchlicht erhabner Pracht!
Er vermählt das Weiß der Reinheit
Mit dem Hermelin der Macht.

Seine Lagerzelte glänzen,
Die Gebirge, weit im Kreis;
Bis an ſeines Reiches Grenzen
Schimmert nur dies ſtolze Weiß.

Wald und Strauch in Silberflocken,
Welch ein Hofſtaat reich und ſteif!
Weiße Schleier auf den Locken
Und im Haar des Puders Reif;

Zarte Flöre, krauſe Spitzen
Schmücken zierlich das Gewand,
Spangen flimmern, Nadeln blitzen,
Funkelnd ſprüht der Diamant.

Winterſonn' in eiſ'ger Klarheit
Streut aufs All ihr kaltes Licht,
Rein wie eine goldne Wahrheit,
Glänzend zwar, doch wärmend nicht.

Sorglich hält die Feuerbolzen
Noch im Köcher ſie bewacht,
Daß nicht allzuſchnell geſchmolzen
Winters Herrlichkeit und Macht.

Sein Geſetz iſt Ruhn und Schweigen,
Das er eiſern ſtrenge hält,
Und kein Vogel pfeift in Zweigen
Und kein Pflüger ſingt im Feld.

In das Mühlrad, das noch rollte,
Greift er mit kriſtallner Hand,
Und den Bach, der murmeln wollte,
Hält im Fall er feſtgebannt.

Durch die feierliche Runde
Geht ein Hauch von Majeſtät,
Der das Lied verbannt vom Munde
Und ihn weiht zum Feſtgebet.

Und der Grund im Schlittengleiſe
Tönt von lieblich leiſem Klang,
Gleich als tönte unterm Eiſe
Der verbannten Blumen Sang.

Auch mein Rößlein läßt nicht ſchweigen
Die Muſik im Schellenkranz,
Stolzer trägt's ſein Haupt zum Reigen,
Zierlich wirft's den Fuß im Tanz.

Und berauſcht vom eignen Klingen
Sauſt's in Trunkenheit dahin,
Wie am Kaſtagnettenſchwingen
Sich entflammt die Tänzerin.

Hier und dort wird von den Tönen
Ein entſchlummert Echo wach;
Schläfrig, mit gutmüt'gem Höhnen
Murmelt's das Geläute nach. —

Jage, muntres Rößlein, jage!
Holſt doch nicht mein Sinnen ein,
Das enteilt in ferne Tage,
Das entflohn in Südens Hain;

Wo die Lüfte lauer wallen,
Wo die Sonne goldner glänzt,
Wo die götterreichen Hallen
Frühling ſchon mit Blumen kränzt.

II.

Ja, es iſt ein Jahr gerade!
Eben um die Winterzeit
Schritt ich an Sorrents Geſtade,
Ganz von Blüten überſchneit.

Blüten vom Orangengarten,
Wo man eben Ernte hält,
Wo die weiten Körbe warten,
Daß die ſüße Laſt ſie ſchwellt.

Jedes Auge grüßt dich ſehnlich,
Schöner Baum, der, zwiefach reich,
Einer jungen Mutter ähnlich,
Trägt im Blühen Frucht zugleich!

Muntre Nachbarkinder ſchnellen
Duft'ge Früchte aus dem Laub,
Und gleich jungen Sonnenbällen
Fliegt und ſtürzt der goldne Raub.

Wenn nach dir ſolch wildes Benglein
Neckend mit dem Goldball zielt,
Dünkt's dich ſchier ein nacktes Englein,
Das mit den Geſtirnen ſpielt.

Unterm dunklen Schirm der Äſte
Lagern, blumenhaft geſchart,
Holde jungfräuliche Gäſte,
Wie Madonnen ſchön und zart.

Sterngeformte Blüten fallen
Von dem Baum in leiſem Tanz,
Daß die Häupter zu umwallen
Scheint ein lichter Sternenkranz.

Oder wehn die erſten Blüten
In den nahen Myrtenreif?
Mög' ein Gott ihn mild behüten!
Schnell nur blüht, was ſchnell auch reif.

Roſen ſind bei Lorbeerbüſchen
Aufgeglüht ſo früh im Jahr,
Ungeduldig, ſich zu miſchen
In ein dunkles Lockenhaar.

Alles blüht hier um die Wette
Luſtberauſcht im Sonnenſchein;
Selbſt am Meeresbord die Städte
Blühn, ein Blütenkranz von Stein.

Ja, das Wölkchen weißen Rauches,
Das am Feuerberg ſich zeigt,
Scheint nur Duft des Frühlingshauches,
Der dem Flammenkelch entſteigt.

Segel ſchaukeln ſich gleich hellen
Waſſerlilien auf der See,
Und die Flut gießt im Zerſchellen
Aufs Geſtad nur Blütenſchnee.

Wie verwehte Blumen fliegen
Silberwolken durch die Luft,
Und die Welt ſcheint ſich zu wiegen
Ganz in Licht und Glanz und Duft!

Doch mein Sehnen und mein Sinnen
Iſt gar fern im Heimatland,
Drüber jetzt ſein weißes Linnen
Rauher Winter hält geſpannt;

Wo im Eis die Schlitten gleiten
Und die Schelle luſtig klingt,
Und der Stahlſchuh in die Weiten
Sich auf ehrnem Fittich ſchwingt;

Wo im Schnee das Haus der Lieben
Hegt ein Stübchen traulich ſtill,
Wie ein Herz, das warm geblieben,
Wenn es ringsum wintern will. — —

Doch wo bin ich? Dieſe Flaume
Sind kein Blütenſchnee von dort!
Flocken vom Orangenbaume
Schmelzen auf der Hand nicht fort.

Schüttle von der müden Schwinge
Eisgeſtöber, Blütenſchnee!
Sehnſucht geht im ew'gen Ringe,
Im Genuß auch lauſcht ihr Weh.

Herbſt.

Du gehörſt zu meinem Leide,
Du gehörſt zu meinem Glück.
Draumor.

I.

In meinen ſpäten Tagen
Was treibſt du, altes Herz?
Was will dein tolles Schlagen,
Dein wonnevoller Schmerz?

Der Maientau, die Tränen,
Die du ins Aug' mir drängſt?
Was will dies Frühlingsſehnen,
Da Herbſt es worden längſt?

Verſtummt ſind alle Lieder,
Die Wälder ſtehn entlaubt,
Schneeflocken rieſeln nieder
Aufs Feld und auf mein Haupt.

Gewölke ſchwer und bleiern
Im kalten Luftrevier,
Das Tal in Nebelſchleiern, —
Mein Herz, wie ſteht's in dir?

Die Sommerfäden wiegen
Zerriſſen ſich im Raum;
Mir iſt, als ſäh' ich fliegen
Von einſt den eignen Traum.

Die Schwalben mußten wandern
Und all mein Hoffen auch,
Verblaßt iſt mit dem andern
Mein Grün im Windeshauch.

II.

Natur in ihrer Trauer,
Im Welken und Vergehn,
Ließ mich mit heil'gem Schauer
Ein holdes Rätſel ſehn.

Vereinſamt noch am Strauche
Nur eine Roſe hing,
Ein Spätling, deſſen Hauche
Ein duft'ger Zauberring.

Sie trotzt dem rauhen Wetter
Und hütet, lenzgeweiht,
Im Rahmen weicher Blätter
Die ganze Roſenzeit.

Vergeſſen an der Hecke
Noch eine Traube hing,
Die in dem Blattverſtecke
Dem Keltertod entging.

Im Froſt noch birgt die Schale
Voll Würz' und Süßigkeit
Die Glut vom Sommerſtrahle,
Das Gold der Sonnenzeit.

Was ich da außen ſehe,
Wie iſt's dem innen gleich!
Mir wird davon ſo wehe,
So wonnevoll zugleich.

Mein Herz, du teilſt die Loſe,
Haſt Nebel, Froſt und Dorn,
Haſt deine letzte Roſe
Und deinen Feuerborn.

Daß auch dein Lenz nicht fehle,
Erwacht mein Jugendlied,
Auf dem die ganze Seele
Zu ihr, zu ihr nur zieht.

Begegnung.

Verſchloſſen willſt du's tragen,
Du willſt es nie ihr ſagen,
Wovon dein Herz ſo wund;

Sie wird ja nie dein eigen,
Drum hüte männlich Schweigen
Den Hort im Seelengrund.

Doch da vernimmt dein Lauschen
Leis ihres Kleides Rauschen,
Den Schritt, dir wohlbekannt,
Dies leichtbeschwingte Schreiten,
Wie Feen im Mondlicht gleiten,
Bis selbst sie vor dir stand.

Die Brust wird dir so enge,
Der Atem stockt, es dränge
Heraus kein Wörtchen klein;
Mit Schauern, die beglücken,
Mit Gluten, die erquicken,
Durchfiebert's dein Gebein.

Es will das Knie sich beugen,
Von ihrem Wert zu zeugen,
Zu huld'gen ihrer Macht;
Die Arme möchten fliegen,
Den Liebreiz zu umschmiegen,
Doch hältst du strenge Wacht.

Wie deine Augen leuchten,
Dann wieder mild sich feuchten,
Wie dir die Wange glüht!
Das Herz muß hörbar schlagen;
Wie sich die Pulse jagen,
Wie's durch die Adern sprüht!

Ein Aufschrei aller Sinne
Verrät die stille Minne,
Gibt dein Geheimnis kund;
Und reden solche Zeugen,
Dann spricht mit seinem Schweigen
Viel lauter noch dein Mund.

Kopf und Herz.

Ihr einer Mutter Sproſſen,
Gefährten eines Seins,
Desſelben Heims Genoſſen,
Ei, werdet ihr nie eins?

Du Kopf, der von den Zinnen
Die Wacht und Umſchau hält,
Du Herz, dem traulich innen
Ein Stüblein warm beſtellt?

Es ſpinnt im obern Raume
Der Grübler und Prophet,
Und unten ſingt im Traume
Der Schwärmer und Poet.

Dem unten wird's zu enge,
Gern ſprengt' er Deck' und Wand,
Ein Stern im Lichtgedränge
Hält ſeinen Blick gebannt.

Er kann das Aug' nicht wenden
Von dieſem einen Stern,
Er langte mit den Händen
Zu ſich den hellen gern.

Der oben ſieht die Zeichen
Und mahnt mit ſtrengem Sinn:
„Was nie du kannſt erreichen,
Du Tor, laß fahren hin!“

Der Spruch ſei hoch zu loben,
Das Bürſchlein unten ſchwor,
Sein Blick doch blieb erhoben
Zum Sternlein nach wie vor.

Das nimmt der Pred'ger übel
Und gießt herab im Groll
Auf jenen einen Kübel
Der derbſten Weisheit voll.

Der unten ſcheut die Lauge
Und duckt den Lockenſchopf,
Den Stern doch feſt im Auge;
Das Herz hat ſeinen Kopf.

Der oben muß verzagen;
Er teilt wohl gar den Schmerz?
Mir iſt, ich hör' ihn ſagen:
Der Kopf hat auch ein Herz.

Magie.

Es hat ein Stern geleuchtet
In kalte dunkle Nacht;
Da ſprühten Funken und Flammen,
Die ſchlugen zur Lohe zuſammen,
Zum feurigſten Brand entfacht.

Es iſt ein Hauch geflogen
Warm über verödetes Feld;
Aufs neu begann es zu lenzen,
Aufblühte in Blumen und Kränzen,
In Duft und Wonne die Welt.

Es iſt ein Ton erklungen,
So innig, ſo raſch und bang;
In Liedern begann es zu ſchwellen
Von Nachtigallen und Quellen,
Nie hört' ich ſo lieblichen Klang!

Ein Roſenblatt iſt gefallen
In einen Alpenſee;
Sein Spiegel begann zu wallen,
Die kochenden Wellen zu ballen
Im Sturme ſo wild und jäh.

Dies alles hab' ich erfahren
In meiner ſeligſten Stund',
Als ſich zwei rote Lippen,
Ach, nur zu flüchtigem Nippen,
Gelegt an meinen Mund.

Dahin!

Seit du dich von mir gewendet,
Weiß ich erſt, was du mir warſt;
All der holde Zauber endet,
Und der Wunderring zerbarſt.

Als des Hauſes gute Stunde
Kamſt und gingſt du ein und aus,
Fröhlich Wort auf heitrem Munde
Führteſt du das Glück ins Haus.

Wie der Lichtſtrahl kamſt du, Holde,
Der nur leuchten, wärmen mag,
Daß von ſeinem klaren Golde
Heller noch der hellſte Tag;

Wie das Mondlicht kamſt du, Süße,
Das nur zu verklären ſtrebt
Und die lichten Silbergrüße
Still in dunkle Stunden webt;

Wie ein Lenzhauch, mit Entzücken
Füllend Fluren und Gemüt,
Der nicht prahlt: ich will beglücken!
Der nur kommt — und alles blüht! — —

Was der Götter Gunſt verſchwendet,
Kenn' ich jetzt, des Glückes bar;
Seit ſie ſich von mir gewendet,
Weiß ich erſt, was ſie mir war!

Verloren!

Ihres Herzens heil'ge Zelle,
Ihres Blickes lichter Stern,
Ihres Wortes muntre Welle,
Mir verloren, fremd und fern!

Wißt ihr, wie jetzt dem zumute,
Der vom Nordpoleis umfaßt,
Einſt doch unter Palmen ruhte
Als des Tropenhimmels Gaſt?

Könnt ihr deſſen Leid ermeſſen,
Der jetzt lechzt im Wüſtenſand,
Einſt an Quellen doch geſeſſen
In dem grünſten Alpenland?

Könnt ihr fühlen wie der Blinde,
Den einſt Gottes Welt entzückt,
Wenn die mitternächt'ge Binde
Jetzt ſein lichtlos Auge drückt?

Oder wie der Töne Meiſter,
Den einſt Wohllaut nur umfloß,
Als der tückiſchſte der Geiſter
Ihm der Tonwelt Pforten ſchloß?

Dann zu ahnen mögt ihr wähnen
Des verwaiſten Herzens Leid,
Sein Erinnern, troſtlos Sehnen,
Seine Todeseinſamkeit.

Schließt in eine eh'rne Klammer
Allen Schmerz zuſammen ein,
Es erreicht nicht ſeinen Jammer,
Es umfaßt nicht ſeine Pein.

Weiße Roſe.

Du herrlichſte aller, o weiße Roſe,
Du zarte und reine, du makelloſe,
Die taugeſchmückt, im Schneegewand,
Am Morgenſtrahl zum Blühn erſtand,
Du bebſt, weil ein Hauch dich ſchon entſtellt,
Dir im Berühren die Krone zerfällt;
Es blüht ja ſo ſchön, ſo hold, ſo rein
Nur eine, die heiligſte Stunde im Sein.

In ſolcher Stunde, die raſch entfloh,
Mich deucht, ſah ich dich ſchon irgendwo;
Doch damals umfloß dein lieblich Haupt,
Von grünen Myrtenreiſern umlaubt,

Ein Schleier von Spitzen aus Brabant;
Das blendend weiße Atlasgewand
Umschlang des Leibes magdlichen Bau,
Auch sah ich etwas blinken wie Tau;
Du knietest vor einem schmucken Altar,
Den Segen sprach ein Mann im Talar,
Es flammte von Kerzen und goldenen Ringen
Und über dir fächelten Seraphschwingen.
Die Stunde war's, die so heilig und hehr
Nur einmal kommt und dann nicht mehr,
Uns andern, wie dir, du makellose,
Drum herrlichste aller, o weiße Rose.

Knospen.

Sonnenglanz und Rosenduft,
Nachtigallgeschmetter!
Doch verirrt in Frühlingsluft
Flattern dürre Blätter.

Haben an den Zweigen lieb
Noch vom Herbst gehalten,
Doch der jungen Knospen Trieb
Drängt vom Platz die alten.

Junges Volk bei Tanz und Spiel
Jauchzt in grünen Hagen,
Doch ich seh' auch ihrer viel
Trauerflöre tragen

Denn wie hier in Frühlingsluft
Welke Blätter stieben,
Sah ihr eigner Lenz zur Gruft
Welken teure Lieben.

Knospen sind sie selber auch!
Ohn' es selbst zu ahnen,
Drängen sie nach Knospenbrauch
Welkes aus den Bahnen.

Daß ihr eigner Lebensmai
Oben ſich entfalte,
Daß er blüh' und klinge frei,
Muß hinab das Alte!

Und wie dürren Laubes dringt
Mir durchs Mark ein Kniſtern,
Zu der Seele Tiefen ringt
Sein unheimlich Flüſtern;

Rings von Knoſpen weich und ſacht
Fühl' ich leiſes Drängen;
„Lebewohl!“ und „Raum gemacht!“
Tönt's aus Lenzgeſängen.

Sonnenglanz und Roſenduft!
Nachtigallgeſchmetter!
Und in ſolcher Frühlingsluft
Irre dürre Blätter!

Ja, mein Los iſt ihrem gleich,
Da wir erdwärts ſinken
Während ringsum freudenreich
Neue Lenze winken.

Sei ihr Troſt der meine auch:
Daß im Niederwallen
Wir gewiegt vom Frühlingshauch
Nur in Blüten fallen!

Zeitklänge.

Ein Rätsel vom Zaren.

1848.

Dans les grandes choses les hommes se montrent, comme il leur convient de se montrer, dans les petites ils se montrent comme ils sont.

Chamfort.

Ein seltsam unerschöpflich Schatzkästlein
Besitzt der Zar; man nennt es sonst Ural;
Er faßt mit sichrer Hand und kluger Wahl
Was jeden lockt, aus dem granitnen Schrein:
Platin und Silber, Edelstein und Gold,
Denn guten Diensten frommt auch guter Sold.
Die Kette kann ein Kranz sein erzgegossen,
Der Kranz ein Kettenring aus Blütensprossen;
Der Zar, indem er kränzt, weiß auch zu ketten,
Und Kreuze, Münzen, Tuladosen retten
Des Zaubrers Ehren, und vor allen mächtig
Der magische Vasenbau aus Malachit!
Wie des Versuchers Worte gleißend tritt
Des Nordens Kunstwerk, kalt und glatt und prächtig
Zum vielversuchten Kanzlergreis in Wien,
In Ludwigs Schloß, zum Schwager in Berlin,
Zur anmutreichen Britenmajestät.
Wer wüßte mit so guter Wahl zu schenken?
Dort prunkt das malachitne Angedenken
Ein Spiegel blank, drin euer Bild ihr seht;
So mildes Grün so zähem Stoff vereint,
Daß die Erinnrung selbst verkörpert scheint;
Des Erzes Wucht zu schlanker Form beschwingt,
Wie schweres Leid zu leichtem Hauch sie bringt;
Der grüne Schmelz voll Adern, wie in hellen
Erinnrungsbildern dunkle Schattenstellen. —
Daß von Bewunderung ihr ganz entflammt,
Werft eure Blicke nach den Arbeitstätten,
In Urals Schachte, draus das Kunstwerk stammt:

Seht, Künſtlerhände ſchufen's, die in Ketten!
Des Kaukaſus', der Stepp' und Polens Söhne
Begeiſtert Meiſter Zar dort für das Schöne.

Es hat der Wind, der Lüfte freier Sohn,
Der ungehemmt in Wäldern und Gehegen
Sich Laub und Blumen pflückt zu Kranz und Kron'
Und kindiſch dann verſtreut auf ſeinen Wegen,
Es hat der Wind in noch nicht fernen Tagen
Ein Zeitungsblatt nach dem Ural verſchlagen,
Und der Gefangnen einer hat's gefunden
Und lieſt's den Brüdern vor in Mußeſtunden:

„Vernehmt ein Beiſpiel von des Zaren Güte!
Es lenkt ins Schloßportal am Newaſtrand
Ein Reiſewagen mit dem Sechsgeſpann;
Heimführt der Zarewitſch — den Gott behüte! —
Die Braut, ein Fürſtenkind aus deutſchem Land.
Nun ſie die Marmortreppe ſteigt hinan,
Beſchleicht ihr Herz Weh der Verlaſſenheit,
Fremd alles hier, die Heimat weit, ſo weit!
Erinnrung hat das deutſche Blut beflogen
Der Lieben in der Heimat rückgelaſſen
Als durchs Spalier ſie goldbetreßter Maſſen,
Feinſchlitz'ger Augen, ſtumpfer Naſen zogen.
Beugt alle Rücken krumm die Laſt der Treſſen?
Treuherz'ger Mienen denkt ſie ihrer Heſſen,
Jolis des Hündleins ſelbſt! Hier wär's zur Stunde
Der treuſte, doch nicht hündiſchſte der Hunde.
Da naht der Zar. Er führt, galant wie immer,
Die Schwiegertochter in ihr Wohngemach.
Wie ward ihr da! Das iſt dasſelbe Zimmer,
Das ſie im Elternhaus verlaſſen kaum!
Da fehlt kein Möbelſtück, kein Bild, kein Fach!
Dieſelbe Prachttapete ſchmückt den Raum,
Dieſelben Bilder zieren rings die Wände,
Im Rahmen dort das Bildwerk ihrer Hände
Halb fertig erſt, geſtört vom Hochzeittraum;
Hier kunſtgeſchnitzt die Mahagoniſtelle,

Modernstem Götzendienst ein Hausaltar,
Noch stehn die Götzlein in altgot'scher Zelle,
Die Rokokofigürchen blank und niedlich,
In Eintracht noch von Porzellan das Paar
Chines' und Gattin nickend unermüdlich;
Der Heimat Blumen dort in bunter Frische
Entgegenduftend ihr vom Blumentische,
Des Lieblingsdichters Liederbuch daneben,
Dort seine Büste in der grünen Nische
Von rankenden Kobän und Efeureben,
Ja alles rings wie in der Heimat eben,
Das Silberglöcklein auf dem Tisch sogar!
„Ob hell sein Klang geblieben?" frug der Zar,
Und prüfend schellt jetzt der Prinzessin Hand,
Aufspringt die Tür, es stürzt herein die Schar
Der alten Diener aus dem Hessenland,
Vom Marschall, der ihr dient' an Vaters Hofe,
Bis zu dem Musterbild der deutschen Zofe,
Joli bellt wedelnd durch die Menge dringend,
Vor Lust empor an seiner Herrin springend.
Da hat ein süßes Weh ihr Herz bezwungen,
Und Tränen sprechen, wo gelähmt die Zungen." —

Der Leser schwieg. Da sprach ein Gramgefährte:
„Wie fand solch Zartgefühl und jene Härte,
Die uns verdarb, in einem Herzen Stätte?
Mit Milde hat Zar Nikolaj, ich wette,
Auch in die Schellen unsres Arms gelegt
Die Wunderkraft, die jenes Glöcklein trägt;
Laßt einmal proben uns den Klang der Kette!"
Sie rasseln mit den Ketten, — seltsam Läuten!
Doch, traun, es wirkt! Aus dunkler Dämmrung schreiten
Hervor der Heimat Bilder wahr und licht,
Bekannte Städte, Täler, Ströme, Straßen,
Manch süßer Blick, manch teures Angesicht
Die Lieben all', die sie dort rückgelassen! — —
Trost der Gefangnen, milde Zarenspende!
Ihr Antlitz senken all' in ihre Hände,

Es hat ein herbes Weh ihr Herz bezwungen,
Und Tränen sprechen, wo gelähmt die Zungen.

Eine Jahresfeier.

Am 29. November 1844.

Man hat einmal, besonders in Deutschland, für Polen geschwärmt ... Man sah das Unglück eines Volkes und vergaß die Ursachen, die es herbeigeführt. Neue freie Presse.

Amis, entendez les cloches,
Qui par leurs sons gémissans
Nous font de bruyans reproches!
Béranger.

Durchbohrt von Russenspeeren, Preußenblei,
Fiel einst Kosciuszko mit dem Schmerzensschrei
Auf bleichem Mund: Finis Poloniae!
Sein hoffend Volk doch rief im herbsten Weh:
Nein! Noch kann Polen nicht verloren sein!
Nein! rief der heut'ge Tag vor langen Jahren,
Nein! jauchzten Polens junge Heldenscharen,
Aus tausend Feuerröhren sang es: Nein!

Aufs neu' in Warschau rief's der Zwietracht Hyder
Kanonen und Ukase hallten's wider
Im Donnerchor: Finis Poloniae!
Nein! knirschten die versprengten Polenscharen,
Nein! zürnten wir, vertraut mit ihrem Weh,
Als unser Land sie sah ins Elend fahren.

Paris, du Märchenwelt im Alltagsschimmer,
Du nahmst sie auf, du wardst der Tempelhort,
Der flücht'ge Schätze birgt aus Süd und Nord,
Zerrißne Volkspaniere, Kronentrümmer;
Du wardst die Retterin aus Sturmesfluten,
Die Arche, deren sichern Raum betreten
Gestürzte Zwingherrn, neuer Zeit Propheten,
Wie dort einst Lamm und Leu beisammen ruhten;
O laß bei dieses Tages Morgengrauen
Das Pilgervolk im Festgewand mich schauen!

Horch, von Saint Roch bekannte Glockentöne!
Ein Totenamt! In Trauerkleidern prangen
Der Prieſter und verbannte Polenſöhne,
Altar und Wand mit ſchwarzem Tuch umhangen.
O ſchöne Feier! Geiſterhände legen
Auf der Lebend'gen Häupter ihren Segen;
Ein Brudergruß, ein Bundeskuß, entboten
Von den Gefallenen in Polens Schlachten
Und von den Geiſtern der Lebendigtoten,
Die am Ural und in Sibirien ſchmachten!
Doch nicht vollzählig dünkt mich die Gemeine,
Der ragenden Geſtalten fehlt manch eine.
„Wer nicht mit uns, des können wir entraten;
Wir ſind des Volkes Herz: die Moderaten!“ —

Und horch, den Seineſtrom herüber gleitet
Noch Glockenklang! Dem Ruf gehorſam ſchreitet
Ein Polenzug, den Flor um Hut und Herzen;
Bei Saint Germain glühn ſeine Trauerkerzen.
Will Glaubenszwiſt euch in zwei Kirchen ſpalten,
Daß ihr nicht mögt zu euren Brüdern halten?
„Was jene ſä'n, das ſind nicht unſre Saaten!
Wir ſind des Volkes Arm, die Demokraten!“ —

Und wieder horch! es ruft die Kathedrale
Ihr Glockenwort! Karoſſen mit Lakaien
Und Wappenprunk am gotiſchen Portale,
Drin feine Herrn und Damen ſchön wie Feien.
Auch Polen hier in dieſes Münſters Halle!
Fand bei den Brüdern ſich nicht Raum für alle?
„Wir wandeln nicht den Pfad, den jene traten,
Wir ſind des Volkes Haupt, Ariſtokraten!“ —

Weh, daß ihr dieſes Zucken, dieſes Beben
Zerhauner Schlangenglieder nennt ein Leben!
Daß nimmermehr die Glut von Schmerz und Nöten
Solch herrliches Metall in eins kann löten!
Drei Glocken eurer Andacht ſelbſt, drei Hallen:
O Bild des Heimatlands dreifach zerfallen!

Drei Fürsten teilten dies, — ihr tut noch schlimmer:
Ihr teilt und schlagt den Herrgott schier in Trümmer!

Am Dom vorbei schwebt, ungesehn vom Trosse,
Ein Reitersmann auf schwarzem Geisterrosse;
Säh' ihn ein Polenaug', er wär' erkannt!
Die Züge streng, altfränkisch sein Gewand,
Der Blick voll Trauer, grau sein Lockenhaar;
Die Falten eines Bauernmantels fließen
Um blanke Waffen, die noch Blitze schießen.
Auf seiner Faust sitzt Polens weißer Aar,
Wie Königsfalken auf dem Jägerarme,
Gesenkten Hauptes doch, in tiefem Harme.

Kosciuszko ist's! — Jetzt bricht der Held das Schweigen
Und schwingt die Hand und läßt den Vogel steigen:
„O diese Freien werden dich nicht retten!
Flieg' auf, und suche Retter, die in Ketten!
Zieh über Warschaus Türme deinen Reigen,
Frag in der Krone Polen alten Ländern
Die Fesselträger hinter Kerkerpforten
Und die Gefangnen auch in seidnen Bändern,
In goldnen Ketten und in Schmeichelworten!
Ins Schreckenland von Eis dein Flügel wehe,
Und in die Gruben, in die Wüsten spähe!
Und schmiedet dort in eins dasselbe Erz
Nur Polenhände, nicht das Polenherz,
Dann fahre wohl! Erfüllt ist alles Weh
Des Schmerzenrufs: Finis Poloniae!"

Drei Walhalla Nichtgenossen.

1846.

— — Dann wird der Bauerfürst seinen Wappenschild daran aufhängen und niemand wissen, was es zu bedeuten hat.
Grimm, deutsche Sagen.

O deutscher Ruhm, wärst du die Glocke rein,
Am Turm der Eintracht hängend hoch im Frein,
Glückselige Hand, die diese Glocke rührt!
O deutsche Kunst, wärst du die Muse frei,

Dein schöner Leib entstellt nicht von Livrei,
Von Banden deine Flügel nicht umschnürt!

Die deutsche Kunst hat jüngst am deutschen Strom
Dem deutschen Ruhm gebaut den griech'schen Dom,
Walhalla! Große Tote hat gesellig
Ein deutscher Fürst ins Haus am Stauf geladen,
Des Marmorsäulen jetzt im Mondlicht baden
Und sich im Strome spiegeln selbstgefällig;
Kein Schmeichler ist der Strom, im Spiegel schimmert
Der stolze Bau zerschwankend und zertrümmert. —
Wer deutsche Größen richtend wägt und mißt,
Des Herz sei groß und stark, wie Deutschland ist,
Den Strahlenkranz des Ruhmes zu ertragen
Auch jener Größen, die ihm Wunden schlagen!

Ha, Mitternacht! Fernher verhallen träge
Vom Turm der alten Stadt zwölf Glockenschläge.
In langem Zug gespenstig, feierlich
Empor die breiten Tempelstufen schreiten
Des Fürsten Gäste, Trachten aller Zeiten;
Die einen strecken, andre bücken sich,
Daß Kleinheit dreist zur Größe sich bequeme,
Daß höhrer Wuchs die Niedern nicht beschäme.
Der Zug ist eingetreten in die Hallen
Und rasselnd sind die Pforten zugefallen.

Vorm Tor drei Männer blieben, ausgeschlossen:
Wer rief sie her, wenn sie nicht Ruhmgenossen?

Der Erste ist ein Mönch, aufrecht von Gang,
Breitschultrig, kerngesund, von ehrnen Knochen,
Ein Recke, der zum Mummenschanz gekrochen
Ins Klosterkleid; er trägt es wohl nicht lang.
Erstarkt zum Waffenspiel schwingt seine Hand
Die Bibel wie ein Schwert, hält sie umfahn
Wie ein Panier, auf dessen Fahnenband
Sein Spruch: „Das Wort sie sollen lassen stahn!"
Mit seinem Buche schlägt er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:

„Die schlimmsten Ketten, die mein Volk getragen,
Wahnglaubens Ketten hab' ich stolz zerschlagen.
Dreiköpf'gen Höllendrachen kühn zertreten,
Der sich in dreifach Kronenband vermummt,
Dem deutschen Wort, dem Seraph gramverstummt,
Löst' ich die Zung' und lehrt' ihn singen, beten
Und reden treu die Sprache der Propheten.
Nur halbes Ernten gab der reiche Same,
Zerspalten hat mein Volk der Streit um Garben,
Der Riß ging durch mein Herz, noch trägt's die Narben!
Tut auf! Martinus Luther ist mein Name!"

Der Zweite ist ein Fürst im Kronenglanz,
Durch seine Adern rollt gemischtes Blut,
Die Zäheit Habsburgs und französ'sche Glut,
Das große Herz jedoch blieb deutsch und ganz.
Mit seinem Zepter klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:
„Was jener Mönch begann, wollt' ich vollenden
Und selbst beginnen, was er noch nicht ahnte;
Manch Wundmal noch an alte Ketten mahnte,
Ich wollt' es heilen mit barmherz'gen Händen.
Wie Christ hab' ich vom Kreuze meiner Throne
Gepredigt Duldung, daß die Spaltung weiche;
Geweckt die Toten, des Gedankens Leiche,
Und ihn bestellt zum Hüter meiner Krone
Und ihn zum Herold deutschen Ruhms berufen;
Den Pflug, den ältsten Siegeswagen, lenkte
Befreit, bekränzt, ich durch des Landmanns Hufen,
Drauf gern ein volles Segensmeer ich senkte.
O klein und schwach Gefäß, durch das ich's leite,
O kurzes Leben, ich erfuhr's mit Schmerzen!
Tut auf! Ich bin genannt Joseph der Zweite,
Der Erste doch in meines Volkes Herzen!"

Ein Bauer ist der Dritte, derb und feist,
Gutmüt'gen Mund von schwarzem Bart umkreist,
Die Büchse auf sein Lodenwams geladen;
Säh man ihn so vor sich, man glaubte dreist

Sein Wert und größt' Verdienſt lieg' in den Waden.
Doch trägt ein Banner er, ich kenn' es wohl,
Das iſt der Felſenadler von Tirol.
Mit ſeinem Kolben klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen ſich in ſolchen Worten:
„Sah ich nicht dort die Rütlimänner gehn?
Ich tat wie ſie, bei ihnen will ich ſtehn!
Ich bin kein beßrer Mann als alle andern,
Doch einer muß für alle Brüder wandern;
So wird ein ſchlichter Stein Schlußſtein der Halle,
Ein einfach Blatt zum Wipfel über alle.
Kein einzler komm' ich, nein, ein Heldentauſend
Ein Heer von Männern, angeſchwollen brauſend,
Das rettend in ſein Felſenſchloß getragen
Den deutſchen Ruhm in ſchmachvoll düſtern Tagen,
Und leuchtend ihn bewahrt in Ungewittern,
Als Deutſchlands Odem nur ein knechtiſch Zittern.
Hat unſer Rohr manch' Deutſchen hingebrannt,
Was trug der Schelm franzöſiſch Knechtgewand!
Wie hier ich ſteh', ſtand ich auf Mantuas Walle
Und bot dem Blei die Bruſt, einer für alle.
Tut auf! Es pocht Tirol, das Heldenland,
Statt aller einer nur, der Wirt vom Sand!"

Unſern ragt ein Gerüſt von ſeltnem Bau,
Ein Richtmaß ſcheint's, Rekrutenwuchs zu proben;
Der Pfahl trägt Landesfarben weiß und blau
Und Aufſchrift gotiſch auf der Tafel oben:
„Allhier Walhallagrößen ſeiend Meſſung,
Doch bojuvarſchen Maßſtabs Nichtvergeſſung!"

Es winkt ein Mann, gutdeutſch genannt Gendarm,
Den Drei'n, zu treten an des Maßſtabs Arm.
Der Ordensmann will, ein beſcheidner Weiſer,
Den Vortritt gönnen gern dem großen Kaiſer;
„Ecclesia praecedit!" ſpricht galant
Der Fürſt, ihm freundlich winkend an den Stand.

Ans Maß tritt Luther; ha, es wankt dem Schritt,
Doch eine Stimme ruft: „Zu groß, zu groß!“
Die Pforte fest in Riegel ruht und Schloß.
Da kehrt der Mönch gen Nord mit festem Schritt:
„Lebt wohl! Gen Wittenberg zur Grabeszelle,
Für die ich klein genug, will heim ich kehren,
Und meditieren in Gedankenhelle,
Und beten heiß für meines Volkes Ehren.“

Ans Maß Josephus jetzt, der Kaiser, tritt,
Doch eine Stimme ruft: „Zu fein, zu klein!“
Da lenkt der Kaiser ostwärts seinen Schritt;
„Für Völkergröße, traun, macht' ich mich klein.
Lebt wohl! Zu Wien, in meines Volkes Mitten
Die Klostergruft will ich mit Heimweh grüßen,
Und wieder ruhn zu meiner Mutter Füßen,
Lauschend, wie sie mir jetzt im Bild abbitten.“

Dem Maß beugt Hofer nun sein starr Genick,
Doch eine Stimme ruft: „Zu dick, zu dick!“
Da kehrt der Sandwirt um auf Südens Wegen;
„Schier etwas dick war's, doch nicht dick genug,
Die Feind' und Gleißner alle wegzufegen!
Dick aufgetragne Farben: Felsenflug
Und Pulvernebel, Hiebe, Kugelregen!
Ade! Aufs neu' bezieh' ich heimatfroh
Mein alt Quartier: „Derzeit unwissend wo.“

Die Vorigen, — weniger einen.

1849.

„Hie stehe ich, ich kann nicht anders
Gott helfe mir, Amen.“
M. Luther in Worms.

Es war im krausen Jahr vierzig und acht,
Das jenes Riesenfeuer angefacht,
Draus sich der Phönix Deutschland schwingen sollte;
Doch wie die Lohe stieg, die Windsbraut grollte,
Die Läuterung, sie wollte noch nicht kommen,

Drob manches Herz, auch meines, tief beklommen.
Ein Riesensturm, — der Straßenstaub nur hasche?
Ein Weltenbrand, — und all sein Rest nur Asche? —

So vor mich sinnend war ich eingetreten
Im Dom der Helden, Weisen und Poeten.
Der Marmorboden glänzte blank und helle,
Ein glattes Spiegelmeer, das zu befahren
Ein stattlich Schiffsgeschwader an der Schwelle
Vor Anker lag für die profanen Scharen;
Pantoffel, Filzschuh, Wollgalloschen schienen
Fregatt' und Slup hier, Brigg und Brigantinen;
Der deutschen Flotte mocht' ich hoffend denken,
— Jetzt müßt' in Wehmut ich das Auge senken. —
Mein Boot bestieg auch ich, wie's anbefohlen,
Behutsam steuert ich dahin und grüßte
Bekannte Häupter rings auf den Konsolen;
Vertraut schien mir zu nicken manche Büste,
Befeuernd, tröstend floß aus Marmormunde
Noch manch unsterblich Wort, manch heil'ge Kunde.

Da plötzlich hielt das Auge mir gefangen
Ein Bildnis, nicht erhofft in dieser Runde,
Ein Antlitz, drauf der Mönch und Krieger rangen,
Prophetenstirne bei des Schalkes Wangen.
Ich rief in Lust: „Willkommen, Gottwillkommen!
Ei, Doktor Martin, Fröhlichster der Frommen,
Als ich hierher vor Jahren kam im Wandern
Da irrtet Ihr noch vor dem Tor mit andern,
Doch wann? und wie? und welche der Walküren
Hat es gewagt, Euch in dies Haus zu führen?"

Da strich's um die olymp'sche Lutherstirne
Wie heitres Lächeln und wie milde Trauer,
Gleichwie im Wechselspiel am Alpenfirne
Bald Sonnenblicke ziehn, bald Regenschauer;
Und also ließ vernehmen sich die Stimme:
„Es war zur Zeit, als schon in schwächerm Grimme
Der Winter rang mit ersten Frühlingslüften,

Da hört' ich donnernd über unſern Grüften
Durch Deutſchland hin ein Hochgewitter rollen,
Geſang und Schwertgeklirr, Gejauchz' und Grollen:
Des Rotbarts Stunde, dacht' ich, ſei gekommen;
Von Heimatdrang fühlt' ich mein Herz entglommen.
Da ſchritt ich zu Walhallas Heiligtume,
Am Bild von deutſcher Größe, deutſchem Ruhme
Die bange Seele wieder aufzurichten.
Mein ſtolzes Hoffen ließ ſich ſchwer vernichten,
Denn ich erſah im Heimatland der Eichen
Schon hier und dort erblühn manch tröſtlich Zeichen;
Auch wo ich ſchritt, im ſchönen Bayerlande,
Geſprengt der Dunkelmänner heil'ge Bande,
Die herrſchend hier nur ultra montes ſpähte,
Bis ſie ein Montezhauch vom Seſſel wehte.
Ein tanzend Weiblein hat mit ſeinen Sohlen
Vom Königsdach gefegt die Kirchturmsdohlen; —
Nicht immer war ein blanker Seraphdegen
Die Bahn des Herrn zu ſäubern auserleſen,
Bisweilen muß, Unſaubres wegzufegen,
Ihm dienen auch ein minder edler Beſen. — —
So ſtand ich jede Nacht vor der Walhalle
Erwartend, daß der Held hernieder walle.
Umſonſt, umſonſt! — Sieh, dort von dem Geſtelle
Hohnlächelt noch der bärt'ge Altgeſelle, —
Er kam nicht! — Doch indes ich ſtand zu lauſchen,
Urplötzlich mir zur Seite ging ein Rauſchen,
Ein flatternd Kniſtern weicher Seidenbänder,
Die ſüße Zugluft bauſch'ger Fraungewänder,
In Rhythmus regten ſich beſchwingte Socken,
An meine Wange ſtreiften üpp'ge Locken,
Mir war's, als ob mich Moſchusduft umwehe
Von Odaliſken- oder Schlangennähe,
Ich war berauſcht und doch zu Tod erſchrocken!
Zwei Feueraugen, ſchwarz und glüh' wie Kohlen,
Fühlt' ich ins Aug' mir brennen und zugleich
Die Hand erfaßt von einer Hand ſo weich,
So rund, daß ich ſie drücken mußt' verſtohlen!

In Andaluſiens Lauten hört' ich's girren,
So ſüß und traut, ſelbſt Marmelſtein zu kirren;
Das zog ſo lind, doch kräftig wie Magnet,
Ein Säulenheil'ger, wer da widerſteht!
Mir war ſo wohl und doch nicht recht geheuer,
Mich lockt' und ſchreckt' das holde Abenteuer,
Noch zagt' ich, denken mußt' ich an Frau Käthe;
Doch einer Reitergerte drohend Pfeifen,
Ein Ruck, der faſt mein Armgelenk verdrehte,
Ließ mich die fremden Klänge ſchnell begreifen:
Der Tanzwalküre folgend ſummt' ich heiter
Mein Lied: „Wer nicht liebt Wein, Weib" und ſo weiter.
An ihrer Hand ſchritt ich die finſtern Stege,
Auf ihrem Fittich bin ich mitgeflogen,
Bei Nacht und Nebel bin ich eingezogen
Gedenkend: Dunkel ſind des Herren Wege!
Hie ſteh' ich! Aber kommen einſt die andern,
Dann ſpart mit Kränzen nicht und Fahnenſchwingen!
Bei Mörſerdonner und bei Glockenklingen
Laßt ſie herein im Licht des Tages wandern!"

Eine Hexengeſchichte.

1847.

wanne swaz geoffinbaret sal werden in der sele, daz offinbaret sich in bilden.
Hermann von Fritzlar.

Ich lieb's, im Bücherſtaub aus alten Tagen
Den Rätſeln jüngſter Tage nachzufragen.
Bunt ziehn durchs Zeitgewebe Tatenfäden,
Doch wer entwirrt Beginn und End' für jeden?
Das Bäumlein, das der Ahn mit Sorgfalt zog,
Streut in den Schoß erſt Enkeln Blüt' und Frucht;
Im Staube lag der Kieſel, deſſen Wucht
Aus Rieſenhaupt aus Hirtenſchleuder flog;
Schon hängt der Stern am Himmel unbeachtet,
Der andern einſt erhellt, was uns umnachtet;
Und ſchwarz vermummt durch unſre Faſtnacht ſchreitet
Ein alt Verhängnis, dem die Larv' entgleitet.

Zu Düren war's. Vorm Hexenvogte ſtand
Ein Mägdlein, einſt des Gottesgartens Preis;
Doch knickt die Kette ſchnell ſolch junges Reis,
Und Blüten ranken ſchlecht an Kerkerwand.
„Bekenne!“ mahnt aufs neu des Vogts Geheiß,
„Es kam durch Satansbund, durch Zaubertrug,
Daß, wann Eisblumen rings an allen Scheiben,
Lebend'ge Roſen dir am Fenſter treiben;
Daß Hagelſturm des Nachbars Kohl zerſchlug,
Indes dein Gärtlein ſüße Früchte trug.“
Antwortet drauf die Maid in tiefem Weh:
„Wenn Unſchuld Schuld bekennt, dann wird ſie Schuld!
Der Bann, der frühe Blumen lockt aus Schnee,
Liebvolle Pfleg' iſt's, Herzensungeduld
Und Sehnſucht nach des Lenzes ſüßer Huld.
Doch iſt's der Mißgunſt Brauch, der Ohnmacht Mühn,
Die eigne Fäulnis ſehn in fremdem Blühn;
Das blankſte Tun, das reinſte Saatenkorn,
Sie meint's gedüngt nur von unreinem Born;
Das Reine mag ihr Auge ſchmerzend ſtören,
Drum wird's verhängt mit eignen trüben Flören.
Du aber, meinſt den Herrn ſo ſchwach und träge,
Daß er die Zügel mächt'ger Wolkenroſſe,
Den Donnerkeil, des Hagelſturms Geſchoſſe
In eines Mägdleins ſchwache Hände lege?
Selbſt läſtert, der mich will des Läſterns zeihn!“

Da winkt der Vogt. Die Schergen treten ein;
Von rohen Fäuſten wird das zarte Weib
Gepackt und hingeſchleppt zur blut'gen Kammer,
Denn ums Geſtändnis wirbt beim ſünd'gen Leib
Mit neuer Qual ſinnreich der „Hexenhammer“,
Wie Buben wild zerpflücken Blumenſterne
Zu ſpähen tiefer nach dem innern Kerne.
Ein Raſſeln, dann ein Schrei, der Tote weckt!
Aufſchwebt ihr Leib, bis er in Lüften hängt,
Den Arm in Ketten himmelwärts gezwängt,
Den Fuß von mächt'gem Steingewicht geſtreckt.

Den Vogt ſelbſt graut; er flieht und eilt zum Wein:
„Wenn ſie bekennt, ruft wieder mich herein!“

Stumm in der Schenke unter lauten Gäſten
Nippt er den ſüßen Born vom Allerbeſten.
Er ſchenkt den Becher voll; des Weines Welle
Fließt nieder ſchöngeringelt, goldighelle,
Als ob die Goldflut blonder Locken walle,
Und mahnt ihn an die Maid in blut'ger Halle;
Dann als er nach des Weines Blume ſpürt,
Zur Naſe kennerhaft den Römer führt,
Das ſüße Duften weckt ein Frühlingsahnen,
Der Maid und ihrer Blumen will's ihn mahnen.
Und milder wird ſein Herz. In raſchen Sätzen
Zur Folterkammer ſpringt er, ſie zu retten,
Von fern ſchon rufend: „Löſt Gewicht und Ketten!“ —
Zu ſpät! Der Tod war milder. O Entſetzen:
Den heil'gen Ton hat Menſchenfauſt zerſchlagen,
Den Gott geformt in liebſten Künſtlertagen!

Den Vogt packt Wahnſinn. Toben iſt ſein Trauern,
Zum Greis ergraut er hinter Gittermauern.

Nun wäre ſchier zu Ende die Geſchichte,
Säh' ich nicht zentnerſchwer die Steingewichte
An dir, du edle Maid, Germania, hängen
Und Kettenlaſt auch deine Arme zwängen;
Beim Weine ſitzen deine Vögt' indeſſen,
Wohl ihres Amts und deines Leids vergeſſen,
Jedoch begannen ſie, wie jener endet,
Von Aberwitz und irrem Sinn geblendet.
Mit jener Maid teilſt du Vergehn und Schuld;
Nach früherm Lenzbeginn die Ungeduld,
Die Furcht um alten Patriarchenkohl!
Ein andrer Ausgang wird dir Starken wohl,
Dein Arm iſt Stahl, und du wirſt nicht erliegen,
Wirſt ſchleudern Steingewicht' und Ketten weit; —
Ihr Vögte, löſt die Bande, da es Zeit,
Doch eilt, o eilt, bevor die Steine fliegen!

Vorboten.

März 1848.

Sinne denn selbst, o König auf Rat und hör ihn von andern,
Nicht wird dir verwerflich das Wort sein, welches ich rede.

Ilias.

I.

In kühler Grotte sitzt Merlin und lebt ein selig Lauschen,
Er horcht dem Quell, den Wäldern ab ihr süßgeheimstes Rauschen;
Jetzt bebt er auf: ein graues Wort vertraut die Erd' ihm leise,
Die Vöglein zwitschern's ängstlich fort, aufflatternd irr im Kreise.

Der Blumen Wange färbt es bleich, die tief ins Herz erschrocken,
Der Wolf schleicht zitternd aus der Schluft, die Quellen wimmernd stocken;
Da stürzt Merlin zum Königssaal, verstört, ein finstres Bildnis,
Hoffähig machte die Gefahr sein rauhes Kleid der Wildnis.

Er schleudert in den Wonnebann der Flöten und der Geigen
Das rasche Wort: „Entflieh' wer kann!" — Das löst und sprengt den Reigen;
Die Gäste flohn, jetzt bebt der Grund, mit Krachen stürzt die Halle;
Oft redet auch der treuste Mund mit rauh unsüßem Schalle.

So fliegt, aus grüner Siedelei zur Kaiserburg zu klimmen,
Das waldesfrohe Lied herbei, gewarnt von leisen Stimmen,
Und spricht: „Die Zeichen trügen nicht, vor Abend wird's gewittern,
Bewahre, Herr, dein Haus und dich, wenn Säul' und Balken zittern!"

Vom Söller überblickt der Fürst sein Heer in grünen Reisern,
Der Kampflegionen Donnergang, die Männer schön und eisern,
Der Glieder festgeschloßnen Keil zu ehrnem Guß gequollen,
Wie die Ideen der neuen Zeit, die sie besiegen sollen.

Ein schönes Heer, ein starkes Heer, Geschwader an Geschwadern!
Es beben dem Kartaunenzug verweichlicht rings die Quadern;
Stahlblank und schillernd ringelt sich die erzgeschuppte Schlange
Von Dniester bis zum fernen Po ruckweis' in festem Gange.

Gleich ſchwarzen Schwänen zieht im Strom der Schiffe dunkle Kette,
Wie ſträubendes Gefieder ſtarrt der Bord voll Bajonette,
Der Chor der Schlacht ſchwebt auf der Flut in vollem Stimmenklange:
Die Schwäne ſingen! Manches Ohr lauſcht eignem Grabgeſange.

Dort brauſt im Eiſengleis heran der Wall von Waffenſcharen,
Jetzt tobt's dahin, jetzt dröhnt's vorbei, iſt meilenweit entfahren;
Das war ein guter Stoß des Aars, ein prächtig Flügelrühren,
Des Adlers Kralle ſcheint geſund und weiß das Schwert zu führen.

Doch iſt auch ſo geſund das Herz, der Lenker ſeiner Flüge?
Noch trägt es treu dein Wappenſchild und deine Namenszüge,
Doch frage, Herr, uns Mann für Mann der großen Volksgemeinde:
Ziehn alle Herzen mit dem Heer? Steht manches nicht beim Feinde?

O frag' dein Heer! Der Fahne folgt manch zweifelnd Herz mit Leide,
Treu blieb die Eiſenhand allein, die dir geſchworen Eide;
Verkrüppeln muß des Ruhmes Baum, beſprengt von Bürgerblute,
Den ſchwertgewohnten Mannesarm entnervt die Schergenrute.

Herr, du biſt ſchwach in deiner Kraft, wehrlos in deinen Waffen! —
Dort ſteht ein Greis, den will ſein Geiſt in ferne Zeit entraffen,
Er ſah ein Heer einſt, das geſprengt, feldflüchtig und geſchlagen,
Doch ſtärker blieb als dieſes iſt in ſeines Glanzes Tagen.

Im Jahr des Unglücks war's und Ruhms! Dein Vater ſtand am Fenſter
Vorüber zog es bleich und ſtumm, zähnknirſchende Geſpenſter,
Gedämpften Trommelſchlags, das Haupt gebeugt, in düſtern Rotten,
Barfuß, in Fetzen des Gewands, der Krone Sansculotten.

Ach, ohne Fahnen kehrten ſie, zu denen ſie geſchworen,
Die fern zum Invalidendom ſich irren Flugs verloren;
Tiefſtraurig Volk und Kriegerſchar und wer es nur ſah wallen,
In ſeiner Burg der Kaiſer war der traurigſte von allen.

Doch groß und ſtark war Volk und Heer, wie eines ehrnen Guſſes,
Eins durch das Elend, eines auch im Lodern des Entſchluſſes!
Das Volksherz ſchlug in Kaiſersbruſt, des Kaiſers Herz im Volke,
Elektriſch an den Schwertern brach gelöſt die Donnerwolke.

So ſprich auch du das rechte Wort, das alle Stämme bündet,
Das längſt auf allen Lippen bebt, dir alle Herzen zündet;
Gedörn umrankt Joſephs Panier, das deinem großen Ahne
Im Tod entſank, doch Oeſterreichs Schutzgeiſt bewacht die Fahne.

Erfaß, o Herr, umſchling den Schaft mit neuen friſchen Bändern,
Schreib auf das Banner: „Geiſt iſt Kraft!“ Schwing's über allen Ländern!
In Eins zum Volke ſchmilzt dein Heer im Schmuck der grünen Reiſer,
Dann biſt, wie nie und nimmermehr, du unſer ſtarker Kaiſer!

II.

O Ferdinand, dem's faſt gelang durch Milde zu verſöhnen
Mit deines Namens düſtrem Klang, vererbt den Habsburgſöhnen,
Wie einer grauſen Ahnentat noch ungeſühnte Kunde,
Wie des zerrißnen Vaterlands fortblutend offne Wunde.

So übergroß iſt deine Huld, ſo fremd dem heutg'en Tage,
Als kläng' aus alter Märchenzeit die rührend zarte Sage;
Im Zauberſtrahl der Dichterwelt begegn' ich deinem Bilde,
In einem Land, in einer Zeit, die wie dein Herz ſo milde.

Dort thronſt du im Provencertal, genannt Rene der Gute,
Dem lieblich wie ein Rebenkranz ſein Reich zu Füßen ruhte,
Da ſchmiegt ſich auch ſo rebengleich dein Volk zu deinem Throne
Und gießt ſein goldnes Traubenblut zum Golde deiner Krone.

Geſetze blühn als Blumenſchrift und klingen als Geſänge,
Von Milch und Honig fließt die Triſt, von Wein und Öl die Hänge,
Das Meer ſpült Perlen an den Strand, der Berg treibt Silberblüte,
Als ob dein Herz nur rings im Land fortklänge, ſproßte, glühte!

Dein Zepter iſt ein grüner Zweig, dran weiße Lilien wallen,
Dein Königsmantel blütenweiß wie Schnee, der friſch gefallen;
Der Römer warb im weißen Kleid um Stimmenſieg beim Wählen,
Du Kandidat auf goldnem Thron wirbſt um die Huld der Seelen.

Wohl ſinnen andre auf dem Thron, die Völker zu erdrücken,
Dein Haupt doch ſinnt erfindungsreich, die Herzen zu beglücken;
So wird die Muße dir zum Ruhm, Feſtſpiele deine Kriege,
Und deine Güte Heldentum, Wohltaten deine Siege.

Weil alle Wirklichkeit zu arm für deinen Drang zu helfen,
Verliehen deinem Königsarm Heilkräfte milde Elfen;
Ein offner Kelch ward deine Hand, drein güt'ge Feen gießen
Die Wellen Golds, die dann vom Rand verſchwendriſch überfließen.

Es taumelt der Geſchichte Strom berauſcht durch deine Grenze
Und lallt nur deine Lieder nach und trägt nur deine Kränze;
Wallfahrer ſchickt dir Nord und Süd, die Leidenden und Kranken,
Bis dir, vom Geben, Segnen müd, erſchöpft die Arme ſanken.

Einſt ſchreiben ſie auf deinen Stein und ſchreiben ſchön eintönig
Die Grabſchrift auch den Herzen ein: „Hier ruht der gute König." —
So hat dich fromm ein Dichterherz entrückt in Vorwelträume,
Daß es dich Beſten deines Stammes den Glücklichſten auch träume.

Umſonſt! umſonſt! Ein Wehſchrei tönt empor aus deinem Volke,
Raſch auf den Grund der Gegenwart ſenkt ſich die goldne Wolke;
Da ſpritzt ein Tropfen Bluts auf dich vom fernen Weichſelſtrande,
Der zu gemeinem Königsrot dir färbt die Schneegewande.

Und deinen Thron nicht mehr umſtehn lichtfrohe Feen und Elfen,
Ein leidend Volk nur blieb zu flehn: an dir iſt's, Herr, zu helfen!
Zufriedner iſt's als andre nicht, geduld'ger nur und treuer,
Doch in den Herzen knirſcht ſein Zorn und tobt ſein ſtrafend Feuer.

Leg auf ſein Haupt die Königshand heilkräftig noch zur Stunde,
Senk an ſein Herz dein lauſchend Ohr, da pocht dir ſolche Kunde:
„Ich knirſch im Zorn ob deines Reichs unrühmlichem Verfallen,
Das ragen könnte hoch und ſtark, der Stolz und Preis von allen!

Ich knirsche, weil der Väter Blut, die Wetter der Geschichte
Ich jetzt an deinen Räten seh verloren und zunichte;
Für Größres wahrlich galt der Kampf als für die eine Sippe,
Als für ein alternd Kaiserhaupt und für Cimburgas Lippe.

Hut ab, und sei's ein Königshut! vor diesem Volk, dem edeln,
Das nie das Lieben, doch verlernt das Schmeicheln hat und Wedeln,
Und das sein kostbar Blut nur schätzt nach wahrem Preis und Werte,
Wenn's vom vergeßnen Zahler jetzt voraus den Sold begehrte.

Ich knirsche, weil den Frieden selbst sie zum Vampir erzogen,
Der, wie ein Alp auf unsrer Brust, ihr Mark und Blut entsogen;
Weil statt des eignen Panzergolds Maid Austria zum Reigen
Die Urim-Tumim umgeschnallt, geborgt Hebräereigen;

Weil allzugern den Landesaar zum Kapphahn sie verschnitten,
Weil sie das böse Mausern sind, dran seine Schwing' entglitten;
O des Popanzes, der ein Spott den Vögeln ward und Schnittern,
Und nur herbei die Raben lockt, die werdend Aas schon wittern!

Ich knirsche, weil sie — o der Schmach! — den Laurer vor den Türen,
Den Moskowiter, nun ins Haus als Gast und Helfer führen;
Die Hand die Lebensurnen wahrt, schlägt sie auch leicht zu Scherben,
Ein Volk schafft sein Geschick sich selbst, sonst ist's nur reif zum Sterben!

Ich knirsche, weil sie hinter Schloß und Wand des Richtens pflegen,
Wie Münzer, die im Nachtverlies mit falschen Stempeln prägen;
Mit Ketten droht ihr Strafgericht des Waisenguts Vergeudern,
In goldnen Ketten prunken stolz, die Völkergut verschleudern.

Ich knirsche, weil den Weg zu dir sie deinem Volk vertraten,
Daß Wort allein — o lausch' ihm nur! — dir helfen mag und raten!
Denn Rettung bringt's, die jene nie ergrübelt und erschrieben,
Weil's längst schon weiser ward als sie und ehrlicher geblieben.

Sie laſſen eines Toten Hand das Schwert und Zepter führen,
Drum iſt nur Moderſtaub im Land, Verweſungshauch zu ſpüren;
So taten ſie in kurzer Friſt, was Krieg und Peſt und Sterben
Und Türk' und Korſe nicht vermocht: dein Öſtreich zu verderben." —

O könnt' an Fürſtenmilde noch ein Völkerherz geſunden,
Geneſen wäre ſchon dein Volk und längſt vernarbt die Wunden,
Seit du den Ahnenthron beſtiegſt in lieblichem Geleite:
Die Gnade rechts, Verzeihen links an ſchöner Herzensſeite.

Doch Gnad' iſt wilden Ehbunds Kind; um ſeiner Mutter wegen,
Die Willkür beißt und häßlich blind, bringt auch das Kind nicht Segen.
Ein freigeboren ſtolz Geſchlecht beſieg' der Zeit Gebreſte:
Das offne Wort, das gleiche Recht, die Tat, die raſche, feſte!

Drum ſchare, Herr, um deinen Thron, in deiner Fürſtenhalle
In ſchöner Gliedrung deines Volks Vertreter alle, alle;
Dann weht im Baldachin ob dir ein Säuſeln und ein Mahnen,
Als ſteh' die heil'ge Linde hier, wo einſt getagt die Ahnen.

III.

Zur Möwe ward mein Lied und kommt mit ſchrillem Ruf geflogen,
Ihr Fittich ſtreift unſteten Flugs die noch empörten Wogen,
Durchs Zucken ihres Flatterns geht ein tiefer Zug von Treue,
Dem ſturmbedrohten Schiffe folgt ſie nimmermüd' aufs neue.

Es war ein ſchönes ſtarkes Schiff; jetzt wankt es durch die Klippen,
Unheimlich ächzt und bänglich ſtöhnt's durch Takelwerk und Rippen,
Der ſtolze Namen „Auſtria" ſteht golden am Altane,
Die Wimpel praſſeln windgepeitſcht, wirr flaggt die Kaiſerfahne.

Doch prunkt's mit welken Kränzen noch, die Bord und Maſte krönen;
O werft den Flitter in das Meer, Sturmgötter zu verſöhnen!
Am Schnabel glänzt des Kaiſers Bild, des toten, firnishelle,
Mich dünkt, das alte ſtarre Bild empört noch mehr die Welle.

Im Raum der Sklavenballaſt ſehnt, in Ketten, ſich nach Landung;
Mich dünkt, die Arme wären gut, zu rudern aus der Brandung!
Das Steuer hält ein greiſer Mann, faſt mumienhaft verwittert;
Ihr meint: er ſteure, doch iſt's nur ein Ruck der Hand, die zittert.

Zum Kompaß iſt ſein Haupt gebeugt, als prüf' er Wind' und Richtung,
Doch ſchlief er ein, ihn ſelbſt beſiegt Erſchöpfung und Vernichtung.

O armes Schiff, wer führe dich im Sturm, dem ungeheuern?
Weh, ſoll nur jener Schmachpilot „das blöde Glück" dich ſteuern!

Vor Schmerz aufſchrillt der Möwe Schrei; die Seherangen ſchauen
Mit Trümmern ſchon beſät die Flut, o Bild voll Schmerz und Grauen!

Die Brandung donnert; taumelnd ſtößt der Kiel in Felſenrippen,
Das Krachen des Zerfallens dröhnt weithin durch öde Klippen.

Das Schiffsvolk bricht mit wilder Kraft der Todesangſt die Ketten,
Der ſpringt ins Boot, dem helf' ein Brett das Jammerleben retten;

So treiben ſie dahin, doch nicht wohin die Herzen zielen,
Nur wie des Windes Laune will und wie die Wellen ſpielen.

Seefahrern gibt ein Ruderſtück vom Wrack noch ſpäte Kunde,
Der ſtolze Namen „Auſtria" iſt eingebrannt dem Funde.
Es war ein ſchönes mächt'ges Schiff aus kerngeſunden Eichen
Und könnte noch auf freiem Meer mit vollen Segeln ſtreichen!

Frühlingsgruß.

Frankfurt, April 1848.

Schmettre, du Lerche von Öſterreich
Hell von der Donau zum Rhein!
Juble! Du kommeſt aus Morgenrot,
Zieheſt in Morgenrot ein.

Schwinge dich, Adler von Öſterreich,
Ledig von Feſſel und Band,

Bringe die Grüße vom Donaubord
Allem germaniſchen Land!

Jauchze, du Herze von Öſterreich,
Jauchze mit jubelndem Schrei:
Heil dir, mein deutſches Vaterland,
Einig und mächtig und frei!

Brüder, wir Boten aus Öſterreich
Grüßen euch traulich mit Sang;
Schlagt ihr mit freudigem Handſchlag ein,
Hat es den rechten Klang.

Dem Erzherzog-Reichsverweſer.

Frankfurt, im Juli 1848.

„Wenn das Vaterland ruft, iſt es Pflicht, ſeine letzte Kraft, ſeine letzten Jahre demſelben zu weihen — — da habt ihr mich, ich gehöre zu euch."
Erzherzog Johann, 11. Juli 1848.

Es war ein ſeltner Lenz; er kam in Wettern,
Mit Donnerkeilen, Welten zu zerſchmettern;
Ihr ſaht ihn dröhnend über Deutſchland rollen:
Das war des Volkes lang verhaltnes Grollen;
Es war ein ſchön, gewitterprächtig Zürnen,
Gerechter Zorn vergöttlicht Männerſtirnen. —
Ein armer Lenz! Wer dächte jetzt an Roſen,
An Nachtigallen und an Blütentriebe?
Wen rührt's, daß Wald und Lenzluft flüſternd koſen?
Der Frühling ſtarb wie die verſchmähte Liebe.
Und dennoch reich iſt dieſer Lenz vor allen,
Denn über ſeine Blumen ſchritt die Freiheit,
Um ſiegreich in das deutſche Land zu wallen,
Und ſeine Lüfte wehn mit Wohlgefallen
Im Banner lang verpönter Farbendreiheit.

Da ſprach das Volk: „Daß Freiheit, meine Braut,
Nicht im Vorbeiflug nur mein Haus berühre,
Daß ſie's zu lieber Wohnſtatt ſich erküre,
Sei ſie mit goldnem Ring mir angetraut:

Der ſtarke Ring der Einheit ſoll es ſein,
Sein Zauberkreis ſchließ' all mein Deutſchland ein!
Dem Hauſe will ich treue Wächter ſtellen
Und einem treuen Führer ſie geſellen;
Der Führer ſei des Volkes klarer Spiegel,
Der Kern und Mittelpunkt auf deutſcher Erde,
Er ſei des Einheitrings geſeites Siegel,
Auf daß ſein Herz das Herz von Deutſchland werde.
Ein Mut'ger ſei's! Mut gilt es ohnegleichen,
So vielbedrohte Schätze zu bewachen.
Ich will ihn ſtark und groß und mächtig machen!
Nicht in die Königsgräber will ich ſchleichen,
Nicht aus dem Kaiſerſchrein Kleinode fodern;
Laßt roſten Karols Schwert, ſein Pallium modern,
Die Gruft beſtatte alter Ehren Leichen;
Was ich ihm biete, mag am Tage wallen,
Es wird nicht an der Luft in Staub zerfallen.
Sein Haupt beſchirmt der Bürgerkrone Segen,
All meine Kraft will ich in ſeinen Degen
Und in ſein Herz all meine Liebe legen,
Von Gottes Gnaden herrſcht nur Wind und Wolke!
Es ſei ein großer heil'ger Bund der Seelen,
Wo ſtatt der Sieben jetzt Millionen wählen
Den erſten der Erkorenen vom Volke!"

Wer ſei der Mann? Des Volkes Boten zogen
Vorbei an Königsburgen ohne Fragen,
Dem Prunke ſind die Schlichten nicht gewogen,
Durch eigne Größe darf der Mann nur ragen.
Sie treten in der Armut ſtille Räume;
Gern ſchmückt des Volk die Stuben mit den Bildern
Geliebter Männer ſeiner Hoffnungsträume
Und ſtellt als Laren ſie zu Heil'genſchildern
Und weiht ſie zu Vertrauten ſeiner Kreiſe.
Da ſind viel Heldenbilder, Redner, Weiſe;
Ein Bild doch feſſelt alle: In die Luft
Ragt eine Alpenwand, rings gähnt die Kluft;
Da ſteht ein Mann hocheinſam, im Gewande

Des Jägervolks aus grünem Steirerlande;
Umhüllt von Nebeln sind die schroffen Stege,
Doch spricht sein Blick: Wer in das Berggehege
Sich wagen will, gut prüf er das Gestein;
Verstieg er sich, wird er's nur selber büßen!
Er weiß: Hier gilt der Mann durch sich allein.
Sein Antlitz trägt ein fürstlich Stammgepräge,
Dran weilt ein deutsches Auge mit Vergnügen,
Denn es begegnet Karls und Josephs Zügen,
Die Deutschland nie zu den Vergeßnen lege!
Des Malers Bild ergänzt das Volk mit Sagen,
Erinn'rung spricht von alt und jungen Tagen,
Ja, unterm Lodenrock schlägt hier ein Herz,
Das mitgefühlt des Volkes herbsten Schmerz,
Das Heilung sucht im Volk für Fürstenleiden;
Die Freiheit aber bringt Genesung beiden. — —
Da riefen all die Boten im Verein:
„Das ist der Mann, kein andrer soll es sein!"

Die Luft war fremd der deutschen Luft geworden,
Drum ruft sie in so volleren Akkorden
Zu dir, mein Fürst, den alle Lippen loben,
Den alle Hände auf den Schild gehoben.
Und wieder kam's wie Wettersturm gezogen
Und braust zur Ostmark und zur Nordsee mächtig:
Das sind des Freudenmeeres laute Wogen!
Wie tost des Völkerjubels Brandung prächtig!
Nach Flutenbrauch doch werden bald die Wellen
Mit leiserm Klang zergehn, verwehn, zerschellen;
Und wenn der Wellen letzte still zerrann,
Stehst du, wie einst, ein einsam einzler Mann
Auf steilster Höh', auf unnahbaren Zinnen,
Dein Wächteramt, das schwere, zu beginnen.
Dort droht die Wand an schwindeljähen Klüften,
Die Stege sind verhüllt von Nebeldüften,
Kobold und Molch umlauern deine Bahnen;
Kein Engel hält die Wache dir in Lüften
Gleich jenem, der einst Retter deines Ahnen.

Du biſt gewohnt der Bergluft friſchen Hauch,
Ihr gleicht die Luft der jungen Freiheit auch:
Sie ſtreicht oft rauh und ſcharf, doch kerngeſund,
Erfriſcht das Herz und ſtählt des Armes Mark:
Wer ſie verträgt, den macht ſie jung und ſtark
Und ſchärft ſein Aug' zum Blick ins Weltenrund.

In ſolcher Kraft, in ſolcher Liebe wage
Das kühne Werk, ob auch die Seele zage!
Wir aber fragen dann beim nächſten Lenze
Nach Blumen wohl für neue Bürgerkränze.

Deutſche Kaiſerkrone.

1848. 1849.

Wie hat im letzten Märzen
Der Sonnenbrand gekocht,
Wie habt ihr deutſchen Herzen
Gelodert und gepocht!
Eu'r Pochen, das zermalmte
Die ehrnen Götzen im Fall,
Von eurem Lodern qualmte
Zerſchmelzend Kronmetall.

Und Frankfurt hieß die Eſſe,
Dort ſteigt aus Flammen wohl,
Daß ſich's in Formen preſſe,
Der neuen Zeit Symbol;
Die Glut verzehrt den Flitter,
Womit ſich Schmach umhing,
Und ſchmilzt die Trümmer und Splitter
Zum mächt'gen Einheitsring.

Im neuen Märzen ging es
Aus dunkler Form zutag:
Da ſtatt des mächt'gen Ringes
Ein machtlos Krönchen lag.
Ein Schrei erſcholl im Lande:

Weh, ein mißratner Guß!
Solch' ungeheurem Brande
So jammervoller Schluß!

Dies Mißgeschick zu heilen
Erlahmt noch manche Hand;
Lang müßt ihr feilen, feilen
Die Zacken vom Kronenrand,
Wenn nicht, sie umzuschmelzen,
Aufs neu' es lodern muß
Und eherne Wogen wälzen
Zu neuem, bessern Guß!

Bei Radetzkys Bestattung.

1858.

„Die Meinungen der Zeit verschlingt die Zeit,
was aber alle Zeiten groß genannt haben, steht
unerschüttert in jedem Wechsel."
Radetzkys Wiener Ehrenbürger-Diplom.

Der Friede sei mein Wort, die Palme sei mein Zeichen!
Den Lorbeer, blutgedüngt, umkreist ein Duft von Leichen,
Der Degen wäscht sich blank in Tränen und in Schweiß;
Doch dieser Lorbeer wuchs im schatt'gen Palmenhage,
Des Heiles Zeichen ward auf diesem Sarkophage
Der Lorbeerzweig gekreuzt mit einem Palmenreis.

Bei diesem Schwert, noch feucht von warmer Dankeszähre,
Versöhnend liegt ein Stab, — nicht jener schicksalschwere,
Der Schlachtenwetter lenkt, der ehrne Marschallstab, —
Ein schönrer auch, der einst die edle Fieberkranke
— Dich, Austria! — gestützt, daß sie dem Fall entwanke,
Dem Taumel, der sie zog ans schon gegrabne Grab.

Im schwarzverhangnen Saal entströmt den tausend Kerzen
Ein Licht so hell als mild: — o daß es in die Herzen
Die Größe dieses Manns uns schrieb' in goldner Schrift!
Der Friede sei mein Wort; doch wollt und müßt ihr schlagen,
Dann lob' ich guten Hieb, dann preis' ich kühnes Wagen,
Den Schild, der fester hält, den Arm, der besser trifft.

Nicht, daß er Welschlands Schwert entrang der Faust des Garden
Und jenen Eisenreif, das Kleinod der Lombarden,
So stolz die Tat, sie macht allein ihn nicht so groß:
Der Steuermann umschifft in Stürmen kühn die Syrte,
Den eingebrochnen Wolf verscheucht ein guter Hirte,
Der treue Vogt beschirmt vor Raub des Burgherrn Schloß.

Er stand vor größerm Feind einst in des Weltkampfs Schranken,
Ein tausendgliedrig Heer bewegte sein' Gedanken,
Wie jeden Mörserpark, wie jeden Reiterarm;
Auch das erhob ihn nicht so hoch aus Heldenscharen,
An Tapfern und Getreu'n, an Kämpfen und Gefahren,
An grünen Kränzen war mein Österreich nie arm!

Der Glaube macht' ihn groß, — nicht nur der Jenseitsglaube,
Der sonnentrunkne Flug, verbrüdernd Aar und Taube, —
Ein Diesseitsglaube war's, doch drum nicht minder schön,
Der Glaube, den wir all', ich sag's mit Schmerz, verloren,
Als selbst die Besten frei von Schuld nicht, weise Toren
Und wache Träumer, — er doch schritt im Licht der Höhn!

Es stand ein Feind vor ihm, ein schlimmrer Feind im Rücken:
Die Heimat selbst, zerfleischt von Wahn und Zwiespalts Tücken!
Verrat und Ohnmacht dort, wo er die Rettung hofft,
Wo sie fürs All, nur nicht fürs Vaterland, entbrannten
Und tanzten um ein Bild, das sie die Freiheit nannten, —
Die alte Tyrannei trägt neue Larven oft.

Die Räte ohne Rat, von Greisenart die Jungen!
Sie sahn mit stumpfem Sinn die Würfel schon geschwungen
Zum Spiel um dein Gewand, zerrissnes Kaiserreich!
Da hat den Glauben er an Östreich festgehalten,
Der sprühte in sein Schwert, der machte jung den Alten,
Da war sein leuchtend Herz der Stern von Österreich.

Durch Güte ward er groß, durch Menschlichkeit und Milde!
Zwar war's ein festes Herz, kein biegsam Wachsgebilde;
Der Feldherr wie der Fürst bedarf ein Herz von Erz,

Das manchen Schlag und Brand ertrag' in ſtarrem Guſſe:
Der rechten Hochglut braucht's, dann rollt in goldnem Fluſſe,
Wie herrliches Metall, ſolch' ſchmelzend Eiſenherz.

Du, Mailand, kennſt dies Herz! Du ſahſt, den du verraten,
Im Wetterleuchten nah'n, im Sturmſchritt ſeiner Taten;
Da auf dein zitternd Haupt legt' er Verzeihn und Huld.
Am Kaiſer Rotbart ſo verbrachen deine Ahnen;
O möge dieſer Sarg an jene Zeit dich mahnen,
An ungleich Strafgericht und an die gleiche Schuld!

In deinem Schutte ſtampft des Siegers wilder Renner;
Da knien, das Henkerſchwert im Nacken, deine Männer,
Den Strick am Hals, das Haupt gefurcht von Not und Gram,
Sühnkerzen in der Hand, am Leib das Büßerhemde,
Das Leben zu erflehn, das bittre Brot der Fremde;
Das war die Rache, die der Hohenſtaufe nahm.

Daß rings die Fluren blühn, die deine Seide ſpinnen,
Dir Kunſt und Werkfleiß krönt die ungebrochnen Zinnen;
Daß jetzt im Prunkpalaſt, in Scalas Logen dann,
Auf euren Zauberſeen, in ſeinen Marmorvillen
Ihr Enkel jenem Bild nachſinnen kann im ſtillen,
Das iſt die Rache, die der Tote hier erſann.

In Schweigen trauerſt du; doch an die Sargwand klopfen
Der Liebe Salven laut, die ſchweren Tränentropfen,
Die Volk und Krieger weint, des „Vaters" nun beraubt.
Traun, ſolche Lieb' und Macht im Volk kann nur gewinnen,
Wer mit dem Herzen ſteht im Volke mitten innen,
Doch aus der Schar emporragt mit dem ganzen Haupt.

Wo er als Wächter ſtand, fern an der Landespforte,
Dort ſank der Marſchallgreis mit einem Feldherrnworte:
„Den Rückzug tret' ich an! Lebwohl, du Kriegerſchar!"
Nicht dort am Länderſaum ſein Leib gebettet werde,
Er will den Schlummerpfühl von deutſcher Heimaterde
Im Herzen dieſes Reichs, des Herz er ſelber war.

Ein Rückzug war's, ſo ſchön, wie wenig Siegesfeiern,
Als er aus Mailands Tor im Sarg mit ſchwarzen Schleiern,

Mit Siegesfahnen zog und Helden seines Kampfs,
Und vom Tessin bis fern an die Karpathenhänge
Hinrollte Donnergruß und zogen Glockenklänge,
Und überm Zuge hoch die Säule weißen Dampfs!

So schwebte feierlich die dunkle Bundeslade
Durch das Lombardenfeld, die alten Siegespfade,
Dann durch den blauen Golf, das schöne Doggenlehn.
Sie sahn im Sonnenduft mit blanken Gletscherzinken
Tirol, das Land der Treu, von fern bedeutsam winken
Und fühlten Geistergruß aus Heldengräbern wehn.

Durch Krain und Steier dann. Aus den metallnen Gleisen
Und aus den Bergen klang der Tapfern Lust, das Eisen;
Im Ost war Ungarns Haupt ihm huld'gend zugekehrt.
Das alte Wien umhängt mit Flor die Mauerkrone,
Den Trauerschleier trägt die Anmut auf dem Throne,
Den Sarg des Dieners ehrt gesenkt ein Kaiserschwert.

Doch nordwärts zieht der Held; er grüßte noch von ferne
Sein klangvoll Böhmerland, die Heldenmutter, gerne,
Die Väterburg, wo einst sein Wiegenlied geschallt.
Jetzt stehn am Ziel gereiht Kolonnen und Standarten,
Dort winkt das Mal des Ruhms, der Heldenberg, der Garten,
Des Feldherrn Ruf gebeut zum letzten Male: Halt! — —

So wand der Trauerzug durch Östreichs blüh'nde Lande
Den dunklen Faden, gleich dem schwarzen Seidenbande,
Das sinnvoll ernst sich schlingt um einen Blumenstrauß,
Als ob der Tote selbst sorgsam zum Kranze winde
Die Länderblumen all, und sie noch fester binde
Mit seinem Totenflor, und spräch' es segnend aus:

„Seid einig! Daß sich keins in Hochmut überhebe!
Der Stärkste ist zu schwach, daß er vereinsamt lebe,
Schlicht ordne sich und treu ins Ganze jeder Teil:
So blüht aus Demut selbst dem Kleinsten stolze Größe,
Wenn Kraft die Schwäche schirmt und Überfluß die Blöße,
Die Buntheit wird zum Schmuck, die Vielheit euch zum Heil!

Seid eins in dem Beruf, dem unvergänglich schönen:
Die Freiheit mit dem Recht der Sitte zu versöhnen,
Der Zukunft Korn zu streu'n in kaum gepflügte Bahn;
Von Sternen seid ein Bund, das ganze Reich umspann' er!
Vielfarb'gen Lichts ein Kern, ein einig Sternenbanner!
Kein schönres glänzte dann selbst überm Ozean." — — —

Das Hoffen eines Volks belebt die Heldensärge.
Ob jener Rotbart auch sich im Kyffhäuser berge,
Nach hundertjähr'gem Schlaf reibt er das Aug' sich klar,
Im Anblick seines Reichs, im Frührot es zu laben;
Er frägt: „Ist Deutschland eins?" und „Fliegen noch die Raben?"
Ich fürcht', er frägt umsonst und schläft noch hundert Jahr.

So wird einst Östreichs Held dem Heldenberg entsteigen;
Doch freudig soll er schau'n auf Habsburgs blühend Eigen,
Das er so reich getränkt aus seines Ruhmes Born!
Und fragen wird er wohl: ob Östreichs Lerchen fliegen?
Dann ruft: „Sie fliegen noch! sind sonnenhoch gestiegen!" — —
Ach, jetzt nur senkten sie sich trauervoll ins Korn.

Festgruß

zum Schützentag in Wien, 1868.

„Sie fügten ihre Hände in eint und gingen dann
In einen weiten Palast, der war gar wohlgetan
Vor dem die Donau unten die Flut vorübergoß.
Da saßen sie im Freien und hatten Kurzweil groß."
Nibelungenlied.

Sie hat den Festschmuck angetan, die Kränze grüner Reiser,
Verjüngt vom Lenzhauch neuer Zeit, die alte Stadt der Kaiser;
Von ihrer Mauerkrone wehn die Blumen und die Bänder,
Den Leib umfließt in Faltenpracht das reichste der Gewänder.

Sie schwingt das alte Banner hoch in makelloser Reinheit,
Das alte Schwarz-rot-gold ist's noch, der Hort der Volkseinheit,
Das rauscht ein froh Willkommen zu den Gästen, die da kommen,
Vieltausendstimmig ruft es nach in Sang und Klang: Willkommen!

Willkommen, Schützenbrüder all aus Süden und aus Norden,
Die ihr am Rhein, am Neckar wohnt, die an des Oſtmeers Borden,
Die ihr das Tiefland habt durchwallt, die Alpen überklommen,
Ihr Söhne deutſcher Gauen all, willkommen, gottwillkommen!

Ob unter euch viel Meilen weit der Schienenſtrang geklungen,
Und über mancher Grenze Pfahl ſich euer Zug geſchwungen,
Ihr ſeid doch in der Heimat noch, im Vaterhaus geblieben,
Wo einer Mutter Kindes eins im Hoffen, Dulden, Lieben.

Denn Heimatgrund iſt's, drauf ihr wallt, die Heimateichen hallen
Im Schützenhain vom Nachklang bald, wenn eure Büchſen knallen;
Deutſch iſt der Strom, er brauſte ſchon im Lied der Nibelungen
Und hat des Rotbarts Kreuzheer ſchon in frommen Traum geſungen.

Zieht durch den Markt, ihr fühlt euch noch in eures Volkes Mitte,
Betretet nur ein Haus, euch grüßt der eignen Heimat Sitte;
Das Wort, dem unſre Jugend lauſcht, iſt eurer Weiſen Lehre,
Das Lied, das unſer Herz berauſcht, iſt deutſchen Stammes Ehre.

Es grüßt manch Standbild deutſchen Sinns euch rings in Stein und Erzen,
Hier winkt Eugen, das welſche Blut und deutſcheſte der Herzen,
Die beiden Karle, dort und hier, die deutſche Schlachten ſchlugen,
Und Fürſten dieſes Lands, die einſt die Krone Deutſchlands trugen.

Hier Joſeph, den kein Herz vergißt, ein Märtyrer und Weiſer,
Dort, den ein dunkler Flor umſchließt, der Deutſchen letzter Kaiſer,
Und ſchon zum Ehrenmale wird das Fundament geſchichtet
Dem Sänger, der das Hohelied vom Schützen Tell gedichtet.

Aus teuren Gräbern rauſcht empor ein Gruß von deutſchen Klängen,
Beethovens, Mozarts, Schuberts Geiſt erſteht in Zauberſängen,
Zieht durch den Feſtſaal, durch den Wald, vom Wohllautflug getragen,

Wie durch den Dom, den deutsche Kunst zur Sternenhöh' ließ ragen.

Wenn Heimatklänge traut ans Ohr in Gruß und Sang euch gleiten,
Ihr fühlt's, wie deutsch dies Land und Volk, kerndeutsch seit Urweltzeiten,
Deutsch ist sein Blut, deutsch ist sein Herz, und deutsch sein Sinn und Treiben,
Deutsch sind wir noch und wollen deutsch trotz dem und dem auch bleiben!

Frisch braust der Geist, frisch stürzt das Wort, gleich unsern Alpenbächen,
Fromm sind, ja, waren wir noch mehr, ihr hörtet davon sprechen;
Daß fröhlich wir, wer wüßt' es nicht, manch' Büchlein ließ sich schreiben,
Frei wurden wir und wollen frei trotz dem und dem auch bleiben!

O daß der Freiheit Geist in eins, was eins sein will, auch kitte!
Treu hüten wir das Vätergold, die deutsche Art und Sitte;
Das Band, das solch ein Geist uns wand, kein Eisen kann's zerhauen,
Den Pfad, den sich die Liebe bahnt, kein Markstein ihn verbauen.

Zwar fällt ein bittrer Tropfen heut ins Glas, — doch er auch fromme!
Wer dächte nicht: was ist und war, wer sänne nicht: was komme?
Wir tragen's, wie's dem Manne ziemt, erwarten's ohne Klage,
Wir lernten schönen Schützentrost dafür vom Schützentage:

Ein festes Ziel, das unverwandt vor unsern Augen rage,
Gesundes Herz, das voll und stark, nicht ungeduldig, schlage,
Ein scharfer Blick, der kühn und klar in weite Fernen rücke,
Und ruh'ge Hand, die nicht verirrt vom ernsten Tagwerk zücke!

Drauf stoßet an, drauf schlaget ein! es gilt erneutem Bunde;
Der Becherschall wird Glockenhall in solcher Weihestunde,
Wo treue deutsche Männer stehn auf treuer deutscher Erde,
Des einen Hochgedankens voll, dem die Erfüllung werde!

„Wir waren eins, wir bleiben eins!“ Aus euren Feuerröhren
Dies Wort mein' ich im Donnerſpruch als Feſtchoral zu hören;
O laßt ſein weckend Echo nach von Herz zu Herzen zittern,
Wie im Gebirg von Berg zu Berg ein läuterndes Gewittern.

Nach dem Schützenfeſte.

„Wißt ihr uns zu ſagen,
Wann das Feſt beginne? oder zu welchen Tagen
Wir erwartet werden?“

„Soll ein Ding ſich fügen, wer kann ihm widerſtehn?“
Nibelungenlied.

Verödet iſt der Feſtplatz längſt; kein Fähnlein flaggt im Winde,
Von Ehrenpfort' und Säule ſank die grüne Reiſigbinde;
Er gleicht der erſt ſo ſchmucken Maid am Morgen nach dem Tanze,
Mit welken Locken, ſchlaffem Kleid, mit Staub auf Band und Kranze.

Verſtummt iſt Sang und Fidelklang, der Pulverrauch verzogen,
Die er verſcheucht, der Vögel Schar, kommt wieder angeflogen;
Das Rehlein auch lugt ſchon hervor am Saum der Eichen leiſe,
Die Krähe thront auf dem Gebälk', im Buſchwerk hüpft die Meiſe.

Verödet iſt's, doch einſam nicht; kein luſtig Büchſenknallen,
Denn jetzt hantiert der Werkmann hier und Axt und Hammer ſchallen;
Sie reißen ein, ſie tragen ab, was einſt gebaut die andern,
Die jüngſte Schützenſtadt muß fort auch mit den Schützen wandern.

Ihr wucht'ger Tritt liegt aufgeprägt zerſtampften Raſenfluren;
Wer das Gewirr der Stapfen löſt, zu folgen ihren Spuren,
Der ſieht im Strahlenkreis ſie ziehn in alle deutſchen Lande,
Zum Bodenſee, zum Alpenjoch, zum Belt, zum Märkerſande.

Wie hat noch jüngſt der Redner Spruch geflammt hier und gezündet,
Der Kugelflug das rechte Ziel, die grade Bahn verkündet!
Wie hat das Männerlied im Kampf des Einklangs Preis erbeutet,
Der Becherklang mit Glockenton den Morgen eingeläutet!

Und keiner jüngst von dannen zog, dem nicht ins Herz gesunken,
Was in der Seele haften will, ein Klang, ein Kern, ein Funken;
Er trägt es heim und pflegt noch sein an lieber Heimatstätte,
Im Sennerhaus, im Heidekrug, im Dorf, im Lärm der Städte.

Er senkt das Kernlein in den Grund; es keime, daß sich's mehre
Und einst mit kräft'gem deutschen Brot ihm Kind und Enkel nähre;
Er facht den Funken an zum Licht; sein heller Strahl vereine
Im stillsten Winterstübchen traut die deutsche Hausgemeine.

Er gibt dem Klang das rechte Wort, dran Ohr und Herz sich labe,
Auf Liedesschwingen wächst und reist zum deutschen Mann der Knabe;
„Wir waren eins, wir bleiben eins!" Erst singt es einer leise,
Von Mund zu Mund dann schwillt und braust durchs Volk die stolze Weise.

O hütet jeden Halm, daß ihn kein schlimmer Wurm zerknicke,
Bewacht jed' Fünklein, daß es nie ein böser Hauch ersticke!
Einst kommt der Tag, da wird das Korn in volle Garben schießen
Und die zerstreuten Funken all in eine Flamme fließen. — —

Es herbstet schon; ich denke still der nimmer fernen Zeiten,
Da auf das kahle Stoppelfeld die weißen Flocken gleiten;
Die Tage werden trüber stets, die Nächte dunkler, länger,
Der wolkenschwere Himmel schmiegt ans Erdenherz sich enger.

Doch bringt die längste Winternacht die schönste Frühlingskunde,
Denn in so trüber Zeit erwacht die eine heil'ge Stunde! —
Tiefschweigend starrt auf aller Flur die eisig kalte Hülle,
In Finsternis ruht die Natur und grau'nhaft ehrner Stille.

Da plötzlich flammt ein Leuchten auf am Kirchlein dort im Tale,
Es quillt der Kerzen goldner Schein durch Fenster und Portale;
Und Glockenschall ertönt hinaus in mitternächt'ger Stunde,
Der ruft zur Mett' ins Gotteshaus die Gläub'gen in der Runde.

Da taucht's empor aus finstrer Nacht, hier, dort, wie einzle Sterne,
Ein Lichtlein da, ein Lichtlein dort, und Lichter in der Ferne;
Das glimmt vom Berg und flimmt durchs Tal, im Kirchlein sich zu einen,
Bis mit der großen Leuchte schmilzt in eins das Licht der kleinen. —

So kommt der deutsche Christtag einst, die große Weihestunde,
Da klingt ein heilig Weihnachtlied aus aller Deutschen Munde:
Heil diesem Tag, da alles Korn in Garben aufgeschossen
Und alle Funken in ein Licht, in eine Glorie flossen!

Prolog

zu der für den Schillerdenkmalfond in Wien veranstalteten Akademie.
Februar 1869.

Gehoben fühlt, erfrischt sich unsre Brust,
Wenn wir den vollen Kreis der Hörer sehn
Versammelt, mitzubauen an dem Mal,
Das nicht nur Denkmal, auch ein Dankmal sei
Dem großen Geist, dem Deutschland, dem die Welt
So viel des Ruhms, doch mehr der Liebe zollt.
Und doch, und doch — ein leiser Zweifel frägt
Wohl da und dort, ob nicht in solchem Ziel
Auch eine Krankheit schleiche dieser Zeit,
Im Größenkultus kleiner Bilderdienst?

Doch Antwort gibt der Dichterheros selbst:
„Die schöne Seele kennt kein süßer Glück,
Als außerhalb verwirklicht auch zu sehn
Das Edle, Schöne, das sie in sich trägt."
Dies wahre Wort, der Dichter sprach es aus.
Blickt um euch, in euch, und ihr fühlt: so ist's!
Aus Blumen grüßt, was in uns selber blüht,
Im Lichtstrahl spricht, was in uns leuchtend flammt,
Von Alpenhöhn, was in uns aufwärts strebt,
In Wetterwolken, was auch in uns grollt;
Aus flücht'gem Strom fließt durch die Seelen auch
Das Rauschen der Vergänglichkeit im Sein. —

Die Kunst, die Unvergängliches erstrebt,
Auch sie erfaßt und hegt es liebevoll,
Dies Band, das In- und Außenwelt umflicht,
Und fügt zu festem Stoff von Erz und Stein,
Das festre, den Gedanken, der nicht stirbt.
Und wenn sie dieses Mannes ragend Bild

Einſt mitten in das Volksgewoge ſtellt,
Sie weiß: dann geht ein ſtill geheimer Zug
Von ihm zum Volkesherzen und zurück,
Und was im Volk an edlen Keimen lebt,
Was rein und gut, geſund und ſchön, das rankt
Und wächſt an ihm empor in Füll' und Kraft,
Zur Zierde ihm, zur höhern Zier ſich ſelbſt:
Denn hohen Sinnes gibt, was er empfing,
Veredelt und verſchönt er nur zurück.
Was er gedichtet und was er gelebt,
Was ihn ſo groß, unſterblich ihn gemacht,
Ein fruchtbar Eigen ſei es dieſes Volks:
Der ſtrenge Sinn für Sitte, Wahrheit, Recht,
Der klare Blick für das, was ſchön und gut,
Der Hochgedanke: Freiheit, Vaterland,
Der Glaube an ein edles Menſchentum,
Des Geiſtes ewig friſche Jugendkraft,
Und eins zumeiſt: das ganze deutſche Herz.

Die edle Stirn', umlaubt vom Lorbeer dicht,
Der mild ſich um die Denkerfurchen ſchmiegt,
So rage bald vor uns die Hochgeſtalt;
Ein Herold und Prophet, des Sehergeiſt
Schon in den Wetternächten ſeiner Zeit
Das Morgenrot verhieß, in dem wir ziehn,
Das zwar umwölkt, doch Tagesbote bleibt;
Ein Mahner, Warner auch, des ſtrenger Blick
Das Unrecht ſtraft, wohl auch die Untat ſcheucht,
Den Dünkel beugt, des Leichtſinns Tand zerbricht
Und weit von ſich das Bild der Knechtung bannt;
Doch auch ein milder Freund, des feurig Wort
Zu edler Arbeit den Verzagten ruft,
Ein Freund, der ſich zum ſchlichten Ringer bückt
Und aufwärts ſanft ans eigne Herz ihn zieht.
An ſeinem Hochwuchs richtet ſich empor,
Was ſonſt gebeugt des Dunkels Pfade ſchlich,
Und der Begeiſtrung Quell, den er einſt trank,
Sprüht ſeiner Taufe Born auf jedes Haupt.

O seltne Wandlung wandelbarster Zeit!
Arm, obdachlos, vor Fürstenungunst floh
Der Jüngling einst aus liebem Heimatland
Und barg sein schlummernd Haupt in Freundesschoß.
Doch als dem Mann das müde Auge brach,
Da bettet Fürstenhuld in eigner Gruft
Den Leichnam königlich und nach dem Ruhm,
Mit ihm zu modern, geizt der Fürstenstaub.
„Und er war unser!“ rief sein großer Freund,
Mit Wehmut rief er's und mit Stolz zugleich.

Und eine Zeit im schönen Östreich gab's,
Da schritt sein Geist auch hier verhüllten Pfad,
Landflüchtig auch und ein Verbannter schier,
Daß seines Hochgesanges Vollakkord
Zerbröckelt nur, entstellt uns drang ans Ohr
Und Stätte nur in unsern Herzen fand.
Doch jetzt! Schon bahnen wir mit Ton und Wort
Den Pfad, daß auf des Wohllauts klarer Flut
Zu uns einzieh' des Sangeshelden Bild; —
Im Fahnenschmuck, umjubelt und bekränzt,
Ins volle, frische Leben sei's gestellt,
Vor alles Volk und vor das ganze Land!
Und aus dem Standbild ströme Leben auch,
Des großen Geistes lebenswarmer Hauch!
Dann ziemt auch uns das schöne, stolze Wort:
So ward und bleibt er unser fort und fort!

An Franz Grillparzer.

Zu dessen 80. Geburtsfeste, 15. Januar 1871.

In der Nähe, in der Ferne, welch' ein frohbewegt Getriebe!
Wie sich's regt und rührt und hastet zu dem schönen Fest der Liebe!
Pilger eines ew'gen Glaubens scharen sich im Zug die Gäste,
Wer das Sinnigste jetzt brächte, böte wohl der Gaben beste.

All' voran die holden Frauen, die vertraute Blicke tauschen,
Daß durch Blumenflor und Lorbeer geht ein ahnungsvolles Rauschen;
Frauenart iſt's, auf die Häupter ihrer Teuren Kranz und Segen,
Frauenart, die weißen Hände mild auf wunde Herzen legen.

Sänger ſtimmen Ruhmesharfen zu des Meiſters Ehrenfeſte,
Spielleut' üben ſich und Redner, Mimen proben Wort und Geſte,
Unterm Meißel klingt der Marmor, ſtolz, des Dichters Bild zu bringen,
Und wer ſelbſt nicht ſingt und klinget, läßt die Pfropfe knallend ſpringen.

Doch der Dichter ſtill und einſam ſinnt in ſtiller lieber Zelle,
Über Zeiten ſchwebt und Welten ſein Gedanke, ſchön und helle,
Schön und einſam wie der Vollmond über ſtillen Meereweiten.
Nur ein Strom des reinſten Lichtes ſagt, wo ſeine Bahnen gleiten.

Einſam iſt dies Stübchen, ſtiller als des Wiegleins ſtille Klauſe,
Das gewiegt die treu'ſte Mutter einſt im ſtillen Bürgerhauſe,
Ahnend ſüß, daß in dem Kinde ſchon ein Herz, ein großes, ſchlage,
Das in ſich ihr teures Öſtreich, ja noch mehr, die Menſchheit trage.

Kaum im Fürſtenhaus gebrochen war das Herz dem Habsburgſohne,
Der ein Bürger war im Purpur, der ein Weiſer mit der Krone,
Jenes Herz, das für ſein Öſtreich, für die Menſchheit auch geſchlagen,
Das in ſich ſo viel der Liebe, doch auch bittern Leids getragen.

Seine Sterbenshauche wehten faſt noch auf dein Wieglein nieder,
In dein Schlummerlied, o Meiſter, klangen noch die Trauerlieder.

Achtzig Jahre — ſchwere Zeitlaſt, Menſchenſtirnen tief zu neigen,
Achtzig Jahre – nur ein Lenzhauch, wenn ein Reich im Blühn und Steigen!

Rings im Land noch wuchs den Erben reiches Saatkorn, das er ſtreute
Seinem Volk zum Erntesegen. — O wer's pflegte und erneute!
Weithin glänzten noch die Stapfen, die ſein Fuß in Bahnen drückte,
Deren Ziele Ruhm und Größe. — O wem's treu zu folgen glückte!

Ja, ein Öſtreich, wie er's wollte, wie's dein Herz und Lied durchglühte,
Frei in Eintracht, jung an Tatkraft, feſt und froh in Macht und Blüte,
Könnte dir ſolch Bild entrollen unſre Liebe, o wo fände
Süßrer Augentroſt ſich heute, wo dir ſchönre Feſttagsſpende?
Glücklich, als im Feldherrnlager du dies Reich noch ſahſt geborgen!
Doch wer ſagt, wo heut wir's finden? wo wir's ſuchen ſollen morgen?
In die leidgewohnte Seele ſchnitten dir auch dieſe Schmerzen;
Auch zum Vaterland die Liebe kennt und nennt gebrochne Herzen.

Jenes Saatkorn ward zertreten, jene Stapfen längſt verſchüttet,
Ein zerbrochner Zauberſpiegel liegt der Heimat Bild zerrüttet. —
Still davon, o ſtill! Wenn Liebe heitre Feſte geht zu feiern,
Will ſich ziemen, Trauerbilder zu verhängen tief mit Schleiern.

Nicht was du und wir verloren, wollten heut in Gram wir denken,
Nur was du ſo reich gegeben, ſoll ſich in die Seelen ſenken;
Deine Helden, deine Frauen ſollen heut' den Reigen führen,
Uns erſchüttern und erheben, uns ermahnen, läutern, rühren.

All die Perlen des Empfindens aus der Herzen Meeresgrunde,

All das Gold der Lebensweisheit, dunklen Schachtes lichte Funde,
All die funkelnden Kriſtalle ſitt'ger Schalkheit, holden Witzes,
Edlen Reichtums welche Fülle, ſtolz' Entzücken des Beſitzes!
Laut im Volk wird Dank und Freude, wächſt und ſchwillt zum Jubelſchwalle,
Und die Liebe wird zum Sturme, mit ſich reißend alle, alle;
Wie das wogt und brauſt und flutet! Sieh', der Liebe mächt'ge Welle
Steigt hinan und ſtürmt des Meiſters einſam ſtille Dichterzelle.
Schlichter Mann der ſtillen Größe, faſt erſchreckt von all den Ehren,
Heil'ge Flammen, die als Prieſter du entzündet, laß gewähren!
Ja, mir ahnt, du freuſt dich ihrer; nicht weil Ehren du erfahren,
Doch weil deines Volks Erglühen gilt dem Guten, Schönen, Wahren.

Bald verquollen iſt die Sturmflut, ſtill und einſam bald die Zelle,
Durch die Wände jetzt und Decke bricht olymp'ſche Tageshelle;
Gäſte noch im Lichtgewande ſenden dir die ew'gen Sterne,
Hellas' lorbeerreiche Muſe lächelt dir aus Zeitenferne.
Aus der Wolke reicht Altmeiſter Goethe dir die ſtarke Rechte;
Deinen Namen lehrt die Nachwelt ſprechen Byron, „Feind der Knechte,"
Und Beethoven, daß des Wohllauts Siegerkraft die Feier kröne,
Hält umſtrömt dich, wonneſchauernd, mit der Fülle ſeiner Töne. —
Still und einſam ſchwebt dein Sinnen wieder über Welt und Zeiten,
Schön und klar und ſtill wie Mondlicht über ſtillen Meeresweiten.
Daß die Herzen höher ſchlagen, noch manch edles Aug' ſich feuchte,
Wandle lang die goldnen Bahnen, leuchte, Sohn des Lichtes, leuchte!

Der Leſehalle deutſcher Studenten in Prag.

zur 25jährigen Feier ihres Beſtehens.

Pfingſten 1873.

Glückauf! Die Stufen ſind erklommen
Zum erſten Halt, zur ſchönen Raſt!
Die eurem Zug vorangeglommen,
Die Leuchte flammt noch unverblaßt;
Sie iſt im Älteſten wie im Jüngſten
Zur Glut des einen Geiſts entbrannt,
Der einſt, ein neues andres Pfingſten,
Den Hader Babels ſiegreich bannt.

Wenn heut die Jubelbecher klingen,
Wenn heut die Bundesfahnen wehn,
Nachhallen rings wird euer Singen,
Und jedes Herz auch wird's verſtehn.
Doch von der Warte, die erklommen,
O blickt aufs bunte Feld der Zeit,
Seht die da gingen, die da kommen,
Die Wandrer vor euch weit, gar weit!

Das junge Völklein eurer Ahnen,
Die Tauſend', die ſich ſelbſt verbannt,
Sie nahmen auf des Elends Bahnen
Im Buſen mit ſolch leuchtend Pfand;
Drum, wo ſich ihre Pfade wanden,
Zog Lichtgeleis die helle Spur,
Und wo ihr neues Heim ſie fanden
Glühn Ruhmesſterne im Azur.

Die ſpätre Schar an ihrer Stelle,
Die rüſtig zu dem Bauwerk ſtand,
Sie führt' in einer Hand die Kelle,
Das Schwert doch in der andern Hand.
Zum mächt'gen Quadernbau im Grunde
Wahrzeichen legt' ſie in den Stein:
Gepräg' vollgültig noch zur Stunde,
Den Freibrief für ein ſtolzes Sein.

Sie baut' in deutſcher Art und Sitte;
Der Mörtel, erſt noch mild und weich,
Erhartet bald zum feſten Kitte,
Der aufrecht hält den Bau: dies Reich. —
So baut auch ihr! Denn nicht verderbe
Der alte Feind das Werk aufs neu;
Der deutſchen Väter heilig Erbe
Behüten wollt ihr wach und treu.

Ein Erbe, nicht bloß einem Stamme,
Der ganzen Menſchheit koſtbar Gut,
Des Völkerbundes Oriflamme,
Nur anvertraut der treu'ſten Hut.
Mit allen wollt ihr freudig teilen
Das lautre Gold, wonach ihr grabt;
Das Weh auch andrer ſoll er heilen,
Der Jungborn, der euch ſtählt und labt.

Deutſch ſein heißt: offne Freundesarme
Für alle Menſchheit ausgeſpannt,
Im Herzen doch die ewigwarme,
Die einz'ge Liebe: Vaterland!
Deutſch ſein heißt: ſinnen, ringen, ſchaffen,
Gedanken ſä'n, nach Sternen ſpähn
Und Blumen ziehn, — doch ſtets in Waffen
Für das bedrohte Eigen ſtehn.

Im Zweifel ſtark, im Glauben ſchwächer,
Feſthalten, was als wahr erfaßt,
Gebeugtem Recht erſtehn als Rächer,
Zur Tat voll Kraft, doch ohne Haſt;
Nicht blind auf ſtolze Größen bauen,
Nur hoch die ehren, die erprobt;
Erſt ſtrenges Prüfen, dann Vertrauen,
Iſt deutſche Weiſe hochgelobt.

Drum in den Waffen, die euch ſchmücken,
Die ſchärfer doch als ſchärfſter Stahl,
Seh' ich das Leuchten bloß; es zücken
Die Muſen nur des Lichtes Strahl.

Die blanke Wölbung eurer Schilder
Sie wird ein aufgeschlagnes Buch,
In das die Schönheit ihre Bilder,
Die Wahrheit eingrub ihren Spruch.

Dem Wald verkündet Wipfelsausen
Im Morgenhauch den nahen Tag;
So zieht durch Völkerstämm' ein Brausen
Und weckt, was noch im Schlummer lag.
Der Priester grüßt die heil'gen Brote
Schon in der grünend weh'nden Saat;
Es krönt manch Festkranz heut' als Bote
Schon künft'ge, kranzeswürd'ge Tat.

So zieht denn ins Jahrhundert weiter,
Der Väter, wie der Enkel wert,
Bauleute ihr und Glaubensstreiter,
Friedsinnend und doch kampfbewehrt.
Hinan! Voran! so gehn die Bahnen,
Die euch der Gott im Busen weist,
Der deutsche Geist rausch' in den Fahnen,
Denn er auch ist ein heil'ger Geist.

Sonette.

Aus Helgoland.

Erster Zyklus.

I.

Ein stilles Eiland in entlegnen Meeren,
Ein Hort der Einsamkeit, den Störer mieden,
Der liebste Traum der Herzen ist's, die Frieden
Und tiefste Abgeschiedenheit begehren.

Ein Schiff, hinsteuernd in die schicksalschweren,
Verhüllten Reiche der Okeaniden,
Das lockendste der Bilder ist's hienieden
Für Herzen, die im Drang zur Ferne gären.

Kein Zauber doch iſt deinem gleich von allen,
Umflorter Sarg! Im Banne deiner Truhe
Vereint das Bleiben ſich und Weiterwallen;

Du biſt das Wanderſchiff durch wilde Brandung,
Du biſt das ſtille Inſelland der Ruhe,
Biſt Raſt und Reiſe, Fahrt zugleich und Landung.

II.

Ein reizvoll Eiland lieblichſter Umſchränkung
Dünkt das Sonett mir in der Dichtung Meere,
Ein kunſtreich Schiff, in deſſen enger Fähre
Den Weltenreichtum führt maßvolle Lenkung.

Ein Sarg auch iſt's, des tiefere Verſenkung
Zur Ganzheit ein geſchloßnes Sein verkläre;
Der Bau der Bretter ſelbſt und Brettchen kehre
In das Sonett als ſinn'ge Reimverſchränkung.

Im Maß die Macht, Gewähren im Entbehren,
Das iſt ſein Zauber, das iſt auch der deine,
Du roter Fels, ſelbſt ein Sonett von Steine!

So will dein eigner Spiegel dich verklären,
Dein Abbild wird zum Kranze deiner Ehren,
Dir blühend aus dem eignen Widerſcheine.

III.

Alt Heiligland, ſieh, welch unheilig Haſten,
Die große Meeresſtraß' entlang welch Jagen!
An dir vorbei in hohen Wogen ſchlagen
Des Lebens tolle Wirbel, die nicht raſten.

Da ſteuern hin, die liebten und die haßten,
Da ſegeln, die gewonnen, die noch wagen,
Der Tor, der Weiſe, Hoffnung und Entſagen,
Und des Verbrechens Laſt mit andern Laſten.

Doch du blickst ernst und streng ins Weltgetriebe
Voll Ruh', fast priesterhaft, und warst beflissen
Dein Rettungsboot und deines Leuchtturms Flamme;

So übst du still ein Priesteramt der Liebe,
Bringst Hilf' in Nöten, Licht in Finsternissen,
Ein heilig Land nicht bloß dem Friesenstamme.

IV.

Wer dieses Eilands Herr? Kein Mal gibt Kunde,
Kein Pfahl in Landesfarben ist zu schauen,
Kein Schilderhaus, kein Wappen steingehauen,
Kein Mörser, der es spräch' aus eh'rnem Schlunde.

Nur Sonntags, mit dem Glockenklang im Bunde,
Aufsteigt die stolze Britenflagg' im Blauen;
Hier bin ich! mahnt sie landwärts deutsche Gauen,
Doch Schmerz und Scham nur grüßt aus deutschem Munde.

Mir soll's die kurze Sonntagslust nicht kränken,
Zu freun mich solcher Macht und Kraft und Ehre
Auch fremden Volks, als ob's das eigne wäre!

Der Abend wird die Flagge wieder senken;
Dann gibt's sechs Tage schmerzlich zu bedenken:
Warum's so kam? und wie's zum Bessern kehre?

V.

O stillen Fleißes rührend schöner Reigen,
Wenn zarte Frauen hier mit schweren Lasten
Hinan, hinab die Inseltreppe hasten,
Wie ab und auf am Bronn die Eimer steigen!

Der Hochsinn ging in Dienstbarkeit sich neigen,
Tatkraft und Schwäche sich so hold umfaßten,
Herkulisch Tagwerk übend ohne Rasten
Und magdlich fromm es bergend tief in Schweigen.

Sinnvoll, ihr Frauen, sprecht ihr's aus im Kleide:
Des Hauptes schwarze Hülle sagt von Leide,
Das euch in Dunkelheit die Tage spinnen;

Doch fürstlich schwebt der Fuß hinan die Treppe
Im schönverbrämten Rot der Purpurschleppe:
Demüt'ge Mägde, hohe Königinnen!

VI.

Der Geiger fiedle und der Pfeifer blase,
Zum Hochlandsreihn euch Mägdlein aufzufrischen,
Daß die Gestalten sich, hinschwebend, mischen,
Wie Gold- und Silberfischlein in dem Glase!

Gleicht ihr nicht selbst den Fischlein in der Vase?
So was vom Nixenhaften, Meeresfrischen,
Ein Zug der Sippe läßt sich nicht verwischen;
Die Meerfei, traun, ist eure holde Base.

Mir sei's kein Wunder, wenn die Budenwände
Mit einem Schlag als blanke Wogen steigen!
Die Spielleut' stört es nicht, und nicht den Reigen:

Auf Muscheln blasen sie das Stück zu Ende,
Ihr tanzt zu End' im Meerschloß von Kristallen,
Und geht dann ruhn zum Lusthain der Korallen.

VII.

Der Lotse lehnt am Fall'm mit seiner Sippe,
Im Teergewand, nicht regend Arm' und Beine,
So fahl und starr wie Stein von diesem Steine,
Nur wachen Blicks, doch redescheuer Lippe.

So liegt der Robbe wohl auf fahler Klippe
Mit klugen Äuglein träg' im Sonnenscheine,
Lautlos und unbeweglich, daß man meine,
Er sei ein Stück nur dieser Felsenrippe.

Da rauſcht der Sturm und löſt ihn aus dem Banne!
Vielleicht entzaubernd — wie in alten Mähren
Ein Held, ein Prinz erſteht aus Wolf und Bären, —

Verwandelt Hilferuf auch ihn zum Manne,
Zum Lotſen, der da ſteure durch die Wetter,
Dem Volk in Todesnot von Gott ein Retter.

VIII.

Nun auf dem Meer die Regenſchauer laſten,
Was ſucht dein Lotſenaug' im Dunſtgebraue?
„Notflaggen, die mich rufen, morſche Taue,
Verlorne Anker und bedrohte Maſten!"

Wie kann dein altes Aug' durch Nebel taſten,
Wo ſich mein jüngres ſenkt am wirren Graue?
„Das kommt, weil ich in See mein Lebtag ſchaue
Und Eures auf Papier nur pflegt zu raſten."

Ein Meer iſt auch das weiße Blatt nicht minder,
Hat reiche Frachter, kühne Weltenfinder,
Manch treuen Lotſen, der zur Ferne ſchaue,

Hat Wolken auch, die um die Sterne laſten;
Mein Auge ſieht, wie deins, gefällte Maſten,
Zerbrochne Anker und zerrißne Taue.

IX.

Zum Fall'm, wo Lotſen in die erntereichen
Meerfluren kühn und hoffnungsfreudig ſpähen,
Auf Grabbeſuch ſieht man die Witwe gehen,
Ihr trägt das Meer nur eines Friedhofs Zeichen:

Die weißen Segel Sterbelinnen gleichen,
Und Maſt' und Raan als Gräberkreuze ſtehen,
Die Wellen ſich zu Totenhügeln blähen,
Ihr bergend tief die teuerſte der Leichen. —

Ihr Luſtgang doch führt an des Kirchhofs Schwellen;
Dort im Gewoge grüner Raſenwellen
Ein reiches Meer ſieht ihre Sehnſucht wallen;

Sie grüßt die ſchwarzen Boote, die's befahren
Hinſteuernd mit den ſtillen Wanderſcharen,
Und ihre Hoffnung läßt die Anker fallen.

X.

Dem Marinemaler und Ornithologen F. G . . . .

Mann mit dem ſchwarzen Bart und ſchwarzen Haar,
Hinſchreitend durch der Gäſte bunte Reihn,
Du ſcheinſt von Art der Zaubrer mir zu ſein,
Die ſchwarze Bluſ' ein magiſcher Talar;

Was auf dem Eiland immer flüchtig war,
Du bannſt es feſt mit deinen Zauberein:
Die flücht'gen Vögel ausgebälgt im Schrein,
Auf Leinewand der Wellen flücht'ge Schar.

Doch ſolch bezaubert Vöglein biſt auch du!
Vor jenem Schranke ſtehend fühlſt du's klar:
Kein Zaubrer, der nicht ſeinen Meiſter find'!

Ein Fremdling flogſt du dieſer Inſel zu,
Da hielt dich feſt mit holdem Augenpaar
Des Zaubereilands lieblich Feenkind.

XI.

Im Pred'gergarten prunkt ein grün Geſchmeide,
Der Maulbeerbaum, mit ſo laubvoller Krone,
Wie keiner ſeiner Art in Südens Zone;
Der Nord erließ ihm den Tribut von Seide.

Hier praßt der Flüchtling dem Geſchick zum Hohne,
Kein Seidenwurm wählt ſeinen Schmuck zur Weide,
Kein Meſſer droht, das Laub und Aſt verſchneide,
Im Reich der Bäume doch iſt er die Drohne.

Dem Baum im Süd riß man den Kranz vom Haupte,
Doch reicher, stolzer ragt mir der Entlaubte,
Ob sein Gezweig' auch kahl zum Himmel starre;

Er schattet fort im Baldachin der Throne,
Er wipfelt noch im Flug der Luftballone,
Er rauscht im Band der tönenden Gitarre.

XII.

Zugvögel sanglos diese Lüfte teilen,
Kein Sprosser flötet's hier durch laub'ge Äste,
Kein Hänfling zwitschert's hier aus sichrem Neste,
Das fromme Siedlerlied: „Da ist gut weilen!"

Wir ziehen! tönt's im Chor der flücht'gen Gäste,
Die Wellen rauschen's, die den Strand zerfeilen,
Die Wolken dröhnen rollend hin: Wir eilen!
Wir fliehen! braust's im Ostwind und im Weste.

Leis in den Nebeln säuselt's: Wir zerrinnen!
Zerrißne Segel flattern: Wir entwallen!
Die Möve kreischt im hast'gen Flug: Von hinnen!

Verwitternd springt der Stein vom Rand: Wir wandern!
Vom alten Felsen klingt es: Wir zerfallen!
Er singt es wohl sich selber und uns andern.

XIII.

Vom Felsen rieseln rote Steinchen leise,
Als rinne Blut vom Eiland in die Fluten;
Es stirbt langsamen Tod, wie jener Weise,
Im Bad aus offnen Adern zu verbluten.

Doch grausam träg' ist der Zerstörung Reise,
Kein rascher Untergang in Sturm und Gluten!
Ein Sturz, der einst kein Wellchen regt im Kreise, —
Wie herbes Menschenlos will mich's gemuten:

Wenn langſam niederrieſelt ins Vergeſſen
Das Dauerndſte, was unſer Herz beſeſſen,
Wenn unſer Beſtes Stück um Stück verwittert!

Wir müſſen erſt die bittre Welle trinken
Der herben Flut, eh' wir in ſie verſinken, —
Wir ſinken ein, und keine Welle zittert.

XIV.

Du hältſt dich gut im Kampf, o Inſelfeſte,
Mit Wog' und Wind, mit Schmugglern und Korſaren;
Doch ſchlimmer ſind die ſchmeichelnden Gefahren,
Drum fürcht' auch Roſenblätter, laue Weſte!

Jetzt landen hier, Parfüm in Wort und Haaren,
Mit ſeidnem Kleid und Sinn, die ſchlimmern Gäſte;
Wegſpült das Meer vielleicht ihr Leibgebreſte,
Doch nicht, woran die Seele krankt den Scharen.

Der alte Feind nagt an dem Felſenneſte,
Der neue Freund an deiner alten Sitte,
Doch Fels und Sitte ruhn in feſtem Kitte;

So wahrſt du noch von beiden heil'ge Reſte,
Doch Stück um Stück zerbröckeln ſie, und leiſe
Ins Meer auch ſinkt der Väter ſchlichte Weiſe.

XV.

Die Inſel birgt ihr Haupt in Dämmerniſſen, —
Der Sterbeſchleier iſt's der Todgeweihten,
Den um ihr Antlitz Nebelflöre breiten;
Das Opfer will im Opferkleid ſich wiſſen.

Drum mag den Sonnengott ſie gerne miſſen,
Er lächelt ihr kaum im Vorüberſchreiten,
Wenn Oſt, der Wolkenſpalter, ihr zuzeiten
Vom Haupt den Schleier frevelnd weggeriſſen.

Die milde Nacht doch kommt, ihn neu zu ſpinnen,
Sie wirft ihr flatternd Mondlicht auf die Welle
In blankem Streif als weißes Totenlinnen,

Verhängt mit ſchwarzem Tuch des Himmels Zinnen
Und zündet Stern an Stern zur Lichterhelle
Als Trauerkerzen einer Sterbkapelle.

Zweiter Zyklus.

Nachklänge.

I.

Öd' iſt dies Eiland, baumlos, windverſengt,
Die ſtarre Burg und Warte der Orkane;
Bleifarbig um die morſchen Zinnen hängt
Das Nordgewölk, wie eine graue Fahne.

Lenzſchwalbe flieht, aus ihrem Neſt verdrängt,
Der tolle Bube Sturm warf's vom Altane,
Er brach die jungen Wipfel und verſprengt
Zerpflückte Blumen überm Ozeane.

Wild iſt dies Meer, unwirtbar, unbezwinglich,
Schiffsrümpfe ſchwanken auf dem unruhvollen,
Maſtlos und ſchwarz, gleich fortgeſchwemmten Särgen;

Es rauſcht empor, wie Wände undurchdringlich,
Als dunkler Vorhang muß die Woge rollen,
Der Tiefen Grauenvollſtes zu verbergen.

II.

Doch wenn einmal verbrauſt des Sturmes Schwinge
Und Ruh', ſo tiefe ſeltne Ruh' im Alle,
Daß ſtörend dir der eigne Atem walle,
Und daß dir bang' vor jedem Schmetterlinge;

Wenn klar und rein und glatt im weiten Ringe
Das Meer, wie eine Scheibe von Kriſtalle,
Daß du am Grunde zählſt die Steinlein alle,
Dann ſteig ins Boot, ſeewärts dein Ruder ſchwinge!

Die Sage führt dich an die heil'ge Stelle
Im Meer weit draußen; dort zur Tiefe ſchaue!
Du ſiehſt, o Wunder, Wald und grüne Wieſe,

Siehſt fruchtbeladne Bäume, Blütenbälle,
Und Palmen fächelnd über goldner Aue,
Ein wonnig Stück verſunkner Paradieſe.

III.

Ob dir die Bruſt unſtet und ſtürmiſch ſchwelle,
Gleich jenem Meer im rauhen Nordenſunde,
Wohl kommt dir einſt ſolch ſeltne gute Stunde,
Wohl blüht auch dir noch jene heil'ge Stelle.

Verbrauſen laß der Leidenſchaften Welle,
Was ſie verdeckt, wird dir zu neuem Funde;
Ein mild Vergeſſen ſchließe deine Wunde,
Die Liebe dein Umwölktes dir erhelle.

Und ſtill in dir, ſo ſtill und klar ſoll's werden,
Daß bis zum Grund der Seele du kannſt ſehen,
Dann ſenke dich in deiner Bruſt Verliefe!

Es iſt kein Herz ſo krank und arm auf Erden,
Dem dort nicht Palmen noch des Friedens ſtehen
Und Stücke blühn verſunkner Paradieſe.

An Nikolaus Lenau.

1845.

„Das Menſchenherz hat keine Stimme
Im finſtern Rate der Natur."
Lenau.

I.

Als wettergleich fernher ertönt die Kunde,
Daß du geſchmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir ſchneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich ſprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden,
Ein Gottesurteil war mir dein Entſcheiden,
Mein liebſter Kranz das Lob aus deinem Munde.

Du ſprachſt mir Mut, als Unmut mich gebogen,
Du hieltſt mich wert; dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Wert noch glauben.

Und wollten dich mir die Dämonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zerriſſen,
Und tot in dir mein Hoffen — mein Gewiſſen.

II.

Es kam der Herbſt. Zu jedem Sonnenſtrahle
Sprach ich: Was lachſt du mir? Zieh hin, vermähle,
Du Klarer, dich der kranken Freundesſeele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen rot, nicht mir die Sehnen ſtähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt ihm den Leib, der Rüſtung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich ſprach: Nicht mich umſchmeichle!
Die ſchwarzen Locken aus den Augen ſtreichle
Dem kranken Freund, und ſeine Stirne kühle!

Das Schönſte deiner Flur ſollſt du erleſen,
Ans Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er geneſen.

III.

O hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Geneſung iſt's, blühſt du in Sängen wieder;
Des Dichterbaumes Blüten ſind die Lieder,
Kein kranker Baum wird ſolche Blüten bringen.

Sei's auch ein düſtres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbſt deine Lerchen tragen ſchwarz Gefieder,
Nur Morgenrot vergoldet ihre Schwingen.

Es iſt dein Lied der rätſelvolle Falter,
Der einen Totenſchädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch ſchöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Paſſiflore gleicht's, ein Kreuz umſchwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blühn zum Bilde;
Doch nur in Frühlingsſonnen blüht ſie rankend.

IV.

Winnental.

Welch Wiederſehn! Zerſtörung und Entſetzen!
Ein prächt'ger Vollmondhimmel war dein Träumen;
Jetzt praſſeln Sterne, fallend, in den Räumen,
Durchraſ't von Blitzesknäueln, Wolkenfetzen.

Ich beb' — und ſoll vielleicht dich glücklich ſchätzen!
Krankheit vielleicht iſt höhern Lebens Schäumen.
Wir ſehn das ſchwarze Zauberroß ſich bäumen,
Wild reißt es aus, geſpornt, in ſcheuen Sätzen.

Ein kühner Reiter ohne Zaum und Decken,
Sprengſt du dahin durch ungemeßne Weiten
Und wirfſt uns zu im Flug gepflückte Sterne.

Gelähmt iſt die Bewundrung uns vom Schrecken;
Dem Auge, das noch zagt dich zu begleiten,
Verſchwand dein Flug im Nebelgrau der Ferne.

V.

Im Hofraum flüſtert noch der alte Bronnen
Wie einſt, als dieſe Mauern Kloſterhallen,
Er ſah im Zwangshabit einſt Mönche wallen
Und ſang ſie ein in der Verzückung Wonnen.

Doch andern Kultus hat der Herr erſonnen,
Ihn preiſt der Mönchchor, preiſt des Wahnſinns Lallen;
Noch wohnen hier, die mit der Welt zerfallen,
Im Zwangshabit, von glüh'ndem Traum umſponnen.

Sie haben eingekleidet dich der Zelle,
Klauſur verſchloß das Pförtlein, da wir harrten;
O ſink' in himmliſcher Verzückung Wonnen!

Iſt's auch nur Traum, ſei er doch ſüß und helle;
Die alten Blumen ſäuſeln noch im Garten,
Im Hofraum flüſtert noch der alte Bronnen.

VI.

O träume, was dein Herz einſt mocht' erregen,
Schau in Ekſtaſen, was verſagt dem Wachen,
Beſieg im Traum den alten Sündendrachen;
Schütt aus den edlen Zorn in Wetterſchlägen;

Doch ſieh auch deines, unſres Zornes Segen:
Das Wort, entknechtet, große Tat entfachen,
O ſieh des Vaterlands glorreich Erwachen,
Den Saatenjubel nach Gewitterregen!

Das ſchöne Deutſchland einig, frei und mächtig;
Die Weisheit hält das Buch, das Recht den Degen,
Den Hader nur ließ ſie in Ketten legen.

O ſchwelgeriſches Wahnbild, ſtolz und prächtig!
Das Fieber nur darf dran die Augen weiden —
Weh, der Geſunde muß den Kranken neiden.

VII.

Döbling.

1848. 1849.

„Deutſchland iſt frei!" Im Jubelſturm nur leiſe,
Dich nicht zu ſchrecken, klang's aus Freundesmunde;
Der Lenzſtrahl doch, an dem dein Herz geſunde,
Ach, er durchdrang nicht deines Geiſtes Eiſe.

„Deutſchland iſt frei!“ So ſcholl die ſtolze Weiſe,
Dich zu erwecken, donnernd in der Runde;
Der beſte Heilquell iſt ſolch große Stunde —
Doch ſie zerbrach nicht deines Bannes Kreiſe.

Des ehrnen Kaiſerbilds will mich's gemahnen,
Dem in die Hand ſein Volk zurückgegeben
Die heil'ge Fahne, der einſt galt ſein Ringen,

Hoch flattert ſie, die Fahne aller Fahnen,
Ins ſtarre Erzbild doch facht ſie kein Leben
Und jener Tote wird ſie nimmer ſchwingen.

VIII.

Um einen Frühling iſt mein Leben ärmer!
Ein Lenz verblühte unbemerkt, verlaſſen,
Umſonſt ließ er die Luft ſein Gold verpraſſen,
Im Wald ſich heiſer ſchmettern bunte Lärmer.

Traun, jenes Jahr hat keinen Frühlingsſchwärmer;
Da ſtimmten vollern Chor die Völkermaſſen,
Da blühten ſchwarz-rot-golden ſelbſt die Gaſſen,
Im Volksrat die Geſtirne flammten wärmer.

So ganz vergaß ich, daß Natur auch blühte!
Ich frug um ihren Lenz erſt, als ſchon Flocken
Das Schneegewölk auf dürre Stoppeln ſprühte. —

Lenz kam aufs neu; ich aber fühl' erſchrocken,
Daß Duft und Blütenſpiel mich wieder locken,
Waldſtimmen wieder rühren mein Gemüte!

IX.

Du aber ſiehſt es nicht, was wir beklagen:
Jetzt Nebel ſchleichend, wo's ſo ſchön gewittert,
Der Zeit Panier in Kot geſchleift, zerknittert
Von Händen, die's zu Sternen ſollten tragen;

Der Einheit Ring am Mäkelſinn zerſplittert,
Wie Liebesglut am Ehepakt zerſchlagen;
Doch Leichen, die ſchon auf der Bahre lagen,
Zur Lebenslüge neugeſchminkt, beflittert;

Die wilde Freiheit nur der Leidenſchaften,
Blutwunden, die durch Bruderliebe klaffen,
Deſpoten, die das Purpurkleid nur meiden,

Verrat und Schmach mit unſrer Flagge fahren,
Das Sternenbanner, deckend den Korſaren! —
Noch muß den Kranken der Geſunde neiden.

1850.

X.

Und als der Sturm vorbei und ſie vom Zittern
Geneſen, da erſtarkten ſie zum Schmähen,
Und dich und uns, die ihn vorausgeſehen,
Urheber ſchalten ſie von den Gewittern. —

Sturmvogel warnt, bevor die Maſten knittern;
Er weiß: der Seemann wird den Ruf verſtehen,
Sich rüſten, treu nach Tau und Segel ſpähen,
Daß der Orkan ſein Schiff nicht ſchlag' zu Splittern

Und wollt' ein Bube oder Fremdling wagen
Den Vogel mit dem Feuerrohr zu meſſen,
Der Schiffer wird es aus der Hand ihm ſchlagen;

Denn heilig hält den Warner er in Ehren,
Der ein geheimniskund'ger Bote deſſen,
Der bald in Wettern ſpricht zu Land und Meeren.

XI.

Dein Arm zuckt fiebernd auf der Seidendecke:
Er ſucht den Reiſeſtab, ſo will's mir ſcheinen,
Und daß die Zeit der Kleinen und Gemeinen
Die Wanderluſt der Großen, Edeln wecke.

Wie blähn ſich hoch die erſt ſo winzig Kleinen,
Wie klingt der erſt ſo zahmen Wort ſo kecke,
Scheintote ſpringen dreiſt aus dem Verſtecke,
Seit ſie gebändigt die Unbänd'gen meinen.

Vergrabnen Truh'n entſteigt in welken Flittern
Manch abgeſtreifter Balg von Mönchen, Rittern; —
Gelernt, vergeſſen nichts! gleich jenen andern.

Wo Unkenſang ſich mengt dem Wolfsgeheule,
Und in den Wipfeln Kuckuck thront und Eule,
Da müſſen Nachtigall und Adler wandern.

XII.

Helgoland.

Ich ſtand auf Helgoland. Aus ſchwanken Booten
Kam neuer Gäſte Schar zum Strand geſchritten:
Da rief mir's zu: „Dein Freund hat ausgelitten!
Tod löſte mild den dunkeln Lebensknoten.“ — —

Fürwahr, der düſtre Fels in Meeresmitten,
Ein Ort iſt's, recht zu denken dieſes Toten!
Und ſolcher Kunde könnt' ihr beſſern Boten
Als ſein geliebtes Meer wohl nicht erbitten;

Dies Nordmeer, das umwölkt, in Trauerſchleiern,
Mit Klaggeſtöhn' ſcheint ſeinen Tod zu feiern,
Und an mein Herz ſich wirft mit lautem Greinen;

Wie eine Witwe ſtürzt vom Todesbette
Des Gatten an des Bruders Bruſt, die Stätte
Erleſend, ihren Jammer auszuweinen.

Philomele.

1848.

Nicht im Orkane ſingt die Philomele,
Sie lauſcht im Buſchverſtecke, wie's gewittert,
Wie Sturm die Orgel ſchlägt und Eichen ſplittert;
Das Grauen ſchnürt ihr zu die zarte Kehle.

Der Sturm doch bleibt gewonnen ihrer Seele. —
Wenn Tau und Duft um deine Rosen zittert,
O Mainacht, mondgekrönt und sternbeflittert,
Dann jauchzt ihr Sang durch deine Blütensäle.

Und weißt du gut mit feinerm Ohr zu lauschen,
So hörst du nur den Sturm von damals rauschen,
Durch ihre Kehle jene Donner schmettern;

Du hörst den Angstschrei, banges Wipfelsausen,
Den nahen raschen Schlag, ein fern Verbrausen, —
Doch süßer Wohllaut nur rollt in den Wettern.

„Poesie der Zukunft."

1850.

Wo sie die wilde Schlacht geschlagen haben,
O lauscht nicht auf dem Feld nach Lerchensange!
Da kreischt die Krähe nur nach blankem Fange,
Dann kommen erst die Geier und die Raben;

Sie kommen zu beerben, zu begraben;
Dann kommt Erstarrung, Schweigen, lange, lange,
Bis spät der Sämann kommt vom nächsten Hange,
Zu streuen seines Saatkorbs neue Gaben.

Als läg' im Körnlein eine Liederseele,
Erhebt sich dann aus seinem Ährenmeere
Die Lerche, eine sangbegabte Ähre. —

„Wann steigt aus goldner Saat die goldne Kehle?"
Mich dünkt, die Toten sind noch unbegraben,
Noch währt die Zeit der Geier und der Raben.

Moderne Panacee.

1855.

„Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis."

Es geht durchs All ein unerhörtes Wettern,
Der Blitz umzüngelt den gehäuften Zunder;
Wie fallen sie so schnell aufs Knie jetzunder,
Wie flink bekreuzen Basen sich und Vettern!

Des Schlags gewärtig, der den Erdenplunder
In Lüfte sprenge, winseln sie nach Rettern,
Nachstammelnd des Vorbeters heil'gen Blättern;
Er ist ihr Paraklet, ihr Hort, ihr Wunder!

Mir wär's ein Größrer, der in den Gewittern,
Ein andrer Franklin, mit gefeiter Spitze
Zur Zinne klömm', indes sie unten zittern;

Auf daß er, wie das Zepter den Tyrannen,
Dem Himmel auch entwinde seine Blitze,
Bis sie am ehr'nen Stab machtlos zerrannen.

Der erste Zeichner.

I.

Zwei Hirtenkinder, Knab' und Mädchen, spielen
Am Felsen bei erloschner Feuerstelle,
Die glatte Steinwand zeigt in Sonnenhelle
Die Schatten von zwei kindlichen Profilen.

Der Schwester Anmut fesselt den Gespielen
Im Dunkelbilde selbst. Daß es zu schnelle
Nicht fliehe mit des Lichtes flücht'ger Welle
Erkürt er sich der Kohlen Rest zu Kielen.

Mit schwarzem Stift verfolgt er die Konturen,
Die auf der Wand zur hold'sten Form sich schlingen,
Und schmückt mit Lieblichkeit die Felsenwildnis.

Aus rauhem Steine, dunklen Kohlenspuren
Und düstern Schatten, — traun, unschönen Dingen! —
Erstand durch Kindeshand der Schönheit Bildnis.

II.

Von dieses Kindes erstem Künstlerlallen
Bis zu den Harmonien, die von den Schwingen
Des Seraphs Raffael in Wonne klingen,
Welch unermeßner Flug, welch Steigen, Fallen!

Von diesem Fels bis zu den Bilderhallen
Des Vatikans, zu Pittis Wunderdingen,
Durch Dorn und Lorbeer welch ein Mühn und Ringen
Welch weite Bahnen muß die Kunst durchwallen!

Ob sie am Arno siedle oder Elbe,
In Farben dichte, oder mal' in Tönen,
Ihr Geist bleibt einer doch, ihr Ziel dasselbe:

Rauheit zu sänft'gen, Schatten zu versöhnen,
In holdem Bann die Schönheit festzuhalten,
Ihr Sterbliches zu Ew'gem zu gestalten.

Wellenklänge.

Wildbach.

Reich ist das Meer! Gestirn' und Sonne prägen
Ihr Bild in sein Brokatgewand; ihm wallen
Ins Becken, das voll Perlen und Korallen,
Zinspflicht'ge Ströme, schüttend Goldessegen.

Schmuckkästchen gleich die Silberflotten wägen,
Es leert, zerschlägt sie spielend nach Gefallen!
Doch welche Botschaft macht so eilig wallen,
Wildbächlein, dich aus armen Waldgehegen?

„Reich ist das Meer, die Fürstin, die zum Feste
Kostbar geschmückt mit Stoffen, Steinen, Ringen;
Doch fehlt der Blumenstrauß ans Herz, das Beste!

Das Meer sehnt sich nach fernem Waldesbildnis,
Ich nahm es auf, ihm's unentstellt zu bringen:
Der Schönheit Macht ergänzt die arme Wildnis."

Waldsee.

Da ruhst du, stiller See, im Waldesbette,
Engherzig, selbstisch, unserm Weh verschlossen! —
„Weit übers Land war einst mein Born ergossen,
Jed' irdisch Leiden spiegelnd um die Wette.

Da, zu entfliehn den Schmerzensbildern, floſſen
Die Waſſer ſcheu zu engbegrenzter Stätte,
Mir folgt', als ob ein lieblich Los uns kette,
Der Wald und ſtellt' ums Ufer ſeine Sproſſen.

Sein grünſter Frieden deckt mich mit dem Schilde;
Der Schmerz doch geht ins kleinſte Haus zu Gaſte:
Sieh dort das Neſt an dürrem Zweige beben!

Bewegung und Erſtarren, Tod und Leben,
Die Weltgeſchichte, ſpiegl' ich in dem Aſte
Und ſinn' in meinen Tiefen nach dem Bilde."

Strom.

Das Bächlein lärmt, ein ſpielend Kind am Pfad;
Mit Laſten zieht der mächt'ge Strom indeſſen
Unhörbar faſt, geräuſchlos und gemeſſen,
Schweigſam dahin, ein Mann der Pflicht und Tat.

Sein Wort: das Brauſen ganz nicht zu vergeſſen,
Mahnt ihn des Frachtſchiffs Kiel, des Dampfers Rad;
Doch lauter tobt der Werkfleiß am Geſtad',
Des Marktes Ruf, Getös von Hämmern, Eſſen.

Nur wenn das Tagwerk ruht, lautlos die Menge,
Erhebt der Strom die Stimm': ein heilig Rauſchen!
Durch ſchweigend Dunkel zieht's wie Orgelklänge;

Vernehmbar ſei's nur für die reinen Sterne
Und für die ernſte Nacht! Doch ihm auch lauſchen
Mit Stern und Nacht ſchlafloſe Träumer gerne.

Meer.

Ein Frager fragt: Meer, deine Farbe nenne!
Bald biſt du grün, als ob die Lenze ſproſſen,
Bald blau, als ob dich nichts vom Himmel trenne,
Bald rot, wie blutend von Apolls Geſchoſſen;

Nun grau, wie einer Wüste sand'ge Tenne.
Nun braun, von finsterm Bußgewand umflossen,
Goldhell, als ob dein Salz als Lava brenne,
Milchweiß, wie Mähnenflug von weißen Rossen!

Antwortet drauf das Meer: „O schlauer Frager,
Du hast gezählt an mir die Farben alle
Und wähnest doch, daß ich an Farbe darbe!

Die Erde frag: in welchem Hain ihr Lager?
Den Himmel frag: mit welchem Stern er walle?
Der Farbenreichtum nur ist meine Farbe."

Erhörung.

Die Rose sieht vorbei den Falter fliegen,
Sie selbst ein Schmetterling, nur festgebannt;
Da klagt sie: „Ach, wer löst mein fesselnd Band?
O könnt' auch ich in Lüften frei mich wiegen!"

Der Falter sieht die Ros' ins Laub sich schmiegen,
Er eine Blume selbst, die Flügel fand;
Da klagt er: „Hätt' ich doch so sichern Stand!
O könnt' ich so an fester Stätte liegen!"

Mit sonn'gem Lächeln hört der Lenz ihr Klagen,
Erhörung bringt nur der, vor dem sie zagen,
Der rauhe Herbst mit Frost und wildem Wetter;

Er gibt ihm sichre Statt, löst ihr die Kette:
Frei fliegen hin die welken Rosenblätter,
Der Falter liegt erstarrt an fester Stätte.

Einem Hochtory.

Die Zeit hat deiner Ahnen Burg zerschlagen,
Dein prunkend Pergament verzehrt in Bränden;
Was dir an Flittern blieb, wen soll's noch blenden?
Ein Rest, nicht wert, des Volkes Haß zu tragen! —

Lord Spencer selig ließ im Kirchturmjagen
Des Frackes einen Schoß in Dornstrauchs Händen,
Der andre trauert' einsam an den Lenden,
Als säh' Orest um Pylades man klagen.

Seltsam Kostüm dem Spotte der Genossen!
Der Lord, eingehend in des Dornstrauchs Possen,
Reißt flink den zweiten Flügel von den Weichen.

Sein Name schallt volkstümlich drum mit Lobe,
Ein neu Gewand bereichert die Gard'robe,
Drin steckt für dich ein Zettel: „Tu desgleichen!"

Römischer Wegweiser.

Wenn, deutsche Herzen, deutsches Land zu spalten,
Aufs neu' die Blitze sprühn vom Vatikane,
Seh' ich im Geist als Vorbild, das uns mahne,
Zwei deutsche Freunde, die durch Rom einst wallten.

Getrennt, versprengt im Menschenozeane,
Sucht irrend Freund den Freund, — vergeblich Walten!
Bis von Sankt Peter Glockenrufe hallten,
Der Pontifex sich zeigt' auf dem Altane.

Er spendet Segen, schleudert Bannesstrahle,
Aufs Knie sinkt alles Volk mit einem Male,
Sich beugend vor dem Haupt tiar'umwunden;

Wie Säulen blieben nur zwei Männer stehen,
Die Freunde sind's, sie haben sich ersehen,
Und, aufrecht stehend, wieder sich gefunden.

Im Reichsrate.

I.

„Poet, geschmiedet an die Staatsgaleere
Auf Lebenszeit, wo bleibt dein helles Singen?
Wenn mühsam nur die Ruder vorwärts bringen,
Sprich, wird zur Strafe nicht dir solche Ehre?" —

Mir iſt, als ob ich einſt auf Adlerſchwingen
Im Nu zu Alpenhöhn geflogen wäre;
Jetzt muß ich, keuchend unter Laſtenſchwere,
In Stein die Stufen brechend, aufwärts ringen!

Als Bergmann in die Tiefen einſt geſtiegen,
Zu Hausrat jetzt und Paragraphendrähten
Muß des Gedankenſchachtes Erz ich biegen!

Mein Tagwerk üb' ich treu, doch muß ich beten:
Daß jene Schwinge mir nicht ganz entſinke,
Des alten Grubenlichts ein Strahl mir blinke!

II.

Und doch, und doch! — was liegt an deinem Liede,
Wenn rüſt'gen Tagwerks Hammerſchläge fallen,
Die edle Form zu ſchaffen vielen, allen,
Drin Männerwürde lebt und inn'rer Friede?!

Nicht Hausrat bloß, auch Waffen zum Entſchiede,
Auch Schild und Schwert entſtammen den Metallen,
Daß ſie die Hütten ſchirmen, wie die Hallen,
Ihr Gut und Recht; — drum hämmre fort und ſchmiede!

Wohnt in den Tälern einſt das Glück beim Volke,
Dann zieht die Sehnſucht euch nicht mehr zur Wolke,
Dann miſſeſt gern auch du die Adlerſchwinge;

Und euer Werk verklärt zum Ehrenmale,
Statt deines Grubenlichts, mit vollerm Strahle
Die Weltenſonne! — O daß es gelinge!

Sprüche und Spruchartiges.

Einsam.

Den Sieg gewann das tapfre Heer gemeinsam,
Den Schlachtenplan entwarf der Feldherr einsam;
Zum Garbenschnitt wetteifert der Gemeine,
Der Sämann ging saatstreuend ganz alleine;
Den Dichtersang, vererbt von Mund zu Munde,
Gebar der Einsamkeit geweihte Stunde;
Der Leiden Quellen fluten allerwegen,
Der Heilquell rieselt einsam, abgelegen;
Genuß und Leid des Alltags ist gemeinsam,
Der höchste Stolz, der tiefste Schmerz bleibt einsam.

Dunkle Stunden.

Dunkeln muß der Himmel rings im Runde,
Daß sein Sternenglanz zu leuchten wage;
Stürmen muß das Meer bis tief zum Grunde,
Daß ans Land es seine Perlen trage;
Klaffen muß des Berges offne Wunde,
Daß sein Goldgehalt ersteh' zu Tage;
Dunkle Stunden müssen offenbaren,
Was ein Herz des Großen birgt und Klaren.

Dualismus.

1868.

Austria, man schnitt dir zwei
Kunstgedrehte Stäbe,
Stützen, daß dein Körper frei
Sich vom Fall erhebe.

Doch nicht will das Vorwärtsgehn,
Kaum das Stillstehn glücken;
Denn die Stäbe, recht besehn,
Nennt man, mein' ich — Krücken.

Auch ein Verein.

Fünf Kunſtjünger
Sind deine Finger,
Gar feine, geſcheite
Manierliche Leute,
Gelehrig und biegſam,
Gefällig und ſchmiegſam,
Der Arbeit zu dienen
Ein ſchöner Verein,
Ob jeder von ihnen
Auch für ſich allein.

Doch wenn ſie ſich rotten
Und ballen zum Knäuel,
Der Sitte zu ſpotten,
Der Satzung und Regel;
Dann wird draus, — o Greuel,
Vor dem dir grauſt!
Ein grober Flegel:
Die Fauſt!

Schweigen.

Wie iſt's doch um das Schweigen eigen!
Der Weiſe ſchweigt, wie Toren ſchweigen,
Bei gleichem Schein ungleicher Sinn,
Hier ein Verluſt, dort ein Gewinn;
Ein Fürſtenmantel, der die Größe
Des Reichen klug vor Spähern deckt,
Ein Bettlerhemd, drin ſich die Blöße
Des armen Krüppels ſcheu verſteckt.
Den weiſen Schweiger kann es treffen,
Daß ihn die Welt als Toren ſchilt;
Des Toren Schweigen mag uns äffen,
Daß er wohl gar als Weiſer gilt.
Zur Unzeit wird des Weiſen Schweigen
Das Törichtſte, das er erſann,
Doch allzeit bleibt des Toren Schweigen
Das Weiſeſte, das er begann.

Einem Pädagogen.

Der Gärtner denkt nicht mehr der frühern Sorgen,
Wenn seine Blumen blühen;
Der Pflüger auch vergaß der alten Mühen,
Wenn er sein Korn geborgen;
Des Tages Last versüßt es dem Gemüte,
Das klug von jenen lernte,
Beim Pflanzen schon zu denken an die Blüte,
Beim Säen an die Ernte.

Cuique suum!

„Wem gebühre Kranz und Preis,
Wem verneige sich mein Haupt:
Jenem, der zu glauben weiß,
Diesem, der zu wissen glaubt?"

Laßt die Palme dem nicht rauben,
Wem sein Glauben ward ein Wissen;
Laßt den Lorbeer den nicht missen,
Wem das Wissen ward zum Glauben.

Wollt nicht diesen Kampf beklagen,
Jenen Frieden nicht beneiden;
Merkt nur, daß in Lagern beiden
Helden stolze Kronen tragen.

Einem Autographensammler.

Was im Blau die Lerche singt,
Das verflüchtigt und verklingt;
Wenn sie hüpft im weichen Sand,
Hat die Fährte mehr Bestand.
Hältst du drum die Spur der Pfoten
Etwa gar für Himmelsnoten?

Einem andern.

Warum mein Sinn so abgewandt
Der Autographenjägerei?
Sie gleicht erzwungnem Eheband:
Geworben wird nur um die Hand,
Das Herz jedoch ist nicht dabei.

Sprüche.

Die Seele warm,
Das Auge klar,
Die Lippe wahr,
Von Stahl der Arm;
Fürs andre sorgen
Dein Heut', dein Morgen.

Blumen sind an jedem Weg zu finden,
Doch nicht jeder weiß den Kranz zu winden.

Nicht außen nur, auch innen soll blühen, was da blüht,
Nach außen für das Auge, nach innen fürs Gemüt.

Dein „Ja" sei lang bedacht, doch heilig,
Dein „Nein" sprich mild, doch nicht zu eilig,
So wird das Ja den Freund erfreuen,
Das Nein dich selber niemals reuen.

Auf eine weiche weiße Hand, wie viele
Dagegen zählst du mit der harten Schwiele!

Wohlleben zehrt,
Wohlreden ehrt,
Wohlwollen währt,
Wohltun nährt.

Des Daseins Kelch kredenzt bald süß, bald herb den Trank,
Der herbe heilt oft den, der von dem süßen trank.

Sturmwinds Wirbel fegt die Straßen,
Staub und Kehricht mag er fassen,
Quadern muß er liegen lassen.

Auf stillem Teich wird leicht dich tragen,
Den einzlen Mann, der schmale Kahn;
Doch durch den stürm'schen Ozean
Mußt du nach mächt'germ Fahrzeug fragen
Und mit Genossen dich vertragen.

Kein Füllhorn, das von allen Schätzen regnet,
Ist reicher als die Mutterhand, die segnet.

Die Blume, ob vergänglich selbst, erzähle
Vom Unvergänglichen im Herzensgrunde;
Sie bring', ob sprachlos selbst, die treuste Kunde
Vom Unaussprechlichen in einer Seele.

Sei im Wünschen nicht zu karg,
Wünsche sind der Weg zum Siege;
Des Genügens üpp'ge Wiege
Ist der Tatkraft früher Sarg.

Zog einer je durchs Alpenland,
Der dort nicht seine Rose fand?

Kunst üben kann nur der Erkorne,
Kunst lieben jeder Erdgeborne.

In jeder Menſchenbruſt klingt heimlich ein Gedicht,
Doch wo's am ſchönſten klingt, erfährt die Welt wohl nich

Poeſie, wo iſt ſie? und wo nicht?
Wenn ſich Perl' und Demant ſonnt im Licht,
Denke, wie viel ihresgleichen ruht
Ungehoben noch in Schacht und Flut.

Götterruhm iſt das Gelingen,
Menſchenwert das treue Ringen.

Ob Alltags- oder Feſtgewand
Die Liebe ſich erwähle,
Sie bleibe niemals unerkannt
Dem Auge deiner Seele.

Dem Kelch dein Leben gleichen ſoll,
Nie inhaltsleer, nie übervoll;
Kredenz und trink nur reinen Wein,
Nie fall' ein herber Tropfen drein.

„Das Staatsſchiff" — wie bezeichnend trifft
Das Bild hier den Gedanken!
Daß wir ſeit langem eingeſchifft,
Man fühlt's am ſteten Schwanken!

Ein Pfennig, in den Opferſtock gerückt,
Wird lauten Klangs dein Loblied ſingen;
Ein Goldſtück, in die Bettlerhand gedrückt,
Wird nur beglücken, doch nicht klingen.

Maienwonne, Maienblüte,
Auf den Fluren, im Gemüte,
Ach, ſo bald, ſo ſchnell vorbei!

Doch auch das ist Maiengabe,
Ging der eigne Lenz zu Grabe,
Freudig segnen fremden Mai.

Wer den Göttern dankt für reichste Gabe,
Laſſ' im Schoß doch nimmer ruhn die Hände,
Daß er einſt an ſeines Tagwerks Ende
Auch ſich ſelbſt etwas zu danken habe.

Was du dankſt der milden Göttergunſt,
Drückt dein Haupt zu Boden nieder;
Was du dankſt der eignen Müh' und Kunſt,
Hebt es zu den Göttern wieder.

In der Welt fährſt du am beſten,
Sprichſt du ſtolz mit ſtolzen Gäſten,
Mit beſcheidenen beſcheiden,
Aber wahr und klar mit beiden.

Jung gefallen wollen, wer wird's ſchelten?
Alt gefallen können, mehr wird's gelten;
Daß dir Beifall jetzt und einſt nicht fehle,
Das Arkanum ſuch in deiner Seele.

Glücklich heißt wer ſorgenfrei,
Glücklicher doch, mein' ich, ſei
Wer voll Sorgen, wenn's die rechten:
Sorgen, andrer Leid zu mindern,
Sorgen, Unrecht zu verhindern,
Fremdem Wert den Kranz zu flechten;
Sorgen, in den ſchwerſten Tagen
Fremde Sorgen ſelbſt zu tragen.

In Einklang Kopf und Herz und Mund,
Klar, warm und wahr ein ein'ger Kranz,
Das iſt der rechte Tugendbund,
Das iſt die heiligſte Allianz.

Seelen gibt es, die an Sterne mahnen,
Unbemerkt auf sonn'gen Alltagsbahnen;
Dämmerung und Finsternis erst sagen
Euch, wie viel des Lichts sie in sich tragen.

Sei mild im Tadel, karg im Lobe,
Das Schauen lerne nicht von Blinden;
Auch in des Weisen Garderobe
Wirst du ein Schellenkäppchen finden,
Und im Versteck der Narrentaschen
Ein Goldstück echter Weisheit haschen.

Durch den Irrweg führt sein gutes Glück
Manchen auf die wahre Bahn zurück;
Doch den Irrweg drum zum Führer wählen,
Heißt erst recht den rechten Weg verfehlen.

Wer groß sich dünkt, sucht kleine Geister,
Aus niedrem Kreis sich selbst zu heben;
Wer klein sich fühlt, wählt große Meister,
An sie geschmiegt emporzustreben.

Viel tausend Quellen zählt die Krankheit und noch mehr,
Genesung sucht und trifft die eine, rechte schwer.

Wer andern geben will, muß selbst empfangen haben;
Von Gotteshuld empfing Wohltätigkeit die Gaben,
Gott gibt den Quell, der Mensch den Becher nur zum Laben.

Mildtätigkeit, du bist ganz wie des Sämanns Hand:
Wie oft aus wenig Korn die vollste Saat erstand!

Dein Haus gleicht einem Buch, der Einband ist die Wand;
Ob schlicht von Pappe bloß, ob Samt und Goldschnittrand,
Nur dichte du hinein den Inhalt voll Verstand.

Könne wollen,
Wolle können!
Götter zollen,
Menschen gönnen
Dann dem Wollen
Auch das Können.

Zieht in die Welt ein weiser Mann hinaus,
Allüberall seine Schätze streut er aus,
Und kehrt doch reicher, als er ging, nach Haus.

„Was ist für Keller, Haus und Herd
Dein Kranz, was Kunst und Ruhm mir wert,
Die ich nicht messen kann und wägen!"
Frau Agnes keift; doch Dürer spricht:
„Den Lorbeer, Freundin, sollst du nicht
Auf deine Küchenwage legen,
Nicht mit der Myrte Stuben fegen."

Am Demant brichst du Feil' und Messer,
Nimm etwas Staub, das hilft dir besser,
Doch Staub des Demants muß es sein!
Des Geistes Ecken wegzustreifen,
Des Geistes Lichter blank zu schleifen,
Durch seinesgleichen glückt's allein.

Ein unklug Wort entschlüpft, wie aufs Papier ein Kleck,
Du wischest dran und reibst, nur breiter wird der Fleck;
Dann schabst du und radierst, nur schlimmer wird es noch,
Du hast den alten Kleck, dazu das neue Loch.

Weh dir, wenn Menschen zu verachten
Du nur gelernt im Selbstbetrachten!

Willſt du Treue, ſo vertrau!
Dem Verrat kein Riegel wehrt;
Die du hüten mußt, die Frau,
Iſt des Hütens nicht mehr wert.

Bei der Arbeit magſt du ſingen,
Das verleiht der Arbeit Schwingen;
Singen doch nie Arbeit ſei,
Sohlen trägt ſie dann von Blei.

Verſöhnen, Streit und Hader ſchlichten,
Wie ſchön! Doch gleiche du mitnichten
Dem Weizenkorn; das ſah mit Leide
Zwei Mühlenſteine, die ſich rieben;
Da ſprang's als Mittler zwiſchen beide:
Sie treiben fort, wie ſtets ſie trieben,
Das Korn doch iſt zu Staub zerrieben.

Man ſchreibt auf manchen Stein:
„Er hatte keinen Feind!"
Als Lobſpruch iſt's gemeint,
Doch ſchließt's viel Schlimmes ein:
Es klänge juſt ſo gut:
Ihm fehlte Herz und Blut,
Er ließ wie Kies ſich treten,
Er ließ wie Ton ſich kneten,
Sein Aug' war blind dem Lichte,
Sein Mund war ſtumm für Wichte.

O raubt mir nicht am Grabe
Noch meine beſte Habe:
Die Feinde, deren Zorn
Mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn;
Von jenem Worte rein
Laßt meinen Stein.

Aus Krain.

Nachruf an Preſchern.

1849.

„Kdo zna
Noč tamno razjasnit', ki taro duha?
Kdo vé
Kregulja odgnati, ki kluje serce
Od zora do mraka, od mraka do dné!"

Prešérn.

Wer kann
Erhellen die Nacht, die den Geiſt umſpann?
Wer jag'
Den Geier vom Herzen, daß er's nicht nag'
Vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Tag!

In würz'ger Luft, auf blumenbuntem Grunde
Ragt eine Linde neben einer Eiche,
Die Zweige ſanft verſchränkt zum grünen Bunde,
Als ob ein Freund dem Freund die Hände reiche;
Ob hier das Blatt gezackt ſei, dort ſich's runde,
Des Laubs und Schattens Farbe bleibt die gleiche!
Uns Nachbarkinder, ſpielend auf den Matten,
Umwölbt des grünen Doms vereinter Schatten.

Da ward kredenzt Glutwein vom letzten Jahre,
Der Kelterſegen ſchwüler Sonnenbrände,
Und als ob Feuer in die Adern fahre
In Kampfluſt flogen an das Schwert die Hände;
Den Reigen löſt das Volk, auf daß ſich's ſchare
Zur Linde hier, ſich dort zur Eiche wende;
„Hie Slawe!" — „Hie Germane!" ſcholl es grimmig,
Und Zorneswworte brauſten tauſendſtimmig.

Noch ſchwoll der Zwiſt; da ſtrich ein flüſternd Klagen
Dahin durchs Säuſeln der Slowenenlinde,
Ein Zittern ging, als mocht' ein Herz ihr ſchlagen,
Vom Stamm zum Wipfel ihr, vom Mark zur Rinde;
Von Männern ward ein Leichnam hergetragen,
Sie lehnten an den Stamm ſein Haupt gelinde,
Ein Dichterhaupt! Dem Volke ſtarb ſein Seher;
Erſchüttert trat ich von der Eiche näher.

Er war mein Lehrer einſt! Aus dumpfen Hallen
Entführt' er mich zu Tiburs Muſenfeſte,
Zum Wunderſtrand, wo Maros Helden wallen,
Zur Laube, wo der Tejer Trauben preßte,
Zum Kap Sigeums, dran die Wogen prallen
Wie Waffentoſen, bis zu Priams Feſte;
Sein Geiſterſchiff trug keine Flagg' am Ständer,
Nicht blau-rot-weiß', nicht ſchwarz-rot-goldne Bänder.

Wir ſahn der Griechenfreiheit Todesbette,
Wir ſahn im Blachfeld Rom und Hellas ringen,
Den Sieger dann, ſich ſchmückend mit der Kette,
Um des Beſiegten Haupt den Lorbeer ſchlingen,
Den Kriegspfeil ſinken vor des Marmors Glätte,
Vom Hauch der mildern Sitte morſch die Klingen!
Im Glaſt zerbrochner Römerſchwerter gleiten
Mir Spiegelbilder ſpätrer Kämpferzeiten.

Auf dieſes Toten Herz, — das nie gewittert,
Geleuchtet nur, — leg' ich die Hände gerne;
Die Weltenſeele quillt, vom Markt zerſplittert,
Ins Dichterherz zu ruhigem, klarem Kerne;
Das Licht, das rings verirrt in Funken zittert,
Im Dichterherzen ſammelt ſich's zum Sterne;
Wenn Haß zum Streit hinaus das Volk getrieben,
Vergräbt's, wie Gold, ins Dichterherz ſein Lieben.

Was dieſes Leichenmundes heitrer Friede
Sein Volk gemahnt, der Tod kann's nimmer ſchwächen:
„Die Zunge löſt' ich dir mit meinem Liede,
Wie Chriſt den Stummgebornen lehrte ſprechen;
Ich war der Schmied, der dir die Pflugſchar ſchmiede,
Der Sprache langverödet Feld zu brechen;
Und willſt du froh ans Ernteſeſt ſchon denken,
Noch manches Korn mußt du zur Furche ſenken.

Der goldne Eimer geht im Völkerringe
Von Hand zu Hand, aus deutſcher dir zu tauen;
Du zückſt das Schwert, daß deinen Dank es bringe,
Die Hand, doch nicht die Wohltat, kann's zerhauen!

Der Hauch der Zeiten fährt in Faust und Klinge,
Wenn Haupt und Herz den Eingang ihm verbauen;
O töricht eitles Mühn, des Geistes Blitze
Ablenken wollen in die Degenspitze!

Das Weltgestirn entsteigt atlant'scher Welle
Glanzvoll, unhemmbar deinem Widerstreben:
Der West ward Ost! Liebst du die Morgenhelle,
Gen West, zum Aufgang, mußt dein Haupt du heben;
Willst du den reinen Born, schöpf an der Quelle,
Der Rheingott keltert nicht bloß ird'sche Reben;
Behagt dir nicht die kunstreich goldne Schale!
So trink aus holzgeschnitztem Feldpokale! —

Es geht vom Hunnenkampf ein altes Sagen;
So rast der Grimm, daß, die im Feld gefallen,
Als Schatten noch fortkämpfen, luftgetragen,
Die Geisterfaust noch in den Wolken ballen!
Ein milder Kampfrecht gilt in mildern Tagen:
Das Licht vereint die Streiter, und es wallen
Versöhnte Geister durch die Feuerwolke,
Im Stern des Ruhms vorleuchtend allem Volke."

In Veldes.

1. Ausblick.

Du grünendes Tal, du kristallener See,
Du liebliches Eiland mit blinkendem Kirchlein,
Ihr trotzigen Felsen, ihr lauschigen Forste,
Die ihr mir Aug' und Sinne umstrickt,
O löst mir das Rätsel und nennt mir das Wunder,
Womit ihr das Herz auch in Wonnen berauscht,
Den Geist auch in fesselnden Zauber mir bannt?

Dort ragt er empor hoch über den Seinen
Triglav, der uralte, das heilige Dreihaupt,
Mit weithin leuchtender Zackenkrone,
Der erste, der morgens den Purpur trägt,
Der letzte, der abends ihn fallen läßt,

Der Urahn eines Geſchlechts von Giganten,
Vom Silberbart die athletiſche Bruſt,
Von eiſigen Locken die Schultern umwallt,
Die Stirne getaucht in ſonnige Glorie,
Doch auch umflort von ziehenden Wolken,
Wie von den Schatten tiefernſter Gedanken.

Und wie zum feſtlichen Rate verſammelt,
Umſtehn den Altvater die Hünengeſtalten
Von Söhnen und Enkeln und Enkelkindern,
Die Berge und Hügel, in faltigen Mänteln
Der Wälder mit blumengeſticktem Saum;
Darunter ſchon Greiſe mit Schnee auf den Häuptern,
Doch Knochen von Marmor und Mark von Erz.

Am Seeſtrand wacht ein Jüngrer der Sippe,
Der Fels mit der Burg, ein Krieger in Waffen,
Zum Hüter beſtellt dem geheiligten Becken;
In glattem Panzer, in ſteinerner Rüſtung,
Das Haupt mit dem Ritterſchloß behelmt,
So ragt er ſteil und ſtarr und ſenkrecht;
Und um die Bruſt ihm flüſtern und ſchauern
Die Todeslüfte des ſchwindelnden Abgrunds.

Das Eiland doch mit dem ſchimmernden Kirchlein
Inmitten des blinkenden, flimmernden Sees,
Das jüngſte wohl iſt's der Enkelkinder.
Es breiten die Wellen ſich ihm zum Teppich
Wie blinkendes Linnen, wie flimmernde Seide,
Drauf kniet das Kindlein, die Hände gefaltet
Zu ſtillem Gebete in gläubiger Andacht;
Dann wieder erhebt es ein Singen und Klingen
Mit reiner ſilberner Glockenſtimme.

Am Ufer liegen die Stätten der Menſchen
Zerſtreut wie ſein fallen gelaſſenes Spielzeug,
Wie farbiger Tand nürnbergiſchen Schnitzwerks
Von Häuſern und Hütten und zierlichen Villen.
O Tal der Zauber, voll Größe, voll Anmut,
Erhaben, wie in den Wolken der Donnrer,

Liebreizend, wie die erblühende Jungfrau;
Das Menschenherz hat wiedergefunden
In dir sich selbst, sein Streben, sein Lieben;
Denn weil es zu Kleinerm sich niedergebeugt,
Und weil es zu Höherm empor sich schwingt,
Belebt es das All mit dem eigenen Sein.

Hier unter des Landmanns ärmlichem Strohdach,
Aus dem ich hinaus in die Landschaft blicke,
Hier lebt es und webt es, den Herzen näher,
Das heilige Band, mit welchem umschlungen
Mein Geist die gigantische, steinerne Sippe.
Hier sitzen in traulicher Tafelrunde
Der Ahn, die Söhne und Enkel versammelt,
Da fehlt auch nimmer der jüngere Krieger;
Hier kniet auch das betende Enkelkind,
Andächtig die kleinen Hände gefaltet,
Und spielt und klingelt und singt dazwischen
Und nennt mir das Wunder und löst mir das Rätsel.

---

2. Liebfrauenkirche.

Tönend fließt im See die Welle,
Kähne schaukeln in den Kieden,
Auf der Insel die Kapelle
Blinkt aus grünem Waldesfrieden.

Ihre Glockenrufe gleiten
Zitternd über Wellenkreise,
Ringen tönend in die Weiten,
Sterben dann verhallend leise,

Daß die Schwalben, die da fliegen,
In Musik die Schwingen baden,
In Musik sich lieblich wiegen
Schifflein auf den Wellenpfaden.

Bald wie Sehnsucht, bald wie Klagen
Kommt der Glockenton gezogen,
Jetzt ein schüchtern stockend Fragen,
Jetzt der Hoffnung voll'res Wogen.

Wunderſames, eignes Klingen,
Als ob Fühlen im Metalle!
Um zu Herzen ſo zu dringen,
Pocht ein Herz wohl in dem Schalle.

Nicht des Glöckners Hände führen
Taktgerecht die Glockenſtränge;
Gläubig an das Seil zu rühren,
Drängt ſich hier die Pilgermenge.

Denn die Sage kündet's allen:
Wem vergönnt, dies Seil zu ſchwingen,
Was er bei der Glocke hallen
Wünſchen mag, es ſoll gelingen!

Ruhlos tönt das Glöcklein immer,
Tönt zu allen Tageszeiten;
Denn die Wünſche ſchlummern nimmer,
Pilgern ruhlos in die Weiten.

Ob die Klänge voller ſchwellen,
Ob im Wind ſie leis vergehen,
Immer über dieſen Wellen
Schwebt des Geiſtes mächtig Wehen.

Und du fühlſt, vom Hauch getroffen,
Durch die eigne Bruſt die Fluten
All der andern Leid und Hoffen,
Fremde Schauer, fremde Gluten;

Fühlſt, was Herzen kann bedrängen,
Was ſie ſporne, was ſie quäle;
Denn es tönt in jenen Klängen
Durch das All die Menſchenſeele.

---

3. Glockenruf.

Es keimt ein Saatkorn künft'ger Taten
In jedem Wunſch; — drum wünſche nur!
Doch ſtreu auf deine Lebensflur
Nur gutes Korn und reine Saaten.

So will auch ich die Glocke wiegen,
Daß weit ihr Aufschrei widerhallt,
Und daß, solang' ihr Ton mir schallt,
Zum Himmel meine Wünsche fliegen:

„Aus der Betäubung dumpfer Träume,
Mein Heimatland, mein Volk, wach auf!
Sieh deiner Nachbarn Siegeslauf!
O Schmach, wer da im Wettkampf säume!

Den wüsten Schlaf reib aus den Augen,
Die noch umflort, obschon es Tag!
Blick in den Glanz! — Lichtscheue mag
Dem Olm in deinen Grotten taugen.

Bist scharfen Blicks, geweckten Geistes,
Bist klug, wie schon dein Dichter sang;
Der Schlaftrunk doch wirkt stark und lang,
Den man im Kelch kredenzt, du weißt es!

Von Berg zu Berg das Feuerzeichen
Rief einst zur Nacht in Türkennot,
Der Sklaverei, die dir gedroht,
Zu wehren mit des Schwertes Streichen.

Doch Greise jetzt und Neugeborne
Umschnürt ein andres Sklavenband:
Kaftan und Kutte sind verwandt,
Sowie Beschnittne und Geschorne.

Von Haupt zu Haupt des Lichtes Zeichen,
Das auch die neuen Türken bannt,
Laß flammen jetzt durchs weite Land
Und diese Flammen nie erbleichen!

Das Licht, entquollen einst in Strahlen
Dem Lämpchen jenes Bergmannssohns,
Es flog vom Schacht zu Höhn des Throns
Und leuchtet' einst auch diesen Talen.

Gesalbte Schergen doch zertraten
Mit plumpem Fuß den Funkenrest;
Die Finsternis begann ihr Fest,
Und Geistesnacht reift' ihre Saaten.

Sie heimsen ein; welch lustig Treiben!
Hei, wie der Peterspfennig springt!
Doch wo des Tetzels Büchse klingt,
Wird auch nicht fern der Luther bleiben. —

Vom öden Karst, von eis'gen Tauern
Umschlossen ist dein Wunderland;
Die Berge sind nicht Kerkerwand,
In Einsamkeit dich einzumauern.

Doch Zinnen sind's, und die erklimme!
Halt Umschau! Sieh, wie dir die Welt
Den Eisenarm entgegenhält,
Dir zuruft mit des Blitzes Stimme.

Tritt in des Weltmarkts offne Hallen,
Du siehst, was Menschenkunst ersann,
Was dir das Sein verschönern kann,
Hörst aller Völker Sprachen schallen.

Aus allen tönt wie eines Mundes
Die Losung, die auch dich erfaßt;
Du bist nicht mehr ein fremder Gast,
Ein treuer doch des Völkerbundes.

Wach auf, wach auf! Vom Leibe rasse
Die Lappen finstrer Dienstbarkeit!
Für hohe Ziele kämpft die Zeit,
Umgürt auch dich mit ihrer Waffe!

Sei wie dein Strom, der in die Klüfte
Des Höhlendunkels jäh verschwand,
Den Weg zum Licht doch wieder fand,
Und funkelnd grüßt die sonn'gen Lüfte." — —

Das war mein Wünschen, währenddessen
Der Glocke Klang die Luft durchschnitt,
Bis müd' mein Arm vom Seile glitt; —
Mein eigen Selbst hatt' ich vergessen.

Doch ohne Klage will ich tragen
Das Leid, das meine Brust verschließt,
Wenn Glück und Ruhm dies Land umfließt
Und drüber hellre Sterne tagen.

---

4. Seebild.

Durch die Wellen steuert ein Schwan so einsam,
Hell und blank, wie die schimmernde Wasserlilie,
Wie im Azur die ziehende Silberwolke,
Blume der Erde zugleich und Bote des Himmels.
Von Balkonen herab und Blütenterrassen
Streuen ihm weiße Hände nährende Brotsaat.
Feierlich schwebt er heran, fast ohne Regung,
Stete Bewegung, doch in seliger Ruhe,
Gleich dem rückenden Zeiger auf dem Uhrblatt,
Gleich dem reisenden Mondesnachen im Äther.

Wie du feierlich stolz, o Schwan, dahinziehst,
In dem flimmernden See ein einsamer Segler,
Unter dir die glänzenden Spiegelbilder
Blühender Ufer, goldener Himmelswölbung,
Mächtiger Berge, die Natur rings türmte,
Freundlicher Stätten, die der Mensch hier geschaffen,
Wird des See's kristallener blanker Spiegel
Mir zum Spiegel der Zeiten und Geschicke,
Wirst du selbst mir ein hehr und mahnend Sinnbild.

Wenn der Sturm den schneeigen Flaum emporsträubt,
Weithin flattert sein schwarzer Wolkenmantel
Und die Wellen wie drohende Fäuste sich ballen
Sieh, dann liegt der Spiegel zerschlagen, in Splittern,
All die glänzenden Bilder sind zerstoben
Und versunken in die chaotische Brandung.

Doch auch wenn in sonniger Ruhe lautlos
Über dir tiefblau der Äther sich breitet,
Seines Lebens wollusthauchender Atem
Leise, leise, wie Blumenduft, den See streift,
Der so glatt und blank, wie metallgegossen,
Daß er sich sanft zu regen beginnt und zu kräuseln;
Da auch über den Spiegel wallt ein Zittern,
Wellengerieſel und glitzernde Flimmerlichter
Reißen tanzende Furchen in seine Flächen,
Und die Risse durchziehn der Bilder Konturen,
Daß ihr Band sich löst in Stücke zerfallend,
Daß der Berge Säulen querüber gespalten,
Wie geborsten die Gletscher, durchsägt die Wälder,
Wie geknickt und zerpflückt die Blumen des Ufers.
Auf den Höhen die Burg, im Tal die Hütte,
Neben dem Römerstein der schimmernde Kirchturm,
Altes und Neues, sowie die Menschlein dazwischen,
Alles zerschwankend, zerbröckelnd und zerfließend!
Aber feierlich über den Bildertrümmern,
Ueber dem Schwankenden ziehst du, einsamer Lotse,
Deine Bahnen dahin, in beseligter Ruhe,
Blank und rein, wie die schimmernde Wasserlilie.
Leuchtend, wie im Azur die Silberwolke,
Blume der Erde zugleich und Bote des Himmels.

Also nagen und rütteln an allem Dasein
Selbst die sonnigsten Stunden, wie spielende Wellen;
Durch den lauschenden Weltraum knistert und rieselt
Still und stet ein Verwittern und Verfallen,
Körnlein Sandes im Stundenglase verrinnend.
Aber das Dulden und Wünschen, Ringen und Hoffen
Hingesunkner Jahrhundert' und Menschengeschlechter
Lebt noch fort und fort in geläuterter Klarheit.
Über dem Wellenspiel der fliehenden Stunde,
Über den Völkertrümmern und Zeitenschutte,
Über den Urnen aschegewordener Herzen
Zieht der Wahrheit ewiger Lichtgedanke
Unaufhaltsam die Bahn in beseligter Ruhe,

An der Weltenuhr der weiſende Zeiger,
In der Erdennacht die ſtrahlende Leuchte,
Hell und rein, wie du, ſein liebliches Sinnbild.

Unheimliche Gäſte.

Das war der Dechant von Haſelbach,
Der gaſtfrei' und ehrenfeſte,
Er ſegnet beim Opfer Brot und Wein,
Doch trinkt und ißt er nicht gern allein,
Und denkt ſchon der kommenden Gäſte.

Da ſteht mit dem Kännlein der Miniſtrant
Und flüſtert ins Ohr ihm leiſe:
„Sie kommen nicht! Denn der eine jagt,
Der andr' erwartet die neue Magd,
Der dritte rüſtet zur Reiſe.“

Dem Alten entglitt der Meßkelch faſt,
Des heiligen Orts vergeſſen:
„Der Dachs im Bau nur ſchmauſt allein,
Da lad' ich mir lieber drei Teufel ein!“
Im Schmerze ſchwört er's vermeſſen.

Doch kaum geſprochen, bereut er's ſchon;
Im Pfarrhaus ſitzt er jetzt betend,
Da klappert im Hofe Pferdegetrab,
Drei ſeltſame Junker ſpringen ab,
Flink in die Hausflur tretend.

Er ſeufzt: „Aha, da ſind ſie ſchon!“
Doch artiglich grüßen die andern:
„Wir hörten vom gaſtlichen geiſtlichen Herrn
Und lüden auch uns zu Tiſche gern
Mit Hunger und Durſt vom Wandern.“

Er nickt ſein Ja, ſchlägt ſtill ſein Kreuz
Und weiß ſich ſchnell zu faſſen;
Doch reicht er den Gäſten nicht die Hand,
In ihrem Handſchuh glimmt ja ein Brand,
Drum wagt er nicht ihn zu faſſen.

Er muſtert die drei vom Scheitel zur Zeh',
Ein Büſchlein am Hut trägt jeder,
Das Schuhwerk ſcheint nicht von zierlichſtem Bau,
Den Pferdfuß drunter erkennt er genau,
Wie oben die Hahnenfeder.

Er denkt: Die Mahlzeit verleid' ich euch,
Ihr ſollt's nicht zweimal wagen!
Dann winkt er den Mesnerjungen herbei:
„Zieh deinen Chorrock an als Livrei
Und roten Talar und Kragen.

Ins Salzfaß ſtreu Sankt Stefansſalz,
Ein Kruzifix begleit' es,
Gieß Weihbrunn in die Kannen ein,
Die Krüge füll mit Kirchenwein,
Zum Imbiß bring nur Geweihtes."

Meßglöcklein rufen die Junker zum Mal,
Doch tafeln ſie unerſchrocken;
Weihwaſſer laſſen ſie Waſſer ſein,
Sie tauchen den Gaum in den Opferwein,
Ins heilige Salz die Brocken.

Und Abend wird's; vom Altare holt
Der Knabe geweihte Kerzen;
Sie zünden am Licht die Pfeifen an,
Verſchwinden in Nebeln und Wolken dann,
Man hört nur ihr Singen und Scherzen.

Wie er ſo tapfer ſie zechen ſieht,
Dem Dechant beginnt zu bangen:
„Die Zeiten werden gar ſchlimm und ſchwer,
Selbſt Teufel glauben an gar nichts mehr!
Mein Mittel will nicht verfangen."

Da wünſchen die Junker ihm: „Wohl bekomm's!"
Und danken für Trank und Speiſen:
„Wenn wir dereinſt im eigenen Haus,
Vergelten wir gern den heutigen Schmaus,
Dann wollt uns die Ehr' erweiſen."

„Verzeiht, ihr Herrn; mir tun nicht gut
Die überheizten Gemächer;
Auch ſchmeckt verbrannter Braten nicht fein,
Hab' lieber den eigenen ſauern Wein,
Als Pech und Schwefel im Becher.“ —

Längſt ward zu Gaſt von größerem Herrn
Der gute Alte geladen;
Jetzt blickt er von ſeinem Stern ins Land,
Hat längſt in den Gäſten von damals erkannt
Studenten auf Wanderpfaden.

Und der euch geſungen dieſen Reihn,
War ſelber bei der Geſchichte,
War einer von den fahrenden drei'n;
Er hat getrunken des Dechants Wein,
Geküßt des Dechants Nichte.

Prinz Eugenius.

Herr Abbe.

Sprach der alte Prinz zum Sohn:
„Kind, ich dien' um Frankreichs Lohn,
Bin an Kindern reich,
Nicht an Gütern gleich;
Taugſt zu anderm nicht auf Erden,
Magſt mir ein Prälate werden.“

Hübſch in Notredame ſtehn,
Pſalmen ſingen ſoll Eugen;
Seltſamer Abbé,
Flieht des Münſters Näh',.
Trägt Geſporn ſtatt ſeidner Socken,
Schwingt Rappiere ſtatt der Glocken!

Hält nicht sehr auf Kleiderpracht,
Ist der Dose mehr bedacht,
Ein Abbé zum Glück
Nur in diesem Stück;
Aber klopft er drauf, so schallt es
Wie ein Schuß, von Pulver wallt es!

Mädchen läßt er ungeneckt,
Tag und Nacht im Buch er steckt;
Grad in diesem Stück
Kein Abbé zum Glück!
Sein Brevier ist's, mögt ihr raten,
Nein, doch Alexanders Taten!

Glühend steigt es ihm zu Haupt;
Unfrisiert, tabakbestaubt
Fliegt er in das Schloß:
„Herrscher, kühn und groß,
Gib mir Rang in Frankreichs Heere,
Daß ich's führ' in Sieg und Ehre."

König Louis ihn scharf beschaut:
„Seid mit Pulver zwar vertraut,
Doch, mein Herr Abbé,
Bleibt nur beim Rapé,
Das Rapier doch mögt Ihr lassen,
Einst den Bischofsstab zu fassen."

Schönes Frankreich, nun ade!
Gegen Wien trabt dein Abbé;
Kaiser Leopold,
Jedem Schwarzrock hold,
Heißt in Östreich ihn willkommen:
„Offen steht mein Reich den Frommen."

„Ist im lieben Portugal
Sankt Antonius Feldmarschall,
Taugt wohl ein Abbé
Mir in Türkennäh';
Beten hilft so gut wie Raufen,
Und ein Sieg auch ist das Taufen."

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Die Dragoner, schlachtgereiht,
Sehn das kuttenbraune Kleid,
Lachen durch die Reihn:
„Kapuzinerlein,
Lies uns Messe, weih die Fahne,
Pred'ge, neuer Kapistrane!“

Und das Pfäfflein früh und spat
Predigt gut in Feld und Rat;
Springt einst rasch vom Pferd,
Hält im Mund sein Schwert,
Klimmt empor zum Türkenwalle;
Diese Predigt lobten alle.

Und vor Belgrad auf der Schanz'
Betet er den Rosenkranz.
Riß vielleicht die Schnur?
Daß auf Stadt und Flur
Schwarz und dicht die Betkorallen
Aus dem Paternoster fallen!

Dann in Welschland und am Rhein
Räuchert er den Franzmann ein;
Dieser Weihrauch doch
Nicht nach Amber roch,
Rauchfaß auch und heil'ge Kerze
War von etwas grobem Erze.

In Cremona holt vom Bett
Er den Feind zur frühen Mett';
Marschall Villeroi
Stand im Schlafrock da,
Frierend auf des Lagers Wiese,
Eugens beste Morgenprise!

Daß solch frommes Tun geehrt,
Weiht der Papst ihm Hut und Schwert,
Deutschlands Kaiser gab
Ihm den Marschallstab,
Hängt ihm selbst des Vlieses Orden
Übers Kleid mit goldnen Borden.

Britenſchiffe ſchmückt ſein Nam',
Auch ein Bot' aus Frankreich kam:
„König Louis Euch beut,
Eures Ruhms erfreut,
Gruß und Rang in Frankreichs Heere,
Daß Ihr's führt zu Sieg und Ehre."

Prinz Eugenius ſinnt nicht lang':
„Eurem König ſchönen Dank!
Folgſam ſeiner Lehr'
Ward ich Miſſionär,
Hab' in Öſtreich eine Sendung,
Führte gern ſie zur Vollendung!

Auch den Biſchofsſtab ich fand
Freilich nicht in ſeinem Land;
Doch von Zeit zu Zeit,
Da die Grenz' unweit,
Komm' ich, will der Herr mich ſchirmen,
Gern auch in ſein Kirchſpiel firmen."

Alſo ehrten Land und See
Öſtreichs kleinen Herrn Abbé.
Seiner Prieſterhand
Segen ſtrömt aufs Land;
Einig ſchwören's Pfaff und Laien:
„Ja, das ſind die heil'gen Weihen!"

Zenta.

Aus dem Röhricht flieht der Reiher
Und der Storch mit ſchrillem Laut,
Wo, ein träger Rieſenweiher,
Sich die Theiß im Flachland ſtaut;
Aus dem Schlummerlied der Unken
Fährt der Flußgott jach empor,
Streicht vom Aug', noch ſchlafestrunken,
Sein Gelock von Schilf und Rohr.

Welch ein ungewohntes Tönen
Stört der Ödnis tiefe Ruh'?
Horch, mit Raſſeln, Rollen, Dröhnen
Wälzt ein Strom dem Strom ſich zu;
Lauter brauſen, näher ſchwellen
Sein Fluten wogend an,
Und vom Glanz metallner Wellen
Blitzt es überm Heideplan.

Flut der Türken und Tataren
Überſchwemmt das Ungarland!
Hurtig pflanzten Janitſcharen
Halbmond, Roßſchweif dort am Strand,
Wo Weſiren jetzt und Baſſen
Kriegsbefehl der Sultan gab,
Der nicht fremder Hand will laſſen
Zornesrut' und Gnadenſtab.

Leiſe, wie der ſchlaue Jäger
Den viel ſtärkern Ur beſchleicht,
Folgt' ihm Öſtreichs Bannerträger,
Hat ſein äſend Wild erreicht.
Hoch zu Roß beſchaut die Horde
Prinz Eugen im Augenflug,
Sieht, wie ſie an Zentas Borde
Schon die mächt'ge Brücke ſchlug.

Scheint ihn juſt nicht zu betrüben,
Wie ihr Heer in Teile fällt,
Halb noch hüben, halb ſchon drüben,
Hier in Schanzen, dort im Zelt;
Auf der Brücke ziehn noch Reiter
Und Geſchütze, lange Reihn!
Zu den Seinen ruft er heiter:
„Jetzt iſt's Zeit, jetzt ſind ſie mein!"

Halt! Ein Bot' in Schweiß und Schaume!
Eugen nimmt aus Wien den Brief,
Kennt das Vöglein ſchon am Flaume,
Steckt es in die Taſche tief.

„Vom Hofkriegsrat, Herr, vom Kaiser!“
Ungeſtüm der Bote rief,
Aber ſpräch' er ſich auch heiſer,
Ungeleſen bleibt der Brief.

Eugen winkt, die Trommeln raſſeln;
Tod, du ſollſt ans Ernten gehn!
Salven knattern, Säbel praſſeln,
Bei Muſik nur willſt du mähn!
Eugens Fußvolk hat erkletttert
Schanz' und Wall auf blut'gem Weg,
Rechts und links ſein Stückknecht wettert
In den langen Brückenſteg.

Um des Lagers fette Rinder
Bangt der Weſir mit Verdruß:
„Die Gefahr iſt drüben minder,
Schwemmt die Herden durch den Fluß!“
Scheu vom Lärm doch drängen, ſtoßen
Sie zur Brücke, daß ſie wich,
Unverhoffte Bundgenoſſen,
Wurden ſchnell gut kaiſerlich!

Trotz'ger Flußgott, haliſt zerſchlagen
Deine Schmach, ihr Brückenjoch,
Mußt von Leichenknäueln tragen
Jetzt die zweite Brücke noch!
Biſt ein Schlemmer, biſt ein Praſſer,
Haſt der Schwimmer nie genug,
Ziehſt noch in dein fiſchreich Waſſer
Roß und Mann und Wagenzug!

Hei, im Türkenlager ſpringen
Oſtreichs Krieger mit Geſang!
Raſten Schwert und Speer, ſo ſchwingen
Pfann' und Bratſpieß ſie mit Klang.
„Fangt die Herden, die verirrten!
Groß der Sieg, das Mahl nicht karg!
Doch zu braten die Alliierten,
Solcher Undank iſt zu arg!“

In des Sultans Purpurzelte
Auf dem Teppich ruht Eugen,
Fand nun Zeit, die früher fehlte,
In den Wiener Brief zu ſehn:
„Nur nicht ſchlagen, nur nichts wagen!
Keinen Sturm und keine Schlacht!
Denn wird dieſes Heer geſchlagen,
Iſt zu End' all unſre Macht."

Eugen lieſt's und winkt dem Boten:
„Seine Antwort will ein Brief;
In Depeſchen doch und Noten
Läuft mein Griffel manchmal ſchief;
Drum vermerke mir's unhuldig
Nicht des Kaiſers Majeſtät,
Wenn die Antwort, die ich ſchuldig,
Etwas lang und breit gerät:

„Türk'ſche Beute, Roſſe tragen
Sieben Tauſende ſie kaum,
Auf des Sultans tauſend Wagen
Hat die ganze noch nicht Raum;
Sechzigtauſend von Kamelen
Sollen mühſam ſchleppen dran,
Was die Toten nicht erzählen
Dreißigtauſend auf dem Plan.

Aus zehn Tonnen von Dukaten
Spricht es laut mit goldnem Mund,
Was vielhundertfach ihm taten
Fahnen ſchon und Roßſchweif kund. —
Als Poſtkript den Herrn Jeſuiten
Bring' zehn Haremsdamen froh,
Hübſche Nönnlein, fromm von Sitten,
Tauſen gibt's, ſo oder ſo.

Und beſiegelt ſei das Ganze
Mit dem Sultansſiegel hier,
Das vom Hals ich in der Schanze
Nahm dem ſterbenden Weſir;

Doch der langgeratnen Worte
Kurzgefaßter Sinn iſt der:
Hingeſchmettert liegt die Pforte,
Schlafe ruhig, hoher Herr!"

In Wien.

Von der Theiß zum fernen Rheine
Wölbt ein Freudenmünſter ſich,
Drin die ganze Chriſtgemeine
Jauchzt: „Herr Gott, wir loben dich!"
Ungarns Volk küßt den Befreiern
Kleid und Hand auf ihrer Fahrt,
Unberedte Lippen feiern
Dies Tedeum frömmſter Art.

In den Thronſaal vor den Kaiſer
Tritt der Prinz zum Kriegsbericht;
Iſt die Majeſtät wohl heiſer,
Daß ſie kein Willkommen ſpricht?
Eugens Worte ziehn geſchloſſen
Wie Kolonnen in die Schlacht,
Feſtgegliedert, ſtahlgegoſſen,
Siegsbewußt in ihrer Macht.

Doch wie Schaum an dürrer Klippe
Schier der Rede Flut verſank,
Denn die größte Kaiſerlippe
Fand kein kleinſtes Wort von Dank.
Nun die höchſte der Perücken
Steif dir nickt den Abſchiedsgruß,
Siegesheld, magſt du dich bücken,
Denn die Zwieſprach iſt am Schluß.

Unten an der Treppenpforte
Der Trabanten Hauptmann ſtand,
Der beredtern Fluß der Worte
In des Kaiſers Namen fand:

„Euren Degen, ſtolzer Sieger!
Euer Haus dien' Euch zur Haft;
Denn Gehorſam ſchmückt den Krieger
Höher noch als Glück und Kraft."

Eugen reicht den Degen artig:
„Nehmt ihn, der nicht roſten darf!
Ward im Dienſt des Kaiſers ſchartig;
Nehmt und ſchleift ihn wieder ſcharf!" —
Groß mag dieſer Degen ſcheinen,
Als er Heer und Schlacht gelenkt,
Größer war's, als vor ſo Kleinen
Er in Treue ſich geſenkt.

Als das Volk mit Scham und Staunen
Sah den Feldherrn ſchwertberaubt,
Rief der Zorn wie mit Poſaunen
All zum Schutz ſo teurem Haupt;
Doch auch dieſes Heer der Liebe
Schlägt die degenloſe Hand,
Auch ſein Blick führt Heldenhiebe,
Auch ſein Wort ſtreckt in den Sand.

Zu den ew'gen Sternengleiſen
Blickt der Held aus ſeiner Haft;
Künft'ge Siegesſterne kreiſen
Um das Haupt ihm geiſterhaft.
Öſterreich, dies Gotteserbe,
Füllt die Seele ihm mit Glanz;
Daß kein Feind den Thron verderbe,
Der ihn beugt, ſei einſt ſein Kranz!

Ob den wucht'gen Heldendegen
Leopoldus prüfend wog?
Ob den andern, die ihn wägen,
Das Gewicht die Arme bog?
Ob dem Fürſten auf ſein Kiſſen
Sanftern Traum geſtreut die Nacht?
Schlief ein kaiſerlich Gewiſſen,
Iſt's doch herrlich, wenn's erwacht!

Morgens früh an Eugens Pforte
Schon der Gardehauptmann ſtand,
Der den Strom der Gnadenworte
In des Kaiſers Namen fand:
„Nehmt dies Schwert glorreich wie keines,
Durch Gehorſam ſchartenrein;
Doch daß Haupt und Arm nur eines,
Seid Hofkriegsrat Ihr allein!“

Großen Herzen ſteigt der Tröſter
Leuchtend aus dem eignen Gram;
Seiner großen Siege größter
War's, als er dies Schwert jetzt nahm,
Das er weiht' in Morgenröten,
Dran er Glück und Ehre band. —
Miſſe nie, mein Land, in Nöten
Solchen Degen, ſolche Hand!

Malplaquet.

Im Blachfelde ringen
Die ehernen Geſchwader
Zu rächen, zu ſühnen
Der Könige Hader.
Und wieder verkünden
In Waffen zwei Heere
Die blutige Mahnung,
Die bittere Lehre:
Daß ſeit jenen Tagen,
Da Kain im Grolle
Den Bruder erſchlagen,
Kein Retter erſtand,
Kein Weiſer ſich fand,
Der Meinungen Streit,
Des Zwieſpalts Brand
Zu löſen, zu löſchen
Mit heilender Hand,
Daß der Bluttat Erbe

Nicht die Enkel verderbe.
Es wußten der milden
Geſittung Apoſtel
Nur umzubilden
In grimmere Waffen,
In Eiſen und Flammen,
Die Keule des Wilden,
Daß, die einſt zu Tode
Den einen nur traf,
Jetzt Tauſende ſchleudert
In ewigen Schlaf.
Des Himmels Blitze,
Des Donners Grollen
Äfft ihrer Geſchütze
Aufleuchten und Rollen.
Die Gottes Gebote
Nur machen zunichte,
Ihr Würgen und Schlachten
Sind Gottes Gerichte!
O herrlicher Richter,
Die tobenden Horden,
Die rauben und ſengen,
Verſtümmeln und morden,
Bis unter der Laſt
Der Greu'l und Verbrechen
Gelähmt und erſchöpft
Sie zuſammenbrechen!
Dann rufen ſie jammernd,
Den ſie töricht verbannt,
Den Frieden, ins Land.
Doch kehrt er nicht wieder
Als der himmliſche Bote
Von den Göttern entſandt
Mit des Füllhorns Brote.
Auf Flügeln von Blei,
Mit ſchwarzem Gefieder
Und heiſerem Schrei
Schwebt er hernieder,

Ein Leichenrabe,
Der Todes begrabe.
Die Faust bleibt König
Dem späten Geschlecht,
Dem größern Verderber
Das bessere Recht.

Hüben am Waldessaum von Sart
Steht Eugen an Malb'roughs Seite,
Drüben, auch ein Held im Streite,
Macht Villars, ihr Gegenpart;
Wie auf der Parketten Glätte
Ohne Straucheln, ohne Gleiten,
Weiß er auch gewandt zu schreiten
Auf der schlüpfrig blutigen Stätte.

Über den kämpfenden Scharen,
Leitend der Schlachten Geschicke,
Gleich blitzschleudernden Aaren
Schweben der Feldherrn Blicke,
Ruhn auf dem eigenen Volke,
Spähn nach des Feindes Fahnen,
Bohren durch Risse der Wolke,
Staubs und Rauches die Bahnen,
Mühn sich, bis in die Seele
Selbst des Gegners zu dringen,
Daß auch, was er verhehle,
Sichre ihr eignes Vollbringen.
Trefflich hat in Busch und Feld
Vorhut und Massen der Feind gestellt,
Reitervolk und Geschütze klug
Dem entscheidenden Punkt gesellt,
Wald und Lichtung gut benützt,
Daß sich der Kolonnen Zug
Frei bewege und doch geschützt;
Und wie wohlberechnet schlau
Schanzen errichtet und Verhau,
Selbst des Stroms treulose Wogen
Dienstbar in seinen Bund gezogen!

Doch was klar der Meiſter erdacht,
Groß und ganz ſein Geiſt erſchaut,
Wird, der Menge anvertraut,
Leicht zerbröckeln unvollbracht;
Iſt ein Faden nur geriſſen,
Schwer wird das Geweb' ihn miſſen;
Und verſagt nur eine Hand,
Locker wird das ganze Band. —
Jetzt im Feindesheere Lücken
Sieht und nützt der Feldherr hüben:
„Auf! Jetzt muß das Wagnis glücken!
Raſch den Stoß in Feindesrücken!"
Raſch doch iſt auch jener drüben,
Führt mit Wucht den Gegenzug,
Füllt die Lücken wie im Flug;
Durch den trüben Nebeltag
Dringt ſein Falkenaug' und mißt
Jedem Schlag den Gegenſchlag,
Jeder Liſt die Gegenliſt.
Aber Eugen kann's nur loben,
Was mit Leid er ſoll erproben,
Und den Geiſt, mit dem er ringt,
Fühlt er eignem Geiſt verwandt,
Reichte, die das Schwert jetzt ſchwingt,
Jenem gern als Freundeshand,
Neigt die Stirne kranzumlaubt
Vor dem edlen Feindeshaupt.
Wer den Schwächern niederzwang,
Ward darum nicht ſelber ſtark,
Leichter Sieg wird Untergang,
Lähmt den Arm und frißt am Mark;
Doch wer mit dem Stärkern ringt,
Selbſt ein Starker, fühlt die Kraft
Friſch am Widerſtand beſchwingt,
Wachſen an der Gegenkraft. —
Stund' um Stunde währt das Ringen,
Unermüdlich mähn die Klingen
Und die Menſchengarben fallen,

Doch erſteht ihr Rächer allen.
Horch, ein Prall in dem eiſernen Knäule!
Sieh, welch mächtige Staubesſäule!
Ha dort ſprengt mit Wetterſtreichen
Eugens Panzerſchar die Flanken,
Und der Franzmann kommt ins Wanken,
Die gelöſten Rotten weichen.
Mitten doch im Kugelregen,
Im Gewog' und Kampfgedränge
Leuchtet Villars' Heldendegen,
Lenkt ſein Wort die flüchtige Menge,
Rückzugswege macht er frei,
Springt Verwundeten hilfreich bei,
Bleibt in Siegen und Niederlagen
Eingedenk, daß er im Sohne
Auch ein Mutterleben ſchone.
Plötzlich rings um ihn welch Klagen,
Welch ein markerſchutternder Schrei!
Weh, den Feldherrn traf das Blei.
Noch, auf der Sänfte fortgetragen,
Wacht er über jedem Leben,
Das in ſeine Hut gegeben;
Denn das Eigen iſt's ſo vieler,
Das auf dieſem Zahltiſch gilt,
Das Gepräg' mit Gottes Bild
Viel zu gut für wüſte Spieler! —
Und es ſieht der Feldherr hüben
Ihn die milden Taten üben;
Auch der Gegner muß es preiſen,
Daß der tapfre Mann von Eiſen
In der Bruſt ein Herz auch trägt,
Wie's ihm ſelbſt im Buſen ſchlägt,
Das im rauhen Werk der Schlacht
Menſchlich fühlt und liebvoll wacht;
An ſolch Herz wohl möcht' er fliegen
Und in jenen Armen liegen.

Wo sich große Seelen messen,
Ist der Kleinen Zwist vergessen;
Während sich die Massen morden,
Sind die Feldherrn Freunde worden;
Und das ganze Schlachtenwetter,
Trommelgewirbel und Horngeschmetter,
All dies Rasseln, Knattern, Rollen,
All dies Jauchzen, all dies Grollen
Schmilzt im großen Welttakkord
In ein einzig glorreich Wort,
In den Vollklang aller Ehren,
In den Seelengruß zusammen,
Den sich über kämpfenden Heeren
Gottverwandte Herzen senden.
Und die Zungen lodernder Flammen
Und die Blitze von leuchtenden Bränden,
All die glühenden, sprühenden Schrecken
Werden feurige Freundesarme,
Die sich über dem tobenden Schwarme
Geister des Lichts entgegenstrecken.

Belvedere.

Siegreich wehn des Kaisers Fahnen
Von Neapels Schloßaltanen,
Wie von Belgrads trotz'gem Stein,
Fächeln in Messinas Gluten,
Spiegeln sich in Nordseefluten,
Wie im Po und grünen Rhein.

Sorglos lebt am Wiener Hofe
Kanzler, Kämmerling und Zofe,
Auffahrt gibt's, Empfang und Fest;
Goldkarossen, welche Kette!
Nur die span'sche Etikette,
Herrn und Damen, nicht vergeßt!

Leichter haben sie vergessen
Dem sie alles danken, dessen

Tapfrer Degen es gewann:
Eugen, Öſterreichs Erwecker,
Türken- und Franzoſenſchrecker,
Ihn, den großen kleinen Mann.

Ihre Sterne funkeln munter,
Doch iſt Zentas Stern nicht drunter
Und nicht der bei Blenheim ſchien;
Prunkhaft flimmern goldne Schlüſſel,
Doch es ſind nicht die von Ryſſel,
Die von Belgrad und Turin.

Gern entbehrt er ihre Feſte,
Hat ja ſelbſt viel höh're Gäſte:
Göttervolk im Gartenhain;
Und die Bilder ew'ger Meiſter
Und die Bücher großer Geiſter
Laden ihn zur Zwieſprach ein.

Hallen und Paläſte ſprechen,
Daß der Held im Wallzerbrechen
Auch im Bau'n ein Zaubrer ganz,
Blumen pflanzt er, Bäume, Reben,
Und ſo ruht ſein Heldenleben
Wie ein Schwert im Blumenkranz.

Dreien Kaiſern ein Erretter
Wußt' er zu beſtehn die Wetter,
Doch den Hofwind ſcheut der Held;
Will er Majeſtäten ehren,
Geht mit Cäſar er verkehren
Und in Alexanders Zelt.

Alt geworden iſt er eben,
Schlachten, Wunden, Lagerleben
Spinnen kein Verjüngungskleid;
Selbſt die Friedensjahre zehren,
Denn die Lorbeern ſeiner Ehren
Sind die liebſte Triſt dem Neid.

„Undank iſt nur ſchlecht Gedächtnis,
Manchem Haus ein Erbvermächtnis,“
Denkt der Held mit gleichem Mut;
Füttert dann Getier im Zwinger,
Löwen lecken ihm die Finger:
„Löwen ſind ein dankbar Blut.“

Auf des Belvederś Terraſſen
Wallt der Held und ſieht gelaſſen,
Wie der Springbrunn ſtieg und fiel;
Marmorſphinxe ruhn im Grunde
Und er lieſt von ihrem Munde
Ungelöſter Rätſel viel.

Rechts und links die Baumſpaliere
Stehn wie ſeine Grenadiere
Um den kriegsgewalt'gen Herrn;
Von den Höhn des Belvedere
Blickt er nach dem Häuſermeere
Wie des Landes guter Stern.

Und es mag ihn ſelbſt gemuten
Wie den Stern, aus deſſen Gluten
Licht und Glanz die Erde trank:
Die da unten lang' im Dunkeln
Hüllt in Licht und Glanz ſein Funkeln,
Unbekümmert um den Dank.

Einſam ſtehn iſt Los der Sterne!
Bangt nicht in ſo öder Ferne
Selbſt ein Sonnenherz vielleicht?
So in ſtiller Nacht nicht minder
Ihn, der ohne Weib und Kinder,
Oft ein heimlich Weh beſchleicht.

Was der Sonne eine Wolke,
Iſt die Krankheit ird'ſchem Volke,
Hellſtem Sein ein dunkler Flor;
Eugens Haupt umſchnürt er bleiern,
Plötzlich doch aus Fieberſchleiern
Fährt der Held erwacht empor.

Horch, sind's Stimmen, die ihn riefen?
Lieder schallen aus den Tiefen,
Schenkhaus singt und Wachtquartier;
Becherklang, Soldatenknaster,
Weinduft wirbelt auf, — doch fasst er
Wort und Weise dort und hier;

Hört durch Fiedelschall und Zither:
„Prinz Eugen, der edle Ritter —
Stadt und Festung Belgarad“ —
Wie auf einer Pulverwolke
Fährt sein Geist zum Sternenvolke,
Zu den Seinen, schnurgerad'.

Ein Adler.

1809.

An dem Mal des Helden schleichen
Siebzig Jahre träg vorbei;
Wecken könnt' ihn von den Leichen
Solch ein Wonnemond von Mai,
Dessen goldne Morgenröten
Städtebrand und Waffenblitz,
Eingesungen, statt von Flöten,
Von Trompeten und Geschütz!

Zu Schönbrunn in laub'gen Hallen
Geht des Korseneilands Sohn;
Lauscht sein Ohr den Nachtigallen,
Dröhnt es doch von Schlachtenton;
In das Knopfloch eine Rose
Pflückt die schicksalschwere Hand,
Leise schwebt sein Fuß im Moose,
Wenn er stampft, erbebt das Land.

Zu den Zwingern fremder Tiere
Lenkt der Kaiser jetzt den Tritt,
Plötzlich vor dem Steinquartiere
Eines Adlers stockt sein Schritt;

Auf dem Block im Eisenringe
Zittert ein uralter Aar,
Blöden Aug's, gebrochner Schwinge,
Der einst Fürst der Lüfte war!

Bild des Jammers ohnegleichen
Solch geknickter Wolkensohn!
Sicher, selbst als Bild und Zeichen,
Sei die Majestät vor Hohn!
Und der Kaiser ruft den Wärter:
„Alter, laß den Vogel frei!"
Seine Züge wurden härter:
„Oder send ihm ein Stück Blei!"

„Möge Gott den Sinn Euch lenken!"
Sprach der Alte warm und weich;
„Schont dies teure Angedenken,
Heilig Sinnbild ist's zugleich;
Dieses Tier im Eisenrahmen
Hielt ein Held gar lieb und gut,
Prinz Eugen, — Ihr kennt den Namen?"
Frankreichs Kaiser rückt den Hut.

„Aber seit sein Herr gestorben,
Ist ein schönrer Wappenaar,
Diesem Vogel gleich, verdorben
Zum Geripp, der Schwungkraft bar,
Dem der edle Schmuck des Flaumes,
Stück für Stück abfällt vom Leib,
Wie das welke Blatt des Baumes,
Rauher Winde Zeitvertreib.

Habsburgs Fahnen sah man wandern,
Federn gleich, am Po, am Rhein,
In Sizilien und Flandern,
Flattern fort von Belgrads Stein,
Bis in Schlesiens reichem Garten
Jene schönste Schwinge sank;
Traun, auch Österreichs Standarten
Sind an bösen Mausern krank.

Als mein Aar im Belvedere
Speiſe nahm aus Eugens Hand,
Ragte, wie bewußt der Ehre,
Sonnenwärts ſein Haupt gewandt;
Schatten warf ſein Fittich mächtig,
Wie ein Königsbaldachin,
Und das Auge flammenprächtig
Glomm, ein rollender Rubin.

Wie ihr krankes Kind die Mutter
Pfleg' ich ihn, doch ohne Troſt:
Den geſtärkt einſt Eugens Futter,
Lähmt jetzt meines Kaiſers Koſt!" —
— „Alter, wahrlich, an dem Brocken
Liegt es nicht, doch an der Hand!"
Nickend ſprach's der Korſe trocken,
Schritt ins Dickicht und verſchwand. — —

Eines Tags der Aar im Gitter
Schlägt mit Macht ſein Flügelpaar:
Grüßt am Himmel das Gewitter
Jungen Muts der greiſe Aar?
Asperns Donner ſind's! Sie klingen
Bis in ſeinen Kerkerraum;
Eines andern Adlers Schwingen
Jetzt entſank der erſte Flaum.

Der Tambour von Ulm.

I.

Novara.

1849.

Der einſt die Trommel fröhlich ſchlug
In Kämpfen und Gefahren,
Jetzt ſitzt tiefſinnig er beim Krug,
Ein Greis in Silberhaaren.

Dort rauscht die Enns. Ein Apfelhain
Umblüht den düstern Alten;
Nur Heitres rings, doch trüb allein
Auf seiner Stirn die Falten.

Am Herd des Sohnes ruht er aus,
Von Enkeln hold umgeben,
Schön ist das Land, fast reich das Haus,
Für andre welch ein Leben!

Verschlossen bleibt sein strenger Mund;
Doch wer ihn bringt zum Sprechen,
Der hört aus tiefstem Felsengrund
Die dunkle Quelle brechen;

Der ahnt: dies Haupt gebeugt von Scham
Wird nie in Lust sich heben,
Und diese Brust bewohnt ein Gram,
Der flieht nur mit dem Leben. —

Nun lauscht der Greis: mit freud'gem Klang
Durchs Haus viel Stimmen schallten,
Ein Krieger plötzlich ihn umschlang
Und lag im Arm des Alten.

Sein ält'ster Enkel ist's, bestaubt
Vom Marsch aus fernen Reichen,
Geschmückt — drum trägt er stolz das Haupt —
Mit goldnem Ehrenzeichen.

Der junge Korporal doch spricht
Im Ton des Feldmarschalles:
„Großvater, hängt den Kopf mir nicht,
Das Schwert gewann uns alles!

Ich komme von Novaras Feld,
Das uns bekränzt als Sieger;
Das Eisen bleibt der Herr der Welt,
Als Zepter führt's der Krieger."

Des Alten Blick mißt die Geſtalt
Des waffenſtolzen Knaben;
Sein flüchtig Lächeln iſt gar bald
Im Furchengrund begraben:

„Ließt ihr vom Eiſen etwas noch
Für Pflug und Gartenmeſſer?
Und trüg't das Haupt ihr minder hoch,
Traun, mir gefiel' es beſſer.

Ob echt und recht ein Kriegerherz,
Befrag' erſt Unglückloſe!
Aus dunklem Schacht ſteigt helles Erz,
Aus ſchwarzem Grund die Roſe.

Was hier dein goldner Pfennig ſpricht,
Ich lob's: du ſtandſt in Ehren!
Wer ſiegte mit Radetzky nicht
Genüber Sardenheeren?

Doch komm, ich will ein Gegenſtück
Im wirren Schlachtenreigen,
Will andern Feind dir, andres Glück
Und andre Führer zeigen."

Des Alten Stübchen, wohnlich traut
Bewahrt in goldnem Rahmen
Ein Feldherrnbild; doch Öſtreich graut
Noch heut vor dieſem Namen.

„Ein Blinder," ſo erklärt der Greis,
„Der lahm vom Hauch der Schlange,
Zermalmt von ehr'nem Schuppenkreis!
Uns riß zum Untergange!

Ein Feldherr, der dem eignen Heer
Einflößte Todesſchrecken;
Der Männern einſt in blanker Wehr
Gebot: die Waffen ſtrecken!

O Ulm, du haſt die Schmach geſehn,
Den Tag, verhüllt von Schande!
Des dunklen Schleiers Schatten ſtehn
Noch ſchwarz ob unſerm Lande.

Vom Michelsberg ſahn ſtolz herab
— Noch heut fänd' ich die Stelle, —
Der Frankenkaiſer und ſein Stab,
Die Garden und Marſchälle.

Vom Frauentor ſchon rückten an
Dort Öſterreichs Kolonnen,
Doch zähneknirſchend Mann für Mann,
Die Bruſt von Scham umſponnen.

„Kopf hoch!" gebot ein General,
„Bruſt vor!" hört' ich ihn ſagen,
Der ſenken ſollt' ſein Haupt zumal,
Die Bruſt in Reue ſchlagen.

Die Trommeln klangen hohl und dumpf,
Gern wollt' ich meine miſſen;
O hätt' die Kugel mir vom Rumpf
Zuvor die Hand geriſſen,

Bevor auf jenes Männleins Wort
Ich ließ das Zeichen ſchallen,
Daß zwanzigtauſend Tapfern dort
Vom Arm die Waffen fallen!

Im Feld jetzt mußten ſie zu Hauf
Gewehr und Säbel legen,
Trompeten dann und Trommeln drauf,
Den Küraß auch und Degen.

Als ſo die Wehr von Öſterreich
Sank vor des Korſen Tritten,
Mir war's, als ob ſie mir zugleich
Vom Leib die Arme ſchnitten.

Und als ich zu der Trommeln Wuſt
Die meine warf mit Grimme,
Mir war's, als ſei aus meiner Bruſt
Verbannt die eigne Stimme.

Als ab das Reitervolk dann faß
Und Fremden ließ die Zügel,
Der Siegesgöttin Auſtrias
Gebrochen war der Flügel.

Die Fahnen ſenkten ſtaubwärts ſich;
Mir war's, als ob dem Heere
Die eigne ſtarke Seel' entwich',
Des Herzens Herz: die Ehre.

Da ging durchs waffenloſe Heer
Die große Weiheſtunde,
Ein heil'ger Eid lag racheſchwer
Auf grau'nhaft ſtummem Munde.

Und leuchten ſchon am Tag der Schmach
Sah ich ein fern Gewitter,
Als mancher ſein Gewehr zerbrach,
Den Degen ſchlug in Splitter;

Als Grimm und Haß und Scham und Groll
Den Funken glimmend fachte,
Der dann zur Glut in Aſpern ſchwoll,
In Leipzigs Donnern krachte.

Drum ehr' ich jenen Mann im Bild
In eigner Art als Retter,
Dies dunkle Blatt Geſchichte gilt
Mir hundert licht're Blätter."

Solferino.

1859.

Dort ſitzt noch an derſelben Statt
Der alte Trommler wieder;
Der Hand entfiel das Zeitungsblatt
Und glitt zu Boden nieder.

„Magenta! — Solferino!“ ſtöhnt
Im Selbſtgeſpräch er heute,
Und ſeiner Stimme Nachhall tönt
Wie traurig Grabgeläute.

„Und drum zehn Jahre Tag und Nacht
Getrommelt und geblaſen!
Im Drillſchritt uns mit Heeresmacht
Zertreten Saat und Raſen!

Und wer nicht bunten Kragen trug
Ein Knecht betreßter Maſſen!
Verwaiſt die Werkſtatt und der Pflug
Und leergeſtürzt die Kaſſen!

Doch jetzt! auch nicht ein kleinſter Sieg,
Die Herzen aufzufriſchen!
Ein Krieg, der ſchreit nach neuem Krieg,
Das Brandmal zu verwiſchen!

Der einſtudierte Schwertertanz
So grauenvoll mißraten!
Einſt riſſen aus des Korſen Kranz
Manch Blatt doch unſre Taten!“

Sein Finger trommelt auf den Tiſch
Den Kriegsmarſch längſt verklungen;
Den Alten macht er träumeriſch,
Doch fremd klingt er den Jungen.

Jetzt horcht er auf: Was ſoll das ſein?
Ein Freudenruf und Klagen!
Da tritt ſein jüngſter Enkel ein
In buntem Rock und Kragen;

Das Haupt geſenkt, das Herz ſo ſchwer,
Den Arm in ſchwarzer Binde:
„Von Solferino komm ich her,
Kein dunkler Wort ich finde!“

Da ſpielt ums Greiſenhaupt ein Licht,
Das ebnet manche Falte,
Und milden Blicks zum Enkel ſpricht
Und ſanften Tons der Alte:

„Aus dunklem Schacht ſteigt helles Erz,
Aus ſchwarzem Grund die Roſe;
Ob echt und recht ein Kriegerherz
Befrag' ich Unglückloſe.

Das war das alte Schlachtroß noch,
Doch nicht Radetzkys Zügel!
Voll Mark und Kampfluſt war's, — jedoch
Ein andrer ſaß im Bügel.

Die Götter, die für Lorbeerglanz
Ein Feldherrnhaupt nicht finden,
Sie wollen Euch mit vollem Kranz
Die tapfre Fauſt umwinden.

Wie jener Römer ſprang zum Schlund,
Dem Götterzorn ſich weihend,
So ſankt Ihr auf der Wahlſtatt Grund,
Das Volk daheim befreiend.

Mein Öſterreich, gar manchen Sohn
Als Sühne ſahſt du bluten,
In Schmerz und Schmach doch fühlſt du's ſchon:
Das Elend führt zum Guten.

Denn nur aus Unglück kommt dir Heil,
So will's dein alt Verhängnis;
Dem Volk erblüht das Segensteil
Aus ſeiner Herr'n Bedrängnis;

Der ihr Panier in Staub gelegt,
Der Sturm, ſchwellt unſre Fahnen;
Des Hochgewitters Brauſen fegt
Der Freiheit rein die Bahnen." — —

Als wieder Kirchweih' und im Kreis
Die Buden ſtehn und Schilder,
Zu jenem alten kauft der Greis
Die neuen Feldherrnbilder.

In Glas und Rahmen an der Wand
Bewahrt er treu die Blätter:
„Der Himmel ſchickt, o Vaterland,
Dir wunderſame Retter!“

„Magna charta!“

Februar 1861.

Geſchmückt zum Feſtmahl prangt der Tiſch
In farb'gem Blumenflore,
In Linnen blendend wie der friſch
Gefallne Schnee vorm Tore.

Der Hauswirt ſitzt, wie's ziemt dem Mann,
In ſeiner Kinder Kreiſe,
Der Ehrenplatz doch obenan
Verblieb dem Tambourgreiſe.

Die Schüſſel dampft, der Becher klirrt,
Gelöſte Propfe knallten;
Jetzt hebt vom Lehnſtuhl ſich der Wirt,
Des Feſtmahls Spruch zu halten:

„Mein Vater, wie's geahnt dein Herz,
In Licht zerfloß die Wolke,
Und es erſteht aus Schmach und Schmerz
Ein beſſer Los dem Volke.

Doch wie die Blumenſträuße hier,
Die meine Töchter wanden,
Nur ſind ein Frühling von Papier,
Und Winter noch in Landen;

Wie ſie nur Bilder, Boten ſind
Von jenen duftigen, echten,
Die wir, wenn wahrhaft Lenz beginnt,
Zu Freudenkränzen flechten;

So dies Patent, dies Blatt Papier,
Das ich in Händen halte,
Ist Bot' und Bild des Frühlings mir,
Den erst die Zeit entfalte;

Wenn selbstbewußt das Volksherz schlägt,
Die besten Bürger raten,
Und goldner Rede Strom auch trägt
Die Ladung goldner Taten.

Ein Fest des Geists begehn wir heut,
Dem ich mein Glas erhebe,
Darein die Edelblume streut
Der Geist der Heimatrebe.

Der Schaumwein, der in Perlen rinnt,
Im Fremdland nicht gegoren,
Der Östreichs Kind, wie wir es sind,
Sei heut uns auserkoren!

Nun hebt das Spitzglas hoch und voll!
Schon perlt er rascher, freier;
Es brause unsres Dankes Zoll
Dem fürstlichen Verleiher!"

Und wie er jetzt das Glas erhebt,
Im Weine sprudelt's reicher;
Des Kaisers Name, scheint's, belebt
Auch diesen Österreicher.

„Nun laßt uns froh gedenken auch
Der Lenker unsres Staates;
Aufschäume, Wein, nach deinem Brauch
Den Männern kühnen Rates!"

Schon matter streicht der Schaum hinan,
Die Bläschen sind zerronnen;
Da hub der Söhne einer an:
„Dir helf ich, träger Bronnen!

Ein Schlag des Unglücks half dem Land
Aus ſchweren böſen Träumen;
Ein Schlag der Hand flach auf den Rand
Und neu im Kelch wird's ſchäumen!"

Ha, munter geht es Schlag auf Schlag!
Wie kocht's in jedem Becher!
Im Schmucke neuer Perlen lag
Der Landsmann Sorgenbrecher.

Der Greis nur blickt nachdenklich drein;
Da frägt der Sohn den Alten:
„Verachteſt du den Heimatwein,
Daß deine Stirn in Falten?"

Der Trommler hebt ſein ſinnend Haupt:
„Will nicht den Wein verklagen
Und auch den Boden nicht, das glaubt,
Der ihn und uns getragen.

Doch mahnen will mich an ein Reich
Des Kelchs erzwungnes Schäumen,
Das erſt des Unglücks Wetterſtreich
Erweckt aus ſchweren Träumen!

Und weil ihr grad in Bildern ſprecht,
Will ich's im Bild auch ſagen:
Mich dünkt der Geiſt nicht echt und recht,
Der ſchäumt, nur wenn geſchlagen!

Denn ſchlugt ihr nicht, lag matt und ſchal
Der träge wie im Sterben;
Doch ſchlagt ihr fort, ſo geht einmal
Der Becher ſelbſt in Scherben."

Der Alte trommelt auf den Tiſch
Von Ulm den Kriegsmarſch leiſe;
Im Becherklang und Stimmgemiſch
Verhallt die ernſte Weiſe.

II.

„Auferſtehn!“

Allerſeelen 1866.

Grau umflort ſchleicht die Novemberwolke,
Nebeldunſt umqualmt die welke Flur;
Wäre nicht ſchon Trauer g'nug im Volke,
Trauern lehrt' es heute die Natur.

Wimmernd läuten jetzt die Glockenklänge
Aus dem Dorf den Tag der Toten ein,
Nach dem Friedhofgarten zieht die Menge,
Blumen trägt jetzt nur der Leichenſtein.

In der Gräberzeil' am letzten Raine
Iſt ein friſch Soldatengrab zu ſchaun,
Ein zerbrochnes Schwert iſt roh dem Steine
Neben einer Trommel eingehaun.

Ja, der Tambour iſt, die Inſchrift ſagt es,
Wieder hier in Reih und Glied gerückt,
Seine Wirbel ſchweigen, — wer beklagt es,
Den ein Leid, wie unſres, niederdrückt!

Denn ein Trauerfeſt der Allerſeelen
Soll dies Jahr im ganzen Lande ſein,
Wo an jedem Herd viel Liebe fehlen
Und nur Kränze trägt das Grab allein.

Sohn und Sohneskinder ſtehn am Hügel,
Weihn ein „Vaterunſer“ ſtill dem Greis,
Ihre Seelen rührt's wie Todesflügel,
Und der Vater ſpricht im Kinderkreis:

„Jene Kugeln fern im Böhmerlande
Schlugen hier zugleich ins treuſte Herz;
Brüder gegen Brüder! Schmach und Schande!
Überleben konnt' er nicht den Schmerz.

Und mir war's, als ſollten wir begraben
Dich, Altöſterreich, zur ſelben Stund'!
Doch zu früh umkrächzten dich die Raben,
Als geſunken du auf blut'gen Grund.

Denn das blieb dein Los, daß ſtets im Fallen
Dir zu neuem Schwung der Fittich ſprießt;
Daß wenn ſich des Unheils Wetter ballen,
Deiner Saat nur milder Regen fließt.

Willſt du danken ſtets nur der Bedrängnis,
Zittern ſtets vor lächelndem Geſchick?
Ei ſo ſchmiede ſelber dein Verhängnis,
Sei dir ſelbſt die Kraft, dir ſelbſt das Glück!

Haſt ein helles Aug', ins All zu wandern,
Haſt zu Werk und Kampf gar rüſt'gen Arm;
Trägſt im Haupt ein Licht auch, wie die andern,
Hegſt ein Herz, wie wen'ge, friſch und warm.

Sieh dein Land von Zauberhauch umquollen,
Sieh dein Volk von jugendfreud'gem Flug;
Laſſe tief durch Seelen und durch Schollen
Furchen ziehn des Geiſtes Flügelpflug!

Raſtlos gärt und drängt im Erdenboden
Keim und Blüt' und Frucht aus ſtiller Haft;
So im Volk auch lebt, nie auszuroden,
Was zur Freiheit ſtrebt und wirkt und ſchafft.

Mag der Baum in ſeinen Wipfeln kranken,
Wenn nur Mark und Wurzeln noch geſund!
Mag im Sturm die Krone zitternd wanken,
Wenn nur unten feſter, ſichrer Grund!

Nein, dir will das Sterbehemd nicht taugen,
Denn du lebſt in uns, mein Vaterland!
Dir nur gilt der Tau in Frauenaugen,
Dir zum Schwur ſtreckt ſich die Manneshand!

Auf den Arm dich ſtütze deiner Söhne,
Da du gramgebeugt und todeswund,
In dich quillt dann neue Kraft und Schöne
Aus dem alten deutſchen Heimatgrund!"

Auf das Grab den Kranz von Immortellen
Läßt er jetzt dem Greise niederwehn,
Schwarze Lettern sprechen in dem hellen
Blumengold das Mahnwort: „Auferstehn!“

Schwarz und gelb, die Farben seiner Fahnen,
Schmücken noch im Kranz des Alten Gruft;
Doch das Wort soll die Lebend'gen mahnen,
Bis dereinst es auch die Toten ruft.

Bilder und Gestalten.

Ein Feenmärchen.

Schritt ein Dichter durch die Schattenhage,
An das Waldesherz legt' er die Frage:
„Wie du rauschest, Wald, gewitterbange,
Zittert mir die Seel' im Liederdrange!
Rauschest du nur deines Pflanzers Ehre,
Oder auch von seiner Äxte Schwere?
Sei mein Lied die Lerche taubesoldet,
Flaum und Sang von Sonnenschmelz vergoldet,
Oder sei's der Aar im Wappenbild,
Führend seines Landes Schwert und Schild?
Sei mein Lied die weiche Philomele,
Der die Liebe sänftigt Herz und Kehle,
Oder sei's der Falk' im raschen Stoß,
Den der Zorn verwandelt zum Geschoß?
Führ' ich nicht das eigne Lied zum Tode,
Wenn ich's nährte mit des Marktes Brote?
Stirbt des Ew'gen Kind nicht schon an Tönen,
Die verständlich nur der Stunde Söhnen?
Sing' ein Dichter, wie die Biene sticht,
Deren Leben mit dem Stachel bricht?“ — —
Doch der Waldesmund steht ihm nicht Rede,

Läßt ihm ungelöst die innre Fehde,
Wenn's nicht Antwort ist, daß er ihm eben
Ein alt Märchen ließ im Sinne schweben:

Vor dem diamantnen Feenschloß
Scharrt gezäumt das weiße Elfenroß.
Feenkön'gin spricht zum holden Knaben:
„Zieh dahin, die Erde zu durchtraben,
Süßer Liebling, habe deinen Willen,
Magst dein unerklärbar Sehnen stillen!
Todeswiege, freudenlose Erde,
Bittre Trift der kranken Menschenherde,
Ach, sie hätte längst dich schon begraben,
Feiten dich nicht ew'ger Jugend Gaben!
Mein Umarmen soll dein Totenschrein
Und mein Mund sein schließend Siegel sein,
Meine Locken sind dein Sterbelinnen
Und dein Modern heißt unsterblich Minnen.
Warst ein Königlein den Staubgebornen,
Bist ein König nun uns Lichterkornen;
Nur der Erdenstaub droht dir Gefährde,
Nimmer drum betritt die schnöde Erde!
Auf gefeitem Pferd durchspreng die Lande,
Unverletzt kehrst du zum Feenstrande;
Denk, es sei dies Roß das Musenpferd,
Drauf ein Seher durch die Räume fährt:
Steigt er nieder zu gemeinem Staube,
Weh, gemeinem Los fällt er zum Raube!
Nimmer drum betritt den Grund der Erde,
Erdenstaub allein bringt dir Gefährde." —
Rasch durchfliegt der Königsknab' die Weiten,
Hinter ihm die losen Wolken gleiten;
Ein paar Sterne pflückt er unterwegen,
Seinem Zaum zu schimmernden Beschlägen,
Hängt der Monde einen, den er faßte,
Dann als Flitter an des Sprungriems Quaste.
Sieh die Erde da mit kühlen Wäldern,

Blauem Bergesduft und goldnen Feldern!
In der grünendſten Oaſe Halmen
Graſt der Renner jetzt bei weh'nden Palmen,
Daß er nicht zu andrer Weide lenke,
Feſſeln Blütenranken die Gelenke.
Quellen ſüß ins Ohr des Reiters ſingen,
Weiches Moos will ſanft ihn niederzwingen;
Schöne Frauen lagern in den Gründen,
Flammenblicke ſchier ſein Herz entzünden;
Doch ein fernes Weinen ſoll ihn mahnen,
Zügelwendend folgt er andern Bahnen.

Sieh, da iſt das Land, dem er ein Sohn,
Wo ſein Enkel herrſcht vom Ahnenthron;
Kühnen Sprunges über Landesſchranken
Setzt das Roß, daß bleich die Zöllner wanken.
Traurig Bild! Gefällt die heil'ge Eiche,
Wo er ſelbſt einſt Recht ſprach ſeinem Reiche,
Und die Straßen, die als Fürſt er baute,
Übergrünt von Gras und Wucherkraute;
Seine Flotte fault im ſchlamm'gen Becken
Und kein Segel pflügt die Meeresſtrecken;
In die Furchen, die der Landmann bricht,
Streut er dünn die Saat, die Flüche dicht.
Schweigen rings! Doch nein, auch Jubelſchalle:
Horch, ſie jauchzen aus der Königshalle!
Laut iſt das Gelag', ein wüſtes Singen,
Wildes Lachen, tolles Becherklingen;
Poſſenreißer ſind hier Fürſtenräte,
Trunkne Dirnen lallen Tiſchgebete.
Jetzt erteilt des Königs Mund Befehle,
Tief verwunden ſie des Hörers Seele;
In die Väterburg ruft ſtreng der Reiter:
„Trauernd iſt das Land, der Fürſt iſt heiter!
Weh dir, Bube! weh euch Helfern allen!"
Lachen tönt zurück und Becherſchallen.
Zorngewitternd ſeine Seele gärt,
Strafend zuckt die Rechte an das Schwert,

Flink vom Roſſe ſpringt der Knabe heiß:
Doch zu Boden knickt ein welker Greis;
Nur die Fauſt, ſchon zum Geripp verzehrt,
Hält noch droh'nd das alte Königsſchwert.
Angſt und Grauſen packt die üpp'gen Zecher,
Und der Königshand entſinkt der Becher.
Zitternd brach ein hundertjährig Leben,
Durch die Lüfte Klagelaute beben:
„Staub der Erde brachte dir Gefährde,
Weh, daß du betratſt die ſchnöde Erde!“

Neuvoll türmen ſie ſein Mal. Bald klettern
Blütenbüſche dran, geformt wie Lettern.
Will ein Menſchenkind die Schrift entziffern,
Miſcht der Windhauch wirr die blüh'nden Chiffern;
Kinder der Unſterblichen nur weiden
Nächtens dran ihr Aug' mit ſtillem Neiden:
„In den Flammen edlen Zorns verlodern
Und verglühn zu Aſche, ſtatt zu modern,
Selig, wem ſolch Sterben wird gegeben,
Herrlicher, als ewig Jugendleben!“

Die Rebe.

Im Marmorſaal auf Purpurkiſſen ruht
Trajan, der Herrſcher Roms und einer Welt;
Ein Kreis erleſner Freunde rings um ihn,
Die Römerlippen att'ſchen Scherzes voll.
Was Land und Meer des Köſtlichen erzeugt
Vereinigt trägt's der Tiſch von Elfenbein;
Hier perlt im bauch'gen Kelch der Rebe Blut,
Pomonas Reichtum winkt dort in Kriſtall,
Darüber ſchwebt aus Päſtums Roſenflur
Der Kranz, verſchwiegnen Lauſchens Duftſymbol.
Jetzt quillt zum Ohre ſüßer Saitenklang,
Des Mimen ſchalkhaft Lied erquickt das Herz;
Da faßt Trajan den Becher Feuerweins
Und ſchüttet opfernd ihn zur Erd' und ſpricht:

„Vor allem hoch, was Land und Meer erzeugt,
Gepriesen sei der Rebe goldner Quell!"

Von Hymens Altar in das Brautgemach
Zieht ein glückselig Paar: der Herrscher Roms
Mit Plotina, der hohen Herzensbraut.
Als sie den feuerfarb'gen Schleier hob,
Wie strahlte jetzt ihr bräutlich Angesicht
In Pracht und Anmut, gleich dem Sonnengott
Aus der Umhüllung purpurnen Gewölks!
Das schwarze Haar umspielt ihr Hals und Brust,
In dunklen Locken fällt's auf blendend Weiß,
Wie Rabenflüge auf ein Schneegefild!
Dann nimmt vom Haupte sie den vollen Kranz
Und reicht ihn lächelnd dem Geliebten dar:
„Wie hier die Blumen glühn vom Frühlingskuß,
So glühe, treuer nur, für dich mein Herz;
Wie hier im Kranz zu Schmuck und Schutz zugleich
Der Rebe Laub die Blüten all umschlingt,
So halte du an mir, wie ich an dir!"
Er nimmt den Kranz, drückt ihn ans Herz und ruft:
„Sei mir gegrüßt, du schmucker Blumenbund,
Sei mir gepriesen, grünend Rebenlaub!"

Im hohen Rate sitzt der Herrscher Roms,
Des Staates Väter all um ihn vereint,
Ein tiefer Ernst beseelt den würd'gen Kreis.
„Es droht des Parthers wilde Macht aufs neu',
Beschlossen ist's: ihn bänd'ge blut'ger Kampf!
Doch erst zum Gott gen Heliopolis
Mit Gruß und Gaben mag ein Bote ziehn
Und fragen: ob und wie aus Sturm und Streit
Zur ew'gen Stadt zu kehren mir vergönnt?"
So sprach Trajan. Ein flinker Bote zieht
Mit Gruß und Opfern fort zur Sonnenstadt. —
Manch langer Tag verstrich, und wieder saß

Der Herrscher Roms im heiligen Senat.
Da trat herein der Bote; seine Hand
Trug einen Stab aus knot'gem Rebenstamm.
Er neigt sich vor dem Fürstensitz und spricht:
„Dies sendet, Herr, der Gott als Antwort dir."
Da jubeln Romas weise Seher auf:
„Heil dir, Gebieter! Reben gleich im Lenz
Blüht deine Macht und wächst in Füll' empor."
Der Fürst allein blickt still und ernst vor sich
Und spricht dann leise in sich selbst hinein:
„Ich kenn' dich, dürrer Stamm, du heißest Tod,
Du knot'ger Stab, man nennt dich Totenbein,
Willkommen, deutungsvoller Rebensproß!"

Geschlagen ist die Schlacht, erkämpft der Sieg.
Doch gegen Romas Tore zieht ein Zug,
Nicht wie nach Siegen trunknen Jubels voll,
Beschwingten Schritts, zu fliegen zum Triumph;
Nein, zagen Fußes und gesenkten Haupts,
In düstrem Schweigen naht die Kriegerschar.
Dem Ost und West gehorcht und gern gehorcht,
Der weise war, gerecht und mild zugleich,
Den Sieger, ach, umschließt der Aschenkrug!
Wo in der goldnen Urne sein Gebein
Sie in den Grund gesenkt zu stiller Rast,
Dort steigt jetzt eine Säule himmelan,
Jahrhunderten zu künden seinen Ruhm.
Dem Boden doch entsprießt, des Frühlings Kind,
Ein Rebenreis, umschlingt den Säulenschaft
Und klimmt, ein grün Symbol, zur Sonn' empor.

Jagello.

Nachtigallenmacht
Füllt den Eichenwald,
Weithin widerhallt
Jauchzen der Liederschlacht.

Polens Heeresmacht
Lagert am Waldesſaum,
Fürſt Jagello, im Traum,
Ruht, vom Zelt umdacht.

Plötzlich ihn erweckt
Langentbehrter Klang
Ha, der Sproſſer Sang, —
Hat ihn aufgeſchreckt.

Durch Verhau und Wacht
Dringt's ins Königszelt,
Und ihn überfällt
Nachtigallenmacht.

Von dem Schilde dort
Als ein Echo prallt's,
In dem Helmrund wallt's
Tönend fort und fort;

Süßer Klang umſpinnt
Ihm das Schwert zugleich,
Wie mit Watte weich,
Wie mit Seide lind.

„Klang der Seligkeit,
Längſtvergeſſner Laut,
Wie erweckſt du traut
Längſtvergeſſne Zeit!

Meine Kinderzeit,
Als ich dir gelauſcht,
Nachtigallberauſcht,
Tief in Einſamkeit;

Mich im Forſt verlor,
Bis mich Mütterlein
Fand in Todespein
Unter Buſch und Rohr.

Dort ein muntrer Knab',
Hier ein müder Greis;
Dort das friſche Reis,
Hier der morſche Stab!

Was dazwiſchen liegt,
Traurig ſieht's mich an:
Dornenvolle Bahn,
Die der Fürſt durchfliegt!

Kronen zwei vereint,
Länder doch entzweit,
Im Senate Streit,
Frieden nur vom Feind!

Blutumgrenzter Kreis,
Kampf um Reich und Thron,
Mühen ohne Lohn,
Kränze ohne Preis!

Hohes halb erreicht,
Schlimmes halb beſiegt!
Staat und Macht erliegt,
Und der Purpur bleicht.

Gib mir dein Geleit,
Wonniger Waldchoral,
Tauche mich noch einmal
In die ferne Zeit!"

Und er ſtürzt zum Wald,
Nachtigallberauſcht,
Horcht und wallt und lauſcht,
Wo's am ſchönſten ſchallt.

Doch die Klänge ſcheu
Vor dem Lauſcher fliehn,
Locken ihn und ziehn
Mit ſich fort aufs neu;

Hier der rollende Fall,
Dort das flötende Flehn;
Holdes Irregehn!
Wohlklang überall! — —

Weißer Nebelflor
Hängt am Binſenſtrauch,
Und mit qualmendem Hauch
Atmet ſchwer das Moor.

Kalt und ſcharf der Tau
Von den Blättern fällt,
Und der Irrwiſch hält
Dort die Leuchte blau.

Durch das kniſternde Rohr
Schleicht das Fieber ſacht,
Auf den Lüften der Nacht
Schnellt's den Pfeil hervor;

Trifft ins Königsherz!
Greiſes Heldengebein
Iſt nicht Stahl und Stein,
Nieder wirft ihn Schmerz.

An der Eiche Saum
Sinkt er todesmatt,
Letzte Liegerſtatt
Beut der alte Baum.

So im Kriegeszug
Polens König ſtarb,
Den kein Feind verdarb,
Den kein Schwert erſchlug;

Starb nicht auf dem Thron,
Starb im Wald und Rohr,
Noch in ſeinem Ohr
Nachtigallenton.

In Geſang gewiegt,
Eingeſargt in Sang!
So verſchönt der Klang,
Was dazwiſchen liegt.

Gute Lehren.

Der tapfre kluge Held Roland
Kam wandernd an der Loire Strand,
Das Waſſer iſt nicht ſein Element,
Hei, wer da ſchwimmen und fliegen könnt',
Als Fiſchlein darinnen zöge,
Als Vöglein darüber flöge!

„Ho, Fährmann, rudre flink heran
Und hol' mich hinüber auf gutem Kahn;
Doch wiſſe zuvor, ich bin ein Held
Nicht ohne Ruhm, doch ohne Geld,
Der Degen klingt in der Scheide,
Der Säckel verſtummt im Leide."

„Ei, Ritter, Ihr zahlt wohl beſſern Sold,
Weisheit geht über Silber und Gold;
Gebt mir drei Lehren klug und fein,
Das ſoll mein liebſter Fährlohn ſein!
Das Geld verſinkt im Weine,
Klugheit hilft auf die Beine."

Und als er ſtieß vom Ufer ab,
Roland die erſte Lehr' ihm gab:
„Ein Anfang iſt kein Meiſterſtück,
Doch guter Anfang halbes Glück."
Der Ferge meint: „Erträglich!
Mir ſang's die Amme ſchon täglich."

Und als inmitten des Stroms der Kaahn,
Da hub Roland zum zweiten an:
„Nichts Halbes tu' ein ganzer Mann,
Der ganz vollende, was er begann!"

Der Ferge ſeufzt: „Verſtändlich!
Doch wann kommt Neues endlich?“

Und als der Kahn nun drüben am Strand,
Da ſprach zum dritten Held Roland:
„Sei leicht der Anfang oder ſchwer,
Das Ende nur bringt Lob und Ehr.“
Der Ferge murmelt leiſe:
„Faſt bin ich ſelbſt ſo weiſe!“

„Nun, Freund, des Paktes ſind wir quitt,
Doch nimm noch eins als Aufgeld mit:
Wenn ſtets dein Handel dieſem gleicht,
Dann trägſt du deinen Reichtum leicht,
Erſparſt du Streit den Erben,
Wirſt nicht als Kröſus ſterben.“

Aus Ufer Held Roland ſich ſchwang
Und ſchritt des Wegs fürbaß mit Sang;
Der Schiffer ruderte heim gemach
Und dachte den guten Lehren nach;
Die Wellen flüſtern und kreiſen
Und ſingen die alten Weiſen.

Eine Begegnung.

Zwei Lager ſtehn bei Naſ'by auf der Heide,
Des Königs hier und dort des Parlaments;
Des Sturms Vorboten wandeln ſchon durch beide,
Wie durch die Hallen auch des Firmaments.

Im Lager ſind's die wechſelnden Gefühle,
Geſtört Gebet, gelöſter Liederſchall;
In Lüften ſind's Windſtöße, dumpfe Schwüle,
Der Vögel Angſtflug, irrer Blätterfall.

Ein alter Eichbaum mitten auf der Heide
Streckt rechts und links wie Arme ſein Geäſt;
Der Wind bewegt's, ein Drohen ſcheint's für beide,
Wenn's nicht ein Winken zum Verſöhnungsfeſt.

Die Nacht bricht an, die Wetterwolken sinken,
Der Sturm ist los, die Tropfen fallen schwer,
Und immer heft'ger wird des Baumes Winken:
Vereint euch, Schutzbedürft'ge, um mich her!

Die Nacht ist schwarz gleich einem Leichentuche
Auf dem allein das Kreuz der Blitze ruht,
Der Tropfenfall erschwoll zum Wolkenbruche,
Zu Geißeln dreht der Sturm die Regenflut.

Zwei Krieger fliehn, gestört im Feindespähen,
Zum Eichbaum unter Schirm des Laubgeflechts;
Die Hast der Flucht, die Nacht ließ sie nicht sehen,
Daß links der eine kam, der andre rechts.

Des Sturmes Geister trieben so im Bunde
Zum Baum des Friedens zwei der Feinde jetzt,
Wie einst ein überfrommer Herr durch Hunde
Saumsel'ge Christen zum Altar gehetzt.

Erst stehn sie fern; doch Leib an Leib zu gleiten,
Sich zu umklammern drängt sie Sturm und Flut;
Des einen Reitermantel hüllt den zweiten,
Und jenen schirmt des andern breiter Hut.

Komm, Blitz des Herrn, von seinem Licht ein Funken,
Und leuchte hell in beider Angesicht,
Daß sie, erkennend sich, es schauen trunken,
Wie Stuarts Hand in Cromwells Hand sich flicht!

Vielleicht nicht auseinander grauend eilten
Die Hände, die der Sturm zum Bund gebracht;
Vielleicht, wie ihr Gewand sie schirmend teilten,
Auch täten sie mit Fetzen ird'scher Macht.

Komm, Blitz des Herrn, ein Pfeil aus seinem Grimme,
Und triff und schmettre nieder diese zwei!
Vielleicht, daß wenn verstummt des Feldherrn Stimme
Der Haß verkühl' und wieder Friede sei.

Nicht will's der Herr! Was reif zum Kampf ſoll kämpfen,
Was nicht verſchmelzen kann, das bleib' entzweit!
Der Haß will auch ſein Blühn; ihr ſollt's nicht dämpfen:
Ein Gottesurteil nur dem Geiſterſtreit!

Der Sturm verbrauſt. Die beiden Krieger ſcheiden.
Im Herzen alten Haß und alten Mut
Ließ ungeſchwächt der Schlachten Herr in beiden,
Die, nicht es ahnend, Herz an Herz geruht.

Wie aus der Scheid' ein blanker Degen flammte
Der Tag empor, — ihm nach der Schwerter Glanz!
Ein blut'ger Kampf! Aus bittern Wehn doch ſtammte
Ein löblich Kind: die Freiheit Engellands.

Der alte Eichbaum mitten auf der Heide
Streckt rechts und links wie Arme ſein Geäſt.
Er winkt; doch Staub ſind längſt die Heere beide;
Winkt er nur Toten zum Verſöhnungsfeſt?

Dies Lied von fernem Land aus fernen Tagen,
Das wie ein Wandervogel niederſinkt,
Was will es hier? — Euch mahnen will's und ſagen,
Daß mancher Baum in deutſchem Land — noch winkt.

Das rechte Wort.

Die Auen ein fürſtlicher Jagdzug weckt,
Inmitten die kaiſerlich' Majeſtät;
Die Bäume ſich neigen, doch nicht aus Reſpekt,
Es beugt ſie der Wind, der die Wipfel verdreht;
Der Himmel, unartig, ſchickt böſes Wetter,
Schwer fallen die Tropfen, hin wirbeln die Blätter;
Da ruft der Durchlauchtigſt' auf ſeinem Gaul:
„Ah, ſchaut's, jetzt regnet's mir gar ins Maul!“

Indes die ipsissima verba ein Graun'
Verbreiten im Zug, laßt ein Monument
Aus jener Zeit, ſein Bild, uns beſchaun;
Ich trag's in der Taſche, Siebzehner man's nennt.

Ein Lorbeerkranz in Perückenwildnis
Und eine Lippe, ſonſt nichts! — ſo ſein Bildnis,
Draus männiglich ſieht, wie dem frommen Mann
Gar leicht in den Mund das Waſſer rann.

Ihr Hoflakaien, nun rennt und ſprengt:
Ein Regenſchirm iſt's, was retten kann!
Hofmarſchall beſchließt ganz ſtill: Der Mann,
Der des Kaiſers Hut gemacht, der hängt!
Hofmedikus denkt: Nach dem Ebenmaße
Wohnt friedlich der Mund im Schatten der Naſe,
Durchlauchtigſte Naſe verſchmäht das Syſtem;
Wie ſtell' ich nun dieſes der Naſe genehm?

Schön tröſtet den Kaiſer der Hofjeſuit:
„Der Prieſter dir Weihbronn entgegenhält,
Wenn die Majeſtät in die Kirche tritt;
Ein Dom des Herrn iſt Wald und Feld,
Gott ſelber hat hier den Weihbrunn ergoſſen
Zu grüßen dich, den Frommen, den Großen!"
Der Kaiſer wird grimmig, wie König Saul:
„Zum Teufel! mir reguet's noch immer ins Maul!"

Der eine erſtarrte, der andere lief,
Der rang die Hände, der ſtand wie im Bann;
Am Eichbaum lehnt' in Gedanken tief
Der Günſtling des Herrn und ſann und ſann;
Auf ſpringt er jetzt, heiliger Sendung trunken,
Die Stirn ihm umſprühn der Erleuchtung Funken:
„Mein allergroßmächtigſter Kaiſer geruh'
Und ſchließe die Lippen huldreichſt zu!"

Lobſinge, du heiliges römiſches Reich!
Wie leicht du zu ſchirmen, zu retten biſt!
Geſchoß der Kartaunen und Schwerterſtreich
Trifft nicht wie ein Wörtlein zu rechter Friſt;
Send' immer dir's Gott zur rechten Stunde,
Und Fürſten, die horchen dem rechten Munde

Und Räte zu weisem Rate nicht faul!
Dem Kaiser regnet es nimmer ins Maul.

Officium Rakozianum.

„Recrudescunt inclytae gentis hungarae vulnera."
Rakoczys Manifest 1703.

„Auf brechen wieder Ungarns alte Wunden!
Kein Mittel als das Eisen macht gesunden."
Ein Jüngling hat aus fast unbärt'gem Munde
Dies Wort geschleudert in die Fürstenrunde;
Zu seinem Volk doch sprach in weh'nden Zungen
Sein Bannerspruch: „Gott, Freiheit, Vaterland!"
Von den Karpaten zu den Niederungen
Ha, wie das warb und freudig Kriegsvolk fand!

Längst ist's vorbei, — das dunkle Haar ward weiß,
Der Jüngling vor der Zeit ein kranker Greis!
Die Kerkerluft tüncht keine Wange rot
Und Muskeln stählt nicht der Verbannung Brot:
Die Hände, die zu schwach, ein Schwert zu halten,
Sie lernen willig zum Gebet sich falten.
Die Heimat, ach wie fern! Nicht wecken ihn
Frühglocken mehr; doch tut's der Muezzin,
Der zum Gebet Rodostos Gläub'ge ruft.
Kein Vesperklang! Ein Ave trägt bisweilen
Von Griechenschiffen her die Abendluft,
Die scheu durch der Propontis Wellen eilen.
Das Türkenweib, das Krüg' am Brunnen füllt,
Der Freiheit mahnt's, die sich in Schleier hüllt:
„O stürme, Sturm! Den Schleierflor verwehe,
Daß schleierlos mein Volk ihr Antlitz sehe!"

Umsonst! Das Heer der Tapfern hat verblutet, —
Der Führer selbst gebeugt, ergreist, entmutet,
In fremdem Land auf seinem Sterbebette!
Vor seinem Geist entrollt sich nun die Kette
Von Schlachten, Siegeszügen, Niederlagen

Bis hin zu der Verbannung dunklen Tagen.
Die letzten Trümmer, des Exils Genossen,
Der Greis Bercseny, treuester Achates,
Und Esterhaz', der Mann des Schwerts und Rates,
Sie ruhn, von fremder Erde längst umschlossen.
Ein Türkensklave hieb in ihren Stein
Ihm unbekannte Zeichen, wie zum Hohne,
„Verteidiger von Ungarns Freiheit" ein.
Gefahrlos Wort auf der Propontis Gründen!
Du wirst in Herzen nicht bei Osmans Sohne
Und nicht bei Peras Diplomaten zünden.

Der Kranke hält in seiner dürren Hand
Ein schweres Buch, in schwarzen Samt gebunden,
Ein golden Kreuz prangt auf der Deckelwand,
Die Inschrift sagt: „Rakoczys Andachtstunden".
Gebete sind es, Übungen im Büßen,
Die selbst er schrieb und die ihn oft erbaut;
Der Heiltrank ist's, den er sich selbst gebraut,
Der Leiden bittren Wermut zu versüßen.
Wer schwertgewohnt das Schwert doch lassen muß,
Läßt drum nicht müßig rasten seine Hand;
Der treibt die Tulpenzucht, der fischt am Strand,
Der jagt und jener betet — aus Verdruß.

Rakoczy spricht zu Sebrik dem Genossen,
Dem letzten, der ihm blieb, treu, unverdrossen:
„Kriegshandwerk, Freund, ist unser ganzes Leben,
Ein Kämpfen, Wandern, Siegen, Sichergeben,
Ausfall und Flucht, heut Darben, morgen Prassen;
Drum mocht ich gern in dieses Büchlein fassen
Losung und Kriegsartikel, die erfunden
Ein Krieger Gottes, ich für Lagerstunden.
Kampfmüd bin ich, den Ruhe stets gemieden;
Will's Gott, bald schließ ich meinen besten Frieden!"

Nie hat der Herr sich ihm so hold erwiesen,
Ihm keinen Wunsch so schnell erfüllt wie diesen.
Vielleicht als Bote trägt's, da es will lenzen,

Der Wandervöglein eins an Ungarns Grenzen:
Des Ungarbundes Herzog und Woiwode
Von Siebenbürgen ſei erblaßt im Tode.

Der Freund ſchließt ihm das Augenlid zur Ruh,
Nimmt dann die ſtaub'ge Fahne von den Wänden,
Deckt ſtill damit die Fürſtenleiche zu
Und auch das düſtre Buch in ihren Händen;
Dann lieſt er feierlich vom Fahnenband
Den Bannerſpruch: „Gott, Freiheit, Vaterland!"
Ihm hat das Unglück nicht die Kraft zerrieben,
Noch iſt ſein Herz ein tapfres Herz geblieben,
Und ſeines Volkes einziger Vertreter
Kniet bei dem Toten er, der einz'ge Beter:
„Nicht was du ſprachſt, da dein Herz voll Wunden,
Nicht was du ſchriebſt in den Marterſtunden,
Womit die Schuld du zahlteſt ird'ſcher Schwäche, —
Dein altes Banner nur, ſtatt deiner ſpreche!
Es iſt dein Wort, es iſt dein eigner Mund,
Doch biſt du jung und ſtark noch und geſund.
Das iſt allein die Loſung, die du meinſt,
Mit der dein armes Volk noch mag geſunden,
Wenn — o verhüt' es Gott! — vielleicht dereinſt
Aufbrechen wieder Ungarns alte Wunden."

Fels im Strom.

Die Elbe fließt ſo ſtill, ſo glatt,
Die Sonne ſcheint ſo helle,
Kein Lüftchen weht, es bebt kein Blatt,
Es regt ſich keine Welle.
So liegt das Land ſeit Wochen ſchier
In Sonnenglut und Ruhe,
Doch iſt's, als läg' ein Leichnam hier
In einer gold'nen Truhe.

Der Brunn verſiegt, der Strom verrinnt,
Daß ſeine Spiegel ſinken,
Doch wie das Waſſer fällt, beginnt

Geſtein emporzublinken,
Als Eiland ſteigt's, zum Fels verſteint,
Drauf alte Schrift zu ſchauen:
„Wer einſt mich ſah, der hat geweint"
Solch Wort iſt drein gehauen.

„Ei, haſt ſo kläglich du's gemeint,
Wir wollen's luſt'ger machen;
Wer einſt dich ſah, der hat geweint,
Wir ſehn dich jetzt und lachen!
Verſiegt der Brunn, ſo quillt doch friſch
Ein edles Naß im Keller;
Du Felſen trag' als Freudentiſch
Mir Flaſchenkorb und Teller!"

Der Landesfürſt im Übermut
Er ſprach's und rief zum Feſte;
Zum Felſen mitten in der Flut
Wiegt ſchon ſein Kahn die Gäſte.
Der Becher ſchäumt, die Schüſſel dampft,
Muſik ertönt im Runde,
Daß üpp'ger Tanz den Boden ſtampft
Wohl bis zur Morgenſtunde.

Noch fiel der Strom, fällt fort und fort,
Der Fels wächſt mittlerweile,
Und ſichtbar unter jenem Wort
Wird eine zweite Zeile.
Die Schar, zur Heimfahrt jetzt vereint,
Mag's leſen auf den Steinen:
„Wer einſt mich ſah, der hat geweint,
Wer jetzt mich ſieht, wird weinen."

Sie laſſen an das Ufer ſacht
Den ſchmucken Nachen gleiten;
Wie ſie zum erſten Wort gelacht,
So lachen ſie zum zweiten:
„Als Pred'ger kamſt du ſchon zu ſpät,
Dein Sprüchlein halt' in Ehren;

Laß ſehn, ob du dich als Prophet
Wohl beſſer magſt bewähren."

Der Strom doch fließt ſo ſtill, ſo glatt,
Die Sonne ſcheint ſo helle,
Kein Lüftchen weht, es bebt kein Blatt,
Es regt ſich keine Welle. —
Solch Stilleſtehn iſt ſchlimmrer Sturm,
Solch Ruhn iſt langſam Sterben,
Der Friede wird zum Nagewurm,
Der Glanz wird zum Verderben.

Die Sonne liegt, ein Blutvampir,
Schwer auf der Bruſt der Erde,
Saugt ihrer Ströme Blut mit Gier,
Verſchlingt ihr Saat und Herde;
Der Hochwald ſieht in Kümmernis
Vom Haupt die Locken fallen,
Die Trift zerbarſt, als ſei's ein Riß
Von jenen Feuerkrallen.

Gerippen gleich ſtarrt Buſch und Dorn,
Den keine Regen ſtreiften;
Vom Baum die Frucht, vom Halm das Korn,
Sie fallen, eh' ſie reiften.
Der Hunger zieht durch Stadt und Land
Und ſein Gefolg', die Seuchen,
Daß durch die Fluren kahlgebrannt
Nur Not und Jammer ſchleichen.

Gedeihn nur will ein einzig Naß
Am Südhang in den Reben,
Doch wird ein böſer Tropfen das,
Wird Gift ſtatt Labung geben;
Das grimme Feuer, das ihn kocht,
Fließt in die Menſchenader;
Daß Hunger noch als Tollwut pocht,
Daß Zorn entbrennt und Hader.

Der Aufruhr ſtürmt ans Fürſtentor;
Zwar weiß der Held zu ſiegen,

Doch will ein andrer dunkler Flor
Ihm nicht vom Auge fliegen:
Des Volkes Elend unerreicht,
Wo einst so reicher Segen!
Da wird des Fürsten Auge feucht,
Das war der erste Regen.

Wohl folgt dem auch der andre nach,
Sanft tauend aus der Wolke;
Es grünt der Wald, es rauscht der Bach
Und Glück erblüht im Volke.
Doch ob die Wasser Schrift und Stein
Längst überquollen haben,
Das Felsenwort blieb fest und rein
Ins Fürstenherz gegraben.

Und fließt so glatt der Zeiten Flut,
So still als ob sie schliefe,
Doch weiß er: das Verhängnis ruht
In seiner dunklen Tiefe.
Weh, wenn die Zeichen, die er meint,
Am Licht des Tags erscheinen!
Wer sie schon sah, der hat geweint,
Wer einst sie sieht, wird weinen.

Gneisenau in Erfurt.

Die Trommel will dröhnen und flattern die Fahn',
Der Mörser will donnern vom Wall,
Denn Erfurt, die Feste, soll heut empfahn
Den greisigen Feldmarschall.

Wie glänzen in Waffen Mann und Pferd!
Wie sprengt ihm entgegen der Stab!
Denn grün ist sein Lorbeer und scharf sein Schwert
Und mächtig sein Marschallstab.

Die Priester, die Bürger in festlicher Tracht,
Sie huldigen all' ihm gern,
Der weise im Rat, ein Tapfrer der Schlacht,
Und gut im innersten Kern.

Da lächelt gar ſein Held Gneiſenau,
Winkt freundlich die Herrn zurück:
„Erlaßt mir Fanfaren und Truppenſchau,
Vergönnt mir ein ſtilleres Glück!

Ein Glück, wie da ich hier wandeln ging
Als Bürſchlein gering und klein,
Und nannte im weiten Weltenring
Ein Buch und ein Herz nur mein.

Will's halten wie einſt als armer Student,
Da die Kneipe dort mein Palaſt,
Will laden zu fröhlichem Burſchenkonvent
Nur Kommilitonen zu Gaſt.

Laßt Fahnenſchwung und Trommeln ſein,
Und Mörſergruß vom Wall:
Den alten Studenten läute nur ein
Verbrüderter Becherſchall!“ — —

Im Schenkhaus ſitzt er, zur ſelben Stell',
An demſelben langen Tiſch,
Wo einſt mit ihm manch flotter Geſell'
Gezecht und geſungen friſch.

Jetzt ſind's der Häupter nur drei bis vier!
Der Tiſch, wohin er auch blickt,
So leer und lang, daß ſein Ende ſchier
Hinaus bis zum Kirchhof rückt.

Und dieſe Genoſſen, wie andrer Stoff!
Der eine, dem Luſt und Geſang
Sonſt wie dem Zeiſig vom Schnäblein troff,
Schweigt wie ein Kartäuſer bang.

Der andre, der ſonſt den Humpen nicht fand,
Der bauchig genug ihm ſei,
Er nippt nur ſcheu von des Glaſes Rand,
Wie ein Kind die bittre Arznei.

Und blickt er zum Dritten, dem Bruder der Braut,
Die er im Tode verlor,
Umflattern ſein Aug', zu Nebeln ergraut,
Brautſchleier und Trauerflor.

Da rief der Mund, dem die Heere im Streit
Gehorcht und die Donner der Schlacht:
„Herauf, o du goldene Jugendzeit,
Und übe die Wundermacht!"

Und wie er ſein „Feuer!" einſt kommandiert,
Jetzt klang es faſt ebenſo:
„Ihr alten Burſche, ſtoßt an und ſchmolliert!
Singt ein Gaudeamus froh!"

Gehorſam beugen ſich auf ſein Geheiß
Die Stirnen gefurcht und fahl,
Es ſchließen um ihn den Bundeskreis
Die Häupter ergraut und kahl.

Doch als das Gaudeamus begann,
Es klang wie ein Requiem heut;
Und als ſie die Becher ſtießen an,
Da ſcholl es wie Grabgeläut'.

Das Wort, das geſiegt im Zauberſchwung
Bei Kolberg und Waterloo,
Ach, dieſe Juvenes macht es nicht jung
Und ihr Gaudeamus nicht froh!

Sein Schwert iſt ſcharf und ſein Lorbeer iſt grün,
Sein Marſchallſtab herrſcht weit,
Doch weckt er nicht die Verblühte zum Blühn,
Die Roſe der Jugendzeit.

Da ſenkt er das Haupt, ſein Blick voll Leid
Ruht auf dem Glaspokal;
Er hat in dem Bild der Vergänglichkeit
Erkannt die ſinnige Wahl.

Denn unverletzt ſteht vor dem Greis
Das nämliche Römerglas,
Aus dem er einſt trank im Jugendkreis
Und Welt und Sorge vergaß.

Der Thron und das Schwert des Gewaltigen brach,
Und Jugend und Kraft, ihr fielt,
Derweil dies Gefäß ſo gebrechlich und ſchwach
Viel treuer und feſter hielt.

Vom Staub des Alters bewahrt ſich's rein,
Die Quelle ſcheuert es blank;
O ſpülte ſo weg der quellende Wein,
Was trüb auf die Seelen uns ſank!

In Flammen ward es geklärt und hart
Wie Heldenherzen wohl auch;
Ward wie der Ruhm ſo ſpröd und ſo zart,
Zu trüben von einem Hauch;

In Splitter zerbräch's ein leiſer Ruck;
Doch dauert's euch zum Neid,
O Myrtenkranz, o Lorbeerſchmuck,
O Roſe der Jugendzeit!

In Wehmut das unbeſtechliche
Verhängnis der Greis ermaß,
In zitternder Hand das gebrechliche
Und doch ſo feſte Glas.

Wie Glockenton, wie Roſenduft
Verweht es leiſ' und fern;
Zu ſeinen Füßen dämmert die Gruft,
Zu Häupten ihm funkelt ein Stern.

„So einer."

Mit flatternden Federbüſchen,
Mit ſchmetterndem Hörnerklang
Ziehn Jäger, die ſchmucken friſchen
Geſellen, das Dorf entlang.

Sie ziehn an des Landes Grenzen,
Vorpoſten zu treuer Wacht,
Die Waffen funkeln und glänzen,
Der Taktſchritt dröhnt mit Macht.

Ein Weib ſitzt an der Schwelle,
Ihr Knäblein an der Bruſt,
Dem leuchten die Äuglein ſo helle,
Das klatſcht in die Hände vor Luſt.

„Geduld, du Schelm, du kleiner,
Die Jahre verrinnen ſchnell,
Dann wirſt auch du wohl ſo einer,
Solch ſchmucker friſcher Geſell!“

Die Tritte, die Klänge allmählich
Verhallen am Waldesſaum;
Die Mutter, ſtolz und ſelig,
Träumt ſchönen Zukunftstraum:

„O Kind, geboren in Schmerzen,
So hilflos noch und zart,
Erſtarke am Mutterherzen
Zu rechter Mannesart!

O blühe, du holde Blüte,
O wachſe, frei von Harm;
Dich ſchirme, bewache, behüte
Mein Aug', mein Herz, mein Arm!

Doch wieviel Mühn und Gefahren
Noch bis ans ferne Ziel!
Von ſorgenſchweren Jahren,
Durchwachten Nächten wie viel!

Mit Wonne den eigenen Schlummer
Leg' ich dem deinen zu;
Mein ſei die Angſt und der Kummer,
Dein ſei die Luſt und die Ruh'!

Ja, ganz vergessen meiner,
In dir nur leb' ich allein;
Dann wirst du wohl auch so einer,
Mein Stolz, mein Stab einst sein." —

Horch, wüster Schall durchzittert
Der jungen Mutter Traum;
Es hat gar schlimm gewittert
Am fernen Waldessaum.

Die Bahre von Tannenästen
Jetzt tragen Krieger vorbei,
Sie bringen der Tapfern Besten
Getroffen vom Todesblei.

Vom blinden Erz zerrissen
Ein edler Lebensdocht,
An dem gleich treubeflissen
Einst Mutterliebe flocht!

Ach, all die Mühn und Sorgen,
Die Jahre kummerbewegt,
Auf daß man so einen morgen
Ans Mutterherz dir legt!

Dem neuen Burgherrn von Rabenstein.

1856.

Ihr Spinnenflöre, Efeuhecken,
Die ihr um Schutt Gewänder schürzt;
Von Gips du Engelschar der Decken,
Die bald aufs neu' vom Himmel stürzt;
Nun jubelt oder bangt mit Schweigen,
Euch bringt's Verderben, bringt's Gedeihn:
Heut nimmt Besitz von seinem Eigen
Der neue Herr auf Rabenstein.

Dem, der nach Granſons Schlacht gefunden
Karls Demant, schien's ein Glas gering;
Im Herzogshut einst der Burgunden,
Ziert jetzt er Habsburgs Kronenring.

Wenn schön und echt, bleibt auch das Alte,
Mag wechselnd gleich das Beiwerk sein;
Drum neuer Fassung Schmuck erhalte
Das alte Kleinod Rabenstein.

Es baut ein König sich am Rheine
Aus altem Stein ein neues Haus;
Das Lied, das moos'ge Runensteine
Gern kränzt mit heut erblühtem Strauß,
Es möcht' ihn mahnen, zu umwinden
Mit frischem Kranz den alten Stein;
Doch leichter wird Gehör es finden
Beim schlichten Herrn von Rabenstein.

Am Tor des alten Bauherrn Wappen,
O laß es stehn, wie sonst es stand:
Es adelt auch den Leinwandlappen
Das Monogramm der Künstlerhand.
Ringmauern morsch mit schart'gen Türmen,
Laß sie in Schutt zerfallen sein;
Nur Freundescharen werden stürmen,
Was soll ein Wall auf Rabenstein?

Schlingpflanzen lasse Ranken schlagen,
An morscher Wand aufklettern weit,
So blüht die Gegenwart, getragen
Auf Schultern der Vergangenheit.
Im Hofraum laß vielfarbig prangen
Der schönsten Dahlien bunte Reihn
Wie Pagen, die geschmückt empfangen
Den edeln Herrn auf Rabenstein.

Steil klimmt der Pfad zu Himmelshallen,
Dahin führt diese Treppe wohl;
Nicht gut ist's, nur in Stapfen wallen,
Die noch vom Tritt der Ahnherrn hohl;
In Saal und Himmel läßt sich kommen
Wohl auch mit ungebrochnem Bein,
Drum wird die neue Treppe frommen
Dem alten Haus auf Rabenstein.

Die Neuzeit lehrt den Lenz bestehlen,
Ihr Zimmer blüht als Gartenbeet:
Zu treu ist's, wenn in deinen Sälen
Der Regen tropft, der Sturmwind weht;
Ein altes Recht ist's span'scher Granden,
Vorm Thron bedeckten Haupts zu sein;
Barhäuptig ist er lang' gestanden,
Drum gönn' ein Dach dem Rabenstein.

Hinaus, was nistet nur im Dunkel,
Hinaus, was nur im Schmutz sich nährt!
Ihr Spinnen, weiter tragt die Runkel,
Ihr grauen Flattrer, räumt den Herd!
Doch soll die Schwalb' ihr Nest nicht missen,
Verbannt darf Freiheit, Lenz nicht sein,
Die mögen, wie ein wach Gewissen,
Dich mahnen, Herr von Rabenstein.

Ein Burgpfaff fehlt: doch ist ein Streiter
Die Kirch' auf Erden, wie du weißt,
Drum mein' ich: schick den Pfaffen weiter,
Es walt' im Haus des Friedens Geist;
Der Sturm wird selbst die Glocke ziehen,
Meßkleider wirkt der Sonnenschein,
Und gläub'ge Stimmung wird nicht fliehen
Den frommen Herrn von Rabenstein.

Des Fensters Glas ist auch ein Priester;
Dir fehlt noch solch ein Priester klar,
Des Himmels Licht empfängt und gießt er
Ins Haus dir unverfälscht und wahr,
Er wehrt von dir der Stürme Treiben,
Doch kann's ein schlechter Pfaff auch sein;
Drum vor vergilbten blinden Scheiben
Dich hüte, Herr von Rabenstein.

Ein Burggeist doch ist unentbehrlich,
Und fehlt er, werd' er angeschafft!
Den Mächt'gen dünkt der Geist gefährlich,
Drum zieh auf Flaschen seine Kraft;

Halt ihn, wie ſie, in kühlen Räumen,
Doch mach's auch beſſer: laß den Wein,
Iſt's Zeit, die Feſſel brechen, ſchäumen,
Und ſchlürf ihn, Herr von Rabenſtein!

Dort ſeh' ich einen Dom auch trauern
Von rieſ'gem Maß, den Steinkamin,
Ein Dom, der längſt aus ſeinen Mauern
Sah Flammenkult und Andacht fliehn.
Geſelligkeit ſchuf hier Altäre;
Bleibt ewig kalt ihr Opferſtein?
Die Opferflamm' entzünd und nähre
Sie treu im Haus von Rabenſtein.

Die Flagg' entroll am Turm den Winden,
Verkündend, daß der Herr im Haus;
Wüßt' ich den Trödler aufzufinden,
Fauſt's Mantel wählt' als Fahn' ich aus:
Den Freunden ſoll ſie weit zu ſehen,
Unſichtbar läſt'gem Gaſte ſein;
Ich ſäh' ſie, hoff' ich, manchmal wehen
Vom alten Turm auf Rabenſtein.

Laß vom Balkon dein Auge ſchweifen,
Ergreif Beſitz von Strom und Feld,
Dir ward nur Lands ein ſchmaler Streifen,
Das Aug' erobert dir die Welt;
Schwerfällig tappt die Hand nach Erzen,
Das Aug' ſpricht: Was du ſiehſt, iſt dein!
Du zahlſt mit Gold, geprägt in Herzen,
Mein reicher Herr von Rabenſtein.

Sei mild den Bauern und Vaſallen!
Ein Vater! Doch da fällt mir bei:
Dir iſt gar keiner zugefallen,
So bleibt wohl dein Gewiſſen frei.
Vom Ruhm der Burgherrn, Stechen, Rennen,
Mag Chronik voll und Sage ſein,

Den glücklichſten doch ſoll ſie nennen
Den neuen Herrn von Rabenſtein!

Ein Dichterhaus.

Dort ſteht das Haus, der ſchlichtſten eins im Orte,
Die ſich wie Kriegerreihn an Haltung gleichen;
Nur trägt's die Marmortafel ob der Pforte,
Wie eine Heldenbruſt das Ehrenzeichen.

Ein kahler Ziegelbau mit Riegelwänden
Und ſteilem Giebeldach nach Landesſitte;
Dir aber iſt's, als ob an allen Enden
Ein milder Glorienſchein den Bau umglitte.

Gemeines Weinlaub will zum Simſe klettern,
Der Mauern Riſſe doch verbirgt's in Ranken;
So wird's zum Lorbeer, ſchön mit heil'gen Blättern
Am Haupt umhüllend Furchen der Gedanken.

Das Holz der Treppen, ausgetreten, enge,
Beſchämt den Marmorbau vor Tempelhallen;
Wo gäb's ſo edler Waller fromm Gedränge,
Wie hier vor uns empor und nach uns wallen!

Wir treten ein. Uns will's die Bruſt umſchnüren,
Als ob wir bang im Saal des Königs ſtänden;
Andacht und Demut will das Herz uns rühren,
Als ob wir uns in Gottes Kirche fänden.

Wir ſtehn am Pult, wo Er gedacht, gedichtet.
All' was des Schönen, Großen er geſonnen,
Hat übermannt uns jetzt und aufgerichtet,
Getränkt, geläutert aus kriſtallnem Bronnen.

Das Schweigen herrſcht, wo einſt ſein Wort geklungen.
Mehr als dies Wort, nicht frei von ird'ſcher Fehle,
Hat uns des Schweigens Geiſterbann bezwungen,
Und fromm Gelöbnis keimt aus unſrer Seele.

Hier dünkt uns doppelt arm jed' ärmlich Streben,
Groß können wen'ge, gut sein kann der Kleinste;
Des Ortes Weihe adelt uns das Leben,
Wie sie geadelt hier selbst das Gemeinste:

Der Tropfen, der aus seiner Feder spritzte,
Die Spur, die in die Dielen er getreten,
Der Strich, den dort er in die Scheiben ritzte,
Sie sind uns Feuerstapfen des Propheten.

Selbst hier das Spinngehäng', — wer möcht' es missen!
Uns will der Übersleiß der Magd mißfallen,
Die weg den Staub gefegt, der — könnt ihr's wissen?
Den Sohlen des Unsterblichen entfallen!

So wirkt der Tote noch! — „Welch froh Getriebe
Umgab sein Leben erst!" — — O töricht Wähnen!
Wohl schritt hier an der Muse Hand die Liebe,
Aus sel'gen Träumen stieg ein göttlich Sehnen.

Doch hielten Einkehr auch viel dunkle Stunden
Und böser Schatten viel an diesem Orte,
Die Mißgunst hat den Weg herein gefunden,
Die Scheelsucht schlich auflauernd um die Pforte:

Die Lästrung schoß die Pfeile, ihn zu necken,
Durchs Fenster her in schadenfroher Wonne;
Der Neid fand in der Sonne jeden Flecken,
Wie wir in jedem Flecken jetzt die Sonne. —

Hier stand sein Bett. Da hab' ich denken müssen
Des Wiegenlieds aus fernen Kinderzeiten
Von Engelein zu Häupten und zu Füßen,
Von Engelein zum Schutz an allen Seiten.

O hätten sie bewacht auch seinen Schlummer!
Entbehrung, Sorge saßen hier als Gäste,
Zu Häupten Unmut und zur Seite Kummer,
Krankheit war von den Engeln fast der beste.

Doch jetzt! Ein lieblich Wunder will mich's deuchten:
Die Harfe brach, — doch tönt ihr Klang noch immer!
Der Feuerturm ſank ein, — doch blieb ſein Leuchten
Und gießt auf Land und Meer noch vollern Schimmer!

Es gibt ein ſonnig Land, — wir nennen's: Leben,
Und eine dunkle Kluft, — wir nennen's: Sterben;
Doch dunkel und zerklüftet war dies Leben,
Die Sonnenzeit brach an mit ſeinem Sterben.

Und machtlos wird an dieſen heil'gen Stätten
Der Sonne Gold mit allen Schmeichellüften,
Mit allen Zauberklängen, Blumenketten! —
Das Heimweh zieht uns zu den dunkeln Grüften.

„Zur ſchönen Wirtin."

Ein goldner Adler hängt heraus,
Doch nennt man nicht nach ihm das Haus;
Wer dächte noch ans Außenſchild,
Wenn drin ſolch lieblich Frauenbild?

„Zur ſchönen Wirtin" heißt das Haus,
Manch ſchmucker Gaſt ging ein und aus;
Das Auge trank mehr als der Mund,
Er ſchlich davon, im Herzen wund.

Noch kannt' ich Wirtin nicht und Haus;
Doch ſprach man nur den Namen aus,
Da klang mir wie Muſik die Luft,
Da ſog ich Rebenblütenduft.

Ich ſah's im Geiſt, ihr holdes Bild
Macht Wildes ſanft und Rauhes mild,
Der Becherprall, der Zechergang
Ward Finkenſchlag und Harfenklang.

Einſt trat ich ſelbſt in das Gelaß,
Ein Mütterlein am Rocken ſaß:
„Wo iſt die ſchöne Wirtin, wo?"
In Wehmut ſprach's: „Ich hieß einſt ſo."

Am Fensterſims ein Roſenpaar
Das ſagte mir, wie einſt es war;
Ein Kranz, der welk am Spiegel hing,
Erzählte ſtill, wie's weiter ging.

Nach Jahren wieder trat ich ein:
„Wo mag die ſchöne Wirtin ſein?"
Vierſchrötig hob vom Schanktiſch ſich
Ein feiſter Kerl: „Das bin jetzt ich."

Als er das Haupt mich ſchütteln ſah,
Hinaus durchs Fenſter wies er da,
Dorthin wo viele Kreuze ſtehn
Und hohe Gräſer drüber wehn.

Die Zeit verſtrich. Verfall und Graus,
Ein wildes Volk zog ſeit durchs Haus;
Der Name blieb, denn Menſch und Flur
Behüten treu der Schönheit Spur.

„Zur ſchönen Wirtin" heißt das Haus,
Doch ſprichſt du heut den Namen aus,
Umſchwebt ein Hauch den wüſten Ort
So fromm, als ſtünd' ein Kirchlein dort

Das iſt kein Rebenblütenduft,
Das zieht wie Weihrauch durch die Luft,
Zur Orgel ward der Rundgeſang,
Zum Glockenſchall der Becherklang;

Das klingt dir wie Muſik ins Ohr,
Und auferweckt zum Maienflor
Beginnen aus des Angers Grün
Verwelkte Roſen aufzublühn.

Dein leiblich Aug' ſah ſie noch nie,
Jetzt ſiehſt du zwiſchen Roſen ſie,
Ein Frauenbildnis wunderbar,
Nur ſchöner noch, als je ſie war.

Sturmſegen.

Der Sturm brauſt über Helgoland,
Und kann er nicht ſplittern Eich' und Palme,
So rüttelt und knickt er verdorrte Halme
Und ächzt im Schlot und wühlt im Sand
Und ſchleudert hinan, die rote Wand
Mit mauerbrechenden Widdern zu fällen,
Wutſchäumende, weißbefließte Wellen.

Der laute Sturm iſt ein ſchlimmer Gaſt,
Ein ſchlimmrer doch ſein ſtummer Begleiter,
Der Hunger. Er zieht euch ſo bald nicht weiter,
Wenn ihm dies Eiland zur Wohnſtatt paßt.
Er hat die Schlüſſel der Hausfrau erfaßt,
Er löſcht des Herdes Glut, die ihm peinlich,
Und ſcheuert die Schüſſeln graunhaft reinlich.

Der Lotſ' am Fall'm blickt aus ins Meer,
Ins Meer, das er ſonſt mit Wohlgefallen
Sah als ſein Kornfeld wogen und wallen;
Die Ernte verſagt's jetzt. — Sorgenſchwer
Späht er nach Verdienſt, nach Brot umher;
Zwar ruft ihn manch Schiff in Not und Bedrängnis,
Ans Land doch bannt ihn des Sturms Verhängnis.

Dort ſteht ſein Weib, ſonſt unverzagt;
Jetzt denkt's an die leere Vorratkammer,
Ein gräßlich Bild, wie der „lange Jammer!"
Ihr Kind hat die letzte Kartoffel genagt;
Kein Schiff aus Elb' und Weſer ſich wagt
Zur Inſel herein, zu ſtillen den Mangel,
Kein Boot kann hinaus mit Netz und Angel.

Das Eiland umgürtet der toſende Wall,
Schon Wochen währt's und noch kein Ende!
Wie Sterbende drücken ſich Männer die Hände,
Die Kinder vergaßen Spiel und Ball;
Kein Rauch entſteigt den Kaminen all,
An Salz nur fehlt's nicht; Salzſchäume ſtürzen
Wie Hohn, wo keine Speiſe zu würzen.

Fort brauſt der Sturm. — Sieh, dort im Orkan
Rollt näher ein ſchwarzes Ungeheuer,
Ein Rieſe von Wrack, ohne Maſt und Steuer;
Zum Eiland treibt's, an Bord iſt kein Mann.
Jetzt bäumt ſich's zum letzten Sprung hinan
Gleich einem zu Tod getroffenen Roſſe,
Dann fällt's! — Rings ſchäumen die Wogenkoloſſe.

Ein Krach! Geborſten ſtößt's auf den Strand,
Rotdunkles Blut entſtrömt der Wunde,
Doch lieblicher Weinduft quillt im Runde.
Ein Ruck! Da rollen in roten Sand
Vordüber die Tonnen aus Cypern entſandt,
Da kollern bis vor des Lotſen Schwelle
Granaten und goldne Orangenbälle.

Da rieſelt das blonde Reiskorn ſacht,
Da taucht viel Edelfrucht aus dem Raume
Von Dattelpalm' und vom Feigenbaume.
Meſſina lud und verſandte die Fracht,
Die Rettung der Frieſeninſel gebracht;
Dem Nord füllt Süd die Vorratkammer,
Sein Teil auch fällt dem „langen Jammer".

Nun übe dein Strandrecht, Helgoland,
Befrachte die Körbe und fülle die Flaſchen!
Die Alten zechen, die Jungen naſchen
Und ſpielen Granatenball am Strand.
Ein Zauber verwandelt das Inſelland,
Daß wie ein Orangenhain in Düften
Es ſchwimmt, umhaucht von italiſchen Lüften.

Am Fall'm lehnt, nicht mehr ſorgenſchwer,
Doch wortkarg ſtets und unbeweglich
Der Lotſe heut noch wie alltäglich,
Berechnet ſtumm Gewinn und Beſchwer',
Und blickt hinaus ins weite Meer
Und ſieht mit ſtillem Wohlgefallen
Sein reiches Kornfeld wogen und wallen.

Ein Liebesbote.

Sehnſuchtskrank nach dem geliebten Jungen,
Deſſen Blick ihr tief ins Herz gedrungen,
Sprach das Mägdlein beichtend zu dem Pater:
„Frommer Mönch, des Seelenheils Berater,
Wißt, ſo ſtreng das Haus mein Vormund hütet,
Gegen jedes Männleins Einlaß wütet,
Wußte doch mein Liebſter einzudringen,
Im Gewand der Magd mußt' ihm's gelingen.
Sagt ihm nun, daß er nicht wiederkehre,
Daß ich büßend ihm den Einlaß wehre;
Bringt dies Ringlein, das er mir gegeben,
Ihm zurück als Abſchiedspfand fürs Leben."
Ei, wie ſchlau ſprach die ſo ſcheinbar Spröde,
Ei, wie war der Mönch ſo blind, ſo blöde,
Denn das Ringlein ſagt ihm's ſelbſt am Ende,
Daß es nicht geformt für Frauenhände.

Klar doch ward der Botſchaft Sinn dem Jungen,
Deſſen Herz ihr ſüßer Blick bezwungen;
Dem's noch nie gelang, zu ihr zu kommen,
Jetzt wohl weiß er's: Magdgewand wird frommen!
Händeküſſend ſpricht er zu dem Pater:
„Frommer Mönch, Ihr, unſres Heils Berater,
Sagt der Maid, wie tief mich's ſchmerzt zu weichen,
Ihr Gebot doch ehr' ich; des als Zeichen
Bringt zurück dies Armband ihr von Golde,
Das mir einſt als Huldpfand bot die Holde."
Ei, wie iſt der Knabe ſchlau nicht minder,
Doch wie blieb der Mönch ein Blöd' und Blinder,
Denn ſonſt müßt' ihm's ſelbſt dies Armband ſagen,
Daß nicht Männer ſolchen Goldreif tragen!

Abends als die Sternlein aufgegangen,
Halten Knab' und Maid ſich liebumfangen,
Draußen blühn und glühn verſchwiegne Roſen,
Innen blüht's und glüht's von Kuß und Koſen,
Lachend ſegnen ſie die Liebesnoten
Ihres Witzes und den blinden Boten;

Doch die Täublein ahnen nicht im Neſte,
Wer der Schlauſte aller und der Beſte.

Einſam an dem Fenſter ſeiner Zelle
Lehnt der Mönch und blickt zur Sternenhelle,
Saugt den Würzehauch der Blumenglocken,
Hört des Sproſſers Locken und Frohlocken,
Und er denkt der Maid und denkt des Knaben:
„Was mir ſelbſt verſagt, mag's andre laben!“
Gleichwie Roſenſchein bei Sternenlichte
Spielt ihm Lächeln auf dem Angeſichte:
„Bleibt nur in dem Wahn, ihr guten Kinder,
Daß ich nichts erriet, ein Blöd' und Blinder!“

Querſack.

Müden Haupts in Staub und Sonnenbrand
Schleicht des Wegs der Bruder Terminant,
Wählt zur Mittagsraſt den Meilenſtein,
Wiſcht vom Schweiß die blanke Glatze rein.

Bettelfahrt iſt auch der Demut ſchwer,
Schwerſte Laſt ein Bettelſack, der leer!
Träumend blickt der Mönch zum Zwillichſchlauch:
„Alter, was verſchlang nicht ſchon dein Bauch!

Zogſt um Körnlein Weizens einſt nur aus
Für des Herren Leib im Gotteshaus;
Doch es fiel davon ſo reichlich ab,
Daß auch unſerm Leib es Rundung gab.

Bateſt einſt nur um ein Kännlein Wein,
Opfernd ihn zum Blut des Herrn zu weihn;
Krug und Faß auch füllt das ſüße Blut,
Färbt das Antlitz ſchön in Roſenglut.

Für das Altartuch ein Büſchlein Flachs,
Für die Kerzen nur ein Stümpfchen Wachs!
Lein doch kleidet nicht die Menſa bloß,
Aus den Waben auch viel Honig floß.

Suchteſt für die här'ne Kutte nur
Gröbſten Abfall bei der Wollenſchur;
Doch ſie maßen uns ſo reiches Maß,
Daß gar warm ſich's in der Wolle ſaß.

Für Sandalen nur den Lederſtreif!
Doch der dehnte ſich zum weiten Reif,
Wie einſt Didos Riem, der rings das Land,
Forſt und Acker, Teich und Triſt umſpannt.

Leerten einſt die Brüder dich zum Grund,
Süßes Wunder, zauberhafter Fund:
Seid' und Samt, Geſchmeid und Prachtgewand,
Stab und Ring für die Prälatenhand!

Gold und Silber, Schmelz und Edelſtein,
Burgen, Gülten, Münſter und Abtei'n,
Himmelsgnaden, Erdenherrlichkeit
Schütten ſie aus deinen Falten weit!"

Um des Mönches Haupt, wie Sonnenlicht
Leuchtend, fließt das holde Traumgeſicht,
Rüſtig nach dem Stabe greift die Hand,
Hoch erhobnen Haupts blickt er ins Land.

Um die Schultern ſeinen Sack gelegt,
Ha, wie ſtolz er jetzt den leeren trägt!
Schloß er ja den ganzen Erdball ein,
Und den Sternenhimmel obendrein!

Milder Traumgott, die geſchenkt du haſt,
Hilf ſie tragen auch, die ſchwerſte Laſt,
Daß die Bürde leicht und ſanft ihm ſei
Wie einſt jenen, deren Tag vorbei.

Bildhauer.

„Habt mich mit Speiſ' und Trank gelabt,
Gern dankt' ich's durch die Tat, Herr Abt,
Will drum zum Abſchied nicht verſchweigen,
Welch Schatz Euch unbewußt zu eigen.

Der Stein, den ich im Hof dort ſchaue,
Ein Reſt wohl noch vom Kloſterbaue,
Der Marmorblock iſt's, den ich meine;
Es ſteckt, weiß Gott, in dieſem Steine
Ein prächt'ger Chriſtus fix und fertig,
Des tücht'gen Armes nur gewärtig.
Laßt, wenn ich rückkehr, mich verdienen
Nebſt Eurem Lob ein paar Zechinen,
Und bei des Kloſterkellers Tropfen
Will ich ihn gern heraus Euch klopfen."
Ein Künſtler ſprach's im Sammetrock,
Sah ſcheidend noch zum mächt'gen Block,
Voll Lebenswärme ward die Quader,
Voll edlen Bluts die blaue Ader.

Das „Klopfen" und die „Tropfen" klangen
Im Ohr des Abts und blieben hangen.
Er denkt: Ei, die Zechinen kann
Erſparen ſchier ein kluger Mann!
Er winkt den Kellermeiſter leiſe
Und wählt dann aus der Brüder Kreiſe
Der ſtämmigſten Geſellen vier:
„Wohlauf! Ihr ſeht den Steinblock hier,
Drin ſteckt, des tücht'gen Arms gewärtig,
Ein prächt'ger Chriſtus fix und fertig;
Den ſollt ihr jetzt heraus mir klopfen,
Geſtärkt von dieſen goldnen Tropfen!"

Hei, an ein Hau'n und Hämmern ging's!
Die Stücke flogen rechts und links,
Das dröhnt und hallt wie ein Gewitter,
Dem Abbas ſprang ins Aug' ein Splitter,
Den Mönchen dampft das Haupt von Schweiß,
Vom Staub ſind ſchon die Kutten weiß,
Der Block wird kleiner, immer kleiner,
Den prächt'gen Chriſt doch ſieht noch keiner!
Nur friſch drauf los! Von ihrem Klopfen
Verſchwinden Stein und goldne Tropfen,
Zum Bröcklein ſchmilzt die Quader ein,

Kein Christus doch entstieg dem Stein!
In Splittern liegt die Marmormasse
Verstreut als Bauschutt auf der Straße;
Der Abt verwünscht die Künstlerbluse,
Er selbst ein Steinbild der Meduse.

Und als der Mann im Sammetrock
Rückkehrt und späht nach seinem Block,
Ach, er erkennt vom Lieblingssteine
Ringsum die bleichenden Gebeine,
Und edlen Zorns und Unmuts schwer
Den frommen Predigern predigt er:
„Mein Heiland, seh ich, ist erstanden,
Hat selber sich befreit aus Banden,
Dabei doch Hals und Bein gebrochen,
Und ihr zerschlugt ihm Haupt und Knochen!
Weh über euch! Doch merkt euch das:
Wes Aug' nicht klar, gleichwie durch Glas,
Sein Werk schon fertig sieht im Stein,
Der lasse nur das Bilden sein!
Wes Hand nicht, fest und zart zugleich,
Sich weiß mit wucht'gem Hammerstreich
Um geist'gen Umriß weich zu schmiegen,
Der laß den Schöpfermeißel liegen!
Zerfallen mußt' in plumper Hand
Selbst euer Christ zu Straßensand;
Statt Bildner war't zum Hohn der Lacher
Ihr leidlich gute Wegemacher.
Nur Geist zeugt Geist! Die Höh'n umkreist,
Zur Tiefe taucht der Sehergeist,
Und weckt auf kaum betretnen Bahnen
Zur schönen Tat ein träumend Ahnen;
Wer sein entbehrt, der sitz' am Raine
Und klopf im Tagwerk ihm die Steine."

Ungebetene Gäſte.

Vertrauter mit des Lebens Laſt
Und mit der Vielen Kümmerniſſen
Als mit der Wen'gen Hochgenüſſen
Iſt er im Saal ein ſtummer Gaſt.
J. N. Schmeller.

Des Feſtes Ordner ſchreitet durch den Saal
Ein kleiner Herrgott, deſſen Wort befahl:
„Verkörpert ſei der Seelen liebſter Traum,
Das ſchönſte Gotteswort: es werde Licht!“
Ein glanzvoll Firmament ward dieſer Raum,
Wie Stern an Stern flammt Kerz' an Kerze dicht;
Als Mond und Sonnen um den Glanzpreis ringen
Lichtgloben, Kandelaber, Girandolen;
Daß nicht den Lichtbewohnern fehlen Schwingen,
Umwob Muſik mit Flügeln Leib und Sohlen.

Nun trittſt du, Jungfrau, ein mit zagem Tritt,
Ins dunkle Trugmeer Welt dein erſter Schritt!
Du bebſt, und könnteſt kühn, allein vor allen,
Aufrecht und ſtolz im ſchärfſten Lichtſtrahl wallen,
Denn deines Leibs entdeckt er keine Fehle
Und findet keine Makel deiner Seele.
Und doch führſt du zum Feſt an zarter Hand
Ein wüſt Gefolg' unheimlicher Geſtalten,
Unzart ihr Leib, unfeſtlich ihr Gewand,
Die Fauſt beinah geballt, die Stirn in Falten,
Nicht kennend der Geſellſchaft Grund und Feſte,
Die Satzung, die da zähmt die Anarchie
Von Frack und Handſchuh, von Krawatt' und Weſte!
Der Dienertroß verwieſe zürnend ſie,
Doch nur mein Auge ſieht die finſtern Gäſte.

Da iſt ein Mann, Seewaſſer in den Haaren,
Ein landgeborner Triton, der gefahren
In ſeiner Glocke dunklem Totenſchrein
Zum tiefſten Meeresgrund um deinetwegen,
Dir ſchöne Perlen um den Hals zu legen;
Der hat ein Anrecht wohl, dir nah zu ſein? —
Da iſt der Bergmann, ein ergreiſter Knabe

Mit Schurzfell, Grubenlicht und Hämmerlein;
Er hat ſich ſelbſt geweiht zu frühem Grabe,
Aus grünen Talen, ſonn'ger Luft verbannt,
Daß aus der Tiefe goldnes Erz er bringe
Für dieſe blanken Spangen, dieſe Ringe,
Die neidenswert dir küſſen Arm und Hand;
Der Lampe rotes Zünglein überſchimmert
Gar ſeltſam grell den Glanz, der ringsum flimmert,
Ein Blutfleck ſcheint's, auf weißen Schleier fallend,
Ein Wehſchrei durch des Wohllauts Wogen ſchallend! —
Da iſt ein Mann, der Rieſenberge Sohn,
Ein frommer Chriſt! Er betet, huſtet, faſtet
Am Webeſtuhl, das Schiffiein nimmer raſtet,
Und darbt mit Weib und Kind ſeit Jahren ſchon,
Der Linnen feinſt Geweb' um dich zu legen,
Das dich umſchmiegt rein wie ein Vaterſegen. —
Da iſt die Blumenmaid, Jungfrau wie du,
Doch bleich und abgehärmt; kein Frühlingswind
Spielt je ums Lockenhaar dem blaſſen Kind;
Sie ſchloß ihr Tor den Frühlingswonnen zu,
Um ſelbſt dein Lenz zu ſein in Wintersruh,
Dir Blumen bindend aus bemalten Flittern,
Die farbig als Girland ums Haupt dir zittern,
Wenn ſtarr die Erde, todeskalt die Luft;
Dem Kranz doch fehlt die Blumenſeele: Duft!
Mahnt er dich nicht an jene, die ihn wand? —
Da iſt das fremde Weib mit kranken Buben,
Ein Feigenblatt von Woll' ihr Feſtgewand,
Man hieße frech es, wär' es nicht ſo elend!
Sie leben wühlend in Braſiliens Gruben,
Den Demant dir — und ſich das Fieber wählend. —
Da iſt ein Knabe, vorgereift dem Alter,
Geſandt zum Seelentod in Laſterſchulen,
Zur großen Werkſtatt mit den Seidenſpulen,
Ein Bändchen dir zu wirken, bunt wie Falter;
Er ſelbſt ein Seidenwürmlein, — ſterben muß es,
Bevor zum Flug entfaltet ſeine Schwingen!
Leichtſinnig flattern deines Bandes Schlingen;

Vergaß es ganz das Säuseln seines Grußes? —
Da ist ein Seemann, braun vom Sonnenbade,
Mit roter Schärp' und blankem Lederhut;
Er fuhr durch Sturmwindsbrausen, Tropenglut,
Damit ein Schal von Hindostans Gestade
Dir weich und warm mag um die Schultern fallen,
Daß bei der Heimfahrt nicht der Nachtluft Wallen
Den tanzerhitzten Lebensgeistern schade. —

Daß du ein Stündchen kannst im Reigen schweben,
O Jungfrau unschuldvoll und seelenrein,
Entweiht, geknickt, zerstört so viele Leben!
Um deine Lichtgestalt die finstern Reihn,
Du siehst sie nicht, ich schaue sie allein
Und frage nicht die schwarzen Schatten weiter.
Der dunkleren Gestalten Festbegleiter.

Mumie.

Frühlingslüfte, weiche, milde,
Streichen um Ägyptens Lande,
Hauchen in das Saatgefilde,
Fächeln über starrem Sande;
Was da wallt, soll frischer wallen,
Was da lebt, soll doppelt leben,
Doch was tot ist, soll zerfallen,
Sich verjüngt einst zu erheben.

Frühlingslüfte wollen haschen
Flücht'ge Keime halberstorben,
Selbst des Grabs zerstreute Aschen
Unverloren, unverdorben;
Jedes finde seine Stätte
In des Niltals reichen Schollen,
Wo Gestad' und Strom zur Wette
Volle Segenswogen rollen.

Und sie wehn unaufgehalten
Um die alten Nekropolen,

Durch der Pyramide Spalten
Schlüpfen ſie hinein verſtohlen,
Durch der Gänge Schlangengleiſe
Bis zum Zellengrab zu ſchleichen,
Rütteln an den Särgen leiſe,
Flüſtern in das Ohr der Leichen.

Und die Königsmumie drinnen,
Prunkverſteint und unverwittert,
Fühlt den Hauch zum Herzen rinnen,
Daß ein Zucken ſie durchzittert;
Möcht' entraffen ſich den Grüften,
Nicht zu leben, nicht zu wallen,
Nein, hinaus nur, an den Lüften
Zu verwehn und zu zerfallen:

„Frühling, Frühling! Auch den Toten
Stillerſehnt und ſüßwillkommen!
Sendeſt uns auch deine Boten
In die Haft, die uns beklommen;
Ja, ſchon fühl' ich deine Quellen
Leis in meinen Adern rinnen,
Mein Verlebtes fortzuſchwellen,
Mir ein neu Gewand zu ſpinnen.

Weh, vergiftet meine Säfte,
Daß daran der Frühling machtlos;
Und betäubt die tiefſten Kräfte,
Selbſt des Auferſtehens achtlos!
Mit den Harzen und Balſamen
Eingeträuft in meine Adern,
Starb des Lebens letzter Samen,
Ward ich ſtumpf wie dieſe Quadern!

Sklaven, die mit feigem Bangen
Meinem Augenwink gezittert,
Halten mich im Schlaf gefangen,
Angefeſſelt und umgittert;
An die eherne Erſtarrung
Haben ſie mich feſtgekettet,

Zu lebendiger Verstarrung
In den Zedernschrein gebettet!

Der mich zu vergöttern glaubte,
Knechtsinn, hat mich hingerichtet,
Mir, da er mein Welken raubte,
Lenzjahrtausende vernichtet.
Larve, laß hinaus den Falter!
O zerschmettert diese Hallen!
Tilgt mein unehrwürdig Alter!
Laßt verwehn mich und zerfallen!

Bald an deinem Borne tränken
Meine Fasern sich zu Halmen,
Und mein Herz wird sich versenken
In das Mark der sonn'gen Palmen;
Mein verdunkelt Aug', entsiegelt,
Labt sich bald an Licht und Ruhme
Wenn im heil'gen Nil sich's spiegelt,
Eine fromme Lotosblume.

Meine weichen Locken wallen
Bald in säuselnden Mimosen,
Tropfen meines Blutes fallen
In der Tulpen Kelch und Rosen.
Und was Staub soll werden, fliege
Durch die Lande mit dem Winde,
Bis es einst befruchtend liege
Und den Heimatboden finde.

Frühling, Frühling! Deinem Winken!
Folgt mein süßgeheimstes Beben;
Aber weh, ich kann nicht sinken,
Kann empor zu dir nicht schweben.
Wehe, starr und festgebunden,
Gurt' an Gurte, Bind' an Binde,
Arm und Bein und Brust umwunden
Hilflos gleich dem Windelkinde!"

Und die Pyramid' erzittert
Tief zum Grund von ſolchem Hader,
Wie die Zeder, wenn's gewittert.
Oben löſt ſich eine Quader,
Kollert an den Steingerüſten,
Springt und prallt in Sand und Dorne,
Staub erregend, der den Wüſten
Sage von des Toten Zorne.

Ein Baum.

Im Tuileriengarten
Blüht ein Kaſtanienbaum;
Die Brüder aller Arten
Umfängt noch Wintertraum.

Eh' ihre Knoſpen ſprangen,
Rauſcht ſeine Blätterkron';
Eh' ſie mit Laub behangen,
Prangt er in Blüten ſchon.

So trägt der Auserkorne
Das Lenzpanier voran,
Daß er zur Folge ſporne
Den grünen Heeresbann.

Ich lehnt' einſt an dem Baume,
Der mir zu Herzen ſprach,
Und ſann im Schattenraume
Dem Blütenrätſel nach.

Mich wollt's der Geiſter mahnen,
Die ſchon zum Licht erwacht,
Als auf der Menſchheit Bahnen
Noch lag des Wahnes Nacht;

Ich dachte der Erkornen,
In denen längſt geblüht
Was jetzt uns Spätgebornen
Nachlenzet im Gemüt. —

Da ſchritt mit ſeinem Sohne
Des Wegs ein Edelmann,
Sah ſtill zur Wipfelkrone,
Und ſprach zum Jungen dann:

„Hut ab! Ein Denkmal ragen
Siehſt du der Schreckensnacht,
Da Meuter hier erſchlagen
Die treu'ſte Königswacht.

Weil von ſo edlen Leichen
Gedüngt der heil'ge Baum,
Muß er vor ſeinesgleichen
Der erſte blühn im Raum."

Ihm folgten Wandrerſcharen
In Bluſenhemden nach;
Ein Werkmann hoch in Jahren
Zu den Genoſſen ſprach:

„Hier haben ſie verblutet
Mit Schergen im Gefecht,
Die Männer freigemutet,
Für ihres Volkes Recht.

Von ſolchem Tau begoſſen
Wird fruchtbar jeder Grund,
Drum muß der Baum auch ſproſſen,
Der erſte weit im Rund." —

Ich horchte ihren Reden
Und ſah das Widerſpiel,
Als in die alten Fehden
Die junge Blüte fiel.

Sie wähnen jede Ader
Des Baumes übervoll
Getränkt mit ihrem Hader,
Mit ihrem Zwiſt und Groll;

Doch er, — o mildes Tauſchen! —
Er läßt ihr zürnend Weh
Im Blätterkranz verrauſchen,
Verwehn im Blütenſchnee.

Verrauſche und verwehe
So unſer Leid und Streit!
Den Blütenkranz nur ſehe
Davon die Enkelzeit.

Anmerkungen.

Aus Helgoland. Zu Sonett VII u. IX. S. 69. u. 70.

„Ilep Fallem" oder, wie die Fremden meiſt ſagen, „am Falm", die ſchönſte Straße des Oberlandes, die Bellevue Helgolands. Sie führt einige hundert Schritte längs der Oſtſeite der Inſel hin und iſt nach der Tiefe zu mit einer Bruſtwehr verſehen, über welche man die prachtvollſte Ausſicht auf den Norder- und Süder-Hafen, auf das Meer und die Düne hat. Tief unten liegen die Häuſer und Buden des Vorlandes; am Strande lagern zahlreiche Fiſcherboote; zwiſchen den roten Ziegeldächern ſtrecken ein paar grüne Baumgipfel ihre verlangenden Zweige empor ... Wendet man den Blick zurück, ſo erheben ſich rechts die Häuſer des Oberlandes, zum Teil mehrere Stockwerke hoch, mit Altanen und Flachdächern verſehen, zum Teil niedrig, mit grünen Läden und Simſen geziert, teils dicht am Wege, teils hinter Gärtchen voll Blumen und Strauchwerk ſich zurückziehend. (F. Oetker, Helgoland. Berlin 1855.) Sowohl für die nach Erwerb ausſpähenden Helgoländer, wie für die zum Vergnügen promenierenden Badegäſte bleibt der Ausſichtspunkt „am Fall'm" der beſuchteſte Sammelplatz.

An Nikolaus Lenau. Zu Sonett VII, S. 78: „Des ehrnen Kaiſerbilds will mich's gemahnen" uſw.

In den Wiener Märztagen des Jahres 1848 hatten begeiſterte Verehrer Kaiſer Joſefs II. die Reiterſtatue dieſes unvergeßlichen Monarchen mit einem Kranze geſchmückt und ihr eine Fahne mit der Aufſchrift „Preßfreiheit" in die Hand gegeben.

Nachruf an Preſchérn. S. 99.

Dr. Franz Preſchérn (geb. 30. Dez. 1800 zu Verba in Oberkrain, als Advokat in Krainburg geſt. 8. Febr. 1849) der hervor-

ragendſte ſloweniſche Dichter der Neuzeit, ein vieljähriger Freund und einſtiger Lehrer des Verfaſſers. Die geſammelten Dichtungen des Verewigten (Poezije uſw. Laibach, 1847) ſind, abgeſehen von ihrem poetiſchen Werte, insbeſondere für die Ausbildung und Bereicherung der Schriftſprache ſeines Volksſtammes von großer und bleibender Bedeutung.

Dem neuen Burgherrn von Rabenſtein. S. 166.

Rudolf Freiherr v. Mandell, welcher die höchſt intereſſante und maleriſch gelegene, aber durch Verwahrloſung faſt zur Ruine gewordene Burg Rabenſtein in Steiermark käuflich erworben hatte, vornehmlich zu dem Zwecke, dem weiteren Verfalle derſelben Einhalt zu tun.

Sturmſegen. S. 173.

„Der lange Jammer" iſt die volkstümliche Benennung des Armenhauſes auf Helgoland.

Inhalt.

Die vom Herausgeber den einzelnen Gedichten in Klammern beigefügten Jahreszahlen deuten an, wann diese Gedichte zum Drucke übergeben worden sind. Die nicht in Klammern befindlichen Jahreszahlen rühren vom Dichter her.

In der Veranda.

Seite

Widmungsgedicht (1876) 5

Lied und Leben.

Seite

Läuterung (1857) 8
Im Schlitten. I. II. . . . 9
Herbst. I. II. 14
Begegnung 15
Kopf und Herz 17
Magie 18
Dahin! 19
Verloren 19
Weiße Rose 20
Knospen (1868) 21

Zeitklänge.

Ein Rätsel vom Zaren 1842. 23
Eine Jahresfeier 1844 . . 26
Drei Walhalla-Nichtgenossen 1846. 28
Die Vorigen, — weniger einen 1849 32
Eine Hexengeschichte 1847 . 35
Vorboten. I. II. III. 1848 . 38
Frühlingsgruß 1848 . . . 44
Dem Erzherzog-Reichsverweser 1848. 45
Deutsche Kaiserkrone 1848 1849. 48
Bei Radetzkys Bestattung 1859 49
Festgruß zum Schützentag in Wien 1868 53
Nach dem Schützenfeste 1868. 56
Prolog zu der Schiller-Denkmal-Akademie 1869 . . 58
An Franz Grillparzer 1871 . 60
Der Lesehalle deutscher Studenten in Prag 1873 . . 64

Sonette.

Aus Helgoland. Erster Zyklus I.—XV. (1850) . . . 66
Aus Helgoland. Zweiter Zyklus I.—III. (1854). . . . 74
An Nikolaus Lenau. 1845. I.—III. 75
An Nikolaus Lenau. Winnental. IV.—VI. 1845 . . 77
An Nikolaus Lenau. Döbling. 1848. 1849. VII.—IX. . 78
An Nik. Lenau. 1850. X. XI. 80
An Nikolaus Lenau. Helgoland XII. 1850 81
Philomele 1848 (1857) . . 81
„Poesie der Zukunft." 1850 (1857) 82

	Seite
Moderne Panacee 1855	82
Der erste Zeichner. I. II.	83
Wellenklänge. Wildbach (1847)	84
„ Waldsee	84
„ Strom	85
Wellenklänge. Meer	86
Erhörung	86
Einem Hochtory	86
Römischer Wegweiser	87
Im Reichsrate. I. II. 1866	87

Sprüche und Spruchartiges.

	Seite
Einsam	89
Dunkle Stunden	89
Dualismus	89
Auch ein Verein	90
Schweigen	90
Einem Pädagogen	91
Cuique suum!	91
Einem Autographensammler	91
Einem andern	92
Sprüche	92

Aus Krain.

	Seite
Nachruf an Prešéren 1849	99
In Veldes. 1. Ausblick (1874)	101
„ 2. Liebfrauenkirche	103
In Veldes. 3. Glockenruf	104
„ 4. Seebild (1876)	107
Unheimliche Gäste (1877)	109

Prinz Eugenius.

	Seite
Herr Abbé (1862)	111
Zenta	114
In Wien	118
Malplakett (1862)	120
Belvedere	125
Ein Adler	128

Der Tambour von Ulm.

	Seite
I. Novara 1849	130
Solferino 1859	134
„Magna charta!“ 1861	137
II. „Auferstehn!“ 1866	140

Bilder und Gestalten.

	Seite
Ein Feenmärchen (1847)	142
Die Rebe	145
Jagello (1854)	147
Gute Lehren	151
Eine Begegnung (1845)	152
Das rechte Wort	154
Offizium Rakozianum	156
Fels im Strom	158
Gneisenau in Erfurt I.–III. (1867)	161
„So einer“ (1872)	164
Dem neuen Burgherrn von Rabenstein (1846)	166
Ein Dichterhaus (1861)	170
„Zur schönen Wirtin“	172
Sturmfegen	174
Ein Liebesbote (1866)	176
Quersack	177
Bildhauer (1866)	178
Ungebetene Gäste	181
Mumie	183
Ein Baum (1873)	186
Anmerkungen	189

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anaſtaſius Grüns

ſämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schloſſar.

Mit 6 Bildniſſen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der erſten Ausgaben und einem Briefe als Handſchriftprobe.

Vierter Band.

Inhalt: Jugendgedichte. — Gedichte früherer und ſpäterer Zeit. — Ungedruckte Gedichte.

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.

Jugendgedichte.

Einleitung des Herausgebers.

In dem vorliegenden Bande wurden vom Herausgeber alle Gedichte Anastasius Grüns zusammengestellt, welche der Dichter nicht in die zwei Sammlungen „Gedichte“ und „In der Veranda“ aufgenommen hat, sei es, weil er eine strenge Sichtung vornahm, sei es, weil das eine oder das andere Stück ihm selbst in Vergessenheit geraten war. Letzteres ist ja leicht anzunehmen, da in den verschiedensten Almanachen, Dichter-Albums, Zeitschriften und poetischen Sammelwerken sich Gedichte von Anastasius Grün vorfinden, deren manches er übersehen haben kann. Selbstverständlich sind die hier gebotenen Dichtungen auch nicht in den von L. A. Frankl herausgegebenen „Gesammelten Werken“ (Berlin, Grote, 1877. 5 Bände) enthalten, überhaupt viele nie zum zweiten Male gedruckt worden.

Nicht alle der Gedichte dieses Bandes beanspruchen hohen poetischen wohl aber besonderen literarhistorischen Wert. Die ältesten Stücke weisen uns die ersten dichterischen Veröffentlichungen des kaum Zwanzigjährigen, welche sich in verschollenen, heute schon sehr seltenen und schwer zu erlangenden Zeitschriften, Almanachen und Taschenbüchern vorfinden.

Vor allem sind aus der ersten lyrischen Sammlung Grüns: „Blätter der Liebe“ (Stuttgart, Gebrüder Franckh, 1829), die an sich schon zu den literarischen Seltenheiten zählt, alle Jugendpoesien aufgenommen, welche der Dichter später verworfen hat. Ein Gedicht davon „Durch der Seele Tiefen klingend“ ist zwar in der nachher veranstalteten Ausgabe der „Gedichte“ (Bd. II, S. 101 vorliegender Ausgabe) enthalten, jedoch mit so wesentlichen Änderungen und Kürzungen, daß der erste ursprüngliche Text zum beachtenswerten Vergleiche dienen kann, wie streng der Dichter in seiner Umarbeitung vorging. Ähnlich verhält es sich mit dem aus den „Blättern der Liebe“ hier wiederabgedruckten Gedichte „Trennung“ (S. 15). Dasselbe ist (S. 32) in der ältesten Fassung nochmals abgedruckt, da diese

erste Fassung viel umfangreicher erscheint und zugleich das erste Gedicht bietet, welches überhaupt unter dem Namen „Ant. Alex. Auersperg“ vom Dichter und zwar in Nr. 66 des Jahrganges 1825 der Wiener „Allgemeinen Theater-Zeitung“ veröffentlicht wurde. Zwei noch früher unter dem Pseudonym „Ant. Alex. Bergenau“ in demselben Jahrgange der Theater-Zeitung befindliche Gedichte Auerspergs erscheinen in der Einleitung im ersten Bande vorliegender Ausgabe vollständig wiedergegeben, da sie die bezeichnende schüchtern gebotene, überhaupt erste Veröffentlichung des Dichters bilden.

Die übrigen Stücke der Gruppe „Gedichte früherer und späterer Zeit“ vorliegenden Bandes sind dem Taschenbuche „Philomele“, hgg. v. F. Gräffer, 2. Jahrgang, Brünn 1826 („Der Jüngling im Walde“, „Darius und Alexander“), Gräffers Taschenbuche „Aurora“ für 1826, 3. Jahrgang („Der Genius“), dem Jahrgange 1826 der schon erwähnten „Theater-Zeitung“, Hormayrs „Taschenbuche für vaterländische Geschichte“ für 1827 und 1828, Hormayrs „Archiv für Geschichte“ (Wien) Jahrgänge 1826 und 1827 — letzterer Jahrgang enthält namentlich das Gedicht „Illyrien“ —, ferner dem in Dresden erschienenen „Merkur“, hgg. v. F. Philippi, Jahrgänge 1826 bis 1828, entnommen. Verschiedene dieser Gedichte hat P. v. Radics in seinem Buche: „Anastasius Grün, Verschollenes und Vergilbtes“ (Leipzig 1879) zum zweiten Abdruck gebracht, wie auch einige der späteren Stücke. Auch das Buch von Radics ist aber aus dem Buchhandel verschwunden. Das Gedicht „Ein Märchen in Franzensbad“ findet sich zuerst gedruckt in dem Taschenbuche „Thalia“ für 1848 hgg. v. J. N. Vogl. „König Rudolf von Böhmen“ ist meines Wissens nur in dem Buche O. F. Gruppes, „Sagen und Geschichten des deutschen Volkes im Munde seiner Dichter“ (Berlin 1854), das Glückwunschgedicht „An Otto Prechtler“ in „Erinnerungsblätter an das Dichter-Jubiläum Otto Prechtlers“ (Linz 1873) abgedruckt. Die zwei prächtigen epischen Stücke „Auf dem Turme zu Cremona“ und „Im Herzogsschlosse“ finden sich in dem „Deutschen Künstler-Album“ (Düsseldorf) Bd. VIII, 1875 und Bd. X, 1877. Sie bilden wohl Bruchstücke jener großen epischen Dichtung, welche Anast. Grün über den Herzog Friedrich mit der leeren Tasche abzufassen beabsichtigte und deren Nichtvollendung nach diesen schönen Bruchstücken doppelt zu beklagen ist. Besondere Beachtung dürften auch die „Xenien aus dem Herrenhause“ beanspruchen, welche ihrer scharfen Ausdrucksweise

wegen der feinfühlende Dichter wohl bei Lebzeiten überhaupt nicht zu veröffentlichen gedachte, die aber L. A. Frankl aus dessen Nachlasse als bezeichnende Stücke von Grüns, des Dichters und Staatsmannes epigrammatischer Dichtung in der „Neuen freien Presse“ (Wien 1886) veröffentlichte. Sie dürfen natürlich in einer Gesamtausgabe nicht fehlen.

Ebensowenig fehlen durften die „Poetischen Übertragungen“. Zunächst die Übersetzung jener Dichtung „Die Erscheinung“ von der Italienerin Teresa Albarelli Bordoni, welche der noch nicht 20 Jahre alte Auersperg mit seinem vollen Namen in der vortrefflichen „Wiener Zeitschrift“ 1826 (Nr. 133) veröffentlichte. Das Krainer Volkslied „vom Entsatze Wiens“, ist im 28. Jahrgange von Hormayrs früher erwähnten Taschenbuche (s. 1839) und die „Serbischen Volkslieder“, unter dem Titel „Serbische Heldensagen“ sind im 29. Jahrgange desselben Taschenbuches (s. 1840) enthalten. P. v. Radics hat mit einer Einleitung versehen letztere unter dem Titel „Serbenlieder von Anastasius Grün“ neu herausgegeben (Leipzig 1879). Auch diese letzte Veröffentlichung ist aber längst nicht mehr im Buchhandel erfindlich.

An „Ungedruckten Gedichten“ hat sich in Anastasius Grüns Nachlasse bisher nicht viel vorgefunden. Vielleicht wenn einmal das Schloßarchiv in Thurn am Hart zugänglich erscheint, könnte noch das eine oder das andere vom Dichter ans Tageslicht treten. Jedenfalls würde es sich aber auch dann nur um wenig bedeutende Stücke handeln, da ja kurz vor seinem Tode in der Sammlung „In der Veranda“ Grün alles zusamengestellt hat, was ihm von lyrischen und epischen Gedichten noch der Veröffentlichung in einer Sammlung wert erschien. Vielleicht daß so manches aus der frühen Jugendzeit nicht zum Druck gekommen ist, jedenfalls wenig und nur für den Literarhistoriker Beachtenswertes, welcher dem Entwicklungsgange des Poeten von den ersten Spuren an folgt. In der hier gebotenen Gruppe des „Ungedruckten“, finden sich zumeist kleinere Gelegenheitsgedichte, unter denen der Verehrer des Dichters mit Rührung auch die Glückwunschverse für den von Auersperg so geliebten einzigen Sohn Theodor zum Namensfeste der Mutter verfaßt findet. Eine treue Dienerin des Hauses, welche der Familie Auersperg-Grüns überaus ergeben war und heute noch mit Liebe deren Angedenken hegt, Frau Marie Zerlak, hat diese Stücke pietät-

voll aufbewahrt und dem Herausgeber zur Verfügung gestellt. Auch der Spruch S. 95 dieses Bandes: „In einem Band seiner Gedichte“ ist für die genannte Frau abgefaßt, welche bis zu des Dichters Ende jahrelang in dessen Diensten stand und zur Zeit seines Hinscheidens noch im Hause war. Von den übrigen Gedichten dieser Gruppe sind: „Tränen“, die erste Fassung des Gedichtes „Mannestränen“ einem glücklichen Funde des Herrn Barons Otto v. Apfaltrern zu verdanken, das Gedicht „Mit einer Uhr“ findet sich in der reichen Handschriftensammlung der Stadt Wien, die Stücke „an die Baronin Stieglitz“ und die Fächersinnsprüche S. 95 und 96 wurden dem Herausgeber von der Nichte des Dichters Frau Irma v. Premerstein geb. Baronin v. Schweiger-Lerchenfeld freundlichst übergeben. Zu letzteren zwei Sinnsprüchen sei bemerkt, daß dieselben von Anast. Grün zwar „In der Veranda“ einverleibt wurden, aber mit kleinen Änderungen und ohne Andeutung des eigentlichen Zweckes ihrer Abfassung, welcher ja auch von einem gewissen Interesse erscheint. Durch meinen verehrten Freund Prof. Erich Schmidt, welcher mit seinem damals noch lebenden Vater zu einer Zeit in Graz weilte, als Graf Auersperg-Grün dort regelmäßig seinen Aufenthalt im Winter und oft darüber hinaus genommen, sind mir die in ein Exemplar der Gedichte eingeschriebenen Verse S. 96 gütigst überlassen worden. Die letzten Stücke endlich hat mir der begeisterte Verehrer seines Verwandten und des großen Dichters dessen Großneffe Guido Graf Auersperg übergeben, leider läßt sich das Entstehungsjahr der „Lebensregeln“ und der „Frage“ nicht ermitteln, doch dürfte es bezüglich beider in eine frühere Lebenszeit des Dichters fallen.

Alle Verehrer Anastasius Grüns werden mit mir, als Herausgeber, den erwähnten Persönlichkeiten, welche für die Gruppe des „Ungedruckten“ hier beigetragen haben, zu großem Danke verpflichtet sein.

Aus: Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.

Widmung.

An meine Mutter.

Rasch springt der Seemann aus des Schiffes Mitte,
Das ihn zur Heimat trug vom Inderlande,
Kniet freudetränend erst am Heimatstrande,
Dann eilt er schnell zu seiner Mutter Hütte.
Ein Blumenstrauß allein, im Ost gezogen,
Aus fernem glühndem Boden aufgekeimet,
Vom fernen, blauern Himmel mild umsäumet,
Getränket von des Ganges lichtern Wogen,
Blieb als Erinnrung ihm an schönre Auen;
Doch den selbst legt er ihr zu Füßen nieder. —
Bald scheidet er, bald auf dem Meere wieder
Treibt er durch Sturm und Nacht und Wettergrauen.
Doch oft vorm Strauß sieht man die Mutter stehen,
Ihn sorgsam pflegend, wähnt sie jene Auen
Mit seltnen Blüten vollgeschmückt zu schauen,
Und sieht den Sohn fern durch die Blumen gehen. —

Nach einem Eiland trieb's mich immer wieder,
Wo ich einst Blumen pflückt' im Jugendtriebe,
Und jenes Land heißt sonst das Land der Liebe,
Und meine Blumen nennt bei uns man Lieder.
Zwar jenes Eiland seh' ich nimmer wieder,
Wo ich so sanft auf üppig Grün gebettet;
Doch jenen Strauß hab' ich im Sturm gerettet,
Vor dir, o Mutter, leg' ich jetzt ihn nieder.
Die Blumen sind entblühet schönrem Boden:

Der Teuren Angesicht als Morgenröte,
Umglühte einstens ihre stillen Beete,
Sanft als Zephir umhauchte sie ihr Odem;
Und auf die Blumen glänzten ihre Augen,
Und jene blickten sehnend stets zu ihnen,
Des Tags: weil sie ein blauer Himmel schienen,
Des Nachts: weil Sterne, draus sie Glanz entsaugen.
Wie Sonnenfäden in des Äthers Auen,
So hielt ihr Haar die Blumen goldumschlungen,
Rings hüpft' der Küsse Schar als Gärtnerjungen,
Auch fehlten Tränen nicht, sie zu betauen.
Was Wunder, daß bei solcher Pfleg' und Erden
So schnell gesproßt, geknospt, geblüht die Keime? —
Du füllst mit Blumen gern der Fenster Räume,
So mög' auch meinem Strauß ein Ruhplatz werden;
Dann, wenn sich Winterstürme draußen ballen,
Wird er im Haus ein Stückchen Lenz dir zeigen,
Empor wird dir das schöne Eiland steigen,
Des Haine ich einst liebte zu durchwallen.
Doch auch im Meeressturm wirst du mich sehen
Mein Aug' vertrauend, dankend aufwärts wenden,
Das deutungsvolle Sträußchen fest in Händen,
Auf meines Schiffs zerschellten Trümmern stehen.

Blätter der Liebe.

Liebe will so gerne sprechen,
Doch auch schweigen will sie gerne,
Drum durch Bilder, Blumen, Sterne
Muß sie — schweigend — sprechen.

An die Wasserscheuen.

— — Und nennt ihr Wasser meine Liebesreime,
Wohlan, gestrenge Herrn, ich leugn' es nicht;
So sind sie doch der Bach, des Spiegelbusen
Ein wunderliebes Mädchen widerstrahlt;

So ſind ſie auch das Meer, aus deſſen Schoße
Sie, meine Sonn', emporglüht und zu dem
Sie flammend niedertaucht, mit goldnem Feuer
Den ewigregen Buſen ihm durchſtrömend;
So ſind ſie dann der Regen auch, durch den
Millionenſtrahlig dieſe Sonne bricht,
Da bildet ſich wohl auch ein Regenbogen,
Und der bedeutet ja: — Verſöhnung, Friede.

Erſte Liebe.

Lenz, Lied und Liebe ſind Geſchwiſter
An ſeltner Treue reich;
Zugleich ſind ſie geboren worden
Und ſterben auch zugleich.

Glück oder Unglück?

Sinnend ſaß ich einſt im Stübchen,
Kam zu mir ein lieber Freund,
Freude glänzt auf ſeinen Wangen,
Doch das Auge hat geweint.

„Sprich, o Freund, kennſt du die Liebe,
Kennſt du ihre Gluten nicht?
Iſt ihr Strahl des Unglücks Fackel,
Oder ſegnend Friedenslicht? —"

Doch ich wußt' ihm's nicht zu ſagen,
Ob ſie Unglück oder Glück?
Glück! rief ſeiner Wangen Lächeln,
Unglück! rief ſein Tränenblick.

Und als Tag und Monde ſchwanden,
Glomm auch mein Herz hell und loh;
„Liebe iſt's!" rief's mir im Buſen,
„Nur die Liebe zündet ſo!"

Und ihr meint, käm' er jetzt wieder,
Könnt' ich ihm's enträtſeln auch:

Ob die Liebe Segensodem,
Oder ob Vernichtungshauch?

Traun! noch könnt' ich's ihm nicht künden,
Ob sie Unglück oder Glück?
Glück! sagt meiner Wange Lächeln,
Unglück sagt mein Tränenblick.

Ihr Name.

Ich grub in Gold, ich schnitt in manchen Stein,
In manche Rinde deinen Namen ein,
Und daß er sei geborgen für und für,
Schnitt ich wohl tief, gar tief ins Herz ihn mir.

Die rauhe Rinde tät nicht widerstehn,
Und Gold und Stein die ließen's gern geschehn,
Jedoch als ich ihn einschnitt in das Herz,
Da gab es — Wunden, — Blut und — Schmerz.

Unterschied.

Horch, Liebchen! wo die Zweige wallen
Des Tränenbaums auf jenes Grab,
Dort ruft ein Chor von Nachtigallen
Sein schönstes Liedchen uns herab.
Sieh, Liebchen! wie aus Felsentrümmern
Des Bächleins Fluten tönend schimmern,
Und Blumen, erst emporgeblüht,
Die Welle kosend übersprüht.

Horch! froh auf Sangesflügeln irren
Die Weste durch den blauen Raum,
Horch, Liebchen! Liebesseufzer girren
Aus jenem blitzgespaltnen Baum,
In seinem Schoß zwei weiße Täubchen!
Der Tauber herzt das zarte Weibchen,
Es scheint, als ob sie wechselweis
Sich stritten um der Liebe Preis.

Sieh! unſre Luſt weckt Luſt in allen;
Doch wenn du ſcheidend von mir gehſt,
Verſtummen bang die Nachtigallen,
Es ſchweigen Tauben, Quell und Weſt.
Die Weide nur mit ihren Zweigen,
Die ſeh' ich übers Grab ſich neigen,
Rings Felſentrümmer, Wogenſchaum,
Und dort den blitzgeſpaltnen Baum.

Fern und Nahe.

Weſte ſäuſeln deinen Namen,
Roſen zeigen mir dein Bild,
Und die Quelle, ſüß und mild,
Spiegelt es im Blütenrahmen.

Und in deinen Namen ſchlingen
Perlen ſich im Wieſengrün;
In den Sternen leſ' ich ihn
Hör' ihn, wenn die Wellen klingen.

Alſo bin ich dir auch ferne,
Bleibſt du doch mir ewig nah; —
Doch warum, wenn ich dir nah,
Bleibſt du mir, ach! ewig ferne?

Eins und zwei.

Warum, o Mutter, o Natur,
Gabſt deinem Sohn, dem Menſchen nur
Ein Herz du, um in ſüßen Trieben
Geliebt zu werden und zu lieben,
Und einen Mund nur, um zu küſſen,
Und Wonn' und Seligkeit zu ſaugen;
Jedoch zum Weinen, ach! — zwei Augen? —

Welt und Geliebte.

O Welt, du triebst hinweg von grünen Borden
Und trugst mein Lebensschiff in Sturm und Riffe:
Doch klagst voll Reu' ob dem zerschellten Schiffe:
„O wär' ein besser Schicksal ihm geworden!"

Und so hast, o Geliebte, statt zu lieben,
Den Todeskeim du in mein Herz getragen;
An meinem Sarge doch wirst du einst sagen:
„O würd' ein milderes Geschick ihm drüben!"

Dem welschen Räuber gleicht ihr, der in Schlüften
Des Wandrers harrt mit raubbegier'gen Blicken,
Rasch ihm den Meucheldolch bohrt in den Rücken,
Und dann ihn einscharrt fern in Bergesklüften;

Doch gläubig ihm des Kreuzes heilig Zeichen
Aufs Grab zu pflanzen, mag er nicht vergessen;
Da kniet er, betend für die Seele dessen,
Den er gefällt mit seines Dolches Streichen.

Böser Streich.

Beim Teeverein jüngst sang man ohne Ende,
Wie jeden Mund sah offen man auch meinen;
Fernstehnden mußt's, als säng ich mit, erscheinen,
Doch wer mir nahe stand, sah, daß ich — gähnte.

Mein Liebchen sah ich still inmitten stehen,
Da stimmte mein Gefühl mich ganz poetisch,
Und ließ ein blühend Gartenbeet — im Teetisch,
Gießkannen mich in den — Teekannen sehen.

Geschmückte Fraun sah ich als — Rosen sprießen,
Herrn mit Perücken als — Kohlköpfe grünen,
Doch sorgsam sah als Gärtner ich nach ihnen,
Und hob die Kannen, um sie zu begießen.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Da brüllten laut die Herrn: O Narr, o Tollkopf! —
O, grober Schmeichler! riefen bös die Frauen. —
Doch, in die Hände klatschend, war zu schauen
Gott Amor, schwebend über Ros' und Kohlkopf.

Das frohe Lied.

Ein Mann liegt auf des Schlachtfelds rotem Bette,
Vom Haupt strömt Blut und löscht der Augen Licht,
Nichts beut die Welt mehr, das den Armen rette,
Sieh! und doch — lacht sein bleiches Angesicht!
Er lacht vor Qual! O herbster aller Schmerzen!
Du ahnst die Pein, du fühlst sie mit im Herzen;
Du wolltest helfen, Mädchen — kannst es nicht!

Ein Sänger zieht durchs Land; es tönet wieder
In Au'n und Herzen froh sein Lustgedicht!
O glaube nicht dem heitern Klang der Lieder,
Denn seines Herzens wahrer Klang ist's nicht;
Ein Lachen ist's, das ihm der Schmerz entrungen!
Die Qualen ahnend ist dein Herz durchdrungen,
Du könntest helfen — doch du willst es nicht.

Die Mode.

Bei den Dichtern sind nun Mode,
Tränen, Seufzer, Todespein;
Und auch wider Willen riß es
In dies Jammern mich hinein.

Aber würd' es einmal Mode,
Recht von Herzen sich zu freun,
Fänd' ich auch, mit bestem Willen,
Leider mich doch nie hinein.

Der Verlobten.

Wenn deine Hochzeit nahet,
Leg' ich ins Grab mich hinein;
Dann fließt doch keine Träne
In euren Freudenwein.

Dann lacht dir keiner ins Antlitz,
Wenn Treue du verſprichſt;
Brauchſt dich nicht zu verſtecken,
Wenn du den Brautkranz flichtſt.

Und haſt du zu wenig Blumen,
Um ſie durch den Kranz zu ziehn;
Geh nur zu meinem Grabe,
Da werden wohl einige blühn.

Die Haarlocke.

Kleinod, das als goldnes Wölkchen
Einſt an meinem Himmel ſtand,
Einſt ein Ring der Kron', mit welcher
Schönheit ihr das Haupt umwand;
Deuchſt mir nun ein welkes Blättlein,
Im verfloßnen Lenz gepflückt,
Das in bangen Winterſtunden
Mir den Lenz vors Auge rückt.

Alſo wird ein Pilgerleben,
Was uns längſt die Zeit entrafft,
Neu im Kleinen uns gegeben,
Feſſelnd mit verjüngter Kraft;
So ein Blatt nur von dem Baume,
Der einſt Liebende umwallt,
So ein Bild nur aus dem Traume,
Welcher der Geliebten galt!

Das Vermächtnis.

Hör' des Sterbenden Vermächtnis,
Höre meinen letzten Laut:

Dieſe Blume, welk und farblos,
Sei als Gabe dir vertraut.

Wie ſie teuer, wie ſie koſtbar,
Dir iſt es ja ganz bewußt:
An dem Tag', als mein du wurdeſt,
Raubt' ich ſie von deiner Bruſt.

Liebchen, laß an deinem Buſen,
Laß die welke Blume ruhn,
Einſt der Liebe traute Gabe,
Doch des Schmerzens Gabe nun.

Dann wirſt du's im Herzen leſen,
Gleich der Schrift im Leichenſtein:
Wann und wie ſie dir geraubt ward,
Wann und wie ſie wieder dein.

Trennung.

Wie all' die Fluten, die zum Meere ſtreben,
Nicht eines Weges durch die Erde ziehn,
Wie Äſte eines Stamms geteilt ſich heben,
Wie lohe Flammen hieher, dorthin ſprühn,
So trennt durch wilde Ström' uns oft das Leben,
Kein Nachen führt zum andern Borde hin,
Wehklage kann allein hinüber tönen,
Selbſt die verſchlinget oft der Wogen Dröhnen.

Des Äthers Troubadours durchziehn die Luft,
In fernem Land erſt ſenkt ihr Flug ſich nieder,
Doch wenn des Lenzes milder Hauch ſie ruft,
Dann kehren ſie zum Heimatlande wieder,
Und wie der Frühling neuen Blütenduft,
So bringen ſie uns neue Freudenlieder;
Der Menſch allein iſt's, den kein Ruf belehrt,
Ob je zum Heimatland er wiederkehrt? —

Ihn rafft die Zeit in wogenden Geſchicken
Mit Rieſenmacht in ihre Wirbel hin,

Und ſieht er auch mit hoffnungsvollen Blicken
In Sturmesnächten mildre Sterne glühn,
Sie können nie auf ewig ihn beglücken:
Ein ſchwarz Gewölke wird ſie bald umziehn;
Denn unſer Leben, wie des Meeres Wallen
Iſt nur ein ew'ges Steigen, ew'ges Fallen.

Zweite Liebe.

Der erſten Roſe ſchneller Tod
Weckt deiner Tränen Lauf;
Doch ſieh! wo deine Träne fiel,
Blühn — neue Roſen auf!

Ein Pilger zog nach Jeruſalem,
Da ſah er ein großes Dorf;
Er glaubte dies ſei Jeruſalem,
Und zog in das große Dorf.

Er blieb, denn ihm gefiel es gar wohl,
Er wähnt ſich am rechten Ort;
Doch als ſein Irrtum ihm wurde kund,
Da zog er gleich wieder fort.

Der Pilger, der lebt noch heutzutag,
Du ſiehſt, ich meine mich;
Doch, wo mein Jeruſalem ich fand?
Das weißt du ſo gut als ich.

Es wird, wer heuer nicht recht klug,
Aufs Jahr vielleicht geſcheiter;
Gefällt's dir nicht in dieſem Land,
Ei wandere nur weiter!
Zum zweitenmal ſenkt nicht umſonſt
Sein Netz der Fiſcher nieder;
Und fällt die Axt nicht gleich den Stamm,
Friſch auf und ſchwing ſie wieder!

Es ſprengt der erſte Lenzblick nicht
Der Waſſer eiſ'ge Brücke,
Es ſchmilzt das weichſte Herzchen nicht
Beim erſten Liebesblicke;
Trifft Amors erſter Pfeil nicht recht,
Dann folgt ihm bald der zweite,
Und ob er trifft, und wie er trifft?
Fragt alt' und junge Leute.

Schönſte, darf mit ſtillen Wünſchen
Sich dir nahen meine Liebe?
„Hoffen magſt du, Freund, denn Hoffnung
Iſt die Sonne dieſer Welt.“

Wahr verglichen! meine Holde;
Hoffnung, traun, iſt eine Sonne;
Denn wer ſtets zur Sonne blicket,
Schaut ſich noch am Ende — blind.

Durch der Seele Tiefen klingend
Weht in mir ein Harfenpaar,
Brauſend tönt das Spiel der einen,
Das der andern ſanft und klar,
Zwei der Kräfte, die ſich haſſen,
Geben ihnen Klang und Laut,
In den Saiten wühlet dieſe,
Jene ſtreift ſie leiſ' und traut.

Wie von Fels auf Felsbett ſtürzend
Wild der Kataraкt erdröhnt;
Wie wenn Donnerkeile raſen,
Dumpf es durch die Bergſchlucht ſtöhnt,
Wie der Sturz der feſſelloſen
Schneelawin' im Tal verhallt,
Alſo auch die eine Harfe
Mir im Buſen dröhnend ſchallt.

Doch wie über Roſenhaine
Zephir haucht den Morgenkuß,
Wie aus fernen, fernen Welten
Der Geliebten leiſer Gruß,
Wie bei Nacht ſich's ſtill harmoniſch
In Zypreſſenwipfeln regt;
Tönt der andern Harfe Liſpeln
Zart von milder Kraft bewegt.

Lichtgeſtalten ziehn vors Auge,
Wenn die eine tönend wallt. —
Nachtgezeugte Schreckensfratzen,
Wenn die andre tobend ſchallt. —
Hätte doch die beiden Kräfte
Gleiches Streben hold vereint!
Aber ach, in wildem Grimme,
Blieben ſie ſich ewig feind.

Bis zerſprengt die letzte Saite,
Bis die Harfen morſcher Staub,
Bis der Seele Hallen klanglos,
Und ich der Vernichtung Raub,
Bis das ſchwache Haus, in Trümmer
Sinkend, einſt zuſammenbricht;
Dann befeinden ſie ſich nimmer,
Aber ach! — ſie tönen nicht.

Ich wollt' ja gern der Eure werden,
Ihr Herrn mit Froſchesblut,
Mit euch am glühen Herd erſtarren,
Und friern an loher Glut,
Mit Eis den Buſen überpanzern
Das Herz erſtarrt zu Eis,
Und Froſt das Hirn und Froſt der Buſen,
Erſt noch ſo glühend heiß.

Doch ſagt, ihr trägen Eisgeſtalten,
O nennt mir en'r Geſchick,

Wenn euch im Frühlingsglanz belächelt
Der Sonne warmer Blick?
Das Eis zerrinnt zu trübem Waſſer,
Auch ihr zerfließet ſo
Zu Waſſer, dem Geſchmack und Leben
Dem Farb' und Geiſt entfloh.

Drum ſchmäht die Glut nicht, die im Buſen
Mir flammend eingekehrt;
Selbſt Perl' und Diamant erborgen
Von innrer Glut den Wert.
Sink' ich auch in mich ſelbſt zuſammen,
Ein glühender Vulkan,
Mag ſein! wenn nur der Lieben einer
An mir ſich wärmen kann.

Geſät hab' ich meine Freude
Tief in die Erde hinein,
Doch weil ſie zu tief, drum wollte
Nur ſpärlich die Ernte gedeihn.

Hinauf an den höchſten der Sterne
Geheftet hab' ich meinen Schmerz,
Doch weil er ſo hoch, drum fiel er
Mir doppelt ſchwer nun aufs Herz.

Von den alten Heimatbergen,
Ihren Triften, Seen und Bächen,
Träumt ein armer Schweizerſöldling
Fern auf Flanderns Nebelflächen.

Von des Segens goldnen Burgen,
Drauf der Freiheit Banner ſchwirren,
Träumt auf faulem Stroh der Sklave,
Bis ihn weckt der Kette Klirren.

Sitzend tief in kalter Felskluft,
Drein nie fiel ein Strahl der Liebe,

Einſam ſtets, träum' ich und ſinge
Mädchen, ſtets von deiner Liebe.

Ei, welch wundervoller Strauß
Dir am Buſen nicket!
Der Geliebten treue Hand
Hat als ſüßes Liebespfand
Dir ihn wohl gepflücket?

„Ja, ſie pflückt' ihn, ſie hieß mich
Ihn am Herzen tragen;
Doch als Liebespfand? — o nein!
Daß verſteckt die Wunden ſei'n,
Die ſie dort geſchlagen."

Die Freude regt ihr Lenzgefieder,
Das Bächlein ſpringt, das Veilchen blüht,
Es jubeln froh wohl tauſend Lieder,
Doch traurig tönt ein einzig Lied:
Wenn andre Kehlen freudig ſchlagen,
Wenn rings erwacht der Jubelſchall,
Stimmt bange Töne, ſüße Klagen
Die liebeskranke Nachtigall.

So, ob mich Liebe gleich durchglühte,
Ob auch Erfüllung mich nicht floh,
Ob Luſt und Freude mich umblühte,
Ward mein Geſang doch nimmer froh;
Selbſt wenn mit holdem Lilienarme
Mich Liebchen traut und warm umſchlang,
Sang ich von ſüßem Liebesharme
Zur Harfe, manchen Trauerſang.

Es ſegelt ſanft auf Silberwogen
Im Schneegewand der hehre Schwan,

Gesanglos ist er lang gezogen
In stummer Lust auf seiner Bahn;
Jetzt da der Pfeil sein Herz durchdrungen,
Da ihm der Tod im Busen glüht,
Was in der Freud' er nie gesungen,
Er singt's im Schmerz: sein erstes Lied! —

Und so, ob auch ein Kranz von Leiden
Die Dornenarm' ums Herz mir schlang;
Singt doch mein Lied der Liebe Freuden,
Der Liebe Lust bleibt mein Gesang;
Ob den Vernichtungskeim ich fühle,
Ob todeswund auch meine Brust,
Ob mir der Pfeil im Herzen wühle,
Im Schmerz sing' ich der Liebe Lust!

Der Liebe Verlust.

Zeigt die trübe dunkle Seite
Dir auch oft das Leben,
Ist's vom Bild doch nur der Schatten,
Um das Licht zu heben.

Auf schwarzbehangenem Gerüst der Trauer
Lag sie, die ich geliebt, im Lilienkleid.
Rings um das Bildnis des Erlösers glomm
Trübflackernd Kerzenlicht und schimmerte
Mit müdem Strahl durchs düstere Gemach.
Dort im Gefäß, gefüllt mit Weihbronn, lag
Des Rosmarines deutungsvoller Zweig.
Sie aber schlief, so ruhig blaß und schön,
Die Händ' am Busen übers Kreuz gefaltet,
Ein duft'ger Kranz umschlang der Jungfrau Haupt.
Stumm war ihr Mund, doch ahnt' ich, was er sprach,
Und spiegelt meinen Liebesblick auch nimmer
Ihr Auge wieder, sieht's doch Erdenleid
Nicht mehr, und wird vom Weinen nimmer rot. —

Allein kniet' ich an ihrem Todesbett,
Dumpf ſummt des Turmes Glocke: Mitternacht!
Und was der Schmerz verboten erſt, erzwang
Er nun gebietend, und beſiegt von ihm
Sank ich in Schlummer und in ſolchen Traum:

Durch roſiges Gewölk ſah ich ſie lächelnd
Hinſchweben und des Lichtes Wohnung grüßen.
Es ſtrömt, in Wellenlocken, fließend Gold
Als Haar ihr von der heitren Stirn; doch nicht
Gewöhnlich Haar und nicht gewöhnlich Gold!
Nicht ſchmückt mit höherm Reiz ſie jetzt der Himmel,
Denn allen Schmuck gab er ihr ſchon auf Erden;
Und wie durchs Leben einſt, ſo wandelt ſie
Nun durch des ew'gen Frühlings Haine hin.
Doch an der Bruſt blinkt ihr ein Perlenkranz,
Ich kenn' ihn wohl! der Liebe Tränen ſind's,
Die wir zuſammen einſt geweint. Und ſieh:
Nun preßt ſie warm ans Herz das edle Kleinod
Und legt's dann nieder ſtill vor Gottes Thron.

Der Traum wich. Träger harren ſchon der Bahre,
Durchs Fenſter hoch flammt Morgenrot herein;
Und ich verſtand und weinte nimmermehr.
Der Leiche naht' ich leiſe, und beſprengte
Sie dann, ſtill ſegnend, mit dem heil'gen Bronn.

Tot iſt und zweifach eingeſargt mein Liebchen:
Dort in der Erdgruft unter kaltem Stein,
Und hier in meines Herzens wärmſtem Stübchen;
Welch Grab von beiden ihr mag lieber ſein?

Geſanglos ließ man ſie zu Grabe bringen,
Doch mir im Herzen ſcholl der Leichenſang;
Da ging es an ein Pochen und ein Klingen,
Daß bei dem Lied mir faſt der Kopf zerſprang.

Der Grabſtein bricht einſt auf wie Knoſpenhülle,
Draus taucht die junge Roſ' ans Morgenlicht,

Doch mir im Herzen ruht sie tief und stille,
Dies Grabessiegel sprengt sie ewig nicht.

Auch ist ihr drin ein Monument errichtet,
Wie sich's ob keiner Königsleich' erhebt,
Denn Pyramiden, himmelhoch geschichtet,
Und Tempel stürzen, doch mein Herz, das — lebt!

Des Hügels Gras, jetzt frisch und grün,
Erstirbt von Winters Hauch,
Stehn bleibt das Kreuz nur, fest und kühn,
Nach treuen Wächters Brauch.

Dem Gras gleicht meines Lebens Bahn,
Mein Schmerz dem Kreuz von Stein;
Und ewig treu dich zu umfahn,
Möcht' ich dein Sarg wohl sein.

Die Stätte, wo du jetzo schläfst,
Und ruhst von ird'scher Qual,
Als du noch auf der Erde gingst,
War sie gar wüst und kahl.

Doch sieh, welch süßes Blumenheer
Jetzt dort in Fülle sprießt!
O lebtest du nur wieder auf,
Wenn's dort, wie vor, so wüst!!

Mit dir zu jubeln taugen wohl die Menschen,
Doch nicht zu weinen. Flammt dir Schmerz im Busen,
O suche dir bei Menschen nicht den Trost.
Der eine gibt dir Liebesschwänke preis,
Wenn eben du die Braut zu Grabe trugst;
Starb all dein Glück, Freund oder Vater, — frägt
Ein andrer gar: Schatz, Sie befinden sich —?

So träufle denn, Natur, du mir ins Herz
Des Troſtes Balſam! — Doch, fleh' ich umſonſt?
Und bleibſt unwandelbar du, wenn ſich auch
Mein innerſt' Selbſt verwandelt mir entrückt?
Noch glänzet deiner Sonne Strahlenantlitz
Und lächelt, wie zur Luſt einſt, jetzt zum Schmerz;
Ihr öffnen ſich wie ſonſt der Blumen Kelche,
Ihr Bildnis trägt noch ſtets der Strom am Herzen,
Und laut begrüßt vom Hain und ſeinen Sängern,
Erwacht ſie ſtets und ſchlummert ſtets hinüber. —
Schön iſt dein Antlitz, o Natur, doch kalt,
Kalt, wie die ſchönen Menſchenangeſichter,
Und Mitleid ſpiegelte ſich nie darauf.
Denn deine Träne ſelbſt, den Tau, den du
Auf einſam ſtille Gräber weinſt, den träufelſt
Zugleich herab du auf des Glücks Paläſte.

Sieh! nun auf ihren Leichenſtein ſetzt flatternd
Ein weißes Täubchen ſich. Der Liebe Grüße
Bringt's wohl von fernher ferner Liebe zu;
Jetzt wühlt es mit dem Schnabel ſanft im Fittich,
Dann flattert's auf und fliegt ans frohe Ziel.
Dank dir, o Liebesbotin! — Ich verſtand;
Du teurer Grabeshügel ſei auch mir
Ein Ruh'ſitz auf ermüdend rauher Bahn,
Und fort dann rüſtig auf betönten Schwingen,
Ans Ziel fort, wo die Liebe meiner harrt! —

Vignetten für Liebende.

Nimmer zweifl' ich, daß der Liebe
Sich manch sinnvoll Bild gestalte,
Wenn ihr Aug' nur liebend schauet,
Was die Hand mit Liebe malte.
Sei's nun Landschaft, Blume, Schlachtstück,
Was sich ihrem Blick entfalte.

Deutung.

Tief im Gewühl des Jahrmarkts
Da stand ein Puppenspiel;
Der Mann, dem es zu eigen,
Der war gar blaß und still.

Mit Schwänken und mit Possen
Ergötzt er wohl den Schwarm;
Er selbst blieb trüb und traurig,
Versenkt in stillen Harm.

Die Menge klatscht ihm Beifall
Und lohnt ihm reich mit Gold;
Der Mann blieb trüb und traurig,
Was soll ihm auch das Gold?

Ein Gönner schickt zur Labung
Manch schönes Faß mit Wein,
Der Mann blieb trüb und traurig,
Was soll ihm auch der Wein?

Ein dritter Kunstentzückter
Sandt' ihm gar einen Kranz;
Der Mann blieb trüb und traurig,
Was soll ihm auch der Kranz?

Ein Mädchen sah von ferne
Zum bleichen Manne hin;
Ihr Auge blieb nicht trocken,
Als naß das seine schien.

Der Mann war nimmer trübe,
Sein Aug' iſt heller Glanz;
Erſt jetzt gewann Bedeutung
Ihm Wein und Gold und Kranz.

Sein Glas, voll edlen Weines
Schwingt er nun luſtverklärt;
Ein Herz iſt ja gefunden,
Auf deſſen Wohl er's leert.

Ein friedlich Haus zu bauen,
Genügt das Gold ja ganz,
Und in des Mädchens Locken
Fügt ſich ſo ſchön der Kranz.

Der Ausgeſchloſſene.

Ich hegte neun Freund' in des Herzens Grund,
Der zehnte war ich im verbrüderten Bund;
Ein Band war's, das um all die Herzen ſich wand,
Schied gleich uns das Leben mit feindlicher Hand.

Einſt traten im feſtlichen Saale wir ein,
Da ſtanden der vollen Becher wohl neun;
Ein jeder der neune erlabte ſich,
Ach! aber kein Becher erquickte mich.

Es ſchwirren im Dorf neun Rädchen im Chor,
Wohl ſitzen neun liebliche Mädchen davor,
Ein jeder der Freunde holt eines ſich,
Ach! aber kein Mädchen umſchlinget mich.

Neun Trauungsaltär' und Geſchmeide von Gold,
Neun Lieder der Freud' und des Troſtes, ſo hold,
Und eines für jeden der ſeligen neun,
Kein Lied doch, kein Altar, um mich zu erfreun!

Im friedlichen Tal ſind neun Hütten zu ſchaun,
Drin wohnen die Freunde mit ihren Fraun,
Doch hätt' ich ein Bräutchen auch mit mir gebracht,
Für mich war wohl keine der Hütten gemacht.

Es ſtoßen neun rüſtige Schiffe vom Strand,
Drin ſegeln die Freunde zum ſeligen Land,
Kein Nachen doch führt zu dem Ufer mich hin,
Wo Lieb' und Freud' und Seligkeit blühn.

Und als ſie geankert am ſeligen Strand,
Da trägt man vom Borde neun Leichen zu Land;
Sein Weib verlor wohl ein jeder der neun,
Mir aber ſtarb keines, weil keines mein!

Längſt ruhn auch die neun im ewigen Traum
Beiſammen dort drüben im Gartenraum;
Das Gärtchen doch faßt die neun Gräber kaum,
O Himmel, o mach' für ein zehntes noch Raum!

So einte, ſo ſchied uns des Lebens Gebot,
So trennte, ſo eint einſt die Müden der Tod;
Denn faßt auch das Gärtchen neun Gräber jetzt kaum:
Der Himmel, der macht für ein zehntes noch Raum.

Harfe und Elemente.

Ein Greis, gekrönt mit Lorbeer, ſtand
Auf einem Fels am Meeresſtrand,
Die Harfe hielt er in der Hand,
Und blickte ſtarr ins weite Land,
Ins tiefe Tal hernieder ſtrahlt
In hoher Würde die Geſtalt,
Ein ruhigſchönes Heil'genbild;
Und wie ein Frühlingswölkchen ſpielt
Der greiſen Locken Silberſtrom
Hinaus in den azurnen Dom.

Jetzt rollt der Zeiten ernſter Lauf
Vor ſeinem innern Blick ſich auf,
Er ſieht manch Bild, ſo klar und ſchön,
Manch teures Weſen vor ſich ſtehn,
Sieht ſich vor allen Sängern reich,
So kräftig kühn, ſo mild und weich;
Die Kunſt reicht ihm den ſchönſten Kranz,

Die Liebe ſtrahlt im hellſten Glanz,
Und ſchützend führt das Leben ihn
Zum Tempel ew'gen Ruhmes hin. —
O ſchöner Traum, du blühſt nicht mehr,
Das Herz iſt welk und freudenleer,
Des Auges Glut, der Sehnen Kraft
Iſt nun erloſchen und erſchlafft,
Die Kränze all erbleicht, zerſtört,
Der Tempel zum Ruin verkehrt!

Nun mit dem eignen Lorbeerreis
Bekränzt ſein Harfenſpiel der Greis.
„Hab' Dank du freundlicher Kumpan,
Nur du bliebſt treu dem greiſen Mann,
Du ſangſt mit mir der Liebe Luſt,
Mein Bild ſangſt du in manche Bruſt,
Haſt mir manch Freundesherz erjagt,
Mit mir gejauchzt, mit mir geklagt,
Haſt mitgeſiegt in manchem Streit,
Haſt manche Freundesbruſt erfreut,
Und bliebſt allein dem greiſen Mann,
Hab' Dank, du treuer Leidskumpan.
Dein Tagwerk haſt du nun vollbracht,
Die Lieben drückt des Grabes Nacht,
Zerronnen iſt des Lebens Meer,
Die Welt iſt wüſt und tatenleer,
Vom Frieden träumen ſie zumal,
Und träger Fried' iſt überall.
Der mag wohl ſein im Grabe gut,
Im Leben doch verdirbt er's Blut;
Drum gibt es für uns beide nun
In dieſer Welt nichts mehr zu tun."

Er faßt die Harfe feſt am Schaft,
Und ſchwingt ſie mit der letzten Kraft,
Sie fliegt durch blaue Äthersbahn
Hell ſauſend durch die Luft hinan;
Jetzt iſt ſie nur ein Punkt zu ſehn,
Jetzt kann kein Blick ſie mehr erſpähn. —

Die Harfe schwand dem Auge kaum,
Da sieht der Greis im blauen Raum
Ein mildes Rosenwölkchen glühn,
Das neigt sich sanft zur Erde hin.
Und siehe da! inmitten glänzt
Die blanke Harfe frisch bekränzt,
Und durch die Saiten leis und lind
Weht klagevoll der Abendwind.

Der Alte doch, mit kaltem Blut,
Schürt nun empor der Flammen Glut,
Und faßt und wirft mit fester Hand
Die Harfe in des Feuers Brand. —
Es zischt empor und flackert wild,
Doch aus dem Saitenspiele quillt
Es löschend in der Flammen Schoß;
Es löst sich jede Träne los,
Die auf die Harf' er je geweint,
Und löscht und dämpft den glühen Feind.

Der Greis mit trotzig starrem Mut
Sieht nieder in die Meeresflut,
Und schleudert in des Wassers Grab
Die Harfe kalten Bluts hinab.
Es schäumt und braust der Wellenplan,
Sinkt höllentief, steigt himmelan;
Die Harfe doch schwimmt überm Meer,
Wie Amphitritens Kahn einher,
Und sanft ans weiche Ufergrün
Spielt kosend sie die Welle hin.

„Und wahrt dich nicht des Feuers Glut,
Der Himmel nicht, nicht Meeresflut,
So magst du denn im kühlen Schrein
Der Erde wohl geborgen sein;
Wo all die Lieben schlummernd ruhn,
Umfang' auch dich die Ruhe nun. —"
Und in den Fels gräbt er ein Grab,
Versenkt die Harfe tief hinab,

Und wallt mit letztem Sonnenstrahl
Hinab ins stille Friedenstal.

Und als die Lerche wieder schlägt,
Die Flur ihr grünes Brautkleid trägt,
Und alles sprießt und alles keimt,
Und froh die Lebensquelle schäumt,
Vom ersten Lenztag hell umglüht,
Von tausend Veilchen hold umblüht,
Begrüßt vom muntern Waldeschor, —
Da klimmt zum schroffen Fels empor
Mit festem Schritt der Sängersmann.
Und als er kam den Fels hinan,
Da war rings alles Lenz und Lust,
Lenz ward es auch in seiner Brust;
Und sieh! — vom Frühlingsstrahl umglüht,
Stand aus dem Erdengrab erblüht,
Die Harfe da, im blanken Glanz,
Geschmückt mit frischem Lorbeerkranz.
Die Saiten wehn so ernst, so rein,
Als griff ein Geisterfinger drein.

Da blickt der Greis so tränenklar,
Der Fels wird ihm zum Dankaltar,
Er faßt die Harfe innig an,
Und singt, und singt zu Gott hinan,
Singt von beglückter Friedensflur,
Von Liebe, Lenz und von Natur,
Und singet fort in süßem Drang,
Und all sein Leben wird Gesang,
Und manchen Jüngling hebt sein Lied,
Und manchen Greis verjüngt sein Lied,
Und mancher sinkt in sel'ger Lust
Dem Sänger an die Freundesbrust.

Ein Frühlingslied in Prosa.

„Der erst' april, das ist ein tag,
Da man viel varren finden mag,
Doch glaubt der sage, die da spricht:
Es hilt daran im mai auch nicht."

Ein König wollte den Lenz genießen. Er ging im Frührot ans Meeresufer. Eben stieg die Sonne aus der Flut. „Wie herrlich!" rief er, „ein Purpurmantel schwimmt auf dem Meer, und die Sonne liegt als Krone darauf."

Ein Goldschmied wollte den Lenz genießen; er kam etwas später. Fern stand ein hoher Berg, den die Sonne strahlend beschien. „Mein Seel!" rief der Goldschmied, „der alte Recke dort trägt eine Rüstung aus lauterem Golde!"

Ein Mäkler wollte den Lenz genießen. Er lagerte sich an einer munter hüpfenden Quelle. Da murmelte er so vor sich hin: „Wie das Ding gleißt! fast so weiß und rein wie Silber. Auch klingt's so wunderlieblich, wie wenn man mit der Hand in einem Sack voll Taler herumwühlt."

Ein Musikus wollte den Lenz genießen. Er ging des Abends in den feiernden Hain. „Wie's da klingt und singt!" sprach er. „Die Nachtigall bläst Flöte, die Grille spielt Klarinett — aber das Instrument ist etwas verstimmt — und die Eule gibt den Baß dazu."

Jesuiten wollten auch den Lenz genießen. Die Herren lieben, wie bekannt, die Finsternis; drum kamen sie bei Nacht. „Die Nacht trägt einen schwarzen Talar," rief der eine. „Sieht der Mond nicht aus, wie eine frischgeschorne Tonsur?" fragte der andere.

Es wollten auch noch viel andere Leute den Lenz genießen. Sie kamen und gingen zu verschiedenen Tageszeiten. Ein Juwelier stieß da auf Diamanten; eine verliebte Dichterin auf ein Tränengeschmeide; ein Schneider fand ein gut Stück grünen Samt und ein Pächter Heu für seine Kühe.

Gedichte

früherer und späterer Zeit.

(In den „Blättern der Liebe“ nicht enthalten und noch nirgends gesammelt.)

Trennung.

Wie all die Fluten, die zum Meere streben,
Nicht eines Weges durch die Erde ziehn,
Wie sich geteilt des Stammes Äste beben,
Wo lohe Flammen hierher, dorthin sprühn;
So soll auch in des Menschen ernstem Leben
Was heute sich gepaaret, morgen fliehn,
Im Buch des Schicksals steht es so geschrieben; —
Und nichts auf Erden ist vereint geblieben.

Der Jüngling glaubt oft schon gekrönt sein Streben,
Weil sie ihm hold, die frei sein Herz erwählt,
Doch scheiden muß sie, und mit ihr entschweben
Sein Glück, sein edles Hoffen, seine Welt;
Und in das trübe, sturmbewegte Leben
Sieht er ganz einsam sich dahingestellt,
Denn nur Erinn'rung blieb an schönre Stunden,
Die ihm so selig, doch zu schnell entschwunden.

Ein Nebelband fühlt er sein Aug' umschlingen,
Zu düster strahlt ihm selbst des Tages Schein,
Er wünschte sich des freien Aares Schwingen
Und über Seen, Berge, Tal und Hain
Wollt' er ins Land, wo sie verweilet, dringen,
Zum Eden würden ihm selbst Wüstenei'n;
Doch öde sind ihm Paradiesesauen,
Kann er ihr allbelebend Bild nicht schauen.

Des Äthers Barden ziehen durch die Luft,
In fernem Land erſt ſenkt ihr Flug ſich nieder;
Doch wenn des Lenzes milder Hauch ſie ruft,
Dann kehren ſie zum Heimatlande wieder,
Und wie der Frühling neuen Blütenduft,
So bringen ſie uns neue Freudenlieder; —
Der Menſch allein iſt's, den kein Ruf belehrt,
Ob er zur Heimat jemals wiederkehrt.

Ihn rafft die Zeit in wogenden Geſchicken
Mit Rieſenmacht in ihre Wirbel hin,
Und ſieht er auch mit hoffnungsvollen Blicken
In Sturmesnächten mildre Sterne glühn,
Sie können nie auf ewig ihn beglücken,
Ein ſchwarz Gewölke wird ſie bald umziehn,
Denn unſer Leben wie des Meeres Wallen
Iſt nur ein ew'ges Steigen, ew'ges Fallen.

Der Brautkuß.

Ballade.

Was flattern die Raben am Hochgericht?
Was wimmert der Eulen ächzend Gezücht?
Sie wimmern der Sünderin Leichengeſang,
Den Totenreih'n flattern die Raben bang.

Was blicket der Mond ſo bleich herab?
Er blicket traurig aufs friſche Grab,
Wo eingeſcharrt die Verbrech'rin, die heut
Am Rade der grinſende Tod gefreit.

Ein Knäblein, das ſündige Liebe gebar,
Rang hilflos das zarte Händepaar;
Statt Lebens gab Tod ihm der Mutter Hand,
Weil treulos der Vater in fernem Land. —

Der zieht nun zur Heimat bei ſtiller Nacht,
Kein Ahnungsbild iſt in dem Falſchen erwacht,
Vergeſſen die Taube, die er verführt,
Weil neue Liebe ſein Herz nun regiert.

Und ſinnend wallt er in die Nacht hinein,
Hell blinken die Sterne, der Mond ſo rein;
Da flattert der Raben und Eulen Gezücht,
Und ſiehe, er ſteht am Hochgericht.

Dort ſchimmert im ſilbernen Mondenlicht
Ein friſches Grab; er kennt es wohl nicht —
Und neben dem Leichenhügel hinab
Senkt tief ſich, noch offen, ein anderes Grab.

Da fährt es ihm ſchaurig und kalt durch den Sinn,
Er ſtarrt auf die beiden Gräber hin,
Und wie er aus ſeinem Entſetzen erwacht,
Sieht wandeln er eine Geſtalt durch die Nacht.

Sie wallet ihm näher, und er erblickt
Ein Mädchen von himmliſcher Anmut geſchmückt;
Ein Kranz ihr weißroſig die Stirne umſchließt,
Von welcher das goldene Lockenhaar fließt.

So ſteht vor ihm das herrliche Weib,
Ein Band von Demant umſchlingt ihr den Leib,
Es ſtrevet der Mond ſein Silberlicht
Ihr mild in das bleiche Angeſicht.

Und als er ins Antlitz der Wanderin ſchaut,
Erblickt er erſtaunt die betrogene Braut,
Nun lodert der Liebe erſtorbene Glut,
Es fließt ihm ſo wohl durch Gebein und Blut.

„Woher ſein Liebchen, ſo ſpät bei der Nacht?
Was hat aus dem wärmenden Bett dich gebracht?“
„Ich floh aus der Kammer, da weil' ich nicht gern,
Denn Liebſter, ich glaubte dich treulos und fern.

Es ließ im Gemach mir nicht Raſt und Ruh,
Drum wallt' ich im Gram deinem Pfade zu.“
„Was deutet am Haupte der roſige Kranz?
Was prangſt du ſo reich in des Schmuckes Glanz?“

„Der Brautkranz, der blüht auf dem Haupte mir,
Das Brautkleid, das ist meines Leibes Zier,
Es harren die Hochzeitsgäste im Haus,
Es blieb nur der Bräutigam zögernd aus."

„Ich walle, mein Liebchen, zur Hochzeit mit dir,
Doch reiche erst liebend den Brautkuß mir,
Dann eine uns Segen und Schwur am Altar,
Dann schlinge den Reigen der Gäste Schar."

Er schwellet zum Kusse die Lippe so heiß,
Doch Schrecken, er küßt nur Moder und Eis;
Es rieselt ihm Fieberfrost durch das Gebein,
Es schwindet verlöschend des Auges Schein.

Er sinket, er sinket im Schwindel hinab,
Und taumelnd sinkt er in das offene Grab,
Sein brechend Auge noch statt der Braut
Am Rade ein blaues Irrlicht erschaut.

Und krächzend flattert vom Hochgericht
Hinab auf die Leiche der Raben Gezücht,
Es wimmern die Eulen den Totengesang
Und durch die Nacht widerhallt es bang.

Der Jüngling im Walde.

Allegorie.

Ein Jüngling, den Wanderstab in der Hand
Durchwanderte schier die halbe Welt,
Von Pole zu Pole, von Belt zu Belt
Und suchte immer der Heimat Land;
Doch was er suchte konnt' er nicht finden;
Es schien vor seinen Tritten zu schwinden.

Und wie sich mit Sehnsucht die Hoffnung stets paart,
So führte sie ihn auch zu Land und zu Meer;
Und heut' es zu finden vermeinet er
Dem er vergeblich gestern geharrt.
So wandert er fort mit munterem Schritte,
Und lenket durch einen Wald seine Tritte.

Und Nacht wird es nun, finstere Nacht,
Die Eule krächzet, der Nordwind erbraust,
Und durch die Blätter des Waldes saust
Der donnernde Sturm mit Riesenmacht;
Die Luft erglüht in Schwefeldämpfen,
Und die Elemente verheerend kämpfen.

Es blicket der Jüngling nach oben auf;
Und achtet des fallenden Hagels Gewicht
Und Stürme und Dornen und Wunden nicht,
Und eilet fort im irrenden Lauf;
Doch endlich ermattet sinkt er darnieder,
Und kalter Schweiß bedeckt ihm die Glieder.

Zum Himmel ringt er die Hände und ruft:
„O schleudre auf mich deiner Blitze Strahl,
Doch ende, o ende nur meine Qual,
Und mache den Forst mir zur Totengruft;
Denn könnt' ich noch immer das Teure nicht finden,
So lasse die Leiden mit mir entschwinden."

Und sieh, durch die Zweige, in Nacht und Graus
Strahlt ihm in der Ferne ein freundliches Licht,
„Ist dort" ruft er froh „die Heimat nicht?
Ist dort nicht des Vaters glückliches Haus?
Dorthin soll die letzte Kraft noch ringen,
Nicht soll mich der Stürme Toben bezwingen."

Zum Lichte hin treibt ihn der Hoffnung Strahl:
Er achtet die Stürme, den Hagel nicht mehr;
Das Flämmchen doch täuschte den Armen gar sehr.
Denn bald auf den Höhn, bald wieder im Tal,
Bald ihm zur Rechten, bald wieder zur Linken,
Sieht er es lockend entgegenblinken.

Doch kämpfend strebt er stets näher hin,
Und wenn er mit sinkendem Arme ringt,
Ist es nur das Licht, das ihm Stärke bringt;
Doch immer noch scheinet die Heimat zu fliehn.
Der Morgen ergrauet, die Nächte schwinden;
Die Heimat doch konnte er nimmer finden.

Darius und Alexander.

Darius.

Es kreiſt im Wechſelſprung das Rad der Zeit;
Das Hohe ſinkt, das Niedre ſteigt nach oben,
Das Große fällt, das Kleine wird erhoben,
Und jedes einzeln weicht der Endlichkeit.
Drum laß zum Bunde uns die Hände reichen,
Und keinem Sturme, keiner Macht je weichen.

Alexander.

Das Edle prüft und adelt nur die Not;
Der Fels ſteht feſt, und läßt die Wogen ringen,
Der Aar hebt ſich empor auf eignen Schwingen:
Und durch ſich ſelbſt nur wird der Menſch zum Gott.
Und den, nur den vergöttern Herz und Zungen,
Des eigne Kraft die Siegespalm' errungen.

Darius.

Du ſiehſt des Nachts der Leda Söhne glühn,
Und was hob die empor zu den Geſtirnen?
Nicht Lorbeern, Waffenklang, nicht Mavors Zürnen;
Nur ihre Liebe brachte ſie dahin.
Sie ſtrahlen heiter ſtets im Sternenlande,
Doch Menſchenwürger irrn an Lethes Strande.

Alexander.

Nichts ſtört des Starken inn're Harmonie;
Laß Welten ſtürzen, laß die Götter blitzen,
Genug gibt ihm ſein Herz ſich ſelbſt zu ſchützen:
Er ſieht die Stürme und verachtet ſie.
Und niemals will er oder immer ſiegen:
Doch ewig muß das Glück dann vor ihm fliegen.

Darius.

Ein holder Stern glänzt hier auf ird'ſcher Flur,
Die Eintracht; ihr iſt Macht und Glück ergeben;
Aus ihr entſprießt das blütenreiche Leben,
Auf ſie erſt gründet feſt ſich die Natur.

Und wo zwei Weſen ſich vereinet ſchirmen,
Wird jede Macht vergebens ſie beſtürmen.

Alexander.

Der Eiche Größe ſteigt, wenn ſie allein
Das Haupt in Wolken über andre raget,
Und herrlich iſt die Sonne, denn ſie taget,
Die einzige, im hellen Feuerſchein.
Zwei Sonnen können nie am Himmel ſtehen;
Steigt eine, muß die andre untergehen.

Der Genius.

Wie ſich im raſchen Flug die Töne
Der liederreichen Waldkamöne
Dem lauſchenden Gehör entziehn:
So wird auch auf dem Rad der Zeiten,
Das wechſelnd Glück und Unglück leiten,
Des Jugendfrühlings Dauer fliehn.

Und mit dem früh entſchwundnen Lenze
Welkt auch die Pracht der Freudenkränze,
Und dürres Laub nur gibt die Zeit;
Und ſtatt der Kindheit ſchönen Träumen,
Die ſtets mit der Erfüllung ſäumen,
Zeigt ſich die ſchale Wirklichkeit. —

Doch ſieh! Da naht aus Himmels Auen
Ein Weſen, ſchön und hehr zu ſchauen,
Ein mildgeſchaffner Genius;
Und unſrer Träume Luſtgeſtalten
Sieht man ſich wieder neu entfalten,
Und alles winket Frohgenuß.

Was wir ſchon als verloren glaubten,
Was uns des Schickſals Fluten raubten,
Gibt neu uns ſeine Gegenwart;
Und Weſen, die ſchon längſt entſchwanden,
Umfeſſeln uns mit zarten Banden,
Und Liebe kommt mit Luſt gepaart.

Die ausgelöſchten Feuer glühen,
Und die verwelkten Kränze blühen
In friſchen Keimen neu empor;
Das längſt verlorne Eden ſteiget,
Wo ſich der holde Genius zeiget,
Bald aus dem Schattenreich hervor.

Wen er im heitern Flug umſchwebet,
Der iſt ein Gott, iſt neu belebet,
Und Freude naht im raſchen Schwung.
Willſt du den Holden beſſer kennen?
Soll ich dir ſeinen Namen nennen?
Er heißt — — Erinnerung.

Friſt.

Durch der Schöpfung bunte Fluren
Schweifte funkelnd einſt mein Blick,
Nur noch einen zu erſpähen,
Der mir gleich an Luſt und Glück,
Als ich, Holde, dich gefunden,
Deren Herz, ſo nah verwandt,
Deren Blicke ew'gen Frieden
Mir ins wunde Herz gebannt.

Einem Spiegel der Geſtirne,
Ewig heitrem Sphärenklang,
Muntrem Liede, das im Haine
Nachtigall und Lerche ſang,
Einem Abbild alles Klaren,
Alles Frohen, glich mein Herz,
Nur nicht einem Menſchenherzen,
Dem ſo nahe Gram und Schmerz.

So wie zwiſchen Mond und Erde,
Wenn er leuchtend ſie begrüßt,
Finſter ſich die Wolke dehnet,
Und ſein ſchwärmend Aug' verſchließt,
So wird zwiſchen unſer Bündnis,

Das verſiegelt Herz und Mund,
Herzlos ſich ein Fremder drängen,
Und zernichtet iſt der Bund!

Aber bis die Zeit mag kommen,
Die uns trennt mit kräft'gem Arm,
Halten wir uns feſt umſchlungen,
Wie bisher ſo treu und warm:
Wie zwei junge Schweſterroſen,
Wenn der Sturm die Saaten pflückt,
Wild und ſchirmend ſich umſchlingen,
Bis der Nord auch ſie zerknickt.

Und der Rettung letztes Werkzeug
Sei willkommen und genug;
Wie der Schiffer, dem die Windsbraut
Kahn und Habe wild zerſchlug,
An dem letzten, letzten Balken
Mit der wunden Hand noch hält,
Bis die Wog' am ſpitzen Riffe
Ihm ſein glühend Hirn zerſchellt!

Der Wolkenhimmel.

Trägſt den Unmutsmantel wieder,
Hochgewölbter Himmelsbau!
Blickſt ſo traurig auf mich nieder,
Eingehüllt in düſtres Grau;
Zeigeſt mir in deiner Trauer
Meiner eignen Seele Bild,
Wie des Lebens Wehmutsſchauer
Trüb und düſter ſie umhüllt.

Deinem Schoß entträufelt Segen,
Labend Feld und Wald und Au,
Auf die Fluren fließt dein Regen,
Auf die Blumen ſinkt dein Tau; —
So auch fließt aus meinem Auge
Tränentau mir auf die Bruſt,

Ob ich draus den Tod auch sauge,
Andern sind sie süße Lust.

Doch wo jetzt nur Wolken zogen
Hinter jenem düstrem Grau,
Wölbt sich mild ein Friedensbogen,
Wohnt ein segnend freundlich Blau,
Lebt und webt in lichter Ferne
Einer Sonne hehres Gold,
Wohnen tausend Friedenssterne,
Niederblickend süß und hold.

So auch in der Trauerhülle,
Die nun meine Seele trägt,
Wohnt ein Herz in Friedensstille,
Das so warm für manchen schlägt;
Drin manch holdes liebes Wesen,
Und manch teures süßes Bild,
Ach und könntet ihr drin lesen,
Wär't ihr auch von Lieb' erfüllt. —

Wenn das erste Veilchen blühet,
Dann zerstiebt der Wolken Grau,
Wenn der erste Lenztag glühet,
Ists wohl oben wieder blau; —
Doch wann Ruhe mir beschieden?
Wann's in mir wird heiter sein? —
Wohl wird mich zu Lust und Frieden
Erst der ew'ge Lenztag weihn.

Die Brüder.

Wo Steyers Alpenhäupter nach Krain hinüberspähn,
Hart an der Grenze, sieht man zwei graue Schlösser stehn.
Das eine schattet unten im ufergrünen Strom,
Das andre ragt nach oben, gleich einem Felsendom.

Und in den Schlössern hauste in altem Brauch und Recht
Der wackern Reichenburger altadelig' Geschlecht;
Zur Gruft hinabgesunken, ist schon der Ahnen Schar,
In ihren Schlössern hauset das letzte Brüderpaar.

Und ruhten sie auch beide in einer Mutter Schoß
Und zog dieselbe Pflege die beiden Knaben groß,
So bleiben ihre Herzen doch feindlich stets verkehrt
Des gift'gen Grolles Flamme stets in der Brust genährt.

So saß in Grimm ein jeder auf seinem Schloß zumal,
Der eine auf dem Felsen, der andere im Tal.
Es guckte der von oben zum Fenster einst hervor,
Es blickte der von unten zu ihm aufs Schloß empor.

Die Wange glüht, es rollet das Aug' im wilden Lauf,
Neu lodert wohl in beiden des Hasses Brandstrahl auf —
Und schon hat Feuerröhre der eine hergerafft,
Ein Schuß fällt auf den Bruder, er trifft mit Blitzeskraft.

Des Toten Knechte stürmen zum Schlosse wild empor,
Die Felsburg ist erklettert, in Trümmern liegt das Tor,
Und eh' ihr Herr verröchelt noch hat sein warmes Blut
Kühlt schon des Todes Atem des Mörders freveln Mut.

So starb der Reichenburger altadeliger Stamm,
Nur noch die beiden Schlösser erhalten ihren Nam',
Und in der Burgkapelle, dort auf des Felsens Höhn,
Sind auch der Brüder Häupter zur Stunde noch zu sehn.

Und wütet auch im Leben des Hasses Arm gar schwer,
So weht doch von den Gräbern ein Geist der Liebe her;
Gar friedlich sieht die Häupter man nun beisammen stehn
Und sich unabgewendet ins hohle Auge sehn.

Und hat es wer gewaget und mit der frechen Hand
Feindselig voneinander die Köpfe abgewandt,
So hört man's reuig wimmern und klagen durch die Nacht,
Doch findet sie der Morgen zur alten Stell' gebracht.

Die Strombraut.

Eine krainische Sage.

Dort wo das ebene Blumengefild
Der Strom so ruhig durchwallt,
Wo riesig der alternden Linde Bild

Im blauen Spiegel sich malt;
Dort sammelte einst sich der Hirten Schar
Beim heitern Ton der Schalmein;
Dort fand vereinigt manch glückliches Paar
Zum fröhlichen Reigen sich ein.

Da schwebet im wirbelnden Takte gewandt
Manch liebendes Pärchen dahin.
Brust schmiegt sich an Brust, Hand ruhet in Hand,
Im Auge glänzt zärtlicher Sinn. —
Doch fern von dem Schatten der Linde umweht,
Dem Taumel der Freude entflohn,
Ein Mädchen ganz einsam und freudenlos steht
Und spricht wohl der Liebe gar Hohn?

Ihr Auge glänzt klar wie ein Ätherfeld,
Wie fließendes Gold ihr Haar,
Und wie die Sonne am Himmelsgezelt
Strahlt sie durch der Mädchen Schar;
Drum suchte manch fröhlicher Bursche sein Glück —
Und bot ihr die Hand zum Reihn,
Doch alle, die kamen, die wies sie zurück,
Blieb störrischen Sinnes allein.

Doch sieh! Durch die wogende Menge wallt
Ein Jüngling mit lockigtem Haar,
Die Kraft aus dem blühenden Antlitz strahlt,
Schön ist er, wie keiner noch war.
Er wandelt, von keinem der Hirten gekannt,
Zum sinnenden Mädchen dahin,
Und beut ihr zum wirbelndem Reigen die Hand
Mit zärtlichem Worte und Sinn.

Sie blickt ihm ins Auge, es glänzt so mild,
Erweicht ist ihr störrisch Gemüt;
Die Stirne entwölkt sich, der Gram ist gestillt,
Ihr Herz nur von Liebe durchglüht.
Er hält sie umschlungen mit kräftigem Arm,
Sie schmiegt sich so zärtlich an ihn,

Er faßt sie so innig, er hält sie so warm,
Sie schweben im Fluge dahin.

Auf Schwingen des Sturmes enteilet ihr Tritt,
Wie Feuer so wallet ihr Blut,
Es lodert mit jeglichem Schwunge und Schritt,
Erneuert die Liebesglut.
In weiterem und weiterem Kreise dreht
Der Jüngling die liebende Braut,
Indes ihr Blick nach dem seinen nur späht,
Das Bild des Geliebten nur schaut.

Doch sieh! er entschwebt mit ihr sturmbeschwingt
Zum flutenden Uferrand,
Ihr schwindelt, ihr graut, mit Macht umschlingt
Ihr Auge ein Nebelband.
Sein Blick glänzt in feuriger Zärtlichkeit, —
Zu Eis erstarret ihr Blut, —
Mit Kraft umschließt er die zagende Maid —
Und senkt sich mit ihr in die Flut.

Wohl mancher, der einst von dem Mädchen gewußt,
Fragt oft noch, wohin sie wohl kam?
Sie ruht an des liebenden Wassermanns Brust,
Als Braut an dem Bräutigam;
Dort unten im wogenden Wasserpfühl
Fand sie erst des Friedens Port;
Dort steht ihr Brautkämmerlein still und kühl,
Dort liebt sie nun ewig fort.

Die Wellen rauschen das Brautlied ihr zu,
Die Fluren rings stimmen mit ein;
Zwei Schwäne segeln in seliger Ruh,
Zwei Rosen blühen im Hain,
Zwei Täubchen girren am Zweig, von der Nacht
Der schattenden Linde umwallt;
Die schon seit Jahren in riesiger Pracht
Im klaren Strome sich malt.

Heinrich Frauenlob.

In Mainz ist's öd und stille, die Straßen wüst und leer,
Nur Schmerzgestalten ziehen im Trau'rgewand umher,
Nur Glockentöne schwirren gar bange durch die Luft,
Nur eine Straße füllt sich, und die führt in die Gruft.

Und wie der Ruf vom Turme verklingt in leisem Flug,
Da naht dem heil'gen Dome ein stiller, ernster Zug,
Viel Männer, Greis' und Kinder, der Frauen holde Zahl
Jedwed' im Auge Tränen, im Busen herbe Qual.

Sechs Jungfraun in der Mitte, die tragen Sarg und Bahr'
Und nahn mit dumpfem Liede dem reichen Hochaltar.
Der gibt statt Heil'genbilder der Menschheit Wappen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenschwarzem Grund.

Auf schwarzem Sargtuch ruhet ein frisches Lorbeerreis,
Die grüne Sängerkrone, der hohen Lieder Preis,
Und eine goldne Harfe, die lispelt leis und lind,
Die Saiten beben trauernd, durchweht von Abendwind.

Wer ruht wohl in dem Sarge, von Todeshand erfaßt?
Starb euch ein lieber König, daß alt und jung erblaßt?
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehrt noch in dem Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himmelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis der Frauen klang einst sein heilig Lied.
Drum, ist auch welk die Hülle und kalt der Sängersmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende getan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das noch am Sarge wacht,
Sei klanglos auch die Harfe, von Trauerflor umhüllt,
Es klingen doch die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

Drum auf! ihr deutschen Sänger, die Harfen frisch gestimmt!
Bevor der Lenz verblühet, bevor der Tag verglimmt!
Und liebt ihr süße Minne, liebt ihr manch Lorbeerreis,
Singt Schönheit und singt Tugend, singt deutscher Frauen Preis!

Der Bardenfels.

Ballade.

Es ſteht ein Fels am Meeresſtrand,
Der blickt ſo ernſt ins weite Land,
Ein heil'ger Wächter ſteht er da,
Dem Nahen fern, dem Fernen nah
Und weiſt mit ſeiner Stirne kühn
Zum Dome ſeines Schöpfers hin.

Hoch oben auf dem Gipfel ſteht,
Von Gottes Allmachtshauch umweht,
Gekrönt mit friſchem Lorbeerreis,
Ein ernſter hehrer Sängergreis.
Der hält die Harfe in der Hand
Und blickt hinab ins weite Land
Und blickt empor zum Himmelsplan
Und wieder in die Wogenbahn
Und blicket in des Feuers Giſcht,
Das lodernd ihm zur Seite ziſcht,
Ins weite Tal herniederſtrahlt
In hoher Würde die Geſtalt.
Ein ruhig ſchönes Heil'genbild
So hold und ernſt, ſo hehr und mild,
Voll Anmut und voll Majeſtät,
Und wie ein Frühlingswölkchen weht
Des Barts und Hauptes Silberſtrom
Hinaus in den azurnen Dom.

Jetzt rollt der Zeiten ernſter Lauf
Vor ſeinem innren Blick ſich auf,
Er ſieht manch Bild, ſo klar und ſchön
Manch teures Weſen vor ſich ſtehn,
Sieht ſich vor allen Sängern reich
So kräftig kühn, ſo mild und weich;
Die Kunſt reicht ihm den ſchönſten Kranz,
Die Liebe ſtrahlt im ſchönſten Glanz,
Und ſchützend führt das Leben ihn
Zum Tempel ew'gen Ruhmes hin. —
O ſchöner Traum! Du blühſt nicht mehr,

Das Herz ist welk und freudenleer,
Des Auges Glut, der Sehnen Kraft,
Ist nun erloschen und erschlafft,
Gelöst der Seele Flammenbrand
Wie ein Vulkan, der ausgebrannt.

So denkt der hehre Sängergreis
Und reißt vom Haupt das Lorbeerreis.
Und blickt zur Harfe traurig hin
Und kränzt sie mit dem frischen Grün.

„Hab Dank, du freundlicher Kumpan,
Nur du bliebst treu dem greisen Mann.
Du sangst mit mir der Liebe Lust,
Mein Bild sangst du in manche Brust;
Hast mir manch Freudenherz erjagt,
Mit mir geweint, mit mir geklagt.

Hast mitgesiegt in manchem Streit,
Hast manche Freundesbrust erfreut
Und bliebst allein dem greisen Mann;
Hab Dank du treuer Leidskumpan,
Dein Tagwerk hast du nun vollbracht,
Die Lieben drückt des Grabes Nacht,
Zerronnen ist des Lebens Meer,
Die Welt ist wüst und tatenleer;
Von Frieden träumen sie zumal,
Und träger Fried' ist überall
Der mag wohl sein im Grabe gut,
Im Leben doch verdirbt er's Blut,
Drum gibt es für uns beide nun
In dieser Welt nichts mehr zu tun."

Er faßt der Harfe festen Schaft
Und schwingt sie mit der letzten Kraft;
Sie fliegt empor zum Himmelsknauf
Hell sausend durch die Luft hinauf;
Jetzt ist sie nur ein Punkt zu sehn,
Jetzt kann kein Blick sie mehr erspähn. —
Noch blickt der Greis ins Himmelszelt;

Da ſieht am blauen Ätherfeld
Er mild ein Roſenwölkchen glühn,
Das neigt ſich ſanft zur Erde hin;
Und ſiehe da! inmitten glänzt
Die blanke Harfe friſch bekränzt,
Es ſtreift in leiſen Harmonien —
Ein Zephir durch die Saiten hin.

Der Alte doch mit kaltem Blut
Schürt neu empor der Flamme Glut;
Er faßt und wirft mit feſter Hand
Die Harfe in des Feuers Brand. —
Es ziſcht empor und flackert wild,
Doch aus dem Saitenſpiele quillt
Es löſchend in des Feuers Schoß:
Es löſt ſich jede Träne los,
Die auf die Harfe er geweint;
Und löſcht und dämpft den Flammenfeind.
Der Greis mit ungebeugtem Mut
Sieht nieder in die Meeresflut
Und ſchleudert in des Waſſers Grab
Die Harfe kalten Bluts hinab.
Es ſchäumt und brauſt der Wellenplan,
Sinkt höllentief, ſteigt himmelan;
Die Harfe doch ſchwimmt auf dem Meer,
Wie Amphitritens Kahn einher,
Und ſanft ans weiche Ufer grün
Spielt koſend ſie die Welle hin.

„Und wahrt dich nicht des Feuers Glut,
Der Himmel und des Meeres Flut,
So magſt du denn im kühlen Schrein
Der Erde wohl geborgen ſein.
Hier, wo im ſüßen Schlummer nun
Die Lieben unſer harrend ruhn. —“
Und in den Fels gräbt er ein Grab,
Verſenkt die Harfe tief hinab
Und wallt mit letztem Sonnenſtrahl
Hinab ins ſtille Friedenstal.

Und als die Lerche wieder schlägt,
Die Flur ihr grünes Brautkleid trägt
Und alles sprießt und alles keimt
Und froh die Lebensquelle schäumt,
Das Veilchen wieder lieblich blüht
Und hell der erste Lenztag glüht,
Begrüßt vom muntern Waldeschor;
Da klimmt zum schroffen Fels empor
Mit festem Schritt der Sängersmann
Und als er kam den Fels hinan,
Da war rings alles Lenz und Lust —
Lenz ward es auch in seiner Brust —
Und sieh, vom Frühlingsstrahl umglüht,
Stand aus dem Erdengrab erblüht
Die Harfe da in hellem Glanz,
Geschmückt mit frischem Lorbeerkranz.

Da blinkt sein Auge tränenklar,
Der Fels wird ihm zum Dankaltar,
Er faßt die Harfe innig an
Und singt und singt zu Gott hinan,
Singt von beglückter Friedensflur,
Von Liebe, Lenz und von Natur
Und singet froh in süßem Drang,
Und all sein Leben wird Gesang
Und manchen Jüngling höht sein Lied
Und manchen Greis verjüngt sein Lied
Und mancher sinkt in sel'ger Lust
Dem Barden an die Freundesbrust.

Einst in des Morgens Purpurpracht
Als rings das Leben auferwacht,
Da war's der Sängergreis allein,
Den nicht erweckt der Sonne Schein;
Ob auch ihr Strahl ihn glühend traf,
Er wacht nicht auf aus starrem Schlaf.
Auf jenes Felsendomes Höhn
Sieht man den bleichen Barden stehn;
Des Götterſegens schönstes Pfand

Die Harfe hält er in der Hand
Und einem Steingebilde gleich,
Steht er so ernst, so kalt und bleich
Zur Sonne blickt sein Angesicht,
Er aber schweigt und regt sich nicht;
Denn ausgesungen hat er nun
Und nach dem Singen will er ruhn.
Die Harfe doch, so traurig bang
Stimmt dankbar seinen Grabgesang.
Und durch die Saiten leis und lind
Weht klagevoll der Morgenwind.

Im Freien.

Komm, Mädchen, mit mir Hand in Hand
Dahin zum schatt'gen Blumenstrand,
Dort weht so linde Frühlingsluft
Und hauchet süßen Balsamduft.

Es murmelt traut der nahe Quell,
Es drückt sich liebend Well' an Well',
Am Strand ein junges Blümchen keimt,
An welches mild das Bächlein schäumt.

Dort girren Täubchen sonder Rast
Auf schattig kühnem Eichenast,
Es scheint, als ob sie wechselweis
Sich stritten um der Liebe Preis.

Sieh! wie sich alles freudig regt,
Doch wenn die Scheidestund' uns schlägt,
Ist alles traurig, still und ach! —
Es schweigen Tauben, Luft und Bach.

Träumen und Wachen.

Wenn ich Liebchen heiß umfange,
Aug' und Mund nur Liebe spricht,
Tönt des Herzens Ruf so bange,
„Täuscht ein eitler Traum dich nicht?" —

Doch die Stunde hör' ich schlagen
Wo der Trennung-Ruf gebeut,
Und im Herzen hör' ich's sagen:
„Träumer, es war Wirklichkeit!"

Mild in Schlummer eingewieget
Wähn' ich mich an ihrer Brust,
Denn es tönt der Ruf: „Nun trüget
Dich kein Traum in deiner Lust."

Doch des Schlummers Bilder schwinden;
Liebchen ach! ist auch dahin,
Und die Stimme hör' ich künden:
„Traumbild war's, was dir erschien."

Und so sitz' ich denn im Trüben,
Bis die Zeit es einst enthüllt:
Ob wohl Wirklichkeit mein Lieben
Oder bloß ein Traumgebild?! —

Lied.

Bring mir, Knabe, Pfeif' und Knaster,
Bring mir Feuer auch,
Will einmal des Tages Sorgen
Schlagen in den Rauch,
Denken des verblühten Lenzes,
Sinnen dies und das,
Warum Liebe oft so kräftig,
Oft so schwach wie Glas? —

Wie so rot und immer röter,
Wie so heiß die Glut,
Also in sich selbst verglühend
Flammt der Liebesmut;
Aber wie sie sinkt in Asche
Und aufqualmt in Rauch,
So ist auch verglühte Liebe
Staub und loser Hauch.

Doch woher dies ſchnelle Zünden
Und dies heiße Glühn? —
Und der Flamme ſchnelles Ende
Und des Rauches Fliehn? —
Knabe nimm die Pfeife wieder,
Diesmal will's nicht gehn;
Will's ein andermal durchſinnen
Ob ich's mag erſpähn?

Illyrien.

Wie hehr und ſchön die Fluren all zu ſchauen!
Sei mir geprieſen, herrlich Friedensland!
Seid mir willkommen, längſtbekannte Auen!
Sei mir gegrüßt, mein ſüßes Vaterland!
Du heil'ger Boden voll Geſchmeid und Segen,
Auf dem das Kind zum erſtenmal gekniet,
Und dem aus fremdem, fernem Land entgegen
Des Jünglings Lied und tiefſte Sehnſucht glüht!

Wie ſchön biſt du! Hier ſanft und milde glänzend,
Wie eine Braut, die rings auf Blumen ruht,
Das Haupt mit Perl' und Roſe ſich bekränzend,
Und ſpiegelnd ſich in reiner Quellen Flut.
Wie groß biſt du! Dort ſtrahlſt du furchtbar prächtig,
Ein rieſ'ger Recke nach erſiegter Schlacht,
Gewaltig erzumpanzert, grimm und mächtig,
Voll Schauern und voll Ernſt und doch voll Pracht.

Und ſiehſt du dort geſchmückt mit blanker Krone
Im Purpurmantel all die Kön'ge ſtehn?
Sieh: deine Berg' im Morgenrot der Sonne
Und deine Burgen ſchimmernd auf den Höhn!
Dort ſeh ich nahn der Vorzeit hohe Weſen,
Der Fittich ihres Geiſt's umweht mich lind
Und führt mich hin, in Bild und Form zu leſen:
Was ſie einſt waren und was wir nun ſind! — —

Was woget dort? Iſt's See, iſt's Land zu nennen?
Jetzt ſegeln Schwäne durch die blaue Flut;
Doch bald tönt drin das Hifthorn, Rüden rennen,
Wo erſt die Welle, wogt nun Ährenflut.
In jener Grotte unterm Bergesſchilde
Dort waltet der Natur geheime Kraft,
Sie bildet nach die eigenen Gebilde,
Und bildet nach, was Menſchenkunſt erſchafft. —

Es ſtampft gewalt'ger Hämmer dumpf Getümmel,
Und durch die Bergſchlucht widerhallt es fern,
Aufſprühen Funk' und Aſche gegen Himmel —
Und über alles weht der Geiſt des Herrn.
Die Rebe blickt von jenen Sonnenhügeln
Auf Wieſenſamt und Segensfelder hin,
Und mild in hundert Silberquellen ſpiegeln
Orangenhaine ſich mit dunklem Grün.

Dort rauſchet Adria in grünen Wogen
Und ſchäumt und brauſt zum Blütenſtrand hinan,
Und Schätze bringend, fordernd, kömmt gezogen
Manch' bunte Flagg' auf reger Wellenbahn.
Und Menſchen ſtehn am blühnden Strand und ſchauen
Und ahnen, faſſen dich: Unendlichkeit!
Und ſehn nun ebne Flut, nun Wettergrauen
Und ſehn das Leben und verſtehn die Zeit.

Von dort, wo Alp' an Alp' im Wellenbande
Mit eiſ'gem Haupt aufragt zum Himmelsdom,
Bis zu des Meeres ſchaumbeſpültem Strande
Und bis zu deiner Marken blauem Strom,
O ſchönes Land, allüberall blüht Leben,
Allüberall blüht Segen, Kraft und Recht,
Da lebt, Gott und dem Fürſten treu ergeben,
In alter Sitt' ein kräftiges Geſchlecht.

Sei mir gegrüßt, Land meiner ſchönſten Träume,
Land, das mir Leben, Lied und Liebe gab,
Das liebend rührte meines Lenzes Keime,
Wie meine Wiege, ſei du auch mein Grab.

O decke mich dereinſt mit deinem Schilde,
Wenn mir gefallen alles ird'ſche Los,
Denn ſieh! es ſchläft ſo ſanft und ruht ſo milde
Das tote Kind in ſeiner Mutter Schoß.

Schloß Wartenberg.

1570.

Auf einem Hügel im Krainerland
Allnächtlich ein junger Ritter ſtand,
Still ſtand er da wie ein Marmorbild
Und lauſcht' in ſeinen Mantel gehüllt.
Doch ſtand und harrt' er nicht lang allein
Bald fand noch eine Geſtalt ſich ein.

Ob auch der Sturmwind grimmig und graus,
Doch liſcht der beiden Leitſtern nicht aus;
Faßt ſie der Froſt mit eiſigem Arm,
Doch gibt's noch ein Plätzchen ſtill und warm;
Erloſch auch Monden- und Sternenlicht
Sie fehlen den Weg zum Hügel doch nicht.

Und mancher, der nachts vorübergeht
Und noch die Liebe nicht kennt und verſteht,
Sieht er die beiden Geſtalten ſtehn
Glaubt ſchier ein Geiſterpaar zu ſehn.
Doch einſt, ob der Mond auch licht und klar,
Nie kam, nie ſah man wieder das Paar.

Doch auf dem Hügel hebt ſich ein Schloß
Mit Mauern und Türmen blank und groß;
Der Lieb' und Erinnerung iſt's gebaut,
Drin hauſt der Junker mit ſeiner Braut,
Und weil er des Liebchens hier wartend ſtand,
Drum hat er es Wartenberg genannt.

Glück auf! und Heil nun ſei jedem gebracht,
Dem manch ſolches Plätzchen entgegenlacht.
Manch Plätzchen, ſo ſelig, traut und ſchön
Mag eben auch kein Schlößchen dort ſtehn;

Dann ſetzt einen Stein nur ein jeder hin,
Kein Fleckchen Erde verbliebe grün.

Der Bergknappe.

Ein Bergknapp' fuhr oft wohl hinab in den Schacht
Und hämmert' und pochte ſo manche Nacht,
Doch was er des Goldes auch fördert hinan,
Iſt leider! für fremdes Gelüſt nur getan.

Der Bergmann war fromm, der Bergmann war gut
Und hing an ſei'm Weibchen mit Leben und Blut;
Auch hat ihm der Himmel drei Kindlein beſchert,
Die mehr noch als Gold und Karfunkel ihm wert.

Doch fluchen, das konnt' er, wie's einer nur kann,
Stets ſetzte er fluchend den Spaten an,
Und wär' er erhört, längſt wäre zerſchellt
In Scherben und Splitter gegangen die Welt.

Einſt ſchaufelt' er wieder wohl her und hin,
Doch ſchweigenden Mundes mit bangem Sinn:
Er denket an Weibchen und Kinder zu Haus
Wie ſie nun ſchier darben beim kärglichen Schmaus.

Und wie er ſo ſinnt mit fröſtelndem Blut,
Und wie er ſo ſchaufelt mit ängſtigem Mut,
Da rauſcht es urplötzlich an ihm vorbei,
Als ob die Erde geborſten ſei.

Ein Männlein erblickt er, ſo klein und zart,
Die Augen Rubin, ſmaragden der Bart,
Das Haar auf dem Haupte von funkelndem Gold,
Das winkt ihm gar freundlich und lächelt ihm hold.

Es winket das Zwerglein mit winziger Hand
Und weiſt ihm auf eine funkelnde Wand;
Da ſieht er nur Gold gar ſchimmernd und rein
Und Silber und blitzendes Edelgeſtein.

Es glotzet der Bergmann mit trunkenem Sinn
Aufs Männlein bald und auf die Wand bald hin,
Da fährt der gespenstige Zwerg in den Sack
Und reicht ihm die Dose mit Schnupftabak.

„Potz Sapperment! also schnupft ihr, mein Freund?
Beim Teufel! der Tabak ist gut, wie mir's scheint."
Und husch! bevor noch gesprochen dies Wort,
War auch schon das drollige Männlein fort.*)

Die Priese, die hält er wohl noch in der Hand,
Doch Männlein und Goldschatz und Dose entschwand;
Da starrt er und glotzt er mit blödem Sinn
Noch auf die verteufelte Stelle hin.

Es wird ihm gar übel und schaurig zumut;
Pah! Weibchen und Kind und verlorenes Gut!
Da schimpft er und flucht er drauf los als ein Mann:
Daß er doch das Fluchen nicht lassen kann.

Ein Märchen aus Franzensbad.

Im alten Böhmen liegt ein Tal,
Nur selten erfüllt vom Sonnenstrahl,
Darüber gespenstergleich die bleichen
Unheimlichen Wolkenfratzen schleichen.
Geflötz und Schlacken umborden die Säume,
Waldschatten dämmern in dunkle Träume,
Es zischelt der Wasserneck im Rohre,
Gefeite Quellen rieseln im Moore,
Sie schleudern empor kristallne Blasen,
Spielbälle der Elfenkinder im Rasen.
Es weht mich an wie Märchenluft,
Uralte Sagen enttaumeln der Gruft,
Lebendig wandeln die Fabelwesen,
Davon ich in Kinderbüchern gelesen.
Ein Hexenkessel ist rings das Tal,

*) Die Berggeister können nach der gemeinen Sage das Fluchen nicht vertragen.

Draus brodeln betäubende Dämpfe fahl,
Qualmſchlingen wollen die Hirne knebeln,
Die klugſten wallen ſelbſt in Nebeln.
Die einen beten Neptunum an,
Die andern ſchwärmen: Allvater Vulkan!
Die Steine ſelber ziehn Grimaſſen.
Rings liegen zerſtreut baſalt'ne Säulen,
Granitne Blöcke, Schieferzeilen,
Wie Zaubergerät, das liegen gelaſſen.
Da treibt ſich als Hofſtaat durcheinander
Sumpfotter und fleckiger Salamander;
In ſeltſam Getier verzaubert heute
Sind's Prinzen vielleicht und anſtändige Leute.

Indes ich ſo fabulir' o wehe,
Bin ſelbſt ich verhext, eh' ich's verſehe!
Ein grün Laubfröſchlein ward ich ſchier
Und mancher gute Genoſſe mit mir,
Da heißt's am Morgen ſein Waſſer ſchlucken
Dann wieder ins Waſſerlein badend ducken;
Und daß ſich Wechſel hold erwieſe,
Des Abends dann hüpfen über die Wieſe;
Es gurgelt und quakt ſich unverdroſſen
Im Chore lieber Geſchicksgenoſſen.
O könnt' ich auch den deutſchen Gründen
Prophetiſch ſonniges Wetter künden! —
Doch hielt ich's noch für Schickſalsſegen,
So reinlich ſaubern Haushalt zu pflegen.
Ach! eines Tages mein grünes Fell
Ward plötzlich braun und fleckig grell;
Ein Ruf gebot: „Als Unke bohre
Dich tauchend ein im ſchwarzen Moore!"
Drauf ſank ich in das Schlammrevier,
Die nicht mehr grünen Gefährten mit mir
Altmeiſters Liedlein ſtöhnend hohl:
„Uns iſt ganz kannibaliſch wohl!"

Da ſchwebt in lichten Wolken herbei
Aus Landen fern und unbekannt,

Holdſelig eine wohltätige Fei,
Geneſung von den meiſten genannt.
In Lüften ſcholl's: Ihr ſeid nun frei!
Euch hat der böſe Zauberer Schmerz
Gebannt in Ketten, die ſtärker als Erz,
Zum Keſſel, wo ſeine Muhmen brauen;
Mein Stab hat eure Bande zerhauen!
Zieht hin nach Süden nun und Norden,
Was einſt ihr war't, ſeid ihr wieder geworden.
Sieh, der Verhüllung entſtiegen kamen
Anſtändige Leute, Prinzen ſogar,
Der Diplomat, der Mönch im Talar,
Anmutige Kinder und liebliche Damen.
Da iſt ein ritterlich kühner Degen,
Mitkämp' einſt deutſchem Waffenſegen,
Ein jüngrer Krieger dann, dem Kränze
Wohl bringen ſpätere Waffentänze.
Ein edler Arzt, der in ſich zog
Das Gift, das er fremder Wunde entſog;
Ein Richter, dem der Wage Schweben,
Das Herz nur, nie die Hand macht beben;
Ein Mann, der treuer Scholle hold
Schön wühlend in reichem Ährengold;
Ein Redner vom tollen Jugendreigen,
Ein Stiller, der Weisheit ſucht im Schweigen;
Ein Lehrer, wie herrlich wird er ſäen,
Der vieler Menſchen Städte geſehen!
Ein Dichter auch, der in Luſt ſich ſonnte,
Wenn deutſche Herzen er rühren konnte.
Da klingt Mundart der Donaulande
Redeweiſe vom Elb- und Saaleſtrande;
Als ſei noch nicht zu End' die Fabel,
Gibt's hier ein kleines deutſches Babel.
Sie könnten dem böſen Zaub'rer nicht zürnen,
Der aus dem Sand, von Alpenfirnen
Sie alle ſo ſchön zuſammengebracht;
Das hat der Böſe nicht bös gemacht,
Drum flammt ihr Dank nicht allzubrünſtig

Der guten Fee, so mild und günstig
Weil sie zuerst ans Scheiden gedacht.

Sie aber lächelt immer hold,
Zu reich für Lohn, denn Dank ist Sold;
Ihr Scheideruf selbst ist noch Segen,
Er will vereinen auf fernsten Wegen.

Der dieses Lied zum Abschied sang,
Zieht bald sein heimisch Tal entlang
Im grünen Kleid durch den grünen Wald
Und pfeift auf grünem Blatt, daß es schallt!
Die Luft trägt weiter den Schall vielleicht,
Wohl gar, daß er euer Ohr erreicht,
Ihr kennt den Ton und den, der sang;
O blieb' ein Märchenzauber der Klang!
Ihr wisset dann, was der Ruf mag meinen:
Die Fernen will er im Geist vereinen.

Mit meiner Silhouette.

(Stammbuchblatt für Emma von Arbter.)

Schwarz ist sonst der Trauer Farbe, schwarz des Mönchs Entsagungskleid,
Schwarz die wetterschwere Wolke, schwarzen Flor trägt Witwenkleid,
Negersklav' und Schornsteinfeger zeigen dir ein schwarz Gesicht,
Kurz der Farben allerschönste scheint die schwarze eben nicht.

Aber sieh, wie hier die Freundschaft wundervoll zu zaubern weiß!
Kaum beleuchtet ihre Fackel deiner schwarzen Bilder Kreis,
Glänzen sie voll Farb' und Ausdruck, so lebendig, frisch und licht —
Mög' ein Strahl von solcher Fackel fallen stets auf dies Gesicht!

König Rudolf von Böhmen.

„Reich her mir den Quadranten, schraub fest den Sektor an;
Wie rein ob unserm Scheitel glänzt der Aldebaran! —
Kein einzig Wölkchen hemmet der Forschung freien Lauf,
Am mitternächt'gen Himmel glühn hell die Sterne auf. —

Wie bin ich doppelselig in meinem Doppelreich,
Da oben und da unten im schönen Böhmerreich,
Mit Triften und mit Bergen, mit Stadt und Burg besät,
Mit Volk, der stärksten Mauer, die meinen Thron umsteht!

Und — käm auch eine Stunde, (doch die ist wahrlich fern)
Wo feindlich Trift und Auen dem angebornen Herrn,
Wo Stadt und Burg in Aufruhr vom Throne mich verstieß',
Dies Reich dort bei den Sternen, — dies bleibt mir doch gewiß! —

Und wenn sie mir all' entrissen, (mein Böhmen wird es nie!)
Bleibt mir das Reich der Sterne, und nie erlöschen die! —
Bleibt mir doch unverbrüchlich der Himmelszeichen Macht,
Der Themis Wag' und Zepter, des Kronenreifes Pracht."

Die Worte, freundlich lächelnd, in seinem Schloß zu Prag,
Rudolf, der Böhmenkönig, zu seinem Kepler sprach,
Und drückt die Hand ihm freudig und schaut ihm ins Gesicht:
„Und wenn mich all' verließen; — mein Prag verläßt mich nicht."

Der Astronom bescheiden sich an sein Fernrohr stellt,
Als läg mit tausend Blättern ein Buch ihm aufgehellt;
Der König, ihm zur Seite, blickt längs des Schlosses Wand
Durch hohe Bogenfenster hinunter auf sein Land.

Kein Laut in all' den Straßen, wiewohl der Morgen graut,
Und bleicher schon, wie scheidend, manch Sternlein niederschaut,
Stumm liegt ein dumpfes Brüten auf Hütten und Palast,
Als hätte unheilschwanger ein Zauber all' gefaßt.

Wo sonst ein reg' Gewimmel durch Markt und Straßen wühlt,
's ist heut', als ob ein Schauder sie alle ferne hielt, —
Als ob ein Werk im Anzug, ein Werk der Mitternacht,
Dem sich das Aug' verschließet, bis es die Faust vollbracht.

Dem König jedes Lächeln von Lipp' und Wange flieht,
Bis daß er ernst und ernster hinweg vom Fenster tritt,
Ein allgewalt'ger Schauer läuft leis' ihm übers Herz,
Er kann ihn nicht bezwingen, blickt er auch sternenwärts.

Da wird ein dumpf Gemurmel, fernrollend, laut und wach,
Da schallt es tönend, klirrend, ans fürstliche Gemach.
Es ist just wie ein Brausen, wie wenn die Elb' empört
Mit hochgeschwollnen Fluten aus Damm und Ufer fährt.

Und Angel knarrt an Angel im fürstlichen Palast,
Bis daß ein treuer Diener einstürzt in voller Hast:
„Herr, Herr! Du bist verloren! Da du nach Sternen siehst,
Dein ganzes Reich Matthias als seinen König grüßt!"

Und immer nah'res Lärmen erstickte jeden Ton,
Rudolf hört's unten brausen vor seinem Schlosse schon.
„Sprich nur! Woher der Aufruhr, wer hat ihn mir erregt?
Ist's meines Bruders Kriegsvolk, das hell die Trommel schlägt?

Dann reich mir Helm und Panzer und auch mein gutes Schwert,
Hass' ich gleich alles Streiten — dies Reich ist streitenswert."
„O Herr, von Euerm Bruder lärmt so das Kriegsvolk nicht!"
„Um Gott, so sag mir schleunig, wer sonst die Treu' mir bricht?

Lausitzer wohl und Mährer? Gib Antwort! Ist's nicht so?
Wie, oder Volk aus Schlesien, stets wandelbar und roh?"
„Herr, Herr! nicht Volk aus Mähren noch auch vom Schlesierland."
„Herr Christ! doch nicht von Böhmen?" — „Ihr habt das Wort genannt."

„Du träumst! — und doch — wenn's Böhmen im äußersten Gemark,
Im Fichtel oder Walde sich dieser Aufruhr barg!
O sprich, aus welchen Kreisen das Volk die Treue bricht!
Nur eine Stadt (ich bebe) nur eine nenne nicht!"

„Ich kann's Euch nicht verbergen! O rettet, rettet Euch,
Den Aufstand hat geboren das Herz vom Böhmerreich,
Das Volk wählt Euren Bruder, für Euch, o König blind."
„Prag" — — „Prag?! O meine Tochter, du ungeratenes Kind!"

Der König ruft's, ihm schwindelt, sinkt Keplern an die Brust,
Dem gleitet aus dem Auge 'ne Träne unbewußt!
Der König hebt sein Auge, schaut nochmal auf die Stadt,
Die just der Sonnenaufgang reich übergüldet hat!

Und blickt in seinem Schmerze, blickt hin auf sie entzückt:
„Vergeb' dir Gott, auf daß dich mein Bruder mehr beglückt,
Daß du Matthias treuer als seinem Bruder bist,
Der dich zum letzten Male als König jetzt begrüßt."

Da öffnet sich die Türe, da tritt der Bruder ein,
Und draußen stürmt der Haufen: „Er soll unser König sein!"
Rudolfus aber — nochmal schaut auf sein Prag er hin;
Zerdrückt die Trän' im Auge, und reicht die Kron' ihm hin.

An die Königin Marie von Neapel.*)

Vom Himmel fallen schon die Silberflocken,
Aus Wolken eine Hand begrenzt das Grün
Der Tannen, daß zum Klang der Christtagglocken
Sie voll der weißen Weihnachtsblumen blühn.

Die heil'ge Zeit ist's, wo die Hand der Liebe
Zum Zauberschatze weiht selbst holden Tand;
Sie rastet nicht, bis sie im Marktgetriebe
Ein Pfand für jedes ihrer Lieben fand.

Sie denkt, o Herrin, dein bei solcher Feier,
Denn Lieb' ist der Bewundrung Schwester ja,
Und deutsche Fraun des deutschen Landes Steier
Sie stünden gern in Huldigung dir nah:

Zu schmücken deinen Christbaum in der Ferne,
Der, statt als Tanne, ragt als Lorbeerstrauch,
Denn Lorbeer grünt im Glanz der Südenssterne,
Er ziemt, o Heldin, deinem Ruhm wohl auch.

---

*) Dieses Gedicht bildet das Begleitschreiben zu einem Weihnachtsangebinde, das Buch von der „Nachfolge Christi" in prachtvoller Ausstattung, welche zweiundzwanzig edle Damen aus Graz Ihrer Majestät der Königin übersendet haben.

Was böten wir? — Kein ird'scher Warenspeicher
Erschließt die Gabe, dein, o Fürstin wert;
Es sei ein Gut viel edler, heil'ger, reicher,
Das aus der Höhe stammt, zur Höhe kehrt!

Sieh hier dies Buch, — o Stolz der Königinnen,
Dir zeigt's ein unverlierbar Gottesreich.
Die Glaubensburg mit unbezwingbar'n Zinnen!
Dir Heldin, reicht's das Schwert des Herrn zugleich!

O Märtyrin, dich grüßt's wie kühle Auen
Mit Palmenfächeln immer grün und neu!
Sein Kreuz erglänzt dir, Zierde deutscher Frauen,
Als heil'ges Siegel ew'ger Lieb' und Treu!

„Nachfolge Christi!" Mag sie dich begleiten
Zur Höh' des Thrones, den dein Bild verklärt,
Das als ein leuchtend Vorbild aller Zeiten
Nachfolg' Mariens uns so schön gelehrt!

Für einen Rompilger.

Fern im Lande Steier
Traf mich deiner Leier
Inhaltsschwerer Gruß;
Fast möcht' ich's beklagen,
Daß in grünen Hagen
Jetzt ich weilen muß;

Wo dein Wunsch und Hoffen
Nur mein Herz dir offen
Sonst kein Echo fand;
Waldesfeen und Elfen
Nicht ans Ziel uns helfen
Nicht im Amt bekannt.

Doch wenn bald ich kehre
Nach dem Häusermeere
Dort am Donaustrom*),

*) Wien.

Gern mit warmem Worte
An die rechte Pforte
Poch' ich für dein Rom.

Jenes Rom, das echte,
Das die hehren Mächte
Weihten ew'ger Kunst;
Heilig ward's gesprochen,
Heilig ungebrochen
Blieb's durch Musengunst.

Daß dein Sohn es schaue
Dran den Geist erbaue,
Bis er selbst einst baut;
Nicht soll's ihn beirren,
Sieht er Gaukler schwirren
Um die Götterbraut.

Rein in lauterm Sinne
Trag er ihre Minne,
Wenn sein Werk er schafft;
Aufwärts soll es streben,
Sich und uns erheben,
Schönheit sein und Kraft!

Doch vor allem andern
Früher kommt das Wandern
Bittre Scheidestund'!
Daß er heim einst kehre
Sich und dir zur Ehre,
Leib und Geist gesund.

Zeitklänge.

(Im Sommer 1870.)

I.

Hoch auf dem Eisendraht am Schienengleise
Ein Vöglein sitzt. Wohin den Blick es wende,
Krönt Gottessegen reich den Fleiß der Hände;
Und heller, freud'ger trillert's seine Weise.

Da wogt die Saat im grünen Wälderkreiſe,
Dort trägt der Rhein zum Meer die edle Spende,
Hier fließt das duft'ge Gold vom Rebgelände
Wohl klingt ſein Lied ſolch ſonn'gen Gaun zum Preiſe.

Das Vöglein ahnt nicht, daß zu ſeinen Füßen
Im Draht, unhörbar, Unheilsworte rauſchen,
Die bald empor als Sturmgewölk hier ſteigen;

Nicht wäre ſonſt ſein Lied ſolch jubelnd Grüßen!
Denn, könnt' es jenen Sturmesboten lauſchen,
Sein Haupt in Trauer müßt' es ſchweigend neigen.

II.

Du hörſt nicht, wie's im Wort ſchon vorgewittert,
O Sänger auf dem Telegraphendrahte,
Wie mit der Untat prunkt der Diplomate,
Das Vätererb' um neuen Raub verſplittert;

Wie ſchnöde Ländergier, die Beute wittert,
Sich ſonnt im Treubruch, mäſtet im Verrate;
Wie Schelmenrat mitſtimmt im Fürſtenrate,
Vor Unrecht nicht, vor größerm Schelm nur zittert.

Wie jener ruft: „Du lügſt, bei meinem Eide!"
Und dieſer drauf: „Du Lügner ſelbſt!" entgegnet,
Doch jetzt zuerſt die Wahrheit ſprechen beide.

O Sänger, wie ich faſt dein Lied dir neide,
Das fromm ſich wiegt im Äther gottgeſegnet,
Nichts ahnend von ſo ungeheurem Leide.

III.

Doch nein, o nein! — Wie arg das Leid auch wäre,
Ob um die Wipfel Nebeldünſte jagen,
Die Sumpfluft auf den Höhn ſoll nicht verklagen
Das Tal und ſeines Stromes Wellenklare.

Im Tal, bei schlichtem Volke, will ich fragen
Nach Rettern, nach den Rächern deutscher Ehre:
Ha, wie ein Wetterstrahl flammt alle Wehre,
Und eines Sinns die Herzen alle schlagen.

Wo solcher Zorn auf Männerstirnen lodert,
Solch edler Trutz das Recht, sein Recht nur fodert
Verzage hüben, drüben, der Bedränger!

Wer dieses Volkes Ringen und Vollbringen
Einst jubelnd darf den freien Enkeln singen,
Sei mir begrüßt als glücklichster der Sänger.

An Otto Prechtler.

Zum Dichterjubiläum 21. Jänner 1873.

Sie bringen dir den Kranz, das Ehrenbuch,
Sie feiern dich mit Sang und Klang und Spruch;
Glückauf und Heil! — Zu einem Dichterfeste
Doch finden sich noch andre eigne Gäste.
Aus weiter Ferne Geisterchöre bringen
Beschwingt mit deines eignen Liedes Schwingen
Den Festgruß dir. Dein Auge sieht die Scharen,
Doch du verstehst den Gruß von Unsichtbaren
Und durch die Seele zieht und klingt dir's heute
Wie frommer Orgelton und Festgeläute.

Auf dem Turme von Cremona.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Auf dem Turme von Cremona
Hallt's von Schritten, daß in Schrecken
Dohlenscharen, luft'ge Strolche,
Flattern scheu aus den Verstecken;

Gleichwie menschlich Nachtgevögel,
Diebsgesellen ihresgleichen,

Wo der Wächter Tritt zu spüren,
In beschwingter Flucht entweichen.

Des Gesetzes höchste Wächter
Jetzt hinan die Stufen schreiten,
Eine der drei Majestäten
Eine der drei Heiligkeiten.

Seltsam fruchtbar sind die Jahre,
Schwerer Segen drückt die Erde:
Deutschland hat drei Römerkön'ge,
Drei der Päpste Christi Herde.

Auf dem Turme von Cremona
Schweift der Blick entzückt ins Weite;
Dort steht Sigismund der König,
Papst Johann an seiner Seite;

Stehn wohl an derselben Stelle,
Wo der Rotbart, der sie baute,
Über Welschlands Gartenfluren
Nach den deutschen Alpen schaute.

Anders als gemeinem Schauen
Spiegelt sich des Bilds Entzücken
In den Augen eines Königs
Und in eines Papstes Blicken.

Sigmund sprach: „Die Gauen preis' ich,
Die getränkt von deinem Segen!"
Still doch denkt er: Wenn die Arme
Sich nach *meinem* Wink bewegen.

Drauf der Papst: „Die Reiche segn' ich,
Die geschirmt von deinem Degen!"
Still doch denkt er: Wenn die Seelen
Dienstbar folgen *meinen* Wegen.

Sigmund sprach: „Mein heil'ger Vater,
All mein Stolz ist der Gedanke,
Daß ich heile unsre Kirche,
Die an Haupt und Gliedern kranke.

Ohne Zucht sind Lai'n und Priester,
Klöster die Herberg' der Sünde,
Und der Kirche Lichter leuchten
Prunkvoll durch des Lasters Gründe.

Doch wenn unterm heil'gen Hute
Sich zugleich drei Köpfe drängen,
Muß es, mein' ich, die Tiare
Oder eure Schädel sprengen.

Drum des Seelenheils Doktoren
Ins Konzil zu rufen eile,
Hör' den Spruch ehrwürd'ger Väter,
Daß er rate, strafe, heile!"

Drauf Johann: „Mein großer König,
Wer in eines andern Hause
Ordnung schaffen will, der spähe
Erst, wie's steht in eigner Klause.

Hört' ich doch von einem Sigmund,
Den die eigenen Magnaten
Hinter Schloß und Riegel sperrten,
Kaum wohl ob glorreicher Taten.

Und das Spottbild heil'ger Dreiheit
Saß auch auf german'schem Throne:
Mühlos auf dem Träumerhaupte
Blieb jetzt einem nur die Krone;

Weil vom Todesbolz getroffen
Gegner Jobst vom Thron gesunken,
Und vom Sitz der faule Wenzel
Zechend stürzte weinestrunken."

Sigmund höhnt: „So kleine Mühen
Freilich ließ nicht jener gelten,
Der nicht hieß Baldassar Cossa,
Den sie Papst Johann jetzt schelten:

Erſt ein Kräutlein mußt' er ſuchen,
Erſt ein Tränklein macht' er ſchäumen,
Eh' ihm wollt' ein zäher Vorfahr
Der drei Plätze einen räumen.

Lag er nie im Kerker, leider,
Trieb er's toll doch als ein Freier,
Als in der Piratenbarke
Einſt er flink geführt das Steuer.

Ja, in eines Raubſchiffs Segeln,
In der Mordgeſellen Mitte,
Lernt man Chriſti Schifflein führen
Nach dem Kompaß reinſter Sitte."

Da aufbäumt des Prieſters Grollen,
Wie der Tiger, ſich zum Sprunge,
Der Piratendolch von damals
Fährt vom Gürtel in die Zunge:

„Herr von Luxemburg, o pred'ge
Keine Sitte du vor allen,
Der durch Üppigkeit und Untat
Längſt dem Fluch und Bann verfallen!

Stahlſt, ein Mägdlein zu beſchleichen,
Nachts dem Gaſtfreund die Gewande,
So auf ihn, den edlen Friedel,
Lenkend ſchlau Verdacht und Schande.

Nahmſt zu Thron und Bett dann eine,
Wie ſie ziemend dem Verlognen,
Barbara, die üpp'ge Schöne,
Rächerin all der Betrognen;

Schmückſt der neuen Meſſaline
Mit dem Diadem die Stirne;
Gut zum Hahnrei auf dem Throne
Taugt ja die gekrönte Dirne." — —

Als die beiden heil'gen Schwerter
Grimm ſo auseinanderklirrten,
„Steck' es in die Scheide Peter!"
Mahnt ein innrer Ruf den Hirten.

Eiſeskalt, hochaufgerichtet
Schließt Johann mit Ruh' und Würde:
„Eines wiſſe, der du ſpotteſt
Unſrer Freiheit, dir nur Bürde;

Wir all dreie ſind nur Sünder,
Staub und Hauch, der Zeit zum Raube,
Unvergänglich doch die Kirche,
Unerſchütterlich der Glaube;

Wir zerſpalten und zerfallen,
Sie die Ew'ge, einzig Eine,
Ob die Mächt'gen auch und Weiſen
Scheiden aus der Chriſtgemeine.

Unſer bleibt das Heer der Starken,
Das uns dient mit Glut und Treue:
Armut, Kummer, Einfalt, Elend,
Sünd' und ihr Gefolg, die Reue;

Und mit dieſem Jammerhaufen,
Und mit dieſer Krüppelherde
Schlagen wir all eure Helden,
Alle Weiſen dieſer Erde!" —

Während die zwei Chriſtenhäupter
Sich im Tauſch die Sünden beichten,
Steht ein Finſtrer hinter ihnen,
Deſſen Augen wetterleuchten;

Der nun gern die beiden Frommen
Ihrer Sünden abſolvierte;
Der Deſpot war's von Cremona,
Der zum Turm die Gäſte führte.

Gabrie Fondolo ſtand lauſchend,
Die Gedanken in Bedrängnis,
Armverſchränkt und ſtirnerunzelnd,
Gleich dem lauernden Verhängnis:

„Wie, wenn dieſe beiden Schächer
Jetzt ich packte an der Kehle,
Und mit ſolcher Guttat ſühnte
Meine mordbeladne Seele?

Wenn die Welt ich, ſtatt von Guten,
Jetzt vom ſchlimmſten Paar befreie,
Und vom Turm die beiden ſchleudre
Höllenwärts, zermalmt zu Breie?“

Doch wie ſich zum Meuchlergriffe
Schon die Rieſenfäuſte ballen,
Da im Umſehn ſtreift ſein Auge
Das Gefolge von Vaſallen:

„Soll ich dieſe Schelme lehren,
Wie man ſo im Augenwinken
Flügel ſchmiedet für Tyrannen?“
Bangend läßt den Arm er ſinken.

Noch im Volke geht die Sage,
Wie's nach Jahren an ihm nagte,
Wie's das Sterben ihm verbittert,
Daß er jene Tat nicht wagte. —

Papſt und König ſchreiten friedlich
Jetzt herab des Turmes Stufen,
„Sehn uns bald in Koſtniz wieder“,
Hörte man den König rufen.

Auf dem Turme von Cremona
Iſt es öd' und ſtille heute,
Und es fanden nie ſich wieder
Dort vereint ſo ſchöne Leute.

Mächtig hallen seine Glocken
Heut im gleichen Ton wie gestern,
Und die Dohlenscharen nisten
Ruhig in den alten Nestern.

Im Herzogsschlosse.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Unter goldnem Sonnendache,
Das der Frühling ausgespannt,
Waldumrauscht und duftumfächelt
Ruht Tirol, das gute Land.

Fröhlich blühe, freudig schaffe,
Was da blühn und schaffen mag!
Also tönt des Frühlings Mahnen
Leis und laut in Hof und Hag.

Ängstlich fragend taucht die Primel
Schüchtern aus dem Riesenbord;
„Fürchte nichts!“ sagt ihr der Lenzhauch,
„Nur heraus! ich halte Wort.“

An die Bergwand pocht der Hutmann,
Glimmernd blinkt des Erzes Hort:
„Nur herein!“ antwortet's innen,
„Mühn bringt Lohn! ich halte Wort.“

Von der frisch ergrünten Alpe
Rauscht geschmolzner Winter fort,
Speis' und Trank zeigt sie dem Sennen:
„Nur herauf; ich halte Wort.“

Das vom Mund gesparte Körnlein
Zaghaft sät's der Baumann dort;
„Mir vertrau' es!“ spricht die Scholle,
„Nur hinab! ich halte Wort.“

Saat und Ernte, Tun und Hoffen
Trau' und bau' auf eines nur:
Im Gesetz lebt die Verheißung,
Und ihr Wort hält die Natur. — —

Hoch zu Berg ragt dort die Feste,
Schloß Tirol, ein Brief von Stein:
„Nur wer mich nach Recht gewonnen,
Kann des Landes Herrscher sein.“

Von der Burg weht Habsburgs Banner,
Herzog Friedrich waltet drin,
Sonngebräunt die Jünglingswange,
Kampfgestählt den Jugendsinn.

Seltne Waffen birgt die Halle,
Zierat auch geformt von Kunst;
Silber, Gold, gemünzt, in Barren,
Häuft um ihn des Glückes Gunst.

Flüchtig eilt des Herzogs Auge
Über den metallnen Tand;
Lange doch im Schaun' und Sinnen
Ruht es auf dem teuren Land.

Tief im Tale rauscht der Eisack,
Tobt und schäumt mit wildem Braus;
Doch wo Fels und Berg sich stemmen,
Weicht er hübsch im Bogen aus.

„Ei, ihr Ritter und Prälaten,
Seht hier mein und euer Bild:
An den Härtern wollt geraten,
Ihr auch werdet weich und mild.

Laß, Natur, von dir mich lernen,
Ew'ge Lenkerin der Welt,
Daß man mir, wie dir, vertraue,
Die Gesetze gibt und hält.

In dem Gleichmaß deines Waltens
Leuchtet Pfad und Ziel der Pflicht.
Reift der Hoffnung goldne Ernte,
Harrt des Frevels sein Gericht.

Stolze Tannen, ſchlichte Gräſer,
Wenn dein weißer Flaum ſie deckt,
Wiſſen, daß dein Lenz mit Liedern
Sie zur rechten Stunde weckt.

Wolkenflüge, Sternenzüge,
Blätter- und Lawinenfall,
In dem Banne deiner Satzung
Willig ruht und kreiſt das All.

Selbſt der Blitz, der trunkne Wilde,
Züngelt nur durch ihr Geleis:
Selbſt der Freiheit Bild, der Adler,
Schwingt ſich nur in ihrem Kreis." — —

Auf dem mächtgen Marmortiſche
Liegt's von Schriften dicht gedrängt,
Bücher viel, auch Pergamente,
Dran die Silberkapſel hängt.

Eines nach dem andern prüfend
Nahm der Herzog ſie zur Hand,
Allzuerſt die mächt'ge Rolle,
Drauf der Schweizer Wappen ſtand.

Einer Wolke finſtrer Schatten
Um des Fürſten Antlitz floß,
Sempachs dacht' er und des Vaters,
Auch des eignen Kampfs am Stoß.

„Daß ſie Frieden wollen halten,
Wir und ſie durch fünfzig Jahr,
Hier verbrieft ſteht's und beſiegelt;
Schweizerwort, o werde wahr!"

Ihrem Schirm- und Landesherren
Huld'gen Brixen und Trient;
Ei, wer in den Biſchofsſchnörkeln,
Nicht das „Wenn und Aber" kennt!

Auch der mächt'ge Rottenburger
Schwört Urfehde tief gebückt:
Auf das Blatt hat er als Petschaft
Seines Schwertes Knauf gedrückt.

„Habt geklirrt mit Schwert und Zunge,
Habt mit Stich und Schlich gekämpft;
Traft doch einen, der den Hochmut
Trotziger Vasallen dämpft!"

Hier, von Fürstenhand bekräftigt,
Winkt der Freibrief von Tirol,
Schutz und Huld gelobt der Herzog,
Landesrecht und Landeswohl.

Landgemein' und Ritter fügten
Ihr Sigill an den Vertrag,
Maßen ihm solch Maß von Treue,
Wie er Freiheit messen mag.

An das Fenster tritt Herr Friedrich,
Blickt zu Berg und Tal in Rund,
Mächt'ge Tannen sieht er ragen,
Doch auch ärmlich Moos am Grund;

Sieht mit Fracht den Säumer fahren
Und zur Jagd den Junker ziehn,
Sieht im Korn den Baumann schreiten,
Und zu Berg den Sennen fliehn.

Fern den Kirchturm und das Widdum,
Hier die Stadt, die Weiber dort,
Felsenhöhn, drau Burgen kleben:
„Traun, euch allen halt' ich Wort!"

Mit dem steinbeschwerten Dache
Einsam und verfallen liegt
Vor dem Fenster eine Hütte,
An den Burgfels angeschmiegt.

Zwei Gespenster: Armut, Arbeit,
Wohnen in dem Haus allein;
Schweigend sitzt die Schar von Sorgen,
Ihr Gesind, am Schwellenrain.

Aus dem Schornstein steigt es spärlich,
Als ein schwacher Lebenshauch;
Wie ein schmaler dünner Faden
Ringelt sich empor der Rauch,

Wie ein großes Fragezeichen,
Das bis in den Himmel ragt
Und vielleicht für diese Hütte
Auch um ihren Freibrief fragt.

Auf dem dunklen Wolkengrunde
Liest der Fürst die Frage dort,
Doch sein Herz gibt schnell die Antwort:
„Wahrlich, dir auch halt' ich Wort!"

Einem zum 70. Geburtstage mit der Erinnerung an die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" glückwünschenden Freunde.

Es klang gar rauh, da alles schlief,
Als einst ich „Guten Morgen" rief;
Und heute ruft ihr, die ihr wacht,
Mit süßem Ton mir „Gute Nacht!"

Xenien aus dem Herrenhause des Wiener Reichsrates.

Abschieds-Xenien. Dezember 1862.

Adieu.

Lebt nun wohl ihr Räume, die ich mit Gefühlen verlasse,
Wie man den Friedhof verläßt, wo man ein Liebes versenkt
Hoffnung und kostbare Zeit begrub ich hier. Auf dem Grabe
Lieg' ein Zypressenzweig, daß ihm nicht fehle das Grün.

Cuique suum.

Alles ist trefflich bestellt in diesen erhabenen Hallen,
Stammbaum, Leier und Schwert, Börse, Bureau und Brevier;
Für die Ordnung im Haus sorgt eifrig der tapfere Präses,
Für die Konfusion redlich der Subpräsident.

Majorität der Erblichen.

Was ihr geerbt an Talern und Feldern und Burgen? Ich weiß nur
Eines, daß ihr geerbt einen gehorsamen St . . ß.

Minorität der Lebenslänglichen.

Was doch verbrach ich, daß ihr zu lebenslänglichem Zwangswerk
Grausam mit diesem Volk schmiedet zusammen auch mich?
Unter den Braven doch fand ich manch freiere Seele und mancher
Weise Galeerengenoß' reicht mir die redliche Hand.

Prediger in der Wüste.

„Laut, laut!" ruft ihr mir zu, wenn ich zu reden beginne,
Euch, in Baumwoll' gehüllt, bringe ein freieres Wort.
Ruft's nur zu! Die Lungen zu schonen lernt, wer vom Schicksal
Tauben Ohren, wie hier, wurde zu pred'gen verdammt.

---

† An .....

Es nennen dich die Leute
Den Hofmarschall von Kalb;
Der Name paßt nur halb,
Was aus dem Kalb erst wird, bist du schon heute.

---

† An .....

Freundchen, wir gehen ja denselben Weg der Verfassung,
Nur mit dem Unterschied, daß ich ihn geh', du ihn kriechst.

---

†Lichtenfels.

Daß er den Punkt auf dem i noch korrekter ..... auszirkle
Nimmt er die Feder zu voll, macht aus dem Punkt einen Teich!
Aber voll Selbstgefühl spricht so der Erzeuger des Kleckses,
Zärtlichen Vaterblick werfend aufs liebliche Kind:
„Österreichs Zentrum ist Wien, Wiens Zentrum ist mein Bureau hier,
Dessen Zentrum bin ich, meines die Akten vor mir.
Mittelpunkt dieses Akts der göttliche Klecks, der geworden
So zum Zentrum des Reichs, Zentrum Europas, der Welt!
Und es umkreisen den Klecks in wonnetrunkenem Reigen
Staaten und Völker der Welt, Sonne und Sterne und Mond."

---

† Rauscher.

Hast uns den Mirabeau geschildert als greuliches Scheusal,
Schwiegst nur davon, daß den Weg längst ihm gebahnt — die Abbés!

Bankfrage.

Heut als Apostel des Herrn für die Bank uns hast du gepredigt,
Ohne zu nennen den Text lehrst du die heilige Schrift,
Wie man viertausend Hungrige speist mit sieben der Brote,
Etliche Fischlein dazu — Fische auch kennt ja die Bank.

---

† Baumgartner.

Der du Professor einst warst, Fabriksdirektor, Minister,
Alles weißt du und hast alles durchdacht und durchlebt;
So ist dein Mund ein Quell von Traktaten, Rezepten, Dekokten,
Fiel ein harmlos Wort, sprudelst du's auf zum System,
Düngst uns mit Düngerkritik die Zeit zu endlosem Wachstum,
Seifest mit Seife uns ein, waschest uns vor, wie man wäscht.
Wie dein silbernes Haupt ehrwürdig ist deine Gesinnung;
Hat auch ein Perückier diese wie jenes gemacht?

Schlußrede des Präsidenten.

An der Staatsuhr soll Minutenzeiger das Volkshaus,
Aber das Herrenhaus Stundenzeiger uns sein.
Wenn euch's gelang, an der Uhr zurück den Zeiger zu stellen,
Wähnt nicht, daß ihr zurück rücket die schreitende Zeit.

An einen abgeordneten Kleriker.

Edler Mann in Schwarz mit weißer Binde samt Bäffchen,
Sah ich im Geiste nicht schon dein gemütliches Bild?
Richtig! Ich hört' im „Schatten der zwo breitblättrigen Linden"
Grünaus predigen dich, aber mich schläfert's wie dort.

Einem neuen Ritter des goldenen Vlieses.

Dir, dem Gebornen im Vlies, noch ein Vlies, o doppelter Luxus!
Luxus das zweite Fell, Luxus noch mehr, daß es Gold.

Bankakte.

Vorspiel.

Nur über meinen Leichnam geht der Weg der Verständigung,
Denn wie mit Keulen schlag' ich mit Argumenten sie tot.

Nachspiel.

Ritterlich ward gekämpft und wir wichen nur dreimal dem Gegner,
Und die drei Punkte, es sind schale Prinzipien nur.
Zehnmal doch ist „Vergleich" gewichen unserem „Ausgleich",
Unser Strichpunkt hat sechsmal ihr Komma besiegt.

Anton von Schmerling.

Lächelnd, mit rückgeworfenem Haupt, vom Sitz des Ministers
Blickt er jetzt in den Raum, wo einst gesessen zu Rat
Nickend Pagodenvolk der rotbekleideten Jaherr'n,

Wo nun ein ander Geſchlecht ſchaffet die freiere Tat,
Süßes Erinnern an einſt vereint ſich mit friſchem Behagen:
Denn das neue Geſchlecht treibt nur das alte Geſchäft.

Schluß-Tedeum.

Stempelſt das Zentrum der Welt, Gottvater, du zum Zentraliſten
Deiner Sorte, er fühlt drob wohl geſchmeichelt ſich kaum,
Machſt du ihn gar zum Akteur in deiner Verfaſſungskomödie,
Wenn ich der Herrgott wär', Herrgott, wie ſchlüg' ich darein

Poetiſche Übertragungen.

Die Erſcheinung.*)

Der ſtummen Herrſchaft dunkler Nacht gehorchte
Schon die Natur, und ſchon erfreute Phöbus,

---

*) Vorliegendes Gedicht iſt aus dem Italieniſchen einer erſt neuerlich aufgetretenen Dichterin frei übertragen. Das Buch, worin ſich das Original befindet, führt den Titel: Versi di Teresa Albarelli Vordoni. Padova, pei tipi della Minerva. 1824. gr 8. — Es offenbart ſich in dieſen Dichtungen ein nicht gewöhnlicher, klarer und reger Geiſt, kräftig und mild, beſcheiden und doch würdevoll. Reichlich entfalten ſich tiefere Blicke in das Buch der Natur und des Lebens, und die Stimmen der ſeelenergreifenden Wehmut und des freieren Scherzes verbinden ſich zur ſchönſten Harmonie. Überall ſpricht ein tiefes lebenskräftiges, man möchte ſagen männliches Gemüt aus unmittelbarer, lebendiger Anſchauung der Dinge. Eine äußerſt rühmliche Beurteilung dieſer Poeſien iſt in der Biblioteca italiana 1824 erſchienen. Nur ſo viel für diesmal über ein Werk, das wahrlich eine nähere Bekanntſchaft und dauerndere Aufmerkſamkeit verdient. Freunde der italieniſchen Literatur mögen das Buch ſelbſt zur Hand nehmen, und ſie werden es gewiß nicht unbefriedigt beiſeite legen. (Anmerkung A. Grüns.)

Die ital. Dichterin Tereſa Albarelli Vordoni war zu Ende des 18. Jahrh. in Verona geboren, 15jährig vermählte ſie ſich mit Spiridione Vordoni in Venedig und verbrachte mit dem Gemahl einige Jahre in einer Villa bei Verona, wo ſie ſich mit dem Studium ihrer Mutterſprache beſchäftigte und bald poetiſch tätig war. Die Dichterin ſtarb 18. Oktober 1868. Ihre Dichtungen ſind an Form und Inhalt hervorragend. Eine Sammlung derſelben erſchien außer der oben angeführten mit dem Porträt der Dichterin verſehenen 1831 in Piſa, ſpätere Dichtungen in verſchiedenen Zeitſchriften. Vgl. Fil. Nani Mocenigo. Della letteratura Veneziana del Secolo XIX. Vol. I. Venezia. 1891. (Anm. des Herausgebers.)

Mit holdem Strahl des Erdballs andre Hälfte;
Millionen Flämmchen brannten hell am Himmel,
Und ihrer froh, trug liebevoll ihr Bild
Der Wellenplan im regen Buſenſpiegel.
Ein freundlich Lüftchen kräuſelte das Meer,
Daß es dahin mit bangen Klagen rauſchte,
Und jedes Herz zu frommer Wehmut ſtimmte;
Das öde Felsgeſtad' ſelbſt ſchien zu horchen
Dem hohlen Meergebraus und aufzublicken
Zur hohen Majeſtät des Firmaments. —

Am Ufer ging ich mit gebeugter Stirne,
Gleich jenem, der im Geiſt Erhabnes hegend
Schon der Gedanken rieſigſten erfaßt.
Gefühle, wunderbar und ungekannt,
Durchſchwellten, ſüß begeiſternd, meinen Buſen,
Daß ich von Liebe wollt' ein Lied beginnen.
Es ſchwebte auf den Lippen ſchon mein Herz,
Frei in die Welt hinaus wollt' ich's ſchon ſingen —
Als plötzlich nie geſchauter Glanz mich traf.

So wie das Morgenrot des Himmels Tor
Klärt und erhellt, ſo ſchimmerte auch jetzt
Der große Quell, der mir zur Rechten wogte;
So auch die Felſenhöhn zu meiner Linken.
Und als ich hingeblickt zum Horizont,
Erſah ich einen Stern in lichter Weite,
Der aus dem Meere zu den Höhen ſtieg;
Und immer ſchöner ſtrahlt er, immer heller
Und reicher ſtets entfaltet ſich der Glanz,
Und ſieh, mir naht das wundervolle Licht.
Klar ſah ich Strahlen nun dem Stern entſtrömen,
Und neue Strahlen quollen aus den frühern. —

Doch fruchtlos ſtreb' ich, was ich ſah, zu künden.
Nun weiß ich, daß ich daſtand, jenem gleich,
Der ew'ger Nacht entſtiegen, es gewagt
Dem hellen Tag der Sonne Hohn zu ſprechen
Mit ſeinem Eulenblick. Und dieſe Sonne

Verſchloß mit nie geſehnem Glanz mein Auge,
Bis mich erwecket einer Stimme Ruf:

„Die Bahn des Ruhmes willſt du ziehn, wohlan!
Doch ſoll der Himmel dich vor Unheil wahren,
O laſſe nie von Lieb' ein Lied ertönen!“ —
Wie auferwacht aus langem, tiefem Schlummer
Schloß ich das Auge nun dem Tage auf,
Und vor mir ſtand ein hehres Frauenbild.
Der Flamme Siegerkraft war nun gebunden,
Daß ungeblendet jetzt mein Blick zu ſchaun
Der Himmliſchen ins Angeſicht vermochte.
Und herrlicher als ich's vermag zu ſingen,
Stand im Verklärungsglanze ſie vor mir,
Daß ich ein Götterbild in ihr erkannte.
Und wie der Knecht, wenn ſein Gebieter naht,
So warf auch ich mich jetzt zur Erde nieder,
Denn ſo gebot mir's Ehrfurcht, ſo der Schrecken.
„Bin ich auch gleich kein ſterblich Weſen mehr,
Ziemt dennoch mir nicht ſolche Huldigung.“
Sie ſprach's, und ich gehorchte ihrem Wink.

„Doch jener Geiſt, dem alles offenbar,
Hat deines Herzens Wünſche auch geſehn
Und mich geſandt, ein Bild dir zu entrollen. —
In mir auch wogt' ein Herz einſt, warm wie deins,
Apollos ſchönſter Kranz umwand mein Haupt,
Erſt heiß erſehnt, drückt er's ſo ſchmerzlich dann.
Heil Sappho dir! rief mir ganz Hellas zu;
Wie ich gelebt, geſungen, wie geendet,
Hat dir wohl auch der Zeiten Lied gekündet.
Stets war ich Eros Feindin; ſandt' er mir
Auch ſeines Köchers kühnſten Pfeil, er prallte
Gelähmt vom Panzer meiner keuſchen Bruſt. —
Doch Harmonie, der wildeſten Gemüter
Bezwingerin, rührt' auch mein ſteinern Herz,
Und reich ward ich beim Klang der eignen Leier.
Jedoch die Liebe, Zeit und Ort gar wohl erſehend,
Erfaßt' auch mich nun, und ich fühlte raſch

Im Herzen die erfaßte Glut entbrennen,
Ein wild verzehrend Feu'r, das mir im Buſen
Und ohne Hoffnungstroſt noch immer glüht,
Und das, ſo will's der Himmel, nie erliſcht.
Als Leben noch in mir, da hofft' ich noch
Vom Tod Erlöſung; doch der irre Geiſt
Darf ſeines Schickſals Wandlung nimmer hoffen. —
Noch ſchwebt es klar vor mir, wie ich voll Liebe
Ins Auge dem Verräter ſah und Liebe
In ſeinem Augenſtern zu ſehn vermeinte.
O niemand hätte mir den Wahn geraubt!
Doch war's nur mein Herz, das ich in ihm ſah,
Mein eigner Glanz, der mich an ihm entzückte. —
Des Menſchengeiſtes Vorrecht übers Herz
Erlahmt, wenn blinde Leidenſchaft es fort
Mit voller Wut in ihren Abgrund reißt.
Drum ſchien ein Liebender mir der Geliebte,
Ich ſelbſt ſchien ſelig mir, mein Glück fürwahr,
Ich hätt' es mit den Göttern nicht vertauſcht.
Mein einz'ger Wunſch war er und all das Seine,
Mein einzig Sehnen er, und tief im Buſen
Hatt' ich verſenkt jed' anderes Verlangen.
Die Freude doch war kurz und lang die Qual;
Das Herz, der Zukunft Leiden ahnend, bebte
Und ſchlug gar ſchmerzlichbang zu meiner Luſt,
Wie oft ach ahnt' ich ſchon den ſchwarzen Trug,
Wie oft ſtand flücht'ger Schmerz des Augenblicks
Als Warnungsbote ew'ger Schmach vor mir!
Die Liebe doch, die immer weiß zu locken,
Ließ zweifeln mich und weckte und zerſtörte
In mir ſtets der Entſchlüſſe bunten Reihn,
Daß ich den Abgrund, welcher vor mir gähnte,
Verachtend, eitlem Blendwerk haſtig folgte,
Gehemmt von Furcht und angeſpornt von Hoffnung;
Bis ew'ge Grabesnacht in aller Schrecknis,
In Qual und Jammer endlich mich umfing,
Und uns gelöſcht der letzte Hoffnungsfunke. —
Verſchmäht ſah ich die grenzenloſe Liebe,

Eis ward mein Herz und wieder glühe Flamme,
Und regungslos ſtand ich und atemlos;
Gen Himmel rang ich meine blut'gen Hände,
Schrie Rache und verfluchte frevelkühn
Des Schändlichen und aller Götter Namen,
Im Winde flattert' mein zerrauftes Haar,
Und raſend floh ich, wiſſend nicht wohin?
Ein ſchlechtes Wild, den heimatlichen Boden.
Der Tod war mir das Ziel, und es zu finden
Half eines Gottes Macht. — — Gedenke mein!
Und laſſe nie von Lieb' ein Lied ertönen!"
Sie ſprach es und zerfloß in leiſen Dunſt;
Ich ſah ihr nach mit blaſſem Leichenantlitz,
Wie einer, der im Todeskampfe liegt.

Lied vom Entſatze Wiens.

Volkslied aus Krain.

Vor Wien ſich ſoviel Kriegsvolk legt,
Daß kaum die Erde noch es trägt.

Der böſe Türke ſchrieb nach Wien
Wohl an des Kaiſers Majeſtät!
Wollt ihr euch ſchlagen, euch ergeben?
Wollt ihr die Schlüſſel Wiens mir geben?

„Gib uns nur vierzehn Tage Zeit!"
Der Kaiſer ſendet Briefe weit
Doch nirgends iſt uns Hilf' bereit!

Der böſe Türke ſchrieb nach Wien
Wohl an des Kaiſers Majeſtät:
Wollt ihr euch ſchlagen, euch ergeben?
Wollt ihr die Schlüſſel Wiens mir geben?

„Gib uns nur noch drei Tage Zeit!"
Doch Hilf' iſt nirgends uns bereit!

Der böſe Türke ſchrieb nach Wien
Wohl an des Kaiſers Majeſtät:
Wollt ihr euch ſchlagen, euch ergeben?
Wollt ihr die Schlüſſel Wiens mir geben?

„Gib uns noch Zeit der Stunden drei,
Bis unſre heil'ge Meß vorbei!"

Mich dauert ſchon das Kriegsvolk ſehr,
Da keiner trank und keiner aß,
Zwei Wochen nicht am Boden ſaß!

Zuſammen läutet's in dem Dom
Beim lieben heil'gen Stephan jetzt,
Zur Kirche gehn die Wiener all,
Und ſelbſt des Kaiſers Majeſtät.
O läutet nur und muſiziert
Daß man nicht hören Weiberklag
Und kleiner Kinder Weinen mag!

Zum Volke kehrt ſich beim Altar
Der Prieſter bei der Wandlung dar:
„Ihr Wiener bangt vor keinem Leid,
Maria ſteht im Wolkenkleid,
Den böſen Türken jagt ſie hin
Und läßt ihn nicht herein nach Wien!"

Da rückt der Polenkönig an,
Da rückt der Bayerfürſt heran
Und noch viel anders Kriegsvolk dann,
Die hieben ſo gewaltig drein,
Die Donau gab blutroten Schein,
Lob ſoll und Dank dem Ew'gen ſein,
Preis ſei Jungfrau Maria dir,
Daß du uns kamſt zu Hilfe hier,
Daß ungeſtört in Wien fortan
Ich bei der Liebſten ſchlafen kann.

Serbiſche Volkslieder.

Marko Kraljewitſch findet den Säbel ſeines Vaters.

Früh am Morgen, noch vor Tagesanbruch,
War ein Türkenmädchen aufgeſtanden.

Am Mariza wollt' es Leinwand bleichen,
Klar vor Sonnenaufgang war das Waſſer.
Doch nach Sonnenuntergang wurd' es trübe,
Trübe wurd' es und mit Blut gerötet,
Führte Roſſe mit und blanke Helme
Und manch wunde Helden, noch vor Mittag.
So auch bracht' heran es einen Helden,
Den die wilde Flut des Stroms ergriffen.
In dem Strome ſich im Wirbel drehend,
Sieht der Held das Mädchen nun am Ufer
Und beginnt bei Gott es zu beſchwören:
„Schönes Mädchen, ſei in Gott mir Schweſter!
Wirf mir zu doch eine Rolle Leinwand
Und errette mich aus dieſen Wellen,
Und ich will, zum Dank, dich glücklich machen."
Und das Mädchen fühlt in Gott Erbarmen,
Wirft ihm zu das eine End' der Leinwand,
Bringt ihn glücklich an des Fluſſes Ufer!
Siebzehn Wunden deckten ſeinen Körper,
Der geſchmückt mit köſtlichem Gewande.
An der Seite trug er einen Säbel,
Welchen dreifach goldne Griffe zierten,
Drei gar ſeltne Steine in den Griffen,
Gleich an Wert drei Feſtungen des Sultans.
Und der Held zum Türkenmädchen ſagte:
„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter!
Sag, wer wohnt bei dir im weißen Schloſſe?"
Drauf das Türkenmädchen ihm entgegnet:
„Hab ein altes Mütterchen zu Hauſe
Und noch einen Bruder Muſtaf Aga."
Und der wunde Krieger nun erwidert:
„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter,
Geh und ſag dem Bruder Muſtaf Aga,
Daß er mög' ins weiße Schloß mich bringen.
Trag' am Leibe drei gefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Golddukaten;
Mit dem einen will ich dich beſchenken,
Mit dem zweiten deinen Bruder Muſtaf,

Nur den dritten will ich mir behalten,
Um die schweren Wunden mir zu heilen.
Will es Gott, daß wieder ich genese,
Türkenmädchen, sollst du glücklich werden,
So wie auch dein Bruder Mustaf Aga."
Und das Mädchen geht zum weißen Schlosse
Und erzählt dem Bruder Mustaf Aga:
„O, mein Bruder Aga, Mustaf Aga,
Einen Helden habe ich gefunden,
Schwerverwundet am Marizaflusse,
Trägt bei sich drei wohlgefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Golddukaten.
Mit dem einen will er mich beschenken,
Mit dem zweiten dich, o Mustaf Aga,
Will den dritten nur für sich behalten,
Um die schweren Wunden sich zu pflegen!
Lieber Bruder, laß dich's nicht gelüsten
Zu erschlagen ihn, den wunden Helden,
Bring ins weiße Schloß ihn mit Erbarmen."
Ging zum Fluß Mariza hin der Aga.
Als er fand den schwerverletzten Helden,
Hub er an den Säbel zu bewundern,
Schlug dem Helden dann das Haupt herunter,
Zog ihm aus sodann die reichen Kleider
Und begab zurück sich nach dem Schlosse.
Seine Schwester kam ihm hier entgegen,
Und wie sie jetzt sah, was er verübet,
Sprach sie so zu Bruder Mustaf Aga:
„Bruder, sag warum, daß Gott dich strafe,
Hast den wunden Helden du erschlagen?
Mochtest also dich verleiten lassen
Zu dem Totschlag, eines Säbels wegen?
Gebe Gott, daß es dein Haupt nicht koste!"
Also sprach sie und entfloh zum Schlosse.
Kurze Zeit nach diesem war vergangen,
Kam ein Firman von dem Türkenkaiser,
Daß ins Feld der Mustaf Aga ziehe.
Zog der Mujo zu dem Heer des Sultans,

Jenen Säbel an der Seite tragend.
Als er angelangt nun bei dem Heere,
Alt und jung den Säbel da bewundert,
Keiner doch kann aus der Scheid' ihn ziehen,
So, von einer Hand zur andern wandernd,
Kam an Marko Kraljewitſch der Säbel,
Und von ſelber flog er aus der Scheide.
Als den Säbel Marko feſt betrachtet,
Fand er drauf drei wohlbekannte Zeichen.
War des Waffenſchmiedes Nam' das erſte,
Der des Königs Wukaſchin das zweite
Und des Marko Kraljewitſch das dritte.
Und er fragt den Türken Muſtaf Aga:
„Sag', bei Gott mir, junges Türkenbürſchchen,
Wie zu dieſem Säbel du gekommen?
Haſt du ihn für bares Gold erſtanden,
Oder in der blut'gen Schlacht gewonnen,
Oder iſt's ein Erbteil deines Vaters,
Oder ein Geſchenk von deinem Liebchen?"
Ihm entgegnet da der Muſtaf Aga:
„Weil du mich befragſt, Kaurine Marko,
Will, bei Gott, ich dir die Wahrheit ſagen."
Drauf erzählt er, wie es ſich begeben.
Doch der Marko Kraljewitſch entgegnet:
„Warum, Türke, daß dich Gott erſchlage,
Haſt du ſeiner Wunden nicht gepfleget,
Hätte jetzt, beim mächt'gen Türkenkaiſer,
Dich mit einem Agali belohnet."
Spricht hierauf zu ihm der Muſtaf Aga:
„Faſle ſo nicht, o Kaurine Marko!
Könnteſt du ein Agali bekommen,
Würdeſt du's wohl ſelbſt für dich behalten;
Gib zurück mir lieber meinen Säbel."
Doch der Marko Kraljewitſch ihn ſchwenket,
Haut den Kopf dem Muſtaf von dem Rumpfe.
Schnell zum Sultan bringt man dieſe Kunde
Und der Sultan ließ den Marko rufen.
Wie die Sklaven zu dem Marko kamen,

Ihn zu rufen, gab er keine Antwort,
Sondern ſaß und trank vom roten Weine.
Als jedoch zuviel der Boten kamen,
Warf er ſeinen Wolfspelz um die Achſeln,
Langte dann nach der gewicht'gen Keule
Und begab ſich in das Zelt des Sultans.
Und ſo heftig Marko war erzürnt,
Daß im Aug' ihm blut'ge Tränen glänzten.
Als der Sultan ſo erblickt den Marko,
In der Rechten die gewicht'ge Keule,
Wich zurück er, bis, ſtets näher tretend,
An die Wand ihn hat gedrängt der Marko.
Griff der Sultan da in ſeine Taſche,
Reichte Marko hundert Golddukaten.
„Gehe, Marko, labe dich mit Weine,
Warum biſt du nur ſo ſehr erzürnt?"
„Frage nicht, o Sultan, lieber Vater,
Hab' erkannt den Säbel meines Vaters.
Hätt' ich ihn in deiner Hand gefunden,
Wär' ich minder nicht in Zorn geraten!"
Wandte drauf ſich und verließ den Sultan.

Marko Kraljewitſch und die Vile.*)

Mutig zogen einſt zwei Waffenbrüder
Über Miroſchs**) herrliche Gebirge.
Marko Kraljewitſch, ſo hieß der eine,
Miloſch, der Wojwod, nannt' ſich der andre.
Mann an Mann, auf mut'gen Roſſen reitend,
Mann an Mann, die blanken Lanzen tragend,
Einer küßt des andern weißes Antlitz,
Weil ſich beide, gleich als Brüder, lieben.

---

*) „Vile" Nymphen, welche auf die Schickſale der Sterblichen oft mächtigen Einfluß ausüben. Sie wohnen — nach der Sage der Serben — im hohen Gebirge, an den Quellen der Flüſſe, ſind bezaubernd von Geſtalt und im Beſitze ewiger Jugend. Die Vilen erſcheinen dem Menſchen immer in blendend weißem Gewand mit fliegenden Haaren. Sie erhalten oft beſondere Namen, wie z. B. Tavijolla.

**) Miroſch (Mirotſch), ein Berg an der Donau, zu Serbien gehörig.

Alle Anmerkungen dieſer Volkslieder von Anaſt. Grün.

Marko, auf dem Schecken faſt entſchlummert,
Sprach zu Miloſch da, dem tapfern Bruder:
„O mein Bruder, du Wojwode Miloſch!
Gar ſehr hat der Schlummer mich bewältigt.
Singe Bruder, daß ich mich erheitre.“
Ihm erwidert Miloſch, der Wojwode:
„O mein Bruder, o mein tapfrer Marko!
Gerne wollt' ich dir, mein Bruder, ſingen,
Doch verboten hat es mir die Vile.
Schwur's, wenn ſie mich würde ſingen hören,
Mich mit ſcharfem Pfeile zu verwunden,
In den Hals und in das Herz, das mut'ge.“
Da entgegnet Kraljewitſch dem Bruder:
„Singe, Bruder, fürchte nicht die Vile.
An der Seite deines Freundes Marko
Und hier meines ferneſehnden Scheckens
Und der goldnen ſechsgezackten Keule.“
Hub hierauf der Miloſch an zu ſingen.
Ein gar herrlich Lied hat er begonnen
Von den Alten, wie ſie beſſer waren,
Wie jedweder einſt das Reich verwaltet
Im gerühmten Lande Mazedonien,
Welchen Ruhm jedweder ſich erworben.
Und das Lied war Marko lieb geworden,
Und er ſtützt ſich an den Knopf des Sattels.
Marko ſchlummert und der Miloſch ſinget.
Hörte ihn die Vile Xavijoila
Und begann mit Miloſch wettzuſingen.
Miloſch ſingt, es ſingt die weiße Vile,
Aber ſchöner klingt des Miloſch Stimme,
Als die Stimme klingt der weißen Nymphe.
Drob ergrimmt die Vile Xavijoila,
Springt hinauf in das Gebirge Miroſch,
Spannt zwei Pfeile auf zwei weiße Bogen.
Einer trifft den Miloſch in den Nacken,
In ſein heldenmüt'ges Herz der zweite.
Rief da Miloſch: „Wehe meine Mutter!
Wehe Marko, mir in Gott verbrüdert.

Bruder weh', mich traf der Pfeil der Vile!
Hab' ich dir es nicht voraus gekündet,
Daß ich nicht ſoll ſingen durchs Gebirge!"
Riß der Marko ſich da aus dem Schlafe,
Schnallte feſt den Sattelgurt dem Schecken,
Küßt und halſet ſein geflecktes Rößlein:
„Wehe Schecke, meine rechte Hand, du!
Hol' mir ein die Vile Xavijoila,
Will mit blankem Silber dich beſchlagen,
Blankem Silber und gediegnem Golde.
Will dich bis ans Knie mit Seide decken,
Von dem Knie mit Troddeln bis zum Hufe;
Will die Mähnen dir mit Gold durchflechten,
Will verzieren ſie mit edlen Perlen.
Doch ſo du mir nicht erreichſt die Vile
Will ich dich lähmen auch an allen Füßen
Und dich in der Öde hier verlaſſen,
Daß du irren ſollſt von Tann' zu Tanne
Wie der Marko ohne ſeinen Bruder."
Dann erfaßt ſein Roß er an den Schultern
Und durchbrauſet das Gebirge Miroſch.
Vile flog am Gipfel des Gebirges,
Schecke ſchnaubte mitten durch die Wildnis,
Nicht zu ſehen war ſie, nicht zu hören.
Als jedoch der Schecke ſie erblickte
Sprang er an drei Lanzen in die Höhe,
An vier Lanzen aber in die Länge;
Bald hat Schecke eingeholt die Vile.
Als ſich alſo ſah bedrängt die Vile,
Flog ſie auf gen Himmel in die Wolken.
Da erfaßte Marko ſeine Keule,
Schleudert ſie vielkräftig und behende,
Traf die Vile an die weiße Schulter,
Warf ſie ſo zur ſchwarzen Erde nieder
Und begann ſie mit der Keul' zu ſchlagen,
Wendet ſie zur Rechten und zur Linken;
Schlägt ſie mit der ſechsgezackten Keule!
„Warum, Vile, daß dich Gott erſchlage,

Warum ſchoſſeſt du auf meinen Bruder?
Gib jetzt Kräuter für den wunden Miloſch,
Nimmer trägſt du ſonſt dein Haupt von hinnen!"
Vile hub da an ihn zu beſchwören:
„Laß um Gott, mein Bruder, tapfrer Marko,
Gott, den Höchſten, um den heil'gen Johann,
Laß' doch lebend mich nur ins Gebirge,
Daß ich Kräuter ſuche auf dem Miroſch,
Daß die Wunden ich dem Helden heile!"
Marko war barmherzig, Gottes wegen,
Fühlte Mitleid in dem Heldenherzen,
Ließ die Vile lebend ins Gebirge.
Vile pflückte Kräuter auf dem Miroſch,
Pflückte Kräuter, oft ſich Marko meldend:
„Bruder Marko, werde alsbald kommen!"
Vile fand die Kräuter auf dem Miroſch,
Heilte bald mit dieſen Miloſchs Wunden.
Schöner iſt des Miloſch ſchöne Stimme,
Wahrlich ſchöner, als ſie je geweſen.
Ging die Vile nieder ins Gebirge.
Und der Marko zog mit ſeinem Bruder,
In die Gegend zogen ſie von Porecs*)
Wateten durch Timoks**) gelbe Fluten,
Dort, bei Bregow***), bei dem großen Dorfe,
Gingen an die Grenze dann von Widdin.
Sprach die Vile zu den andern Vilen:
„Hört, ihr Vilen, und laßt euch warnen,
Schießt auf keinen Helden im Gebirge,
So vom Marko Kraljewitſch ihr Kunde,
Und von ſeinem fernhinſehnden Schecken,
Und von ſeiner ſechsgezackten Keule.
Was mußte, Ärmſte, ich von ihm erleiden!
Kaum, daß mit dem Leben ich entkommen."

*) Porecs (Poretſch) eine Inſel an der Donau, zu Serbien gehörig.
**) Timok, Grenzfluß zwiſchen Serbien und Bulgarien.
***) Bregow, ein Dorf am linken Ufer des Timok.

Bisher ungedruckte Gedichte.

Tränen.*)

Hast du mich weinen gesehn — Sieh Liebchen die Träne des Weibes
Ist des Himmels Tau, der auf die Blume sich senkt: —
Ob er der düstern Nacht, ob dem sonnigen Morgen entträufte,
Labt er die Blumen doch, frischer erhebt sich das Haupt.
Aber die Träne des Manns gleicht köstlichem Harze des Ostens,
Schneid' in die Rinde des Baums, golden dann quillt es hervor,
Bald versiegt zwar das edle Naß, fort grünet der Baum noch,
Aber es bleibt der Schnitt, altert und wächst mit dem Stamm.
Liebchen, gedenke des wunden Baums in Orients Fernen.
Liebchen gedenke des Manns, den du einst weinen gesehn.

Mit einer Uhr als Angebinde für seine Gemahlin.

(1845)

Die Stunden, wo ein Leid dich plagt,
Wo scheu dein Herz das meine flieht,
Wo Schmerz dein liebes Herzlein nagt,
Wo Trennung unsre Pfade schied,
Die Stunden der Disharmonie
Die zeige diese Uhr dir nie.

Die Stunden, wo die Freude sprießt
Wo Gottes Segen dich entzückt,
Wo sich dein Herz an meines schließt
Und deine Liebe mich beglückt,
Wo sich erfüllt, was du gehofft,
Die Stunden zeige sie recht oft.

*) Erste Fassung des Gedichtes „Mannestränen"; da dies Gedicht in den „Blättern der Liebe" schon in neuerer Fassung enthalten ist, jedenfalls in der vorliegenden Form schon vor 1839 entstanden.

Zwei Glückwunschgedichte zum Namensfeste der Mutter für seinen 5—6 jährigen Sohn Theodor.

Knabe als Koch gekleidet mit einem Backwerk als Festgeschenk.

(1863)

Daß ich ein Koch bin,
Das sagt dir mein Gewand,
Doch dieses Kunstwerk
Stammt aus andrer Hand.
Mein Herd steht hier
Im Herzen, im Gemüt,
Wo stets für dich
Ein heilig Feuer glüht
Genährt von meiner Liebe
Früh und spät,
Mit frommem Wunsch
Und kindlichem Gebet.

Knabe als Jägersmann gekleidet.

(1864)

Ich bin ein Jägersmann und habe scharf geladen,
Doch fürchte nichts, es droht dir nicht Gefahr und Schaden,
Dein Glück ist's ja allein, worauf ich immer ziele,
Dein Herz nur treff' ich gern im Ernste wie im Spiele;
O möcht' dein Lebensglück stets ungetrübt und rein,
Dein liebes Mutterherz mir immer huldreich sein.

An die von Graz nach St. Petersburg zur Weihnachtsfeier gereiste Baronin Stieglitz

mit einem Fächer, auf welchem das Bild der Grazer Villa der Baronin gemalt und die Unterschriften der Familie Auersperg beigefügt waren.

(1865)

Zu der lieben Heimatstätte
Gaben wir dir das Geleite,
Gern mit Dampf und Wind zur Wette
Eilten wir an deiner Seite.

Nach der Zarenstadt im Norden
Drängt es mächtig unsre Seelen,
Heute an der Newa Borden
Bei dem Feste nicht zu fehlen.

Denen jüngst auf Steirer-Grunde
Du entflammt die Weihnachtskerzen,
Sieh', versammelt sind zur Stunde
Treu um dich all ihre Herzen.

Andrer Freud' ist dein Verlangen!
Wer so sinnvoll weiß zu spenden,
Weiß auch sinnvoll zu empfangen
Herzensgab' aus Freundeshänden.

Aus des Fächers schlichtem Rahmen
Winkt dein Haus im Gartengrunde,
Grüßen dich bekannte Namen,
Mahnen dich manch schöner Stunde.

Mög' auf ihn dein Blick sich senken
Stets mit sonnig heitrem Lächeln
Und in freundlich Rückgedenken
Wiege dich sein sanftes Fächeln.

In einem Band seiner Gedichte einer treuen Dienerin des Hauses gewidmet.

(1873)

Was hier im Büchlein schwarz auf weiß geschrieben,
Liest jeder ohn' Beschwer;
Du lesest drin noch mehr:
Auch das, was ungeschrieben noch geblieben.

Sinnspruch auf einen Fächer seiner Nichte Irma Baronin Schweiger-Lerchenfeld. (Akrostichon.)

(1866)

In der Welt fährst du am besten,
Redst du stolz mit stolzen Gästen,

Mit Bescheidenen bescheiden,
Aber wahr und klar mit beiden.

Sinnspruch auf einem Fächer seiner Nichte Hyazinthe Baronin Schweiger-Lerchenfeld.

(1866)

Jung gefallen wollen, wer wird's schelten?
Alt gefallen können — mehr wird's gelten.
Daß dir Beifall jetzt und einst nicht fehle,
Dies Geheimnis such' in deiner Seele!

An Oskar und Erich Schmidt in ein Exemplar der „Gedichte".*)

(1867)

Wenn Sohn und Vater Kluft und Forst durchwallen,
Von ihrem Aug' der Schöpfung Schleier fallen,
Des Sohnes Ohr hängt an des Vaters Munde
Und lauscht des Seins und Werdens weiser Kunde;
Dann soll es nicht die schöne Andacht stören,
Läßt sich des Vogels Sang im Busche hören,
Ein ernstes Rätsel füllt auch ihm die Seele,
Des Weltgesetz tönt auch aus seiner Kehle.

Lebensregeln.

(Albumblatt.)

Im Glücke nicht jubeln, im Sturm nicht zagen,
Das Unüberwindliche gelassen tragen,
Das Recht tun, am Schönen sich erfreuen,
Das Leben lieben, den Tod nicht scheuen
Und fest an Gott und bessere Zukunft glauben,
Heißt Leben, heißt dem Tod das Bittre rauben.

---

*) Oskar Schmidt, der hervorragende Zoologe († 1886), dessen Sohn Erich Schmidt, der heute nicht minder bedeutende Literarhistoriker und Goetheforscher (geb. 1853).

Rezept für die Heiterkeit.

(1875)

So höre denn und gib recht acht,
Wie man Heiterkeit braut und macht,
Denn nicht eine jede ist echt und fein,
Doch diese hier hilft dir bei jeglicher Pein.
Zuerst schau ins Herz und spül' es recht aus
Und wasch' alle Selbstsucht recht heraus,
Dann nimm Geduld und Nachsicht zur Hand
Und schüttle sie um, mit etwas Verstand.
Ein Tröpfchen Lethe tu auch dabei,
Es macht von vergangenem Weh dich frei,
Nicht Leichtsinn, doch leichten Sinn rühre darein,
Ein bißchen Witz, doch gerieben fein,
Viel guten Willen und feste Kraft,
Und Menschenliebe, die wirkt und schafft;
Ein wenig Selbstvertraun und Mut,
Bescheidenheit, Hoffnung und ruhiges Blut.
Und alles rühre zusammen fein
Und nimm's mit reinem Herzen ein,
Und schlägt es dennoch und will nicht zur Ruh,
So blicke bittend nach oben dazu.
Du wirst es sehen, dann kömmt dir der Mut
Und alles, alles wird wieder gut,
Die Träne trocknet, die Lippe lacht,
Und doch weiß keiner, wie du's gemacht.

Frage.

Was ist das für ein Herz, das immer blutet
Und doch so oft vom Glücke überflutet,
Hier zwischen Furcht und Hoffnung ewig schwankt?
Was rastlos abmüht sich in tausend Plänen,
Abwechselnd unter Beten, unter Tränen
Dem Himmel seine reinsten Freuden dankt?

In welcher Brust schlägt wohl das Herz, das eine,
Was keine Hoffnung kennt auf Erden, keine,

Die's nicht für eine zweite Seele hegt?
O such's nicht in der Braut am Hochaltare,
Nicht bei dem Jüngling im gelockten Haare,
Auch nicht im Greis, den müd' die Erde trägt.

Das Herz, von dem ich als das Größte spreche,
Das ein Gemisch von Riesenkraft und Schwäche,
Ein Labyrinth von Seligkeit und Schmerz,
Ein Sorgenmeer, zugleich ein Meer der Wonne,
Wo's heute Nacht, wo's morgen lichte Sonne,
Es ist und bleibt allein — das Mutterherz!

Inhalt.

Die vom Herausgeber den einzelnen Gedichten in Klammern beigefügten Jahreszahlen deuten an, wann diese Gedichte zum Drucke gebracht worden sind. Die Jahreszahlen unter den Gruppenüberschriften rühren vom Dichter her.

Jugendgedichte.

Aus: Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.

Seite

Widmung. An meine Mutter 7

Blätter der Liebe.

An die Wasserscheuen 8

Erste Liebe.

Seite

Glück oder Unglück? 9
Ihr Name 10
Unterschied 10
Fern und Nahe 11
Eins und zwei 11
Welt und Geliebte 12
Böser Streich 12
Das frohe Lieb 13
Die Mode 13
Die Verlobten 14
Die Haarlocke 14
Das Vermächtnis 14
Trennung 15

Zweite Liebe.

Ein Pilger zog nach Jerusalem 16
Es wird, wer heuer nicht recht klug 16
Schönste, darf mit stillen Wünschen 17
Durch der Seele Tiefen klingend 17
Ich wollt' ja gern der Eure werden 18
Gesät hab' ich meine Freude . 19
Von den alten Heimatbergen . 19
Ei, welch wundervoller Strauß 20
Die Freude regt das Lenzgefieder 20
Es segelt sanft auf Silberwogen 20

Der Liebe Verlust.

Auf schwarzbehangenem Gerüst 21
Tot ist und zweifach eingesargt 22
Des Hügels Gras, jetzt frisch und grün 23
Die Stätte, wo du jetzo schläfst 23
Mit dir zu jubeln tangen wohl die Menschen 23
So träufle denn, Natur . . 24
Sieh! nun auf den Leichenstein setzt 24

Vignetten für Liebende.

Deutung 25
Der Ausgeschlossene 26
Harfe und Elemente 27
Ein Frühlingslied in Prosa . 31

Gedichte früherer und späterer Zeit.

Trennung (1825) 32
Der Brautkuß (1825) . . . 33
Der Jüngling im Walde (1825) 35
Darius und Alexander (1825) 37
Der Genius (1825) 38
Frist (1826) 39

	Seite
Der Wolkenhimmel (1826)	40
Die Brüder (1826)	41
Die Strombraut (1826)	42
Heinrich Frauenlob (1826)	45
Der Bardenfels (1825)	46
Im Freien (1826)	50
Träumen und Wachen (1826)	50
Lied (1827)	51
Illyrien (1827)	52
Schloß Wartenberg (1827)	54
Der Bergknappe (1828)	55
Ein Märchen aus Franzensbad (1847)	56
Mit meiner Silhouette (vor 1848)	59
König Rudolf von Böhmen (1853)	60
An die Königin Marie von Neapel (1862)	62
Für einen Rompilger (1868)	63
Zeitklänge. I.—III. 1870	64
An Otto Prechtler 1873	66
Auf dem Turme zu Cremona (1874)	66
Im Herzogsschlosse (1876)	72
Einem zum 70. Geburtstage glückwünschenden Freunde 1876	76
Xenien aus dem Herrenhause des Wiener Reichsrates 1862	76
Adieu	76
Cuique suum	77
Majorität der Erblichen	77
Minorität der Lebenslänglichen	77
Prediger in der Wüste	77
An	77
An	77
Lichtenfels	78
Rauscher	78
Bankfrage	78
Baumgartner	78
Schlußrede des Präsidenten	79
An einen abgeordneten Kleriker	79
Einem neuen Ritter des goldenen Vließes	79
Bankakte	79
Anton von Schmerling	79
Schluß-Tedeum	80

Poetische Übertragungen.

	Seite
Die Erscheinung, von Teresa Albarelli Bordoni (1826)	80
Lied vom Entsatze Wiens (1833)	84
Serbische Volkslieder (1839)	85
Marko Kraljewitsch findet den Säbel seines Vaters	85
Marko Kraljewitsch und die Vile	89

Bisher ungedruckte Gedichte.

	Seite
Tränen (vor 1829)	93
Mit einer Uhr als Angebinde für seine Gemahlin (1845)	93
Zwei Glückwunschgedichte zum Namensfeste der Mutter (1863 und 1864)	94
An die von Graz nach St. Petersburg gereiste Baronin Stieglitz (1865)	94
In einem Band seiner Gedichte (1873)	95
Sinnspruch auf einen Fächer (1866)	95
Sinnspruch auf einen Fächer (1866)	96
An Oskar u. Erich Schmidt (1867)	96
Lebensregeln	96
Rezept für die Heiterkeit (1875)	97
Frage	97

Anastasius Grüns

sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schlossar.

Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe.

Fünfter Band.

Inhalt: Der letzte Ritter. — Spaziergänge eines Wiener Poeten.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

DER LEZTE RITTER.

Romanzen-Kranz

von

Anastasius Grün

MÜNCHEN,
bei F. G. Franckh.
1830.

Einleitung des Herausgebers.

Es zeugt von tiefem Ernſte eines jungen Dichters, wenn er, nicht viel über 20 Jahre alt, eine ſo groß angelegte und kühn durchgeführte Dichtung wie die 1830 bei F. G. Franckh in München erſchienene „Der letzte Ritter. Romanzenkranz von Anaſtaſius Grün“ dem Leſerkreiſe bietet. Graf Anton Auerſperg war noch Studierender der Rechte in Graz, als er Fuggers „Ehrenſpiegel von Öſterreich“, den „Theuerdank“ und zahlreiche andere einſchlägige Werke durchſtudierte, welche ſich mit dem Helden, dem Kaiſer Maximilian I., eingehend beſchäftigten. Auerſperg wohnte damals als Zimmernachbar neben dem jungen Verwaltungsbeamten Joſef Fellner in Graz, mit welchem trefflichen, hochgebildeten Manne ihn bis zu deſſen Lebensende wahre, aufrichtige Freundſchaft verband. Dort und in einer Sommerwohnung, die ſich der junge Graf nahe dem harzduftigen Bergwalde an der Straße nach der Wallfahrtskirche Maria Troſt bei der Stadt gemietet hatte, iſt ein großer Teil der einzelnen Balladen des „letzten Ritters“ entſtanden, die ganze Arbeit wurde dann in Wien zu Ende geführt. Es iſt ſehr bezeichnend, daß der gelehrte, ſpäter ſo unglücklich zugrunde gegangene Benediktiner Michael Enk gerade in den von Metternich begründeten und unterſtützten „Jahrbüchern der Literatur“ (Wien 1832, 58. Band) das große Gedicht eingehend und rühmend beſprach. Freilich wußte Fürſt Metternich damals noch nicht, daß der Verfaſſer des „letzten Ritters“ derſelbe ſei, welcher kaum ein Jahr vor dem Erſcheinen dieſer Beſprechung die in den Augen der öſterreichiſchen Regierung ſo unliebſames Aufſehen erregenden „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ herausgegeben hatte.

Die erwähnte Erſtausgabe des „letzten Ritters“ in kleinem Quartformat war mit einem zierlich geſtochenen Titelblatte verſehen, deſſen etwas verkleinerte getreue Wiedergabe auch hier vorgeſetzt er-

ſcheint. Sie wurde „Meinem Freunde Joſeph Ernſell“ gewidmet. Es iſt dies kein anderer als der oben genannte Fellner, deſſen wahren Namen in jenen Zeiten ſtrenger unvernünftiger Zenſur in Öſterreich der Verfaſſer nicht wagen durfte, ſeinem Buche voranzuſetzen, da ja der alſo Geehrte „politiſcher Beamter“ war, Grund genug, keine Widmung annehmen zu dürfen, die ſo ſtolze, ja ſelbſt freiheitliche Gedanken aufwies. Die Widmungsvorrede, welche ſo ſchön des Dichters Beziehungen zu dem Freunde ſchildert, iſt in der Folge nur noch in einer Auflage zum Abdrucke gelangt. Sie durfte natürlich in dieſer Ausgabe nicht fehlen und erſcheint nun ſeit mehr als 60 Jahren zum erſten Male wieder hier abgedruckt. Eine zweite Neuauflage des Werkes erſchien 1838 bei Hallberger in Stuttgart, der von dem Münchner Verleger die Reſtauflage übernommen. Damals ſchon war Anaſt. Grün ſeit einiger Zeit mit der rührigen und vornehmen Weidmannſchen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig in Verbindung getreten und hätte gern alle ſeine Werke in deren Händen gewußt, „jedoch,“ ſchreibt A. Grün an den Verlag Weidmann ſchon im Oktober 1836, „habe ich an ihm (Hallberger) einen Mann gefunden, mit dem nicht viel anzufangen iſt. Eine Abtretung ſeines Verlagsrechtes auf dies Werk war durchaus nicht zu erzielen.“ In der zweiten Auflage erſchien die ſeither unverändert beibehaltene poetiſche „Widmung“ („In unſern weichen, ſeidnen Zeiten“) zum erſten Male abgedruckt. Auch weſentliche Veränderungen, Umſtellungen und Auslaſſungen des Textes hat der Verfaſſer in dieſer Auflage vorgenommen. Die „Anmerkungen“ zumal, welche zuerſt ſehr ausführlich mit Anführungen von Quellenſtellen und Zitaten gehalten waren und 59 Nummern umfaßten, wurden aufs äußerſte gekürzt, und ihre Zahl erſcheint in den weiteren Auflagen bedeutend verringert.

Die „Vorbemerkung“ zu den „Anmerkungen“ der 1. Auflage, welche nicht wieder in den weiteren Auflagen zum Abdruck gekommen, ſcheint mir an dieſer Stelle zu bringen paſſend. Dieſe Vorbemerkung lautet: „Der Verfaſſer der voranſtehenden Romanzen iſt einer der abgeſagteſten Feinde der texterklärenden Anmerkungen zu poetiſchen Erzeugniſſen. Er hat ſich daher bemüht, ſeine Dichtung ſo abzufaſſen, daß ſie ganz und gar jener zum Verſtändnis nicht bedarf. Der Zweck der nachfolgenden Noten iſt ein ganz anderer: ſie ſollen erſtens den Verfaſſer vor dem Vorwurfe eigenmächtiger Fiktion ſichern, und als geſchichtliche Belege den ungläubigeren Leſer auf hiſtoriſchen Grund un-

Boden hinweisen, und zweitens noch manchen Zug, der in der Dichtung selbst nicht leicht aufgenommen werden konnte, zu dem Bilde des Helden und seiner Umgebung ergänzend hinzufügen. Schließlich sei noch bemerkt, daß die betreffenden Stellen größtenteils wörtlich aus den Quellenschriften angeführt werden." Höchst beachtenswert für die Beurteilung der Dichtung ist auch die Anmerkung 54 der ersten Auflage, zu dem „Der Fürst" überschriebenen Kapitel des Gedichtes, welche in allen späteren Auflagen weggefallen ist. Auch diese längere Anmerkung möge deshalb hier ihre Stelle finden:

„Hier ist der Ort, mich über einen nicht ganz unwesentlichen Umstand in den vorliegenden Dichtungen auszusprechen. Kenner der Geschichten des großen Kaisers werden wohl schon bemerkt haben, daß manche Taten und Feldzüge Maximilians mit Stillschweigen übergangen werden, wodurch vielleicht eine scheinbare Lücke entstand. Darauf habe ich nun folgendes zu entgegnen: daß meines Erachtens viele glücklich geführte Kriegszüge und ruhmvoll erkämpfte Siege, wenn sich nicht sonst eine poetische Deutung dazu gesellt, zur dichterischen Auffassung nicht geeignet seien: daß ich daher jene davon, in denen sich — wenigstens mir — keine poetische Idee erschloß (z. B. manches aus den vieljährigen Kriegen mit Frankreich, die Zwiste mit dem Papste, Venedig, die Einfälle der Türken, die Kriege mit Karl von Egmond, mit Lüttich, mit Philipp von Cleve usw.), nicht aufgenommen oder nur leise berührt habe. Ferner mache ich hier auf den Titel des Ganzen: Der letzte Ritter aufmerksam. Aus diesem Gesichtspunkt mußte manches, was bloß dem Regenten angehört und mithin in das Buch der Geschichte fällt (z. B. Maxens Verhältnis zu Luther und der Reformation, seine sonstigen Verdienste um Staat, Wissenschaft und Kunst usw.) bis zu einer gewissen Grenze ausgeschlossen bleiben. Auch so manche einzelne interessante Anekdoten und Züge aus dem Leben meines Helden blieben unberücksichtigt, damit die, durch das Ganze waltende größere Idee nicht in Einzelheiten zersplittert und dadurch der höhere eben im Titel angedeutete Standpunkt verrückt werde. Ebensowenig durfte, — wozu doch so viel Verlockung vorhanden war — der ausgezeichneten Zeitgenossen des Helden ausführlicher Erwähnung geschehen, um das Interesse von diesem nicht abzulenken. Daß der zweiten Vermählung Maxens mit Blanca Maria durchaus nicht gedacht ist, wird man aus poetischen Gründen wohl billigen."

Erſt im Jahre 1844 erſchien, wie es Verleger und Verfaſſer angeſtrebt, „Der letzte Ritter“ und zwar in der 3. Auflage im Weidmannſchen Verlage zu Leipzig und folgten demſelben noch die Neuauflagen von 1845, 1847, 1851, 1853, 1860. Die bei Braumüller in Wien 1876 erſchienene war nur eine Titelauflage. Die 5. Auflage in Miniaturformat wies ein hübſches geſtochenes Titelblatt mit dem Porträt Maximilians nach der Zeichnung des Wiener Künſtlers J. N. Geiger auf und mehrere Auflagen in demſelben Format folgten derſelben in gleicher Ausſtattung.

Der vorliegenden Ausgabe iſt der letzte noch vom Dichter ſelbſt beſorgte Text zu grunde gelegt worden, ſowohl was die Dichtung, als auch was die Anmerkungen betrifft.

Widmung der ersten Auflage.

Meinem Freunde Joseph Ernfell.

(Mit der ersten Auflage.)

Wenn Sie ein paar Jahre zurückdenken, lieber Freund, werden Sie sich wohl noch eines jungen Studiosi erinnern, der in der freundlichen Hauptstadt der Steiermark ein Zimmer neben dem Ihrigen und nur durch eine Türwand von diesem getrennt, bewohnte. Anfangs — es war noch Winter — begegneten Sie ihm bisweilen auf der engen, holperigen Wendeltreppe, über die er, mit einer Last von Chroniken und sonstigen Schweinslederbänden befrachtet, hinaufkeuchte. Späterhin — es war Lenz geworden in Tälern und auf Bergen, in Köpfen und in Herzen — sah man Sie mit ihm in trautem Gespräch hinauswandern aus den Toren der Stadt, hinaus in die schöne, freie, herrliche Natur! Und wenn dann das Abendrot auf den fernen Alpenspitzen verglomm und Sie mit dem Freunde heimkehrten, drückte einer herzlich die Hand des andern und heiter schieden beide. Von friedlicher und ruhiger Nachbarschaft wußten Sie freilich in jener Zeit nicht gar viel zu erzählen. Nicht nur, daß der Nachbar unaufhörlich in seinem Pulte herumtobte und bald langsam, bald schnell auf und nieder schritt, fing er bisweilen an zu deklamieren, zu pfeifen und zu johlen an, und noch dazu entsetzlich falsch. Einst sogar um Mitternacht fiel ihm der gewaltige Theuerdank, in welchem er eben blätterte, aus den Händen und mit dröhnendem Donnergepolter auf den Boden, so daß Sie im Nebenzimmer wohl glauben mochten, die Kanone auf dem Schloßberge habe eine Feuersbrunst signalisiert. Der Jüngling aber glaubte das Krachen des Weckauf und Purlepaus, dieses Patriarchenpaares aller Kartaunen, auf dem Schlachtfelde von Guinegate zu hören. Da fing auch seine Wange an zu glühen und zu flammen, das Blut wogte durch seinen Busen wie geschmolzenes Gold, sein Auge wollte zugleich lächeln und weinen, und über seinem Haupte rauschte mächtig das heilige Dichterpanier: Begeisterung! Und dies war der erste Ton eines erwachenden Liedes. — Doch wie ferne gedämpfte Wetterschläge verhallten allmählich die Mörser, dann aber tönten Siegespsalme von den Bergen her und kamen immer näher und lösten sich entfernend wieder auf wie zerfließendes Abendgewölke. Sie aber, Freund, um sich von dem Schrecken des Knalles zu erholen, setzten sich nieder und magnetisierten Ihr Klavier, daß es wie eine holde Traumseherin Worte und Klänge aus einer fernen Geisterwelt hervorlispelte, und jeder Ton ward zur goldnen Wiege, welche des Jünglings Herz, das aus hitzigen Träumen erwachte Kind, wieder in den Schlummer

des Friedens hinüberſchaukelte. Auf der Straße aber rief der Nachtwächter: 's hat ein Uhr geſchlagen! —

Ungefähr zwei Jahre, lieber Freund, ſind ſeither verfloſſen, Sie ſitzen vielleicht eben, wie Sie ſonſt pflegten, an Ihrem Klavier, in der einen Hand irgend ein Werk eines unſrer unſterblichen Landsleute oder eines Ihrer britiſchen Lieblinge haltend, während die andere phantaſierend über die tönenden Elfenbeinzungen hingleitet. Da pocht es an die Türe und herein tritt derſelbe junge Mann, Ihr ehemaliger Nachbar. Er trägt unter dem Arme eine Mappe, die er Ihnen nun mit treuherzigem Handſchlage als Eigentum darreicht. Sie öffnen dieſelbe, blättern darin herum und finden verſchiedenartige hiſtoriſche Bilder in der Art und Weiſe unſeres wackern Malers Karl Ruß; hier bunte Schlachtſtücke, dort eine Laube mit verliebten Leuten, einen Krönungseinzug und gleich daneben Maskenzüge und Mummereien, dann Triumphpforten mit jauchzendem Volk, flatternden Bannern, glänzenden Rüſtungen und Friedhofgräber mit einfachen Kreuzen, luſtige Jagdſtücke und feierliche Kirchgänge, Königstafeln und Leichenfelder. Doch *eine* Geſtalt geht durch all dieſe mannigfaltigen Bilder hindurch, durch die bunteſten Umgebungen ſtrahlt ſie hervor und auf jedem einzelnen Blatte iſt ſie zu finden, wie das Wort Liebe auf jeder Seite des Buches: Welt. Von dieſer Geſtalt gehn all die mannigfachen Strahlen aus, die ſich in den verſchiedenſten Richtungen brechen. Daher die verſchiedenen bunten Bilderreihen; denn alle Strahlen in ein einziges Bild zuſammenzudrängen, dazu war der Held zu groß und zu gewaltig oder der Zeichner zu ſchwach.

Sie aber, unvergeßlicher Freund, und manch anderer werden die Bilderfolge freundlich betrachten und mindeſtens ſagen: Er hat das Edlere gewollt! — Daß ſich die Liebloſigkeit nicht dazuſchleichen werde, bin ich faſt gewiß; denn es ſteht ja die Freundſchaft als Wache an der Pforte.

Wien, am 19. März 1829.

Der Verfaſſer.

Widmung.

Seinem Freund **Joseph Fellner**

Der Verfaſſer.

Mit der zweiten Auflage.

In unſern weichen ſeidnen Zeiten,
Was ſoll der Mann in ſtarrem Erz?
Vielleicht, daß ſein Vorüberſchreiten
Noch heute rührt manch deutſches Herz!

Seht ihn am Schaft des nun zerfetzten
Germanenbanners mannlich ſtehn!
Wir ſahn's als Silberhaar des letzten
Der deutſchen Kaiſer jüngſt verwehn.

Sein Weckruf dröhnt, der ihm die Bahnen,
Ein eherner Johannes, weiht;
Wer wecken wollte, mußt' es ahnen,
Daß zu erſtehn es hohe Zeit!

Taugt Winterabende zu kürzen,
Der Jäger Theuerdank auch nicht,
Kann er uns doch die Lehren würzen,
Wie ſich's mit wilden Beſtien ficht;

Die Ungetüme ſind die alten,
Noch heut nicht laſſend von der Art,
Nur Spiele der Natur entfalten
Sich neu in Schnauzen, Tatzen, Bart.

Mein Jugendlied hat nicht geprieſen
Den Helden, weil's ein Ritter war,
Nur darum war's entflammt für dieſen,
Weil er der Letzte jener Schar.

Es rührt gewaltiger im Herzen,
Als weicher, üpp'ger, reicher Mai,
Vorfrühling mich im ſtürm'ſchen Märzen,
Wenn's Kampfzeit noch, waghaft und frei!

Wenn Halme, die zum Lichte treiben,
Als Speere ſtarren kampfbereit,
Die Blumen Rottenfähnlein bleiben,
Und noch nicht Sybaritenkleid;

Wenn Pfeile noch die Sonnenblicke,
Singvogel als Prophete wirbt
Und, Märtyrer der Froſtestücke,
Für ſchönen Frühlingsglauben ſtirbt;

Der Strom noch nicht als Müßiggänger
Durch Berg und Wald behaglich ſtreicht,
Nein, mit den Spolien ſeiner Dränger,
Dem Scholleneis, beladen keucht;

Ach, daß ein Herz von Frühlingswonne
Stets träumt, wenn ihrer es entbehrt!
Getroſt! Säumt auch die Weltenſonne,
Glüht traulich doch manch Nachbarherd.

Sei auch von einſt'gen Lenzesreichen
Uns noch kein ſchön'res Pfand zu ſchau'n,
Scheint's doch kein übles Frühlingszeichen,
Daß ſchon die alten Kater miau'n!

Herbſtſchauer hält mich jetzt bekommen,
Ein dürres Blatt ſpielt mir vorbei;
Dies welke Blatt auch ſoll mir frommen,
Als ob mein Jugendlied es ſei.

Nimm es, o Windeshauch, du freier,
Entführ's aus liebem Schwabenland
Weithin zum ſchönen Lande Steyer,
Dem Freunde dort ein Liebespfand!

Vielleicht bald bring' ich andre Gabe;
Doch wenn ich nichts mehr geben kann,
Fürwahr, daß man mein Grab mir grabe,
Die beſte, höchſte Zeit iſt's dann.

Stuttgart, im Spätherbſt 1837.

Weihe.

„Merk, viel wird von mir geſchrieben,
Was Sachen und Krieg ich hab' getrieben;
Darum ſchreib', was ich dir ſag',
So kommt die rechte Wahrheit an den Tag."
Motto zum Weißkunig.

Wer Ruhe kennt, der ruhte ſchon in des Schlummers Bucht;
Ich aber zog noch unſtet durch düſtre Felſenſchlucht,
Die Göttin nur, der ich weihte mein Herz und Leben gern,
Sie ſchwebte mir zur Seite und über ihr — ein Stern.

Im Arm trug ſie die Leier, im Haar den grünen Kranz,
Im Aug', begeiſt'rungstrunken, glomm ew'ger Jugend Glanz,
Doch in mich ſelbſt verſunken, zog ich mit geſenktem Blick
Die öde Bahn, und träumte — was Trauer gern — von Glück.

Und als dem Licht ich wieder erwacht das Aug' erſchloß,
Da ſtanden wir inmitten in eines Tales Schoß,
Von grauen Felskoloſſen, geſpenſtig an Geſtalt,
War rings das Tal umſchloſſen und finſtrem Eichenwald.

Ein Streifchen Abendröte ſah man im Weſt noch ſprühn,
Doch auf azurnem Beete den Mond im Oſt ſchon blühn,
Rings ſchwammen weiße Wölkchen in ſeiner Strahlennäh'
Wie unten die bleichen Schwäne im leis bewegten See.

Bekränzte Harfen hingen rings an der Felswand Saum,
Und halb verroſtete Klingen rundum auf manchem Baum.
Hebt ſich ein Weſt, ſo ſchwirren die tönenden Saiten mild,
Regt ſich ein Aſt, ſo klirren die raſſelnden Schwerter wild.

Am Strand des Sees, da ſieht man dicht Grab an Grab ſich reihn.
Wer mögen wohl die Schläfer, die unten ruhen, ſein?
Ein Kreuz nur! vielleicht erhöhet, um morgen zu zerfallen,
Zwar iſt ſein Kranz verwehet, doch blieb es ſtehn vor allen.

Hart dran ſtand eine Säule, gebaut der Ewigkeit,
Die iſt nun Schutt, rings liegen zerſtreut die Trümmer weit;
Wer lieſt die verwitterte Inſchrift, die von Unſterblichen ſprach?
Vielleicht der Schläfer einer! Wer rüttelt den Trägen wach?

Dort liegen Biſchofsmützen, nicht fern ein Schellenhut,
Hier ein gekrönter Schädel, drin niſtet des Wurmes Brut,
Dort ſproßt aus Totenköpfen manch Röslein lieblich rot:
Seht da in einer Schale das Leben und den Tod!

Es blinkt ein alter Tempel dicht an der Gräber Rain,
An ſeine Mauern lehnt ſich der fahle Mondenſchein,
Weit aufgetan die Pforten und Efeu bis zum Knauf,
Darin ein Tiſch von Marmor, zwei offne Bücher drauf.

Die Schrift im erſten ſind Blumen, die ewig wechſelnd blühn,
Im zweiten Flammenlettern, die ewig bleibend glühn,
Des einen Blätter ſind locker, drin blättert der luſt'ge Weſt,
Des andern eh'rne Platten, die liegen ſchwer und feſt.

Und blickt ein Narr in jenes, ſo lieſt er Närriſches drin,
Ein Weiſer findet Weiſes, ſo jeder nach ſeinem Sinn;
Doch dieſes — eins iſt's allen! die Züge licht und klar,
Nie wanken ſeine Blätter, es bleibt unwandelbar!

Dem Ausſpruch ſchlichter Schäfer bei heitrem Liederſtreit
Scheint jenes Buch wohl ähnlich, der Sage ward's geweiht;
Dem feſten ernſten Urteil der heil'gen Femgerichte
Iſt dieſes zu vergleichen, das Buch der Weltgeſchichte!

„Doch was ſoll ich in des Tales verhängnisvollem Raum,
Wo Tod und Leben ringen, Wahrheit und wüſter Traum?
Hier duftet Blütenregen, dort qualmt Verweſungsgeruch,
Die Harfen ſäuſeln Segen, die Schwerter raſſeln Fluch!

Was in den heil'gen Büchern des Weiſen ſoll ich leſen,
Der, wenn ihn Lieb' erhörte, gern ewig ein Tor geweſen?!
Soll ich den Todkelch nippen, und wandeln an Gräber gebannt,
Und fühle noch die Lippen vom Kuß der Lieb' entbrannt!

Laß uns von hinnen, o Göttin! mir wallt ſo bang das Blut,
Und muß ich um Grüfte wandeln, ſo ſei's: wo Liebe ruht!"
Da ſchwamm ums Antlitz heiter ein mildes Lächeln ihr,
Und ſchwebend zog ſie weiter und winkte zu folgen mir.

Ich ſah nicht, wo wir wallten; kein Mond, kein Stern in der Luft!
Doch ſtieß ich an manchen Hügel und atmete Blumenduft.
Wohl iſt's ein Garten? da ſank ich an eines Hügels Saum,
Und ſchloß den Schlaf in die Arme, und mit ihm ſolchen Traum:

Vor mir in eh'rner Rüſtung ſtand eines Manns Geſtalt,
Vom falt'gen Purpurmantel die ſtarken Lenden umwallt,
Zu Haupt ihm ſah ich winken den dichten Lorbeerkranz,
Draus lugten goldne Zinken, wie einer Krone Glanz.

Steht ein ſiegluſt'ger Ritter ein Königsheld vor mir?
Gab ihm den Lorbeer die Krone, der Kranz die Königszier?
Da hob ſich Sturmwindswallen — raſch griff er nach dem Kranz,
Als ließ' er lieber fallen die Krone als den Kranz.

Sein Auge ſah ich grollen in finſtrem Kriegermut,
Doch mocht's auch freundlich rollen, beglänzt von Liebesglut;
Auch deutet die Silberſchärpe auf goldigem Panzerhemd,
Von zarter Frauenhand wohl, daß er der Liebe nicht fremd.

Sein Arm ſchien gleich behende Jagdſpieß und Schwert zu heben,
Schon ſah ich gewicht'ge Rede auf ſeinen Lippen ſchweben, —
Da rieſelte auf mich nieder der kalte Tau der Nacht,
Froſt ſchüttelte meine Glieder und zitternd war ich erwacht.

Auf einem Königsgrabe hatt' ich geruht, geträumt!
Schon hat die Berge Dämm'rung mit grauem Flor umſäumt,
Die Göttin aber kränzte das Grab mit dem eignen Kranz,
Und mir im Arme glänzte der goldnen Leier Glanz.

„Was ſoll die ſtille Lampe bei goldner Sonne Glut?
Was ſoll die zage Taube im Horſt der Adlerbrut?
Wer hört ein Lied, wenn ehern des Schickſals Würfel rollt?
Wer ſieht durch den Wald von Zeptern der ſcheuen Leier Gold?

Die Gegenwart, die ernſte, und die Vergangenheit,
Zwei Säulen ſind die beiden am Rieſenbau der Zeit,
Doch einzeln ſtehn allbeide, geſchieden ſtreng und hart;
Was hat gemein mit jener der Sohn der Gegenwart?"

Sie aber drauf: „Geſchieden wohl ſind ſie ſtreng und hart,
Doch ſieh: Efeu, umkletternd die Säule der Gegenwart,
Durchrankt in grüner Wölbung den Raum, der beide ſchied,
Vereint und ſchmücket beide: das iſt des Dichters Lied!"

Wenn heim der Wandrer kehrte, der ferne Lande durchreiſt,
Umlagern ihn die Freunde, der volle Becher kreiſt,
Und künden muß er von Sitten und Wundern, nah und fern,
Und glauben ſie auch nicht alles, ſo hören ſie's doch gern.

Viel hab' ich ſchon gepilgert bei Sonn- und Mondenſchein,
Und gern will ich der Wandrer, wollt ihr die Freunde ſein,
Und will euch treulich künden, was mir der Geiſt des Helden
Und in des Tales Gründen die Wunderbücher melden.

Verſchiednes erzählen Wandrer; drum weiſt euch meine Bahn
Oft weniger als manch andrer, oft mehr als andre ſah'n.
Laßt froh die Becher klingen, doch einen ſparet noch,
Denn geht's nach Wunſch, ſo bringen zum Schluß wir ein Lebehoch!

Maximilian.

„— — welcher in fremden Landen
Hin und her lang umziehen will,
Dem begegnet ſtets Wunders viel."
Theuerdank.

Des Herrſchers Wiege.

1459.

„Wohin, ihr Reiterheere? Wohin du trüber Kumpan?
Wohin, ihr Schiffer zu Meere? Wohin du Krückenmann?
Ob ſchiffend, hinkend, reitend, all' hin ins Totenreich!
Daheim bleib' ich, bereitend die Särge mir und euch."

Hart an der Burg zu Neuſtadt ſteht eines Schreiners Haus,
Dort tönt dies Lied alltäglich in dumpfem Klang heraus;
Der junge Meiſter ſingt es, ſobald der Morgen glüht,
Aus friſchem Jünglingsmunde, den kaum noch Bart umblüht.

Da trat einſt in die Werkſtatt in freud'ger Haſt ein Mann:
„Ein Wieglein ſollt ihr zimmern, auf, Meiſter, friſch daran!
Heil unſerm Kaiſer Friedrich, Heil ſeinem Herrſcherthron!
Lenor', die ſtolze Kaiſ'rin[1]), gebar heut' einen Sohn!"

Der Schreiner baut die Wiege aus Brettern, feſt und ſtark,
Vom ſelben Stück gezimmert ſtand nebenbei ein Sarg;
Die Späne ſtäubten ſprühend, und Säg' und Hammer klang;
Dazwiſchen tönt' im Takte des Meiſters alter Sang.

Aus blankem Marmorbecken dort in der Burgkapell'
Floß heut' aufs Haupt des Knäbleins des Weihbronns heil'ger Quell;
Da hob der Biſchof Salzburgs die Blicke himmelan:
„In Gottes Namen tauf' ich dich: Maximilian!" —

O Leonor' und Friedrich! wohl hat auf euren Bund
Kein heitrer Stern gelächelt bis auf die heut'ge Stund';
Doch ſtolz umſchlingt ſie jetzt ihn und blickt ihn ſelig an,
Lisboas ſtolze Tochter den feigen Purpurmann.

Rings um die Wiege ſchimmert das Höflingsvolk im Kranz,
Daß ſich ſchon früh das Knäblein gewöhn' an ſolchen Glanz;
Lenor' ſtürzt hin zum Kinde, ha, wie ſie's herzt und küßt,
Vergeſſend, daß ſie Fürſtin, weil ſie jetzt Mutter iſt!

Noch ſieht mein Aug' zwei Gäſte an jener Wiege ſtehn,
Doch keiner von den andern vermocht' es ſie zu ſehn,
Es war der Gäſte einer ein kräftig blühend Weib,
Der andr' ein alter Weiſer, gebückt und dürr von Leib.

Der hagre Alte heißet der Tod bei uns zu Land,
Das Weib, ſo ſchön und üppig, das Leben iſt's genannt;
Die beiden ungeſehen ſtehn an der Wieg' im Kreis,
Und alſo ſprach zum Leben nun Tod, der blaſſe Greis:

„Sprich, weſſen von uns beiden ſoll dieſer Knabe ſein?
Ein König wird er werden, ſchon darum ſei er mein!
Ein König wird er werden, all eins, ob bös ob gut;
Kein König ſtarb auf Erden, der gänzlich rein von Blut.

Des ſüßen Lebensodems iſt er noch kaum gewohnt,
Drum wird's ihn jetzt nicht ſchmerzen, wenn ihn mein Arm entthront;
Wohl ihm, muß nun er ſcheiden! Nie dann erfährt ſein Herz
Zugleich des Königs Leiden mit eines Menſchen Schmerz.

Erliſcht jetzt dieſes Leben und dieſer Augen Licht,
Dann welken tauſend Leben, die er einſt opfert, nicht,
Dann lächeln tauſend Augen, die er einſt weinen macht,
Wo Friedhöf' er einſt bauet, glänzt reicher Gärten Pracht.

Wenn jetzt dies Hirn verdorret, dann brütet's nie davon,
Wieviel der Gräber brauche zum Fundament ein Thron?
Stockt jetzt ſein Blut, nie ſtrömet des Volkes Blut dann hin,
Zu färben ſeinen Purpur, weil er zu blaß ihm ſchien.

Krank iſt die ganze Menſchheit, an Kön'gen leidet ſie;
Wird dieſer auch der Beſte, den je der Himmel lieh,
Gewiß taucht er doch einmal ſein Volk in herbſten Schmerz:
Wenn mitten im ſchönen Werke dereinſt ihm bricht das Herz."

Jetzt ſchwieg der Tod. Ihn hörte wohl keiner aus dem Kreis;
Doch als er ſprach, da rieſelt' jed' Herzblut kalt wie Eis,
Da welkte und verwehte am Fenſter der Blumenſtrauß,
Des Kindes Äuglein taute die erſte Trän' heraus.

„O nein, nicht ſoll erlöſchen jetzt dieſer Augen Glut!
Emporblühn ſoll die Wange, fortglühn des Herzens Blut,
Aufleg' ich ihm die Hände, mein ſei der Knabe, mein,
Zum Sohn des Lebens weih' ich mit dieſem Kuß ihn ein.

Ein König wird er werden, geſchmückt mit heil'ger Kron',
Der König iſt auf Erden des Lebens ſchönſter Sohn!
Die Städte, die jetzt brennen, baut er einſt herrlich neu,
Die Augen, die jetzt weinen, macht er von Tränen frei.

Er wird mit Wonne pflücken den immergrünen Kranz,
Der Menschheit Haupt zu schmücken mit ihres Wertes Glanz,
Und Dome läßt er bauen und Friedenstempel stehn,
Wo Schädelstätten grauen und Friedhofgräser wehn.

Des Volkes Glück ist das Kissen, drauf nachts sein Haupt sanft ruht,
Des Volkes Herzen die Säulen, drauf fußt sein Thron wohl gut,
Stets dünkt ihm zu klein das Kissen, zu wenig der Säulen schier,
Vertrauen ist sein Kanzler und Milde sein Almosenier.

Und wie die Sonne sichtbar, so schwebt unsichtbar auch
Hoch über seinen Landen des Königs Segenshauch,
Und Glück wohnt in den Hütten, Eintracht im Fürstensaal,
Freiheit! rauscht's von den Bergen und: Friede! singt's im Tal.

Wie Lerchenscharen aufwirbeln ins Morgenrot zum Chor,
So flügeln tausend Seelen für ihn zu Gott empor;
Und dort auch sprießt noch Segen, wo sein Gebein mag ruhn!
Dies alles kann ein König, und dieser wird es tun."

So sprach das Leben, siegreich, verkläret wunderbar,
Vernommen hat es keiner zwar aus der bunten Schar;
Doch draußen schlugen Lerchen, Lenzluft zog durchs Gefild,
Des Kindes Mund umschwebte das erste Lächeln mild.

Und wie das Kind, so lächeln die Schranzen allzumal,
Der Kaiser aber wallte nun sinnend aus dem Saal,
Mit Weisen und mit Sehern stieg er zur Sternwart' auf,
Des Sohnes künftig Schicksal zu lesen im Sternenlauf.

Doch inniger und wärmer umklammert' und umschloß
Lenor' den teuren Säugling und wiegt ihn sanft im Schoß,
Und sah ihm sel'gen Blickes ins holde Augenpaar:
„Ihr Sterne meines Glückes, o glänzt mir immerdar!"

Der Fürstenjüngling.

Übergang.

Gepflanzt hat eine Rebe der Winzer vor sein Haus,
Manch frisches saft'ges Blättlein treibt sie im Lenz heraus,
Der Sprößling schüttelt freudig des Laubes üppig Grün,
Und grüßet Lenz und Erde, und Erd' und Lenz grüßt ihn;

Und Frühling kommt auf Frühling, der Stamm dringt kühn hervor,
Und höher, immer höher steigt sein Gezweig empor,
Und reicher, immer reicher schwillt seiner Blätter Schar,
Und beut mit grünen Armen die erste Traube dar.

Der Winzer setzt ihm Stäbe, dran er sich ranken kann,
Doch frei in luft'gem Bogen schlingt er sich stolz hinan,
Und Frühling folgt auf Frühling, und Laub in Füll' entquillt
Und deckt die ganze Hütte, gleichwie ein grüner Schild;

Und wölbt sich dicht zur Kuppel, dran Blatt an Blatt sich drängt,
Und wölbt sich kühl zur Laube, dran Traub' an Traube hängt;
Rings flattern Vögel, die singen ihr Liedlein dort so gern;
Denn wo die Reben glühen, bleibt auch kein Sänger fern.

Ei, Winzerin und Winzer, wie mocht' euch's Wonne sein,
Als ihr so schön und kräftig den Sprößling saht gedeihn!
Es ruhen Freundschaft, Liebe und Fried' im Laubenhaus,
Und Gläserklang und Psalmton und Jubel klingt heraus!

O Leonor' und Friedrich, wie mocht' euch's Wonne sein,
Als ihr so reich und herrlich den Sohn nun saht gedeihn!
Wie er vom Kind zum Knaben, zum Jüngling dann erblüht,
Dem Lenz auf ros'ger Wange und Lenz im Herzen glüht;

Und wie der Welt so sorglos der Knab' entgegenblickt,
Den an des Vaters Krone nichts als der Glanz entzückt;
Wie sich des Daseins Rätsel dem Jüngling dann erschloß,
Und ihm an jener Krone das Kreuz nicht deutungslos;

Wie was ihm eingepflanzet Schulwitz und Unverstand*)
Ein unfruchtbares Felsstück an seinem Busen fand;
Wie dem, was Licht und Weisheit und Recht in ihm gesät,
Sein Herz ein üppig Erdreich, das voller Saaten steht.

Oft sah, sein Kahlhaupt schüttelnd, bedenklich Friedrich drein,
Gleichwie ein Lahmer beim Tanze mutwill'ger Jugendreihn;
Lenorens Herz doch wogte nun stolz und freudenreich,
Oft lispelt sie wohl heimlich: Sei nie dem Vater gleich!

Wie herrlich, Fürstensöhne, steht ihr im Leben da!
Vom Hoffnungsstrahl wird trunken, wer euch ins Auge sah;
Die stolze Morgenwolke ist euer glänzend Bild,
Wenn sie das goldne Frührot verschleiernd noch umquillt.

Ein Lenz seid ihr voll Blüten, in Knospen noch gewiegt,
Ein Himmel voller Sterne, noch vom Gewölk' umschmiegt,
Ein Meer seid ihr voll Perlen, bedeckt von Flutennacht,
Ein Berg von Diamanten, verborgen noch im Schacht.

Heil, wenn einst euer Tag ruft! Das Frührot flammt hervor,
Demanten, Sterne, Perlen und Blüten tauchen empor!
Dann streut nicht als Almosen dem Volk eur Morgenlicht,
Sein langes stilles Hoffen schuf euch's zur schönen Pflicht!

Österreich und Burgund.

Karl der Kühne.

1473.

Zu Trier war's*), da saßen zwei Fürsten beim goldnen Wein,
Kein Schranze lauschte spähend, und nur der Ampel Schein
Verriet hier eine Krone auf einem narb'gen Haupt
Und dort ein lächelnd Antlitz, von Rosen leicht umlaubt.

Der ein' ist reich an Taten, ein düstrer Held zu sehn,
Der andre frisch wie Zedern, die jung im Wuchse stehn,
Der eine schien ein Herbsttag, der heim die Garben trägt,
Der andr' ein Frühlingsmorgen, der Saaten der Hoffnung hegt.

Der glich dem moos'gen Eichbaum, an dem die Axt schon liegt,
Der andre dem schlanken Sprößling, den Gärtnerhand noch biegt,
Der schien die Sonn' im Westen, die blutig untergeht,
Und jener der Stern der Liebe, der lächelnd im Osten steht.

Es dünkt dem ernsten Helden sein Lenz aufs neu' erblüht,
Wenn ihm das Flammenauge des Jünglings entgegenglüht;
Der aber fühlt sich mächtig vom Fittich der Zeit umrauscht,
Wenn er des düstern Genossen tiefernster Rede lauscht.

Der ein' ist reich an Siegen, und rasten möcht' er nun,
Den andern drängt's nach Taten, um glorreich dann zu ruhn;
Der eine heißt der Kühne im ganzen schönen Burgund,
Und Östreichs Max den andern nennt jeder deutsche Mund.

Sie sahn sich stumm ins Auge und drückten Hand in Hand,
Und füllten die Pokale bis an den goldnen Rand;
Der Freundschaft Rosenfinger mit Zügen licht und mild
Malt tief ins Herz indessen dem Freund des Freundes Bild.

Wie'n Gnadenbild Madonnens, dem Eichbaum angeschmiegt,
So glänzt das Frauenbildnis, das Karln am Busen liegt,
Ganz gleicht's ihm selbst, wie der Sonne in Seen ihr Widerschein,
Nur sanfter als das Urbild und milder blickt es drein.

Die Sonne blendet das Auge, doch nicht ihr Widerschein,
Drum blickte Max ins Bildnis so lang' und gern hinein;
Und wenn mit Karls Pokale der seine zusammenhallt,
Weiß selbst er's nicht zu sagen, wem wohl sein Becher galt?

Frühmorgens als beim Abschied man sah die Fürsten stehn,
Warm Herz an Herz gepresset, da war es schön zu sehn:
Wie ihre Krieger auch standen, und Hand in Hand sich bot,
Und über allen Landen aufglomm das Morgenrot.

Karls Tod.

1477.

Die Sonne, die gar manche der schönen Länder gesehn,
Bleibt, um ihr Aug' zu weiden, gern in Burgund doch stehn;
Der Mond, der schon geküsset manch schönen süßen Mund,
Küßt nie doch satt die Lippen Mariens von Burgund.

Reich ist der Burgunderherzog an Landen hehr und schön,
Voll Ähren stehn die Flächen, voll Reben glühn die Höhn,
Da spiegelt reiche Städte und frohes Volk der Fluß,
Und Segen ist hier Schnitter und Winzer Überfluß.

Reich ist er auch an Schätzen, Gestein und blankem Erz,
Ihm hat die Erd' eröffnet ihr warmes, reiches Herz,
Ihm winkt in stolzem Baue manch Schloß voll Prunk und Gold,
Und aus dem goldnen Schlosse die Tochter blühend hold.

Die Lande muß er schirmen mit kampfgestähltem Schwert,
Daß nicht ihr Garten welke, von Feindesbrand verzehrt;
Die Schätze muß er pflegen, daß sie noch fürder dauern,
Wenn längst der treue Pfleger hinsank in Todesschauern.

„Leb wohl! und kehr' ich nimmer, dann Tochter, zage nicht!
Gib deinen Frühlingskeimen ein neues Sonnenlicht;
In Östreich mag's dir glänzen auf Fluren segensreich,
Dort blüht die Heldenblume, der keine andre gleich."

Wohl sieht in stillen Tränen ihm lang' die Tochter nach,
Als auf mit seinen Scharen der kühne Vater brach;
Wie Donnerruf und Glutblick des Herrn durch Wolkenritze,
So hier aus Staubgewölken Feldruf und Waffenblitze! —

Vor Nancy ward den Raben ein Festmahl aufgeschichtet,
Da ging ins Gericht der Herzog, da hat er blutig gerichtet,
Da sanken Stamm und Äste des Heldenbaums Burgund,
Der Schweiz und Lothrings Blume, verwelkt zur selben Stund'.

Die erst gegenüber standen, durch Farb' und Zeichen feind,
Die liegen jetzt beisammen, durch Farb' und Zeichen vereint,
Wie Kön'ge in Purpurmänteln von dampfendem Blute rot;
Wißt ihr, wer so versöhnte? — Der Friedensrichter Tod!

Zu Nancy liegt im Dome ein Leichenstein ganz neu,
Es lehnt, gleich einem Denkbild, ein blasses Weib dabei,
Aus Aug' und Antlitz dunkelt ein endlos tiefes Leid,
Man sieht, daß hier dem Vater die Tochter Tränen weiht.

Zu Nancy an dem Grabe da iſt viel Volk zu ſchaun,
Geführt an Schmerzensbanden aus nah' und fernen Gaun.
Und rann hier eine Träne, war ſie wohl ſonder Trug,
Der Herrſcher Taten richtet und weckt ihr Leichenzug.

Die Botſchaft.[4])

Zu Maxen, der einſam ſinnend in ſtiller Kammer ſaß,
An Worte der Weiſen dachte, von Taten der Helden las,
Still grüßend trat ein Bote gar ſeltner Art heran;
Was ſagt der wohl für Kunde dem Kaiſerjüngling an?

Ob Frohes er, ob Schlimmes darbring', erriet man nicht,
Er trug der Trauer Farbe, doch lächelt ſein Angeſicht,
Er glich dem Todesengel, der ſchwarz und düſter naht,
Doch lächelnd den Dulder küſſet und führet zu roſ'gem Pfad.

„Von einem Mädchen bring' ich viellieben, ſüßen Gruß,
Von einem toten Freunde den letzten Scheidekuß:
Von Nancy bin ich geſendet, manch Roß zu Tod' ich ritt,
Dies weiße Brieflein bracht' ich, mein teurer Herr, Euch mit."

So ſprach der Bote zu Maxen. Der liſpelt in ſich hinein:
„O kämſt du von der einen, ſie, denk' ich, lieb' ich allein,
An ſie nur glaub' ich ſehnend, ſah gleich mein Aug' ſie nicht,
Wie Chriſten, was ſie nie ſchauten, an Himmel, Gott und Gericht."

Er öffnet ſtill das Briefchen, drin lag ein goldner Ring,
Saphir' und Demant inmitten, die blank der Reif umfing,
Und eine graue Locke, von Blute rot manch Haar,
Viel Arges und viel Liebes im Brief zu leſen war:

„Es weint auf deſſen Grabſtein mein Aug' in tiefem Leide,
Der Freund uns war und Vater, und den wir liebten beide;
Nimm hin die graue Locke und leg ſie an Dein Herz,
Und denke ſein, wie Deiner er dacht' in Luſt und Schmerz?

Dein bin ich durch Wahl des Vaters, durch Wahl des Herzens Dein!
Nimm hin dies goldne Reiflein, gar wertlos zwar und klein,
Doch will ich Dich erkennen, nahſt Du, Geliebter, mir,
Am Glanz des goldnen Ringes, an Demant und Saphir."

Und Max küßt Ring und Locke, er fühlt sein Herz so wund:
„O Karl und o Maria!“ so lispelt still sein Mund,
„O Stern der Freundschaft, wie endet so blutigrot dein Lauf!
O goldner Stern der Liebe, wie steigst du so herrlich auf!“

Und eine große Träne, die seinem Aug' entschlich,
Senkt auf die graue Locke und auf das Ringlein sich;
Doch was die Träne geboren, ob Freude oder Schmerz?
Nicht darf der Dichter richten, nur ahnen mag's das Herz.

Die Zusammenkunft.

Es kehrte singend wieder der Frühlingsboten Chor,
Schon guckten frische Halme verschämt zum Licht empor.
Max mit dem Bayerherzog lustwallt' auf grünender Bahn,
Und so zum treuen Freunde hob er zu sprechen an:

„Mein Ludwig, sieh, wie das Leben so schön rings aufersteht,
Wie um Paläst' und Hütten die Freude geschäftig geht!
Der Liebe Boten kehren jetzt wieder ins Land herein,
Auch du sollst meiner Liebe ein treuer Bote sein.

Zieh hin zu Burgunds Maria, bring meinen Gruß ihr dar,
Dann reiche, mein Vertreter, die Hand ihr am Altar,
Und führe sie ins Brautbett — ei lächle, Schalk, mir nicht!
Denn erzgewappnet zu liegen erheischet deine Pflicht.

Gewappnet am rechten Arme, gewappnet am rechten Bein,
Das deute: in Kampf und Frieden soll sie mein Wahlspruch sein!
Und zwischen euch beiden blitze ein scharfer, blanker Degen,
Das deute: weh dem Frevler, der unsrem Bund entgegen!“

Es ritt der Bayerherzog frohlächelnd seine Bahn,
Und wer ihn sieht, wird fröhlich, der Pfaff' und Kriegskumpan,
Die Bauern und die Städter freu'n sich in ihrem Sinn,
Und im Burgunderlande die schöne Herzogin!

Zu Gent vor den Toren wirbelt einst Staubgewölk empor,
Draus flattert's und blitzt's wie Fähnlein, wie Panzer und Waffen hervor,

Darinnen ſcharrt es und ſtampft es wie mutiger Roſſe Huf,
Dazwiſchen ſingt es und klingt es wie jubelnder Krieger Ruf.

Jetzt zieht ſich durch die Straßen der reiſige Männertroß,
Neunhundert deutſche Ritter, gewappnet, hoch zu Roß,
Inmitten iſt ein Jüngling auf braunem Hengſt zu ſehn;
Jedoch, ihr Leute, was bleibt ihr all' vor dem einen ſtehn?

Er reitet wie die Gefährten in ſchlichtem Waffenglanz,
Nur nickt im blonden Gelock ihm ein dünner Perlenkranz;
Iſt der es oder die Flamme, die aus dem Aug' ihm fährt,
Was jedem, der vorbeiwallt, vom Haupt die Mütze kehrt?

Die Herzogin entgegen den deutſchen Rittern zieht,
Ihr Antlitz war der Spiegel, drin Schönheit ſich beſieht,
In ihren Rabenlocken glomm der Demanten Pracht,
Wie eine Handvoll Sterne, gefaßt in ſchwarze Nacht.

Sie blickt dem Heldenjüngling ins Glutenaug' hinein:
„Ei, wie's da flammt wie Saphire, wie heller Demantſchein!"
Dann auf den goldnen Locken ruht lang' ihr holder Blick:
„Ich ſandt' ein einzig Ringlein, du bringſt vielhundert zurück!"

Sie ſinkt ihm an den Buſen in frommer, keuſcher Glut:
„Willkommen mir und den Landen, du edles deutſches Blut!"
Max war der ſel'ge Jüngling; wer hat ihn nicht erkannt?
Doch ihr verrieten's Ringlein, Saphir und Diamant.

Schon ſchweigen alle Sänger in Lüften und im Wald,
Zu Gent doch im Palaſte noch Saitenſpiel erſchallt;
Und Mond und Stern' meinten allein noch ſpazieren zu gehn,
Doch vorm Palaſt im Garten iſt noch ein Pärchen zu ſehn.

Im Saale jubelt die Freude, laut wie des Bergſtroms Hall,
Im Garten liſpelt die Liebe, wie leiſer Wellenfall;
Der Wald glaubt, jetzt zu flüſtern ſei ihm allein erlaubt,
Das Paar doch ſtraft ihn Lügen, wenn er ſolch Märlein glaubt.

Nur einer hört ihr Wiſpern, der dort im Äther wohnt,
Der blaſſe Hirt der Sterne, mein alter Freund, der Mond;

Jüngſt, als ich mit ihm gewandelt zur Liebſten auserwählt,
Da hat er aus alter Freundſchaft mir's unterweg erzählt:

„O wären wir zwei Sterne, die nebeneinander glühn!
Ach, wären wir zwei Wolken, die miteinander ziehn!
Wir blickten dann zur Erde, wie Sein auf Vergangenheit,
Wie Freie auf die Feſſeln, wie Freude auf das Leid.

Wir wollen ſein zwei Blumen, die Duft und Blüten ſtreun,
Und jedem, der vorbeiwallt, das Aug' und Herz erfreun,
Die ſich ins Schweſterauge und auf zur Sonne ſehn
Und einſt, verwelkt, zum Himmel auf Frühlingslüften wehn;

Dann aus dem Wolkenkleide ſehn wir zur Welt herab
Und blicken lächelnd beide auf unſer eigen Grab!" —
So ſprachen ſie gar manches, was Liebe ſprach und ſpricht,
Wer Liebe kennt, errät es; wer nicht, verſteht's auch nicht.

Da hielt, um nicht zu ſtören, die Luft den Odem an ſich,
Der Bach floß leiſer, ſtiller, als ob er auf Zehen ſchlich,
Geſchwätz'ge Pappeln hielten mit dem Geflüſter ein:
Nun ſtill, ihr Schweſtern, morgen wird auch ein Tag noch ſein.

Jetzt tritt mit freundlichem Neigen das Brautpaar in den Saal,
Da wirbelt luſt'ger Reigen bei funkelndem Kerzenſtrahl;
Wie da manch junger Dame das Mieder höher ſchwillt,
Wie's da manch feinem Ritter pocht unterm Goldwams mild!

Doch wer iſt dort der eine in jener Ecke verſchanzt,
Mit Rhein- und Franzenweine und Bechern rund umpflanzt?
Mit offnem Maul gelagert liegt Schranzenvolk um ihn,
Wie um den Wolf die Gänſe, bei jener Predigt in Wien.[5])

Sein Auge glänzt wie Liebe, ſein Mund ſcheint Spott zu ſein,
Die Stirn iſt alt und runzlig, die Wange Roſenſchein,
Sein Nam' iſt Kunz von der Roſen, bei Hofe Narr genannt,
Doch kamen alle Klugen um Rat zu ihm gerannt.

Und als er dort ſah kommen nun Bräutigam und Braut,
Da hob er zwei volle Becher, ſtand auf und jauchzte laut:
„Heil euch, Burgund und Öſtreich! Heil dir, du herrlich Paar!
Was ferne war, iſt nahe, und eins, was zweie war!

So sind zwei Regenbogen nur einer Sonne Bild,
So wird's zu einem Strome wenn Fluß zu Flusse quillt,
Zwei Blumen in einem Topfe sind nur ein Blumenstrauß,
Zwei Sorten Wein im Kopfe erzeugen nur einen Rausch!"

Vermählung.*)

Wie wogt im Dom zu Brügge um Säulen und Altar
Von vielen tausend Kerzen ein Lichtstrom wunderbar!
Wie sind der Priester Scharen in hoher Pracht geschmückt,
Wie glänzt der Zug so herrlich, der gegen die Kirche rückt!

Vorn flattert hochgewaltig des Doppelpanieres Glanz,
Da prangt bei Östreichs Purpur Burgunds Goldlilienkranz;
Wohl stark ist solcher Völker und solcher Länder Band,
Doch fester noch und stärker der Kranz, den Liebe wand!

Herold' aus siebzig Ländern mit Bannern ihres Lands,
Von Rittern, blank gerüstet, ein herrlich blühnder Kranz,
Die ritten ernst und schweigend, von Gottes Hauch umlauscht;
Die Rosse nur scharrn und schnauben, nur Waff' und Rüstung rauscht.

Auf Helmen und auf Bannern wankt lustig grünes Reis,
Viel hundert Rosse steigen, wie Quellenschaum so weiß,
Viel hundert Panzer glänzen, wie Schnee im Vollmondschein,
Und Harfenpsalme säuseln wie Wellengerieſel darein;

Käm' eine Möwe gezogen darüber im luft'gen Dome,
Schnell wär' sie herabgeflogen, zu baden im Silberstrome;
Der Sprosser, dessen Klaglied von jenem Balkone schallt,
Der meint, da unten blühe ein junger Lorbeerwald.

Seht dort in dreien Wagen Schalksnarrn vorüberlenken,
Die sitzen still und sittsam, wie Mönch' in Zellenschränken,
Selbst Kunzen, ihrem Meister, will nun kein Schwank gedeihn;
Dem Narren ist's ein Festtag, braucht er nicht Narr zu sein.

Drauf Meister edlen Weidwerks und luft'ger Mummerein, —
Du ludest selbst zum Feste Bewohner des Kerkers ein;
Den Lichthauch Gottes zu schauen, zu saugen, edler Fürst,
Eröffnest du ihr Grabtor, und ihre Fessel birst!

Wie glühn des Brautpaars Kronen von funkelndem Edelgestein,
Wie leuchtet noch viel heller der Augen lichter Schein!
Wie sind so still die Lippen, doch sprechend so schön und laut!
Nichts weiß von ihrem Schmucke, wer in ihr Antlitz schaut. —

Da sprach ein greiser Bischof den Segen im Gotteshaus,
Drauf tauschten Braut und Bräut'gam die goldnen Ringlein aus;
Da barst der Ringe einer — das deutet Gutes nicht! —
Und einem der Ministranten erlosch der Kerze Licht.

Des Nachts, als Gott den Himmel mit vielen Lichtern erhellt,
Da wurden fast zu Brügge mehr Lichter aufgestellt,
Und lest ihr schwer, was jener schrieb in die Sternentrift,
Las sich so leicht am Rathaus die transparente Schrift:

„Wenn andre kriegen, freie glückselig Österreich!
Dir gibt, wie Mars den andern, Frau Venus Thron und Reich.“ [7])
Mariens und Maxens Namen darunter in farb'gem Licht;
Was beide davon sahen, erzählt die Sage nicht.

Adler und Lilie.

Aufruf.

Indes wir beim Turniere und Tanze hier gedeihn,
Trinkt in Burgund der Franzmann gemächlich unsern Wein;
Wir kitzeln hier die Ohren mit Märchenlust und Singen,
Dort hat vom Büchsendonner gar mancher das Ohrenklingen.

„Ein Narr, wer auf dem Todbett sich Hochzeitskränze flicht!
Wer riss' ihm aus den Händen das eitle Spielwerk nicht?
Es schreit um Hilf' und Retter der Feuerglocken Gedröhn,
Beim Brand des eignen Hauses schwärmt nur ein Tor: ei wie schön!

Drum auf, ihr Herrn und Edlen, wohlauf zum Schwertertanz!
Vom Haupt den welken Festkranz! Erringt euch neuen Kranz!
Auf, sammelt eure Scharen, dann an die Marken frisch,
Dort laden wir uns wieder bei fränk'schen Wirten zu Tisch!“

So tönte Maxens Rede hell durch den hohen Saal,
Rings jauchzten lautauf Beifall die Edlen allzumal,
Und horch! herauf aus dem Hofe, als stimmt' es froh mit ein,
Scholl mutig Roßgewiehor in das Gejubel drein.

Da hatten aller Augen zum Fenster sich gekehrt,
An einer Säule gebunden stand unten ein weißes Pferd.
„Ein herrlich Tier, beim Himmel! Ihr Herrn, aus wessen Stall?"
Da schüttelten die Köpfe und zuckten die Achseln all'.

„Seht nur den stolzen Nacken, das Auge mutighell,
Bunt und doch ohne Makel, wie Frühlingswolken das Fell!
Goldquasten rieseln klingend, wirr durcheinander bewegt,
Wenn mit dem Hufe stampfend es kühn den Boden schlägt.

Stolz trägt die Purpurdecke, wie'n König, das edle Tier;
Doch ha ha, ein Liebesbrieflein! — seht, 's ist zum Bersten schier!
Geheftet unter dem Schweife trägt es ein weiß Paket,
Ei geh doch einer hinunter und seh', was drinnen steht?"

Da machte einer unten das Blatt behutsam los,
Das in sich solche Worte und solchen Sinn verschloß:
„Wir Louis der Eilft' in Frankreich, Navarr' et cetera
Durch Gottes Gnaden König, Herzog in Burgundia."

„Ei, heftet unser Vetter an solchen Ort sein Mandat?
Doch fahre fort zu lesen — 's ist lustig in der Tat!"
So scherzet Max und lächelt, doch glimmt sein Blick voll Glut,
So lächelt fern das Wölkchen, in dem der Brandkeil ruht.

„An unsern lieben Vetter, Erzherzog von Österreich!
Man spricht, Ihr wollt uns besuchen, der Wunsch kömmt unserm gleich:
Drum senden wir dies Rößlein, der Weg ist etwas weit,
Und kämt Ihr zu Fuß gegangen, es tät uns wahrlich leid.

Auch heißt's, der karge Vater[8]) zollt' Euch zu erziehn nicht viel,
Drum send' ich Euch entgegen Lehrmeister im Waffenspiel,
Die edle Künst' Euch lehren, wie's solchem Ritter frommt,
Gott und der Jungfrau zu Ehren; indes lebt wohl und kommt!"

So sprach der Habsburg Sprosse: „Laßt euch den Schwank ergötzen!
Der König weiß recht artig Maulschellen zu versetzen,
Wir sind zu Gast geladen, nun rasch zu Pferd, zu Pferd!
Und sparet nicht das Lehrgeld, sind nur die Meister was wert."

Das Lager.

1478.

Fürwahr, ein friedlich Städtchen, das schöne Saint Omar!
Hier junges Grün der Wiesen, dort Flüsse silberklar,
Ein Spiegelsee nicht ferne, und schwimmende Inseln drin,
Drauf schiffen läutende Herden sanft mit den Fluten hin.

Sankt Audomars Abteie in blankem Marmorgewand
Sieht wie des Friedens Schutzgeist aufs segenreiche Land.
Das Wörtlein Krieg war wenig bekannt auf Omars Flur,
Und in des Klosters Chronik stand's halb verwittert nur.

Zufriedenheit und Friede schien hier zu ruhn seit lang',
Und hörte Erz man tönen, war's nur der Glocken Klang,
Und rief um Hilfe jemand, war's höchstens ein irres Schäflein,
Und ärgerte sich einer, war's auf der Kanzel das Pfäfflein.

Doch jetzt! Ein weites Lager vom See bis zur Abtei,
Die Glocken übertäubet der Krieger Feldgeschrei,
Die Fluten überglänzet der Zelte weißes Linnen,
Ein Geist der Rache blicket der Dom mit seinen Zinnen!

Da seht ihr Maxens Lager, dicht Zelt am Zelte stehn,
Und drüber in den Lüften die bunten Banner wehn,
Hoch über allen flattert der deutsche Kaiseraar
Und sammelt unter die Flügel der Kriegsgenossen Schar.

Geschwader aus allen Landen, so weit man flämisch spricht,
Auch Albions tapfre Streiter[9]) vermißt das Auge nicht,
Und mancher, um den am Ister ein deutsches Mädchen weint;
Verschiedne Banner und Zungen — ein Herz, ein Führer, ein Feind!

Doch, traun, ein seltsam Lager! der Schlachten Wiege nicht!
Kein mürrisch, unwirsch Antlitz, rings freundlich jedes Gesicht;
Ist's Wunderkraft des Bodens, dem Frieden sonst geweiht?
Kann sich das Herz nicht entwöhnen verfloßner schöner Zeit? —

Wenn die Drommete rufet, klingt's fast wie Tanzmelodei;
Und manchen Ritters Auge, des Herz sonst froh und frei,
Beinah' wird's feucht, erblickt er am Helm den welken Strauß,
Und will er ein Kriegslied brummen, flugs wird ein Brautlied braus!

Max selber, wenn er sinnend durchs Lager einsam wallt,
Blickt seitwärts oft, als zöge mit ihm noch eine Gestalt;
Oft schwebt' ihm Red' im Munde; wenn er allein sich fand,
Und einmal rief er: Geliebte! als der Narr daneben stand.

Des Nachts, wenn er gewappnet im stillen Zelte ruht,
Und meint den Traum zu träumen von Schlachten, Brand und Blut,
Naht ein verklärtes Wesen — längst deucht es ihm bekannt —
Und neigt des Friedens Palme auf ihn mit weißer Hand.

Der Zweikampf.

Allmorgens, wenn das Frührot durch Goldgewölbe stob
Und glühende Purpurrosen um Berg' und Türme wob,
Da sprengt' ein fränkischer Ritter zum deutschen Lagerfeld
Und trabt' auf stolzem Rosse ringsum von Zelt zu Zelt.

Der zog mit höhnischem Lächeln die bärt'gen Lippen schief
Und hielt vor jedem Zelte, schlug an den Schild und rief:
„Heraus, du kühner Deutscher, der mit mir wagt den Streit,
Zur Ehre seines Landes, zur Ehre seiner Maid!"

Sie ließen ihn's so treiben — das waren Deutsche nicht!
Ein jeder blieb im Zelte und tat, als hört' er's nicht!
Drauf sprengte der tolle Ritter in stolzem Satz davon,
Und wie zehntausend Teufel scholl ferne noch sein Hohn.

Und wieder flammt' im Osten der lichte Purpurschein,
Und wieder brach den Landen der goldne Tag herein,
Und wieder sprengt der Franzmann zum deutschen Lager heran,
In Erzgewand gerüstet vom Fuß zum Haupt hinan.

Ein roter Helmbusch wogte kühn um sein stolzes Haupt,
Mit roten Federn hatt' er des Rosses Stirn umlaubt,
Um seine Schultern spielte ein rotes Wappenkleid,
Des Rosses Rücken deckte manch purpurrot Geschmeid'.

Und eine Schärpe trug er so rot wie junges Blut,
Die Farbe hat er erwählet, die Farbe läßt ihm gut,
Denn von des Meeres Borden bis tief ins Franzenland
War er der große Würger von alt und jung genannt.

Und wieder zog er höhnisch die bärt'gen Lippen schief
Und sah aufs deutsche Lager, pocht' an den Schild und rief:
„Heran, du wackrer Deutscher, der mit mir prüft die Wehr,
Zur Ehre seiner Dame, zu seines Landes Ehr'!"

Dem Vollmond gleich, wenn plötzlich er durch Gewölk sich drängt,
Kam jetzt auf schnellem Zelter ein Rittersmann gesprengt,
Der hat sein kühnes Antlitz in Gittererz vermummt,
Ihn kennt nicht Frank' und Deutscher, und alles rings verstummt.

Auf seinem Helme zeigt sich kein schmucker Federstrauß,
Ein goldner Stern nur neigt sich aus blanken Öhrlein heraus:
Ist's der Purpurstern der Liebe, der, ach, so schnell vergeht?
Ist's der blasse Stern der Hoffnung, der ewig leuchtend steht?

Es wogt um seine Schultern kein schmuckes Wappenkleid,
Ein rauher Eisenpanzer ist seiner Brust Geschmeid',
Nur eine Silberschärpe wallt um des Busens Wehr,
Drauf steht mit güldnen Zügen gar zierlich: Gott die Ehr'!

Als könnt' er unterliegen, so zog der Rittersmann,
Doch daß er kam zu siegen, das sahn ihm alle an;
Es war von Gold und Wappen sein Eisenschild nicht schwer,
Doch flammt in seinem Herzen gar herrlich: Gott die Ehr'!

Schon ſchart ſich ringsum deutſchen und fläm'ſchen Volkes Troß,
Schon wehen all die Banner, — jetzt tönt Trompetenſtoß!
Da ſprengen aneinander die zwei mit Sturmesmacht,
Es klirren laut die Schilde, und Speer und Panzer kracht.

Die Speere ſind zerſplittert! Nun blitzet Schwert an Schwert,
Jetzt glaubt der fränk'ſche Würger ſchon ſeine Kraft bewährt,
Von ſeines Schwertes Streichen zerſprang manch Eiſenband,
Es barſt der Helm des Gegners und taumelt in den Sand.

Sieh! nieder auf den Nacken rollt goldner Haare Strom,
Zwei klare Augen leuchten blau wie des Himmels Dom,
Drin glänzt auch eine Sonne, ſo blendend rein und licht,
Solch eine deutſche Sonne verträgt der Franzmann nicht.

Er ſtutzt und ſtarrt geblendet, das Schwert entſank der Hand,
Als ſei aus Geiſterlanden ein Rächer ihm geſandt;
Des Deutſchen Schwert doch wettert mit mächt'gem Stoß auf ihn,
Jetzt ſchwinden ihm die Sinne, er ſtürzt zur Erde hin.

Da jubeln all' die Deutſchen, da jauchzet Mann für Mann:
„Heil deutſcher Racheengel! Heil Maximilian!“
Der aber wirft von dannen die blutbefleckte Wehr,
Und ſinkt in ſeine Knie und betet: Gott die Ehr'!

Entſcheidung.

7. Auguſt 1479.

Ein Nordland gibt's, da dämmert fahl Zwielicht mondenlang,
Für eine Nacht zu helle, für Tag zu düſter und bang,
Und dennoch iſt's all' beides! So auch mit dieſem Krieg,
Geſchlagen beide Heere, und keines hat den Sieg.

Und wollte jeden Gefall'nen man legen in einen Sarg,
Würd' im Ardennerwalde fürwahr das Holz zu karg;
Die Tränen, die da floſſen, wohl geben einen See,
In ſeine Fluten tauchte troſtloſes Liebesweh.

Seht ihr die blanken Mauern, drauf ſauſet Blitz auf Blitz?
Das ſind Terouannes Wälle und Maxens Donnergeſchütz.
Was flirrt in blauer Ferne, wie Waffenglanz erregt?
Das ſind des Ludwig Scharen von Crevecoeur bewegt.

Es dehnt sich eine Ebne, wie ein See so weit und glatt,
Von Terouannes Wällen bis gegen Guinegat',
Da reitet Max tiefsinnend, sein Auge schweift ringsum:
„Ein herrlich Feld zum Kampfe, weit g'nug für Schmach und Ruhm!

Fast dünk' ein Totengräber ich mir zu dieser Frist;
Denn vor dem Kampf der Feldherr, wenn er das Schlachtfeld mißt,
Und jener, wenn er schaufelt, sie denken alle zwei:
Muß sehn, ob Raum zur G'nüge für meine Toten sei!

Doch seht dort Frankreichs Banner sich ferne glänzend regen,
Auf, laßt zum Aufbruch blasen, und rasch dem Feind entgegen!
Was sitzen wir vor den Wällen, verpuppt in träger Schanz',
Indes dort frohe Boten uns nahn mit dem Ehrenkranz?"

Max sinkt auf seine Kniee, das ganze Heer ihm nach,
Auf tausend Panzern goldig der Sonne Glut sich brach,
Wie'n Strahl des Glaubens, der aufwärts aus Menschenherzen fährt,
Wie'n Strahl der Gnade, der nieder aus Gottes Aug' sich kehrt.

Drommetengeschmetter und Feldruf! Drauf Heer an Heeresmacht!
Zusammenprallt's, wie stürzend sich Berg an Berg zerkracht,
Der blasse Tod rief Vivat! und in den Lüften sang
Ein Chor von schwarzen Raben: Viel Müh', schön Dank, schön Dank!

Hier fliegender Kugeln Sausen, dort donnernder Mörser Gedröhn,
Hier trunkner Sieger Jubel, dort sterbender Krieger Gestöhn,
Zähnknirschen dort und Fluchen, hier brechender Lippen Gebet, —
Dort Crevecoeur: Vorwärts, Memmen! hier Max: Steht, Brüder, steht!

Dann ward es wieder stiller, nur Schwerter hört man mähn,
Rings Staubgewölk, und niemand kann, wen er trifft, ersehn;
Ein Windstoß nur zeigt einem die Leichen, die er geballt,
Doch auch dem Feind des Siegers, wo dessen Herzblut wallt.

Ha, drüben wankt's und taumelt's, gelöst sind Frankreichs Reihn,
Schon ruft der Deutsche jauchzend: Das Schlachtgefild ist mein!
Hui, Frankenmacht ist zerstoben, zersprengt die mächt'ge Schar,
Und mit der gepflückten Lilie steigt auf zur Sonne der Aar!

Doch Max denkt, als er abends durchs wüste Schlachtfeld reitet:
„Ist nicht die Schlacht ein Wetter, das tötend vorüberschreitet?
Zwei Wolken prallen zusammen, Blitz zuckt und Donner schnaubt,
Drauf rasselt Hagel nieder, das Feld steht saatberaubt.

Sei dann gereint, verklärt auch des Äthers frisches Blau,
Erschimmre rings im Laube der junge Demantentau,
Glänz' auch der Friedensbogen in buntem Farbenlicht,
Belebt er doch die Ähren, die sturmzerknickten, nicht."

Stimmen.

Zu Gent auf dem Markte wehten erbeutete Fahnen zur Schau,
Und Siegesbogen erhöhten sich rings in stolzem Bau,
Vor dem Palast der Fürstin da hielt der Siegeszug,
Inmitten ein schmucker Krieger, der lächelnd ein Knäblein trug.

Es winken seine Blumen dem Gärtner so freundlich nicht,
Wie dem beglückten Vater des Kindes Augenlicht;
Der Jungfrau Bildnis spiegelt ein klarer Quell zurück,
Die Mutter sucht's und findet's beglückt in des Säuglings Blick.

O Max, wie schien dir so herrlich des Glückes Sonnenglanz!
Dein Kind hängt dir am Munde[10]), am Haupt der Lorbeerkranz!
In deinem Arm die Geliebte, manch treuer Freund dir nah,
Wo ist ein höher Beglückter, so weit die Sonne sah!

Und Siegesfest und Jubel durchziehn das ganze Land,
Und widerhallend jauchzt es bis an der Marken Rand,
In Burgen und in Städten, in Henn'gau und Burgund,
Da sind die Lilien zertreten, da flattert der Aar zur Stund'.

Da murmelt Frankreichs Ludwig halb lächelnd in den Bart:
„Der Aar ist Zugvogel worden, doch ganz besondrer Art,
Die Schwalben und Störche kehren im Frühling wieder nach Haus;
Doch seltsam ist's, der Adler blieb bis zum Herbste aus."

Doch Max zu Gent, der scherzet bei frohem Siegesmahl:
„Was Wunder, daß im Herbste, bei matterm Sonnenstrahl,
Nun Rosen, Nelk' und Tulpen und alle Blumen verglühn?
Drum deucht mir's auch natürlich, daß nimmer die Lilien blühn."

Der Liebe Trennung.

1482.

Die Reigerbeize.

Als Lenz die Erde wieder im ersten Kuß umschloß,
Da ritt aus Brügges Toren ein bunter Jägertroß,
Viel schmucke Falkoniere sah man zu Rosse ziehn,
Und an des Gatten Seite die schöne Herzogin.

Am Arm saß ihr ein Falke. Ob seinem weißen Gewand
Ward er bei Hofe scherzweis der Dominikaner genannt,
Ein schwarzes Käppchen bedeckt' ihn, er trug ein silbern Kollar,
Darauf das Wörtlein: Aufwärts! in Gold zu lesen war.

Weit dehnt sich eine Heide, da grünt kein schatt'ger Baum,
Nur Dorngestrüppe wuchert zerstreut im öden Raum,
Zur Linken lag ein Weiher, des Reigervolkes Bad,
Da wäscht es sein Gefieder, sich selber zum Verrat.

Jetzt rauscht es in den Wellen, es kreischt aus dem Schilf hervor,
Und rechts und links hin fliegen verscheuchte Reiger empor,
Vom Arm der Jäger steigen die mut'gen Falken hinan,
Gleich Wünschen der Menschenseele, so schweben sie himmelan.

Und jedes Jägers Auge will mit den Falken ziehn,
Wie die in Lüften, stoßend, zur Rechten und Linken fliehn,
So sprengen flink da unten die Reiter kreuz und quer,
Es dröhnt die bebende Heide, Staub wirbelt drüber her.

Doch sieh, mit flatternder Mähne läuft dort ein lediges Roß, —
Wie's schnaubt, wie scheu es blicket! Nun sprengt's durch den wirren Troß,
Halt an, erfaßt den Zügel! wo sank der Reiter hin?
O Gott, dort liegt im Blute die edle Herzogin.

Es lehnt ihr bleiches Antlitz sanft in des Gatten Schoß,
So blaß wie Abendwolken, wenn Spätrot längst zerfloß;
Ach wie in roter Strömung der Lebensquell versprüht,
Wie reich die blut'ge Rose ihr aus dem Herzen blüht!

Ein Kinderpaar an der Leiche[11]), das weinenden Engeln glich,
Beugt zärtlich über die bleiche, entseelte Mutter sich;
So neigen zwei Rosenknospen, an einem Stamm erglüht,
Sich über die Mutterrose, die sturmentblättert verblüht.

Mit traurig gesenktem Köpfchen, im blutgetünchten Gras,
Als Tröster ihr zur Seite der Dominikaner saß;
Wollt ihr sein Sprüchlein wissen? Sie selbst hat ihn's gelehrt,
„Aufwärts!" so heißt's und glänzet in Goldschrift unversehrt.

Deutung.

Wie eines Mörders Seele, so schwarz und bang war die Nacht,
Da ward die Klosterpforte zu Spanheim aufgemacht,
Ein Mann, verhüllt im Mantel, trat schweigend über die Schwelle,
Schritt durch den Kreuzgang und pochte dann an des Abtes Zelle.

Wo immer sich Herr Trittheim[12]), der fromme Abt, ließ sehn,
Da blieb in scheuer Demut barhäuptig der Laie stehn,
In stummer Ehrfurcht neigten die ersten Doktoren sich,
Und unter mancher Kutte pocht' es ganz sichtbarlich.

Bei mitternächt'ger Lampe saß nun der heil'ge Mann
Und las in Büchern der Weisen und betet', schrieb und sann;
Da trat herein der Fremde, fast Jüngling an Gestalt,
Doch schier ein Greis an Kummer, und so sprach er alsbald:

„Ehrwürd'ger Herr! ein König steht flehend nun vor Euch,
An Ehr' und Land vor kurzem, sowie an Liebe reich,
Doch nun, Vasall auf ewig! Schmerz ist mein König genannt,
Schwer ruht auf Haupt und Schultern mir des Tyrannen Hand.

Entflohn, ach, ist die Liebe! Die Krone nur blieb mein
Und bohrt die spitzen Zacken mir nun ins Herz hinein!
O Vater! ruft sie hernieder, ruft sie, die ich verlor,
Ihr wallt als Freund und Bekannter ja durch der Geister Chor."

Da glänzt des Priesters Auge, wie Lieb' und Ernst gepaart,
Auf den Talar hin rollet in Fülle sein schwarzer Bart,
Auf steht er nun voll Würde, ergreift des Gastes Hand
Und blickt ihm sanft ins Auge und hat ihn wohl erkannt.

Durch stille Klostergänge, wo Echo nur noch wacht,
Schritt mit dem Abt der Fremde hinaus in schwarze Nacht,
Wie'n Pilger, der sich verirrte in weiter Fürstengruft,
Graun schließt sein Aug', die Fackel erlosch im Leichenduft. —

In schwarzes Bahrtuch hüllten die Berge den Riesenleib,
Der Nordwind ächzt und wimmert, wie'n altes Leichenweib,
Es rauschen Blätter und Wellen, doch sehn kann sie kein Blick,
Manch flücht'ger Hirsch prallt blutend vom Stamm der Eiche zurück.

Jetzt standen still die beiden. Der Abt kniet betend nieder,
Urplötzlich flammt's am Himmel, und rasch verglüht ist's wieder,
Doch auf dem schwarzen Grunde der sternelosen Nacht
Erglänzen licht zwei Zepter in blanker Goldespracht.

„Sieh hin, mein Fürst, und wähle! Vernichtung und Schöpferkraft,
Das Grab, so wie das Leben, trägt solch ein goldner Schaft;
Mit diesem bewegt der Weise den ganzen Erdenwall,
Mit jenem schlagen Toren ihr Volk als Federball.

Als schlichter Stab strahlt einer, auf daß er zu stützen diene,
Fast spitz wie'n Dolch ist der andre, Blutstropfen seine Rubine,
Die hellen Diamanten versteinerte Tränen nur,
Und eingedrückt dem Griffe der Wütrichskrallen Spur.

In jenem Garten, wo reifend der Zeiten Saaten wehn,
Wird dieser als dürrer Baumstamm, wohl gar als Schandpfahl stehn,
Doch jener als Palme grünen, verschont von Mittagsglut,
Mit blätterreicher Krone, worunter sanft sich's ruht."

So sprach der strenge Priester. Die Zepter sind verschwunden!
Und wieder, doch nicht lange, hält Nacht das Aug' umwunden;
Denn plötzlich flammend steiget ein Stern, gar licht und groß,
Ein lächelnd Antlitz neiget hervor sich aus seinem Schoß. —

„Sieh, tränenlos und selig glänzt der Verklärten Blick,
Denn Schmerz und Tränen ließ sie ja in der Gruft zurück,
Die blühn als bleiche Rosen und als Zypressen am Rain,
Doch lächelnd blickt von oben ihr selig Aug' auf den Stein.

Dich ruft ein kräftig Wirken, Tat heißt des Herrschers Lauf!
Aus Taten bau ihr Denkmal! Ans Werk nun, rüstig, auf!
Denn darf ein Blick voll Tränen sich auf zur Sonne wagen?
Kann eine Hand, die zittert, wohl einen Zepter tragen?

Die Zähren euch zu trocknen, zum Handeln euch zu stärken,
Die Glut in euch zu zünden zu menschlich edlen Werken,
Das sind die Zauberkräfte, die Gott uns Priestern verliehn.
Sei stark, mein Fürst, sei weise, und zieh gesegnet hin!"

So sprach voll Ernst der Abbas; der Fürst erfaßt sein Wort,
Drückt ihm die Hand und eilet durch Nacht und Nebel fort.
Er langte nach der Krone, — wen hat sie schöner geziert?
Er faßte kühn das Zepter, — wer hat es besser regiert?

Es weinen alle Blumen, wenn Morgenrot erglänzt,
Es springen alle Quellen, wenn Lenz ihr Ufer kränzt,
Und immer wenn man Maxen Mariens Namen genannt,
Barg er sein Aug' und die Träne, die glänzend drinnen stand.

Max und Flandern.

1483—1485.

Das Erwachen.

Der Königsleue schlummert auf einem Grabe stumm,
Die Mäuse halten Fastnacht und hüpfen lustig herum.
Ei, wag dich nicht zu nahe, du luftiges Gezücht!
Entfliehe, denn es schlafen die Löwen lange nicht.

Selbſt Leun ſind ſchwach im Schlummer, drum, Löw', erwache bald!
Schon ſchnaubt der grimme Eber aus dem Ardennerwald[13]),
Der ſich auf deine Blumen, in deine Saaten warf,
Und wetzt an deinen Palmen die blut'gen Hauer ſcharf.

Wach auf! — hat Rolands Glocke[14]) dich nicht vom Schlaf geſchreckt?
Hei, wie zu Gent ſie dröhnet und Brügg' und Lüttich weckt!
Das deutet Brand! Die Flamme des Aufruhrs iſt erwacht;
Sieh, wie der Franzos die Funken zur hellen Lohe facht![15],

Wach auf, o Max, und ſchreite ins blutige Gericht!
Und wecken Flanderns Rebellen und Frankreichs Meuchler dich nicht,
So krach' es dir in die Ohren mit greller Poſaunenkraft:
Wach auf, dein Sohn iſt gefangen, dein Sohn iſt in enger Haft?[16])

Erwacht iſt der Leu; ein Satz nur, ſein Ziel hat er erreicht!
Wie ihm die Mähne lodert, wie rings das Leben erbleicht!
Ei, du gewalt'ger Eber, der Löwe packt doch gut
Und düngt jetzt ſeine Saaten mit deinem ſchwarzen Blut.

Ei, Gent, die Mörſer donnern doch lauter als dein Roland,
Gelt, Franzmann, haſt beim Heizen die Finger dir verbrannt?
Gelt, meuteriſches Flandern, der Aar holt doch ſein Kind,
Zum ſichern Felſenhorſte trägt er's durch Sturm und Wind!

Max vor Dendermonde.

Wie freundlich winkt dem Wandrer die Feſtung Dendermond',
Wenn ſie die blanken Zinnen im Abendgolde ſonnt!
Dir, Max, winkt ſie nicht freundlich, dir ſperren Meuter das Tor
Und pflanzen ihre Fahnen auf Mauer und Turm empor.

Der Abt von Dendermonde mit ſeinen Mönchen ſaß
Beim kargen Kloſtermahle und leerte Glas auf Glas:
„Surgamus jetzt, Brüder in Chriſto! laßt uns nie müßig ſtehn,
Stets tätig in der Pflicht ſein, drum laßt uns ſpazieren gehn!"

Zu Dendermond' die Äbtiſſin, das Aug' von Tränen naß,
Sankt Abelards Legende mit ihren Nonnen las:
„Schön iſt der Abend, laßt uns chorſingen heut' im Frein,
Da heulen doch keine Doggen in heil'ge Pſalme drein."

Die Nonnen und die Mönche, mit Roſenkranz und Brevier,
Die wallen hinaus zum Stadttor, ins grünende Revier.
Die Nonnen ſingen: „O Chriſte, du Bräut'gam ſüß und traut!"
Die Mönche ſeufzen: „Maria, o komm, du ſüße Braut!"

Und als ſie kamen ſelbander in einen grünen Wald[17],
Da rauſcht es in den Zweigen, da brüllt es donnernd: halt!
Es brechen gewappnete Krieger durchs ſtruppige Geſträuch,
Den Mönchen klappern die Zähne, die Nonnen werden bleich.

Und mutig durch das Dickicht wühlt ſich ein ſchnaubend Roß,
Der Reiter, hoch und edel, hält mitten im Kriegertroß:
„Ei, Gottwillkommen!" rief er, „habt weiten Weg gehabt.
Gott grüß Euch, Frau Äbtiſſin, willkommen ſchön, Herr Abt.

Euch grüßet Max von Öſtreich; — bin jetzt zwar ſelbſt im Feld;
Doch räum' ich gern zur Herberg' heut nacht euch Zelt an Zelt.
Zwar halt' ich karge Tafel, für Durſt und Hunger genug,
Doch dampft noch manche Schüſſel und blinkt manch voller Krug.

Mir geht's nicht grad' zum beſten, drum möcht' ich mich zerſtreun,
Doch luſt'ge Mummereien vor allem mich erfreun;
Jetzt kommt mir juſt ſo'n Schwank ein, drum hab' ich mir gedacht:
Ihr leiht uns Kapuz' und Kutten und Schleier für heut nacht."

Den Mönchen wackeln die Bärte, die Nonnen werden rot,
Und leis im Chore liſpelt's: „Herr, hilf uns aus der Not!"
Doch Max ſpricht zu den Kriegern: „Ihr Treuen auf und teilt
Euch in Kapuz' und Schleier; dann raſch in die Stadt geeilt!

Es fahr' in des Abtes Kutte mein Barbanſon hinein,
Mein luſt'ger Rat, Freund Kunze, du ſollſt Äbtiſſin ſein.
Es iſt ein närr'ſcher Feldzug, drum gibt's zu tun für dich;
Will's Gott, ſo ſeht ihr balde in Dendermond' auch mich!"

Schon ſtehn in Kutt' und Schleier jetzt Mönch' und Nonnen gereiht.
Wie läßt ſo ſtattlich Kunzen das falt'ge Nonnenkleid!
Und als die ſchöne Äbtiſſin den Schleier ihm umgehängt,
Da dacht' er ſich ſo manches, was ſo ein Narr ſich denkt.

Zu Dendermond' auf dem Walle, da ſteht ein Mann zur Wacht,
Der lehnt am Speere, ſingend hinaus in die Vollmondnacht:
„Ein Affe und ein Pfaffe, der Reim paßt gut und fein,
Es liebt ja Pfaff' und Affe die Dirnen und den Wein."

„Ho, ho, verbrenn' dir der Donner den ungewaſchnen Schlund!
Iſt das dein Nachtgebetlein? — Schließ auf, du Läſtermund!"
So rief der neue Abbas vor Dendermondes Tor,
Und ungeduldig brummten die Nonnen rings im Chor.

„Verzeihung! ah, Herr Abbas! — Doch ſeltſam, traun, iſt das:
Heut' flucht der Abt wie'n Mörder, die Äbtiſſin ſpricht im Baß."
Der Wächtersmann, kopfſchüttelnd, der liſpelt ſtill die Worte;
Die eh'rnen Angeln knarren, und offen ſteht die Pforte.

„Ei, willſt dein Sperrgeld, Burſche? du ſingſt gar ſchön und rein,
Drum will ich ein Lied dich lehren, es klingt zwar eben nicht fein,
Doch iſt's ein frommes Liedlein, bringt flugs dich ins Himmelreich."
So rief die Frau Äbtiſſin und ſchwang das Schwert zum Streich.

Hei, wie die Schwerter ſauſen, wie's durch die Straßen eilt!
Wie Sturmgeläut' und Feldruf wild durcheinander heult!
Nie führten Nonnen, wie heute, ſo derben kräft'gen Streich,
Nie warben ſo viele Seelen die Mönche dem Himmelreich!

Vorm Tor dröhnt die Drommete, es ſcharrt wie Roſſehuf,
Es ſchmettern und wirbeln die Trommeln. Ha, Max, das iſt dein Ruf!
Willkommen in Dendermonde! Laß hoch dein Banner wehn
Und ſiegverkündend hernieder in alle Lande ſehn!

Am Morgen ruft der Sieger zu sich der Meutrer Haupt:
„Willkomm'! hätt' Euch zu sehen so bald noch nicht geglaubt!
Merkt Euch's: wir kamen als Priester, als Rächer nicht, herein,
Und Amt des Priesters ist ja versöhnen und verzeihn!"

Guter Ausgang.

Was schmettert die Trompete? Das ist der Fritz von Horn:
„Mein Fürst, ich habe gebändigt des grimmen Ebers Zorn."
Wer naht mit fliegenden Fahnen? Von Nassau Herr Engelbrecht:
„Mein Fürst, die Banner nahm ich dem Franzmann im Gefecht."

Was deutet der Ruf der Glocken, der von den Türmen klingt?
Stadt Gent auf samtnem Kissen die goldnen Schlüssel bringt.
O Max, was glüht dein Antlitz, was zittert dein starker Arm?
Dein Sohn hängt dir nun wieder an Mund und Busen warm!

Glück auf! Wie reich vom Auge der Freudenquell ihm springt!
Wie er das Knäblein küsset, wie froh er's herzt und schwingt!
„Ei, Bube, sag, was glänzt dir am Haupte wie Heiligenglanz?
Sind's deines Vaters Tränen? Ist es dein Perlenkranz?"

„Ein Narre darf nicht weinen!" denkt Kunz im Hintergrund:
Doch eine salz'ge Träne rinnt ihm dabei in den Mund.
„Singt einst von unsern Taten ein Sänger sein Gedicht,
Fehlt's doch dem Gauch an Tränen und Rührung mind'stens nicht."

Maximilian, römischer König.

1486.

Schwer auf dem morschen Haupte liegt mir die goldne Kron';
Du wirst sie leichter tragen, mein Max, mein starker Sohn!
Das Zepter, zitternd in meiner, ruht fest in deiner Hand.
So dachte der alte Kaiser, — so dachte das ganze Land.

Zu Aachen in dem Dome, da wogt's in Seid' und Samt,
In Infuln und in Helmen, beim ersten Krönungsamt,
Da troff vom heil'gen Öle die Stirne Maxens verklärt,
Da trug er in würd'gen Händen des großen Carols Schwert.

Von Köln der greise Bischof vor dem Altare stand;
Wie'n treuer Freund, so schüttelt ihm sonst das Alter die Hand,
Doch fest und ohne Zittern faßt er die Krone jetzt,
Er weiß ja, daß noch niemand auf bessern Ort sie gesetzt.

Die Orgel ist verklungen. — Im hohen Kaisersaal,
Da sitzen die Herren und Fürsten beim heitern Krönungsmahl;
Aus Silberurnen rieselt der kühle Wein hervor,
Und blaue Wölkchen kräuseln aus goldnen Schüsseln empor.

Der Pfälzer schwang den Becher und scherzend hub er an:
„Hoch, Vater Rhein! Ihr Herren, wer ist's, der's rühmen kann,
Er seh' solch edles Kleinod in seinem Lande stammen,
Das so, wie meine Reben, die Herzen mag entflammen?"

Da priesen in der Runde die Fürsten Thron und Reich,
Der alte Kaiser Friedrich pries hoch sein Österreich,
Von Köln der greise Bischof rühmt seinen Riesendom,
Der Bayer seine Fluren und seinen blauen Strom.

Aus Sachsenland Herr Albert[18]), der nahm nach ihm das Wort:
„Es blitzt aus Gold und Eisen in dunklem Schacht mein Hort,
Das Gold lehrt unsre Weiber, so lauter und so rein,
Das Eisen unsre Männer, so stark und treu zu sein."

Drauf sprach der Württemberger, Graf Eberhard im Bart[19]):
„Zwar sprießt in meinen Gauen kein Kleinod solcher Art;
Doch käm' im tiefsten Walde mir Lust zu schlummern an,
Wär' jeder Schoß mein Kissen, drauf sanft ich schlafen kann."

Einst hätt' in solchem Wettstreit Max auch ein Wort gebracht,
Jetzt hüllt die schwarze Erde, ach, all sein Glück in Nacht;
Drum blieb auf seine Lippen ein düstres Schweigen gebannt,
Doch leis und innig drückt' er des Württembergers Hand.

Thron und Dreifuß.

Februar bis Mai 1488.

Die Zünfte.

Zunftmeister Brügges saßen bei Karten, Wein und Lied,
Da saß der braune Schiffer, der Färber und rußige Schmied,
Der Genterschuster Kopp'noll gesellt als Gast sich zu,
Er sprach im Rat am laut'sten und machte schlechte Schuh'.

Der Schuster rief: „Ihr Herren, wißt ihr das Neuste nicht?
Zu Lichtmeß kommt der König: Gott geb', es werde Licht!"
Indes der Färber heimlich guckt in die Karten dem Schmied,
Und murmelt dabei halb leise das alte schöne Lied:

„Ein Königlein gab's einmal — wollt' sagen ein Murmeltier —
Geschäftlos war es keinmal, schlief nachts und Tages schier!
Des Nachts, weil's Mod' im Leben zu schlafen bei der Nacht,
Und Tages, weil dies Schlafen es müd' und matt gemacht."

Es sprach der Schmied inzwischen: „Den Max, den haff' ich nicht,
Ein wackrer Kerl ist's immer; — doch ach, sein Hofgezücht!
Mit derben Eisenhufen beschlagen sind die Herrn,
Und auf des Volkes Leichdorn spazieren und tanzen sie gern!"

Der Schuster, pfiffig schmunzelnd, klopft' auf die Achseln dem Mann:
„Ein Pärlein neue Stiefel! gern mäß' ich's ihnen an!"
Jetzt schlug auf den Tisch der Färber und brüllte jubelnd drein:
„Ha, Vivat Eichelkönig! der Schellenbub ist mein!"

Da schmiß im Zorn der Schiffer die Karten an die Wand:
„Ein gotterbärmlich Leben ist's doch bei euch zu Land'!
Verdammt! sticht doch den Buben der König immer wieder!"
Aufsprangen all', es tobten die polternden Stühle nieder.

Es rief der Schmied: „So 'n Zepter ist doch ein elend Ding!
Zum Meisterprobstück wär' mir solch Machwerk zu gering!"
Der Färber sprach: „Mir modert manch roter Fetzen zu Haus;
Hing' er auf des Schusters Dreifuß, nähm' gut als Thron er sich aus."

Sein Haupt bedächtig schüttelnd, mit hochgewichtigem Sinn
Stand Koppenoll, der Schuster, und murmelt vor sich hin:
„Respublica stieß jüngsthin sich in den Schuh ein Loch,
Doch Meister Kopp'noll denket, es sei zu flicken noch.

Ihr Herrn! wer gibt das Zepter den Königen in die Hand?
Der oben im Himmel herrschet, denn er schuf auch ihr Land!
Das Niederland doch schufen wir selbst durch Menschenkunst,
Drum wählen wir auch den Herrscher aus eigner Macht und Gunst."

„„Bravo, du wackrer Meister! du sollst uns Führer sein!""
So fielen jetzt im Chore die andern brüllend ein,
Und taumelten aus dem Tore, und stürmten auf den Turm,
Und rissen an allen Glocken, und lärmten heulend Sturm.

Schon sieht man auf dem Markte der Zünfte Fahnen wehn,
Und unter ihnen versammelt die Zunftgenossen stehn!
Erst dumpf begann's zu murmeln, bis endlich laut es scholl
Vom Mund des Volks und der Häupter: „Sei Führer, Koppenoll!"

Drauf tobt's durch Plätz' und Straßen und singt und heult und droht,
Und wirft die Königssäulen zertrümmert in den Kot;
Da flog manch eisern Zepter, manch Haupt mit zerschlagener Stirn',
Manch steinerne Herrschernase, manch hölzern Königshirn.

Warnung.

Auf Flanderns Fluren liegt noch des Winters Mantel von Schnee.
Drauf glänzen wie Silberverbrämung Kanäle, Weiher und See.
Und Brügges Türme und Zinnen erschimmern in blauer Fern',
Wie auf dem weißen Mantel ein goldgestickter Stern.

Da ritt ein Zug von Männern, tief in die Wämser verhüllt,
Die Bärte vom Reise perlend, durchs knisternde Schneegefild.
An König Maxens Seite trieb Kunz manch lustigen Scherz,
Ihm weinte vor Frost das Auge, ihm lachte vor Wärme das Herz.

Da ſchaute gerührt der König die Flur, die vor ihm lag:
„Seht, welch gewaltiger Zeuge, was Menſchenkunſt vermag!
Da liegſt du wie im Brautſchmuck, mein liebes Flandernland,
Im weißen Schlummerkleide, umgürtet vom Silberband.“

Drauf Kunz: „Ja, ja, da liegſt du wie eine Dirne der Stadt,
So ohne reizende Hügel, ſo flach, ſo glatt und platt,
Den Gürtel etwas locker, geſchmückt bei Nacht und Tag,
Und findeſt doch deinen Buhlen; Beweis, was Kunſt vermag!

All' jene Seen und Lachen haſt du zu Spiegeln da,
Die alten Jungfern brauchen gar viele Spiegel ja!
Zum Glück ſind ſie gar winzig, von etwas trübem Glanz,
Denn ſonſt erſchräkſt du ſelber, ſähſt du dich treu und ganz.

Und eine Sprache lallſt du, wie ein Welſcher in Deutſchland ſpricht,
Sein Welſch hat er vergeſſen, und Deutſch erlernt' er nicht; —
Als gute Hausfrau fegſt du ſtets Speicher und Scheuern rein,
Und, ſie nicht zu beſtäuben, führſt du kein Korn hinein.

Und ach dein Keller, o Jammer! wie ein wäßrig Trinkgedicht,
Vor lauter Waſſer findet heraus den Wein man nicht.
Mein Herr und König, ich dächte, Ihr ließt die Dirne ſein,
Es heißt, wen ſie umarme, dem krache Ripp' und Bein.

Denkt nur des alten Recken — die Mär iſt Euch bekannt —
Der ſchlief bei einer Dirne einſt im Philiſterland,
Da ſtahl ſie ihm bei Nachtzeit den ſchönen goldnen Zopf!
Bei Jungfer Flandria, deucht mir, gilt's gleich zum Schopf den Kopf.“

Darauf ihn ſchalt der König: „Ei laß den Grillenfang!
Dem eidgetreuen Fürſten ſei vor Gefahr nicht bang;
Dann ſtrahlt ſein Wort und Glaube als Leuchte durch die Nacht,
An ſeinen goldnen Pforten ſteht dann die Treu' als Wacht.“

„Narr bin ich und Junggeſelle, ſo trug ich nie die Kron',
Drum ward ſolch hohe Erkenntnis bis jetzt mir nicht zum Lohn;
Doch, denk' ich, ſei's wohl beſſer, ein freier Narr zu ſein,
Als ein gefangner Weiſer, und König obendrein.

Item, es lebt ein Sprichwort auf jedem Mund im Land:
Laßt kochen der Mönche Keuschheit, verliebter Leute Verstand,
Als Brüh' gießt Junkerdemut und Flämmlingstreue drauf,
Gebt's einer Milbe zum Imbiß, so steht sie nüchtern auf.

Nicht lustet's mich, Genosse im Kerker Euch zu sein,
Darum lebt wohl, mein König, und denkt der Warnung und mein!
Mein lieber Max, o höre den Ruf, den Treue spricht,
Noch einmal fleh' ich, wandle durch Brügges Pforten nicht!"

So sprach der von der Rosen. Max schüttelt die finstern Brau'n,
Doch als durchs Tor er einritt, faßt ihn ein heimlich Grau'n;
Die Ahnung rasch bekämpft' er und trat ins Fürstenhaus,
Der Kunze aber sprengte zum andern Tor hinaus.

Die Kranenburg.

Herr Koppenoll im Rathaus schrieb sich die Finger matt,
Dann rief er seinen Buben: „Komm, Bursche, nimm dies Blatt,
Zu Herren Maxen trag' es, dazu noch meinen Gruß."
Der Knabe neigt sich in Ehrfurcht und eilt auf schnellem Fuß.

„Dieweil zwei Sonnen am Himmel zugleich nicht können stehn,
Muß, weil jetzt steigt die eine, die andre untergehn
Und ist der Aar in Freiheit, raubt er nach Adlerbrauch,
Drum sorgten wir Volk von Brügge für einen Käfig auch."

So stand es in dem Blatte, das Max nun lächelnd las,
Drauf, wie ein roter Meerkrebs, der Zünfte Siegel saß,
Darunter Kopp'nolls Name in krummen Schnörkeln stand,
Umkränzt von schwarzen Wolken, den Spuren der Schusterhand.

„Es ist just Karnevalszeit, drum freut eu'r Schwänkchen mich."
So sprach der Fürst zum Boten, doch still spricht er für sich:
„Stellt nur an euren Himmel kein tranig Lampenlicht!
Gebt acht, daß nicht der Adler des Käfigs Stäbe bricht!"

Drauf zog er in seinen Kerker, die Kranenburg heißt das Haus,
Des Ostens Gewürze feilschte sonst hier ein Krämer aus.
Von Balsam, Myrrh' und Ambra qualmt Kammer noch und Luft;
Hier lernte der junge König zu würd'gen den Weihrauchduft.

Jetzt herrscht das Volk zu Brügge. Still stehen die Gewerbe,
Der Gerber muß regieren. Wann bleibt ihm Zeit, daß er gerbe?
Wie soll der Krämer vereinen den Zepter und Ellenstab?
Der Totengräber nur wetzet, wie sonst, den Spaten am Grab.

Der treue Diener.

Einst als in tiefem Sinnen Max durchs Gefängnis schritt,
Pocht's an die Pforte schüchtern und naht mit leisem Tritt;
Vermummt in die braune Kapuze, den Rücken gebückt und krumm,
Stand jetzt ein Mönch im Zimmer und sah sich bedächtig um:

„Gott ist ein Brillenschleifer, hat Gläser hell und blaß,
Wir Menschen sind die Käufer; der eine sieht trüb durchs Glas,
Den andern kneipt's in die Nase, rein zeigt's dem Dritten und klar;
Die grüne Hoffnungsbrille bring' ich, sein Knecht, Euch dar."

„„Macht's kurz, Herr Pater! — Doch seltsam, verzeiht, und zürnet nicht,
Mir dünkt, die Kutte passe zu Eurem Schalksgesicht
Wie Lenz und starrer Winter, wie Lachen und Weinen zugleich,
Wie eine Rose, blühend am Pfaffentäppleingesträuch."

„Erraten, mein lieber Maxe, der von der Rosen ist da,
Eu'r Kunze steht Euch rettend im Mönchsgewande nah!"
„„Willkommen, Bursche, willkommen, du edles, treues Blut!
Doch sprich, wie um die Kapuze gabst du den Schellenhut?""

Da fliegt an den Hals des Königs der lust'ge Pater jetzt,
Ei, wie er ihm Brust und Hände mit warmen Tränen netzt!
Sein Antlitz frisch und fröhlich aus der Kapuze nickt,
Wie ein rotes Alpenröslein aus schwarzer Erde blickt:

„Was Wunder? Ein Mönch und Schalksnarr kein selten Paar ist dies,
Verspürt ein Mönch das Jucken, kratzt sich ein Narr gewiß;
Sie trinken aus einem Glase und teilen Bett und Gemach.
Ihr folgtet nicht dem Narren, gebt nun dem Mönche nach.

Ich kam, Euch zu befreien. Schon jüngst bei kalter Nacht
Schwamm ich durch das Gewässer, das diese Mauern umwacht,

Da klatschten die Schwäne die Flügel und schnatterten so grell,
Als wäre jeder aus ihnen ein flämischer Rebell.

Drauf in Franzisci Kloster sprach ich beim Prior ein,
Der trinkt Euch zu Ehren täglich ein halbes Fuder Wein,
Er hat, nebst Gruß und Segen, Euch dieses Kleid beschert
Und einen gesattelten Frater und ein psalmierend Pferd.

Nach Middelburg nun reitet zu Kaiser Friederich,
Dies Brieflein Euch zu bringen sandt' er von dannen mich;
Sein Heer fliegt Euch zur Rettung mit Sturmesungestüm,
Die Herren von Bayern und Sachsen und Brandenburg mit ihm.

Wir tauschen Rock und Würde, das Haupt scher' ich Euch glatt,
Einstweilen nehmt die Haarkron' an goldner Krone Statt.
Wie sollen die Flämmlinge schauen, wie will ich vor Lachen mich winden,
Wenn sie den König suchen und einen Narren finden!"

Da sprach gerührt der König: „Dank dir, du treuer Kumpan!
Ich weiche nicht von hinnen. Gar klug zwar ist dein Plan,
Doch ziemt wohl einem König solch Fastnachtsmummenkleid?
Als Segel dien' ihm Klugheit, als Ruder Frömmigkeit!"

„Gemach, mein lieber König! da fällt mir ein Märchen ein:
Es gingen Fromm und Klug einst in eine Schenke hinein;
Der Fromme schenkt manierlich in beider Gläser den Wein,
Der Kluge aber possierlich säuft beide Gläser rein.

Du bist zu fromm, mein König, für dieses Flämmlingsgezücht.
Komm, nimm die Kutt', ich wette, sie läßt dir so übel nicht!
Schnell, Frater Maximiliane, zeigt der Tonsur Euch wert,
Auf, tapfrer Franziskaner, wohlauf, zu Pferd, zu Pferd:"

„Spar' deinen Atem, Bursche!" so brauste Max jetzt drein,
„Das Wort, das ich gesprochen, steh' fest wie Marmelstein!
Ich schwur den Eid, zu bleiben, es ist ein Königseid!
Leb wohl, getrost mein Treuer, die Rettung ist nicht weit."

Noch flehte Kunz, — vergebens! Sein Blick bat flehentlich,
Darauf verzog's ihm die Lippen, halb bitter, halb weinerlich,

Und zwiſchen den Zähnen murrt' er: „Ach, ahnt' ich doch den Sparren!
Wer nun hier ſucht den König, der findet wohl einen Narren."

Frühlingsbotſchaft.

Max ſteht am Gitterfenſter. Weit über den Zinnen der Stadt
Lag wieder im Frühlingsprangen die Eb'ne grün und glatt,
Da ſetzte ſich aufs Gitter ein freies Vögelein
Und ſah zum gefangenen König ſorglos und ruhig herein.

„O Max, ſiehſt du's in der Ferne dort ſchimmern weiß und licht?
Das ſind des Lenzes Blumen und ſeine Blüten nicht!
Das ſind Paniere und Helme! Dein Vater Friederich
Bringt ſie von fern für Flandern, als Frühlingsgabe, mit ſich.

Was taucht dort aus der Fläche wie junge Halme hervor?
Das ſind nicht ſchlanke Ähren, die Frühling trieb empor!
Die Halme heißen Speere, und ihre Blüt' iſt rot,
Zur Ernte an jeder Ähre hängt einſt als Frucht der Tod."

Der König aber erriet nicht, ob ſo das Vöglein ſang,
Ob tief im eignen Herzen das ſüße Troſtlied klang.
Doch wie ein Kranz von Roſen ſinkt auf ein düſtres Grab,
So ſank jetzt Ruh' und Friede mild auf ſein Herz herab.

Am Marktplatz ſtanden die Zünfte; da ſtürmte vom Turme nieder
Herr Kopp'noll, bleich im Geſichte, ihm zitterten alle Glieder,
Nach ihm der Türmer brüllend: „Lauft, wer noch laufen kann!
Zahllos wie Fliegen im Sommer rückt Deutſchlands Heermacht an!

Die Kerle ſind von Brügge kaum eine Meile weit,
Und haben Knochen wie Gäule, und Schwerter wie Ruder breit,
Und Bärte wie Tannenäſte. Für uns bringt jeder Mann
O weh, einen hohen Galgen! Drum laufe, wer laufen kann!"

Da rannten die Zunftgenossen und rannten einander nieder,
Und liefen nach den Waffen, und standen und liefen wieder,
Und murmelten durcheinander, bis endlich laut es scholl
Vom Mund des Volks und der Häupter: „Laßt hängen den Koppenoll!“

Der König und der Schuster.

„Sieh da, Herr Meister, willkommen! Hätt' euch bald nicht gekannt,
Denn seit mit Kron' und Zepter ihr obherrscht diesem Land,
Ist Eure Nase röter, gewölbter die Augenbrau'n
Und euer Antlitz blutig, wie Sturmgewölk, zu schau'n.“

So scherzte Max gen Kopp'noll, der halb noch im Prachtornat,
Halb schon im Zunftgewande, in das Gefängnis trat.
Erst schweigend stand der Meister und seufzte still und tief,
Doch endlich hob er kühner das Angesicht und rief:

„Manch Herrscher Romas tauschte das Zepter um den Pflug,
Den Mosler im Goldpokale um Wasser in irdenem Krug,
Das edle stolze Schlachtroß um Ackergaul und Schwein.
Soll minder groß als der Römer der Genter Kopp'noll sein!?

Mein Fürst, zu Euren Füßen leg' ich nun Thron und Reich,
Und Euer treuster Diener steh' ich wie sonst vor Euch.
So wie der singende Vogel seid frei der Hast Ihr wieder,
Nur blick' auch Euer Auge auf uns verzeihend nieder.“

„Herr Meister, wenn Ihr Vögel sperrt über Winter ein,
Dann singen sie zur Lenzzeit wohl doppelt schön im Frein;
Doch säng' ich Euch ein Liedlein, gelernt in Eurer Lehr',
Beim Himmel, Ihr sängt und hörtet kein andres Liedlein mehr!

Seht, Freund, des Schusters Arbeit ist nur für Fuß und Bein,
Drum muß, wo Schuster herrschen, das Reich getreten sein;
Ihr wollt Verzeihung? Ihr sagt ja, Ihr seid ein edler Mann,
Drum streb' auch Max, daß bald er mit Euch sich messen kann.“

„Habt Dank, mein Fürſt! Noch bitt' ich, daß eins gewährt mir ſei:
Braucht Ihr einſt Lederarbeit, geht nicht an mir vorbei;
Denn wieder kehr' ich zur Ahle, zu Gent ſeht Ihr mein Haus,
Und eine zerbrochene Krone hängt dran als Schild heraus."

„Wohl, Meiſter, ich will's gewähren; erſt aber zum Probeſtück
Macht einen langen Riemen, doch ſei er feſt und dick,
Aus gutem ſtarkem Leder, und daß er ja nicht ſprengt,
Wenn man in Zukunft einmal vielleicht daran Euch hängt."

Jetzt ſchritt an Kopp'nolls Seite der König aus dem Haus,
Da brach das Volk auf den Straßen in lauten Jubel aus.
Max aber ſah noch einmal zu ſeiner Haft empor,
Und eine Marmortafel erblickt' er ob dem Tor.

Drein hatten jüngſt die Meutrer gegraben ein Spottgedicht[20]),
Max las es laut, drauf ſprach er mit lächelndem Angeſicht:
„Warum ſchriebt ihr's lateiniſch? Das iſt für Mönch' allein,
Und ſo was, lieben Leute, ſoll doch für alle ſein."

Willkomm und Abſchied.

Im deutſchen Lagerfelde ſprang Max vom ſchäumenden Roß,
Mit glänzenden Augen grüßt' ihn der Krieger bunter Troß.
An ſeinen Buſen flogen die Fürſten im Kriegsgewand,
Wie tat ſo wohl ihm wieder ein Druck von deutſcher Hand!

Ausbreitet der alte Kaiſer nach ihm den zitternden Arm,
Ha, Friedrich, ſchließ' ans Herze den Sohn nun feſt und warm!
Ei was zerdrückſt du die Träne, die aus dem Aug' dir gewollt,
Biſt du ſo geizig mit Tränen, ſo wie du's biſt mit Gold?

Da ſprach nun Max zum Kreiſe: „Mein Vater und ihr Herr'n,
Eins bitt' ich: Laßt ob Flandern erglänzen des Friedens Stern!
Wie einſt der Frevel, pilgert jetzt Reue durch das Land,
Und Reue windet der Rache das Schwert ja aus der Hand."

„Mein Fürſt, Ihr ſeid zu müde, gerächt muß Deutſchland ſein!
Wir ſtehen all' für einen, wie einer für alle ein!"
So brauſte Albert der Sachſe. Wie's ihm vom Auge flammt!
Hätt's allen deutſchen Fürſten ſtets ſo vom Aug' geflammt!

„Wohlan!“ rief Max nun düster, „ihr Freunde lebet wohl!
Auf, meine Getreuen! wir ziehen ins freundliche Tirol,
Zwar heißt's ein Bauernkittel, doch lernte schon mancher Mann,
Daß in den rauhen Falten man's Herz recht wärmen kann.

Denn nicht zerstampfe die Saaten des eignen Lands mein Pferd,
Von meines Volkes Blute sei rein mein gutes Schwert!
So zieht denn hin, ihr Fürsten! Doch schont die Bürger im Land!
Denn wahrlich, sie sind die Perlen in meinem Kronenband.“

„Jawohl, mein Max; doch Perlen sind jetzt ein teurer Kauf,
Drum knüpft' ich diese Perlen an einem Schnürlein auf.“
So rief nun Kunz und guckte im Kreis der Fürsten heraus,
Als ob's „Vergiß mein nicht!“ riefe aus vollem Tulpenstrauß.

Die Martinswand.

Ostermontag 1490.

Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt,
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Täler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft!

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Des Aug' so flammend glühet wie hoher Königsblick,
Des Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lustiger Gemsenjagd.
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf!
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Aar, der ſich ſchwingt zur Sonne, hält hier die erſte Raſt,
Des Fittichs Kraft iſt gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt.
Wollt' einer von hier zum Tale hinab ein Stieglein baun,
Müßt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu behaun.

Wohl hat die Amm' einſt Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß ſchon beim leiſen Gedanken das Aug' in Nebeln ſchwand.
Jetzt kann er's ſehn, ob dem Bilde ſie treue Farben geborgt,
Daß er's nicht weiter plaudre, dafür iſt ſchon geſorgt.

Da ſteht der Kaiſerſproſſe, Fels iſt ſein Throngezelt,
Sein Zepter Moosgeflechte, an das er ſchwindelnd ſich hält;
Auch iſt eine Ausſicht droben, ſo ſchön und weit zu ſehn,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne faſt vergehn.

Tief unten ein grüner Teppich, das ſchöne Tal des Inn,
Wie Fäden durchs Gewebe ziehn Straß' und Strom dahin;
Die Bergkoloſſe liegen rings eingeſchrumpft zu Hauf
Und ſchaun wie Friedhofhügel zu Maxen mahnend auf.

Jetzt ſtößt er, Hilfe rufend, mit Macht hinein ins Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen das kichert im nahen Felſenſpalt:
Es dringt ja nicht zu Tale des Hilferufs Gewalt.

Ins Horn nun ſtößt er wieder, daß es faſt platzend bricht.
Ho, ho, nicht ſo gelärmet! Da hilft das Schreien nicht,
Denn liebte ihn ſein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe ſitzen bis an den jüngſten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' erkannt;
Die unten ſahn ihn ſchweben auf pfadlos ſteiler Wand.
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfahrt der bange Menſchenſtrom.

Jetzt an dem Fuß des Felſens erſcheint ein bunter Chor,
Ein Prieſter inmitten, weiſend das Sakrament empor,
Max ſieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Talesflur,
Er ſieht das blitzende Glänzen der Goldmonſtranze nur.

„Fahr' wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir.
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüten, dein Blitz hat ihn erschlagen;
Ach gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

Ich schien ein Bauherr, türmend den Dom zu deinem Ruhm.
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligtum!
Ein Priester, plötzlich stürzend tot an des Altars Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch übers Volk gerufen!

So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll,
So modre nun mein Busen, der tatenschwanger schwoll,
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt' deine Müh' Gedeihn!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Knie sinkt er und betet still und warm,
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor,
„Komm heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor sich stehn,
Der faßt ihn fest beim Arme und winkt ihm fürder zu gehn;
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn,
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Tal, wo jauchzend Tirol empfängt die zwei,
Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit.
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand.
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, durch aller Tiroler Herz!

Max vor Wien.[21])

August 1490.

Das Wiedersehen.

Auf eines Hügels Fläche, genannt der Wienerberg,
Steht eine graue Säule mit krausem Schnörkelwerk;
Die Spinnerin am Kreuze heißt sie seit alten Tagen,
Die heut noch sie umrauschen in alten, dumpfen Sagen.

Noch heutzutage fühlet der Wandrer, der hier steht,
Von süßen, heil'gen Schauern sich zaubervoll umweht,
Und wie ein goldner Adler mit klingendem Gefieder
Senkt sich vom hohen Äther Begeist'rung auf ihn nieder.

Denn herrlich, unermeßlich in Pracht und Größe lag
Die alte Stadt der Kaiser mit einem Zauberschlag,
Rings grüne Höhn und Wälder, Strom, Auen, Saatengold,
Wie Gottes Segensbulle vor ihm nun aufgerollt!

Rund um das Meer von Steinen, hier sanft durchs Tal gedehnt,
Auf Bergen, grünen Flächen, an Hügeln dort gelehnt,
Kapellen, Dörfer, Schlösser, zerstreut im grünen Rasen,
Wie weiße Lämmer, die seitwärts der großen Herde grasen.

Und reges, frohes Murmeln, dumpf rasselnder Karren Klang
Und Glocken von hundert Türmen, Gejauchz' und Jubelsang,
In tausendfält'gem Echo klingt's plötzlich auf zu dir,
Als rief ein einz'ger Hymnus: Ein glücklich Volk lebt hier!

Leis zitternd unter den Sohlen fühlst du die Erde beben,
So kräftig stampft den Boden dort unten Freud' und Leben!
In leiser Schwingung rieseln ums Haupt die Lüfte dir,
Zu deinem Herzen flüsternd: Ein glücklich Volk lebt hier!

Nicht so zumut war's Maxen, als er auch hier einst stand
Und feuchten Auges blickte hinab auf Stadt und Land,
Mit ihm zu Fuß und Rosse ein hochgewaltig Heer,
Weit strahlend Helm und Panzer und Banner, Schild und Speer!

Wohl sieht er jetzo wieder den hohen Riesendom,
Die Mauerkoloss' und drüben den blauen Donaustrom,
Der um die Stadt der Treue die schimmernden Fluten schmiegt,
Wie eines Magus Schlange zur Wacht vorm Schatze liegt.

Fern sieht er jetzt auch wieder die graue Burg der Ahnen,
Wohl mocht' es, sie erschauend, ihn bessrer Zeiten mahnen,
Doch wo die Fahne Habsburgs dem Frieden einst geweht,
Das Kriegesbanner Ungarns wildflatternd nun sich bläht.

Und rings die weiten Felder, — jetzt stehn sie wüst und leer,
In vollen Saaten rollte sonst hier ein goldnes Meer;
Fand schnell noch Zeit der Schnitter, der Ähren Frucht zu schneiden?
Ha, oder ließ der Ungar sein stampfend Roß drauf weiden?

Sieh, Hügel grünt an Hügel, den blauen Strom entlang,
Sonst hängt dort Traub' an Traube, sonst hallt dort Sang und Klang:
Kein Winzer will jetzt lesen, und wenn er's heimlich tut,
Ist's still bei Nacht, denn stehlen muß er das eigne Gut.

Ringsum auf allen Hügeln stehn Kirchlein blank und weiß,
Geläut' und Lied verstummten, nur drinnen wimmert's leis;
Dank, Dank allein klang sonst hier zu luft'gem Glockenwehn,
Frei war das Volk und glücklich, es brauchte nichts zu erflehn.

Empor steigt Jammer auf Jammer und rauchend Wolk' auf Wolke,
Als rief's hinan: O nahe, Erlöser, deinem Volke!
Und flammend klingt die Antwort aus Maxens Brust zurück:
„Bald soll Erlösung werden und Freiheit dir und Glück!

Mein Östreich, herrlich Östreich, wo gleicht dir noch ein Land?
Du trägst als Schild die Treue, — halt' fest den Schild von Demant!
Und Segen ist der Äther, der überm Haupt dir rollt,
Und Silber deine Straßen, und deine Berge Gold!

Sei mir gegrüßt, mein Östreich; doch ach, welch Wiedersehn!
In deinen Tälern Elend, und Elend auf den Höhn,
Der Dörfer Rauch dein Äther, und deine Ströme Blut,
Dein einzig Lied Verzweiflung, doch Treue dein einzig Gut!

Und du, Stadt meiner Väter, mein Wien, welch Wiederſehn!
Sieh blutgetränkte Banner von deinen Zinnen wehn!
Und ach, ich ſelbſt, ſtatt lächelnd des Friedens Kranz zu bringen,
Muß wild um deine Türme den praſſelnden Pechkranz ſchlingen.

Du litteſt und wirſt viel leiden, doch fallen wirſt du nicht,
Der Leiden Kerker wölbt ſich zum Freudendom einſt licht.
O daß dich Lohn bald kränzen für Kraft und Treue mag,
Und aus der Nacht dir glänzen ein langer Frühlingstag!"

Die Belagerung der Hofburg.

Dort wo die Burg der Kaiſer aufragt in alter Pracht,
Dort lagert König Maxens gewalt'ge Heeresmacht;
Denn drin hat der Magyare die letzte Kraft verſchanzt
Und in die gewölbten Fenſter ſein Donnergeſchütz gepflanzt.

Hier ſandten Fürſten und Schranzen einſt Gnadenblicke heraus,
Und wem ſolch einer gegolten, der eilte froher nach Haus;
Mit wem es jetzt liebäugelt aus dieſen Fenſtern nieder,
Auch der kehrt flugs zur Heimat mit pochendem Herzen wieder.

Wo ſeid ihr, Kaiſeradler, was hat euch fortgeſchreckt?
Nur einer blieb, — der oben am Stephansturme heckt:
Auch dieſer wär' entflogen, wenn nicht ſein Leib von Stein.
Ha, oder ahnt er Frührot nach nächtlichem Wetterſchein?

Horch, Trommeln und Trompeten! Wie Maxens Fauſt ſich ballt!
„Hei, drauf und dran, ihr Brüder!" Wie's kracht und raſt und knallt!
Dicht an die Burg ſchlägt Feldruf und mordender Kugeln Macht;
Wenn drin ein Kaiſer ſchliefe, jetzt wär' er wohl erwacht.

Auf Leitern klimmen aufwärts der Krieger kühnſte Reihn.
Ei, meint ihr einzuſteigen zu Liebchens Fenſterlein?
Schon harrt das Schätzchen und windet aus Roſen purpurrot
Um euer Haupt ein Kränzlein; — wie läßt ſo ſchön das Rot!

Es kämpft an Maxens Seite ein Rittersmann, der ſpricht:
„Mein Fürſt, Ihr werdet plötzlich ſo bleich im Angeſicht."

„Laß, Freund, und werd' ich blaß auch, wie könnt' es anders
sein?
Von Schild und blanken Waffen ist's nur der Widerschein.
Sturm! drauf und dran, ihr Brüder!" — Staub hüllt die Mauern
ein,
Von Schwertern und Feuerschlünden blitzt roter Flammenschein;
Heim treibt ein Hirt in der Ferne die Herde rascher fort:
Von Wien her rückt ein Gewitter, schon wetterleuchtet's dort.

Der Ritter an Maxens Seite, der sieht ihn an und spricht:
„Ihr seid so rot an den Schultern, mein Fürst, ist Blut dies nicht?"
„Ei guter Freund, laß rot sein; dich trügt der Augen Schein,
Es wird wohl nur ein Lappen vom Purpurmantel sein.

Ha, bravo, Brüder, vorwärts!" — Wie von den bebenden Mauern,
Gleich Blütenflocken im Lenze, die Kugeln niederschauern!
Allmächt'ger Gott, laut krachend sinkt dort das Bollwerk ein,
Und nieder poltert donnernd das rauchende Gestein!

„Hinan! hinan!" — Sie stürmen durch Schuttgeröll empor,
Ha, lustig wirbeln die Trommeln, laut jauchzt der Siegeschor!
Den Toten Friede! — Jetzt stürzen vom Walle Ungarns Fahnen,
Und Habsburgs erstes Banner grüßt von der Burg der Ahnen.

Als eingestürmt die Sieger, sehn sie in weiten Hallen
Die Leichen magyar'scher Krieger, wie Hügel an Hügel sich ballen,
Die Lebenden stehn daneben, den Säbel im Arm gezückt,
Ein Seraphchor, der schützend auf teure Gräber blickt.

Max trat zu ihrem Führer und drückt ihm sanft die Hand:
„Zieht hin, ihr edlen Streiter, in Frieden in euer Land,
Wenn Feinde gleich, doch ehr' ich solch kräftiges Geschlecht.
O kämpften einst vereint wir für ein Land und ein Recht!"

Er sprach's; da faßt ihn Fieber, Blut aus der Wunde bricht,
Er sinkt in Freundesarme mit bleichem Angesicht;
Auf einer Bahre trugen sie ihn ins stille Gemach,
Doch Preis dem Herrn! bald ward er aus schwerem Schlummer
wach.

Bald ſtand an ſeinem Lager Geneſung, das ſchöne Weib,
Küßt ihn auf Aug' und Wange und ſeit ihm den wunden Leib.
Da klang einſt eine Zither herauf beim Abendſchein,
Und duft'ge Weſte trugen die Klänge zu ihm herein:

„Vor manchem Pfeile ſchirmet das Weib des Geliebten Herz,
Erſt wenn es ausgeſtürmet, weint ſie dem eignen Schmerz;
So winkt zu Siegesbahnen dem Heer des Helden Hand,
Erſt die erſiegten Fahnen ſind ſeiner Wunden Verband.

So gleichen beide dem Baume, der, wenn es hagelt und ſtürmt,
In ſeinem ſchatt'gen Raume den bangen Wandrer ſchirmt;
Erſt wenn die Stürme ſchweigen, die Lüfte wieder blau,
Dann ſchüttelt er von den Zweigen den eignen Tränentau."

Deutſcher Brauch.[22])

1495.

Zur Gruft ſank Kaiſer Friedrich. Gott geb' ihm ſanfte Ruh!
Max faßt ſein gülden Zepter, — ei, Sonnenaar, Glück zu!
Zu Worms nun hielt er Reichstag. Auf, Fürſtenſchar, herbei,
Zu raten und zu fördern, daß Recht und Licht gedeih'!

Einſt in dem dumpfen Ratſaal ſprang Max empor in Haſt,
Der Staub der Pergamente nahm ihm den Odem faſt,
Die ſpitzen, klugen Reden, die machten toll ihn ſchier,
Da rief er ſeinen Narren: „Freund Kunze, komm mit mir!"

Den Treuen liebt er vor allen, wohl einem Gärtner gleich,
Der jeden Baum mit Liebe pflegt in dem Gartenreich,
Doch einen ſich erkoren, in deſſen Schattenhut
Nach ſchwüler Tagesmüh' er am liebſten abends ruht.

Es wallten nun die beiden die Straßen ein und aus,
Dort auf dem großen Marktplatz ſahn ſie ein ſtattlich Haus,
Da rief der Kunz: „Mein König, ſchließt Eure Augen ſchnell!
Denn, traun, ſchon las manch einer ſich blind an dieſer Stell'.

Französisch ist's; ihr wißt ja, wie's Frankreichs Söhne treiben,
Die anders schreiben als sprechen und anders lesen als schreiben
Und anders sprechen als denken und anders setzen als singen,
Die groß in allem Kleinen und klein in großen Dingen."

Ein Rittersmann aus Frankreich wohnt in dem stolzen Haus,
Sein Wappenschild, hell glänzend, hängt hoch zur Pfort' heraus,
Mit Schnörkelzügen zierlich in blankem Goldesschein
Schrieb rings er diese Worte ins bunte Wappen ein:

„Erst Gott zum Gruß, wer's lieset! Auf, Deutscher, kühn und wert,
Hier harrt ein Schild des deinen, wenn kampfesfroh dein Schwert,
Und magst du mich bezwingen nach Ritterbrauch und Recht,
Will ich mich dir verdingen als letzter Rüdenknecht."

Stumm schritt der König fürder; doch an des Ritters Schild
Hängt bald ein Edelknappe der Habsburg Wappenbild;
Und mit dem Frührot harrend auf sand'gem Kampfesrund,
Der König gegenüber dem fränk'schen Ritter stund.

Und säng' ich, wie er geschwungen das Schwert, sein breites, treues,
Wie flink gelenkt den Kampfspeer, so säng' ich euch nichts Neues;
Und sagt' ich, wie nimmermüde er Hieb und Stoß gesellt,
Ihr wißt ja, wie's der Deutsche genüber dem Franzmann hält.

Und höher stieg die Sonne; der Franzmann lag im Sand,
Das Siegesschwert hell leuchtend ragt hoch in Maxens Hand,
„So schlägt ein deutscher Ritter!" er sprach's und stand verklärt,
Wie Sankt Michael der Sieger mit seinem Flammenschwert.

„Ihr habt Euch mir ergeben als letzter Rüdenknecht,
Wohlan, Ihr sollt erfahren nun meines Amtes Recht!"
Sein Schwert nun schwang er dreimal: „Steht auf, mein Ritter wert!
So schlägt ein deutscher König, seid brav wie Euer Schwert!"

Singt's allem Land, ihr Sänger, des Fürsten Tat und Wort,
Neigt euer Schwert, ihr Ritter, vor eures Kreises Hort,
Bekränzt des Siegers Schläfe, ihr schönsten deutschen Frau'n,
Jauchzt auf, ihr deutschen Herzen, in allen deutschen Gau'n!

Viel saft'ge Trauben schwellen ringsher um Worms am Rhein,
„Milch unsrer lieben Frauen," so heißt dort jener Wein;
Saugt jene Milch, ihr Greise, sie macht euch wieder zum Kind,
O Herr, gib unserm Lande viel Milch so süß und lind!

Aus Goldgefäßen quoll sie an Maxens Abendtisch,
Gleichwie aus goldnen Eutern, so labend, klar und frisch;
Wie zecht' an Maxens Seite der fränk'sche Rittersmann!
Wie wärmend da der Glühborn durch Kunzens Kehle rann!

Der Franzmann hob den Becher, begeistert flammt sein Blut:
„Heil Max dir, edler Deutscher, so tapfer und so gut!"
„Hoho!" rief Kunz halb grimmig, „jetzt bindet mit mir an,
Wer auf dies Wohl herzinn'ger und besser trinken kann!"

Und säng' ich, wie er das Kelchglas geschwungen, sein tiefes, treues,
Wie flink die Krüg' entsiegelt, so säng' ich euch nichts Neues;
Und sagt' ich, wie nimmermüde er Glas zu Glas gesellt,
Ihr wißt ja, wie's der Deutsche genüber dem Becher hält.

Wie Schilder klangen die Humpen zusammen hell mit Macht,
Die Blicke blitzten genüber wie Lanzen in der Schlacht!
Wer fiel, wer stand im Wettkampf? Wohl kam es nie ans Licht;
Frug man am Morgen die beiden, sie wußten's selber nicht.

Ritter und Freie.

1499.

Die Schweiz.

Was treibt euch wohl, ihr Fürsten, stets in die Schweizergau'n?
Wollt einmal doch im Leben ein freies Land ihr schau'n?
Wollt ihr das Zepter tauschen um einen Hirtenstab?
Ha, oder wollt ihr finden in freier Erd' ein Grab?

Seht auf das Land hernieder von hoher Alpenwand!
Da liegt's, gleich einem Buche, geschrieben von Gotteshand,
Die Berge sind die Lettern, das Blatt die grüne Trift,
Sankt Gotthard ist ein Punkt nur in dieser Riesenschrift.

Wißt ihr, was drin geschrieben? O seht, es strahlt so licht!
Freiheit! steht drin, ihr Herren; die Schrift kennt ihr wohl nicht,
Es schrieb sie ja kein Kanzler, es ist kein Pergament,
Drauf eines Volkes Herzblut als rotes Siegel brennt.

Seht dort den mächt'gen Felsberg, der Mönch heißt er im Land,
Der freie Aar umkreist ihm der kahlen Stirne Rand,
Fels ist die graue Kutte, Schnee seiner Scheitel Zier,
Das Weltall seine Zelle, das Sternzelt sein Brevier.

Ist wo ein Mönch, bleibt sicher die Predigt auch nicht aus.
Der spricht im Lawinendonner, im rauschenden Quellengebraus:
Freiheit! das ist sein Spruchtext; will's euch nicht freun, ihr Herrn?
Der Pater ist ein Ketzer, Zeit wär's ihn einzusperrn!

Seht dort im weißen Schleier aufragt der Jungfrau Haupt,
Als Bräut'gam hat ihr der Morgen mit Rosen die Stirn umlaubt,
Sie hat mit bunten Blumen gestickt das grüne Gewand,
Dran spielen rauschende Quellen, ein flatternd Silberband.

Ob ihr wölbt sich zur Kuppel der Lüfte blauer Strom,
Der spitzen Gletscher Reihe rings scheint die Orgel im Dom;
Fürwahr, mich deucht, wo Jungfrau und Orgel zusammenkam,
Blieb da Musik und Sang aus, das wäre wundersam.

Horch, wie ihr Lied an Herzen so herrlich, kräftig pocht!
Freiheit, Freiheit! so singt sie, daß jeglich Herzblut kocht.
Beim Himmel, niemals sangen der Erde Töchter so schön,
Mit singen wohl Gottes Engel in Chören auf den Höhn!

Ihr Herrn, will's euch nicht munden? Ihr hört wohl keinen Klang,
Weil kein Kastrat, kein Säbel euch's um die Ohren sang,
Im Schweizerland doch liest man gern jenes Riesenbuch
Und horcht dem Lied der Jungfrau und merkt des Pred'gers Spruch.

Im Schweizerland da ſpringen die Quellen frei empor,
Frei ſchweben die ſegelnden Wolken und ſingender Vögel Chor,
Frei blickt vom Firn die Gemſe auf krachende Wetter herab,
Und freie Weſte flüſtern um freier Helden Grab.

Viel tauſend Schweizer ſtehen auf hoher Alpenwand,
Sie ſchaun ins Land hernieder und drücken Hand in Hand
Und ſchwören, in Tod und Leben zu ſtehen kühn und treu,
Und ſchwören, in Tod und Leben zu bleiben ſtark und frei!

Zwei Helden.

Im Kloſter Königsfelden, da ſteht's gehaun in Erz:
Hier traf der Dolch des Mörders einſt König Albrechts Herz.
So ſieht man's oft im Denkbuch der Aſtrologen ſtehn:
Ein blutiger Komete ward dieſes Jahr geſehn.

Im Kloſter Königsfelden, da ſpricht ein Marmelſtein:
Hier harrt der frohen Urſtänd des Herzog Leupold Gebein.
So zeigt ein greiſer Landmann dem Enkel eine Säule:
Hier ſank ein ſchöner Tempel, verzehrt vom Donnerkeile.

Es liegt an Leupolds Grabe nun König Max auf Knien:
Als Habsburgs Sohn muß rächend durchs Schweizerland er ziehn,
Als König bringt er Ketten dem freien Schweizerbund,
Als Mann drückt alle Freie er gern an Herz und Mund!

„O edler Ahn, wohl kämpfteſt, wohl ſtarbſt du als ein Held,
Auf einem Thron von Leichen zu Sempach auf dem Feld,
Wohl könnt' ich kämpfen und ſterben, wie du ſo kühn und gut,
Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut."

Er ſpricht's und winkt; da ſchreitet ein Mann aus dem Ritterſchwarm,
Sein Mund ſo ernſt wie Sargtuch, wie Amboß ſtark ſein Arm;
Doch daß der Arm auch tändeln, der Mund auch küſſen kann,
Vertraut daheim manch Mädchen der Freundin lächelnd an.

Im Frieden kann er weinen ob einer Blume Tod,
Da mundet ihm kein Becher, den nicht ſein Liebchen bot;

Im Kriege aber tränk' er aus Schädeln bleich und hohl,
Auf Leichenbergen ſitzend, auf ſeiner Dame Wohl.

Um ſeinen Schild rings glänzet der Spruch der Ritterſchaft,
Bewährt durch all ſein Streben, durch ſeines Armes Kraft:
„Des Königs ſoll mein Leben, die Seele Gottes ſein,
Mein Herz den Fraun ergeben, die Ehre bleibe mein!“ [20])

Es reicht der Fürſt dem Ritter den Feldherrnſtab nun dar:
„Mein Fürſtenberg, ſtatt meiner führt Deutſchlands Kriegerſchar,
Geleit' Euch mild der Himmel und ſtähle Eure Wehre,
Sieg ſei Euer Fahnenjunker und Euer Panier die Ehre!

Ei, Freund, mich däucht, der Ruhm Euch nicht ſonderlich erſcheint,
Wo Kühhorn iſt Drommete und Bauernvolk der Feind;
Doch dieſe Bauern holen im Schlachtfeld Purpur und Kron',
Manch ſtolzes Heer ſchon bebte bei ihres Kühhorns Ton.“

Schon ruht auf Uris Tälern des Vollmonds Friedensblick,
Noch einmal ſieht im Scheiden das Sonnenaug' zurück,
Sankt Gotthards Haupt doch glühet lang in des Tales Nacht,
Ein Rieſenaltar, drauf noch die Opferflamme facht.

Im Urſerntal, wo ſchäumend die Reuß um Felſen ſchlägt,
Da wallt ein Zug von Männern, der hoch ein Banner trägt,
Ein ſchwarzer Ur im Goldfeld, ha, Uris Wappenzier!
Nie bog den freien Nacken zum Joche dieſer Stier.

Es ragt ein hölzern Häuschen im Tal aus grüner Triſt,
Rings ums Geſimſe ſteht es gehaun in grober Schrift:
„Ich bin ein freier Schweizer, Heinz Wohlleb zubenannt,
Dies Häuschen und ſein Saſſe ſtehn beid' in Gottes Hand.“

Ein Greis ſitzt vor dem Tore; das Haar auf ſeinem Haupt,
Das ſcheint ein fahles Saatfeld, vom Schnitter Zeit entlaubt;
Sein Töchterlein, ſo blühend und ſchön, ſitzt nebenan,
So blüht oft an Ruinen ein Roſenſtrauch hinan.

Jetzt naht mit dem Paniere der ernſte Männerkreis,
Der Ältſte aber reicht es mit warmem Gruß dem Greis:

„Freund Wohlleb, nimm dies Banner und führ's mit treuem Mut,
Wie sein's geführt vor Sempach der Schultheiß Niklas Gut."

Der Alte faßt die Fahne, sein Blick zum Himmel steht,
Sonst bebt sein Arm, wenn leitend er hinterm Pfluge geht;
Wie hoch und kräftig jetzo den starken Schaft er hebt!
Wie ihm, gleich Sonnenadlern, vom Mund die Rede schwebt!

„Sieh nieder, Herr, und höre dein Volk und deinen Knecht,
Wir heben kühn die Wehre für Freiheit und für Recht;
Leihst du's, dann hält so sicher, ein fester Felsenturm,
Mein schwacher Arm die Fahne, und es zerschellt der Sturm.

Du willst nicht, daß sich beuge dem Purpur unser Knie,
Des Knie vor dir sich neiget, der kniet vor Menschen nie.
Soll unsrer Väter Gräber der Fremdling frech entweihn,
Des Ritters Roß, drauf weidend, zerstampfen ihr Gebein?

Soll unser Enkel hungernd einst kämpfen mit dem Tod
Und mit des Ritters Hunden um weggeworfnes Brot?
Soll frech sein Troßbub schlagen in unsrer Greise Gesicht,
Am Boden zerrn ihr Schneehaupt? O Gott, das soll er nicht!

Heraus nun aus der Scheide und bleib mir treu, mein Schwert,
So treu wie sich die Sense dem Schnittersmann bewährt!
Erst zweimal hast du mähend dein Tagewerk bestellt,
Doch Murten hieß und Granson der Doppelernte Feld.

Du heilig Banner, flattre stets nur um freie Stirnen,
Und weh' als Siegesbote einst von den weißen Firnen!
O steig' in unsre Täler, Freiheit, du himmlisch Weib!
Du bettest ja auf Alpen so gern den Wonneleib."

So sprach der greise Wohlleb. Wie jung sein Herz er fühlt!
Wie ihm die rauschende Fahne die heiße Stirn umkühlt!
Wie haucht mit lauerm Odem der Abendwind darauf!
Ha, oder legt Tells Schatten die Händ' ihm segnend auf?

Horch, wie die Reuß im Sturze ins Tal jetzt niederklingt,
Und wie ein Gemsenjäger von Fels zu Felsen springt;
Sieh, wie der Vollmond drüben aufglüht so rot wie Blut,
Und auf dem Gotthard mählich erlischt die Opferglut!

Zwei Tage.

Vor Fraſtenz auf dem Felde, da ſtand ein deutſches Heer,
Im weiten Halbmondkreiſe, vorſtreckend Speer an Speer,
Mit Schildern und mit Hochmut die Buſen kühn umballt,
Ein undurchdringlich Bollwerk, ein ſtarrer Lanzenwald.

Ei, Schweizervolk, was ſteigſt du von deiner Alpen Wand
Mit Äxten und mit Kolben hernieder in das Land?
„Den neuen Wald bei Fraſtenz, den wolln wir niederhaun,
Um aus den Stämmen Hütten der Freiheit zu erbaun.“

Jetzt ſtürzt in die deutſchen Lanzen der Eidgenoſſen Heer,
Ohnmächtig prallt's zurücke, allübr'all Speer an Speer!
Der Schweizer knirſcht die Zähne, der Deutſche ſpöttelnd ſpricht:
„Seht, wie ſich des Windhunds Schnauze am Igelbalg zerſticht!“

Da ſcholl ein Ruf urplötzlich, wie ein Auferſtehungslied:
„Dank dir, verklärter Schatten, Arnold von Winkelried![24])
Du winkſt, ich hab's verſtanden! Auf, Schweizervolk, mir nach!“
So klang die Stimme Wohllebs, der aus den Scharen brach.

Vom Schaft reißt er ſein Banner und windet's um die Bruſt,
Stürzt an der Ritter Speere, durchglüht von Todesluſt,
Vorleuchten ſeine Augen, ein flammend Fackelpaar,
Voranweht ſtatt des Banners im Wind ſein weißes Haar.

Sechs Ritterſpeere faßt er zuſammen mit ſtarker Hand,
Drein taucht er ſeinen Buſen, geſprengt iſt die Lanzenwand!
Einſtürmt zur Bahn der Rache der Schweizer rüſt'ge Schar,
Doch Heinrich Wohllebs Leiche die Brücke dazu war.

Da praſſeln Schweizerhiebe, wie Hagel auf Saaten fährt,
Von Schildern ſprühten Funken, wie von des Schmiedes Herd;
Der Schwerter Streiche ſauſten mit toſender Gewalt,
Wie's oft im Forſt von tauſend derb treffenden Äxten ſchallt.

Sonſt wenn im Wald gehaun wird, ſchont man der jungen Bäume,
Daß mit der Zeit der Nachwuchs geſund und kräftig keime;
Nicht alſo taten die Schweizer bei Fraſtenz im Lanzenwald,
Die ſchonten keines Stammes, gleich galt's, ob jung ob alt.

Knöring, der greise Eichbaum, sank hier durch Schwertesstreich,
Ilsing, die junge Zeder, so schön und hoffnungsreich!
Sieg! rief verröchelnd Wohlleb, Sieg! rief der Seinen Schar
Inmitten der blut'gen Ebne, die erst ein Hochwald war.

Es deckt die weite Fläche ein Teppich von rotem Blut,
Gleichwie auf Königssärgen der Purpurmantel ruht,
Drauf lag statt welker Blumen verblichner Ritter Glanz,
Wohlleb, der greise Schweizer, als Lilie in dem Kranz.

Als Priester aber betend stand an der großen Bahr'
Mit hocherhobnen Händen der Sieger freie Schar,
Drauf als sich all' im Illstrom vom Blute die Hände gereint,
Begruben sie mit Tränen im Feld so Freund als Feind.

Ihr sahtwohl einst Schloß Dorneck, die Riesenlind' am Tor,
Im Schloß die frohen Leute, am Baum den Sängerchor;
Seht jetzt die öden Hallen, — kein Arm, der Becher schwingt!
Seht jetzt die stille Linde, — kein Sänger, der Lieder bringt!

Doch unten in dem Tale des Fürstenbergers Heer
Mit Schwertern und Hellebarden, wie Halme im Ährenmeer!
Und drüben am Berg die Schweizer im Sichel- und Sensenglanz,
Und singend und jubelnd als zögen die Schnitter zum Erntetanz!

Der deutsche Feldherr lächelnd dem Knappentroß gebot:
„Bringt doch den Schnittern drüben ihr Stückchen Morgenbrot!"
Ei doch, ihr stolzen Ritter, spart Müh' und Sendung euch,
Der Schweizer holt's wohl selber und bringt den Dank zugleich.

Seht, lang läßt er nicht warten und zahlt mit Erze blank,
Wohl riefst ihr jetzo gerne: O Schweizer laß den Dank!
Zwar rauh ist das Gepräge der Münze, die er bringt.
Doch seht, wie blank sie glänzet, und hört, wie rein sie klingt!

Ha! Schwert, du bist die Münze, die für Tyrannen gilt,
Ein freies Volk der Wechsler, Zahltag das Schlachtgefild'!
Du Schweizervolk auch spartest die Münze heute nicht,
Manch deutscher Träger stürzte wohl unter des Erzes Gewicht.

Wer ist's, der dort vor allen durchs Schlachtgedränge braust,
Wie die gewalt'ge Windsbraut an stöhnende Fichten saust?
Es kämpft so kühn begeistert ein Freier nur! O nein!
Das ist der Fürstenberger, der ficht vor seinen Reihn.

Im flatternden schwarzen Mantel, mit einem Kreuze weiß
Stürmt wie ein wandelnd Sargtuch ein Mann aus der Schweizer Kreis;
Das ist von Zug der Dechant. „Gelobt sei Jesus Christ!
Willkommen, Ihro Hochwürden, willkommen zu dieser Frist!"

Sonst schwang er nur den Wedel, geweihten Wassers voll,
Daß jedes Haupt der Gläub'gen im Dom von Weihbronn quoll.
Ha, wie er's Schwert jetzt schwinget, wie's Blut dran nieder=läuft,
Das ist der Wedel und Weihbronn, womit die Freiheit tauft.

Dort steht ein blutender Krieger auf Leichenhügeln mutig,
Wie auf dem Fels die Eiche vom Morgenrote blutig!
Ein Schweizer nur kämpft also, ein Schweizer ist es nicht!
Das ist der Fürstenberger, hei, wie so gut er ficht!

Horch, wie das Horn so gräßlich des Zuger Hirten schallt!
Sturm, Sturm! ruft wilden Tones der Schiffer aus Unter=wald;
Ha, Schützenvolk aus Uri, du zielest weit und gut!
Ei, Solothurner Winzer, die Traube gibt schon Blut!

Was weht da für ein Banner vor allen hoch daher?
Im purpurroten Felde ein grimmer schwarzer Bär!
Ja, biedres Bern, du wähltest dein Banner klug und gut,
Dein grimmer Bär, der watet jetzt tief im roten Blut.

Dort mit gespaltnem Haupte sinkt einer auf den Grund,
Seht, selbst im Tod schwebt Lächeln noch um des Helden Mund;
Nur Freie lächeln sterbend: ein Schweizer ist's! O nein!
Der Fürstenberg ist's, lachend in Schmerz und Todespein.

„Ihr schweizerischen Schnitter, ihr schneidet bis aufs Blut!
Ihr schweizerischen Drescher, ihr dreschet derb und gut!"

Er ſtöhnt's und ſtirbt inmitten der Leichen ſeiner Schar,
Im Tod noch treu ihr Herzſchild, wie er's im Leben war.

Wie Garbenbünde liegen gefällt die Ritter ſchon,
Ihr Führer in der Mitte als purpurroter Mohn;
Aufs öde wüſte Saatfeld blickt ſtill das Abendrot,
Die Schnitter aber ſchweigend verzehren ihr Veſperbrot.

Seht dort das graue Beinhaus, das iſt der Freiheit Scheune,
Da häufte ſie als Ähren die bleichenden Gebeine;
Wenn einſt der erſte Morgen des ew'gen Lenzes naht,
Erſteht in Füll' auch wieder, o Freiheit, deine Saat!

O Dorneck, ſchönes Dorneck, wie biſt du mir ſo wert!
Der Sänger iſt nun wieder ſo gern zu dir gekehrt.
Du ſelig Pärchen unter der ſchattigen Lindenwand,
O ſieh noch lang ſo ſelig aufs ſchöne freie Land!

Zwei Leichen.

Zwei teure Leichen liegen im Schweizerland zumal,
Die ein' im Feld bei Fraſtenz, die andr' in Dornecks Tal;
Allbeide edel, doch haben ſie ſonſt wohl nichts gemein
Als blut'ge Herzenswunden und ew'gen Schlaf allein.

Der eine ſchien geſunken als ſtarker Felſenturm,
Der kühn im Sturm geſtanden, doch auch geſtürzt im Sturm!
Sein Herz, nun welk und fühllos, ein ausgebrannter Vulkan,
Einſt herrlich, flammenſtrahlend! Tod dem, der's wagt zu nahn!

Der andr' ein uralter zertrümmerter Altar,
Drauf einſt die Opferflamme gelodert rein und klar;
Sein Herz das milde Abbild der Sonn', ein Regenbogen,
Der Bogen iſt erloſchen, die Sonne hinübergezogen.

Dem ſchließt ein Weib das Auge, und ihre Träne rinnt;
Dies Weib, iſt's nicht die Freiheit? Es iſt des Greiſes Kind!
Die Herzen ſeines Volkes, die ſind ſein Totenbuch,
Die freie Heimaterde die iſt ſein Leichentuch.

Doch jener, unbetrauert, verlassen und allein!
Wer drückt ihm zu die Augen, wer wird ihm Tränen weihn?
Blieb nichts ihm treu? O sehet, sein traurig Schlachtroß dort
Scheucht ihm vom Haupt die Raben, die ungeduldigen, fort.

Wie Kön'ge stolz war dieser und war doch nur ein Knecht,
Frei jener wie kein König, doch eben schlecht und recht;
„Dort liegt Wohlleb!" Der Schweizer zeigt's, ruhmerrötend, euch,
„Und hier der Fürstenberger!" Da bebt er und wird bleich.

Ein Kästlein, drein die Freiheit gern ihren Brautring legt,
Das scheint der Sarg des einen, der solche Worte trägt:
„Ich bin ein freier Schweizer, Heinz Wohlleb zubenannt.
Dies Häuschen und sein Sasse stehn beid' in Gottes Hand."

Der Sarg des andern aber schien eines Fürsten Schrein,
Voll bluterkaufter Juwelen, drauf grub dies Wort man ein:
„Dem König war mein Leben, die Seele Gott allein,
Mein Herz den Frauu ergeben, die Ehre nur blieb mein."

O Ehre, Fürsten, Frauen! ha, gebt ihr solchen Lohn?
Speist selbst auf Grabessteine, o Welt, du deinen Hohn?
Schlaft sanft, ihr zwei! Ihr aber, die ihr noch jetzo wacht;
An wessen Stelle lieber schliefe ihr die ew'ge Nacht?

Freiheit.

Wer ist's, der Maxen bringen die blut'ge Kunde mag
Von all der Seinen Tode am unheilschwangern Tag?
Pirkheimer[25]) ist's, der mutig als kühner Streiter ficht
Mit Schwert und scharfer Feder für Wahrheit, Recht und Licht.

Wie nahm der Fürst die Kunde? Wohl war's ihm herbe Pein?
Wohl wird er weinend klagen, verzweifeln gar? — O nein!
Die Eule kreischt wohl wimmernd, wenn sie der Pfeil durchdringt,
Der Königsschwan, auch todwund, der ächzt nicht, sondern singt.

Zu Kostniz stieg der König zu Schiff um Mitternacht,
Vor ihm der See so ruhig, ob ihm der Sterne Pracht!
Der Mond blickt sanft ins Aug' ihm, als spräch' er ihm ans Herz:
Ich habe schon belauschet viel größern bittrern Schmerz!

Die Wellen spielen ums Schifflein, als flüsterten sie ihm zu:
Wir trugen schon so manchen, der elender als du!
Ums Haupt ihm kosen die Lüfte, als weht' es im Schmeichelwind:
Wir haben schon getrocknet manch herbe Träne lind!

Und als der Fürst des Morgens zu Lindau stieg ans Land,
Da schmiegte sich das Frührot um seiner Wangen Rand,
Als rief's zu ihm hernieder vom hohen Ätherthron:
Ich habe wieder gerötet viel bleiche Wangen schon!

So hell und licht wie Mondschein und wie die Lüfte klar,
Und wie der See so ruhig nun Maxens Seele war;
In seinem Herzen tagt es wie lichte Morgenstund',
Er neigt sein Haupt am Strande und küßt den deutschen Grund.

Vor sich die Schweizerberge sieht glanzverklärt er stehn;
So hat manch Fürst und Sänger sie seither noch gesehn.
Heil jedem edlen Fürsten, Heil seinem Volk auch dann,
Wenn er der Freiheit ruhig ins Antlitz schauen kann!

Wo aber sind die Sieger, die Schweizer hingeflohn?
Wo lagern jetzt die Helden? Was ward ihr Siegeslohn?
Wo bleibt das Lied, das brausend dem Preis der Freiheit brennt?
Wo bauten sich die Tapfern des Ruhmes Monument?

Seht dort den melkenden Sennen, den Fischer hier im Kahn,
Den Pflüger und den Schnitter, den Jäger auf felsiger Bahn;
Ihr braucht nicht weit zu schauen, ihr seht die Helden schon!
Rings freie-Luft und Erde, das ist ihr Siegeslohn.

Horch, Becher klingen beim Mahle, die Büchse kracht im Wald,
Die Sensen klirren im Tale, des Älplers Horn erschallt,
Dort Läuten der Alpenherden, fern Abendglockengetön!
Das ist das Lied der Freiheit! Klang je ein Lied so schön?

Mut, Wahrheit, Treu' und Liebe und Einfalt, Glaub' und Recht,
Das ist die heil'ge Sieben im lichten Farbengeschlecht,
Das ist der Regenbogen, des Leuchten ewig brennt
Hoch über den Schweizerbergen als Freiheitsmonument!

Der Streit am Grabe.

1503—1505.

Der Schatz zu Burghausen.

Der Herzog Jürg von Bayern lag auf der Totenbahr',
Kein Fürstenhut lag höhnend auf seinem greisen Haar,
Kein Sohn hat segenflehend dem Kranken ins Aug' geblickt,
Kein treues Weib dem Toten die Wimpern zugedrückt.

Wem sollen nun die Lande die Huldigung erneun?
Wer wird sich zu Burghausen des Fürstenschatzes freun?
Horch, Schild und Schwerter rasseln! Ist das sein Totensang?
Seht, erzgewappnete Scharen! Ist's der Leidträger Drang?

Albrecht von Bayern faßte des Toten Fürstenhut:
„So war's wohl auch sein Wille! Wem stünd' er auch so gut?"
Rupprecht der junge Pfalzgraf stürmt gen Burghausen an:
„Und hab' ich nur den Pelz erst, — hol' ich den Hut auch dann."

Doch König Maxens Herold, der rief den Streitern zu:
„Legt nieder eure Waffen! Stört nicht des Toten Ruh!
Nicht gab die Friedenssatzung zum Spielball ich dem Reich,
Drum ruf' ich vor den Thron euch zum friedlichen Vergleich!"

Zu Maxens Füßen senkte Albrecht den Fürstenhut:
„Vor euren Thron, mein Richter, leg' ich mein Recht und Gut."
Doch Rupprecht zu Burghausen lacht in den Bart hinein:
„Laß doch die eitlen Schwänke, du armes Königlein!"

Im Schatze zu Burghausen steht gülden Schrein an Schrein,
Drin blitzen Goldgeschmeide und farbig Edelgestein,
Und rings aus lautrem Silber steht, gleichsam wie zur Wacht,
Der Chor der zwölf Apostel in riesenhafter Pracht.

„Willkommen, ihr edlen Herren!“ sprach zu dem Chor Rupprecht,
„Doch deucht mir, eure Sendung erfüllt ihr ziemlich schlecht!
Der Herr gebot euch: Ziehet in alle Welt hinaus!
Ihr aber hütet seit Jahren gemächlich schon das Haus.

Drum will ich jetzt euch senden, treu eures Meisters Wort,
Zu pilgern und zu pred'gen hinaus nach Süd und Nord!“
Zum zweiten Märtyrtode, in flackernd Flammengebraus
Ließ er die Zwölfe werfen und prägte Münzen draus.

Er sandte dann die Blanken hinaus in alle Ferne,
Ei, wie sie kräftig pred'gen! Wie hört man sie so gerne!
Als sie an Kufsteins Pforte nur leise pochten an,
Gleich hatte Pinzenauer sie gastlich aufgetan.

Der Feste goldne Schlüssel sandt' er Herrn Rupprecht dar:
„Mein Fürst, Ihr seid mir wahrlich ein Schlosser wunderbar!“
Da sandt' auch starke Mannen Böheim, das Land der Kraft:
„Für dich schwirrt unser Degen und unsrer Lanzen Schaft!“

Da kam der Henneberger: „Mein Arm gehöre dir!“
Da nahn die Leuchtenberger: „Dir flattert unser Panier!“
Und wie zu Petri Zeiten in Zions heil gen Schoß,
Von nah und fern wallfahrtet es jetzt in Rupprechts Schloß.

„Heran nun, Max und Albrecht, ihr Streiter kühn und gut!
Den warmen Pelz hat Rupprecht, nun holt er sich den Hut!“
Ei, trotz'ger Graf, ob sicher auch heut' vor Maxens Macht,
Kommt doch ein andrer Feldherr, an den du nicht gedacht!

In allen Landen Sieger, blieb unbesiegt er noch,
Sein Schloß, ein hölzern Häuschen, unüberwindlich doch,
Er blickt dich an, er küßt dich, und du bist nimmer rot:
Der Feldherr, der dich fällte, der Feldherr heißt der Tod!

Wer iſt an Rupprechts Sarge der Mann mit grauem Haar?
Man möchte meinen, er ſelber knie' an der eignen Bahr',
So grimm und trotzig blickt er und ballt die Fauſt mit Macht;
Nur ſcheint's, als hab' ihn Kummer gealtert über Nacht.

Das iſt des Pfalzgrafs Vater. Jetzt ſprang er auf und wand
Das Schwert dem toten Sohne raſch aus der kalten Hand:
„Ach! nimmer deine Wangen, dein Schwert doch färb' ich rot!
Auf, auf, mir nach, ihr Krieger, der Rupprecht iſt nicht tot!“

Die Böhmerſchlacht.

Es ſank im fernen Weſten die Sonne allgemach,
Da ſah ſie ſtehn zwei Lager im Feld vor Mengesbach;
Da ſah ſie auch zwei Gletſcher ein ſchönes Tal umſtehn,
Die rollend, donnernd morgen als Lawinen niedergehn.

Still wie Kartäuſerklauſen lag eins der Lager dort,
Gerüſtet ſtehn die Scharen, doch tönt kein hörbar Wort.
Zwei Männer wallen prüfend ernſt durch die ſtillen Reihn,
Max ſcheint der Männer einer, der andr' Albrecht zu ſein.

Im andern Lager drüben, da ging's gar luſtig her,
Da ſang es und da klang es, als ob's juſt Faſtnacht wär';
Der eine ſchleift am Schwerte, der andre ſchnarcht dazu,
Der dritte koſt ſein Schlachtroß: O wärſt mein Schätzel du!

Der Pfälzer ſaß beim Weine, der Böhme lag beim Bier,
Da ſah durch ſchwarze Wolken der bleiche Mond herfür;
„Wie der heut' blinzelt droben, der weichliche Kumpan,
Faſt wie ein zartes Mägdlein, das Blut nicht ſchauen kann!“

„Ja, Blut gilt's morgen, Brüder! — „Stoßt an, auf Böhmens Heil!“ —
„Drei deutſche Memmen freſſ' ich!“ „Bier nehm' ich auf mein Teil!“ —
So ſchrien die wilden Zecher und ſtießen an mit Macht,
Es klirrten laut die Becher weit durch die ernſte Nacht.

Und höher wallt' im Oſten der Mond nun allgemach
Und ſah die beiden Lager im Feld vor Mengesbach,

Sah fern auch ruhn zwei Brüder in ſüßer Schlummerluſt;
Des einen Dolch ſteckt morgen dem andern in der Bruſt.

„Ihr böhmiſchen Muſikanten, wohlan, ſpielt auf zum Tanz!“
Da drehten ſich die Becher im luſtigen Wirbelkranz.
„Horch, horch! Trompet' und Trommeln!“ — „Ihr Narrn, was fällt euch ein?
Wer krächzt da mit Trompeten ſo läppiſch zum Flötenreihn?“

Und wieder, horch! Ein Mörſer, laut donnernd, kracht im Feld!
Da ſprang der alte Pfalzgraf empor in ſeinem Zelt:
„Wohl kenn' ich dieſe Stimme, 's iſt Marens Nachtigall;
Die ſingt ihr Lied im Vollmond! Das weckt mit ſchmetterndem Schall!“

Die Mörſer donnerten lauter, und Schwerter praſſeln drein:
Wir wollen euch eins ſingen und muſizieren fein!
Und „Max und Albrecht“ ruft es, und immer tiefer bricht's
Herein ins wirre Lager, wie Schrecken des Weltgerichts.

Drin ſtrömt es aus den Zelten und rennt nach Schwert und Schild;
Sankt Nepomuk, zu Hilfe! Sankt Wenzel, ſei uns mild!
Der eine ſtatt des Helmes nimmt raſch vom Herd den Topf,
Der andre zerſchlägt die Geige am erſten beſten Kopf.

Doch wütend focht der Pfalzgraf, für zwei hieb er im Kreis!
Führt wohl des Sohnes Schatten den Arm dem Heldengreis?
Jetzt ſammelt rings ſich wieder ſein kühnes Kriegsvolk dicht,
Wo Böhmen je noch kämpften, fehlt's auch an Hieben nicht.

Wer liegt dort unterm Roſſe, umraſt vom Lärm der Schlacht?
Hilf Gott, das iſt der König, von Speeren rings umwacht!
Wer bahnt, ein Rettungsengel, zu ihm ſich mit dem Schwert?
Herr Erich iſt's von Braunſchweig, von Kampf und Sieg verklärt!

Die Mörſer ſchweigen mählich, Staub wirbelt durchs Gefild,
Da ſchlug der Fürſt gerettet empor die Augen mild;
Albrecht und Erich ſtanden jetzt frohentzückt vor ihm,
„Wir ſiegen!“ riefen beide mit freudigem Ungeſtüm.

Da drückte ſeinem Retter der König mild die Hand:
„Siehſt du den Stern des Morgens dort fern am Himmelsrand?

Ihm gleich, als holden Boten, ſah ich dich rettend kommen,
Drum mag im Wappenſchilde ſein leuchtend Bild dir frommen."

Der Morgenſtern ſtieg höher im Oſten allgemach,
Die Lager ſah er nimmer im Feld vor Mengesbach,
Doch wohl zwei Gletſchertrümmer, die ein ſchönes Tal verheert,
Und auch zwei Bruderleichen, gefällt durch Bruderſchwert.

Max vor Kufſtein.

Es blickte Pinzenauer von Kufſteins Rieſenwall
Mit Hohn und ſichrem Trotze auf Maxens Heeresſchwall,
Wie ein Alpengeier ſorglos auf den Verfolger blickt,
Der fern im tiefen Tale auf ihn die Büchſe zückt.

Es blickte Max gen Kufſteins hochtrotzende Felſenwand,
Voll Zuverſicht und Ruhe, ſo kühn und mutentbrannt,
Gleichwie zum Horſt des Geiers der Schütze blickt empor;
Erreicht ihn auch ſein Fuß nicht, erreicht ihn doch ſein Rohr.

Aus hundert Mörſern aufwärts flog donnernd Ball an Ball,
Ohnmächtig, ſpurlos prallen zurück die Kugeln all.
Gleichwie wenn Blütenflocken auf einen Panzer fielen,
Gleichwie wenn Schaumestropfen um einen Felsblock ſpielen.

Da ſah man Pinzenauern hoch auf der feſten Wand,
Ein tüchtig Rutenbündel hielt er in ſeiner Hand.
Wo Maxens Kugeln ſchlugen, da bückt' er ſich hinab
Und fegte die Stellen höhniſch mit ſeinem Beſen ab.

„Ei, ei, du ſpöttiſcher Vogel, ſieh dich nur weislich vor,
Daß dir aus deinem Bündel ein Beil nicht ſpringt empor!"
So rief nun Max, ſein Auge zuckt wie ein Wetterſchlag;
Hohn ſchlägt viel tiefre Wunden, als es ein Schwert vermag.

Den Pechkranz ließ er praſſelnd jetzt auf zur Feſte fliegen,
Umſonſt, unſchädlich blieb er auf breiten Mauern liegen!
Der Pinzenauer kochte dabei ſein Mahl in Ruh.
„Geduld!" rief Max, „ich ſend' euch als Gaſt den Hunger zu."

Drei Wochen schon entschwanden. — Max hielt im Zelte Rast,
Schon lud zu seinem Mahle der Hunger sich als Gast.
Versprach er nicht, zu senden den Gast an Kufsteins Tor?
Man muß ja selbst erst kennen, wen man zum Boten erkor.

Da brüllt es vor den Zelten, — hoho! was soll es sein?
Sieh, Hirt' und Herde ziehen ins Lager drängend ein:
„Hans Pinzenau läßt grüßen und schickt, was er vermag,
Auf daß auch ihr euch einmal macht einen guten Tag."

Da wurde König Maxen die Zeit wohl etwas lang,
Daß pochend schon sein Herzschlag bis durch den Panzer drang,
Da sandt' er gegen Innsbruck hinauf ins Waffenhaus:
„Schickt doch einmal den Weckauf mir und den Purlepaus!"[27])

Der König statt des Zepters faßt nun den Luntenbrand,
Wie führt so gut er beide mit sichrer Meisterhand!
Zu Throne saß kein König, an Macht und Pracht ihm gleich,
Im Schlachtfeld focht kein Kriegsknecht, an Mut und Kraft so reich!

Die Mauern Kufsteins wanken, wo seine Kugel traf,
Der Weckauf, statt zu wecken, singt manchen in den Schlaf,
Der Purlepaus schlug grimmig ins starke Bollwerk drein;
Hurra! die Riesenwände laut donnernd stürzen ein!

Sieh, blank im Samtgewande, mit grünem Friedensreis
Ziehn aus der Burg zwei Knäblein, so zart und blendendweiß,
Wie die zwei ersten Blüten, entkeimt dem Frühlingsblick,
Doch ernst und finster weiset der König sie zurück.

Und wieder, sieh: hernieder wallt aus der Feste Tor
In feierlichem Zuge ein ernster Männerchor,
Ein Heldenbild, ein düstres, der Pinzenau voran,
Umwallt vom schwarzen Barte, in schwarz Gewand getan!

Ha, wie auf Maxens Stirne sich finstre Wolken türmen!
Sein Antlitz glühet furchtbar, wie Abendrot vor Stürmen,
Sein Auge zuckt und flammet, wie Wetterleuchten wild,
Weh dem, nach dessen Haupte des Blitzes Keil nun zielt!

Die ält'sten Krieger bebten, so sahn sie ihn noch nie,
Mit scheu gesenktem Auge und schweigend standen sie.
Sein Wort hallt jetzo dröhnend im bangen Kreise nach,
Wie tief im Forst das Echo von einem Wetterschlag:

„Auf, wetzt das Beil, ihr Henker! Tod sei der Schurken Lohn!
Wie steht das Bußkleid schmählich dem aberwitzigen Hohn!
Wer für sie fleht, ich schwör' es, dem schreibt es meine Faust
Wohl hinters Ohr, daß ewig die Antwort drin ihm saust!"

„Mein Fürst, nicht will ich betteln um meinen nicht'gen Leib,
Längst modern meine Schätze, mein Vater, Kind und Weib.
Mein Kleid und Herz, sie deuten mir beid' ins Grab hinein;
Um eins nur wollt' ich bitten: um einen Becher Wein."

So sprach der Pinzenauer, nicht bebte seine Hand,
Nicht bleichte sich sein Antlitz als er vor Maxen stand,
Gleich einem eh'rnen Kreuzbild auf einem Marmorsarg,
So traurig und so düster, doch auch so fest und stark.

„Auf euer Heil, mein König! O daß Ihr's tief erwägt,
Wieviel es heißt, wenn einer, des Haupt zum Block Ihr legt,
Aus voller Lust des Herzens noch zecht auf Euer Heil!"
Er sprach's und beugte nieder sein Haupt dem roten Beil.

Zehn der Genossen folgten ihm treu in Tod und Leben.
Schon sah man mild Erbarmen des Königs Blick umschweben,
Schon will sein Herz begnad'gen, sein Eid verwehrt ihm's nur,
Und insgeheim verwünscht er den argen, bösen Schwur.

„Halt, halt, mein Fürst!" rief Erich von Braunschweig unverzagt,
„Mag Euer Zorn mich treffen, doch sei dies Wort gewagt!
Hinweg, ihr blutigen Schergen, und wahrt die Beile fromm,
Die rot vom besten Blute, das je durch Adern glomm.

Für Schurkenpack, doch nimmer für Heldenvolk der Schlacht
Ist jenes Beil geschliffen, der Schandblock ausgedacht;
Wenn Tapferkeit und Kühnheit ihr so zu lohnen glaubt,
Mein Fürst, dann beugt zuvörderst dem Block das eigne Haupt!"

Max, treu dem Schwur, gab leise ihm einen Backenstreich,
Drückt ihm die Hand und stürzte ihm an die Brust zugleich:
„Gepriesen sei, mein Erich, dein edles biedres Wort!
Ihr andern aber ziehet in Ruh und Frieden fort!“

Nächst Kufstein steht ein Kirchlein, Ainlessen heißt's noch heut,
Weil's den gerichteten Eilsen zum Grabmal Max geweiht.
Einst, als in Tirol er wieder, erzählt' ein Bauernknab',
Er habe jüngst den König gesehn dort knien am Grab.

Als Max zur Heimat siegreich mit Sang und Klang zog ein,
Stand mit gekrümmtem Rücken vorm Thron ein Dichterlein
Und bracht' in tiefster Ehrfurcht in einem Lorbeerstrauß
Ein zierlich Klinggedichtlein an Weckauf und Purlepaus.

Das Friedensfest.

Zu Köln, da bot der Pfalzgraf Albrechten friedlich die Hand,
Und König Max als Mittler vereint das Friedensband;
Genügen will's nun jedem, was früher ihm zu schlecht,
Burghausen nimmt der Pfalzgraf, den Fürstenhut Albrecht.

Des Abends gab der König ein Lustbankett den Herrn,
Denn er vermählt dem Ernste die heitre Freude gern,
Gleichwie man Trauermale mit Rosen gern umheckt
Und auf den ernsten Altar viel lust'ge Ampeln steckt.

Da gab es Tanz und Lieder und schalkisch Mummenspiel
Und Possen sonder Ende und Jubeln sonder Ziel.
Die zwei versöhnten Fürsten, verschlungen Arm in Arm,
Durchwallten, fröhlich scherzend, den buntbewegten Schwarm.

Hervor nun zu den beiden trat aus dem Mummenzug
Ein flinker Ganymedes, der zwei Pokale trug;
Es war die eine Schale von Golde, rein und klar,
Ein hohler Totenschädel jedoch die andre war:

„Ihr Herrn, mag euch ein Becher vielleicht nach Wunsche sein?
Ein Naß füllt beide Schalen: Wein, klarer süßer Wein!
Nur das Gehäus ist ungleich, doch euer ist die Wahl!“
Da faßten beide Fürsten zugleich den Goldpokal.

„Ei, hätt' ich faſt gewettet, ihr wählt den Schädel euch!
Sonſt iſt's doch eure Art ſo!“ Er ſprach's und verſchwand ſogleich.
Und wollt ihr's nicht verraten, ſei's im Vertraun geſagt:
Kunz war es, der vor Fürſten ſolch kühnes Wort gewagt.

Darauf im Heroldsſchmucke zu ihnen trat ein Mann,
Der König war es ſelber, wohl ſah man's bald ihm an,
Mit einer farb'gen Schärpe ſchmückt er die Fürſten beide,
Drauf ſtand ein Doppeladler und ſolcher Spruch in Seide:

„Nicht iſt mit zweien Häuptern begabt der deutſche Aar,
Auf daß ein Haupt das andre zerfleiſch' und morde gar!
Daß er ſchon fern erſchaue die nahende Gefahr,
Dazu hat Deutſchlands Adler ſein Doppelaugenpaar!“

Der letzte Sieg.

1513.

Der Fürſtenbund.

Zwei Bundesheere lagern bei Terouanne im Feld,
Dorthin hat ihre Zelte Franzoſenhaß geſtellt;
Ha, wie da Englands Banner die Lüfte züngelnd leckt,
Und Deutſchlands Doppeladler die mächt'gen Flügel ſtreckt!

Der Rhein trennt Deutſch' und Franken. Ei, Deutſcher, welch Wunderpferd
Trug kühnen Sprungs hinüber dich und dein Racheſchwert?
Haß war der kühne Springer, das ſchwarze Flügelroß!
Und weiter fliegt nur Liebe, die Taube mit grünem Sproß.

Ein Meer trennt Franken und Briten. Wer hat die Brücke geſpannt,
Drauf Englands eh'rne Heere hinziehn ins Franzenland?
Haß nennt ſich der Brückenmeiſter, der bändigt Strom und Belt,
Und Größres baut nur Liebe, ſeht ihren Dom, die Welt!

Vors Lager hinaus luſtwandelt der Völker Fürſtenpaar,
Heinrich, der junge Brite, und Max, ſchon grau von Haar;
Vor ihren Blicken dehnt ſich, wie'n See, ſo weit und glatt,
Die Ebne von Teroüanne fernhin bis Guinegat'.

Talbot ſchritt neben Heinrich, als hätt' am Himmelszelt
Sich Mars, das blut'ge Sternbild, zum hehren Mond geſellt;
Kunz von der Roſen wallte zur Seite ſeinem Herrn,
Wie mit dem Sonnengotte der heitre Morgenſtern.

Max blickte ringsum ſinnend: da ward ſein Herz ſo weich:
„Wie iſt im Leben alles ſo alt und neu zugleich!
Hier kämpft' ich vor dreißig Jahren, — es war mein erſter Sieg!
Hier führ' ich morgen die Scharen, — wohl wird's mein letzter Sieg!

Seht dort der Feſte Bollwerk, die Warten, Turm und Tor
Und hier die weiten Fluren, noch iſt dies alles wie vor;
Der Luft und Erden Antlitz iſt noch wie's damals war,
Nur größer ward der Kirchhof und bleicher ward mein Haar.

Und doch, wie anders alles! Manch neu Geſchlecht entſtand,
Der Herbſt hat oft gemähet, der Lenz beſät das Land,
Die Luft hat geſtürmt und geſäuſelt, die Sonn' erloſch und ſchien,
Der alte Haß nur ſchreitet noch durchs Gefilde hin!"

Da fiel ins Wort ihm Heinrich: „Vergiß die Liebe nicht!
Sie iſt's, die unſre Arme zu feſtem Bunde flicht;
O laſſe fort ihn dauern in ferne ew'ge Zeit!"
Da drückte Max ans Herz ihn: „Ja, Bruder, in Ewigkeit!"

In feierlichem Schweigen ſtand jetzt das Fürſtenpaar,
Es ſchwieg der ew'ge Äther, ſo tief und blau und klar,
Es ſchwiegen rings die Fluren, ſo eben und ſo weit,
Gleichwie ein ſtummes Echo des Wortes Ewigkeit!

Denkt euch in den Dom, wo leiſe des Hochamts Orgel verhallt
Und feierlich beim Sanktus wie Frühlingsſäuſeln wallt.
Nun nieſt dazwiſchen einer, daß tief der Dom erbebt!
Wohin iſt die Verklärung, die zu den Sternen ſchwebt?

So zuckt jetzt Kunz und blinzelt und zieht die Stirne kraus,
Gern drängt' er's noch zurücke, umsonst, es muß heraus!
Da schüttelt er laut klingend den Schellenhut am Haupt:
„Ihr Herrn, laßt mich doch hören, wie alt ihr mich wohl glaubt!"

„Zu alt, zweibein'ge Torheit, um je zu werden klug,
Und doch zu jeder Stunde zum Hängen alt genug!"
So schnarrte Kunzen grimmig der derbe Talbot an,
Doch freundlicher und milder sprach König Heinrich dann:

„Auf das Geweih dem Hirsche, dem Gaule auf den Zahn,
Dem Menschen schrieb aufs Antlitz Natur sein Alter an;
Kind! schrieb sie auf die Stirne, Mann! auf die Wange dir,
Liegt Wahrheit in der Mitte? Sprich, Freund, wem glaub' ich hier?"

Drauf Kaiser Max mit Lächeln: „Spricht unser Sprichwort wahr,
So soll der Mensch sich ändern nach jedem siebenten Jahr;
Doch du, seit ich dich kenne, bist immer Narr geblieben,
Drum mein' ich stets, du zählest der Jahre noch nicht sieben."

„Ei, wie Ihr schmeichelt! Ich zähle mehr als zweihundert doch!
Die Bünde von Blois und Cambray, die überlebt' ich noch!
Geschlossen ward doch jeder auf volle hundert Jahr'!
Und jetzt macht Ihr mir Hoffnung auf Ewigkeiten gar!"

Guinegate.

Schon stehn die Bundesheere in Schlachtenreihn gestellt,
Und Frankreichs Macht genüber auf Guinegates Feld.
Da schnallt sich Max vom Haupte des blanken Helms Gewicht
Und tritt mit raschem Schritte vor seine Schar und spricht:

„Kennt ihr noch dieses Antlitz, ihr Krieger unbesiegt?
Zwar hat's die Zeit gebleichet, und Sorg' in Furchen gepflügt.
Fragt aber diese Fluren, bekannt ist's ihnen doch!
Fragt jene Männer drüben, bei Gott! sie kennen's noch.

Noch wird vor ihrem Anblick dies Antlitz nimmer blaß,
Noch sieht dies Aug' in ihres mit altem Mut und Haß;
Und wenn der Kranz des Sieges dies greise Haupt belohnt,
Schmückt er das Haupt gleich herrlich, sei's grau nun oder blond.

In der Unsterblichkeit Denkbuch schreibt, Brüder, heut euch ein,
Des Feindes Blut soll Tinte, euer Schwert die Feder sein!
Bleib du, mein Schlachtschwert, heute auch treu und unbesiegt,
Wie du schon oft als Pflugbeil das Feld des Ruhms gepflügt!

Und du, mein treues Kampfroß, du treuer Streitkumpan,
Oft hast du mich getragen auf heller Siegesbahn,
Hab' Dank, und trag' noch einmal, zum letztenmal den Greis
Ans Ziel der blutigen Rennbahn! Schon glänzt und winkt der Preis!"

Und als der deutsche Kaiser sich schwang zu Roß hinan,
Jauchzt rings im Heer Begeist'rung: Heil, Maximilian!
Sieh da, empor am Himmel zieht düstres Wolkengrau,
Umschattend rings die Erde und bergend des Äthers Blau.

„Ha, Brüder, seht, der Himmel gibt selbst das Zeichen euch,
Verteilend zwischen den Kämpfern so Licht als Schatten gleich;
Drum auf! Es frommt der Schatten bei schwülem Kampfesmühn,
Zieht heimwärts einst der Sieger, mag wieder die Sonn' ihm glühn!"

Trompeten schmettern jauchzend, und vorwärts stürmt das Heer,
Die Fahnen flattern drüber wie Möven überm Meer,
Das Reitergeschwader stürmet, eng aneinander geballt,
Und Fußvolk, wohlgeschirmet vom Hellebardenwald.

Ha, wie der Arm des Kaisers herumsaust nimmermatt,
Gleichwie der Tänzer zur Fastnacht des Tanzens nie wird satt!
Wie hoch den Mähnennacken sein Roß empor da wirft!
Wie, gleich des Tigers Zunge, sein Schwert vom Blute schlürft!

Und vorwärts, immer vorwärts strömt unaufhaltsam das Heer,
Die Franzosen spornen die Rosse und schleudern weg die Wehr.
Ei, wehrt ihr Söhne Frankreichs euch doch um euren Balg!
Hat euch das Schwert in die Scheide geleimt vielleicht ein Schalk?

Zuschauend stand Herr Kunze auf einem Hügel fern:
„Einmal im Leben säh' ich doch eine Schlacht so gern!
Drum bin ich hergeklettert; doch ach, Gott sei's geklagt,
Denn seh' ich recht, ist's wahrlich nur eine Hasenjagd!"

Die Mörser donnern seltner, es schweigt der Waffen Klang,
Anstatt des Schlachtrufs jubelt der Hörner Siegessang,
Staubnebel hüllt den Franzmann und seine Schande ein,
Und jauchzend ruft der Deutsche: Glückauf, der Sieg ist mein!

Das war der Tag, wo Deutscher und Brite die Hand sich bot
Und Frankreichs stolzen Nacken trat in den blutigen Kot!
Die Schlacht doch heißt die Spornschlacht noch bis zum heut'gen Tag,
Weil, statt des Schwerts, der Franzmann da nur der Sporen pflag.

Als Max sich schwang vom Sattel, stürzt tot dahin sein Pferd,
Und als er's fügt zur Scheide, zerbirst sein altes Schwert,
Als sprächen beide mahnend: Das war dein letzter Sieg!
Und auch das Herz rief ahnend: Das war dein letzter Sieg!

Da lächelt Max in Wehmut: „Die treue Pflugschar brach,
Der Ackergaul verröchelt, des Pflügers Arm ist schwach;
Den Acker blutigen Ruhmes pflüg' ich wohl nimmermehr,
Sei nur am ewigen Lenztag mein Feld nicht saatenleer!"

Als heim die Scharen ziehen mit Sang und Siegeslust,
Sinkt Maxens Haupt, tief sinnend, sanft nieder auf die Brust.
Da bricht aus Wolken wieder der Sonne Strahlenglanz,
In seinen grauen Locken nickt still der grüne Kranz.

Die Wallfahrt.

Nicht fern von Terouanne hebt sich ein stattlich Schloß,
Da saß nun Max beim Mahle, mit ihm manch treuer Genoß,
Von Dendermond' der Abbas, des Kaisers alter Freund,
Und Hofmann, Narr und Krieger saß da gar froh vereint.

Die waren just gekommen vom heitren Jagen heim,
Da ward erzählt manch Weidstück, da klang manch Weidmannsreim,
Mit luft'gen Jägerschwänken ward reich das Mahl gespickt,
Auf längst verdautes Wildbret aufs neu' der Spieß gezückt.

Horch! horch! da tönt ein Liedlein vom Grund des Talessteigs,
Wie Wallfahrtspilger pflegen zu singen unterwegs,

Dazwiſchen klingt ein Glöckchen zum Schloſſe ſanft herauf,
Daß Max von ſeinem Sitze fuhr leiſe horchend auf.

Da ſtieß Herr Kunze ängſtlich am Arm den Nebenmann:
„Stoßt ſchnell, um Gottes willen, die Gläſer zum Vivat an,
Damit es übertäube dies Teufelspſalmodein,
Denn hört Herr Max ſolch Glöcklein, gleich treibt's ihn hinterdrein."

Da klangen die Becher zuſammen ſo hell und grell mit Macht:
„Hoch lebe der tapfere Sieger in Guinegates Schlacht!"
Den drohenden Finger lächelnd hebt Max gen Kunz empor,
Sein Antlitz ſtill verneigend dankt er dem Jubelchor:

„Ihr ehrt den Sieg im Sieger, jedoch vergeßt drob nicht
Des Starken, der ihn ſpendet und für uns Schwache ficht:
Seht, Pilger ziehn fromm ſingend dort gegen Sankt Alban,
Drum meint' ich, Freund' und Brüder, wir ſchließen dem Zug uns an."

Da ſprach Kunz von der Roſen: „Verzeiht, ich kann kaum gehn!
Als ich von jenem Hügel der Schlacht jüngſt zugeſehn,
Hab' ich vom langen Stehen das rechte Bein verſtaucht,
Auch hat der Dampf des Pulvers mein Aug' faſt blind geraucht."

Stallmeiſter Emershofen hob nun halb grämlich an:
„Erlaubt nur, daß ich früher die Pferde ſatteln kann;
Denn wenn zu Fuß wir gehen in Jägerſtiefeln und Sporn,
Verwickeln wir uns ſchmählich in Buſchwerk, Gras und Dorn."

Aus ſeiner rechten Taſche zog drauf der Abt ein Buch:
„Die Wallfahrt widerrat' ich! Leſt hier den weiſen Spruch;
Da heißt's: post prandium pausa: nach Mittag ſollſt du ruhn,
Nec sta, nec mea sine causa: und höchſtens ein Schläfchen tun."

„Ihr Herren," ſprach der Kaiſer,„ ei, laßt doch euren Schwank!
Hat man denn je vernommen, daß wer vom Beten krank?
Wer trabte je zu Roſſe ins Gotteshaus hinein?
Dir, Kunz, frommt juſt die Wallfahrt, da heilt vielleicht dein Bein."

Entblößten Hauptes wallte Max aus des Schloſſes Tor,
Mit herbverzognen Mienen folgt der Genoſſen Chor

Und schließt den flatternden Fahnen der Prozession sich an
Und wandelt psalmodierend zum Dörfchen Sankt Alban.

Manch schönes Goldstück hatte dem Pfarrherrn Max verehrt,
Als aus der Kirche wieder er vom Gebet gekehrt,
Der Alte lallte dankend: „Bei Gott, nie ward gesehn
Solch hohes Fest, solange Sankt Albans Mauern stehn."

Schon glomm am Abendhimmel der Mond mit bleichem Strahl,
Da ging es in die Schenke zum würzigen Abendmahl,
Da drehte sich manch Pärchen im bunten Wirbelreihn
Bei Dudelsack und Fiedel, bei Zither und Schalmein.

Was gab's da schöne Mädchen, hei, hei, und dreimal hei!
Wie flogen da die Schürzen, wie guckten die Bursche dabei!
Trotz seiner Sporen tanzte der Emershof, daß es stob,
Ha, wie sein Arm der Dirnen geschlanke Hüften umwob!

Trotz lahmen Beinen poltert Kunz mit dem Fuß den Takt,
Trotz böser Augen schielt er nach mancher hübschen Magd
Und trinkt Bescheid dem Abbas: „Hui! Pater, trinkt doch aus!"
Der aber brummt sein Sprüchlein und schreitet aus dem Haus:

„Hm, hm, post coenam stabis: des Abends sollst du stehn,
Aut mille passus meabis: wohl auch dich sonnen gehn."
Aus seiner linken Tasche zieht er den Rosenkranz
Und wackelt auf und nieder im fahlen Mondenglanz.

Max aber lehnt dort sinnend in einer Eck' allein,
Ins lustige Leben und Treiben sieht lächelnd er hinein
Und denkt in stiller Sehnsucht zurück, gar weit und fern,
Am klaren Jugendhimmel steht hell sein Liebesstern.

Max in Augsburg.

1518.

Einzug.

Es hat das Herz des Menschen ganz eigne Länderkarten!
Die Stelle, wo ihm Liebes begegnet auf seinen Fahrten,
Bezeichnet ihm schon ferne ein heitrer, heller Stern,
Wie ihn gesehn die Weisen einst ob der Krippe des Herrn.

Wie bist du, Stern, so funkelnd ob Augsburg mir zu schaun,
Wie Treu' im Blick der Männer, wie Huld im Aug' der Fraun,
Wehmütig Leuchten sendend den Tagen, die verglommen,
Ein süß Verheißen streuend auf Tage, die noch kommen!

Max sprach's zum Kreis der Treuen, die mit ihm fröhlich ritten,
Das Lechfeld lag vor ihnen, die liebe Stadt inmitten.
„Was blinkt dort durchs Gehölze, als ob's ein Lager wäre?
Wohl gar der Ägypterherzog mit seinem Zigeunerheere?"

Herr Kunze darauf erwidert: „Wenn recht mein Auge sah,
Wohl lagert Herzog Amors Zigeunervölklein da;
Doch scheint's nicht fest im Wandern, die Füßchen sind schon wund,
Was Wunder? Fahrende Fräulein ja lagern dort im Grund!

O seht das seltne Lager! Die Lanzen sind Nadelspitzen,
Als Schilder, gehängt an Bäume, rings Spiegel und Spiegelchen blitzen,
Viel Pfeile in braunen, blauen und schwarzen Köchern der Augen,
Als grob und leicht Geschütze die Zungen und Züngelchen taugen!

Und hat das Herz des Menschen ganz eigne Länderkarten,
Mußt' ihnen zum Kometen dein heller Stern entarten
Als des Profossen Rute, im Zorn ob Augsburg lohend,
Unsüßen Abschieds mahnend und böse Rückkehr drohend!"

Da faßt der Fräulein eines des Kaisers Zügel leise:
„Gestatt' in deinem Schutze, Herr, uns die Heimatreise,
Heim führe die Töchter wieder dem weisen Magistrat,
Die Schwestern seinen Söhnen, die Kinder der Vaterstadt!"

Da klammerten sich die Mägdlein an Bügel ihm und Zaum,
An Mähn' und Schweif des Rosses und an des Mantels Saum.
Der Kaiser läßt's geschehen, er denkt nur still bei sich:
Euch wird mein Purpur schützen, mein graues Haar schützt mich!

So ritt der Zug von dannen. Herr Kunz ritt hinterdrein
Und trieb ein buntes Denken, zu laut fast mocht es sein:
„O Max, du seltner Jäger! Sieh, was sich für Vöglein fingen,
Dir, lustig zappelnd und flatternd, in Garn und Roßhaarschlingen!

O Max, du seltner Gärtner! Schmückst du zum Rosenturnei
Des Zelters Schweif und Mähnen mit Blumen bunterlei?
O Max, du seltner Kaiser! Welch Prachtgewand ist dein!
Das wird ein Balgen der Pagen nur um die Schleppe sein!"

Am Tor stehn Volk und Ratsherrn. Seltsam Gefühl beflog
Sie all', nun mit den Mägdlein einher der Kaiser zog:
Es wallt um sie, wie schirmend, sein Mantel faltig, weit,
Wie all' uns hält verschlungen die Allbarmherzigkeit.

Max und Dürer.*)

Fürst, Troßbub, Ritter, Gauner durchwimmeln Augsburgs Gassen,
Im Saal die Ratsherrn zankend und zankend Volk auf den Straßen,
Hier doppelt volle Schenken, doch Armut rings im Land!
Wie mögt ihr solches heißen? Reichstag war's deutsch genannt.

Max sah vom Fenster düster aufs tolle Gewühl im Frein,
Da trat in schlichtem Wamse ein Mann gar schüchtern ein;
„Gott grüß' dich, Meister Dürer!" rief Max so freudig schnell,
„Wie kommt die Kunst zum Reichstag, nach Babel mein Apelles?"

„Nur eine Gnade wollt' ich, o Herr, von Euch erflehn,"
Erwidert darauf der Meister, „laßt freundlich es geschehn!
Ach, gerne malt' ich einmal noch Euer Konterfei;
Hell strahlend wie sein Urbild, doch auch so wahr und treu."

Der Kaiser faßt wehmütig des Künstlers Hand und spricht:
„Bei mir will's Abend werden; drum, eh' die Nacht anbricht,
Willst du die Landschaft zeichnen, vom Spätlicht karg verklärt!
Gelt, Freund, so magst du meinen? Wohlan, gern sei's gewährt."

Der Maler nimmt den Pinsel, Leinwand und Farbenschrein:
„Noch bitt' ich eins, mein Kaiser, seht nicht so finster drein."
Starr auf die graue Leinwand ist Maxens Blick gebannt:
„Ich denk' an Staub und Asche, auch grau wie diese Wand."

Der Maler zeichnet weiter, Mund, Wange, Nas' und Blick,
Der Kaiser sinkt vor Lachen jetzt in den Stuhl zurück:
„Ho, ho, da droht sie wieder, als ob sie der Spiegel wies,
Die ungeheure Nase, die sich so oft schon stieß!"

Und Farb' auf Farb' entlodert, wie Frühlingsblütenglanz,
Und Leben, Frühlingsleben, durchschwillt den Farbenkranz,
Aufblüht die Farb', umkosend als Lächeln hier den Mund,
Als Ernst gar finster thronend dort auf dem Stirnenrund.

„Seht da den ganzen Menschen, dies alte treue Haus,
Schmerz sieht zum einen Fenster wehmüt'gen Blicks heraus,
Die Freude steht am andern und nickt und lächelt mild,
Nur hängt an diesem Hause die Kron' als Aushängschild!

Leb' wohl nun, Bruder Albrecht! Ja, Bruder nenn' ich dich,
Ein König heiß' ich, König bist du so gut als ich;
Ein Stückchen Gold mein Zepter, mein Reich ein Stück grün Land,
Dein Zepter Stift und Kohle, dein Reich die Leinewand.

Die Heere bunter Farben sind Untertanen dir,
Wohl treuer dir ergeben, traun, als die meinen mir!
Und Leben ist das Endziel, dem unsre Kraft geweiht,
Und beider Müh' und Arbeit gilt der Unsterblichkeit.

Und doch, ist's einst gelungen, und glauben wir's vollbracht,
Wonach wir treu gerungen tags über und bei Nacht,
Kommt, unser Werk besehend, manch nüchterner Gesell
Und meint: das Bild sei leidlich, der Thron steh' schief zur Stell'.

Behüt' dich Gott, mein Albrecht! Kehrst du nach Nürnberg heim,
So grüß' mir den Hans Sachse, den Mann mit Pfriem' und Reim;
Macht er ein Liedlein wieder, so sei's ein Leichenlied,
Bald hört er, daß ein König, der lieb euch war, verschied."

So sprach der Fürst. Ins Auge schaut er dem schlichten Mann
Und sieht ihn milden Blickes wohl lang und schweigend an,
Blickt dann aufs eigne Bildnis, geschmückt mit Kron' und Gold
Und lächelt still, wie einer, der lieber weinen wollt'.

Abschied.

Max wollt' aus Augsburg reiten. Doch ist's bestellt nicht gut,
Wenn auf die Fahrt dem Reiter Sporenstiefel fehlt und Hut,
Die stahlen ihm Augsburgs Frauen, daß er noch bleiben sollt';
Er löst mit einem Tänzlein sie aus dem Gefängnis hold.

Max ritt aus Augsburgs Toren. Doch ist's bestellt unlieb,
Wenn aus der Stadt du ritteſt, dein Herz doch drinnen blieb!
So zog er traurig die Straße durchs weite Lechfeld fort
Bis zu der grauen Säule, Rennſäule heißt ſie dort.

Da hielt er an die Zügel und wandte raſch ſein Pferd,
Zur Stadt noch einmal blickend, die ihm vor allen wert:
„Mein treues, ſchönes Augsburg, da liegſt du im Morgenlicht!
Die Trauer meiner Seele ahnſt du, die Heitre, nicht.

Du ahnſt nicht, daß ich ſegnend zu dir noch niederblicke,
Und kannſt ihn nicht erwidern, den Gruß, den ich dir ſchicke,
Gleichwie das Kind im Schlummer wohl nimmermehr es ahnt,
Daß erſt an ſeinem Bette der Vater ſegnend ſtand."

Und feierlich dann ſchlug er dreimal das Kreuz vor ſich:
„Lebwohl und Gottes Segen, mein Augsburg, über dich!
Er lohne deine Liebe und deinen treuen Sinn!
Er ſchütze deine Mauern und all die Frommen drin!

Wir ſehn uns nimmer wieder, ſo leb' denn ewig wohl!
Viel Treue harren meiner im ſchönen Land Tirol!
Drum traure nicht, mein Auge, erhell' dich, Angeſicht:
Von Freunden gehn zu Freunden iſt, traun, ſo übel nicht!

So möcht' ich einſt auch wandeln ins ſtille Geiſterreich
Und, heitern Mutes ſcheidend, ihr Vielgeliebten, von euch,
Zum Kreis der Lieben wallen, der dort, mein harrend, ſpricht:
Von Freunden gehn zu Freunden iſt ja ſo übel nicht!"

Der Fürſt.

Übergang.

Auf eines Berges Rücken hoch ſteht ein Zederbaum,
Kein zweiter zeigt den Blicken weitum ſich in dem Raum,
Es ſchaut fern in die Lande des Rieſen Kraftgeſtalt,
Sein Stamm: ein Berg am Berge, ſein Laub: ein ganzer Wald.

Tief in den Äther greift er mit grünen Armen empor,
Als wagt' er's anzupochen kühn an des Himmels Tor;
Als Schleier nimmt er Wolken, die er im Flug geraubt,
Und setzt die goldne Sonne als Krone sich aufs Haupt.

Das Frührot, seinen Diener, sieht man zuerst ihm nahn,
Um mit dem Purpurmantel den Leib ihn zu umfahn;
Und erst, wenn's mild beim Scheiden den letzten Gruß ihm bot,
Des Purpurs ihn zu entkleiden beginnt das Abendrot.

So stehst auf deinem Berge, du stolzer Zederbaum,
Gewaltig, herrlich, aber — allein im weiten Raum!
So, Fürst, aufragst im Leben du kronumglänzter Mann!
So standst auch du im Leben, Held Maximilian!

Horch, majestätisch rauschen der Zeder Zweig' empor,
So hehr ist's zu belauschen, wie ernster Geisterchor,
Wie eines Jahrhunderts Kunde so mächtig rauscht's weitum,
Daß feierlich in der Runde jed andres Lied nun stumm.

So möge nun auch schweigen, o Max, mein Lied davon,
Wie du dein Volk gelenket von deinem Kaiserthron.
Denn wer auch wollte lauschen dem schüchternen Gedicht,
Wenn eines ganzen Volkes Gejubel jauchzend spricht?

Die Saiten mögen verschweigen manch hohe Herrschertat,
Wie sich die Völker neigen vor dir im Völkerrat,
Wie herrlich stolz du glänzteſt in der Juwelenkron',
Und wie doch stille Demut das schönste Juwel davon;

Und wie auch **dein** Haupt nimmer verschont des Sturms Geschoß
Und doch kein Blättlein krümmte vom Kranz, der es umschloß;
Denn oft mag mehr es wiegen, erworbne Lorbeern wahren,
Als zu den alten Siegen noch neue Kränze paaren.

Nicht bat'st du um die Krone zu Rom nach altem Brauch,
— Ha, sollte Zedern stützen der Pfaffenkäppleinstrauch? —
Du hast, den Blick nach oben, sie selbst aufs Haupt gepreßt,
Der Himmel sprach den Segen, und sie stand schön und fest.

Doch, Bischof Roms! fest halte die eigne Tiar' am Haupt,
Denn sieh, schon tost der Windstoß, der sie gar leicht dir raubt,
Im Staub wird er sie rollen, nicht fern ist mehr die Zeit,
Und dem verlornen Hütlein nach läuft die Heiligkeit.

O Max, dir hieß nicht Ketzer der Mann aus Sachsenland,
Der derbe Ritter der Wahrheit, der Held im Mönchsgewand,
Der kühn aus Romas Frone befreit der Christen Heer!
Der Tod ist Papst uns allen, unfehlbar ist nur der!

Die stolze Lilie Frankreichs hat sich vor dir gebückt,
Den Schuh hat dir als Schnalle des Barbaren Mond geschmückt,
Und wie ein Leu der Wüste im Schatten der Zeder liegt,
So hat sich dir zu Füßen Sankt Markus' Leu geschmiegt.

Der Herrscher Schläfen kränzte nun wieder des Friedens Band!
Das Demantschwert erglänzte dem Recht in mächt'ger Hand,
Der Kunst erhobst du wieder den halbverfallnen Altar,
Und um den Lorbeer schlangst du den Ölzweig dir ins Haar.

Dies alles muß verschweigen wohl meines Liedes Ton,
Denn horch, es tönt gewaltig ein andres Lied davon!
Du singst dies Lied, dies hohe, dies Lied der Ewigkeit,
Auf deiner Riesenharfe, Gigantenmutter Zeit!

Als Schrauben dieser Leier nahmst Demantkronen du,
Wohl tausend Königssärge, die gaben das Holz dazu,
Dran hast du Zepter an Zepter als goldne Saiten gespannt,
Und Purpurmäntel flattern daran als Lautenband.

So singt die Zeit der Leier manch uralt ewigen Sang,
Der leiseste der Töne Lawinendonnerklang!
Clio sitzt ihr zu Füßen, und schreibt, was jene singt,
Und eins der schönsten Lieder ist, Max, das von dir erklingt.

Dir königliche Zeder, nah' ich mit stillem Gruß
Und lege meine Harfe an deines Stammes Fuß;
Da soll sie ruhn und schweigen, ein toter Liederschwan,
Von deinen grünen Zweigen umrauschet und umfahn.

Doch wenn der Blitz einst wetternd in deine Wipfel fährt,
Und, deinen Stamm zerschmetternd, dein Haupt zur Erde kehrt,
Dann auch beginnt's zu dröhnen durch alle Saiten bang,
Der Harfe letztes Tönen singt deinen Grabgesang.

Heimkehr.

Todesahnung.

Hoch über Innsbrucks Talgrund, auf einem Felsenstück
Saß Kaiser Max ganz einsam, mit still gesenktem Blick,
Die Armbrust an der Seite, im grünen Jagdgewand,
Und auf dem leichten Hütlein Gemsbart und grünes Band.

Horch, alter, wackrer Schütze, und hört es nicht dein Ohr?
Der Jagdgenossen Rufen, des Trosses Jubelchor!
Auf, auf! und siehst du's nimmer, wie dort der Gemsbock springt,
Daß von den Eisenklauen der harte Felsen klingt!

Wie regungslos und ruhig der greise Jäger sitzt!
Die grauumlockte Stirne sanft auf die Hand gestützt,
Das Auge bald hinunter starr auf die Stadt gebannt,
Bald wieder fernhin schweifend durchs weite Tirolerland.

Die Gemsen kommen näher und weiden rund um ihn,
Bald lagern sie als Herde sich rings im weichen Grün
Und sehn mit schwarzen Äuglein ihn traut und furchtlos an:
Du tust uns wohl kein Leides, du alter, kranker Mann!

Max pflückt von seinem Hute Gemsbart und Seidenband
Und läßt die schmucke Armbrust entsinken seiner Hand:
„Leb' wohl, du luft'ge Zierat, verweh' nun durch die Luft!
Leb' wohl, du treue Büchse, ruh' in des Tales Gruft!

Du Wonne meiner Jugend, kühnkräft'ge Weidmannslust,
Auch du kannst mir jetzt nimmer erfreun die welke Brust;
Denn ach, ich fühl's, ich selber bin ein gehetztes Wild,
Der Tod, der grimme Scharfschütz, des zielend Rohr mir gilt.

Und als der Kaiser wieder heim in die Hofburg kam,
Da streckt' er auf das Samtbett die Glieder, müd' und lahm:
„Heda, Freund Kellermeister, und schenkt mir hurtig ein
Dort den kristallnen Becher mit bestem Rheinfallwein."

Max nippt am vollen Kelchglas mit herbverzognem Mund:
„Hinweg dies saure Tränklein! Den Gaumen beizt mir's wund!
Am Blocksberg scheint's gewachsen, doch nicht am lauen Rhein;
Füllt mir den zweiten Becher mit allerbestem Wein."

Max nippt am zweiten Becher und wirft ihn zornerglüht
Zu Boden, daß er splitternd rings goldne Tropfen sprüht:
„Ha, leb' ich euch zu lange, wollt ihr mich todeskrank
Und schnell mein Blut vergiften mit solchem Höllentrank?"

Schon blinkt der dritte Becher voll Weines hell und klar,
Daß jedem Zecherherzen schon Lust der Anblick war,
Wie hell in duftigen Perlen der Born im Glase schwoll
Und leuchtend durchs Kristallhaus gleich flüssigem Golde quoll.

Der Kaiser faßt das Kelchglas und nippt zum drittenmal
Und stellt gleich vor sich nieder verdrießlich den Pokal:
„Der Trank ist herb und schneidend wie bittres Schierlingskraut,
Als hätt' aus giftigem Unkraut ihn Satan selbst gebraut."

„Beim Himmel!" rief kopfschüttelnd der Kellermeister drauf,
„Kein edleres Gewächse sproßt' je am Rheinstrand auf;
Seht nur den Wein, wie duftig! Wie hell er blinkt und blitzt!
Der ist vom besten Fasse, darauf die Katze sitzt."

Max aber murmelt leise: „Der Mann hat wahrlich recht,
Der Wein ist gut und edel, der Trinker nur ist schlecht!
Kein Trank mehr will mir munden, kein Brot behagt mir gut,
Mir frommt nur eine Nahrung, nur Christi Leib und Blut."

Und sinnend schritt der Kaiser nun aus der Burg hinaus;
Nicht ferne läßt er bauen ein prächtiges neues Haus,
Nun will er sich's besehen, ob schon das Werk gedeih',
Wie weit vom wackern Meister der Bau gefördert sei.

Und ringsum wallt er prüfend und ruft dann scheltend aus:
„Ihr Männer, ei was baut ihr da für ein Schneckenhaus!
Die Säulenschar wie winzig! wie enge Hall' und Saal,
Und dunkel wie ein Kerker, gemieden vom Tagesstrahl!"

Der Meister zog das Käppchen: „Erhabner Herr, verzeiht,
Kein schöner Haus, Gott straf mich, steht in der Christenheit!
Die Säulen hoch wie Zedern, der Saal hell wie der Tag,
Die Wölbung fest wie Felsen und leicht wie Laubendach."

Da lispelt still der Kaiser: „Der Mann hat wahrlich recht,
Es ziemt ein winzig Häuschen dem winzigen Geschlecht;
Den Bau doch eurer Hände kann ich mit Lust nicht schaun,
Drum eine bessre Wohnung will ich mir selber baun."

Drauf winkt er einen Schreiner ganz insgeheim zu sich:
„Auf, Meister, auf, und zimmert flink einen Sarg für mich,
Schließt wohl in eine Truhe den Eichensarg dann ein,
Und bringt zur Burg mir heimlich den fertigen Totenschrein."

Den Sarg stellt Max zum Bette, wenn Schlaf sein Aug' beschlich,
Und mußt' er auf die Reise, den Sarg nahm er mit sich;
Oft lispeln leise fragend die Höflinge sich zu,
Was wohl für Schätze berge die seltne Eisentruh'.

Einst saß im Abenddunkel Max vor dem Sarg allein
Und sprach mit dumpfer Stimme ins dunkle Haus hinein:
„Ei, vielgereister Ritter, die Herberg' winkt dir schon,
Ei, thronenreicher Kaiser, sieh hier den letzten Thron!

In dich, du Haus des Todes, begraben und versenkt
Sei'n all die eitlen Flitter, die mir die Welt geschenkt!"
Was rings an edlen Schätzen manch schmucker Schrein verbarg,
Faßt er nun bitter lächelnd und senkt es in den Sarg.

Den reichen Purpurmantel und Kron' und Edelstein,
Und goldne Kett' und Zepter versenkt er tief hinein;
Da flog von rückwärts plötzlich ein Schellenhut dazu,
Der schwere Eisendeckel fiel donnernd auf die Truh'.

Aufsprang ergrimmt der Kaiser und wandte sich zurück,
Da stand Kunz von der Rosen vor ihm mit flehndem Blick,
Doch Max stand flammenäugig und rief in Zorneshast:
„Fort! hebe dich von hinnen, langweil'ger, blöder Gast!“

O armer, treuer Kunze, wie brach dir jetzt das Herz,
Wie schnitt dir durch die Seele der größte, herbste Schmerz!
Ach, wie dein altes Auge von bittren Tränen quillt,
Und wie dem grauen Burschen die Brust von Seufzern schwillt!

Der Kaiser sieht ihn weinen, er sieht's mit innrer Qual,
Durch seine Seele leuchtet der Reue milder Strahl,
Sein jähes Wort verwünscht er und rief's nun gern zurück
Und stürzt an Kunzens Busen mit feuchtem Wehmutblick:

„Vergib! Jetzt fühl' ich's doppelt, bald mach' ich ew'ge Rast!
Denn alles, was mit Freude, mit Lieb' ich sonst umfaßt,
Ein Weltmeer voller Trümmer liegt's jetzt mir ausgespannt,
Selbst deiner Treue Anker schien morsch in meiner Hand.

Der Baum, der nicht den Boden, der ihn gebar, mehr liebt,
Die Erde, die ihm Nahrung, der Tau, der Trank ihm gibt,
Die Lüfte, die des Mittags ihm sanfte Kühlung wehn,
Ein solcher Baum, beim Himmel! kann nimmer lange stehn.“

Da schlich der Mond ins Zimmer und sah, wie Hand in Hand
Mit Kunz, dem Vielgetreuen, der alte Kaiser stand,
Und sah zwei edle Häupter, ergraut allbeide schon,
Vom Schellenhut das eine, das andre von der Kron'.

Abfahrt von Innsbruck.

Am Innstrand harrt ein Schifflein beim ersten Frührotschein,
Da stieg, verhüllt im Mantel, der kranke Kaiser ein,
Die treue Eichentruhe lehnt düster neben ihm,
Fort schießt im raschen Strome das Schiff mit Ungestüm.

Am Strande murmelt fragend nun Innsbrucks Volk im Kreis:
Wohin so schnell und eilig, du düstrer Kaisergreis?
Da schien von Maxens Lippen das Wort zurückzuwehn:
Lebt wohl, lebt wohl! Nach Östreich will ich nun sterben gehn!

Es lehnt am Eichensarge sein Haupt, von Sorgen schwer,
Zum Himmel blickt er düster und düster ringsumher:
„Du schönes Land, dich liebt' ich so treu und inniglich,
O wüßt' ich nur, ob glücklich mein Volk auch sei durch mich!"

Die Flut umrauscht das Schifflein, und schnell vor Maxens Blick
Fliehn Täler, Berg' und Flächen, Gehöft' und Stadt zurück;
Wohin er blickt, sprießt Leben und Segen, Kraft und Fleiß,
Wohin er horcht, klingt Freude und Jubelsang und Preis.

Auf Wiesen klirrt die Sense, in Wäldern knallt das Rohr,
Gewaltige Hämmer stampfen durchs Tal im Donnerchor,
Und aus dem Schlund der Schlöte qualmt's riesig, dicht und grau,
Da schien auf schwarzen Säulen zu ruhn des Himmels Bau.

Und weiterhin dann Felder, die dicht voll Saaten stehn,
Und Herden, die fröhlich blökend auf grünen Alpen gehn,
Und Mühlen klappernd im Tale, von Fluten rasch getrieben,
Die, sprühend, an den Rädern als Sternenregen zerstieben.

Und rings auf allen Straßen lebendiges, heitres Drängen!
Da stäubt's von flinken Reitern, die rasch zum Ziele sprengen,
Da knarrt des Fuhrmanns Achse, von Fracht des Segens schwer,
Und Wandrer wallen singend die sichre Bahn einher.

Mit lustigem Ruderschlage, mit flatternden Wimpeln ziehn
Im Strom viel rüstige Schiffe, wohl kreuzend her und hin,
Von Schätzen voll und Waren, reich bis zum tiefsten Raum;
Doch Maxens Schiffer grüßen, nun stolz, die Brüder kaum.

Sieh dort vor dem Gehöfte, in frischer Trift gelegen,
Spricht heitern Blicks ein Landmann just über sein Kind den Segen
Und lehrt's, in Drang und Nöten sein Herz zu Gott zu wenden
Und beten für gute Fürsten mit aufgehobnen Händen.

Und Städte stehn am Ufer mit Mauern, schmuck und weiß,
Glück wandelt durch die Straßen, in Häusern rauscht der Fleiß,
Manch blühend, nickend Antlitz grüßt aus den Fenstern hervor,
Und läutende Glocken tönen wie Dank an Maxens Ohr.

Noch lehnt am Eichensarge sein Haupt, von Alter schwer,
Doch selig blickt er aufwärts und selig ringsumher;
Wohl tief hat er verstanden der Antwort stummen Ruf
Und fragt nicht mehr, ob glücklich sein treues Volk er schuf?

Das Vermächtnis.

1519.

Wie's durch der Hofburg Gänge zu Wels geschäftig wallt
Von Kriegern und von Rittern und Edlen mannigfalt,
In Wappenschmuck und Goldwams, in Seidenrock und Stahl,
All' auf den Zehen schleichend zum hohen Fürstensaal!

Da liegt im Krankenlager der Kaiser hingebeugt,
Zum welken, zitternden Arme sein greises Haupt geneigt,
Vom Auge karg beleuchtet das bleiche Angesicht,
Wie Trümmer eines Altars im fahlen Mondenlicht.

Gleichwie in Fürstengrüften Standbilder still und stumm,
So steht an Maxens Lager der Edlen Kreis ringsum;
Auch Kunz bei solcher Trauer? Die lustige Rose da?
Im Herzkelch froher Rosen lauscht manche Träne ja![29])

Da stand der kühne Freundsberg, vom Schlachtenrauch gebräunt,
Da stand, die Stirne furchend, Pfinzing, der Weisheit Freund,
Auch Karl, des Kaisers Enkel, stand schön und blühend da,
Sein finstrer Blick schon jetzo stets nur zu Boden sah.

Da stand der Dietrichsteiner[30]), das Herz von Trauer schwer,
Den Max aus voller Seele geliebt wie keinen mehr,
Des Geist, gleich Zwillingssternen, gewallt mit Maxens Geist,
Des Herz, ein heiliger Tempel, nur Maxens Bildnis weist.

Der Kaiser, warm und innig, faßt nun des Freundes Hand:
„Was lass' ich deiner Treue als meiner Treue Pfand?"
„O Herr," so klingt die Antwort, „rief einst der Tod mich ab,
Sei mir zu Euren Füßen vergönnt ein einsam Grab!"

Aufrichtet sich der Kaiser und lächelt mild und nickt
Und fühlt von Kraft noch einmal sein innerst' Mark erquickt,
Noch einmal flammt sein Auge in alter Glut empor,
Und kräftig aus dem Busen tönt nun sein Wort hervor:

„Fried' ist's in allen Landen, dem Ew'gen Dank und Preis!
Es sehnt sich nach dem Frieden nun auch der müde Greis;
Bald werd' ich trunknen Auges vor seiner Wohnung stehn
Und durch kristallne Pforten zu Licht und Frieden gehn.

Nicht Zepterglanz noch Purpur, nicht eitle Kronenzier,
Nicht stolzer Wappenflitter prang' auf dem Sarge mir;
Ein weißes Kreuz, ganz einfach, auf schwarzem Grund allein,
Das ist der Menschheit Wappen, das soll mein Sargschmuck sein!

Nach Neustadt führt die Leiche dann still im Trauerwagen,
Den frommen Bürgern sollt ihr mein letztes Grußwort sagen;
Dort stand einst meine Wiege, dort soll mein Sarg auch stehn,
Im Schoß der Mutter ruht ja das tote Kind so schön!

In Neustadts Burgkapelle, hart unterm Altarstein,
Soll dann, bestreut mit Asche, versenkt mein Leichnam sein,
Daß grad' ob meinem Herzen die Priester opfernd stehn,
Und meines Volks Gebete noch meinen Sarg umwehn.

Des Schicksals Drang und Sehnsucht trieb mich von Süd zu Nord,
Gen Osten und gen Westen durch alle Lande fort,
Jetzt kehr' ich fröhlich wieder zur heimatlichen Flur,
All meine Fahrten waren ein weiter Umweg nur! —

Du aber, Karl, mein Enkel, o trete näher mir,
Horch, aus dem Mund des Todes spricht Wahrheit nun zu dir;
Denn weh der argen Lippe, die im Erblassen lügt,
Und weh dem schnöden Antlitz, das noch erlöschend trügt!

Des Bluts, der Liebe Bande zerriß der Tod mir schon,
Dir, Nächstem meines Stammes, leg' ich aufs Haupt die Kron';
O denke, daß du wieder dem Tod sie überbringst,
Wie du sie aus den Händen des Todes nun empfingst.

Wohl mancher hat's vergessen, vom tollen Wahn erfaßt,
Weh ihm! auf wundem Schädel drückt's ihn wie Zentnerlast!
Wohl meint der Tor, ihn presse die plumpe Wucht der Kron',
Doch schwereres Gewicht ist's: der Menschheit Fluch und Hohn!

Leicht trug ich meine Krone, sie ließ kein Wundmal mir,
Und wär's auch, sie bedeckt es mit grüner Lorbeerzier;
Denn Kraft und Recht und Glaube war Losung meiner Zeit,
Mein Schwert und Herz, die standen als Kämpfer treu im Streit.

Dich rufen andre Kämpfe, die Schwerter rosten ein,
Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein;
Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,
Da bebt auf altem Thronsitz der Mönche Fürst zu Rom.

Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland dann empor,
Da wacht mit Lichteswaffen der heiligen Streiter Chor,
An seinen Pforten möge der Spruch des Weisen stehn:
Ist's Gottes Werk, wird's bleiben, wo nicht, selbst untergehn!

Am Altar weht ein Flämmchen, die Flamme wächst zur Glut,
Zur riesigen Feuersäule, rotlodernd fast wie Blut!
O fürchte nicht die Flamme, hellprasselnd himmelan!
Ein himmlisch Feuer zündet kein irdisch Haus euch an.

Geläutert schwebt aus Gluten dann der Gedank' ans Licht
Und schwingt sich zu den Sternen! O hemm' im Flug ihn nicht!
Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein,
Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn' allein.

Doch auf des Lebens Höhe wirst du dann selig gehn,
Wirst ruhig schaun, wenn leuchtend die Opferflammen wehn,
Wirst ruhig schaun, wenn Herzen und Welten Nacht umstrickt,
Und vor sich selbst das Leben im wilden Kampf erschrickt.

Und nun, mein Karl, die Hände leg' ich aufs Haupt dir auf
Und rufe Gottes Segen auf deiner Tage Lauf!
Das Blut in deinen Adern, das Mark in deinem Gebein,
Dein Blick, dein Hauch, dein Pulsschlag, dein Wort soll Segen sein!

Gesegnet sei durch Stärke, gesegnet sei durch Kraft!
Sie, die als Arm der Gottheit im Sturm die Meere rafft,
Im Sturz Lawinen auffängt, des Himmels Wölbung hält,
Sie sei's, die menschlich edel auch deinen Busen schwellt!

Gesegnet sei durch Milde! Sie, die als Blum' entzückt,
Als Lüftchen Tränen trocknet, als Frucht dem Pilger nickt,
Als Tau den Fronschweiß kühlet, als Mond um Gräber schwärmt,
Sie sei's, die menschlich edel auch deine Seel' erwärmt!

Gesegnet sei durch Weisheit! Sie, die gebaut die Welt,
Dies morsche Riesenbeinhaus, und es zusammenhält,
Daß es zugleich als Wiege noch schaukl' ein neu Geschlecht,
Die Weisheit strahle leuchtend ins Haupt dir Licht und Recht!

Gesegnet sei durch Liebe! Sie, die als Taub' im Flug
Als grünen Zweig vom Himmel den Lenz zur Erde trug,
Sie, die als Rosenkette von Herz zu Herz sich schwingt
Und als demantne Fessel Menschheit und Gott umschlingt;

Sie, die als blauer Odem das Rund der Welt umhegt,
Im Mittelpunkt des Erdballs als Puls des Lebens schlägt
Und auf dem Schutt des Weltalls einst steht mit Gott allein,
Die Liebe zieh' auf ewig ins Herz dir flammend ein!

Und dein Geschlecht erblühe, gleich dir, an Segen reich,
Ein Himmel voller Sterne an Zahl und Licht zugleich,
Ein Frühling voller Blüten, der Hoffnungen beschwingt,
Ein Herbst voll goldner Früchte, der die Erfüllung bringt!

Und nun, lebt wohl ihr alle! Dank euch, ihr Treuen und Frommen,
Laßt nun, mein Haupt zu salben, den frommen Priester kommen!
Einst ward's gesalbt, daß minder die schwere Kron' es presse,
Und jetzt, daß es ertrage den leichten Kranz der Zypresse."

Held Teuerdank.*)

Schon strahlt auf alle Lande das Frührot hell und warm,
Da lehnte Max im Samtstuhl, ein Buch hielt er im Arm;
Das Buch war's seiner Taten, genannt der Teuerdank,
Der Spiegel seines Lebens, sein eigner Schwanensang.

Er liest in seinen Taten! — Der Engel, der gesandt,
Die Augen ihm zu schließen, schwebt schon gen Östreichs Land.
Er liest in seinen Taten! — Ihr Fürsten blickt nun her,
Lernt, was kein Mönch euch lehret, zu sterben so wie der.

Er liest, wie Junker Fürwitz oft an des Abgrunds Rand,
In Flammen und in Fluten zur Kurzweil ihn gesandt,
Und wie der Meuchler Unfall aufs Sturmmeer ihn gesetzt,
Den Fels auf ihn geschleudert, den Leu auf ihn gehetzt.

Er liest es, sieht nach oben und preist der Gottheit Kraft,
Die Not, Gefahr und Drangsal so siegreich weggerafft,
Die ihn aus hartem Kampfe mit Element und Natur
Gesund und glorreich führte, ja doppelt kräftig nur!

Er liest nun fort, wie Neidhart, der arge böse Greis,
Ihm gern vom Haupt gerissen so Kron' als Lorbeerreis
Und Heere gen ihn sandte, gewaltig zu Roß und Schiff,
Den Gifttrank für ihn mischte und Meucheldolche schliff.

Er liest's, greift an den Busen und preist des Menschen Kraft,
Die herrlich sich bewährte im Kampf der Leidenschaft,
Sie, die im Streit der Herzen sein großes Herz ließ siegen
Und in dem Streit der Schwerter sein Schwert nicht unterliegen.

Fort liest er; blühend liegt nun vor ihm die ferne Zeit,
Es nahn der Jugend Bilder in Scharen, dicht gereiht,
Die alten Kampfgenossen entsteigen froh der Gruft,
Und Morgenrot umhaucht sie, Freiheit und Bergesluft!

Im weißen Brautgewande, mit grünem Myrtenzweig,
Steht vor dem Kaiserjüngling Prinzessin Ehrenreich;
Da glänzt das Antlitz Maxens hell wie des Morgens Strahl,
„Maria!" schluchzt er leise, — „Maria!" verhallt's im Saal.

Es glüht ein mildes Lächeln auf seiner Wang' empor,
Und eine helle Träne bricht aus dem Aug' hervor,
Es hat sich still zum Busen sein Haupt herabgebeugt,
Und zu den Knien mählich nun Buch und Hand geneigt.

So fanden ihn die Seinen; so saß er regungslos,
Das Denkbuch seiner Taten lag offen in seinem Schoß.
Mild glomm das letzte Lächeln, das um den Mund ihm stand,
Klar hing die letzte Träne an seiner Wimpern Rand.

Und feuchten Auges knieten jetzt nieder all' im Kreis
In feierlichem Schweigen um den entseelten Greis. —
Seht, wie ein Fürstenleichnam so herrlich sich verklärt
Und leicht des Schlachtentodes und Trauerpomps entbehrt!

Der Tag, da Max gestorben, ist Nacht für Österreich,
Gebrochen alle Herzen, jed' Aug' an Tränen reich!
Und doch glüht kein Komete, kein Sturm verheert das Land,
Kein Totenvogel wimmert, kein Städtchen steht in Brand.

Nein! glänzend strahlt der Himmel, und Frühlingslüfte wehn,
Voll Reben glühn die Hügel, voll Segen die Täler stehn,
Frisch grünen Wald und Wiese, die Quellen sprudeln klar,
Im Äther jubeln Lerchen, zur Sonne steigt der Aar!

Hart an der Burg zu Neustadt steht eines Schreiners Haus,
Da tönt ein Liedlein täglich in dumpfem Klang heraus,
Der greise Meister singt es in frühster Morgenstund',
Uralt und silberhaarig aus welkem zitterndem Mund.

Mehr denn ein halb Jahrhundert ist wohl seither verrauscht,
Seit diesen Sang der Morgen zum erstenmal belauscht;
Zwei Leben hat zum Ziele seither geführt die Zeit,
Der Bürgerpflicht war eines, dem Thron das andre geweiht.

Bunt war die Bahn des Königs, kein Tag dem andern gleich,
Nun sonnenhell, nun stürmisch, bewegt und tatenreich;
Einförmig sieht die eigne der Meister vor sich schweben,
Kennt wer sein heutig Handeln, der kennt sein ganzes Leben.

Da trat herein zur Werkstatt ein trüber düstrer Mann:
„Auf, Meister! Maxens Leichnam kam heut aus Wels hier an,
Horch, wie ihn Glockenläuten und Priestersang begrüßt!
Rasch für die Kirche bauen sollt ihr das Trauergerüst."

Der Schreiner türmt die Balken als Leichenbühn' hinan,
Vom selben Holz stand fertig ein Wieglein nebendran,
Die Späne stäubten sprühend, und Säg' und Hammer klang,
Dazwischen tönt im Takte des Meisters alter Sang:

„Wohin, ihr Reiterheere? Wohin, du trüber Kumpan?
Wohin, ihr Schiffer zu Meere? Wohin, du Krückenmann?
Ob schiffend, hinkend, reitend, all' hin ins Totenreich!
Daheim bleib' ich, bereitend die Särge mir und euch!"

Epilog.

1829.

„— Alles in der Welt zergeht,
Ausgenommen die Ehr bleibt fät."
Teuerdank.

Im Abendrot glüht herrlich Tirols Gebirg und Flur,
Ein Hochamt hier zu feiern scheint heute die Natur,
Als Chor smaragdner Säulen seh' ich die Berge ragen,
Die auf den Silberhäuptern die blaue Kuppel tragen.

Des Stroms, der Quellen Rauschen, Geläut' und Jubelsang
Scheint durch den Dom zu brausen als heiliger Orgelklang
Des Glutgewölkes Purpur als Baldachin zu beben,
Und hell als Strahlenhostie der Sonnenball zu schweben.

Gen Innsbrucks blanke Mauern hatt' ich den Schritt gewandt.
Jetzt trat ich in die Kirche, zum heiligen Kreuz genannt,
Vor mir stand Maxens Grabmal aus Erz und Marmelstein[32]),
Drauf glomm durch farbige Fenster der Abendsonnenschein.

Wohl ruht im fernen Neustadt sein Leib, wie er's gewollt,
Doch frommer Sinn des Enkels hat diesen Bau gezollt
Dem Ruhm des letzten Ritters, den eine Kron' geschmückt,
Dem Ruhm des letzten Fürsten, den Rittersinn beglückt.

Die Kunst, die mit Begeistrung und Liebe Max geschirmt,
Sie hat zu seinem Denkmal die Säulenschar getürmt,
Mit Bildern seiner Taten den Sarkophag umgeben
Und so den Tod vermählend, gepaart mit ewigem Leben.

Aus reichen Marmorbrüchen Carraras sind geschlagen
Die Steine, die als Stufen den Katafalk hier tragen,
Voll Ernst und heiliger Milde kniet Maxens Bildnis oben
Und für sein Volk noch betend, hält er die Händ' erhoben.

Und Helden aller Zeiten und Könige mancher Länder
Umstehn im Kreis das Grabmal, gehüllt in Erzgewänder,
Noch jetzt voll Kraft und Wohlklang, wie einst ihr Arm und Herz!
Erstarrt ist unverwelklich ihr Lorbeer selbst zu Erz.

Ihr Helden ernster Miene, was hat euch herberufen
Zur feierlichen Runde an dieses Denkmals Stufen?
Wollt ihr die ewigen Zeugen von Maxens Ruhme sein?
O dann entweicht! Er selber ist sich genug allein!

Wollt ihr sein Grabmal schirmen als treue Wächterhut?
In seines Volkes Mitte schläft solch ein König gut!
Ihr ehernen Hochgestalten, Stamm der Vergangenheit,
Wollt ihr Gericht wohl halten ob unsrer neuen Zeit?

Soll ich euch Rede stehen? Soll ich hier Kläger sein?
Der Sohn die Mutter schmähen? Laut schwör' ich's, nein, o nein!
Ans Herz will liebeflammend der Gegenwart ich fliegen,
In ihren Zügen schwelgen, in ihren Armen liegen!

Wir lebten schöne Tage, von Ruhm und Glück verklärt,
Wir haben edle Fürsten, der ewigen Palme wert!
Wir lauschen hohen Sängern im deutschen Liederhain,
O würd' ich wert, zu schreiten dereinst in ihren Reihn!

Und selbst die alte Freiheit, wir sahn's, wie sie erstand!
Zwar war sie längst begraben, lang in den Sarg gebannt,
Doch aus den Grabesbanden hat sie sich aufgerafft:
Da sie als Geist erstanden, focht sie mit Geisterkraft!

Sie kämpfte hier auch herrlich in den Tirolergaun,
Da ward zum Schwert die Pflugschar, um Fesseln zu zerhaun,
Das Lodenwams zum Panzer, zur Burg jed' Halmendach,
Der Hirt empfing am Schlachtfeld den heiligen Ritterschlag.

Und Friede ward's dann, Friede, wie keiner je wird blühn,
Weil auch in solchem Kampfe die Erde nie wird glühn.
Doch wo sind all die Blüten, die damals sich verjüngt?
Wo sind die reichen Früchte, die uns der Friede bringt?

Nur einzeln, sparsam sprießen sie hier und dort hervor,
Statt daß ganz Deutschland stünde im vollen Segensflor,
Ein Lenz voll üppiger Blüten, dem Früchte sich vermählen,
Ein Herbst voll goldner Früchte, dem auch nicht Blüten fehlen!

Träg unterm Baum des Lebens liegt unsrer Zeit Geschlecht,
Halb Schalksnarr und halb Weiser, halb König und halb Knecht;
Da liegt und schläft es reglos und scheint sich nur zu regen,
Um sich zur andern Seite zu neuem Schlaf zu legen.

Ob's stürmt, ob's licht, ganz sorglos, geschützt vom schattigen Baum,
So ruht's und pflückt die Früchte der reichen Äste kaum,
Träg über seinem Haupte rollt düstrer Wolkenzug,
Und dumpf und langsam klappert der Eulen matter Flug.

Erschallt, Posaunen der Wahrheit, damit es auferwacht!
Flammt auf, ihr Sonnen des Lichtes, erhellt die Grabesnacht!
Wie die Natur im Lenze am meisten wirkt und schafft,
So wirk' und walt' im Frieden des Menschen Schöpferkraft!

Begeistrung, Himmelstochter, laß dich zur Erde nieder
Und schwing ob unsern Häuptern dein siegreich Banner wieder!
Bann ihn hinweg den Unhold, den Dämon unsrer Zeit,
Dies schläfriglahme Scheusal, genannt Gleichgültigkeit!

Den Dämon mit dem Antlitz aus starrem Stein geprägt,
Der träg im gleichen Takte die Hände klatschend schlägt,
Ob nun der Fürsten Bester dem treuen Volk sich zeige,
Ob ein geschminkter Gaukler die Bretterbühn' besteige!

Ihr edlen deutschen Fürsten, erfaßt mit milder Hand
Den Zauberstab, den schönen, Lieb' und Vertraun genannt!
Ein Volk, das für den Fürsten gern Gut und Blut gegeben,
Wie könnt' es jemals dürsten nach seinem Blut und Leben!

Ihr edlen deutschen Völker, laßt uns auf oben baun,
Von Thronen und aus Sternen glänz' uns das Wort: Vertraun!
Das Zauberwort, das Herzen zur Opferglut entzündet,
Die Menschen an die Götter, an Fürsten Völker bindet!

Der reiche Baum des Friedens wird herrlich Wurzeln schlagen,
Und doppelt fest wird Liebe den Bau der Throne tragen,
Durchs Land, von Herz zu Herzen wird Eintracht segnend gehn,
Und an des Landes Marken wird Kraft und Treue stehn.

Auf Feldern blüht dann Segen, in Städten rauscht der Fleiß,
Die Ström' und Straßen führen der Müh' und Arbeit Preis,
Und drüberhin, als Zeichen der hohen Göttergunst,
Wölbt sich der Regenbogen der Wissenschaft und Kunst.

Des wollen sie uns mahnen, die ehernen Kraftgestalten,
Im Dome hier versammelt, ein streng Gericht zu halten;
Auf andrer Bahn als ihrer führt uns zwar Ruf und Pflicht!
Das Ziel doch bleibt stets eines: Recht, Seligkeit und Licht!

Und würdig, traun, ist Deutschland des seligsten Geschicks,
Und wert bist du vor allen, o Östreich, solchen Glücks!
Mein Östreich, dessen Boden ich hochbegeistert küsse,
Und das ich, freudigen Stolzes, mein Vaterland begrüße!

Dein Fürstenhaus ist edel und mild, wie keines mehr,
Voll Treue, Kraft und Hochsinn ist deiner Völker Heer,
Gesegnet, reich vor allen, ist deiner Gaun Verein,
Sollst du nicht glücklich werden, wer sollte sonst es sein?

So rief's in mir; doch draußen wird's mählich dunkle Nacht.
Wie durch den Dom ein Küster, wenn's Hochamt ist vollbracht,
Die Ampeln löschend wandelt, die noch vom Fest erhellt,
So zog ein Nachtgewölke schwarz um der Sterne Zelt.

Doch durch zerrissne Wolken bricht jetzt des Mondes Schein
Und sieht im Siegesjubel zur Kirche klar herein:
Von Glanz stehn Säul' und Altar und Sarkophag verklärt,
Und rings die ehernen Helden mit Zepter, Kranz und Schwert.

Inmitten aber, schimmernd im blanken Mondenstrahl,
In Majestät und Milde steht Maxens Trauermal,
Er selbst liegt auf den Knien, die Hände sanft erhoben,
Und für sein Volk noch betend, blickt lächelnd er nach oben.

Anmerkungen.

[1]) Maximilians Mutter war Eleonora, Tochter des Königs Eduard von Portugal. Ihre Verbindung mit dem kargen und lassen Friedrich IV. war keine glückliche.

[2]) Unter allen Lehrern Maximilians mochte wohl keiner zur Erziehung eines Fürstensohnes weniger geeignet sein, als Pater Engelbrecht, Bischof zu Neustadt, dessen Pedanterie oben gemeint ist.

[3]) Karl der Kühne hegte den Gedanken, ein neues Königreich Burgund zu stiften; die diesfalls mit Kaiser Friedrich eingeleiteten Unterhandlungen veranlaßten die Zusammenkunft der beiden Fürsten zu Trier, wohin Friedrich seinen Sohn Maximilian mitnahm. Schon damals ward die Verbindung Maximilians mit Karls einziger Tochter Maria verabredet.

[4]) Die Übersendung des Ringes und Briefes ist historisch; nur fand sie noch bei Lebzeiten Karls und auf dessen Anregung statt.

[5]) In der Wallnerstraße in Wien befindet sich ein Haus und darauf ein altes Gemälde, vorstellend, wie der Wolf den Gänsen predigt.

[6]) Bei Beschreibung des Vermählungszuges schwebte dem Verfasser hauptsächlich die unter dem Namen des Triumphzuges Kaiser Maximilians bekannte und wahrscheinlich auf dessen Wunsch von Hans Burgmayr, einem Schüler Albrecht Dürers, verfertigte Reihe von Holzschnitten vor Augen.

[7]) **Bella gerant alii, tu felix Austria nube,**
Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus!

[8]) Maximilians fortwährender Geldmangel und seines Vaters Friedrich Kargheit sind historisch bekannt.

[9]) Hilfstruppen, welche Eduard IV. gesandt hatte.

[10]) Philipp I., der Schöne, geb. zu Brügge am 23. Juli 1478, gest. daselbst 1506, Gemahl Johannas, der Erbin Ferdinands von Aragonien und Isabellens von Kastilien, aus welcher Ehe Karl V. und Ferdinand I., die Ahnherren der spanischen und deutschen Linie Habsburg, entsprossen.

[11]) Philipp und dessen Schwester Margareta, geb. 1480, gest. 1532, verschmähte Braut des Dauphins, nachmaligen Königs Karl VIII., Gattin des spanischen Thronerben Don Juan und nach dessen Tode Philiberts von Savoyen, während Karls V. Minderjährigkeit Statthalterin der Niederlande.

[12]) Trittheim (**Trithemius Ioannes**), geb. 1462 zu Trittenheim unweit Trier, 1483 Abt zu Spanheim, 1506 Abt des Klosters St. Jakobi zu Würzburg, Wiederhersteller der verfallenden Klosterzucht, Verfasser des **Chronicon Hirsaugiense** und der **historia belli bavarici etc.**, gest. 1516.

[13]) Wilhelm Graf von Arenberg oder von der Mark mit dem Spitznamen der Eber aus dem Ardennenwald.

[14]) Es hängt in dem hohen Turme zu Gent, Bellfort genannt, eine 11000 Pfund schwere Glocke, welche die Einwohner den Roland nennen; an dem Rande herum hat sie folgende Inschrift:

Roland, Roland, als ick kleppe, dann ist Brand,
Als ick luye, dann ist Oorloghe in Vlaenderland.

Fugger, Ehrenspiegel.

[15]) Frankreich unterstützte anfangs insgeheim, später öffentlich die aufrührerischen Flanderer.

[16]) Maximilians Sohn, Philipp, wurde von den Gentern in Verwahrung gehalten, die ihn zwar als ihren künftigen Herrscher ansahen, doch seinen Vater nicht als Vormund anerkennen wollten, sondern vielmehr sich selbst zur Vormundschaft berechtigt glaubten.

[17]) Zur historischen Beglaubigung dieses Waldspazierganges verweise ich an Dr. Joseph Grünbecks Lebensbeschreibung Kaiser Maximilians I. (Tübingen 1721), namentlich an das Kapitel: „Von seiner suptielen Überfallung der vesten Stadt Tarmundt" (S. 64).

[18]) Albert, der Stifter der Albertinischen Linie, Sohn Friedrichs II. des Sanftmütigen, und Bruder Ernsts, des Stifters der Ernestinischen Linie, geb. 1443, gest. 1500.

[19]) Eberhard VI. aus der Uracher Linie, geb. 1447, gest. 1496.

[20]) Folgendes Chronostichon hatten die Bürger über dem Tore der Kranenburg angeschlagen: reX non est hiC. eCCe LoCVs VbI posVerVnt IpsVM.

[21]) Matthias Corvin hatte 1485 Wien erobert. Hier starb er den 6. April 1490.

[22]) Gleich nach dem Tode seines Vaters berief Maximilian den Reichstag zu Worms zusammen; hier ließ er den berühmten „großen Landfrieden" publizieren. — Der französische Ritter, der hier mit Max einen Zweikampf bestand, hieß Claude de Barre.

[23])
A Dieu mon ame,
Ma vie au roy,
Mon cœur aux dames,
L'honneur pour moi.

[24]) Heinrich Wohlleb aus Uri hob in der Schlacht bei Frastenz, ohnweit Feldkirch (20. April 1499), wie Winkelried am Tage von Sempach, mit seiner ungeheuren Hellebarde sechs bis acht feindliche Spieße mit gewaltiger Kraft in die Höhe und bahnte so seinen Waffengenossen den Weg, die feindliche Ordnung zu brechen. Wohllebs anderes Vorbild aus derselben Schlacht bei Sempach, der Zofinger Schultheiß Nikolaus Gutt, hatte das ihm anvertraute Banner, damit es nicht in Feindeshände falle, in Stücke gerissen und ward auf dem Schlacht-

ſelde unter den Toten gefunden, den Stock des Banners zwiſchen ſeinen Zähnen feſthaltend. Seitdem ließen ſeine Mitbürger die Schultheißen ſchwören, das Stadtbanner von Zofingen ſo gut zu hüten wie der Schultheiß Nikolaus Gutt. Vergl. J. v. Müller, Geſch. ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft 2. Buch.

[25]). Pirkheimer Bilibald, geb. 1470 zu Eichſtädt in Franken, geſt. 1530 zu Nürnberg, Juriſt, Theolog, Mathematiker, Geſchichtſchreiber, Philolog und Mediziner, Alb. Dürers Freund, Mitglied des Rates zu Nürnberg und 1499 im Schweizerkriege Feldhauptmann der nürnbergiſchen Truppen. Als unparteiiſcher Augenzeuge ſchrieb er die historia belli helvetici und als feuriger Anhänger Maximilians den currus triumphalis honori Maximiliani inventus.

[26]) Herzog Albrecht von Bayern-München und Georg von Bayern-Landshut, zugenannt der Reiche wegen ſeines Schatzes, um deſſentwillen man ihn für den reichſten Fürſten in Deutſchland hielt, Vettern, hatten einen Vergleich getroffen, daß, wenn einer von beiden ohne männliche Erben ſtürbe, der andere deſſen Lande erben ſollte. Dieſem Vergleich, wie den alten Hausgeſetzen zuwider vermachte Herzog Georg in ſeinem Teſtamente alle ſeine Lande ſeinem Schwiegerſohne, Pfalzgrafen Ruprecht, Kurfürſt Philipps von der Pfalz Sohn. Herzog Albrecht, der davon Kenntnis bekam, wandte ſich in der Stille an ſeinen Schwager, Kaiſer Maximilian, und erhielt von dieſem die Beſtätigung ſeines auf jenen Vergleich gegründeten Sukzeſſionsrechtes.

[27]) Maximilian liebte ſeine Kanonen, wie andere ihre Pferde. Man kennt nebſt ſeinen beiden Lieblingskartaunen, Weckauf und Purlepaus, noch den Pfabenſchwanz, die ſchöne Puelerin, die Singerinnen, den Erdbidmer, die Kitzlerinnen, die ſcharpffen Diendeln, Brumerinn, Nachtigall, Hurnaſtin, Purafferin, Humſerin, Nar, Närinn, kerrerin, Laurpfeiffen, lewpart, wyldhiertin, verwurrerin, wunderlich Diern, roſkopf, hungerin, kätterlin, Herzog Sigmund, turnträtzl, Strauß, metzen uſw. In drei prachtvollen auf Pergament mit reicher Vergoldung gemalten und geſchriebenen Bänden, die jetzt in der Ambraſer Sammlung aufbewahrt werden, ließ Maximilian die Abbildungen und Beſchreibungen des kaiſerlichen Geſchützes und Zeuges ſammeln. Faſt jede Kanone hat ihren Namen und deutſche, darauf anſpielende Reime, die dem Bilde beigeſchrieben ſind. (S. A. Primiſſers Aufſatz „über Maxens zweites Gedenkbuch“ in Hormayrs Taſchenbuch für vaterl. Geſchichte 1824.)

[28]) Als Maximilian zu Augsburg ſeinen letzten Reichstag hielt, befand ſich auch Dürer daſelbſt, malte den Kaiſer und nahm die Zeichnung zu dem trefflichen Bildnis, das er nach dem Tode ſeines Wohltäters herausgab. Unmittelbar vorher vollendete er für den ſchon Erkrankenden die herrliche Darſtellung des Todes der erſten

Gemahlin desselben, Maria von Burgund, in Gegenwart ihres gebeugt dastehenden Gemahls, ihres Sohnes Philipp und der vertrautesten Freunde des Kaisers. Das Ganze ist symbolisch so gefaßt, daß es, wie in den Darstellungen des Todes der Jungfrau Maria, zugleich den Eingang des Sterbenden zur Seligkeit anzeigt. In einer Glorie erscheint nämlich der Heiland mit den Worten des hohen Liedes: Surge, propera, amica mea, veni de Libano, veni, coronaberis! S. Prof. Töllens „Gedächtnisrede bei der Säkularfeier Albrecht Dürers 1828" im Berliner Kunstblatt. April 1828.

[29]) Kunz von der Rosen überlebte Maxen. Weitere Notizen über ihn s. in Hormayrs Archiv 1822, in Flögels Geschichte der Hofnarren.

[30]) Sigmund v. Dietrichstein gehört zu den nächsten und liebsten Umgebungen des ritterlichen Kaisers, der auch im Grabe noch mit dem Liebling vereinigt sein wollte. Die Grabstätten der beiden Freunde in der Neustadt liegen hart nebeneinander.

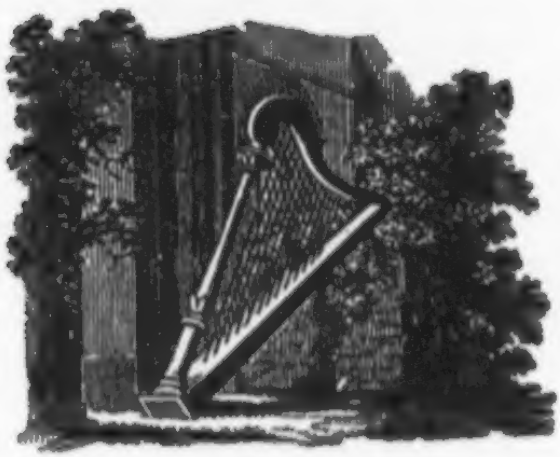
[31]) Der Teuerdank (einer, der auf Abenteuer denkt) ist ein allegorisches Epos, dessen Held (Maximilian selbst, unter dem Namen Teuerdank), von dreien feindseligen allegorischen Personen, nämlich Fürwittig (Vorwitz, jugendliche Unbesonnenheit), Onfallo (Unfall, feindliche Elementarereignisse) und Neydelhardt (Neid, Mißgunst, Haß der Menschen), in die verschiedenartigsten gefahrvollen Abenteuer verwickelt, dieselben siegreich besteht und endlich die schöne Prinzessin Ehrenreich (Maria von Burgund) als Braut erringt. Dieses Gedicht erschien zuerst in Nürnberg 1517, in Folio, mit vielen Holzschnitten geschmückt. Auf dem Titel ist Melchior Pfinzing als Verfasser genannt, doch ist nur die Ausführung von ihm, Plan und Anlage gehören ganz dem Kaiser selbst.

[32]) Maximilians Grabmal in der Franziskanerkirche zum h. Kreuz in Innsbruck, von Kaiser Ferdinand I. ganz in dessen Sinne gedacht und gestiftet, von den Brüdern Bernhard und Arnold Abel begonnen und nach deren Tode von Alexander Colin aus Mecheln würdig fortgesetzt und herrlich vollendet, ist eines der großartigsten Denkmale deutscher Kunst. Eine mit Begeisterung und Kunstsinn geschriebene Darstellung dieses Monuments findet man in Herm. Friedländers Ansichten von Italien. Leipzig 1819. I. Teil. S. 38 u. f. f., und die Abbildungen des Katafalks und sämtlicher Heldenstatuen, die ihn umgeben, in einem eigenen Kupferwerke Sim. Milldorfers: Ruhm des noch niemal genug gelobten K. K. Erzherzogl. Erzhauß Oesterreich, den Ertzt und Stein in der Yuspruggerischen Hofkirchen zu d. h. Kreutz verkünden ꝛc. Innsbruck 1715. Folio.

Spaziergänge

eines

Wiener Poeten.



Hamburg,
Verlag von Hoffmann und Campe.
1831.

Spaziergänge eines Wiener Poeten.

1830—1832.

Auf! gewalt'ges Österreich!
Vorwärts! in's den andern gleich!
Vorwärts!

Uhland.

Einleitung.

Kaum ein Jahr später, als die „Blätter der Liebe" und „Der letzte Ritter" von Anastasius Grün erschienen waren, kam ohne Angabe eines Verfassers in dem Verlage von Hoffmann und Campe 1831 ein Büchlein „Spaziergänge eines Wiener Poeten" heraus, welches in kurzer Zeit durch ganz Deutschland und darüber hinaus das höchste Aufsehen erregte, für die regierenden Kreise Österreichs aber von verblüffender Wirkung war. In feurigen glänzenden Strophen griff der Dichter des mit der Widmung an Ludwig Uhland versehenen Büchleins jede Einrichtung des Regierungssystems und die Gesellschaftsklassen in Österreich an, welche die Freiheit der Gedanken niederzuhalten bestrebt waren, die Zensur, den Mauthkordon, die Pfaffenwirtschaft (im Gegensatze zum echten Priestertum) ꝛc., führte in sarkastischer Weise den „regierenden" Fürsten Metternich selbst vor, und wandte sich in einem Gedichte sogar an den Kaiser. Dieses Büchlein war eine der kühnsten poetischen Taten, die je ein österreichischer Dichter unternommen hatte. Natürlich wurde es aufs strengste verboten, und die Polizei fahndete aufs heftigste nach dem Verfasser. Dieser, Graf Auersperg — Anastasius Grün, hütete sich, seine Autorschaft bekannt werden zu lassen; der Verlagshandlung war ebenfalls das strengste Schweigen darüber vertragsmäßig auferlegt, und lange Zeit hindurch wußten selbst Auerspergs beste Freunde nicht, daß der in Thurn am Hart Zurückgezogene das verpönte Buch verfaßt habe. Nach und nach wurde zuerst in dem

engeren Freundeskreiſe und ſpäter auch darüber hinaus doch der Name des Dichters bekannt, welcher mit einem Schlage dadurch berühmt geworden war. Die „Spaziergänge“, von freiheitlichem, aber trotzdem öſterreichiſch patriotiſchem Geiſte getragen, bildeten das erſte Werk neuer politiſcher Dichtung, die darin ausgeſprochenen Gedanken und Wünſche ſollten freilich erſt viele Jahre nachher zu lebendiger Wirkung gelangen.

Die zweite Auflage der „Spaziergänge“ hatten die Verleger wegen ihres ungeheuren Erfolges 1832 veranſtaltet, ohne ſich mit dem Dichter darüber ins Einvernehmen zu ſetzen. Eigentlich war es nur eine ſogenannte Titelauflage. Daß dieſes berühmte Buch einige Jahre nicht aufgelegt wurde, lag an dem Einſpruche Anaſt. Grüns gegen das Vorgehen der Verleger in Hamburg. Als 1833 der Dichter mit der Weidmannſchen Verlagshandlung in Leipzig über deren Einladung in Verbindung getreten war, welche auch die erſte Ausgabe ſeiner „Gedichte“ verlegte, wurde mit den neuen und nunmehr bleibenden, überaus entgegenkommenden Verlegern in Leipzig, nachdem ſie ſchon eine Zahl von poetiſchen Werken Grüns in verſchiedenen Auflagen gedruckt hatten, auch über die Wiederauflage der „Spaziergänge“ verhandelt. Es war dies im Jahre 1843 der Fall. Im Verlage von Hoffmann und Campe wollte ſie der Verfaſſer nicht wieder erſcheinen laſſen. Man dachte an den Ausweg, die „Spaziergänge“ der Sammlung der Gedichte einzuverleiben. Am 25. Januar 1844 ſchrieb A. Grün in einem ungedruckten Briefe an den Verlag Weidmann: „Da Sie mir eine neue Auflage der Gedichte in Ausſicht ſtellen, ſo möchte ich gerne noch zur rechten Zeit eine darauf Bezug habende Frage mit Ihnen erörtern. Es handelt ſich nämlich darum, ob die ‚Spaziergänge‘ in dieſe neue Auflage einverleibt werden ſollen oder nicht. Ich möchte dieſe nicht gern aus dem Buchhandel verſchwinden laſſen, daher deren Wiederabdruck ... mir ſehr nach Wunſch wäre. Nur frägt es ſich, ſoll dies durch eine Separatausgabe oder durch Vereinigung mit den Gedichten bewerkſtelligt werden? Letzteres wäre nach meinem Dafürhalten nur ein Notbehelf, ein Ausweg, um ſich jedenfalls gegen den von Campe angedrohten Prozeß ſicherzuſtellen. Erſteres, die Separatausgabe nämlich, die ich aber nur Ihrem Verlage überlaſſen möchte, wäre nach meinem Geſchmacke und der Aufgabe und Färbung des Buches, das unter meinen Schriften einen eigentümlichen, gewißermaſſen iſolierten Platz

einnimmt, in jeder Hinsicht entsprechender." Nach Überwindung aller Bedenken wurde das Büchlein in dritter Auflage bei Weidmann, doch in der Einzelausgabe, ediert, und es erfolgte keine Einwendung von Seite Campes, der wohl sein Unrecht einsah. Diese Neuauflage enthielt als wesentliche Vermehrung zwei neue Gedichte, welche Grün in Lenaus „Frühlingsalmanach" f. 1836 veröffentlicht hatte („Einem auswandernden Freunde" 1832 und „Alte Geschichten" 1831), sowie den „Epilog". In der Folge kamen noch die Gedichte „Zur Cholerazeit" und „Renegatenspiegel" hinzu in der 1845 nötig gewordenen vierten Auflage, welche die Weidmannsche Buchhandlung als Miniaturausgabe mit einem reizenden Titelstich nach der Zeichnung J. N. Geigers veranstaltete. Eine fünfte Auflage erschien 1850, eine sechste 1861. Die siebente Auflage erschien während der Herausgabe der Gesammelten Werke Grüns im Groteschen Verlage zu Berlin. Grün hatte für dieselbe noch im März 1876 das tiefempfundene Widmungsgedicht „Einem jungen Freunde" (an den jungen, ihm verwandten Grafen von Attems gerichtet) verfaßt und vorangesetzt.

An Ludwig Uhland.

(Zur ersten Auflage.)

Für ein Volk getreu und bieder,
Für ein schönes, freies Recht
Kämpften heiß einst deine Lieder,
Kühn, wie Helden im Gefecht.

Wem der Sieg durch Waffen glückte,
Nicht allein sei Held genannt!
Jüngst an deinem Herde drückte
Mir wohl auch ein Held die Hand.

Jeder ficht mit eigner Wehre,
Priester kämpft mit dem Brevier,
Krieger mit dem Schwert und Speere,
Mit Gesang und Reimen wir.

Drum sind dir nicht fremd die Lieder,
Die ich sang von grünen Höhn,
Für ein Volk, das treu und bieder,
Für ein Recht, das frei und schön!

Berge sind emporgeschwollen,
Tausend Bäch' und Ströme ziehn,
Land und Fluren endlos rollen
Zwischen mir und dir dahin!

In des Waldes grünen Gängen
Las manch zarten Zweig ich aus,
Manche Ros' auf Alpenhängen,
Und ein Kränzlein wand ich draus.

Gern mit liebevollen Händen
Bänd' ich's fest an einen Pfeil,
Durch die Luft ihn dir zu senden!
Doch so weit fliegt selbst kein Pfeil.

Einer Taube wollt' ich's ſchlingen
Um das weiße Hälschen gern;
Doch bald ſänken ihr die Schwingen,
Denn das Ziel iſt allzufern!

Und von Ungeduld ergriffen
Schleudr' ich's ſelber durch die Luft!
Leicht zu dir hin ſeh' ich's ſchiffen
Über Strom, Gebirg' und Kluft! — —

Sieh, es kehrt' ein Sieger wieder
Heim bei ſtiller Abendruh',
Bald die müden Augenlider
Schloß ihm ſüßer Schlummer zu.

Doch des Morgens drauf, erwachend,
Einen Kranz er vor ſich fand
Grün und duftig, friſch und lachend,
Wie von unſichtbarer Hand!

Als er lauſcht, ſein Haupt erhebend,
Flöt' und Saitenſpiel begann,
Unſichtbarem Ort entſchwebend,
Süß und lieblich, himmelan!

Wer ſolch Feſt von all den Lieben
Ihm erſann, nicht ahnt er's zwar;
Doch ins Herz ihm iſt's geſchrieben:
Daß es wohl die Liebe war. —

So auch hörſt Geſang du ſchallen,
Kennſt doch nicht den Mund, der ſingt;
Siehſt den Kranz auch niederfallen,
Doch die Hand nicht, die ihn bringt;

Ahnſt aus allen, die dich lieben,
Leiſe kaum den Rechten zwar;
Doch ins Herz dir iſt's geſchrieben:
Daß gewiß die Lieb' es war!

Wien, im Frühling 1831.

Einem jungen Freunde.

(Zur siebenten Auflage.)

Noch als ein junges Bürschlein zog
Dein Vater, — jetzt in Silberhaaren, —
Als dieses Liederbuch vor Jahren
Zum erstenmal ins Weite flog.
Das klang wie Schwertschlag auf den Schild,
Da, aus dem Schlummer aufgerüttelt,
Hat mancher arg das Haupt geschüttelt:
„Wie weit voraus, wie rasch und wild!“

Du bist so jung, wie damals wir,
Dein Antlitz blüht, dein Aug' ist helle;
Heut schwingt mein Lied an deiner Schwelle
In neuem Kleid sein alt Panier.
Das rauscht dir fremd und wundersam;
Die Blätter seh' ich dich durchfliegen,
Dein freundlich Haupt bedenklich wiegen:
„Wie weit zurück, wie mild und zahm!“

Ich blick' ins Aug' dem eignen Lied:
Ach, wie die Zeit in stillem Gange
Auch Liedern bleicht Gelock und Wange
Und Furchen in ihr Antlitz zieht!
Fremd sieht's mich an und doch vertraut,
Ein Kind, das längst zum Manne reifte
Und eignen Pfads die Welt durchschweifte,
Doch trägt's des Vaters Zug und Laut.

Und Beßres noch! Im Busen tief,
Was heute dich und mich vereine:
Den deutschen Herzschlag, wie der deine,
Den Morgenruf, den einst es rief,

Den Glauben an des Geiſtes Hort,
Zu neuen Flammen alte Liebe,
Zu neuem Kampf die alten Hiebe,
In Luſt und Weh ein Manneswort!

Das deutſche Wort auf Öſtreichs Mund,
Die deutſche Tat in Öſtreichs Herzen!
So wird es leis und lind verſchmerzen,
Wovon ihm noch die Seele wund.
Was hilft's, daß Geiſter wir gebannt
Und edle Schatten jetzt verſchrieben?
Zu ſpät! Nur Schatten ſind's! Wo blieben
Thereſens Blick und Joſefs Hand?

Nicht was da babert, ſalbt und kerbt
Im Tagwerk heut, ſchließt alte Wunden
Und macht das kranke Blut geſunden
Vom Ahn auf Enkelreihn vererbt;
Nicht das Gewürm, das heut uns ſticht,
Die Flattrer nicht um unſre Zinnen,
Jahrhunderte voll Mühſal ſpinnen
Der Völker Los und letzt Gericht.

Aus ihren Schleiern läßt die Zeit
Im Fürſtenkreis ein Mönchbild ragen,
Zu Worms ſein mahnend Wort zu ſagen:
„Nur Heil dem Geiſte, der befreit!"
Weit leuchtend in des Sehers Hand
Ein funkelnd Kleinod ſeh' ich blinken,
Wie einer Krone goldne Zinken,
Der jenes Wort umſäumt den Rand.

Die alte Römerkron' iſt's nicht,
Der Schmuck und Sold in röm'ſcher Frone,
Nein, Deutſchlands ſtolze Zukunftskrone,
Die eignem Sieg das Volk einſt flicht! —
Ein Deutſch, wie jenes Mahnwort ſpricht,
Der ſpan'ſche Karl hat's nicht verſtanden,
Nicht andre, die nach ihm ſich fanden,
Ihr Enkel trägt die Krone nicht.

Wir kämpften nicht den heil'gen Krieg,
Ein schöner Kranz blieb uns entzogen;
Doch rauscht' auch uns in Freudenwogen
Durchs deutsche Herz der deutsche Sieg.
Auch unser blieb, was er errang,
Die Sterne, deren Licht uns lenke,
Die Quellen, deren Born uns tränke,
In hellerm Glanz, in vollerm Klang!

Das Schwert durchschnitt das Tischtuch leicht,
Ein schmollend Brüderpaar zu scheiden;
Den Marmortisch kann's nicht durchschneiden,
Darüber sich's die Hand gereicht.
Nicht unterm Grenzstein gräbst du ein
Das schöne Heim, das du besessen,
Wie ihrer Wiege längst vergessen
Die stille Muschel dort im Schrein.

Die Muschel dort? Was sie verlor,
Ob sie vergaß der frühern Tage?
Ei, frag sie selbst, daß sie dir's sage!
Die Schnecke hielt ich an mein Ohr,
Da wallt's heran aus Fernen weit,
Ich hör' es branden, orgeln, sausen,
Und mich umrauscht im Wogenbrausen
Des Weltmeers ganze Herrlichkeit.

Im März 1876

Spaziergänge.

Aus der dumpfen Siechenstube nach den frischen grünen Hainen
Läßt der Kranke gern sich leiten von den liebevollen Seinen,
Daß er dort ins Gras sich lagre, Kraft und neuen Glanz sein Auge,
Seine Seele Mut und Hoffnung aus dem Grün der Wiesen sauge.

Aus dem Finstern an die Sonne wird geführt der arme Blinde,
Ach, daß nur ein Funke Lichtes Zugang in sein Dunkel finde!
Die versiegten Augenhöhlen glühen dann gleich Flammenbronnen,
Wie zwei runde Purpurrosen, wie zwei große rote Sonnen.

Wenn der Wächter dem Gefangnen einen Festtag will bereiten,
Aus dem Kerker auf ein Stündchen läßt er an die Luft ihn schreiten,
Daß er seh', wie sie der Freiheit auf der Welt viel Raum noch gönnen,
Da die Wolken frei noch segeln, frei die Vögel singen können!

Also bin auch ich gestiegen auf der Hügel sonn'ge Rücken,
Wenn's wie Nacht der Blindheit unten dunkelte vor meinen Blicken,
Also sucht' ich freie Bergluft, wenn ich Kerkerluft gewittert,
Und das Grün, der Hoffnung Farbe, wenn mein Herz krank und zersplittert.

In der Stadt, darin ich wohne, gibt's viel Klöster und Kasernen,
Ries'ge Aktenarsenale, Dome ragend zu den Sternen,
Und dazwischen kleine Männlein, rufend im Triumphestone:
Seht, wir sind die Weltregierer, wir mit Canon und Kanone!

So geschieht's denn, daß die Glocken brüllen allzugrell bisweilen,
Daß zu stark die einen trommeln, und zu laut die andern heulen,
Daß der Dampf der Weihrauchfässer allzudick die Luft verhülle;
O dann such' ich auf den Bergen Licht und frische Luft und Stille.

So läßt vieles leicht sich tragen, was zu Boden könnte pressen,
Wenn man nur für gute Sohlen nicht zu sorgen hat vergessen,
Wenn der Lenker der Gestirne mir des Herzens schlicht Begehren,
Nur das wen'ge, drum ich flehe, wie bisher, noch will gewähren:

Daß er fest und aufrecht wandeln, nicht am Krückenstab mich humpeln,
Daß er nicht die schönen Berge übern Haufen lasse rumpeln,
Daß er seines Schöpferodems einen Hauch fortan mir borge,
Und ein bißchen frische Bergluft, Sonnenschein und Grün besorge.

Frühlingsgedanken.

(Geschrieben auf dem Cobenzlberge.)

Fern der Stadt, auf einem Hügel, saß ich unterm grünen Baum,
Der mir säuselnd um die Schläfen spielte, wie ein Frühlingstraum,
Frei die Blicke ließ ich schweifen über Felder, Höh'n und Wald,
Bis die fernen, blauen Berge ihnen höhnend riefen: Halt!

Sieh, da nahmen die Gedanken ihren leichten Wanderstab,
Schritten über jene Berge, — jenseits in das Tal hinab, —
Schritten fort unaufgehalten, über neue Bergeswand,
Und sie sah'n, soweit sie wallten, ringsum schönes, reiches Land!

Herrscher dieses schönen Landes, säßest du statt meiner hier!
Säuselten, wie Frühlingsträume, um das Haupt die Zweige dir!
Riefst du in das Tal hernieder, wie ich's gerne rufen mag:
Österreich, du Land des Ostens, auch in dir nun werd' es Tag! —

Vaterland, von Gott gesegnet also reich mit jeder Lust,
Daß für dich der Überreiche andre fast enterben mußt'!
O entrolle mir die Bücher deiner Taten, inhaltschwer!
Solche Saat muß stehn voll Garben, voll von Perlen solch ein Meer!

Wohl hast du dir große Taten — deiner Söhne Stolz und Mut! —
Wie gediegnes Gold gesammelt, schreitend durch der Zeiten Flut?
Sicherlich baust du am Dome hoher Kunst und Wissenschaft,
Daß er deiner würdig rage, rüstig fort mit Jugendkraft?

Wo das Blut floß deines Volkes, standen in der Schlachtenreih'
Recht und Licht und Freiheit immer dir als Waffenbrüder bei?
Stets war deiner Kämpfe Losung edel und gerecht gewiß? —
Mir im Aug' steht eine Träne! — ach, die Antwort ist nicht süß! —

Ebnes Land liegt mir zu Füßen, wie ein stilles grünes Meer,
Weit hinaus, wie Möwen, kreisen meine Blicke drüber her;
Gleichwie schmale lichte Furchen, die durchs Meer die Schiffe ziehn,
Schlängeln Donaustrom und Straßen sich als Silberstreifen hin.

Rings empor als inselreicher, stolzer Archipelagus
Ragen Dörfer, Schlösser, Städte, blinkend wie aus Silberguß,
Doch vor allen groß und mächtig ragt ein Eiland aus dem Meer,
Dem als Tannenwald die Stirne krönt gewalt'ger Türme Heer.

Wien, du bist's, Stadt der Cäsaren! — Doch wie dünkst du jetzt mir klein!
Selbst ein Meer sonst meinem Auge, schrumpfst du nun zur Insel ein!
Riesenwerk, dran müd' sich bauend, rastlos ein Jahrtausend stand,
Sieh nun deine ganze Größe leicht bedeckt von meiner Hand!

Dreimal hunderttausend Brüder träumen dort des Lebens Traum!
Dreimal hunderttausend Herzen schlagen in dem engen Raum!
Draus Entwürfe, weltbewegend, erderschütternd, sind gewallt!
Draus gewandelt manche Botschaft, deren Klang die Welt durchhallt!

Aber waren's stets Entwürfe, die das Recht, das Licht gebar?
Schwangen das Panier der Wahrheit jene Boten immerdar? —
Dir, mein Herz, so heimatglühend, fällt die Antwort wohl nicht schwer?
Wahrlich, ich versteh' dein Schweigen, ach, und frage nimmermehr!

Prangend über jedem Stadttor stehn die Wappen unsers Lands,
Flinke Lerchen, stolze Adler, in Metall und Marmorglanz;
O ihr mächt'gen, weisen Männer, fiel' es euch doch endlich ein,
Lerch' und Adler auch zu pflanzen in die Herzen tief hinein!

Schickt hinaus dann eure Boten; da wird rings es leicht erkannt,
Daß sie aus der Lerchenheimat, aus dem Adlerhorst entsandt!
Ihre Botschaft wird wie Lerchen sich der Morgenröte freun,
Und wie freie Königsadler nicht das Licht der Sonne scheun.

Salonszene.

Abend ist's; die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Kristall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast und feierlich,
Altehrwürdige Matronen, junge schöne Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats,
Aber einen seh' ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkornen sind's, die's wagen, ihm zu nahn.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen alle, höflich gegen groß und klein!

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt ihm stets ums Angesicht,
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
Ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
Den sein Wort auf Elbas Felsen, den's in Munkats' Kerker schickt!

Könnt' Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
Wie des Staats besternter Diener ganz von seiner Huld beglückt;
Und die Damen, alt' und junge, erst bezaubert und entzückt.

Mann des Staates, Mann des Rates! da du just bei Laune bist,
Da du gegen alle gnädig überaus zu dieser Frist;
Sieh, vor deiner Türe draußen harrt ein dürftiger Klient,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheit,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Östreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh, es fleht ganz artig: Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

Priester und Pfaffe.

Stoß ins Horn, Herold des Krieges: Zu den Waffen, zu den Waffen!
Kampf und Krieg der argen Horde heuchlerischer dummer Pfaffen!
Aber Friede, Gottesfriede, mit der frommen Priesterschar,
Frieden ihrem Segensamte, Ehrfurcht ihrem Weihaltar!

Priester sind's, die's bittre Sterben uns mit Wundertrost versüßen,
Pfaffen sind's, die's süße Leben bitter uns zu machen wissen;
Priesterherz, o See voll Klarheit, der den Himmel spiegelnd hält,
Pfaffenseele, ekle Pfütze, füllend dich vom Kot der Welt!

Priester gleicht der treuen Dogge, die uns Haus und Hof beschützte,
Pfaff' ist Fuchs, der nachts die Hühner aus dem Stall uns wegstibitzte;
Priester ist ein Markuslöwe, der das Evangelium wahrt,
Pfaff' ist eine Tigerkatze, jener Gattung schlechtre Art. —

Priester! — hui, du kräft'ge Zeder, frei das Haupt zum Himmel kehrend!
Pfaffe! pfui, du üppig Schlingkraut, frech von fremdem Marke zehrend!
Religion! — der Priester huldigt weihevoll dem Götterweib!
Doch der Pfaff' umschlingt im Taumel einer Gassendirne Leib!

Einst von Gott erbaten Priester wohl die Sonne für die Erde,
Daß der Tag, der schöne helle, schöner noch und heller werde!
Doch des Monds, der Stern' Erlöschen flehten Pfaffen stets herbei,
Daß die Nacht, die schwarze finstre, schwärzer noch und finstrer sei!

Disteln wuchern auch in Östreich, wie ein jedes Land sie brütet,
Reben blühn und glühn in Östreich, wie nicht jedes Land sie bietet;
Bombardiert mit Distelköpfen frisch die Pfaffen aus dem Land!
Nehmt ein Glas des besten Weines auf der Priester Wohl zur Hand!

Die Dicken und die Dünnen.

Fünfzig Jahre sind's, da riefen unsre Eltern zu den Waffen:
Krieg und Kampf den dicken, plumpen, kugelrunden, feisten Pfaffen!
Auch in Waffen stehn wir Enkel; jetzt doch muß die Losung sein:
Krieg und Kampf den dünnen, magern, spindelhagern Pfäffelein!

Aber wo gab's größre Arbeit, welcher Kampf bot mehr Gefahren?
Wo galt's fester auszudauern, wo galt's klüger sich zu wahren?
Lauthin schnaubt die plumpe Wildsau, wenn sie durch das Dickicht
keucht,
Aber leise kriecht die Viper, die nach deinen Fersen schleicht!

Einst verschnarchten dicke Pfaffen ganze Tag' in süßem Schläflein,
Jetzt doch liegen auf der Lauer immer wach die dünnen Pfäfflein;
Jene brüllten ihre Inbrunst heulend in die Welt hinein,
Diese winseln ihren Jammer, Katern gleich im März, so fein.

Mächt'gen, schweren Folianten glichen einstens jene Dicken,
„Allgemeines großes Kochbuch" stand als Inschrift auf dem
Rücken;
Einem schmalen kleinen Büchlein sind die Dünnen gleich, fürwahr,
„Kurzgefaßte Gaunerstücklein" beut das Titelblatt euch dar.

Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einst den Kampf,
ihr Alten,
Doch der Artigkeit und Schlauheit müssen wir die Stange halten!
Einstens rannten euch die Dicken mit dem Wanst die Türen ein,
Doch es kriechen jetzt die Dünnen uns durchs Schlüsselloch herein.

Längst schon hat ein tapfrer Ritter kühn der Dicken Heer gebändigt,
Und als goldner Stern des Tages jene finstre Nacht geendigt,
Josef hieß der Stern und Ritter! Wien, du kannst sein Denkmal
sehn,
Ach und will denn gen die Dünnen nimmer solch ein Held erstehn?

O so steigt ihr Dicken wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem gutem Magen! Werdet christliche Saturne!
Und verschlingt den magern Nachwuchs, o dann sind wir beider
los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer solch gift'ge Kost genoß!

Mauthkordon.

Unſer Land, wohl iſt's ein Garten; doch der Gärtner, ſorgenvoll,
Zog ein ſtarres Eiſengitter, das ihn rings verſchließen ſoll;
Doch auch draußen wohnen Leute, ſolch ein Garten lockt herein!
Wer ſich freut an ſchönen Fluren, kann der ſchlimmſte Gaſt nicht ſein!

Schwarz und gelbe Schranken halten unſre Grenzen rings umſpannt,
Schergenwacht und Mauthner hüten ſo bei Tag und Nacht das Land,
Sitzen untertags vorm Zollhaus, liegen nachts im feuchten Gras,
Still und lauſchend auf dem Bauche, ſpähend rings ohn' Unterlaß.

Daß ſich ja kein fremder Krämer, fremder Knaſter, fremder Wein,
Fremde Seide, fremde Linnen ſchleichen in das Land herein!
Daß ein arger Gaſt vor allen unſern Grund betrete nicht:
Der Gedanke, der entſproſſen fremdem Boden, fremdem Licht!

Endlich wird's den Wächtern bange, wenn die Geiſterſtunde kreiſt,
Denn in unſerm guten Lande graut es manchem vor dem Geiſt;
Kalt und ſchneidend weht die Nachtluft, Mattheit rieſelt durchs Gebein,
In die Schenke ziehn die Wächter, Herz und Leib erquickt der Wein!

Sieh, da tauchen aus den Büſchen, aus den Nebeln rings der Nacht,
Männer, ſchwere Laſt am Rücken, Karren, ſchwer von reicher Fracht,
Leiſe, wie die Nebel, ſchleichen ſie die fahlen Steg' entlang,
Sieh, da wallt auch der Gedanke ſeiner Sendung heil'gen Gang.

Mit den Schmugglern muß er reiſen, — er verſteckt und hehlt doch nichts!
Mit den dunkeln Nebeln ſchleichen, — er, der Sohn des Tags und Lichts! —
O heraus, ihr durſt'gen Zecher! Müde Wächter, flink herbei!
Stellt euch auf in blanken Waffen, ſchnurgerad in Glied und Reih'!

Präſentieret die Gewehre, ſenkt die Fahne feierlich!
Laßt die Trommeln fröhlich wirbeln, und die Schranke öffne ſich!
Daß mit grüner Palme ſiegreich, ſtolz und frei im Lichtgewand,
Leuchtend der Gedanke wandle in das gaſtlich ſchöne Land!

———

Dem Zenſor.

Manchen Prieſter kennt die Sage, der ein Held genannt mit Fug,
Durch die Welt das Wort der Wahrheit kühn und unaufhaltſam trug,
Der im Königsſaal gerufen: Pfui, ich wittre Kerkerluft!
Und es manch' beſterntem Heuchler laut geſagt: Du biſt ein Schuft!

Wär ich ſolch' ein Held der Wahrheit, mit dem Mönchkleid angetan,
Alsbald an des Zenſors Wohnung trieb es mich zu pochen an;
Und ich ſpräche zu dem Manne: „Erzſchelm, ſink' aufs Knie zur Stell'!
Denn du biſt ein großer Sünder, beichte und bekenne ſchnell!"

Und ich hör' es ſchon im Geiſte, wie er drauf in Unſchuld ſpricht:
Ihr' Ehrwürden ſind im Irrtum! der Geſuchte bin ich nicht!
Ich verſäume keine Meſſe, Amt und Pflicht verſeh' ich gut!
Bin kein Hurer, Gotteslāſtrer, Mörder, Dieb, ungläub'ger Jud'!

Doch aus mir dann bräche flammend der Begeiſtrung Glut hervor,
Wie durch Berg und Kluft der Donner dröhnt' ihm meine Stimm' ans Ohr;
Jeder Blick entflöge tötend ihm als Pfeil ins Herz hinein,
Jedes Wort, es müßt' ein Hammer, der ihn ganz zermalme, ſein:

„Ja, du biſt ein blinder Jude! denn du haſt's noch nicht erkannt,
Daß des Geiſtes Freiheit glorreich als Meſſias uns erſtand!
Ja, du biſt ein blut'ger Mörder! doppelt arg und doppelt dreiſt!
Nur die Leiber tötet jener, doch du mordeſt auch den Geiſt!

Ja, du biſt ein Dieb, ein arger, oder noch viel ſchlimmer, traun!
Obſt vom Baum bei Nacht zu ſtehlen, ſchwingt ſich jener übern Zaun;
In des Menſchengeiſtes Garten ſchadenfroh mit einem Streich,
Willſt den ganzen Baum du fällen, Blüte, Laub und Frucht zugleich!

Ja, du biſt ein Ehebrecher! doch an Schande doppelt reich!
Jener glüht und flammt fürs Schöne, blüht's in fremdem Garten gleich;
Für die ſchöne, ſtolze Sünde iſt dein Herz zu klein, zu ſchmal!
Und der Nacht und Nebel Dirne, die nur iſt dein Ideal!

Ja, du bist ein Gotteslästrer, oder ärger noch, bei Gott!
Tote Holz- und Marmorbilder schlägt in Trümmer frech sein Spott!
Deine Hand doch ist's, die ruchlos das lebend'ge Bild zerschlägt!
Das nach Gottes heil'gem Stempel Menschengeist hat ausgeprägt!

Ja, du bist ein großer Sünder! — Frei läßt irdisch Recht dich gehn,
Doch in deinem Busen drinnen Rad und Galgen mußt du sehn,
An die Brust drum schlage reuig, und dein Knie, es beuge sich!
Tue Buß'! Aufs Haupt streu Asche! Zieh dahin und bessre dich!"

„Raderer da!"

In des Wirtes Gartenlaube saß ich sinnend ganz allein,
Rings um mich des Dörfleins Giebel blinkten hell im Sonnenschein,
Frühlingswind zog übers Saatfeld, daß es grüne Wogen rollt',
Und die nahen Rebenhügel standen glänzend ganz in Gold.

Wie das Auge jener Holden, die ich einst so heiß geliebt,
Blaute drüber hin der Himmel, wolkenlos und ungetrübt,
Und er sah auch mir ins Auge, drang mir bis ins Herz hinein,
Daß auch drin es Himmel wurde, heiter, wolkenlos und rein!

Übers Haupt mir spannten kühlend dichte Zweig' ihr grünes Zelt,
Sorgsam hat mit edler Labung mir den Tisch der Wirt bestellt:
Weißes Brot, das jene Saaten dargebracht als reichen Zoll,
Süßer goldner Wein, der saftig einst von jenen Hügeln quoll!

Und des Waldes duft'ge Beeren, runde Kirschen, purpurrot,
Die mich fast wie Küsse mahnten, die das schöne Land mir bot,
Wenn nicht eine süßre Botin eben dort trät' aus dem Haus;
Doch die schöne Schelmin richtet ihre Botschaft mir nicht aus!

Selig wie des Frühlings Rosen warst du da, mein Herz, erblüht,
Heiter, wie des Frühlings Sonne, warst du, Auge, aufgeglüht!
Sieh, da tritt ein Mann, ein fremder, durch die offne Gartentür,
Wallt heran zu meiner Laube, setzt sich an den Tisch zu mir.

O ihr fernen, sel'gen Brüder, die ihr wohnt in freierm Land,
Rasch und froh dem neuen Gaste hättet ihr gedrückt die Hand,
Und willkommen ihn geheißen, mitzutrinken euern Wein,
Festgenosse all des Glanzes rings und Reichtums euch zu sein!

Aber ach, ich dachte bange, als der fremde Mann genaht:
Ist es nicht vielleicht ein Diener unsrer finstern Hermandad,
Der da lauert auf Gedanken, wie im Forst der Wilddieb lauscht,
Ob kein Hirsch, kein allzu freier, arglos aus dem Busch nicht rauscht?

Der da spähet, was für Blätter meines Geistes Rebe treibt?
Ob des Sprößlings luft'ge Ranke sein am alten Stocke bleibt?
Der da die geheimsten Perlen meines Herzens wühlt empor,
Daß er dann die hellsten werfe den gefräß'gen Schweinen vor?

Also dacht' ich und verwandelt war mein Wein in Galle schier,
Und des Frühlings Purpurküsse mundeten nun nimmer mir,
Meines Herzens heitre Rosen dorrten ab, verwelkt alsbald,
Und ich sprang empor und stürzte in den öden finstern Wald!

Meine Stirne lehnt' am Baumstamm, und des Auges Träne rann;
Ach, vielleicht mit bittrem Unrecht kränkt' ich jenen fremden Mann!
Und vielleicht wohl ist er würdig, daß Vertraun ins Aug' ihm blickt,
Und des besten Mannes Liebe treu und warm die Hand ihm drückt!

O ihr Mächt'gen, die mit Argliſt Brüder ihr auf Brüder hetzt,
Und dem edelsten der Völker Mißtraun in die Herzen setzt,
Könnt ihr diesem blauen Himmel frei ins freie Auge sehn?
Könnt ihr jenen lichten Fluren, jenen Bergen Rede stehn?

Rings ist Glanz und Tageshelle, aber Nacht ist eure Tat!
Rings ist Offenheit und Freiheit, aber Mißtraun eure Saat!
Wollt ihr unsre Herzen wandeln, o verwandelt erst das Land!
Nimmermehr dann will ich murren, Wunsch und Träne sei verbannt.

Laßt die frischen grünen Felder öde fahle Heiden sein,
Drauf statt reicher, goldner Saaten Dorn und Unkraut nur gedeihn!
Setzt ein Volk auf diese Fluren, zwergig, träg und ungestalt,
Statt des starken, schönen, heitren, das sie blühend jetzt durchwallt!

Starr zu kahlem Krüppelholze sei der Hochwald eingeschrumpft,
Und der Strom, der blaue schnelle, sei zur Pfütze träg versumpft!
Jene Kette stolzer Berge sei ein Haufe Schutt und Sand,
Und die graue Distel krieche, wo die Rebe glorreich stand!

Es verhüll ein ew'ger Nebel unsern Himmel, blau und licht!
Solchem Land paßt eure Satzung, doch dem unsern paßt sie nicht!
Dann trompete euer Herold sie in Nebelnacht hinaus!
Dann entsendet eure Späher hündisch auf die Lauer aus!

Ob kein Hirsch, kein allzu dreister über euren Kirchhof springt?
Ob nicht allzu freie Ranken in dem Schutt ein Sprößling schlingt?
Ob nicht allzu helle Perlen jene trübe Pfütze hegt?
Allzuschwer wird er nicht schleppen, an dem Funde, den er trägt!

Doch, solang das Land noch blühend, saatenreich und frühlingsgrün,
Und das Volk gesund und fröhlich, kräftig noch und jugendkühn,
Mögt ihr nicht sein Brot vergiften, seine grüne Flur entweihn,
Seinen blauen Himmel trüben und vergällen seinen Wein!

Auf dem Schlachtfelde von Aspern.

Herbstlich über Asperns Fluren schien die Sonne müd' und lau,
Störche schifften schon nach Süden durch der Lüfte ruhig Blau,
Über stille weite Felder schritt ich einsam, unbelauscht,
Und mit mir ein kalter Herbstwind, der durch fahle Stoppeln rauscht.

Dachte dessen jüngst der Landmann, als er hier die Garben wand,
Daß in einem Menschenherzen manche ihrer Wurzeln stand?
Denkt der Städter, wenn beim Mahle er sein weißes Brot genießt,
Daß gedüngt es mit dem Blute eines Heldenbruders ist?

Aus der Lava, die einst glühend vom Vesuv herniederquoll,
Blühn, wie Leben aus dem Tode, saft'ge Reben grün und voll;
Doch die ihren Wein einst trinken unter kühlem Laubendach,
Dem Vesuv und seinen Schrecken sinnen sie wohl schwerlich nach!

Hier auch hat all seine Schrecken ausgetobt einst ein Vulkan,
Blut'ge, glühnde Lavafluten überströmten rings den Plan,
Schwarzer Rauch und Nachtgewölke hüllte tief den Himmel ein,
Wetterschläge krachten donnernd, Blitze zuckten flammend drein!

Wie dort am Vesuv die Lava einst manch' heitre Stadt verschlang,
So begrub sie viel der Edlen hier die weite Flur entlang;
Hundert Städte zu beleben, reichte wahrlich ihre Zahl,
Und nicht minder schön glomm ihnen noch des Lebens sonn'ger Strahl!

Gleich an frommer Kraft und Weisheit jenem edlen Plinius,
Der dort rettend seine Mutter trug durch Nacht und Lavaguß,
Also Karl, du hoher Sieger, trugst du kühn und glorreich da
Aus den Flammen und den Schrecken deine Mutter Austria!

Manch' gewaltiges Jahrhundert schritt schon am Vesuv vorbei;
Sieh, der fernsten Enkel Spaten schlägt der Lava Kruft' entzwei,
Und es steigt aus Schutt und Asche eine heitre Stadt ans Licht,
Manch ein Götterbild und Tempel, manch' unsterbliches Gedicht!

Östreichs Herkulanum nenn' ich, ihr Gefilde Asperns, euch!
Wär' an edlen, heil'gen Schätzen euer Schoß wohl minder reich?
Wahrlich, stieg in eure Tiefen rechten Sinns der rechte Mann,
Bald das Götterbild der Freiheit brächt' er uns ans Licht hinan!—

Wallt dann wieder einst durchs weite reiche Saatgefild mein Fuß,
O dann nickt wohl jede Ähre mit dem Haupt mir heitren Gruß;
Und wie Geisterharfen säuselt's aus den goldnen Halmen leis:
„Nicht umsonst floß unser Herzblut, denn es trug euch schönen Preis!"

Nachtgedanken.

Wenn in stillen Sternennächten Stadt und Land in Schlummer tief,
Und schon längst von Markt und Plätzen sich das laute Volk verlief,
O wie dann mein Fuß so gerne durch die leeren Gassen wallt,
Wo durch ferne, weite Straßen dumpfen Klangs sein Tritt verhallt!

Wie ein großes ödes Schlachtfeld, schweigend liegt die Stadt vor mir,
Kleine Leidenschaften fochten ihre kleinen Schlachten hier;

Jetzt doch liegt gebreitet drüber große, stille Totenruh,
Und nur Geister und nur Träume wallen leise ab und zu.

Droben leuchten die Gestirne! Jeder Stern im blauen Raum
Hat sein Menschenherz hier unten, dem er bringe lichten Traum;
Drum wohl tun sie so geschäftig, wenn wir nachts im Schlummer ruhn!
Doch es hat mein Sternlein droben heute wohl nicht viel zu tun? —

Schüttle, Himmel, deine Sterne nieder auf den Erdenball,
Dicht als goldne Saatenkörner in der Schläfer Herzen all!
Daß die blanke Silberblüte lichten Traums am nächsten Tag
Frei als reiche Frucht erwachsen, hell und golden schwellen mag!

Lieblich plätschern dort die Brunnen, silbern steigt des Springquells Pracht,
Rosen und Violen duften von den Fenstern durch die Nacht,
O wie süß dort vom Balkone Nachtigallenlied erschallt!
Fast bedünkt es mich, als wallte fern ich durch den grünen Wald.

Über Quell und Rosen aber, und Viol' und Nachtigall,
Über Domen und Palästen stand des Mondes Strahlenball,
Wie ein leuchtender Gedanke heil'ger Freiheit, licht und klar! — —
O wie schade, jammerschade, daß es rings der einz'ge war!

Wohin!

Eine Schwalbe in den Lüften, die sich nach dem Süden schwingt,
Eine Kugel, die mit Knalle aus dem Rohr des Schützen springt,
Wollt' ums Ziel, wohin sie reisen, diese zwei mein Fürwitz fragen,
Eine schöne, luft'ge Antwort wüßten beide wohl zu sagen.

Männer, die mit finstrem Mißtraun heitre Herzen ihr erfüllt,
Schuldlos Volk in Fesseln schmiedet, lichten Tag in Nacht verhüllt;
Wollt' an euch dieselbe Frage neubegierig dreist ich wagen,
Wüßtet ihr solch' helle Antwort mir wohl auch darauf zu sagen?

Wärt ihr nicht so fromm und sittsam, würd' ich fast zum Wahn gebracht,
Daß verbotner Liebe pflegen, in der selbsterschaffnen Nacht,
Oder daß ihr wollt im Dunkeln schleichen, Dieben gleich, nach Beute!
Doch ihr seid ja viel zu heil'ge, viel zu ehrenfeste Leute!

Wärt ihr nicht so klug und weise, schient ihr mir beinah zu sein
Narren, die Berührung scheuen, gläsern wähnend Steiß und Bein,
Toren, die den ganzen Frühling aus dem Lande wollen jagen,
Fürchtend, eine Blütenknospe könn' im Fallen sie erschlagen!

Wärt ihr nicht so reich und mächtig, sternbesetzt und samtbedeckt,
Müßt' ich euch für Bettler halten, die das Tageslicht erschreckt,
Weil's durch schlechtgeflickte Fetzen ihre Blößen läßt erblicken,
Oder gar vielleicht als Brandmal einen Pranger auf dem Rücken!

Sagt's heraus, wohin soll's führen? welches mag das Ziel euch sein?
Könnt ihr Red' und Antwort stehen? — o beim Himmel, nein, o nein!
Doch fürwahr, ich kann's statt eurer! Will der Zukunft Bild entrollen,
Wie ihr's formet, wenn's nicht früher gute Götter wenden wollen!

Wir sind alle längst gestorben, schlummernd in den Särgen tief,
Während über unsre Gräber längst ein neu Geschlecht schon lief,
Offnen Ohrs für Lug der Heuchler, Tagesscheue in den Blicken,
Für die Lasten seiner Herren gut gebogen seinen Rücken.

Seiner Fürsten Zepter formte sich zum Weihbrunnsprengel um,
Und ihr Purpur, der verschwärzte sich zum mönchschen Pallium;
Aus den alten Tagen mochten nur die Weihrauchfässer bleiben,
Die noch immer, lustig qualmend, obligate Wolken treiben.

Pressen kennt man nicht im Lande, wenn auch Bengel wohl bekannt,
Und vom Drucke gar weiß niemand, höchstens nur das Volk und Land;
Gänse haben gute Tage, man berupft nicht ihre Leiber,
Denn ans Schreiben denkt hier niemand, als im Steueramt die Schreiber.

Am Katheder trägt's der Lehrer schaudernd seinen Schülern vor:
Wie zwei fürchterliche Inseln ragen nah am Pol empor,
Eine voll von Kannibalen, menschenfressend gleich den Raben,
Eine andre, wo da wohnen Menschen, die Gedanken haben!

Hie und da nur brennt ein Lämpchen aus der alten bösen Zeit,
Durch die Nacht hin wälzt sich träge heisrer Glocken dumpf Geläut;

Aar und Lerchen, unser Wappen, ist von Tor und Turm geschlagen,
Eul' und Fledermaus statt dessen im Triumph hinaufgetragen.

Horch, was läuten alle Glocken? „Man begräbt den größten Mann!"
Nennt mir eures Helden Großtat! „Dort, sein Leichenstein sagt's an:"
„„Traure Welt um diesen Toten! Wandrer, weinend magst du's lesen,
Selbst die Scheelsucht rühmt's, daß niemand ihm an Dummheit gleich gewesen!""

Durch die Straßen tönt die Trommel: ein Edikt wird kund gemacht!
„Abgeschafft sind die Laternen; gänzlich sei's in Zukunft Nacht!
So wills allerhöchste Gnade, überzeugt aus tiefen Gründen,
Daß das Volk wohl auch im Finstern kann den Weg zum Munde finden."

Ew'ge Nacht ist eingebrochen übers ganze arme Land,
Ew'gen Nebels dichte Schleier ruhn darüberhin gespannt;
Mond und Sterne sind erblichen, ein Gestirn doch blieb noch immer:
Nur das Sternenbild des Krebses, deutungsvoll in fahlem Schimmer.

Doch vor Sankt Liguoris Kirche, auf der Bank sich streckend breit,
Ruft ein heil'ger Mann behaglich: Welch ein schöner Tag ist heut! —
Aber wir verruchten Toten, packend Sarg und Grabgewande,
Tragen sie zu bessrer Ruhstatt fort aus unserm Vaterlande!

Warum?

Seht, sie haben an das Rathaus aufgeklebt ein neu Edikt,
Drauf aus den geschlungenen Lettern noch manch andre Schlinge blickt;
Ein possierlich kleines Männlein liest's und hält sich still und stumm,
Unterfängt sich nicht zu murren, leise frägt es nur: Warum?

Auf der Kanzel stöhnt, wie Eulen, wimmernd gegen Sonnenlicht,
Hier ein Mönch, an dem die Kutte wohl das einz'ge Dunkle nicht,
Dort ein Abt, an dem der Krummstab wohl nicht alles ist, was krumm;
Stets gelassen hört's der Kleine, lispelnd leise nur: Warum?

Wenn mit Hellebard' und Spießen sie auf Spatzen rücken aus,
Wenn sie lichtscheu ohne Fenster aufgebaut ihr neues Haus,
Wenn das Schwert, das sie befreite, sie zu Fesseln schmieden um,
Sieht er's ruhig und gelassen, fragt nur still vor sich: Warum?

Wenn sie mit Kanonen schießen auf die Lerche, leichtbeschwingt,
Die, wie ein Gebet der Freiheit, singend durch die Wolken dringt,
Wenn den Dichtergaul am Markte sie beim Schwanze zäumen um,
Will er drob sogar nicht lachen, sondern seufzet nur: Warum?

Auf der Sprache garbenreichem unermeßnem Erntefeld
Hat ein einz'ges goldnes Körnlein er sich liebend auserwählt;
Und aus ihrem reichen Meere, rauschend laut um ihn herum,
Fischt er eine einz'ge Perle, nur das Männerwort: Warum?

Doch der weise Rat bescheidet streng vor sich den Mann und spricht:
„Eurer frevelhaften Frage ziemt, fürwahr, die Antwort nicht!
Unser Tun, es sei dem Volke ein verschlossnes Heiligtum!"
Ruhig hört den Spruch das Männlein, nur bescheiden fragt's: Warum?

Wütend springen all vom Sessel, daß der Ratstisch taumelt drein!
In Arrest bei Brot und Wasser ziehn sie den Rebellen ein,
Lassen in den Bock ihn spannen, und in Eisen schließen krumm:
Doch er duldet's still gelassen, spricht kein Wörtlein als: Warum?

Morgens muß er gehn zur Beichte, dann aufs Feld im Karren fort!
Schützen stehn in Reih und Gliede, laden stumm die Flinten dort:
Feuer! ruft's, die Röhre krachen! Blutig sinkt der Frevler um,
Doch von bleichen Lippen schaurig stöhnt es röchelnd noch: Warum?

Über seine Leichengrube wälzen sie noch einen Stein,
Dann zum feierlichen Hochamt eilen sie zum Dom hinein,
Brünstig danken sie dem Himmel, daß der Schreier endlich stumm,
Doch bei Nacht auf seinen Grabstein schrieb ein Schalk das Wort: Warum?

Sieg der Freiheit.

Freiheit iſt die große Loſung, deren Klang durchjauchzt die Welt;
Traun, es wird euch wenig frommen, daß fortan ihr taub euch ſtellt!
Mild und bittend ſprach ſie einſtens; eure Taubheit zwang ſie jetzt,
Daß ſie in Kanonendonner nun ihr Wort euch überſetzt.

Freiheit, die erkorne Jungfrau, ſchwingt das Banner unſrer Zeit;
Daß fortan ihr blind euch ſtellet, o fürwahr, es hilft nicht weit!
Da ihr nicht geſehn das Banner, als es weiß und rein und hell,
Ei was Wunder, wenn mit Blute ſie's gefärbt nun rot und grell!

Ihr nur habt die ſchöne Jungfrau mit dem Kriegesgott gepaart:
Waffenſpiel und Kriegsgewänder ſind wohl ſonſt nicht ihre Art;
Aber ſiegen muß ſie immer! dies bleibt ihre Art und Macht,
Über Herzen in dem Hauſe, über Speere in der Schlacht!

Wenn mit Rocken nicht und Spindel, und mit Wort und Blicken
ſüß,
So als erzgeſchuppte Pallas mit dem Schwert und Schild gewiß!
Und bei uns auch wird ſie ſiegen, ja ich künd' es laut und frei;
Wunſch und Hoffnung meines Herzens rieſen gern den Sieg herbei!

Dort auf dem vulkan'ſchen Boden muß wohl ein Veſuv es ſein,
Der die Luft mit Flammenruten wieder fege hell und rein!
Dort auf ſtürmereichem Meere tobt ſich erſt das Wetter aus,
Eh' erhellt, gereint, geläutert prangt des Äthers blaues Haus!

Doch in unſrem Rebenlande, hier in milder Blütenau,
Gnügt ein lauer Frühlingsregen, friſche Luft und Morgentau!
Fürchtet nicht die edle Gährung; gährt ja doch auch unſer Wein,
Daß er zwiefach dann erquicke, doppelt golden, ſüß und rein!

Nicht das Schwert ſei unſre Waffe, nein, das Wort, Licht und
Geſetz!
Denn der fröhlich heitre Sieger iſt der ſchönſte Sieger ſtets!
Seht den Lenz, den Freiheitshelden, lernt von ihm es, wie man
ſiegt,
Wenn mit dem Tyrannen Winter er im harten Kampfe liegt!

Winter iſt ein Erzdeſpote, ein gar arger Obſkurant,
Denn in ſeine langen Nächte hüllt' er ewig gern das Land;

Winter iſt ein arger Zwingherr; in den eiſ'gen Felſen feſt
Hält des Lebens freiheitluſt'ge friſche Quellen er gepreßt.

Sieh, im Lager überrumpelt hat den trägen Alten ſchnell
Jetzt mit ſeinem ganzen Heere Lenz, der fröhliche Rebell!
Sonnenſtrahlen ſeine Schwerter, grüne Halme ſeine Speer'!
O wie ragen und wie blitzen Speer und Schwerter ringsumher!

Seine Trommler und Trompeter das ſind Fink und Nachtigall,
Seine Marſeillaiſe pfeifen Lerchen hoch mit lautem Schall,
Bomben ſind die Blumenknoſpen, Kugel iſt der Morgentau!
Wie die Bomben und die Kugeln fliegen über Feld und Au!

Und den Farbeloſen, denen die drei Farben ſchon zu viel,
Zeigt er keck des Regenbogens ganzes buntes Farbenſpiel!
Als Kokarden junger Freiheit hat er Blüten ausgeſät,
Ha, wie rings das Land voll bunter, farbiger Kokarden ſteht!

Rundum hat die Städt' und Dörfer der Rebell in Brand geſetzt:
Ja, im goldnen Sonnenbrande glänzen hell und blank ſie jetzt!
Drüber flatternd hoch ein Banner ätherblau und leuchtend weht
Drin als Schild ein Rosenwölkchen mit der Inſchrift: Freiheit! ſteht.

Hei, der Winter iſt geſchlagen! und mit ſeinem Feſſelband,
Seinem Froſte, ſeinen Nächten, flieht er fort nun aus dem Land!
Frei und fröhlich zieht ſtatt ſeiner raſch der junge Sieger ein
Mit Geſang und grünen Kränzen, Blütenſcherz und Sonnenſchein!

Und in grüne Farbe kleidet er Gebirge, Tal und Hain:
Freiheit geb' ich euch, und Gleichheit! Gleich beglückt ſollt all ihr ſein! —
Solch ein heitrer Sieg des Lichtes kröne dich, mein Öſterreich,
Und dem ſchönſten Frühlingstage werde deine Freiheit gleich!

Antworten.

„Dichter, bleib' bei deinen Blumen! Nicht an Thronen frech gemeiſtert! —
Wenn dich mehr als Blumenkronen eines Fürſten Kron' begeiſtert,
Feire, wie's ſo manch beſcheidner, vaterländ'ſcher Sänger tut,
Hohe Feſt- und Namenstage, huldigend mit Sangesglut!“

Hohn bedünkt es mich, den Fürsten sonst zum Ruhme nichts zu singen,
Als daß sie geboren wurden, und auch Namen gar empfingen!
Buben mögen solches rühmen! Aber schweigen laßt mein Lied,
Bis es große Taten ragen, Licht und Freiheit strahlen sieht!

„Wie du doch so unerträglich! Freiheit stets, und Freiheit wieder!
Stets dasselbe Liedlein leiernd! Kennst du sonst denn keine Lieder?
Willst du winseln nur und klagen, nimm dir doch ein andres Ziel!
Suche andre Stoff' und Weisen, in der Welt ist Jammers viel!"

Soll ich unser Land wohl schmähen? O kein schönres find ich wieder!
Soll ich unser Volk verlästern? Das ist treu und gut und bieder!
Einen Fehl nur haben beide: daß die Freiheit ihnen fehlt,
Drob das Herz nur eine Klage, nur ein Lied den Mund beseelt!

„Ei, dein Schmerz sei dir gelassen! Doch was störest du die andern,
Die zu euren schönen Bergen, duft'gen Wäldern fröhlich wandern,
An der reifen Saat sich freuend, labend sich am goldnen Wein?
Was in ihren Jubel rasselst du mit unsern Ketten drein?"

Eben weil in solchem Jubel, zwischen solchem Blütenleben,
Zwischen goldner Saaten Säuseln, zwischen Kränzen duft'ger Reben,
Unter Bäumen grün und laubig, unter Lerchen leichtbeschwingt,
Das Gerassel arger Ketten gar so wunderschaurig klingt!

Hymne an Österreich.

Riesin Austria, wie herrlich glänzest du vor meinen Blicken!
Eine blanke Mauerkrone seh' ich stolz das Haupt dir schmücken,
Weicher Locken üpp'ge Fülle reich auf deine Schultern fallen
Blonden Golds, wie deine Saaten, die im Winde fröhlich wallen.

Festlich prangt dein Leib, der wonn'ge, in dem grünen Samtgewande,
Dran als Silbergurt die Donau und die Rebe als Girlande;

Leuchtend flammt dein Schild, der blanke, welchem Lerch' und Aar entſteigen,
Aller Welt von deinem Bündnis mit dem Tag und Licht zu zeigen!

Farbig iſt ein Blumenteſtrich dir zu Füßen aufgegangen,
Eine Garde ſtolzer Eichen ſeh' ich im Gefolg' dir prangen,
Kön'gen gleich in Purpurmänteln deine hohen Berge ragen,
Die als Kronen ſchmucke Burgen hell im Morgenrote tragen.

Hier biſt du die Braut, die heitre unter Blüten an der Quelle,
Kränzend ſich mit Perl' und Roſe, ſpiegelnd ſich in klarer Welle!
Dort gleich mut'ger Amazone nach erſiegter Schlacht zu ſchauen,
Erzumpanzert und gewaltig, doch voll Schönheit ſelbſt das Grauen!

Wie im hohen Göttertempel glorreich einſt Pallas Athene,
Stehſt du da in ſtiller Weisheit, heil'ger Kraft und milder Schöne!
Aus den lieben ſüßen Augen muß ein hoher Geiſt auch ſprühen,
Unterm üpp'gen ſchönen Buſen dir ein edles Herz auch glühen.

In der Hand des Wiſſens Bücher hältſt du ſiegreich aufgeſchlagen,
Wiſſend, daß, wie deine Saaten, ſie manch goldnes Körnlein tragen,
Daß, wer hat geſunde Augen, Tageslicht vertragen lerne,
Und noch keine Hütt' in Flammen ward geſteckt durchs Licht der Sterne.

Erz berührt und Stein und Leinwand deine Zauberhand nur ſachte,
Sieh, da als ein Gott lebendig ſpringt der Marmor aus dem Schachte,
Sieh, da lebt und ſpricht die Leinwand, fröhlich klingen die Metalle,
Und der Kunſt geweihte Dome ragen hoch zur Sternenhalle!

Freiheit prangt als heil'ge Loſung über deinen Friedenshütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern, drunter je dein Volk geſtritten;
Beſſer als die Händ' in Feſſeln taugen dir die feſſelloſen,
Sei's das Schwert der Schlacht zu ſchwingen, ſei's zu pflücken Friedensroſen.

Doch: Vertrauen! heißt die Feſſel, die dir gilt, dein Volk zu binden,
Und um Brüder ſie und Brüder und um Fürſt und Volk zu winden;
Wenn der heil'ge Regenbogen ſtolz ſich wölbt durch Wettergrauen,
Strahlt aus ihm herab das große, ſchöne, ew'ge Wort: Vertrauen!

Drum wohl darfſt du ſtolz und freudig, Auſtria, dein Haupt erheben,
Durch der fernſten Zeiten Nebel wird dein Schild noch glänzend ſchweben!
Viel hat dich der Herr geſegnet, doch du darfſt auch rühmend ſagen,
Daß bei dir die edlen Keime reich und herrlich Frucht getragen! —
Alſo klang jüngſt meine Hymne. Sonſt, wenn Dichter Hymnen ſingen,
Glänzt ihr Aug' wie Sonnenjubel, jauchzt ihr Herz wie Harfenklingen?
Doch wie mocht' es denn geſchehen, daß ich mußte bei der meinen
So aus tiefſtem, vollſtem Herzen viel der bittren Tränen weinen?

Sankt Stephans Eid.

Wie die Glocken hell des Morgens heut zu Weißenburg getönt!
Jetzt iſt's wieder ſtill geworden, und der König iſt gekrönt! —
Sieh, nun tritt er aus dem Dome, purpurſtrahlend, glanzverklärt,
Auf dem Haupt die neue Krone, in der Hand das blanke Schwert.

Englein ſchmiedeten die Krone, wie die fromme Sage ſpricht,
Aus Demanten ſonnenhelle, aus Rubinen morgenlicht!
Doch ein derber Schmied zu Dobſchan ließ erglühn am Flammenherd,
Schlug mit Hämmern auf dem Amboß das gewalt'ge ſcharfe Schwert.

Vor dem Stadttor ragt ein Hügel, deſſen Pfade Teppich ſchmückt,
Drein des Landes helle Farben, rot und weiß und grün, geſtickt;

Unten harrt der greise Kanzler, hält empor mit stolzem Mut
Hoch das samtne Purpurkissen, drauf des Landes Satzung ruht.

Rings geschart in weitem Kreise Ungarns edle Völkerkraft!
Hohe bärtige Magnaten mit dem Kern der Ritterschaft,
Äbt' und Bischöf' in den Infuln mit dem Krummstab und Brevier,
Und des Reiches Bannerträger mit dem flatternden Panier!

Auf den Hügel sprengt der König, jung und blühend, hoch zu Pferd,
Nord- und südwärts, west- und ostwärts, schwingt er flink sein blankes Schwert;
Dann, gleichwie ein goldnes Standbild, steht er ruhig festgebannt,
Und empor zum blauen Himmel hebt er feierlich die Hand:

„Sei gegrüßt, mein Volk, und höre! Nimm aus meines Kanzlers Hand
Die Geschenke deines Königs, meiner Liebe erstes Pfand!
Freien Willens, freien Herzens geb' ich Freiheit dir und Recht,
Dem ich mich der erste beuge huldigend als treuer Knecht!

Ich beschwör's beim ew'gen Himmel, der im Sturm selbst Segen sprüht,
Ich beschwör's beim eignen Herzen, das im Zorn selbst Liebe glüht,
Nicht zu herrschen blind nach Willkür, nein, nach Recht und Satzung stets!
Fürsten sind nicht immer weise, nie ein Tor ist das Gesetz.

Und, beim Himmel, aufrecht halten will ich's heilig, fest und treu,
Nie nach eignem Hirn es deuteln, nach Gelüst es modeln neu!
Will auch nicht in seiner Klammer halten mehr ein einzler Stein,
Falle drob doch nicht das ganze wohlgefugte Bauwerk ein!

Wend' es Gott, daß je ich führe in den Kampf fürs Unrecht euch,
Daß dem Schild des Brudermörders meines Volks Geschichte gleich,
Drauf, so prunkvoll auch das Wappen, grausenhaft ein Blutfleck spricht!
Keine Träne, keine Quelle wäscht ihn wieder rein und licht!

Ich beschwör' es, zu bewahren glänzend meines Landes Ruhm,
Blank wie Krieger ihren Panzer, sorgsam, wie ein Heiligtum!

Einem garbenreichen Saatfeld ist des Volkes Glück wohl gleich,
Doch sein Ruhm dem Ätherdome, glanzerfüllt und sternenreich!

Ich beschwör's, zu treuem Rate gern mein Ohr und Herz zu leihn,
Nie des Freien Wort zu fesseln, sei er noch so schwach und klein!
Nicht in reichen Fürstengärten, wo ihr sie zu finden hofft,
Auf verlaßner, stiller Heide blüht die schönste Rose oft.

Ich beschwör's, mit eurem Gute hauszuhalten karg und weis',
Dran der Witwe Tränen kleben, und des armen Landmanns Schweiß!
Wie doch könnte jenem munden noch sein süßer goldner Wein,
Der die schönste seiner Perlen in den Becher warf hinein?

Ich beschwör's, zu sein ein Vater meinem Volke immerdar!
Haltet nicht dies Herz zu enge für die große Kinderschar!
Vaterherz ist doch an Liebe doppelt groß und reich und warm,
Zu umschlingen und zu schirmen reicht um all' ein Vaterarm!"

Längst verweht sind schon die Lüfte, die der Königseid durchhallt,
Über jene grünen Fluren sind Jahrhunderte gewallt,
Jenes Bollwerk von Vasallen, rings als Riesenwand erhöht,
Ist in Asch' und Staub zerfallen und in alle Wind' gesät!

Doch es wahrt die Burg zu Ofen Stephans Mantel, Kron' und Schwert,
Wächter, blank in Waffen, schirmen jener Schätze teuren Wert;
Wenn sie einen König krönen, wird er damit angetan.
Ach, daß man doch Stephans Geiste keine Wächter stellen kann!

Sieht das Volk dann Stephans Mantel, wünscht es auch sein Herz hinein!
Sieht sein Schwert es wieder schwingen, — möcht' es doch sein Arm auch sein!
Sieht es seine Krone blinken, — weckte seinen Geist sie neu!
Hört es Stephans Eidschwur tönen, — hielt ihn jeder auch so treu!

Kaiser Rudolf der Zweite.

„Wohl gestorben ist der Kaiser; denn wie ließ er's sonst geschehn,
Daß im Ratsaal Willkür sitze, führerlos die Völker gehn,

Daß ſein Auge blind geworden, taub ſein Ohr für unſre Not?
O der Kaiſer iſt geſtorben! Warum hehlt ihr uns den Tod?"

Alſo vor der Burg des Herrſchers rief des Volkes Schar empor.
Sieh, da tritt ein Mann im Purpur nickend zum Balkon hervor;
Herr Rudolfus iſt es ſelber! Schnell doch zieht er ſich zurück! —
Daß der Kaiſer noch am Leben, ach, bezweifeln kann's kein Blick!

Voll Quadranten, Himmelsgloben prangt im Schloß ein Kämmerlein,
Mit dem weiſen Sternendeuter ſchloß ſich dort der Kaiſer ein,
Daß der Supplikanten Menge ihre Forſchung ſtöre nicht,
Und der Kanzler nicht zur Unzeit bringe läſtigen Bericht.

Viel und Wicht'ges gibt's zu ſchlichten, nach den Uhren muß er ſehn,
Horoſkope muß er ſtellen, in den Zauberſpiegel ſpähn,
Güldne Kettlein muß er ſchmieden, — wo bleibt da fürs Volk noch Zeit? —
Und, fürwahr, in allen Künſten bracht' es Herr Rudolfus weit!

Er entdeckt ein neues Sternbild, — jenen hellen Stern zwar nicht,
Der von Thronen über Völker ſegnend ausſtrahlt mildes Licht! —
Nein, ein Stern am Abendhimmel war es, den ſein Auge fand,
Der in ſeines Aſtrologen Himmelskarte noch nicht ſtand.

Er durchſann ein künſtlich Uhrwerk, — zwar nicht jene Räderwelt,
Deren regelrecht Getriebe Staat und Volk im Gang erhält, —
Nein, ein ſeltnes Werk von Rädern, von der Kaiſerhand gebaut,
Und mit ſüßem Glockenklange Tag' und Stunden grüßend laut.

Er erzog ſich eine Taube, — zwar die Friedenstaube nicht,
Zwiſchen Volk und Herrſcher ſchwebend, mit dem Ölzweig, grün und licht, —
Nein, ein weißes Turteltäubchen, das im Lenz er ſendet aus,
Daß es friſche Zweig' und Blumen bringe in ſein finſtres Haus.

Ja, er zähmte einen Löwen, — nicht der Völker Zwietracht Leun,
Der, die blut'ge Mähne ſchüttelnd, ſeinem Lande mochte dräun! —
Nein, den König heißer Wüſte zog geſchmeidig er und zahm,
Daß nur aus der Hand des Kaiſers er ſein täglich Futter nahm. — —

Einſt des Abends, noch ſein Antlitz zugekehrt dem Sternenreich,
Lag entſchlummert in dem Armſtuhl Herr Rudolfus, kalt und bleich,
An den Händen, an des Zepters und des goldnen Apfels Stell',
Die kriſtallne Zauberkugel und ein Fernrohr blank und hell.

Den Verluſt empfinden alle, die er vatergleich gepflegt,
Sein Begängnis feiern alle, die er liebevoll gehegt:
Aus den Fenſtern fliegt die Taube zu dem ſtillen Kirchhof hin,
Und zurück dann bringt zur Leiche ſie ein Zweiglein Rosmarin.

Fremdem Blick entſchwand das Sternlein, ſeit verlöſcht des Auges Brand,
Das allein den kleinen, hellen unter Millionen fand;
Trank und Koſt verſchmähend ſtreckte auf ſein Totenlager bald
Sich der Löwe, ſeit die Hände, die ihn nährten, ſtarr und kalt.

Gleich dem Herzen ſeines Meiſters will das Uhrwerk nimmer gehn,
Und auf ſeiner Todesſtunde blieb der goldne Zeiger ſtehn.
Dieſes alles iſt geſchehen, als Rudolfens Geiſt entſchwebt. — —
Nur das Volk alleinig glaubte, daß ſein Kaiſer fort noch lebt.

Die ledernen Hoſen.

Hoch auf ſeiner Burg in Öſtreich hauſt ein luſt'ger Rittersmann,
Hold des frommen Manns Lutheri neuen Lehren zugetan,
Die aus dumpfen Kloſtermauern frei und leuchtend einſt entſtiegen,
Wie aus ſchwarzen Felsgeklüften Scharen weißer Tauben fliegen.

Und ſie flogen bald auch ſiegreich über Öſtreichs Fluren hin,
Die Verwegnen ſah mit Zürnen Kaiſer Ferdinandus ziehn,
Und Edikte ließ zermalmend über ſie vom Thron er fallen,
Wie von hohen Felſenhorſten Geier mit den ſcharfen Krallen.

Sonntags früh, als die Gemeinde Glockenklang zur Kirche ruft,
Wallt im grünen Forſt der Ritter, freuend ſich an Laub und Duft:
„Wer den Herrn nicht kann im Walde, kann ihn auch im Dom nicht ehren,
Und wen nicht die frommen Blumen, wird kein Pfäfflein auch bekehren."

Sieh, da rauſcht' aus Buſch und Dickicht ſtolz ein Edelhirſch empor,
Doch es ſtreckte ſchnell zu Boden ihn des Ritters Feuerrohr:
„Wer zu Mittag da des Sonntags ſeinen Braten will genießen,
Ei, der wird dazu das Wildbret doch wohl auch ſich dürfen ſchießen.“

Als der Ritter kehrt zum Schloſſe, ſteht der Pfarrer vor dem Tor,
Stolz, wie im Triumphe, haltend hoch ein Pergament empor:
„Wer des Sonntags, ſtatt der Meſſe, Feld- und Weidwerks ſich befliſſen,
Soll's mit hundert Golddukaten in den Schatz des Kaiſers büßen!

Während Ihr in Wäldern Hirſche, oder Böcke ſchießt vielmehr,
Ward verkündet von der Kanzel dies Edikt ſo inhaltſchwer.
Mögt verzeihen, edler Ritter, wenn ich's Euch bedauernd ſage,
Daß das Meß- und Predigtſchwänzen ſelten goldne Früchte trage!“

„Diesmal,“ ſprach der Ritter lächelnd, „trug's doch Gold, wenn auch nicht mir!
Doch mir bleibt die Haut des Hirſches: im Edikt ſteht nichts von ihr!
Heil dem übergnäd'gen Kaiſer, der uns doch die Haut will laſſen!
Seht, vielleicht zu einem Wamſe oder ſonſt was kann ſie paſſen!“ — —

Einſt nach Jahren, als der Kaiſer heim von ernſter Fahrt gekehrt,
Lud er vor den Thron zu Hofe ſeine Edlen, treu und wert:
Jeder mög' in ſeinem Kleide dann des Landes Farben führen,
Oder ſonſt mit ſeinem ſchönſten, köſtlichſten Gewand ſich zieren!

In dem Kaiſerſaale wimmelt's von Gewändern rot und weiß,
Samt und Perlen, Gold und Demant glühn und ſtrahlen rings im Kreis,
Drüberhin mit Wohlbehagen ſcheint des Kaiſers Aug' zu wallen,
Aber plötzlich ernſt und zürnend läßt auf einen er es fallen.

Und er ruft dann halb mit Lächeln, halb mit droh'ndem Ungeſtüm:
„Seht, ihr Herrn, doch dort den Bauer und ſein Hoſenungetüm!
Traun, die gelben Lederhoſen reichen ihm faſt bis zum Kragen!
Freund, warum willſt du des Landes oder meine Farb' nicht tragen?“

„Herr, weil Ihr zu oft sie wechselt!“ spricht der Ritter drauf mit Mut,
„Doch des Landes Farben passen für uns Bauernvolk nicht gut!
Vor dem roten grellen Kleide würden scheu uns alle Stiere,
Und das zarte Weiß stets fürchtet, daß es Gras und Laub
beschmiere.

In den teuersten Gewändern, Herr, beschied man uns heran,
Drum die köstlichste und schönste meiner Hosen zog ich an,
Denn mit hundert goldnen Füchsen mußt' ich sie Euch selbst
bezahlen.
Wer noch kann mit solcher Hose und mit solchem Schneider
prahlen?“ –

Wackrer Ritter, aus dem Himmel blickst du nun auf ird'schen Kram,
Wo so gänzlich aus der Mode deine Lederhose kam,
Wo in Seid' und Samt wir prunken! — Lächelnd doch siehst du
die Gecken
Unbewußt, bis an den Kragen, tief in Lederhosen stecken.

Maria Thereſia.

Weiße Roſſe, ungeduldig, stampfen vor dem Kaiserschloß,
Unten harrt die Staatskarosse und der Diener goldner Troß;
Oben in der Burg Gemächern weilt die junge Kaiserin,
Festlich zu dem Kirchenzuge schmückend sich mit bangem Sinn.

„Mädchen, gib mir an den Busen jenes Kreuz rubinenrot,
Daß mein Auge sich gewöhne oft zu schauen Kreuz und Not!
Flecht' ins Haar mir jene Perlen, daß sie meinen Blicken fern!
Denn an meines Volkes Tränen mahnen sie mich allzugern!

Lege mir an Brust und Nacken Diamant und Edelstein,
Daß doch etwas an dem Busen sei, nach Fürstenart, von Stein!
Reiche mir den Ring der Liebe, daß sein goldnes festes Band
Vor des schweren Zepters Schwielen schütze meine zarte Hand!

Drücke meiner Ahnen Krone gut mir in das weiche Haar!
Ach, nicht fest auf jenem Haupte ruht ihr goldner Reif, fürwahr,
Wo die weiche seidne Locke um den Rang mit ihr noch kriegt,
Und vielleicht in solchem Kampfe wunderbar der Kron' obsiegt!

Hefte feſt den Purpurmantel! Wie erträgt das ſchwache Weib
Seine Laſt, die Heldenmännern niederbog den kräft'gen Leib?
Pagen, faßt die goldne Schleppe! Wohl bedarf ich ja der Hand,
Die mir liebreich tragen helfe meines Purpurs ſchwer Gewand.

Reicht mir einen blanken Spiegel! — Doch im Glaſe aufgeglüht
Winkt ein Frühling, der voll Lilien, voll von ſüßen Roſen blüht!
Ach, der Lenz der waffenloſe, mild und lächelnd iſt zu ſehn,
Wo ein Fels im Morgenrote majeſtätiſch ſollte ſtehn!

Denn ihr finſtres ernſtes Antlitz ſchüttelt meine Zeit voll Schmerz!
Ihren Unmut zu beſiegen frommte eine Hand von Erz!
Doch ich kann die finſtren Locken und des Grames Faltenſpur
Ihr mit weicher Hand gelinde ſtreicheln aus dem Antlitz nur!"

Und es ſank ihr auf den Buſen eine Träne hell und licht,
Aber unter den Demanten da bemerkte man ſie nicht!
Sie doch ſah den feuchten Demant auf dem dürftigen Gewand
Jenes armen Manns, der bettelnd an der Kirchenpforte ſtand.

Tief bewußt der eignen Ohnmacht wallt das ſchwache ſchöne Weib,
Aber ſieh, die Kraft der Männer beugt vor ihr den ſtolzen Leib!
O wie hoch für ſolche Schwäche der Begeiſtrung Banner brauſt,
Doppelt ſcharf die Schwerter blitzen, doppelt kräftig jede Fauſt!

Sein Bild.

Sein Lob iſt nicht ein Loblein.
Walter v. d. Vogelweide.

Dicht umwogt von Volksmenge ragt ein luſtig farbig Zelt;
Ei, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Birgt ſie nicht die ſchönſte Perle, Muſcheln gleich, in ſchlichtem Schrein?
Hüllt ſie nicht das ſchönſte Antlitz wie ein neid'ſcher Schleier ein?

Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, des Zeltes Hülle ſank,
Und enthüllt ein rieſig Standbild, erzgegoſſen, hell und blank!
Wie zur Huld'gung, trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Jauchzend, daß die Sterne bebten, ſchlug des Volkes Ruf empor!

Ruhig auf granitnem Sockel ſchwebt das Kaiſerbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den ſelbſterrungnen Kranz!

Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen über sein geliebtes Land.

Ja, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel du erkannt,
Und an deinem großen Werke bauend fest mit ehrner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand aus Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch, fürwahr, ein solcher bloß,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos:
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Tau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn' und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz! —
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand,
Aber eine Rose gerne säh' ich in der ehrnen Hand!

All dein Ringen nach dem Lichte, all dein Tun in ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrotes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrne Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
Drum im Kampf er ausgedauert, stammt es nicht aus Morgenlicht?
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ros'ger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugerne säh' ich in der ehrnen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeihn!
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzkoloß, sein Bild du sein!
Nur ein Bildnis unsrer Zeiten dünkst du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrne Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist.

Gastrecht.

Alexander Ypsilanti stürzt vom Schlachtfeld kampferhitzt,
Wo die Freiheit ihres Blutes letzten Tropfen hat verspritzt,
Wo er einen hohen Orden sich gewonnen, unbewußt,
Eine schöne Heldenwunde, klaffend vorn an seiner Brust.

So mit stolzer Purpurrose seinen Busen ausgeschmückt,
In der Hand den Stumpf des Schwertes, kampfzerbrochen und zerstückt
Tritt der Held auf Östreichs Boden, — o beträt' er ihn doch nicht!
Beut vertrauend uns die Hände, tritt an unsern Herd und spricht:

„Wenig ist's, darum ich flehe! Gebt mir Linnen zum Verband,
Laßt an eurer Luft mich laben und erfreun an eurem Land!"
Mächt'ger als der Mund des Gastes spricht sein rinnend Heldenblut!
Und sie heißen ihn willkommen, und zu bleiben wohlgemut:

„Munkats ist ein hübsches Schlößlein, Luft und Aussicht schön und rein!
Nur beschränkt euch noch einstweilen auf ein einz'ges Fensterlein;
An Verband soll's auch nicht fehlen, der wohl fest und gut euch paßt,
Scheint er auch zu sein von Eisen, gleicht er auch den Ketten fast." —

Durch sein Gitterfenster nieder blickt der Griechenheld aufs Land,
Das in schwelgerischer Fülle zaubervollen Lenzes stand:
„O wie können Rosen duften, Saat und Frucht noch schwellen dicht,
Saft'ge Reben lockend winken, wo des Gastes Recht man bricht?" —

Sieben lange Jahr' in Ketten dort der Leu aus Hellas lag.
Sieh, nun löst man sie, daß wieder frei mit uns er wandeln mag!
Aber kaum nach sieben Tagen brach der Tod sein Herz entzwei!
Traun, mich dünkt, daß er gestorben wohl an unsrer Freiheit sei!

Alte Geſchichten.

In dem Bürgerzeughaus blinkt es von Gewehren mannigfalt,
Waffen aller Zeiten glänzen, wie Annalen der Gewalt;
Stahl an Stahl rings an den Wänden: ſeltener Tapetenſchmuck!
Erz auf Erz an Säul' und Decke: wohl ein ſondrer ehrner Stuck!

Manch ein blanker Heldenpanzer, manch ein fürſtliches Gewand:
Öde Häuſer, deren Eigner ausgewandert aus dem Land!
Manch ein roſtend Schwert der Tapfern, manch ein ſchlankgereckter Speer:
Ruder ohne Steuermänner in des Krieges blut'gem Meer!

Bünde von Musketenläufen ſind zu Säulen blank gedreht:
Wehe, wenn des Staats Gebäude nur auf ſolchen Säulen ſteht!
Bajonett und Säbel formen ſchwebend dort den Kaiseraar:
Sei nur hier allein von Eiſen, hoher Adler, immerdar!

Wenn im Streit der Fürſtenrechte Waffen ſind der letzte Grund
Und ihr Kodex Kriegestrommeln, Rechtsfreund der Kanonenſchlund,
Schwerter ihre Syllogismen, ihr Beweis das Bajonett,
O dann wohnt in dieſen Sälen eine ganze Fakultät! —

Horch, vom glatten Marmorpflaſter hallt ſchauluſt'ger Fremder Tritt!
Sieh das zungenfert'ge Männlein, ſchreitend ſtolz als Herold mit,
Jedem Panzer ſein Geſchichtchen, jedem hohen Haupt ein Kleid,
Schlachten jedem Helm und Banner, Helden jedem Schwert bereit!

Dort die Niſche zeigt ein Käſtlein, abenteuerlich geſchmückt,
Draus, von ſeinem Rumpf geſchieden, hohlen Augs ein Schädel blickt,
Eine rote Schnur daneben, kündend blutiges Gericht!
Jetzt erfaßt den Kopf das Männlein, hebt ihn hoch empor und ſpricht:

„Wien, erkennſt du dieſen Schädel, dem du ſchaudernd einſt gebebt,
Als er Wohnung noch des Geiſtes, der vernichtet und begräbt?
Kara Muſtapha, der Weſir, ſank er in Vergeſſenheit?
Wohl ſind's an zweihundert Jahre, wahrlich ſchon geraume Zeit!

Denkſt du's nicht, wie er zerrieben deines Bollwerks treu Geſtein,
Wie er's ſchwur, zu weichen nimmer, bis er zög' in dich hinein?
Und ſein Eid, er fand Erfüllung! Doch des Schickſals Spott iſt ſchwer:
Seht, wie er hereingekommen! — Es iſt des ſchon lange her.

Türken rings im Feld gelagert: arge Schnitter unſrer Saat,
Türken rings in Rebenhügeln: karge Winzer, in der Tat!
Gottlob! daß wir jenes Kornes, jenes Weins nicht warten mehr!
Schmal gings da um Trank und Speiſe! — Ei, das iſt ſchon lange her!

Wien, o Wien, du biſt verloren! Weh' dir, tapfre Heldenſchar!
Stark wohl war im Wald der Eichbaum, doch der Sturm noch ſtärker war!
Feſt ſtand der gewalt'ge Felſen, doch gewalt'ger war das Meer!
Wien, o Wien, du biſt verloren! — Doch das iſt ſchon lange her.

Sieh, da ſteigt ein Stern zur Höhe: — die Signalrakete kracht! —
Wird zum lohen Flammenſchwerte, ſegend rings der Heiden Macht,
Wird zum Regenbogen, kündend heitren Himmels Wiederkehr!
Wien, o Wien, du biſt gerettet! — Deſſen iſt's wohl lange her.

Von den Bergen rauſcht und blinkt es, Quellen gleich im Sonnenſtrahl,
Traun, ein Katarakt von Helden, ſtürzend auf den Feind im Tal,
Wie ein Samum Gottes, jagend ihn als Spreu im Wind umher!
Wien, o Wien, du biſt gerettet! — Ja, das iſt ſchon lange her!

Und wie hießen ſie, die Sieger, ſo voll hohem Geiſt und Mut?
Polen, glaub ich, ſind's geweſen, die für uns verſpritzt ihr Blut,
Und ein ſichrer Sobiesli Steuermann im Kampfesmeer!
Namen ſind gar leicht vergeſſen, — es iſt ja ſchon lange her.

Als er ſiegreich eingeritten, ward des Volks zu eng der Raum,
Jubel rufend und ihm küſſend Hände und des Kleides Saum:
Unſrer Kinder Blut, o Polen, ſei euch unſres Danks Gewähr!
Alſo Wien ihm dankbar jauchzte, — deſſen iſt ſchon lange her!

Drauf der Fürſt: Empfangt ein Denkmal dieſes Tags aus meiner Hand:
Dieſes Schwert, das für euch kämpfte, dies Panier, das für euch ſtand!
Polens Adler, Deutſchlands Adler, ſeid geſchieden nimmermehr! — —
Seht, dort hängt noch Schwert und Banner, es iſt des ſchon lange her.

Kaiſer Leopoldus tafelnd, warm die Hand dem Polen bot:
„Krone, Reich und Volk gerettet haſt du mir aus Kampf und Not,
Daß gedeihn einſt, wachſen, blühen fröhlich mag mein Öſterreich,
Stark, den eignen Herd zu ſchirmen und manch lieben Freund zugleich!

Dir nur dankt es einſt mein Enkel, daß ſein Arm von Ketten frei,
Daß er kein beſchorner Sklave, kein beſchnittner Heide ſei,
Daß des alten Gottes Dome noch des Kreuzes Glorie krönt,
Daß ſein Wappenaar noch ſteiget, daß noch ſeine Sprache tönt;
Daß, ſtatt ſchalen Waſſers, würzen ſolch ein Wein noch darf ſein Mahl,
Deſſen Goldborns voll ich weihend jetzt dir bringe den Pokal:
Polen hoch für jetzt und immer! hoch an Freiheit, Macht und Ehr'!“ —
Alſo ſprach der deutſche Kaiſer, — deſſen iſt's ſchon lange her.

Cicero trat von der Bühne, Cicerone aus dem Saal.
Ob das Männchen nie getafelt, horchend, an des Kanzlers Mahl? — —
Sieh, da ſchüttelt, gleich als wollte etwas ihm nicht recht zu Hirn,
Jener gelbe Türkenſchädel, voll des Unmuts, ſeine Stirn;
Gleich als wollt' es wieder fechten, raſſelt Sobieskis Schwert,
Rauſchend aus dem roten Banner faſt der weiße Adler fährt,
Gleich als wollt' er glorreich ſchwingen ſich ins Morgenrot hinein,
Wie ſein Heldenvolk im Kampfe, kraftvoll, mutig und — allein!

Zur Cholerazeit.

Meiner Hoffnung fromme Blume, die ich heimlich nährt' und tränkt',
Hielt in ſtiller Todesahnung ſchon ihr roſig Haupt geſenkt;
Lenz und Licht umſonſt erharrend, ſiechte ſie ſchon lebensmatt,
Ach und ſeine grüne Flagge ſtrich beſiegt ihr welkes Blatt.

Dies geſchah zur Zeit, als oben ſprach der Herr vom Wolkenthron:
„Haſt du meines Zornes Boten, Erde, ſo vergeſſen ſchon,
Den verkündet Bluttrabanten, dem gefolgt Brand und Entſetzen,
Daß, nachzitternd noch, du wieder opferſt ſchon den alten Götzen?

Steige, zweiter Engel, nieder ohne Schwert und Blut und Brand!
Schwing' als richtend Schwert ein Füllhorn duft'ger Früchte in deiner Hand,
Nimm zu Flügeln weiße Blüten, Frühlings Sonnengold zu Locken;
So, moderne Peſt, nun walle ſäuſelnd hin auf Zephirs Socken!"

Und der Engel flog vom Oſten, wo der Tag wohnt und der Zar,
Stumm uns näher, immer näher, ird'ſchen Augen unſichtbar,
Seine luft'gen Bahnen zeigte doch auf Erden, Meil' auf Meile,
Der gefallnen Leichen ſtumme, unabſehbar lange Zeile.

Sommer war's, zum Herbſt ſich neigend, ſchöne, klare, ſonn'ge Tage;
Sieh, das Volk, hinaus luſtwandelt's nach dem Felde, nach dem Hage;
Weh, es zielt mit Sonnenſtrahlen jetzt auf euer Herz der Tod!
Weh, es kühlt in Baumesſchatten euch des Lebens Schweiß der Tod!

Dieſen dürſtet, — o wie lieblich dort die friſche Quelle ſingt!
Seht an ihrem Born ihn liegen: Tod iſt's, was ſie rauſcht und klingt!
Jener Knabe lechzt nach Labung, — Trauben winken wangenrot;
Heuer gibt's ein reiches Leſen, doch der Weinſtock trägt nur Tod!

Schwärmeriſche Seele, wandle nur im ſüßen Mondenſchein:
Aus des Lebens Jammertalen wird dir bald Erlöſung ſein! —
Greiſer Vater, euren Segen, eh' verglüht das Abendrot!
Weh dir, guter Sohn, als Segen quillt aus Vaters Hand dir Tod!

Weiche Kiſſen, Taftgardinen! Süßen Kuß auf roten Mund! —
Weh', der Kuß des Liebchens ſiegelt Tod auf deiner Lippen Rund! —
Reu'ger Sünder, nimm die Hoſtie am Altar im Kerzenſtrahl!
Das Verſöhnungsmal der Reue iſt dein letztes Abendmahl! —

Zeit der Reu' iſt's und Bekehrung; wie das Volk der Prieſter rennt!
Todesfeindſchaft ſucht Verſöhnung, Ehebruch und Mord bekennt,
Alle Sünder tun jetzt Buße; — Lenker meines Volks, nun ſpürt
Ihr doch auch des Todes Schrecken, der euch beſſert, läutert, rührt?

Siehe, meiner Hoffnung Blume fand ich wieder aufgelebt,
Ihres Blattes grüne Flagge friſch und froh emporgeſtrebt!
Dies geſchah zur Zeit, als mitten unter uns der Engel ſtand,
Und ich hart an mir das Wehen ſeines Flügelſchlags empfand.

Und es kommt ein furchtbar Sterben. Mit dem Tod wirſt du vertraut,
Daß vorm eignen Spiegelbilde, iſt's noch wangenrot, dir graut,
Daß du abends bebſt zu Bette, gleich als ob dein Sarg es ſei,
Daß ſie Graun erfaßt, begegnen ſich lebend'ger Weſen zwei.

Tag, was warfſt du des Erwerbes Werkzeug aus der Hand ſo früh?
„Ach, weil Sarg und weißes Linnen ſich erwirbt mit kleiner Müh!"
Nacht, haſt du vergeſſen Lieder, Knall der Flaſchen und Frohlocken?
„Meine Liebling', all entartet, lauſchen nur den Sterbeglocken!" —

Haben meines Volkes Lenker nicht des Engels Hauch geſpürt,
Daß am alten Tun ſie haften, ungebeſſert, ungerührt?

Nein, sie stehn wie Marmorbilder, kalt und starr, an einem Grab;
Ihrer Schilder alte Losung wäscht kein Sturm, kein Regen ab.

Aber als ich nach der Blume meiner Hoffnung wieder sah,
Lag zertreten sie am Boden, todeswelk und farblos da.
Dies geschah zur Zeit, als von uns sich des Engels Flug gewandt;
Wer erharrt es, bis der dritte, fürchterlichste Bot' entsandt?

Einem auswandernden Freunde.

Lebewohl, du lieber Pilger, grüße mir den fernen Strand,
Wo einst Franklin Weisheit säte, Washington einst fechtend stand;
Deine Seele, rein und edel, bleibe drüben so wie hier,
Nur der Blick, der trübe, werde heitrer überm Meere dir!

Lebewohl! — Dein schönes Auge, ach, nie sah ich's freudenhell,
Nur gleich schwarzer Wolke schüttelnd einzle Blitze lustiggrell,
Doch gesenkt sonst immer neigte wehmutvoll und feierlich,
Eine schwarze Trauerfahne, übers Vaterland es sich.

Lebewohl! — Ha, weiße Segel seh' ich schon im Wind sich blähn,
Seh', umglänzt vom Meeresspiegel, dich an Bord des Schiffes stehn,
Das, statt Perlen fremder Meere uns zu zollen, jetzt verkehrt
Wohl der schönsten, hellsten eine raubend uns, von dannen fährt.

Lebewohl! — Gleich Liebesboten tragen flink noch durch das Meer
Zwischen Schiff und Land die Wellen Abschiedsküsse hin und her,
Doch es schifft vom Heimatboden nichts mit dir durch Meeresflut
Als Erinnerung im Herzen und ein grüner Strauß am Hut.

Und es ist, so will's mich mahnen, dieser Strauß gleich mir und dir:
Frische Zweige, festgewunden in den Kranz der Frühlingszier,
Und entkeimt dem Heimatboden, der ihm Trieb und Blüten bot,
Und aus dem auch wir gesogen Jugendmut und Wangenrot.

Lebewohl! — Die Mörser donnern! Stolz entschwebt das Schiff gen West,
Wimpel all und Flaggen deuten, Fingern gleich, die Bahn gen West;
Mit verschränkten Armen seh' ich an den Mast gelehnt dich stehn,
Aber gegen Ost dein Auge nach der Heimat Küsten spähn.

Mich bedünkt, es mag das Auge wohl des Herzens Flagge sein,
Und dein Herz, dies edle Schifflein, darf des Augs Verrat nicht scheun,
Schwer wohl riß es los die Anker, eingebohrt ans Vaterland,
Und vielleicht noch blieb manch einer hängen fest am heimschen Strand.

Drum, o sprich, was lockt dich drüben, das die Heimat dir versagt?
Ist's des Rechts erhabner Leuchtturm, der dir hell herübertagt?
Ist's der Gnadenort der Freiheit, der Madonna unsrer Zeit?
Hast auch du der großen Wallfahrt gläub'gen Volks dich angereiht?

Wie der Kreuzespilger Scharen einst gen Zions Trümmerrest,
Wälzt sich jetzt der Völker Heerzug ins gelobte Land gen West;
Ach, wohl wird's auch euch ergehen, wie sich's jenen einst begab:
Euer Heiland ist erstanden und ihr trefft ein leeres Grab!

Freund, ich weiß, daß allzu üppig uns der Freiheit Baum nicht sprießt
Und nur wen'ge der Erkornen mit dem breiten Schirm umschließt.
Daß bei uns des Rechtes Wage eben andern Wagen gleicht
Und, nebst Recht und Unrecht, manches andre wägt, was schwer und leicht.

Aber soll dein Leid dir sänft'gen heulender Huronensang,
Wenn's dem Feuerlied der Freunde nicht beim deutschen Wein gelang?
Soll den Schmerz dir übertäuben Niagaras Donnerhall,
Wenn's bei sanftem Donaurauschen nicht vermocht die Nachtigall?

Traun, ich fürcht', an keinem Baume in des Urwalds Nachtverlies,
Unmutvoller Argonaute, hängt dir dort dein goldnes Vlies!
Und wenn, was du ſuchſt, du fändeſt, — kannſt du ſchwelgen im Genuß,
Eingedenk der Schar der Freunde, die daheim noch darben muß?

Eins doch weiß ich, und dies eine gibt mir Kraft und Zuverſicht:
Keine Nacht war noch ſo dunkel, der nicht obgeſiegt das Licht,
Keines Winters Eis ſo feſte, daß der Lenz es nicht durchhieb,
Keines Kerkers Wand ſo ewig, daß die Zeit ſie nicht zerrieb!

Ja, ich weiß es, — denn uns allen quillt im Herzen manch ein Quell
Jenes urgewalt'gen Stromes unverſiegbar, bronnenhell, —
Segelreich und breit und mächtig durch die Gaun des Vaterlands
Wird der Strom der Freiheit rauſchen einſt voll Majeſtät und Glanz!

Ja, ich weiß es, — denn uns allen, tief und ſtillverborgen, ſprüht
Manch ein lichter Funke jenes Morgenrotes im Gemüt, —
Ja, des Rechtes klaren Morgen werden wir noch tagend ſehn
Liederreich in ew'gem Frührot über unſern Häuptern ſtehn!

Dann wallſt drüben du am Meere; deiner Sehnſucht ſchwanker Kahn
Gleitet auf und ab die Wellen, ſucht und flieht der Heimat Bahn;
Horch, da klingt's wie Glockenläuten übers Meer von Oſten fern:
Das ſind unſrer Dome Glocken, grüßend laut den Morgenſtern!

Sieh, da wogt zu deinen Füßen rot und röter ſtets das Meer,
Und im Roſenglanze glühen Flur und Himmel rings umher,
Urwald ſelbſt und Steppe wollen jetzt ein Roſengarten ſein:
Das iſt unſrer Morgenröte überſee'ſcher Widerſchein!

Und was will dies weiße Segel, ſchwebend auf der glühnden Flut,
Wie ein Fürſtenbrief der Gnade, der auf rotem Kiſſen ruht?
Ja es iſt ein Brief der Liebe, freud'ger Kunde voll, fürwahr,
Auf des Meeres Purpurkiſſen reicht der Oſt dem Weſt ihn dar!

Und du wirst die Kunde lesen. Mit entwölktem hellem Blick
Nach dem Vaterland, dem freien, steuerst wieder du zurück;
Aber statt des schwarzgelockten Jünglingshauptes spiegelt dann
Im Kristalle sich des Meeres ein gebeugter greiser Mann.

Doch was ist dir dann die Heimat, deren Leiden du nicht littst,
Deren Losung du vergessen, deren Kämpfe du nicht strittst,
Deren Banner du nicht schirmtest, deren Reihn du miedest längst
Und zu deren Siegesmahlen du, ein fremder Gast, dich drängst?

Und woran soll dann die Heimat dich erkennen noch als Sohn,
Fremder Mann, der ihre Sprache spricht entwöhnt, in fremdem Ton,
Welch ein Zeichen deiner Abkunft bringst du über Meeresflut?
Ist's vielleicht der fahle dürre Strauß auf deinem Pilgerhut?

Dieser Strauß, so will mir's ahnen, wird dann sein gleich mir und dir:
Altes Reisig, nimmer taugend in des neuen Lenzes Zier,
Längst verdorrt in jener Sonne, die im Ost und West sich gleicht,
Mir und dir gefurcht das Antlitz, mir und dir das Haupt gebleicht! —

Drum, ein schöner Fruchtbaum, wurzle du im heim'schen Boden fest,
Bringt er dir auch Frost und Stürme, bringt er doch auch Lenz und West!
Kreis' ein Schwan der Hoffnung ruhig auf bewegtem heim'schem Strom,
Trage mit als schmucker Pfeiler an des Vaterlandes Dom!

Weiche nicht von uns, o Jüngling! Laß uns all' in festen Reihn,
Hand in Hand und Herz am Herzen, stehn ein Wall von Marmelstein! —
Ach, wohl längst schon sieht er nimmer meines Tuches Abschiedswehn,
Mählich dunkelt's, und dem Auge ist das Schiff nicht mehr zu sehn.

Renegatenſpiegel.

Welcher Wind weht, daß mir alles heute kommt ſo türkiſch vor,
Daß nun als Moſchee und Harem ragt Palaſt und Kirch' empor,
Daß gemeine Weiden, Pappeln, in Zypreſſ' und Palm' verhext,
Und zum Weichſelrohrkoloſſe mein Zigarrenſtümpfchen wächſt?

Glücklich iſt des Marktes Springquell, der faſt ſtarb an Waſſernot,
Doch jetzt, orientaliſch praſſelnd, diamantne Sintflut droht;
Glücklichſter doch biſt du, Eſel, dem Kamel gleich angeſehn,
Wähle frei, ob Höcker beſſer oder lange Ohren ſtehn?

In der Marmorwanne ſtreckt ſich dort der ſtolze Renegat,
Roſenwaſſer ſprengt ein Diener, andre rings umſtehn das Bad,
Weiße Linnen, duft'ge Salben haltend, ſtehn ſie tiefverneigt,
Harrend ſtumm, bis ihre Sonne aus des Meeres Becken ſteigt.

Den Gebieter hält Behagen bei der Nymphe lang zurück;
Eins nur müht ihn: ſeinen Rücken wegzudrehn dem Dienerblick;
Denn ein Mann, der ein geſtempelt Eiſen trug von ungefähr,
Stieß das glühnde in der Heimat ihm einſt drauf von ungefähr.

„Dank" ſo läßt er ſich vernehmen — „ſei dir, heil'ger Gott, geſandt, —
Doch nein, Allah dir! — denn alſo ſchreibſt du dich ja hierzuland;
Bei den Wunden des — halt inne! hier heißt's ja: bei Mahoms Bart!
Spröde Chriſtenzunge, alles iſt ja doch nur Redensart!

Heilige Redensart, dir dank ich Ehren, Macht und Goldgewinn,
Daß des großen Weſirs Liebling, Herz und rechte Hand ich bin,
Daß ich darf, ſtatt heim'ſchen Sandes, Paradieſesaun durchtraben,
Daß mich, ſtatt Teltower Rübchen, Corſus Ananaſſe laben!

Daß ich, Iman meinem Schützer, Recht und Unrecht darf beſcheiden,
So daß wir vom ſelben Strauche Ruten oder Kränze ſchneiden;
Wie dem Ungar treu ſein Schafpelz, iſt das Recht uns ein Bewährtes,
Rauhes auswärts: Kühlung gibt es, Rauhes einwärts: Wärme nährt es!

Dank dir, daß du mir die Feder und das Messer schliffst gleich scharf,
Daß ich mit dem Herrn arbeiten an der Volksbeglückung darf.
Morgens, eh' wir sie beginnen, den durchlaucht'gen Bart rasiere,
Abends, wenn wir sie vollendet, Hühneraugen operiere!

Daß ich im Poetenhaine jeden Steg ihm zeigen kann,
Wie gesprochen und gesungen unser junges Turkistan,
Schöne Stellen mit dem Schwarzstift, Schnödes mit dem Rötel streichend,
Frevelndem Gedankenvolke schnell die rote Schnur darreichend.

Ach, wie ist die Volksbeglückung der Gesundheit auch gedeihlich!
Wie seithero Wang' und Waden mir sich runden so erfreulich,
Und ein Bäuchlein schon Besitz nimmt von dem Platz, der leer sich fand,
Gleich dem led'gen Stuhl Sankt Peters, harrend, daß sein Papst ernannt!"

Plätschernd steigt er aus dem Bade. Ein Rechtgläub'ger, der da harrt,
Ihn zu salben und zu kleiden, streicht sich stolz den grauen Bart:
„Preis dir, Allah, daß geboren diesen Unhold fremdes Land,
Und kein Mann zu seinem Amte in ganz Turkistan sich fand!"

Unsere Zeit.

Auf dem grünen Tische prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räte, schwarzgekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb' und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern!

Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend, zu den Herrn:
„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich;

Das Papier iſt ohne Makel, doch die Schrift darauf ſeid ihr!
Wenn die Schrift nicht juſt erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?

Ein Pokal durchſicht'gen Glaſes iſt die Zeit: ſo hell, ſo rein!
Wollt des ſüßen Weins ihr ſchlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
Und es iſt die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz ſtattlich ſonſt ſich aus,
Freilich ſeit ihr eingezogen, ſcheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es iſt die Zeit ein Saatfeld; — da ihr Diſteln ausgeſät,
Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Roſen ſteht?
Cäſar ficht auf ſolchem Felde Schlachten der Unſterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, iſt es ſattſam groß und weit.

Zeit iſt eine ſtumme Harfe; prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarſchaft!
Nun wohlan, ſo greift begeiſtert, wie Amphion feſt darein,
Daß auch Strom und Wald euch lauſche, Leben fahre in den Stein!"

Die Ruinen.

„Wien, tu Buß'! es naht die Stunde, wo dein Bau in Trümmer fällt,
Deine Zinnen gleich der Erde und kein Stein am andern hält!"
Alſo rief ein Mann am Marktplatz, und wir lachten laut ihn aus,
Aber den Propheten ſperrte eilend man ins Narrenhaus.

Doch bei ſtiller Nacht umwogte mir das Aug' ein ſeltner Traum:
Ich bewohnt' auf einem Berge einer Hütte dürft'gen Raum,
Mir zu Füßen weithin dehnte ſich die Kaiſerſtadt umher,
Doch in Schutt und Staub zerfallen, ein gewalt'ges Trümmermeer!

Horch, an meine ſtille Pforte pocht des Fremdlings Schauluſt an,
Daß ich ihr, für dürft'ge Gabe, Führer durch die Trümmerbahn,

Deuter ſei zerfallner Größe, wo ein jeder Stein und Staub
Mahnend ſpricht von ſchönen Tagen, wie vom Lenz das dürre Laub. —

Herr, gebt acht, daß eine Schlange plötzlich aus dem Schutt nicht blitzt!
Seht Euch vor, daß Ihr die Glieder nicht am Dorngeſtrüpp dort ritzt!
Reicht mir jetzt die Hand! Beſchwerlich ſteigt durchs Schuttgeröll ſich's hier!
Auf dem Trümmerhügel finden doch ein bißchen Ausſicht wir!
Seht euch um, ob's einem Buche hoher Pſalmen hier nicht gleicht,
Dran die Zeit das Blatt zermorſchte und die ganze Schrift gebleicht,
Hier und dort nur blieben Wände, wie manch einzeln lesbar Wört,
Und gleichwie ein einzler Buchſtab eine Säule hier und dort.
Ratet doch, wo jetzt wir ſtehen? — Ei nun, auf dem Stephansturm!
Von der hohen Himmelspappel, die gefällt der grimme Sturm,
Iſt's zwar nur der niedre Strunk noch, der im Boden wurzelnd ſteht;
Denn der Stamm, die Zweig' und Blätter liegen rings als Schutt geſät!

Schlank und ſtolz einſt, wie die Pappel, ſtieg in Wolken er hinein,
Leichtes Aſt- und Laubwerk formte Menſchengeiſt aus ſprödem Stein!
O wie zwiſchen Zweig' und Blättern, hoch mit lautem, hellem Schall
Oben die gewalt'ge Glocke ſchlug als Rieſennachtigall!
Seht den Stein, bemooſt am Boden! Wer wohl nähm' an ihm es wahr,
Daß er Bruderſchaft und Zwieſprach hielt in Lüften mit dem Aar!

Doch im Raum noch, wo der Äther tausend Jahr' fast nicht gekreist,
Ragt als leise lichtre Säule, sichtbar kaum, des Turmes Geist! —

Hebt empor Euch auf den Zehen! Könnt Ihr jene Eichen sehn,
Die wie Reihn von Grenadieren jenseits an der Donau stehn?
Herr, das hießen sie den Prater! Gegen jeden Schmerz und Tort
Wuchs dem guten heitren Völklein als Arznei ein Kräutlein dort.

Gegen bittrer Sorgen Wermut: dort des süßen Weines Trost!
Gegen Kapuzinerpredigt: des Hanswurſts gesundre Kost!
Gegen Finsternis von oben: dort von oben Sonnenschein!
Gegen düstre Gaunereien: fröhlich heitre Gaukelein! —

Laßt uns fort nun, aber sachte durch die wilden Rosen gehn,
Daß wir nimmer sie zertreten! Rosen stehn selbst Trümmern schön!
Schutt auf Schutt! — So mag's geschehen, daß wir ließen ungegrüßt
Manch ein Grab, das unsrer Liebe, unsrer Tränen würdig ist!

Schnell vorbei an den zerfallnen Wohnungen der Gleißnerei!
An gewaltiger Paläste stolzem Wracke schnell vorbei!
Dessen Überrest zu stürzen, so wie seine Herren droht,
Deren ganzes langes Leben nur ein Warten auf den Tod!

Dort aus hohem Fenster nieder blickt des Efeus dicht Gesträuch,
Wie einst draus der Kanzler blickte, dessen Tun dem Efeu gleich:
Schlingkraut nur, das morsche Wände mühsam wohl zusammenhält,
Aber nie voll edler Blüten, eigner freier Früchte schwellt!

Dort die Trümmer eines Klosters! — Aber laßt uns schnell vorbei!
Denn wer weiß, ob in die Steine nicht ein Geist gefahren sei
Jener Männer, die im Weltall dulden ihre Art allein,
Und wir so in Stein urplötzlich könnten nicht verwandelt sein!

Seht das Grabgewölb' der Kaiser, wo, von Mönchen treu bewacht,
Sie im Bett metallner Särge schlafen durch die ew'ge Nacht!

Seht dort in der Kutte sitzen das Geripp' mit weißem Bart!
In der letzten Wächterstunde schlief's wohl ein nach Wächterart!
Friede diesen dunklen Hallen! Traun kein schmähend, lieblos Wort
Trüb' als böser Hauch der Särge blanke Kupferspiegel dort!
Rosen blühn ins Fürstenleben ja so selten nur hinein,
Höchstens ihre Särge schmückend, und selbst da — aus Erz und Stein!

Jene mächt'gen Fundamente, deren Quadern rings zerstückt,
Als Palast der Landesväter ragten einst sie reich geschmückt;
Ach, es mag so mancher meinen gut sein Vateramt bestellt,
Wenn er nur ein Volk von Männern, Kindern gleich, in Windeln hält!

Wie gekrümmt Gewürm und Eidechs durch den Schutt jetzt kriecht und steigt,
Kroch einst zwischen diesen Steinen Schranzenbrut, schmiegsam verneigt!
Krumme Rücken rings und Kratzfuß! Ei was Wunder, wenn am End'
Selbst die alten Mauern machten tief ihr furchtbar Kompliment!

Seht den Steinblock! Josephs Namen trägt noch der geborstne Schild;
Längst von den granitnen Stufen fiel das ehrne Reiterbild,
Das gekrönt mit ew'gem Kranze glänzend einst und glorreich stand,
Ein geliebter heil'ger Lare dieser Stadt und diesem Land!

Die gebaut dies Mal der Ehren, dünken mir dem Sünder gleich,
Der am Kirchenaltar opfert ein Votivbild, schmuck und reich,
Wähnend, daß nun desto freier lustig sünd'gen in den Tag
Und, was stets sein Heil'ger haßte, ungestraft er treiben mag!

Ach, sie haben arg gesündigt, diesen Heil'gen schwer verletzt,
Aus den Trümmern seines Domes ihm solch ärmlich Mal gesetzt! —
Herr verzeiht, wenn ich nur Trübes rings erblickte immerdar!
Wer das Auge hat voll Tränen, ach, der sieht nicht immer klar! — —

Da erwacht' ich aus dem Traume, und von Trümmern sah ich nichts,
Golden schien durch meine Fenster heitrer Gruß des Morgenlichts,
Kirchen und Paläste ragten hoch und fest im jungen Tag!
Ei, warum nur noch die Träne mir nicht aus dem Auge mag?

An den Kaiser.

Vor den Thron des Hochgewalt'gen tritt nun frei und kühn mein Lied,
Vor den Herrscher, dem ein dreifach Kronenband die Stirn umzieht:
Jene alte goldne Krone, deren Glanz, bevor sie sein,
Durchgewallt von Haupt zu Haupte seiner Ahnen lange Reihn;

Jene schöne Silberkrone, deren schützend Zauberband
Um des Greises Haupt das Alter weiß und rein und heilig wand;
Und die dritte, schönste Krone, die ihm milde Güte flicht,
Segensreich wie Frühlingshimmel, hehr wie leuchtend Mondenlicht!

Scheu und fern den Königssälen keimt' und wuchs und blüht mein Lied,
Weil das Kind des freien Äthers bang des Zwanges Wohnung flieht;
Aber Kronen, so wie diese, bannen, schrecken es wohl nicht,
Nein, sie winken mild und freundlich, und so tritt's vor ihn und spricht:

„Herr, du warst einst bang und traurig, und gebrochen war dein Herz,
Da erschlossen unsre Herzen reich und warm sich deinem Schmerz!
Lasse jenes Hochgewitters gern dich mahnen immerdar,
Da es hell den Regenbogen unsrer Liebe dir gebar!

Herr, du standst beraubt des Schildes, waffenlos und unbewehrt,
Da erstand die Kraft des Volkes, Mann an Mann, und Schwert an Schwert!

Rings um dich sahst du's im Kreise wie ein Feld voll Garben stehn,
Das der nächste Lenz erneute, wenn im Herbst du's ließest mähn!

Herr, du warst einst arm und dürftig! Sieh, da boten freudig dir
Väter ihrer Kinder Erbe, Jungfraun ihre goldne Zier;
Alles gab das Volk dir gerne und behielt nur jenes Gold,
Drin sich seine Berge sonnen, das in seinen Herzen rollt.

Jetzt sind wir verarmt und dürftig, wehrlos und gebeugt von Schmerz!
O erschließe warm und freudig du dem Volke jetzt dein Herz!
Gib ihm Waffen, helle, scharfe: offnes Wort in Schrift und Mund!
Gib ihm Gold, gediegnes, reines: Freiheit und Gesetz im Bund!

Deine Lande stehn voll Segen, reich und schön wohl ringsumher,
Frei und reich in goldnen Wogen rollt der Saaten weites Meer,
Sieh, wie stolz die Wälder rauschen, wie die Reben saftig glühn,
Voll Metall die Berge ragen, segelreich die Ströme ziehn!

Und dein Volk, wie ganz dem Boden, nur an Freiheit, ach, nicht gleich!
Sieh die edlen Keim' und Blüten, so gesund, so schön und reich!
Herr, sei du der Frühlingsodem, welcher frei sie wachsen heißt!
Sei die Sonne, die sie reifet und darüber segnend kreist!

O dann wird das Volk auch blühen, wie die Fluren ringsumher,
Und sein Geist wird Ähren tragen, inuren Marks und Kernes schwer,
Wie die Rebe wird er sprießen, die sich frei und fröhlich schlingt,
Und wohl auch als Hochwald grünen, der manch Blatt zum Kranz dir bringt!

Herr, gib frei uns die Gefangnen: den Gedanken und das Wort! —
Sieh, es gleicht der Mensch dem Baume, schlicht und schmucklos grünt er fort;
Doch wie schön, wenn der Gedanke dran als bunte Blüte hängt,
Und hervor das Wort, das freie, reif als goldne Frucht sich drängt!

Und es gleicht der Mensch dem Strome, unbelebt und öde nur
Eine tote Wasserheide dehnt er flach sich durch die Flur;
Doch wie herrlich, wenn darüber frei und fröhlich her und hin,
Die Gedanken gleichwie Schifflein und wie Silberschwäne
ziehn! —

Herr, es strahlt vor deinen Augen eines Doms gewalt'ger Bau,
Dessen Turm, ein frommer Riese, hoch durchragt des Himmels
Blau!
Und dein Volk war's, das ihn baute! Welches mag die Deutung
sein?
Ei, wir finden in den Himmel selber wohl den Weg hinein!
Deiner Kaiserstadt nicht ferne liegt ein Schlachtfeld, weit und
groß,
Wo für dich, für Land und Freiheit deines Volkes Blut einst
floß;
O beim Himmel, wessen Herzen für dich bluten du gesehn,
Dessen Geist wird wahrlich nimmer gegen dich in Waffen stehn!
Freies Blut düngt jene Fluren; Herr, wie mocht' es denn
geschehn,
Daß sie nicht schon längst voll Rosen heil'ger Freiheit üppig
stehn?
Einem Meer gleicht jene Ebene; welch ein seltner Sternenlauf,
Daß das Morgenrot der Freiheit draus nicht längst schon stieg
herauf?

O gib frei uns den Gedanken und auch seinen Freund: das
Wort!
Denn es sind gar wackre Gärtner für die Rosenkeime dort;
Zu den Lorbeern und den Palmen, die dein greises Haupt
umwehn,
Müßten gut und schön die Rosen jugendlicher Freiheit stehn!
Frei das Wort, frei der Gedanke! Wackre Schiffer sind es schier;
Will nicht aus dem Meer die Sonne, segeln sie entgegen ihr!
Bald dann flammt die Morgenröte, und es klingt in ihrem
Schein
Mehr als eine Memnonssäule hell durchs Land, und voll und
rein!" —

Also spricht das Lied, das freie. Vater Franz, du zürnest nicht,
Daß dir's nahte ungemeldet, ungefragt es zu dir spricht;
Sieh, es ist die Frühlingsschwalbe, die an deine Fenster pickt,
Und auch ungefragt dich mahnet, wie die Freiheit hoch beglückt!

Epilog.

(März 1835.)

Frühlingsluft weht allbelebend!
Frühlingsschwalb' ist heimgereist,
Hat, ob Wiens Palästen schwebend,
Schon die Kaiserburg umkreist;

Pickt die Spiegelscheibe leise,
Da sie einmal schon gepickt,
Draus der Kaiser sonst, der greise,
Auf sein Volk und sie geblickt.

Doch sie sieht dies Antlitz nimmer
Mit des Munds schalkhaftem Scherz,
Mit des Augs gutmüt'gem Schimmer, —
Oft doch hart und kalt wie Erz.

Stumm des Jubels Hochgewitter,
Dieses Mannes stet Geleit!
Stumm doch hinter manchem Gitter
Auch das Murren böser Zeit!

Frühlingsschwalbe sei kein Richter,
Urtel nicht ihr Frühlingsgruß;
Doch sie ist Prophet und Dichter,
Der versöhnen, warnen muß.

Zu des Grabgewölbes Hallen,
Das des Greises Asche barg,
Läßt sie ihre Schwingen wallen,
Zu dem ehrnen Kaisersarg.

Frühlingsgruß will sie ihm bringen;
Doch, gestreift vom Flügelschlag,
Tönt von einem Lenz sein Klingen,
Den sie selbst nur ahnen mag.

Nicht der Schlaf des Kaisersprossen,
Höhres heiligt diesen Raum:
In dem Katafalk verschlossen
Ruht der deutschen Einheit Traum.

Denn in dieses Greises Haaren
Lag zuletzt der Reif von Gold,
Der die deutschen Fürstenscharen
In ein Volk verbrüdern sollt'.

Und in diesem ehrnen Bette
Schläft der Mann, des Herz allein
Deutschlands Herz war, oder hätte
Deutschlands Herz doch sollen sein.

O daß bei den Leichenkerzen
Fürsten all im deutschen Land
Über diesem heil'gen Herzen
Sich zum Bund gereicht die Hand!

Laßt in diesem Sarg verschlossen
Deutscher Einheit alten Traum;
Wahrer Einheit, ihr Genossen,
Breitet sich ein größrer Raum!

Denn als Herold mit dem Stabe,
Der das Wappenschild zerbrach,
An des letzten Kaisers Grabe
Ein Jahrtausend stand und sprach:

„Lernt, daß euer Heil geschmiedet
An ein einzeln Haupt nicht sei!
Daß ihr Schein vom Wesen schiedet,
Brach ich das Symbol entzwei.

Um des Reichs Kleinode lodre
Nimmer Aachens, Nürnbergs Zank:
Stol' und Gurt im Schreine modre,
Karols Degen rost' im Schrank.

Denn ein schönres Schwert gezogen
Hat der freien Männer Hand;
Aller Schultern soll umwogen
Deutscher Herrlichkeit Gewand.

Euer Hoffen, euer Sehnen
Hat kein einzler ganz vollbracht;
Drum euch all will ich belehnen
Mit des Reiches Glanz und Macht.

Denn in allen deutschen Adern
Flammt der Purpur, der nie bleicht:
Eure Herzen sei'n die Quadern
Jenes Baus, des Grund nicht weicht.

Und ihr alle seid berufen
Mitzubaun am großen Bau,
Ihr am Thron, ihr an den Stufen,
Ob das Röcklein weiß, ob blau.

Und ihr Priester, Redner, Lehrer,
Streut die Saat mit kluger Hand,
Pflanzt, des Reiches wahre Mehrer,
Lieb' und Recht fürs deutsche Land!

Daß die Größen eurer Helden
Nie auf deutschen Nacken stehn,
Daß von deutscher Schmach nie melden
Eure deutschen Siegstrophän.

Daß nicht Krämerellen messen,
Was ein großes Herz nur mißt;
Und nicht Fürsten leicht vergessen,
Was ihr Bürger schwer vergißt;

Nicht den Wandrer Pfahl und Schranke,
Wie so klein die Ländchen, mahnt,
Daß sein einziger Gedanke:
Wie so groß das deutsche Land.

Daß wo euch der Glauben schiede,
Euch vereine Deutschlands Schild;
So verschmilzt ein Liebesfriede
Blond und Schwarz, und Streng und Mild.

Daß der Baum der freien Rede
Frucht im Nord und Süden bringt;
Rheingott nicht bedroht mit Fehde,
Was die Donaunymphe singt.

Bund und Eintracht erst vereine
Eure tausend Schulzen fein,
Dann ein Leichtes wird's, ich meine,
Mit den dreißig Fürsten sein." —

Doch zur Gruft hinab selbst dringen
Frühlingsstimmen, Frühlingsduft;
Wundervolle Lieder klingen
Grüßend, hoffend durch die Luft.

Doch auch niegehörte Töne
Jauchzt ein kühnres Sanggeschlecht;
Das ist eben Frühlings Schöne!
Freiheit ist des Lenzes Recht.

Schwalbe sagt Lebwohl dem Toten,
Schwingt sich in das Blau hinein;
Wo es lenzt, wird sie entboten,
Mit dem Frühling muß sie sein.

Inhalt.

Der letzte Ritter.

	Seite
Einleitung	5
Weihe	13
Maximilian.	
Des Herrschers Wiege	16
Der Fürstenjüngling	20
Österreich und Burgund.	
Karl der Kühne	21
Karls Tod	22
Die Botschaft	24
Die Zusammenkunft	25
Vermählung	28
Adler und Lilie.	
Aufruf	29
Das Lager	31
Der Zweikampf	32
Entscheidung	34
Stimmen	36
Der Liebe Trennung.	
Die Reigerbeize	37
Deutung	38
Max und Flandern.	
Das Erwachen	40
Max vor Dendermonde	41
Guter Ausgang	44
Maximilian, römischer König	44
Thron und Dreifuß.	
Die Zünfte	46
Warnung	47
Die Kranenburg	49
Der treue Diener	50
Frühlingsbotschaft	52
Der König und der Schuster	53
Willkomm und Abschied	54
Die Martinswand	55
Max vor Wien.	
Das Wiedersehen	58
Die Belagerung der Hofburg	60
Deutscher Brauch	62
Ritter und Freie.	
Die Schweiz	64
Zwei Helden	66
Zwei Tage	69
Zwei Leichen	72
Freiheit	73
Der Streit am Grabe.	
Der Schatz zu Burghausen	75
Die Böhmerschlacht	77
Max vor Kufstein	79
Das Friedensfest	82
Der letzte Sieg.	
Der Fürstenbund	83
Guinegate	84
Die Wallfahrt	87
Max in Augsburg.	
Einzug	89
Max und Dürer	91
Abschied	92
Der Fürst	93
Heimkehr.	
Todesahnung	96
Abfahrt von Innsbruck	99
Das Vermächtnis	101
Held Theuerdank	104
Epilog	107
Anmerkungen	111

Spaziergänge eines Wiener Poeten.

	Seite
Einleitung	117
An Ludwig Uhland	120
Einem jungen Freunde	122
Spaziergänge	125
Frühlingsgedanken	126
Salonſzene	127
Prieſter und Pfaffe	129
Die Dicken und die Dünnen	130
Mauthkordon	131
Dem Zenſor	132
„Raberer da!“	133
Auf d. Schlachtfelde von Aspern	135
Nachtgedanken	136
Wohin!	137
Warum?	139
Sieg der Freiheit	141
Antworten	142
Hymne an Öſterreich	143
Sankt Stephans Eid	145
Kaiſer Rudolf der Zweite	147
Die ledernen Hoſen	149
Maria Thereſia	151
Sein Bild	152
Gaſtrecht	154
Alte Geſchichten	155
Zur Cholerazeit	158
Einem auswandernden Freunde	160
Renegatenſpiegel	164
Unſere Zeit	165
Die Ruinen	166
An den Kaiſer	170
Epilog	173

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Anastasius Grüns

[... Anton Alexander Graf v. Auersperg.]

sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schlossar.

Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe.

67241?

Sechster Band.

Inhalt: Schutt.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Schutt.

Einleitung des Herausgebers.

Man zeigt heute noch im Schloßparke zu Thurn am Hart ein lauschiges Plätzchen, wo Graf Auersperg, der Dichter Anastasius Grün, seinen „Schutt“ gedichtet hat, nächst den „Spaziergängen“ wohl sein berühmtestes Werk. Es ist jedenfalls auch rasch nach den „Spaziergängen“ entstanden, und der Dichter hat die höchsten Ideen von Freiheit, Recht und Menschenliebe in den Strophen dieser einzelnen Dichtungen niedergelegt. Gottschall nennt den „Schutt“: „allegorische Fresken von glänzendem Kolorit . . . eine träumerische Musik des Gedankens, die zu immer volleren Akkorden anwächst und alle Dissonanzen in mächtig ergreifender Harmonie auflöst“. Die „Fünf“ oder besser „Vier Ostern“ des Buches dürften 1832 oder 1833 entstanden sein. Schon im Jahre 1834 schrieb Grün an die Verlagsbuchhandlung Weidmann in Leipzig, welche ihm vorschlug, seine Gedichte in ihrem Verlage gesammelt herauszugeben, wozu er sich vorläufig nicht entschließen konnte: „Ich habe ein Gedicht, betitelt ‚Vier Ostern‘, vier poetisch aufgefaßte Momente aus den Schicksalen Jerusalems nach seiner Zerstörung fertig liegen. — — Der Inhalt steht weder an innerem Interesse, noch an der äußeren Ausführung dem Besten, was ich bisher schrieb, nach. Hiernach können Sie . . . mir gefälligst mitteilen, ob Sie gesonnen und geneigt wären, Druck und Verlag zu übernehmen.“ Nachdem die Verlagsbuchhandlung sich gern zur Übernahme bereit erklärte, teilte ein späteres Schreiben vom 4. November 1834 mit: „Die ‚Ostern‘ sind Ihnen gewiß, doch werden sie, da sie mir zum selbständigen Auftreten zu dünnleibig scheinen, noch einige Genossen erhalten, nach deren gänzlicher Vollendung Sie das Manuskript alsogleich . . . empfangen sollen.“ Etwa ein Jahr darauf kam das Ganze in die Hände der Verleger, ein fünftes Schlußgedicht („Und Ostern wird es einst, der Herr steigt nieder“) war angefügt, und die übrigen drei Dichtungen erschienen beigegeben. Unter dem Titel: „Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün“ erschien das Buch im Jahre 1835 und fand so glänzende Aufnahme, daß schon im Februar 1836 die Verlagsbuchhandlung um die Ermächtigung zu einer neuen Auflage des „Schutt“ ersuchte, welche denn

auch erteilt wurde mit einigen unwesentlichen Bedingungen, z. B. daß die zweite Auflage nicht stärker werde als die erste (750 Exemplare), daß dem Verfasser nach drei Jahren oder, wenn die zweite Auflage früher vergriffen sei, mit dem Eintreten dieses Umstandes die weitere Verfügung über das Werk zum Behufe einer dritten Auflage dem Verfasser freistehen solle u. dgl. Um jene Zeit war es, daß der Dichter wegen seiner Schriften ein Strafverfahren von Seite der österreichischen Regierung noch immer befürchtete, weshalb er einem Briefe an die Verlagsbuchhandlung damals auch die Bemerkung beifügte: „Ich habe in neuester Zeit wesentlich Gründe und Veranlassungen zu der Bitte gefunden, daß Sie die Identität meiner Person und Anastasius Grüns gegen niemanden zugeben mögen."

Als schon im August 1838 die dritte Auflage des „Schutt" zum Drucke kam, wurde diese vom Verfasser sorgsam durchgesehen und dem ersten Zyklus: „Der Turm am Strande", ein Gedicht, neu eingefügt (Nr. 12 „Ein Vöglein setzt sich auf die Fenstereisen"). In dieser Form ist der „Schutt" fortan geblieben, und nur kleine unbedeutende Änderungen wurden vom Dichter in den folgenden Auflagen vorgenommen. Nächst den „Gedichten" Grüns ist dieses Werk am häufigsten aufgelegt worden. So erschienen Neuauflagen in den Jahren 1840, 1842, 1844, 1846 (Miniaturausgabe mit einem Titelstiche nach einer Zeichnung J. N. Geigers), 1847, 1849, 1851, 1856, 1869. Die zwei letzten Originalauflagen bei Grote in Berlin sind 1877 und 1893 erschienen, im ganzen bis dahin vierzehn Auflagen.

Auersperg hatte beim ersten Erscheinen des „Schutt" diesen den ihm von der Wiener Studienzeit her befreundeten, damals schon berühmten Orientalisten und Dichter Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall gewidmet. Das Motto, welches dem Buche vorangesetzt erscheint, ist dem 1830 anonym erschienenen Gedichte Hammer-Purgstalls entnommen, das den Titel führt: „Italia in hundert und einem Ständchen besungen von einem Morgenländer."

Eine ausführliche, erläuternde und zugleich das ästhetische wie das sprachliche Element berücksichtigende Arbeit über „Anastasius Grüns ‚Schutt'" hat Andreas Zeche zunächst als Programmaufsatz des k. k. Obergymnasiums in Laibach 1881 herausgegeben.

Widmung

Seinem verehrten Freunde **Joseph von Hammer**

Der Verfaſſer.

Das Geſpenſt geht um, aber wer fürchtet's am Tag?
Wem es den Weg vertritt, geh' durch den zerfließenden Schatten,
Wem es grauet davor, werfe ſich nieder zum Grund!
Italia. Ständchen eines Morgenländers.

Aug' in Auge lächelnd ſchlangen
Arm in Arm einſt Weſt und Oſt,
Zwillingspaar, das liebumfangen
Noch in einer Wiege koſ't!

Ahriman erſah's, der Schlimme,
Ihn erbaut der Anblick nicht,
Schwingt den Zauberſtab im Grimme,
Draus manch roter Blitzſtrahl bricht.

Wirft als Rieſenſchlang' ins Bette,
Ringelnd, bäumend, zwiſchen ſie
Jener Berg' urew'ge Kette,
Die nie bricht und endet nie.

Läßt der Lüfte Vorhang rollend
Undurchdringlich niederziehn,
Spannt des Meers Sahara grollend
Endlos zwiſchen beiden hin.

Doch Ormuzd, der Milde, Gute,
Lächelnd ob dem ſchlechten Schwank,
Winkt mit ſeiner Zauberrute,
Sternefunkelnd, goldesblank.

Sieh, auf Taubenfitt'chen fächelnd,
Von der fernſten Luft geküßt,
Schifft die Liebe, kundig lächelnd;
Wie ſich Oſt und Weſten grüßt!

Blütenduft und Tau und Segen
Saugt im Oſten Menſchengeiſt,
Steigt als Wolke, die als Regen
Mild auf Weſtens Flur dann fleußt!

Und die Brücke hat gezogen,
Die vom Oſt zum Weſt ſich ſchwingt,
Phantaſie als Regenbogen,
Der die Berge überſpringt!

Durch die weiten Meereswüſten,
Steuernd, wie ein Silberſchwan,
Zwiſchen Oſts und Weſtens Küſten
Wogt des Lieds melod'ſcher Kahn.

Der Turm am Strande.

1.

Ich lag im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer,
An Iſtriens vom Lenz umblühten Strande;
Der Himmel quoll in abendroſ'gem Schimmer,
Das Meer erglomm im purpurroten Brande.

Sie wollen flammend beid' in eines fließen,
Nicht ſieht das Aug', wo Meer und Luft ſich trennen,
Wie ſich zwei Lippen aneinanderſchließen,
In einem ew'gen Liebeskuß zu brennen.

Von Liebe wollen Flur und Hain erzählen,
Das iſt rings ein Erröten, Flüſtern, Koſen!
Die Wellen hüpfen ans Geſtad' und ſtehlen
Sich flüchtig Küſſe von des Strandes Roſen.

Sie legen nachts gar heimlich und behende
Ans Land der Muſcheln farbenreich Geſchmeide,
Daß morgens an der Liebe zarter Spende
Der Roſen Aug' ſich beim Erwachen weide.

Doch du dort, alter Turm, öd' und zerfallen,
Willst du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein sagen?
Mich dünkt es, deine morschen Quadern lallen
Ein böses Lied aus alten, bösen Tagen!

Dein Antlitz blickt so ernst, als ob es zürne,
Und finstres Moos ist dämmernd drauf zu schauen,
Wie auf des Denkers tiefgefurchter Stirne
Die dunklen und gedankenschweren Brauen.

Wohl dämmert's in dir von Erinnerungen,
Wie Schuldbewußtsein in des Sünders Herzen,
Du finsterer Geselle, rings umschlungen
Von ros'gen Schäkern und verliebten Scherzen!

Ob deinem Tor ein Wappen, moosumwoben,
Ein Löwe ist's, das Evangelium haltend!
Venedig, ha, dein Leu! Wohl muß ich loben
Des Sinnbilds Wahl, dein ganzes Sein entfaltend.

Der Mähne Königsmantel schüttelnd, Leue,
Doch nicht verleugnend das Geschlecht der Katze!
Das heil'ge Buch des Glaubens und der Treue
Erhoben hoch, — doch in bekrallter Tatze!

Großmütig, wenn gesättigt schon vom Morden,
Und sanft, wenn du gebändigt mußt erliegen,
Dein Thron die Kluft, drin nie es Tag geworden,
Und doch voll Glanz und Ruhm und Kraft und Siegen!

Sprich, und was wolltest du am Turme dorten?
Ich ahn's, ein Kerker war's! Als Kerkermeister
Hat sich der Leu gelegt vor seine Pforten,
Denn gern in Haft hielt Leiber er und Geister!

Sieh hin jetzt: du zertreten, er zerschlagen!
Sieh selbst dein Werkzeug: Ketten, Eisenstangen
Im Purpurschmuck des Rosts am Siegeswagen
Der Freiheit als entthronte Zwingherrn prangen!

Selbſt in die Quadern, die den Turm dir trugen,
Iſt einſt der Freiheit friſcher Hauch gefahren,
Daß ſie in wilder Luſt aus ihren Fugen,
Sich ſelbſt entknechtend, taumelten in Scharen!

Die Klagen, die ſie hörten, tönen wider
Aus ihrer Marmorbruſt, der ſchmerzgeweihten;
Es ſenkte drauf ſich dunkler Efeu nieder,
Die immergrüne Elegie der Zeiten.

Ein Ölbaum ſprießt nicht fern, den Schutt verſchönend,
Und Roſen rankten dran die jungen Triebe;
Zur Menſchenſaat des Haſſes pflanzt verſöhnend
Natur ſo gern den Frieden und die Liebe.

Doch wie die Lüfte flüſtern heimlich leiſe,
Und wie die Wellen rauſchen auf und nieder,
Wehn aus den Trümmern ſtill, in düſtrer Weiſe
Zu mir herüber des Gefangnen Lieder:

2.

„Ich war beſcheidener Sonettendichter,
Im Qualm Venedigs zündend Himmelslichter,
Gebundne Rede meiſternd wohlbedächtig,
Gebundner Hände jetzo minder mächtig.

Da lieg' ich nun gleich einem ſchlechten Verſe,
Verrenkt, gezwängt, vom Wirbel bis zur Ferſe,
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,
In übler Form verwiſcht die ſchönſten Keime!

Vorm Tor San Marcos hielt ich Sieſta gerne,
Betrachtend irdiſche und Himmelsſterne;
Einſt ungefähr, vertieft ganz in ihr Blitzen,
Blieb einer Prozeſſion im Weg ich ſitzen.

Einſt in Fenices höchſtem Logenrange
Sah ich ein ſchönes Kind mit heitrer Wange;
Ich flog empor, — da ſaß der alte Doge
In einem Winkel, ach, derſelben Loge!

Zum Unglück reimt' ich einmal auf: Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein andermal fiel mir auf: Senatoren
Kein andrer Reim just ein, als: Midasohren!

Die Reime, traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonette
Gäb's keinen bessern Reim mehr, als: die Kette!"

3.

„Ans Meer, gleich diesem, baut die Kerker alle!
Ringsum nur Meer, endloser Himmel drüber!
Setzt eures Sklaven enge, dunkle Halle
Der Freiheit und Unendlichkeit genüber!

Daß, wenn er schuldig, selbst der Wellen Kosen
Ihm nachts und tags von seiner Schuld erzähle,
Und fort und fort ihm laut der Brandung Tosen
Des Herrn Gerichte donnre in die Seele!

Daß, wenn er schuldlos, nicht ans Ohr euch dringe,
Euch nicht den Schlummer störe seine Klage,
Daß sie des Meeres Rauschen ganz verschlinge,
Daß sie des Windes Flügel weiter trage!

Ich klimm' empor zum hohen Fensterbogen
Und kralle fest mich an des Gitters Stäben!
Ha, endlos seh' den Ozean ich wogen,
Nur fern, gar fern ein weißes Segel schweben!

Ach, meiner Freiheit Bild! Nicht flieh so schnelle!
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es rasten,
Es schwebt als Möwe über dunkler Welle
Und klammert schreiend sich an deine Masten!"

4.

„Ihr, denen in die Hände ward gegeben,
Wenn sich's die Händ' etwa nicht selbst genommen,

Das Recht, zu ſchalten über Menſchenleben,
Kennt ihr des Menſchenlebens Sinn und Frommen?

Ich rat' euch, wallt aus eurer goldnen Klauſe
Einmal hinaus in Frühlings Sonnenblicke,
Doch laßt mir ſein den Doktorhut zu Hauſe,
Die grüne Brille, Kodex und Perücke!

Und wenn, von all dem Licht und Glanz entborget,
Ein leiſer Abglanz ſchlich in eure Seele,
Dann iſt es Zeit, dann weilet nicht und ſorget,
Daß Flinte, Beil und Meſſer euch nicht fehle.

Seht dort den Roſenſtrauch im Duftmeer fluten!
Das Meſſer her, vom Stamme ihn zu trennen!
Er liegt im Staub und ſcheint nun zu verbluten
Aus ſo viel Wunden, als da Knoſpen brennen.

Seht ihr die Lerche hoch im Frührot ſchimmern?
Das Feuerrohr herbei, und ſtreckt ſie nieder!
Vor euch im Raſengrün mit leiſem Wimmern
Verſiegt die holde Quelle ſüßer Lieder.

Seht dort der Linde Haupt die Wolken grüßen!
Die Axt herbei, den Stamm ihr zu zerklüften!
Da liegt die Rieſenleiche euch zu Füßen,
Ihr Sterberöcheln iſt ein ſüßes Düften.

Und will euch Wehmut nun ins Herz, ſo lenket
Heimwärts den Pfad, und nehmt an eurer Schwelle
Den Säugling aus der Gattin Arm, und ſenket
Eu'r ſinnend Haupt zu ſeiner Lockenhelle.

Und denkt des Baums, zerſpellt zu toten Trümmern,
Und denkt der Knoſp', erblaßt im Todesbeben,
Und denkt des Liedes, aufgelöſ't in Wimmern,
Und ahnt es leiſe, was ein Menſchenleben!"

5.

„Das grauſe Königsſpiel will ich nun ſpielen
Und laden zu Gerichte meine Richter!

Es drückt das goldne Zepter euch nur Schwielen,
Doch hoch empor das feine ſchwingt der Dichter!

Ihr könnt die Ebenbürtigkeit nicht tadeln
Des Geiſts in mir, ihr ſtolzen Purpurträger!
Er wird zum Throne dieſen Schemel adeln
Und vor die Schranken rufen eure Kläger!

Da ſprach die Kette meines Arms: Bei Erzen
Schlief einſt ich ſanft und tief in ew'gen Nächten!
Was rißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,
Solch unbewehrte Arme zu umflechten?

Der Wölbung Quadern ſprachen drauf: Wir trugen
Am Dom des Herrn einſt mit als Felſenſäulen!
Was habt ihr uns geſchmettert aus den Fugen,
Zu hören dieſes Armen Klagen heulen?

Des Bettes Diele ſprach: Ich ragt' als Eiche,
Auf grünen Höhn zu ſäuſeln Gottes Ehre!
Was habt ihr mich gefällt mit frechem Streiche,
Daß ich dies Herz jetzt an mich pochen höre?

Vorm Fenſter eine Lerche klagte bitter:
Was zeigt ihr mir, der Freiheitſeelen einer,
Der Knechtſchaft gelb Geſicht durch ſchwarzes Gitter
Und eine Seele, ach, ſo frei, gleich meiner!

Es ſprach mein Herz: Euch freut, was mannigfaltig,
Doch ein Gepräg' nur wollt ihr für Gedanken!
Ihr liebt die Blumen, weil ſie vielgeſtaltig,
Doch darf nicht frei das Herz Gefühle ranken!

In plumpe Feſſeln wollt den Geiſt ihr ſchlagen,
Der gottgeſandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke wettert, ihr könnt ſie nicht jagen,
Und knebeln nicht könnt ihr den Regenbogen!

Und nun vernehmt den Urtelſpruch des Richters:
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm ließt bereiten,
Denn alſo richtet mild das Herz des Dichters,
Gibt euren Namen er Unſterblichkeiten!

Nur erſt geſellt er ſeine Ketten alle
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen,
Es raſſeln weit durch des Jahrhunderts Halle
Wie ſeiner Ketten Klirren eure Namen."

6.

„Durch meines Kerkers Eiſengitter rangen
Sich meine Blick' empor zum Himmel droben,
Den Ball des Mondes ſah ich leuchtend prangen,
Vom goldnen Kranz der Sterne rings umwoben.

Da klang's aus ihnen in mein Herz und keimte
Gleichwie ein kindiſch Märchen alter Tage,
Bevor der Götter Schar die Erde räumte
Dem Menſchenvolke von gemeinrem Schlage.

Es war ein Rieſ' einſt, hochgewaltig, tüchtig,
Der ſprach zum Mond: Dein Licht behagt mir eben,
Doch biſt du mir zu wanderluſtig, flüchtig
Und ſollteſt ſein an feſtem Wohnſitz kleben.

Nicht übel ſtündeſt du mir überm Bette
Als Abendlamp' in meinem Schlafgemache!
Er ſpricht's und ſchmiedet eine goldne Kette
Und hängt den Mond dran auf am Himmelsdache.

Doch der rollt fort und fort unaufgehalten,
Und klingend riß die Rieſenkette droben,
Daß in Millionen Trümmer raſch zerſpalten,
Weithin geſät, die goldnen Splitter ſtoben!

Und ſieh, als Sterne ſind ſie dort geblieben,
Da leuchten ſie ins Herz mir ihre Kunde,
Als Freiheitshymn', in goldner Schrift geſchrieben
Tief auf des Himmels dunklem, ew'gem Grunde.

Es flüchtet gern mit ſeinen ſtillen Schätzen
Das Menſchenherz in die geſtirnte Ferne;
Es will der Mann in Feſſeln gern verſetzen
Selbſt ſeine Ketten in die ew'gen Sterne."

7.

„War einſt ein König, der hielt liebumfangen
Den Leib der Königin, der ſchönen, jungen!
Ob Aug' in Aug' und Hand in Hand auch hangen,
Er hätte gern noch feſter ſie umſchlungen!

Des Gartens Roſen formt er da zur Kette,
Die hält ihr Haupt in ſüßer Haft umwunden.
So ward aus Roſen einſt die erſte Kette,
So ward von Liebe einſt die Kett' erfunden.

Zwei Königskinder ſind's, die dort zu Ringen
Der Wieſenblumen ſchlichte Halme runden,
Mit ſolchen Feſſeln ſpielend ſich umſchlingen;
Und ſo hat Lieb' die Kette fortgewunden.

Den Tempel ſieh, wo Prieſter um die Wette
Mit Myrt' und Roſ' Altar und Säul' umwunden
So hat die Liebe feſt mit ihrer Kette
Den Himmel an die Erde ſchön gebunden.

Tot ſind das Königspaar, die Kinder, Prieſter!
Doch Kränze ihren Aſchenkrug umkoſen!
So band den Staub des Grabes, welk und düſter,
Der Liebe Kette an des Lebens Roſen.

Da ſah der Haß, wie Lieb' erfand die Kette,
Das, was ſie liebt, noch feſter zu umwinden!
Er formt — aus Erzesblüten — nach die Kette,
Noch feſter, was er haßt, an ſich zu binden!

Doch von Girlanden ſcheint mein Arm umwunden,
Gleich Blumen flüſternd mir die ſchöne Märe:
Wie ſelbſt im Haß ein Fünkchen Lieb' entzunden,
Wie ſelbſt der Haß bei Lieb' einſt ging in Lehre."

8.

„Gebt mir ein Buch! — Sie wollen keins mir gönnen!
So mag mein Aug' im Buch des Himmels blättern,
Das dem Gefangnen ſie nicht rauben können,
Und leſen, Herr, in deinen ew'gen Lettern!

Ich seh' den Äther rein und leuchtend blauen
Und seh' das Abendrot in Flammen zittern,
Draus mild der Englein Tränen niedertauen,
Ich seh's, — doch aus des Kerkers Eisengittern.

Seh' ziehn die Wolke mit der Brust voll Segen,
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,
Die Sterne sich im goldnen Wirbel regen,
Ich seh's, — doch durch des Kerkers Eisenstangen.

Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen
Und mitleidvoll der Rosen Bild und Reize,
Die längstentbehrten, meinem Auge zeigen!
Ich seh's, — doch durch des Gitters ehrne Kreuze.

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,
Ich seh' den Regenbogen flammend schweben;
Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten,
Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden."

9.

„Wie eine Rose aussieht, wüßt' ich gerne!
Wohl wußt' ich's einst, doch hab' ich's, traun, vergessen,
Denn zwischen mir und jenes Frühlings Ferne
Dehnt längst der Knechtschaft Nacht sich unermessen!

Ich sah die Rose einst in einem Garten,
Durch den die Spiele meiner Kindheit flogen;
Ich sah sie einst auf flatternden Standarten
Der Heere, die zum blut'gen Kampfe zogen.

Ich sah sie einst im Dom vorm Brautaltare
An einer Jungfrau Herz sich zärtlich schmiegen;
Ich sah sie einst in meines Vaters Haare,
Als Tod ihn auf den Schragen streckte, liegen.

Ich ſah, wie an der Bruſt der Mörder einer
Sie mit zur Richtſtatt führt' im Sünderwagen;
O daß ich ſäß' im Karren anſtatt ſeiner,
Daß ich die Roſe könnt' am Herzen tragen!"

10.

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Ähre
Und hielt ſie lang' vors Aug' in meinen Händen;
Als ob in ihr ein ſtiller Zauber wäre,
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben ſtieg vor meinen Blicken!
Ha, wie ſie flüſternd durcheinandergaukeln,
Geſchäftig mit den goldnen Häuptern nicken
Und weithin ihres Meeres Wogen ſchaukeln!

Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Iſt, Silberkähnen gleich, dies Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen ſpringend,
Es ſind der Meeresgöttin Dienerſcharen.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüber hin der ew'ge Himmel blauend
Und Lerchen drin, von Morgenrot die Flügel,
Und von Geſang die Kehlen übertauend!

Die Wälder ſäuſeln, und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Burſch und Dirne ſich im Reigen ſchwingen,
Und ſelbſt die Blüten tanzen von den Zweigen.

Die Garben ruhn den Jungfraun nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich faſſe einen, um in eines ſüßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu ſchmiegen.

Da raſſelt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entſinkt die Ähre!
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einſt ſo elend wäre!"

11.

„Sie haben aus der Erde mich geſtoßen
Und nur ein Stücklein Himmels mir gelaſſen,
So viel, vom Kerkerfenſterlein umſchloſſen,
In ſeinen Eiſenrahmen wollte paſſen!

Des Menſchen Blick und Wort darf mich nicht laben;
Ich ſeh' ein Antlitz nur auf weiter Erde,
Das deine, Graukopf, fütternd deine Raben,
Daß ihre Kette nicht zu locker werde!

Die Zeit hab' ich begraben und vergeſſen,
Ich zähle nicht der Knechtſchaft bange Stunden!
Nur reinen Weizen mag der Landmann meſſen,
Doch nicht das Unkraut, das er drin gefunden!

Ich weiß nicht, wann es Lenz! Ich darf nicht ſehen
Die Roſen glühen und die Blüten blinken,
Die grüne Wieſ' in duft'gen Halmen ſtehen
Und in den Schoß ihr goldne Früchte ſinken!

Ich ſeh' den Herbſt nicht an den Blumen rütteln,
Ach, wie mich welke Blätter ſelbſt erfreuten!
Ich ſeh' ihn nicht das Laub der Wälder ſchütteln
Als Sand ins Stundenglas der Jahreszeiten!

Ich ſah die Zeit, den rüſt'gen Falken, ſteuern
Einſt hoch ob mir mit klingendem Gefieder!
Doch mit durchſchoßnem Flügel, matt und bleiern,
Sank er vor meines Kerkers Pforten nieder."

12.

„Ein Vöglein ſetzt ſich auf die Fenſtereiſen,
Sein Schnabel hält des Waldes Purpurbeere,
Es drängt ſein Herz, im Liede laut zu preiſen
Von Freiheit Waldesluſt die ſüße Märe!

Doch wie es mich erſieht, denkt's mit Erbarmen:
Nein, ſchweigen will ich, daß die Wonnefülle,
Die mich labt, nicht betrübe dieſen Armen,
Mein Beerlein nur will ich verzehren ſtille.

Wie so das Vöglein an der Beere pickte,
Mußt' ich vom Baum, dran sie einst schwellte, träumen
Und dann vom Wald, aus dem der Baum mir nickte,
Dann von den Feldern, die den Wald umsäumen;

Dann von dem Strom, der durch das Feld geschlungen,
Dann von dem Meer, zu dem der Strom mag reisen,
Von Ländern dann, die von dem Meer umklungen,
Von Sternen dann, die Meer und Land umkreisen!

Was bist du, Vöglein, für ein Vogelriese
Mit eh'rnen Fängen und gewalt'gen Schwingen,
Daß du die Weltenkugel, als sei diese
Ein winzig Beerlein, mir vermocht zu bringen!"

18.

„Ich schaute Bilder einst von Sudlerhänden,
Da hatten Mond und Sonne Mund und Nasen,
Da sah den Sturm ich hinter Wolkenwänden
Als wind'gen Jungen volle Backen blasen.

Ein übler Maler ist der Schmerz, gleich ihnen,
Denn, blick' ich auf aus diesen Finsternissen,
Seh' ich nur fromme, heil'ge Menschenmienen
Als Sterne, Sonn' und Mond vom Himmel grüßen.

O Menschenantlitz, wundervoller Spiegel,
Vom lauen Hauch der Gottheit leis umflossen!
Du heilig Buch, in dessen Purpursiegel
Des Himmels ew'ge Rätsel tief verschlossen!

Dein Antlitz nur blieb mir, mein Kerkermeister!
Doch ist der Spiegel unpoliert befunden,
Das schöne Buch verklebt mit schnödem Kleister
Und, ach, in Fell unsaubren Tiers gebunden.

Und dennoch, was verloren ich mit Beben,
Ich les' es drin, in altem Glanze tagend!
All, was ein Antlitz nur vermag zu geben,
Gibt deines mir, wenn alles gleich versagend!

Wie, als der Lava ſchwarze Kruſten ſprangen,
Das heitre Bild des Liebesgotts draus blickte,
So find' im Furchenſchutte deiner Wangen
Das Lächeln ich, des Glanz mich einſt entzückte.

Die Wolken deiner Stirne müſſen ſinken,
Ich laſſe reinen, lichten Himmel tagen,
Drauf der Gedanken Stern' und Sonnen blinken,
Und kühn gewalt'ge Regenbogen ſchlagen.

Die Augen dein, im Zauberſchlaf ſeit Jahren
Zween Bären gleich in buſch'ger Höhle ſitzend,
Den Bann löſ' ich! Sie werden, was ſie waren:
Zwei Königskinder, in Demanten blitzend!

Dein Mund, verſperrt wie dieſes Kerkers Pforte,
Er tut ſich auf nun als Triumphesbogen,
Draus die geharn'ſchten Sieger: Ernſtesworte,
Bekränzte Jungfraun: Liebesworte wogen.

Dein Buſen, klanglos, wie die dürre Scholle,
Wölbt ſich zum Dom voll ſüßer Liedertöne;
Aus deines Leibs formloſer Felſenrolle
Entſteigt der delph'ſche Gott in ew'ger Schöne!

Selbſt deiner eh'rnen Hand kann ich nicht zürnen,
Wenn ſie die Feſſeln prüft, ob ſie nicht weichen;
Ich ſeh' ſie Kron' und Lorbeer würd'gen Stirnen
Und mild ein labend Brot der Armut reichen.

Du finſtrer Schließer dieſer ird'ſchen Hölle,
Wie jauchzt mein Herz bei deiner Schlüſſel Klingen!
Du biſt Sankt Peter mir, vor dem zur Stelle
Weitauf die Pforten meines Himmels ſpringen!

O bleib, daß dir ins Antlitz ſtill ich ſchaue,
Mein durſtig Aug' am Quell des deinen labe,
Daß aus den Trümmern ich den Tempel baue
Und aus dem Schutte meine Götter grabe."

14.

„Der Riegel knarrt zur ungewohnten Stunde,
Ein Mann tritt ein im Kleid von schwarzer Farbe,
Verschnitten ist sein Haar zur Glatzenrunde,
Sein Mund fast lippenlos wie eine Narbe.

Ein Krüppelast des Edelpalmenbaumes,
Mannheit genannt! Nicht tränkt und nährt begeisternd
Sein Wort als süße Frucht so schönen Baumes,
Als unrein Harz nur trieft's andringlich, kleisternd!

Er spricht von Büßen und Bereun, Bekehren,
Von Demut, die sich höhrer Weisheit schmiege,
Von Rückkehr zu der Gläub'gen frommen Heeren,
Von Todesgraun, das einst auch Starke biege.

O lieber Mann, wollt Ihr ein Vogler werden,
Müßt Ihr ausstreuen beßre Futterbrocken;
Wollt Ihr als schlauer Werber Euch gebärden,
Muß Uniform und Handgeld reicher locken!

Es legt ein Mann dem alten satten Leuen,
Den mehr als er der feuchte Norden zähmte,
Sein Haupt zum Schlund, drin keine Zähne dräuen;
Ob er des Pöbeljubels sich nicht schämte?

Ein Gaukler ist's, indes ein Held mir heißet
Der Neger, der im Wüstensand ihn meistert,
Das Lamm dem Rachen jenes Leun entreißet,
Den Hunger stachelt, Sonnenbrand begeistert!

Nur leichten Gauklerruhm, nicht Heldensiege
Wird Euer Priestereifer sich erjagen,
Nimmt als Genossen er im Glaubenskriege
Mein Elend, meine Ketten, Todeszagen.

Ein Sterbender ist gar ein Sanfter, Milder,
Muß viel, wird Euch sich auch gefallen lassen
Und gleichen Sinns Sterbkerze, Heil'genbilder,
Den Kuhschwanz auch nach Inderweise fassen.

Er kann Euch nicht von ſeinem Bette ſcheuchen:
Könnt' er die Hände regen, wollt' er lieber
Dem Weib, den Kindern ſie zum Abſchied reichen;
Nicht Ihr bekehrt, beſiegt ihn, nein, das Fieber.

Mich wird das heil'ge Brot von weißem Weizen
Nach ſchwarzer Kerkerkrume nicht anwidern;
Auch mögt Ihr mit dem heil'gen Öl nicht geizen,
Heilbalſam iſt's den kettenwunden Gliedern.

Mit dem geſunden, geiſtesfriſchen Sünder
Klimmt auf den Berg, daß weit ins Land er ſehe,
Dort werdet ihm des heil'gen Worts Verkünder,
Denn Gottes Rede ſcheut nicht Gottes Nähe.

Steht Mann dem Mann und Wort dem Wort entgegen,
Daß Licht und Waffen gleich für beide Streiter!
Iſt Eures Wortes Schwert gefeit mit Segen,
Wird dann ein Sieg ihm, herrlich, groß und heiter!

Die Linde, feierlich geneigt die Gipfel,
Wird ſtumm ihr Jawort nicken Eurem Pſalme,
Fortrauſchen werden ihn des Waldes Wipfel,
Fortſäuſeln werden ihn der Wieſen Halme.

Aus jeder Blume ihm entgegenlächeln
Wird Euer Wort in farbenreichen Lettern,
Die Lüfte werden's um das Ohr ihm fächeln,
Die Wolken werden's um das Haupt ihm wettern.

Mit Feuerpfeilen ſtreckt die Sonn' ihn nieder,
Das Wort des Lichtes in das Herz ihm gießend,
Der Geiſt fährt, nicht in Flammenzungen wieder,
Herab auf ihn, in Blütenflocken fließend."

15.

„Glückauf, ein Jahr der Haft vorbei! denn winken
Seh' ich ein grünes Blatt am Fenſterrande;
Gottlob! 's iſt wieder Lenz! Schon will mich's dünken,
Als ſchaut' ich weit in ſonn'ge Blumenlande!

Ich höre klingen die kristallnen Bronnen,
Den Sprosser flöten zwischen duft'gen Ranken,
Ins Kerkerdunkel glänzen Frühlingssonnen,
Dir, stilles, grünes Blättlein, muß ich's danken!

Doch wehe, weh'! Des Efeus starr Gewinde
Hab' ich gesehn statt saft'gem Lenzgesträuche,
Ach statt des Frühlings ros'gem, frischem Kinde
Nur seine Mumie, die immergleiche!

Des Efeus Ranken grünen Fesseln gleichen,
Und mit dem Schergen steht er längst im Bunde;
Daß nicht des Kerkers Steine lockernd weichen,
Schlingt seine Arm' er um des Turmes Runde!

Sein bittres Amt dem Wächter zu ersparen;
Nach mir zu schielen durch des Fensters Raine,
Kroch er heran, mühvoll, vielleicht seit Jahren,
Indes nach einem einz'gen Lenz ich weine."

16.

„Frei, frei bin ich! Die Knechtschaft ist zu Ende!
Das offne Tor, ha, wie mich's fast erschreckte!
Wie ungelenk jetzt fesselfrei die Hände,
Die einst in Ketten leicht zu Gott ich streckte!

Frei, frei bin ich! Die Fesseln sind gefallen,
O Licht, wie blend'st du meine Augenlider!
Frei darf ich durch den Garten Gottes wallen
Und stürzen an die Herzen meiner Brüder!

Reicht eure Hände mir! — Doch, ach, wie sollen
Sie dringen durch der Gräber grüne Decken!
Und die Lebend'gen fliehn, denn nimmer wollen
Sie mit des Sklaven Handschlag sich beflecken!

Wohlan, so will ich selber denn erringen
Mir neue Liebe und ein neues Leben!
Noch fühl' ich Jugendkraft den Arm beschwingen,
Der Jugend Locken noch ums Haupt mir schweben!

Da nahm mein Todfeind ſchweigend mich am Arme
Und ſtellte mich vor einer Quelle Spiegel:
O weh, mein Haupt eisgrau, daß Gott erbarme!
Auf Wang' und Stirn der Knechtſchaft Furchenſiegel!

Und ſo iſt ungeſehn und ohne Grüße
Mein Lenz gewallt durch meines Kerkers Grauen;
Die Hülle tiefer, ew'ger Finſterniſſe
Ließ mich die leuchtende Geſtalt nicht ſchauen!

Empfang, o Kerkernacht, dies Herz jetzt wieder,
Als Blume, die gewöhnt an deine Schatten!
In dich als Marmorurne leg' ich's nieder,
Im Grabgewölb der Zeit es zu beſtatten."

17.

Und ſtill verklingen des Gefangnen Lieder,
Die Wellen wimmern, fahle Wolken reiſen;
Da jauchzt es unſern mir und jauchzet wieder
Und ſingt, mir faſt zur Unzeit, luſt'ge Weiſen.

Mir naht ein Greis mit ſilberweißen Haaren,
Doch Morgenrot des Frohſinns auf der Wange!
Ei, ſeltne Nachbarſchaft! Wie Roſenſcharen,
Umblühend Gletſchereis am Alpenhange!

Willkommen, Greis! Du mußt wohl Kunde wiſſen
Von dieſem düſtern grauenvollen Hauſe,
Wer einſt geächzt in ſeinen Finſterniſſen?
Wes Ketten klirrten durch die dunkle Klauſe?

„Geächzt hat niemand als die Wetterfahne,
Wenn ſie der Wind gedreht im ſpröden Gleiſe!
Geklirrt hat nichts hier, als von dem Altane
Die Becher all' in luſt'ger Brüder Kreiſe!

Ein Leuchtturm war dies Haus in alten Tagen,
Zerfallen nun, ſeit dort gebaut der neue;
Anſtatt des Invaliden, lahmgeſchlagen,
Trat der Rekrute in die offne Reihe.

Ich war ſein Wächtersmann, der wohlbeſtallte,
Gottlob! daß Pech und Wein dem Land nicht fehlen!
Ha, wie, wenn Wind und Wetter pfiff und hallte,
Geflammt die Leuchten, und gejauchzt die Kehlen!“

So ſprach der Greis; noch leuchtet des Gelages
Erinnerung ums Haupt dem alten Zecher,
Wie durch der Dämmrung Grau Nachglanz des Tages,
Wie Reſte Rebenbluts durch leere Becher.

So ſang ich in des Lichtes Heiligtumen
Von Finſterniſſen und verdorrten Lenzen!
Der Gärtner zieht zu Wonn' und Luſt die Blumen
Und, ach, verbraucht ſie oft zu Totenkränzen!

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überſchattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Verglommen mählich iſt die Abendröte,
Es ſenkt die Nacht des ſchwarzen Mantels Schwere
Rings um die Trümmer und die Blumenbeete
Und über weites Land und ew'ge Meere.

Da läßt der Himmel Mond und Stern' erglimmen,
Da glühn am Golf empor des Leuchtturms Flammen:
Licht! Licht! ihr Loſungswort, das große, ſtimmen
Jetzt Erd' und Himmel, Gott und Menſch zuſammen.

Eine Fenſterſcheibe.

1.

Ihr fragt mich lächelnd, ob ich Glaſer worden,
Die Zunft ertauſcht um freien Dichterorden,
Daß ich mit ſo gebrechlich zarter Ware
In das Gedräng' des Dichtermarktes fahre?

Erlaubt, daß ich das blanke Glas euch deute,
Ihr war't mir milde ſtets, o ſeid's auch heute;
Wie ſchad', wenn einer aus der Hand mir's ſtieße,
Und euch's in Scherben fiele vor die Füße!

Seht dort des Kloſters morſche Mauerzinken
Verſchämt und halb verſteckt aus Föhren blinken.
Ha, welch lebend'ges Leben rings ſich regte,
Als einſt der erſte Abt den Grundſtein legte!

Aus Kronen brachen Kön'ge da Juwele,
Daß es an Steinen für den Bau nicht fehle;
Es löſten Fraun die güldnen Kettlein wieder,
Um feſtzubinden des Koloſſes Glieder.

Alltäglich ſtand mit früh'ſter Morgenhelle
Der Abt, den Bau befeuernd, ſchon zur Stelle
Mit ſtrengem Worte und mit mildem Weine,
Daß man mit Fug aus Wein den Mörtel meine.

Da ſchlich einſt ſtill ein Bettler um die Wände
Und brachte ſcheu ein Pfennigſtück als Spende:
„Herr, laßt dies Sandkorn Eurem Bau geſellen,
Nur karger Trank quillt aus verſiegten Quellen."

Es ſprach der Abt: „Schön Dank und Chriſti Gnade!
Das gibt fürs Fenſter dort die Scheibe g'rade!"
Da ging der Schalk und wünſcht' in ſeiner Seele,
Daß es dem Hauſe nie an Lichte fehle.

Doch, von des Abtes Demantring geſchrieben,
Iſt in der Scheibe noch der Spruch geblieben:
„Aus eines Bettelſackes Finſterniſſen
Seht hier das Licht und Gold der Sonne fließen!"

Und rüſtig aus dem blanken Mauerwalle
Stieg Kuppel, Kreuzgang, Turm und Säulenhalle;
Hoch ragt der Bau und dehnt ſich weit und weiter
Als feſte Schanze für die Glaubensſtreiter.

Zum Bannerträger ſie den Turm erkieſen,
Hoch flammt das Goldkreuz in der Hand des Rieſen;
Gleich tauſend goldnen Schilden glühn vom Hügel
Weithin ins Land der Fenſter lichte Spiegel.

Als eine Wache, ſtolz und auserkoren,
Stehn hohe Marmorbilder vor den Toren;
Nie lüſtet's ſie, in Schlummer ſich zu neigen,
Denn Wächterpflicht iſt Wachen ja und Schweigen.

Er brauſ't aus hundert Kehlen um die Wette
Empor als Schlachtgeſang Choral und Mette;
Als Trommeln laut zum Sturm die Kanzeln klingen,
Drauf rüſt'ge Schlägel ihre Wirbel ſpringen.

Und horch, ſie löſen dröhnend ihr Geſchütze:
Die Glocken ſind's auf luſt'gem Wolkenſitze!
Wenn ihre Donner durch den Äther zittern,
Scheint's ſelbſt bei heitrem Himmel zu gewittern.

So war es einſt! — Jetzt ſehn die grauen Reſte
Scheu auf des ſonn'gen Tales Blütenfeſte,
Wie wenn ein Greis geriet in Kinderſpiele,
Ein düſtrer Eremit ins Tanzgewühle.

Durch jenen Riß der Kuppel, halb zerfallen,
Drängt Mond und Stern ſich in des Domes Hallen,
Als ſei'n zu ſtiller Andacht ſie gekommen,
Zu mehren dort die kleine Schar der Frommen.

Ich ſeh' den Turm, geſenkten Haupts mit Schweigen,
Den ſtolzen Leib gekrümmt in Demut neigen;
Hat ihm des Alters Laſt gebeugt den Rücken?
Will neuer Zeit er ſeinen Bückling nicken?

Warf Sturm die rieſ'gen Quadern auch zu Trümmern,
Seh' ich des Bettlers ſchwaches Glas doch ſchimmern,
Als ob, was fromm des Herzens Andacht weihte,
Selbſt die Zerſtörung zu berühren ſcheute!

Am Sternenkranz, Madonnas Bild umſchwebend,
Seht eines Taubenpärchens Neſt jetzt klebend,
Als rief es girrend zu dem Erdenſohne,
Daß Liebe gerne bei den Sternen wohne!

Sankt Peters Bild ließ seine Schlüssel fallen,
Als stünde Edens Tor nun offen allen;
Sie sanken in die scharfen Nesseln nieder:
Nur Handschuh oder Eisen hebt sie wieder!

Auf schmalen Raum im weiten Bau beschieden
Sich jetzt des Glaubensstreites Invaliden,
Als flöhen sie vor der Zerstörung Tritten;
Rasch aber folgt die Siegrin ihren Schritten!

Und wie der Arm der Zeit die Pfeiler schüttelt
Und an den Kuppeln und Gewölben rüttelt,
Dröhnt dumpf der Fall der Steine durch die Hallen,
Wie des Verfolgers ferne Schüsse fallen.

Der Zellen und des Kreuzgangs öde Massen
Sind längst dem Feind als Beute überlassen,
Drin Eul' und Fledermaus ihr Lager breiten,
Vorposten des Vertilgungsheers der Zeiten.

Manch Marmorbild in Gras und Rosensträuchen
Versenkt, gleich unbegrabnen Kriegerleichen!
Wie vom erklommnen Wall, weht vom Altane
Das grüne Moos als Siegs- und Friedensfahne!

So liegt ein kranker Greis im Todesbeben,
Durchs Herz allein noch zuckt ein Fünkchen Leben;
Die Seele ahnt's, es spricht's sein brechend Auge,
Daß er der Welt, und sie ihm nimmer tauge.

Tritt hin, mein Lied, — wir kämpfen nicht mit Leichen! —
An seines Mundes Hauch dein Licht zu reichen!
Verwandl' in Efeu dich und fröhlich treibe
Zur Wand empor bis an des Bettlers Scheibe!

Wirf einen Blick hinein, dann luftig weiter!
Und schleudre deine Festgirlanden heiter,
Daß ihr Gewind' von Säul' an Säule reiche,
Ein weicher Kranz den Schläfen dieser Leiche.

Ich aber singe durch die deutschen Gauen,
Wo rüst'ge Meister stolze Dome bauen;
Nehmt hin mein Lied, und laßt es euch gefallen
Als eine Scheib' in deutschen Dichterhallen!

2.

Am Hochaltar, umflammt vom Kerzenglanze,
Strahlt in des Priesters Hand die Goldmonstranze,
Um die als Kranz, aus lautrem Gold gegossen,
Ein Rebenreis und eine Ähre sprossen.

Traun, solche Huldigung wie beiden diesen
Ward keiner Reb' und Ähre je erwiesen!
Seht, jetzt erhebt der Priester die Monstranze
Mit ihrem goldnen Reb'- und Ährenkranze:

Und alles Volk sinkt auf die Knie im Kreise
Und schlägt ans Herz und flüstert betend leise,
Des Weihrauchs duft'ge Wolken aufwärts ringen,
Die Glocken donnern, und die Glöcklein klingen!

Da denkt die Ähre still: Ich wollt', ich stünde
Im Felde bei den Schwestern, frei im Winde,
Wie sie zu wallen leis im goldnen Reigen
Und selbst das Haupt, von Segen schwer, zu neigen!

Da denkt die Rebe still: O könnt' ich sprossen
Auf steilem Hügelrain bei den Genossen,
Wie sie, vom Fruchtkorb schwer, den Rücken neigend
Und selbst das Knie in stiller Andacht beugend!

3.

Ein greiser Mönch schleicht durch des Kreuzgangs Hallen,
Horch, Flüche seiner bleichen Lipp' entwallen,
Wie aus zerfallnen Tempeln in der Wüste
Ein Schwarm von Panthern springt mit Mordgelüste!

Ich lauscht', und Fluch um Fluch entbot der Alte
All' dem, was heilig, lieb und groß ich halte;
Mir war's, als schleudert' er mit Hohn, zerrissen,
Mir meiner Freuden Blütenkranz zu Füßen!

Als ob er an der Wand zu Trümmern würfe
Den Goldpokal, draus ich Begeistrung schlürfe!
Als ob der Geifer seines Munds bespeie
Das heil'ge Banner, dem ich stolz mich reihe!

Halt an! — Mein Schwert sollt' aus der Scheide klirren,
Die Pfeile, zücht'gend, aus dem Köcher schwirren,
Wenn dich die weißen Haare nicht, die milden
Fürsprecher, deckten mit den Silberschilden!

Sie sind des heil'gen Stromes weiße Wellen,
Die sanft ein schrosses Inselhaupt umquellen;
Der Silberlocken Brandung heiligt, schirmet
Des Wahnes Tempel selbst, der drauf sich türmet.

4.

Gewalt'ge Tische dehnen sich im Saale,
Doch wenig Gäste sammeln sich zum Mahle;
Wie stand dies Schlachtfeld einst voll Waffenbrüder!
Wie hat der Tod gelichtet jetzt die Glieder!

In jenem Schrank, dem Arsenal der Zecher,
Gleich Panzern toter Helden stehn die Becher;
Doch alle leer, vom Spinnennetz durchwoben,
Vom Staub des Zeitenmoders überstoben!

In tiefer Gruft, in üppigem Gedränge,
Mit trocknen Lippen schläft der Zecher Menge;
Mich dünkt's, als ob zur Gruft die Augen schielten,
Als ob zum Schrank der Schädel Augen zielten!

Gern wallt' ich stündlich in der Gruft Gemächer,
Denn heiter sind die Träume lust'ger Zecher;
Doch blieb' ich mitternachts im Mondenscheine
Nicht mit den leeren Bechern gern alleine.

Da ziehn, wie blankem Sarg entsteigend ihnen,
Die Geister froher Stunden, trüb an Mienen,
Im Trauermarsch, in langen Heeresbahnen,
Vorüber mit gesenkten schwarzen Fahnen.

5.

Im Beichtstuhl sitzt ein Priester zu Gerichte.
Glaubt nicht des Jünglings ros'gem Angesichte!
Ein Eisfeld ist sein Herz, das kalte, rauhe,
Ein Spiegel, drin sich nur der Himmel schaue!

Und eine Wüste ist's, die schrankenlose,
Die öde, kahle, ohne Quell und Rose,
Draus nur die Pyramide „Gott" sich hebet,
Doch einsam, düster, grau und unbelebet.

Ein lockig Mägdlein kniet zu seinen Füßen,
Ihr Herz ihm ganz und reuig aufzuschließen;
Drin hat die Sünd' ein Gärtlein, ein gar schönes,
Voll Rosenhecken und voll Quellgetönes.

Nun ihre Worte den Bericht beginnen
Und von den ros'gen Lippen lispelnd rinnen,
Da wird es ihm, als riesle eine Quelle
Durch seinen Wüstensand ganz frisch und helle.

Und wie sie flüsternd spricht von sel'gen Lauben,
Da mochte wohl mit Fug der Arme glauben,
Es habe Lenz mit seinen Rosen allen
Den Gletscher bombardierend überfallen.

Das Mädchen schritt entsühnt schon längst von hinnen,
Er lehnt im Stuhle noch in tiefem Sinnen,
Umsäuselt still von keimenden Gedanken;
Die Pyramide, ach, beginnt zu wanken!

Und aus den wiedergrünen Wüstenschollen
Ist Blüt' an Blüt' und Zweig an Zweig entquollen,
Als Laube kühl und lind sein Haupt umdüsternd,
Viel süße, heil'ge Wonnemärchen flüsternd.

Und an den Zweigen gaukelnd auf und nieder,
Singt eine Nachtigall gar seltne Lieder:
Es ist sein Herz! — Wenn Nachtigallen schlagen,
Wer weiß, ist's Jauchzen, ist's ein stilles Klagen?

6.

Ich sah der Äbte Bilder in der Halle,
In schwarzem Kleid, mit Inful, Krummstab alle;
Mir schien's, als stünden reihweis' im Spaliere
Um mich des Grabes Gardegrenadiere.

Du mit dem Busenkreuz von Edelsteinen,
Jüngling, magst selbst ein lebend Grabmal scheinen;
Mich dünkt's, als ob dir unterm Kreuze lägen
Begraben deines Herzens Fried' und Segen.

Du, Greis, gebeugt zum Buch vor dir, dem alten,
Du gleichst, vertieft in seine morschen Spalten,
Der Weide, die sich neigt zum Stein am Grabe,
Als ob sie's, seine Schrift zu lesen, labe.

Du, kräft'ger Mann, wie stünd' ein Schwert dir prächtig!
Wohl auch das Zepter schwängst du gut und mächtig!
Wie schade! Doch vielleicht an einem Tage
Wiegt Zepter, Krummstab, Schwert gleich schwer zur Wage.

Du dort, des Aug' voll Lebensglanzes spielend
Liebäugelt, nach dem Totenkopfe schielend!
Jetzt ist's verkehrt! Ins schöne Aug' des Lebens
Schielst du, selbst Totenschädel, ach, vergebens!

Doch fort von hier! Es will mir nicht gefallen,
Aus sichrem Port zu schaun das Sturmmeer wallen,
Des Lebensschiffes Wrack im Zwielicht blinken
Und Schwimmer krampfhaft rudern, ach, und — sinken!

Doch halt! Sieh dort, wie Vollmond aufgegangen,
Ein Abbasbild mit vollen, ros'gen Wangen,
Ehrwürd'gen Bauchs, das fast mir angst, es sprenge
Sein Atemzug des goldnen Rahmens Enge!

Den Maler küßt' ich gern, der auf den Wangen
Dies sonn'ge Lächeln haschend eingefangen,
Den Paradiesesvogel, glanzvoll stille
Umschwebend dieses Rosengartens Fülle!

Er hieß, wie Josua, die Sonne stehen,
Daß sie der Enkel noch mag leuchtend sehen,
Daß dieses Lächelns Geister einst nach Jahren
Mit mildem Glanz in trübe Seelen fahren!

Wie noch zu uns aus Tagen, längstvergangen
Manch rundgewalt'ge Tempelkuppeln prangen,
So in das magre Jetzt aus beßren Tagen
Seh' kühn ich deinen Bauch herüberragen.

Wie eines bombenfesten Kellers Bogen,
Drein sich die Fröhlichkeit zurückgezogen,
Der vom Geschütz des Witzes nur erschüttert,
Nur von des Lachens Erdebeben zittert!

Und über ihm und seinem Kleid, dem dunkeln,
Seh' ich das gute, runde Antlitz funkeln
Als Morgensonne, feist und purpurglühend,
Licht über dunkle Alpenmassen ziehend.

Du warst wohl gut, ich schwör's! — Aus einem Sterne
Siehst du jetzt lächelnd her und duldest gerne,
Daß keck auf deines Bauches Polsterpfühle
Jetzt meine Phantasie, das Kindlein, spiele.

So blühst du jetzt noch als gefüllte Rose
Durch dies Gestrüpp ringsum, das blätterlose;
So gießest du als Vollmond milde Strahle
Versöhnend rings auf düstre Trauermale.

7.

Seht dort den Mönch, kapuzumhüllt die Augen!
Doch diesen scheint ihr Wohnhaus nicht zu taugen,
Zween Adlern gleich, aus dunkeln, öden Klüften
Zum Flug sich schwingend nach den sonn'gen Lüften.

„Auf meinem Haupt, von der Kapuz' umdunkelt,
Hat einſt ein Helm mit grünem Zweig geſunkelt;
Dies Herz, in eine Kutte jetzt verkrochen,
An einen Panzer trieb's kampfluſtig Pochen!

Wie rauſchten, Leipzig, einſt auf deinen Bahnen
Ums trunkne Haupt uns der Begeiſtrung Fahnen,
Daß, wer da fiel, mit Jauchzen, wohl wie trunken
Unter des Lebens grünen Tiſch geſunken!

Der Himmel glüht', als ſchien er ſelbſt zu bluten,
Die Sonne lag auf roten Dampfesfluten,
Als wenn ob uns der Purpur Deutſchlands ſchwebte,
Und ſie auf ihm als Kaiſerkrone bebte!

Uns alle deckte mild ſein Rieſenſchatten,
Darunter focht ſich's gut und ohn' Ermatten!
Doch ſaht ihr's, wie in Fetzen er zerflogen
Und Nebel blieb, der gaukelnd uns belogen!

Die Banner, drauf in Gold: Freiheit! geſchienen,
Sie ſind zerriſſen, und das Wort mit ihnen!
Mir graute nimmer vor des Kampfes Wüten,
Doch bebt' ich vor des Siegeskranzes Blüten!

Mein Lorbeerreis, ich gab es preis den Lüften,
Und die Begeiſtrung trug ich ſtumm zu Grüften,
Daß ſie wie Tote in der ſchwarzen Erde,
In dieſer Kutte ſtill beſtattet werde.

Ihr, die ihr ſchlaft auf Leipzigs Fluren, Brüder,
Einſt tritt zu euch der Waffenbruder wieder;
Das wird ein luſtbarlich Erkennen geben,
Seht ihr im Maskenkleid heran ihn ſchweben!

Statt mich in freies, grünes Feld zu neigen,
Daß meinem Herzen Blumen friſch entſteigen,
Muß dann in dumpfe, dunkle Gruft ich ſchweben,
Unfruchtbar, ach, im Tode, wie im Leben!

Statt farb'gem Kleid und blankem Wehrgeſchmeide,
Dran ſich die arme, kahle Erde weide,
Wird meinen Leib die Kutte ſcheu umſchleichen
Und meine Lend' ein Strick, das Sklavenzeichen!

Statt daß bekränzt die Fahn' aufs Grab ſich ſenke,
Als ob ſie mein in ſtillem Dank gedenke,
Wird die Kapuz' aufs Auge mir geriſſen,
Fürwahr, als ob ſie mein ſich ſchämen müſſen!

Statt daß im Trauermarſch die Trommeln hallen,
Den letzten Gruß der Brüder Büchſen knallen
Und pochend an des Himmels Pforten ſchlagen,
Dem alten Krieger Einlaß anzuſagen;

Schnarrt dumpf zur Gruft mein Sarg am Seile nieder,
Umkrächzen mich der Mönche heiſre Lieder
Mit müdem Flügelſchlag, wie ſatte Raben!
Wirſt du auch, deutſche Freiheit, ſo begraben?"

8.

Ich ſtand im Kloſterhof vorm Marmorbilde
Des Engels mit dem Flammenſchwert und Schilde,
Sein Fuß tritt ſieghaft auf den Höllendrachen
Mit ſchupp'gem Leib und offnem Feuerrachen.

Doch ſeht jetzt zwiefach Satanas bezwungen:
Ein Roſenſtrauch hat blühend ſie umſchlungen
Und wächſt und drückt dem Seraph auch behende
Anſtatt des Schwerts ein Röslein in die Hände.

Ich ging ins Refektorium der Brüder
Und ſetzte mich zum Mahl mit ihnen nieder,
Auf ſchwarzer Tafel aber ſtand mit Kreide:
„Silentium!" der Todesſpruch der Freude.

Doch des Verbotes ſcheint gar wenig fragend
Die Nachtigall, in nahen Büſchen ſchlagend,
Das Taubenpaar, vorm Fenſter liebegirrend,
Der Väter frommes Sinnen faſt verwirrend!

Ich wallte durch des Gartens Duftgelände,
Da schmückt' einst eine Sonnenuhr die Wände,
Drauf stand in schwarzer Schrift die trübe Kunde:
„O Mensch, du kennest weder Tag noch Stunde!"

Doch Reben ranken jetzt um Zahl und Zeiger,
Dran eine Traube hängt als Schenkenzeiger,
Die dichten Ranken säuseln luft'ge Kunde,
O Mensch, du kennst jetzt wahrlich nicht die Stunde.

Mich dünkt, als ob Natur mir allerwegen
Hielt' eine große lichte Freud' entgegen,
Und wie Madonna mit dem heil'gen Kinde,
Den Schmerz der Welt versöhnend, vor mir stünde.

Es hat ihr Arm geheftet ihren blauen,
Gewalt'gen Mantel vor der Zukunft Grauen;
Sie ließ den grünen Teppich niedergleiten
Auf all den Moder der Vergangenheiten.

Sie aber spricht: Bereitet sind die Wege!
Durchzieh, mein Gast, frei meines Reiches Stege,
Das Haupt umstrahlt von Himmels Sternenglanze,
Den Fuß geküßt vom Erden-Blütenkranze!

Setz dich zu Tisch, doch zieh nicht Gramgesichter,
Sei meiner Satzung kein trübsel'ger Richter,
Denn üb'rall hinter dir mit grüner Rute
Steht Lenz, mein luft'ger Rat, im Schellenhute.

9.

Der ew'ge Mond im Dom der Nächte schimmert,
Die ew'ge Lamp' im Klosterkirchlein flimmert;
Horch Mitternacht! Von den zwölf Schlägen gellen
Der Mönche Särge, wie einst ihre Zellen!

Und wie zur Hora einst, entsteigt den Bahren
Ein dunkles Heer in schleppenden Talaren,
Voran die Kirchenfahne mit dem Kranze
Und ein gewaltig Kreuz auf hoher Lanze.

In langem Zug, gesenkten Auges, schweigend,
Langsam und feierlich zum Chore steigend,
Jetzt braust ihr Lied, und Orgelklang gewittert,
Daß Wand und Pfeiler bebt, die Kuppel zittert:

„Weh! was wir bauten, ist in Schutt geschmettert!
„Weh! was wir säten, hat der Sturm entblättert:
Das Los all unsres Lebens und Gebetes,
Der Mensch zertritt es, und der Wind verweht es!“

Dort unten wandeln zwei verblichne Meister!
Das sind des Bildners und des Malers Geister,
Jetzt vor zerfallnen Marmorbildern stehend,
Jetzt manch entfärbtes Altarblatt besehend:

„Weh dir, o Zeit, verstümmelt wie ein wilder,
„Mutwill'ger Bube hast du unsre Bilder!
Weh euch, o Staub und Mooſe! Euer Weben,
Das Bahrtuch ist's von unsres Geistes Leben!“

Und wieder trat aus einem schlichten Grabe
Ein Mann mit Zirkel, Winkelmaß und Stabe;
Er setzte sich auf morsche Quadernstücke,
Arkad' und Kuppel maßen seine Blicke:

„Weh! Stolzer Säulen Zier liegt rings gebrochen!
Mir ist's, als wären's meine eignen Knochen!
Wer untergeht im Werk all seines Lebens,
Der stirbt wohl zwiefach, ach, und lebt vergebens!“

Indes stand lächelnd mitten unter ihnen
Der helle Mond und sprach mit heitren Mienen:
„Ich wall' als Geist der Sonn' in dieser Stunde,
Und so spricht sie zu euch aus meinem Munde:

Ich wandle meine Bahn seit Jahr und Jahren,
Wer hat des Leides mehr als ich erfahren?
Was nennt ihr eures Lebens Preis vergebens?
O seht den schnöden Preis all meines Lebens!

Ich bin das Licht! — Die Welt liegt noch in Nächten!
Ich bin die Freiheit! — Sie ist voll von Knechten!
Ich bin die Liebe! — Sie ist hassestrunken!
Ich bin die Wahrheit! — Sie in Trug versunken!"

Und wie er's sprach, war's, als ob flüchtig walle
Ein leis Gewölk vor seinem hellen Balle,
Wie um ein schönes Antlitz Gramgedanken!
Die Geister aber in die Nacht versanken.

Der ew'ge Mond durchs Kirchenfenster schimmert,
Die ew'ge Lampe matt und matter flimmert;
Die Leichenstein' im fahlen Zwielicht ragen,
Im Osten graut's, mich dünkt, es will bald tagen.

10.

Im Klosterkeller ragt aus vielen mindern
Ein riesig Faß, wie Vater unter Kindern;
Drum nehmen sie's nicht krumm, daß es zu ihnen
Sich also stolzen Wortes mag erkühnen:

„Ich bin mit Fug der Abt in eurem Orden!
Denn wem ist solch Prälatenbäuchlein worden,
Ein also rundgewölbtes, kugelfeistes?
Wer ist von euch, gleich mir, so voll des Geistes?

Ihr fühlt's und kniet von Demut voll im Kreise
Tief unter mir nach frommer Brüder Weise,
Als sollt' aufs Haupt der Abt die Hand euch legen
Und über euch nun sprechen seinen Segen.

Und öffn' ich meine Lippen, wahrlich allen
Wird meine Lehr' und Predigt wohlgefallen;
Denn voll und kräftig dem Prälatenmunde
Entquillt die unverfälschte goldne Kunde.

Seht meinen Leib in brauner Kutte prangen,
Den Wanst gespannt in blanke Gürtelspangen:
Aus niedrem Stamm hat mich der Herr erhoben,
Daß ihr in mir mögt seine Wunder loben!

Denn meine Väter ſind nur Winzerleute,
Als Bäurin dient noch Mutter Erde heute;
Das iſt der einz'ge Unſtern in dem Spiele:
Ach eine Mutter nur und Väter viele!

Der Kindheit Garten, Eltern, Brüder alle
Verließ um die Klauſur ich dieſer Halle!
Und aus der Jugendfreiheit ſonn'ger Schwüle
Trat ich zum Kloſterfrieden dieſer Kühle.

Dort mußt' am Stab bergan ich klimmend keuchen,
Hier dehn' ich mich auf breitem Bett von Eichen;
Dort hab' ich jeder Wolke bang gezittert,
Hier hör' ich's kaum, wenn's oben ſturmgewittert.

Ganz eingeſeſſen meinem Lehngeſtühle,
Wird mir das Aufſtehn ſchwer aus ſeinem Pfühle;
Da müſſen ſie von hinten, kaum zu glauben,
Mich in die Höhe mit der Winde ſchrauben!

Nur wenn der Lenz um jene Hügel glühte,
Und jede Rebe ſprießt in voller Blüte,
Da wird mir's faſt zu eng in dieſen Hallen,
Und mein Prälatenblut beginnt zu wallen!

Vom Leibe möcht' ich meine Kutte löſen
Und wieder Rebe ſein, wie ich's geweſen,
Auf meinem Herzen auch mein Sträußchen bringen
Und meinen Arm um eine Schweſter ſchlingen!"

11.

Im Kloſterdome prangt, aus Stein gehauen,
Des Stifters Grabmal, kläglich anzuſchauen:
Ein Ritter kniend, Stahl um Bruſt und Lenden,
Den Roſenkranz feſt in gefaltnen Händen.

Vor ihm liegt ein Brevier und Totenſchädel,
Ein Kruzifix und dran ein Weihbrunnwedel
Und eine Geißel, daß den Leib er ſchlage!
Ei, ob er drum wohl Schien' und Panzer trage?

Und was noch Trübes fehlt, der Stein mag's künden:
Wie er gen Sion zog, sich zu entsünden,
Wie er die Fasten hielt und sich kasteite
Und keine Mess' versäumt' und niemals freite.

Doch muß ich dieser Marmorlüge lachen,
Denn mir erzählt mein Herz ganz andre Sachen,
Als sei's mit dir, du teurer Held, vor Jahren
In lust'gem Zug froh durch die Welt gefahren.

Ich seh' dich zwar nach Schädeln noch verlangen,
Doch ist noch Goldhaar dran und ros'ge Wangen!
Zwar noch den Rosenkranz, doch aufgezwungen
Den Händen nicht, nein, frei ums Haupt geschlungen!

Ich sehe dich an Bord, die Flut durchjagend,
Du stehst am Deck, die Harfe fröhlich schlagend,
Daß selbst das Schiff im Tanz durchflog die Wogen,
Und hinterdrein Delphine walzend zogen!

Seh' deiner Sehnsucht heilig Grab dich finden
In Salem in zwei Armen, weichen, linden;
Es neigen schattend sich, wie seine Fahnen
Rings um den Sieger, Palmen und Platanen.

Ich find' auf Burgen süßer Heimat wieder
In Lauben kühl dich und die Waffenbrüder,
Die klingenden Pokale frisch erneuend
Und Scherz und Lied drein als Gewürze streuend;

Seh' auf der Klänge Meer im Saal dich wiegen,
Als rüst'gen Segler tanzend es durchfliegen;
So hält der Sprosser nimmermüden Reigen
Im sel'gen Festessaal von Blütenzweigen.

Daß sie am Grab dir lesen so viel Messen,
Ist, weil du lebend ihrer oft vergessen!
Doch log etwa die Kunde meines Herzens?
Und warst du doch ein trüber Sohn des Schmerzens?

Dann, kraft des Dichterrechts, das mir gegeben,
In meinem Herzen leb' ein schönres Leben!
In meinem Herzen wirst du neu geboren,
Und alles dir erweckt, was du verloren.

Der Freund, daß du ihn liebend magst umschließen,
Die süße Maid, die du versäumt zu küssen,
Der Rosenstrauch, dem kalt vorbei du gingest,
Daß du ihn jetzt in deine Locken schlingest!

12.

Am Zellenfenster lehnt im Mondenlichte
Der strenge Abt mit düstrem Angesichte;
Es steht ein Priesterjüngling vor dem Manne,
Ein grüner Sproß bei alter, dunkler Tanne.

Es müht der Mondstrahl sich umsonst, dem Alten
Zu streichen aus der Stirn die finstern Falten,
Die in so grellern Schattenfurchen brechen,
Nun er zu jenem so begann zu sprechen:

„Dies Kleid, das, Jüngling, heute dich umfangen,
Die Welt sah's einst als schwarzen Purpur prangen,
Des Haupts Tonsur als Kron', als eine echte!
Als Fürst der Fürsten herrscht' der Knecht der Knechte!

Voll Kön'ge ist die Welt, das Land voll Heere,
Das Feld voll Pflüge, segelvoll die Meere!
Er winkt, und Segel, Pflüge, Heere wallen!
Er winkt, und auf ihr Knie die Kön'ge fallen!

Kühn fühlte über Sterne sich gerissen
Des Priesters Stolz, die Welt zu seinen Füßen,
Die Welt, die Puppen gleich im Puppenspiele,
An seinem Draht er spielend lenkt zum Ziele!

Das Puppenspiel beginnt, die Kerzen flammen;
Ihr Bänke brecht der Menge nicht zusammen!
Den Priester decken des Theaters Wände:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände.

Des Chaos Nacht, des Paradieſes Zweige,
Die Schlang' und das berühmte Blatt der Feige,
Der Fels von Löſchpapier, des Meeres Wogen,
Sie kommen all' an ſeinem Draht gezogen.

Dem Engel, dem vom Weingeiſt brennt der Säbel,
Der liebe Herrgott ſelbſt im Wolkennebel,
Der ölgetränkte Mond, ſamt Sonn' und Sternen,
An ſeinem Drahte mußten gehn ſie lernen.

Ein Guß von Streuſand wird als Sündflut taugen!
Streut ſo viel Sand dem Volk nicht in die Augen!
Der transparente Regenbogen nahte
Dem waſſerſcheuen Noah jetzt am Drahte.

Ein Engel packt dort Habakuk beim Schopfe!
Sieh Judith mit des Holofernes Kopfe!
Horch, Joſua ſchießt mit Poſaunen Breſche!
Elias reiſt in brennender Kaleſche.

Die Krone Sauls, des Makkabäus Degen,
Die Harfe Davids weiß ſein Draht zu regen,
Den Hohenprieſter mit Papierſcher', Brillen,
Bereit, des Herrn Beſchneidung zu erfüllen.

Schon ſoll der Draht gen Himmel Chriſtum tragen,
Wohl hungert längſt des Puppenſpielers Magen;
Da wandelt Satan in Geſtalt des Schenken
Mit Wein und Würſten zwiſchen Bühn' und Bänken.

Die Hand ließ Chriſtum aus den Wolken fallen,
Raſch in die Schüſſel griffen ihre Krallen!
Das Auferſtehungsfeſt des Himmelsfürſten,
Ach, wurde ſo zur Himmelfahrt von Würſten!

Das Volk ſtürzt pfeifend, lachend aus dem Saale,
Zum Nachtiſch hagelt's Äpfel noch zum Mahle;
Das war des Puppenſpieles tragiſch Ende:
Ein Puppenſpieler berge gut die Hände.

Ob wir aufs neu' auch Sonn' und Mond polierten,
Neu Evens Baum mit goldner Frucht staffierten,
Aus bleibt das Volk, leer stehn des Saales Wände:
Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände!"

So sprach der finstre Mann zu dem Gesellen
Im Angesicht des Monds, des glänzend hellen,
Indes die Nachtigall im nächsten Flieder
Die Jungen lehrte ihre ew'gen Lieder.

13.

„Der Brüder Mangel gab mir zu viel Würden!
Im Büchersaal hüt' ich Foliantenhürden,
Als Gärtner muß ich Kohl und Blumen treiben
Und als Chronist des Klosters Chronik schreiben!

Quartanten dort gleich Leichensteinen prangen,
Dran Spinnennetz' als Totenhemden hangen;
Ich wehr' es nicht, da dieser Grüfte Blüten
Die Welt ja längst mit Duft und Glanz durchglühten.

Die Chronik schlag' ich auf; da find' ich wieder
Die Rose, die ich drein einst legte nieder
Als Zeichen, wo mein Vorfahr stehn geblieben.
Ach! meine Hand hat noch kein Wort geschrieben!

Ist's meine Schuld, daß längst die Wunder schweigen,
Kein Fürst sich zum Besuch am Tor will zeigen,
Kein Bannstrahl blitzt, und in dem Klosterleben
Sich's nur begibt, daß gar nichts sich begeben?

Mich aber dünkt's, als ob die Weltgeschichte
Sich mählich ganz in meinen Garten flüchte;
Wenn draußen tatenleer die Tage wandern,
Blüht drin ein hold Ereignis nach dem andern.

Als sich des Winters Wüsten in den Sonnen
Des Lenzes zu bevölkern kaum begonnen,
Da ward die Tulpe auf des Thrones Stufen
Erhöht und laut als Kön'gin ausgerufen.

Die Roſe zeigt dem Volk ſich vom Altane,
Da wird entthront die eitle Tulipane!
Die Roſe prangt mit Duft und Dorn und Blüte:
Es herrſche Schönheit, Kraft und Herzensgüte!

Des nicht zufrieden, ſind zum Bund verſchworen
Violen, die rebelliſch trikoloren;
Die Köpfchen ſtecken flüſternd ſie zuſammen,
Gen die Tyrannin Wettkampf zu entflammen.

Sieh Goldorangen, Kronen in den Händen,
Granaten, die das Aug' mit Purpur blenden,
Geſandte Welſchlands, Kron' und Purpur bietend,
Das Glashaus, das Hotel der Fremden, hütend!

Sieh hier des Fruchtbaums got'ſchen Domturm ragen,
Darin als Glocken hell die Vögel ſchlagen,
Um ſeinen Fuß die farb'gen Blumen alle,
Wie Gläub'ge Sonntags um des Münſters Halle.

Dort hüllt in Traubenſchmuck und Laubgewebe
Den kahlen Pfahl, der ſie geſtützt, die Rebe,
Des Armen Blöße deckend und im Bilde
Mir ſchön entſchleiernd chriſtlich echte Milde.

Ich weiß mit Blütenranken, Baumſpalieren
Die Wand, die von der Welt uns trennt, zu zieren;
Was ſollt' ich ob der Scheidemauern klagen,
Die mir ſo ſchöne Blüt' und Früchte tragen!

So iſt, o Herr, ein ſtilles, ſchönes Schweben
Durch Blütenglanz und Sonnenduft mein Leben!
So mag mein Geiſt zu deines Frühlings Hallen
Durch Blütenglanz und Sonnenduft einſt wallen! —

Ha, Zeit iſt's, meine Blumen zu begießen!
Ach, unbeſchrieben muß mein Buch ich ſchließen!
Dich, Roſe meines Gartens, leg' ich wieder
Als Zeichen in der Chronik Blätter nieder.

Da magst du Würze hauchen in die Spalten
Des vollgeschriebnen Säkulums, des alten,
Und in das leere weiße Blatt des neuen
Dein Morgenrot und deine Düfte streuen."

14.

Wie seid ihr schön, ihr lieben, grünen Ranken,
Die jener Zelle Fensterlein umschwanken,
Ihr steigt empor wie Stufen luft'ger Stiegen,
Drauf grüne Teppiche gebreitet liegen!

Wie lieb' ich euch, ihr Ranken, schön und heiter,
Ihr grünen Sprossen einer Frühlingsleiter!
An euch empor ziehn kletternd meine Träume,
Neugierig blickend in des Innern Räume.

Den letzten Mönch seh' drin auf Knien ich liegen,
Die andern all' sind längst zur Gruft gestiegen,
Den andern allen drückt' er zu das Auge,
Und keiner blieb, der sein's zu schließen tauge.

Da fließt ums greise Haupt in ernster Mahnung
Wie leiser Flügelschlag ihm Todesahnung,
Als fühlt' er säuselnd drauf im Windeswallen
Sanft einen Kranz von dürrem Herbstlaub fallen.

Er rafft sich auf; mit dumpfem Nachhall gleiten
Des Mönchs Sandalen durch der Gänge Weiten,
Ihm dünkt es, wie er hört die Doppeltritte,
Als ob mit ihm der Geist des Hauses schritte!

Den Dom entlang bis zu des Chores Bogen!
Da greift er mächtig in der Orgel Wogen
Und läßt aus voller Brust laut durch die Hallen
Sein: „Großer Gott, wir loben dich!" erschallen.

Und wie die Tön' im leeren Dom mit Dröhnen
Ringsum, gewalt'gen Brausens, widertönen,
Ist's, als ob Antwort ihm aus Grüften klänge,
Und mit der Chor der toten Brüder sänge.

Jetzt iſt es ſtill, und Lied und Klang zerſtoben!
Des Mönches offnes Aug' ſtarrt kalt nach oben,
Als ſpräch's: Seht hier den letzten Mönch, ihr Frommen!
Denn mich zu ſchließen will kein Bruder kommen!

Und eine Weile drauf mit leiſem Flimmern
Erloſch im Dom der ew'gen Lampe Schimmern;
Doch mir ſchien's, da ihr letztes Flackern bebte,
Als ob des Domes Seele ſtill entſchwebte.

Und eine Weile drauf, da ſtürzen fallend
Die Engelchöre, jenes Kreuz umwallend,
Wie wenn ein Baum am Grabe, ſturmgerüttelt,
Drauf ſeine weißen Blütenflocken ſchüttelt.

Und eine Weile drauf, den Dom erſchütternd,
Stürzt ſelbſt der Baum, im Fall zu Moder ſplitternd!
Ihm nach Gewölbe, Kuppeln, Säulen rollen,
Wie Särgen eine Schaufel Erdenſchollen!

Und eine Weile drauf wallt dieſen Steinen
Die Zeit vorbei, wie morſchen Totenbeinen:
Streut fromm darüber eine Handvoll Erde,
Daß ihnen chriſtliche Beſtattung werde.

Und eine Weile drauf, der Erd' entſprießend,
Wehn grüne Saaten drüber, lichtbegrüßend,
Stehn volle Roſen drauf, ſo duft'ge, helle!
Das iſt wohl eine ſchöne Grabesſtelle.

Und durch die Saatengänge, Roſenhallen
Seh' einen Dichter ferner Tag' ich wallen,
Sein Lied, auf luft'gen Saaten leis geſchaukelt,
Sein Lied, von friſchen Roſen hell umgaukelt!

Sie aber wollen ihm nicht anvertrauen,
Was ihnen in der Tiefe ward zu ſchauen,
Wie einſt in meinem Herzen ſchon ſie keimten
Und drin den Traum der Auferſtehung träumten!

Nur eine Lerche, sonn'gen Äthers trunken,
Als Geist der Glocke, die dort tief versunken,
In Turmeshöhe schwebend über ihnen,
Läßt tönen ihre schönen Matutinen.

So hielt mein Herz des letzten Mönchs Begängnis,
Schon bricht herein mit Grausen das Verhängnis,
Die Kuppeln bersten, und die Pfeiler wanken! —
Wie schad' um meine lieben, schönen Ranken!

Cincinnatus.

1.

Im Golf Neapels, an Pompejis Küsten
Liegt eines Schiffes majestät'scher Bau;
Matrosen, an den Masten klimmend, rüsten
Zur nahen Abfahrt Segel schon und Tau.

Am Mississippi grünten einst die Wipfel,
Jetzt im Tyrrhenermeer sich spiegelnd dort
Entlaubt und kahl! Jedoch von ihrem Gipfel
Tönt luft'ger Vögel Lied noch immerfort!

Von außen über der Kajüte schimmert
Ein Römerheld, geschnitzt, als Schutzpatron,
Des Haupt ein goldner Lorbeerkranz umflimmert,
Des Hand als Strauß Cyanen hält und Mohn.

Ein Garbenbund liegt ihm zur Linken munter,
Rechts droht das Beil aus Ruten grimm heraus:
Die Ähnlichkeit verbürgend, spricht darunter
Goldschrift den Namen „Cincinnatus" aus.

Von vierundzwanzig Sternen golddurchschossen,
Neigt drüber sich die blaue Flagge mild,
Wie eine späte Glorie, die umflossen
Mit Sternenglanz das alte Heldenbild.

Ein Sohn Amerikas, gekreuzt die Hände,
Lehnt still am Mast an Cincinnatus Bord;
Sein Aug' durchschweift im Flug des Golfs Gelände,
Winkt hier ein Lebewohl, nickt Grüße dort:

„Europas Hand Italia, die schöne,
Erhebt sich segnend überm Wogenglanz,
Und daß des Meeres Haupt sie liebend kröne,
Hält sie Neapels Golf als würd'gen Kranz.

Er riß vor Füll'! Im Blütenkuß nicht küssen
Misenums und Minervens Kap sich mehr!
Wie einzle Blumen liegen losgerissen,
Zerstreut, die schönen Inseln bunt umher!

O Capri, Rose, schön im Spätrot glühend!
Doch sieh, Tibers zertrümmert Riesenschloß,
Es ist der Kuß der Schlange, geifersprühend,
Der, Rose, dir entweiht den keuschen Schoß!

Misitas, Ischias weiße Burgen schimmern
Wie Wasserlilien überm Meeresplan;
Doch Kettenklang und der Gefangnen Wimmern
Steigt als der Kelche Duften himmelan!

Ihr Blüten rings, mich täuscht nicht euer Kosen!
Ich weiß, ihr seid ein Selam nur der Schmach!
Geschrieben hat in Lorbeern und in Rosen
Hier jede Zeit die Gräu'l, die sie verbrach!

Ich weiß es, Ros' und Lorber trunken schwellen
Nur in dem Duft, der rings aus Gräbern steigt;
Orangen, Reben und Granaten quellen
Nur von dem Blute, das sie reich gesäugt!

Sie alle sind Girlanden nur, zu ranken
Um einen großen Blutaltar: dies Land,
Die von des Opfers Todeskrampf noch schwanken,
Dran noch sein letzter Sterbehauch gebannt!

Es lodert mitten durch des Weltbrands Trümmer
Vesuv, das letzte Haus, das fort noch brennt;
Neapel, stolz gehüllt in Lärm und Schimmer,
Sein Schutt ist deines Baues Fundament!

Dein Volk, nur Trümmer jenes sturmentrafften,
Gewalt'gen Heldenvolks voll Glanz und Kraft,
Und deines Marktes kleine Leidenschaften
Nur Trümmer einer großen Lebenskraft!

Castellamare dort, wo Anjous Feste
In Trümmern stottert noch manch blutig Wort!
Elysium, eines Himmels Trümmerreste!
Avernus, einer Hölle Trümmer dort!

Sorrents Gestad' im blauen Flur von Lüften!
Wie mich dies Wort mit süßem Schmerz beschlich!
Sieh, auf Gesängen und Orangendüften
Wiegt ein zertrümmert Dichterleben sich!

Pompeji, sei gegrüßt, erhabne Leiche!
Die Gegenwart als Leichenräuber schwingt
Den Spaten; seht, wie er mit jedem Streiche
Zu Tag ein Stück der Weltgeschichte bringt!

Du bist das Antlitz nur vom Leib des Riesen,
Den noch umhüllt der Erde Leichenkleid!
Doch deines Hauptes welke Züge wiesen
Die alte Kraft und Füll' und Heiterkeit!

Dein Sarno, der dir einst als Kraftathlete
Der Schätze Last zum Port gewälzt so leicht,
Sieh, wie er mühsam jetzt zum Meeresbette,
Gleich wie ein Greis zum Grab auf Krücken, schleicht!

Und triumphierend über Menschenkräfte
Pflanzt manchen Baum in deiner Hallen Flur,
Manch Moos dir auf Altär' und Säulenschäfte
Als Fahne der Erob'rung die Natur.

Doch blinkt noch unversehrt der Gräber Straße;
Ach, das allein Beständ'ge ist das Grab!
Und lächelnd wandelt deine öde Gasse
Der alte Sonnenschein noch auf und ab."

So sprach des fernen Westens Sohn, indessen
Die Sonn' am Horizonte niederzog,
Von wo durchs Meer ihr Glanzstreif unermessen
Bis an sein Schiff als goldne Brücke flog.

Und auf der goldnen Brücke wandelt heiter
Des Jünglings Geist gen Westen unverwandt,
Wallt durch die Meereswüste, immer weiter
Und fort und fort, da ruft er jubelnd: Land!

„Land! Land! o meines Vaterlands Gestade!
Willkommen, Baltimores schöner Strand,
Der mit den grünen Armen die Najade,
Das Meer, als seine süße Braut umspannt!

Es braust der Susquehannah, wogenschlagend,
Als Hymne dir vom Mund zum Preis der Braut;
Washingtons Mal, als lichter Pharus ragend,
Liegt dir als Talisman am Herzen traut.

Seid mir gegrüßt, ihr Wälder, Königsriesen,
Umwallt von farb'ger Ranken blühendem Reis,
Die purpurnen Trompeten gleich, als bliesen
Sie in Posaunen eurer Schönheit Preis!

Gewalt'ge Ströme, drauf des Dampfschiffs Wolke
Durch Urwaldwüsten und Savannen steigt
Und, wie die Säule Rauchs einst Jakobs Volke,
Die Bahn zu neuem, schönrem Eden zeigt!

Ihr Städte, über Nacht entsprossen schnelle
Gleich Blumen, seht, an euren Marktbrunn lenkt
Der Damhirsch seinen Schritt und sucht die Quelle,
Die gestern noch im Walde ihn getränkt!

Ihr stillen Pflanzungen einsam Zerstreuter,
Wo zu den Bäumen floh des Menschen Schmerz,
Die, greisen Ärzten gleich, ihr Laub wie Kräuter
Ihm heilend legen auf das wunde Herz!

Sieh, Leben rings auf jedem deiner Züge!
Selbſt jene Grabeshügel alter Zeit
Verhüllt, wie eine tauſendjähr'ge Lüge,
Auch eines tauſendjähr'gen Waldes Kleid!

Selbſt die Zypreſſe Mont Vernons, die düſternd
Vom Grab des Helden ferne Schiffer grüßt,
Ein Lied des Lebens ſäuſelt ſie, das flüſternd
Aufs Vaterland noch wie ſein Segen fließt!

Wehklagend flieht der Urwald immer weiter,
Biſon entſtürzt und Panther mit Geheul,
Und hinter ihnen ſchwingt triumphesheiter
Der Menſch, obſiegend der Natur, das Beil!

Mein Vaterland, in deines Lebens Glanze
Sieh hin jetzt in Pompejis Angeſicht,
Daß auch das deine einſt im Todeskranze
So ruhig lächle und ſo ernſt, ſo licht!

Daß, ſollſt du einſt dem Dolch der Zeiten fallen,
Du heiter dich in deinen Mantel hüllſt,
Und, ſo wie Cäſar, vor den Zeugen allen,
Im Tod noch groß und würdig ſinken willſt!"

So einte Oſtens Lorbeer, Weſtens Palme
Sein Geiſt auf goldner Sonnenbrück' als Kranz:
Pompeji gab des Tods Zypreſſenhalme,
Amerika des Lebens Roſenglanz.

Die Blumen wurden farb'ger ſtets und lichter,
Da ſenkt' er ſie ins ew'ge, tiefe Meer;
So, Freunde, ſenkt ſie auch, gleich ihm, der Dichter
In eures Buſens ew'ges, tiefes Meer.

2.

Pompejis Bürger, du, mit deſſen Aſchen
Vielleicht gerad vorbei die Winde ſpielen,
Die vor mir, tändelnd, Reb' und Roſe haſchen
Und in des Mittags Sonnenlocken wühlen!

Dein iſt das Haus, das ich, dein Gaſt, begrüße,
Der ſich verſpätet um zweitauſend Jahre!
Du biſt ein Mann, mit dem ſich's leben ließe,
Und freundlich heißt willkommen mich dein Lare.

Dein „Salve!“ an der Schwelle dieſer Hallen,
Nachſtammelt dir's der Moſaik ſeit Jahren;
Es gilt auch mir, wie einſt den Nachbarn allen,
Die jetzt mit dir dahin im Winde fahren.

Du wirſt nicht zürnen des Beſuchs, des ſpäten,
Indes auch ich's dem Hausherrn nicht verarge,
Daß er ſtatt Purpurkiſſen, Goldtapeten
Zum Sitz mir bietet nur dies Moos, das karge.

Wohl werden deine Laren ſich vertragen
Mit meinen Hauskobolden gütlich können!
Wenn ſie ſich auch mit Kohlenbränden ſchlagen,
Daß ſie nur uns die Schüſſeln nicht verbrennen!

Sind Deck' und Goldgebälk auch längſt in Trümmern,
Deckt blauer Himmel uns auch nur ſtatt ihnen,
Ich bin ein milder Gaſt und ſeh ihn ſchimmern
Als deine ſeidnen, blauen Feſtgardinen.

Und ſengt die Sonn' auch brennend meinen Scheitel,
Sie ſei des Schweigens Roſe, will ich ſchwören,
Gen deren Pracht ſelbſt Päſtums Roſen eitel,
Und die du aufgeſteckt dem Gaſt zu Ehren.

Des Efeus Schnur, drauf die Zikade ſchaukelt,
Iſt überm Haupt als Seil uns aufgehangen,
Drauf uns dein Gaukler ſeine Sprünge gaukelt.
Wir brauchen ſeines Sturzes nicht zu bangen!

Hier iſt auch Amor! Seine Siege blieben
Verewigt an der Wand von Farbendichtern!
Zwar etwas derb und keck! Doch ſcheint's, im Lieben
Iſt beſſer allzukeck, als allzuſchüchtern!

Bacchustrophäen, Amphor'n in den Hallen
Zerstreut, wie trunkene Bacchanten, liegen;
Ist auch mit Asch' ihr Mund verstopft, doch lallen
Sie noch von ihres Gottes lust'gen Zügen!

Gruß, Musen, euch! Dort die Papyrusrolle,
Verkohlt und morsch, wahrt noch im Eingeweide,
Gleich wie der Muschel Schrein, der perlenvolle,
Wohl manche Perl aus eurem Festgeschmeide.

Laß uns zu deines Gartens Blütenfesten!
Ach, seine Mauern, die verwaisten, gleichen
Dem Aschenkrug mit den verbrannten Resten
Des Lenzes, der als Jüngling mußt' erbleichen!

Doch sieh dort neu Viol' und Rose nickend
Und Reben grünend, Palmen und Platanen!
Sie sprießen draußen, still herüber blickend,
Wie wir jetzt auf die Gräber unsrer Ahnen!

Und sieh, hier kommen ja noch andre Gäste!
Bequem macht sich, wie ich in deinem Zimmer,
In ihrer Schwester tausendjähr'gem Neste
Die Schwalb', umschwebend deines Simses Trümmer!

Den Rosenfriedhof hier umschwebt ein dreister
Goldfalter, wie ein Geist, der sich verirrte!
Umsäuseln ihn des Gartens Blumengeister?
Denkt er des Ahns, des Flug sie einst umschwirrte?

Ich aber weiß, des Daseins Ring, der helle,
Er ist in einem ungeheuren Bogen
Durch Stern und Baum, durch Rosen, Sonnenbälle,
Durch Menschenherz und Engelsbrust gezogen!

Des Daseins Lied, von allen angeklungen,
Aussprechen kann für sich allein es keiner!
Was meine Lippen ganz nicht ausgesungen,
Ergänzen Rose, Stern und Baum statt meiner!

Und nur ein Teil von mir wird eingegruftet,
Ein Teil von mir wird fort sein Dasein leben;
Ein Teil von mir ist's, was in Rosen duftet,
In Sonnen flammt und grünt in Palm' und Reben!

Ein Teil von mir ist's ja, das von dem Hügel
Als Quell durchstürmt der Erde ew'ge Fluren,
Als Schmetterling noch schlägt die farb'gen Flügel,
Als Schwalbe noch verfolgt des Frühlings Spuren!

So soll mein Salve! einst auch Enkeln klingen,
Wenn über ihren Reben, Quellen, Rosen
Im Jubelfluge, auf des Windes Schwingen
Vorüber meine Aschenreste tosen!

3.

Sei mir gegrüßt, Ohio schöner Strom,
Der im gebetesstillen Urwaldsdom
Auf neuer Städt' unheil'gen Marktlärm stößt,
Hier Goldsaat tränkt, dort Felskolosse flößt!

Ein Bild der Zeit, begegnen sich auf dir
Der Riesenbaum, den Sturm entwurzelt, hier
Und dort des Dampfschiffs wandelnder Palast,
Des Wilden Kahn, gebaut aus einem Ast!

Hier hörtest du des Briten feilschend Wort,
Des irren Indianers Wehruf dort
Und lauschest jetzt des Deutschen ernstem Lied,
Das auf dem Strom der Sehnsucht heimwärts zieht!

Du sangst mein Wiegenlied, du hieltest klar
Dem Jüngling einst der Reinheit Spiegel dar
Und hast geflüstert leis ins Herz dem Mann
Des Ernstes und der Kraft ein Wörtlein dann!

Du siehst mein Vaterhaus, so deutscher Art,
Als ob's ein Engelpaar in luft'ger Fahrt,
Wie einst Lorettos Gnadenhaus, hierher
Gerad vom Rhein getragen übers Meer.

Drin grüß ich, heimisch Larenpaar, dein Bild,
Dich, großer Fritz, dich, Joseph weis' und mild!
Am Fenster klimmt ein Rosenstrauch hinan,
Auch er durchmaß als Zweig der Meere Bahn.

Ein Frühlingsargonaute zog er fort,
Der, steuernd aus der Heimat sichrem Port
Nach ferner Lenze goldnem Sonnenvlies,
Daheim sein Liebchen Nachtigall verließ.

O Deutscher, deine Heimatlieb' ist gleich
Dem Feuerwein, an Duft und Gluten reich,
Der, wenn er weiter Meere Bahn durchzog,
Nur höhre Glut und neue Würzen sog!

Vorm Hause liegt ein Feld, aus dessen Raum
Manch Strunk noch ragt von manch gefälltem Baum,
Ein Urwaldsforum, von des Säulenzahl
Des Feindes Sturm nur ließ manch Piedestal.

Und mitten in gesunkner Säulen Kreis
Als Triumphator sitzt ein ernster Greis,
Als Zepter blitzt die Axt in seiner Hand,
Als Siegeswagen fuhr sein Pflug durchs Land!

Mein Vater ist's! Seht rings sein rüstig Heer!
Es starrt von Golde, schimmernd Speer an Speer!
Die Saaten sind's, sie lagern nah und fern,
Gewaffnet all' für ihren süßen Kern!

Das sind vom Rhein die Truppen, deren Zelt
Er siegreich an Ohios Bord gestellt!
Sie flüstern, Kriegern gleich an fremdem Strand,
Vertraut vom schönen, fernen Vaterland.

Colibrischwärme flattern farbenreich
Ums Heer, verbuhlten, luft'gen Dirnen gleich;
Ihr Losen, laßt mir ungeschwächt und stark
Die schöne Fremdenschar an Kern und Mark!

Die Herde, die im Walde läutend geht,
O Held, iſt deiner Taten Hoſpoet;
Gleich dem erhebt, wenn Hunger ſie beſchlich,
Am allerlaut'ſten ihre Stimme ſich.

Sieh Rieſenbäume, die geſchont dein Streich,
Mit Kränzen üpp'ger Schlingeblumen reich
Behängt die Arm', als Abgeſandte ſtehn,
Die kamen, Frieden von dir zu erflehn!

Und nachts, wenn durch des Urwalds dunkles Grün
Myriaden Feuerfliegen leuchtend ſprühn,
Iſt's die Beleuchtung nur, die funkeln läßt
Dem Sieger die erſtürmte Stadt zum Feſt!

Nur dort im Mondenſchein ragt tot und kahl
Uralter Bäume Patriarchenzahl,
Wie Geiſter der im Kampf Erſchlagnen faſt,
Ein ſtummes Händeringen jeder Aſt!

Sieh fern die Wogen eines Feuermeers
Wie Lagerfeuer des geſchlagnen Heers!
Als ſchwäng' das Flammenſchwert ein Seraphchor,
Flammt einmal noch der Wald im Zorn empor!

Die Roſ' am Fenſter glüht im Widerſchein,
Sie nickt wohl grüßend in die Nacht hinein,
Doch dünkt mich, in dem blütenreichen All
Fehlt ihr die heim'ſche, deutſche Nachtigall.

Du haſt erkämpft ein ſchönes Vaterland!
Was neigſt du ſinnend, Greis, dein Haupt zur Hand?
Ob deines Herzens ſtillen Roſen nicht
Wohl auch die heim'ſche Nachtigall gebricht?

4.

Des ſchönſten Buſens Form ſeh' ich bewahren
Dich, graue Lava, Aphroditens Becher!
Der Liebe Trank, den ew'gen, feuerklaren,
Schlürf' ich aus dir, ein durſt'ger Liebeszecher!

Ich seh' die schönste von Pompejis Frauen
Im Garten, der sich sonnig vor ihr breitet!
Wohl ist er schön und blütenvoll zu schauen,
Doch schöner, üpp'ger blüht, die ihn durchschreitet.

Es hält Akanth und Bux als Wacht von Zwergen
In Haft Viol' und Ros' im grünen Erker;
Ihr Mieder doch mag als Gefangne bergen
Zwei schönre Röslein wohl in seinem Kerker.

Ich seh' als Silberschaft den Springquell steigen
Und ihn als Schnee millionenflockig fallen,
Gleich einer Trauerweid' aus Silberzweigen,
Doch schöner, weißer ihren Busen wallen!

Da sieht der Geist des Feuerbergs hernieder
Vom Flammenthron; ihn faßt die Macht der Liebe!
Bebt, wenn euch Götter hassen, Erdenbrüder,
Doch auch nicht minder bebt ob ihrer Liebe!

Schon eilt, daß ihn kein Späher überrasche,
Sein Mohrensklave, jene schwarze Wolke,
Mit einem Schleier — ach, von Staub und Asche! —
Der Liebe Haus zu hüllen vor dem Volke!

Schon muß dem Kuppler nach, daß er nicht weile,
Sein Sklavenvogt, der Sturm, jetzt brausend fahren;
Der peitscht mit Feuerruten ihn zur Eile
Und zaust in seinen schwarzen, krausen Haaren!

Schon tobt herab der Herr die Bergestreppe,
Im Purpurmantel glühnder Laven wallend;
Vesuv als Page hält den Saum der Schleppe,
In ries'gem Bogen seinem Arm entfallend!

So ungestüm hetzt jenen Liebeshitze,
Daß aus der Feuerkron' im Niederwallen
Ihm Diamanten: flammenhelle Blitze,
Granaten: glühnde Felsen taumelnd fallen!

Schon iſt er da, die Arme ausgebreitet,
Die feur'gen, daß den ſüßen Leib er haſche!
Doch ab von ſeinem Herzen dieſer gleitet,
Und knickt zur Erd' als eine Handvoll Aſche.

Die Roſen ſind verdorrt am Hochzeitfeſte!
Die Quellen ſind verſiegt im Gartengrunde!
Nur in des Königsmantels Lava preßte
Sich ab des ſchönſten Buſens volle Runde.

Da ſprach der Gott: „Weib, deines Leibes Schöne
Verweh' nicht, Roſen gleich, im Kuß der Winde!
Sie ſoll entzücken noch die Enkelſöhne,
Stets leb' ein Zeuge, der ſie ihnen künde!

Du graue Lava, ſollſt in Staub nicht fallen!
Als Lampe, ſchöngeformt, ſollſt du erhellen,
Glanzſtrahlend, der Jahrtauſend' Tempelhallen
Und voll des heil'gen Öls der Liebe quellen!

Als runde Opferſchale ſollſt auf Erden
Der Liebe ew'gen Nektar du kredenzen,
Draus ſich Jahrtauſende berauſchen werden,
Und deren Rand die ſpätſten Roſen kränzen!"

5.

Ihr meine Grüße, fliegt, Sturmvögeln gleich,
Weit übers Meer! Senkt auf die Gipfel euch
Der Alleghany, wo ihr ſchauen mögt
Das Haus im Tal, das meine Liebe hegt.

Des alten Pflanzers Häuschen, ſchmuck und blank,
Vor deſſen Tor auf weicher Raſenbank
Vereint wir ſaßen einſt, und meine Hand
Des Waldes Blumen ihr zu Kränzen band.

Ihr Haupt lag in des greiſen Vaters Schoß,
Des Silberhaar auf ihre Locken floß,
Wie nieder zu des ſchönen Saatfelds Gold
Ein Waſſerfall die weiße Schaumflut rollt.

Wie ihre Augen, Sonnen im Azur,
Geglänzt ob ihrer Wangen Rosenflur!
Des Alten Blick' ein hütend Wächterpaar,
Daß ja kein Leid den Rosen widerfahr'!

Als Adler wiegten meine Augen schnell
Sich über Saatgold, Rosenflur und Quell,
Doch flogen stets sie wieder ohne Ruh
Nach Adlerbrauch den beiden Sonnen zu!

Da sprach die Liebste: O erzählt mir fein,
Was für ein Ding mag eine Krone sein?
Ob sie so schlimm, wie du, mein Vater, klagst?
Ob sie so schön, wie du, Geliebter, sagst?

Der Alte sprach: Einst unheilschwanger stand
Die Krone als Komet ob unsrem Land;
Die Wiesen dorrten, Saaten sengte Reif,
Das Gräßlichste war des Kometen Schweif!

Ich sprach: Die Sonne ist des Himmels Kron';
O sieh, welch Glanz ausströmt von ihrem Thron!
O sieh, wie reich ihr Untertan, die Welt,
In Blumen, Korn und Laub voll Segen schwellt!

Er sprach: Da galt es die Gigantenschlacht!
Der Pelion wieder auf den Ossa kracht!
Mit Pfeif' und Trommel lustig himmelan
Stürmt der Gigante Yankee-Jonathan!

Ich sprach: Sieh dort der Berge Königsschar,
Gekrönt mit Sonnengold das dunkle Haar!
Sieh hier gekrönt mit Laub der Zedern Schaft,
Denn Kronen sind das Erbe ja der Kraft!

Er sprach: Den Unstern packt beim Zopf der Held,
Juchhei! und schleudert ihn hinab aufs Feld,
Daß er in Splitter stob, der Felsen klang!
Ein Splitter, ach, mir an den Schädel sprang!

Ich sprach: Wie strahlt in fürstlich reicher Pracht
Der Mond als Kronendiadem der Nacht!
Das Haupt der Rose schaukelt eine Kron'!
Denn Kronen sind der Schönheit Siegeslohn.

Er sprach: Frei ist das Land! Nur manchesmal
Mahnt mich der Krone dieser Narbe Qual,
Der Kron', die weit jetzt überm Meeresraum
Fortblüht, für uns ein fremder Auslandsbaum!

Ich sprach: Sieh hier, von Blütenfüll' umdrängt,
Den Tulpenbaum, mit Kronen ganz behängt,
Dastehn als Christbaum für ein Königskind,
Da Kronen ja Geschenk der Liebe sind!

Er sprach: Des Volkes hoher Geist wird sein
Der schöne Herbst mit klarem Sonnenschein,
Der einst hinweg, wie welke Blumen, rafft
Die letzte Krone manchem stolzen Schaft!

Ich sprach: Die Liebe kommt als Frühling drauf
Und weckt vom Winterschlaf die Blumen auf
Und bringt zurück die Blüten jedem Schaft,
Die Kronen auch der Schönheit und der Kraft!

So sprachen wir, indes der Liebsten Haupt
Längst meiner Blumen Krone reich umlaubt,
Die arge Kron', gen die der Vater focht,
Die schöne Kron', die der Geliebte flocht!

Noch glüht die alte Wund' im Schmerzenbrand!
Vor dem Rebellen doch, dem greisen, stand
Sein Kind, gekrönt als Kön'gin, zu empfahn
Die Huldigung vom treusten Untertan.

6.

Dort im zweitausendjähr'gen Schilderhause
Vorm Tor Pompejis lehnt ein morsch Gerippe;
Den Speer hält noch die Knochenfaust! Welch grause,
Mißlungne Posse auf des Todes Lippe!

In der Livrei bourbon'ſcher Lilien ſchreitet
Dabei ein neuer Wächter auf und nieder;
Des Römers Sanduhr, den er ablöſt, gleitet
Auch ihm und mißt des trägen Tages Glieder.

Und zu dem knöchernen Kamraden ſpricht er:
„Ob ſie dich all' auch Bild der Treue nennen,
Ich kann in dir, du Armer, den Berichter
Von tauſendjähr'gem Narrentum nur kennen!

Ei, meinteſt du die Vaterſtadt zu ſchirmen?
Die Katapulte des Veſuvs zu hemmen?
Die Glutgeſchwader, die, den Wall zu ſtürmen,
Er niederbrauſen ließ, zurück zu dämmen?

Auch ich bin einſt in Waffen ſchon geſtanden,
Der Freiheit Banner rauſchte auf mich nieder!
Durch der Abruzzen grüne Tale wanden
Wie weiße Mauern ſich der Deutſchen Glieder.

Als Wall des Vaterlands den Kugeln allen
Wollt' ich die freie Bruſt entgegentragen,
Ei, hätte nur in nahen Waldeshallen
Nicht eine Nachtigall ſo ſchön geſchlagen!

In ihre Reihn, hoch in der Fauſt den Degen,
Wär' ich geſtürzt, von Todesmut entglühet,
Ei, hätte nur hart neben meinen Wegen
Nicht eine Roſe gar ſo ſchön geblühet!

Die Trommeln wirbeln, und die Fahnen wehen;
Ja herrlich iſt's, im Feld des Ruhms zu ſinken!
Ei, hätt' ich nur die Traube nicht geſehen
So ſchön und voll an grüner Hecke winken!

Das Leben iſt das Schönſte doch im Leben!
Drum rett' ich dir, Italia, das meine!
Und ſieh, auch dankbar ſind die lieben Reben,
Die Nachtigallen und die Roſenhaine!"

Er ſprach's, doch hält den Speer noch ohne Wanken
Der tauſendjähr'ge Wächter ihm entgegen!
So ein Geripp' mag eigene Gedanken
Von Reben, Roſen, Nachtigallen hegen.

7.

Iſt heut' der Ent' und Welſchhuhns jüngſter Tag,
Daß rings ihr Krächzen ſchreit aus Hof und Hag?
Der Pflanzer rückt zur Wachtparad' von Haus
Und rupft ſich einen Federbuſch erſt aus!

Der Feſttag iſt's der Unabhängigkeit!
Vor Pittsburgs Toren ſtehn ins Glied gereiht
Des Pflugs, der Werkſtatt Söhne, kriegriſch bunt,
Der Glatzkopf hier, dort Jüngling Roſenmund!

Kopfſchüttelnd wallt der Hauptmann durch die Reihn
Durch Weiß und Kupferfarb' und Groß und Klein!
Die Jacke hier, daneben der Talar,
Perückenhaupt und wehend Lockenhaar!

Daß Gott erbarm'! Ei, Nachbar lieb und wert,
Ihr tragt ein gar zu roſtig, ſchartig Schwert!
„Bei Saratoga trug's mein Vater ſchon,
Den Pfirſichbaum ſtutzt jetzt damit der Sohn!

So trägt es ſtolz, von Sieg und Lenz erwählt,
Des Kriegs und Friedens Scharten ſchön vermählt,
Wie auf des wahren Helden Angeſicht
Der Schlacht und Schenke Narb' in eins ſich flicht!"

He, Freund, dein Helmbuſch ſpielt gar ſeltnen Glanz!
Ich mein', er wuchs auf eines Hahnen Schwanz!
„Ei, iſt der Hahn mir doch kein übler Bot',
Sein Ruf und Flügelſchlag bringt Morgenrot!"

Den Bauch zurück, Gevatter, wenn du's kannſt!
Die ganze ſchöne Front verdirbt dein Wanſt!
„Er iſt nur eine Feſtung mehr dem Land!
Verteid'gen ſoll ſie mannlich meine Hand!"

Der trägt die Whiskyflasche angeschnallt,
Wie das Osagenweib ihr Kind im Wald!
„Wohl eines schönen Kornfelds guter Geist
Wohnt drin, der mich der Heimat denken heißt!“

He, Flügelmann, dein Zopf erschreckt mich fast,
Steif und gespenstisch, wie ein kahler Ast!
„Und ist's ein Ast, hüpft wohl ein Vöglein drauf
Und spielt ein hübsches Lied von Freiheit auf!“

Heda, wes ist das Füllen, das dort läuft,
Und an des Fähnrichs brauner Stute säuft?
„Zürnt nicht! Wer wäre doch so schlimm gesinnt,
Zu trennen gar die Mutter von dem Kind!“

Die weiße Schärpe, Alter, läßt dir fein,
Doch paßt sie wirklich nicht in Glied und Reihn!
„Des Kindleins Bahrtuch ist's, das mir erblich,
Und mahnt geweihter, heil'ger Erde mich!“

Der Regenbogen, der doch farbenreich,
Ganz farblos, Kinder, ist er gegen euch!
„Zwängt, Vater, nicht den Leib in spröde Norm,
Sind unsre Herzen doch in Uniform!“

Zerfetzt ist das Panier, drum ihr euch reiht!
Zu Meß' und Predigt kein Kaplan bereit!
„Fahn' ist ja jeder Baum im Vaterland,
Gott selbst hat ihm gestickt das Fahnenband!

In unsichtbarer Priesterhand erhöht,
Schwebt hoch, vom blauen Baldachin umweht,
Die Sonne durch der Wolken Opferduft,
Der Lieb' und Freiheit Hostie, in der Luft.“

8.

Dort läßt sich's am Triumphtor, das erschlossen
Pompejis Forum einst den Siegeswagen,
Ein brauner Lazarone, hingegossen,
Wie die Philosophei im Staub, behagen!

Am Marmorblock, drauf mocht' ein Gott einst glänzen,
Stützt er sein Haupt, traun, ein' seltne Vase!
Ein Lorbeerbaum umweht's mit Schattenkränzen
Und streut ihm seine Blätter auf die Nase.

Der Tag ist lang, und so geschieht's zuzeiten,
Daß ihn beschleichen mancherlei Gedanken,
Die um den alten Stein wie Moos sich breiten,
Hinan des Lorbeers Schaft wie Efeu ranken:

„Ich seh' im Lavapflaster dieser Straße
Das Gleis noch von des Triumphators Wagen,
So frisch, als sei er noch nicht fern die Gasse;
Vielleicht gelingt mir's noch, ihn zu erjagen!

Ein Wörtlein, das ich ihm zu sagen hätte,
Treibt mich ihm nach! Doch nein! Wozu soll's frommen?
Wozu aufstehn von so bequemem Bette?
Will er's just wissen, mag er selber kommen!

Ich spräche: Freund, wozu dein großes Wagen?
Auf daß ein Siegeslied dir sei gesungen!
Wie schad', die schönen Ross' in Schweiß zu jagen,
Wie schade um des Volkes gute Lungen!

Wozu so viele Weg' im Weltenraume?
Daß dir den Lorbeer reichen deine Brüder?
Sieh, Freund, freiwillig senkt in diesem Baume
Der Himmel selbst den Lorbeer auf mich nieder!

Wozu dein Krieg, da's keinem eingefallen
Zu stehlen uns dies blaue Meer, die Reben,
Den schönen Himmel, Rosen, Nachtigallen?
Was sonst ist wert, drum Schwert und Schild zu heben?

Der Festen Fall, die Siege deiner Heere
Bebürden dich mit Pflicht zu neuen Siegen;
Mir gibt die Last, die früh ich trug zum Meere,
Tagüber frei im Sonnenglanz zu liegen!

Wozu dein Prunkpalaſt? Was iſt's vonnöten,
Sich zu vermauern dieſen ſchönen Himmel!
Luſtwandeln gehn heißt nur dem Herrn zertreten
Den Raſen und der Blumen bunt Gewimmel.

Wozu auf der Orangen Bäume klettern?
Sie werden reif ſelbſt in den Schoß dir fallen!
Was ſoll im Roſendorn die Naſe blättern?
Dem Duft liegt ſelber dran, zu ihr zu wallen!

Der Stein und ich ſind Freunde und Vermählte,
Untrennbar liegend Tag und Nacht beiſammen;
Er gibt vom Überfluß mir ſeiner Kälte,
Ich ihm vom Überfluſſe meiner Flammen!

Wie wär's behaglich, ewig hier zu liegen,
Wenn über mir der Vögel Flüge jagen,
Das Laub ſich wiegt, Veſuvs Rauchwolken fliegen,
Und Goldgewölke ziehn und Sonnenwagen!

Und vor mir dieſes Meer mit weißen Segeln!
Herr, gut iſt's, daß du gabſt Bewegung allen,
Und daß nicht ich den Wolken, Wellen, Vögeln
Nacheilen muß, nein, daß ſie zu mir wallen!

Gut iſt's, daß dieſe Deutſchen, Ruſſen, Briten
An mir vorüber ſelber ſtolpernd ſchnaufen,
Und daß nicht ich zu ihren fernen Hütten
Nach England, Deutſchland, Rußland mußte laufen!

Seht meinen König dort vorüberfahren,
Die Goldkaroſſ' am Sechsgeſpann von Falben!
Ich lieg' im Staub und kann mir's ſo erſparen
In Staub zu werfen mich um ſeinethalben!

Hier ruh' ich ſanft, wenn mich auch Regen näßte;
Ihr kennt nicht Trockenwerdens Wohlbehagen!
Hier lieg' ich, bis ich einſt zur ew'gen Sieſte
Nicht ſelbſt geh', nein, gottlob! mich andre tragen!

Den Sonntagsgang zur Kirch' auch könnt' ich ſparen,
Denn ſieh an mir vorbei die Prieſter wallen
Mit Fahn' und Kreuz und Zügen frommer Scharen;
Etwas vom Segen muß auf mich auch fallen!

Wenn hoch in meiner Hand nach Landesſitten
Mir überm Haupt die Makkaronen ſchweben,
Mein Freund, da muß empor ſich unbeſtritten
Das Auge ſelber auch zum Himmel heben!

Wenn abends in des Meeres Spiegelbade
Zu Füßen mir ſich Mond und Sterne wiegen,
Da dünkt mich's wohl, es ſei in ſeiner Gnade
Der Himmel ſelbſt zu mir herabgeſtiegen.

Empfängt mein Fürſt ſo glänzende Vaſallen,
Wie ſie als Sterne, Wellen, Wolkenmaſſen,
Als Menſchen, Blumen, Vögel zu mir wallen,
Bis abends ich in Hulden ſie entlaſſen?

Was auf der Erde Oberfläche prunkte,
Im Kreislauf muß vorbei es glänzend jagen,
Indes ich, gleich der Erde Mittelpunkte,
In Ruhe lieg' und ewigem Behagen!

Und wenn ich eines doch mir wünſchen ſollte,
So wollt' ich, Makkaronen wären Schlangen
Und kämen, ſtatt daß ich bisher ſie holte,
Hinfüro ſelber doch zu mir gegangen!"

So knüpft der dunkle Pfad in Enkeltagen
Sich an des Ahnherrn Gleis, das glanzerhellte,
Dem Sklaven gleich, der ſich am Siegeswagen
Einſt hinter Roms Triumphatoren ſtellte.

Mit einer Kron' in Gold und Demantſchimmer
Spielt ſeine Hand, ihn ſelbſt darf ſie nicht krönen!
Dem trunknen Sieger ruft er zu: Denk immer,
Daß du ein Menſch nur, Sohn von Staubesſöhnen!

So dieſer auch. Ob aus dem ſchönen Baume
Ihm zu ein Flüſtern die Gedanken rauſchte?
Ob in der Lorbeerwipfel Schattenraume
Der Geiſt des alten Triumphators lauſchte?

Ich aber möcht' ungern den Anblick miſſen
Des Lorbeers, um dies braune Haupt ſich wiegend,
Des Kleids, von einem Herzen warm, zerriſſen
Sich an die kalte Pracht des Marmors ſchmiegend.

9.

Es wogt ein Schiff auf ferner Meeresbahn,
Sein Bild, der Nautilus, ſchifft nebenan,
Bläht auch ſein Segel, — doch kein Sturm zerſprengt's!
Lenkt auch ſein Schifflein, — doch kein Riff bedrängt's!

Ums Schiff Delphine gaukeln, nah und fern,
Wie treue Hund' am Wagen ihres Herrn;
Sie blaſen luſtig aufwärts Well' auf Well',
Des grünen Meeresgartens Springequell!

Wo ſteuert hin das Schiff im Wogentanz?
Mit Menſchenfracht iſt's überladen ganz!
Auswandrer ſind's, die fern an Weſtens Strand
Jetzt ſuchen, was ſie fliehn: ein Vaterland!

Sieh, da begab ſich's, daß ein fremdes Weib
Von ſüßer Bürd' erleichtert fühlt den Leib,
Ein Kind gebärend in des Schiffes Raum,
In Meeres Mitt' ein fruchtbehängter Baum.

Der Kapitän, die Hände fromm erhöht,
Spricht ihm als Prieſter Segen und Gebet;
Iſt eines Sonnenſtrahles ſtiller Flug
Ins Menſchenherz nicht Prieſterweih' genug?

Es ſchöpft des Meeres Welle ſeine Hand
Und netzt dem Kind der heitren Stirne Rand:
„O Sohn des Meers, des Lebens wahrer Sohn!
Dich weiht's als Kind in ſeine Rätſel ſchon!

Sieh, dich gebar in Wind und Wellenreich
Dein Mütterlein, dem Sturmesvogel gleich,
Der unterm Flügel, hoch ob weiter Flut,
Im Flug ausbrütet seine junge Brut!

Nicht Spannen Erde nennst du Vaterland,
Die Scholl' ist nicht des Menschen Heimatstrand!
Dein erstes Lebensbild ist Well' und Wind,
Wie einst wohl auch dein letztes: Well' und Wind!

Die Riff' als Paten in dein Wieglein sehn,
Der Sturm läßt drüber seine Locken wehn,
Das Meer als Amme wiegt's und singt zu Zeit
Das alte Weltlied: Unbeständigkeit!

So werden Wetterlaun' und Sturmesschein
Dir einst nur Märchen deiner Kindheit sein!
Ob's oben tobt, du wahrst dir, wie die Flut,
Die Perle, die in deiner Tiefe ruht.

Ihr andern, alte Kinder alter Welt,
Für euch auch ist das Weltmeer aufgestellt,
Das Becken eurer Taufe soll es sein,
Drin wascht euch von der alten Erbsünd' rein!

Knüpft auf den alten Hochmut an den Mast!
Den alten Knechtsinn rasch kielholen laßt!
Den Haß und Neid, Habsucht und Glaubenswut,
Senkt tief den alten Plunder in die Flut!"

Und horch, da tönen Glocken fern im West,
Wohl ziemt ja Glockenläuten solchem Fest!
Sieh, Schmetterlinge schaukeln sich im Raum,
Wie Blüten, losgeweht vom Frühlingsbaum!

Es wiegt als Kranz sich sanft zum Angebind'
Der Glocken Klang, der Falter Glanz ums Kind;
Zugleich erschallt vom hohen Mastkorb da
Der Jubelruf: Land! Land! Amerika!

Da stürmen all' in Hast aufs Deck hinan,
Das Aug' will früher landen als der Kahn,
Es forscht und frägt den fernen, blauen Strand:
Was bringst du mir, du meiner Sehnsucht Land?

Der, dem die Heimat ein Stück Brot verwehrt,
Meint Fruchtbaumgärten, Felder, saatbeschwert,
Geräum'ge Keller zwischen Rebenhöhn
Und rieſ'ge Speicher voll des Korns zu sehn!

Der dort, dem Pfaffenwut vergällt sein Land,
Ahnt ein gigantisch Pantheon am Strand,
Das aufgetan zu jener Eifrer Spott
Den Göttern allen in dem einen Gott!

Und jener, dem blutrünstig noch die Hand
Von Ketten, die er trug im Vaterland,
Will dort der Freiheit Siegesbogen sehn,
Rings freies Volk mit Lied und Tanz sich drehn!

Greis, der geflüchtet über Meeresflut
Sein Restchen Leben, dieſes winz'ge Gut,
Du ahnst dort Waldesstille blütenvoll,
Draus bald ein Hügel sich erheben soll.

O Weib, du siehst ein Häuschen schimmernd weiß,
Darin einst walten soll dein stiller Fleiß,
Du hebst dein Kind, wie Mosen Nebos Höhn,
Von ferne der Verheißung Land zu sehn!

Wohl ist's noch fern! Ein schmales blaues Band
Liegt's auf des Horizontes weitem Rand;
Ein blauer Strich nur steigt daraus hervor.
Ragt Obelisk, Turm oder Säul' empor?

Jetzt sind sie nah! Ein Baum ist's nur. Es steigt
Einsam sein Rieſenschaft; hoch oben zweigt
Ein Dom von Laub, als sei gestellt hinauf
Ein Tempel auf des Obelisken Knauf!

Mauritia ist's, die Palm', im lauen Wind
Des Wipfels grüne Fächer wiegend lind,
Die Krone säuselt aus den luft'gen Höhn,
Wie Menschenwort, harmonisches Getön:

„Willkommen, Fremdling! Sprich, was tut dir not?
Verlangst du Brot, sieh, meine Frucht ist Brot,
Und dürstet dich, trink' meinen Palmenwein,
Ich will dein Acker, Quell und Weinberg sein!

Bist nackt du, web' ein Kleid aus meinem Bast,
Und schläfert dich, ruh' unter mir, mein Gast,
Mein Schatten wirkt dir Decken leicht und nett,
Ich will dir Wollenherde sein und Bett!

Willst beten du, wölb' ich dir grünen Dom,
Und willst du schaun auf Land und Meeresstrom,
Von meinen Höhn siehst du's in Fried' und Sturm!
Ich will dir Kirche sein und Wart' und Turm!

Sieh hier wildfreie Söhne der Natur!
Ich bin ihr Reich, ihr Haus und ihre Flur.
Auf Wieg' und Brautbett senk' ich Palmenreis,
Ihr Sterblied säus'l ich einst als Glocke leis.

Schwämmst du als Diogen' im Fasse her,
Rasch schwing ans Land den Fuß! Doch stoß ins Meer
Dein Faß zurücke mit dem andern Fuß!
Denn deine Tonne selbst ist Überfluß."

10.

Im Zirkus dort, ob einer dunklen Zelle
Verfallnem Tor, winkt aus der Quadern Rissen
Ein Blütenstrauch, gerankt gar fröhlich helle,
Wie einer Schenke Kranz mit luft'gem Grüßen!

Wir treten ein! Nicht müht um seine Gäste
Der Wirt, der hagre, sich in diesen Räumen;
In einer Ecke hält er ruhig Sieste,
Die tausendjähr'gen Träume auszuträumen.

Seht auf den Polstern tausendjähr'ger Laven,
Die einst geprunkt in Purpurs Königsfarbe,
Gekauert das Geripp' des Fechtersklaven,
Verwischt selbst seiner Stirne Siegesnarbe!

Er träumt vielleicht noch fort die dunkle Kunde
Vom Spartakus, der Knechtschaft Ahasvere,
Des bleich Gespenst noch wandelt seine Runde,
Erneuend stets die alte, blut'ge Mähre!

Er träumt von der Arena Bahn und Stufen,
Vom Siegeskranze, der ihm zugeflogen;
Fast schüttelte des Volkes Beifallrufen
Die Sterne noch dazu vom Himmelsbogen!

Wohl dünkt die bandumwundne Blumenkrone
Ihm ein verschönert Nachbild nur des Strickes,
Den er als Zeichen seiner Knechtschaftsfrone
Einst trug als grausen Kranzreif des Genickes!

Ein Wort durchschlängelt dort den Stein der Wände
„Libertas" heißt's und flammt wie irre Blitze;
Wohl ritzten's ins Gestein der Sklaven Hände
Einst statt des Griffels mit des Kampfdolchs Spitze.

Noch ist die fahle Stirn' dahin gerichtet,
Noch ist das hohle Aug' dahin gewendet,
Wie nach dem Sterne, der sein Dunkel lichtet,
Wie nach der Sonne, deren Glanz ihn blendet.

Wie aus dem Becher Weins, des guten, alten,
Die Sehnen Kraft und Mut die Herzen saugen,
So tränkt' aus jenem Wort, sie wach zu halten,
Mit Licht für lange Nächt' er seine Augen.

Du schöner Strauch vorm Tor, den fremden Gästen
Log nicht dein Zeiger, der gewinkt zum Weine!
Ja hier ist Wein! Und zwar vom stärksten, besten!
Hier wird geschenkt der Tausendjähr'ge, Reine!

Ihr aber, Franken und Germanen, Briten
Und ſonſt all dieſer Trümmerwelt Nomaden,
Laßt einzutreten euch nicht lange bitten!
Ein Schlückchen im Vorbeigehn wird nicht ſchaden.

11.

Der Appalachen Wellenberge lohn
Im Abendrote, während Glockenton
Zum Feierabend durch die Pflanzung hallt,
Und mählich ſtill es wird im dunklen Wald.

Der Specht, Urwalds Kapellenmeiſter, pickt
Nicht mehr den Takt, er weiß, daß ihm's nicht glückt
Zu ſtimmen in des Einklangs Melodei
Des Käuzchens Pfiff, des Papageien Schrei.

Im Schatten einer Sykomore ſitzt
Am räum'gen Tiſch, aus Acajou geſchnitzt,
Der Pflanzer, dem aus Kannen ſilberblank
Entgegenqualmt des Teebaums duft'ger Trank.

Geſchmiegt an ihn der roſ'gen Kinder Schar,
Die ihm die ſchlanke Lieblings-Skwa gebar,
Umblüht verſchönend ſeine rauhe Kraft,
Wie Nikisranken blühn am Zedernſchaft.

Welch Segensfeld liegt vor mir aufgetan!
Sein weißes Wohnhaus blinkt im Wieſenplan,
Das Maisfeld rauſcht, die Baumwollſtaude weht,
Das Zuckerrohr in hellen Blüten ſteht.

Wie eine Opferſchale, feierlich,
Hält er die volle Taſſe jetzt vor ſich,
Und der Begeiſtrung ſtiller Glanz umflicht
Faſt prieſterlich ſein ſtrenges Angeſicht:

„Heil China dir! Durch ferne Meere weit
Eilt jetzt mein Dank zurück in ferne Zeit
Und ſucht den Mann, der dieſes heil'ge Kraut,
Den Nektar unſrer Freiheit, einſt gebaut!

Als er noch ſchritt an des Hoangho Strand,
Und ſtill die Saat entſunken ſeiner Hand,
Wohl hat kein Ahnen deſſen ihn umweht,
Daß eines Weltteils Freiheit er geſät!

Hoch vom Pagodenturm der Mandarin
Schaut übers Land und ſtreicht ſich froh das Kinn!
Der Teebaum ſäuſelt ſo geheimnisvoll,
Als ob er mehr als Blüten tragen ſoll.

Ob ſein Vaſall es leiſe nur erriet,
Als er dies Kraut auf glühem Roſte briet,
Daß Sankt Laurenzens Roſt er ſchürt und facht,
Der einſt als Blutzeug' unſres Worts erwacht?

Der Arzt, des Forſchergeiſt aus dieſem Kraut
Dem Siechen wunderkräft'gen Trank gebraut,
Er wußt' es doch nicht, der gelahrte Mann,
Wie daß ſein Kraut auch Ketten ſprengen kann!

Der Brite, der einſt mit dem dunklen Kraut,
Voll ſeines Segelſchiffes Bauch geſtaut,
Nicht wußt' er's, daß die Rach' er führt' als Gaſt,
Und daß die Freiheit ſchwebt' ob ſeinem Maſt!

Hat jemals, Boſton, es dein Meer geträumt,
Daß es ein Fruchtfeld einſt voll Saaten keimt?
Daß ſeinem Schoß dereinſt entſteigen ſoll
Der Baum der Freiheit, groß und blütenvoll?

O Kinder, haltet feſt an Recht und Licht!
Aus Roſen ſelbſt der Dorn der Rache ſticht!
Es ſät der Menſch, doch ob den Saaten wacht
Still eine dunkle, rätſelvolle Macht."

So ſprach der Mann und ſtrich ſich froh das Kinn;
Geheimnisflüſternd rauſcht die Saat dahin,
Und hinter ihm blickt aus dem Zuckerrohr
Ein krauſes, dunkles Negerhaupt empor.

12.

Schuttfreie Lampe, ſieh, wie dich mit Funkeln
Des Lichtes, deines Vaters Augen grüßen,
Seit dich aus tauſendjähr'gem Kerkerdunkeln
Die Schaufel ſeiner Feindin Nacht entriſſen!

Erfüllt haſt du den Lichtberuf, den edeln,
Noch kündet's deiner Mündung Kohlenfarbe;
Sie ſteht dir gut, wie bleichen Kriegerſchädeln
Des alten Schlachtfelds tiefe Ehrennarbe.

Ob einſt dein Licht am Bett der Liebe blinkte?
Da warſt du in der Nächte Ozeane
Ein Schifflein, dem vom Borde fächelnd winkte
Zum Liebeshafen deine Flamm' als Fahne.

Ob einſt dein Strahlenſchrein vielleicht geſchimmert
Als Phöbuswagen durch die Nacht des Weiſen,
Des Herz, von Menſchenelend tief bekümmert,
Nachforſcht des Glückes lichten, ſel'gen Gleiſen?

Da warſt das Frührot du, an deſſen Wärme
Des Geiſtes Wärme blühend aufgegangen,
Um deſſen Strahlenkern, wie Lerchenſchwärme,
Gedanken ihre jungen Flügel ſchwangen.

Die Roſen werden Kränze, die auf Erden
Der alten Götter Tempel reich umſchlingen;
Die Lerchen aber, Flügelbarden, werden
Der alten Götter Preis am Himmel ſingen.

So ſann und nickt' einſt ein am Tiſch von Steine
Des Weiſen Haupt, als wenn's noch prüfen werde,
Ob ſelbſt es nun, ob jener kälter ſcheine?
Noch rollt, des alten Elends voll, die Erde!

Ein andrer kam; und wieder, Lampe, zittert
Dein Strahlenſchrein am Tiſche eines Weiſen,
Des Herz, von Menſchenelend tief erſchüttert,
Nachforſcht des Glückes lichten, ſel'gen Gleiſen.

Da warst du eines Scheiterhaufens Lohe,
Drein warf die alten, heitren Götter alle,
Wie dürres Reisig, der Zerstörungsfrohe,
Daß ganz in Staub und Asch' ihr Glanz zerfalle!

Und lächelnd schaut' ins Prasseln er der Flamme,
Bis einst er selbst am grausen Opferherde
Hinglitt, wie dürres Reis vom Lebensstamme!
Fortrollt, des alten Elends voll, die Erde!

Ein andrer kam; und wieder, Lampe, schimmert
Hehr dein Gedankenpharus einem Weisen
Des Herz, vom Menschenelend tief bekümmert,
Nachforscht des Glückes lichten, sel'gen Gleisen.

Da wardst die Glorie du, von der umfangen
Glanzvoll vor ihm das Christuskreuz jetzt ragte,
In deren Strahl versunkne Gräber sprangen,
Und weithin das Gefild der Zeiten tagte!

Sein Antlitz blieb, nun sich das Aug' geschlossen,
Als ob der Tod ihm zur Verklärung werde,
Von einer lichten Glorie selbst umflossen!
Noch rollt, des alten Elends voll, die Erde!

Die Lampe steht, Pompeji's Schutt entstiegen,
Jetzt wieder auf dem Tische eines Weisen,
Des Geist auf des Papyrus welken Zügen
Nachschleicht der Ahnen fernen, lichten Gleisen.

Ein Lenz, zweitausend Jahr' im Grab vergessen,
Als riefe'ger Rosenphönix leuchtend, schreitet
Aus des Papyrus Kohlen ihm, — indessen
Sein eigner Lenz vorm Tor vorübergleitet!

Mann, füll' mit Öl die Lampe, daß sie heiter
Zum Tempeldienst des Lichts entzündet werde,
Und sinne du das alte Rätsel weiter!
Noch rollt, des alten Elends voll, die Erde.

13.

Im Saalgewölb' des Urwalds ruhn im Kreis
Viel kräft'ge Männer, manch ein ernster Greis,
Der Weißen Abgesandte friedlich bei
Indianern, Waldessöhnen, stark und frei.

Die Friedenspfeife kreist nach altem Brauch,
Der Männer Friedenswort' umhüllt ihr Rauch,
Wie über Frühlings schönstem Rosenbeet
In stillem Flug ein Morgenwölkchen steht.

Zum Bund des Friedens sind sie hier vereint,
Schon rann genug des Blutes ja, schon scheint
Belegt des grünen Saales Boden fast
Mit roten Prunktapeten von Damast.

Ein Häuptling sprach: „Nach Väterſitte macht
Aus Erd' und Laub das Grab dem Beil der Schlacht.
Das manchen unsrer weißen Brüder traf!
Drin schlaf' es, ungeweckt, nun ew'gen Schlaf!"

Ein andrer drauf: „Das Laub verträgt der Wind,
Die Erd' aufwühlt des Waldes Tier geschwind!
Drum soll des Kampfes Beil geborgen sein,
Grabt's unter Wurzeln einer Zeder ein!"

Ein andrer drauf: „An Wurzeln nagt der Wurm,
Zu Boden schleudert Zedern selbst der Sturm!
Drum, soll zutag des Unheils Beil nicht mehr,
Wälzt jenen Berg als Grabstein drüberher!"

Ein andrer drauf: „Sogar des Berges Bauch
Durchwühlt der Schacht des weißen Bergmanns auch!
Drum, soll fortan es ew'ger Friede sein,
Senkt in den Strom des Hasses Beil hinein!"

Ein andrer drauf: „Aus tiefſter Stromesnacht
Wird's von des Fischers Netz zutag' gebracht!
Drum, daß es weltverheerend nie ersteh',
Senkt's mitten in des Weltmeers großen See!"

Ein Greis darauf: „Dies Beil von Holz und Erz
O laßt's am Tag! Doch greift in euer Herz!
Drin liegt das Schlachtbeil, das vielleicht schon jetzt
Von euch manch einer frisch zum Kampfe wetzt!

Das Herz ist tiefer als Gebirg' und Seen,
Und doch wird draus das Beil zutag' erstehn!
Bis eine Handvoll Erd' einst, drauf gestreut,
Es besser birgt als Meer und Berge heut!"

So sprachen sie, indes im Waldesraum
Still über ihren Häuptern jeder Baum
In rauhen, braunen Armen, windumspielt,
Den grünen Zweig des ew'gen Friedens hielt.

14.

Den Golf hinaus, fort von Pompejis Küsten
Wogt eines Schiffes majestät'scher Bau;
Die Segel, die vom Abendwind geküßten,
Blähn lustig sich, es knarrt in Mast und Tau!

Und, horch! Kanonendonner lauthin knallen —
Dein Abschiedsgruß, o Cincinnatus, klingt,
Daß, aufgeschreckt, die Schar der Nachtigallen
Von Maros Grab sich, ängstlich flatternd, schwingt!

Wie rauh, o Mensch, ist selbst dein Gruß der Liebe:
Preßt deine Hand des Freundes Hand in sich,
Scheint's fast, als ob es dich zu sprechen triebe:
Freund, fühle meine Kraft, und wahre dich!

Der Sohn Amerikas, gekreuzt die Hände,
Lehnt still am Hauptmast an des Schiffes Bord,
Sein Aug' durchschweift im Flug des Golfs Gelände,
Winkt hier ein Lebewohl, nickt Grüße dort:

„Leb' wohl, Europa! Daß dein Aug' sich helle,
Du Niobe, verschönt vom Riesenschmerz!
Gleich ihrer ist auch deiner Leiden Quelle
Dein Reichtum, den du liebend drückst ans Herz!

Gegrüßt, Amerika, du jüngre Schweſter!
O nimm des Schmerzes Kinder mild von ihr,
Leg' an dein Herz ſie, daß der Schmerzen größter
In ſeiner Fülle Heilung trink aus dir!

Schlingt Hand in Hand, laßt Haupt am Haupte lehnen,
Ihr Schweſtern, euch zu Füßen Meeresglanz!
Es ſtehn die Kronen, die Europa krönen,
Gut an Amerikas laubgrünem Kranz!

Wie bunt und herrlich rauſcht dein Wald, o Leben!
Und ſieh, doch iſt's nur eine Lebenskraft,
Die graue Mooſe heißt am Boden kleben
Und Palm' und Zeder in die Wolken rafft.

Die blühnden Lotos wiegt im Wellenſchaume,
Der Roſen Purpurkleider taucht in Duft,
Die Reben lehrt den Flug von Baum zu Baume,
Den Kaktus keilt in ſtarre Felſenkluft!

Wie reich, o Menſchengeiſt, dein Garten glühte,
Nur eine Kraft iſt's, die zum Keim dich drängt,
Und Krone, Lyra, Hirtenſtab als Blüte,
— Ach, auch das Schwert! — an deinen Baum gehängt!

Und dieſe Blüten ſind zum Kranze worden,
Der bunt ſich um der Zeiten Harfe ſchlingt,
Die bebend in den ewigen Akkorden
Der Menſchheit Schmerz, der Menſchheit Jubel klingt!

Der alte Baum ſieht, ewig grünend, nieder
Auf ſein verwehtes Laub, das unten lauſcht;
O Menſch, du ſinkend Blatt, du ſinkſt auf Brüder
Und hörſt's, wie dir ſchon nach ein Bruder rauſcht!

Am Baum vorbei ſtrömt, heut' noch voll, wie geſtern,
Die Quelle, flüſternd, in das ew'ge Meer!
O Menſch, du flücht'ge Welle, eilſt zu Schweſtern,
Und hörſt die andern eilen hinterher!

Die goldne Wolke, aufgelöst in Tränen,
Stürzt ihrer Mutter an das Herz, dem Meer!
Zugvögel flattern durch die Luft mit Sehnen,
Wie loses Laub vom Herbstbaum, irr umher!

Ein stiller Todesjubel weht im Raume
Wie Laubessäuseln, ach, nicht minder schön,
Als säh' ich lächelnd süß ein Kind im Traume
Bei ferner Morgenglocken Festgetön.

Stürz' als ein Niagara, schleiche leise
Als Sarno, gleit' ein Tröpflein Taus ins Meer,
Sieh, bald zerrinnen, die du schlägst, die Kreise,
Du wirst zur Well', und ruhig wird das Meer!

Sieh, Welle, allen Himmel glanzentglommen
Sich spiegelnd in dem Ozeane hier.
Da wird wohl auch auf dich ein Sternlein kommen,
Das spiegle heilig, rein und treu in dir!"

So um das blühnde Haupt des Jünglings schreiten
Gedanken, während lieblichen Getöns
Die Wellen rings, die regen, sie begleiten
Mit der Musik des Werdens und Vergehns.

Wie klein die Glut Vesuvs schon glimmt, die ferne!
Sie mengt als Stern sich in der Sterne Reihn,
Als ob der glühende Vernichter gerne
Sich hüllte in des Lichts und Segens Schein!

In Nacht längst des Gestades Lichter traten;
An Bord die Flagge selbst hat Nacht umstrickt,
Die Sternlein zweimal zwölf der Brüderstaaten,
Auf himmelblauen Grund in Gold gestickt.

Doch hat sich glanzvoll über ihr zur Stunde
Vereinter Sternenreiche Flagg' entrollt:
Auf dunklem himmelblauen Wappengrunde
Millionen Sterne, funkelnd all' in Gold!

Fünf Ostern.

1.

Im Orient, wo — wie aus blühndem Hage
Ein spielend Kinderpaar rotwangig grüßt —
Das heitre Märchen und die sinn'ge Sage
In Rosenwäldern zwischen Blumen sprießt,

Dort gibt manch rauher Hirte dir die Kunde:
Es walle Jesus Christus, ungesehn,
Zu Ostern jährlich um die Morgenstunde
Im Auferstehungskleid auf Ölbergs Höhn

Und seh' hinab nach seines Wandelns Tale,
Das ihm ein Kreuz und Leichentuch einst wies;
Wo Zion stolz geprangt im goldnen Strahle,
Granitnes Bollwerk, das sein Fluch zerblies!

Und Ostern war es einst; der Herr sah nieder
Zur kahlen Flur, verödet und ergraut,
Rings Trümmer, Asch' und Staub und Trümmer wieder
Und Schutt auf Schutt, soweit das Auge schaut!

Er weiß, es sind dies nur die wirren Schollen
Durchwühlten, neugepflügten Ackerlands,
Wo einst die Saatenwogen fluten sollen,
Und winden sich der goldne Garbenkranz!

Er sieht daraus den Baum der neuen Lehre
Mit tiefer Wurzel, rief'gem Säulenschaft
Sich steigend wölben über Land und Meere
Und weithin streuen Schatten, Früchte, Kraft!

Des Tods Triumphzug ging durch diese Gründe,
Rings keine Spur von eines Menschen Pfad,
Kein Vogel singt, es rauscht kein Blatt im Winde,
Es weht kein Halm, es grünet keine Saat.

Daß doppelt groß der Sieg des Todes rage,
Lebt spärlich hier noch eines Lebens Schein:
Es seufzt, wie eines Dichters Leichenklage,
Des Kedrons Quelle zischend durchs Gestein:

„Einſt ſtreckt' ich wohlbehaglich meine Glieder
Im Blütenpfühl, auf weichem Silberkies,
Bis von Morias alter Feſte nieder
In meinen Schoß der Sturm die Trümmer ſtieß!

Nun ich den Leib von Stein an Steine trage,
Muß ich wohl ächzen laut vor Schmerz und Zorn;
Nun die Gelenk' an Trümmern wund ich ſchlage,
Iſt, gleich als blut' er, jetzt ſo rot mein Born.

Mein Born, ſo klar einſt, weiſend noch als Spiegel
Der Kön'ge Burg, den Tempel gottverklärt,
Palaſtbeſäte, wallumkränzte Hügel
Und auch ein Volk, einſt ſolcher Fülle wert!

O daß ſich am Geſtein zu Scherben ſchlüge
Der Spiegel, dem einſt ſolches ward zu ſchaun,
Auf daß dies Bild des Tods er nimmer trüge,
Dies Bild verdorrter Fluren, voll von Graun,

Der Fluren, die bluttrunken als Hyäne
Der Menſchen Beſten, Titus, würgend ſahn!
Ob er auch abends da geweint die Träne:
Nicht ſei des Guten heut' genug getan?

Ob, als er trümmerfroh ſein Beil ließ ſchimmern,
Die Hand ihm niemals bebte, ahnungsvoll:
Daß ſeine Mutter Rom von Zions Trümmern
Geſteinigt einſt, erſchlagen werden ſoll?

Nicht ahnt' er's! Denn dem Meere der Verheerung
Geböt' er wohl zu zügeln ſonſt die Wut,
Statt daß er, ein Neptunus der Zerſtörung,
Rings aufbeſchwor zum Sturm der Wogen Flut!

Ha, wie des Gottesfluches Worte, liegen
Geſtein und Leichen übers Tal geſät,
Darüber Romas Aar in Siegesflügen
Als Leichenrabe, ſchwarzen Fittichs, weht.

Hier lag ſie einſt, die Königin der Städte,
Der Hügel vier bedeckt' ihr Rieſenleib,
Vier goldnen Pfoſten gleich am Königsbette,
Drauf ruht im Sonnenkleid das hohe Weib.

Fruchtreiche Gärten, ihr zu Füßen, ſtanden
Als Blumenvaſen rings ums Bett gereiht,
Und neben ihr die Palmenhügel ſandten
Ihr Kühlung zu aus Fächern, grün und breit.

Des goldnen Tempels Kuppel krönte glänzend
Als heil'ge Krone ihrer Stirne Saum:
Nur eine Kron', ein Königshaupt bekränzend!
Ein Tempel Gottes nur im Erdenraum!

Und ihre beiden lichten, ſchönen Augen:
Die Söhn' und Töchter waren's ihres Lands;
Wer mag den Preis der Zwei zu richten taugen?
Wer ſagt es, welches glomm in ſchönrem Glanz?

Den edlen Bau der königlichen Glieder
Hielt ihr ein dreifach Bollwerk feſt umſpannt,
Gleichwie von Gold und Erz ein ſchimmernd Mieder,
Um das ich mich als Demantgürtel wand.

Da liegt ſie nun, die größte aller Leichen!
Vom Haupt fiel ihr die Kron' und barſt am Stein!
Der Quadern Trümmer rings, die fahlen, bleichen,
Sind ihres Leibs zerfallenes Gebein!

Die Gräber nur, die ſie in Fels einſt hieben,
Sie halten jetzt noch, wie ſeit Jahren ſchon;
Sie ſind rings um dies große Grab geblieben,
Termitenhügel um den Libanon!

Und als der alte Bau zuſammenkrachte,
Flog weit des Staubes Wolke, rieſengroß,
Daß grau die Flur jetzt, die ſo grün einſt lachte,
Und grauen Schleier trägt das ärmſte Moos!

Da floh des Volkes Reſt, lebend'ge Leichen,
Tod ohne Tempel, Satzung, Vaterland!
Da ſah ich Baum und Strauch weithin erbleichen
Und morſch aufs Antlitz ſinken in den Sand!

Fort flogen da der Büſche Nachtigallen,
Die Vögel all', weit übers ferne Meer;
Nicht ziemt es ihrem freud'gen Lied, zu ſchallen,
Wo alles ſchweigt und trauert ringsumher.

Fort zogen da die Roſen auch nach ihnen,
Bis an das blaue Meer, das: Halt! gebot;
Da blühn ſie, gaukelnd, nun die reichen, grünen
Geſtad' entlang, ein Blumenmorgenrot!

Fort zogen auch die bunten Jahreszeiten;
Kein Lenz iſt, wo nichts keimt, nichts grünt und glüht,
Es will kein Herbſt die kahle Flur durchſchreiten,
Denn kein Verwelken gibt's, wo nichts geblüht.

Fort alle Farben, fort auch alle Töne,
Und alles, alles Leben fortgedrängt!
Ich blieb allein zurück als eine Träne,
Die an dem Auge der Vernichtung hängt."

2.

Und wieder Oſtern war es einſt, und wieder
Sah Chriſtus von des Ölbergs Höhn zu Tal;
Auf alle Fluren ſank der Lenz ſchon nieder,
Nur hier blieb alles wüſt und grau und kahl.

Gleich wie die Schwalbe wohl die Brandesſtelle
Des einſt ſo ſchönen Hauſes bang umſchwebt
Und doch, ob mitverbrannt auch ihre Zelle,
Das neue Neſtchen an die Trümmer klebt;

So wagte mählich an die Trümmerreſte
Der Menſch ſich wieder hier, und ins Geſtein
Baut' er ſich Hütten, Häuſer und Paläſte,
Bis er es wachſend ſah zur Stadt gedeihn.

Und wie manch Samenkorn, manch Stäubchen Erde
Der Wind aufs öde Brandgemäuer weht,
Daß aus der Todesasche Leben werde,
Wenn Moos und Strauch darüber grünend steht;

So wollte hier der Mensch zum Gärtlein schmücken
Mit Erde reich'rer Fluren diesen Sand
Und trug ein Stücklein Lenzes auf dem Rücken
Ins öde Tal, daraus ihn Gott verbannt.

Wenn einer wallt am Kirchhof durch der Brüder
Zerfallne Leichen, Stein vorbei zu Stein,
Kalt rieselt der Gedank' ums Haupt ihm nieder:
Staub war'st du einst, Staub wirst du wieder sein!

Wenn diese Stadt ihr Auge wollte teulen
Auf Schutt und Trümmer rings, draus ihr Entstehn,
Sie müßte auch wie jener Wandrer denken:
Du wardst aus Trümmern, wirst in Trümmer gehn!

Sie denkt es nicht! Denn, horch! von ihren Zinnen
Schallt freudighell der Glocken voller Klang.
Wer fröhlich singt, mag nicht des Sterbens sinnen,
Und Glocken sind der Städte Lied und Sang.

Dort um den Dom aus grauem Felsgesteine,
Drin in den Hallen, draußen im Gefild
Schart sich in Helm und Panzer die Gemeine
Kampfrüst'ger, eh'rner Männer, rauh und wild.

Wie all' die Speer' aufs Marmorpflaster klirren!
Wie mutig draußen wiehert Pferd an Pferd!
Und Panzer glänzen, farb'ge Banner schwirren,
An jeder Lende hängt ein rasselnd Schwert.

Ha, liegen sie im Krieg mit ihrem Gotte,
Daß sie in Erz umlagern rings sein Haus?
Ha, will den Himmel stürmen gar die Rotte
Daß sie zum Tempel zieht gewaffnet aus?

Doch nein! Wie ſie in Demut plötzlich nieder
Beim Orgelklang auf ihre Knie ſauſt!
Es beugt das Haupt ſich und die ſtolzen Glieder,
Und reuig ſchlägt ans Herz die Eiſenfauſt.

Das Chriſtuskreuz, das heil'ge ſeh ich ragen
Hoch von des Domes Kuppeln, licht und frei,
Die Männer auch es all' am Buſen tragen!
O daß auch er ein Dom des Gottes ſei!

Sie heſteten in Farben aller Arten
Das Kreuz auf ihre Kriegesmäntel ſich,
Wie wandelnde, lebend'ge Kreuzſtandarten,
Zur Huldigung geſenkt jetzt feierlich.

Wie am Altar, wo tauſend Ampeln flimmern,
Der Prieſter jetzt das Brot des Opfers bricht,
Seh' rot von Blut ich ſeine Hände ſchimmern,
Und traun, mich dünkt's, von Chriſti Blut iſt's nicht!

Wie er beim Sanctus ſchlug der Bruſt entgegen,
Da klang ein Panzer unterm Meßgewand,
Und ſtatt des Weihbrunnſprengels dann beim Segen
Schwang faſt ſein Schwert er, das daneben ſtand.

Zunächſt am Altar, andachtsvoll geneiget,
Im ſamtnen Betſtuhl kniet ein Mann allein,
Vor allen ſchön, ſelbſt ſchön, aufs Knie gebeuget,
Fürwahr, noch ſchöner müßt' er aufrecht ſein!

Des Mann's Gebet gleicht ſeinen heim'ſchen Eichen,
Die, ſtolz ſonſt fühlend ihres Marks Gewalt,
In Demut doch die Wipfel niederſtreichen,
Wenn Sturm, die Orgel Gottes, drüber hallt:

„Vollbracht iſt's! — Ach, wie alles Menſchenſtreben!
Kein Stein, drum nicht ſchon kämpfte Menſchenwut,
Kein Strauch, an dem nicht Menſchentränen kleben,
Kein Stäubchen Land, an dem nicht Menſchenblut!

Wir knien jetzt an dem Grab, auf das in Tränen
Die Chriſtenheit längſt hielt den Blick gebannt,

So wie die Sonnenblume, die mit Sehnen
Gen Aufgang hält das Angeſicht gewandt.

Aus Blumen aller Zonen reich gewunden,
Ein Totenkranz, ſich ſenkend auf dein Grab,
So ſind die Lande all' in uns verbunden,
Sich beugend, Herr, zu deiner Gruft hinab.

Das Kreuz, in dieſes Tal einſt ſtarrend nieder,
Der Schande, Schmach und Untat blut'ger Pfahl,
Auf Golgatha erhöhten jetzt wir's wieder,
Glanzvoll und hoch, des Sieges herrlich Mal!

Von aller Kön'ge Kronen, allen Fahnen,
In alles Land, von allen Bergen dar,
Auf allen Maſten, allen Ozeanen
Strahlt glorreich jetzt, was einſt ein Galgen war!

Sein Zeichen muß jetzt Heldenpanzer ſchmücken,
Auf Domen flammen, hoch in Glanz und Pracht,
Als ſchönſter Schmuck am Frauenbuſen nicken
Und ſiegreich rauſchen im Panier der Schlacht!

Als wir erhöht dein Mal in jenen Räumen,
Erhöhten, ach, wir ſelbſt uns nebenbei,
Wie Prieſter, wenn ſie Kön'ge ſalben, träumen,
Daß ihrer Huld Geſchenk die Krone ſei.

Sie brachten mir den Purpur, mich zu kleiden!
Nicht färbte rot die Schnecke Sidons ihn:
Ob dreifach auch getaucht ins Blut der Heiden,
Doch bleicht er grau einſt, wie dies Tal, dahin.

Sie kränzten mich mit blankem Kronenbande!
Ob dreifach auch durchglüht ſein goldnes Laub
In jener Städt' und Hütten rotem Brande,
Doch fällt, wie dieſer Schutt, ſie einſt zu Staub.

Nur eine Krone wird hier ewig glänzen
Und ewig leuchten überm Tale hier:

Sie ward geflochten einſt aus Dornenkränzen!
Weh, daß die Kron' ich trage neben ihr!

Wohl hat kein Echo Gott dem Tal gegeben,
Daß Pſalm und Glocke lautlos uns verklingt!
Des Opfers Rauch will nicht zum Himmel ſchweben;
Wie kommt's, daß kriechend er am Boden ringt?

Ha, ſeh' ich die Gemeine, die zum Feſte
Statt grüner Palmen blut'ge Schwerter trug,
Da ahn' ich hier auch Kains Opferreſte,
Der ſeinen Bruder argen Grimms erſchlug.

Da ahn' ichs, rings von allen Stirnen grelle
Muß auch des Brudermörders Blutmal ſchrein!
Ach, wär' ich jener Pilger an der Schwelle
Und trüg' ein Herz, wie er, ſo ſtill und rein!

Wer trug ihn über die Gebirgesheere?
Wer reicht an Schwindelſtegen ihm die Hand?
Wer lehrt' ihn ſchwimmen durch die weiten Meere?
Der hohe Glaube war's, der ihn geſandt!

Und ſänk' er in dem Meer, es trüg' die Welle
Doch ſeine Leiche an den heil'gen Strand!
Und ſtürb' im Wandern er, ſein Antlitz helle
Hielt ihm der Glaube, liebend, hingewandt!

Sein Pilgerſtab vernahm kein Menſchenröcheln,
Es trank kein Blut ſein härener Talar;
Wie Fittiche die heiße Stirn umfächeln,
So weht ihm linden Troſt der Glaube dar.

O daß mir keine Kron' am Haupte glühte,
Gleich ihm nur Muſchelſchalen an dem Hut!
Leer ſind die Muſcheln, da ihm im Gemüte
Tiefſinnen hell des Glaubens Perle ruht.

O läg' mein Haupt, wie ſeins am Schwellenſteine,
In lichte Träume ſterbend eingewiegt!
Die bleiche Lilie ſinkt im Erdenhaine,
Der Glaube zu den Himmelsſternen fliegt."

3.

Und wieder Oſtern war's, vom Ölberg wieder
Sah Chriſtus in das Tal zur Stadt hinab:
Das Kreuz, geſtürzt iſt's von den Zinnen nieder,
Nur eins ſteht ſchüchtern noch ob ſeinem Grab.

Hoch von Moſcheenkuppeln, Minareten
Prangt goldnen Strahls der Halbmond übers Land;
Der Ruf des Muezins gebeut zu beten,
Wo ſtolz einſt Salomonis Tempel ſtand.

Dem Stein gilt's gleich, welch Zeichen man ihm wählte,
Ob er als Tempel, Dom, Moſchee euch dien';
Vom Menſchen lernt' er's ab, daß gleich ihm's gelte,
Tritt Mönch, Levite oder Derwiſch ihn.

Der Moslim riß herab aus Himmelsfernen
Den Mond, zu ſchmücken ſeinen Erdenraum;
Der Chriſt hob von der Erde zu den Sternen
Sein Kreuz, gezimmert nur aus ird'ſchem Baum.

Zerſtäubt, vermodert längſt des Kreuzes Fechter.
Kein Pſalm, kein Glockenklang in weiter Luft!
Nur Mönche blieben, hütend noch als Wächter,
Wie treue Doggen, ihres Herren Gruft.

Dies leere Grab, ſie kauften es mit Golde,
Krambuden ſchlug der Heide drinnen auf;
Dem müden Pilger beut um ſchnöde Solde
Er Platz für ſeine beiden Knie' zu Kauf.

Der Oſtern Feſt iſt's heut! Auf allen Bahnen
Ziehn fromme Chriſtenpilger wohl heran,
Durch alle Lande reiche Karawanen
Und rüſt'ge Schiff' auf aller Meere Plan?

Nein! Öd' und leer ſind noch des Domes Hallen,
Darin zerſtreut nur einzle Beter knien!
Vielleicht daß draußen noch vor'm Tor ſie wallen?
Blick' um dich, Auge, wo die Wandrer ziehn?

Kein Pilger hier! Nur Beduinen jagen
Auf flinken Roſſen durch das Heideland;
Kein Pilger dort! Die Chriſtenſchiffe tragen
Des Kaufherrn Gold und Ballen nur zum Strand.

Sieh dort bemooſt vier Trümmerwände ragen,
Längſt eingebrochen iſt Gewölb' und Dach;
Ein Kirchlein Gottes war's in alten Tagen,
Jetzt ſtürzt es mählich ſeinen Bauherrn nach.

Es ſprießen grüne Terebinthen drinnen,
Sie ſtehn die letzten, treuen Beter hier,
Es wölbt ihr Laub zu Kuppeln ſich und Zinnen,
Es ragen ihre Stämm' als Säulenzier.

In ihrem Schatten ruht ein müder Waller,
Olivenfarbe trägt ſein Angeſicht,
Wahrzeichen trägt auch er der Pilger aller:
Den Stab und Staub, — doch Chriſti Zeichen nicht!

Er iſt ein Körnlein jener Handvoll Samen,
Die einſt der Sturm von dieſem Boden hob
Und in die Länder ſäte aller Namen
Und weit hinaus in alle Winde ſtob!

Ein Jude iſt's, ein Aſt vom Wunderſtamme,
Gefällt, zerſchmettert längſt, doch nicht verdorrt!
Des Markes Kern verſengt von Blitzesflamme,
Des Wipfels Zweige grünend fort und fort!

Und wie ums Haupt beim Laubeswehn ihm ſchwanken
Bald Sonnenlichter, bald die Schatten dicht,
So gaukeln drin die Bilder und Gedanken,
Bald mitternächtig ſchwarz, bald ſonnenlicht:

„Die Lerche ſteuert pilgernd in den Lüften
Dem Lenze nach und ſeiner Blütenſpur;
Der Hirte wandert von enthalmten Triften
Zu friſchem Weideplatz auf reichrer Flur.

Nicht, gleich der Lerche, folg' ich Frühlingsſpuren,
Und doch wie ſie, ſo wandr' ich fort und fort!
Nicht, gleich dem Hirten, ſuch' ich ſchönre Fluren,
Und doch wie er bin ich bald hier, bald dort!

Der Hirſch, den ihr mit Hunden ließet hetzen,
Der rennt durch Büſch' und Felder fort und fort;
Er rennt noch immer fort in ſcheuen Sätzen,
Wenn Treibers Hand und Rute längſt verdorrt!

Ich ſäe nicht, ich pflüge keinen Boden,
Mich ſchreckt kein Hagel, denn ich ernte nicht.
Doch beut mir jedes Land von ſeinen Broten,
Und meinem Durſte nie der Quell gebricht!

Des Nordens Eiche und des Südens Palme
Hat um das Haupt ſchon Schatten mir geſtreut;
Der Wüſte Sand, der Alpen duft'ge Halme,
Sie halten mir des Schlummers Bett bereit.

Ich wohn' in engen Gaſſen, dunklen Schlüften,
Wohin der Chriſt uns aus den Städten ſtieß;
Er ahnt es nicht, wie ſelbſt in Drachenklüften
Des Weibes Kuß, des Kindes Lächeln ſüß!

Ich lerne keine von den Sprachen allen,
Nur meine trag' ich durch die ganze Welt;
Natur der Staare iſt's, die Sprache lallen
Des Peinigers, der ſie gefangen hält.

Mir blüht kein Vaterland! Die Brüder ringen
Durchs Leben ſich, zerſtreut, im Wandrerkleid!
Und doch ſind wir ein Volk! In eins verſchlingen
Gemeinſam Elend uns, gemeinſam Leid!

Vom Manne, der nicht ſterben kann, die Sage
Lallt manch ein Chriſtenkind, vom Ahasver.
Es wallt vorbei der Völker Sarkophage
Mein Volk, unſterblich, tränenlos, wie er!

Nicht weiß ich's, dämmern uns des Fluchs Gerichte,
Strahlt Segen uns aus der Geschicke Buch?
Auf unsrer Töchter schönem Angesichte
Les' ich sogar den leisen Hauch von Fluch!

Pflanzt in den Süd ein Reis von Nordens Tannen,
Wenn's nicht verdorrt, sprießt's doppelt grün und groß;
Wollt in den Nord ihr Südens Lorbeer bannen,
Erfriert er nicht, verkrüppelt doch sein Sproß.

In allen Zonen doch, Gepräg' aus Steine,
In Farb' und Bildung bleibt mein Antlitz gleich;
So heiß ist Südens Brand nicht, daß er's bräune,
So kalt kein Norden, daß er's tünche bleich!

Die Christen sahn's, da mocht' es ihnen dünken,
Es sei wohl eisenfest auch unser Leib,
Daß unser Blut ihr Schwert sie ließen trinken,
Uns niederdolchten Greis und Kind und Weib!

Die Christen sahn's und unsres Leibes Glieder
Hielt da wohl auch für feuerfest ihr Wahn,
Daß sie uns Haus und Hütten brannten nieder
Und unter uns den Holzstoß schürten an!

Was zürnen sie? Weil einst, was noch sie üben,
Gerichtet einen Sünder wir nach Fug!
Wenn das er lehrte, was sie tun und trieben,
Traun, war's kein Unrecht, was ans Kreuz ihn schlug!

Ihr schmäht, daß wir den Blick zum Mammon wenden;
Wie wir ihn suchen, suchet ihn auch ihr.
Nur tappt ihr plump nach ihm mit schweren Händen,
Mit leichter Wünschelrute winken wir.

Verachtet mich, doch will Triumph ich stimmen!
Zertritt mich, Christ, wie einen Wurm der Flur!
Muß ich mich unter deinen Sohlen krümmen,
Ist's doch vor Schmerz nicht, nein, vor Wollust nur!

Voll Luſt ja denk' ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Prieſters halb du biſt, halb mein;
Wie wir uns beid' in dich zu teilen wiſſen,
Sein ſoll das Jenſeits, mein das Diesſeits ſein!

Ich denk's, daß meines Volks ein Mann darf winken,
Und Demant und Juwel, entfärbend ſich,
Aus deines Königs ſtolzer Krone ſinken,
Der dich auch treten kann, ſo wie du mich.

Brauſt hoch zu Roß dahin, im Goldesſchimmer,
In Purpur wallend, ſchwingend das Panier!
Ich lieg im Kot und weiß, ihr ſeid nicht immer
So ſtolz und bückt euch noch herab zu mir.

Entfalt, o Chriſtenſaat, dein Prunkgefieder
Und ſchlag dein ſchimmernd Farbenrad als Pfau!
Des Regenbogens Leuchten ſpiegle wider,
Des Sternenhimmels Funkeln gib zur Schau!

Gern mag der Pfau im Sonnenglanz ſich blähen,
Doch ſchämt er ſeines eklen Fußes ſich.
Ich bin der Fuß, magſt ihn mit Scham beſehen,
Doch trägt nur er dein Prunkgebäud' und dich!

Und beugt der Unſern einer auch dem Quelle
Sein Haupt zur Weih' in eures Glaubens Bund,
Meint ihr, ihn lockt des Paktols reinre Welle?
Ich mein, er ahnt das Körnlein Golds am Grund!

Ha, jauchze nur, o Petrus, wenn gelungen
Solch Fiſchzug oft dem Netz in deiner Hand!
Denk' an das Krokodil und ſeine Jungen
Die heimiſch auch zu Waſſer und zu Land!

Und gönnſt du, Chriſt, uns einſt auch deine Fluren,
Gibſt du uns Freiheit, Recht, Geſetz zurück,
Ein Krieg, den die Jahrtauſende ſich ſchwuren,
Den endigt nicht ein Friedensaugenblick!

Hier iſt mir wohl! Hier ſind wir gleich, wir beiden,
Verſchmäht, getreten gleich, in dieſem Land!
Doch unterm Tritte ſelbſt des ſchnöden Heiden
Reich' ich dir nicht zum Frieden meine Hand!

Genug der Raſt! Wie labt des Schlummers Bronnen!
Laßt ſehn, wie die Geſchäft' am Grab dort ſtehn.
Kauft Goldmonſtranzen, Roſenkranz, Madonnen!
Kauft Kreuze, ſchmucke Kreuze, blank und ſchön!"

4.

Und wieder ſah der Herr vom Ölberg nieder;
Ein Oſtermorgen glänzt aufs Talgefild!
Ihn grüßen keine Glocken, keine Lieder,
In Lüften nur wehn Feſtesſchauer mild.

Noch ſtrahlt der Halbmond von den Zinnen allen,
Feſt wie ein Ätherbild, ſiegreich und klar;
Doch auch das Kreuz am Grab iſt nicht zerfallen,
Und nicht gewichen ſeiner Mönche Schar.

Doch nimmer treue Doggen ſind's, umkreiſend
Als Wächter ihres Herren Leichenſtein;
Schakale nur, die Zähn' einander weiſend,
Sich würgend um ein Grab und Totenbein.

Zerſplittert in des Wahnes Sekten, fachten
Statt Friedenslampen Haſſesglut ſie an;
Nie fochten Kreuz und Mond ſo blut'ge Schlachten,
Als hier der braun' und graue Kuttenmann!

Altar und Kanzel werden Schanz' und Feſten,
Feldlager iſt der Dom, drin kampferglüht
Roms Mönch im Norden ſteht, der Kopt' im Weſten,
Der Griech' im Oſt, Armenier im Süd.

Des Paſcha drohend Antlitz muß es wahren,
Daß nicht ihr Blut beſudle den Altar:
Gebietend hält der Stock des Janitſcharen
In Eintracht hier der Friedenslehrer Schar.

Dort in dem Kloſtergarten, rings umfangen
Von breiten Mauern, wie von Schanzen wohl,
Als ob vor eines Feindes Sturm ſie bangen,
Berennend ihre Roſen, ihren Kohl;

Dort liegt ein greiſer Mönch auf ſeinen Knien,
Mit weißem Bart, vom Morgenwind umweht,
Und zwiſchen Roſen, die vor Andacht glühen,
Wetteifernd ſprießt gen Himmel ſein Gebet:

„Schön ſeid ihr, der Provence grüne Tale,
Mein Heimatland, mir oft im Traum gegrüßt,
In das, gleichwie in eine goldne Schale,
Der Reben Born von ſonn'gen Hügeln fließt;

Auf das des Ölbaums grüne Wälderkrone
Sich wie ein Kranz des ew'gen Friedens legt;
An deſſen Herzen laut in hellem Tone
Der volle Pulsſchlag friſcher Quellen ſchlägt!

Ihr Haine von Orangen und Granaten,
Du grüne Triſt, du farbig Blumenried!
Du endlos Gartenland, voll reicher Saaten,
Du wonnig Erbreich von Muſik und Lied!

Doch ſchöner ſind, o Zion, deine Tale,
Ein Hymnus aus Geſtein, der ſchweigend klingt,
Wo ſchwebend über Schutt und Trauermale
Der Todesengel Halleluja ſingt!

Ja, ſchöner iſt dein fahl Gefild, zertreten
Vom Tritte der Geſchlechter, die's durchwühlt,
Stumm wie die Lippen des Anachoreten,
Durch deren Ernſt kein leiſes Lächeln ſpielt.

Ja, ſchön biſt du, wie einer Mutter Leiche,
Ans Herz das Kreuz geſchmiegt noch goldesklar!
Noch ſtrahlt ein Ahnen durchs Geſicht, das bleiche,
Daß einſt ihr Schoß der Welt Geſchick gebar!

Und freudig soll mein morsch Gebein versinken
Einst in dein graues Leichentuch, o Tal,
Säh' nur mein brechend Auge wieder blinken
Von allen Zinnen hoch des Kreuzes Strahl!

Und ließest du auf allen Bergen wieder,
Herr, deine Oriflamme siegreich stehn,
Der Glocken Klang, der Christenpilger Lieder
Anstatt der Blumen übers Grab mir wehn!

Zwar als du jüngst in deiner Gottheit Schöne
Im Traum mir nah, rief donnergleich dein Zorn:
Hinweg, Unwürd'ge, ihr der Zwietracht Söhne,
Nicht fürder schändet hier des Friedens Born!

Ich pflanzte, reichen Schirms sich zu entfalten,
Einst meinen Fruchtbaum in den Erdenhain;
In tausend Äste habt ihr ihn zerspalten,
Und jeder Zweig will selbst ein Baum nun sein!

Es losten, als sie sahn am Kreuz mich ragen,
Um mein Gewand die Söldner unverweilt;
Doch ruchlos habt ihr selbst mein Grab zerschlagen
Und frech in seine Trümmer euch geteilt!

Ihr, die in meinem Dom um eine Stufe,
Um eine Pfort' ihr wild in Hader schwellt,
Wißt, daß der Erdball rings zu mir die Stufe,
Und meine Pforte rings die weite Welt!

Ihr, die ihr um ein Altarlämpchen streitet,
Ihr Blinden ahnt in eurer Nacht es kaum,
Daß, meines Lichtes voll, sich glänzend breitet
Rings um und über euch der Erde Raum!

Gewürm, bleib' an den morschen Steinen kleben,
Und nage fort am modernden Gebein!
Mein Wort, es quillt lebend'ges, volles Leben,
Und nicht gefesselt ist's an toten Stein!

So sprachst du Herr. Doch was mein Aug' in Tränen
Längst von dir flehte, hast du jetzt gesandt!
Es baute kühn ein Heer von Gottfrieds Söhnen
Sich Zelte in der Pharaonen Land!

In ihrem Blick die alte Schlachtenweihe,
Ums Haupt des alten Ruhmes Widerschein,
In Arm und Brust die alte Kraft und Treue!
Da wird wohl auch der alte Glaube sein!

Heiß glüht die Sonne! Doch ihr Haupt zu kühlen,
Gebricht's an frischen Siegespalmen nie.
Des Nilstroms Kataraкte stäubend spülen
Des neuen Ruhmes Taufe über sie.

Dort steht der Feldherr auch! — Meint ihr, es biete
Hesperiens Gartenland ihm Kränze nur?
O seht, wie jetzt, sein Haupt zu kränzen, blühte
Als Lorbeerwald Sahara's sand'ge Flur!

Du hast, o Herr, ihm in den Arm gegossen
Von deiner Kraft, die Lebans Zedern bog,
Du hast sein Haupt mit deinem Geist umflossen,
Der einst in Flammenzungen niederflog!

Ich weiß es, seines Degens Feuerrute
Schwang über Murad Bei allein er nicht,
Und mit des Mamelucken Übermute
Geht nicht allein sein Zürnen ins Gericht.

Ich weiß, als Straße nur zu Zions Tale
Liegt ihm die Wüste vor den Augen da;
Ich weiß, der Pyramiden Riesenmale
Sind ihm die Staffeln nur zu Golgatha!

Da wird einst stehn, den Halbmond zu den Füßen,
Das goldne Kreuz hoch in der Hand, der Held,
Die graue Flur den grauen Mantel grüßen:
Er deckt, wie sie, die Größe einer Welt!

Auf Golgatha läßt ruhn er ſeine Aare
Ums Kreuz, des Sieg den ſchönſten Kranz ihm gab.
Die andern Kränze nimmt er aus dem Haare
Und legt ſie nieder aufs befreite Grab!“

So ſprach der Mönch. Und horch, die fernen Hügel
Erdröhnen dumpf, wie ehrner Heere Gang;
Und horch, in Lüften rauſcht's wie Adlerflügel,
Wie ferner Waffenhall und Schlachtgeſang.

Ja, ſeine Heere ſind's! — Doch raſchen Zuges,
Im Siegesglanz, ziehn ſie vorbei, vorbei!
Ja, ſeine Adler ſind's! — Doch ſtolzen Fluges
Rauſcht ihres Fittichs Schlag vorbei, vorbei!

5.

Und Oſtern wird es einſt, der Herr ſieht nieder
Vom Ölberg in das Tal, das klingt und blüht;
Rings Glanz und Füll' und Wonn' und Wonne wieder,
So weit ſein Aug' — ein Gottesauge — ſieht!

Ein Oſtern, wie's der Dichtergeiſt ſieht blühen,
Dem's ſchon zu ſchaun, zu pflücken jetzt erlaubt
Die Blütenkränze, die als Kron' einſt glühen
Um der noch ungebornen Tage Haupt!

Ein Oſtern, wie's das Dichteraug' ſieht tagen,
Das überm Nebel, der das Jetzt umzieht,
Die morgenroten Gletſcherhäupter ragen
Der werdenden Jahrtauſende ſchon ſieht!

Ein Oſtern, Auferſtehungsfeſt, das wieder
Des Frühlings Hauch auf Blumengräber ſät;
Ein Oſtern der Verjüngung, das hernieder
Ins Menſchenherz der Gottheit Atem weht!

Sieh, welche Wandlung blüht auf Zions Bahnen!
Längſt hält ja Lenz ſein Siegeslager hier;
Auf Bergen wehn der Palmen grüne Fahnen,
Im Tale prangt ſein Zelt in Blütenzier!

Längſt wogt ja über all' den alten Trümmern
Ein weites Saatenmeer in goldner Flut,
Wie fern im Nord, wo weiße Wellen ſchimmern,
Verſunken tief im Meer Vineta ruht.

Längſt über alten Schutt iſt unermeſſen
Geworfen friſcher Triften grünes Kleid,
Gleichwie ein ſtilles, freundliches Vergeſſen
Sich ſenkt auf dunkler Tag' uraltes Leid.

Längſt ſtehn die Höhn umfahn von Rebgewinden,
Längſt blüht ein Roſenhag auf Golgatha.
Will jetzt ein Mund den Preis der Roſe künden,
Nennt er gepaart Schiras und Golgatha.

Längſt alles Land weitum ein ſonn'ger Garten;
Es ragt kein Halbmond mehr, kein Kreuz mehr da!
Was ſollten auch des blut'gen Kampfs Standarten?
Längſt iſt es Frieden, ew'ger Frieden ja!

Der Kedron blieb. Er quillt vor meinen Blicken,
Ins Bett von gelben Ähren eingeengt,
Wohl noch als Träne, doch die dem Entzücken
Sich durch die blonden, goldnen Wimpern drängt!

Das iſt ein Blühen rings, ein Duften, Klingen,
Das um die Wette ſprießt und rauſcht und keimt,
Als gält' es jetzt, geſchäftig einzubringen,
Was ſtarr im Schlaf Jahrtauſende verſäumt,

Das iſt ein Glänzen rings, ein Funkeln, Schimmern
Der Städt' im Tal, der Häuſer auf den Höhn;
Kein Ahnen, daß ihr Fundament auf Trümmern,
Kein leiſer Traum des Grabs, auf dem ſie ſtehn!

Die Flur durchjauchzt, des Segens freud'ger Deuter,
Ein Volk, vom Glück geküßt, an Tugend reich,
Gleich den Geſtirnen ernſt zugleich und heiter,
Wie Roſen ſchön, wie Cedern ſtark zugleich.

Begraben längſt in des Vergeſſens Meere,
Seeungetümen gleich in tiefer Flut,
Die alten Greu'l, die blut'ge Schergenehre,
Der Krieg und Knechtſinn und des Luges Brut.

Auf Golgatha, in eines Gärtchens Mitte,
Da wohnt ein Pärlein, Glück und Lieb' im Blick;
Weit ſchaut ins Land, gleich ihrem Aug', die Hütte,
Es labt ja Glück ſich gern an fremdem Glück!

Einſt, da begab ſich's, daß im Feld die Kinder
Ausgruben gar ein formlos, eiſern Ding;
Als Sichel däucht's zu grad und ſchwer die Finder,
Als Pflugſchar faſt zu ſchlank und zu gering.

Sie ſchleppen's mühſam heim gleich ſeltnem Funde,
Die Eltern ſehn es, — doch ſie kennen's nicht,
Sie rufen rings die Nachbarn in der Runde,
Die Nachbarn ſehn es, — doch ſie kennen's nicht.

Da iſt ein Greis, der in der Jetztwelt Tage
Mit weißem Bart und fahlem Angeſicht
Hereinragt, ſelbſt wie eine alte Sage;
Sie zeigen's ihm, — er aber kennt es nicht.

Wohl ihnen allen, daß ſie's nimmer kennen!
Der Ahnen Torheit, längſt vom Grab verzehrt,
Müßt' ihnen noch im Aug' als Träne brennen.
Denn was ſie nimmer kannten, war ein Schwert!

Als Pflugſcharr ſoll's fortan durch Schollen ringen,
Dem Saatkorn nur noch weiſt's den Weg zur Gruft;
Des Schwertes neue Heldentaten ſingen
Der Lerchen Epopee'n in ſonn'ger Luft!

Einſt wieder ſich's begab, daß, als er pflügte,
Der Ackersmann wie an ein Felsſtück ſtieß,
Und, als ſein Spaten rings die Hüll' entfügte,
Ein wunderſam Gebild aus Stein ſich wies.

Er ruft herbei die Nachbarn in der Runde,
Sie sehn sich's an, — jedoch sie kennen's nicht!
Uralter, weiser Greis, du gibst wohl Kunde?
Der Greis besieht's, — jedoch er kennt es nicht.

Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ew'gem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen;
Denn was sie nimmer kannten, war ein Kreuz!

Sie sahn den Kampf nicht und sein blutig Zeichen,
Sie sehn den Sieg allein und seinen Kranz'.
Sie sahn den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
Sie sehn nur seines Regenbogens Glanz!

Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein rätselhaft, ehrwürdig Altertum,
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Epilog.

Wie der Somma Reben sprießen
Auf vesuv'schem Schuttgerölle,
Als ob eine Saat von Grüßen
Aus versunknen Tempeln quölle;

Hätt' es einer ahnen mögen,
Daß der Heidengötter Grabe
Einst entsteigt solch schöner Segen,
Dran manch guter Christ sich labe?

Wie zu Worms der Reben Kette
Um den Dom der Liebenfraue
Reich sich rankte an der Stätte
Der verbrannten Klosterbaue;

Wäre Ahnung wem geworden,
Daß einſt gaukelnd um die Grüfte
Bärt'ger Kapuzinerhorden
Solch ein lieblich Träumen büfte?

Mögt ihr Reben aus dem Schutte
Fort und fort ſo herrlich wallen,
Bis zu duft'gem, ſaft'gem Schutte
Selber ihr im Herbſt zerfallen!

Südens Reben, Nordens Reben,
Laßt empor die Ranken ſchießen,
Daß ſie rieſenhoch ſich heben,
Beider Wipfel ſich umſchließen!

Wölbt euch dicht und ſchön zur Laube
Für die Freunde und den Dichter!
Südens Traub' an Nordens Traube
Und dazwiſchen Sonnenlichter!

Freunde, laßt uns lagern drunter
In dem grünen Dom der Becher!
Keltert von den Trauben munter
In die tiefen goldnen Becher!

Und es werden ſelbſt die Frommen,
Traun, uns nicht zu ſchelten taugen
Da, durch Chriſti Trän' entglommen,
Milch der Liebenfrau wir ſaugen!

Öffn' ein bißchen, Laubgewinde,
Uns zur Ausſicht deine Halle,
Daß ſich durch die ſonn'gen Gründe
Unſer Aug', ergehend, walle;

Daß wir durch den Kranz von Reben
Goldne Saaten wogend ſchauen,
Dorf und Kirchturm blank ſich heben,
Strom und ferne Meere blauen.

Und die Burg mit morschen Warten,
Die als Puppe hängt am Hügel,
Doch vielleicht als Rebengarten
Schlägt einst schöne Falterflügel!

Seht im Wind das Laub sich kräuseln!
Mög' es einst, wenn Hörer lauschen,
Wie ein frisches Laubessäuseln
Auch durch unsre Lieder rauschen!

Herz an Herz, und Arm in Armen!
Weckt die jungen Keim' im Boden,
Daß sie meinen, zu erwarmen
Schon durch Frühlings lauen Odem!

Laßt ertönen die Gesänge,
Daß die Rosen in den Tiefen
Früh'r erweckt, als ob die Klänge
Eines Lenzes wach sie riefen!

Und umlacht von Blütenscherzen,
Und umspielt von Zephyrs Kosen,
Süße Hoffnungen im Herzen,
Sinken wir einst in die Rosen.

Inhalt.

	Seite
	5
Widmung	6
Der Turm am Strande	23
Eine Fensterscheibe	45
Cincinnatus	78
Fünf Ostern	98
Epilog	

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anastasius Grüns

sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schlossar.

Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe.

Siebenter Band.

Inhalt: Nibelungen im Frack. — Der Pfaff vom Kahlenberg.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Nibelungen im Frack.

Einleitung des Herausgebers.

Im Jahre 1841 und 1842 findet sich in den Briefen des Grafen v. Auersperg an seine Verleger, die Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, öfter die Bitte, ihm diese oder jene Schriften, welche die Geschichte von Merseburg betreffen, zu beschaffen, da solche Bücher ihm in Österreich schwer zugänglich waren. Damals also, ja vielleicht schon früher, hatte sich der Dichter den Herzog Moritz Wilhelm v. Sachsen-Merseburg zum Vorwurfe eines Gedichtes gewählt, das mit Rücksicht auf die musikalischen Schrullen des genannten Herzogs einen mehr humoristischen Charakter haben sollte und von Grün selbst in seinen Briefen ein Capriccio genannt wird. Die Verleger übersandten dem Grafen auch in bereitwilligster Weise verschiedene „Merseburgiana", welche dankend entgegengenommen wurden. Anfangs Mai 1843 wurde das vollendete Manuskript der „Nibelungen" an die Verlagshandlung abgeschickt und dasselbe besonders einer genauen Korrektur empfohlen, „da es mir nicht möglich ist," wie es in dem gleichzeitigen Schreiben Grüns heißt, „das Beispiel meines Freundes Lenau zu befolgen, der zu jeder Korrektur seiner Schriften nach Stuttgart reist." — Schon Anfangs Juli 1843 war der Druck der Dichtung beendet. Anast. Grün hatte es dem ihm seit dem früheren Stuttgarter Aufenthalte persönlich befreundeten Paul Pfizer gewidmet und an diesen, sowie an seine anderen schwäbischen Freunde, namentlich Uhland und Gust. Schwab Exemplare des Buches gesendet. Letzterem schrieb er dazu: „Beurteilen Sie das Büchlein als eine beinahe improvisierte heitere Variation über ein heiteres Thema, in dessen Tiefe doch noch etwas Ernst zu finden sein dürfte. Das Ganze ist in wenigen Wochen und in fröhlicher Stimmung im verflossenen Herbste entstanden; wäre es mir nur gelungen, etwas von dem Sonnenscheine jener Tage im Gedichte festzuhalten!"

Besonders beachtenswert sind die Worte, welche Grün in einem Schreiben an F. H. von der Hagen in Berlin anläßlich der Übersendung der „Nibelungen i. F." über dieses Gedicht kundgibt: „Auch die Nibelungen im Frack dürften nur von wenigen in ihrem wahren Zusammenhange beurteilt werden; man wird sie meist für Zeichen des Erkaltens, wo nicht einer Sinnesänderung, ansehen, während sie doch nur dasselbe Bild aber nach einer andern Seite reflektieren; treu ganz gewiß, ob richtig? darüber kann der Spiegel selbst nicht urteilen namentlich in bezug auf eine allerhöchste Persönlichkeit, die sich freilich

nur in weiter Ferne zeigt. Oft ist der ferne Standpunkt der günstigere, wenigstens was die Überschaulichkeit betrifft."

Anast. Grün hielt übrigens dieses Gedicht für eine seiner besten poetischen Schöpfungen, wenn er auch nicht verkannte, daß es weniger Anklang finden dürfte als die frühren seiner Veröffentlichungen. „Das Büchlein," schrieb er im September 1843 an die Verleger, „wird sonderbare Schicksale haben. Ich habe dies vorausgesehen und mich davon jetzt in Wien überzeugt. Während jene, die ein Gedicht um seiner selbst willen lesen, es für die beste meiner Arbeiten erklären, mühen sich andere und leider die Mehrzahl ab, nach etwas Verborgenem und Verhülltem darin zu suchen, das sie natürlich nicht finden, da es nicht hineingelegt wurde. **Habent sua fata libelli.**" Tatsächlich erfuhren die „Nibelungen" die verschiedenartigsten, voneinander abweichenden Besprechungen. Erfreut war der Verfasser über eine derselben, merkwürdigerweise eine französische, worüber er den Verlegern in einem Briefe vom Juni 1844 Nachricht gibt: „Gestern fiel mir eine Besprechung der Nibelungen im Frack von Taillandier in der Revue **des deux mondes** in die Hände und erfreute mich durch das teilweise Eingehen in Idee und Aufgabe des Büchleins, welches in Deutschland ein so ungünstiges Los erfahren." Im November 1846 schreibt Auersperg an die Verlagsbuchhandlung: „Nur Taillandier hat sich unter allen laut gewordenen Stimmen ebenso günstig über das Gedicht ausgesprochen (— wie eine Besprechung in den ‚Grenzboten' —), das ich vom poetischen Standpunkte noch immer für mein bestes halte. Auch die Tendenz, die Freiheit der Poesie in einer Zeit zu vertreten, wo ihr im Namen der Freiheit der geschmackloseste und zugleich tyrannischste Zwang angetan wurde, ist großenteils unverstanden geblieben." Einige Zeit vor dem Erscheinen der Dichtung hatte sich das Gerücht verbreitet und war auch öfter in Journalen niedergelegt: Anast. Grün habe, da er eine Gräfin geheiratet, sich um den Kammerherrnschlüssel beworben und seine freiheitlichen Ideen sowie deren Verherrlichung in der Dichtung aufgegeben. Diesem unwahren albernen Gerüchte trat Grün zwar entgegen, konnte aber dessen weitere Verbreitung nicht verhindern. Die Einleitung seines Nibelungengedichtes: „Ein Stück Exposition, Invokation nebst etlichen Episoden" gibt über seine stets gleichgebliebene Denkweise und unveränderte Gesinnung wohl den besten Bescheid.

Von den „Nibelungen im Frack" ist im Jahre 1853 eine neue Auflage in Miniatur-Format mit einem Titelstahlstich sehr zierlich ausgestattet erschienen, seitdem wurde die Dichtung erst wieder in der Groteschen Ausgabe der „Gesammelten Werke" 1877 gedruckt mit dem Widmungsgedichte zwar, aber ohne Namensangabe Paul Pfizers, an den dasselbe gerichtet ist.

Widmung:

Herrn **Paul Pfizer**

aus innigster Verehrung

der Verfasser.

„Deus aeterne, nisi vigilares, quam male esset mundus, quem regimus nos, ego miser venator et ebriosus ille et sceleratus Julius!“

Ex dictis Imp. Maximiliani I.

Übend angeborne Rechte
An den Lenz im Sonnenglanze,
Müde sieglofer Gefechte,
Legt die Muse ab die Lanze;

Will nicht unter Machtgeboten
Kämpfen in gedrillten Scharen
Nicht von Söldnern der Despoten,
Nicht von Freiheitsjanitscharen.

Mögt dem Einzlen nicht versagen,
Was das Ganze soll erlangen!
Wollt ihr frei das hohe Jagen,
Gebt auch frei das Grillenfangen.

Nichts verliert an Macht und Glanze
Albion, das stolze, große,
Weil es frei die krause Pflanze
Bunter Narrheit pflegt im Schoße.

Blumen trägt auf allen Wegen
Rings die Welt, die blütenvolle;
Wer nur will, sei nicht verlegen,
Wo er Kränze winden solle.

Ausgeſtreut an allen Pfaden
Iſt der Wahrheit Saatenſegen;
Wer nur ſucht von Gottes Gnaden,
Findet ſie an ſeinen Wegen.

Wo im Frein der Blumenarten
Ungepflückt ſo viel noch bleiben,
Iſt's ein danklos Mühn, im Garten
Neu die alten Pflanzen treiben.

Und der „großen Tat in Worten"
Könnten wir beinah entraten;
Was uns not tut allerorten,
Iſt ein großes Wort in Taten!

Doch was ſoll ich dir es ſagen,
Deutſcher Mann, auf deſſen Munde
Schweigen ruht an rechten Tagen,
Rede blüht zur rechten Stunde;

Sprechend, wie der Ton der Flöte
Oder wie Poſaunenſchrecken,
Wenn er eine Morgenröte
Grüßen durfte oder wecken;

Schweigend unter heil'gen Siegeln
Sonſt ein Alpenſee, voll Tiefen,
Drin der Erde Höhn ſich ſpiegeln,
Drin des Himmels Sterne ſchliefen.

Doch wie kam dein ernſter Namen
Und dein Bildnis, ſtreng und bieder,
In den krausgeſchnitzten Rahmen
Dieſer heitern, loſen Lieder?

So in Römervillen ragen
Marmorbüſten alter Weiſen;
Bunte Blütenranken wagen
Gaukelnd doch ſie zu umkreiſen.

Ein Stück Exposition, Invokation nebst etlichen Episoden.

Ich singe jenen Helden, — ja, welchen? — wo der Held,
Des Taten Zauberbanne, zu fesseln süß die Welt,
Der Held, der im Liebestaumel hin seines Dichters Geist,
Wie Windeswirbel in Lüften mit sich den Frühlingsfalter reißt?

Sei er ein Held der Vorzeit? Ach, wenn sein Banner wallt,
Das nicht das unsre, umschauert uns Grabeszugwind kalt!
Sei er aus unsern Tagen ein Held, noch strebend frei?
Dem werden die Herzen wohl schlagen? O daß es nur von Liebe sei!

„Aufstieg ein Gestirn im Norden, es strahlte warm und hell,
Schlaftrunkne riefen: Wehe, wie wird es Tag so schnell!
Schlaflose riefen: Wehe, wie säumig, o Sonnenschein!
Wer dankt, daß Licht geworden, was Wetterwolke könnte sein?

Er herrscht ein Fürst im Norden, groß in der Kunst zu geben,
Fein abgelernt der Sonne hat er's, mit Gunst zu geben;
Stehn denn umsonst dort Blumen und Wiesen, Tannen, Linden,
Und für die Kunst zu empfangen will ihnen sich kein Jünger finden?

Nicht nimmt er seinen Lorbeer von Leichenschläfen fort.
Fest hielt der alte König verschlossen den reichen Hort,
Der Sohn erschleußt den Segen, so daß es dünkt dem Volke,
Als ob die Hand ihn schütte des toten Königs aus der Wolke.

Gerecht und mild seid denen, die vor im Kampf uns gingen!
Vor kranzgeschmückten Richtern ist doppelt schön das Ringen;
Im Wald an alten Tannen des Schößlings Wuchs sich messe,
Im kahlen Steppenlande dünkt selbst der Schlehdorn sich Zypresse.

Abtragen ist des Handwerks, der Kunst nur ist das Baun,
Wohlfeiler Witz ist Zweifel, doch heil'ge Tat Vertraun;
Der Bauspruch ist gesprochen, der Grundstein ist gelegt.
Sei drum der Bau zerbrochen, weil eine Kron' am First
er trägt?

Die gestern Bettler, praßten am Königsmahl als Herrn!
Am Goldplafond ob ihnen säh' ich als Lüster gern
Den Bettelsack von gestern, sie sein zu mahnen dessen,
Wie jenen zu Syracusä der Töpferton bei Goldgefäßen.

Der ungewohnte Gluttrank verwirrt Trinkspruch und Rede,
Mit der Parketten Glätte kommt Gleichgewicht in Fehde;
So konnten sie nicht rühmen den Komfort deiner Feste,
Und dich, fürstlicher Gastfreund, nicht sehr erbauen deine Gäste.

Wir werden an dir nicht irre! Du bist wie Lenz gekommen,
Erhofft, ersehnt! Lenzsonne mag noch nicht allen frommen;
Daß sie kein Keimlein senge, daß sie kein Blühn beirre,
Verhüllt sie sich bisweilen. Wir werden, Herr, an dir nicht irre!

O werd' an uns nicht irre! Ein Sonnenaufgang weckt
Gevögel viel, das nistend in Busch und Klüften heckt!
Du hörst die Morgenlerche aus all der Stimmen Gewirre:
Lenzmündig sind die Lande! O werd' auch du an uns nicht irre!"

So sang ich bei deinem Aufgang! Wie wird dein Abend sein?
Die Antwort liegt verschlossen in deines Busens Schrein!
Ich weiß nur, unsere Liebe schuf dir gar schwere Pflicht.
Sei stark und treu dir selber! Dein Leuchten braucht kein
fremdes Licht.

In deinem Land nicht säng' ich's! Den reinsten Strahl
ja schwärzt
Verdacht in Knechtgemütern, sich dünkend frei und beherzt;
Ich habe nichts zu fürchten und nichts von dir zu hoffen,
Drum ließ ich den Strom der Liebe zu dir hinfluten frei
und offen!

Doch möcht' ich in dem Strome, beglänzt von heitrer Sonne,
Nach Lotsenart beseſt'gen manch' ſchwarze Warnungstonne:
Herr, ein Geſchenk, gegeben, darf keinen König reuen!
Wer vorwärts ſchritt, ſoll rückwärts den Schritt, wie Niederlage, ſcheuen!

Nicht heb', o Fürſt, zu Thronen, was an die Stufen ſich ſchicke,
Und nie zu Märtyrerkronen die eignen Palmen zerpflücke!
Blutwaffen ſind, und ſchärfre als Schwerter, die Dornenreiſer,
Der Kronentraum des Martyrs gebiert dem Tollhaus einen Kaiſer.

So ſang ich in meinen Bergen, noch hoffend, als dein Land
Schon glaubens-, hoffensärmer dein Sternbild bleichend fand;
Feſthalten gern die Berge den letzten Tagesſtrahl,
Wenn längſt hereingebrochen die alte Nacht ins dunkle Tal.

Wenn ich in Liebe irrte, mich wird es nicht entehren;
Der Liebe heil'gen Purpur, kein Fürſt kann ihn entbehren!
Weh, läßt der Reichgeſchmückte die edlen Kleinode wandern,
Bis ihm vom Leib gefallen ein ſchöner Lappen nach dem andern!

Das deutſche Herz hat lieben, vertraun beinah gelernt,
Das deutſche Lied nur wandte ſich ab und grollt entfernt;
Den Faltenwurf des Purpurs, des Goldmunds Zauberrede,
Das Schweigen ſelbſt der Lippe bemäkelt's in ſo kleiner Fehde!

Wo iſt der Mann, der ragen noch überm Troſſe darf,
Den's heut' nicht hob zu Sternen, mit Kot nicht morgen warf?
Es wirbt dem jungen Dichter ein Schmählied um den Kranz,
Sei auch der Schlamm zu Perlen im Dichtermund verwandelt ganz.

Politiſch Lied, du Donner, der Felſenherzen ſpaltet,
Du heil'ge Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet,
Du Feuerſäule, dem Volke aus Knechtſchaftwüſten hellend,
Du Jerichoposaune, der Zwingherrn Bollwerk all zerſchellend!

Sieghafter Sparterfeldherr, der Freiheit Türmer du,
Du Todeslawine Murtens, Baſtillenſtürmer du,
Zornwolke, deren Blitze der Korſe zucken ſah,
Du Sterberöcheln der armen, gemordeten Polonia!

Du heil'ger Gral, Goldſchale mit des Erlöſers Blut,
Wenn ſie zur rechten Stunde in rechten Händen ruht;
Schiffbrücke du den Deutſchen zur Rache über den Rhein,
Du griechiſch Feuer der Klephten, du heller Juliusſonnenſchein!

Du ſchwebſt, wie Fahnen und Adler, den Heeren rauſchend vor!
Veit Weber und Tyrtäos, Rouget und Arndt im Chor!
Das „ca ira!“ — Die Klänge aus Berangers Verlies! —
„Noch nicht iſt Polen verloren!“ — „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ!“

Du ſprachſt befeuernd, warnend, Kaſſandra unſern Tagen;
Ans Ohr hat uns dein Wehruf, doch nicht umſonſt geſchlagen!
Ein Buhlweib hat vors Antlitz ſchlau deine Maske genommen,
Doch durch die Larve funkeln nicht deine Augen, die klugen, frommen!

Sollſt du das ſein? Dies Winſeln bezahlter Leichenweiber
Um den erlognen Leichnam, geſpielt vom Poſſentreiber!
Der Tote nimmt ſein Laken und tanzt zu Schmaus und Scherz;
Weh', rühren ſolche Hände die Gotteshарfe: Menſchenherz!

Sollſt du das ſein? Dies ſchleichend Geſpenſt von Löſchpapier,
Dein Harniſch Landtagsakten, ein Zeitblatt dein Panier,
Den National, zum Dreiſpitz geformt, als Claque am Arme,
Gefüllt mit Zeitungswinden den Dudelſack, daß Gott erbarme!

Papier dein rauſchender Mantel, dein Herzblut Druckerſchwärze!
So wird das Lied gewinſelt vom großen Zeitenſchmerze,
In Reime die Allgemeine gebracht und nun sub rosa
Noch komponiert dreiſtimmig, — wir leſen lieber ſie in Proſa.

Traun, auch in Proſa läßt ſich Erträgliches noch ſagen,
Ein keck Scharmützeln wagen, ein herzhaft Treffen ſchlagen;
In Verſen ſchrieb Waſhington den Brief der Freiheit nicht,
Der Herr ſelbſt ſprach in Proſa das große Wort: Es werde Licht!

Es kreucht Gewürm: Notizen und ſpinnt die Blätter entlang,
Spinnt weiche Seide die Raupe? Nein, blanken Namen den Strang!
Nun ſchwingt ſie als Lied die Flügel! Will's dir zu Ohr nicht ſchallen,
Und du gehſt ſeitab ſchweigend, — hui, biſt eidbrüchig, abgefallen!

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegoſſen,
Abfällt der nie und nimmer trotz ſondrer Kampfgenoſſen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein;
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit ſelbſt kein Sklav' ich ſein!

Ihr wollt, der Freiheit Sänger, die eigne Mutter knechten,
Die Poeſie, im Feldrock der Politik zu fechten!
Im Mondlichttraum des Waldes o laßt die Jägerin ſchweifen,
Iſt's Zeit, wird die Amazone nach Schwert und Chlamys zürnend greifen!

Iſt's Zeit, wird Speere ſäen der Sämann goldner Saaten,
Unmünd'ge Kinder nur ſpielen in Friedenszeit Soldaten;
Ein Tellgeſchoß trifft beſſer, das, muß es ſein, trifft Herzen,
Als Perſerpfeile tauſend, — Heuſchrecken, die den Tag nur ſchwärzen!

Das Wort, das deutſche, freie, wir nimmer miſſen können!
Doch lernt, auch Fürſtenlippen ihr freies Wort zu gönnen.
Die Zeit will euch mißfallen. Gefallt wohl ihr der Zeit,
Die, was ſie baut, zertrümmern, und die entweihn, was ſie geweiht?

Was nennt ihr heilig? Schützen vor eurem Hohn die Narben,
Der Kranz den greiſen Fechter, das Leichentuch, die ſtarben?
Ihr grollt mit Gott! Der Herrgott wird wohl abmagern vor Weh!
Entſetzt es dich, Hyäne, dein Spiegelbild zu ſchaun im See?

Erlöſen wollt ihr die ſchöne, verzauberte Prinzeß,
Ihr wißt das rechte Wort nicht, und Unke bleibt ſie indes;
Ihr ſchleppt Gebirge Reiſigs zum Feuer, — frommt es auch?
Es ſtrahlt als Licht in Nächten, bei hellem Tage gibt's nur Rauch.

Der grüne Baum der Freude, iſt er denn umgeriſſen,
Daß nur von der Trauerweide Feldzeichen wir pflücken müſſen?
Weh uns, erkrankten Adlern, daß unſre matten Augen
Nur durch geſchwärzte Gläſer ins Sonnenaug' zu ſchauen taugen!

Du aber, Neubekränzter, wenn deines Lieds Galeere
Die höchſte Wogenſpitze krönt in dem ſtürm'ſchen Meere
Der Volksgunſt, — meinſt du, ſie wolle dich nur in die Sterne heben?
Von deiner Schwindelhöhe ſieh dort das Riff und lerne beben!

Und hat des Riffs Getoſe dein Schiffsgebälk zerſchlagen,
Nur Mut! Ein Brett wird landwärts dich und den Lorbeer tragen;
Ein neues Floß dir zimmre, kühn kreuze durch die Meere,
Doch ſteure beſſer, wahre getreuer deiner Flaggen Ehre!

Der Dichtung keuſches Feuer noch nähren edle Reiſer,
Sprach auch, ſie faſt verſchüchternd, der Siebenzahl ein Weiſer:
„Das Wieſental Poeſis iſt Blumentragens ſchwach,
Düngt, Blumen, dort den Acker, der ungepflügt noch liegt und brach!“

Groß g'nug biſt, Menſchenſeele, groß g'nug du, Gotteswelt,
Daß frei ein Herz ausklinge, bevor's zur Grube fällt!
Nie wird der Edelhirſch ackern, Waldrehlein gehn mit Säcken,
Strauchröslein Stuben heizen, euch Nachtigall als Haushahn wecken!

Und ragten zu den Sternen groß unſre Liedesahnen,
Wie Palmen feingefiedert, ſchönblättrig wie Platanen;
Dem Erdpuls ſind wir näher, der Neuzeit Orchideen,
Bizarr der Wuchs, die Blüten wie blumengewordene Märchen der Feen. —

Blitz! im Diskurſe hätt' ich bald meinen Helden vergeſſen
Wie Amme das Kindlein, herzend den Grenadier indeſſen,
Wie Kindlein ſeine Puppe der Apfelſchnitten halber,
Wie Grenadier die Amme wohl einer ſchönern dritten halber!

Mein Held ist, traun, kein Riese, das könnt' uns schnell entzwein,
Dir möcht' ein Wicht mein Riese, dein Ries' ein Zwerg mir sein;
Er ist nicht so groß, daß Mißgunst ihn noch verkleinern wollte,
Er ist nicht so klein, daß Liebe aufblasen ihn und strecken sollte.

Er schwingt in seinen Händen kein Schwert, so hart und scharf
Wie Durandart, das sterbend Roland in den Brunnen warf;
Statt Etzels Gottesgeißel ein Stab, roßhaarbezogen!
Escalibor des Artus, in seiner Hand ein Fiedelbogen!

Das Rößlein, das er reitet, hat fast noch stärkern Rücken
Als Bayart, dessen Croupe vier Haimonssöhne drücken,
Und wie des Serben Marko Roß Scharatz ist's verständig
Und lebhaft wie Rosinante und wie Bucephalus unbändig!

Sein Rößlein heißt Marotte, im Baß geht's statt im Paß,
Von seinem Schenkeldrucke stöhnt, schnaubt der Geigenbaß!
Marotte, sei besungen wie deine Brüder im Stalle,
Du springst viel höher, weiter, du bist gewaltiger als sie alle!

Du hast, mein frommer Klepper, mich oft feldein getragen,
Stolzierst vor der Staatskarosse und keuchst vorm Erntewagen,
Schleppst dem die Dosensammlung, trägst den auf die Käferjagd;
Greif' aus und trag' uns, solange die laue Lebenssonne tagt!

Du bist ein gelehrig Tierlein und zählst berühmte Reiter,
Hier überklimmend zierlich im Büchersaal die Leiter,
Dort watend mit dem Feldherrn im Blut erschlagner Heere,
Schwingst dich mit diesem zu Sternen und springst mit jenem über die Meere!

Minister trainiert dich zum Wettlauf, — am Ziel statt des Preises erblickt er
Fait accompli die Dame! Verdutzt doch grüßt und nickt er:
Beredsam wie das Graupferd der Bibel wardst du da
Und sprichst zum Weltregierer: Quam parva sapientia!

Dort hat ein Springer ersprungen der Lebensrennbahn Preis,
Bekränzt und volkumjubelt piaffiert der Hengst im Kreis;
Du bist's, mein Pferdchen, mag dich dein Reiter auch verstecken
In prunkende Schabracken, sinnspruchgeblähte Purpurdecken!

Es kommt ein Held zum Sterben, ſein treues Roß erſticht er,
Daß ſich's kein andrer eigne, und dann ſein Schwert zerbricht er.
Treu harrſt du aus, Marotte, an deines Reiters Ende,
Ihm macht's das Sterben bittrer, zu laſſen dich in fremde Hände.

Ich ſinge, Rößlein, deinen berühmteſten Beſteiger,
Den Herzog Moritz Wilhelm, Merſburgs fürſtlichen Geiger[1]),
Der auf dir ausgezogen, Frau Harmonia zu frein,
Den Fürſten, deſſen Hände von Blut- und Tintengreuel rein.

Ob auch die Welt unhöfiſch ihn einen Narren nenne,
Daß nur des Himmelsfeuers ein Teil durchs Herz ihm brenne,
Ein Nam' iſt nur ein Odem, und Narr gern, wer's errät,
Daß Narren ſich Weiſe nennen, wenn ſie in der Majorität.

Der liebe Gott läßt fließen reich ſeinen Sonnenſchein,
Wie Kaiſer bei Krönungsfeſten aus Brunnen goldnen Wein;
Der Marſchalk fängt im Goldkelch, das Volk in Gläſern rein,
In Ton ihn auf der Bettler; doch blieb's derſelbe edle Wein!

Viel Freudenfünkchen geben ein großes Freudenfeuer,
Mondſeligkeit, du ſpiegelſt im Meer dich, wie im Weiher!
Mein Held ſtieß ſich ins Herze, ob Winkelried er wäre,
Soviel er konnt' umfaſſen der Lebensſonne Strahlenſpeere!

Dich, Sonnenſchein, du klarer, ruf' ich nach Recht der Dichter,
Erhellend, wärmend, ſchlage durchs Lied mir deine Lichter!
Den Splitter Glas am Boden ſchmückſt du mit Regenbogen,
Den Demant unter Kieſeln haſt du zur Kron' emporgezogen.

Ihr aber, Hauskobolde, mutwilliger Geiſterchor,
Seid meine Maſchiniſten, doch nicht zuviel Rumor!
Ihr wißt ja, in das Epos gehört ein wenig Mirakel,
Blaſt Geigenharz, Blitzpulver durchs Licht zu Feuerwerks Spektakel!

O Nibelungenſtrophe, gewohnt in ſtählern Mieder,
Ins Panzerhemd zu ſchnüren die markig ſtrammen Glieder,
Bei wallender Oriflamme im leuchtenden Harniſch zu ſchreiten,
Mit hochgeſchwungner Keule und langgeſtrecktem Speer zu ſtreiten;

Leihst du dich auch den Spielen von schwächern Enkelsöhnen,
Dein Haupt mit Puderwolken statt Schlachtenstaubs zu krönen,
In Schnallenschuh' zu strecken den Fuß, statt in den Bügel,
Dein Ebenmaß zu opfern des Seidenfracks betreßtem Flügel?

Du Vers der Nibelungen, du bist ein Meer, ein weites,
Hier ruht's, so glänzend, schweigend, dort brandend am Felsen aufschreit es!
Du bist der Strom der Ebne, der breit sich dehnt und reckt,
Und bist auch das Bächlein der Berge, das schäkernd mit Schaumdiamanten uns neckt.

Du wandelst wie in Feier ein Zug zu Domeshallen,
Im Taktschritt Truppen wallen und Narrenschellen schallen,
Herolde werfen Gold aus, das Volk sich balgt an der Treppe,
Der König schreitet schweigend, ein Page trägt die lange Schleppe.

Du bist die Kriegsgallione, von Erzgeschossen schwer,
Trugst einst als Sängerbarke mich gondelflink durchs Meer
Dorthin, wo vom Balkone winkt Poesie, die Fei; —
O trag auch jetzt mich wieder, zu fern nicht ihrem Herzen vorbei!

Von einer Feder, einem Schwerte und einer Axt; nebenbei etwas von der Menschenhand.

Das Prinzlein Moritz Wilhelm, des Herzogs Christian Sprosse,
Sitzt bei dem frommen Pred'ger im Merseburger Schlosse,
Vor ihnen aufgeschlagen ein Buch zum Unterrichte,
Leicht lesbar, schwer verständlich: das Fürstenbuch der Weltgeschichte.

Sie lesen, wie Gutes, Schlimmes der Menschenhände Ziel,
Wie Roms Mordbrenner Nero als Kind harmlos im Spiel
Mit Purpurnetzen fischte, — wohl ahnte die Najade
Im roten Netz den Blutstrom des Lehrers einst im Todesbade!

Wenn Gärtner zu Salona ward der entthronte Kaiser,
Mordwaffe blieb sein Grabscheit, zum Spott heißt er ein Weiser;
Es ist nur alte Übung des Köpfens fortgesetzt,
Nur daß Kohlköpfe müssen statt Christenhäuptern springen jetzt!

Der Vogelherd übt Heinrichs, des Finklers, Hand im Morden
Für spätre Wandervögel, die schlimmen Hunnenhorden;
Den blut'gen Fang am Keuschberg hält noch das Wandbild fest.[2])
Es ist die Hand des Menschen wie Henkerschwert, Brandfackel,
Pest!

Glückselig, wie Da Vincis, die Hand, die gottbegeistert
Das Dichterroß gebändigt, des Pinsels Zauber meistert,
Die Silbergeige tönen läßt, wie ihr Stoff, so rein;
Da scheint der Gottheit Dreiklang gefahren in armes Menschen-
gebein!

O süße Harfe Davids! O Karls schwertmüde Hand,
Die, frommbekehrt, uns Reben gepflanzt an Rheines Strand!
Da zuckt die Hand dem Schüler, Herr Sittig aber spricht[3]):
„Es sei die Hand des Menschen wie Vogelsang und Sonnen-
licht!"

Drauf legt' die Händ' er segnend aufs Haupt dem Knaben hold,
Als ob er gleich sie üben in frommem Werke wollt',
Des Knaben Hände faßt er dann liebevoll in seine:
„Daß deine Hand nur gleiche dem Vogelsang, dem Sonnen-
scheine!"

Dies Wort, es sank dem Schüler zu Herzen tief und leise,
Wie in den See ein Steinlein, lang beben nach die Kreise;
Und fromm und scheu anblickt er, wie fremd, die eigne Hand,
Als sei's ein andres Wesen, ein Pflegekind, ein heilig Pfand.

Der Knabe, wie entschlossen, auffährt von seinem Sitze:
„Sei meiner Hand Gewaffen du, friedliche Federspitze!"
Das Haupt der Lehrer schüttelt, steht auf, antwortet nichts
Und führt hinab zum Schloßhof ihn schweigend, ernsten An-
gesichts.

An Simsen, Portalen, Wänden sind unterwegs zu schaun
Viel Rabenbilder, in Farben, in Stein und Metall gehaun,
Im Käfig von goldnem Drahte zuletzt, auf seinem Stabe
Sich wiegend mit Behagen, kohlschwarz und feist ein lebendiger
Rabe.

„Im Zuge unsrer Äbte Abt Thilo ist die Zeder[4]),
Doch dieser Rab' ein schnöder Schreibfehler seiner Feder,
Ein Tintenklecks, ein schwarzer, der lebt und krächzt im Lichte;
Mit seiner Rabenfeder ins Herz dir zeichne die Geschichte!

Ihm ward ein Ring gestohlen. Er ahnt und spürt Verrat,
Er greift nach seiner Feder und schreibt, o schlimme Tat!
Dem Kämmerling das Urteil. Als schon der Arme hing,
Fand sich — dir sang's die Amme — in eines Raben Mund der Ring!

Die Blutschuld ging zu Herzen tief dem gerechten Manne;
Daß er vors Aug' in Reue ihr Angedenken banne,
Ließ er den Raben bilden in Farb', in Erz, in Stein
Und schloß in goldnem Bauer den schwarzen Übeltäter ein.

Oft bracht' er selbst zum Käfig Fleischbröcklein, Körnersaat,
Mit eigner Hand ihn speisend, o noch viel schlimmre Tat!
So wird dem Bösewichte noch Lohn für seine Sünde,
So wird dem alten Diebe fürs Leben eine fette Pfründe!

Und sterbend griff zur Feder der Abt, o schlimmste Tat!
Sein Testament, den Raben empfiehlt's dem Domsenat,
Stellt Brotbrief, Huldbiplome ihm aus mit Ehrenrechten!
Der Dieb mit seinen Kindern verzehrt die Brote der Gerechten.

Ihm, Erben, Erbeserben bis an der Zeiten Ende
Zwölf Scheffel Korns alljährlich, zwölf Taler Golds zur Spende!
Wird solch ein Pfründner begraben, ja kein Intercalare!
Daß treu dem Enkelraben der Wärter seinen Freiplatz wahre.

Ins Haus dem Wärter fliegen die schwarzen Kandidaten,
Am Kirchentor der Bettler beneidet den Prälaten;
So wuchert fort die Sippe von Sündern, Gesetzverächtern,
So blüht der Ahnen Untat in Gold und Ehren den Enkelgeschlechtern!

So hat des Weisen Feder, nun er sein nachgesonnen,
Wie Übereiltes er sühne, noch Schlimmres angesponnen.
Das ist der Rabe Thilos, der unsrer Äbte Zeder.
Du aber, wenn's dich lustet, erküre deiner Hand die Feder!"

Herr Sittig sprach's. Der Knabe empor aus Träumen fährt:
„So schmücke meine Hände in Ehren einst ein Schwert!"
Das Haupt der Lehrer schüttelt, kehrt um, antwortet nichts
Und führt zum hohen Münster ihn schweigend, ernsten Angesichts.

Es ragt der Dom vor ihnen mit vier gewalt'gen Türmen,
Wie eine heil'ge Feste, die vier Basteien schirmen,
Kanonen ihre Glocken, ihr Kreuz Panier der Schlacht,
Das Kaiserbild des Stifters hält an der Pforte strenge Wacht.

Sie schreiten durch die Hallen des Doms zur Sakristei,
An Gegenkaiser Rudolfs metallnem Mal vorbei;
Dort aus geschnitztem Schranke nimmt er ein Schwert von Gewichte,
Ein Leuchten wirft das blanke, als ob's frohlocke wieder im Lichte.

Herr Sittig spricht: „O Knabe, das gute Schwert hier sieh,
Ein Riese nur mag's schwingen, ein beßres gab es nie!
Als sei's der Todesengel hat einst geflammt im Felde;
Dies Schwert, es war zu eigen Rudolf, dem tapfern Schwabenhelde."[5])

Dann ein vergüldet Kästlein hebt er vom Schrank der Wand,
Drin, rumpfgetrennt, vertrocknet, liegt eine Menschenhand,
Es ruht die Kaiserkrone am Deckel goldgetrieben,
In Rundschrift: „Petra Petro, Petrus Rudolpho!" drauf geschrieben.

„Die jenes Schwert einst führte, sieh, Knabe, hier die Hand,
Die Mumie des Siegers, die Eidespflicht noch band!
Daß nie gen seinen Kaiser er sie erhoben hätte,
Vom Papst, dem Kronhausierer, erstanden nie Goldreif und — Kette!

Ob selbst sich in Kanossa der Kaiser thronentsetzte,
Den Purpur, daß er büßend drauf kniee, selbst zerfetzte;
Es glänzt ein Stern, ein Lichtmal an jeder Fürstenstirne,
Ein Gottesmal! Verwischen darf nicht die Staubhand Lichtgestirne.

Es war der Tag bei Mölsen ein doppelt Blutgericht,
Herr Rudolf glänzt im Siege, des Kaisers Heer zerbricht;
Nur einer sprengt an den Sieger, der wehrlos starrt, wie gebannt,
Als sei im Gottessolde Scharfrichter der, so vor ihm stand.
Der haut ihm die Hand, die sünd'ge, vom Rumpf mit einem Streiche!

O statt des Kaiserzuges nun Armensünderleiche!
Der Gottesheld war's Bouillon, dies seine erste Sendung,
Die einst in Zions Mauern gediehn zur herrlichen Vollendung!

Da flohn, die einst so freudig gefolgt dem hellen Stern,
Von Merseburg der Bischof, Wernher mit Fürsten und Herrn[6]);
Die Sehnsucht nach dem Himmel rief aufwärts, aufwärts den Frommen,
Da hätt' er bei einem Härlein das luft'ge Galgenbrett erklommen!

Auf Rudolfs Totenmale kannst du's in Erz noch lesen,
Daß er der heil'gen Kirche ein frommer Streiter gewesen!
In seiner Gruft zecht dankbar die Kirche den Leichenwein,
Zum Keller macht sie der Pfaffe und schmeißt hinaus das Kaisergebein.[7])

Längst modert's auf dem Anger, und von der Fürstenleiche
Ist nur die Hand geblieben, ein Ast der Königseiche;
Sieh, warnend streckt entgegen sie dir den drohenden Finger!
Zieh hin auf deinen Wegen und werde nun dem Schwert ein Jünger."

Da füllt dem Fürstenknaben das Herz der Menschheit Heil:
„So rag' in meinen Händen hoch der Gesittung Beil,
Das Wald und Wüsten lichte!" Herr Sittig antwortet nichts
Und führt hinaus ins Freie ihn schweigend, ernsten Angesichts.

Vor ihnen auf der Höhe blinkt Sankt Romans Kapelle,
Vom Turm das Glöcklein wimmert hin durch die Abendhelle.
Herr Sittig spricht: „Sieh ragen den Bau von weißen Steinen!
Und dünkt dir nicht sein Läuten ein tiefes, langverhaltnes Weinen?

Dort grünte Swatibor einſt, der Hain von heiligen Eichen,
Wie Gott ſie urgeſchaffen, noch keuſch von Beilesſtreichen,
Es ſchien, verwandelt, das alte Geſchlecht gewalt'ger Recken
Im grünen Jägermantel, im Rindenharniſch ſich zu ſtrecken.

Herr Wigbert, der die Heiden bekehrt mit frommem Munde*),
Wollt' einſt ein Kirchlein bauen, doch fehlt es ihm an Grunde;
Der will den Acker nimmer, und der nicht geben die Wieſen.
Da trat der fromme Biſchof zuletzt vor jenes Haines Rieſen.

Hier ſtör' ich keine Rechte! O hätt' er wahr geſprochen!
Hier drück' ich keinen Armen! Noch Schlimmres ward verbrochen.
Beim erſten Schlag des Beiles, o hätt' er da gelauſcht,
Wie durch den Wald ein Klagen verhallt, und ängſtlich Trippeln rauſcht!

Es war der Wald voll Leben, ein dichtbevölkert Reich;
Elfkönig herrſchte milde vom Thron der Mooſe weich,
Geſattelt ſtand ſein Schröter zum Alexanderszuge;
Elfkönigin dreht beim Reigen mit ihren Damen ſich im Fluge.

Das iſt ein luſtig Treiben, das iſt ein bunt Geſchäfte!
Der preßt, ein Kräuterkund'ger, aus Blumen ſüße Säfte,
Gefüllt in zwei Goldeimer muß Bienlein fort ſie tragen,
Wie Müllertier die Säcke; hallo! nun heißt's die Luft durchjagen!

Ein Architekt iſt jener, der lehrt dort an der Welle
Den Biber baun und brauchen den Schwanz als Maurerkelle;
Ein Muſikus iſt dieſer, der Sproſſer unterrichtet
Auf einem Roſenblatte, wie ſich's vom Blatt weg ſingt und dichtet.

Der iſt ein feiner Maler, malt einem Schmetterlinge
Mit Regenbogenfarben die ausgeſpannte Schwinge;
Dort aus Libellenflügeln näht fein ein Schneiderlein
Ein Tanzgewand von Gaze zum nächſten Ball im Mondenſchein.

Ein Waffenſchmied iſt jener, Goldkäfers Flügeldecken
Weiß er zu Schild und Harniſch zu hämmern und zu ſtrecken;
Dort ſitzt auf einem Aſte einſam ein Philoſoph,
Studiert im Lindenblatte Urweltgeheimnis, Weſenſtoff.

Hier iſt ein kunſtreich Weibchen, das lehrt die Spinne ſtricken,
Und dort die Küchenmeiſt'rin topfgucken kluge Mücken;
Da bleicht ein rührig Mägdlein ihr Linnenzeug am Teiche,
Schneeglöckchen, Lilienblätter, o muſterhafte weiße Bleiche!

Bei Nacht im Hinterhalte viel reiſiges Geſchwader,
Beritten auf Leuchtwürmlein! Ei, hier auch Kriegeshader?
Im Sturm ſoll Roſenknoſpe, die Feſte, geöffnet ſein,
Um, den ſie hält verſchloſſen, Duft, den Gefangnen, zu befrein!

Das alles bebt zuſammen des Beiles erſtem Schlage!
Im ganzen Elfenreiche iſt Trauern, Bangen, Klage.
Horch, nun vom Turm frohlocken Herrn Wigberts fromme Glocken,
Da, purzeln durcheinander, zerſtäubt das ganze Reich erſchrocken!

Nicht ahnt beim frommen Werke Herr Wigbert, daß er quäle
In kleinen Elfenſeelchen die große Gottesſeele,
Daß die Natur auch weine, daß Wunden ſein, die nicht bluten,
Und durch den Weltenäther viel ungeahnte Klagen fluten.

Nur feinre Sinne belauſchen den Odem der Natur,
Sie hören aus jenen Glocken ein tiefes Weinen nur!
Geh hin, und biſt du ſicher, es blinke nur dem Heil,
In deinen Händen ſchwinge empor hoch der Geſittung Beil!"

Des Lehrers Wort dem Knaben ins Herz ſinkt tief und leiſe,
Wie in den See ein Steinlein, lang beben nach die Kreiſe;
Und fromm und ſcheu anblickt er, wie fremd, die eigne Hand,
Als ſei's ein andres Weſen, ein Pflegekind, ein heilig Pfand.

Wenn er zum Spiel Raketen, Veſuvlein losgebrannt,
Der Lehrer mahnt: Nie werde Brandfackel Menſchenhand!
Wenn dem erhaſchten Falter er tändelnd die Schwinge bricht,
Der Lehrer zürnt: Nie werde die Menſchenhand zum Hochgericht!

Die rote Kindergeige zur Hand der Knabe nimmt,
Er ſtreicht ſie, daß unterm Bogen ſie ächzt und kreiſcht verſtimmt;
Herr Sittig duldet's ſchweigend, er ſagt nicht ja, nicht nein,
Ihm dünkt's das erſte Zwitſchern von einem Vogelſang zu ſein.

Intermezzo als Arabeske.

Es ist der Knabe Moritz ein Mann im Fürstenorden,
Rotgeiglein Violine in seiner Hand geworden,
Und Cello dann, das Herzen wie Menschenstimm' erweicht,
Baßgeige zuletzt, die tapfer der Herzog bis an sein Ende streicht.

Doch Spiel nun und Konzerte verlaß, o Fürst, ein Veilchen,
Dir duften doppelt würzig Narzissen, Glöcklein, Veilchen,
Nun sie getraut dir haben ein schön, ein fürstlich Gemahl;
Dir zaubre Honigmonde Schloß Dobriluk im Blütental!

Des Turteltaubers Girren ist ja doch auch Musik,
Und Kuß ein süßes Schallen, und Harmonie ein Blick
Und in Damastgardinen, in Busch und Laubenwand,
In düstren Baumverliesen wohnt Wohlklang, den du nie geahnt.

Hoch fliegt ihr, Sonnenlerchen, — sein Herz nochmal so hoch!
Ihr flüstert süß, Boskette, — er flüstert süßer noch!
Du lächelst froh, o Vollmond, — sein Blick noch froher, voller!
Das Flügelroß der Zeiten geht durch indes, gleichwie im Koller.

Allein, allein, Herr Moritz, eins fehlt doch, will mir ahnen,
Dich zupft am Rock bisweilen ein Rückerinnern, Mahnen.
Füllt denn die Lebensschale nicht Liebe zu Genügen?
In Einsamkeit was sinnst du, was bei der Feste rauschenden Zügen?

Sie wandeln durch den Garten. Baumwipfel überwallend,
Wogt dort im Doppelschafte der Springquell, steigend, fallend;
Ihm dünkt's ein Geigenbogen, gespenstisch, ungemessen,
Er schwankt, als droht' er fragend: Und hast du mein denn ganz vergessen?

Zwei weiße Schwäne steuern stumm im Bassin vor ihnen,
Ihm sind's, gebaut von Silber, zwei schimmernde Violinen;
Dort ums Parterre die Wände gestutzter Baumalleen,
Ihm sind's nur Notenpulte, die des Orchesters harrend stehen.

Im Zirkus die straffen Seile, drauf springende Gaukler fliegen,
Ihm sind's gespannte Saiten, drauf tanzend die Töne sich wiegen;
Im Hoftheater der Mime, den Dolche niederzwingen,
O tragisch Ende, im Solo ist's einer Saite kläglich Springen!

Ein Feuerwerk gibt's abends; Leuchtkugeln, Raketenflug!
Hell im Brillantenfeuer des Paares Namenszug!
Das ziſcht und ſprüht und praſſelt! — O ſieh gen Himmel fahren
In Flammen die Kreiſe, die Haken geſchwänzter, geſtrichner Notenſcharen

Ei ſieh, ei ſieh, Herr Moritz, das iſt das ſchlimmſte Zeichen:
Mit ihren Locken ſpielend, welch keck gewagt Vergleichen!
Ach, dieſe blonden Ringlein, ſo kraus zur Schulter fallend,
Ein ſchlängelndes Saitengeringel, des Cellos Nacken blond umwallend!

Ausfüllt die Lebensſchale nicht Liebe zur Genüge!
Iſt Liebe fern, zu ihr führen all' Steg' und Straßenzüge;
Iſt Liebe nah, manch Pfadlein wird doch hinweg ſich finden,
Doch bangt nur nicht, bald wieder wird ſich's zurück holdſelig winden.

Wie der Merſeburger Hofpoet geſungen haben würde.

Baß iſt der Regens Chori, der Donner in Geigenwettern,
Der Eichſtamm, den die andern Tonblumen ſchmiegſam umklettern,
Der Rieſenleib, den die Rüſtung memnonſchen Metalls umklingt,
Neptunus, der der Tonflut Rebellen mit dem Quos ego! zwingt.

Und herrſcht der Baß als Kaiſer, der ſtreng zu Recht erkennt,
Darf ſtolz Baßgeige heißen ein fürſtlich Inſtrument;
Drum ſtrich ſie Herzog Moritz, ſtrich ſie in Freud', in Sorgen,
Strich ſie im Schloß und Garten, ſtrich ſie am Abend und am Morgen,

Daheim zu eigner Freude, im Dom zu Gottes Ehre,
Strich ſie bei langer Predigt, als ob's ein Schnarchen wäre,
Strich ſie ſo ſtark und freudig, daß ſchwellend ſich vom Schloß
Wie Landesſegen über ganz Merſeburg der Klang ergoß!

Und Segen iſt im Lande, der Fürſt ſo fromm vergnüglich,
Fürtrefflich ſein Miniſter: geigt überaus vorzüglich!
Im Takt iſt's gut arbeiten! ruft Gerber froh und Bräuer,
Statt Silbers bringt der Bauer ein Klümpchen Geigenharz als Steuer.

Sonſt wintert's in deutſchen Landen, Zugvögel weſtwärts fluten,
Ihr Schwaben, ſcheu entſprungen dem Käfig und den Ruten,
Salzburger, Wandervögel, aus Alpenſchlüften ziehend,
Ein leuchtend Kreuz im Gefieder, den Landesvater Raben
fliehend!

Kurſachſen, deren Schwingen zum Meeresflug zu ſchwach,
Die nebſt Hufeiſen, Talern der ſtarke Auguſt brach,
Fleugt her in unſer Ländchen, pickt keck und frei die Brocken!
Und hört ihr nicht die Klänge, des Finklers Weiſen, lieblich
locken?

Statt Kämmerlings beim Herzog ein Fiedelſtrich dich künde,
Ein Stradivari verfechte Bittſchriften ſtatt der Gründe;
Uns Dichtern welch ein Leben! Zenſur iſt totverblichen:
Im Merſeburger Amte wird gar nichts, als der Baß, geſtrichen.

Des Herzogs Favorite, dem Seckel nicht zu teuer,
Nur Kolophonium naſchend, ein reizend Ungeheuer!
Hochbuſig, ſchwanenhalſig, gewölbt der Hüften Maſſe,
Franzöſin nach der Stimme, denn redend nur im rauhen Baſſe.

So vieler Reize Umfang hat Raum nicht in der Karoſſe.
Sie fährt im Erntewagen, davor vier ſtolze Roſſe.
Seht, wie ſich Favorite und Gattin gut verſtunden,
Die Herzogin hat ſelber mit Blumen ihr das Haupt umwunden.

Denn Liebe ſoll, wie Gottheit, bar aller Selbſtſucht ſein;
Nicht ſei gebannt die Andacht an Gottes Dom allein!
Wohlauf zu Bergen und Talen! Ihr müßt doch ſeiner denken.
Friſch in den Wald! Es könnte die Nachtigallen ſonſt noch
kränken.

Ein Prieſtertum, ein mildes, übt auch die Liebe ſo,
Die Lippe, die ſie küßte, werd' auch des Liedes froh,
Der Arm, der ſie umſchlungen, darf auch den Pokal kredenzen;
Sie wird, was du liebſt, lieben und Harfe dir und Becher kränzen.

Und als ein roſig Kindlein die Herzogin geboren,[9])
Der Herzog prüft nicht lange die Äuglein, Naſe, Ohren;
Daß ganz es ſeinem Vater als echtes Kind ſich zeige,
Als Anrecht aus dem Jenſeits mitbracht' es eine kleine Geige.

Und ist des Kindes Antlitz, drin sich der Vater erkennt,
Ein makelrein und lesbar geschriebnes Dokument,
So ist das Kindergeiglein, vom Mütterchen geschenkt,
Des Fürstenwappens Kapsel, die an dem Pergamente hängt.

Der Herzog bestellt sein Zeughaus und wirbt sein Heer.

Und kam die erste Schwalbe, bald kommen nach die andern,
So eine Geigenwallfahrt sah man zum Schlosse wandern,
Da zogen hin sanglustig die Cremoneserinnen,
Bassette, Bratsche, Gambe mit Violon und Violinen.

Viola auch d'amore, ach, ein entthronter Namen!
Dann ihr Gefolg einst holder, jetzt längstvergeßner Damen,
In Blusen und pappnen Panzern, geschleppt, geschleift, getragen,
Die ein' im Schiebekarren, die andre in Ministers Wagen.

Anflogen da die gelben Sangvögel aus Tirol;
Schalk Stainer hat verschlossen in ihres Busens Hohl
Zugleich die Häherzunge, die Nachtigallenkehle,
Daß jene den Lehrling quäle, der Meister diese neu beseele.

Wie einst um sich versammelt der Welserin Gemahl
Der Ahnen Rüstung, Waffen zu Ambras in dem Saal;
— Man hält noch wert Festbecher, drin edler Wein einst kochte:
O daß zur Fürstenzwiesprach ein Herz noch in den Panzern pochte! —

So eint hier köstlich Rüstzeug der Fürst zum Arsenale,
Manch Werk Zeugschmieds Amati, Küraß' aus Fichtenschale,
Vom Patagonen Basso, vom Lapplandszwerg Sopran;
Doch Sprache, Leben allen gibt eines Zauberstäbchens Bann!

Die langen vollen Reihen besieht der Herzog heiter:
„Ein Marstall edler Hengste, doch fehlen noch die Reiter!"
Horch, durch die Gassen hallend Gesänge, Tritte wogen!
Mit Kränzen kommt und Bändern vom Land Rekrutenvolk gezogen.

„Weit hinterm Berg ja wohnen die Türken und Corsaren!
Hält Prinz Eugenius Wache, was ist uns zu befahren?

Kommt Hagelſchlag und Dürre, ihr könnt's vom Land nicht wenden!"
Der Herzog ſpricht's am Fenſter und nickt und winkt mit beiden Händen.

Da kamen ſchlanke Burſche, die Freier der Muskete,
Der Fürſt ſchnell Geig' und Bogen in ihre Hände drehte:
„Da ſchulire mir, mein Junge, das Flintlein ring und rund!
Das trägt in weite Ferne und drückt dir nicht die Achſel wund!"

Mit Geigenharz die Kiſte gibt er den Grenadieren
Und reicht die ſtattlichen Bratſchen den ſtämmigen Kanonieren:
„Nicht werden dieſe Granaten die Hand euch, platzend, ſengen,
Das Brummen dieſer Kartaunen wird nicht das Ohrenfell euch ſprengen."

Vorführt er dann das Cello dem Reitervolk mit Sporen:
„Das wär' ein feines Rößlein, ein Vollblut auserkoren!
Das braucht nicht Streu und Hafer; nur aufgeſeſſen munter!
Es beißt nicht, und es ſchlägt nicht und wirft den Reiter nicht herunter."

Nun iſt das Heer geſammelt! Kommandoworte ſchallen!
Die Rößlein ſcharren und wiehern, im Takt Fußvölker wallen,
Kanonen raſſeln und brummen; doch durch das Kampfgewimmel
Ragt hoch der Baß des Herzogs, im Pulverdampf des Feldherrn Schimmel!

Es klirren von den Salven die Merſeburger Scheiben,
Wie fernes Donnerrollen durchs Land die Klänge treiben.
Doch nun die Schlacht geſchlagen, der Held belobt die Seinen
Und freut ſich ſtill des Sieges, denn ſiehe — keine Mütter weinen.

Es iſt kein Glück vollkommen; wer hat, der hätte noch gerne,
Der Herzog, faſt beklommen, erfleht von ſeinem Sterne:
„O könnt' ich mein noch nennen den Zwerg, den alſo kleinen,
Daß er die Violine als Kontrabaß ſtrich zwiſchen den Beinen!

Und hätt' ich einen Rieſen, den Anblick, Götter zu laben,
Der Kontrabaß als kleine Armgeige kann handhaben!
So würde Laune, Mißklang, die in die Form der Weſen
Natur im Unmut legte, verſöhnt durch Weſen auserleſen.

Das Zwerglein mit dem Baſſe ein Größeres mir deute!
Klein Roland iſt's, nach ſchleppend das Rieſenſchwert als Beute;
Die Hirtin, die begeiſtert den Stab des Marſchalls ſchwingt.
Groß wird der Kleine, Schwache, der kühn des Starken Tat
vollbringt.

Der Rieſe mit dem Geiglein ein andres Bild mir zeigt:
Aufs Knie der große Bearner als Kinderpferd ſich neigt;
Des Bauers Pflug ein Kaiſer mit weißen Händen lenkt.
Die Größe wird nicht ſchrecken, die ſich zum Werk des Kleinen ſenkt.

Die beiden ſind zwei Wellen, die ſenkend ſich, die hebend,
Doch beide zurück zum Einklang der Spiegelfläche ſtrebend.
O hätt' ich beide dieſe, daß mir kein Wunſch mehr bleibe,
Und mir mein Glücksſtern wieſe die ganze, helle Vollmondſcheibe!"

Der Herzog meint die Harmonie zu finden.

Ein Tag iſt's voll Verhängnis, Sonnaufgang rotentbrannt,
Der Weichſelzopf in Polen, die Peſt im Türkenland,
In allerlei Geſtalten zerweht die Wolkenränder,
Kometen, nicht am Himmel, berechnet doch im Hofkalender.

Der Herzog mit dem Kanzler durch Wieſ' und Feld luſtwallte,
Horch, aus dem hohen Graſe ein Schrei, ein Wimmern ſchallte:
„O weh, in Urwaldsdickicht hab' ich mich ganz verloren!
Ach, Stamm an Stamm ohn' Ende! Weh mir, zum Bärenfraß
erkoren!

Daß ich ſie nie geſehen, daß nie geliebt ich hätte!
O daß ich nie verlaſſen der Jugend ſichre Stätte!"
Aufhorcht geſpannt der Herzog, der Kanzler ſpricht: „Ich mein',
Es wird nach Tagesmode ein malkontenter Laubfroſch ſein!"

Der Herzog ſucht im Graſe; da ſitzt auf einem Stein
Ein Männlein bärtig, runzlig, doch wie ein Kind ſo klein,
Nach Zollen nur zu meſſen, das weint gar bitterlich;
Aufhebt den Zwerg der Herzog: „Wer biſt du und von wannen?
ſprich!"

„„Ich war an Peters Hofe, des Zaren, wohlgelitten[10]),
Es ſtand mein feſtes Schlößlein auf ſeiner Tafel mitten;

Sie nannten es Paſtete. Wie jubelten ſie alle,
Als ich, Goldfahnen ſchwingend, in ganzer Rüſtung ſprang vom Walle!

Einſt mir genüber glommen die Augen einer Dame,
Nicht Augen! Lichtgeſtirne, Glutſonnen ſei ihr Name!
Verzückt ſtand ich, gezogen zu ihr von jeder Fiber,
Doch, ach, ein See lag zwiſchen, See Suppenteller! Wie hinüber?

Das ſehend ſprach Zar Peter: Biſt du ſo liebesſchmächtig,
Will dir ein Bräutlein geben, ein Feſt dir halten prächtig!
Da wies ein klein Zwergdirnlein er mir, dem ſchönſten Manne!
Die niedre Krüppelbirke anſtatt der höchſten, ſchlankſten Tanne!

Nur Zwerge die Hochzeitgäſte, großköpfige, höckrige Kerle
Und Zwerge die Muſikanten, breitmäulige, dürre Schmerle!
Truchſeß und Feſtmarſchälle Zwergkrabben ungeſtalte!
Nur häßlich Zwerggeſindel, damit der Schönſte Hochzeit halte!

Nun liebt, tanzt, muſizieret nach dem Kommandoſtabe!
Doch ich, die freie Seele, ich lief davon im Trabe;
Hui, dem Koſakenpferde flink an den Schweif mich hängt' ich,
Wie der Komet durch die Räume, durch Feld und Steppen ſauſend ſprengt' ich!

So wand'r ich fort, ein Opfer der Lieb' und Tyrannei,
So kam ich her todmüde und ſteh zu Dienſt euch frei.""
Der Kanzler ſteckt mitleidig den Kleinen in den Sack,
Der Herzog Moritz Wilhelm vor Freudenunmaß faſt erſchrak.

„O Seligkeit, nun hab' ich den Zwerg, den alſo kleinen,
Der leicht die Violine als Baß ſtreicht zwiſchen den Beinen!"
Er ſpricht es, wie von einer Lichtglorie umfangen!
Es war von ſeinem Glücksmond das erſte Viertel eingegangen.

Sie wandern fröhlich weiter. Der Herzog plötzlich ſpricht:
„Mich dünkt am Gotthartsteiche den Turm dort ſah ich noch nicht!"
„„Es tut mir, Sereniſſ'me, zu widerſprechen leid,
Kein Turm iſt's, nur Windmühle! die Flügel rührt's ja beiderſeit!" "

„Sei's Windmühl' oder Kirchturm, Entsetzen ist's zu sehn!
Denn seht, es regt sich, schreitet, auf uns scheint's loszugehn!"
Und immer näher wallt es, hat Arme, Beine, Kopf
Und steht vor ihnen endlich, ein Goliath mit steifem Zopf.

Nach Ellen ist's zu messen vom Scheitel bis zur Ferse,
Langbeinig, wie hier im Liede die Nibelungenverse;
Sein Atem dröhnt, als blähten der Orgel Bälge sich.
Der Herzog ruft fast zitternd: „Wer bist du und von wannen?
sprich!"

„„O! Kennt ihr nicht den Jonas vom Regiment der Langen?
Ich komm' auf Meilenstiefeln von Potsdam hergegangen,
Vom König, der den Riesen in Lieb' und Huld geneigt,
Nur nicht dem einen jungen, dem Riesen, den er selbst
gezeugt.[11])

Wie Finkler im Gehege, wie auf der Beize Sperber,
So locken Diplomaten, so packen uns die Werber;
Wie Schlingen junge Füllen, so fangen uns Verträge,
Daß nur der Tritt von Riesen den Staub am Haveldamm
errege!

Wozu dies Trommeln, Blitzen, dies Rasseln, Wallen, Dröhnen?
Will er August entsetzen und Stanislaus dann krönen?
Nein, er zerbrach das Zepter dem Weichling Staatsperücke
Und hob zu Thron und Ehren den Helden Steifzopf im Genicke

Schön war's zu sehn im Marsche die blauen Reihn der Riesen,
Als kämen die blauen Berge herabgewallt die Wiesen;
Schön war's, wie festgemauert die Fronte goldner Mützen,
Als ragte eine Zeile Leuchttürme mit den Feuerspitzen.

Der Glanz hat seine Schatten. Seltsam hat sich's begeben,
Der König kam uns mustern, als ich im Schenkhaus eben;
Zufall, daß ich bisweilen kein musikalisch Ohr,
Und mich der Trommel Wecker umsonst vom Schlafe rief empor.

Heißt's Unstern nicht, daß grade des Königs Blick sich wählte
Zur Rast das einz'ge Knopfloch, an dem der Knopf mir fehlte?
Da hat es sich getroffen, — o schwärzester Schicksalsbock! —
Daß eben mich getroffen von Rohr der königliche Stock.

Der ſtand nicht im Kontrakte! Da macht' ich mich von dannen
Und ſteh' euch hier zu Dienſte, ein Opfer des Tyrannen.""
Den Stift ſchon nimmt der Kanzler, den Steckbrief aufzuſetzen,
Der Herzog Moritz Wilhelm doch ruft in freudigem Entſetzen:

„Nun hab ich auch den Rieſen, — o Anblick, Götter zu laben!
Der Kontrabaß als kleine Armgeige kann handhaben!"
Ohnmächtig all' der Wonne, ſinkt er mit bleichen Wangen,
Es war von ſeinem Glücksmond das letzte Viertel eingegangen.

Der Rieſe lädt auf den Rücken den Herzog huckepack,
Der Kanzler wallt daneben, das Zwerglein in dem Sack,
Wie Baß- und Violaträger zur Stadt heimwandeln ſie,
Selbſt tragend und getragen, ein ſchönes Bild der Harmonie.

Der berühmte Chevalier von Pöllnitz am Merſeburger Hofe.[12])

Das Bienlein iſt gar fleißig, noch fleißiger der Touriſt,
Nebſt Honig ſammelnd manches, was gar nicht Honig iſt;
Das Immlein jede Blume durchforſcht, die lenzig blüht,
Und jener jed' Gehirne, das denkt, und jedes Herz, das glüht.

„Ich war an allen Höfen!" Mit Recht es rühmen darf
Der Chevalier von Pöllnitz, da man aus allen ihn warf;
Er hat auch die Geſchichte vom Zwerg in ſchnellſter Friſt
Erhaſcht wie den ſeltnen Falter und an den Reiſehut geſpießt.

Gen Mersburg wallend denkt er: Ich will mich präſentieren
Als Peters Abgeſandter, das Zwerglein reklamieren;
Mersburg wird mich traktieren, und Rußland dekorieren,
Im Obdach unterm Eichbaum darf ich der Eicheln Fall riskieren!

Der Herzog hat's vernommen, es weiß ſich kaum zu faſſen:
„Mein Zwerglein, kaum gewonnen, ich ſoll dich wieder laſſen!"
Der Kleine ſpricht: „Verbergt mich in des Thronhimmels Falten,
Ein ruſſiſch Lied ihm ſingend, will ich ſtatt Euch die Red' ihm halten."

Der Fremdling tritt zum Throne: „Ein Flüchtling fand hier Gelaß,
Heim ſendet ihn, zu wenden von Euch des Zaren Haß!“
Doch von dem Thron hernieder zu ihm die Antwort klingt:
„Vernimm als unſern Ausſpruch ein Lied, das deine Heimat ſingt:

Held Dieterich von Bern ſaß auf Ravennas Throne[18]),
Da traten in den Saal Geſandte fremder Zone;

Sie nannten Eſthen ſich, ein braunes Fell ihr Kleid,
Am Hals ein beinern Bild des Ebers ihr Geſchmeid;

Ihr Feſtſchmuck Keul' und Bart, fürwahr ſeltſame Tracht
Hier vor des feinen Hofs Juwel- und Seidenpracht!

Sie brachten als Geſchenk von Bernſtein volle Laden
Und Linnen manch ein Stück vom allerfeinſten Faden:

Sieh, was die Flur uns zollt, ſieh, was die See uns landet
In unſrem Heimatland, daran das Oſtmeer brandet.

Es iſt ſo weit von hier, daß auf der langen Reiſe
Aus ſtarken Männern wir faſt wurden ſchwache Greiſe.

Doch Ruhm wallt weiter, als ein Menſchenalter zog,
In unſre Wäldernacht dein Ruhm wie Nordlicht flog!

O woll' auch unſer Land mit deinem Purpur decken,
Uns Fürſt ſein, Hort und Schirm, und unſrer Feinde Schrecken!“

Drauf Dieterich der Fürſt: „Wenn auf der langen Reiſe
Aus ſtarken Männern ihr geworden faſt ſchon Greiſe;

So käm' ich, ſelbſt ein Greis — ſeht meine weißen Haare, —
Als Fürſt in euer Land wohl nur auf meiner Bahre.

Blieb eures Lands Tribut ich zu empfangen hier,
Verzehrt' als Reiſegeld ihn euer Bote ſchier.

Bis daß er kommt zu euch, iſt längſt mein voller Segen
Ein loſer Nebelhauch ſtatt friſcher, duft'ger Regen;

Bis euch die Rute trifft, die ich im Zorn erhoben,
Iſt ſie ein totes Reis, verdorrt längſt und zerſtoben.

Der Liebe Leben ist umfassen und beglücken,
Des Hasses Wesen ist zu treffen und zu drücken!

Sonst ist der Liebe Glut ein Hof am Mond, ein blasser,
Sonst ist des Hasses Schlag ein Wetterschlag ins Wasser!

Wählt Sonn' und Jovis Aar zu Fürsten immerhin,
Sind sie auch etwas weit, doch näher, als ich bin;

Als Segen trifft euch doch der Sonne Strahlenpfeil,
Als Fluch erreicht euch doch des Adlers Wetterkeil."

So sprach der Fürst zu den Gesandten fremder Zone,
Doch dir auch, o mein Volk, sprach er zu Nutz und Lohne:

„Und lächelt dir der Zar, nicht juble vor der Zeit!
Der Himmel ist gar hoch, der Zare wohnt gar weit.

Und zürnt der Zar dir, sei's dir kein großes Leid!
Der Himmel ist gar hoch, der Zare wohnt gar weit."

Pöllnitz, erstaunt, betroffen, starrt auf des Herzogs Mund,
Der, nicht die Lippen regend, doch spricht so schön, so rund!
— Ich will's euch wohl vertrauen, doch ihm verrat' ich's nicht!
Es ist des Herzogs Zwerglein, das aus dem Baldachine spricht.

Dem Tagebuch er abends bekennt: „Ich sah noch nie,
Wie hier zum Völkerglücke, bei Fürsten solch Genie;
Nicht nur kunstfert'ger Geiger, Bauchredner ist er auch,
Der eine lange Ballade mir deklamierte durch den Bauch!"

So pfeift jedweder Vogel im Lenz sein Urteil los;
Zaunkönig an der Hecke sieht alles erstaunlich groß,
Stoßfalke in den Wolken sieht alles unendlich klein,
Die Lerche zwischen beiden mag bester Kritikus noch sein.

Etwas von dem alten Riesen Einheer.

Zurück gebt mir den Jonas! Mord, Blitz und Donnerwetter!
Sonst Krieg um ihn! Eu'r Liebden stets wohlgeneigter Vetter."
Den Brief des Preußenkönigs der Herzog liest, erblaßt,
Doch kann er nimmer sich trennen von dem geliebten Riesengast.

Weh, ſchon ein Preußenlager diesſeit der Landesgrenzen,
Wie's wimmelt dort am Hügel! Welch Rufen, Flimmern, Glänzen!
Hört ihr's in aller Frühe dort pelotonweis knallen?
Nicht Flinten! Kleiderklopfer ſind's, die auf Uniformen fallen.
Seht rege wie Kranichzüge die Reihn, — doch nicht zu Gefechten!

Den Hauptmann hält am Zopfe, ihn regelrecht zu flechten,
Der Fähndrich; den der Waibel, den der Gemeine dann,
In ungemeßner Zeile, ſo fort und fort, der Mann den Mann!
Staub hüllt und Rauch das Lager, Entſetzen dem Bauernvolke!
Doch Pulver nicht, nur Kreide, Haarpuder iſt die Wolke,
In die noch nicht gefahren, beſeelend, zündend der Blitz,
Sie ballend zu Wetterſchlägen, der Feuergeiſt des großen Fritz!

Sie ſpähn: kein Feind iſt drüben! — Doch ſieh, jetzt wird entrollt
Die Merſeburger Fahne, das ſchwarze Kreuz in Gold!
Ein weißes Zelt daneben. Jetzt wirbelt Trommelſchlag,
Jetzt klingt der Ton der Geige, als ging's zu Kirmes und Gelag!

Der Schütz an der Kanone lädt ſcharf, viſiert und ruft:
„Nun hab' ich auf dem Korne den muſikal'ſchen Schuft!
Spottvogel mit der Fiedel, dir ſei der erſte Gruß!
Gilt's jetzt? Nach Takt und Noten die Kugel tanze, knalle der Schuß!“

Der Hauptmann nimmt das Fernrohr, erblaßt und ſpricht: „Halt ein!
Das iſt der Rieſe Jonas, geheiligt ſein Gebein.
Der König ſprach: Den Jonas ſchont, wenn ihr klopft die Sachſen;
Bevor ihr fällt die Eiche, denkt, wie ſo lang ſie mußte wachſen!“

Da rief ein junger Fähndrich: „Dort regt ſich's im Geſträuche;
Gilt's, renn' ich Bajonette den Feinden in die Bäuche!“
Der Hauptmann ſchaut durchs Fernrohr: „Ich ſeh' allein den Langen;
Es ſprach mein Herr und König: Wer dem ein Härlein krümmt, ſoll hangen!

Nun will ich ſelbſt hinüber ins Feindeslager reiten,
Daß ſie aus Kriegesfährden entfernen den Geweihten."
Er nimmt ein weißes Fähnlein und trabt zu Tal durchs Feld,
Bis wo der Rieſe Jonas gemächlich ſitzt vor ſeinem Zelt.

„Iſt hier die Vorpoſtwache? Zum Offizier mich führe,
Daß er mein Aug' verbinde, Tambour das Zeichen rühre."
„Ich bin Vorpoſten, Trommler und Offizier zugleich!"
Er legt ums Aug' ihm die Binde und ſchlägt die Trommel mit mächtigem Streich.

„So führe denn zum Feldherrn und führe mich zum Heere!"
„Ich bin das Heer und habe Feldherr zu ſein die Ehre!"
„Du biſt wie Luft und Wolke, die keiner haſcht und greift,
Du biſt wie die Sonnenſcheibe, der nie ein Blei das Schwarze ſtreift.

Dein Fürſt hat, traun, den beſten Heerführer, wie ich ſeh',
Dem auf den Wink gehorchen die Glieder der Armee;
Drum Meuterei der Truppen droht ihm nicht, wenn er ſpricht:
Das Heer ſoll ſich ergeben!" — „Fürwahr, das Heer ergibt ſich nicht!"

Der Hauptmann trabt von dannen, zähneknirſchend, lachend, beides:
„Ein Heer ſoll ich zermalmen und darf ihm tun kein Leides!
Vernichtet' ich's, wär' ewig der Siegespreis verloren!
Und zög' ich heim als Sieger, wär' ich zum Galgen erſt erkoren!"

Horch, Trommler-Pfeifenſignale! Heimwärts ziehn Wanderflüge!
Heimwärts die Preußen wallen, geſchloßne Kranichzüge!
Und als er ſah ihr Wandern, zog auch Herr Jonas heim;
Ihn hält umarmt der Herzog, ihn preiſt der Hofpoet im Reim:

„Es war ein ſtarker Rieſe einſt in uralten Tagen,
Der fünf, ſechs Feind' am Spieße, wie fünf, ſechs Haſen getragen;
Weil wie ein Heer er mächtig, ward er Einheer genannt.
Du neuſt den Namen prächtig und galtſt allein ein Heer dem Land.

Dir schmiegt sich die gefeite Goldrüstung um die Lenden,
Die noch kein Hieb entweihte, kein Kugelwurf darf schänden.
Du unverletzliche Eiche im heiligen Hain der Sachsen!
Bevor sie falle dem Streiche, denkt, wie so lang sie mußte wachsen."

Der Herzog besiegt die Hydra der Rebellion.

Dem Schlosse gegenüber am Pult der Anwalt sitzt,
Ausbleiben die Gedanken, wie er den Kiel auch spitzt.
Traun, seltsam! Wie's im Hirne ihm sonst gebärend kocht!
Der Klempner unter ihm hämmert, der Küfer neben ihm klopft und pocht!

„Der Geigensturm vom Schlosse macht taumeln mich und schwindeln,
Erwürgt die Geisteskinder mir schon in zarten Windeln;
Tyrannenlist, die freie Gedanken also jocht!"
Der Klempner heut' nicht hämmert, der Küfer heut nicht klopft und pocht.

Er steckt den Kopf durchs Fenster: „Ihr lieben Nachbarsleut',
Ruht heut' das fromme Handwerk und feiert Sonntag heut',
Daß Hammer hält und Schlegel kartäuserschweigsam Friede
Und nicht mit gewohntem Klange mir einwiegt die Gedankenschmiede?"

Der Küfer ruft: „Vom Schlosse klingt's so verstimmt, vertrackt;
Will ich den Schlegel schwingen, gleich bin ich aus dem Takt!"
Der Klempner schreit: „Dies Fiedeln, mich bringt es noch von Sinnen!
Wer mag sein stilles Handwerk mit innrer Sammlung da beginnen?"

Zinngießer seufzt: „O Zeiten! Zum Betteln wird's mich bringen!
Lötharz kaum zu bestreiten! Die Geigen es ganz verschlingen!"
Da stöhnt der Stolz des Weichbilds, der Merseburger Brauer:
„Dies Geigendonnerwetter macht mir das Bier im Keller sauer!

Die Sage von der Rieſin Schildkröt' ihr alle kennt,
Die ſtumm zu Fall einſt wühlte des Domes Fundament:
Jetzt hat der Fürſt die Schale mit Saiten ihr beſpannt,
Sie lebt und wühlt noch immer und untergräbt das ganze Land!"

Ein Mann aus welſchen Landen wallt juſt vorbei die Stätte,
Trägt auf dem Kopf Figuren von Gips auf einem Brette:
Am Draht nickt jeder Schädel, ja! ja! nickt Kopf und Schopf.
Der Anwalt ruft: „Der Starke! Den ganzen Landtag auf dem Kopf!"

Ja ganz der letzte Landtag! O neues Poſtulat:
Den Hofzwerg ausſtaffiere das Land mit Kleiderſtaat![14])
Ihr gipfernen Landesväter, wollt ihr euer Brüderlein,
Das Zwerglein, neu bekleiden? Ihr nickt! Sagt endlich doch: Nein! nein!

Da bringt Lauchſtädt die Höslein, Schkeuditz die Schuhlein gut,
Das Röcklein ſteuert Lützen, Merſburg als Haupt den Hut;
Nun rechnet euren Anteil! O unerhörter Druck!
O wär's für Mauſoleen, wär's für der Krieger Waffenſchmuck!

Wär's für die Coſel, die ſeufzen tief unſre Nachbarn lehrt!
So ſchöne Augenſterne ſind ja des Seufzens wert.
Doch Länder auszupreſſen für ſolchen winz'gen Gecken!
Merkt auf, es wird den Enkeln der Zwerg ſich noch zum Rieſen ſtrecken!"

Und: „Nieder mit dem Zwerge!" und: „Nieder mit dem Baſſe!"
Rief's durch die Schar; wilddrohend drängt ſich zum Schloß die Maſſe;
Die Trepp' empor mit ihnen zum Saal der Anwalt ſteigt,
Wo in der Treuen Mitte zu Thron der Herzog ſitzt und geigt.

Rings viel der tapfern Fiedler! Am untern End' der Kleine,
Der feſt die Violine als Baß zwängt zwiſchen die Beine;
Als Flügelmann der Rieſe am andern Ende droben,
Der ſeinen Baß als kleine Armgeige ſpielend hält erhoben.

„In jenes Harſners Saiten lag ſolch blutdürſt'ger Klang,
Daß ſelbſt der fromme Erich in Wut nach Waffen ſprang;

So hat, o Fürst, das Dröhnen der Geig' in deiner Hand
Dein Volk gehetzt zum Wahnsinn, daß zorngewaffnet es auf-
stand!"

Der Anwalt glüht im Eifer, der Herzog aber schweigt,
Im Chore murrt die Menge, der Herzog aber geigt.

Er geigt ein Flageoletto, wie Wasser über Kieseln,
Ihr hört das Bächlein wallen, durch Wiesen murmelnd rieseln;
Kaltschauernd ziehn die Geiger die Beine auf die Stühle,
Der Redner bangt der Nässe, daß ihn das Fußbad überkühle.

„Dich schäme so schön zu spielen! Philipp zum Sohn es sprach,
Und Alexanders Laute Antigonus zerbrach:
Dir ziemt ein Arm zum Herrschen, doch nicht zum Spiel der
Zither!
Auch du, Fürst, dich ermanne und wirf den Geigentand in
Splitter!"

Der Anwalt sprüht's im Eifer, der Herzog aber schweigt,
Im Chore murrt die Menge, der Herzog aber geigt.

Es plätschert sein Ligato, ein Gießbach, dessen Gischt
Sich jetzt zerstäubt an Felsen, jetzt durch den Mühlgang zischt:
Die kalten Fluten steigen der Schar bis zu den Bäuchen,
Sie fühlt sich schwindelnd, taumelnd, ergriffen von des Mühl-
rads Speichen.

Doch kreischt noch eine Stimme: „Der Schmach ist's allzuviel!
Statt Zepters einen Bogen, statt Trommeln Saitenspiel!
Die Hunde macht es bellen, doch schlägt es nicht die Türken;
Laß einmal Fiedelbogen das Wunderamt des Schwertes wirken!"

Der Anwalt spricht sich heiser, der Herzog aber schweigt,
Die Menge murmelt leiser, der Herzog aber geigt.

Und arpeggiando fallen die Geigen aller ein!
Da bricht's durch Fenster, Türen, wie Flutenschwall herein,
Die Wellen sich überstürzen und bäumen sich, tosen und toben,
Und Tisch' und Stühle scheinen vom Wasser schaukelnd auf-
gehoben.

Das iſt ein Schreien und Flüchten! Zur Pforte welch Gedränge!
Hinaus zur Türe rudert, Ertrinkenden gleich, die Menge.
Die Stufen hinab welch Springen! Der Katarakt doch ſauſt,
Nachſtürzend, hinab die Treppe, bis mählich er am Markt verbrauſt.

Und Friede war's! Wie geneſen vom Otternbiß das Raſen
Des Kranken, dem die Flöte ward über die Wunde geblaſen,
So heilte des Herzogs Geige der Meutrer Fieberhitzen!
Die Neuzeit hat erfunden dafür Pariſer Feuerſpritzen.

Der Herzog bereiſt ſeine Staaten.

„Soll's, während wir hier geigen, im Land ſo übel ſtehn?
O laßt, wie ich regierte, mich eignen Auges ſehn!
Den Schatz indes bewahre Rieſ' Einheer, Zwerg Laurin."
Der Fürſt rollt mit dem Kanzler inkognito durchs Land dahin.

Inkognito das heiße: Auf, Türen und Tore weit!
Die Böller los und Glocken! Doch bergt, verhängt das Leid
Mit Blumen- und Mädchengirlanden, betäubt's mit Sang und Klang,
Macht doppelt tief den Bückling und eure Reden doppelt lang!

Der Fürſt ſah über Lützen verſpätete Geier ſteigen:
Nicht immer regieren weiſe die Fürſten, die nicht geigen:
Er ſah es, wie in Lauchſtädt bei halliſcher Muſen Sang
Natur, der Ärzte beſter, den Kelch voll ſchäumenden Heilborns ſchwang;

Er ſah in der „goldnen Aue" das Meer von Saaten wogen,
Ein Bild beſcheidnen Reichtums: Fruchtbäume, von Laſt gebogen,
Die Rebe, Südens Flüchtling, an Fenſter um Einlaß klopfen,
Stolz mißt von luft'ger Stange ſie, der hier König iſt, der Hopfen;

Um Schkeuditz die ſchönen Forſte voll Tannen hoch und ſchlank,
Dank! ſang vom Turm die Glocke, das Glöcklein der Triſt klang Dank!
In Lüften pfiff die Lerche, im Korn das Bäuerlein;
Der Fürſt rief: „Du regierſt fürtrefflich, goldner Sonnenſchein!"

Volksjubel aller Orten, ſich ſonnend in Fürſtenhuld!
O Eloquenz der Schulzen, o fürſtliche Geduld!
Der Bürgermeiſter die Schlüſſel darbringt auf Kiſſen und Teller,
Und hat die Stadt nicht Tore, vergoldete Schlüſſel ſind's vom Keller.

Umrankt von Arabesken ein heitres Dichterlied
Scheint's, wenn durch Ehrenpforten der Herzog lächelnd zieht,
Ganz weiß, ihm Blumen ſtreuend, viel Kindlein drängen herein,
Der Herzog denkt zufrieden: Ich muß doch kein Herodes ſein!

Bei Dölitſch ſtehn auf der Höhe drei Linden alt und breit,
Im Frein hier hielten Landtag die Männer alter Zeit;
Da will der Herzog raſten, er ſinnt und ſchaut zu Tale:
Saatfelder, Auen, Triften reiht an ihr Band, wie Perlen, die Saale:

„Wie kommt's, daß dieſe Bäume den Menſchen überdauern
Und ſeine fliehnden Geſchlechter und ſeine fallenden Mauern?
Hat, Demut uns zu pred'gen, der Herr ſie aufgeſtellt?
Wie, oder einſt zu Zeugen, gedächtnisſtark, wenn Gericht er hält?

Wie dort des Stromes Wellen, ſo ihnen vorüberrauſchen
Jahrhunderte voll Taten! Sie aber ſtehn und lauſchen;
Die Knospenaugen ſehen, im Stamme wohnen Seelen,
Was ihnen vorbeigeſchritten, ſie werden's wieder einſt erzählen!

Ein ſchön Beraten, ihr Alten, war's hier im Lindenzelte,
Frei vor dem Himmel, der helfe, frei vor dem Land, dem's gelte!
Wortfreiheit ſchützt der Panzer, ans Schwert greift flink der Zorn;
Die Sonne lächelt ſchweigend: es wächſt die Tanne, es reift
das Korn.

Flohn wir, ihr Licht nur ſcheuend, zum Rat in dunkle Kammer?
Heilt ſchneller der geſchriebne, als der geſprochne Jammer?
Die Motte frißt die Lettern, ob Liebe ſie ſchrieb, ob Zorn,
Die Sonne lächelt ſchweigend: es wächſt die Tanne, es reift
das Korn.

Heil dir, weckt wie ihr Leuchten, Wohlwollen deine Saaten!
Weh dir, wenn deine Mißgunſt verhagelt Keime der Taten!
Den Weltgang wird's nicht irren, iſt Hemmnis nicht, noch Sporn;
Die Sonne lächelt ſchweigend: es wächſt die Tanne, es reift
das Korn.

Soll ich den Berg durchbohren, der mir den Weg umrändert?
Die Bahn des Stromes kürzen, der frei im Tale ſchlendert?
Das hieß in Gottes Werke die Fehler beſſern wollen;
Daß ich ſie nicht verſchlimmre, mag ſtehn der Berg, der Strom mag rollen!

Mir iſt's, als wehte vom Himmel ein Blatt mir in den Schoß;
Ganz weiß, daß drauf ich ſchreibe ein Wort, doch wichtig, groß!
Schreib' ich das Wörtlein: Liebe? Haß will doch auch ſein Recht!
Lieb' allem Edlen, Schönen! Haß allem, was gemein und ſchlecht'

Menſch? Schreib' ich's mit Lettern von Staube, wär's nicht ein dreiſt Anmaßen?
Gott? Schreib' ich mit Lichtbuchſtaben ihn, den ich nicht kann faſſen?
Das Blatt blieb unbeſchrieben, den Winden gäb' ich's preis!
So wahrt' ich's frei von Makel, heim flög es fleckenrein und weiß.

Doch Heil dem gewalt'gen Arme, der in das Weltrad greift,
Es hemmend oder treibend, bis ihn's zermalmt und ſchleift!
Der Schöpfergeiſt iſt's ſelber, der ſich in ihm verjüngt
Und, Gutes beſſernd — ſchaffend, zerſtörend — nur nach Vollendung ringt.

Den neuen Bau zu türmen fühl' ich den Arm zu ſchwach;
Möcht' er den alten ſchirmen getreu vor Fall und Schmach!
Getroſt laß ich des Zepters Gewicht Statthaltern zwein:
Dir, freie Menſchenſeele, dir, ew'ger warmer Sonnenſchein!"

Der Herzog wallt zu Tale. Dort aus der Kirche ſchreitet
Ein Brautpaar; arme Leute, nicht von Muſik begleitet.
„Wie? ſtumm, verwaiſt von Klängen, ein hochzeitlicher Zug?
Zu beſſern deinen Fehler, Herr, iſt mein Arm jetzt ſtark genug!"

Der Herzog nimmt die Geige, er ſtreicht ſie frei und ſtark,
In aller Blick fährt Freude, und Freude durchbebt ihr Mark!
Der Zweig im Haar des Bräutchens hat neuen Duft und Glanz,
Im Reigen ſich ſchwingen die Gäſte, ein lebend gewordner Blumenkranz!

Es wiegen ſich die Klänge im klaren Vollmondſchein,
Sie ſtiegen empor die Hänge bis zu den Linden drein,
Die lauſchen und die rauſchen, als ob ſie hätten Seelen;
Was heute ſie erlauſchen, ſie werden's weiter noch erzählen.

Hier wird Spielzeug verfertiget.

O Fürſt, dein Dichter könnte, da eben du auf Reiſen,
Mit ſeinem Stab die Pforten zu unterird'ſchen Gleiſen
Dir öffnen und dich führen in deines Geſchickes Schmiede;
Doch will kein Glück er ſtören, oft mit dem Wiſſen flieht der Friede.

In der kriſtallnen Grotte tief im Verlies der Berge
Da wohnen gute Geiſter, die Kobolde, die Zwerge,
Die einſt mit Menſchen lebten, dem Knecht die Laſten trugen,
Dem Ritter die Rüſtung ſchleppten, den Streithengſt ihm mit Gold beſchlugen,

Die ſeinen Töchtern ſpannen das feinſte Haar vom Rocken,
Die Kinder Spiele lehrten und kämmten die gelben Locken;
Ach, daß wir ſie erzürnten mit Spott, unedlem Necken!
Ach, daß wir ſie verſcheuchten mit Kreuzeſchlagen und Weihbrunnbecken!

Wie Liebe, unerwidert, noch heißer glüht im Brand,
So lieben ſie Menſchenkinder noch treu, wenn auch verbannt,
Für die nur ſchafft und raſſelt die Werkſtatt in dem Berge,
Und hämmern, braun und raſpeln, polieren und feilen Kobold' und Zwerge.

Der ſchneidet Talismane, der ſchmilzt im Tiegel Metalle,
Der ſchnitzelt köſtlich Spielzeug aus Gold und Bergkriſtalle:
Kunſtproben aufgeſpeichert in Kaſten rings und Laden,
Ein unterirdiſch Nürnberg, ein geiſterhaftes Berchtesgaden!

Und ſengen dem und jenem den Bart die Grubenlichter,
Verzerren ſie die häßlich-gutmütigen Geſichter,
Doch immer ſprüht die Eſſe, und immer donnert die Schmiede,
Doch immer raſſeln die Räder, und rührig rauſcht das Werk zum Liede:

„Weh, daß wir, Geisteraugen, durchschauend Tiefe und Höhe,
Nur dunkeln sehn die Ferne, nur modern sehn die Nähe!
Weh, daß so schlecht die Blumen der Erde Verwesung decken,
Weh, daß so schlecht die Sterne des Himmels Trostlosigkeit
verstecken!

Weh, Mensch, daß du geboren! Vor unsres Auges Strahlen
Liegt bar dein armes Leben, Elend, erkauft durch Qualen!
Daß von des Seins Entsetzen er ab sein Auge wende,
O Schacht, mit deinen Schätzen, mit deinem Flitter mild ihn blende!"

So singen sie und schaffen; es tosen Speichen und Scheiben.
Die Splitter und die Späne, die von der Drehbank stäuben,
Demantenschutt und Goldstaub, fängt auf im Schurz die Najade,
Genug, zu kaufen alle die Königreiche der Gestade.

Und hat vollendet einer sein Spielzeug, sein Geschmeide,
Fort trägt er's, selbst unsichtbar, zu köstlicher Augenweide,
Dorthin, wo drauf recht helle die Sonnenstrahlen zielen,
Zur großen Blumenwiese, auf der die Menschenkinder spielen.

Recht wie den Balg ein Jüdlein, weiß er's zu drehn, zu wenden,
Daß Kinderaugen sein Kleinod bald locken muß und blenden,
Bis sich's ein Kind erhaschte. Doch das gibt's nimmer frei:
Indes das Aug' ihm's fesselt, zieht ungesehn sein Leid vorbei.

Dem schlichten Kindertrosse gemeine Rößlein von Stecken,
Doch manche von Bändern flatternd und andre bunte Schecken;
Doch alle rennen und springen, — der Reiter sieht im Fliegen
Den Jammer nicht am Wege, bis Roß und Mann im Graben
liegen.

Doch schönen klugen Kindern gibt's schöne feine Sachen!
Dort läßt ein Kobold fliegen Kometen aus Rauschgolddrachen,
Ein Kind erfaßt den Faden, schaut immer ihm nach in die Sterne:
Dem Bild graunvoller Nähe entfloh sein Blick in gleißende Ferne.

Von Gold den Apfel schleudert ein andrer unter die Kleinen,
Des Apfels Stiel ein Kreuzbild, die Wangen von Edelsteinen;
Drum balgen sich die Knaben, — ihn faßt ein Königskind:
Der Glanz quillt um sein Auge, für Erdenjammer nun selig-blind!

Der haſcht die Silberflöte; ihr Klang ihn ſüß bezwingt,
Daß ungehört des Schmerzes Wehklagen ihm verklingt;
Der dort ſich in des Prismas Glutfarbenſpiel verſchaut,
Sieht nicht des Lebens Töne ringsum erſtorben und ergraut.

Ein Kobold wirft in die Lüfte ein goldnes Vögelein,
Rubine ſind die Flügel, Demanten die Äugelein;
Es zwitſchert und ſingt ſo lieblich das Vöglein Poeſie,
Da lauſcht und lauſcht ein Knabe, — dem eignen Elend horcht er nie.

Auf einem blanken Stahlſchild im Traum liegt einer der Knaben,
Triumphe, Kriegerzüge ſind kunſtvoll drauf gegraben;
Sein Aug' ſieht nur im Glanze des Ruhms Geſtalten ſchreiten,
Geſchloſſen den Trauerzügen, die bleich an ihm vorübergleiten.

Mit Kichern und mit Lachen heim zu der Brüder Scharen
Kam von der Blumenwieſe ein Kobold einſt vor Jahren:
„Goldgeiglein, das ich formte dem Fiedlerſohn zur Spende,
Fiel heut' im wirren Gedränge in eines Fürſtenkindes Hände!

Doch ihm auch ſoll's gefallen und nützen bis zur Bahre,
Sein Ohr und Aug' bezaubern, daß ihm's zu ſehn erſpare
Des eignen Stamms Erlöſchen, der dunklen Mächte Wallen,
Des deutſchen Sternes Sinken, des großen Vaterlands Zerfallen!"

Eine Viſion. Die Saiten klingen aus.

Der Sturzbach einſt im Fallen wird feſtgebannt zu Eis,
Dem grünen Baum entwallen treulos die Blätter leis,
Des Meiſters Hände, müde, herab die Harfe gleiten,
Nachdröhnen ſtill und ſtiller, bis ſie verſtummen ganz, die Saiten.

Es lehnt im Sorgenſtuhle der Herzog ſchwach und krank,
Sein Haupt am Halſe nieder der Favorite ſank;
Der Zauber ihrer Stimme verflutet in den Räumen
Und ſingt ihn leis in Schlummer und wiegt ihn in ein ſüßes Träumen.

Die Klänge ſcheinen Wellen, verſpülend an die Küſte,
Das Saitengedröhn Orkane, durchjagend des Meeres Wüſte;
Der Geige Hohl durchſchauert ein heimlich Kniſtern, Beben,
Wie eine Rieſenpuppe ſpürt ſie Entfaltungsdrang und Leben.

Zum Schiffe wird die Geige, ihr Boden wird zum Kiele,
Ein Ruck, da ſchwankt's vom Stapel auf glattgeſeifter Diele!
Vom Land jauchzt Jubel! Freudig Okeanos aufſpringt,
Schlägt Felſenbecken als Cymbeln: Poſaunenſtoß, Meerorgel klingt!

Das Schiff ſchwimmt ſtolz im Meere mit Flanken und Baſtionen,
Der Hals ſtreckt ſich zum Maſtbaum, die Schrauben ſind Kanonen,
Vorüber legt als Bugſpriet ſich keck der Fiedelbogen,
Die Saiten werden Taue, Griffbrett das Steuer in den Wogen.

Die Anker auf! Ein tücht'ger Schnellſegler iſt die Fregatte,
Daß bald des Feſtlands Anblick der Ozean beſtatte!
Nun rings nur Flut und Himmel! Die Sterne ſinken und ſteigen,
Die Wellen fliehn und kommen; ringsum ein tiefes, ew'ges Schweigen.

O ſieh, Fata Morgana, ſchwingſt du hier Zauberruten?
Es taucht ein grünes Eiland urplötzlich aus den Fluten!
Doch aus den Büſchen klingen auch Stimmen und Geſänge
Von nie geſchauten Vögeln, doch lauter wohlbekannte Klänge!

Sieh, mächt'ge Ahornhaine mit breiten Blättern ſprießen,
Und Fichten, deren Nadeln die Wolkenkiſſen ſpießen,
Auch Pernambukos Sträucher mit krummgebeugtem Schafte,
Seltſamer Form dazwiſchen der Ebenbaum, der fabelhafte.

Und Elefantenrudel ſcheu durch die Büſche raſen,
Milchweiße ſchöne Roſſe mit Lämmern auf Triften graſen.
Doch jetzt zerſtob's! — Der Geige war's nur ein Widerſchein,
Zu deren Bau geſteuert Lamm, Pferd, Olifant, Gehölz und Hain.

Forttoſt das Schiff im Meere, von Well' und Wind getragen,
Der Herzog lehnt am Maſte, das All möcht' er befragen:
„Soll, die ich üb'rall ſuche, ich nirgends finden, nie?
Wohin biſt du geflüchtet, du all mein Sehnen, Harmonie?"

Auftauchen, Muſcheln blaſend, im Binſenkranz Tritonen
Und ſingende Sirenen mit grünen Lockenkronen:

„Auch wir, auch wir sie suchen!“ Der Fürst hört nur dies Wort,
Dann hält er zu die Ohren: „Ei sucht nur noch ein Weilchen fort!“

Da rief der Geist des Sturmes: „Ich auch, ich suche sie!
Wenn Flotten ich zertrümmre, zum Abgrund Türme zieh',
Wenn ich das Segel reiße, wie ein Libell, entzwei
Und Felsen rüttle, — zweifelt, daß Harmonie die Kraft nur sei!“

Da kamen mildre Geister: Windstille, Westhauch, Brise;
Sie gossen Öl aus Krügen, das Meer schien eine Wiese,
Sie sangen süß im Chore: „Wir auch, wir suchen sie!
Wir helfen, heilen, schmeicheln; ist denn nicht Liebe Harmonie?“

Der Geist des Wirbelwindes rief aus der Wasserhose:
„Was nütze jenes Toben, was helfe dies Getose?
Herab zieh' ich die Wolke, das Meer empor ich zieh',
Zusammen schraub' ich beide: Vermittlung nur ist Harmonie!“

Da kam die Nacht und legte um jedes Aug' die Binde:
„Willst du im Geiste schauen, dein irdisch Aug' erblinde!
Sie kommt, wenn du nicht suchest; nicht suchend — such' ich sie.
Stark ein Sinn, tot die andern! Bewußtlos find'st du Harmonie!“

Jetzt blendend hell wird's plötzlich! Anstürmen aus aller Ferne
Kometen mit brennender Schleppe, Laternenknaben Sterne,
In goldner Rüstung Sonne, pfeilschleudernde Amazone,
Nordlicht im wallenden Purpur, am Haupt die funkelnde Islandskrone;

Auch Mond, der bleiche Jüngling, schwärmend für Licht und Recht,
Manch irdisch Feuer: auf Erden gefallnes Engelgeschlecht;
Die Fackeln sprühn und prasseln! „Wir auch, wir suchen sie!
Im Lichte ward sie geboren! Bewußtsein nur ist Harmonie!“ —

Herr Moritz fühlt sich gehoben, entrückt der Erdensphäre,
Sein Schiff, es ist verwandelt zur leichten Mongolfiere;

Nicht mehr durch grüne Wogen, durch Wolken geht sein Schiffen,
Durchs blaue Meer des Himmels, vorbei der Sterne goldnen Riffen.

Tief unter ihm die Stimmen der Welt zusammenschlagen,
Was sie vereinzelt suchen, sie all' vereint es tragen!
Selbst Schweigen ward nur Pause, Mißlang zur Note hie;
Ein süßes Tongebrause: „Der Ganzheit All ist Harmonie!"

Empor geht's rasch im Fluge zu sonnigen Strahlenstätten;
Sieh da, schon Cherubime, die himmlischen Vedetten!
Leiblose Flügelköpfchen! — „Mein Weib, du sahst noch nie
So allerliebste Fächer!" — Sie aber singen: „Wir fanden sie!"

Herr Moritz denkt: das sollte mich wundern übermaßen,
Euch fehlen ja die Händchen, ein Saitenspiel zu fassen!
Doch immer steigt er höher, und immer fliegt er schneller,
Und immer tönt es süßer, und immer wird es heller, heller.

Sieh nun, aus Sanzios Bilde die himmlische Musika:
Die lockigen Seraphime, den Bogen führend, da!
Zum goldgewölbten Basse das Haupt verklärt sie neigen:
Das ist die heilige Stelle, allda der Himmel hängt voll Geigen.

Begeistert lenkt am Pulte die Meisterschaar der Frommen
Jubal, von dem die Geiger und Pfeifer all' herkommen;
Dabei manch einst Verkannter. Nicht dacht' er hier zu finden
Des Hirten Flöt' aus Schilfrohr, des Dorfes Fiedler auch, den Blinden!

Cäcilia in die Tasten der Orgel mächtig greift,
Sankt Peter selbst im Takte auf seinen Schlüsseln pfeift,
Posaunen führen jene und Cymbeln, Harfen die;
Ein Ozean der Töne: „Wir fanden sie, wir fanden sie!"

Der Sinn Herrn Moritz schwindet, denn lichter ward's und lichter;
Sein Aug' von Glanz erblindet, er fühlt's: nah ist sein Richter;
Geblendet und vernichtet sinkt er in sich und spürt,
Wie ihm ein feuriger Finger das Haupt, das Herz, die Hand berührt.

Berührt hat's seine Stirne: — ein himmlisches Kopfschütteln!
Er sieht der Strahlenlocken fast unzufriednes Rütteln;
Berührt hat's nun sein Herze: — sieh ein befriedigt Lächeln!
Er fühlt der Lichtflut Wellen, Glanzfittiche, heitrer ihn umfächeln.

Nun ihm's die Hand berührte, hört eine Stimm' er sagen:
— Der Ton schien's seines Lehrers aus fernen Kindertagen! —
„Die Hand blieb ohne Makel! Als Sternbild rage sie
Inmitten Harf' und Lyra, und beider Saiten schlage sie!" —

„Laßt uns den Leib begraben!" So sang ein Trauerzug
Im Merseburger Dome. Die schwarze Bahre trug
Den Herzogshut des Toten. Falsch klang die Melodei;
Ist's, weil erstickt von Tränen? Ist's, weil der Meister nicht mehr dabei?

Längst ruht er bei den Seinen. — Die du aus Erz und Stein
Denkmale türmst, o Nachwelt, ist dir mein Held zu klein?
Laß ihn im Standbild ragen, wie lebend, mit dem Basse:
Zum ersten Male wäre gehauen der Baß in Marmors Masse.

Heiß einen Steinblock wälzen die Bergeswächter Zwerge,
Ein Prachtstück sei's, wie jener Koloß am Zobtenberge!
Dann grabe — du kannst es selten — die Worte in den Stein:
„Dem Fürsten, dessen Hände von Blut- und Tintengreuel rein!"

Nicht fehl' ein Kranz! Statt Lorbeers Palmzweige nur, Jasmine!
Und meinst du, daß mitnichten sein Haupt den Kranz verdiene,
So wind' ihn als Sordine grün um die Saitenstränge,
Tondämpfend, wenn das Bildnis vielleicht, ein neuer Memnon, klänge. —

Euch, die dem Sänger folgten zu Ende des Gedichts,
Euch wünscht er die Lebensschale voll reinsten Sonnenlichts
Und eurem Rößlein — ihr reitet wohl eines? — Futter in Menge,
Und daß zu allen Zeiten voll Geigen euer Himmel hänge.

Anmerkungen.

1. Herzog Moritz Wilhelm, Sohn Herzog Christian II., aus dem Hause Sachsen-Merseburg, postulierter Administrator des Hochstiftes Merseburg, geb. 5. Febr. 1688, gest. 21. April 1731 auf dem Schlosse Dobriluk, beigesetzt in der herzoglichen Gruft im Dom zu Merseburg. Über seine Leidenschaft für die Baßgeige berichten Büsching (Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen I, 286), Flögel (Geschichte der komischen Literatur I, 185), der Baron Pöllnitz (Mémoires I, 147) u. a.

2. König Heinrich I., der Vogler oder Finkler (Auceps) hielt, nachdem er die Hunnen i. J. 934 am Keuschberge bei Merseburg in blutiger Schlacht geschlagen, ein prächtiges Turnier zu Merseburg und ließ das Bild der Schlacht auf einem Wandgemälde im dortigen Schlosse verewigen. S. Vulpius Megalurgia Martisburgica und K. H. Weises Halle und Merseburg.

3. Dr. Valent. Sittig, geb. 1630 in Schleusingen, seit 1668 Hofprediger und seit 1671 zugleich Superintendent zu Merseburg, gest. 1705. — Siehe J. G. Otto, die Schloß- und Domkirche zu Merseburg.

4. Thilo von Trotta, 1466 zum Bischof von Merseburg erwählt, gest. 1514, einer der ausgezeichnetsten Prälaten seiner Zeit, besonders verdient um die Verschönerung des Doms und der Stadt Merseburg. Davon zeugt noch immer sein an vielen Gebäuden befindliches Wappen, ein Rabe mit dem Ringe im Schnabel. Diesen seinen Wappenvogel scheint er sehr geliebt zu haben; noch jetzt wird zu seinem immerwährenden Andenken ein lebendiger Rabe im äußeren Schloßhofe zu Merseburg in einem stattlichen Käfig bei ansehnlicher Pension erhalten. S. Otto a. a. O. — So knüpft sich im Munde des Volkes leicht an Thilos Person die oft vorkommende Sage vom Diebstahl des Raben und der Enthauptung des unschuldigen Kämmerlings. Die Geschichte, die für die äußere Wahrheit bürge, unterstützt hier nicht die Erzählung der Sage, die ihrerseits nur die innere Wahrheit zu vertreten hat.

5, 6 und 7. Rudolf von Schwaben, eigentlich von Rheinfelden, während Heinrich IV. zu Kanossa Buße tat, von den Reichsständen

zum Gegenkaiſer erwählt, vom Papſte unterſtützt und mit einer goldnen Krone beſchenkt, welche die Inſchrift trug: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho. In mehreren Gefechten ſiegreich, verlor er in der Schlacht bei Hohen-Mölſen an der Elſter, Oktober 1080, die rechte Hand durch Gottfried von Bouillon oder nach andern durch Friedrich von Stauffen, wurde nach Merſeburg gebracht und ſtarb daſelbſt an ſeinen Wunden. Sein Grabmal im dortigen Dome, eine eherne gegoſſene Platte mit ſeinem Bilde in ganzer Figur, enthält die Umſchrift:

Rex hoc Rudolphus, patrum pro lege peremtus
Plorandus merito, conditur in tumulo.
Rex illi similis, si regnet tempore pacis,
Consilio, gladio non fuit a Carolo.
Qua vicere sui, ruit sacra victima belli,
Mors sibi vita fuit, ecclesiae cecidit.

Der Merſeburger Biſchof Werner, ein frommer aber kriegeriſcher Mann, war unter Rudolfs Anhängern und in der Schlacht an ſeiner Seite, als jener die tödliche Wunde erhielt. Werner, von den Kaiſerlichen gefangen, ſollte gehängt werden, doch rettete ihn Heinrich ſelbſt. S. Vulpius und Otto a. a. O.

Der letzte Merſeburger Biſchof unmittelbar vor dem Übergang der Stiftsregierung an das Kurhaus Sachſen, der berüchtigte Michael Heldung (Helding), auch Sidonius (von einer angeblichen Heidenbekehrungsreiſe nach Sidon ſo genannt), geſt. 1561 zu Wien, von dem die chronique scandaleuse ſeinerzeit viel zu erzählen weiß, ſtörte auch die Gebeine Rudolfs in ihrer Ruhe, um in der kaiſerlichen Gruft ſeinen Weinkeller anzulegen. Ebendaſ.

8. Wigbert, vormals Kaplan des frommen Kaiſers Heinrich II., der dritte Biſchof von Merſeburg (1007—1012), ein eifriger Heidenbekehrer, ließ den heiligen Hain Zutiburi (nach ſlawiſcher Etymologie richtiger: Svetibor, Swatibor), den noch nie eine Axt berührt hatte, niederhauen, um daſelbſt dem h. Romanus eine Kirche zu bauen. Otto a. a. O.

9. Die Gemahlin des Herzogs Moritz Wilhelm war Henriette Charlotte, geborne Prinzeſſin von Naſſau-Idſtein, nach Büſching eine Dame von fürſtlicher Miene, ſchweigend, ernſt. Pöllnitz ſagt von ihr: On ne pourrait être plus aimable. C'est un air de douceur, de bonté et de sagesse, repandu dans toute sa physionomie. Son

esprit est de la même nature que sa beauté; aimable sans parade et sans ostentation. Als ſie ein Mädchen geboren, mußte ſich dieſes dem wunderlichen Vater durch eine mitgebrachte Baßgeige legitimieren. Die Herzogin ſtarb 1731 wenige Wochen nach ihrem Gemahl und wurde ebenfalls in der herzoglichen Gruft zu Merſeburg beigeſetzt.

10 und 11. Peter der Große und König Friedrich Wilhelm I. waren Zeitgenoſſen des Herzogs Moritz Wilhelm. Die von erſterem 1710 zu Petersburg veranſtaltete Zwergenhochzeit nicht minder bekannt, als des letzteren Vorliebe für ſeine Potsdamer Rieſengarde.

12. Daß die Rolle, die das Gedicht dem Chevalier von Pöllnitz zuwies, deſſen hiſtoriſchem Charakter nicht widerſpreche, wird jeder zugeben, der ſein Leben aus dem ihm von Friedrich II. ausgefertigten Abſchiedsdiplome kennt.

13. Theodorich der Große, in Lied und Sage der Vorzeit auch Dietrich von Bern genannt. Das vorliegende Faktum berichtet Caſſiodor. (Var. V. ep. 2.)

14. „Nach dem Landtage (1727) wurden die Stiftsſtände, wie gewöhnlich, bei Hofe geſpeiſt. Bei der letzten Mahlzeit wurde noch eine Kollekte für den Hofzwerg angelegt. Jede Stadt gab 16 Groſchen.“ S. Landtagsverfaſſung im Hochſtifte Merſeburg von J. G. Gebl., Leipz. 1796.

Pfaff vom Kahlenberg.

Pfaff vom Kahlenberg.

Einleitung des Herausgebers.

Schon vor dem Erscheinen der „Nibelungen im Frack“ (1843) hatte Anastasius Grün den Plan zu einer größeren Dichtung entworfen, welche in drei Teilen den österreichischen Herzog Otto den Fröhlichen, den bäuerlichen Sänger Nithart und den als „Pfaffen vom Kahlenberg“ aus dem gleichnamigen Volksbuche durch seine Schwänke und Possen bekannt gewordenen Pfarrherrn zum Vorwurfe nehmen sollte. Eine Reihe von Jahren hat Grün mit dieser umfangreichen Dichtung sich beschäftigt. Am 10. Juli 1843 schrieb er an Fr. H. von der Hagen in Berlin, den gelehrten Herausgeber der großen Sammlung „Minnesinger“ (Leipzig 1838, 3 Bde.) und des „Narrenbuch“ (Halle 1811), in dem auch eine Bearbeitung des Volksbuches: „Die Geschichte des Pfarrherrns vom Kalenberg“ enthalten ist, einen längeren (ungedruckten) Brief, der mit den Sätzen beginnt: „Ein zuverlässiger Führer, ein weithin strahlender Leuchtturm hat mich Ihr belehrendes Wort längst schon im Gebiete altdeutscher Literatur geleitet und sollte meine vorläufig ins Stocken geratene Trias: Nithart, Otto der Fröhliche und Wigand (Pfaffe vom Kahlenberge) jemals ans Licht treten, würden Sie sich überzeugen, wie oft und gern ich auf Ihren Pfaden gewandelt.“ Die Kunde von dem Entstehen einer neuen größeren Dichtung Grüns war seither auch wohl da und dort in die Öffentlichkeit gedrungen, aber erst im Dezember 1847 machte der Dichter seiner Verlagsbuchhandlung Weidmann in Leipzig ausführliche Mitteilung und zwar auf eine Anfrage der Verleger hin nach der „namenlosen Neuigkeit“. Er schrieb: „Jene Neuigkeit ist der von Notizenjägern schon vor seiner Geburt durch so viele Blätter und Blättlein gehetzte ‚Pfaff vom Kahlenberg‘. Dies ist nämlich der Kollektivtitel dreier durch einen inneren Faden verbundener Gedichte, deren jedes wieder für sich ein einzelnes selbständiges Ganzes bildet. Die drei Teile

heißen: 1. Nithart, 2. Otto, 3. Wigand. Zwei davon, nämlich Nithart und Otto, sind bereits ganz fertig und zum Druck bereit, der dritte (Wigand) wird erst in 2—3 Monaten vollendet sein können. Zusammen würden alle drei Teile einen starken Band . . . bilden. Nun frägt es sich, wird diese Ausdehnung eines einzelnen Werkes nicht die Käufer abschrecken . . . ? Wäre es daher nicht etwa vorteilhafter, die einzelnen Teile, allerdings mit Beibehaltung des verbindenden allgemeinen Titels, jeden für sich erscheinen zu lassen! Freilich müßten die beiden bereits fertigen Teile deshalb zu gleicher Zeit erscheinen, weil der zweite zeitgemäßere und pikantere den zweifelhaften Erfolg des ersten decken müßte, indem dieser, früher und allein erscheinend, sogar die Teilnahme für das Nachfolgende schwächen könnte." Es dauerte aber noch längere Zeit, bis die vollendete Dichtung an die Verleger abgeschickt werden konnte; denn inzwischen war das ereignisreiche Jahr 1848 eingetreten, welches auch für den Grafen Auersperg große Bedeutung hatte, sowohl für seine ökonomischen Verhältnisse als auch in politischer Beziehung durch seine Wahl in das Frankfurter Nationalparlament, seine Anwesenheit in Frankfurt und sein ganzes, der freiheitlichen Bewegung zugewendetes Interesse. Erst im Dezember 1849 erhielt die Verlagsbuchhandlung das Manuskript, in dessen Begleitbriefe der Verfasser schrieb: „Im Anschlusse übersende ich Ihnen mein schon vor den Märztagen fertig gewordenes Gedicht ‚Pfaff vom Kahlenberg' in seinen 3 Abteilungen, welche jedoch in einem Band zusammen erschei"en sollen. Fast möchte ich besorgen, das Gedicht sei durch die Länge der Zeit in Fassung und Tendenz vielleicht schon etwas veraltet." Eine weitere Besorgnis äußerte der feinfühlige Dichter in bezug auf die Dezenz der Dichtung, indem er meinte, es „sind die Einzelteile des Gedichtes Bilder in niederländischer Manier, in denen hier und da kleine Ungezogenheiten und allzu große Natürlichkeiten im Geschmack Teniers, Ostades u. a. vorkommen. Besonders ist in den Abteilungen: ‚Nithart' und ‚Wigand' aus den Volksbüchern, die ihnen als Grundlage dienen, eine gewisse Derbheit übergegangen. Sollte darunter einiges sein, was Sie und kritische Freunde wegwünschten, so käme eine nachträgliche Amputation . . . mir eben nicht gar zu schwer an." Natürlich blieb das Ganze unberührt und gelangte sofort in den Druck. Im Mai 1850 war der Druck beendet und der „Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht" in der Weidmannschen

Buchhandlung zu Leipzig erschienen. Daß des Dichters Ängstlichkeit unbegründet war, erwies die in demselben Jahre veranstaltete Neuauflage in Miniaturformat mit einem Titelstahlstiche nach der Zeichnung L. Richters. Eine dritte Auflage ist allerdings erst nach dem Tode des Dichters zu verzeichnen, sie erschien 1877 in dem Groteschen Verlage zu Berlin.

Der „Pfaff vom Kahlenberg" ist A. Grüns umfangreichste, zahlreiche schöne Einzelheiten aufweisende Dichtung, in deren Schilderungen er die ganze Liebe zu seinem schönen Österreicherlande niedergelegt hat. Das Alpenland wie das Weingebiet desselben finden hier ihre Verherrlichung, und das Volksleben erscheint lebendig und prächtig gezeichnet, sowohl im allgemeinen als in den einzelnen charakteristischen Gestalten. Die rührende poetische Widmung an den unglücklichen Freund Nikolaus Lenau konnte der geistig Umnachtete freilich nicht mehr würdigen, doch hat er schon früher noch frischen Geistes einzelne Stücke des Ganzen, die eben entstanden waren, kennen gelernt.

Es liegen zwei beachtenswerte literarhistorische Arbeiten über die Dichtung vor in Walter Bormanns: „Anastasius Grün und sein Pfaff vom Kahlenberg" (Leipzig 1877), sowie aus der jüngsten Zeit in Heinrich v. Lessels: „Untersuchungen über Anastasius Grüns ‚Pfaff vom Kahlenberg', abgedruckt in den ‚Studien zur vergl. Literaturgeschichte v. M. Koch' IV (1904) und V (1905)". v. Lessel hat schon 1901 in seiner Münchener Inauguraldissertation „Quellen-Untersuchungen zu Anast. Grüns ‚Pfaff vom Kahlenberg'" veröffentlicht.

Widmung:

Seinem geliebten Freunde

dem Dichter

Nikolaus Lenau

Der Verfasser.

An Nikolaus Lenau.

November 1849.

Dein Banner war tiefschwarze Seide,
Ich schwang ein rosenfarb Panier;
Sie standen nicht genüber! — Ihr,
Die beide wob, senkten sich beide.

Wir folgten ihren leisen Spuren
Bis in der Vorzeit dunklen Schacht,
Du durch die blut'ge Glaubensschlacht,
Ich durch beglückte Alpenfluren.

Du sahst sie über Schwerterbrücken
Und durch der Trauer Pforten nahn;
Mir wies der Frühling ihre Bahn
Im Feld, im Wald, auf Bergesrücken.

Da stand sie selbst, ein leuchtend Bild,
In unsrer Mitte, rein und prächtig,
Wie ein Gewittersturm so mächtig
Und wie ein Lenzstrahl hoffnungsmild!

O selig Schauen, süß Erkennen!
Ein Leid nur durch das Herz mir schnitt:
Du sahst sie nicht! — Dein Aug' umglitt
Der Schleier, den sie Krankheit nennen.

Da war kein Haupt so nah der Wolke,
Das, schuldbewußt, nicht reuig bebte;
Da war, das hoffnungsreich nicht strebte,
Kein reines Herz so tief im Volke!

In Wogen ging die Saat des Guten,
Ein läuternd Feu'r umquoll die Welt;
O kurzer Tag, der uneutstellt, —
Ein Tag wohl kaum, ach, kaum Minuten!

Ins Gotteswerk griff Gottes Affe,
Stahl ihr Panier und Feldgeschrei,
Die Torheit rief: Auch ich bin frei!
Die Untat prunkt' in heil'ger Waffe.

Sie aber wandte ihre Sohlen
Mit Grausen von des Greuels Flur.
O glückt' es, die verwehte Spur
In Enkelzeiten einzuholen!

Du hast in deine Nacht gerettet
Ihr Bildnis, groß und rein und ganz;
Uns aber hat an ihren Glanz
Des Zerrbilds Fratze sich gekettet.

In eigne Tiefen taucht die Seele
Hinunter vom Gewirr der Zeit,
Zu bergen, was noch unentweiht,
Daß es an sie den Glauben stähle.

Dem armen augenkranken Kinde
Genesung bringt das Schaun ins Grün;
So winkt des Dichterwaldes Blühn,
Daß nicht das Seelenaug' erblinde. —

Du mochteſt gern dein Ohr mir neigen,
Du liebteſt einſt dies Lied im Keim;
Sei einſt vollbracht der Guß im Reim,
Gelobt' ich's, Edler, dir zu zeigen.

Die Sonne jenes heil'gen Märzen
Fand es ſchon flügg' und flugbereit, —
Zu klein ſchien mir's der großen Zeit,
So barg ich's ſcheu im ſtillen Herzen.

Jetzt tritt es wieder vor mein Auge,
Als ob ein Waffenſtück es ſei,
Doch deſſen Kampfzeit längſt vorbei,
Und das dem neuen Krieg nicht tauge:

Als ob dem Preis, den ſich's erkoren,
Noch nicht geöffnet das Turnei,
Als ob er längſt gewonnen ſei,
Vielleicht auch wieder längſt verloren.

Man legt doch Schwerter, Banner alle
Zuletzt ins Arſenal zur Ruh;
So trag' ich auch mein Lied dazu
Zur Raſt in deutſcher Waffenhalle.

Wenn draußen Feuerblitze fallen,
Aufleuchtet auch im Saal das Schwert;
Wenn um den Wall die Sturmbraut fährt,
Rührt drin die Fahnen leiſes Wallen.

Vorspiel.

Liegt auf dem Kahlenberg ein Schloß,
Von Österreich dem Herzog eigen,
Der Blick ins Land so weit, so groß,
Doch innen Stille, dumpfes Schweigen.
Im Söller Herzog Otto stand.
Licht, Glanz und Fülle rings im Land
Macht dunkler ihm der Seele Tiefen,
Und seine Gedanken scheu entliefen,
Vergangnes suchend, der Gegenwart;
Doch bringt zurück er von der Fahrt
Nur Unlust, Schmerz und Ungeduld
Und, ach, das Mahnen eigner Schuld.
Geht wo der Herr im Trauerkleide,
Trägt das Gesind' nicht Lustgeschmeide.

Liegt unterm Schloß ein Dorf im Tal,
Inmitten ein Kirchlein, heiter, schmal,
Dabei ein kleines, heitres Haus,
Da geht Herr Wigand ein und aus,
Der fröhliche Pfarrer, guter Dinge;
Sein Ausgang lichte Gleise zieht,
Gleichwie die Schwalb' ihr Nest nur flieht,
Daß hell sie zwitschre, froh sich schwinge.
Sein Herz, ein leuchtender Edelstein,
Wirft, selber hell, rings hellen Schein;
Ihm ist's kein sondres Wunder, vom Bösen
Die Seelen entknechten, Sünden lösen.
Und Schwalb' und Pfäfflein schwingt manchmal
Zu Berg sich in den Fürstensaal,
Ihn schmückend mit des Frohsinns Gold,
Ihm bringend frischen Schwalbengruß,
Und nimmt fürs Nest als Fürstensold

Manch Hälmlein ſich vom Überfluß.
Wer iſt hier Geber, wer der Beſchenkte?
Wer hier der Reiche, wer der Bedrängte?

Da kam zum heitern Mann im Tal
Der finſtre Mann vom Berg einmal:
„O löſet meiner Seele Schwingen,
Lehrt wieder jubeln ſie und ſingen!“
So ſprach der Herzog, der vorm Pfaffen
Im Beichtſtuhl auf das Knie ſich warf.
Herr Wigand ſieht ins Aug' ihm ſcharf
Und müht ſich, ihn emporzuraffen,
Streng hebt er ſich vom Sitz zugleich:
„Hier beichte kein Fürſt von Öſterreich.“

Ins Freie führt er ihn hinaus
Zur Gartenhöh' vor ſeinem Haus.
Das Gärtlein gleicht ſchier ſeinem Herrn,
Scheint ſeiner Seele bildlicher Kern,
Wie Becherklang zu Glockentönen,
So ſteht hier Nützliches zum Schönen.
Die Beete rings in Tafeln gelegt,
Mit Kohl und Kräutern wohlgepflegt:
Den ſchlichten Küchenflor verſchönt
Inmitten die blühende Roſenlaube,
Wie einſt mit Glorienglanz der Glaube
Ein redlich Erdenwallen krönt.
Dort auf die Bank im Roſenſtrauch
Läßt nieder Wigand ſich und ſpricht:
„Vor des Geklagten Angeſicht
Den Kläger ſtell'n, iſt Richterbrauch.“
Dann läßt er rings die Blicke gleiten,
Man überſah hier Landesweiten,
Die grünen Aun am ſchönen Strom,
Die Saatgefilde, Rebgelände,
Der Grenzgebirge blaue Wände,
Die blanke Stadt mit ihrem Dom,
Die Schiffer in den Silberwogen,
Die Wandrer, die des Weges zogen:

„Vor deinem Blick dein herrlich Reich,
Hier beichte, Fürſt von Öſterreich!“

Der Fürſt ſinkt auf das Knie, er ſchlägt
Die Fauſt zum Herzen, reubewegt,
Und ſpricht: „Ich armer, ſündiger Mann,
Vor Gott und Euch klag' ich mich an.
Die eine Bruſt mit mir genährt,
Die Brüder hielt ich haſſenswert,
Gen eigne Brüder focht mein Schwert.“
Der Prieſter ſchweigt, nur ſeine Hand
Bricht eine Roſe von der Wand.

„Aus Czechs und Attilas Geſchlecht
Die Feinde hetzt' ich ins Gefecht
Gen Öſtreich. Weh, ſo Gott es rächt!“
Der Prieſter ſchweigt, nur bricht die Hand
Noch eine Roſe von der Wand.

„Bald hielt ich Papſt, bald Kaiſer wert,
Schlecht deckt die Stirne, ſchmachbeſchwert,
Geweihter Hut, vom Papſt verehrt.“
Der Prieſter ſchweigt, nur bricht die Hand
Noch eine Roſe von der Wand.

„Den Kriegern brachte mein Gebot,
Ein ſchlechter Führer, Schmach und Not.
Weh, über mich ihr Schmerz und Tod!“
Der Prieſter ſchweigt, nur bricht die Hand
Noch eine Roſe von der Wand.

„O jener Flucht, die 's Herz mir brach,
Als ſelbſt der liebſte Bruder ſprach:
Nie kam auf Habsburg ſolche Schmach!“
Der Prieſter ſchweigt, nur bricht die Hand
Noch eine Roſe von der Wand.

„Und ſo in Eigenſucht vermeſſen
Hab' ich des Volkes Heil vergeſſen!
Ich bin zu Ende all des Böſen,

Wohl mir, könnt Ihr davon mich lösen."
Noch schweigt der Priester, bis die Hand
Zum Kranze schön die Rosen band.

Er fügt das Kränzlein morgenlicht
In Ottos Locken dann und spricht:
„Bet diesen Rosenkranz als Buße,
Bet ihn mit Herz und Hand und Blick!
Du trägst zum Schwert kein groß Geschick,
Drum wirf's zum Grund dem tiefsten Flusse.
Durch Krieg den Volksschmerz heilen, heißt
Enthaupten den, den Zahnschmerz plagt,
Und hängen den, der Halsweh klagt;
Zwar hilft das Mittelchen zumeist.
Als König Artus kam zu Ende,
Schifft' er in einen Felsensee,
Schwarz, trostlos, kahl, wie Erdenweh;
Sein Schwert ihm trugen Pagenhände,
Eskalibor, das kühnste Eisen,
Das Helden neiden, Sänger preisen.
Der König aber, schmerzbeklommen,
Warf fort das Schwert zur tiefsten Flut:
Da ward von ihm der Schmerz genommen,
Die Wellen wie ein Frührot glommen,
Als löse sich vom Stahl das Blut,
Sein Nachen sich als Schwan bewegt,
Und Engelflügel sein Page trägt,
Der Fels schwingt einen Blütenwald,
Dazwischen Nachtigallen flöten,
Und Artus ist hinübergewallt
Auf Liedern und auf Morgenröten.
Was er im Tod, im Leben tu',
Halt fest es, was er trug von hinnen,
Womit er schloß, anfange du,
Mit Morgenröten zu beginnen! —
Die Welt ist Leidens, Jammers voll,
Und Schmerzen stacheln Klag' und Groll!
Sann einer, wie er recht dich kränke,

Und schoß den Pfeil, dein Mund doch lacht,
Ist zum Gekränkten er gemacht!
So, Freund, dem Leid genüber denke.
Klopf auf den Ton, in Staub wird er fallen,
Schlag den Achat, und Funken wallen!
Laß nie ein finsteres Verhängen
Den Trauermantel auf dir zwängen;
Wer ist der Größere dieser zwei:
Der trägt des Zwingherrn Knechtlivrei,
Der lieber wandelt nackt, doch frei?
Sei nicht dem Strome gleich, der rollt,
Jedwedem Eindruck weich und hold,
Bald ist er blau vom Himmelsblau,
Bald ist er grau vom Wolkengrau,
Hier ist er grün im Wälderſaal,
Dort ist er fahl im Felsental;
Leit ihn in Grotten, er ist das Dunkel,
Führ ihn zu Tag, er ist Gefunkel!
Was ist er selbst? Nun, sag mir's wer:
Ei, Wasser, Wasser, sonst nichts mehr!
Selbst wenn ihn Kampfeslust gepackt,
Und er sich stürzt als Katarakt,
Er ringt und rast, doch weh, er zerschlägt
Sich selbst nur und das Bild, das er trägt.
Doch sei dem Licht gleich, unbemerkt,
Wenn Tagesglanz die Augen stärkt,
Doch schön zum Leuchten angefacht
In schwarzer Nacht, in finstrem Schacht,
Je schneller die Finsternis, du schneller,
Je dunkler das Dunkel, du so heller,
Ein helles Lachen ist das Licht,
Das Hohn der Schattenohnmacht spricht;
Am Tage nur fließt es zusammen
In eines größern Lichtes Flammen.
So leuchten echte Feuerherzen
Am hellsten in der Nacht der Schmerzen.
Zwar scheint manch eins von düstrem Mut,
Doch innen tief ist Heiterkeit,

Der Kohle gleich im Trauerkleid,
Doch ihrer Seele Stoff ist Glut.
Sei deines Landes frohester Mann,
Daß sich dein Volk an dir erhelle,
Wie eines Dochtes Licht gar schnelle
Viel tausend Fackeln zünden kann!
Doch froh zu werden, sei erst gut!
Die Güte nur gibt freudigen Mut,
Das Lachen ist der Regenbogen,
Der dunklem Grund des Sturms entsteigt,
Als Siegeszeichen zwar gezogen
Und doch dem Frieden hold geneigt.
Mit Lachen führ' in Sturmestücke
Ein heitrer Fürst sein Volk zum Glücke,
Ein heitrer Held das Heer zum Siege,
Ein heitrer Pfaff zur Himmelsstiege,
Die bis ins Haus euch Stufen reiht!
Zum Schmerz nicht hat uns Christ befreit;
Das Haupt des Heilands selbst betrachtet!
Den Dornengürtel, der's umnachtet,
Umquillt die goldene Glorie ganz,
Wie eines Himmelslächelns Glanz;
Wir sehn entsetzt die Wunden, draus
Blutströme auf den Rasen klopfen;
Von oben nimmt sich's anders aus:
Ihm fließt nur Lächeln um den Mund,
Sein Auge sieht, wie jeder Tropfen
Als Rosenstrauß fällt auf den Grund. —
Dir ist ein schönes Los gespart!
Wo Fürstengrößen ihr Angedenken
Nur aus gekränkten Herzen tränken,
Klingt dir's zum Ruhm nicht kleiner Art,
Spricht der Chronist in fernen Tagen:
„Von diesem weiß ich nichts zu sagen!"
Dein Bild in Habsburgs Ahnenhallen
Macht hold manch spätes Herz dir wallen;
Einförmig lange Bildnisreihn
Mit Kronen all' und Herzogshüten!

Der Maler ſchlang nur dir allein
Ums Haupt den Reif von Roſenblüten;
Das letzte nicht iſt's von den Loſen.
Zieh hin und kränze dich mit Roſen!"

Und ſo geſchah's, daß Roſenglut
Einſt ſtand bei Öſtreichs Herzogshut.

Nithart.

Des wart Engelmar gewar,
Er ſprach: „her Nithart, der iſt hie,
der uns geſpöttes nie erlie:
wol uf, da wir in vinden!
Ir ſolt in keines argen niht gedenken:
ir get mir zühtiklichen nach;
ouch ſit ze vehten niht ze gach:
wir ſuln im vrolich ſchenken."
Nithart (nach v. d. Hagens Ausg.).

Lenzfeier Allerſeelen.

Und wieder iſt Lenz im Oſtenland,
Wie's tauſendmal war und noch wird ſein;
Eintönig webt jahraus, jahrein
Natur, die Magd, mit ſtumpfer Hand
Aus ſelbem Stoff dasſelbe Band;
Was all' in ihr Gewebe ſie flicht,
Maikränze, Vogelſang, Morgenlicht
Und Laub und Duft, was iſt es auch
Als flüchtiger Schall und Staub und Hauch?
Da tönt ein Spruch nur über den Rocken,
Und grauer Hanf wird zu goldnen Flocken!
Den Zauber ſpricht das Menſchenherz,
Und rings iſt Glanz, Mutwill' und Scherz!
Durch Frühlings buntes Einerlei
Ergeht ſich die Dichterſeele frei,
Sieht rings die Keime von Tod und Zerfallen
Und ahnt das eigne unſterbliche Wallen.

Verblühend ſpricht zu ihr die Blüte,
Verduftend ruft zu ihr der Duft,
Verklingend fleht der Klang in der Luft:
O wahr' uns ein Daſein in deinem Gemüte!
Der Dichter läßt ins Lied ſie ſchweben,
Sie blühn und duften, klingen und leben!
Am Bach den Narziß berührt er kaum,
Da ſpringt ein Götterknab' aus dem Traum,
Und Nachtigallen, Schwalben fahl
Sind Königstöchter im Fürſtenſaal;
Die glatte Schlang' im Mondenſchein
Stolziert mit dem Krönlein von Golde rein,
Von eklem Gewürm und Getieren wild
Streift er die Hülle der Häßlichkeit,
Denn Prinzen ſind's vom älteſten Schild,
Nur harrend der Erlöſungszeit;
Die Himmelsöde gibt er frei
Als Schaugerüſt der Götterſchar,
Für Götter ein Schauſpiel iſt's fürwahr,
Herabzuſehn auf das Weltturnei;
Er fühlt's mit Stolz, die Gaffer oben,
Sie müſſen die Kämpfer bewundern, loben.
Ein Fähnlein Götter, das Raum nicht gefunden,
Entſandt' er, da er's entbehren kann,
Zum ſtillen Hain, in den finſtern Tann,
Dem Waldeseinſam zu kürzen die Stunden.
So Menſchenherz, ſo Dichtermund
Tut ihr zur Welt euer Wunder kund,
Zwei Magier, die am Hofe gewandt
Den Zauber mit neuem Zauber gebannt;
Was ſag' ich zwei, die eins im Bund,
Die Magier ſind ja einverſtanden!
Jed' Herz iſt eines Dichters Zelle,
Und klang ſein Lied nicht allen Landen,
Im Weltgeſang doch fand es die Stelle.
O könnten die Herzen, die noch lodern,
Aufſchlagen das grüne Leichentuch
Und leſen das große Liederbuch

In tausend und tausend Herzen, die modern!
Manch eines, das stumm dahingefahren,
Kann Lenzgeheimnisse offenbaren,
Denn jedes hat, bevor es gebrochen,
Das Lied gesungen, das Wort gesprochen,
Das der Natur werktägigen Rocken
Verzaubert in märchengoldene Flocken.
Sie weiß zu danken; wenn Lerchenschlag
Einläutet des Maien Feiertag,
Entzündet sie Blumen und Blümlein in Massen,
Gleich Fackeln und Ampeln hellen Scheins
Auf allen Gräbern, vergißt wohl keins,
Wie lieben Toten wir flammen lassen
Viel Lichter und Lichtlein im Friedhofshage
Voll Wehmut am Allerseelentage.

Das erste Veilchen.

Durch Auen der Donau schritt und sann
Herr Nithart, Herzog Ottens Mann;
Ein süßer Dichter, der weit im Gau
Ausfliegen läßt die Liederschwärme,
Wie Lerchen, schimmernd vom Frühlingstau,
Wie Bienlein, tragend Honig der Au,
Doch auch den Stachel, der manchen härme;
Nur grünen Mai in wonnigem Reihn
Singt er allimmer und allerwärts,
Doch schmeichelt sein Lied in Seelen sich ein,
Denn ewig jung sind Lenz und Herz;
Nachsingt es zur Harfe Fräulein und Ritter,
Zur Sichel und Sense johlt es der Schnitter.
O Liedesgabe, ins ärmste Haus
Trägst du Feldblumen zum Fensterstrauß,
Du hängst in die öde Fürstenhall'
Das Bauer der schmetternden Nachtigall! —
Zeit war's des Märzen, des Täufers Tage,
Der Frühlings, des Heilands Kommen kündet;
Noch ruht Erwarten über dem Hage,

Die Opferglut wird erſt entzündet,
Nur Spitzen keimen der wogenden Halme,
Nur Knoſpen lauſchen der flammenden Blüte,
Vorklänge nur zwitſchern rauſchender Pſalme,
Vorahnung der Luſt erwacht im Gemüte,
Wie harrende Kinder nur mit Zagen
Zum Glanz des Weihnachtsbaums ſich wagen.
Natur gleicht noch der Maid, die vom Kinde
Zur blühenden Jungfrau reifend gedeiht;
Das Herz pocht, ſchwankend, was es empfinde.
Der Blick glüht tiefer in Wonn' und Leid,
Die Brüſtlein knoſpen, die Wangen erröten,
Die Lippen ſchwellen, die Worte flöten;
Genuß ſteht fern in heiligem Bann,
Vorahnend nur Seligkeit dem Mann,
Dem ganz der Lebensmai einſt glüht,
Wenn dieſer Mund im Kuß aufblüht,
Ihn dieſer Arme Ranken umſchlingen,
Ihm dieſe Lippen Liebe ſingen,
Und Herz in Herz zuſammenſprüht!

In Nitharts Seele ſo gaukeln und ſchwanken
Die Liederkeime, junge Gedanken,
Feldblumen ſind's, die er pflückte kaum,
Doch ſucht er noch das verſchlingende Band,
Die Küchlein der Vögel ſind's, noch im Flaum,
Die er einſt fliegen läßt durchs Land.

O ſüße Störung, lieblicher Fund,
Das erſte Veilchen im grünen Grund.

Nithart aufs Knie ſich niederließ,
Nahm flink vom Haupt den Federhut,
Und zu dem Veilchen ſprach er dies:
„O ſchönes Herrlein, willkommen gut!
Du lieblichſter Bote des mächtigſten Herrn,
Ich kenne dein blaues Barett mit dem Stern,
Den grünen Stab, der ſtützend dich wiegt,
Den Wappenrock, der grün dich umſchmiegt,

Grün tragen die irrenden Ritter gern!
Lenzherold, willkommen in diesem Land!
Das schöne Östreich ist sein Name,
Hier herrschen zwei Brüder mit milder Hand;
Der ein' ist Albrecht der Weise genannt.
Doch öfter heißt er Albrecht der Lahme,
Ans krumme Bein viel lieber glaubt
Die Welt, als ans gesunde Haupt;
Der andre Otto, der frohe Geselle,
Verschönt den Fürstenhut mit der Schelle.
So hat er mir, dem Diener, entboten:
„Zieh hin und suche des Frühlings Boten!
Vom Lenz trag' ich zu Lehn mein Land,
Er selbst den Lehnbrief zierlich schrieb
Auf grünem Grund, der dem Auge lieb,
Vollmond hängt als Sigill am Rand,
Die Initialen sind Morgenröten,
Die Lettern geschwungne Blumendolden,
Die Interpunktionen Sterne golden,
Das liest sich so lieblich, als klängen Flöten;
Drin steht: „Wie ich die Wälder und Hecken,
Sollst du dein Volk zum Blühen wecken,
Die Nebel scheuchen, die Eise sprengen,
Die sein erwachend Herz noch engen,
Des Geistes Saaten reifen und hüten,
Mit Kränzen weckend neue Blüten;
So grüne, glänze maiengleich
Das Frühlingseigen Österreich!"
Nicht ziemt sich's, zieht ein Kaiser die Straße,
Daß unbegrüßt sein Vasall ihn lasse;
Nun König Lenz mein Land durchwallt
Mit Hof und Kammer und Heeresbann,
Wer zeigt mir seines Zeltes Halt,
Daß schuld'gen Gruß ich bieten kann?
Wer lehrt mich, wie ich den Herren finde
Inmitten dem prächtigen Hofgesinde?
Hier, dort und überall erschien er,
Und mein' ich, er sei's, ist's doch nur sein Diener.

Drum was wir dem Herrn nicht bieten können,
Das wollen wir seinem Gesandten gönnen,
In Samt und Purpur ihn empfangen,
Als käme der König selbst gegangen.
Truchseß und Schenk soll ihm kredenzen,
Ihm dienen Marschall und Kämmerlinge,
Die Ritter neigen vor ihm die Klinge,
In weißem Gewand ihn Jungfraun kränzen:
Mit Zimbeln und Harfen, mit Flöten und Geigen
Umschling', umkling' ihn wonniger Reigen!
Nun, schönes Herrlein, rastet aus,
Geduldet hier im Gesandtenhaus,
Von dessen Zinnen gar wohlgemut
Im Banner die Landesfarben wehn."
Das Veilchen bedeckt er mit seinem Hut,
Drauf weiß und rot die Federn stehn.
Dann eilt er fort auf flüchtigen Sohlen,
Den Fürsten und seinen Hof zu holen.

Da kommen Bauern des Wegs geschritten,
Den Lenz auch feiernd nach ihren Sitten.
Der ein' erkennt Herrn Nitharts Hut,
Lüpft ihn und späht, was drunter ruht?
„Ein Veilchen nur! Wie unverdrossen
Herrn Nitharts Hirn in Kinderpossen!"
Da drängt sich durch die Schar ein Bauer,
Der Engelmar aus Zeiselmauer,
Ungleichen Schrittes wallt er drein,
Ein Stelzfuß ist sein rechtes Bein,
Doch tritt er fest und trägt mit Stolz
Des hölzernen Schlachtfelds Narbe von Holz,
Gedenk des heißen Tags im Krug,
Draus man ihn wund, doch siegreich trug.
Sein derber Geist ist ein Gemenge
Von frischer Schalkheit und herber Strenge,
Gleichwie das Dunkel seiner Locken
Manch weiße Jenseitsblüte färbt,
Und scharfe Furchen sich eingekerbt

In ſeiner Wangen feiſt Frohlocken.
Sein Haupt bedeckt ein Gugelhut,
Am Wanſt ihm hängt ein Degen gut,
Noch trugen die Bauern Waff' und Wehren;
Sie lernten's von den geſtachelten Ähren,
Sie lernten's von den Bienen klein,
Gewaffnet für ſüßen Reichtum ſein.
Ihr armen Bienen, ſie nahmen euch
Den Stachel mit dem Honig zugleich!
Er ſprach: „Kein Kinderſpiel um Flitter,
Es iſt ein keck Beſitzergreifen,
Denn ungehemmt will Fürſt und Ritter
Und Pfaff durch unſer Eigen ſchweifen!
Ein zartes Spitzlein nur hat der Keil,
Doch weh, iſt das in den Stamm gedrungen!
Das Werk der Zerklüftung, halbgelungen,
Vollenden Hammer, Säg' und Beil.
Heut' iſt ein Veilchen nur die Beute,
Doch morgen iſt's der Fiſch im See,
Das Wild im Forſt, des Lämmleins Schnee,
Der Dirne Kranz und Hof und Leute,
Der Hände Schaffen, des Herzens Glaube,
Ein Sterbekittel bleibt uns zum Modern!
Drum wehrt des Keiles Eindrang heute,
Daß euch die Zeit nicht alles raube,
Daß nicht, wenn ſpäter heim wir's fodern,
Die Kronen wanken, die Burgen lodern!
Des Ritters iſt der Waffenſaal,
Des Fürſten der Pergamentenbund,
Des Pfaffen iſt Brevier und Pokal,
Des freien Bauers der freie Grund!
Der Lenz, kein Traumſpiel unſrem Geiſt,
Iſt uns ein wahrer, heiliger Glaube,
Der reichen Lohn den Mühen verheißt
Und ſich erfüllt in Korn und Traube,
Der im Entbehren, Dulden uns ſtärke
Durch ſtilles Hoffen und gute Werke.
Ein Prieſter, predigend ſeine Lehre,

Iſt jede Blüte, jede Ähre;
Dies Veilchen, ich erkenn's am Barette,
Trägt eines Kirchenfürſten Ehre,
Denn Biſchofsfarb' iſt die violette.
Wir löſen's aus dem Kerkerverlies,
In deſſen Nacht es Nithart ſtieß.
Wie auf dem Turm das Kreuz, ſo prange
Es licht und frei auf hoher Stange,
Begrüßt vom flötenden Hirtenrohr,
Umkreiſt vom blühenden Dirnenchor,
Sackpfeif' und Schalmei, Hackbrett und Geigen
Umſchling' es, umkling' es in wonnigem Reigen!"

Soll Hoffeſt ſein der Lenzbeginn,
Sei er's am Bauers-, nicht Herzogshofe,
Die Märzenſonn' iſt keine Zofe,
Nein, wangenrote Bäuerin,
Die fleißig die goldene Spindel dreht
Und Futter ſtreut und Saaten ſät.

Fort mit dem Veilchen zog die Menge,
Ein Bauer blieb am Ort allein;
Weh, daß kein Menſchenkreis ſo klein,
In den der Frevler ſich nicht dränge,
Wie Diebsliſt in das Jahrmarktfeſt,
Ins Luſtturnier des Unfalls Tücke!
Er hob den Hut und ließ zurücke,
Was ſich nicht ſingen und ſagen läßt.

Nithart kehrt wieder mit dem Hofe,
Mit Ritter und Geiger, Knapp' und Zofe,
Sie reihn ſich um den Hut im Kreis;
Der Herzog übermurmelt leis
Den Spruch, den Nithart ihm erſann,
Der Wonne froh, daß bald ſein Laut
Im Fürſtenmund das Volk erbaut.
„O du," Fürſt Otto jetzt begann,
Doch ſpricht er nicht der Rede Reſt,
Denn Nithart hebt den Hut und ſchaut,
Was ſich nicht ſingen und ſagen läßt.

Es ſchnellt ihn auf wie Stahleskraft,
Er reckt ſich hoch wie Speeresſchaft,
Sein Degen klirrt, als lechzt' er Fehde,
Echo des Schwerts iſt ſeine Rede:
„Gemeinheit, ekle Spinnenbrut,
Den goldnen Opferkelch umwebend,
Du Straßenſtaub, mit Juwelenmut
Als Saum an Purpurſchleppen klebend,
Mehltau, der alles Blühen ſchreckt,
Roſtmal, das blankſte Panzer fleckt!"

Indes ſo ſeine Worte klirren,
Vernimmt er fern ein liebliches Schwirren,
Die Veilchenſtang', er ſieht ſie gut,
Trägt Engelmar mit dem Gugelhut,
Sackpfeif' und Schalmei, Hackbrett und Geigen
Umſchlingen, umklingen den Bauernreigen.

„Dir, Dieb und Schänder, und euch, ihr Toren,
Sei feurige Rache zugeſchworen!
Nennt, wenn ihr Nithart den Sänger meint,
Jetzt Nithart nur den Bauernfeind.
Rächt, Tributäre der Natur,
Die Schmach, die einer aus euch erfuhr,
Mordbrenner werde, gütige Sonne,
Seng ihre Saat, ſchlürf ihre Bronne,
Dann praßle nieder, Sündflutregen,
Was übrig blieb, noch wegzufegen;
Sperlinge, verdoppelt die Sperlingsart,
Verſchlingt, was Scheuer und Tenne ſpart!
Weil Blüten ſie lieben, blüh' im Korn
Der Fuchsſchwanz ihnen, Diſtel und Dorn;
Heuſchrecken, ſeid die Falter der Au,
Ihr Hagelſchloßen, ſeid Morgentau!
Ja, Engelmar, weil zum Entzücken
Du liebſt das ſchöne Veilchenblau,
Will eine ganze Veilchenau
Ich pflanzen auf deinen breiten Rücken!"

Herr Nithart ſpringt auf die Bauernſchar,
Zur Wehre greift der Engelmar,
Es ſchweigt die Schalmei, es ſtocken die Geigen,
Ein Kranz, der riß, zerſtäubt der Reigen,
Der Taktſchlag nur noch munter ſauſt!
Das iſt ein Gedräng', ein irr Gewühle!
O Nithart mit dem weichen Gefühle,
Was führſt du ſo derbe, harte Fauſt!

Herr Nithart iſt als Sieger gekehrt,
Das Veilchen ſtolz auf langer Stangen,
Vom Herzog wird's in Purpur empfangen,
Die Ritter neigen zum Grund ihr Schwert,
Von Zimbeln und Harfen, von Flöten und Geigen
Umſchlingt es, umklingt es ein wonniger Reigen.

Ein Hoffeſt ward der Lenzbeginn
Am Herzogs-, nicht am Bauershofe,
Märzſonn' iſt keine Bäuerin,
Sie ward zur anmutreichen Zofe,
Die glänzend in goldnem Kleide geht
Und ſpielend den Flammenſpiegel dreht.

Der Kampf, der um ein Blümlein heute
Unblut'ge Wunden, Beulen geſchlagen,
Er ſchlägt um reichere, größre Beute
Einſt Wunden, die nicht zu heilen wagen;
Sie werden heim die Beute fodern,
Dann wanken Kronen, Burgen lodern!
Das Lied doch greift nicht vor den Zeiten,
Es darf noch durch die Blumen ſchreiten.

Bauernkrieg.

Nithart ein Prediger.

Herr Nithart ſinnt auf Rache viel,
Mit Liſt und Wahnwitz falſcher Lehren
Will er der Bauern Hirn beſchweren;
Das Bauernherz macht leicht ſein Spiel.

Empfänglich wie das Ackerfeld
Iſt's jeder Saat, die du beſtellt.
Da wogt in ſchwerem Gold das Korn,
Der Lein in wellenblauer Flut,
Da flammt der Mohn wie dunkles Blut,
Da ſtarrt der Karde fahler Dorn.
Das Samenkorn, wenn nicht veraltet,
Schlägt Wurzel gern und ſchießt zur Ähre,
Kund war der Welt noch keine Lehre,
Drin nicht ein Reſt von Keimkraft waltet;
Und wie, wenn milder Regen gefloſſen,
Erdſchollen gierig die Saat verſchlangen,
So reift der Herzen Grund zum Empfangen,
Wenn kühler Wein ihn lind begoſſen.

Ein Montagsmorgen war's, mich deucht,
Den Tag vorher gab's ſolchen Regen,
Die Bauern lagen an Hecken und Stegen
Wie Erdenſchollen noch regenfeucht.
Horch, in der Donau ein Plätſchern und Schlagen!
Ein Schwimmer rudert und ſpringt ans Land,
Herr Nithart iſt's, in dem Gewand
Das Schwimmer trugen ſeit ält'ſten Tagen.

So ſpricht er zu den Bauern am Strand:
„Das Paradies iſt wiederkommen,
Und Krieg dem Feigenblatt entglommen!
Der Ritter kauft dem Knecht Livrein
Nach eigner Wahl Zwilch oder Seide;
Meint ihr zu arm des Herrgotts Schrein,
Daß, wollt' er's, er in Watt' euch kleide?
Bär wird in der Wildſchur geboren,
Pfau ſpringt aus dem Ei im Hofgeſchmeide,
Der Hahn mit Helm, Goldwams und Sporen,
Im weißen Chorhemd die fromme Taube;
Sprangt aus dem Mutterleib ihr Toren
Mit Schuh und Mantel, Gugel und Schaube?
Drum laßt uns tragen Adams Kleider,
Bevor er die ſeltne Ernte hatt'

Vom Apfelbaum ein Feigenblatt,
Bevor er ward der erſte Schneider.
Wir büßen nimmer an ſeiner Statt!
Sein Blättlein dennoch reckte die Zeit
Zum faltigen Mantel, zum farbigen Kleid,
Blattrippen ſind die Gürtel, die Spangen,
Und Knoſpen die Schellen, ſo dran hangen;
Schier ward's zum Feigenhaine bald,
Als hättſt du verſchluckt den Apfelwald!
Da Brüder ihr der Sünden frei,
Werft ab der Sünde Liverei!
Ruft lauten Ruſs: „„Wir Adamiten,
Wir kommen durchs Paradies geſchritten!““ —
Schon fällt ein Rock hier, dort ein Kragen,
Nur einer hat ſich noch bedacht:
„Wohlfeil und leicht iſt deine Tracht,
Nur etwas kühl in Wintertagen!“
„„O Närrchen, iſt's nicht Sommer klar,
Nun ich der Unſchuld Kleid verkündigt?
Wird's kälter einſt, wie leicht erſündigt
Iſt dir ein Wams, ein Pelz ſogar!““
Das Wort flog hin wie Herbſtſturms Wallen,
Der macht die Blätter alle fallen.

Nithart ſchleicht fort zur Brombeerhecke,
Nimmt dort ſein Kleid aus dem Verſtecke,
Entblößt nur läßt er ſeinen Rücken,
Der Beeren Saft darauf zu drücken,
Daß er gerötet ſcheint zu bluten!
Dann ſchneidet er vom Strauche Ruten.
Die Flanken ſtreichend mit linden Schlägen,
Tritt er der nächſten Schar entgegen:

„Herbei zur großen Geißelfahrt,
Die kund im Himmelsbrief uns ward,
Geſchrieben auf roten Marmelſtein,
Die Fackel hält ein Engel zart,
Ein Blitzſtrahl iſt der Kerzenſchein!
Nicht Waſſer, das Wolf und Eber ſauft,

Das Blut, das eigne Blut nur tauft;
Liebt Gott der Herr das Waſſer? Nein!
Drum wandelt' er's in Kanas Keller
Zu Rotwein einſt, zu Muskateller.
Noch feſter als in eurer Haut
Steckt ihr in Sünden, — die zerhaut!
Der Menſch iſt eine Garbe des Herrn,
Drum, Freund, den Flegel tüchtig ſchwinge,
Daß aus der Ährenhülſe ſpringe
Des Heiles Korn, der innre Kern!
Schlag ſelber dich, eh' Gott dich ſchlage,
Klag ſelbſt dich an, eh' dir's entnage
Die Folterbank am jüngſten Tage!
Das ſünd'ge Glied beſchäm' und ächte!
Die linke Hand du Dieb aufſtrecke,
Du Mörder und Räuber deine Rechte,
Du Lügner deine Zunge recke,
Des Meineids Finger luftwärts ſteige,
Daß jeder Teufel ſein Wappen zeige!
Ihr ſollt von Haſeln und von Weiden
Die grünen Zweige zu Ruten ſchneiden,
Dann ſingt und ſchlagt den Takt mit Kraft:
„„Wir ſind die Geißelbruderſchaft,
Zu frommer Bußfahrt aufgerafft!““
Nehmt Kreuze rot auf Hut und Band,
Kirchfahnen nehmt und Kerzen zur Hand!“ —
Die Predigt fand nicht Mißbehagen;
Der denkt: „Ich mag die Bußfahrt wagen!
Der volle Gurt, der mir verſchwand,
Ob Jürg wohl ſtreckt die linke Hand?“
Der denkt: „Wohlauf, nun wird mir's tagen,
Ob Nachbar Jobſt mein Weibchen küßte?
Wie der die Lippen ſpitzen müßte!“
Nur einer fragt, er liebt das Fragen:
„Was ſpracht ihr dort vom Muskateller?“
„„Den findet ihr im Herzogskeller;
Des Thrones Schutz reift erſt die Lehren,
Drum zieht, den Herzog zu bekehren!““

Da ward es allen klar geſchwind,
Was ſie für arge Sünder ſind,
Da ſprangen ſie zu Birken und Weiden,
Die Zweige ſich zu Ruten zu ſchneiden.

Sie wallen fort. Nithart verſchwand,
Doch kehrt er bald im Mönchsgewand,
Die Kutte braun zu Ferſen ihm wallt,
Ein hänfner Strick den Leib umſchnallt,
Aus der Kapuz', aufs Haupt gezuckt,
Sein Äugleinpaar gar liſtig guckt,
Ein Wäglein raſſelt hinterher
Von braunen Lodenkutten ſchwer,
Die Zügel lenkt vom Sitz ein dreiſter
Bartſcherer, des Geſpannes Meiſter.
Jetzt halten ſie auf grünem Plan;
Von Bauern liegt dort eine Schar,
Mit Sonntagskleidern angetan,
In ihrer Mitten Engelmar,
Im Zauberbann der Johannisminne,
In tiefem Schlaf, bar aller Sinne.
Nithart löſt ihre Kleider ganz
Und ſteckt ſie flink in Kloſtertracht,
Dann birgt er ihre Waffen ſacht,
Gibt Strick dafür und Roſenkranz.
„Nun, Biſchof, nun beginnt die Weihe!"
Die Stirnen all zu Glatzen mäht
Nithardts Geſelle nach der Reihe,
Bis an den Schläfen ein Kranz nur ſteht
Dann legt ſich Nithart zu den Pfaffen:
Ob ſie ſich bald dem Schlaf entraffen?

Der erſt' erwacht der Engelmar,
Halbwach ſieht er den braunen Talar
Greift raſch ans Haupt, ihm ſchnellt's die Hand
Als ſteh' die Glatz in hellem Brand:
„Weh mir, ich bin ein Pfaff' geworden,
Muß Buße tun in ſtrengem Orden!"
Ein andrer ſprach: „Amt muß ich ſingen!

Die Leitkuh hört' im Traum ich läuten;
Den Glockenruf kann ich nun deuten
Und frommes Melken, Wedelſchwingen!"
Den dritten freut der kahle Scheitel:
„Zu Trotz der Käthe welch ein Schwang,
Fährt ſie nach meinem Schopf im Zank!"
Ein vierter lallt: „O all iſt eitel!
Mir träumt', ich ſang Schelmlieder frei,
Doch waren's Mönchsgelübde drei!"
Ein fünfter ſprach: „Arm will ich ſein
An Müh' und Arbeit, Sorg' und Pein!"
Ein ſechſter rief: „Gehorſam fein
Gelob' ich dem ſchönen Glockenſchalle,
Dem Ruf in Refektoriums Halle."
Ein andrer: „Keuſch bleib ich im Chor,
Bei Prim' und Non' in Takt und Maß;
Doch Prim der Nonne wäre baß!"
Nithart droht mit dem Finger empor,
Doch tröſtet er mit mildem Laute:
„Etsi non caste, tamen caute!"
„Der Nithart hier!" ein andrer ſchreit,
„Wie kommt der Schelm' ins heil'ge Kleid?"
Er ſpricht: „Wie ihr, bereu' ich Sünden,
Wie ihr, muß ich das Wort verkünden.
Die ſchwerſte Buß' iſt mir geworden;
Der Abt zu ſein in eurem Orden!
Jetzt zieht, den Herzog zu bekehren,
Des Hofes Sonne reif' uns die Ähren!
Voraus zum Fürſten geh' ich ſchnelle,
Zu ſehn um Kloſter und Kapelle."
Nithart tritt in den Fürſtenſaal,
Verneigend ſich im Mönchsgewand,
Und führt an des Balkones Rand
Den Fürſten und die Dienerzahl:
„Ich bin ein würd'ger Abt geworden,
Geſtiftet hab' ich neuen Orden;
Der Bauern Trotz hab' ich geſchmeidigt,
Selbſt ſtrafen ſich, die mich beleidigt."

Hei, auf der Brücke vor dem Tor
Welch irr Geschrei, welch bunt Gedränge!
Die Mönche stimmen an den Chor,
Ein wirres Ton- und Wortgemenge.
Diskant und Baß, nun Kyrie,
Nun Libera nos domine,
Dabei manch Klang vom Krug und Pflug!
Es lenkt der Engelmar den Zug
Als Prior, doch mit Hott und He!
Drein prasselt wie ein Sommerregen
Der Fall und Schall von Geißelschlägen,
Das singt und schlägt den Takt mit Kraft:
„Wir sind die Geißelbruderschaft,
Zur großen Betfahrt aufgerafft!"
Mönchchor und Geißlerschaft sich mengt.
Auf sie die dritte Rotte drängt
Im Unschuldskleid nach Edens Schnitte,
— Der Frauen Aug' senkt sich mit Sitte, —
Laut schallt ihr Sang: „Wir Adamiten,
Wir kommen durchs Paradies geschritten!"
Das tost und drängt und kreischt, o Greuel,
Ein unentwirrbar wilder Knäuel!

Bang seufzt der Fürst: „Was wird nun draus?"
Nithart ruft vom Balkon wie aus Wolken:
„Die Kühe sind noch ungemolken!"
Da löst entwirrend sich der Strauß.
„Herr, Bauern werden wieder draus."

Ein ländliches Fest.

Zum Herzog Otto Nithart spricht:
„Im Dorf ist morgen Kirmestag,
Herr, lade die Bauern zum Gelag,
Zu edlem Wein und feinem Gericht,
Daß Enkel noch in späten Tagen
Von deiner Milde wissen zu sagen!"
Was heimlich er denkt, doch sagt er nicht.
Hab' ich sie nur beisammen morgen,

Ein andrer wird für Rache ſorgen!
Ein ſchönes Fräulein, wie Göttin Hebe,
Ein lieblich Feenkind war die Rebe,
Schlankgewächſigen Leibs zum Himmel ragend,
Feinrankige Arme in Anmut tragend,
Mit Tänzen, Gebärden mancherlei,
So jugendlich keck, ſo göttlich frei.
Die Maid im Garten ein Bauer fand
Mit hartem Herzen, rauher Hand;
Er feſſelt ſie zum Marterpfahl,
Beſchwert die Glieder mit Kett' und Band,
Erſinnt ihr Qualen ohne Zahl;
Die Äuglein blendet ſein ſcharfer Stahl,
Die ſchönen Arme ſchneidet er ab,
Verſtümmelt und krümmt den wonnigen Leib,
Bis ſie gebückt am Krückenſtab
Hinſchleicht ein höckrig altes Weib,
Dann ſenkt er lebend ſie ins Grab.
Vergeltung doch hat ſie dem Toren,
Dem Peiniger ihres Leibs geſchworen,
Unſühnbar ſich in Rache zu laben,
Bei jedem Feſt ein Opfer zu haben.
Und der gemordeten Rebe Geiſt
Erſcheint beim Feſtmahl ihm und reißt
Zu Boden ihn mit mächtiger Fauſt,
Daß Wahnwitz ſein Gehirn durchbrauſt;
Zum Tier ſoll er verwandelt ſein,
Erſt Täubchen, Tiger dann und Schwein;
Gefühlvoll erſt, rauflustig dann,
Unflätig zuletzt iſt der trunkne Mann.
Der Taubengeiſt wird lang nicht walten,
Wir wollen's mit dem Tiger halten.
Der Herzog ihm antwortend ſpricht:
„Ei ſeltſam, daß der Bauernfeind
Die Bauern will zum Feſt vereint!
Dein Wunſch doch hat mir ſolch Gewicht,
Daß ich ihn nimmer kann verſagen:
Laß Boten um die Gäſte jagen!"

Was ſchlau er denkt, doch ſagt er nicht:
Fürwahr, ſchon allzulang will dauern
Dies Kriegen Nitharts mit den Bauern!
Ein altes Buch in ſchöner Märe
Hat mich gelehrt, wie ich den Streit
In Frieden und Verſöhnung kehre,
Und köſtlich kommt gelegne Zeit!

Vorm Dorf, wo ſich die Linde ſpreitet
Und weit ihr grünes Laubdach breitet,
Iſt ſchmuck ein langer Tiſch gedeckt,
Schneeweißes Linnen drüber geſtreckt;
Des Webers Kunſt wob in den Flaum
Des Bacchus Fahrten, Noahs Traum,
Als hätten übermannt ihn beide,
Verwirrend Bibel und Heidentum.
In Körben prangt der Fluren Ruhm,
Der Früchte Glanz, der Blumen Geſchmeide
Auf weißem Tiſch zur Augenweide,
Wie Zaubergärten mitten im Schnee!
Unfern, daß ihn ihr Schatten umweh',
Liegt feiſt ein Eber hingeſtreckt.
In Tiſches Mitte zum Himmel reckt
Des Bäckers Werk ſich, die Paſtete,
Des Kahlenberges Felskoloß,
Auf deſſen Gipfel das Herzogsſchloß
Samt Turm und Fähnlein, das ſich drehte;
Wie ſachtreu! Wenn der Grundſtoff nur
Nicht allzutreu der Felsnatur!
Am Fuß der Burg quillt aus Geſtein
Ein Bächlein, namens Oſterwein,
Sein Fall ein muntres Mühlrad treibt,
Der Stein tanzt luſtig und zerreibt
Des Oſts Gewürz zu duftigem Mehle.
Dem Brünnlein nah gelagert ruht,
Als ob er ſich's zur Tränke wähle,
Ein Hirſch mit breiten Geweihesſproſſen
Der Sehnſucht Bild, liegt hingegoſſen

Ein Riesenhecht, den Heimweh quäle,
Ins Naß zu tauchen seine Flossen.
Von Schüsseln und Krügen welch Geschwader!
Des Herzogs Diener sind die Schenken,
O unversiegliche Brunnenader!

Die Bauern führt der Fürst zu den Bänken:
„Laßt euch's behagen, liebe Gäste,
Und werdet froh am frohen Feste;
Nur eins allein will ich bedingen:
Ihr sinnt dem Nithart Feindesränke,
Vom Feind nimmt man nicht an Geschenke,
Drum sollt ihr auch sein Lied nicht singen;
Doch beut die Hand ihm zum Versöhnen,
Schön soll sein Lied zum Mahl euch tönen.
Ich denk', ihr tut's! Ihr mögt ihn ehren,
Sein Lied könnt ihr doch nicht entbehren."
Die Bauern rufen: „Ei, beim Schlingen
Ist störend, ungesund das Singen;
Ein Nithartlied ist, traun, kein Braten,
Du gibst uns bessern, es zu entraten!
Wohlauf ans Werk, zur Arbeit frisch!"
Ich geh' zur Jagd auf den edlen Hirschen, —
Ich will den feisten Keiler pirschen, —
Ich angle nach dem glatten Fisch, —
Ich zieh' in Krieg, sieghaft zu stürmen
Die hohe Feste mit Wall und Türmen, —
Ich will den Bach ableiten und dämmen,
Er möcht' uns sonst die Flur verschwemmen!

Nicht ferne steht ein kleiner Tisch,
Doch nur für einen Mann gedeckt,
Mit weißem Linnen überstreckt
Und reich bestellt mit Wild und Fisch,
Nur fehlt, du siehst es ohne Not,
Der edle Wein, das heil'ge Brot.

Den Nithart führt der Fürst zur Stelle:
„Dies sei dein Platz, mein lieber Geselle,

Froh magst des frohen Fests du sein,
Du siehst, Wein fehlt und Brot allein;
Du spinnst den Bauern Feindesränke,
Vom Feind nimmt man nicht an Geschenke,
Der Bauern Gab' ist Brot und Wein.
Reichst du die Hände zum Versöhnen,
Mag Brot und Wein das Mahl dir krönen.
Ich denk', du tust's! Du sollst sie ehren,
Nicht kannst du ihre Gab' entbehren."

Doch lächelnd drauf der Nithart spricht:
„O Herr, ich denk', ich tu' es nicht!
Du selbst machst hier mich zum Eremiten,
Drum nehm' ich an Einsiedlersitten;
Die Eremiten sind nicht Prasser,
Nur Wurzeln, Kräuter sind ihr Tisch,
Ihr Trunk vom Quell das klare Wasser;
Wie sie, soll Quell und Wald mich nähren,
Ein edles Würzlein ist dieser Fisch,
Hirschziemer ist ein Kräutlein frisch,
So kann ich Brot und Wein entbehren."

Ein Fürstenmahl und Bauernmägen,
Da gibt der Herrgott seinen Segen!
Das ist ein Schlürfen dort und Schlingen,
Mit Hirsch und Eber welch ein Ringen.
Sie schrecken nicht trotz Horn und Zahn,
Und Spießer und Sau sind abgetan,
Die Felsenburg im Sturm gefallen!
Der Tatkraft ungebrochnes Schweigen
Ruht anfangs auf den Bauern allen.
Die Weinflut doch beginnt zu steigen,
Allmählich hörbar rauscht ihr Wallen.
Erst schaukelt sie gelind und wiegt
Des Liedes Kahn, gefesselt am Strand;
Dann schüttelt sie und reißt das Band,
Daß er im Strom, entkettet, fliegt!
Anhebt ein Bauer und winkt den Chören:
„Wollt liebe Mären gern ihr hören?"

Dazwiſchen rauſcht des andern Baß:
„Wirt, haſt du nicht ein volles Faß?“
Ein dritter ſtimmt ein Lied in Diskant:
„Der Mai iſt wieder in dem Land!“
Der Herzog ſtreng ein Tüchlein ſchwenkt:
„Das ſind des Nithart Liederreigen!
Treu eurem Wort gebiet' ich Schweigen.“
An ſeinem Tiſch der Nithart denkt:
Die Taubenzeit iſt's und ihr Girren,
Ich fühle Taubenflügel ſchwirren! —
Des Paktes reut es faſt die Bauern,
Sie ſchweigen mit Unluſt nur und Trauern.

Jetzt auf dem Stelzfuß mit Gewicht
Erhebt ſich Engelmar und ſpricht:
„Ein Mahl, zu dem kein Lied erſcholl,
Ein Baum iſt's ohne Zweig und Blatt,
Ein Turm, der keine Glocke hat,
Ein Strom, der nimmer rauſchen ſoll!
Doch meint ſo karg ihr die Natur,
Daß ſie ihr Lied nur einem vertraute?
In unſrer Bruſt auch liegt die Laute,
Sie klingt gewiß, berührt ſie nur!
Kein fremdes Lied braucht ihr zu ſingen,
Laßt froh und frei das eigne klingen!
Was mit dem Aug' ich rings nur finde,
Iſt's Lied und Stoff zum Liede nicht?
Wißt nur zu leſen! Ein Gedicht,
O ſingt es, ragt vor euch die Linde.“
Ein Bienenſchwarm nach Liederſeim
Umflattert jetzt den Baum ihr Sinnen;
Sie ſammeln flink. Horch, ſie beginnen,
Und jeder ſingt laut einen Reim:

„O Linde grün mit mächtigem Schaft,
Du biſt die Burg der Bauerſchaft!“

„Es weht von den Zinnen die grüne Fahn;
Das grüne Feld iſt uns untertan.“

„Du wurzelſt tief, du wipfelſt hoh,
Auf freiem Grund gedeihn wir ſo.“

„Der Turmuhr Glockenſpiele klingen;
Die Vöglein Tageszeiten ſingen!“

„Dein Laubdach wölbt die hohe Halle,
Da ſaßen Ahn' und Väter alle.“

„Da tauſchen die Jungen Ring und Kuß,
Die Alten den Ehepakt zum Schluß.“

„Da raten, die zu raten haben,
Da trauern, die einen Lieben begraben.“

„O Linde, du biſt uns zumal
Kapelle, Feſt- und Trauerſaal.“

„Dein Blühn iſt fahl, dein Duft iſt ſtark,
Schlicht unſer Kleid, geſund das Mark.“

„Ein Lindenblatt iſt gleich dem andern,
Gleichförmig unſre Tage wandern.“

„Als Bild in jedes Blättleins Raum
Gezeichnet iſt der große Baum.“

„So meines Lebens ſtill Geflecht,
Treu ſpiegelt's ab das ganze Geſchlecht.“

„Die Blätter fallen; neue treiben,
Wir ſinken, das Geſchlecht wird bleiben!“

„So, Blatt, biſt du die Chronik fahl,
Du, Baum, Archiv und Ahnenſaal!“

„Da flüſtern Sagen, hängen Schilder,
Da ſchaun auf uns die Ahnenbilder.“

„Dein Geiſterrauſchen uns begleitet
Und mahnt, wie das Verhängnis ſchreitet.“

„O Linde grün mit mächtigem Schaft,
Du biſt die Burg der Bauerſchaft.“

„Ein alter Reim, du karges Hirn!
Du haſpelſt neu den alten Zwirn.“

„Die Linde wird uns Waffenkammer,
Wahrt manche Keule, manchen Hammer.“

„Iſt auch ein Hoſpital ſogar,
Trägt tauſend Beine dem Engelmar.“

„Dir ruft ſie mahnend: Kauf geſchwind
Ein Wieglein für dein ledig Kind!“

„Ein Hochgericht auch iſt die Linde,
O daß ich dich dran hängend finde.“

„Turnieresfürſtin ſei ſie ernannt.
Nun ich dich ſchmettre in den Sand.“

Denkt Nithart: „Nun will mir's gefallen,
Ich ſpüre ſchon die Tigerkrallen,
O Geiſt, bald wird dein Opfer fallen!“

Des Liedes Bolzen ſind verſchoſſen!
Ein ſchwerer Geſchütz mit ernſtem Spiel
Sind Krug und Topf, und Köpfe das Ziel,
Der Tiſch iſt taumelnd umgeſtoßen,
Die Bauern wild aufeinander ſpringen;
Der Engelmar ſchwingt im Gedränge
Den Fuß der Bank ſtatt Eiſenklingen,
Als ob ſein eignes Bein er ſchwänge;
Tiſchlinnen muß Beſiegte binden
Und Wunden als Verband umwinden.
Kampf und Geſchrei nach Schlachtenart,
Zerſtörung, Fluchen, wilder Schrecken! —
Des Herzogs Dienern ward's erſpart,
Mit Müh' die Tafel abzudecken.
Der Nithart ſang: „Du rächſt mich, Lied!
Wie wenig ich die Kämpfer ſchied!“

Liſt gegen Liſt.

Im Edelhof zu Mödling wohnt
Nithart und lebt ein ſelig Leben,
Den Treuen hat ſein Fürſt belohnt
Mit Hof und Feldern, Wald und Reben.
Sein Lied, das Ohr und Herz beſticht,
Es will auch blühn dem Augenlicht,
Er will's auch ſchreiben in die Erde;
Der ſchwere Pflug zur Harfe werde,
Und ſeine Flur ein ſchön Gedicht.

Der Wald iſt kahl, die Flur iſt fahl,
Der Froſt hat draußen Schnee gebettet,
Des Frühlings Sänger mit kluger Wahl
Hat ſich den Lenz ins Haus gerettet.
Er ſitzt zu Füßen ſeiner Frauen,
Ihr nimmermüd' ins Aug' zu ſchauen:
Das iſt ſo hell, ſo warm, ſo licht,
Als ſchien' auf ihn die Maienſonne,
Das Wort der Liebe, das ſie ſpricht,
Iſt wie ein Flüſtern der Wieſenbronne,
Wie Laubesliſpeln auf Waldesſtegen,
Ein wallender, fallender Blütenregen.
Sein ſchönes Haupt ſie ſtreichelt lind,
Als koſe die Locken ein Frühlingswind.

Es ruht der Wald in tiefem Traum,
Ein banges Schweigen rings im Raum,
Der Wolf nur wandelt durch die Eichen,
Der Haß nur will nach Beute ſchleichen.
Zum Herzog tritt der Engelmar:
„O Herr, das nenn' ich wunderbar,
An Kurzweil ſeh' ich dich verwaiſt
Und weiß dir ſüßen Zeitvertreib;
Durch fernes Land biſt du gereiſt
Und kennſt nicht, was die Heimat preiſt,
Des Landes Stolz, das ſchönſte Weib.
Wert, als des Kaiſers Braut zu walten,

Iſt ſie dem Nithart zugefallen,
Sein Liebeslenz ihr wonniger Leib!“
Der Herzog ſpricht mit lächelndem Munde:
„Den Fehler beſſr' ich, Freund, zur Stunde.
Zu Nithart eil auf flinkem Fuß,
Mein Bote ſag ihm ſchönen Gruß,
Er gönne morgen uns im Frühn
In ſeinem Forſt die Luſt zu jagen;
Und da nach edlen Weidwerks Mühn
Ein Imbiß nicht will mißbehagen,
Mag ſeine Hausfrau uns nicht grollen,
Daß wir zu Gaſt ihr kommen wollen.“

Herrn Nithart in der Seele graut,
Sobald er dieſen Boten ſchaut:
„Ein böſes Zeichen, deutend Wehe,
Brieftaube ward die ſchnöde Krähe!“
Zum Weibe heimlich ſpricht er ſo:
„Wir werden hohen Gaſtes froh,
Herr Otto will im Walde beizen;
Zum Imbiß ihn erquicke reich,
Was Hof und Forſt bringt, Faß und Teich,
Mit leckrem Mahl ſollſt du nicht geizen.
Wie ſchade, daß beim Ritterſpiel
Der gute Herr einſt taub ſich fiel!
Drum ſchrei ins Ohr ihm, ſtatt zu girren,
Laß auch ſein Zürnen dich nicht irren,
Er hat die Art von allen Tauben,
Daß ſie noch gut zu hören glauben.“

Am Herde praſſelt die Flamme hell,
Im Forſte ſchallt der Meute Gebell;
Schon müde ſind die Bratendreher,
Das Horn im Wald tönt immer näher.

Dem Fürſten wallt Nithart entgegen,
Er trifft ihn ſchon auf nahen Wegen.
„Begnügt Euch heut', o Herr, mit Kleinem,
Laßt Haus und Leut' Euch wohlgefallen;

Mir ward ein Weib, hold, ſchön vor allen,
Nur ein Gebrechen blieb der Reinen,
Ach, daß ſie taub von Kindesbeinen!
Ihr ſprechend müßt ihr huldreichſt ſchreien,
Auch wollt ihr lautes Wort verzeihen,
Sie hat die Art von allen Tauben,
Daß taub ſie auch die andern glauben."

Frau Friederune ſtand an der Schwelle,
Aus lauter Kehle ſchmettert ſie helle:
„Welch hohe Gunſt ſo niedrem Dach!"
Rückprallt der Fürſt, hintaumelnd jach,
Sein Ohrfell traf's wie Keulenhieb,
Davon ihm lang' ein Sauſen blieb.
Aus voller Bruſt er freundlich wettert:
„Viel Dank ſo huldigem Empfang!"
Das Haupt der Armen läutend klang,
Als wär's von Hammerſchlag zerſchmettert.
Ein ſüß Willkommen, das ſie pflegen,
Sich Hammer und Keul' ums Ohr zu legen!

Treppauf, treppab die Wirtin ſteigt,
Beſtellend ſorglich Tiſch und Teller,
Sie bringt manch friſchen Krug vom Keller,
Handbecken neigt ſie, ſtumm verneigt,
Sie kommt und geht, jedoch ſie ſchweigt;
Ihr banger Geiſt nur heimlich ſinnt:
O arme Frau, die er einſt minnt,
Die ihres Herzens ſüße Laune
Dem Liebſten nur durchs Sprachrohr raune,
Sogar das Liebeflüſtern dämpfe:
Ihr bringt's Bluthuſten, Lungenkrämpfe.
O armes Reich, dein Fürſt iſt taub!
Weh, wer vertrauend, bittend wallt,
Sein ſcheu Geheimnis laut erſchallt
Dem Hof, der Stadt, dem Land zum Raub!
O armes Land, des Herrſcher taub!

Am reichen Tiſch den Fürſten laden

Anſtatt der Hausfrau ihre Gaben,
Er dankt, der Lieblichen ſich neigend,
Er ſchmauſt und zecht, doch immer ſchweigend!
Nur insgeheim denkt er dabei:
Geheimnisvolle Zaubermacht,
O Liebeslauſchen in ſtiller Nacht,
Wann ſich begegnen Herzen zwei,
Wo leiſes Liſpeln, Atemzüge,
Des Herzens Schlagen, der Pulſe Flüge,
Ein heimlich Kniſtern vom heil'gen Feuer
Verſtändlich ſpricht, je ſtiller, ſo treuer!
O armes Weib, du biſt gewieſen
Aus dieſen ſäuſelnden Paradieſen!
Weh, Nithart, dir, dein Lenz iſt taub!
Es müſſen, daß die Arme ſie höre,
Wie Hagel brauſen die Waldeschöre,
Wie Kieſel praſſeln ihr Blütenſtaub,
Mit Wetterſchlägen die Knoſpen ſpringen,
Die Wieſenquellen wie Sturmflut brüllen,
Die Lerchen wiehern wie junge Füllen!
Dein Lenz kann nicht mein Herz bezwingen.

Nithart ſieht's froh, wie immer ſchneller
Der Herzog leert Pokal und Teller;
Er denkt im ſtillen: Herz und Magen
Sind Freunde, die ſich ſchlecht vertragen,
Iſt Hunger groß, iſt klein die Liebe;
Daß ihm's gedeih' und ſtets ſo bliebe!
Hat einer ein Gärtchen, fried' er's ein,
Hat einer ein Liebchen, hüt' er's fein!

Kein Abſchiedswort! Ein ſchweigend Scheiden
Soll des Willkommens Wunden meiden.
Verſtimmt zog Otto ſeiner Wege,
Nie jagt' er mehr in Nitharts Gehege.

Ein fernes Roſenwölkchen loht
Die Wolke, die ſo ſchwarz gedroht;

So die Gefahr auch, nun sie schied,
Verwandelt sich dem Sänger zum Lied.
Nithart sein treues Lieb umschlingt,
Die Flamme prasselt, der Sänger singt:

„Weh, Winter, du spinnst aus Eis und Schnee
Bahrtücher den Vöglein, den Blumen, den Klee!

Zu Köln liegt Schnee auf den Klostermauern,
In warmen Zellen die Mönche kauern.

Albertus Magnus am Fenster steht,
Das nach dem Klostergarten geht.

Da ruht gebreitet die weiße Decke,
Da starrt erfrierend die nackte Hecke;

Der Abt blickt froh, als ob ihn weide
Der Blätter Schmelz, der Blumen Geschmeide.

Den Mund des Brünnleins knebelt Eis,
Die Laube streckt ihr kristallnes Reis;

Der Abt horcht auf, als wie zu lauschen
Auf Vogelsang, auf Wasserrauschen.

Schneewolken schwer und träge schleichen,
Nordlüfte scharf wie Messer streichen;

Der Abt aufatmet, schlürfend Wonne,
Als ob er sich in Mailuft sonne.

Die Brüder meinen: Das viele Denken
Mag ihm den Sinn zum Irrsal lenken.

Zu Weihnacht wallt er mit seinem Buche
Im Baumgang, als ob Schatten er suche;

Und läutet's Mittag, läßt er decken
Sein Tischlein in verschneiten Hecken.

Der Abt noch selig lauscht und späht,
Da pocht's, ein Frater vor ihm steht,

Ein Ordensmann aus der Ferne weit,
Gespiele seiner Jugendzeit,

Ein Freund, dem du erſchließen mußt
All' Schmerz und Wonne deiner Bruſt!

Da jauchzt der Abt: „O Feſt zu zwein!
Wir tafeln heut im Grün, im Frein!“

Den Freund ein Fröſteln überlief,
Er hüllte ſich in den Mantel tief;

Er ſtreicht den weißen Reif aus dem Bart
Und ſtampft den Schnee von den Sohlen hart;

Er ſcherzt: „Weiß Tiſchzeug ſeh' ich zwar
Und Trinkgerät von Kriſtall ſo klar;

Doch wird erſt abgedeckt dies Linnen,
Wenn Frühlings Gaukelein beginnen;

Der Gaukler verſchlingt, o Poſſenſtreich!
Den Becher dann und den Trank zugleich.“

Der Abt faßt ſtumm des Freundes Hand
Und führt ihn in das Gartenland;

Er ſchwingt ein Stäblein, ſpricht ein Wort,
Da grünt und blüht, was rings verdorrt;

Es ſchmilzt der Schnee da, wo ſie ſchreiten,
Und Raſenpfade grün ſich breiten;

Vielfarb'ge Blumen blühn in den Beeten,
Sie wandeln ſorglich, keine zu treten;

Breitblättrig ranken an den Stäben
Zur Laube Feigen ſich und Reben.

Da iſt gedeckt ein reicher Tiſch
Mit Brot und Wein, Wildbret und Fiſch.

Goldlockig ein ſchöner Götterknab'
Wallt als Aufwärter zu und ab.

Spielleute flattern in den Zweigen,
So lieblich tönt's, wie Harf' und Geigen!

Die Lüfte lau und würzig wallen,
Da läßt der Freund den Mantel fallen;

Da taun die Herzen auf, da gleiten
Durch ihr Geſpräch die fernen Zeiten;

Die Lebensflut ſich hebt und neigt,
Wie dort der Springquell ſinkt und ſteigt;

Aus Licht in Nacht ſie wechſelnd ſchaun,
Wie hier aus dem Lenz in Winteraun.

Zum Nachtiſch von den Zweigen klauben
Sie duft'ge Feigen, ſüße Trauben.

Da mahnt der Abt: „Nicht zu vergeſſen
Gedeihlich Bewegen nach dem Eſſen!"

Er führt den Freund zur Kegelbahn,
Gefegt, geglättet iſt der Plan;

Aufſtellt die fallenden Kegel geſchwind
Ein lieb blauäugig Elfenkind.

Ein Lebewohl! Der Fremde ſchied,
Da winkt der Abt! — Es ſchweigt das Lied,

Die Halme knicken, die Blätter erbleichen,
Die Quellen erſtarren, die Blumen ſind Leichen.

Sein Stäblein ſchwingt er, ſein Wort er ſpricht,
Eishülle deckt den Garten dicht.

Schneewolken ſchwer und träge ſchleichen,
Nordlüfte ſcharf wie Meſſer ſtreichen.

Doch über die Winterlandſchaft wallen
Des Abtes Blicke mit Wohlgefallen:

„Ruh, warmes Herz, in eiſigem Siegel,
Nur ein Geweihter löſe den Riegel!

Dem rauhen Troß verbirg, verhehle
Das Lenzgeheimnis deiner Seele." —

Hat einer ein Gärtlein, fried' er's ein,
Hat einer ein Liebchen, hüt' er's fein.

Ein Pilger.

Die Sonntagssonne steht noch hoh;
Im Rebenzelt auf eichenen Bänken
Vorm Schenkhaus sitzen die Bauern froh
Und trinken und sinnen, wie sie mit Ränken
Zur Rache den schlauen Nithart kränken.
Totschlagen? ei, das wäre nicht fein,
Und sonst fällt ihnen nichts andres ein.
Ein Pilgersmann vorüber wallt
Mit grauem Kittel und Muschelhut,
Von schwarzem Gurt den Leib umschnallt,
Dran steckt manch Ablaßzettel gut;
Von heil'gen Knochen starrt die Tasche,
Von Jordanswasser quillt die Flasche,
Am Busen Kreuz und Skapulier,
Am Stabe selbst ein Kreuz als Zier;
Der heil'ge Staub an seinem Fuß
Von Zion noch und Kompostell,
Er bebt entweiht, daß er so schnell
Gemeinem Staub sich mischen muß.

„Gelobt sei, der da war und ist!"
Der Pilger grüßt und schreitet weiter.
„Gelobt auch," Engelmar ruft's heiter,
„Der Teufel, dessen bald du bist!
O bleibt von diesen Frommen weit,
Von dieser Zunft der Heiligkeit,
Heilkrämern, die da wägen, messen
Ihr Seufzen und ihr Augenzwinken,
Doch haben sie das Maß vergessen
Für Tränen, die im Aug' uns blinken!
Der Kaufherr sucht im Osten weit
Weihrauch, der nicht daheim gedeiht;
Weitum nach heiligen Orten rennt,

Wer in ſich ſelbſt kein Heiltum kennt.
Zur Tat, die keiner für ſich wagt,
Macht Gottes Namen unverzagt;
Der Kirchendieb blieb unertappt,
In Küſters Mantel ſchlau verkappt.
Drum hütet euch vor dieſen Frommen;
Schließt gut die Türen, ſo ſie kommen."
Dem Kleide nur und nicht dem Mann
Galt Engelmars zornvoller Bann,
Der noch zu mild, hätt' er entdeckt,
Daß Nithart in dem Kleide ſteckt.

Der Pilger ſchreitet rüſtig aus
Gen Engelmars Gefild' und Haus:
„Willſt du dem Feind zu Leibe gehn,
Ins Feindeslager mußt du ſpähn!"

Er tritt zur Hausflur ein; da blinken
Feſttäglich blank die Sichel, die Haue,
Die Senſe, blutdürſtig nach Morgentaue,
Der Rechen mit kronverwandten Zinken,
Die ſchönen Waffen, die geweihten,
Die für das Brot, das heilige, ſtreiten;
Zu Kampfluſt weckt der Ritterſaal,
Zu Frieden ſtimmt dies Arſenal.
Er tritt zur Kammer, rings im Kreiſe
Von blankem Zinn an Sims und Stellen
Die Schüſſeln und Teller gereiht, die hellen,
Wie jener Waffen erſiegte Preiſe;
Bei jedem Mahl die Schüſſel reich
Iſt ein im Kampf erſiegter Schild,
Und jedes Kännlein Weines gilt
Dem Helm, gefüllt mit Golde, gleich.
Hier machte Kriegeshandwerk mild;
Es teilt des Hauſes Überfluß
Mit jener Lerche fromm der Wirt,
Die frei um Tiſch und Dielen ſchwirrt
Und dankt mit ihrem Morgengruß;
Doch iſt's vielleicht zerknirſchter Sinn,

Der reuig die Saatenkönigin,
Die er beraubt, entschäd'gen muß? —
Vom Eckſims zwiſchen zweien Wänden
Blickt die Madonna traurigmild,
Die ſchwarze Maria heißt ſolch Bild,
Laßt ſeinen Goldgrund euch nicht blenden!
Er malt den Brand ägypt'ſcher Sonne,
Der Kind und Mutter ſengte braun
Auf wilder Flucht nach fremden Gaun;
Das iſt des Bauers echte Madonne!
Das Kind an der Bruſt, du braune Maid,
Du kennſt, wie er, der Sonne Glühn,
Der Nächte Kummer, des Tages Mühn
In ſchlechtem braunem Lodenkleid,
Und deine Hände braun und rauh,
Sie kennen, wie er, die Arbeit genau
Für deine Lieben, für dein Kind!
Du aber, Himmelskönigin,
Geſchirmt vom damaſtnen Baldachin,
Mit Wangen, die Milch und Roſen ſind,
Mit dem lächelnden, wangenroten Kind,
Mit Haaren, gedreht aus Sonnengold,
Mit Fingern, aus Elfenbein gerollt,
In Stoffen, die den Kaufherrn loben,
Die Tyr gefärbt, Damask gewoben,
Des Reichtums Tochter, bleib in Paläſten,
Hüt ihren Hort vor ſchlimmen Gäſten,
Schirm ihre Kinder vor dem Gleiten!
Gewohnt, auf Marmorgetäfel zu ſchreiten,
Haſt du die Scholle nie betreten;
Der Bauer kann zu dir nicht beten.
Sein eignes Sein nur hat verklärt
Der Menſch im Göttlichen, das er ehrt.
Nur wenn dir einſt am Herzen liegt
Anſtatt des Kinds das Siebenſchwert,
Des Schmerzes Göttlichkeit bekehrt
Dann alle dir, die alle beſiegt!
Dem dunkeln Bilde brennt zu Füßen

Ein Lämpchen mit bescheidnem Glanz,
Des Kleides Saum scheint's fromm zu küssen;
Am Arm der Ampel lässig hängt
Von Holzkorallen ein Rosenkranz,
Als hätte der Eigner, zeitgedrängt,
Ihn eilig dem Lämpchen umgehängt,
Statt seiner ihn abzubeten ganz;
Das Lichtlein scheint sich betend zu regen,
Sein Flackern ein stilles Lippenbewegen.
Doch hinterm Bildesrahmen leis
Guckt vor ein dürres Birkenreis,
Die hohe Schule der Wissenschaft,
Geborgen im Schutz der Glaubenskraft:
Wenn sich die Reiser zum Bündel mehren,
Wird's Inbegriff der besten Lehren;
Der Lehrer war's in diesem Kreise,
Der Prediger guter Christenweise,
Hier aber wird nicht mehr erzogen,
Und Spinngeweb hat's überflogen.
Doch der Beschauer ward alsbald
Von süßer Wehmut ganz bezwungen,
Ihm säuseln die Jugenderinnerungen,
Ein frischer, grüner Birkenwald.
Am Tisch dort rinnt in gleichem Maß
Der dünne Sand im Stundenglas,
Ein Brünnlein, in dies Haus geleitet
Vom Zeitenstrom, der draußen schreitet;
Indes die Flut dort brausend floh,
Ist hier ein Plätschern nur alltäglich,
Doch hier auch spiegelt's ebenso
Das Menschenherz bald froh, bald kläglich.
Herrn Nithart aber überkam
Friedfertig Sinnen wundersam.

Vom andern Stubenende schaut
Der grüne Kachelofen prächtig,
Wie eine Burg auf Felsen mächtig,
Auf breitem Fundament gebaut;

Von ſeiner Decke der Fliegenwedel
Grüßt wie ein Banner ins Tal herein,
Am Sims der roten Äpfel Reihn
Wie von den Zinnen Feindesſchädel.
Da ſitzt Hausmütterlein am Rocken
Und dreht das Rad und ſpinnt und ſpinnt.
Zwei Töchter ſchmeidigen gelind
Zum Tanz Haarflechten ſich und Locken;
Blühweiß ein Schleier drüber wallt
Wie Blütenſchnee der Weißdornhecken,
Die Silbernadel gibt ihm Halt,
Dem Goldring ſich die Finger ſtrecken.
Hausmutter ſpinnt, rauh iſt die Hand,
Und grober Zwilch des Leibs Gewand;
Der alte Dorn wird dürr und hart,
Auf daß die Knoſpen blühen zart.
Die lebensmüde, zitternde Hand
Webt noch dem Kind ein ſchmückend Band.
Die Gottesmutter dort im Bild,
Die ird'ſche Mutter hier am Rocken!
In Nitharts Bruſt ein Friede quillt,
Wie durch die Weihnacht ferne Glocken.
Auf Haß zu ſinnen iſt's kein Ort,
Wo angeſiedelt ſich ein Lieben;
Froh, daß er unbemerkt geblieben,
Und ſüßbeklommen ſchleicht er fort.

Der Vollmond ſteht am Himmel hoch,
Vorm Schenkhaus ſitzen die Bauern noch
Und trinken und ſinnen, wie ſie mit Ränken
Zur Rache den ſchlauen Nithart kränken.
Totſchlagen? Ei, das wäre nicht fein!
Und ſonſt fällt ihnen nichts andres ein.

Die Joppe.

„O Sommerzeit in grünem Kleid,
Du bannſt das Leid, du weckſt den Neid!

Euch neid' ich, Blumen, grünen Klee,
Sangvöglein euch, dich Blütenſchnee.

Maiglöcklein möcht' ich ſein im Gehege,
Daß mich ans Herz Liebfraue lege!

Wär' ich der Zeiſig mit grünen Schwingen,
Auf ihrem weißen Nacken zu ſingen!

Könnt' ich der bunte Pfittich ſein,
Ins Ohr ihr flüſtert' ich allein!

Möcht' ich als Schleier am Haupt ihr hangen,
Mich ſanft zu ſchmiegen an ihre Wangen!

O wär' ich ihr Gürtel mit goldner Schlinge,
Daß ich ſie immer und immer umfinge!

O Sommerzeit in grünem Kleid,
Du bannſt das Leid und weckſt den Neid.

Die Liebe ſäuſelt in deinen Blättern,
Der Haß entläd ſich in deinen Wettern!

O Engelmar, wärſt du auf der Tenne
Das Weizenkorn und ich die Henne!

O wärſt du ein feiner Honigkuchen!
Die Zähne möcht' ich an dir verſuchen.

Wärſt du das Müllertier mit Säcken,
Ich aber hinter dir der Stecken!

Wärſt lieber ein Prachtroß auserkoren?
Wohlan, ſo ſei ich des Reiters Sporen!

Doch Stecken, Zahn und Sporn zerbricht,
Das Lied iſt härter, ich tauſche nicht!"

Ein Krämer ſang dies Frühlingslied,
Den ſchweren Warenkorb am Rücken,
Oft ſtand er ſtill im grünen Ried,
Nach bunten Blumen ſich zu bücken.
O ſeltner Krämer, dich verraten
Die ſeltnen Waren, Liedesweiſen,

Die, zahlbar nur mit Blumenpreisen,
Aus deines Herzens Werkstatt traten.
Nur Vöglein lauschen unverdrossen,
Und die verraten nicht den Genossen.
Doch nah dem Haus des Engelmar
Klingt leiser das Lied, verstummt es gar.
Der Wandrer faßt die Klinke breit
Und seufzt ins Haus: „O Müdigkeit!“
Frau Engelmar am Tische näht,
Ihr Aug' nicht von dem Werk sich dreht,
Sie spricht: „Die Schenke liegt nicht weit!
Nichts biet' ich Euch, mein Mann ist fern,
Auch schlug uns Hagel in bösem Stern.“
Er läßt am Tisch sich taumelnd nieder:
„Gönnt Raum nur, daß zusammen wieder
Sich finden die gelösten Glieder!“

Der Krämer läßt die Blicke streichen
Still über den breiten Tisch von Eichen;
Da ist ein Damenschach im Brette
Geschnitten, dabei ein Mühlenspiel,
Nicht streng im Winkelmaß, und viel
Der Bauernnamen rings zur Wette!
Da steht der Liutwin, Epp' und Reppe,
Der Eberwin, Hug, Ott und Lumpolt,
Der Lenk und Schrenk, der Stepp' und Leppe,
Der Bertram, Wezzel, Gozz' und Rumpolt,
Der Goswin, Roswin, Irenfried,
Der Lamprecht, Hanold und der Schmied;
All' Nithartsfeinde, die da prunken!
Der Eichentisch will schier bedunken
Ein Schlachtfeld aus homerischem Lied.
Wohl dachten, die sich eingeschnitten:
O ging's durchs Herz dem Nithart mitten!

Der Krämer sprach: „O stolze Eiche,
Dem Gott der Wälder nur untertänig,
Du kümmertest dich um Menschen wenig,
Bis dich verzaubert Todesstreiche;

Natur blüht nur sich selbst zur Wonne
Und fromm zum Preis der ewigen Sonne,
Wir gießen in sie Blut unsrer Adern
Und lehren sie mit uns lieben, hadern.
Nur blaue Tiefen des Himmels saugen
In sich des Flachses Blütenaugen;
Da ist ein Linnen aus meinen Waren,
Weiß, rein, wie Unschuld unerfahren,
Uns allen bleibt es stumm und traurig,
Einfarbig, wie ein Grabtuch schaurig.
Die Jungfrau doch, die's wob, laßt reden!
Das weiße Gewebe wird ihr berichten
Vielleicht viel alte, schöne Geschichten,
Einwob sie die eignen Lebensfäden
Und knüpfte sie mit dem eigenen Herzen,
Drum bricht's wie Blumen aus Schnee des Märzen:
Das dünnste Fädchen selbst hat Schleifen,
Die zitternde Seele zu ergreifen.
Der Seidenwurm spinnt fromm sich ein,
Als Eremit, sich genügend allein.
Da ist aus Seide in meinem Kram
Ein Tüchlein mit Blumen wundersam,
Seht die Girland' in Farben lebendig,
Wie Lenz uns lächelnd, heiter beständig.
Doch laßt die Maid, die's stickte, reden,
Die dreinwob eigne Lebensfäden!
Der wonnige Kranz wird ihr berichten
Vielleicht viel alte Trauergeschichten;
Daß diese Blüten üppig sprossen,
Hat sie mit Tränen sie begossen,
Und jede Blume hat Dorneszacken,
Sich neu ins Herz ihr einzuhacken.
Mit Nadel und Garn webt Frauenhand
In Seid' und Linnen ihr Tagebuch,
Manch süßestes Rätsel barg solch Tuch,
Das nur, die's schrieb, zu lesen verstand.
Nun möcht' ich wohl, lieb Frauchen, wissen,
Was Sinnen Ihr näht der Joppen ein.

Ich seh', das Lieblichste wird's nicht sein,
Die Finger habt Ihr blutig gerissen."

„Viel tausend Flüche für meinen Mann,"
Zürnt sie, „der mir solch Werk ersann!
Gen seinen Feind Nithart, den Sänger,
Den Rachedurst zähmt er nicht länger,
Die Joppe schenkt er ihm zum Feste,
Doch mußt' ich, und ich kann's nicht tadeln,
Einfügen innen spitze Nadeln;
Ein lustiger Schwank für alle Gäste,
Wenn's dann als Vorgeschmack den Wicht
Wie's ewige Höllenfeuer sticht!"

Da braust's herein wie Sturm und Wind,
Zur Seite floh das Hausgesind,
Der Engelmar dröhnt wild heran
Und schnaubt im Zorn: „Was will der Mann?"
Der Wandrer schüchtern sprach: „Ich bin
Ein Krämer, der um schmalen Gewinn
Von Wien fährt in das Bayerland
Und kaum hier Platz zum Rasten fand."
Der Bauer rief: „Wollt noch verziehn!
Was bringt Ihr neuer Mär aus Wien?
Ist Euch der Schalk Nithart bekannt?"
Der Krämer drauf: „Herr Nithart sang
Ein neues Lied zum Zitherklang,
„Ein Stachellied" hat er's benannt;
Und wollt Ihr's hören, sing' ich's eben,
Wie mir im Sinn die Worte kleben."
Aufhorchend nickt der Bauersmann
Und spricht: „Ei, singt und gebt es kund!"
Der Wandrer hob sich und begann
Das Nithartlied aus Krämermund:

„O Sommersonne, du schleuderst Pfeile,
Doch keiner will, daß die Wunde heile!

Der Engelmar am Kastanienbaum
Sinnt Rachepfeile sogar im Traum.

Die Stachelfrucht ſtürzt von dem Geſträuch
Und ſchlägt ihn wund und klug zugleich;

Die Frucht im Dornpelz ihn belehrt,
Nur lernt der verkehrte Mann verkehrt:

Dem Nithart wirkt er ein Ehrenkleid,
Doch innen Stachel an Stachel gereiht.

Nach Hofe will er die Joppe tragen;
Wie ziemt es wohl? zu Roß? zu Wagen?

Wo iſt der Fracht ein würdig Geſpann?
Zwei Igel zur Deichſel, zwei Igel voran!

Wo mag dem Ritt ein Zelter ſein?
Als Berberhengſt ein Stachelſchwein!

Er zäumt den Gaul, er ſchirrt das Geſpann,
Bis von den Fingern das Blut ihm rann.

Er kommt nicht zu Roß, kommt nicht zu Wagen,
Selbſt muß ſein Feſtgeſchenk er tragen.

Ein Tannenaſt ritzt ihn im Wandern:
Auf Nadeln achte, wer ſticht nach andern!

Nun iſt er bei Hof und bringt's zum Feſte,
Nun lachen bald der Fürſt und die Gäſte.

Ins Kleid ſchlüpft Nithart, — aber verkehrt,
Daß Futter und Nadel nach außen fährt.

Den Geber umarmt er vor aller Schar,
Welch ein Freudenſchrei, o Engelmar!

Herr Nithart legt den Bolz auf den Bogen,
Er ſchnellt, da iſt der Bolzen entflogen.

Der fliegt und ſingt wie ein Vögelein:
Wer ſtechen will, muß ſtichfeſt ſein!"

Ein Lied, das ihn nicht nennt.

Johannisnacht iſt's, Sonnenwende,
Auf Bergesſpitzen flammen die Brände,
Als wären Stücke zerbrochener Sonnen
Herabgefallen, auf Erden verglühend,
Als quöllen brennende Naphthabronnen,
Zum göttlichen Urſprung brünſtig ſprühend.

Am Hügel dort mit ſeiner Schar
Schürt einen Holzſtoß Engelmar,
Sie ſchleppen Reiſig und mächtige Scheiter,
Aufpraſſelt die Flamme hoch und hell;
Da werfen in die Gluten ſchnell
Die Weiber Neſſeln und Wermutkräuter
Und ſingen, nun die in Aſche verzehrt:
„So ſchwind' all Unheil unſerem Herd!"
Von Knaben eine muntere Schar
Springt durch die Flammen auf und nieder:
„So bleiben uns durchs ganze Jahr
Geſunde Herzen, geſunde Glieder!"
Das blaue Blümchen Ritterſporn
Reicht einem Burſchen ein Mägdlein dar:
„Sieh durch die Blum' in den Feuerborn,
Du ſchauſt dann Liebes nur im Jahr."
Er nimmt und ſchielt nach ihr daneben,
So auch erfüllt der Wunſch ſich eben.
Die Greiſe ſinnen und ſchauen verſtohlen
Der Brände mähliches Verkohlen.
Der Sonnengröße gilt die Feier,
Die Sonne fehlt allein dabei;
Echtgroß entflohn der Schmeichelei,
Wallt ſie durch ferne Lande freier.

Am Feuer neben Engelmar
Lauſcht ſtill ein junger Jägersmann,
Ein grünes Jagdkleid hat er an,
Mit Armbruſt, grünem Hut im Haar,
Den Weidmannsſack doch wildesleer;

Ein Wild vorm Schuſſe ſcheint faſt er,
Auf das des Bauers Auge ſticht.
Der Engelmar zum Jäger ſpricht:
„Ei, ſchmucker Weidmann, trotz der Haube
Nehm' ich den Falken für keine Taube;
Wenn Lieder wären Bolzen fein,
Dann könnt' ein Jäger Nithart ſein;
Das Täublein doch, würd' es verraten,
Mir bangt, hier müßt's im Feuer braten,
Manch Fäuſtchen fände ſich, es zu rupfen,
Manch Spieß, ins Feuer es zu lupfen.
Doch ſeid nicht bang, ich bleibe ſtill,
Verrat' Euch den Genoſſen nicht,
So Ihr gelobt, daß Euer Gedicht
Nie meinen Namen nennen will;
Denn Euer Lied vom Engelmar
Das macht noch grauer faſt mein Haar,
Wenn ab auch Euer Bolzen prallte
Von meiner Bruſt, aufrafft alsbald
Ihn jeder Narr, der des Weges wallte,
Und ſchießt ans Ziel mit neuer Gewalt;
Ein tollgewordener Bienenſchwarm
Umbrauſt's mein Haupt, daß Gott erbarm'!
Und wo ich wandle, ſchallt's mir nach,
Und aus dem Schlafe pfeift's mich wach,
Im Chor, anſtatt des Pſalms, erhuben
Das Lied mutwillige Sängerbuben,
Von Amſelkehlen im Weinberg klingt's,
Gar meine Senſe, glaub' ich, ſingt's.
Nun ſtimmt, daß man mich nicht erkennt,
Zur Sühn' ein Lied, das mich nicht nennt!"
Antwortet Nithart: „Wohl, es ſei!
Behagt der Namen Euch Philemon?
Im Lied doch ſticht noch mancherlei
Und weckt in Eurer Bruſt den Dämon;
Drum, hört Ihr etwas ungewogen,
So ſtupft mich mit dem Ellenbogen,
Daß den Verſtoß ich löſen kann."

Der Bauer nickt und ruft mit Klang:
„Ihr Männer, horcht! Der Jägersmann
Hebt ein neu Lied von Nithart an!“
Der Weidmann drauf begann den Sang:

„Philemon wohnt im Marchfeldbann,
Ein rauh ungastlicher Kumpan.“
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Ein gastfrei milder Bauersmann.“

„Sein Weiblein Baucis war ihm gleich,
Wer ihr begegnet, wurde bleich.“
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Jed' Antlitz grüßt sie freudenreich.“

„Der Pfarrer und Mesner des Weges kamen,
Philemon denkt: ‚Mögt ihr erlahmen!‘“
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Er grüßt: Gelobt sei des Heilands Namen!“

„Er birgt sich in einen verhangenen Schrein,
Doch unten guckt hervor sein Bein.“
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Für die Gäste will er sich kleiden fein.“

„Die Wandrer ächzen: „„O Müdigkeit!““
Frau Baucis drauf: „Die Schenk' ist nicht weit!“
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„O tut mir in meinem Haus Bescheid!“

„Und weiter sprach sie: ‚Mein Mann ist fern,
Auch schlug uns Hagel in bösem Stern.‘“
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Doch was das Haus bringt, biet' ich gern.“

„Den Gästen trägt das Weib herein
Verschimmelt Brot und kahmigen Wein.“
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Weißkuchen und jungen Osterwein.“

„Das Tischlein wankt, ihm fehlt ein Bein,
Sie denkt: Mag's auch zum Tort so sein!"
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Sie stellt es fest mit dem eigenen Bein."

„„Wir sind,"" so sprachen sie dankentglommen,
„„Zwei Teufel, euch zu holen gekommen.""
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„„Sankt Peter und Sankt Johann, die Frommen.""

„„Wir geben frei dir eine Bitte."" —
„Nehmt meinen Mann in eure Mitte!"
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Gebt uns ein Sterben nach Blumensitte!"

„„Wohlan, geht einst als Pflanzen zur Ruh'!
Er sprieß' als Distel, als Klette du!""
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„„Als Eichbaum er und als Linde du!""

„„Und geht dein Gespons einst wieder aus,
Nicht lass' er, wie heut', die Füße zu Haus!""
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„„So komm' er recht balde wieder nach Haus!""

„Wer sang dies Lied? Ein Vögelein
Pickt's aus dem Distelstrauch am Rain."
Der Bauer stößt, bis der Sänger es löst:
„Berauscht vom Lindenduft im Frein."

Verhallt ist schon des Liedes Hauch,
Doch nicht verflüchtigt ist's wie Rauch;
Erst knistern die Klänge noch verstohlen,
Wie einzelne Funken in den Kohlen,
Der merkt ein Verslein, jener eins,
Bis sich die Funken zusammengefunden,
Auflodernd, zur Flammensäul' entzunden;
Aufjauchzt der Chor des Stimmenvereins,
Frei klingt's und macht zu Spott die Schliche,
Des Ellenbogens Zensorstriche.
O Engelmar, du wärst bewundert,

Geboren in ſpäterem Jahrhundert!
Es hat zuerſt ein wund Gewiſſen
Das Wort in Feſſelzwang geriſſen.
Singt, daß die Sonne ſchwarz und kalt,
Daß euch ein weißer Rabe ſprach;
Singt, daß der Frühling welk und alt,
Es ſingt euch's keine Seele nach!
Durch Bollwerk kommt die Wahrheit geflogen
Trotz Strich und Scher' und Ellenbogen!

Der Sang von Philemon macht das Haar
Noch grauer faſt dem Engelmar,
Und wo er wallt und fährt, da rennt
Das Lied ihm nach, das ihn nicht nennt,
Von Amſelkehlen klingt's im Wald,
Selbſt ſeine Senſe lernt es bald.

Verſöhnung.

Ein Buch hält Nithart aufgeſchlagen,
Da lauſcht er längſtverrauſchten Tagen,
Begleitend zum italiſchen Garten
Der Nordlandshelden Sehnſuchtfahrten:

„Viel Dänenſchiffe ankern und lauern,
Die Fracht zu löſchen in Lunas Mauern;

Die Fracht ſind Krieger, Nordlands Sproſſen,
Doch ſolcher Fracht iſt der Hafen verſchloſſen.

Sie bergen ihr Tun, daß ſelbſt die Wellen
Dem Strand nichts plaudern im Zerſchellen.

Das Leben an Bord ſo tot, eintönig!
Da ward ein Vogler Hadding, der König.

Das Orlogſchiff in den grünen Fluten
Iſt Tenne mit Vogelgarn und Ruten;

Da fängt der König mit Locken und Liſten
Der Vöglein viel, die im Städtchen niſten.

Der Feſte Mauern überragen
Das Herz der Bürger, die voll Zagen.

Da klirren nicht Waffen, nur Glocken wimmern,
Nicht Panzer glühn, Meßkleider nur ſchimmern.

Im Dom knien Biſchof und Statthalter,
Die Litanei ringt mit dem Pſalter.

Sturmleitern ſchlägt ihr Gebet zu Gotte,
Daß er zerblaſe die Feindesflotte!

Der Biſchof blickt zum Gewölb nach oben,
Von Spinnennetzen iſt's ganz umwoben:

„Nun ſprecht, ihr frommen Wetterpropheten,
Was bringt der Himmel auf unſer Beten?"

Stumm hängt das Gewebe, ſchaukelnd linde,
Als rührten ſich Fahnen leis im Winde.

Sind ſie erhört vom milden Gotte?
Die ſchwarze Flagg' aufhißt die Flotte!

Die Maſten ſchwarze Segel tragen,
Der Bord iſt in ſchwarzes Tuch geſchlagen.

Zum Strande rudern, wie ſchwarze Schwäne,
Mit Trauergeſängen dunkle Kähne.

„Hadding iſt tot!" Schon flehn zwei Boten
Um Grab und Seelenamt für den Toten.

Jetzt ſteht die Bahr' im Gotteshaus,
Vorſchmeckt der Biſchof den Leichenſchmaus.

Viel Dänen, in Trauermäntel verkrochen,
Darunter klirren ſtählerne Knochen.

Der Biſchof blickt zum Gewölb beim Beten:
„Wie nun, ihr frommen Wetterpropheten?"

Ihr grau Geweb iſt ſtumm wie ein Hauch,
Nur regt ſich's kräuſelnd, wie ſchwarzer Rauch.

Requiem ſingen Prieſter, Leviten,
Das Rauchfaß ſchwingen die Akolythen,

Bis von dem Chor die Poſaunen ſchmettern,
Vorklang von des jüngſten Tages Wettern.

Welch Rufen! Den Tod aus den Gräbern ſchreckt's,
Und Hadding, den König, auch erweckt's.

Er ſpringt aus dem Sarg in Rüſtung und Waffen,
Das Rauchfaß ſtürzt aus der Hand dem Pfaffen.

Den Kriegern in Stahl die Mäntel entfallen,
Wie Auferſtandne aus Gräbern wallen.

Da blinkt auch das Schwert vom jüngſten Tage,
Da klirrt auch des Richters eherne Wage.

Und von den Schiffen die Vöglein von geſtern
Läßt man heimfliegen zu ihren Neſtern;

Wär's Nacht, ſie flögen als Sternenwunder!
An Flügeln tragen ſie leuchtenden Zunder.

Es praſſeln die Schwerter, es praſſeln die Flammen,
Wehklag' und Jubel verklingen zuſammen.

Die Stadt iſt Schutt! Der Schiffe Raum
Faßt ſeine goldne Beute kaum.

Vom Strand zum Schiff ſchon Brücken lagen,
Nach Norden den Nordlandskönig zu tragen.

Der Biſchof geleitet ihn zur Flut:
„Bau uns den Dom, ein Vogtherr gut!"

Der König, raſch zum Volke gekehrt,
Stößt in den Strand ſein Eiſenſchwert:

„Da kniet! Macht nie dies Kreuz zu Spott!
Wer ſelber ſich hilft, dem hilft auch Gott."

So las Nithart, im Buch verſunken,
Und ſieh, des Haddings Vögel tragen

Ins Haupt ihm neue Gedankenfunken.
Aufſpringt er, raſch zu Roß zu jagen
Ins Kahlenberger Dorf zum Pfaffen:
„Freund Wigand, ich will's mit Hadding wagen.
Im Sarge ruhn, bis mit Frohlocken
Ich auf die Feinde ſpring' in Waffen.
Sagt tot mich, läutet mir die Glocken!"
Der Prieſter zagt und warnt erſchrocken:
„Die Glocken, Freund, ſind Gottesmund,
Womit er ſelbſt dem Volk gibt kund,
Wann er belebt, wann er begräbt,
Im Zorne brauſt, in Milde ſchwebt:
Wollt Ihr das Volk mit Glocken trügen,
Macht Ihr die Lippen Gottes lügen!
Wohlan, mögt Todeshauch ihr ſpüren,
Er wird das Herz Euch läuternd rühren."

Herr Nithart in dem Kirchlein lag,
Geſchmückt als Leich' im Sarkophag,
Den Perlenkranz im Lockenhaar,
Den Mantel mit feinem Pelz verbrämt,
Darunter Schienen und Eiſenhemd,
Im Arm die Laute, traut und klar,
Zu Lenden fließt die Schärpe von Seide,
Das Schwert ſitzt locker in der Scheide;
Schwarz ausgeſchlagen Wand und Altar,
Daran des Toten Wappenbild,
Der rote Fuchs in weißem Schild,
Mit ſchlichter Inſchrift, prunksledig:
„Herr Nithart Fuchs, dem ſei Gott gnädig."
Zu Nitharts Fuß ein Becken, drin
Weihwaſſer und Zweige Rosmarin.
Wie er ſo auf dem Rücken liegt,
In Gruftgedanken eingewiegt,
Kann ſich's der Tote nicht verſagen,
Bisweilen die Augen aufzuſchlagen:
Sie hoften an des Gewölbes Rund,
Das über ihm gebreitet ſtund.

Der Himmelsdom scheint's ihm zu sein
An einem grauen Wolkentag,
Der Herzen nicht erheitern mag
Und sie nur weist in sich hinein.
Dann wieder scheint der Kuppel Bogen
In ungemeßnen Raum gezogen,
Sich dehnend hoch und stolz und weit,
Als wär's die Halle der Ewigkeit;
Der Seele Flügel ächzt nach Schranken,
Umtaumelnd in Ewigkeitsgedanken.
Doch auf dem weiß einfärbigen Grund
Aufdämmern, wie in Lettern bunt,
Die Herzen all', die je er kränkte,
Die Seelen, die er zum Schmerze senkte,
Und was er Leides je getrieben,
Dort steht's in scharfen Zügen geschrieben;
Verwischen, vertilgen möcht' er alle,
O säh' er rein die leuchtende Halle!
Da wird sein Herz so weich, so weich,
Tot ist er neugeboren zugleich.
Der Dom scheint wieder sich zu engen,
Und näher, schmäler sich zu drängen,
Beklemmend drückt's auf ihn herein,
Als wär's sein Grab und drauf der Stein,
Es scheint zu regen sich, zu wallen,
Sich zu zerbröckeln und zu fallen;
Er möchte schrein — gelähmt die Zunge!
Schon rafft er sich empor zum Sprunge,
Da treten die Bauern durch die Pforte
Mit frohen Gebärden und lautem Worte.

Sie stehn mit Lachen an der Bahre,
Sie schaun das Wappen am Altare:
„Das Füchslein, das Hühner wollte speisen,
Fing Jäger Tod im kalten Eisen!"
Der spricht: „Warum tatst du, o Gott,
Was ich so gern statt dir getan!"
Ein dritter drauf: „Ei, laßt den Spott,

Er könnt' im Liedergarn uns fahn!"
Der zupft des Toten Naſenſpitze:
„Wie ſieht's nun aus mit deinem Witze?
Der ruft: „Seht ſein verzerrt Geſicht,
Im Tod noch zeigt's den Böſewicht."
Und jener: „Schnell trifft ihn der Fluch,
Ich ſpüre ſchon Verweſungsgeruch."
Da zuckt zum Schwert des Toten Hand,
Doch ſpart er's für den Engelmar;
Der drängt ſich ſtumm jetzt durch die Schar,
Bis er am Katafalke ſtand.

Er faßt ein Zweiglein Rosmarin,
Sprengt Weihbronn über den Toten hin:
„O Nithart, möchten dieſe Tropfen
Verſöhnend an deine Seele klopfen!"
Dann zu den andern ſpricht er ſo:
„O klagt, daß dieſer Geiſt entfloh!
Der Turm hat ſeine Glocke verloren,
Der Becher die Glut, die drin gegoren;
In Tönen träumt der Glocken Erz,
In Dichtern tönt des Volkes Herz.
Wir Bauern ſind wie unſer Feld!
Gottlob! die Saat iſt gut beſtellt;
Doch, ſehn die fahl einfärbigen Ähren
Geſchmückt die ganze Welt im Lenze,
Da ſchmerzt ſie's, Schmuckes zu entbehren,
Sie ſeufzen: O trügen wir auch Kränze!
Sieh, aus derſelben Scholle ſchlagen
Kornblumen, Mohn und Windlingspracht
Herolde in der Wappentracht,
Statt ihrer reichen Schmuck zu tragen.
Doch wenn der Erntewagen trägt
Als Leichen einſt das Volk der Garben,
Sind obenauf als Kranz gelegt
Die Blumen, die mit ihnen ſtarben.
So ſoll das Dichterlied ſich weben
Treu in des Volkes Sterben und Leben;

Und solch ein Kranz liegt hier zerschlagen.
Wir Bauern sind wie unser Feld!
Wenn Andacht alle Wesen hält
In Sabbatstill' an Feiertagen,
Da senden alle zum Himmelszelt
Durch Boten ihre Freuden, Klagen;
Des Bergs Gebet die Adler tragen,
Des Stromes Dank in Wolken fährt,
Sein Zorn empor im Staubbach gärt,
Des Waldes Traum die Sprosser schlagen;
Stumm muß das Feld nur Wogen ringen,
Das, ach, des Liedermunds entbehrt,
Und hätte doch so viel zu singen!
Da steigt empor aus seiner Mitte,
Als wär's des Saatfelds eigne Seele,
Die Lerche, singend aus frommer Kehle,
Statt seiner Dank und Klag' und Bitte;
So steigt das Dichterlied aus dem Volke.
Dies Herz war solche Lerchenseele,
Bekannt der Saat, bekannt der Wolke;
Nur sang's zu oft, ich könnt's entbehren,
Von Bart und Stacheln unserer Ähren."

Indes er sprach, hielt er die Hand
Des Toten, der Versöhnung Pfand.
Kalt überläuft's ihm jetzt den Rücken,
Er fühlt die Leichenhand ihn drücken;
War's Täuschung? Wahrlich, es war keine,
Aufs neu' drückt Nitharts Hand die seine!
Das Herz in Stahl auch scheint zu klopfen,
Erweckten es des Weihbronns Tropfen?
Jetzt springt der Tote von der Bahr'
Und fliegt ans Herz dem Engelmar,
Sein Arm, in rasselnden Schienen, fährt
Rasch an die Laute statt ans Schwert:

„Ei Sommerzeit, die Vögel sich schwingen,
Ich will mein Lerchenlied euch singen!

Fliegt eine Lerch' empor in die Sterne
Mit einem goldenen Weizenkerne.

Als ob ein Engel am Sterbetage
Die gläubige Seele zum Himmel trage.

Und wie der Engel des Schützlings Ringen,
Beginnt ſie des Körnleins Preis zu ſingen:

„Im Hülſenbett dies Bauernkind,
Sein Wieglein ſchaukelten Luft und Wind;

Der Regen hielt's in Taufſteins Wogen,
Die Sonne hat es im Licht erzogen;

Und als es gediehn in Schaft und Kern,
Daß dran ſich freue das Auge des Herrn,

Da ward es geknickt, getreten, geſchnitten,
Geſchlagen, zerſtampft — hat viel gelitten!"

Spricht drauf der Herr: „Ei, du Anwaltſtern!
Indes du ihn lobſt, entfiel der Kern.

So geht's dem Lied in Lobesweiſen:
Oft ſinkt zum tiefſten, den es will preiſen.

Nicht ſo dein Lied, frommes Bäuerlein,
Es ſoll belohnt, unſterblich ſein!

Sieh dort, wo es hinabgefallen,
Es neuerſtanden, vervielfacht wallen!

Dem Körnlein gleiche das ganze Geſchlecht:
Habt ihr's verworfen, erſteh' es erſt recht!

Mit Strahlen ſei jede Ähr' umlaubt,
Ein Heiligenſchein dem Martyrhaupt!

Ich ſelber bilde, den Preis zu mehren,
Den eignen Leib aus dem Kern der Ähren,

Und ſegne die Saat, die im Wind ſich wiegt,
Und ſegne die Hand, die am Pfluge liegt."

So klingt der Lerche Lied vom Korne,
Und ist's zu Ende, singt sie's von vorne.

Ich aber sing's nur einmal, mit Huld,
Ihr wißt, mir lauscht nicht Gottes Geduld."

Zu Nitharts Lied der Chor der Bauern,
Ein seltsam Fest ist's diesen Mauern;
Und horch, vom hohen Chore fallen
Jetzt Orgelklänge melodisch ein,
Pfaff Wigand tritt mit Wohlgefallen
Den Balg und greift die Tasten rein,
Daß feierlich die Töne wallen,
Erschütternd durch die Kirchenhallen.
Und wieder horch! Mit Flöten und Geigen
Lockt's durch die Pforte hinaus zum Reigen,
Daß Bauern, Sänger und Orgler es packt;
Herr Wigand endet mitten im Takt,
Abbricht das Lied in plötzlich Schweigen.

Zu Ende singt's vielleicht die Linde
Dem Spätrot und dem Abendwinde.

Otto.

„Sextus filius (Alberti I.) vocabatur Otto, Nihil inveni de eo notabile, nisi quod fuit unus jocundus homo et dilexit jocos et entrapeliam."

Martinus Abbas Scotorum (Pets. II. 657).

Die Sendung.

Ist's nur die Lust in Fürstensälen,
Die Nacken beugt und krümmt die Seelen?
Soll's auch die bessern Fürsten ehren,
Wenn Stirnen ihren Estrich kehren?
Ließ ihnen solch beschämend Erbe
Der Vorfahr wohl, der harte, herbe,
Wie, wenn der Sturm sich längst verzogen,
Die Saat noch liegt, die er gebogen?

Im Thronensaal der Burg zu Wien
Versammelt harrt ein glänzender Kreis;
Mit silbernem Schäferstab erschien
In Samt manch geistlicher Hirtengreis,
Die Herzogsrät' in schwarzer Tracht,
— Wohl manche trugen Trauerfarben
Schier um das Recht, das sie verdarben, —
Herolde schimmern in Wappenpracht,
Und Leibtrabanten halten Wacht.
Im Halbkreis stehn Hofherren und Ritter,
Da wehen Federn, flimmern Flitter,
Goldschellen klingeln am Gewand,
An Krause, Barett und Gürtelband;
Die Schelle, die der Hof einst trug,
Ward für die Narren abgelegt,
Damit wer keine Schelle trägt,
Hinfort doch gelten kann für klug.
Zwei Farben trägt am Leibe jeder,
Zweifarbig Kleid, zweifarbige Feder,
Der halbe Mann rot oder falb,
Blau oder weiß das andre Halb,
Als hätt' ein Hieb sie einst gespalten,
Sie wiederbelebt ein Zauberwalten,
Die Hälften doch in Hast und Eile
Sie schlecht ergänzt mit dem fremden Teile.
Solch Hofkleid war gewählt verständig,
Die Farbe, die aus zwein ihm wert,
Wird flink dem Fürsten zugekehrt;
Jetzt trägt solch Kleid man nur inwendig.
Ein Wort gibt kund der Fürsten Kommen,
Wie Wetterschwüle macht's beklommen,
Die Reden und die Schellen schweigen,
Indes die Stirnen tief sich neigen,
Selbst der Gedanke, der nicht streichen
Im Fluge darf, beginnt zu schleichen,
Doch kriechend noch, sinnt er ans Steigen.
Geht einst der Phönixflug, der rasche,
Im Brand der Spezerein zur Neige,

Dann kriecht ein Würmlein aus der Asche,
Auf daß es wieder als Phönix steige.
Pfaff Wigand steht der Pforte nah,
Sein Aug', die Schatten meidend, sah
Zum Fensterlicht, vor dessen Bogen
Des Gartens Wipfel grüßend wogen.
Vernehmbar spricht zu ihm der Baum:
Ich steige hoch empor im Licht
Und beug' und biege mich doch nicht!
Ein Vogel schwingt sich durch den Raum:
Ich steige höher noch und sang
Doch frei heraus, wies Herz mir klang!
Die Wolke zieht mit goldnem Saum:
Ich steig' am höchsten, ging mein Flug
Auch graden Weg und freien Zug!

Thronsessel zwei stehn reich umflossen
Vom goldgestickten Baldachin,
Ihm nahn die beiden Habsburgsprossen
Im Purpurkleid mit Hermelin,
Aufrecht und fest Otto der Frohe,
Im Antlitz lächelt die innere Lohe,
Doch Albrecht mit dem weisen Sinn
Wird auf der Sänfte hingetragen.
Dem Geiste gleicht der Körper nicht,
Es hat ihm Gift in jüngern Tagen
Des Leibes edlen Bau zerschlagen,
Schön blieb nur Haupt und Angesicht
Hoch ragend überm Schutt der Glieder,
Dem Kirchlein gleich, vom Feind verschont,
Als er die Königsburg warf nieder,
Weil drin der Geist des Herren wohnt.
Die kühnen Feueraugen fliegen
Stolz über des Leibes Trümmerreste,
Wie über der zerbrochenen Feste
Zwei Adler sich in Lüften wiegen.
Des Mundes Wort scheint zu entwallen
Dem Ahnengeist versunkner Hallen:

„An unſern Zepter iſt gediehn
Des Kärntnerlandes Volk und Flur,
Umſonſt vor unſern Thron nach Wien
Entbot ich's zum Vaſallenſchwur:
Kein Abgeſandter kam! Sie halten
Zäh an dem Landesbrauch, dem alten;
Es ſchwöre nur der Fürſt im Land
Und nehme Lehn aus Bauershand.
Ein Volk, wie ſeine Berge, hart!
So tun wir nach des Propheten Art,
Der ſelbſt das Wanderſtäblein nahm,
Als der gerufne Berg nicht kam;
Doch da auch wir von Felsnatur
Und unbeweglich ſchier vor allen,
Mag unſres Bruders Liebden wallen
Zum ſondren Eid nach Kärntens Flur.
Vergnüglich iſt die ſchöne Reiſe
Durch Alpengrün und ewige Eiſe,
Sie wird Euch Mark und Sehnen ſtählen,
Sie wird erheben Eure Seelen."

Herr Otto rückt unſtet am Sitze,
Sein Blick ſchießt ungeduldige Blitze
Und ſucht gar ſehnſuchtsvoll die Pforten;
Den Pfaffen Wigand trifft er dorten,
Der eben die Gedanken entſandt
Zu Otto ſelbſt, den er ſieht leiden,
Als flinke Pagen, ihn zu entkleiden
Von Würd' und Bürde, Laſt und Tand.
Sie ſtreifen den Herzogshut vom Haupt,
Vom Efeukranz wird's ſchmuck umlaubt,
Sie ziehn ihm ab die Goldgewänder,
Die Purpurſchleppen, Gürtelbänder;
Die Blöße darf kein Aug' verdrießen,
Sie hüllen ihm die Schultern ſchnell
Mit ſchöngeflecktem Pardelfell,
Ein Herrſcherzeichen nur ſie ließen:
Den Zepterſtab! Doch fröhlich ſchwanken

Daran die klimmenden Weinlaubranken,
Der Thronſtuhl wird zum rollenden Wagen,
Ihn und langhalſige Krüge zu tragen,
Auch trifft Geſpann ſich nah, wenn's gilt,
Luchs, Leu und Tiger, gezähmtes Wild.
Evoe, Evan! Deine Fahrten
Beginne durch des Indus Garten!

Mit Ottos Blick hält im Begegnen
Das Auge Wigands Zwieſprach leiſe;
Sprach Wigands Blick: Ich will dich ſegnen
Und rufen Glück und Heil zur Reiſe!
Drauf Ottos Aug' in Sehnſuchtsqual:
O reiſt' ich erſt aus dieſem Saal!
Wigand fuhr fort: Den Zug beginne
Mit goldnem Gruß der Johannisminne!
Und Otto drauf: In deiner Laube
Kredenz uns heut den Saft der Traube!
So ſprachen ſie vor aller Schar
Nicht hörbar, doch ſich ſelber klar;
Das Frühlingswort magſt du belauſchen,
Wenn's flüſternd durch die Wipfel rauſcht,
Doch heimlich ſpricht und unbelauſcht
Der Blick, den Blütenaugen tauſchen.

Johannisminne.

O ſchönes, feierliches Trinken
Im Saal der Nacht, im Mondesblinken,
Wenn dir ins Glas die Wolken ſpähen
Wie blinzelnde Schenken mit Augenwinken,
Ob's wohl zum Rand gefüllt, zu ſehen.
Der Vollmond ſitzt mit euch zu Tiſche,
Daß er dem Wort ſein Lauſchen miſche,
Beſieht die Krüge ſich, die Becher,
Taucht dann ſein Antlitz in den Becher,
Vorkoſtend dir, den Trank zu nippen.
Der Gaſtfreund prüft an eignen Lippen

Den Abendtrunk, womit er ehrt
Den Fremdling, der ihm eingekehrt;
Den Gast anheimelt's traut und lind,
Nicht fremd mehr, nein, des Hauses Kind
Wird, wer des Hauses Becher leert,
Tapetenbilder, Säulen, Wand,
Das ganze Haus ihm traulich bekannt!
Des Wirts Erzählen rührt ihm leise
Das Herz, wie eigenes Erleben;
Selbst um sein Schlummerkissen schweben
Des Hauses stille Geisterkreise.
Wenn dir der Mond den Kelch kredenzt,
Darin sein sinnend Antlitz glänzt,
Bist du in den gestirnten Hallen
Kein Fremdling mehr, du bist das Kind
Des Hauses, drin dir's heimelt lind;
Manch Rätsel läßt den Schleier fallen,
Manch Bildnis winkt bekannt und traut,
Manch ernst Erkennen wird dir reifen,
Und manch Geheimnis dir vertraut:
Doch auch sein Grauen wird dich ergreifen,
Nun seine Geister dich umgleiten,
Und durch dein wachend Träumen schreiten.

In Wigands Laube sind drei Zecher.
Herr Otto spricht: „Mein frommer Wirt,
Nun du uns riefst zum Abschiedsbecher,
Hast du unrechter Zeit zitiert
Den Geist, der dir im Keller irrt;
Mein Ritt zur Fern' ist uns kein Scheiden:
Geleitet zieh' ich von euch beiden."

Da tröstet Nithart: „Si bene perpendi,
Mein Fürst, sunt quinque causae bibendi.
Wenn wir es reiflich überdenken,
Fünf Gründe gibt's, ein Glas zu leeren,
Der erste: jetzigem Durst zu wehren,
Der zweite: künftigen abzulenken,
Der dritte: zum Willkomm der Gäste,

Der vierte: bei beſondrem Feſte,
Der fünfte: jeder erſte beſte!
So ſtand's am Rand der Bibel fein,
Die mir der Prior Neuburgs lieh;
Die Patres klug! Flink meißeln ſie
In Bibelfels ihr Kellerlein."
Doch Wigand ſpricht: „Uns andern bläht
In Weinflut ſich ſo ſtolz kein Segel,
Dem jeder Windſtrich dienſtbar weht;
Der Spruch gilt nur als Kloſterregel.
Uns blinkt nur Wein der Leichenſchmäuſe,
Mit feinerm Wort: Johannisminne;
Und ziehn wir auch vereinte Gleiſe,
Aufs Scheiden lenk' ich doch die Sinne.
Den Abſchiedskelch bring' ich dem Strauche,
Der uns umwölbt mit duftigen Hallen,
Dem Laubgeflüſter, dem Blütenhauche;
Ein andrer iſt's, wenn heim wir wallen,
Mit andern Blumen, andern Trieben!
In unſre Becher niederſtieben
Die Blüten ſchon, ihr Leben kürzend,
Selbſtmörder in die Flut ſich ſtürzend.
Den Kelch bring' ich dem Stern der Nacht,
Der, ſuchend weit im Himmelsrunde,
Nie wiederfindet dieſe Stunde,
Die heut' im Aug' ſo hold ihm lacht;
Ein andrer wird er niederſtrahlen
Auf künftige Wonnen, künftige Qualen!
Von dieſer Scholle Abſchied trink' ich,
Lebwohl all ihren Kindern wink' ich,
Die Üppige wird der Frucht vergeſſen,
Die mutterſtolz ihr Schoß jetzt trägt,
Des Halms, den jetzt ihr Atem bewegt;
Längſt modern Frucht und Halm indeſſen!
Ich trinke Abſchied von dieſem Weine,
Den wir in unſrer Bruſt begraben,
Dem unſre Lippen Grabesſteine;
Bald wird ſein Auferſtehn erhaben

Als lichter, fröhlicher Gedanke,
Als klimmende Ranke der Geistesreben.
Ich nehme Abschied mit diesem Tranke
Vom Hauch der Luft, an meiner Wange
Fühl' ich ihr Sterbezucken beben;
Vom eignen Wort, im flüchtigen Klange
Verhauchend ein kaum geborenes Leben;
Und von uns selbst, die einst nur kehren
Als andre, hier den Kelch zu leeren!
Wir sitzen wohl am selben Tische;
Was jetzt wir sind, was jetzt wir leben,
Der Herzen Blühn, der Seelen Streben,
Wird durch die junge Abendfrische
In dämmernden Gestalten schleichen,
Wie Seelen längstbegrabner Leichen;
Denn jeder Stunde Flügelbeben
Streift Teile unsres Lebens ab,
Ein stückweis Sterben ist das Leben,
Das letzte Stück nur fällt ins Grab."

Und Nithart lacht: „Dir muß sich neigen
Besiegt der Prior im edlen Streiten,
Er geigt sein Stück auf fünf der Saiten,
Du spielst den ganzen Zecherreigen
Auf einer Saite nur der Geigen;
Magst nur Johannisminne leiden,
Doch weil das Leben ein ewig Scheiden,
Kann nimmer dich der Becher meiden!
Ein morscher Baum liegt dir die Welt,
Vom ehernen Zeitenflügel gefällt;
Du rettest aus dem moderfeuchten
Dir klug fein schön phosphorisch Leuchten."

Doch Otto seufzt: „O sprächst du wahr,
Und würd' ich morgen schon ein andrer
Und zög' ins Land, ein schlichter Wandrer,
Frei und des Fürstenschmuckes bar,
Und könnt' ins Herz der Hütten spähn,
In Tiefen des Menschenauges sehn!

O traurig fahle Fürſtenreiſe,
Erſtarrter Strom, umſchnürt vom Eiſe,
Gezwängt in Marmordamms Geleiſe!
Durch Ehrenpforten, Flitterkränze
Die Welt nur ſehn und ihre Lenze!
Ach, hinter Fahnen, damaſtnen Decken
Und grellem Blumengehäng verſtecken
Ihr ehrlich Antlitz gar die Häuſer.
Und dann die ewigen Birkenreiſer
In Bogen, Pforten, Giebelzeichen!
Mich dünkt's ein mildes Rutenſtreichen,
Durch das ſie, rächend ihre Klagen,
Von Ort zu Ort den Fürſten jagen.
Der ſchöne Menſchenlaut, verſtummt,
Hat ſich zum Glockengruß vermummt,
— Selbſt Liebeswort, ſonſt flötend, ziſcht
Im Larvenmund entſtellt verwiſcht; —
Es ſprechen nur die Kinder und Alten,
Von Unſchuldlächeln und Weisheitfalten
Die Mienen, wie die Reden, voll;
Nur eines lernt da leicht ein König:
Wie ſo erfindungsarm eintönig
Das Menſchenherz, wenn's ſchmeicheln ſoll."

Der Pfaffe meint: „Rat wüßt' ich dann,
Wohl fänd' ich manchen, dem's nicht Pein,
Ein Weilchen Öſtreichs Fürſt zu ſein;
Statt dir ſei Nithart ſolch ein Mann,
Euch beiden mag der Tauſch gedeihn.
Dein Türmer blickt von Bergeszinnen
Ins weite Land; ihm ſcheinen Flecken
Im Bild die dunklen Wälderſtrecken;
Er ahnt nicht, welch ſüß Säuſeln drinnen.
Wie Vögel ſingen, Bächlein rinnen,
Und all die Waldesſeligkeiten!
Waldbruder träumt in dunklen Forſten,
Und ſpäht er nach dem Berg zuzeiten,
Iſt's ihm ein Stein nur, kalt, geborſten;

Er ahnt nicht diesen Blick in die Weiten,
Die Fülle Glanzes, die Herrlichkeit,
Für die Gott selbst sein Aug' uns leiht.
Den Türmer laß in die Wälder gleiten,
Den Bruder laß auf die Zinnen schreiten,
Ihr kurzer Blick wird freier, weiter!
O daß wir manchmal Seelen tauschten,
Mit fremdem Aug' und Herzen lauschten!
Die Seelen würden größer, heiter,
Da würde mancher Haß zerstieben
Und reicher, wärmer unser Lieben!"

Herr Otto ruft: „So sei's! Ich kleide
O Nithart dich in Purpur und Seide,
Mein Zepter leih' ich deinen Händen,
Mein Schwert gürt' ich um deine Lenden;
Als Herzog sollst die Bahn du richten
Durch Glockenklang in Landesweiten,
Ich will im Waldessäuseln schreiten
An deiner Statt und sinnen, dichten."

Der Dichter spricht in mildem Tone:
„O Fürst, auch wenn du sitzest zu Throne,
Umwallt dich leises Blätterkräuseln,
Ein flüsternd Wehen, ein flehend Säuseln,
Auch drohend kann's wie Grollen rauschen;
O wolle mit offner Seele lauschen!
Auch dies sind des Naturgeists Stimmen,
Die über den Thron ins Herz dir klimmen;
Da ruft die Weihe, da sollst du dichten,
Gleich uns, der Seelen Rätsel schlichten;
Da rühre Saiten von tönenden Erzen,
Da rühre deines Volkes Herzen!
Lebendig durch die Gärten des Lichtes
Ziehn die Gestalten deines Gedichtes,
Des mächtige Reime fest erstarrten
In ehernen Tafeln, in Marmorblättern;
Kein Feilen hilft unechten, harten,
Drum bild' aus Wohllaut nur die Lettern;

Ein großes Wort gekrönter Richter
Klingt fort wie Sang unsterblicher Träumer,
Ein schwacher Fürst ist ein schlechter Reimer,
Ein großer Fürst auch ein großer Dichter."

Der Vollmond lächelt mild dem Bunde,
Die Becher klingen in der Runde,
Drin glänzt des Himmels Widerschein,
Die Sterne sinken in den Wein,
Und in die Brust aus den Bechern fluten
Des Himmels Glanz, die Sternengluten.

Eine Gebirgsreise.

Neuberg.

Als dieses Tal, das felsumglänzte,
Von Erz durchblinkte, waldbekränzte,
Mein Lenau, einst dein Schritt durchmessen,
War längst der Mensch hier angesessen;
Da springt die Mürz, Mühlräder jagend,
Vorbei an Wiesen, Ackerstreifen,
Ein spielend Kind, die rollenden Reifen
Vor sich zu Sprung und Tanze schlagend.
Längst hat sich Werkfleiß angesiedelt,
Maschinen rauchen, es sprühn die Essen,
Und wenn der Abend, zu vergessen
Des Tages Mühn, dann jauchzt und fiedelt,
Hat in den Zauberkreis gezogen
Des Steirertanzes liebliches Wogen
Dich selbst, den nie von Lust Besiegten,
Daß dir nach seinem Takt sich wiegten
Die Träume der Unsterblichkeit,
Einförmig stampft ununterbrochen
Durch Nacht und Tag, durch Lust und Leid
In gleichem Maß des Hammers Pochen,
Nachhallend in der Runde weit;
Du aber weißt's, der Heilkunst Sohn,
Des Tales Puls ist dieser Ton,
Und stockt einst dieses Pulsschlags Pochen,

Des Tales Leben ist gebrochen.
Du sahst im Tal die Quadermassen
Des mächt'gen Baus zerbröckelnd fallen,
Der Mönche Dom, die Klosterhallen:
Die Geisteresse, nun verlassen.
Hier schmolz in der Askese Flammen
Der Herzen spröd Metall zusammen,
Im Feuerflusse darf's nicht stocken;
Ein Ambos hart ist Klosterzucht,
Einförmig stampft in ehrner Wucht
Der Hammerfall der Horaglocken,
Geschmeidigt Seelenerz zu recken
Und nach des Meisters Form zu strecken.
Du sahst in Bildern wohlerhalten
Die Reihn der harten Schmiedemeister,
Die Bändiger der Feuergeister,
Der Äbte düstere Gestalten,
Den Blick gesenkt, die Stirn in Falten,
Des Fürsten Bild dann, der sie rief;
Das Lächeln auch gräbt Furchen tief,
Sein Haupt sinnt trüb, als ob's ihn reue;
Die Rosen, die es treu umwallten,
Hier scheinen sie nur eine neue
Kapuzenart für Stirnenfalten.
In gleichem Maß, ununterbrochen,
Durch Nacht und Tag, durch Lust und Leid
Ging hier des Horenpulsschlags Pochen,
Nachzitternd in der Runde weit,
Bis eines Fürsten Wort vor Jahren,
Dem jetzt noch weite Herzen zittern,
Wie dürres Laub vor Herbstgewittern,
Frisch durch dies Klosterhaus gefahren:
„Die Zeit ist um, das Werk vollbracht,
Vorüber eure Waffenmacht,
Drum räumt die Feste, heilige Streiter,
Ergreift den Stab und wandelt weiter!
Zu dieses Tals verlass'nen Hagen.
Will der Gesittung Licht ich tragen"

Die Mönche zogen, noch stehn die Hallen,
Die Mönche starben, die Steine fallen.

Nun meine Mus' in ferne Zeiten
Sich schwingt, zwei Wandrer zu begleiten
Durch dieses Tal, das felsumglänzte,
Von Erz durchblinkte, waldbekränzte.
Welch finstre Ödnis noch! Sie findet
Kein Siedlerhaus, sie zu bewirten,
Nicht Feuerstellen einzler Hirten,
Den Pfad kaum, der im Wald sich windet.
Vom Talgrund bis zum Geierhorste
Nur dichte, schwarze Tannenforste,
Die Nacht der breiten Riesenschatten
Verschlang das karge Grün der Matten;
Die Mürz rennt sterbensbang durch Ranken,
Ein Kind, in Dämmerung verirrt,
Von raschem Schwalbenflug umschwirrt,
Gleichwie von zuckenden Angstgedanken.

Die Wandrer stehn erstarrt, zu lauschen
Im hehren Bann der Einsamkeit,
Der grünen Wipfel Wellenrauschen
Zieht über ihren Häuptern weit,
Als stünden sie im Schloß der Fee
Auf tiefstem Grund im Alpensee;
Dazwischen schmettern, jauchzen, schallen
Der Waldesvöglein Liederspiele,
Als ob ins leise Wogenwallen
Ein Katarakt von Gesängen fiele.
Horch, Donnerknall und Widerhall!
Im Forste dröhnt von Zeit zu Zeit
Der ältsten Urwaldbäume Fall,
Wie Patriarchen, nicht vom Leid
Gefällt, nur von der Wucht der Zeit;
Da schweigt ringsum des Sangs Frohlocken,
Waldrauschen selbst verstummt erschrocken,
Denn Schauer nur, beklommnes Schweigen
Will als Musik der Todesreigen.

Den kräft'gen Leib durchzuckt dir oft
Froſtſchauer raſch und unverhofft,
Dem ſolchen Sinn der Volksmund gab:
Es ſprang der Tod dir übers Grab.
Des Todes Tritt in Waldesbahnen
Weckt Ottos Herz zum Todesahnen:
„Mein Schlürfen ſüßen Liederſchalles,
Mein Feſtpokal, mein Freudenkranz,
Die Mummenfahrt zum luſtigen Siege,
Muſik und Tanz, was iſt dies alles?
Der Weltenſonne Widerglanz
Im Flügel einer Eintagsfliege!
Ein Hauch des Tods, — in nichts zerquillt
Das Mücklein und ſein Sonnenbild!
Daß meines Schreitens durch die Erde
Ein Mal, nur eine Stapfe bleibe,
Drum in das Herz der Zeit mich ſchreibe
Ein Werk, dem ſeine Liebe werde:
Zu dieſes Tals verlaßnen Hagen
Will der Geſittung Licht ich tragen.
Es ſteig' ein Dom, hier ſei die Stelle!
Schon ſeh' ich ſeine Firſte ragen
Von Säulen und Gebälk getragen,
In mächtigem Bau rings Zell' an Zelle;
Ihr Urwaldbäume, Felſenquadern,
Fügt euch dem Maß, ihr ſollt nicht hadern,
Nicht miſſen gewohnten Waldesklang,
Das Wipfelrauſchen, den Vogelſang!
Iſt Glockenton nicht zu belauſchen
Wie goldner Zauberhaine Rauſchen?
Sind nicht ein Lied die Orgelklänge,
Als ob ein Chor von Adlern ſänge?
Dann ruf' ich Mönche von Citeaux:
Ihr heiligen Pflüger in weißer Kutte,
Ihr Rebenpflanzer in wüſtem Schutte,
Eu'r Kleid iſt licht, eu'r Tun iſt froh;
Kommt wie die erſten Taubenſcharen,
Saatſtreuend, in dies Tal gefahren,

Wählt Rüſtzeug aus des Berges Erzen
Und rodet Wälder, rodet Herzen!
Saatkörner, die der Hand entfallen,
Sind ſchöne Roſenkranzkorallen:
Das Wandeln durch der Halme Wogen
Ein Meditieren hold vor allen;
Der Fruchtbaum, den ihr ſelbſt gezogen,
Iſt eine blühende Gotteslehre;
In eurer Hand die volle Ähre,
Die erſt in ihr ein Körnlein war,
Stellt euer Beteuern glaublich dar,
Daß ſie's in Gottesleib einſt kehre.
Zieht ihr die Furchen, wollet denken,
Bis in die Herzen ſie zu lenken!
So, Pflügermönche, bringt die Strahle
Der mildern Sitten dieſem Tale."

Pfaff Wigand liſpelt in die Welle:
„Du raſche, liebliche Forelle,
Laß dir bekommen und behagen
Die Lehre von den Faſtentagen."
Der Fürſt ſinnt fort: „Die Tag' entwallen,
Ich ſeh' des Domes weite Hallen
Mit ſchwarzem Tuche überſchlagen,
Den Katafalk inmitten ragen,
Dabei ein Kranz, ein Herzogshut;
Mit Roſen iſt das Haar umlaubt
Des Leichnams, der im Sarge ruht,
„Fundator" rühmen weiße Lettern,
Sieh, meine Züge trägt das Haupt!
Die Tuba dröhnt, Poſaunen ſchmettern,
Die Orgel rollt wie fernes Gewittern,
Nicht rührt's den Toten — nur ein Zittern
Bebt in des Kranzes Roſenblättern, —
Doch fühlt die Seele ſich getragen
Vom Sange, den die Mönche ſingen,
Vom Worte, das die Hirten klagen,
Von Strahlen, die ein helles Tagen

Auf hundert Kandelabern ringen:
Der Mann iſt's, der zu dieſen Hagen
Einſt der Geſittung Licht getragen."

Pfaff Wigand flüſtert in die Bäume:
„Du Bienlein, ſpinne ſtolzere Träume!
Zerbrechen wir auch deine Zellen,
Dein Wachs darf uns den Himmel hellen!"
Da frug der Fürſt: „O mein Geſelle,
Gefällt's dir ſchlecht, daß ich die Welle
Der Zeit ins Waldeseinſam lenke,
Meinſt du, daß ſie die Wildnis kränke?"
Doch Wigand einen Strauch erfaßt
Und ſchneidet ab den ſchlankſten Aſt:
„Wann übte der ſein Tagwerk beſſer,
Einſt als er mit dem Winde rang,
Einſt als auf ihm der Finke ſang,
Jetzt wo vom Stamm ihn trennt mein Meſſer,
Daß er den Pilger liebreich ſtütze,
Tut's not, auch gegen Schelme nütze?
Zur rechten Zeit traf ihn die Klinge,
Zu rechter Zeit des Vogels Schwinge.
Wer iſt's, der Grenzen dir erſinnt,
Wo Leben endet, Sterben beginnt?
Ob nicht ein Welken die Blüte rot,
Der Tod ein Blühn, das Blühn ein Tod?
Du bauſt, wenn du zertrümmernd ſcheinſt,
Zertrümmerſt, wenn du zu bauen meinſt."

Und eine Spanne Weges weiter
Ein mächt'ger Felsblock liegt im Tal,
Dran lehnend eine Sproſſenleiter,
Auf ſeiner Höh' ein Häuschen ſchmal,
Dabei ein Gärtlein mit Laubverſtecken,
Mit Kräuterbeeten und Blumenhecken, —
Ein rauher Fröner, deſſen Rücken
Des Blumenkorbes Laſten ſchmücken;
Es warf der Berg vom Leibe fort
Den Block, ein Glied, das abgedorrt,

Waldbruder nahm Beſitz vom Stein,
Als würd' er ein neuer Weltteil ſein;
Das Felſenhaupt, dem Tod verfallen,
Soll neu in blühendem Leben wallen. —

Und eine Spanne Weges weiter
In Trümmern liegt die Waldkapelle;
Aus Waldesirren ein Befreiter
Weiht' einſt der Gottesmaid die Schwelle.
Im Dache niſtet jetzt die Eule,
Die Spinn' umflocht das Fenſterglas,
Aus Marmorfugen ſprießt das Gras,
Vom Sockel ſank die Madonnaſäule;
Da kniet kein betender Geſelle,
Ein graſend Reh beſchritt die Schwelle,
Als ob es Chriſtenvolk beſchäme.
Die Gottesmaid ſcheint dankbar mild
Sich neigend, daß das fromme Wild
Aus ihrer Hand die Halme nähme.
So welkt und dorrt, was blühen wollte,
So ſprießt und blüht, was welken ſollte.

Und Spannen Zeit und Weges weiter
Seht ihr des Liedes Dichter wallen,
Auch er ſinnt Tod, doch ſinnt er heiter
Des Leibes und Geſangs Zerfallen:
Er ſpürt des Lebens ewigen Geiſt
Im Windhauch, der einſt Wald hier ſäte,
Im Beil, das dann zum Feld ihn mähte,
Im Bauherrn, den dies Kloſter preiſt,
Im Schutzherrn, der's zerfallen heißt.
Auf Dichters Haupt ein Reis zu ſenken,
Braucht ihr den Waldbaum nicht zu kränken.
Daß ſeines Schreitens durch die Erde
Ein Mal, nur eine Stapfe werde,
Möcht' er in brachen Seelenboden,
Durch den nur weicher Vogelſang
Und üppig Waldesrauſchen klang,
Zwei Mönche ſetzen, ihn zu roden:

Den Mannesstolz, den Mannestrutz,
Von strenger Regel, von schlichtem Putz,
Zu jäten alten, toten Dorn,
Zu pflanzen schweres Zukunftkorn.
Noch segnend ziehn im Saatengleise
Die Seelen jener Mönche leise;
So mag das Lied einst ziehn durchs Land
Im Geisterreigen, unentdeckt,
Vielleicht in Taten, die's geweckt,
Am Lichte schreiten unerkannt.

Ein Festspiel.

Mit frischem Mut, in grauem Rock,
Am Haupt den Hut breitschirmig fahl,
In Händen den spitzen Alpenstock,
Ziehn beide Wandrer durch ein Tal.
Als aus dem ebnen Land sie schieden,
Lag es in vollem Blütenfrieden,
War's wonnig schöne Frühlingszeit,
Hier sind die Zeiten noch im Streit;
Es streicht durchs sonnenwarme Tal
Des Gletscherwindes scharfe Schwinge,
Als ob ein blutwarm Herz durchdringe
Des Pfeiles kalter, spitzer Stahl;
Die Wandrer haschen wehende Blüten,
Doch sehn sie auf der Hand erschrocken
In Tau zergehn die weißen Flocken,
Und wenn sie schütteln von den Hüten
Den weißen Schnee, der drauf gefallen,
Beginnt ein Blütenduft zu wallen.
Die Sonnenstrahlen sind den Gründen
Noch wie die ersten Heidenlehrer
Der Nebel leuchtende Bekehrer,
Die kämpfend nur ihr Licht entzünden;
Schon ragt ihr Dom, die Ampel glimmt,
Die Wandrer sind fast kirchlich gestimmt.

Zur Rechten rauscht ein Bach vom Hange,
Die Wellen plätschern sich überstürzend,
Wie Dorfeskinder, vom Kirchengange
Mit Scherz und Geschwätz den Heimweg kürzend;
Auf ihren Stirnen leuchtet noch immer
Wie von der Sonntagslehr' ein Schimmer.
Die bunten Blütenhügel spannten
Damastgeblumte Kirchendecken,
Aus allen Büschen schallt's und Hecken
Wie Singen und Läuten der Ministranten,
Und würzig haucht in Waldeslüften
Vom Tannenharz ein süß Arom,
Wie durch den sonntäglichen Dom
Ein lieblich stilles Weihrauchdüften.

Nun um die Hügelwand sie biegen,
Sehn sie ein Dörflein vor sich liegen
Inmitten grüner Wiesenmatten,
Umdämmert von wald'ger Berge Schatten,
Dahinter schneebedeckte Zinken,
Des Winters ewige Burgen, blinken.
Am Hügel dort welch Volksgedränge,
Welch seltsam Singen, welch sondre Klänge,
Wo Sichelklirren, wie Schlägelfall,
Wie Sensendengeln, wie Tennenhall!
Längst ist vorbei der Tenne Zeit,
Der Ernte Tage sind noch weit;
Bald ist's gelöst: bei einem Feste
Sind sie zwei ungeladene Gäste.

Auf einem Hügel steht ein Wagen
Prunkhaft als Thronsitz aufgerichtet,
Mit Bündeln und Betten überschichtet,
Mit bunten Decken ausgeschlagen,
Darüber grüne Bogenranken
Von Fichtenreisern zierlich schwanken,
Das Rad gehemmt mit einem Keile.
Daß es nicht talwärts rollend eile,
Mit stolzer Miene sitzt zu Throne

Der Schalk von Wirt, des Dorfes Haupt,
Sein grün Samtkäpplein ward zur Krone,
Mit Efeugewinden ſchön umlaubt;
Ein goldner Mantel ihn umwallt,
Des Anblick fort den Küſter quält
Zu ſpähn im Kirchenſchrank alsbald,
Ob nicht der Veſpermantel fehlt?
Ein weißer Stab mit farbigem Band
Blinkt zeptergleich in ſeiner Hand;
Als Maigraf iſt er eingezogen,
Zu ſegnen Flur und Saatenwogen,
Jetzt thront er hoch, nach Recht zu richten,
Der Jahreszeiten Streit zu ſchlichten;
Ob auch ſein Haupthaar dünn und licht
Zu Winters Gunſten ihn beſticht,
Lenzhaft doch blüht ſein rund Geſicht.

Unfern dem Thron ſteht eine Maid,
Umflort von leichtem Sommerkleid,
In goldnen Wellen ihres Haares
Die Erſtlinge des Blumenjahres;
Es ſchmiegt ſich an ihr Mieder loſe
Ein Zweig der ſchönen Alpenroſe,
Ein Körblein hängt an ihrer Linken,
Draus gelbe Weizenähren blinken
Mit Gartenfrüchten mancherlei,
Des Bergs, des Tales Blumen dabei,
Violen und ſamtnes Edelweiß,
Mannstreue und blauer Ehrenpreis;
Ihr Auge an den Blumen hing,
Als ob die Sonne drüber ging.
Ein knoſpend Weidenpalmenreis
Anmutig in ihrer Rechten ruhte
Wie eine liebliche Zauberrute.
Sie ſprach: „Ich bin die Sommerszeit,
Mein Kommen grüßt der Jubel weit,
Mein Scheiden hinterläßt das Leid;
Ich bin die Mächtige, Milde, Reiche,

Der ſchöne Augentroſt der Erde;
Wo darbt ein Herz am Weltenherde,
Dem eine Wohltat ich nicht reiche?
Die Sterne ſchenk' ich wieder den Lüften,
Die Sonne löſ' ich aus Sklaverei,
Des Stromes Feſſel hau' ich entzwei,
Der Täler Becken füll' ich mit Düften,
Kein Blümlein arm birgt ſich in Klüften,
Dem ich nicht brächte ſein Geſchmeide,
Ein farbig Band, eine Schleife von Seide;
Die nackten Bettler: Wälder, Hecken
Kleid' ich mit meinem eignen Kleide,
Wie Sankt Martin, die Blößen zu decken;
Und eurer Scheuern leere Kaſten
Füll' ich mit Gold der Garbenlaſten.
Es iſt die Freude, wo ich walle,
Gleichwie der Äther ausgegoſſen,
Von dem die Weſen all' umfloſſen,
In dem ſie atmen, leben alle!
Und glaubt ihr mir nicht, mögt ihr fragen
Den grünen Wald mit den jungen Blättern,
Die freudig in den Himmel klettern;
Und glaubt ihr mir nicht, ſollen's ſagen
Die Lerchen, die aufjauchzend ſchmettern,
Die Wolken, die in jubelnden Wettern
In meine Arme zu ſtürzen jagen;
Im See die Fiſchlein, die im Bogen
Frohlockend an die Luft ſich ſchnellen,
Im Land die rauſchenden Saatenwogen,
Die alle Fluren überſchwellen!
Fragt jeden Ton, der in Lüften fliegt,
Fragt jeden Hauch, der im Raum ſich wiegt,
Fragt alle, die ich befreit, die Seelen,
Fragt alle, die ich gelöſt, die Kehlen;
Von euren Toten laßt euch's lehren,
Die, tief verhüllt von eiſiger Decke,
Nur durch die Blumen, die ich wecke,
Mit ihren Lieben wieder verkehren.

Nun ich dies Tal durchzieh', verstelle
Nicht jener Unhold mir die Schwelle!"

Im Chor die Knaben und Jungfraun sangen,
Im Takt die Sensen und Sicheln klangen:
„So treiben wir den Winter aus,
Von Herd und Haus, zum Land hinaus!"

Da trat ein Junge aus dem Schwarme,
Ein zottig Wolfsfell um den Nacken,
Ein dürr Reisbündel unterm Arme,
Im andern einen Ofenhaken,
Und rieb die Hände, daß er erwarme:
„Ich bin der Winter kalt, husch, husch,
Und rühr' mich nicht aus meinem Busch;
Ich bin, — ich war, — ich glaub', ich mein' —."
Er stockt. Was er zu sagen dachte,
Weiß nur der ferne Küster allein,
Der ihm den Spruch in Reime brachte.

Des Winters Chor begann fast zagend,
Die dreschenden Schlägel zum Grunde schlagend:
„Dem Winter gönnt zu Gruß und Dank
Sein Plätzchen an der Ofenbank!"

Rasch springt Herr Otto durch die Menge:
„Erlauchter Graf im Blütenreiche,
Erlaubt, daß ich zu Wort mich dränge;
Der Kampf ist beiden nicht der gleiche!
Indes dort für den Sommer wirbt
Ein süßer Zaubermund, verdirbt
Ein schlechter Anwalt hier die Sache.
Dem Fremdling gönnt, daß er die Sprache
Kühn für das Recht des Winters führe!
Ob sie auch nicht den Richter rühre,
— Manch Urteil ist ja längst beschlossen,
Eh' des Beklagten Wort geflossen, —
Mag's doch mich selbst erfreun, erheben,
Im Kampf ein gutes Recht vertreten!
Dem armen Sünder wird gegeben

Ein freies Stündlein, um zu beten,
Den Todesſpruch zwar wandelt's nicht,
Doch gibt's ihm Troſt und Zuverſicht.".

Der Maigraf nickt und winkt den Jungen
Fortweiſend, dem der Spruch mißlungen.
Dem Fremdling reicht erzürnt der Junge
Das Reiſig und den Eiſenhaken,
Legt ihm das Wolfsfell um den Nacken,
Drauf fließt das Wort von Ottos Zunge:
„Ich bin der Winter kalt und hart,
Von rauher Kraft, von ſtrenger Art,
Sie beugt und bricht den ſchwachen Wicht;
Ich tändle nicht, ich koſe nicht,
Mein Kommen wird begrüßt mit Leide
Und Jubel höhnt mich, wenn ich ſcheide;
Im Wohltun doch macht's mich nicht wanken,
Ich warte nicht auf euer Danken,
Ich duld' es, wie ein großer Mann,
Den ihr verkannt und gelegt in Bann,
Es kränkt ihn nicht, denn euer Haß
Vergrößert nur ſein Ruhmesmaß.
Ich bin ein Künſtler tatenſtolz,
Ich baue Brücken ohne Holz,
Ich zeichne Blumen ohne Stift
Und Landſchaftbilder ſcharf, genau,
Ohn' Kreid' und Kohle, weiß in grau;
Was Wunder, wenn's der Lenz dann trifft,
Daß meine ſichern Formenriſſe
Mit Farben er zu füllen wiſſe?
Ich weide keine Herd' und rolle
Die Welt in Decken reinſter Wolle;
Ich zieh' nicht Flachs, doch überſpinnen
Kann ich das Land mit den weißeſten Linnen;
Ich bin ein Zaubrer, den Waſſerfall
Verſtein' ich zu feſtem Bergkriſtall;
Ein Drechſler dann, der ohne Gerät
Daraus die ſchlankſten Säulen dreht;

Ich bin ein Schütze von seltnem Brauch,
Der ohne Bolzen nach Vögeln späht
Und sie herabschießt mit dem Hauch!
Ich bin ein Goldschmied überreich,
Der Diamanten wirft in Massen
In Bettlerhütten, auf die Straßen,
Mein Reichtum doch bleibt ewig gleich;
Ich bin ein Arzt auch, daß im Marke
Die Kraft euch ohn' Arznei erstarke,
Die Sehnen mach' ich euch erstraffen,
Die von des Sommers Lüften schlaffen.
Ich bin ein Priester, dessen Huld
Bekenner wirbt dem Feuerkult,
Daß um den Herd am Flammenscheine
Sich sammle die zerstreute Gemeine,
Daß ihre Herzen lodern, leuchten,
Als ob sie selbst sich Flammen deuchten.
Ich bin ein mächtiger Kerkermeister,
Der ganze Völker in Mauern bannt;
Als Prediger komm' ich dann gesandt,
Der in sich weist die flüchtigen Geister,
Daß die nach außen abgelenkten
Sich in die Tiefen nach innen senkten.
Ich bin ein Dichter, mit Liedeswürzen
Des Abends Dauer euch zu kürzen:
Da blühn bekränzt die fahlen Rocken
Mit Märchen, wie mit Blumenflocken,
Da flattern alte Sagenklänge,
Als ob ein Vöglein im Zimmer spränge.
Ich bin ein Krieger unüberwindlich,
Für Tand und Weichheit unempfindlich,
Streng gegen andre, streng auch mir,
Blank meine Rüstung, weiß mein Panier,
Die Reinheit ist's, für die ich ringe,
Die Strenge, die mein Werk vollbringe.
Und weich' ich trunknen Frühlingsscharen,
Ein Rückzug ist's, doch keine Flucht,
Ich will aus niedrer Talesschlucht

Zu meinen sonnigen Burgen fahren;
Inmitten deiner flüchtigen Reiche
Stehn aufrecht meine ewigen Festen,
Bergzinnen mit Kristallpalästen;
O Sommer, zeige mir das gleiche!
An ihren unersteiglichen Wällen
Wird all dein weichlich Heer zerschellen,
Die flammenden Lanzen morsch zersplittern,
Dein Blumenbanner sich entfärben,
Dein Schlachtenlied in Ohnmacht sterben
Und deiner Krieger Leichen verwittern."
Da greift dem Richterurteil vor,
Da singt der sensenschwingende Chor:
„Der Winter hat das Spiel verloren,
Wir treiben ihn aus zu Türen und Toren!"

Der Maigraf winkt mit weißem Zweige,
Die Menge mahnend, daß sie schweige:
„Ich sprech' als unbestochner Richter;
Wie hold und lieblich auch dem Schenken
Des langen Winterabends Lichter,
Wenn Zecher sich auf allen Bänken
Inbrünstig in den Kelch versenken:
Der Sommer sendet mir zum Becher
Vom Tagwerk rasch nur hastige Zecher.
Dein Spruch war überzeugend, labend,
Schön lang auch, wie ein Winterabend,
Und dennoch ruf' ich: Sei gebannt!
Des Sommers Eigen sei das Land!
Volksstimme hat den Streit geschlichtet,
Die mächtige Zeit hat selbst gerichtet!
Wer wagt gen sie den Widerstand?
Doch, dem sie reift die Todesstunde,
Gießt sie auch Balsam in die Wunde.
Ein süßes Los ist Sterben, Scheiden,
Dran sich die großen Herzen weiden;
Ein Leben voll zerstreuten Glanzes
Erst rundet's in ein Bild, ein Ganzes!

Uns aber ſtimmt's die Herzen echt,
Selbſt gottgeſandte Jahreszeiten,
Eh' unſre Schwellen ſie beſchreiten,
Zu fragen erſt nach ihrem Recht;
Das hält uns wach und waffenfertig
An Felſenpforten, allgewärtig.
Und ſieh —," doch ſpricht er's nicht zum Schluſſe,
Ach, in der Rede vollſtem Fluſſe
Ins Schwanken iſt der Thron gekommen!
Das Bürſchlein, dem das Wort genommen,
Anſchleichend, hat im Rachegrollen
Gelöſt vom Rad den ſchützenden Keil;
Der Wagen wankt, er kommt ins Rollen,
Schießt dann zu Tale, wie ein Pfeil,
Und hinterdrein mit Jauchzen fahren
Gemengt des Winters, des Sommers Scharen,
Ein Alpengießbach, deſſen Wellen
Eisſchollen zugleich und Blüten ſchwellen.

Wie ſchade, daß ſolch kleine Fehde
Vorm Schluß zerſchnitt die weiſe Rede!

Urmenſchen.

„Der du vorſchreiteſt meinen Wegen,
O Nithart, wenn dir Alpenſöhne
In echter Urkraft, ſchlichter Schöne
Begegnen in den Alpenſtegen,
Noch Unberührte vom Städtehauch
Und von der Niederung Laſtern auch,
Dann zeichne mir den Ort, das Haus
Mit einem Alpenroſenſtrauß,
Wie mit dem Zeiger eine Schenke,
Daß ich mein Herz zur Labung lenke
Und es erheb', erquicke, ſtärke
Am ſchönſten aller Gotteswerke."
So klang des Fürſten Abſchiedsmahnen
An Nithart, den an eigner Stelle

Er ziehen hieß des Berglands Bahnen; —
Noch schmückt das Zeichen keine Schwelle.

Sie schreiten über Alpengipfel,
Vor ihnen gleiten zu Tale nieder
Des Berges vielgestaltige Glieder,
Lichtgrüne Matten, dunkle Wipfel;
Ringsum der Nachbarberge Kreis,
Granitne Wände, ewiges Eis;
Frei kann ihr wandernd Auge wallen
Durch manch Geheimnis der Alpenhallen.
Herr Otto rief: „O Gier, o Lust,
Zu schlürfen reiner Bergluft Hauch,
In ihren freien Wellen auch
Zu baden die befreite Brust!
Was mich beklemmt, fort schleudr' ich's weit,
Fort das Erinnern vergangner Zeit,
Wie Alltagskleider du von dir warfst,
Wenn zum Altar du treten darfst."
Doch Wigand sprach: „Nicht so! Begleiten
Soll überall mich bergan, bergab,
Wie dieser treue Wanderstab,
Das treue Bild vergangner Zeiten;
So in den Grund der Gegenwart
Pflanz' ich den Stab nach Gärtnerart,
Dran ich mir ziehe ihre Rebe,
Daß sie in Ranken fröhlich schwebe
Und süße Traubenkost mir gebe;
Wär' nicht der Stab, es kröch' alltäglich
Die Ranke hin am Boden kläglich.
So muß ich hier auf Bergeszinnen
Auf deines Hofes Sitten sinnen,
Und der Gedanke wird mir wach:
Wir stehn in Gottes Vorgemach,
Wo jede Wand und jed' Gerät
Den Abglanz trägt der Majestät;
So mahnt mich jetzt der Stoß des Windes,
Der uns vom Haupte schlägt die Hüte,

Auch hier nicht ſchützt des Fürſten Güte
Vorm Übermut des Hofgeſindes."

Herr Otto ſprach umblickend viel:
„O ſtörend Bild, o Widerſpiel!
Dort Felſenſtirnen ſcharf geprägt,
Der Gemſe Sprung von jäher Wand;
Hier morſch Geröll vom Wind gefegt,
Kreuzottern winden ſich im Sand.
Die Waſſer, dort als Gletſcherſchollen,
Sich feſt in höchſten Bergſchrund keilend,
Als freie Wellen hier mit Grollen
Den Höhn entſtürzend und enteilend.
Dort der kriſtallne Alpenſee,
Des Berges Auge, ſchwärmend droben;
Unſern das Moor, o ſchneidend Weh,
Den Sumpf zu ſehn, ſo hoch erhoben!
Dort Tannen, die ſich mächtig recken,
Wie an den Berg ihr Maß zu ſtrecken,
Jed' einzler Baum ein Münſterturm;
Hier zwergig Krummholz, farblos, ſiechend,
Jed' einzler Baum als Ranke kriechend,
Ein kniender Bettler, ein ſchleichender Wurm!"

Pfaff Wigand lächelt: „Wie ſind ſo gleich
Der Berge Reich, des Hofes Reich!
Welch Widerſpiel in nächſter Näh':
Der kühne Sprung nach Gemſenbrauch,
Der Schlich der Kreuzesotter auch;
Da iſt der tiefe klare See,
An dem ihr Bild die Himmel proben!
Da iſt das Moor, o ſchneidend Weh,
Zu ſehn den Sumpf ſo hoch erhoben!
Hochſchründe gnug, ſich einzukeilen
Für Gletſcherherzen, die gleißend kalten,
Indes hinweg unaufgehalten
Die freien Wellen grollend eilen.
Wie Bergluft iſt die Hofluft auch,
Belebend, tötend wirkt ihr Hauch;

Der Felsenstirnen edel Gepräge,
Sie härtet's doppelt scharf und rein,
Indes gemeinen Bröckelstein
Als Staub sie wirbelt auf die Wege.
Was Triebkraft ist, das wird sie wecken,
Was Edeltann' ist, wird sie strecken,
An ihrem deinen Wuchs zu messen;
Was Krummholz ist, dem wird sie pressen
Zum Grund die Wipfel lichtvergessen.
Doch hier wie dort aufs Krummholz fahl
Fällt doch der erste Sonnenstrahl,
Weil hier wie dort, — mich läßt's verstimmt, —
Krummholz die höchsten Höhn erklimmt.
Was soll dies Bild? Dich soll's ermannen:
Du pflanze dir gradwüchsige Tannen!"

Zu Tale wandeln sie mit Schweigen,
Sie sehn die ersten Hütten steigen,
Da jauchzt der Pfaff: „Ha, Nitharts Zeichen!
Es schwankt sein Alpenrosenstrauß
Als Zeiger dort am Bretterhaus;
Den Seelenlabtrunk soll uns reichen
Solch Schenkhaus unterm Blütenschilde;
O Durst nach Gottes Ebenbilde!"

An offner Tür sie lauschen leis;
Da sitzt ein silberlockiger Greis,
Sein Töchterlein in Leibesschöne,
Ein Hirt, ein Jäger, seine Söhne;
So edle, hohe Kerngestalten,
Als hätten magische Gewalten
Vier Götterbilder aus Griechenhallen
Entführt auf nordischen Alpenboden,
In Marmor hauchend Lebenswallen,
Und sie gehüllt in Steirerloden.
Der Alte rührt die tönende Zither,
Wie rieselnder Wellen keusch Frohlocken,
Wie Windesschmeicheln in Wälderlocken,
Wie rasche Schläge der Hochgewitter;

Von Mund zu Munde wechſelnd zieht
In kurzen Strophen das Alpenlied!
Vierverſig jetzt, als wie getragen
Zum kecken Satz auf Gemſenbeinen,
Die ſtampfend das Gerölle ſchagen
Gutmütigen Spotts auf ſcharfen Steinen;
Zweiverſig jetzt, als wie gehoben
Auf Lerchenflügeln zu Sonnenauen,
Die Schwingen goldet der Jubel droben,
Doch netzt ſie auch der Wehmut Tauen.
Wenn Poeſie dies Haus beſucht,
Trägt ſie den Sternenmantel nicht
Mit reicher, wallender Faltenwucht,
Mit krauſen Zierats funkelndem Licht,
Den Kunſt aus feinſtem Stoff ihr wirkte
Und mit Symbolen und Chiffern umzirkte;
Prunklos betritt ſie dieſe Schwelle
Und bringt nur bunte Kinderbälle.
Jetzt ſingt der Hirt, der greiſe Mann,
Die Dirne drauf, der Jäger dann;
O ſeht, wie hier im Kreiſe ſprangen,
Nun fortgeſchnellt, nun aufgefangen,
Der Alpenkinder Liederbälle,
So leichte, farbenbunte, helle,
Wie luftgetragne Seifenblaſen!
Doch ſpiegelt ſich im Schaumkriſtall
Die Alpenwelt mit Waſſerfall,
Mit dunklem Wald, mit lichtem Raſen,
Der Himmel ſelbſt in Sturm und Ruh,
Manch gut Stück Menſchenherz dazu,
Bis Ball und Bild in Schaum zerrannen.
Pfaff Wigand unterbricht das Lauſchen:
„Das ſind der Berge Menſchentannen,
Das iſt der Alpenwaſſer Rauſchen!“

Sie wandeln fort, doch Wigand ruft:
„Ei ſieh, da winkt am nächſten Haus
Das Zeichen wieder, der Alpenſtrauß!

Iſt gar ſo reich die Alpenluft
An Lieblingskindern, jenen gleich?
Mich dünkt, jetzt kommt ein Nithartſtreich."

Sie lauſchen an dem Fenſter ſchon,
Da ſitzen Vater, Tochter, Sohn,
All' ungeſtalt, des Blödſinns Beute,
So mißgeſtalte Krüppelleute,
Als hätt' ein unfreiwilliger Spötter
Geſchnitzt mit Stümperhand in Eile
Aus Kieferknorren mit ſtumpfem Beile
Zerrbilder jener Marmorgötter;
Ein Kobold noch zum Zeitvertreib,
Den Ort für Bein und Arm vermiſcht,
Der lange Arm den Boden wiſcht,
Das kurze Bein knickt unterm Leib;
Drauf Zauberſpuk den Puppennaſen
— Nußknacker und Alraun vermengt, —
Ein Greiſenleben eingeblaſen,
Und Felſen an den Hals gehängt,
Daß ſelbſt ihr Lachen knurrt wie Grollen,
Sterbröcheln ſcheint ihr Atemrollen,
Ihr Sprechen fernes Wehruflallen
Des Trunknen, in den Brunn gefallen.
Den engen Stirnenpfad beſchritt
Noch kein Gedanke ſiegeslicht,
Des Munds verfallnem Schacht entglitt
Des Worts ſtoffreiches Erz noch nicht;
Im Antlitz nie das Lächeln ſpielt,
Dies Elfenkind aus Roſengärten,
Nur aus den trägen Augen ſchielt
Ein Wehmutstraum all des Entbehrten!
Unfolgſam ſind der Willenskraft
Die Glieder, ohne Wahl gerafft
Vom Leib der Rieſen und der Zwerge.
Wigand neigt ſich an Ottos Ohr:
„Das Menſchenkrummholz iſt's der Berge,
Der Unkenruf im Alpenmoor." —

Da tritt ein Bergmann in die Stube
Und schüttet vor die Blöden frisch
Manch klingend Münzstück auf den Tisch,
Ein Teil des Wochenlohns der Grube:
„Zu füllen meinen Arm mit Kraft,
Hat euren Arm der Herr erschlafft;
Drum mit dem Sold gesunder Glieder
Erstatt' ich euer Erbteil wieder."

Da zollt die schöne Sennerin
Manch Wecklein Butter in Blättern rein:
„Sucht mich das Aug' des Liebsten mein,
Euch dank' ich's mit gerührtem Sinn,
Die ihr auf euch zu meinem Frommen
Des Leibes jeden Fehl genommen."

Ein Jäger kam; vom Rücken glitt
Des feisten Bockes Keulenstück:
„Den scharfen Blick, den sichern Tritt,
Die feste Hand, das Schützenglück,
Euch dank', euch zahl' ich's gern zurück."

Da bringt ein junges Bauernweib
Des weißen Brots manch runden Leib:
„Ihr, die von uns mild abgelenkt,
Was Leiber lähmt und Seelen kränkt,
Nehmt jeden Makel, jede Klage
Vom Kindlein, das im Schoß ich trage."

Herr Otto sprach: „Dein heitres Lehren,
Wigand, hier müßt's ein Herz versteinen;
Was ich vergaß, hier lern' ichs: — weinen!
Und opfre meine ersten Zähren
Den Armen, die sie selbst entbehren."

Der Priester rief: „Ich aber suche
Nach einem eignen, schöneren Sterne,
Der auszusöhnen die Armen lerne
Mit Gott und ihrem Erdenfluche."

Die Wandrer schritten stumm von hinnen,
Mit wunden Seelen, tief im Sinnen.
Zu Wigand kehrt sich Otto mild:
„Vom Hofgetrieb dein schalkhaft Bild
Wohl mußt's vor solchem Graun zerrinnen?"

Doch Wigand drauf: „Nicht will's zerrinnen!
Nur klarer ward's, daß ganz ich's deute:
Sieh neben Kraftgestalten wohnen
Verkommnen Geistes Krüppelleute
Wie an den Bergen, so um Thronen;
Hier mag wie dort mit Sold und Ehren
Ein schöner Wahn des Volks sie nähren."

Alpengeister.

„Ich hab' es satt, im Buch der Welt
Zu lesen nur an deinem Lichte,
Als Kindlein, dem beim Unterrichte
Ein Lehrer täppisch den Finger hält
Auf jedem Wörtlein, jeder Letter;
Dein Finger hemmt mein eignes Sehn,
Zerknittert mir die reinen Blätter."
Da wendet Wigand sich zu gehn:
„Ei, so versuch's und lies allein!"

Vorm Sennenhaus auf einem Stein
Sitzt Otto horchend, spähend, sinnend,
Das Licht flieht zu den Höhn, zerrinnend,
Und Dämmrung sargt die Täler ein.
Die Zeit ist's, wo die Nachtigall
Auf ihres Busches ragendstem Sprossen,
Daß weithin töne des Rufes Schall,
Sich wiegt, zu locken den Genossen.
Die Sennin aus dem Hüttenraum
Tritt an der Felswand steilsten Saum,
Nun jauchzt ein Schrei, dort jauchzt er wieder,
Drauf hier und dort, bergan, talnieder,
Frauenstimmen, Männerrufe, gemengt,

Ein Flöten ſüß vom Jubeln verſprengt,
Als ob durch girrende Taubenſcharen
Ein brauſender Schwarm von Sperbern gefahren.
In Lüften wogen, branden, verſchwimmen
Klangfluten rings in tönendem Streiten,
Ein wirrer Knäuel verſchlungener Stimmen!
Doch Liebe faßt aus all den Fäden
Den rechten, ihre Bahn zu leiten,
Und lieblich löſt und knüpft ſie jeden.
Horch, wie die Stimmen ſich entwirren,
Je zwei und zwei in ſeligem Reigen
Sich dicht umkreiſen, ſich näher ſchwirren,
In eins nun klingen und nun ſchweigen!
Ein Stimmenpaar erſtarb nicht ferne,
Dann ſüße Stille, ſchweigende Sterne;
Der Adler ſchwebt zum Felſenneſte,
Wildtaube flattert in die Äſte.

Im Schweigen ſchwelgt das Alpenreich,
Da wird des Fürſten Seele weich:
„O ſeligen Alpenvolks Gemeine,
Hier fällt kein Opfer ſchnödem Ruhme,
Dein Leben iſt das Blühn der Blume,
Und Roſen deine Grabesſteine!“
Da rinnt's wie Grabluft kalt aus Klüften,
Wie Geiſterſchauer weht's in Lüften;
Da regt ſich der junge Tannenſproß,
Als ob er atme und Arme rege:
Ein Jäger ward's mit Stab und Geſchoß;
Er klimmt empor die Felsgehege,
Und wo er wandelt, ſchweben und ſchleichen
Geſtaltengleiche Nebel die Stege,
Wie um die Walſtatt Heldenleichen.
Da rührt ſich der ſchwarze Grottenſpalt,
Erſtarkt zum Körper und wird Geſtalt;
Ein Bergmann iſt's mit Schurz und Hammer,
Er fährt zur dunklen Grubenkammer,
Um ihn die blauen Flammen ſtreichen

Wie über Verſunkenen in Teichen.
Da reckt ſich der dürre Strunk am Wege,
Ein Holzknecht wird's mit Beil und Säge;
Er wallt zum Schlag, dem ſchlachtfeldgleichen,
Gewaltige Trümmer ſperren die Wege,
Nicht wehrlos fielen dieſe Leichen!
Und wo er zieht, aufflattern Raben,
Als lägen Erſchlagne unbegraben.
Da ſtreckt ſich wachſend der Felſenblock,
Wird nun zum Haupte moosbehaart
Mit milden Zügen, krauſem Bart,
Ein rieſiger Mönch in grauem Rock.
Er neigt ſich an des Abgrunds Rand,
Schlägt Kreuze ſegnend über die Kluft;
Er blickt empor zu Grat und Wand,
Die Kreuze ſchlagend in die Luft;
Dann in des Schachtes Finſterniſſe
Und in des Gletſchereiſes Riſſe
Wirft luſtige Kreuze ſeine Hand.
So pflanzt er, Liebeswerks Vollſtrecker,
In Lüften ganze Totenäcker
Von körperloſen Kreuzen ein,
Ein würdig Mal den toten Frein,
Die in der Alpen Leichenhallen
Namlos und unvermißt zerfallen;
Es drücke ſie kein Leichenſtein!

Des Fürſten Aug' entzückt's zu wallen,
Erſtarkend, durch die mächtigen Maſſen,
Und Hochmut will ſein Herz erfaſſen:
„O groß Gefühl: dies Land iſt mein!
O Stolz, der Alpen Fürſt zu ſein!"

Was ſcholl da wie ein Lachen? — Nein,
Es klang entrollend nur ein Stein,
Springt räderſchlagend über die Wände,
Doch ſtampft's wie Beine, klatſcht wie Hände,
Ein Männlein iſt's, ein Alpenwichtlein,
Und mit ihm kollert und ſpringt ein Lichtlein;

Kein Lichtlein! Was er vor ſich rollt,
Das iſt ein laufendes Krönlein von Gold.
Das ſpringt! Den Satz im Bogen ſieh!
Die Krone ſchießt zum Gletſcherſchlunde;
Wie tief! Horch, klang's noch nicht am Grunde?
Das Wichtlein winkt: „Ei, hole ſie!"

Jetzt ſchwingt ſich's wieder flink noch oben,
Zur höchſten Bergeszinn' erhoben,
Die noch im Reſt des Spätrots glüht.
Der Schelm ſcheint pagenhaft bemüht,
Die königlichen Purpurdecken
Um den granitnen Schemel zu ſtrecken,
Am Thronſitz auf dem höchſten Joch;
Dann winkt er: „Ei, beſteig ihn doch!"

Und neben Otto an der Wand
Ein niederflatternd Quellenband
Wogt nun wie Schleifen, blinkt wie Zinnen,
Blüht wie ein Antlitz liebentbrannt,
Schwingt einen Stab in weißer Hand
Als lieblichſte der Schäferinnen.
Die Hirtin iſt's der Gemſenherde;
Sie leitet nachts die flinken Geſellen
Zu duftigſten Triften, ſüßeſten Quellen;
Ha, wie mit traulicher Gebärde
Die Tierlein klug aus ihrer Hand
Den hellen Born des Gletſchers naſchen,
Die ſüße Kräuterſpende haſchen!
Nun toſt und ſpringt hinab die Wand
Das ganze Rudel flink, kopfüber,
Die Hirtin treu in ihrer Mitten,
Durchs Eisfeld raſch, zur Kluft und drüber,
Bis ſie dem fernen Aug' entglitten.
Ein Schalk von Wind, die holde Kleine
Umflatternd in verliebten Sitten,
Verriet's: ihr Kleid hüllt Ziegenbeine!
„Ei, wer da muß mit Gemſen fliegen,
Mag ſich in ihren Schuhen wiegen;

Du aber, reicher Herr der Erde,
Nun zähl und pferche deine Herde!"

Der Vollmond hat indes die Zinnen,
Ein rüstiger Steiger, überklommen;
Geräuschlos, still ist er gekommen,
Wie in die Seele trauernder Frommen
Die lichten Trostgedanken rinnen.
Von seinem Leuchten übergossen,
Stehn scharf und klar die Berggestalten,
Ums Panzereis Waldmantels Falten,
Ein Kreis von ragenden Genossen,
Als säß' vom Marmorstuhl gehalten,
Vom Silberstrom des Barts umflossen,
Der große Karl und die Genossen,
Hier feierlich Gericht zu halten;
Sein Haupt trägt Stolz und milde Trauer,
Zur Grotte, flimmernd, wölbt sich die Nacht,
Der Mond als Lampe leuchtend wacht,
Und Ottos Herz ergreifen Schauer.
Es tönt kein Laut, kein Hauch sich regt,
Kein Halm, kein Blättlein windbewegt;
Das tiefe, kalte, ehrne Schweigen
Ist die Beredsamkeit der Öde.
Doch aus der Runde, wortessprödе,
Quillt's wie ein Lied, wie Stimmenreigen,
Das Schweigen selbst ward ein Gesang,
Der nicht durchs Ohr, durchs Herz nur klang:
Wir Berge sind die heiligen Wächter
Des reichen Hortes wohlbewahrt,
Den für die darbenden Geschlechter
Der Geist der Welten aufgespart.
Auf Erden sei noch eine Scholle
Der Armen und Geknechteten Erbe,
Das keinem Schwert je zinsbar zolle,
Und das kein Zepter je verderbe!

Unscheinbar ist, was wir bewachen,
Nur Eis und Stein, nur Luft und Wind;

Doch Quarz und Kohle, geraubt dem Drachen,
Wird reines Gold dem Feenkind.

Bezwing uns du, der Welt Bezwinger,
Erhöh dein Zelt in unſrem Stein,
Verſuch den Schneeſturm, unſern Ringer,
Baſtard der Größe, wie biſt du klein!

Doch du, Bezwungener, aufwärts ringe,
Empor dich richtend an unſrer Hand!
Dein Herz hat auch, was keiner zwinge:
Die tiefe Kluft, die eherne Wand!

Die Gletſcherkälte hat es auch,
Daran der Hoffart Strahl ſich ſplittre;
Hat Hochluft auch, an deren Hauch
Das Niedrige zu Staub verwittre!

Daß dich des Erbes nicht entblöße
Dein Zagen, ſtehn wir ſchutzbereit;
Die Freiheit nur iſt unſre Größe,
Und unſer Zauber die Einſamkeit.

Eine Bauernhochzeit.

Die Wandrer ziehn auf Talesſtegen,
Schon gaſtlich blinkt von fern entgegen
Der Kirchenturm, des Städtleins Dächer,
Das ihnen füllt den Abendbecher.
Desſelben Weges keucht ein Greis
Mit ſchwankem Tritt und bleicher Wange!
„Wohin, o Greis, in ſolchem Drange?“
„„Ihr wohnt wohl hoch im ewigen Eis,
Daß ihr's nicht wißt: des Fürſten Fuß
Bewandelt jener Mauern Stätte;
Da rafft' ich mich vom Krankenbette,
Mein Knie zu beugen, ihm zum Gruß.““
„Und dann,“ ſpricht Wigand, „dann zu fallen
Zur Grube noch vor deiner Stunde.“

Nun ſie des Weges weiter wallen,
Nur Schweigen, Trauern in der Runde!
Verſtümmelte Bäume ohne Äſte,
Gleich Mördern, denen abgeſchlagen
Ein blut'ger Spruch die Hände; ſie ragen
Zum Prunk am Zinnenrand der Feſte!
Es ſteigt kein Rauch aus feurigen Eſſen,
Kein Schlag der Hämmer klingt zu Ohren,
Die Mühlen ſtehn wie eingefroren,
Und Pflug und Senſe ruhn vergeſſen.
Graunvoll, als ob an dieſem Tage
Kein Brot auf Erden zu wachſen wage.
Ein unterbrochenes Gebet
Liegt dort das Feld, erſt halb beſät,
Noch liegt des Sämanns Korb am Hage,
Er hat zum Feſt ſich fortgeſtohlen.
„Jetzt ernten vor der Zeit die Dohlen,"
Spricht Wigand bitter: „Auf allen Wegen
Der Fürſtenreiſe welch ein Segen!"
Doch Otto drauf: „Nicht wollt verklagen
Allein den Fürſten, vor deſſen Wagen
Ihr ſelbſt zwei lahme Gäule ſpannt:
Die Demut und den Unverſtand!
Sprich, iſt zu ſchwer die Ladung dann,
Wie, oder zu elend das Geſpann?
Und wenn bei jedem Schritt durchs Land
Die eine Mähre den Schädel nickt,
Die andere ſich zum Kniefall ſchickt,
Sprich, will das Paar aus Ehrfurcht nicken?
Will's unter eigner Schwäche knicken?"
Sie ziehn durchs Thor, Feſtranken winken,
Es läuten Glocken, Fähnlein blinken.
Am Rathaus iſt ein Thron errichtet,
Drauf Nithart ſitzt, matt, abgeſpannt;
Als ob der Purpur ihn erdrücke,
Scheint Aug' und Körper wie vernichtet,
Erſchöpft ſtützt er die müde Hand
Aufs Zepter, wie auf eine Krücke.

Am Throne wallt ein Zug vorbei,
Landleute, Bürger, Kleriſei;
Zur Kirche geht's; langſam bewegt
Ein Karren ſich, der allerlei
Hausrates und ein Wieglein trägt.
Ein neues Bild den Fürſten labe:
Der Bauernhochzeit fröhlich Weſen.
Da ward ein armes Paar erleſen,
Das Städtlein ſteuert die Hochzeitgabe.
Ein Pfeifer ſchreitet vor dem Reigen,
Die Schwegelpfeife kreiſcht mit Macht,
Ein Pfeifer iſt's, gar ſeltſam, eigen,
In ſtattlich ſchwarzer Manteltracht.
Aufs ſchwarze Samtwams niederroßt
Die Kette mit dem Pfennig von Gold,
Das Haupt geſchirmt vom ſchwarzen Barette;
Doch wer ihn hört, dem raſet die Schneide
Des Schmerzes durch die Eingeweide!
Ein Zaubrer ſcheint's, der von der Kette
Gelöſt des Mißlauts böſe Geiſter;
Doch ſühnt er's ſelbſt — ſein Blut iſt Eis,
Auf ſeiner Stirne perlt der Schweiß.
Das iſt des Städtleins Bürgermeiſter;
Er kann ſich's heute nicht verſagen,
Ins Fürſtenherz ſich einzupfeifen;
Ach, wenn zur Flöte Schöffen greifen,
Wenn auf dem Rathaus Pfeifer tagen,
Iſt's gleiche Muſik und gleich Behagen!
Das Brautpaar naht, — welch herrlich Paar!
Der Strauß am Hut wirft böſe Schatten
Aufs Antlitz doch des künftigen Gatten.
Iſt in des Bräutchens Lockenhaar
Der Kranz ſo ſchwer, daß ſeine Schwere
Ihr ſchönes Haupt zu Boden kehre?
Am Buſenſtrauß die Perlen rein,
Sind's nur der Morgentau allein,
Der Heimatfluren Abſchiedszähre?
Ein Balkenbau ragt auf der Straße,

Da tröpfelt Wein aus hohem Faſſe,
Da ruft die Inſchrift: „Kommt, die dürſten!
Reich quillt der Gnadenborn des Fürſten.“
Doch die da kamen, dran zu nippen,
Verziehn vom herben Trank die Lippen.
Am Marktplatz nur Sankt Florian
Iſt heiter und tut wohl daran,
Sein blechern Fähnlein iſt neu geglänzt,
In blanken Panzer iſt er getan,
Mit neuem Heiligenſchein umkränzt;
Zu Fürſtenehr' die Bürgerlade
Staffiert' ihn neu vom Haupt zur Wade.
Herr Otto ſah ſchier nicken den Blanken,
Wie um zu grüßen und zu danken.

Da naht dem Bräutchen Otto leiſe.
„Iſt's hierzuland der Bräute Weiſe,
Den feuchten Blick zum Grund zu ſchlagen,
Wie bangend vor den Wonnetagen?“
Dem Auge der Maid entſtürzen Tränen:
„Herr, nur das ſchönſte Brautpaar tauge,
So ſprachen ſie, vors Fürſtenauge!
Sie wählten mich und mir dann — jenen;
Sie wählten nicht, die blinden Toren,
Den Liebſten, den mein Herz erkoren,
Den Schönſten, den dies Tal geboren!
Auch konnt' er nicht ins Kleid ſich preſſen,
Dem ſie zu knapp das Tuch gemeſſen;
Ein Bürſchlein iſt's ſo wunderprächtig,
Doch ſchulterbreit, von eurem Maße, —
Ach, wem der Wohltat Röcklein paſſe,
Der muß von Wuchſe ſein gar ſchmächtig!
So ward mir dieſer fremde Mann,
Und, ach, vier Herzen bluten dran.“
Herr Otto ſpricht: „O bittres Scherzen!
Bei andern Blumen, die ſie heut
Dem Fürſten auf den Weg geſtreut,
Sind auch, ich ſeh's, geknickte Herzen;

Sie ſollen blühn, erfriſcht, erneut!
Gleicht mir dein Liebſter, ſcheint gemacht
Mein Röcklein ihm zur Hochzeittracht;
Dünkt's wem zu ſchlicht, dem mag er ſagen:
Mein Landesfürſt hat's ſelbſt getragen,
Ihr mögt den dort zu Throne fragen.
Du, Bräutigam mit der finſtern Stirne,
Dort, ſeh' ich, weint noch eine Dirne;
Wohl glänzte, wenn ſie wieder lachte,
Im Widerſchein dein Antlitz ſachte.
Dem Dirnlein ſuch' ich einen Freier,
Ausſteuern will ich ſelbſt die Feier,
Ein hellrot Röcklein ſoll ſie kleiden,
Ein flimmernd Mieder, Bänder von Seiden,
Der Schneider karge nicht im Maße,
Daß noch das Kleid nach Monden paſſe.
Doch daß ich ſelbſt nicht ganz entbehre
Des Hochzeitsſtaats, o Fürſt, gewähre
Mir mild von deinem Übermaße! —
Nur euren Spielmann müßt ihr tauſchen;
Ich weiß den Mann, dem ſüß zu lauſchen,
Der euren Socken Flügel bringe,
Daß euch des Wohllauts Woge ſchwinge,
Und Stern' und Mond ſich drehn im Ringe!"

Da ſpringt vom Thron Nithart behende
Und reißt vom Haupt den Herzogshut,
Vom Leib den Purpur, als ob Glut
Ihm lodre ſengend um die Lende
„Fort, unbequeme Maskentracht,
Du Neſſushemd, wenn nicht die Macht
Des rechten Herzens drunter ſchlägt!
O wonnig Heimatland der Lieder,
Du rufſt, du winkſt, dein bin ich wieder!"

Pfaff Wigand meint: „So frohbewegt
Ward noch kein Purpur abgelegt."

Zwei Träumer.

Traumgeiſter ziehn durchs Kärntnerland,
Sternloſe Nacht umhüllt das Tal,
Es quillt nur eines Lichtleins Strahl
Durch dunkler Bäume Zweigesrand.
Ein Falter, der, vom Glanz verwirrt,
Am Lichte jenes Fenſters ſchwirrt,
Er könnte ſehn den Bauersmann
Die greiſe Hand zum Abendſegen
Aufs blonde Haupt des Sohnes legen
Und lauſchen ihrer Zwieſprach dann.
Weib und Geſind iſt längſt zur Ruh,
Der Alte klappt ſein Kelchglas zu
Und muſtert flüchtigen Blicks am Ständer
Die neuſtaffierten Feſtgewänder,
Langt dann vom Wandholz feierlich
Ein Kerbholz, ſtaubig, ſpinnumwunden,
Ein Buch, in braune Haut gebunden,
Und wendet zu dem Jungen ſich:
„Zum Wächter ſeinem alten Recht
Betraut das Land mein alt Geſchlecht;
Der Pflug ſchrieb in die Feldmark tief
Uns ährengolden den Ahnenbrief.
Durch meinen Mund, durch meine Hand
Ergibt dem Fürſten ſich das Land,
Und will zu Thron ſein Herzog ſchreiten,
Muß einer unſres Stamms ihn leiten
Zum Fürſtenſtein, dem unbequemen,
Von ihm den alten Eidſchwur nehmen
Und Landesbrauch mit ihm vertragen;
So gilt's zu Recht ſeit alten Tagen.
Dies Kerbholz iſt mit ſeinen Schnitten
Hauschronik uns und Fürſtenbuch;
So oft ein Ahn' nach Väterſitten
Empfing des Fürſten Eidesſpruch,
Ward in dies Holz ein Strich geſchnitten;
So ſchneid' ich morgen wieder einen.

So bündig faßt kein Schreiber ſich,
Hier iſt ein Fürſt nichts als ein Strich.
Vielleicht die Alten mochten's meinen
Dem Schenkwirt gleich, der ſeinem Zecher
Ankerbt die ungezahlten Becher,
Mit jedem Strich an eine Schuld
Erinnernd, ach, und an — Geduld."

Der Knabe ſieht ihn an mit Zagen,
Dann wagt er bang ein ſchüchtern Fragen:
„Hört ſprechen doch die Herzogsleute:
Die rohe Sitte taugt nicht heute;
Die alten Poſſen, Schnurren, Schnacken
— Wer wiſſe noch, wie man ſie deute? —
Mögt ihr zum roſtigen Zeuge packen!
Befahrt von Otto nichts zu Leide,
Sie ſagen ihn ſo froh, ſo gut,
Der, was uns frommt, freiwillig tut;
Was braucht es da der bindenden Eide?"

Der alte Bauer lächelt mild:
„Die Antwort geb' ich dir im Bild.
Weil heut der Himmel wolkenrein,
Vielleicht noch morgen Sonnenſchein,
Willſt du dein ſchirmend Dach abtragen?
Weil in den dürren Sommertagen
Der Waldbach, friedlich murmelnd, ſchleicht
Und nicht des Steindamms Wand erreicht,
Des Damms Schutzwehr willſt du zerſchlagen?
Volksbräuche ſind der Landesſitte,
Was Efeus Klammern alten Mauern,
Er hält ſie feſt, daß ſie noch dauern,
Wenn längſt zerbröckelnd die andern Kitte;
Das fahle harte Geſtein verſtecken
Sie weich in immergrünen Decken.
Da wird wohl auch im ſchlichten Grün
Ein glückbegabtes Aug' entdecken
Sein reiches, doch verborgnes Blühn.
Mit allen Lebensfaſern hängen

Und wachſen ſich die Ranken ein,
Daß, ſie zu löſen vom Geſtein,
Den ganzen Bau du mußt zerſprengen.
Drum ſollſt du Landesbrauch nicht ſchelten,
Und auch ſein Rauhes laſſe gelten!
Du kennſt in unſrem Alpenland
Den Fels, der graue Mönch benannt,
Ein Block iſt's, formlos, vielgeſpalten,
Mit hundert Klüften, Schründen, Ritzen,
Mit ſcharfen Kanten, ſchroffen Spitzen;
Willſt du am rechten Standpunkt halten,
Wird milde Form, was früher rauh,
Die Ecken ſchmelzen zum Gliederbau,
Zu Händen, die 's Breviarium halten,
Die tiefen Riſſe zu weichen Falten,
Du ſiehſt vor dir den Anachoreten,
Vielleicht für uns zum Himmel beten."

Der Knabe ſchlägt die Augen nieder,
Doch bald, zwar zaghaft, frägt er wieder:
„Ich weiß nicht, was mein Herz beſticht
Und ſtets vom Herzog Otto ſpricht;
Ein Fürſt und macht ſich ſo gering!
Klimmt wie ein Senn auf Alpenfirnen,
Schwingt wie ein Knecht des Dorfes Dirnen
Mit kecker Hand in luſtigem Ring,
Zieht mit den Burſchen wie ein Gleicher,
Geht ſchlicht im Jagdwams, ein ſo Reicher!
Sein freundlich Grüßen, huldig Neigen
Macht alle Herzen ihm zu eigen."

Der Greis verweiſt ihn ſtreng: „Das glaube:
Ein Rieſe, der ſich neigt zum Staube,
Sucht was im Staube, das er klaube;
Du hüte dich, das glaube wieder,
Vorm Turm, der nickt, vorm Berg, der ſich bückt,
Und ſteigt er gar zu dir hernieder,
Dann, armer Schelm, biſt du erdrückt!
Was ragen ſoll, laß ragen einſam,

Nur groß iſt's, weil es nicht gemeinſam!
Ich ſpür' es wohl, mein Sohn, mein lieber,
Der Hofwind, der hereingepfiffen
Ins Kärnten, hat auch dich ergriffen;
Im Lande ſchleicht das Wedelfieber.
Dem Kranken aber, der gelehrig,
Bring' ich den Heiltrunk tauſendjährig."
Der Alte hat gelöſt die Spangen
Des Buchs, geblättert in den Bogen,
Vom Haupt das Käpplein dann gezogen
Und laut zu leſen angefangen:
„Und alſo meldet Samuel dem Volke,
Das einen König ſich erſehnt mit Flehen:
So ſprach der Herr zu mir aus ſeiner Wolke:
Dies iſt des Königs Recht, ſo wird's beſtehen:
Er wird die Söhn' euch nehmen und ſie ſetzen
Auf ſein Gefährt', auf ſeine Kriegesroſſe
Als Reiter und als Hauptleut' ſeinem Troſſe,
Vor ſeinen Wagen als Trabanten hetzen,
Wird machen ſie zu Frönern, Ackerleuten,
Sein Korn zu ſchneiden, ſein Gereut zu reuten,
Zu ſchmieden auch, den Harniſch ihm zu ſtählen
Und ſeines Wagens Schienen zu befeſten;
Wird nehmen eure Töchter und ſie wählen,
Daß ſie ihn ſalben und ſein Brot ihm röſten;
Wird nehmen euch von Äckern, Ölbaumhainen
Und Rebenbergen ſchier den allerbeſten
Und ſchenken dann an ſeiner Knechte einen;
Wird nehmen euch von Garben, Schwaden, Reben
Den Zehnt und ſeinem Kämmerling ihn geben;
Wird eure Jugend, Knecht' und Mägde, nehmen,
Sie werden ſeinem Tagwerk ſich bequemen
Und eure Eſel ſeine Laſten tragen;"

Fragluſtig drängt der Knabe zum Wort,
Abwehrend fährt der Alte fort:

„Und eure Eſel ſeine Laſten tragen;
Den Zehnten wird er nehmen eurer Herden,

Ihr aber werdet seine Knechte werden.
Da werdet ihr den Herrn mit Schrein und Klagen
Vor eures Königs Angesicht beschwören,
Des Königs, den ihr einst euch selber gabet:
Am selben Tag wird euch der Herr nicht hören,
Dieweil begehrt ihr einen König habet."

Der Greis bedeckt das Haupt und legt
Die Hand aufs heilige Buch bewegt:
„O Sohn, dies ist der Jungbrunn alt,
Drin ewig frisch der Heilquell wallt,
Drin bade des Geistes gebrochne Schwinge,
Daß Flugverjüngung sie durchdringe;
Drein tauche tief die freie Seele,
Daß sie in ihrer Kraft sich stähle!
Ich denke, des Himmels Wölbung klar
Ist eine Schmiede wunderbar,
Und jener alte Fürstenstein
Mag ein gefeiter Amboß sein,
Der Herzogseid dazu der Hammer;
So wird ein Fürst, bös, unbefriedet,
In einen guten umgeschmiedet,
Willkür gelegt in eherne Klammer.
Drum, will es Gott, so soll es währen!
Solang noch jener Jungbrunn quillt,
Solang noch dieser Eidschwur gilt,
Solang der Fürstenstein in Ehren
Steht auch urecht und ungeschwächt
Das alte, freie, stolze Recht."

Er senkt zum Buch der Stirne Saum
Und träumt im Wachen, immer weiter
Fortklimmend an der Gedankenleiter,
Der Zukunft einen schönen Traum.

Unfern dem Hause traben Reiter,
Fürst Otto mit der Reisigenwacht;
Graf Pfannberg, einer der Begleiter,
Den Herzog leis anstoßend, lacht:

„Seht, Herr, dort jenes Lichtleins Glut,
Das ist des Edlings Bauerngut,
Des Manns, der Kärntens Herzoge macht!
Gesamten Volkes Macht und Bann
Vereint in diesem Haus und Mann;
Wie all die Lichtflur, deren Wogen
Bei Tag erfüllt des Tales Gleise,
Ihr Leuchten jetzt zurückgezogen
In jenes einen Lichtleins Strahl!"

Der Herzog sprach halb laut, halb leise:
„Und dieses auch erlischt einmal."

Auf duftigem Heu im Tennenraum
Lag Edlings Schäfer auch im Traum;
Ein greller Traum! — hinschaukelnd reißt er
In rasche Wirbelflut den Schläfer,
Als neckten die bunten Gaukelgeister
Gemähten Blumenvolks den Schäfer.
Bald fühlt er sich im Ruck entschweben,
Dem Land und seiner Zeit entglitten,
Bald dann in seiner Herde mitten
Bläst er sein Rohr wie gestern eben.
Bald sieht er Menschen mit Lämmermienen,
Bald Schafe, die ihm Männer schienen,
Doch mählich mag des Traumes Walten
In solches Bild sich ihm gestalten:
Es war ein böser Wolf vor Jahren
In alle Landesherden gefahren;
Manch Schäflein, von seinen alten Herren
Gehalten bös in allen Dingen,
Ließ lieber sich vom Wolf verschlingen,
Als wieder in morsche Hürden sperren.
Sieh, da beschlossen die Landeshirten
Zurückzuleiten die verirrten,
Hinfort sie vor der Schur zu fragen
Und Scherenbrauch mit ihnen zu tagen.

Und wieder solch ein Tag ist's heute.
Im festgeschmückten Pferch versammeln
Sprungstöre sich mit Lämmern, Hammeln;
Horch, jetzt ertönt ein hold Geläute!
Ein feist Leithämmlein, schädelschwingend,
Bewegt ein Glöcklein, lieblich klingend,
Ein Täublein ließ zugleich von ferne
Der Hirt auffliegen in die Sterne,
Ein Zeichen ist's dem wolligen Volke,
Kniebeugend zu blinzeln in die Wolke.
Das Täublein will zum Himmel fahren,
Doch zappelnd müht's umsonst die Schwinge,
Der Hirte hält's an Faden und Schlinge,
Will sich's fürs Jahr noch dienstbar sparen.
Die Herde hat sich wieder erhoben,
Die Taube trauert im finstern Roben.

Da in den Pferch mit einem Satze
Einspringt des Hirten großer Hund,
Sanft Blöken gibt sein Kommen kund;
Er hält ein Blatt in seiner Tatze,
Ein schönes Halsband bunt umfing
Den Nacken, dran ein gleißendes Ding.
Nun auf die Schnauze setzt er Brillen
Und liest: „Zeinschürige, Wollgeborne!
Nie gnug zu Scherende, genug Geschorne!
Zu künden euch des Hirten Willen
An seiner Statt bin ich der Erkorne.
Er sorgt für euch, liebt euch wie Kinder,
Und wie er die nicht scheren kann,
Erspart' er's gern auch euch nicht minder.
Schwer ist die Zeit! Was er auch sann,
Erhaltung eurer Ställ' und Scheuern
Muß seinen Haushalt stets verteuern;
Drum will er — zwar mit Widerstreben,
Sein Vaterherz wollt' euch's ersparen —
Statt eines Vlieses, wie seit Jahren,
Sollt jährlich ihr nun zweie geben."

Er ſprach's und ſprang von ſeinem Platze
Zum Pferch hinaus mit einem Satze;
Dann auf ſein widerhaarig Fell
Flink hängt er einen Schafpelz hell,
So ward der Schafhund Hundſchaf ſchnell.
Drauf ſpringt er wieder mit einem Satze
Zum Pferch hinein zu ſeinem Platze:
„Ganz bin ich Schaf nun, euresgleichen!
Nur einem ſolchen kann's gebühren,
Vorſitz in dieſem Kreis zu führen,
Drum ſchenkt mir des Vertrauens Zeichen.
Laßt uns beraten, gemeinſam, frei,
Was zu erwidern dem Hirten ſei."

Ein Plärren laut, ein Blöken leiſe
Ergeht jetzt murmelnd rings im Kreiſe;
Nur einige Lämmlein, fromm, unſchuldig,
Mit Roſabändern um den Kragen,
Verhielten ſtill ſich und geduldig,
Ein ewig Nicken war ihr Sagen;
Das ſind die Erkornen aus den vielen,
Mit denen des Hirten Kinder ſpielen.

Ein Sprungſtör ſprach: „Unangemeſſen
Iſt unſrer Kraft dies Doppelſcheren,
Das Landesklima nicht zu vergeſſen!
Den Hirten ſelber bringt's in Nöten,
Wenn wir das zweite Vlies entbehren;
Der harte Winter wird uns töten!
Die karge Trift auf magrer Scholle
Kann zwiefach nicht erſtatten die Wolle."

Ins Wort fällt ihm ein Widder ein:
„Wenn unſer Vlies wir ſollen ſteuern
Zu ſeinen Ställen, Pferchen, Scheuern,
So kann die Schur erſpart uns ſein:
Wir leben lieber ganz im Frein
Und können ſeines Stalls entraten!"

Doch Hundſchaf rügt: „Kommt mit was Neuen!
Des Schafs Hauptfehler iſt Wiederkäuen.“

Ein andres Schäflein kam zu raten:
„Laßt willig uns das Vlies gewähren,
Doch könnten wahrlich wir entbehren
Dies Zwicken, Zwacken, Reißen, Ritzen!
In lindre Hand geb' er die Scheren,
Daß ſie die Haut aufs Blut nicht ſchlitzen.“

Doch Hundſchaf drauf verweiſt es huldig:
„Nur euer Zappeln iſt dran ſchuldig;
Drum haltet unter der Schere geduldig!“

Ein andres ſprach: „Bei ſchmerzenden Schnitten
Laßt uns des Wehſchreis Gunſt erbitten.“

Eins meint: „Zu flehn bei Schäfers Gnaden
Um beßre Hunde möcht' ich wagen;
Statt uns zum Pferch manierlich zu jagen,
Beißt dieſer Köter uns in die Waden.“

Sein zwiegeſpalt einfältig Weſen
Fühlt Hundſchaf im Schafhund verletzt,
Doch ſiegbewußt er laut verſetzt:
„O der Verleumdung auserleſen,
Verfangend ſich in eignen Pfaden:
Denn Schafe haben keine Waden!“

„Vliesträger, edel, auserkoren!“
Ein jüngres ſprach's, „glaubt mir, geſchoren
Wird nur, der will geſchoren ſein!“

Doch Hundſchaf lächelt liſtig fein:
„O dreiſte Irr und Ketzerlehre,
Von der euch bald der Strick bekehre
Am widerſpenſtigen Gelenke!“

Forteifert jenes: „Wir geben, ich denke,
Zwei Vlieſe nicht, nur eins allein;
Mein Antrag ſei entſchiednes Nein!“

Ein trutzig Blöken rings: „Nein, nein!
Wir wollen nicht geschoren sein!“

Hundschaf faßt nun zum Kern das Tagen:
„Da ihr so freudig eingewilligt,
Zwanglos die Doppelschur gebilligt,
Für solches Vliesentgegentragen
Muß ich des Hirten Dank euch sagen.“
Er nickt und springt von seinem Platze
Zum Pferch hinaus mit einem Satze;
Der Schafpelz, den er trug soeben,
Blieb unterwegs in Dornen kleben,
Und wieder kreist im Hürdenrund
Wie sonst der alte, große Hund.

Man schor die Herde nach Belieben,
Nun eben, weil es Schafe blieben.

Da weckt den Träumer Morgenläuten;
Wie deut' er, was er sah im Schlafen?
Er stellt's dahin; — nicht viel zu deuten
Gibt's, daß ein Schäfer träumt von Schafen.

Herzogsstuhl und Fürstenstein.

O Freiheit, voller Glockenklang,
Verschmilzt die Sekten zur Gemeine
Um deiner Märtyrer Gebeine!
O Freiheit, heiliger Schlachtgesang,
Berausche mit deinem stolzen Schall
Die Herzen deiner Streiter all,
Erfüll sie ganz, daß kein andrer Traum
Beim Rollen des Kampfes drin finde Raum!
Musik, geheimnisvolle, liegt
Im Heeressturm, im Lärm der Schlacht,
Im Staub, der übers Blachfeld fliegt,
Im Todesstöhnen, im Waffentosen;
Da faßt ein Rausch, der Helden macht,
Den weichsten Knaben, den Mutlosen,
Und bringt zurück der Wangen Rosen,

Die, bangend, vor der Schlacht erblaßten;
Als flög' ein Aar auf ſeinen Helm,
Kommt Glut und Mut dem feigſten Schelm.
Doch wehe, wenn die Waffen raſten,
Und müßig wandern dürfen Gedanken
Zu dem, was iſt, zu dem, was war,
Zur Blütenlaube mit klimmenden Ranken,
Zur Liebſten daheim, zum bekränzten Altar,
Zum Mütterlein, das des Stabs entbehrt,
Zum Acker, der des Pflügers begehrt,
Zu künftigen, dürren Siegeskronen,
Die alſo ſchweren Kampfs nicht lohnen,
Zu Feldern ſchon verlorner Schlachten,
Ruhmarm, doch reich an Leichenfrachten.
Ach, ſolches Sinnen kann entmuten
Die freudigen Herzen, für dich zu bluten,
Und ſolche Ruheſriſt der Waffen
Kann Memmen faſt aus Helden ſchaffen!
Ach, Schmerzen weckt's und Ungeduld,
Zu ſehn in jedem Erdentale
Die Trümmer alter Freiheitmale,
Zerſchellt durch ſeiner Söhne Schuld!
Wie bitter, noch bewundern müſſen
Der frevlen Feinde: Liſt und Kraft,
Die, Götterbild und Säulenſchaft
Hinſchleudernd, treten mit den Füßen!
Drum möchte faſt die Muſe zagen,
Seitab vom Kampffeld euch zu leiten,
Wo jetzt der Freiheit Schlacht ſie ſchlagen,
Zu eines Tales fernen Hagen,
Das einſt auch ſah der Freiheit Schreiten,
Die jetzt verbannt, verhöhnt, vergeſſen;
Nur Steine ihr Gedächtnis wahren,
Den Menſchen Schande zu erſparen.
Mutlos zu Boden könnt' euch's preſſen!
Doch nein! So herb iſt ſolche Trauer,
Solch tiefer Fall ſo ſchmachbedeckt,
Daß er, ein reinender Wetterſchauer,

Uns alle warnt, ermannt, erſchreckt,
Die Ringer, die noch glühn im Strauß,
Befeuernd: Harret aus, harrt aus!
Den Sieger, der erkämpft das Beſte,
Ermunternd: Halte feſt, halt feſte!

Vor Jahren, wenn vom welſchen Strand
Der Wandrer durch das Kärntnerland
Die Bahn zur deutſchen Heimat nahm
Und durch das Moos des Zollfelds kam
Und ſah die Rinderherden im Raſen,
Getränkt aus Römerſarkophagen,
Und Lämmer an Marmortafeln graſen,
Als ob ſie die Schrift zu löſen wagen,
Und Kinder ſpielen mit roſtesedeln
Schaumünzen der Cäſarenzeit,
Wie Totengräberjungen mit Schädeln;
Da ſtaunt er, daß zerſtreut ſo weit
Der alten Roma Rieſengebeine,
Und achtete wenig der einzlen Steine.
Da liegt ein Block auch, uralt, fahl,
Vor ſeinen Füßen am Straßenraine;
Das iſt ein altes Freiheitmal.
Beſäh' er ſich's genau, er fände
Rücklehne, Stufen, Seitenwände,
Roh zum Geſtühl den Block behauen.
Hier gab der Fürſt einſt dieſen Gauen
Die Lehn, nachdem er ſelbſt das Land
Zu Lehn erſt nahm aus Bauershand.
Jahrhunderte entnervter Zeit
Umſpannen, ekle Spinnenbrut,
Mit Schleiern der Vergeſſenheit
Den Stein, der dumpf im Mooſe ruht,
Dran wilde Keuler die Flanken reiben,
Drauf Zunftgeſellen die Namen ſchreiben.
Kein Laut, kein Kranz, kein Liedermund
Gibt dieſes Steins Bedeutung kund,
Kein Zeichen will zu ſprechen wagen,

Und Sünd' iſt's hier, nach Freiheit fragen.
So ſprachverwirrend war die Zeit,
Daß ihrer Weiſen Gilde im Streit,
Ob die verwitterte Schrift am Stein
Mag römiſch oder wendiſch ſein? —
Gleichmütig zieht der Wandrer vorbei,
Als ob's ein Stein wie ein andrer ſei.

Manch einzler nur in ſeltnen Tagen,
Dem Freiheitglut durchs Herz geſchlagen,
Bleibt ſtehn und nimmt ſein Mützlein ab,
Bohrt in den Grund den Wanderſtab
Und lehnt ſich dran und lauſcht und lauſcht,
Wie's von den dunklen Bergen rauſcht,
Die ernſt das grüne Tal umſtehn,
Den Katafalk der Freiheitsleiche,
Mit Trauerflüſtern, Händeringen,
Wie Leichengäſte anzuſehn.
Er lauſcht, wie ſich im Luftbereiche
Die Glockentöne ſanft verſchlingen
Vom alten Dom Maria Saal,
Dem Herdenläuten aus dem Tal;
Es hallt ſo bang, als ob noch heute
Der Freiheit Todestag es läute.
Auf des Geſtühles Quadernbau
Ergießt ſich linder Abendtau;
Nein, Tränen ſind's, die zu den Steinen
Die freien Wolken niederweinen.
Umſonſt! weil Wolken, Wälder Glocken
Nicht kämpfen ſtatt der Herzen, die ſtocken!

Jetzt iſt es anders! Der Enkel Reue
Umgab mit Glanz den Stein aufs neue;
Vier Bäumchen ſprießen aus den Matten,
Liebreich das Mal zu überſchatten;
Gefegt, beſandet ward der Plan,
Mit ehernem Lanzengitter umfahn,
Drauf Goldſchrift ruft dem Wandrer zu:
Vor „Kärntens Herzogsſtuhl" ſtehſt du!

Das iſt wohl ſchön, doch ſpät, zu ſpät!
Manch ein Jahrhundert hat's verweht.
O hätten ſie damals gefegt, entrückt
Unkraut, das Gottesſaat erdrückt!
O hätten ſie damals treu geſät
Zu kräftigem Wurzeln, mildem Blühn
Den echten Kern, der ſaatengrün
Und freiheitſtolz im Herzen erſteht;
Damals gezogen um dieſes Mal
Die Lanzenwand von beſtem Stahl!
Ihr Männer ſelbſt ſollt ſein die Lanzen,
Gereiht um dieſen Stein der Ehren,
Dem Angriff und Verfall zu wehren!
Seid wandelnde Burgen, lebend'ge Schanzen,
Die kein Erſtürmer beugen kann!
Was iſt die Lanze ohne Mann?
Dahin! Wenn euch der Putz gefällt,
Mir iſt's ein Schminken nur der Leiche;
Der Schmerz bleibt immer der tiefe, gleiche!
Ihr habt den Ekel ihm geſellt.
Lebendig durch die Völker ſchreite
Der Ruhm und ſein geweiht Geleite;
Doch ſtarb er, mahnt uns an ſein Sterben
Nicht ſtündlich mit euren ehernen Scherben!
Soll Steinſchrift eurem Hirn erſparen,
Die Laſt des fremden Ruhms zu wahren?
Schlecht tilgen Bilder, marmorn, erzen,
Die Schuld der dankvergeßnen Herzen.
Dahin, dahin! Nur einen Frein
Seh' ich vor mir: ein Vögelein!
Das nimmt vom Herzogsſtuhl Beſitz,
Als ſei's der Aar des Zeus mit dem Blitz!
Jetzt ſchwingt es ſingend ſich ſeldein
Gen Karnburgs Höhn zum zweiten Stein,
Ein andres heiliges Mal dem Land,
Das ſie den „Fürſtenſtein" genannt.
Da ſitzt es und blickt es ſtolz einher,
Als ob's der Herzog, nein, noch mehr!

Als ob's ein Bauer Kärntens wär',
Wohl Edling selbst, der einst hier saß
Und festen Blicks Herrn Otto maß.

Dem Vöglein gleich fliegt weit, gar weit
Mein Herz zurück in ferne Zeit.

Der Edling sitzt auf dem Fürstenstein
Aufrecht und fest und späht talein;
Sein Haupt beschirmt ein grauer Hut,
Den eine rote Schnur umfließt,
Sein Fuß im groben Bundschuh ruht,
Den eine rote Schleife schließt;
Ein roter Gurt den Leib umwallt,
Der knapp im grauen Wamse steckt,
Vom grauen Mantel überdeckt.
Den Feldsack hat er umgeschnallt
Mit Käs' und Brot, der Gottesgabe,
Sein Arm stützt sich am Hirtenstabe.
Wie um den Fels das laute Meer
Braust Stimmengewoge ringsumher,
Hier wendischer Laut, dort deutsche Klänge;
So fern im Tal liegt keine Tenne,
So steil am Joch ragt keine Senne,
Die Boten nicht gesandt zur Menge;
So tief im Erzberg liegt kein Schacht,
Der nicht entsandt die Knappenwacht.
Der Edlen Zug teilt das Gedränge;
Doch ob sich's hinter ihm auch schließt,
Ihr seht an seiner Farbenhelle,
Wie er durchs dunkle Volksmeer fließt,
Als ob den grünen Inn ihr sähtt
Inmitten fahler Donauwelle,
Wie er allein, getrennt noch geht;
Und müssen vor des Weltends Tagen
Doch beid' in eins zusammenschlagen!
Der Herold wallt dem Zug voran,
In Landesfarben angetan,
Auf seiner Brust das Wappenbild:

Drei ſchwarze Leuen im goldnen Schild
Und Öſtreichs rotes Feld dabei,
Vom weißen Gurt geteilt in zwei.
Kreuzträgern nach Prälaten ſchritten,
Laurenz, der Biſchof Gurks, inmitten,
Dann wallt der Landesedeln Kern,
Der Graf von Görz, Pfalzgraf des Lands,
Graf Pfannberg, Kärntens heller Stern,
Herr Lichtenſtein, ein Name wie Glanz,
Mit ihm der gewaltige Auffenſtein,
Freiherr Sonneck aus felſigem Krain;
Die Fähnlein rühren die Flügel im Winde,
Von Golde klirrt das Hofgeſinde.
Der Herzog Otto tritt zum Stein,
Am Haupt den ſchweren Herzogshut,
Um ſeine Schultern wallt die Flut
Von Purpurſamt und Hermelein;
Ihn engt das lang entwohnte Kleid
In ſolcher ſchönen Sommerszeit.
Er denkt: Nicht ſo viel Samt verſchneidet
Der Herr, wenn er die Lilien kleidet.

Da rief der Edling: „Sagt, wer naht
Im Prunk hoffärtigen Gewandes?“

Der Herold ſprach: „Der Fürſt des Landes
Auf deinen Sitz führt ihn ſein Pfad!“

Der Edling drauf: „Ich will nur weichen,
Wenn er geworden meinesgleichen!“

Herr Otto geht, doch kehrt er bald
Der Prunklaſt bar, ſchlicht an Geſtalt;
Sein Haupt beſchirmt ein grauer Hut,
Den eine rote Schnur umfließt,
Sein Fuß im groben Bundſchuh ruht,
Den eine rote Schleife ſchließt;
Ein roter Gurt den Leib umwallt,
Der knapp im grauen Wamſe ſteckt,
Vom grauen Mantel überdeckt;

Den Feldſack hat er umgeſchnallt
Mit Käſ' und Brot, der Gottesgabe,
Sein Arm ſtützt ſich am Hirtenſtabe.
Ein Page rechts führt an der Leine
Ein abgemagert ſchwarzes Rind;
Ein Page links lenkt durch die Steine
Sorgſam ein Pflugroß lahm und blind.

Der Edling fragt': „Nun ſagt mir an:
Wer iſt der ſtolze Bauersmann,
Vor dem die Banner niederſchwenken,
Ihr Haupt die Landesedeln ſenken?"

Der Herold ſprach: „Der Fürſt, der neue!
Er kommt, daß ihr ihm ſchwöret Treue."

Der Bauer drauf: „Wird er dem Lande
Wohl ein gerechter Richter ſein,
Ein Schirmer freiem Bauernſtande
Und unſrem Recht ein goldner Schrein,
Ein Landesvater uns, ein wahrer?
Wird er ein Hort ſein Witwen, Waiſen,
Die Nackten kleiden, die Armen ſpeiſen?
Iſt unſres Pfennigs er ein Sparer,
Einfacher Sitten ein Bewahrer,
Dem Chriſtenglauben ein Verbreiter,
Den Landesehren ein feſter Streiter?
Lenkt er das Schwert, nicht ihn das Schwert?
Iſt ihm Gerechtigkeit ſo wert
Und ſeiner Kinder Wohl und Recht,
Daß arm er blieb' um ihretwillen
In dieſem Kleid gering und ſchlecht
Und hätte nur zum Ackergeſind
Solch lahmen Gaul, ſolch dürres Rind,
Quellwaſſer nur, den Durſt zu ſtillen?"

Herold und Volk rief im Verein:
„So iſt's, ſo ſoll's, ſo wird es ſein!"

Der Bauer bleibt am Stuhle feſt
Und weiter ſich vernehmen läßt:

„Des Landes Kern ist dieser Stein,
Und ich sein Herr und Fürst allein!
Ist jener so, wie sie ihn loben,
Mag seine Weisheit er mir proben,
Wie er's nach altem Recht beginne,
Daß er von mir den Sitz gewinne?"

Der Pfalzgraf sprach: „Durch rechten Kauf!
Sein Kleid und Hut und Schuh sei dein,
Sein Stier und Hengst noch obendrein
Und sechzig Silberpfennig drauf;
Dein Haus und Feld soll zinsfrei sein!"
Das Hofgesind will schier verzagen:
„Das Bäuerlein hat viel zu fragen!"

Der Edling ruft: „So soll es sein!
Doch sagt, ist solch ein Tausch nicht fein?
Für dieses Gottesland — ein Rind,
Das lahm, und einen Gaul, der blind!
Für Tonnen Golds, die wir ihm messen,
Sei nicht sein Pfennigmaß vergessen!
Ihr andern merkt's! Nun kennt ihr auch,
Was Fürstenrecht und Fürstenbrauch!"

Der Herold sprach: „So merkt nun auch
Der Landesedlen alten Brauch!
Herr Gradeneck wetzt schon die Schneide,
Das Gras zu mähn auf fremder Weide;
Herr Portendorf hält angebrannt
Den Span, durchs Land zu ziehn als Brenner,
Herr Rauber zäumt und schirrt den Renner
Zum Raubzug, löst euch nicht ein Pfand
Das Recht herrnloser Zeiten, sieh,
Die stärkere Faust nur bändigt die."

Der Bauer rasch vom Steine schreitet,
Zu dem er jetzt Herrn Otto leitet:
„Nimm, Fürst des Lands, ihn in Besitz
Als Richterstuhl, als Fürstensitz,
Empfängt den Landesherrn er nur;

Drum merke, daß er früher mein!
Ein harter Sitz! Fest wird er sein,
Wenn fest wie dieser ist dein Schwur,
Denn fest, wie er, ist unsre Treue!
Laß Prunk und Waffen ohne Reue;
An diesem Stein probt sich, was echt,
Nur Gotteswaffen gelten recht,
Das Herz im Leib, das Haupt, die Hand!
Sieh unter dir des Volkes Wogen,
Spür Aller Kraft in dich gezogen,
Sei Aller Haupt und Herz und Hand!
Mundschenk, kredenze den Willkomm
Zum Ehrentrunk dem Fürsten wert,
Marschalk, sink in die Kniee fromm
Und halt ihm vor das Landesschwert,
Daß er drauf schwöre vor allem Volke!
Und schreib es nieder, du in der Wolke!"

Der Mundschenk schöpft die frische Flut
Des Quells in spitzem Bauernhut.
Herr Otto spricht: „Wie ich nun fasse
Den schlichtesten Kelch mit schlichtestem Nasse
Und trink' auf mein und euer Heil
Und dann zum Grund der Erd' ihn gieße,
Daß froher davon manch Blümlein sprieße;
So auch zu meinem, eurem Heil,
In Lebenswahrheit wie im Bilde,
Gelob' ich Mäßigkeit und Milde.
Und wie ich nun des Schwertes Klinge
Nach aller Himmelsgegend schwinge
Und zieh' im Geist den weiten Bogen
Um dieses Landes fernste Zonen;
So bleib' es allen, die drin wohnen,
Zu Schutz und Schirm und Recht gezogen.
Und wie ich auf das Kreuz am Degen
Die Finger lege schwurbereit,
Deucht mir's, beschwörend heiligen Eid,

In Christi Wunden sie zu legen,
Ich schwöre — —"

Indessen will ich lauschen
Waldwipfeln, die ewige Jugend schwören
Und bald verdorrt zu Grabe rauschen;
Das Friedenslied soll mich betören
Des Quells, der durch die Wiesen schleicht;
Ein wilder Strom ist's morgen vielleicht!
Ich siedle mich in den Wolken ein,
Die fest wie goldne Burgen ragen,
Doch bald zergehn und verwehn, — doch nein,
Die wohl die rächenden Blitze tragen!

Ein Wiener war im Herzogstroß,
Dem scherzend er vertrieb die Zeit,
Indes des Eides Strömung breit
Noch von den Herzogslippen floß!
Witzworte sind wie Rankenschwingen,
Die keck den Baum der Tat umschlingen,
Den kranken werden sie erdrücken,
Doch den gesunden, verschönernd, schmücken.
Der Wiener sprach zum Edling lose:
„Der Kärntnerherzog, die Alpenrose,
Was haben die für Ähnlichkeit?"

Vom Festschwur wendet sich mit Leid
Der Bauer: „Gebt nur selbst Bescheid,
Daß eine Torheit nur statt zwein!"
Der Wiener sprach: „Bei meinem Eide,
Die Ähnlichkeit ist, daß allbeide
Nur wachsen aus dem harten Stein!
Doch da ihr gram den Ähnlichkeiten,
So löst nun die Verschiedenheiten!
Welch Unterschied trennt hierzuland
Hoftapezier- und Steinmetzstand?"
Der Bauer murrt: „Ich kenne keinen."
Der Wiener lacht: „Das kann uns einen!
Denn, traun, ich selber weiß nicht einen."

Nach neuem Witzgewild läßt ſteigen
Er ſeine Augen, fröhliche Geier;
Sieh, da bezwingt ihn ſelbſt der Feier
Gewalt'ger Ernſt, erhabnes Schweigen.
Es ruhn wie tot die Waldesgipfel,
Die Saaten ſtehn wie ſtarres Gold,
Kein Wölkchen durch den Äther rollt,
Kein Lüftchen regt die ehernen Wipfel;
Und nicht zu atmen wagt die Menge,
Daß ungehemmt die Fürſtenſtimme
Allein und frei in den Himmel klimme,
Dem Gotteshauch ſich zitternd menge.
Denn zwiefach groß iſt ſolch ein Schwur
Vor allem Volk und aller Natur;
Der Meineid zittre nicht allein
Vor des gekränkten Volkes Rache,
Er muß ſich ſchämen vor dem Stein,
Dem Halm im Gras, dem Vogel am Dache!
Rings lauſchen freie Alpenſöhne
In Manneskraft, in Leibesſchöne,
Mit ſtolzer Bruſt, aufrechtem Haupt
Dem Schwure, dem das Herz noch glaubt;
Wie ſie in Alpenhochluft auch
Die Sehnen und die Herzen ſtählen,
So ſchlürfen gierig ihre Seelen
Herzſtärkend jetzt der Freiheit Hauch.

Da wird nachdenklich auch der Wiener,
Denn tiefern Ernſt birgt er im Herzen,
Gediegen Gold bei leichteren Erzen;
Sich ſelber fragt der Fürſtendiener:
„Iſt's nur die Luft in Gottesſälen,
Die aufrecht Nacken hält und Seelen?"

Wigand.

Die Hertzogin zum Pfarrherr rheit
Wol zu dem Pfarrherr ſie da ſprach
Herr Pfarrherr ſeit vnns Gott willkumm
Da ſahe er vmb die achſſel vmb
Gott danck euch thet der Pfarrherr jehen
Gnad fraw ich hab euch vberſehen
Die fraw die ſprach vnd lacht jn an
Ihr ſeid ein ſelzamer Hofman.

Die Geſchichte des Pfarrherrs vom Kalenberg
(Frankfurt 1550.)

Heimkehr und Einzug.

Donaufahrt.

Donau, des Oſtens ſchöne Braut,
Nimm an der Pforte deutſcher Lande
Noch Gruß und Heil in heimiſchem Laut
Auf deinen Weg zum fremden Strande!
Wie wallt dein Buſen hochbewegt,
Wie ſich dein Leib hochzeitlich trägt!
In goldnem Harniſch wartet dein
Der Fürſt aus Morgenland, dein Freier;
Drum weht um deine Schläfen rein
Der Nebelduft, ein wallender Schleier,
Bräutlich und myrtenhaft umrauſcht
Die Stirne dir ein Kranz der Weide,
Um deinen Leib fließt blanke Seide,
In ſchillernde Spiegel aufgebauſcht.
Du ziehſt ſeitab jungfräulich ſtrenge
Der Stadt des Taumels und der Lüſte,
Nur im Vorüberwallen grüßte
Dein Arm das mächtige Steingedränge.
Ein Leuchten um dein Antlitz geht
Wie deiner Sendung lichtes Ahnen,
Unnahbar wallt einſame Bahnen
Der Jungfrau ſtille Majeſtät;
Selbſt Gottesboten, Dichter, warfen
Gerührt hinweg ohnmächtige Harfen;

So ziehst du hin, noch unbesungen,
Vom eignen Wohlklang nur umklungen.

Denkst du in deiner Fürstlichkeit
Der Heimat noch und Jugendzeit,
Als dein Gespiel am Hügelrain,
Das wilde Nachbarkind der Rhein,
Den Arm um deinen Nacken schlang
Und dir die Alpenlieder sang?
Denkst du's, treuherzige Schwabenmaid
Wie er dann in die Fremde lief,
Der Schweizerknab' im grünen Kleid,
Und sein Lebwohl ins Haus dir rief?
Wie springt er hinab den Klippenhang
Mit Jauchzen, daß der Felsen klang!
Erhitzt, ermüdet dann vom Lauf
Steigt er zu baden in den See,
Sieht nochmals zu den Alpen auf,
Sein Herz beschleicht ein wonnig Weh,
In seiner Seele Tiefen sinken
Die grünen Wände mit Silberzinken.
Frisch stürmt er fort, gestärkt vom Bad.
Zum Schlund, vor dem sich Klippen bäumen,
Kopfüber schlägt er ein keckes Rad,
Daß ihn die Sterne tanzend umschäumen.
Doch um den Hals wohl diesmal ging's!
Ein Weilchen drum bedächtlich wallt er,
Nur unterwegs dem Nachbar links
Sein Fäustlein in der Tasche ballt er.
Juchhei, dort blüht der Gau, wo Reben
Ein kaiserlicher Winzer band!
Da lockt manch Weinlaubkranz zum Strand,
Und Land und Volk gefällt ihm eben,
Und ihm auch sind sie alle gut,
Dem frischen, freien Schweizerblut.
Da prüft er jede Becherforte,
Er kann nicht fort vom Zauberporte;
Schenk ein, trink aus! O süße Glut

Bei Ringeltanz und Klang der Zither!
Er jauchzt und wirft im Übermut
Sein Römerglas am Fels in Splitter.
Dann taumelt er durch Klippengänge,
Ellbogen brauchend im Gedränge,
Weinselig fort, — der Lorelei
Entfährt ein schriller Schmerzensschrei.
Erst spät ermannt, ernüchtert, fand
Er traurig Flachland nur und Sand
Und uferlose Niederungen;
Der Rebenhag, der Becherschaum
Zerronnen wie ein wirrer Traum!
In Unmut drauf hat er verdungen
Holländern sich als Lastenträger;
Hinsiecht der grüne Schweizerjäger,
Von tiefem Heimatweh bezwungen,
Und ach, in seinen Tiefen blinken
Die Heimatberge mit Silberzinken,
Vom Alpenreigen süß umklungen.
So denkt ein Schwärmer wohl und Lärmer
Einst nach verprahter Lust in späten
Hilflosen Tagen, freudenärmer,
Der Jugendliebe, der verschmähten.

Mir aber rauscht im grünen Rheine
Die Strömung der Vergangenheit,
Auf spiegelhellem Widerscheine
Schwankt die versunkne, alte Zeit,
Und von des Rittertumes Hallen
Und von des Glaubens Domen fallen
Die Trümmer, Stein um Stein, zur Welle;
Vom Fels stürzt sich in Stromesschnelle
Hinab die Sage, todgeweiht,
Der Spiegel brach im Wirbelrunde,
Nachzittert auf dem Wellengrunde
Die Poesie der alten Zeit.

Auch dich ergriff der Drang zur Reise,
Der Zug in weite Welt hinaus,

Da ſchlichſt du aus dem Vaterhaus
Still auf den Zehen, ſchluchzend leiſe,
Daß dein Lebwohl kein Herz erſchrecke,
Dein Scheiden keinen Träumer wecke;
Goldähren aber nickten dir
Den Abſchiedsgruß zu gutem Wege,
Das Wanderſträußlein ſchickten dir
Die Blütenbäume der Gehege,
Die Feldmark deines Dorfs entlang
Vorbei am einſam glühenden Meiler,
Durch Gartenland und ſtille Weiler
Fortſchlendert träumeriſch dein Gang.
Fein mädchenhaft und züchtiglich
Vorbei dem Lärm der Städte eilſt du,
Nur vor den ſchönen Münſtern weilſt du,
Still murmelnd ein Gebet vor dich.
Dann pflügſt du, wandelnd goldne Bahnen,
Den Mohn und Windling dir im Korne,
Befragt in leiſem Liebesahnen
Sternblumenrat am Wieſenborne;
Doch liebſt du, Träumerin, vor allen
Durch Waldeseinſamkeit zu wallen,
Durch wilde, dunkle Tannenzacken,
Durch lichte, weiche Buchenwand;
Da trinkt das Reh aus deiner Hand,
Der Reiher koſt um deinen Nacken,
Da neigen horchend ſich die Gipfel,
Das Lied vom Mund dir abzulauſchen,
Wie Wellenſchlag durchwallt die Wipfel
Alsbald dein eignes Liſpeln und Rauſchen.
Nun Mut durchs ſtarre Felſentor!
Da ſprießt kein Zweig, ſich dran zu klammern,
Da prallt am tauben Klippenohr
Ohnmächtig ab das Hilfejammern.
Wie ſich die ſchwarzen Wände recken!
O Todesöde! Drüber kreiſt
Einſam der Aar, ein Felſengeiſt.
Doch ſingend wallſt du durch die Schrecken.

Auf dich herein urplötzlich bricht
Ein Strom von Glanz, ein Orkan von Licht
Dein Haupt ein Glorienſchein umſpannt,
Und vor dir liegt's geöffnet weit,
Wie Pracht, vermählt mit Lieblichkeit,
Der Oſtmark reiches, ſonniges Land,
Ein Übergang in ſüßem Beben,
Als ob dein Herz raſch überſchäume
Vom Dämmer mädchenhafter Träume
Ins volle ſonnige Liebesleben!
Hier warben um dich die Abgeſandten
Des mächtigen Oſts, des liebentbrannten,
Die Südenlüfte, die Sonnenſtrahle,
Und boten dir in goldener Schale
Korn, Wein und Roſen als Brautgeſchenke,
Daß ſich dein Pfad in Sehnſucht lenke
Zum Lande, wo ſo reich gedeiht
Fruchtfüll' und Lebensfreudigkeit.

Mir aber rauſcht in deinen Wellen
Das Brauſen einer neuen Zeit,
Als Strom der Zukunft, voll und breit,
Beſchreiteſt du des Fremdlands Schwellen.
Da liegt als Mitgift unermeſſen
Vor dir der jungfräuliche Boden,
Noch kam kein Spaten, ihn zu roden,
Der rüſtige Pflug hat ſein vergeſſen;
Die Hügel, karg verhüllt vom Dorne,
Sie möchten ſich in Reben kleiden,
Die ſaatenloſen Felder neiden
Den goldnen Wellenſchlag dem Korne;
Die Ödnis grabesſtummer Heiden,
Ihr Schweigen ließe gern ſie ſtören
Von Werkfleiß und von Glockenchören;
Urwälder ſehnen nachtbeklommen
Sich nach dem Beil und ſeinem Schlag,
Wie Greiſe, deren Zeit gekommen,
Sich ſehnen nach dem Sterbetag.

Auf deinem Spiegel dämmernd schreiten
Wie auf dem magischen Kristalle
Gestalten aus der Totenhalle,
Geister noch ungeborner Zeiten,
Und übergoldet wallt dein Bronnen
Vom Glanz der hellsten Zukunftsonnen.
Einst schiffte mit bekreuztem Trosse
Den Strom hinab der Barbarosse;
Stromketten, die ein Zöllner zog,
Durchhieb sein Schwert, daß Feuer flog!
Dann steuert er zum fernen Sunde
Unaufgehalten seine Bahnen,
Auf allen Schiffen Kreuzesfahnen,
Des Glaubens Lied auf jedem Munde.
Einst wird mit frischen Wanderscharen
Den Strom hinab unaufgehalten
Ein neuer Barbarossa fahren,
Ein neuer Held im Kettenspalten;
Der jungen Freiheit Banner schweben
Von allen Schiffen dann in Lüften,
Er steuert nicht zu heiligen Grüften,
Nein, frisch ins volle, heilige Leben!
Da zittert ihm die große Stunde
Durchs Herz in aller Herrlichkeit,
Als Lied erwacht auf seinem Munde
Die Poesie der neuen Zeit.

Wohin riß mich, o Strom, dein Wogen,
Der ich an dein Gestad' gezogen,
Den Herzog Otto zu erwarten!
Elisabeth das Fürstenkind
Hat er im Bayerland erminnt,
Nun kehrt er heim von bräutlichen Fahrten.
Da liegt auch harrend Pfaff Wigand
Im Kahn, befestigt an den Strand,
Und läßt sich lind vom Strome schaukeln,
Von Wolkenbildern übergaukeln:

Die Wellen nur ſchöpft er bisweilen
Und läßt aus hohler Hand ſie laufen,
Als üb' er amtgewohntes Taufen
Und wolle voraus neun Monden eilen.

Dort ſchwimmt herab im Wellenblau
Der Fürſtenbarke mächtiger Bau
Mit krauſen Schnörkeln, blanken Spangen;
Auf braunem Eichengrunde prangen
Des Bildners goldne Schildereien,
Da tanzt vom Steuer hin zum Schnabel
Die ganze alte Meeresfabel,
Neptuns und Amphitritens Reihen,
Die Nereiden und Tritonen,
Und Delphinreiter, Muſchelbläſer,
Bewohner dunkler Meeresgräſer
Und Herrſcher auf Korallenthronen;
Uns aber blühn am Tageslichte
Der Liebe lieblichſte Gedichte.
Ein Lüftchen friſch am Borde ſchwellt
Des Baldachins damaſtnes Zelt;
Von außen goldener Franſen Kniſtern,
Von innen ſüßgeheimes Flüſtern.
Dort ruht das liebumſchlungne Paar,
Blickt ſich allein ins Antlitz klar,
Und zwiefach ſchön blüht Flur und Hain
Aus zweier Augen Widerſchein.
O Auge, winzigſter der Sterne,
Der Welten größte! Nähe, Ferne,
Erdfluren, Meer und Himmelshalle,
Umfaſſend im kriſtallnen Balle,
Und mehr als Erd' und Himmel zeigen:
Aus eignen Tiefen dir entſteigen
Die Luſt, das Wehe, Geiſter, Träume,
Bevölkernd erſt die toten Räume! —
Auf blumenbuntem Teppichgrund
Dem Paar zu Füßen Nithard ſitzt,
Die Harf' im Arm des Sängers blitzt,

Doch ſtumm, es ſchweigt ſein Liedermund;
Es wirbt umſonſt die Liederkunſt
Bei Glück und Vollgenuß um Gunſt,
Viel lieber horcht das Leid in Tränen
Dem Lied von unerfülltem Sehnen.
Spielleute ſchleudern ins Land hinaus
Bräutliche Reigen wie klingende Myrten,
Zurückwirft die Schalmei des Hirten
Den tönenden Feldblumenſtrauß.
Das Schiff geleitend läuft zur Wette
Entlang die Ufer Glockenklingen,
Die Wellen ſpringen aus dem Bette,
Am Bord zerſchellend mit ſüßem Singen,
Als ob das Schiff auf Tönen gleite,
Daß Wohlklang nur durch Wohlklang ſchreite:
Die ſüßeſte Muſik der Stunde
Tönt unbelauſcht von Liebesmunde.
Die Wappenfahnen flattern, ringen
Im Äther hin, dem liebewarmen,
Ein Wölkchen flüchtig zu umſchlingen,
Ein Lüftchen haſchend zu umarmen;
Und zu den loſen Wellen ſtrecken,
Mit leiſem Koſen ſie zu grüßen,
Vom Bord ſich ſchwere Purpurdecken;
Dem Liebespaar zu Haupt, zu Füßen,
Rings ein Umarmen, Koſen, Küſſen,
Als ob hier eins das andre lehre,
Und eins des andern Schüler wäre!
Zwölf Ruderer rechts in Seide weich
In Blau und Weiß vom Bayerland,
Zwölf Ruderer links in Samtgewand
In Weiß und Rot von Öſterreich,
Die all' im Takt das Ruder faſſen,
Ausholend jetzt zu kräftigem Streich,
Vordüber dann es ruhen laſſen,
Daß Tropfen es gleich Funken träuft
Und weit im Schwung die Barke läuft.
Schwimmt hier der ſeligen Inſeln eine

Mit immergrünem Myrtenhaine?
Die Myrte flocht ins Lockenhaar
Nicht ſich allein das junge Paar,
Reich überſchattet ihr Geflechte
Des Sängers Haupt der Fiedlerſchar,
Des Steuermanns, der Ruderknechte.
Zu ebnen Weltunebenheiten
Wird Haß und Neid vergeblich ſtreiten.
O laßt's, es ſchneller zu vollenden,
Der Freud' und Liebe weichern Händen!
Wo um die Schläfen Kränze wallen,
Muß Hut und Helm und Krone fallen.
Im Zelte flüſtert ſüßer Laut:
„Führ' ich bei Tag, bei Sternenflimmer
Ans Ufer dich? Sieh, hold iſt's immer,
Wie eine liebe, holde Braut:
Bei Tage klar im Schönheitſchimmer,
Bei Nacht im Anmutreize traut."
„Ei, wer zu wählen da vermag!
Des Liebſten Ruf tönt überall:
Bei Tag wie hoher Lerchenſchlag,
Bei Nacht wie Ruf der Nachtigall."
Duftſchleier flattern um die Wieſe,
Das Abendrot erloſch in Fernen,
Der Strom voll lichter Sterne ſtand;
Als wallten ſie zum Paradieſe,
So glitten ſie nun über Sternen
An Öſterreichs geliebten Strand.

Die Fürſtenburg.

„Laß, Pfaffe, ſehn, wie du gebaut,
Mit Kunſt vollführt, was dir vertraut,
Neu ausgeſchmückt Gemach und Hallen,
Fürſtlichem Sinne zu gefallen!"
Herr Otto an Frau Elsbeths Seite
Schritt durch des Fürſtenſchloſſes Tor,
Die neubehauenen Stufen empor:

Wigand, der Pfaff, gab das Geleite.
Schön hat ein Meister aus Byzanz
Den Bau geführt; es wohnt sich traut,
Wo Ostens Kunst das Haus gebaut;
Der Südensonne tiefern Glanz,
Den Würzhauch fast, den Dämmerschein
Weiß sie zu gießen in den Stein;
Bis in die Quader tief im Grunde
Haucht sie die heitre Lebenskunde
Und rankt sie auf durch Wand und Dach.
Durch Haine lustiger Arkaden
Hinschritten sie zum Frauengaden.
Ein ganzer Turm ward zum Gemach,
Da schimmert kostbar Frauengerät,
Venedigerspiegel, bunte Schreine,
Spinnräder auch vom Elfenbeine,
Samtstühle, kunstreich ausgenäht.
Der Fuß zagt auf dem Teppich bunt,
Der Estrich ward zum Blumengrund.
Im Eck die goldne Harfe steht,
Die Vöglein schlummern noch in den Saiten,
Die einst um jene Blumen gleiten.
Ob auch kein Schmuck, kein Prunkstück fehle,
Ein Frauengemach empfängt doch nur
Die Schönheit von der Frauenseele,
Liebreiz durch ihres Wirkens Spur.

Drei Fenster gießen in den Saal
Den Morgen-, Mittag-, Abendstrahl.
Zum ersten führt die Herzogin
Der Pfaff Wigand: „Spinnt Euer Sinn
Der Liebe selige Phantasie,
O holde Frau, dann sitzet hie,
Den Blick aufs Gärtlein Euch zu Füßen,
Es wird das Träumen Euch versüßen.
Prachtblumen sprühn in Farbenwogen,
Von Südlands heißer Sonn' erzogen;
Ein Wandrer, der zu Ostens Pfaden

Das Kreuz einſt trug nach Pilgerbrauch,
Hat ſüße Rückfracht dort geladen
Von Jericho den Roſenſtrauch.
Springbrunnen ſteigen, Blüten ſchauern,
Sangvögel ſchlagen in goldnen Bauern;
Aus Einſamkeit der Schatten quillt
Entgegen Euch ein geliebtes Bild.
Ein Märchen ſelbſt! Ihr wißt es kaum,
Träumt Ihr das Leben, lebt Ihr den Traum?"
Zum zweiten Fenſter führt er ſie:
„Will mahnend Euch zu Herzen beben
Ernſt und Beruf von Fürſtenleben,
Frau Herzogin, dann ſitzet hie,
Die Ausſicht auf dies ſchöne Land,
Von duftigen Bergen blau umſpannt,
Vom mächtigen Silberſtrom verſchönt,
Von Städten und Burgen blank bekrönt.
Befragt das Land, das feiernd ſchweigt:
„Brauchſt du zur Fürſprach' meinen Mund?"
Befragt den Rauch, der einſam ſteigt:
„Wohnt dort vielleicht ein Herz, das wund?"
Zum dritten Fenſter führt er ſie:
„Wenn Euch des Lebens Leid und Gram,
Troſtloſer Schmerz Euch überkam,
Chriſtliche Fürſtin, ſitzet hie."
Vor ihrem Blick das Münſter ſteht,
Und weiſt, ein ſchweigender Prophet
Mit ſtraff emporgereckter Hand,
Hinauf ins dunkle Sternenland.

Ein deutſcher Meiſter war's vom Rhein,
Der chriſtlichen Sinn hier formt' in Stein.
In Tempelhallen fühlſt du beben
Der Völker tiefſtes Seelenleben.
In ſtolzen Säulen raſſt empor
Vom Erdengrund ſich der Hellene,
Doch ob er bald zurück ſich ſehne,
Ans Ziel den Glauben bald verlor,

Rasch brach er ab, zog zwischen sich
Und jene Höhen einen Strich,
Sein Quergebälk, um sich hienieden
Ganz abzuschließen in heitrem Frieden,
Umsäumend mit engem Säulenraum
Den vollsten, reichsten Göttertraum.
Der Römer wirft den runden Bogen
Empor in anmutvollem Schwung,
Doch mählich scheint's zur Niederung
Hat irdische Wucht ihn rückgezogen;
Hier stieg er, daß auf jener Seite
Er dann in Anmut niedergleite.
Den Himmel stürmt in tapfrer Hast
Der deutsche Christ, der beide Teile
Des spitzen Bogens zusammenfaßt
Und aufwärts schießt gleich einem Pfeile.
Das Münster mit dem steilen Dach
Dringt in den Himmel allgemach
Gleich eingetriebnem mächtigen Keile;
Und wie er auch den Ernst des Ganzen
Mit Ast- und Blumenschmuck umrändert,
Die Giebel sind erhobne Lanzen,
Wenn auch bekränzt und reich bebändert.
Doch deutsche Kunst ist's, die's vollbringt,
Daß Anmut der Gewalt nicht fehle;
Der Turm von Stein scheint eine Seele,
Die christlich fromm nach aufwärts ringt.
Mühvoll aus rauhen Erdenmassen
Hebt sich die gottgeweihte Quader;
Jetzt strömt ihr Leben in die Ader,
Beginnt in Formen sich zu fassen.
In rohen Stämmen klimmt's zum Licht,
In Stufen nur mit steiler Wendung,
Bis zwischendurch ein Strahl jetzt bricht,
Das Leuchten künftiger Vollendung;
Und freier, kühner wird das Klettern
Und schießt in Zweigen, quillt in Blättern
Durchbrochnes Laub mit zarten Rippen

Will Morgentau im Äther nippen,
In Fluten ſtrömt der Tag darein,
Verklärt, vergeiſtigt wird der Stein
Und treibt ſo luſtig leichte Ranken,
Dir bangt, daß ſie im Winde ſchwanken.
Jetzt faßt zuſammen ſich's zum Kerne,
Zur Roſe wird der Giebelſtein
Und mündet all ſein irdiſch Sein
Verduftend in die ewigen Sterne.

Kannſt du den Blick vom Ganzen lenken
Und in die Einzelteile ſenken,
Hart an der Seele Himmelspfaden
Läßt ſich der Künſtlerſchalk belauſchen;
Du ſiehſt empor am Baum der Gnaden
Manch irdiſch Ungeziefer rauſchen,
In Steingezweigen verſteinte Schlangen,
Eidechſen gar und Kröten hangen,
Als mahn' es, wie noch Irdiſches klebe
An allem, was da aufwärts ſtrebe.
Da ſcheint in Stämmen und in Mauern
Untier und Mißgeſtalt zu lauern,
Am Säulenſchaft ſich Drachen ringeln,
Ums Kapitäl Baſilisken züngeln.
Dort lieſt ein Affe im Breviere,
Hier trägt ein Werwolf Biſchofszeichen,
In Nonnenſchleiern Kätzlein ſchleichen,
Mit Kron' und Zepter reißende Tiere;
Satan als Wirt die Kannen füllend,
Ein lüſtern Meerweib reizenthüllend.
So klimmen zwiſchen Himmelsranken
Gar weltlich ſündige Gedanken,
Die Künſtlerlaune in Stein geſchmiegt
Und ſcharfgemeißelt, feſtgemauert
Steinmetzenwitz, der Zentner wiegt
Und das Jahrtauſend überdauert.
Willſt du ums Beiwerk naſchend ſchwirren,
Wirſt dich im Labyrinth verirren;

Doch kann dein Blick das Ganze faſſen,
Dann ſtört dich ſelbſt das Zerrbild nie,
Denn, ſchmelzend, in die Harmonie
Verſchwindet's der granitnen Maſſen,
Und unabwendbar mußt du lauſchen
Des Gottesbaumes ſeligem Rauſchen.

Den Herzog führt des Pfaffen Hand
Zum Fürſtenſaale hoch und klar,
Umfahn von ſchlanker Säulenſchar,
Von leichter Wölbung überſpannt.
Der Boden gleißt wie Spiegel rein,
Die Scheiben ſprühn in buntem Schein,
Standbilder ſtehn in ſchmucken Niſchen,
Sinnreich vom Meißel ausgeprägt,
Indes die glatte Wand dazwiſchen
Manch farbenreich Gemälde trägt.
Des Fürſten Auge drüber gleitet:
„Laß ſehn, Herr Pfaff, wie du geleitet
Die Künſtlerhand in Farb' und Stein!
Hier ſtärkt mich wohl in farbigen Schildern
Fürſtlicher Tugend Widerſchein,
Hier grüßen mich in Marmorbildern
Rudolf und Habsburgs Ahnenreihn?"
Wigand der Pfaffe lächelnd ſpricht:
„Rudolf, der werte Mann, iſt's nicht,
Doch manch ein andrer mag Euch mahnen
An Kampf und Zeiten jener Ahnen.
Hier die Geſtalt im mönchiſchen Rock,
Ein tüchtig Stück vom Marmorblock,
Iſt Berchthold, Abbas von Sankt Gallen,
Der älteſte Habsburgsfeind von allen.
Ein andrer winkt Euch nebenan,
Mit Stab und Inful angetan,
Der Biſchof Baſels, noch den Spott,
Durch Rudolfs Kaiſerwahl entpreßt,
Auf ſeinem Mund: „Nun, Herre Gott,

Nimm dich zuſamm' und ſitze feſt!"
Dort ragt, vom Königsmantel umwallt,
Mit Kron' und Schwert die Heldengeſtalt
Des großen Ottokar. Nicht immer
Iſt, wer erlag, der kleinere Held;
Die Axt wird darum größer nimmer
Als jener Baum, weil ſie ihn fällt.
Adolf von Naſſau, ſeht, iſt dies;
Wohl doppelt zierlich, doppelt reich
Schnitt dieſe Krone der Meißelſtreich,
Die einen Habsburg nicht ſchlafen ließ!
Unſern drei Bauern mit Schweizermützen,
Sich mit der Linken feſt umſchlingend,
Die Rechte hoch zum Eidſchwur ringend,
Ein Alpenberg mit dreien Spitzen,
Der Schweizerfelſen im Gewitter,
Dran Habsburgs Schwert ſich ſtieß in Splitter!
Dort droht im Stein die Seelenherbe
Johanns, des finſteren Nepoten;
Der Meuchler fordert vom Deſpoten
Noch hier ſein vorenthaltnes Erbe,
Und durch die lichten Freudenhallen
Fühlt Ihr des dunklen Schattens Wallen.
Ein ſanftres Bild: den Arm Euch ſtreckt
Ludwig der Bayer jetzt entgegen,
Der erſt das Schlachtſchwert eingeſteckt,
Ergreifend einen beſſern Degen,
Die Freundeshand, die ihn bewehre
Zu Schutz und Trutz, zu Sieg und Ehre!"

Zu Wigand ſpricht der Fürſt verdroſſen:
„Was ludeſt du, mein Aug' zu quälen,
Nur Habsburgs Feinde meinen Sälen
Und gabſt mir Haß zum Hausgenoſſen?"

Nicht bleibt Wigand zur Antwort träge:
„O geh dem Haß nicht aus dem Wege!
Er müht ſich ſorglicher um dich,
Mit ſchärferm Auge ſelbſt, als Liebe:

Was ewig unbemerkt ihr bliebe,
Er bringt's zutage ſicherlich.
Er duldet an dir keine Makel,
Horch auf ſein Wort; vom Feindesmund
Erlauſche dir des Haſſes Grund!
So leuchte dir die grelle Fackel,
Auf daß Erkenntnis deiner Fehle
Dich zur Vollendung männlich ſtähle:
Denn Haß iſt wie der Zahn der Feile,
Die von dir ſtreift die rauhen Teile,
Wie Demantſtaub, durch deſſen Schärfe
Der Demant helleres Feuer werfe.
Ehrſt du den Feind, der ehrenwert,
Du lähmſt in ſeiner Hand das Schwert;
Am großen Feind dein Auge weide,
Dein Maß ſollſt du an ſeines rücken;
Er wird ſich dir zulieb' nicht bücken,
Du mußt dich ſtrecken ihm zuleide!
Ich lud Euch Feinde in die Hallen,
Auf daß Ihr doppelt glücklich ſeid,
So Ihr in ruhiger Freudigkeit
Vermögt durch ihre Reihn zu wallen."

Verlaſſend jetzt die Marmorbilder
Erklärt Wigand die farbigen Schilder:
„Hier hebt der Tugendſpiegel an,
Fürſtlichen Ehren aufgetan!
Das erſte Bild: im Hintergrund
Ein Bettlein weiß wie Flaum der Taube;
Wohl als vergeßne Schlummerhaube
Liegt auf dem Kiſſen ein Krönlein rund.
Im Vordergrund ein Römerweib
Lukrezia, den Dolch im Leib;
Der Gatte weint, der Vater flucht, —
Benennt's: Fürſtliche Ehrenzucht.
Im zweiten Bild ein fröhlich Leben
Zu Weingelag und Würfelſpielen,
Das trunkne Haupt bekränzt mit Reben,

Buhldirnen, Gauklervolk beiſammen,
Umlagernd einer Bühne Dielen.
Nero ſchlägt ſeine Laute munter,
Rückwärts brennt Rom in roten Flammen;
Fürſtlicher Minneſang ſteht drunter.
Hier ſitzt beim Lampenlicht ein Weiſer,
Von mächtigen Büchern rings umreiht,
Es baut Juſtinian, der Kaiſer,
Des Rechts Grundfeſten aller Zeit;
Doch ſteht als Themis mit der Binde
Daneben Beliſar der Blinde;
Die Inſchrift heißt: Gerechtigkeit.
Nun kommt ein Doppelbild: das eine
Zeigt Jagdgebraus durch Waldesreiſer,
Zur Wette läuft Baſil der Kaiſer,
So ſcheint's, mit einem wilden Schweine;
Ein Mann ſpringt rettend zwiſchen ſie,
Den Keuler ſpießt ſein Schwert am Knie.
Im zweiten hält Gericht Baſil;
Desſelben Mannes Haupt verfiel
Dem Beil des Henkers, der es mäht,
Weil jener vor der Majeſtät
Damals entblößt die Waffe blank;
Die Inſchrift lautet: Fürſtendank.
Im nächſten Bild vor Euch nur ſteht
Ein Ochſe, der durchs Feuer geht,
Ein ehern Kunſtwerk, das man nennt
Nach Phalaris von Agrigent;
Tier iſt's zugleich, Wohnhaus für Fremde,
Auch feſter Käfig, warmes Hemde
Und muſikaliſch Inſtrument.
Doch könnt das Vöglein Ihr im Bauer
Nicht ſehn, Perillus den Erbauer,
Drum ſcheint das Bild faſt mangelhaft;
Darunter ſteht: Kunſtgönnerſchaft.
Dies Bild" — doch Wigand plötzlich ſchweigt;
Vor Ottos Aug' ein Schlachtbild ſteigt:
Siegreich die Leuen Böhmens wallen,

In wilder Flucht die Feinde rennen,
Ihr Führer weit voraus vor allen!
Die eigne Flucht muß er erkennen,
Das eigene Bild aus früherer Zeit, —
Darunter lieſt er: Tapferkeit.

Da zürnt der Fürſt: „Statt daß mich ſtähle
Der Anblick heitrer Tugendbilder,
Durchs Aug' mir ſchneiden in die Seele
Nur fremde Sünden, eigne Fehle!"

Der Pfaffe drauf erwidert milder:
„Wer ſich umbaut mit Tugend ganz,
Iſt wohl zumeiſt von Tugend ferne,
Vom Strahl geblendet hält er gerne
Das fremde Licht für eignen Glanz.
Es iſt ein weichlich feig Gebaren,
Nur ſtille Frommheit um ſich ſcharen;
Sieh tapfer in des Laſters Auge,
Daß Mut dein Herz zum Kampfe ſauge!
Im Fraungemach ſtehn Spiegel zart,
Daß Schönheit drin ihr Abbild habe
Und ſich am eignen Zauber labe;
Auch Spiegel, doch verkehrter Art,
Sind hier die Bilder, ſeltſam, eigen,
Die Mannesſchönheit ſcharf zu zeigen;
Blickſt du hinein, dann ſoll dich's laben,
Wenn ſie dir nicht dein Abbild gaben.
Das Sündendunkel wird nur heben,
Verklären ſchönren Daſeins Kern;
Du pflanze mit dem eignen Leben
Ins Nachtgewölk den hellen Stern!"

Kirchweihe.

Der Meiſter hat den Bau vollbracht,
Die Kirche ragt, wie er's erdacht,
Er hat getüncht die glatte Wand,

Gewölb' und Kuppel ſchön geſpannt,
Die Pfeiler ſchlank emporgeſtreckt,
Das Dach mit Ziegeln bunt gedeckt;
Vollendet iſt's nach ſeinem Sinn, —
Doch iſt der Gott noch nicht darin!
Der Bildner hat den Bau geſchmückt,
Mit farbigen Scheiben ihn erhellt,
Das Bild auf den Altar geſtellt,
Standſäulen an den Ort gerückt,
Schön ausgeprägt im Chriſtusbilde
Das Menſchenleid, die Gottesmilde,
Am Tabernakel Schnitzwerk zart
Und Übergoldung nicht geſpart;
Vollendet iſt's nach ſeinem Sinn, —
Doch iſt der Gott noch nicht darin!
Der Prieſter hat den Bau geweiht,
Hat betend dreimal ihn umſchritten,
Entflammt die ewige Lamp' inmitten,
Auf daß ſie leuchte aller Zeit;
Hat Waſſer, Aſche, Salz und Wein
Geſegnet, hat geſalbt den Stein,
Die heiligen Leiber eingeſenkt,
Meßkleider, Glocken, Opferſchrein
Mit Weihbronn ſegnend überſprengt;
Vollendet iſt's nach ſeinem Sinn, —
Doch wohnt der Gott noch nicht darin!
Jetzt öffnen ſich die Pforten weit,
Es ſtrömt herein des Volks Gedränge,
Da flüſtern Lippen, rauſchen Geſänge,
Da kommt die Andacht, kommt das Leid,
Der laute Jubel, das ſtille Bangen,
Der Fluch, der Dank, das Allverlangen,
Der raſche Zorn, das raſchere Zagen,
Der rauhe Spott, das weiche Klagen,
Der Ketzertrotz, der Dulderſinn, —
Der Gott iſt da, ſein Geiſt weht drin!

Zum Prior ſprach in Neuburgs Zelle
Pfaff Wigand: „Euer Abt ſingt morgen
Die erſte Meſſ' in der Kapelle,
Die wir gebaut. Nun bannt die Sorgen,
Den Ordenszwang einmal im Jahr!
Übt heitren Brauch der Provenzalen
Und der Burgunder Konventualen,
Die jährlich um des Herrn Altar
Die Kränze luſtiger Torheit ſchlingen;
Herrn Otto ſoll es Freude bringen,
Den Ernſt verwirren eures Alten
Und glätten ſeine Abbasfalten.
Wer allzuweiſ' begann, verfährt
Sich oft zum Schluß in Narrengleiſe;
Laßt uns beginnen umgekehrt,
Zu ſchließen einſt erträglich weiſe.
Seht, Kloſterweisheit gleicht dem Bronnen
Der Reben in verſchloßnen Tonnen;
Ihr dürft ſie nicht zu feſt verkeilen,
Müßt lüpfen klug den Spund bisweilen;
So wird der Moſt zur Ruhe kehren
Und ſich zu goldner Reinheit klären.
Verſäumt es ja nicht, daß die Enge
Des Reifs der wilde Geiſt nicht ſprenge!"
Da wird dem Prior ernſtlich bange,
Er ſpürt verſchloßne Weisheit gären,
Er fühlt das Lüpfen ſchon, das Klären
Und nickt mit ſanft entflammter Wange.

Ein Prieſtergreis im Silberhaar,
Der Abt Rudwin, ſteht am Altar.
Er hebt den Kelch von Golde klar;
Die Schale zieren bis zur Mündung
Viel Schilderein, der Kloſtergründung
In Gold gegoſſene Berichte.
Der Holderſtrauch in Waldesdichte,
Der Schleier dran, der windentführte,
Die Rüdenſchar, die ihn erſpürte;

Das Stifterpaar von frommem Sinn,
Der Markgraf und die Markgräfin,
Auf hohem Roß zum Funde jagend,
Auf ihren Händen Kirchlein tragend;
Das alles hat mit Musengunst
Reich ausgeprägt die Goldschmiedkunst.
Nicht glückt's der holden Aventüre,
Daß sie des Priesters Sinn entführe
Vom Opfer, dem er zugewandt.
Sein Mund berührt des Kelches Rand,
Sein Geist versenkt sich festgebannt
Ins heiligste Mysterium.
So hängt in klarer Mittagsstunde
Ein Falter fest am Blumenmunde,
Versunken ganz ins Heiligtum
Des Kelches, still, bewegungslos;
Es haucht kein Lüftchen: alle Dinge
Ruhn, glänzen, schweigen regungslos,
Nur leise zittert seine Schwinge.

Als nun aufs Knie der Priester fällt
Und hinter ihm der Frater schellt,
Das klingt so hohl, so blechern grelle
Wie von der Trift der Leitkuh Schelle.
Herr Nithart schlägt die Orgel heut:
Vom heiligen Chor doch brausen nieder
Nur seine Buhl- und Schelmenlieder,
Der Sänger ist wohl arg zerstreut.
Vom Rauchfaß, das ein Bruder schwingt,
Ein schnöder Stank den Raum durchdringt,
Als glömmen auf den roten Kohlen
Anstatt des Weihrauchs alte Sohlen.
Der Abt erhebt sich zum Gebet,
Da liegt das Meßbuch ganz verdreht,
Die Ministranten mit Behagen
An Wurst und feistem Braten nagen
Und füllen auf dem Altartisch
Mit Wein die mächtigen Humpen frisch.

Zum Himmel will's den Blick ihm reißen,
Doch sieht er, was sein Aug' nicht glaubt:
Dort nickt bedeckt mit einer weißen
Schlafmütze selbst Gottvaters Haupt!
Ein Narrenfest umtost, umrankt
Ringsum und um die heilige Handlung,
Nur Abt Rudwin nicht zuckt, nicht schwankt
Und lauscht allein der Gotteswandlung;
Um seinen Mund kein Lächeln spielt,
Aus seinem Aug' kein Zornblick zielt.
So ragt aufrecht der Priestergreis,
Wie über nebelwirrem Tale,
Das Haupt getaucht in Gottesstrahle,
Des Alpenmönchs erhabnes Eis.

Und als er nun, zum Volk sich wendend,
Das Dominus vobiscum spricht,
Da steht vor ihm, das Auge blendend,
Die närrische Gemeine dicht,
Die Heiligensäulen an den Gängen
Das Haupt bedeckt mit Schellenhüten,
Der Fastnachtskränze grelle Blüten,
Die an den Kirchenfahnen hängen;
Lai'nbrüder, die in Stolabändern
Und umgekehrten Meßgewändern,
Geschminkt die Wangen bunt und Stirnen,
Im Chorgestühl mit leichten Dirnen
Ein Würfelspiel, ein Kartenschlagen,
Wer weiß um welche Preise, wagen;
Ein Frater auf die Kanzel steigt,
Verbeugt sich, räuspert sich und — schweigt
Und äfft Gebärden, zieht Grimassen,
Sein Volk scheint's trefflich aufzufassen.
Dem Prior leuchten froh die Züge,
Denn seiner Ehrsucht ward Genüge,
Da er gewählt zum Bischof hier,
Ob Bischof auch der Narrn und Gecken,
Ob auch die Inful nur Papier,

Sein Hirtenſtab ein Haſelſtecken!
Nur Frater Büchermaler ſenkt
Sein traurig Haupt in ſtillen Qualen,
Weil er an Heimgelaßnes denkt,
Ans Bibelbuch, das er ſoll malen,
Zumeiſt an jenen Initialen,
Drin Evas Bildnis vor dem Falle,
Umrahmt von dunkler Laubenhalle:
Er ſieht allorts das ſüße Weib,
Die runden Brüſtlein, den weißen Leib!
Hier blinzt aus zarter Nonnentracht
Manch altes, rotes Mönchsgeſicht:
Dazwiſchen weiblich zart und licht
Ein jung Novizenantlitz lacht,
Das Haupt verhüllt im Schleiertuch:
Er lieſt als Feſtbrevier das Buch
Des loſen Troubadours Vidal;
Da flammt manch ſüßer Gnadenſtrahl,
In jeder Stroph' als Kanon klingt's,
Reſpons und Antiphone ſingt's:
„Es lebt in Elend qualenvoll,
Wer, was er liebt, nicht ſehen ſoll!"
Der Abt in feierlicher Strenge
Ragt ſegenſprechend aus der Menge,
Aufrecht das Haupt, die Stirne rein,
Die Arme breitend ohne Wanken,
Wie aus dem Taumel wilder Ranken
Ein leuchtend Kreuz von blankem Stein.

So ragt auch durch die Zeit, die ſchwanke,
Aufrecht ein ewiger Gedanke;
Ob ihr ihn Freiheit, Liebe heißt,
Ob Ehre, Recht, ob Glauben, Geiſt,
Kein Zerrbild taumelnder Geſellen
Wird ſein ureigen Licht entſtellen.
Die Bruſt, die durch die Welt ihn trägt,
Geht, unverwundbar blödem Spotte,

In ſtolzem Schweigen durch die Rotte,
Bewußt des Gottes, den ſie hegt.
Vorahnend ſtellte dies zur Schau
Der Meiſter in des Münſters Bau,
Als er in den Granit gegoſſen
Den ragendſten all ſeiner Gedanken
Und doch ihn willig ließ umranken
Von Witz und Scherz in ſteinernen Poſſen;
Nur wer das Ganze kann erfaſſen,
Dem tönt die Harmonie der Maſſen,
Und unabwendbar muß er lauſchen
Des Menſchengeiſtes ſeligem Rauſchen.

Im Pfarrhauſe.

Nachtgedanken.

Die Nacht iſt hell; im ſtillen Raume
Iſt nur der Sterne Flimmern rege,
Als ob am ſchattigen Himmelsbaume
Das goldne Laub ſich leis bewege.
Am Fenſter noch Pfaff Wigand wacht
Und blickt hinaus zur Sternennacht
Und auf ſein Kirchlein, hart am Wege,
In Schweigen ruhn die Weg' und Stege,
Nur hörbar iſt der Donau Gleiten,
Zu rauſchen ſcheint der Strom der Zeiten.

Schwarz zeichnen ſich im Lichtgefild
Der Kirche dunkle, harte Maſſen,
Draus nur der karge Strahl des blaſſen,
Einſamen Lämpchens ſpärlich quillt.
„Erliſch, o Lampe, da dein Funkeln
Doch nicht erhellt die ewige Nacht,
Dein peinlich Kämpfen mit dem Dunkeln
Nur mehrt des Dunkels Übermacht!
Schließt euch, ihr Pforten, daß verfallen
Ich fürder nicht dem finſtern Bann,

Zu lehren in den Gotteshallen,
Was ſelber ich nicht glauben kann.
Je mehr ich mich in Gott verſenke,
So wilder ſchwingt des Zweifels Welle,
Mein Senkblei, das ins Meer ich lenke,
Erreicht nicht ſeine tiefſte Stelle.
Doch muß ich ſtolzen Troſts mir künden:
Ein beßrer Faden wird's ergründen!
Wo wohnſt du, Herr? Die Prieſter ſagen:
Im Wonnehain Unendlichkeit!
Und dehn' ich auch die Räume weit
Zu endlos ungemeßnen Hagen,
Doch find' ich Ort noch für die Planke;
Und wieder rück' ich keine Schranke
So fern hinaus, die der Gedanke
In keckem Schwung nicht überſpringe!
Ein Ring ohn' End' und Anbeginn
In ſich begrenzt endloſe Schlinge!
Doch ſelbſt im Ring iſt Doppelſinn:
Iſt er der goldne Reif dem Finger,
Ein himmliſches Verlöbnis reifend,
Der ehrne Ring der Kette, ſchleifend?
In Knechtſchaft allzu dreiſte Ringer?
Biſt du der Schmerz, biſt du die Nacht?
Biſt du die Freude, biſt du das Tagen?
Verſchwendeſt du die Weltenpracht
Zum Selbſtertöten und Entſagen?
Biſt du der Arzt, der alle Wunden
Am glühnden Eiſen meint geſunden?
Heilt Schmerz den Schmerz und Tod den Tod?
Schämſt du des Tages dich, der loht?
Und iſt der Tod die Schlummernacht,
Die zwiſchen zweien Tagen liegt,
Vom Abendrote eingewiegt,
Vom Morgenrot zu Häuptern bewacht?
Gehört ſie einem nur, nicht beiden?
Dem frühern, daß ſie ſeine Leiden
Verhüll' in liebliches Vergeſſen?

Dem künft'gen, daß für sein Beginnen
Die Schläfer frische Kraft gewinnen?
Doch ist, wie wir's gelehrt vermessen,
Nur Tod das Tagen, Nacht das Leben,
Laß süßen Traum die Nacht umschweben!
Wie soll zu künftigen Tageswerken
Schlaflose Kummernacht mich stärken?
Und um der Kirche Qualgebote,
Verneint vom Leben, frag' ich Tote;
Die Blumenwacht am Grab doch ruft:
Ergründ' erst mich und meinen Duft!
Ins tiefste Dunkel dieser Nacht
Will meine Seele fragend dringen
Und taucht und ringt empor mit Macht,
Ein Wandervogel auf Sehnsuchtschwingen;
Doch ist sein Flug zur düstern Ferne
Umstellt vom Strahlennetz der Sterne!
Drin hat das Vöglein sich verfangen
Und sitzt auf goldnen Kerkerstangen,
Die rings die Welt umgittern dicht,
Und singt: „Im Anfang war das Licht!"

Pfaff Wigand spricht's im Sternenschein,
Mit sich und seiner Seel' allein.
Vor ihm auf lichtem Sterngefild
Stehn schwarz der Kirche dunkle Massen,
Draus nur der karge Strahl des blassen,
Einsamen Lämpchens spärlich quillt.
Da sieht er aus dem Kirchlein wallen
Verspätet fromm ein Mütterlein;
Ihr hat das blasse Lämpchen allein
Mit Glanz erfüllt die düstern Hallen,
Daß selbst das helle Sterngefunkel
Vor seinem milden Leuchten schwand
Und vor den Bogenfenstern stand
Als undurchdringlich schwarzes Dunkel.
Und mildern Sinnes denkt Wigand:

„Ich will doch nicht die Pforten ſchließen,
Ich will doch Öl ins Lämpchen gießen.“

Die neue Fahne.

„O haltet das Symbol mir wert,
So ihr das Weſen ſelber ehrt!
Drum läßt die Braut im Ehrenkranz
Nur auserleſne Blüten prangen,
Weil er der Wonnen Widerglanz,
Die ſie will geben und empfangen.
Drum wallt das Reichspanier zum Streit
Im reichſten Schmuck des Fahnenbandes,
Weil in ihm rauſcht geſamten Landes
Gewalt und Ruhm und Herrlichkeit.
So flattre über euren Bahnen
Der Flügelſchlag der Kirchenfahnen,
Als rühre Schwingen euer Glaube,
Des Paradieſes lichte Taube.
O denkt daran und laßt euch mahnen,
Daß euer Täublein flügellos:
Der Fahnenſchaft iſt kahl und bloß,
O kauft der Kirche neue Fahnen!“
Pfaff Wigand predigt's der Gemeine,
Doch ſpricht er nur ans Ohr des Winds;
Der Richter denkt beim Abendweine:
„Wie Gold, geſchmolzen, funkelnd rinnt's,
Die ſchönſten Fahnenbräme ſind's!“
Im Tanz der Burſch die Dirne wiegt,
Die Bänder flattern, die Schürze fliegt:
„Heiſa, wie luſtig rauſchen und wallen
Die Fahnen, die mir die liebſten von allen!“
Zinsmeiſter meint: „Wenn Pfaff Wigand,
Der Blumenfreund, der Sohn des Lichts,
Zum Schaft ein Blütenſträußlein band
Und dann es ſegnet mit frommer Hand,
Läßt's auch ganz ſchön und koſtet nichts!“

So kam's, daß in den Kirchenmauern
Noch fahnenlos die Schäfte trauern.

Auch Wigand trauert grambefallen,
Selbst durch sein Träumen geht bei Nacht
Ein unstet Flattern, Wehn und Wallen,
Das ihn wie Zugwind kalt umfacht;
Wie fahnenlose Lanzenstangen
Durchbohrt sein Herz ein stechend Bangen,
Bis er am Morgenstrahl erwacht.
Ha, noch am Tag Dämonenhaftes!
Das erste Kleidstück, das er suche,
Dort hängt's am Kreuz des Ständerschaftes,
Ein Fahngespenst von schwarzem Tuche!
Nach Bannerart zweispaltig geschnitten,
Ragt's dunkel in des Fensters Mitten,
Will's wallend, flatternd sich entrollen,
Vom Glorienschein des Tags umquollen.
Die derbe Wahrheit gibt's zu lesen:
Der Pfaff ist ein zweibeinig Wesen.

's ist Osterzeit; Lenzlüfte locken
Die Kirche selbst zu grünen Bahnen,
Sie flieht die düstren Hallen erschrocken,
Es faßt sie ihres Dunkels ein Ahnen.
In langem Festzug trägt sie Fahnen,
Monstranzen, Priesterkleider, Glocken
Und Kreuze selbst hinaus ins Freie,
Daß Lenz ihr die Kleinode weihe;
Singt, ihm zu huldigen, Bundespsalme
Und trägt als Schmuck sein Zeichen, die Palme,
Wann der Verjüngung Hauch berührt
Die Blütenseele, das Lerchenherz,
Das Knospenaug', — die Kirche spürt
Mitklingen auch ihr heilig Erz.
Sie möchte wie die Blumen sein,
Drum streut sie lieblich in die Luft
Des Weihrauchharzes milden Duft,
Den Balsamhauch der Spezerein

Und öffnet freudig Kelch und Schalen:
Sie möchte sein dem Lichtstrahl gleich,
Drum läßt in allen Händen reich
Sie Fackeln flammen, Kerzen strahlen;
Sie möchte wie der Vogel sein,
Drum stimmt sie mit Gesängen ein,
Mit Orgelschall und Glockenklingen
Und rührt der Fahnen bunte Schwingen!

In Wigands Kirche sammelt sich,
Dem Zug sich ordnend, die Gemeine;
Spielleute stimmen mit scharfem Strich
Die Fiedeln erst zum Klangvereine,
Chorknaben schwingen keck im Kreise
Rauchbecken loh zum Funkentanze,
Der Pfarrer faßt in Linnen leise
Und prüft die Schwere der Monstranze,
Fahnträger fügt zum heißen Gange
Ins Tragband fest die Fahnenstange;
Ein neues Banner hängt am Schaft,
Doch dunkel schwankt es, schattenhaft
Im Düster noch der Kirchenhallen.
Ein Fragen und Sagen beginnt zu wallen:
„Ist's über Nacht vom Himmel gefallen
Nach der Prophetenmäntel Art?"
„Wer ist der Geber fromm und zart?"
„Wohl Wigand selbst! Sein eignes Sparen
Will uns vor Schmach der Kargheit wahren."
Der Tadel auch sich leise regt:
„Zu dunkelfarb scheint der Damast,
Auch fehlt von Gold noch Saum und Quast."
Jetzt tönt Gesang. Der Zug bewegt
Ins Freie sich, paarweis ergossen,
Der Mann, der hoch das Banner trägt,
Zieht durch die Pforten, weit erschlossen,
Durch die von außen Tageslicht
In Strömen hellsten Glanzes bricht.
Da schwebt am Schaft im Lichtportale,

Erkennbar jedem Augenſtrahle,
Das Ungetüm paniergeſtaltig,
Aus ſchwarzem Tuche, doppelſpaltig
Und läßt die derbe Wahrheit leſen:
Der Pfaff iſt ein zweibeinig Weſen!
Ein Grollen brauſt durchs Volk gewaltig:
„Seht, Meiſter, Euren Kranz von Roſen!
O ſeht des Pfarrers ſchwarze — —“ „Stille!“
Gebot des Richters ſtrenger Wille,
Beſchwichtigend das Zornestoſen.
„Doch Ihr, Herr Pfaff, gedenkt Ihr wohl
Noch Eurer Predigt vom Symbol,
Von Taube, Kranz und Landesfahnen?
Soll uns daran auch dieſes mahnen?“
Doch Wigand lacht: „Schwebt dort am Stabe
Kein Täubchen, nun, ſo iſt's ein Rabe;
Und iſt's kein Kranz in lichter Zier,
So iſt's ein dunkler Trauerſchleier;
Iſt's nicht das helle Reichspanier,
So iſt's ſein ſchwarzer Wappengeier!
Wie Euer Glaube karg und hohl,
So wählt' ich ihm auch das Symbol;
Zieht hin und laßt es beſſer werden.
Das merkt: die leergewordne Stelle,
Wo einſt das Heilige wohnt' auf Erden,
Beſetze Heiliges, Edles ſchnelle,
Daß nie des Gemeine, Niederträcht'ge
Verlaßnen Heiligtums ſich bemächt'ge.“
Zinsmeiſter drauf begann die Fehde
Mit rauhem Ton und ſcharfer Rede:
„Ei, Freund der Blumen und des Lichts,
In dieſem Schmuck des Fahnenſchaftes,
Wie ſehr ich ſuche, find' ich nichts
Lichtfreundliches und Blumenhaftes!“
Doch ernſt ſprach Wigand: „Wenn ihr kränkt
Traumhafte, weiche Seelen, denkt:
Solch eine Seele gleicht dem Schwerte,
Das Edens Pförtner einſt bewehrte.

Lichtgeiſter haben ſtatt aus Stahle
Die leichte, körperloſe Klinge
Geſchmiedet blank aus luſtigem Strahle,
Den ſchmucken Griff, der leicht ſie ſchwinge,
Kunſtreich aus Sternengold getrieben;
Und Bienenſchwärme, Vöglein ſtieben
Gefahrlos durch die luſtige Schneide,
Sie mäht kein Blümlein auf der Heide
Und mit ihr, unbeſchadet, ſpielen
Die muntern Himmelskinder frei;
Doch wenn des Schwertes Hiebe fielen
Auf ird'ſchen Leib, gab's ird'ſche Schwielen."

Begütigend doch fügt er bei:
„Will euch die Fahne nicht behagen,
Kann ich getroſt ſie ſelber tragen."

Hoher Beſuch.

Aus Pfarrhaus kam ein Bote trabend,
Beſuch der jungen Herzogin
Zu melden für den nächſten Abend;
Herrn Wigand gibt's nicht freudigen Sinn.
Zum Kellerraum ſtürzt er in Haſt,
Springt mit dem Heber von Faß zu Faß;
Doch keines beut ſo edles Naß,
Daß er's kredenze ſolchem Gaſt;
Zum Garten dann in emſiger Flucht
Und ſchüttelt rings von Baum zu Baume;
So tadellos ſcheint keine Frucht,
Daß er ſie biete ſolchem Gaume.
Er ſpäht in Hühnerſchlag und Koben,
Ob ſich kein Bratenſtück dort mäſte;
So rund und feiſt iſt keins zu loben,
Das prunken könnt' an ſolchem Feſte.
Er wühlt im Schacht des Linnenſchreines,
Ob eins zur Tafelhülle tauge;
So fein und blendend dünkt ihm keines,

Daß ſich's entrolle vor ſolchem Auge.
So blieb das Tiſchlein ungedeckt,
Der Spieß am Herde unbefleckt.
Man dächte ſchier all' irdiſche Speiſe
Verpönt in dieſes Pfarrhofs Kreiſe;
Doch beßre Zeiten läßt erraten
Im Haus die Refektorienluft:
Myſterienhaft gemengter Duft
Von Weihrauch und von Ferkelbraten.

Pfaff Wigand ſeufzt beklommen faſt:
„Wenn fürſtlicher Beſuch im Hauſe
Der Armut Einkehr hält als Gaſt,
Wenn Hoheit huldvoll ſich zur Raſt
Herabläßt zu des Niedern Klauſe,
Mich mahnt's, wie wenn die prächtigen Schloſſen
Zu ſchlichtem Korn herab ſich laſſen;
Wie wenn Blitzſtrahle, glanzumfloſſen,
Den Sitz auf niedrem Strohdach faſſen;
Wie wenn ſich zu den Blütenbäumen
Schneewolken neigen zum Beſuch,
Es ſinkt auf warmes Erdenträumen
Der Höhn erkaltend Leichentuch."

Doch lieblich wie ein Maienſtrahl
Eintrat des Herzogs jung Gemahl,
Das Grüßen ihres Mundes klang
Wie aus den Höhn der Lerche Sang,
Das Neigen ihres Hauptes war,
Als neige ſich im Frühlingshauch
Ein blütenlichter Roſenſtrauch
Zu ſchlichter Heideblumenſchar.
Es folgen, wie den Maientagen
Sommer und Herbſt mit reichen Gaben,
Der hohen Frau zwei Edelknaben,
Die Körbe, ſchwer von Früchten, tragen.
Da iſt die blaue, runde Pflaume,
Die Sinnbildfrucht der nordiſchen Nacht,
Die hier in Form auf einem Baume

Ihr dunkelblaues Rund gebracht.
Dort der Orange dunkles Gold,
Der Feenball der Südensonnen,
Die ihren Strahl zu Fäden gesponnen
Und schön zu goldnem Knäul gerollt.
Der Pfirsich hier, wie Kinderwangen
Mit frischer Röte, samtnem Flaum,
Gemahnt wie nach dem Kindheittraum
Ein schönverkörpert Rückverlangen.
Dort ist ein Krug mit dunklem Wein,
Man sollt' ihn kaum so lieblich wähnen,
Sein Name mahnt an blutige Tränen,
Lacrimä Christi, blutiger Schein!
Doch Zechern soll er Mahnung sein,
Daß unsres Lebens vollste Welle
Oft nur aus fremden Tränen quelle.
Den Krug entsiegelt Wigand zart:
„Grab aus vesuvischer Asche, grabe,
O welscher Winzer, uns zur Labe
Manch Tränenfläschchen solcher Art!"

Die Fraue sprach: „Nun aber lodre
Hell im Kamin der Flammenschein,
Daß Speis' und Trank erst recht gedeihn,
Daß nicht im Mund das Wort vermodre!
Gesellig ist des Feuers Geist;
Stockt Eure Rede, spricht statt Euer
Mit Flüstern, Knistern gern das Feuer,
Wißt Ihr kein Lied, für Euch singt's dreist;
Es weiß zu jauchzen, weiß zu stöhnen,
Jed' Fühlen liegt in seinen Tönen;
Verarmt Ihr an Gedanken gleich,
Das Feuer hilft gedankenreich;
Ließt Ihr zu Grab Erinnrung gehn,
Das Feuer läßt sie auferstehn.
O starr ins Flammenspiel hinein,
Du find'st darin dein All und Sein!
Liebst du des Waldes schöne Hallen,

Horch auf, du hörst darin ihr Säuseln,
Siehst Flammen auch wie Laub sich kräuseln
Und flockige Wipfel wanken und wallen;
Wohl gar ein Vöglein findet sich auch,
Das zwitschernd flattert im Flammenstrauch.
Fuhrst du zu Meer, sieh, feurige Wellen
Drin zischen und branden, ebben und schwellen;
Die Windsbraut hörst du ächzend klagen,
Siehst, wie ein Wrack, am Riff zerschlagen,
Aus Feuerflut die Scheiter ragen.
Freut, Landmann, dich's, im Korn zu gehen,
Du siehst drin goldne Garben wehen
Mit blauen Flämmchen, roten Funken,
Wie mit Kornblum' und Feldmohn prunken;
Du hörst's darin, willst du nur lauschen,
Genau wie Sommerregen rauschen.
Hat eine Mutter ihr Kind verloren,
In Flammen wird ihr's neu geboren;
Das schaukelt lind wie eine Wiege,
Als ob darin ihr Kindlein liege,
Das atmet wie sein Schlummerhauch,
Glüht rosig wie sein Wänglein auch,
Das wallt so golden wie seine Locken,
Flammt wie sein Aug' in blauem Schein;
Sie horcht bewegt, — sogar das Schrein
Des Kindes hört sie süß erschrocken! —
O laßt aufs Knie die Heiden fallen,
Sie sahn den Gott im Feuer wallen
Und Gaben ausstreun allen, allen,
Der Ehrsucht selbst den Purpurschimmer,
Der Habsucht den metallnen Flimmer.
Das Feu'r ist Leben! Ewig Gären
Und Ringen, Fluten, Sichselbstverzehren!
Ein ewig Hungern, ewig Naschen,
Ein stet Entflattern und Sichhaschen!
Und all des Glühns und Glänzens Ende?
Ach, eine Handvoll weißer Aschen,
Das Sterbehemd der Lebensbrände.

Drum, Wigand, laßt erglimmen den Span,
Und facht die hellen Flammen an!“

Sprach Wigand drauf: „O Armut bitter!
Auf meinem Holzhof iſt kein Splitter!
Traun, daß die Flamme würdig Euer,
Trüg' ich Gewürz und Zimt zuſammen,
Wie für des Sonnenvogels Flammen,
Und ſtieg' als Phönix ſelbſt ins Feuer.
Nicht alſo! Beßres fällt mir ein,
Viel edler ſoll die Flamme ſein!“

Er läuft zur Kirch' und bringt alsbald
Von dort vier Männer ungeſtalt,
Ein Arm zu lang, ein Rumpf zu zart,
Zu kurz ein Bein, zu breit ein Kopf;
Er führt ſie nicht mit feinſter Art,
Den einen hält er rechts am Bart,
Den andern trägt er links am Schopf,
Zwei andre unter den Armen ſtolz;
Die Männer ſind allſamt von Holz.
Nochmals hinab zur Kirche ſpringt er,
Und andre vier Geſtalten bringt er,
Enteilt aufs neu in haſtigem Lauf
Und trägt die letzten vier herauf.
Den glimmen Span zu Flammen ſchwingt
Faßt dann ein Männlein nach dem andern
Und läßt ſie all' in den Ofen wandern:
„Jakobchen, fein dich rück und bücke,
Daß dir's nicht auf die Glatze drücke!
Geſtrenger Paul, laß dich's nicht härmen,
Einmal ein Frauenherz zu wärmen!
Thoms, leg die Hand zum Feuerſchlunde,
Und prüf, ob's brennt, — wie jene Wunde!
Ach, um dein ſchön Alumnenkleid,
Sanfter Johannes, tut mir's leid!
Laß ſehn doch, Peter, ob der Brand
Die Schlüſſel ſchmilzt in deiner Hand?
Seht Felſen-Peters neu Mirakel:

Ein Felſen brennt wie eine Fackel!“
So trieb er's fort, bis die zwölf Boten
Hellauf in goldnen Flammen lohten.
Ihr heilig Haupt umleuchtet prächtig
Ein neuer wallender Glorienſchein;
Ein andres Pfingſten ſcheint's zu ſein,
Die Stirnen ſprühn von Funken mächtig,
Ein tönend Brauſen iſt erklungen,
Als ſprächen ſie in allen Zungen.

Doch mild verweiſt die Herzogin:
„Das nenn' ich ſündigen Beginn,
Das Gute ſchleudern in die Flamme,
Unwiſſend, wo das Beßre ſtamme;
Die alten Götter wild zerſchlagen,
Bevor im Haus die neuen ragen.
Weh jedem, unter deſſen Dache
Kein liebes Heiligtum hält Wache!“

Drauf Wigand ſpricht: „Übt milde Rache!
Mir kam ein Traum, und nicht vom Böſen,
Schon harre unter Eurem Dache
Die heil'ge Mannſchaft abzulöſen.
Der alten Krüppelmänner Wache.
Der Traum iſt leicht Euch auszulegen:
Ihr werdet bald von Künſtlerhänden
Uns neue zwölf Apoſtel ſenden;
Nur laßt nebſtbei die heiligen Streiter
Aufleſen unterwegs die Scheiter
Im Herzogswald, im Buchenhagen,
Und ſie auf meinen Holzhof tragen.“
Die holde Frau Gewährung lächelt.
Uns aber mahnt das Wort des Pfaffen
Der fernen Zeit, als laubumfächelt
Die Glaubensboten in Waldesgängen
Noch ſchritten, Reiſig aufzuraffen;
Im Ohr blieb mancher von den Klängen,
Am Kleide manche Blüte hängen,
Manch grünes Blatt an ihren Reiſern.

So trugen sie zu dumpfen Häusern
Den frischen Hauch, den würzigen Duft,
Die sonnenwarme Lebensluft.

Ein Sterbender.

In dunkler Nacht ein Jäger bringt
Ins stille Pfarrhaus rasch die Kunde:
„Waldbruder mit dem Tode ringt,
Verlassen, tief im Tannengrunde."

Zwei Männer ziehn durch Nebelfeuchte,
Herr Wigand trägt den Leib des Herrn,
Der Mesner das Glöcklein und die Leuchte;
So schritten sie in Nacht; es deuchte
Von fern ein klingender, wandelnder Stern.
Schier zauberisch lenkt in Waldesschweigen
Dies grelle Licht, dies schrille Klingeln
Durch Büsche, die sich schlummernd neigen,
Auf Wurzeln, die sich träumerisch ringeln;
Da überkommt die Waldesbahnen
Ein rasches, kurzes Tagesahnen,
Der Baum, auf den das Streiflicht sprüht,
Will Ast und Wipfel freudig strecken,
Als hätt' ihn Frührot angeglüht;
Waldvöglein, das die Klänge wecken,
Durchwühlt sein sträubend Flaumgefieder
Und sinnt auf frische Morgenlieder,
Ihm ward, als klänge Tagesläuten;
Waldblumen öffnen den Pokal,
Zu goldnem Frühtrank zu erbeuten
Den Tau, kredenzt vom Morgenstrahl.
Am schwanken Licht, am flüchtigen Klang
Erwachte Keimen, Blühn, Gesang;
Doch Licht und Klang schwand in den Zweigen,
Und alles kehrt in Nacht und Schweigen.

Herr Wigand eilt durchs Waldestal:
„O käm' ich selbst wie solch ein Strahl

Zum Sterbenden, ihm noch zu zeigen
Im hellen Streiflicht all sein Glück,
Sein irdisch Blühn, bevor ins Schweigen
Der ewigen Nacht er sinkt zurück!
Mein freudig Priesterherz nicht zage,
Selbst an den Pforten der Ewigkeit
Zu mahnen an die goldnen Tage
Der flüchtigen Erdenseligkeit;
So wird voran der Seele wallen
Als Leuchte in die dunklen Hallen
Ihr eigner funkelnder Lebensstern.
Wo ein gesunder Lebenskern
In Freiheit sich entfalten konnte,
Dem lächeln selbst im Blätterfall
Die Blüten schönern Daseins all',
In dessen Glanz er sich einst sonnte.
Drum sprich dem kranken Pflüger treu
Vom Gold der Ähren, die sich neigen,
Er schläft dann ein wie im duftigen Heu
Am Erntefest beim Schall der Geigen.
Dem Gaukler rede noch vorm Grab
Vom Schwindelseil, vom Bühnengepränge,
Dann ist sein Tod, als trät' er ab
Im Beifallrauschen der klatschenden Menge.
Dem Schiffer sprich vom Ozeane,
Vom Wogenschlag, vom Rudersiegen;
Entschlummern wird er, wie im Kahne,
Den flüsternde Wellen ans Jenseits wiegen.
Dem Freier, der zum Sterben kam,
O red ihm von Kuß und Ring und Locken;
Das löst sein Herz so wundersam,
Als ging's zum Dom bei Hochzeitglocken.
So soll der kranke Eremite
Der blühenden Einsamkeit noch lauschen;
Er wallt hinüber dann, als schritte
Er sinnend durch das Waldesrauschen."

Den Bildern, die er wecken will,
Wie zum Symbol pflückt Wigand still,
Waldblumen, die im Dämmer schwanken,
Der Wildnis lieblichste Gedanken.

Wie eine Seele weltverdrossen,
In eigne Tiefen streng verschlossen,
Barg tief im Waldgrund sich die Zelle.
Die wilde Rebe klimmend umspannt
Das Fensterlein und dämpft die Helle,
Die fahl durch matte Scheiben bricht;
So legt auch Scham die bergende Hand
Vors Antlitz, das durchs Auge nicht
Das innere Fühlen sich offenbare.
Die Reue nur baut solche Verstecke,
Daß durch die undurchdrungne Hecke
Kein Lichtstrahl scharfer Mahnung fahre.

Sie treten ein. Kein Bibelspruch
Grüßt von der Wand; da liegt kein Buch,
Kein Rosenkranz, kein Weihbrunnbecken;
Das einzige Kreuzbild ist ein Schwert,
Um das trophäengleich sich strecken
Manch alte Waffen rostverzehrt,
Kampfschärpen dran, verblaßt, bestaubt,
Festkränze, fahl und halbentlaubt.
Vom Prunkgerät der dunklen Wand
Bis an das Bett des Siedlers spannt
Die Spinne ihre feine Schlinge;
So spinnt wohl auch das Herz des Kranken
Nur leise Fäden der Gedanken
An jene welken, eitlen Dinge.

Pfaff Wigand senkt die Blicke nieder
Zum Sterbenden im Mönchsgewand,
— Dies Antlitz dünkt ihm fast bekannt, —
Und dann auf seine Blumen wieder,
Als ob er in dem Straußgewinde
Den Spruchtext seiner Rede finde:

„O laß durch grüne Waldeshallen
Noch einmal deine Seele wallen!
Als schrittst du hin im Morgenscheine,
Sein Gold umrieſle Laub und Schaft,
Der Eichbaum taufe prieſterhaft
Mit Tau die Gräſer und die Steine,
Des Waldes Tagwerk hold beginne
Mit Blühn und Rauſchen, Sang und Minne
Der Finke Morgengrüße ſtammle.
Wie wird dein Herz ſo weich, ſo weit!
O ſchöner Gang! Noch einmal ſammle
Die Blumen deiner Einſamkeit.
Da iſt die tiefe Selbſtbetrachtung,
Der Wildnis hold, wie Erdbeerblüte,
Daß ſie die eigne Frucht dir hüte;
Da iſt die ſtrenge Weltverachtung,
Dem Geisblatt gleich, das Farbenpracht
Und Duft verbarg in Waldesnacht;
Da iſt der beflügelte Gottgedanke,
Der wie die wilde Hopfenranke
Vom dunklen Grund durchs Wipfeldicht
Empor ſich ſchwingt ins goldne Licht,
Zu Wolkenflug und Sonn' und Stern!
Wo ein geſunder Lebenskern
In Freiheit ſich entfalten konnte,
Dem lächeln ſelbſt im Blätterfall
Die Blüten ſchönern Daſeins all',
In deſſen Glanz er ſich einſt ſonnte."

Der Siedler drauf kopfſchüttelnd ſpricht:
„Mein Leben war die Pflanze nicht,
Die freudigen Wuchſes ſprießt zum Licht;
Der Keim war welk, bevor entfaltet,
Das Daſein tot, bevor erkaltet.
Ich war, dies Wort mag alles ſagen,
Ein Fürſtendiener in frühern Tagen;
Ich war, wie jener Lanzenſchaft,
Ein Werkzeug nur für fremde Kraft;

Sei auch die Hand ſtark und gerecht,
Die ihn geführt, doch muß er klagen:
Er könnte grün und ungeſchwächt
Der ſchönſte Baum des Waldes ragen!
Ich war der Seidenſchärpe gleich,
Nur Hülle für ein fremdes Herz;
Sei dieſes Herz auch mild und reich,
Doch rauſcht durch ſie ein tiefer Schmerz
Der Seelen all der Schmetterlinge,
Die nicht entfaltet ihre Schwinge.
Der Dunſtraum einer prunkenden Gruft
Dünkt' eine Zeit mir Lebensluſt.
O Freiheit, als mir ward ein Zeichen,
Wie brach ich in mein Nichts zuſammen,
Gleichwie geſchminkte Königsleichen
Zerfallen an den Sonnenflammen!
Kein Teppich, drauf ich weichlich walle,
Iſt mir die Einſamkeit, ſie falle
Als dunkler Vorhang, wie um Särge,
Der mich der Welt, die Welt mir berge.
Sie war die düſtre Kerkerhalle,
In die ich, ſtrafend, ſelbſt mich bannte,
Daß ich zu ſpät das Sein erkannte."

Von Wigands Mund ein Troſtwort fließt:
„Nicht nur der Baum, der einzeln ſprießt,
Mag ſich nach freiem Drang entfalten;
Es keimt in gleich geſundem Walten
Die Ranke auch, die ihn umſchließt"

Da ſeufzt der mönchgewordne Ritter,
Rafft ſich empor und lächelt bitter:
„Ein Mann, ein Hund zuſammen reiſen,
Der Mann gradaus auf gebahntem Wege,
Der Hund ſeitum durch Feld und Stege,
Umzirkend ihn in hundert Kreiſen.
Und zeichneſt du im Sand die Bahnen,
Gradzeilig wird dich jene gemahnen
Wie Stab und Pfahl, doch dieſe ſchwanke

Wie die um ihn geſchlungne Ranke;
Solch eine Ranke war mein Leben!
Kommt dann das Hündlein einſt zu ſterben,
Das weiche Fell, ſein Herr wird's erben;
Ein tüchtig Handſchuhpaar ſoll's geben.
Da ſcheint's, dem Handſchuh ſelbſt vermähle
Sich noch des treuen Tieres Seele;
Das iſt ein lindes Schmeicheln, Schmiegen,
Ein treu Umzirken der Gelenke,
Daß man der Teile Winden und Biegen
Schier ein genähtes Wedeln denke;
Dem Wink der Herrenhand ergeben,
Gleich folgſam gilt es, ohne Zieren,
Schwert oder Feſtkranz apportieren.
Und ſolch ein Handſchuh war mein Leben!
Ich ſchleudr' ihn, nun das Herz mir bricht,
Der feigen Welt ins Angeſicht."

Da fiel zurück das Haupt des Kranken,
Aus Wigands Hand die Blumen ſanken.

Der Mann, erkrankt am Weh der Zeit,
Geht ſterben tief in Einſamkeit,
Ein wunder Hirſch, auf daß die Föhre
Der Wildnis nur ſein Röcheln höre.

Ein Winzerfeſt.

Herbſtgefühle.

O Herbſt, in deinen lichteren Tagen,
In deinem ſonnigen Behagen,
In deiner ſtillen, tiefen Klarheit,
Mir biſt du Bild und Zeit der Wahrheit;
Zeigſt ſcharf wie ſie, biſt mild und weich
Und doch erbarmungslos zugleich!
Daß ſeine Nacktheit ſichtbar werde,
Entſchleierſt du den Leib der Erde,
Entreißeſt ihm den Kranz von Dolden,

Des Mummenprunks grünſamtne Fetzen,
Die Stickerein von Ähren golden,
Faſt Wonnen wandelnd in Entſetzen.
Hinfällig deinem Hauch zerfallen
Das Laubgetändel, die Blütenſpiele,
Wie rauhe Wahrheit weiſt er allen
Die nackten Stämme, dürren Stiele;
Und ſo verwehn in Herzen auch
Scheinfreuden an der Wahrheit Hauch.
Nach Süden Wandervögel ſtreichen,
Die aus den Büſchen du geſtoben,
Wie liebe Täuſchungen entweichen,
Wenn rauhere Zeit ſie will erproben.
Durch allen Raum geht ängſtlich Beben
Ein Niederflattern und Entſchweben;
Dahin iſt all das Tongemenge,
Das Blütengewirr, das Keimgedränge,
Denn bleiben darf nur Echtes, Wahres,
Die ſchwere Erntefrucht des Jahres,
Du ſpeicherſt ſie in Tennenräumen;
So aus zerſtobnen Lebensträumen
Gewinnt das Herz einſt eine Ähre,
Ein Körnlein Wahrheit, dran es zehre."

Pfaff Wigand denkt's, im Gartenbette
Zur Raſt gelehnt auf ſeinen Spaten,
Mit rüſtigem Werk den künftigen Saaten
Bereitet er die linde Stätte.
Die Linnenärmel aufgeſchürzt,
Hat er die Schollen umgeſtürzt,
Vorpflückend ſeines Taglohns Zoll
Füllt er den Korb mit Trauben voll;
Des ſchwarzen Prieſterrocks Gewicht
Hängt er auf einen Baum, daß nicht
Welttreiben den Geweihten gräme,
Der Heilige irdiſchen Werkfleiß lähme.
Der Aſt ſcheint nicht ſo fromm geſinnt,
Er ſchwankt, bemüht ihn abzuſchütteln;

Nicht also gläubig denkt der Wind,
Der nicht ermüdet, ihn zu rütteln;
Die Sonne hat, nicht gleich verschämt,
Sein Schwarz mit rotem Gold verbrämt,
Als ob es die Natur empöre,
Daß ihren Glanz ein Dunkel störe.

Dem Spiel sieht Wigand zu und spricht:
„Ein Wettkampf will das All' ergreifen,
Unholdes von sich abzustreifen;
Natur ist Freude, Glanz und Licht!
Dem Tod tritt sie mit Blühn entgegen,
Der Trauer mit dreifachem Segen,
Mißtönen mit des Wohllauts Beben,
Dem Welken mit urewigem Leben;
Schönheit ist selber ihr Schmerzenskrampf,
Ein Lächeln selbst ihr Todeskampf.
Hier auf dem Plan in meinem Garten
Stirbt jede Blume cäsargleich,
In ihren Blütenmantel weich
Sich hüllend, ruhig zu erwarten,
Bis ihr ins Herz die Todesklingen,
Der Sonne Strahlendolche, dringen.
Die Erde, wund vom Pflügererz,
Strömt aus den Wunden göttlichhelle
Ihr goldnes Blut, die Garbenwelle;
Und bohrst du tiefer in ihr Herz,
Dich überschüttet ihr sprudelnder Zorn
Ein klarer, frischer, lebendiger Born,
Als räche sie ein munterer Scherz.
Sangmeister ist dem Schwan der Tod,
Und allen Zauber, alle Flammen
Faßt in den Scheideblick zusammen
Die Sonne, in ihr Abendrot.
Getretne Blumen strömen ihr Weh
In Düften süßer aus als je;
Ein Schlag macht stummes Erz erklingen,
Wie um dafür den Dank zu singen;

Der mächtige Strom geht mit Geſang
Durch Klippen ſeinen Todesgang.
Wer wird ſo göttergleich beſtattet
Wie fern im Wald die dürre Eiche?
Ein grüner Schrein umſchließt die Leiche,
Der Efeukranz, der ſie umſchattet:
Den Tod verſchließt Natur vollſtändig
In einem Sarge, der lebendig.
Kein Rätſel iſt, das ſie nicht lichte,
Kein Leid, dem ſie nicht Balſam trage.
O ſuche nur, o Herz, und frage
Um ihre lieblichen Berichte!
Unſcheinbar lag die Reb' am Hang,
Wie Knochen und Gebein von Toten,
Ein dürres Zweiggeripp' voll Knoten;
Doch Vater Noah ſchlich ſo lang'
Um ſie, bis aus der ſcheinbar toten
Der Feuerborn des Lebens ſprang!
Und hat das Glück, die ſchöne Spröde,
Dem Freier ihren Korb geſandt,
Die Welt ringsum iſt keine Öde,
Mit Blumen füll' er ihn zum Rand!
Du unerforſcht, unnennbar Weſen,
Des Prieſter und des Kind ich bin,
Preiſt dich kein Blühn, nur das Verweſen?
Soll ich von deinen Büchern leſen
Nur jenes mit dem dunklen Sinn,
Nur jenes voll der Schmerzenskunde,
Doch dieſes mit den lichten Lettern,
Voll Freudenbotſchaft auf den Blättern,
Verſiegeln meinem Sehermunde?"

Er hüllt die Bruſt, die blütenvolle,
Ins Prieſterkleid, als ob er wolle,
Daß auf die dreiſten Luſtgedanken,
Auf des Gefühls zu üppige Ranken
Ein ſchwarzes Bahrtuch dämpfend rolle;

Doch Herzen, die da glauben, ſehen
Die Eingeſargten einſt erſtehen.

Weinleſe.

Ein Knabe ſitzt am Weg im Staube
Und läßt ſich munden eine Traube.
Ein ſchlichtes Bild, und doch zugleich
Wie deutungsſchwer und farbenreich!
Ums Knabenantlitz fließt ein Glanz,
So ſeelenfroh, daß der Genuß
In Andacht ſich verklären muß.
Die Traube wird zum Roſenkranz,
Die Beeren dran zu rundgedrehten
Korallenreihn; er will ihn ganz
In frommer Zier zu Ende beten.
Das Träublein in des Knaben Hand
Hält eine reiche Welt umſpannt;
Dem Auge, das die Freude weiht,
Sind all die Beerlein ſaftig helle,
Freudvolle kleine Weltenbälle,
Vom Freudengeiſt in eins gereiht.
Ein Seraph, der die Sonnen pflückt,
Iſt ſeine Hand, auf ſie gezückt;
Doch, hat er abgebeert die Stämme,
Lockt keiner mehr die Seraphlippe,
Dann wirft er weg die dürren Kämme,
Das freudenleere Weltgerippe.
Die Beeren, die in reinen Kreiſen
Die grünen Kämme dicht umgeben,
Sie gleichen dem Tanz, den Elfenweiſen,
Die nachts den Zauberbaum umſchweben;
Jed' einzler Kreis ſo regelrund,
Das Ganze ein wirrer Knäuelbund!
Den Menſchengeiſt an eigne Bahnen
Vorbildlich will ſolch Träublein mahnen,
Indem es Beer' an Beere reiht

Zum Doppelbild der Begeisterung:
Im einzlen Rund der schöne Schwung,
Im wirren Ganzen die Trunkenheit!
Die Traube trägt im engen Schoß,
Im kleinen Maß ihr künftig Los,
Denn jede Beere ist ein Faß,
Vollauf gefüllt mit goldnem Naß;
Die naschenden Insekten hängen
Am Rand, vom süßen Born zu nippen,
So werden einst die Zecherlippen
Sich um die vollen Tonnen drängen:
Die Traube wölbt sich rund zum Keller
Voll süßer Fäßlein Muskateller.
Wenn je dein Auge das große Faß
In Neuburgs Klosterkeller maß,
Ist Hebrons Segen dir kein Wahn,
Die Traube Kalebs dir kein Märlein,
Du sahst ja selber dort das Beerlein
Der heiligen Traube von Kanaan.
Mich aber rührt das schlichte Bild
Im Herzensgrund mit Zaubern mild,
Ein Ahnen weckt's, das ich nicht hehle:
Es liegt im Lebenskeim der Traube
Ein Lichtberuf, ein ewiger Glaube
Und eine priesterhafte Seele.
Unstörbar saugt die kleinste Beere
Bei Tag, bei Nacht, bei Tau, bei Frost,
Bei Sternenschein, bei Sonnenkläre
Des Lichtes fromme Himmelskost,
Läßt sich nicht irren durch Wind und Regen
Und Falterflug und Wespenheere,
Allimmer sammelnd Gottessegen,
Schöpft Perlenschaum aus jeder Quelle,
Trinkt Klarheit selbst aus trüber Luft,
Schlürft aus den Blumen den feinsten Duft
Und aus der Nacht die Vollmondhelle,
Senkt tief die Wurzeln in den Schacht
Um lautres Gold, vom Gnom bewacht,

Nimmt in ſich auf den Sonnengeiſt,
Der hoch im Feuerballe kreiſt,
Bis ſich zu ſüßem Born geklärt
Die Kraft, die ihr im Kelche gärt,
Auf daß die reinſte Opfergabe
Die Lippen, die da dürſten, labe.
Im kleinen Kelch welch große Lehre!
O Herz, biſt du nicht wie die Beere
Und ſaugſt aus guten, ſchlimmen Tagen,
Aus Tat und Wort, in Leid und Wagen
Das Gute nur, das Reine, Wahre,
Das Milde nur, das Schöne, Klare
Und klärſt den ſtolzen Sonnengeiſt,
Der zündend durch die Welten kreiſt,
In dir zu lautrem, mildem Wein?
O glaube nicht der Kelch zu ſein,
Aus dem die Zeit Geneſung trinke,
Der Welt, wonach ſie lechzet, blinke!
Wann alle Seelen voll der Strahle,
Dann iſt gefüllt des Heiltranks Schale.
In Herzen keimen tief und ſtill
Und lang und ſtill in Geiſtern reifen
Muß alles, was die Welt ergreifen,
Die Menſchheit tief erquicken will.

Drum feiert wohl ein tiefres Ahnen
Im Herbſt, wann ihr die Trauben preßt,
In Freudigkeit ein rauſchend Feſt; —
Der eignen Weihen euch zu mahnen,
Im Prieſterkelch ihr Glutborn kreiſt!
Des Gottesherzens Blut iſt Geiſt!
Wo ein Beginnen ſoll gedeihn,
Als Zeuge ſteh' ein Becher Wein;
Am Fürſtentag, beim Völkerbund,
Am Wiegenfeſt, beim Erntetanz,
Geträufelt tief zum Stein im Grund,
Geſchwungen hoch vom Giebelkranz!
Es ſchmelzen erſt an ſeinen Flammen

Die Freundesherzen recht zuſammen;
Er darf der Lieben Grab beſprengen
Und ſich mit unſern Tränen mengen.

Du Knabe dort mit deiner Traube,
Wohin entführſt du die Gedanken,
Daß ſie, wie Reben, aus dem Staube
Bis in den Himmel gaukelnd ranken!

Viel goldne Rebengelände breiten
Den weiten Kranz ums Donaubette,
Als ob hier Fluß- und Weingott ſtreiten,
Sich überbietend in die Wette.
Die Weinflut ſcheint zu überſchwellen
Im Katarakt von Hügelwellen,
Auf denen Winzerhäuſer ragen,
Wie Kähne, von den Wogen getragen,
Und eins vor allen hoch einher,
Als ob's die ſtolze Arche wär';
Das iſt des Fürſten Winzerhaus,
Faſt eine Kaiſerpfalz ward draus.
Bänder und Fähnlein vom Giebel wallen,
Girlanden aus allen Fenſtern fallen,
Und muntre Dirnen ſchäkernd klauben
Im Rebengarten die reifen Trauben.
Die Kelter ſtöhnt, die Winzer ſchütten
In Kufen die Fülle ihrer Bütten;
Doch ſcheint's, der Herzog ſpart mit Leuten,
Den Traubenſegen auszubeuten.

Von Neuburg hat die Kloſterherrn
Der Fürſt zum Leſefeſt geladen,
Sie folgen gern dem heitern Stern,
Doch ziehn ſie auf verſchiednen Pfaden.
Der Abt kam mit erwählten Scharen,
Den Strom herab zu Schiff gefahren:
Wigand empfängt ſie an dem Strand,
Führt ſie zur Höh' ins Kelterhaus,

Nimmt dort die Hüt' aus ihrer Hand,
Zieht ihnen ſanft die Mäntel aus,
Bückt ſich herab zu ihren Knien,
Die Schuhe von den Füßen zu ziehen:
„Ein alter Brauch iſt's, mild zu baden
Des Gaſtes Fuß, den wir geladen;"
Hebt Mann für Mann empor die Stufen
Und läßt ſie gleiten in die Kufen,
Wo halbzerquetſcht die Traubenlaſten
In ihrem ſüßen Blute raſten:
„Ihr Winzerleut' im Weinberg des Herrn,
Nun winzert einmal auf unſrem Stern!
Sonſt ſchließt der Tanz des Feſtes Ende,
Doch wir beginnen mit dem Reigen."
Da klatſcht er luſtig in die Hände,
Und Flöten tönen, Horn und Geigen!
Das fährt den Mönchen in die Zehen,
Bis ſie im Takt erſt leiſe gehen,
Dann feſter tretend ſanft ſich drehen.
Der Abbas läßt's gewähren eben,
Die Herzogin ſteht lächelnd daneben.
Kam auf dem Fluß der Abt geſchwommen,
Zu Lande wird der Prior kommen.
Der Abbas iſt die Lenkerhand,
Der Prior iſt der Widerſtand,
Er iſt des Kloſtervolks Tribun,
Der Wächter, wenn die andern ruhn,
Daß an ſein freies Recht nicht taſten
Herrſchgierig pröpſtliche Dynaſten.
Der Abt iſt der Giebel, der Prior die Klammer,
Der Abt iſt die Glocke, der Prior der Hammer;
So klingt wie Glockenmelodie
Die klöſterliche Harmonie.
Nie lacht Rudwins, des Abtes, Mund
Aus ſtrengen Zügen, marmorharten;
Des Priors Antlitz, leuchtend rund,
Scheint ein geſchmorter Roſengarten;
Trefflich gedeiht ihm Widerſtand,

Zu eng wird jährlich ſein Gewand,
Verdaulicher iſt's jedem Magen
Herzleid bereiten, als ertragen.
Hartwig, der Prior, kam geritten
Des Wegs in ſeiner Treuen Mitten;
Er nahm ein frommes Tier zum Reiten.
Forttrippelt in kurzem Paß der Rappe
Faſt klöſterlichen Gangs, als klappe
Die Kutt' an ſeine Bein' im Schreiten.
Das ſchwarze Fell iſt blank geſtriegelt,
Der Schweif in Rollen aufgeſchniegelt,
Die Kruppe voll, wie Polſter breit,
Der Leib ſo rund; auch ihm gedeiht
Der Kloſterzehent und daneben
Ein innerlich, beſchaulich Leben.
Etwas verſpätet hat das Meſſer
Den Cölibat ihm aufgezwungen,
Drum iſt ſein Hals ſo feiſt gedrungen,
Wohl ziemt' er einem Streithengſt beſſer.
Nur Angewöhnung ſcheint's von früher,
Doch wurmt's den Reiter in der Kutte,
Wenn ſie begegnen einer Stute,
Solch laut unklöſterlich Gewieher!
So fromm und ſanft das Rößlein ſcheint,
Mitunter hat's Lainbrüdertücke,
Es ſchnappt nach euch, bevor ihr's meint,
Und ſchlägt, wie tändelnd, hinterrücke.
Dem Rößlein ward, wie dem Novizen,
Des Nackens Lockenpracht verſchnitten,
Ein ſteifer Kamm nur blieb inmitten
Haarſträubend ſtatt der Mähne ſitzen.
Das Schöpflein zwiſchen beiden Ohren
Iſt glatt und reinlich abgeſchoren;
Ihr ſucht beinah nach der Tonſur.
Manierlich ſchreitet auf der Flur
Sein Huf mit weißen Feſſelſlocken,
Es mahnt wie Schuhe mit blanken Socken;
Graſt auf der Triſt der Kloſterrappe,

Ziehn schon die Bauern fern die Kappe.
Heut sind die Fliegen unerträglich,
Doch aufgebunden ist sein Wedel,
Er wehrt sie mit dem Ohr beweglich
Und stampft und schüttelt Leib und Schädel.
Der Prior hat bei dem Gefecht
Die Bügel dreimal schon verloren,
Drum blickt er jetzt ganz schulgerecht,
Nur starr dem Gaule durch die Ohren. —
Sie sind am Ziel, nun stieg er ab,
Wigand die Hand ihm helfend gab,
Aufschnaubt der Rappe leicht und heiter,
Wie nach gesungnem Chor sein Reiter.
Wigand hat still belauscht einmal
Des Priors Auge beim Pokal;
Das schwamm in gar so seligem Schimmer,
In lüstern sinnlichem Behagen,
Ein Himmel schien darin zu tagen;
Des Blickes denkt Wigand noch immer.
Er nickt den Mönchen frohen Gruß
Und führt sie an des Weinbergs Fuß,
Da reicht er jedem freundlich dar
Ein Körblein und ein krummes Messer
Und reiht sie ein der Winzerschar;
Den Prior doch bedenkt er besser.
Er nimmt ihm ab den Mönchstalar,
Reicht ihm den Stab, sich drauf zu bücken,
Legt ihm die Bütte auf den Rücken:
„Ihr tragt daheim die schwerste Bürde,
Euch ziemt der Winzer erste Würde."
Der Prior wagt kein Widerstreben,
Der Herzog lächelnd steht daneben.

Am Fuß des Weinbergs steht verdutzt
Der Prior noch, sein Auge stutzt,
Er sieht so steil den Berg sich heben
Und nichts als Reben über Reben;
Er seufzt und blickt empor, empor,

Sein Geiſt im Schauen ſich verlor:
„Welch töricht und verkehrtes Weſen
Von unten nur nach aufwärts leſen!
Es ließe Beßres ſich erſinnen:
Wie wär's, von oben zu beginnen?“
Indes er ſinnt, fühlt er ein Drücken
Schwer, immer ſchwerer auf dem Rücken;
Die Bütte füllten ihm mit Trauben
Die Brüder und die Dirnen voll;
Es iſt ein emſig, fröhlich Klauben,
Es iſt ein reicher Rebenzoll!
Jetzt geht's zu Berg, daß er die Bütte
Im Kelterhaus zur Kufe ſchütte;
Durch Steingeröll welch ſchlimme Bahn!
Das iſt ein Klettern, Schnauben, Klimmen,
Im Schweiß des Angeſichts ein Schwimmen
Den langen, ſteilen Berg hinan!
Jetzt iſt er da, faſt ſelber fallend
Mit ſeinen Trauben in die Kufen;
Doch hält er ſtaunend auf den Stufen,
Und Freude glänzt, ſein Haupt umwallend,
Er ſieht dort ſeine Mitpropheten,
Im Bottich tanzend, Trauben treten.
Ein Pater ſchreitet fein bedächtlich,
Als ging's zur Hora mitternächtlich;
Der Frater Gärtner ſtampft, als trete
Er friſche Schollen feſt im Beete;
Der Pförtner langſam ſchleicht, als ſchelle
Ein Fremder harrend an der Schwelle;
Der Abbas dreht ſich feierlich um,
Als ſpräch' er das Dominus vobiscum;
Zwei junge Kleriker ſich ſchwenken
Geſchmeidig wie im Steirertanz,
Ihr Aug' umquillt ein feuchter Glanz,
Sie mögen frührer Tage denken.
Nur einer ſteht, das Haupt geſenkt,
Bewegungslos, in ſich verloren,
Er hat nicht Augen, ſcheint's, nicht Ohren;

Der Büchermaler iſt's; er denkt
Der Bibel, die er hat zu malen,
Und drin des erſten Initialen,
Der Eva ſtets, des ſüßen Weibes,
Der runden Brüſtlein, des weißen Leibes;
Da klatſcht Herr Wigand in die Hand,
Aufjauchzt es durch der Töne Leiter,
Der Frater hat ſich jäh ermannt
Und tanzt mit ſeiner Eva weiter.

Belauſchte Wigand noch einmal
Des Priors Auge beim Pokal,
Nicht fand er mehr aus frühern Tagen
Das lüſtern ſinnliche Behagen.
Will jetzt des Priors Blick ſich ſenken
Zum Becherſpiegel, muß er denken
Des Winzers auch in dürftiger Hütte,
Des ſteilen Bergs, der ſchweren Bütte.

Kelterſpruch.

Sie ſitzen noch im Frein und trinken.
Die Sonne will zur Neige ſinken,
Das Weinlaub kniſtert welk zum Grunde,
Die Becher hallen in der Runde.
Nithart, der Sänger, hob den Pokal:
„Ich lieb' im Wein die tiefe Klarheit,
Die reine, doch verklärte Wahrheit!
Rings Erd' und Himmel, Höhn und Tal,
Mein eigen Aug' und Angeſicht
Zeigt mir ſein Spiegel, treu und rein,
Nur in verklärtem, goldnem Licht!
Mein Lied ſoll gleich dem Becher ſein."

Rudwin, der Abt, das Kelchglas hebt:
„Ich lieb' im Wein das Körperloſe,
Die unſichtbare, myſtiſche Roſe,
Den Geiſt, der über Fluten ſchwebt,
Den Duft, der aus dem Borne ſtrebt,

Ungreifbar und untrennbar auch,
Das Ewige im flücht'gen Hauch!
So wird der Freudenbecher wohl
Mir eines heil'gern Kelchs Symbol."

Fürſt Otto hebt den Goldpokal:
„Ich lieb' im Wein die Freudenglut,
Ich lieb' im Kelch die treue Hut,
Das ſchöne Maß dem wilden Strahl;
Mir gilt nur Wein und Kelch beiſammen,
Im goldnen Hort die goldnen Flammen!
Mich mahnt's an ein befriedet Land,
Von mildem Kronenreif umſpannt."

Pfaff Wigand hebt das Glas mit Weine,
Leert's und zerſchmettert's dann am Steine:
„Nicht ein Gefäß, ſo leicht in Scherben,
Mir gilt, was nimmer zu verderben!
Ich lieb' im Wein ein ganzes Leben,
Den jungen Moſt, die alten Reben:
Im klaren Born erkenn' ich drum
Der Menſchheit heiligſt Symbolum.
Aus jeder Ranke jener Stäbe
Spinnt ſich ein leiſer Feuerfaden
Still keimend auf verborgnen Pfaden,
Zurück zu Noahs erſter Rebe,
Und von dem Geiſt, den er getrunken,
Sprüht noch in unſrem Kelch ein Funken.
Es geht ein tief geheimes Band
Vom grünen Schößling, der ſich wiegt
Am Rebſpalier der Kellerwand,
Hinab zum Goldborn, der gebannt
Tief in der dunklen Wölbung liegt;
Wenn Blütendrang die Sproſſen ſpüren,
Muß auch der alte Born ſich rühren;
Ihr fühlt die Geiſterboten fliegen
Aus Ahnengrüften zu Enkelwiegen.
Wir heimſen jetzt den jungen ein,
Doch mundet uns nur alter Wein!

Was ihr so hoch an diesem preist,
Die Kraft und Milde, Blut und Geist,
Das alles trägt schon, euch zu Trost,
In sich der junge, trübe Most.
Das aber ist des Weines Art:
Wenn ihr ins Grab die Rebe scharrt,
Sie wird im Lenz doch auferstehn,
Mit frischem Aug' ins Licht zu spähn;
Und ob ihr um den Fruchtbaum leise
Nach welscher Art empor sie windet,
Ob ihr sie fest nach deutscher Weise
An niedre, schnöde Stöcke bindet,
Doch nur nach eigenem Behagen
Wird sie die neuen Ranken schlagen.
Wenn ihr die Frucht habgierig brecht
Und ihr zu Leibe geht mit Messern,
Dabei euch in die Finger stecht,
Und euer Blut den Most will wässern:
Und wenn ihr dann den süßen Raub
Mit euren morschen Knütteln schlagt,
Mit Füßen tretet, Kot und Staub
Hinein von euren Pfaden tragt,
Ihn schändet's nicht! Ein feurig Gären
Wird des Unreinen ihn erwehren;
Hat er's im Herbst nicht ganz vollbracht,
Wird's neu vom Lenzstrahl angefacht!
Nicht ruht das edle Zorngewitter,
Bis er den Staub, das Blut, die Splitter,
Die Erdenteile von sich warf,
Und, was er sein soll, werden darf:
Klarheit und Milde, Geist und Licht,
Der Menschheit lauterstes Symbol!"
Die Gäste lauschen dem Bericht
Und fragen sich: „Was meint er wohl?" —

Zu Tal steigt Wigand, bis er schwand
Im Dörflein an der Kirchhofwand,
Klimmt wieder zu den Gästen frisch,

Schwer den Talar von reichem Zoll,
Und ſchüttet vor ſie auf den Tiſch
Den Schurz, von Totenſchädeln voll.
„Was ſchreckt ihr vor ſo ſchlichten Weſen?
Es ſind ja nur die leeren Treſtern
Von einem größern, reichern Leſen;
Zermalmte Beeren, drin noch geſtern
Dieſelbe Flamme ſich geklärt,
Die in den goldnen Reben gärt!
O daß ſie all' nach Rebenbrauch
Die Glut zu Licht geläutert auch
Und jeden heiligen Sonnenfunken
Andächtig ſtill in ſich getrunken;
Ihr Born ſchon quölle hell und rein
Im Kelch, den jede Lippe koſte!
Noch ward er nicht zu klarem Wein,
Noch iſt's die Zeit der trüben Moſte;
Noch kocht es, gärend auszuſcheiden
Den Staub, das Blut, die Schmach, die Leiden!
Ihr aber ſollt im ärmſten Leben
Bewahren treu die Art der Reben!
Doch was die Lebenden nicht wagen,
Das ſollen euch die Toten ſagen."
Er faßt und wirft den Berg hinunter
Die Schädel, einen nach dem andern;
Die einen kollern im Sprunge munter,
Die andern träge taumelnd wandern,
Und rollende Knochenbälle blinken
Hier, dort, zur Rechten und zur Linken.
So viel der Köpfe, ſo viel der Wege!
Und jeder tritt ſich ſelbſt die Stege,
Nach eigner Wahl, in freiem Flug!
Ein Schädel bleibt im Weinberg liegen;
Ihm dünkt' es einſt wohl Zieles g'nug,
Genuß zu ſchlürfen in vollem Zug,
In Sinnenluſt ſich froh zu wiegen.
Ein andrer fiel zu deinen Füßen,
O Fürſt, der Staub den Staub zu küſſen:

Ehrſucht und Knechtſinn im Vereine,
Staub fliegt ja höher als Quaderſteine.
Ei, vor der ſchönen Winzerdirne
Neigt jener die galante Stirne!
So lieblich girrt die Liebestaube,
Daß jeder gern am Ziel ſich glaube.
Ein Schock von Schädeln rollt in Eile
Talab dort in des Dörfleins Zeile;
Der eine läuft zur Krämerlade:
Ihm pflaſtre Gold die Erdenpfade;
Ein andrer hält am Kirchenchor,
Will nicht allein die Irrfahrt wagen,
Der Pfaff ſoll ihm die Leuchte tragen.
Hoho, dem Waffenſchmied ins Tor
Springt jener ungeſtümen Pralles!
Ihm ſoll das Schwert erringen alles.
Ein Schädel ſtürzt in Donauwellen;
Im Abgrund ſang's wie friſche Quellen,
Die Schwermut lauſchte des Geſanges
Und taucht zur Flut des Unterganges.
Ein Knochenhaupt blieb vor uns liegen
Im Gras, — ſo lag es einſt auch gerne,
Läßt über ſich die Wolken fliegen,
Läßt neben ſich die Blumen wiegen
Und ſtarrt hohläugig in die Sterne."

„Mich aber will es faſt gemahnen,
Der eine ſei auf guten Bahnen,
Weil er ſein Haupt aufs Ewige lenkt
Und nur mit Licht die Wimpern tränkt!
Das Graun der ewigen Nacht entriß
Dem Schöpfer ſelbſt der Finſternis
Den Angſtſchrei einſt: Es werde Licht!
So rief, verfallen dem Gericht
In eigner Bruſt, vom Sündgeſchlecht
Der erſte Sünder: Es werde Recht!
Wie vom Beginn zum Weltenende
Der Himmel eins und ewig bleibt,

Ob auch die Zeit darüber treibt
Gewölk und Dünſte, Nacht und Brände;
Wie eins und ewig bleibt die Erde,
Feſt ruhend in granitner Feſte,
Ob ſie auch wechſelt Frucht und Herde,
Jahrszeiten und viel bunte Gäſte;
Wie eins und ewig bleibt das Meer
Im wallenden Korallenbette,
In Ebb' und Springflut, Sturm und Glätte,
Von Flotten oder Trümmern ſchwer.
So bleibt auch eins und ungeſchwächt
Ein ewig Gutes, ewig Wahres,
Ein Heiliges, allen Seelen Klares,
Ein unzerſtörbar ewig Recht,
Das keine Menſchenſatzung wende,
Vom Weltbeginn zum Weltenende!
An dem Unwandelbaren gleiten
Vorüber wechſelnd Völker und Zeiten;
Doch aufrecht von Geſchlecht zu Geſchlecht,
In künft'gen, in vergangnen Sonnen,
Ragt als ein heiliger Baum das Recht;
Aus ſeinem Marke ſpringt ein Bronnen.
Was Prieſter lehrten, Seher ſangen,
Die ehernen Tafeln der Geſetze
Sind nur Gefäße, aufzufangen
Den Schaum des Quells, der Durſtige letze.
Die Schalen wechſeln, doch die Quelle
Wird eine und dieſelbe fließen,
Mag ſie in hohle Hand die Welle,
In Urnen oder Kelche gießen.
Kämpft um Gefäße euer Zorn,
Verſchüttet ihr gar leicht den Born!
Lebendig rauſcht durch alle Tage
Die Deutung jener Orienſage:
Begraben ward in Felſengrund
Der erſte Menſch, von Eden fern,
Verſchloſſen in des Toten Mund
Lag eines Fruchtbaums kleiner Kern;

Doch keimend wuchs er aus den Lippen,
Senkt in das Herz die Faſern tief,
Drang friſch zum Lichte, das ihn rief,
Sich klammernd in der Erde Rippen,
Rang in die Wolken auf und hält
Auf ſeinen Äſten empor die Welt;
Die Wurzeln ihm die Meere tränken,
Die Wipfel in die Sterne lenken.
Weſthauch und Sturm im Laube ringen,
Da ſäuſelt's wie Harfen, raſſelt's wie Klingen,
Und wollt ihr lauſchen treu und echt,
Hört ihr's wohl rauſchen: „Es werde Recht!“

Inhalt.

Nibelungen im Frack.

	Seite
Einleitung	3
Widmung	5
Ein Stück Exposition, Invokation, nebst etlichen Episoden	7
Von einer Feder, einem Schwerte und einer Axt: nebenbei etwas von der Menschenhand	15
Intermezzo als Arabeske	22
Wie der Merseburger Hofpoet gesungen haben würde	23
Der Herzog beitellt sein Zeughaus und wirbt sein Heer	25
Der Herzog meint die Harmonie zu finden	27
Der berühmte Chevalier von Pöllnitz am Merseburger Hofe	30
Etwas von dem alten Riesen Einheer	32
Der Herzog besiegt die Hydra der Rebellion	35
Der Herzog bereist seine Staaten	38
Hier wird Spielzeug verfertiget	41
Eine Vision. Die Saiten klingen aus	43
Anmerkungen	48

Pfaff vom Kahlenberg.

	Seite
Einleitung	53
Widmung	56
Vorspiel	59
Nithart.	
Lungfeier aller Seelen	65
Die erste Veilchen	67
Bauernkrieg:	
Nithart ein Prediger	74
Ein ländliches Fest	80
List gegen List	88
Ein Pilger	95
Die Joppe	99
Ein Lied, das ihn nicht nennt	105
Versöhnung	109
Otto.	
Die Sendung	117
Johannisminne	121
Eine Gebirgsreise:	
Neuberg	127
Ein Festspiel	134
Urmenschen	142
Alpengeister	149
Eine Bauernhochzeit	154
Zwei Träumer	159
Herzogsstuhl und Fürstenstein	168
Wigand.	
Heimkehr und Einzug:	
Donaufahrt	180
Die Fürstenburg	188
Kirchweihe	197
Im Pfarrhause:	
Nachtgedanken	203
Die neue Fahne	206
Hoher Besuch	210
Ein Sterbender	216
Ein Winzerfest:	
Herbstgefühle	221
Weinlese	225
Kelterspruch	233

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anaſtaſius Grüns

ſämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schloſſar.

Mit 6 Bildniſſen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der erſten Ausgaben und einem Briefe als Handſchriftprobe.

Achter Band.

Inhalt: Volkslieder aus Krain.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.

Volkslieder aus Krain.

Einleitung des Herausgebers.

Anastasius Grün=Auersperg, der Herrschaftsbesitzer in Krain, war selbstverständlich der slowenischen Sprache mächtig, welche das Landvolk nahezu des ganzen Landes spricht, und des Dichters feines poetisches Gefühl hatte bald die Eigenart und den dichterischen Wert der slawischen Volkslieder erkannt, die er in dem so häufigen Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er spürte diesen Liedern immer eifriger nach und setzte sich mit Dichtern und Gelehrten slowenischer Nationalität in Verbindung, von diesen Auskünfte und Unterstützung für seine eigene Sammlertätigkeit erbittend. Übersetzungen solcher Volkslieder veröffentlichte Anastasius Grün schon in Schwab=Chamissos „Musenalmanach" für 1838, welcher sechs Lieder enthielt. Später bot er eine Anzahl dieser Volkslieder als „treue Übertragung slawischer Urtexte" in Hormayrs „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte" (Leipzig, Reimer) und zwar im 28. Jahrgange (1839) sowie in den Jahrgängen 34. 35. 36. 37. (1845 bis 1848). Einige Stücke, die übrigens schon in früherer Zeit von ihm veröffentlicht waren, erschienen auch in L. A. Frankls „Sonntagsblättern" und zwar daselbst schon mit einer literarhistorischen, von der Zensur merkwürdigerweise gekürzten Einleitung.

Als Grün im Juli 1837 seinen Verlegern „Weidmann" in Leipzig die ersten Proben der „Volkslieder" schickte, zu deren „Einsicht und Beurteilung," schrieb er: „anfangs mögen mich Lokalinteressen bestochen haben, sie (diese Lieder) interessant zu finden, jetzt

kommen sie mir ziemlich gewöhnlich vor. Lassen Sie mich darüber Ihre aufrichtige, unumwundene Meinung hören." Die Aufmerksamkeit, welche die Stücke erweckten, und die eingehendere Beschäftigung mit dem Gegenstande bewogen den Übersetzer endlich doch, an eine Sammlung des ganzen Liedermateriales zu denken, zumal ja gerade um jene Zeit dem südslawischen Volksgesang auch auf deutschem Gebiete große Beachtung zugewendet wurde. Im Jahre 1844 kommt er der Weidmannschen Buchhandlung gegenüber wieder auf den Gegenstand zurück, und da diese mit Vergnügen sich zum Verlage anbietet, teilt Grün im Januar 1845 mit: „‚Die Volkslieder aus Krain' liegen geordnet, mit Vorrede und Noten versehen zum Drucke bereit, und ich nehme in bezug auf dieselben Ihren Verlagsantrag dankbar an; doch will ich sie aus vielfältigen Gründen nicht allein und keineswegs früher erscheinen lassen, als bis ich mit meinem eigenen selbstgeschaffenen Werke, das ich unter der Feder habe, fertig geworden sein werde." Dieses Werk, der „Pfaff vom Kahlenberg", war zum größeren Teile ausgeführt, doch verzögerten die Umstände dessen Vollendung noch einige Jahre. Die Sache zog sich daher allerdings etwas in die Länge. Graf Auersperg trat mit verschiedenen Kennern und Sammlern südslawischer Volkslieder in Verbindung, so auch mit seinem einstigen Lehrer und stets verehrten Freunde, dem slawischen Dichter Franz Prešern, dessen Andenken später Anastasius Grün einen schönen poetischen Nachruf gewidmet hat So schrieb er im Jahre 1845 an Prešern: „Sie wissen, daß ich mich mit Sammlung und Übertragung unserer Volkslieder beschäftigt habe. Meine Sammlung ist — bei aller Strenge in der Auswahl — ziemlich reich und beinahe reif zur Herausgabe, die ich mit einem übersichtlichen Vorwort einleiten möchte. Hierzu fehlt mir, ehrlich gestanden, die Kenntnis des musikalischen Teiles. Hier in meiner Gegend wird wenig gesungen, und was gesungen wird, ist meistens derart, daß es in meine Sammlung nicht aufgenommen werden kann. Ich bitte Sie daher recht dringend, mir über die Sangweise unserer Lieder, deren Tonart usw. mitzuteilen, was Sie mir entweder aus eigenen Erfahrungen geben oder aus Mitteilungen irgend eines Ihnen gewiß

bekannten Musikkenners ergänzen können. Was die Sammlung selbst betrifft, so will ich sie jedenfalls noch vor der Herausgabe Ihrem prüfenden Kennerblicke vorlegen." Auch mit dem rühmlich bekannten Poeten, Sammler und Herausgeber „Illyrischer", also südslawischer Nationallieder (Narodne pesme ilirske. Agram. 1839) Stanko Vraz (1810—1851) war Auersperg wegen seiner eigenen Sammlung in Verbindung getreten. Schon 1837 schrieb Vraz an den Freund Prešern: „Die Übersetzung einiger Volkslieder von Anastasius Grün im heurigen ‚Deutschen Musenalmanach' habe ich gelesen. Sie gefallen mir sehr gut." Im Jahre 1846 schrieb Auersperg einige Male an Vraz (slowenisch) und ersuchte ihn, sein Urteil abzugeben über Grüns erwähnte in Frankls „Sonntagsblättern" abgedruckte Abhandlung zu den dort gebotenen Volksliedern aus Krain. Anläßlich der Vorlage einiger aufgefundener Lieder von Vraz bat er um das Urteil dieses Kenners: „Wer sich eine Zeitlang mit Volkspoesie beschäftigt hat", schrieb er, „der wird einen so sicheren Takt in der Beurteilung des Richtigen und Unrichtigen erhalten, daß er sich nicht leicht irrt. Dieser Takt herrscht in Ihrer Sammlung, die als die einzige den Namen einer kritischen verdient." Nachdem Grüns „Volkslieder aus Krain" 1850 erschienen waren, sandte er am 1. November 1850 „als ein kleines Zeichen der Dankbarkeit und Hochachtung" ein Exemplar an Vraz und betonte auch in dem Begleitschreiben, wie des „Illyriers" gedruckte Sammlung so viel zur Förderung dieses Buches beigetragen habe.

Bevor Anastasius Grün im Mai 1850 das Manuskript der „Volkslieder aus Krain" an die Leipziger Verleger abschickte, trat er der Ansicht derselben, von dem Buche eine Miniaturausgabe zu veranstalten, entgegen. „Miniaturausgaben sollen, denke ich, erst durch eine größere Teilnahme des Publikums an dem betreffenden Werke motiviert sein . . . Von den Volksliedern aber, deren Herausgabe mir mehr von patriotischer Rücksicht für mein eigenes Heimatland als von poetischem Interesse geboten scheint, erwarte ich eben keinen großen Erfolg, namentlich nicht in weiteren Kreisen." Anfang Juli 1850 ging endlich das Manuskript der „Volkslieder aus Krain samt

der dazu gehörigen Vorrede und den Anmerkungen“ an den Verlag ab. Auersperg bemerkte dazu: „Sie werden daraus den Charakter dieser Sammlung kennen und am besten beurteilen lernen, inwiefern diese für ein deutsches Publikum von Interesse sein dürfte“, und später in demselben Schreiben: „Wie ich in der Vorrede ausgesprochen, überschätze ich nicht den Wert und die Anziehungskraft dieser Lieder, doch halte ich wenigstens sie jedenfalls für interessant genug zur Mitteilung und glaube, daß es schade wäre, wenn sie ganz unbeachtet verklungen wären.“

Verschiedene Angaben über den Satz dieser Lieder, namentlich mit Rücksicht auf die slawischen Namen, über die Einrichtungen der Anmerkungen u. dgl. folgten in noch einigen Briefen an die Verleger in Leipzig. Im Sommer des Jahres 1850 begab sich Anastasius Grün in das ihm vom Arzte empfohlene Seebad nach Helgoland, er konnte bei dieser Gelegenheit die Revision des Druckes der meisten Bogen persönlich besorgen, da er über Leipzig reiste, mit den Inhabern des Verlagsgeschäftes dabei zusammentraf und mancherlei besprechen konnte.

Im Oktober 1850 war die Sammlung unter dem Titel: „Volkslieder aus Krain. Übersetzt von Anastasius Grün“ (Leipzig, Weidmann, 1850) 8°. XXII u. 168 S. stark erschienen, und Auersperg bedauerte nur, „daß die ... wirklich ganz nette und geschmackvolle Ausgabe in meinen Augen durch eine Menge fataler Druckfehler verleidet wird“. Ein von ihm übersendetes Druckfehlerverzeichnis hat sich leider nicht erhalten.

Schon am 10. Dezember 1850 schreibt Auersperg nach Leipzig: „Auf einen reißenden Absatz der ‚Volkslieder‘ habe ich nie gerechnet, doch übertrifft der Anteil, den sie im Publikum finden, weit meine Erwartung. Ich wünschte im Interesse des Buches selbst, daß eine neue Auflage mit der Zeit ermöglicht werde, wobei ich auf ihr ursprüngliches Projekt, das Buch in einer Miniaturausgabe erscheinen zu lassen, zurückzukommen mir erlauben würde. ... Weshalb mir eine neue Auflage des Buches so wünschenswert wäre, beantwortet sich durch den Umstand, daß ich derselben Ergänzungen beizufügen

hätte, die der Sammlung eine neue Zierde brächten. Nachdem ich nämlich seit Jahren die Produkte slowenischer Volkspoesie gesammelt und endlich den ganzen vorhandenen Liederschatz zu überblicken mit Sicherheit zählte, zeigt es sich, daß ein mutwilliger boshafter Gnom mir leuchtende Schätze, die er brachte, bis zu dem Augenblicke verborgen hatte, als meine Sammlung schon zu Tage getreten war. Der neue Fund ist so köstlich, daß ich ihn nur mit schwerem Herzen in der Sammlung vermisse."

Leider ist es zu der erwähnten Neuauflage nicht gekommen und zu befürchten, daß die erwähnten Stücke nicht mehr an den Tag treten, wenn nicht ein Zufall noch deren Entdeckung irgendwo fördert. Neu gedruckt wurden die „Volkslieder aus Krain" erst 1877 im 5. Bande der „Gesammelten Werke Anastasius Grüns", welche L. A. Frankl nach dem Tode des Verfassers herausgegeben hat, doch in unveränderter Form nach der ersten Ausgabe.

Vorwort.

„Colligite, quae superaverunt fragmenta, ne pereant.“

Joan. VI.

Wie ein gewaltiger Eroberer, dem das große Bild eines Weltreiches vor Augen schwebt, reiht die moderne Bildung eine gewonnene Provinz an die andere und steckt ihrem Reiche immer weitere Grenzen, oder vielmehr, sie ist auf ihrem unaufhaltsamen Siegeszuge noch nicht dazu gekommen, den Umfang ihres Gebietes abzumarken. Kein Land liegt ihr zu fern, keine Sprache klingt ihr zu rauh, kein Stand und Beruf dünkt ihr zu gering, wenn es gilt, den Entwicklungsgang der Menschheit in seinen Spuren zu verfolgen, auf seinen Bahnen zu fördern. Im Gegensatze zu der älteren, hinter dem geheiligten Bollwerke der Schulgrenze und des Zunftidioms sich streng und stolz abschließenden Gelehrsamkeit tritt sie unvermittelbar ins freie Leben und verschmäht es nicht, die bishin verachtete Sprache des Volkes zu lernen, dem sie in politischer wie in kulturgeschichtlicher Hinsicht die alten, unveräußerlichen Rechte wiederzugeben strebt, dessen Stimmbefähigung sie anerkennt, und dessen Stimmen sie Ohr und Herz öffnet. So hat auch das Volkslied seine rechtmäßige Stelle in der Kulturgeschichte wiedergewonnen, und es wird erklärbar, wie in Deutschland seit Herder das Interesse an Volkspoesie und somit auch die Zahl der Sammlungen sowohl einheimischer als fremder Volkslieder fortwährend im Steigen begriffen sein mußte. Im gläubigen Vertrauen auf dieses mit den edelsten Bestrebungen und Kämpfen der Neuzeit innig verschwisterte Interesse durfte es der Herausgeber dieser Blätter wagen, die bereits allmählich verklingende poetische Stimme eines merkwürdigen Volksstammes zu vermitteln, der freilich in der großen Staaten- und Kulturgeschichte ein so bescheidenes Plätzchen einnimmt, wie in der Touristenliteratur sein kleines Wunderland, hart an der äußersten Grenze des alten, herrlichen, deutschen oder, wenn man lieber will, des neugeträumten großen Slawenreiches. Krains Volk und Land aber haben dieses gemein, daß sie ihre guten Eigenschaften und unbestreitbaren Vorzüge nicht zur Schau zu tragen wissen, wie denn das Land gerade seinen unschönsten und unfruchtbarsten Teil an der großen Heerstraße ausgebreitet hat, das Volk selbst aber gegen die

seiner Sprache und Sitten unkundigen Fremden kalt und verschlossen, mißtrauisch und unzugänglich bleibt.

Die Sprache, in der die Lieder der vorliegenden Sammlung ursprünglich gedichtet und gesungen worden, ist die slowenische, auch krainische, wendische (windische) genannt, eine Mundart der in so viele Haupt- und Nebendialekte zerfallenden slavischen Stammsprache. Diese Mundart wird von der südwestlichen Slawenfamilie Europas, und zwar in ganz Krain — mit Ausnahme der germanischen Sprachinsel Gottschee — in den vormals zu Krain gehörigen Distrikten Istriens und des Küstenlandes, in der unteren Steiermark, in einem Teile Kärntens und in einzelnen Grenzgebieten Ungarns (Szalader- und Eisenburger Komitat) gesprochen.*) Obschon Krain zunächst die Heimat dieser Volksgesänge und ihres Sammlers ist, so wurden doch auch Lieder der benachbarten, insbesondere der steiermärkischen Wenden der Sammlung deshalb unbedenklich eingereiht, weil das Volkslied bei so blut- und sprachverwandten Stämmen, seine individuelle Heimat verleugnend, schnell Gemeingut wird und, die politische Grenze wenig achtend, ungebunden hinüber und herüber klingt, dem freien Vogel des Waldes nicht unähnlich, der heute dies-, morgen jenseits des Grenzpfahls seine Lieder erschallen läßt.

Das Volkslied ist die Blüte des Volkslebens; beide erzeugen, tragen und bedingen sich gegenseitig. Wo sich ein selbständiges Volksleben ausgebildet hat, wird auch ein eigentümliches Volkslied klingen. Und wie sich das Volksleben in ein äußeres, öffentliches und in ein inneres, häusliches teilt und trennt, so zerfällt entsprechenderweise auch das Volkslied in Fest- und Helden- (historisch-epische) und in häusliche (lyrisch-idyllische) Gesänge. Selbst das religiöse Volkslied, so gerne es überall seine himmlische Abkunft geltend machen möchte, bequemt sich dieser irdischen Sonderung und tritt entweder als öffentliches (Kirchenlied) oder als häusliches (einfach geistliches) Lied auf. Den innigen organischen Zusammenhang des Volksliedes als Volksstimme mit dem Volksleben und der Volksgeschichte können auch diese Lieder aus Krain nicht verleugnen. Aus der älteren, heidnischen Zeit dürfte sich kein Lied vollständig bis zu unseren Tagen erhalten haben; nur isolierte Spuren heidnischer Vorstellungsweise finden sich hie und da in einzelnen Anklängen vor. Daß der christliche Klerus während und unmittelbar nach der Einführung des Christentums einen unversöhnlichen Vertilgungskrieg

*) Im ganzen von einer Volksmenge, die man in runder Zahl auf 1150000 Seelen schätzen darf; Schafarik (Narodopis) gibt eine etwas höhere (1151000), das Bureau der administrativen Statistik zu Wien eine etwas geringere Ziffer (1143514) an. (Nach neuester amtlicher Berechnung ist die Zahl der Slowenen in Österreich-Ungarn 1254200. Der Herausgeber. [Anast. Grün.])

gegen das noch widerstandsfähige Heidentum führte und dieses in all seinen Erscheinungen unterdrückte, in all seine Schlupfwinkel verfolgte, mag nicht nur erklärlich, sondern auch preiswürdig erscheinen; denn für die in jenem Kampfe erlittenen Verluste ist das Volk durch das Licht und die Segnungen des Christentums überschwenglich entschädigt worden. Minder zu rechtfertigen dürfte es aber sein, daß die südslawische Geistlichkeit, nachdem der glänzende Sieg des Christentums längst befestigt war, in angewohnter Kampflust noch immer gegen die unverfänglichsten Erscheinungen einer weltlich heiteren Liederpoesie forttobte und dem Volke dafür asketisch-düstere Bußlieder und Psalmen aufzuzwingen suchte.*)

Seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart mit Österreich unter einem Zepter vereinigt (mit alleiniger Ausnahme der kurzen französischen Zwischenregierung 1809—1813) teilt Krain fortwährend treu und ehrlich die Kämpfe und Geschicke Österreichs. Den glänzendsten und einen beinahe selbständigen Anteil nahm es aber an den langjährigen, blutigen Türkenkriegen. Nicht nur unter den Fahnen Österreichs stets in erster Reihe kämpfend, sondern auch unter eigenen Heerführern (Katzianer, Auersperg, Thurn, Lamberg, Lenkowitsch u. a. m.) dem Erbfeinde christlichen Namens selbständige und mörderische Schlachten liefernd, floß das Blut seiner Söhne in Strömen auf allen Walstätten jener Kriege. Durch seine geographische Lage den trotz aller Friedensschlüsse fast jährlich wiederholten Einfällen der Grenzpaschas bloßgegeben, war das ganze Land Krain durch Jahrhunderte ein großes Feldlager, eine von Geschützen und Rüstungen starrende Burg, die ganze waffenfähige Bevölkerung, wie die Mannschaft einer großen Vorpostenwacht, in jedem Augenblicke marsch- und kampffertig und der Signale (Kreuth-, auch Kreuzfeuer) gewärtig, die, von allen Höhen aufflammend, binnen wenigen Stunden das ganze Land zu den Waffen rufen konnten. Da war jedes Haus eine Schanze, Schlösser und selbst Kirchen waren befestigte Außenwerke mit Türmen, Ringmauern und Gräben (Tabor), vornehmlich zur Aufnahme der Wehrlosen und der geflüchteten Habseligkeiten bestimmt. Diese Epoche der ausdauerndsten und erbittertsten Kämpfe ist der Glanzpunkt der Landesgeschichte, ihr gehören

*) So z. B. ward in den von der Agramer Diözese unter dem Bischof Peter Petretić herausgegebenen, 1651 zu Graz gedruckten „Szveti Evangeliomi“ (Sonntags-Evangelien) der Versuch wiederholt, beliebten Volksweisen, deren weltliche Liederanfänge dort genau angeführt sind, geistliche Texte unterzuschieben. Dieser Versuch scheint nicht ganz gelungen zu sein, da einige jener verpönten Lieder im Volksmunde erhalten blieben. Ähnliche Travestien populärer Gesänge sind freilich auch anderwärts, z. B. in Schottland, durch die puritanische Geistlichkeit, und mitunter in sehr komischer Weise unternommen worden. In Deutschland war selbst Luthers Beispiel, wiewohl in edlerer Form, vorausgegangen.

alle poetiſchen Erinnerungen an, ihr die Entwicklung eines eigentümlichen kriegeriſchen Volkslebens und ſomit auch eines ſelbſtändigen Volksliedes. Dieſes nimmt die Helden, die es verherrlichen will, teils aus der Zahl eingeborener Kriegsmänner und Abenteurer, größeren Teils aber bei dem Verſchmelzen der eigenen Landesgeſchicke mit denen ſeiner Nachbarvölker aus der Geſchichte und Tradition der letzteren. So hat, wahrſcheinlich durch Kampfgenoſſen aus Slawonien und Kroatien vermittelt, die abenteuerliche Geſtalt des Serbenhelden Marko noch im Volksliede Krains einige Geltung; ſo überragt in dieſem alle andern ein fremdes, faſt fabelhaftes Weſen, König Mathias (Kralj Matjaš) genannt. Wo ſich dieſe mythiſche Geſtalt auf hiſtoriſchem Wege beikommen und erfaſſen läßt, gibt ſie ſich als Mathias Corvinus Hunjady, König von Ungarn, (ungar.: Matjas Király) zu erkennen, welcher hier nicht nur die eigenen Taten und Schickſale, ſondern auch die ſeines Vaters Johann Hunjady und anderer Helden, ja vielleicht ſogar die moraliſchen Fehltritte der letzten Grafen von Cilli auf ſich nehmen muß. (Vergl. die Anmerkungen 17, 18, 20, 21.) Seine bedeutungsvolle Rolle iſt aber noch nicht zu Ende; denn das Volk iſt dankbar gegen ſeine Lieblinge und Beſchützer und läßt ſich ſelbſt vom Tode den koſtbaren Beſitz nicht rauben. So glaubt der böhmiſche Bauer ſeinen Wohltäter Joſeph II. noch jetzt am Leben und nur auf einer Rundreiſe in entfernte Provinzen begriffen, die er in einem altmodiſchen Wagenkaſten, mit alten, mageren Mähren beſpannt, nach alter Gewohnheit inkognito durchfährt; ſo läßt mancher franzöſiſche Veteran ſeinen großen Kaiſer noch nicht verſtorben ſein, ſondern fern im Orient Barbarenheere in europäiſcher Kriegskunſt und Mannszucht unterrichten, und ſo iſt nach der Sage der Südſlawen auch König Mathias noch nicht geſtorben, ſondern ſchläft nur, des Wiedererwachens gewärtig, in einer Grotte im tiefen Ungarn, wie Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer und Karl der Große im Salzburger Untersberge, wie Holger der Däne in einem Gewölbe bei Kronburg und Artus der Brite in einem Berge ſeiner Heimat. Dort ſitzt er mit ſeinen Kriegern (ſchwarze Legion, černa voiska) an einem Tiſche unter dem in der ſlawiſchen Volkspoeſie ſo charakteriſtiſchen Lindenbaume, unter welchem alle Haupt- und Staatsaktionen vorzugehen pflegen. Ein Lied, das jedoch ſeiner ſonſtigen Unbedeutendheit halber in die Sammlung nicht aufgenommen wurde, läßt ihn ſogar, wie Orpheus um Eurydice, mit einer Geige in der Hand zur Hölle ſteigen, um ſeine tote Geliebte heraufzuholen, was ihm aber, da dieſe unterwegs das gebotene Stillſchweigen bricht, ebenſowenig glückt, als ſeinem thrakiſchen Vorbilde.*) In ſolcher Art

*) So konnte es eben nur die große Popularität jenes ſlawiſchen Heldennamens ſein, welche einen neueren ſüdſlawiſchen Dichter veranlaßte, bei Über-

knüpft das Volk an die Personen seiner Lieblingshelden ohne kritische Sichtung deren eigene und fremde Eigenschaften, Handlungen und Erlebnisse, wie diese durch Überlieferung zu seiner Kenntnis gelangt sind. Das belebende Element jener, nach dem Gesagten wohl größtenteils dem 16. und 17. Jahrhunderte angehörigen romanzenartigen Lieder ist ein unersättlicher, oft in blutdürstige Grausamkeit ausartender Türkenhaß (vgl. S. 65, 77); bezeichnend und für ihre echt volkstümliche Abkunft zeugend ist das Übertragen der eigenen Anschauungsweise, Geschäfte und Hantierungen des Volkes auf seine Helden (S. 57, 61), der eigenen Sitten und Gebräuche auf fremde Völker (S. 75), der gegen die nächsten Nachbarn sich kundgebende Provinzialhaß und Spott (S. 83 und 84) u. dgl. m.

Obschon Krains Volkslied sein nahes Verhältnis zur Poesie der übrigen slawischen Völker nicht verleugnet, steht es doch mit der serbischen Volkspoesie in allernächster Verwandtschaft. Wenn jedoch das serbische Volkslied im Einklange mit der Geschichte Serbiens als wohlgegliedertes Epos zur Feier vaterländischer Helden, als stolzer Triumph- und Siegesgesang nach glanzvoll beendigten Kriegen, breit und feierlich dahinrauscht, so klingt, eben auch im Einklange mit der Landesgeschichte, Krains Volkslied rasch und abgerissen, als kurze Romanze, als frisches Waffenlied, wie es nachts am Vorpostenfeuer von wachenden Kriegern gesungen zu werden pflegt, die sich munter erhalten, die Nacht kürzen, vor allem aber den Faden, den jeder Augenblick durch Auszug oder Überfall durchschneiden kann, nicht über Gebühr ausspinnen wollen. Beachtenswert ist in dem späteren Zeitabschnitte, bei wachsendem Verkehre mit deutschen Völkern, der allmähliche Übergang des altslawischen, gegenwärtig nur noch durch den serbischen repräsentierten Volksgesanges in die Auffassungs- und Darstellungsweise des deutschen Volksliedes, Ähnlichkeit der Motive und insbesondere die Aufnahme des den älteren Slawen fremden Reimes.*) Im 18. Jahrhundert verminderte sich durch die veränderte Art der Kriegsführung die Beteiligung des einzelnen am Kampfe und mithin auch die des Volksliedes; so klingt aus den letzten Türkenkriegen ein Lied „Loudon vor Belgrad" bereits ziemlich matt und farblos. Der gemachte, halboffizielle Patriotismus aus den Preußen- und Franzosenkriegen konnte auch nur erzwungene

---

tragung der Uhlandschen Romanze „König Karls Meerfahrt" für sein Publikum den Kralj Matjaš in entsprechender Begleitung an die Stelle Karls und seiner zwölf Genossen zu setzen. (S. S. Vraz's Gusle i tambura. Prag 1845. S. 131.)

*) Auch in der böhmischen Poesie tritt der Reim erst mit der von König Wenzel I. begünstigten Nachahmung deutscher Dichtkunst ein; mit dem Vorherrschen des Reimes aber verlor sich allmählich der Geist echt nationaler Poesie. (Vgl. J. E. Wocel, böhm. Altertumskunde. Prag 1845.)

Früchte tragen. In neuerer Zeit ist mit der Physiognomie eines eigentümlichen Volkslebens auch die des älteren krainischen Volksliedes in Allgemeinheit und Unbestimmtheit zerflossen, und an seine Stelle ist eine aus kümmerlichen Inspirationen ländlicher Presbyterien, Schul- und Trinkstuben hervorgegangene Liederkunst*) getreten, welcher das belebende Element wahrer Volkstümlichkeit fehlt, und der sich aus dem Volke selbst gereimte Klagen über erhöhte Salzpreise, Abführung der Geliebten als Rekruten, drückende Steuern und Frondienste usw. traurig beigesellten. Eine wiewohl nicht sehr erhebliche Ausnahme von diesem Verstummen echter und ursprünglicher Volkspoesie bilden nur noch die kurzen, meist vierzeiligen Lieder, in der Landessprache Vize (Weisen) genannt Ihre Heimat dürfte an der Grenze der deutschen Nachbarprovinzen oder vielmehr in der mit jener zusammenfallenden Alpenregion zu suchen sein, denn auffallend und unleugbar ist ihre Verwandtschaft mit den Liedern („Schnadahüpfln" **) der bayrischen, österreichischen und steiermärkischen Gebirgslande. Eben die Verhältnisse der Alpenwelt bedingen ihre Art und Weise, indem in der Einsamkeit des Hochgebirges einzelne Aufschreie der jeweiligen Stimmung, Festhalten momentaner Eindrücke und Einfälle, kurze Zurufe der Nachbarn von Berg zu Berg natürlicher sind, als das Absingen längerer, auf gesellige Teilnahme angewiesener Gesänge. Mit ihren ursprünglichen Erfindern stiegen jene Lieder im Herbste aus der reineren Alpenregion herab in die Talgründe, wo sie den Winter hindurch in Spinnstuben, auf Tanzböden und in Schenken An- und Widerklang, oft auch ergänzende Elemente fanden. Da ihr Ursprung somit außerhalb des rein nationalen Elementes liegt, fehlt ihnen auch das scharfe Gepräge nationaler Eigentümlichkeit.***) Sie sind es aber, die gegenwärtig einzig und allein das Volkslied in Krain repräsentieren; denn das alte, echte volkstümliche Lied hat längst aufgehört Gemeingut zu sein und fristet nur noch in einzelnen erlesenen Individuen ein fragmentarisches Dasein. Und so möchte denn beinahe im Gegensatze zu dem einst in allen Landeskirchen angestimmten Gebete um Abwehr des blutdürstigen Erbfeindes heutzutage die Muse des krainischen

---

*) Es konnte hier nur von den verunglückten Versuchen modernster **Volksdichtung** die Rede sein; die Leistungen der neueren slowenischen **Kunstpoesie**, welche mitunter von sehr achtbaren Kräften, wie Vodnik, Vreśern, Koseski (Vessel) u. a., herrühren, liegen außerhalb des Bereiches dieser Blätter.

**) Über diese vgl. v Spauns trefflichen Aufsatz: „Die österreichischen Volksweisen" im Album aus Österreich ob der Enns. Linz 1843.

***) Damit auch diese Gattung, obschon sie außerhalb der enggezogenen Grenzen unserer Sammlung steht, in ihr nicht gänzlich unvertreten sei, folgen in einem kurzen **Anhange** einige Proben derselben.

Volksliedes in ihren Tempeln um baldige Wiederkehr des liederweckenden Türken inbrünstig beten.

Merkwürdig bleibt es, daß die Reformation, die wie ein glänzendes Meteor auch über Krain geleuchtet, in dem Adel und den Ständen des Landes mächtigen Anhang und Schirm, in seinen Predigern und Gelehrten energische Organe gefunden hatte, dennoch in dem Volksliede keine Spuren zurückgelassen*); erklärlich aber wird dies, wenn man in der Geschichte des Landes von jenen, an die ältesten Christenverfolgungen erinnernden Gewalttaten liest, durch die es den Männern des Staates und der Kirche jener Zeit gelungen, die keimkräftige Saat Luthers in diesem Lande mit Stumpf und Stiel auszurotten

Von den bis auf unsere Tage gekommenen Volksliedern**) Krains ist eine große Anzahl in der Originalsprache bereits durch den Druck aufbewahrt worden. Aus diesen und einigen handschriftlichen Sammlungen, die ich freundschaftlicher Mitteilung verdanke, ist meine Auswahl hervorgegangen. Auf das reine Volkstümliche sie begrenzend, das Interesse eines deutschen Publikums stets vor Augen, mußte ich alles ausscheiden, was mir nicht unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen, sondern das Werk unberufener Hände schien und manches unübersetzt beiseite legen, was für die Herausgeber des slawischen Textes nur in philologischer oder ethnographischer Hinsicht von Belange war. Bei Varianten habe ich mich an die volkstümlichste Lesart gehalten und mir überhaupt erlaubt, den Maßstab eigener Kritik selbständig anzulegen. Dabei ist jedoch nie die gewissenhafteste Achtung vor der Unverletzbarkeit eines als echt anerkannten Urtextes außer Augen gelassen worden. Die Übersetzung selbst aber darf sich der ängstlichsten Treue rühmen; das slawische Original mit all seinen eigentümlichen Redeformen, seinen vielen kindlichen Diminutiven, seinen plastischen Wiederholungen usw. ist

*) Ein jener Zeit angehöriges Lied „Vom Jurij Kobila" (Spottname des evangelischen Predigers und Bibelübersetzers Georg Dalmatin) befand sich nach dem Zeugnisse des Grammatikers P. Markus Pochlin unter den von dem Priester Dismas Sakotnig († 1793) gesammelten Volksliedern; doch scheint es ebensowenig als die Sammlung selbst unseren Tagen erhalten geblieben zu sein. (Vgl. Vraz's Narodne pesni, S. X.)

**) Es seien zunächst hier folgende Sammlungen erwähnt: Slovenske pésmi krainskiga naroda. v. Ljubljani 1839—1844. Fünf Bändchen. Dieser Sammlung liegt die von Emil Korilko, einem 1839 zu Laibach im Exil verstorbenen talentvollen jungen Po.en begonnene Zusammenstellung von Volksliedern zugrunde. Zu bedauern bleibt es, daß die Reichhaltigkeit dieser Sammlung sich auf den Mangel strengkritischer Auswahl stützt.

Narodne Pesni ilirske. kojo se pévajn po Starjerskoj, Kranjskoj, Koruškoi i zopadnoi ugárske, Skupio i na svet izdao Stanko Vraz. Razdélak I. V'Zagrebu 1839. (Eine mit umsichtiger Kritik auf das streng Volkstümliche sich beschränkende Sammlung.)

Vers für Vers, ja meistens Wort für Wort wiedergegeben. Wo das Original reimte, folgte ihm auch die Übersetzung, ebensowenig als jenes die im Volksliede eingebürgerten Assonanzen und Zwitterreime gänzlich verschmähend. Das Metrum der meisten Lieder — mit Ausnahme jener, bei welchen man die nachbessernde Hand unschwer herausfühlt — ist im Originale sehr ungleichartig, gelockert und zerfallen; vielleicht daß ursprünglich kein strenges Versmaß eingehalten wurde, und der Text sich geschmeidig nur nach dem Tonfalle der begleitenden Melodie richtete; vielleicht daß jenes sich auf dem langen Wege der Überlieferung im Munde der Sänger oder in den Federn der Kopisten auflöste und zerbröckelte. Jedenfalls hat sich noch so viel von innerem Rhythmus erhalten, daß ein geübtes Ohr das vorherrschende Versmaß (meistens vierfüßige Jamben und Trochäen, seltener fünf- und dreifüßige Trochäen) herauszuhören vermag. Dieses ist in der Übersetzung, jedem einzelnen Liede entsprechend, durchgängig beibehalten worden, da sich ein deutsches Ohr mit der metrischen Zerfahrenheit des Urtextes schwerlich befreundet hätte.

Überblicken wir nochmals die in diese Sammlung aufgenommenen Lieder, deren Wert der Herausgeber keineswegs überschätzt, deren Verlorengehen er aber jedenfalls bedauern müßte, so mögen sich uns die meisten und schönsten derselben als echte, wiewohl nur fragmentarische Überreste einer einst umfangreicheren politischen Volkspoesie der Wendenslawen darstellen. Ihr allmähliches Verstummen in späteren Tagen gibt aber zugleich den Fingerzeig, daß ihre eigentliche Lebensquelle bereits zu versiegen begonnen, denn wie ein geistvoller Schriftsteller der Neuzeit treffend bemerkt: „Die Welle der Zeit macht es umgekehrt wie die Welle des Stromes; sie läßt die Leichen zugrunde fahren und trägt nur das Lebendige.“*) Noch vor wenigen Jahren mochte diese Wahrnehmung vielleicht zu der Annahme verleiten, daß das slawische Element in den wendischen Landesteilen einem andern, dem germanischen, zu unterliegen beginne; eine Annahme, die insbesondere in neuester Zeit als eine irrtümliche sich dargetan hat. Jene Erscheinung findet vielmehr ihren einfachen Erklärungsgrund in der auch anderwärts gemachten Erfahrung, daß der selbständige, poetisch schaffende Volksgeist allmählich und überall durch die Eroberungen der wachsenden Kultur verdrängt werde; die eigentümlichen alten Volkssitten weichen den allgemeineren Formen des neueren Kulturlebens, die populären Helden der Vorzeit verlieren jede Beziehung zur Gegenwart und fliehen von den Lippen des Volkes in die Pergamente der Geschichte zurück, und an die Stelle des dahinsterbenden Volksliedes treten die anspruchsreicheren Schöp-

*) Rob. Prutz, die politische Poesie der Deutschen. Im lit.-hist. Taschenb. 1843.

jungen der Kunstpoesie. Während dieser kulturgeschichtliche Wendepunkt bereits zurückgelegt ist, stehen auf dem Heimatboden unserer Lieder Germanismus und Slawismus noch im Kampfringe wohlgerüstet sich gegenüber, beide Richtungen vertreten durch Eingeborne, je nachdem bei den einen die tiefwurzelnden Einflüsse germanischer Kulturelemente, bei den anderen die neuerwachten Ideen politisch-nationaler Staatenbildungen maßgebend überwiegen. Noch hat das Germanentum seines scheinbaren Übergewichtes ungeachtet einen vollständigen dauernden Sieg nicht errungen, noch hat sich das Slawentum nicht als besiegt bekannt, ja neuerdings führte es nach langer Kampfscheue jugendlichere und kräftigere Truppen ins Treffen. Auf welche Seite die Wünsche eines deutschen Dichters sich neigen, darüber kann wohl kein Zweifel walten; doch ist er zugleich nicht engherzig genug, das Maß der Berechtigung, die Macht der Begeisterung und heroischen Tatkraft auch in dem andern Lager zu verkennen und über dem einseitig starren Festhalten des nationalen Parteipostens die höheren, weltbeherrschenden Losungsrufe der Menschheit zu überhören, vor denen das Feldgeschrei der Nationalitäten verstummen muß, wie das Wort des Individuums vor der Stimme der Nation. Daß die großen Fragen, welche die Menschheit bewegen, nicht ohne Mitwirkung der mächtigen Slawenfamilie nachhaltig zu lösen sind, hat in neuester Zeit das weithin vernehmbare Rauschen der alten und vieläftigen Slawenlinde deutlich genug angekündigt. Ein Zweiglein dieses Baumes aber rührte sich schon vorlängst in den Liedern unserer Sammlung.

Thurn am Hart in Krain, im Spätherbst 1849.

Volkslieder aus Krain.

„Aus anderer Wurzel erwuchs der Baum slawischer Poesie, und seine erquicklichsten Blüten sprossen an den wilden Zweigen, die nicht die Hand geschickter Kunstgärtner, die nur der frische, harmlose Sinn des Volkes pflegt.“ Talvj.

Neujahrslied.[1])

Guten Abend, Herr vom Hause,
Schenk' uns Gott manch gute Gäste,
Vor dem Haus die grüne Föhre,
Dran gebunden einen Rappen,
Auf dem Rappen einen Sattel,
Auf dem Sattel eine Wiege,
In der Wieg' ein junges Söhnlein!
In des Söhnleins Hand ein Becher,
In dem Becher eine Rose,
Auf der Rose dann ein Vöglein;
Und das Vöglein lustig singe
Und sich ins Getreide schwinge,
Daß das Weizenkörnlein springe!

Flursegen.[2])

Steht ein Baum auf unsrem Felde,
Wohl ein Apfelbaum von Golde,
Unterm Baum ein Tisch von Golde,
Sitzen dran Gott und Maria,
Gott, Maria und Sankt Peter;
Dieser hält ein golden Stäblein,
Wirft es nach dem Apfelbaume,
Daß herab drei Äpfel fallen.
Fällt der erst' in unser Dörflein,
Und er macht es fröhlich werden;
Fällt' der zweit' in Ackerfelder,
Und er macht sie kornreich werden;
Jede Ähre trägt zwei Scheffel,
Kolbenhirse füllt den Kasten;

Fällt der dritt' ins Weingebirge,
Und er macht es weinreich werden,
Altes Holz trägt eine Saumlaſt,
Grubenrebe eine halbe,
Bogenreis wohl einen Eimer!

Hochzeit der Vögel.[3])

Vögel Hochzeit feiern
Auf dem Feld im Freien.

Fink iſt der Neuvermählte,
Finkin iſt die Erwählte.

Feſtmeiſter[4]) iſt der Geier,
Nickt bei der Tafel ſtatt zweier;

Brautmutter iſt die Eule,
Kürzt ſich am Tiſch die Weile;

Wolf iſt heute Metzger,
Drüben das Meſſer wetzt er;

Haſe iſt heute Kellner,
Bringt den Wein und die Teller;

Hausmagd iſt die Katze,
Fegt den Tiſch mit der Tatze;

Spielleute ſind die Hunde
Mit dem breiten Munde;

Fliege tanzt mit der Mücke,
Geht die Welt faſt in Stücke!

Fliege aber beim Holpern
Bricht ein Bein ſich im Stolpern;

Schickt um den Bader in Eile,
Daß er den Beinbruch heile!

Ehe der Bader ſich ſputet,
Längſt die Fliege verblutet.

Käuzchen und Eule.

Käuzlein ſitzt auf dem Zweige,
Eule ſitzt auf dem Steine.
Winkt die Eule dem Käuzlein:
„Kämpfen wir ein Sträußlein,
Raufen wir um eine
Kürbisflaſche mit Weine!“

Haben den Wein im Magen
Und den Kürbis zerſchlagen;
„Wenn du mich willſt knacken,
Wer wird Brot dir backen?
Brichſt du mir die Knochen,
Wer wird dein Süpplein kochen?“

König Amſel.

Schwarzamſel hat Provinzen neun:
Das erſte Land heißt Föhrenhain,
Das zweite Land heißt Ulmenreich,
Das dritte Land heißt Weidenzweig,
Das vierte Land heißt Erlenſtatt,
Das fünfte Land heißt Haſelblatt,
Das ſechſte Land heißt Eichenwald,
Das ſiebente Land heißt Buchenhald',
Das achte Land heißt Ahornaſt,
Das neunte Land heißt Lindenraſt,
In jedem Land der Schlöſſer drei,
In jedem Schloß der Liebſten drei,
Von jeder Liebſten Söhnlein drei,
Ein jedes Söhnlein Röcke drei,
In jedem Rocke Taſchen drei,
In jeder Taſche Dukaten drei.

Drei Liebchen.

Schwarze Amſel ſingt gar ſchön
Auf des grünen Buchbaums Höhn;

Späht empor ein Jägerknab',
Schöſſe ſie ſo gern herab.

„Jägerknab', o ſchone mein,
Will noch froh des Lebens ſein!
Sieh, mein ſind der Länder drei,
Und darin der Liebchen drei.

Erſte iſt die Schreiberin,
Zweite iſt die Schaffnerin,
Dritte iſt Marjetka fein,
Die mein echtes Lieb allein.

Aß mit der erſten Backwerk ſüß,
Mit der zweiten Braten vom Spieß,
Mit der dritten trocknes Brot, —
Beſte Koſt iſt trocknes Brot!

Schlief mit der erſten auf Polſtern nett
Mit der zweiten im Federbett,
Mit der dritten im Farrenkraut, —
Beſtes Bett iſt Farrenkraut!"

Winter.

Es hat bei uns viel Schnee geweht,
Der übers Knie den Männern geht.

Er fiel wohl über Dörfer neun
Und ſieben Kirchen obendrein;

Man ſieht ringsum auf weiter Flur
Des neuen Kirchturms Spitze nur.

Schwarzamſel ſitzt auf Kirchturms Höhn,
Da zwitſchert ſie und ſingt gar ſchön:

„O daß der Lenz bald wiederkäm',
Den Schnee bald von den Bergen nähm',

Daß er in Wuchs Erdbeeren trieb,
Erdbeeren klein und Veilchen lieb,

Und Mädchen pflückten in der Näh',
Schwarzamsel dann sie wiedersäh'!"

Freiheit.

Vöglein singet
Auf dem grünen Baume.
Das erschaute
Weißen Schlosses Herrin:
„Komm, mein Vöglein,
Her ins weiße Schlößlein!
Bei mir wirst du
Köstlich Naschwerk naschen,
Köstlich naschen,
Malvasier auch trinken.
Wirst beim Prinzlein,
Jungen Prinzlein sitzen,
Bei ihm sitzen,
Lieder schön ihm singen."

„Will nicht, will nicht
Zu dir, junge Herrin,
Möchtest sperren
Mich ins weiße Schlößlein;
Lieber flieg' ich
In dem grünen Walde,
Esse vollauf
Gelbe Weizenkörner;
Trinke vollauf
Schönes, frisches Wasser,
Singe vollauf
Frei nach guter Laune."

Täubchen.

„Daß voll Tau die Schuhe dein,
Wo magst du gegangen sein,
Bei der Nacht?"

„War im grünen Walde drin,
Wo die ſchönen Täubchen ſind,
Bei der Nacht.

Haben rote Wängelein,
Schöne rote Schnäbelein,
Bei der Nacht.

Nur die Täubchen liebt' ich fein,
Doch ein einzig's fing ich ein,
Bei der Nacht.

Hat das ſchönſte Schnäbelein,
Hat die rötſten Wängelein,
Bei der Nacht;

Liebt dies Täubchen mich allein,
Wollen leben ſchön zu zwein,
Bei der Nacht."

Liebesbangen.

„Was iſt dir, mein Vöglein,
Weißes Turteltäubchen,
Daß ſo bleich geworden
Dir das rote Wänglein?"

„Wie ſoll nicht erbleichen
Mir das rote Wänglein,
Da vom Liebſten trennen
Mich die Leute wollen!

Wenn die Leute trennen
Mich vom Liebſten werden,
Wird zu Tode traurig
Auf der Welt mein Leben.

Und wenn meine Tränen
Auf die Steine fallen,
Wird der Stein ſich ſpalten
In zwei morſche Teile.

Wermut, Wermutſtaude
Mit der ſcharfen Blüte,
Werde dich dann pflücken
Und ums Herz mir legen.

Wo mein Liebſter gehe,
Rosmarin erſtehe,
Daß von Rosmarine
Rings um ihn es grüne!"

Ständchen.

Gar ſo ſchön kuckuckt der Kuckuck
Dort im grünen Buchenhain,
Und es ſchlägt gar ſchön die Wachtel
Dort am grünen Wieſenrain.
Seine Senſe wetzt mein Liebſter
Dort am grünen Wieſenrain.
Kühler Tau und ſcharfe Senſe,
Und das Gras ſinkt luſtig ein!
Trockner Oſtwind, warme Sonne,
Und das Heu wohl trocknet fein!
Weiches Bettlein, ſchönes Liebchen,
Kurze Nächte werden's ſein!

Zuruf.

Trinket, freſſet,
Meines Bruders Rößlein!
Dann heißt's laufen
Bis zum neunten Lande,
Dort zu finden
Meines Bruders Liebſte.
Wie ihr Kopfputz?
Bunte Bänder flattern.
Was am Mieder?
Blanke Nadeln ſchimmern.
Was am Händchen?
Helle Ringe glänzen.

Was am Füßchen?
Schmucke Schuhe flimmern.
Was am Leibe?
Reiches, feines Röcklein.
Goldne Sichel
Schwingt sie, Klee zu mähen.
Was beginnt sie?
Gibt dem Rößlein alles.

Weltjammer.

„O scheine, Sonne, scheine,
Du gelbe Sonne du!"

„„Ich kann dir nimmer scheinen
Vor großer Traurigkeit.

Wenn morgens ich erstehe,
Das Weibervolk schon greint;

Wenn abends fort ich gehe,
Das Hirtenvolk noch weint;

Wenn ich zu Berge scheine,
Nur arme Teufel gibt's!

Wenn ich zu Tale scheine,
Nur Bettelweiber gibt's!""

Fragen.

„Wozu ist mein langes Haar mir dann,
Wenn ich kein Band drein flechten kann?

Wozu ist mein Füßchen mir flink und fein,
Darf tanzen ich nicht mit dem Liebsten mein?

Wozu ist mir nur die weiße Hand,
Darf sie nicht halten den Liebsten umspannt?

Wozu ist mein Aug' mir so schwarz und scharf,
Wenn's nicht mehr den Liebsten erspähen darf?

Wozu sind mir die Gedanken mein?
Zu denken, mein Liebster, allimmer dein!"

Minka.

„Geh doch, Minka, jetzt nach Haus!“
„„Will nicht, will nicht, darf nicht gehn.““

„Wer nur, Minka, verwehrt es dir?“
„„Tut es der Liebſte, der Liebſte mein.““

„Was gibt, Minka, der Liebſte dir?“
„„Taler, Taler, Talerlein zwei.““

„Was dann, Minka, tuſt du damit?“
„„Kauf' ein Wieglein, ein Wieglein mir.““

„Wozu, Minka, das Wiegelein?“
„„Söhnlein, mein Söhnlein wiegen drein.““

„Was wirſt, Minka, ſingen dabei?“
„„Eja popei, Gott geb' bald zwei!““

Die Läuferin.

Die Läuferin läuft
Am Bergesrain,
Die Nadel am Buſen
Wirft glänzenden Schein,
Kaum ſtreift den Boden
Das Füßchen klein.
Es laufen drei Bürſchlein
Wohl hinterdrein,
Da ſpricht ihr Vater
Zu dieſen drein:
Wer kann ſie erlaufen,
Des ſoll ſie ſein!

Mara.

Auf und nieder wallt Schön Mara
An des Donauſtrands Geſtade,
In den Donauſpiegel ſchaut ſie,
Und ſich ſelber drin erſchaut ſie.
„Gottes Wunder, Gottes Gnade,
Wie bin ich doch gar ſo ſchöne!

Meine ſchönen ſchwarzen Augen
Alle Burſche mir bezaubern,
Sie bezaubern alle Burſche,
Sie vernichten alle Burſche
Nebſt dem türk'ſchen Harambaſſen,
Der dort trabt durch Kriegesmaſſen,
Der durch Kriegesmaſſen wallet,
Blanken Säbel umgeſchnallet!"

Wohin damit?

Kommt zu Roß geritten
Aus dem Schloß mein Liebſter,
Auf dem Pferde trägt er
Einen weißen Falken.

Auf dem Hute trägt er
Rosmarins ein Sträußlein,
Und das Rößlein wiehert,
Rosmarin erblühet.

„Meine ſüße Liebſte,
Sprich, wohin das Rößlein?"
„„O mein ſüßer Liebſter,
Nach dem weißen Stalle!""

„Meine ſüße Liebſte,
Sprich, wohin den Falken?"
„„O mein ſüßer Liebſter,
In mein lichtes Zimmer!""

„Meine ſüße Liebſte,
Sprich, wohin das Sträußlein?"
„„O mein ſüßer Liebſter,
An mein blankes Mieder!""

Drei Töchter.

Hatt' ein Weib drei Töchter,
Hat vermählt all dreie;
Hat vermählt die eine
Fern zum grauen Meere.

Hat vermählt die andre
Fern zum ebnen Felde,
Hat vermählt die dritte
Fern in ſteile Berge.

Auf Beſuch die Mutter
Geht zur erſten Tochter
Fern zum grauen Meere,
Grauen, tiefen Meere.

„Töchterchen, mein liebes,
Iſt dir gut zumute
Hier am grauen Meere,
Grauen, tiefen Meere?“

„„Gut iſt mir zumute,
Drob ſei Gott geprieſen!
Bade mich im Weine,
Trockne mich in Seide.““

Auf Beſuch die Mutter
Geht zur zweiten Tochter
Fern zum ebnen Felde,
Ebnen, breiten Felde.

„Töchterchen, mein liebes,
Iſt dir gut zumute
Hier im ebnen Felde,
Ebnen, breiten Felde?“

„„Gut iſt mir zumute,
Drob ſei Gott geprieſen!
Bade mich in Molken,
Trockne in Mußlin mich.““

Auf Beſuch die Mutter
Geht zur dritten Tochter
In die ſteilen Berge,
Steilen, hohen Berge.

„Töchterchen, mein Liebes,
Iſt dir gut zumute

Hier in ſteilen Bergen,
Steilen, hohen Bergen?"

„„Gut iſt mir zumute,
Drob ſich Gott erbarme!
Bade mich in Tränen,
Trockne mich in Wermut.

Jede Nacht fort eilt er,
Jede Nacht heim kehrt er,
Jede Nacht heim bringt er
Eines Toten Haupt mir.""

Weinend zieht die Mutter
Schleunig aus dem Hauſe.
In der Nacht nach Hauſe
Kommt der Mann der Tochter.

„Hörſt du, Weib, mein teures,
Kennſt du dieſes Haupt nicht?"
„„Wie ſollt' ich erkennen
Meines Vaters Haupt nicht!""

„Hörſt du, Weib, mein teures,
Kennſt du dieſes Haupt nicht?"
„„Wehe, dreimal wehe,
Meiner Mutter Haupt iſt's!""

„Wenn du aber weineſt,
Bring' ich dich zum Schweigen,
Bring' ich dich zum Schweigen,
So wie deine Mutter."

Mit dem Munde lächelt,
Doch im Herzen weint ſie,
In dem Herzen weint ſie,
Atmet aus die Seele.

Des Helden Bitte.[5])

Auf dem ſchwarzen Berge
Brennt ein helles Feuer,

Dran vorüber reiten
Dreimal zehn der Helden,

Dreimal zehn der Helden,
Auserlesne Krieger;
Einer unter ihnen
Ist gar schwer verwundet.

„Bitt' um Gott euch, Brüder,
Laßt mich hier nicht liegen,
Doch hinaus mich führet
Nach dem ebnen Felde;

Dort bei Sankt Johannes
Grabt mir eine Grube,
Tief für meine Büchse,
Breit für meinen Säbel.

Aber laßt mir draußen
Meine Hand, die rechte,
Aber breitet drinnen
Meinen Reitermantel.

In das Grab mir leget
Rosmarins ein Sträußlein,
An den Arm dann bindet
Mir mein Pferd, den Rappen.

Rößlein, um mich traure,
Da nicht will die Liebste.
Trauern würd' auch Liebchen,
Wenn's die Arme wüßte!

Brüderlein, dich bitt' ich,
Wenn du gehst vorüber
An dem weißen Hofe,
Bleibe stehn und sag ihr:

Daß ich mich vermählte
Mit der schwarzen Erde,
Daß ich mich vermählte
Mit der grünen Wiese."

Der Gefangene.

Liegt ein armer Krieger
In dem Turm gefangen.

„Väterlein, mein teures,
Löst mich aus dem Kerker."

„„Söhnlein, mein vielliebes,
Was für dich zu geben?""

„Ist nicht viel zu geben:
Die drei schwarzen Pferde."

„„Söhnlein, mein vielliebes,
Ist zuviel zu geben!""

Liegt ein armer Krieger
In dem Turm gefangen.

„Mütterlein, mein teures,
Löst mich aus dem Kerker."

„„Söhnlein, mein vielliebes,
Was für dich zu geben?""

„Ist nicht viel zu geben:
Die drei weißen Burgen."

„„Söhnlein, mein vielliebes,
Ist zuviel zu geben.""

Liegt ein armer Krieger
In dem Turm gefangen.

„Brüderlein, mein teures,
Löst mich aus dem Kerker."

„„Brüderlein, vielliebes,
Was für dich zu geben?""

„Ist nicht viel zu geben:
Die drei blanken Büchsen."

„„Brüderlein, vielliebes,
Ist zuviel zu geben.""

Liegt ein armer Krieger
In dem Turm gefangen.

„Schweſterlein, mein teures,
Löſ' mich aus dem Kerker!""

„„Brüderlein, vielliebes,
Was für dich zu geben?""

„Iſt nicht viel zu geben:
Die drei ſchönen Zöpflein."

„„Brüderlein, vielliebes,
Iſt zuviel zu geben.""

Liegt ein armer Krieger
In dem Turm gefangen.

„Liebchen, teures Liebchen,
Löſ' mich aus dem Kerker!"

„„Mein geliebter Liebſter,
Was für dich zu geben?""

„Iſt gar viel zu geben:
Traun, dein weißes Händchen."

„„Mein geliebter Liebſter,
Iſt nicht viel zu geben;

Iſt nicht viel zu geben,
Nur mein weißes Händchen.

Leicht für dich zu geben
Hand und auch das Leben.""

Troſt der Verlaſſenen.

„Wer wird, Mädchen, dann dich tröſten,
Wenn ich dich verlaſſen hab'?"

„„Werden's tun die kleinen Vöglein,
Die in Lüften fliegen hin
Und erheitern meinen Sinn.""

„Neue Flinte werd' ich kaufen,
All die Vöglein schießen ab.
Wer wird, Mädchen, dann dich trösten,
Wenn ich dich verlassen hab'?"

„„Werden's tun die kleinen Fischlein,
Die im Meere schwimmen hin
Und erheitern meinen Sinn.""

„Neue Netze werd' ich kaufen,
All die Fischlein fangen ab.
Wer wird, Mädchen, dann dich trösten,
Wenn ich dich verlassen hab'?"

„„Werden's tun die kleinen Röslein,
Die am Felde blühen hin
Und erheitern meinen Sinn.""

„Neue Sense werd' ich kaufen,
All die Röslein mähen ab.
Wer wird, Mädchen, dann dich trösten,
Wenn ich dich verlassen hab'?"

„„Werden's tun die jungen Bürschlein,
Die am Felde pfeifen hin
Und erheitern meinen Sinn.""

„Großen Krieg werd' ich beginnen,
All die Bürschlein fangen ab.
Wer wird, Mädchen, dann dich trösten,
Wenn ich dich verlassen hab'?"

Der Scheintote.

„O baut ein Kirchlein, Mütterchen,
Daß Messe höre, wer da sei,
Vielleicht mein Liebchen auch dabei."

Das Kirchlein baute Mütterchen,
Da kam zur Messe, wer da war,
Doch Liebchen war nicht in der Schar.

„O grabt ein Brünnlein, Mütterchen,
Daß Waſſer hole, wer da ſei,
Vielleicht mein Liebchen auch dabei."

Es grub das Brünnlein Mütterchen,
Da kam um Waſſer, wer da war,
Doch Liebchen war nicht in der Schar.

„Sagt, daß ich tot ſei, Mütterchen,
Daß beten komme, wer da ſei,
Vielleicht mein Liebchen auch dabei."

Daß tot ihr Sohn, ſagt Mütterchen,
Da kam zu beten, wer da war,
Sein Liebchen eilt voran der Schar:

„Was iſt das für ein Toter mir,
Der durch die Fenſterladen guckt
Und mit dem Fuß zum Tanze zuckt!

Was iſt das für ein Toter mir,
Der Hände zum Umarmen regt
Und ſeinen Mund zum Kuſſe trägt!"

Ein Johannisfeſt.[6])

Johannis feiern Jungfraun drei,
Erhöhn im Dorf den Maibaum frei:
„O Königsſohn, Gott mit dir ſei!"

Ihr Lied ſo wunderſam erklingt,
Daß in die Ferne weit ſich's ſchwingt
Und bis zum neunten[7]) Lande dringt.

Was ſpricht der junge Königsſohn?
„Iſt das geweihter Glocken Ton?

Iſt das der Ton von Vöglein klein?
Iſt das der Ton von Jungfraun rein?

Führt mir herbei ein Rößlein riſch,
Daß an den Ort ich ſprenge friſch!

Daß ſelbſt ich hör' in ſchnellſter Friſt,
Was für ein ſeltner Ton das iſt!"

Da ſprengt der Königsſohn herbei,
Da findet er die Jungfraun drei.

Ihr Lied ſo wunderſam erklingt,
Daß es ſein ganzes Herz bezwingt.

Zur ältſten Jungfrau kehrt er ſich:
„Wie ſangſt du deine Lieder, ſprich."

Antwortet ihm die Maid: „Ich ſang,
Als halle der großen Glocke Klang."

Zur zweiten Jungfrau kehrt er ſich:
„Wie ſangſt du deine Lieder, ſprich."

Antwortet ihm die Maid: „Ich ſang,
Als klingle des kleinen Glöckleins Klang."

Zur jüngſten Jungfrau kehrt er ſich:
„Wie ſangſt du deine Lieder, ſprich."

Antwortet ihm die Maid: „Ich ſang,
So gut ich's kann und mir's gelang."

Die ältſte Jungfrau frägt er nun:
„Sprich, was iſt deines Vaters Tun?"

Antwortet ihm die Maid darauf:
„Ei, meines Vaters Tun, das iſt,
Daß ſtets er gelben Weizen mißt."

Die zweite Jungfrau frägt er nun:
„Sprich, was iſt deines Vaters Tun?"

Antwortet ihm die Maid darauf:
„Kein andres Tun mein Vater wählt,
Als daß er weiße Taler zählt."

Die jüngſte Jungfrau frägt er nun:
„Sprich, was iſt deines Vaters Tun?"

Antwortet ihm die Maid darauf:
„Geſtorben Vater, Mutter ſind,
Ich bin ein arm, verwaiſtes Kind.“

Der Königsſohn faßt ihre Hand,
Führt ſie mit ſich ins neunte Land;

Und alſo ſpricht er zu der Maid:
„Das iſt das Stimmlein, deſſen Klang
Wohl bis zum neunten Lande drang!“

Beſtrafte Untreue.

„Wer ſchläfrig iſt, mag ſchlafen gehn,
Bin ſchläfrig nicht, geh' ſchlafen nicht;
Jung Schreiber kommt noch heut zu mir.“

Da ſtellt ſie auf der Wächter drei,
Ob ihr Gemahl im Kommen ſei:

Der erſte draußen ſteht im Feld,
Der zweite Wach' im Hofraum hält,
Der dritte vor dem Kämmerlein.

Sie hört den erſten Wächter ſchrein:
„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Ivankowitſch ſchon reitet heim!

Wir ſahn ihn zwar mit Augen nicht,
Doch hörten wiehern wir ſein Roß,
Sein blanker Säbel Blitze ſchoß.“

„Iſt nichts, iſt nichts, jung Schreiber lieb,
Der Wächter weiß nicht, was er ſpricht.“

Sie hört den zweiten Wächter ſchrein:
„Holla, holla jung Frauchen mein,
Ivankowitſch ſchon reitet heim.

Wir ſahn ihn zwar mit Augen nicht,
Doch hörten wiehern wir ſein Roß,
Sein blanker Säbel Blitze ſchoß.“

„Iſt nichts, iſt nichts, jung Schreiber lieb,
Der Wächter weiß nicht, was er ſpricht.“

Sie hört den dritten Wächter ſchrein:
„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Ivankowitſch iſt ſchon daheim.“

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Nun ſchließt mir auf das Kämmerlein.“

Die Frau ſchließt auf das Kämmerlein,
Jung Schreiber ſpringt durchs Fenſterlein
Und ſtößt dabei die Scheiben ein.

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Wer ſtieß die Fenſterſcheiben ein?“

„„Iſt nichts, iſt nichts, geſtrenger Herr,
Die Katze ſprang dem Mäuslein nach.““

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Was mag ſo wirr das Haar Euch ſein?“

„Iſt nichts, iſt nichts, geſtrenger Herr,
Die Hand der Magd kämmt mich ſo ſchlecht.“

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Was mag zerſtört das Bettlein ſein?“

„Iſt nichts, iſt nichts, geſtrenger Herr,
Die Schlüſſel ſuchte drin die Magd.“

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Was mag Eur' Mieder offen ſein?“

„Iſt nichts, iſt nichts, geſtrenger Herr,
Dem Söhnchen gab ich erſt die Bruſt.“

Der Herr zieht ſeinen Säbel blank,
Der Herrin Haupt zu Boden ſank.

Janko.

Altes Mütterlein wallt an dem Berge,
Holen Waſſer dort drei junge Burſche.

„Habt ihr nicht gesehn mein Söhnlein Janko?"
„Nicht gesehn, doch ward uns von ihm Kunde,
Daß ihn fortgeführt drei junge Türken.

Erster sagt' ihm: Janko, lauf zu Berge!
Bin kein Hirschlein, daß ich lief' zu Berge.

Zweiter sagt' ihm: Janko, lauf ins Wasser!
Bin kein Fischlein, daß ich lief' ins Wasser!

Dritter sprach: Uns, Janko, dich verkaufe!
Bin kein Mädchen, daß ich mich verkaufe,
Doch ein Held bin ich, der Mädchen liebet!"

Der Schwimmer.

Liegt dort, liegt die schöne Ebne,
Lange Ebne, breite Ebne.

Führt ein Pfad wohl durch die Ebne,
Langer Pfad und wohlgebahnter.

Auf dem Pfade wallt ein Mädchen,
Gar ein schönes, junges Mädchen.

Und sie schaut ins stille Wasser,
Stille Wasser, klare Donau.

In der Donau, in der Donau
Ist der Mond drin, ist's die Sonne?

Nicht der Mond ist's, nicht die Sonne?
Schwimmt im Strom ein junger Krieger.

„Schwimme, schwimme, junger Krieger,
Schwimme und erschwimm das Ufer!"

„O mein Mädchen, teures Liebchen,
O daß ich's erschwimmen könnte!

Doch mein schöner, scharfer Säbel
Zieht mich tiefer in die Donau;

Meine schöne, blanke Büchse
Zieht hinab mich bis zum Grunde."

Von der schönen Vida.

Schöne Vida ſtand am Meeresſtrande,
Wuſch da ihres Wiegenkinds Gewande,
Kam ein ſchwarzer Mohr durchs Meer, das helle,
Hielt den Nachen an und ſprach zur Stelle:
„Warum biſt du, Vida, nicht ſo blühend,
Nicht ſo blühend mehr und wangenglühend,
Wie du warſt, noch iſt nicht deſſen lange?“

Schöne Vida ihm antwortet bange:
„Wie doch wär' ich blühend, wangenglühend,
In ſo ſchwerer Unglückslaſt mich mühend!
Ach, daheim mein Söhnlein liegt, das kranke,
Torenrat tat mir's gar ſchlecht zu Danke,
Da ich mir zum Mann nahm einen Alten!
Habe wenig frohen Sinns behalten,
Weint des Tags mir vor der kranke Junge,
Huſtet nachts mir vor des Alten Lunge.“

Drauf der ſchwarze Mohr ihr dieſes ſagte:
„Wenn's dem Kranich nicht daheim behagte,
Zieht er übers Meer; du aber eile
Fort mit mir, daß ſo dein Herzleid heile.
Schöne Vida, höre, dich zu holen
Hat mir Spaniens Königin befohlen,
Sollſt dort Amme ſein dem Königleine,
Ihrem Sohne, unſerm Kaiſerleine;
Wirſt es ſäugen, wirſt ſein Wieglein wiegen,
Wirſt es locken und ſein Bettlein betten,
Singſt in Schlaf es ein durch ſchöne Lieder,
Plagſt mit ſchwerer Arbeit nie dich wieder.“

In das Schifflein ſich ſchön Vida ſenkte.
Wie es abſtieß und vom Ufer lenkte,
Wie das Schifflein durch die Wogen jagte,
Weinte Vida bitterlich und klagte:
„Weſſen hab' ich Arme mich vermeſſen,
Ach und wem daheim vertraut indeſſen
Meinen kranken Säugling, den verwaiſten,
Meinen Mann, den armen und ergreiſten?“

Sonntagsmorgen drei von hinnen schwanden,
Bis die beiden bei der Fürstin landen.

Schöne Vida harrt in aller Frühe
An dem Fenster, bis die Sonn' erglühe.
Und zu stillen ihres Herzens Klagen
Tät sie so die gelbe Sonne fragen:
„Sonne, helle Sonne, gib mir Kunde,
Wie mein Söhnlein sich gehabt zur Stunde?"
„Wie doch soll dein Söhnlein sich gehaben,
Hielten ihm die Kerze gestern abend!
Und dein Mann ist fort vom Haus gezogen,
Und er sucht dich, fährt durch Meereswogen,
Und er sucht dich, und er weint gar kläglich,
Bersten will sein Herz vor Gram unsäglich."

Kommt des Nachts der weiße Mond gezogen,
Schöne Vida steht am Fensterbogen,
Und zu stillen ihres Herzens Klagen
Tät sie so den weißen Mond befragen:
„Mond, du heller Mond, o gib mir Kunde,
Wie mein Söhnlein sich gehabt zur Stunde?"
„Wie doch soll dein Söhnlein sich gehaben,
Heute ward das arme Kind begraben;
Und dein Vater ist vom Haus gezogen,
Und er sucht dich, fährt durch Meereswogen,
Und er sucht dich, und er weint gar kläglich,
Bersten will sein Herz vor Gram unsäglich."

Schöne Vida bitter weint' und klagte;
Trat zu ihr die Königin und fragte:
„Was ist dir geschehen, Vida, sage,
Daß du weinest in so bittrer Klage?"
Zu der Fürstin Vida spricht im Harme:
„Ach, wie sollt' ich weinen nicht, ich Arme!
Als das Goldgeschirr am Fensterbogen
Ich gescheuert, fiel mir's in die Wogen,
Fiel der Becher mir, der goldesschwere,
Von des Fensters Höh' zum tiefen Meere!"

Und die Königin ſpricht Troſt und Gnade:
„Nicht in Tränen drob dein Antlitz bade,
Kaufen will ich einen andern Becher
Und für dich beim König ſein Fürſprecher;
Zu dem Königlein geh, zu dem kleinen,
Daß es dir vertreibe Schmerz und Weinen.“

Kauft die Königin wohl einen Becher,
Iſt für ſie beim König wohl Fürſprecher;
Vida ſteht am Fenſter alle Tage,
Weint um Vater, Kind und Mann mit Klage.

Ein Verlaſſener.

Es liegt, es liegt ein ſchmaler Pfad,
Ein ſchmaler Pfad, ein glatter Pfad,
Der führt ins Dickicht tief hinein,
Tief in den grünen Wald hinein.
Ein Sünder liegt im Wald allein,
Er liegt gar krank und ächzt gar ſchwer,
Wünſcht ſich herbei den Prieſter ſehr.

Da fliegt ein Vögelein heran,
Zum Vöglein ſpricht der arme Mann:
„Da lieg' ich kranker, ſünd'ger Mann
Und wünſche mir den Prieſter ſehr;
Wenn mir nur da ein Bote wär'!“
So ſpricht und ſagt das Vögelein:
„Ich ſelber will dein Bote ſein.“

Das Vöglein in die Luft ſich wiegt
Und an des Pfarrers Fenſter fliegt,
Da zwitſchert es und ſingt ſo fein,
Daß drob der Pfarrer wach muß ſein:
„Im Wald liegt einer krank gar ſchwer
Und wünſcht herbei den Prieſter ſehr!“
Das Vöglein auf den Turm ſich ſchwingt
Und an die große Glocke klingt,
Daß drob der Mesner wach muß ſein.
Der Mesner eilt zur Kirche ſchnell,

Den Pfarrer fand er ſchon zur Stell'.
Der Pfarrer ſpricht und redet dies:
„Ein Sterbender mich rufen ließ,
Jedoch wohin? das weiß ich nicht!“
Das Vöglein aber alſo ſpricht:
„Ins Schnäblein mir das Glöcklein tut,
So will ich vor euch ſpringen gut,
Wohl ſpringen gut und klingeln gut.“
Sie reichen flink das Glöcklein ihm,
Vor ihnen hurtig ſpringt's dahin,
Wohl ſpringt's dahin und klingelt hin
Zum Kranken dort im Waldesgrün.
Der Sünder beichtet alſogleich,
Die Seele fliegt ins Himmelreich.

Agnes.

Es ſteht, es ſteht ein weißes Schloß,
Jung Agnes ſteht am Fenſterlein,
Kämmt ihr gelb Haar mit goldnem Kamm.
Gefreit hat böſer Türk' um ſie,
Gefreit wohl hat er ſieben Jahr'
In jedem Jahre ſiebenmal,
Doch gaben ſie die Maid ihm nicht.
„Was ich Euch bitte, Mütterlein,
O Mütterlein und Herrin mein,
Laßt mich zur Türkengrenze gehn,
Mir ſchöne Blumen zu erſehn.“
„Was ich dir ſage, Töchterlein,
Magſt nicht zur Türkengrenze gehn,
Dir ſchöne Blumen zu erſehn,
Dort finge böſer Türke dich,
Der um dich freite ſieben Jahr
Und ſiebenmal in jedem Jahr,
Wir aber gaben dich ihm nicht.“
Jung Agnes doch beachtet's nicht,
Zur Türkengrenze wallte ſie,
Und kleine Blumen pflückte ſie.
Das erſte Sträußchen ſchon ſie band

Und es mit Bändern ſchön umwand:
„Das ſei dir, Königsſohn in Wien!“
Das zweite Sträußchen ſchon ſie band
Und es mit Bändern ſchön umwand:
„Das ſoll für mich, die Agnes, ſein!“
Das dritte Sträußchen ſchon ſie wand,
Hielt ſchon die Blumen in der Hand,
Wie ſie ſich aber umgedreht,
Der böſe Türke vor ihr ſteht,
Erfaßt ſie bei der weißen Hand
Und ſchleppt ſie fort ins Türkenland.

Zum Türken Agnes alſo ſpricht:
„Dies, böſer Türke, bitt' ich dich,
Laß mich zur Mutter auf Beſuch,
Daß ich doch Abſchied nehmen kann!“
„Sollſt erſt zur Mutter auf Beſuch,
Bis du ein Söhnlein mir gebarſt,
Noch ſchöner wird's zu ſehen ſein,
Trägſt du am Haupt ein Wiegelein.“
Jung Agnes wohl erwartet's ſchwer,
Daß ihm der Sohn geboren wär'.

Zum Türken Agnes alſo ſpricht:
„Dies, böſer Türke, bitt' ich dich,
Laß mich zur Mutter auf Beſuch,
Daß ich doch Abſchied nehmen kann.“
„Sollſt erſt zur Mutter auf Beſuch,
Wenn ſieben Jahr das Söhnlein alt,
Noch ſchöner wird's zu ſehen ſein,
Wenn vor dir wallt das Söhnchen klein.“
Jung Agnes wohl erwartet's ſchwer,
Daß ſieben Jahr das Söhnchen wär'.

Zum Türken Agnes alſo ſpricht:
„Dies, böſer Türke, bitt' ich dich,
Laß mich zur Mutter auf Beſuch,
Daß ich doch Abſchied nehmen kann.“
„Sollſt erſt zur Mutter auf Beſuch,

Wenn vierzehn Jahr das Söhnchen alt,
Daß lesen es und schreiben lern',
Zu raten wisse jedem Herrn."
Jung Agnes wohl erwartet's schwer,
Daß vierzehn Jahr das Söhnlein wär'.

Zum Türken Agnes also spricht:
„Dies, böser Türke, bitt' ich dich,
Laß mich zur Mutter auf Besuch,
Daß ich doch Abschied nehmen kann."
„Was soll ich täuschen dich noch mehr?
Nach Hause kehrst du nimmermehr!"
„Herbei, herbei, du Söhnchen mein,
Und schreibe schnell ein Briefchen fein
An Vater mein und Mütterchen,
Daß sie mich nimmer wiedersehn,
Und schreib ein andres Briefchen fein
Dem Königssohn nach Wien hinein,
Er mag ein andres Lieb ersehn,
Mich wird er nimmer wiedersehn."

Ein friedfertiger Herr.

Es ragt ein blankes Schloß empor,
Drei Lindenbäume stehn davor,
Im Schatten sitzen edle Herrn,
Der Schloßherr ist des Kreises Kern.
Er nimmt ein Blumenblatt zur Hand
Und pfeift, daß bebt der Berge Wand.

Er pfeift zum erstenmal und winkt,
Herbei der erste Diener springt.
„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, mein Diener du."

„Ich komme her vom ersten Land,
Ein fröhlich gutes Volk ich fand,
Mit aller Welt es friedlich stand."

Er pfeift zum zweitenmal und winkt,
Herbei der zweite Diener springt.
„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, mein Diener du.“

„Ich komme her vom zweiten Land,
Ein Volk, halb Mensch, halb Pferd[8]) ich fand,
Gerüstet stets in Kriegesgrimm
Und wie der Blitz so schnell und schlimm:
Die Hundeköpfe[9]) drängt es schwer,
Die kennen nichts, das menschlich wär'.“

Er pfeift zum drittenmal und winkt,
Herbei der dritte Diener springt.
„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, mein Diener du.“

„Ich komme her vom dritten Land,
Wo ich ein Volk von Riesen fand;
Die Berg' auf Berge türmen sie,
Den Himmel wollen stürmen sie,
Je höh'r sie klimmend sich gerafft,
So tiefer stürzt sie Blitzeskraft.“

Er pfeift zum viertenmal und winkt,
Herbei der vierte Diener springt.
„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, mein Diener du.“

„Ich komme her vom vierten Land,
Ein Reich der Vögel dort ich fand,
Die Klaun und Schnäbel eisern sind,
Ihr Blick allein behext geschwind;
Sie wüten unter sich im Streit,
Wie Hagel fallen Tote weit.“

Er pfeift zum fünftenmal und winkt,
Herbei der fünfte Diener springt.
„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, mein Diener du.“

„Ich komme her vom fünften Land,
Den König hat das Wild ernannt,
Ein jedes will nur mehr und mehr,
Doch zittert's für sich selber sehr,
Ein Heulen, Brüllen Nacht und Tag;
Glück jedem, der's nicht wissen mag!"

Er pfeift zum sechstenmal und winkt,
Herbei der sechste Diener springt.
„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, mein Diener du."

„Ich komme her vom sechsten Land,
Wo kluge Köpf' ich herrschend fand,
Geheimnisse durchdenken sie,
Mit Blicken alle lenken sie,
Weißbärte sprechen dort so fein,
Als ob sie pflanzten Blümelein;
Leicht ohne Speisen, ohne Trank
Lauscht' ihnen ich mein Lebelang."

Er pfeift zum sieb'tenmal und winkt,
Herbei der sieb'te Diener springt.
„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, mein Diener du."

„Ich komme her vom sieb'ten Land,
Wo Helden ich als Herrscher fand,
Von aller Welt mit Ruhm genannt.
Sie stimmen, wo sie gehn im Frein,
Nur Heldenlieder, Heldenreihn,
Für sie ist in der Welt nichts schwer,
Wenn's gilt ersiegen Ruhm und Ehr';
Soweit des Meeres Woge wallt,
Herrscht ihres Feldpaniers Gewalt,
Geleitet sie manch Talisman,
Der gegen Unheil schützen kann."

Er pfeift zum achtenmal und winkt,
Ein Vögelein herbei sich schwingt.

„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, mein Vöglein du."

„Ich komme her vom achten Land,
Wohin kein Pfad von hier bekannt;
Es herrschen Fraun und Jungfräulein
Dort ohne Männer ganz allein,
Und ihre Schönheit sänftigt mild
All' was da lebt, selbst grimmes Wild.
Von Straßen ist durchfurcht das Land,
Von goldner Hügel Zaun umspannt,
Auf Goldsand rinnt das Wasser auch,
Die Blumen duften Gottes Hauch;
Doch wer da lüstern nach dem Reich,
Fällt schonungslos dem Todesstreich,
Uns schützen Himmels Mächt'ge gleich.
Der Frieden ist verbrieft gar gut,
Die Unterschrift, die reines Blut,
Zu löschen hat kein Kaiser Mut."

Er pfeift zum neuntenmal und winkt,
Ein weißes Entchen her sich schwingt,
Drei Federn flink es fallen ließ,
Ein Maidlein wie vom Himmel ist's!
„Wie geht wohl in der Welt es zu?
Bericht uns das, lieb Mädchen du."

„Ich komme her vom neunten Land,
Wohin den Weg noch keiner fand.
Da herrschen Weiber übers Reich,
Die weiser sind als wer von euch.
Gar manches Mannweib findst du da,
Das schwarze Kunst dich lehren kann,
Sich und das Reich entrückt im Bann."
Sie öffnet einen kleinen Schrein
Und streut daraus Gewürzstaub fein,
Verschwunden wie ein Blitz ist sie,
Und keiner weiß wohin und wie?

Der edle Schlozherr aber ſpricht:
„Wir kämpfen mit den Weibern nicht.
Die Ruh'gen laſſen wir in Ruh,
Die Hundeköpfe noch dazu,
So bleiben ſelber wir in Ruh."

Terdoglav.[10])

Ragt ein ſchwarzes Schloß empor,
Das nicht Fenſter hat noch Tor,
Innen hell von Gold es glänzt,
Außen nur von Moos umkränzt,
Nur ein Fenſter auswärts geht,
Dran Marjetiza jetzt ſteht,
Kämmend ihr lang wallend Haar,
Draus entfliegen Perlen klar
Und Demantenſteine klein,
Alles rings wirft goldnen Schein.

Kam ein junger Königſohn,
Einſt beſtimmt für Spaniens Thron,
Haſen jetzt im Feld er jagt;
Dieſer ſpricht zu ihr und ſagt:
„O, von Leib ſo ſchön und rein,
Möchteſt du getauft nur ſein,
Traun, du müßteſt werden mein!"

„Ward zur Taufe längſt geſandt
Und Marjetiza benannt,
Dir als Schweſter blutverwandt!"

„In dies Schloß wie kamſt du her?
Künde, Schweſter, mir die Mär'."

„Als vom Taufſtein mich gebracht
Patenvolk, jung, unbedacht,
Legt's am Kreuzweg nieder mich,
Schlug kein Kreuz auch über mich;
Schnell kam Terdoglav heran,
Hoffend, daß er mich gewann.
Neun der Ammen dienten mir,

Tugend war nicht ihre Zier,
Sie betranken fleißig ſich,
Schlugen nie das Kreuz für mich,
Bis mich Terdoglav errafft
Und gebracht in dieſe Haft."

„Kann ich dir ein Helfer ſein,
Dich erlöſen, Schweſterlein?"

„Brüderlein, o leicht, gar leicht
Wird mir Hilf' in dir erreicht!
Von heut' abend noch acht Tag'
Am Quatember-Donnerstag
Mußt vor dieſem Schloß du ſein,
Terdoglav iſt nicht daheim.
Er verreiſt nach Ungarn fort,
Denn zwei Männer ſchwören dort,
Eine Seele wird dann ſein!
Bringe dieſe Gaben ſein:
Weihewaſſers Tropfen drei,
Bring dazu der Körner drei
Von Sankt Stephansſalz herbei;
Nebſt Marienkerzen ſei
Noch ein Meßgewand mit dir,
Es zu breiten unter mir."

Übend treu, was ſie beſchloß,
Kam er, als die Woch' entfloß;
Terdoglav iſt nicht im Schloß,
Iſt verreiſt nach Ungarn fort,
Denn zwei Männer ſchwören dort,
Eine Seele wird da ſein!
Jetzt beſprengt das Brüderlein
Dreimal mit dem Weihbronn ſie,
Dreimal mit dem Salze ſie,
Brennt Marienkerzen an,
Legt das Meßkleid auf den Plan,
Drauf an goldner Kette feſt
Sich das Mädchen niederläßt,

Doch gewalt'ger Klang erklingt,
Daß er in neun Länder dringt.
Terdoglav ſich drob entſetzt:
„Schwöret! Eile treibt mich jetzt!
Da die goldne Kette hallt,
Litt Marjetiza Gewalt.“

Terdoglav kommt heimgerannt,
Längſt Marjetiza entſchwand.

Und er ſprach zum Königsſohn:
„Trugſt Marjetiza davon,
Doch ſie wird zum Weib dir nie,
Denn du nenneſt Schweſter ſie,
Drum, o laß ſie bleiben mein,
Was dafür du willſt, ſei dein.“

„Bring, daß ich ſie laſſe dir,
Eine goldne Henne mir,
Goldne Küchlein obendrein,
Dann ſoll ſie dir eigen ſein.“

Terdoglav bringt alles flink
Auf des Königſohnes Wink.

Dieſer ſpricht: „Glaubſt du, ſie ſei
Feil um ſolche Kinderei?
Bring ein Schloß von Golde mir,
Dann erſt wirb das Mädchen dir.“

Terdoglav bringt alles flink
Auf des Königſohnes Wink.

Dieſer ſpricht: „Dein ſei die Maid,
Wenn zu waten eine Zeit
Durchs Taufwaſſer du bereit.“
Terdoglav darauf ihm ſagt:
„Kauf mit dir mir nicht behagt.“

Zu dem Mädchen ging er dann,
Tat ihr ſchön und ſo begann:

„Komm, Marjetiza, ſei mein,
Wird dir nicht ſo übel ſein.“

„Bring mir einen Kamm von Gold,
Der das gelbe Haar mir rollt.“

Goldnen Kamm bracht' er heran,
Schmeichelnd wieder er begann:
„Komm, Marjetiza, ſei mein,
War nicht ſchlecht bei mir zu ſein.“

„Bürſt' und Wanne bring aus Gold,
Daß ich mit dir wandle hold.“

Beides bracht' er flink heran,
Schmeichelnd wieder er begann:
„Komm, Marjetiza, ſei mein,
War's bei mir ſo übel ſein?“

„Mit dir geh' ich nicht zurück,
Bis du Goldes gabſt ſolch Stück,
Daß ein Schloß ich baue draus,
Eh' ich ziehn mag in dein Haus.“

Terdoglav bringt ihr auch dies,
Drauf ein Schloß ſie bauen ließ,
Rief dann Mönche noch hinein,
Die das Schloß mit Segen weihn,
Daß man drin mag ſorglos ſein.

Terdoglav daraus entwich,
Riß das halbe Schloß mit ſich.

Ein verzauberter Prinz.

Schöne Vida jätet Hirſe
Frühe, früh im Tagesdämmern.

Jätet Hirſ' am erſten Morgen,
Sieht den Tau ſchon abgeſchüttelt:
„Gäbe Gott mir das zu eigen,
Was heut nacht hier mochte ſteigen.“

Jätet Hirſ' am zweiten Morgen,
Sieht den Tau ſchon abgeſchüttelt:
„Gäbe Gott mir das zu eigen,
Was heut nacht hier mochte ſteigen.“

Jätet Hirſ' am dritten Morgen,
Große Schlang' iſt drin verborgen.
Schlange hat der Schweiſe neune
Und an jedem Schlüſſel neune.
„Nicht erſchrecke, ſchöne Vida,
Was du wünſcheſt, haſt erhalten;
Bin ja keine böſe Schlange,
Bin ein Königsſohn, ein junger,
Ja ein Königsſohn, ein junger,
Der im weißen Schloſſe herrſchet.
Wandle du auf glattem Wege,
Ich in dichtem Waldgehege,
Bis den Pfad entlang wir kommen
Auf das Feld zum weißen Schloſſe.
Pflücke du drei feine Ruten,
Die gerade alt drei Jahre.“

Wie ſie ſchlug mit erſter Rute,
Ward die Schlange Menſch vom Haupte;
Wie ſie ſchlug mit zweiter Rute,
Ward die Schlange Menſch zu Hüften;
Wie ſie ſchlug mit dritter Rute,
Ward die Schlange Menſch zu Ferſen.

„Holla, holla, ſchöne Vida,
Was du wünſcheſt, haſt erhalten!
Nimm von den neun Schlangenſchweifen,
Von neun Schweifen je neun Schlüſſel,
Öffne dir die weißen Burgen,
Nehme dir all' Gold und Silber.
War bis jetzt ich eine Schlange,
Bin ich jetzt ein Fürſt, ein junger,
Der obherrſchet neun der Burgen
Mit der ſchönen, mut'gen Vida.“

Der Page.

Der Pag' entſchuht den alten Grafen,
Da fällt ihm aus der Bruſt ein Kettlein,
Von Gold und Silber war das Kettlein.
Der alte Graf den Pagen fragte:
„Wo, Page, ſtahlſt du dieſe Kette?"
„Die Kett' ich nicht geſtohlen habe,
Von meinem Lieb' iſt's eine Gabe."
„Dies Liebchen, Page, ſollſt du nennen,
Sonſt mußt für ſie den Kopf du geben!"
„Viel lieber will den Kopf ich geben,
Als nennen der Geliebten Namen."
Drauf hurtig ſie den Pagen faſſen,
In dunklen Turm hinab ihn laſſen.

Der Monde ſechs blieb er darinnen,
Ein neu Verhör ſie dann beginnen:
„Dein Liebchen, Page, ſollſt du nennen,
Sonſt mußt für ſie den Kopf du geben!"
„Viel lieber will den Kopf ich geben,
Als nennen der Geliebten Namen."

Sie führen ihn hinaus zum Felde,
Wo aufragt der bemalte Bildſtock;
Zum Richtplatz wandern alle Leute,
Des Grafen Tochter auch mit ihnen.
Des Pagen Haupt rollt auf die Wieſe,
Des Grafen Tochter, was tat dieſe?
Zur Leiche ſtürzt ſie bleich mit Beben,
Da hat den Geiſt ſie aufgegeben.

Roſchlin und Verjanko.

„Was iſt zu tun? Wie ſoll es ſein?
Du biſt zu jung, ein Weib zu frein,
Zu alt ich, daß ein Bräut'gam mein!"

„Heiratet, Mutter, immerhin,
Und wählt nur frei nach Eurem Sinn:
Doch nehmt Roſchlin den Böſewicht,

Der ſtets mein Todfeind war, nur nicht!
Er ſchlug mir Bruder, Vater tot,
Ich ſelbſt entkam ihm nur mit Not."

Die Mutter hielt ſich wenig dran
Und nahm Roſchlin den böſen dann,
Verjankos Erzfeind ſich zum Mann.

Als nachts die beiden ſchlafen gehn,
Vorm Fenſter bleibt Verjanko ſtehn.
Die Mutter ſpricht im Kämmerchen:
„Wie iſt's um Hab' und Gut doch ſchad',
Das jetzo ſeiner Teilung naht!
Was ſag' ich dir, o mein Gemahl,
Am Buchbaum ſpringt ein Quellenſtrahl,
Verborgen durch die Buche dort,
Vollbringe du Verjankos Mord!
Ich ſtell' am Morgen krank mich an,
Dem Sohne will ich ſagen dann,
Daß ich nur erſt geneſen kann,
Sobald ich trank vom Waſſer kalt,
Das aus dem ſchwarzen Berge wallt;
Mein Sohn gehorchte ſtets mir ſchnell,
So ſend' ich dir ihn leicht zum Quell."

Verjanko ſchleicht gar ſtill ſich fort
Und wahrt im Herzen gut ihr Wort.
Doch als der weiße Tag anbrach,
Trat er zur Mutter ins Gemach
Und zu ihr dieſe Worte ſprach:
„Lieb Mütterchen, was ſag' ich doch,
Die Sonne ſteht am Himmel hoch,
Sonſt war's doch Eure Sitte kaum,
So lang zu ruhn in Bettes Flaum!"
„Lieb Söhnlein, krank bin ich gar ſchwer,
Geneſen werd' ich nimmermehr,
Bis daß ich trank vom Waſſer kalt,
Das aus dem ſchwarzen Berge wallt!"
Ein Krüglein nimmt der Sohn zur Hand,
Den Säbel um den Leib ſich ſpannt,

Wirft ſein Gewehr zur Schulter ſchnell,
Zu gehn am Buchenbaum zum Quell.
„Was nimmſt du deine Waffen, Sohn,
Da wilde Tier' am Berg nicht drohn,
Längſt aus dem Land der Türk' entflohn?"
„Das Vöglein hat die Schwingen ſein,
Floßfedern hat das Fiſchelein,
Den Burſchen ſeine Waffen freun!"
Verjanko fort zur Buche rennt,
Los auf Roſchlin die Flinte brennt,
Sein Säbel dem die Adern trennt;
Drauf aber in ſein Krüglein weiß
Fängt er das Blut auf, das noch heiß.
Zur Mutter eilt er dann nach Haus,
Und dieſe Worte ſpricht er aus:
„Hier, Mutter, trinkt vom Waſſer kalt,
Das aus dem ſchwarzen Berge wallt.
Das Blut des Sohnes dünkt Euch gut,
Hier koſtet von Roſchlin das Blut!"

Von der ungetreuen Gräfin.

„Anes Mithel, ſchön guten Morgen!
Füttre reichlich mir die Roſſe,
Sollſt mich führen aus dem Lande,
Denn es ſchrieb mein Herr und Gatte,
Daß ich ſein daheim nicht warte.
Will ein golden Kleid dir ſchenken,
Wenn dir's Wert genug nicht hätte,
Schenk' ich dir die goldne Kette,
Die wohl ſchwer achttauſend Gulden."

Nicht dies Wort die Gräfin endet,
Als ins Haus der Graf ſich wendet:
Kniet die Gräfin auf den Boden,
Hält die Händ' empor gehoben:
„Gnade, Gnad', o Herr und Gatte!"
Ihre weiße Hand berührt er,
Sie mit ſich zur Kammer führt er,

In der Kammer hin sie schreiten
Und mit herben Worten streiten.
„Nenn ihn, nenn ihn mir, o Gattin!
Will dich strafen nicht noch schelten,
Ihm nur soll's das Leben gelten!“
Drauf die Gräfin ihm erwidert:
„Gott nur kennt ihn, Gott nur nennt ihn!
Nächtlich kam er, nächtlich schied er. —
Komme, komm nun, meine Amme,
Bringe mir mein junges Söhnlein,
Das kaum alt erst zweithalb Jahre,
Daß ich nochmals es gewahre.“
Amme bringt das junge Söhnlein,
Und die Gräfin an sich schließt es
Und von Herzen kost und küßt es,
Faßt dann in den seidnen Beutel,
Bringt draus eine goldne Kette:
„Amme, nimm die goldne Kette,
Die wohl schwer achttausend Gulden.
Säuge treu mir mein lieb Söhnlein;
Wird dich nicht dein Dienstherr zahlen,
Wird der ew'ge Gott dich zahlen.“

In der Kammer hin sie schreiten
Und mit herben Worten streiten.
Er erfaßt sie um den Gürtel,
Schleudert sie zum Strom durchs Fenster.
Eh' sie in den Strom gefallen,
Läßt sie noch dies Wort erschallen:
„Was ich noch dich bitte, Amme,
Hüte treu mir mein lieb Söhnlein,
Wird dich nicht dein Dienstherr zahlen,
Wird der ew'ge Gott dich zahlen!“

Sieht der Graf ihr nach durchs Fenster:
„Ach, ihr schönen, weißen Hände,
Stets der Arbeit gern beflissen,
Ach, ihr schönen, weißen Glieder,
Sollt zum Fraß jetzt Fischen taugen!

Ach, ihr ſchönen, ſchwarzen Augen,
Die im Strom ihr ſchwimmt und ſchimmert
Und um mich euch nimmer kümmert!“

Im Tode Wahrheit.

Es ſteht, es ſteht ein weißes Schloß,
Der junge Burgherr wallt durchs Schloß,
Er ruft zu ſich nun ſeinen Knecht,
Gehorſamen, getreuen Knecht:
„Mein Knecht, mein Knecht, nun ungeſäumt
Vernimm, was mir heut nacht geträumt,
Daß mir zu eigen Täubchen zwei,
Entflogen ſind mir alle zwei,
Zur Kirch' am Berg das eine zog,
Und nimmermehr zurück mir flog,
Zum Dorf im Tal das andre zog,
Zu meinem Lieb Marjetka flog.
Nun ſattle flink der Pferde zwei,
Mir eines, dir das andre ſei.“

Er ſchwingt ſich auf das Rößlein,
Wie ein gefiedert Vögelein,
Er reitet fort und immer fort
Zum Dorf im Tal zur Liebſten dort.
Es ſteht am Tore trauerſam
Die Supanin[11] und ſcheint voll Gram.
„O ſprecht, was iſt Euch, Supanin,
Daß heut ſo traurig Euer Sinn?
Und iſt Marjetka daheim,
Hat ſie geſahn das Täubelein?“
„Die läuft wohl keinem Täubchen nach,
Die ringt am Todbett im Gemach!“

Er tritt ins lichte Kämmerlein,
Da liegt ſie krank und ächzt gar ſchwer.
Ein ſeidnes Säckchen öffnet er
Und zieht hervor ein edles Kraut[12]:
„Dies ſei, Marjetka, dir vertraut;
Sollſt du geneſen, Liebchen mein,

Schnell wird davon dir beſſer ſein,
Doch ſollſt du ſterben, Liebchen mein,
Schnell wird davon dir ſchlimmer ſein."

Er ſchwingt ſich auf das Rößlein,
Wie ein gefiedert Vögelein,
Er reitet fort und immer fort
Bis zu dem weißen Schloſſe dort.
Da nahm er weder Speiſ' noch Trank,
Bis wieder er zu Roß ſich ſchwang.
Die Supanin am Schwellenrain
Wiſcht ſich die ſchwarzen Äugelein.
„Was wiſcht Ihr, ſo betrübt von Sinn,
Die ſchwarzen Äuglein, Supanin?"
„Wie ſoll ich nicht in Tränen ſein?
Geſtorben iſt Marjetka mein."

Er geht hinauf ins Kämmerlein.
Marjetka liegt im Totenſchrein,
Ein Roſenſtrauß im Arm ihr liegt,
Ein goldner Kranz ihr Haupt umſchmiegt.
Er nimmt vom Arm den Strauß hinweg,
Er nimmt vom Haupt den Kranz hinweg:
„Nicht ziemt, Marjetka, dieſer dir,
Zwei Söhnlein ja gebarſt du mir,
Der eine ſoll einſt Prieſter ſein,
Die Mutter vom Fegfeuer befrein."

Von der Königstochter.

Königsſohn tränkt ſeine Pferde,
Daß der See erbebt zur Erde,
Königsſohn pfeift mit dem Munde,
Daß der See erdröhnt im Grunde.
Königstochter am Fenſterhange
Flieht zurück in ſchnellem Gange,
Wird vorm Königsſohn ihr bange.
Ruft zu ſich das junge Mägdlein:
„Komme, komme, junges Mägdlein,
In die Kammer geh' ich ſchlummern,

Laſſ' in deiner Hand den Schlüſſel.
Kommt der Königsſöhne erſter,
Der einſt meine erſte Liebe,
Und er frägt dich, junges Mägdlein:
Wo iſt hin die Königstochter?
Gib ihm dieſe Antwort, Mägdlein:
Masken, Mummen ſind gekommen,
Die zum Tanz ſie mitgenommen.
Kommt der Königsſöhne zweiter,
Wehe, der nun mein Verlobter,
Und er frägt dich, junges Mägdlein:
Wo iſt hin die Königstochter?
Gib ihm dieſe Antwort, Mägdlein:
In die Kammer ging ſie ſchlummern,
Ließ in meiner Hand die Schlüſſel."

Kam der Königsſöhne erſter,
Der einſt ihre erſte Liebe,
Und er frug das junge Mägdlein:
Wo iſt hin die Königstochter?
„Masken, Mummen ſind gekommen,
Die zum Tanz ſie mitgenommen."
„Nein! Zur Kammer ging ſie ſchlummern,
Ließ in deiner Hand den Schlüſſel.
Gib in meine Hand den Schlüſſel,
Will ihn mit Zechinen löſen,
Tun kein Leid der Königstochter,
Wollen im Geſpräch uns laben,
Wie wir einſt geliebt uns haben."

Und er ſchritt zur hellen Kammer,
Wo ſie lag in Bettes Flaume,
Eben ſüß erfaßt vom Traume.
Durch die Kammer hin er wallet,
In Gedanken tief verſunken:
„Traun, ein Weib voll Reiz und Schönheit!
Schade wär's, ſollſt du erblaſſen,
Will dich andern doch nicht laſſen!"
Greift in ſein Gewand von Seide,

Zieht hervor ein blankes Messer,
Taucht es tief ihr in das Herze,
Setzt dann an den Tisch die Leiche,
Legt vor sie ein Buch, ein schwarzes,
Und verläßt die lichte Kammer.
Gibt die Schlüssel drauf dem Mägdlein:
„Tat kein Leid der Königstochter,
Täten im Gespräch uns laben,
Wie wir einst geliebt uns haben."

Kam der Königssöhne zweiter,
Jener, der nun ihr Verlobter:
„Auf, wohlauf, du junges Mägdlein,
Wo ist hin die Königstochter?"
„In die Kammer ging sie schlummern,
Ließ in meiner Hand den Schlüssel."
Und er geht zur hellen Kammer,
Frägt ein Wort die Königstochter,
Doch sie gibt kein Wort, kein Zeichen,
Längst schon war sie von den Leichen.
Und er frägt zum andern Male,
Doch sie gibt kein Wort, kein Zeichen,
Längst schon war sie von den Leichen.
Königssohn im Zornesdrange
Schlägt der Königstochter Wange,
Nieder stürzt sie von dem Streiche,
Längst schon war sie eine Leiche.
Königssohn schreit auf im Schmerze:
„Wer war bei der Königstochter,
War der Königstochter Mörder?"
Und aufschreit im Schmerz das Mägdlein:
„Hol der Teufel die Zechinen,
Büße nun den Kopf ob ihnen."

Lamberg und Pegam.[18]

Das weiße Wien vor euch dort steht,
Vernehmt nun, wie's in Wien ergeht!
Es liegt ein Marktplatz mitten drin,

Drauf sprosset eine Linde grün
Und kühlt mit ihrem Schatten Wien.
Ein gelber Tisch im Schattenplan,
Von Stühlen ist der Tisch umfahn,
Viel große Herren sitzen da
Der Majestät des Kaisers nah.
Da trabt Herr Pegam stolz heran,
Zum mächt'gen Kaiser hebt er an:
„Hast du den Helden unter dir,
Der sich im Kampfe mißt mit mir?"
Antwortet ihm der Kaiser dann:
„Was fragst du? Traun, ich weiß den Mann,
Der dich vom Sattel werfen kann!
Sein Nam' ist Christoph Lamberger,
Nicht groß, wohl aber breit ist er,
Auf grauer Felswand nistet er,
Nur weit von hier ist er daheim
Im Krainerland am weißen Stein."
„Und ist er nah, so schickt um ihn,
Und ist er fern, so schreibt um ihn!
Ein Bursche wird zu finden sein,
Dem kund der Weg zum weißen Stein?"
Ein Bürschlein jung fand bald sich ein,
Dem kund der Weg zum weißen Stein;
Er nahm wohl untern Arm den Hut,
Nahm in die Hand das Brieflein gut.

Der Bursche durch die Felder geht,
Herr Lamberg dort am Fenster steht,
Und also spricht und redet er:
„Ein Wienerbürschlein kommt daher
Und bringt wohl neue Wienermär!"
Dem Boten er entgegen wallt
Und trifft ihn auf der Treppe bald,
Mit einer Hand er ihn umfangt,
Ums Brieflein mit der andern langt.
Das Schreiben er gar schnell durchliest,
Zum Mütterlein dann sprach er dies:

„Alt Mütterlein, was sag' ich dir,
Der böse Pegam schickt nach mir!"
Antwortet drauf alt Mütterlein:
„Du hast ein Roß, wie'n Vögelein,
Das kam noch nie ans Sonnenlicht
Und sah den weißen Tag noch nicht,
Steht an der Krippe sieben Jahr,
Trank nie vom Quelle kalt und klar,
Das trinkt nur süßen, welschen Wein [14]
Und kaut das goldne Weizkörnlein.
Zwei Teufel stehn dem Pegam bei,
Besiegen wirst du alle zwei!
Du wirst ihn mit drei Häuptern sehn,
Die beiden äußern lasse stehn,
Doch soll dein Schwert das mittre mähn!"
Er schwingt sich auf sein schnelles Roß,
Das flink mit ihm von dannen schoß,
Er saust euch wie ein Donnerkeil
Und hält euch nirgends Rast und Weil',
Wie in der Luft das Vöglein schnell.
Am nächsten Tag war er zur Stell'.

Er sprengt die Wienerstadt entlang,
Der Scheiben Glas in Splitter sprang,
Der Löffel sank aus Pegams Hand,
Der eben froh beim Mahl sich fand:
„Herbei, herbei, du mein Lakai!
Sprich, ob Erdbeben, Donner grollt,
Ob Sturmwinds Wagen kommt gerollt?"
„Nicht Donner, nicht Erdbeben grollt,
Nicht Sturmwinds Wagen kommt gerollt,
Der Herr Lamberger trabt herein."

Zum Imbiß lädt ihn Pegam ein,
Doch also Herr Lamberger spricht:
„Ich kam zu dir zu Gaste nicht,
Doch kam ich dir zum Kampfe her,
Dein graues Haupt zu treffen schwer
Und deine Feder weiß und rein,

Ein goldner Rand umſäumt ſie fein,
Zu treten in den Kot hinein!“
Drauf Pegam ihm erwidert ſo:
„Mich macht ein einzig Ding unfroh,
Mich dauert dein ſpinatfarb Hemd,
Jetzt wird es bald mit Blut verbrämt!“
Und weiter frägt ihn Pegam fort:
„Sprich, wo für unſern Kampf der Ort,
Ob in des Kaiſers Hof wir gehn,
Ob in den Straßen Wiens wir ſtehn?“
Herr Lamberger entgegen ſpricht:
„In Höfen man die Schweine ſticht,
In Gaſſen Weiberzunge ficht,
Da ſchlagen ſich die Helden nicht!
Laß auf das ebne Feld uns gehn,
Daß uns die Leute alle ſehn
Und alle Herren von ganz Wien!“
Da wallten ſie zur Ebne hin.

Jetzt rennen an zum Strauß die zwei,
Sie ſauſen Ohr an Ohr vorbei,
Doch bleiben beid' an Schaden frei,
Die Helme flogen auf den Grund.
Und wieder ſprach des Pegams Mund:
„Noch ſiegte über mich kein Mann!
Ficht, Chriſtoph, dies dein Herz nicht an?
Dein Rößlein doch wird trauern dann,
Allein im Feld wird's irren fern,
Und ſuchen wird es ſeinen Herrn.“
Drauf Chriſtoph ihm erwidernd ſpricht:
„Was mir jetzt einzig von Gewicht,
Dran denkſt du wohl im mindſten nicht!
Dein ſchönes Weib im Seidenkleid,
So jung beſtimmt zum Witwenleid,
Weiß Gott, ſie wird von mir gefreit!“

Pegam ſprengt an zum zweiten Stoß,
Nun Chriſtophs Blut vom Finger floß,
Geſchah ihm erſt nicht Leides groß.

Anſprengen ſie zum dritten dann,
Jetzt greifen ſie ſich wacker an!
Aufs Mittelhaupt zielt Chriſtoph bloß,
Die äußern zwei hält er nicht groß,
Und haut vom Rumpf das mittre los.
Drauf fängt er's auf dem Speere hoh
Und trägt es vor den Kaiſer froh.

Des Kaiſes Majeſtät begann:
„Was willſt zu Lohn du, tapfrer Mann?
Willſt hundert weiße Burgen du?"
Herr Lamberger doch ſprach dazu:
„O gebt mir nur neunzig und neun,
Das wird noch mehr zu zählen ſein!"

König Marko.[18]

Ein grauer Fels, ein weißes Schloß,
Drin wuchs der junge Marko groß,
Drin wohnt er und Alenka ſein,
Ein ſchönes Türkenmägdelein.
Sie ſtanden auf des Morgens früh,
Zum hohen Gange wandeln ſie,
Die breiten Fenſter öffnen ſie.
Alenka alſo zu ihm ſpricht:
„Wie kommt es wohl, daß heut ſo dicht,
Der Nebel dort das Feld umflicht?"
Antwortet ſo Jung Marko drauf:
„Das iſt fürwahr kein Nebelrauch,
Das iſt nur türk'ſcher Roſſe Hauch,
Die reiten wohl zu Gaſt mir auch.
Wenn ſie am Schloſſe reiten vor,
Dann öffne ihnen ſelbſt das Tor;
Und fragen ſie um Marko dich,
Gebärden ſie echt türkiſch ſich,
Dies ihnen dann als Antwort ſprich:
Es iſt Jung Marko nicht zu Haus
Und kommt auch abends nicht nach Haus

Und bleibt wohl auch noch morgen aus.
Mach ihnen Platz am gelben Tisch,
Gib vollauf Trank und Speisen frisch,
Doch ihre Waffen insgeheim
Verberge tief im Kämmerlein.
Indes schleif' ich den Säbel bloß,
Da zittern soll das weiße Schloß."
Am Schloß die Türken reiten vor,
Alenka öffnet selbst das Tor,
Empfängt sie mit der rechten Hand,
Umfängt sie mit der linken Hand[10]:
„Ihr Türken, seid willkommen mir!
Nicht trefft daheim Jung Marko ihr,
Er kommt auch abends nicht nach Haus
Und bleibt wohl auch noch morgen aus."

Sie setzt sie an den gelben Tisch,
Bringt vollauf Trank und Speisen frisch,
Doch ihre Waffen insgeheim
Verbirgt sie tief im Kämmerlein.
Vom Weine trinkt sie ihnen zu,
Gießt ihn ins Mieder aus im Nu,
Den Säbel schleift Jung Marko bloß,
Daß zittern muß das weiße Schloß.
Da fragt der Türken einer sie:
„Wie kommt denn dies, wie ist dies, wie,
Daß es so lärmt dort oben hoch?
Wohl ist daheim Jung Marko noch,
Der droben seinen Säbel wetzt?"
Alenka aber drauf versetzt:
„Nicht ist daheim Jung Marko jetzt
Und kommt auch abends nicht nach Haus
Und bleibt wohl auch noch morgen aus.
Nur unsre Hühner scharren so
Und bringen junge Eier froh."
Vom Weine trinkt sie ihnen zu,
Gießt ihn ins Mieder aus im Nu,
Sie macht die Türken Weines voll,

Daß ſie am Grund ſich wälzen toll,
Da ſpringt Jung Marko raſch herein,
Er ſchwingt herum ſein Säbelein,
Daß alle Türken ſinken drein.

Sich bergend unterm Tiſch, entfloh
Ein Türk' allein, der ſpricht jetzt ſo:
„Jung Marko, dieſes bitt' ich dich,
O laſſe du am Leben mich,
Am Leben mich und unverletzt,
Daß ich dann jedem ſagen kann,
Was Marko für ein Held und Mann!"
Jung Marko drauf ihm dies verſetzt:
„Ich will dich laſſen leben jetzt,
Zwar leben, doch nicht unverletzt."
Zog unterm Tiſch ihn vor hernach,
Und ſeine Rippen ihm zerbrach,
Und ſeine Augen ihm ausſtach.
Drauf ſetzt er ihn aufs Pferd gewandt,
Gab ihm die eigne Fahn' zur Hand,
Dies Wort hat er zugleich entſandt:
„So! Bring dem Türkenkaiſer dies
Und alſo ſag ihm ganz gewiß:
Sollt' ihm um mich zu tun es ſein,
Komm' er zu mir als Gaſt allein,
Daß wir verſuchen uns, wir zwei,
Ein größrer Held wer von uns ſei?"

Der Türke reitet ſtill davon
Bis tief im Türkenlande fort;
Der Kaiſer ſteht am Fenſter dort,
Er ruft zu ſich die Kaiſerin:
„Hieher, hieher, o Kaiſerin,
Das gibt uns endlich frohen Sinn,
Die Türken reiten ſchon nach Haus,
Sie tragen Markos Fahn' voraus,
Ihn ſelbſt führt hinten wohl der Troß."
Und wie der Türke ritt ans Schloß,
Der Türkenkaiſer zu ihm ſpricht:

„Warſt du zu Gaſt bei Marko nicht?“
Der Diener drauf dies Wort erfaßt:
„Wohl war bei Marko ich zu Gaſt,
In Teufelsklaun doch lieber faſt!
Die Rippen er mir dort zerbrach,
Die Augen er mir dort ausſtach;
Drauf ſetzt er mich zu Pferd gewandt,
Gab ſeine Fahn' in meine Hand,
Dies Wort auch hat er dir entſandt:
Sollt' um ihn dir zu tun es ſein,
Geh ſelbſt zu ihm als Gaſt allein,
Daß ihr euch dort verſucht, ihr zwei,
Ein größrer Held wer von euch ſei?“

Drei Brüder.

Das waren edler Helden drei:
Ha, Marko jung und Debelak,
Der dritte dann war Jankotitſch.
Jung Marko ſo zu ihnen ſprach:
„Nun laßt euch ſagen, Brüder mein,
Die Glieder bindet mir recht feſt,
In Schellen Arm und Bein mir preßt,
Knüpft Knoten in die Schlingen auch,
Einſchmiedet mich nach Türkenbrauch,
Und werft in dunklen Kerker mich.
Dann geht ins tiefe Türkenland
Und bietet dort mich zum Verkauf
Um eine Saumlaſt gelben Golds,
Und um ein weißes Talerſtück
Und zwanzig weiße Gulden drein.“

Sie gehn ins tiefe Türkenland,
Sie gaben Marko dort zum Kauf
Um eine Saumlaſt gelben Golds,
Und um ein weißes Talerſtück
Und zwanzig weiße Gulden drein.
Drauf alſo fragte Jankotitſch:
„Was ſag' ich, gibſt du, Türkenzar,

Wohl siebenhundert Krieger mit?"
„Noch drauf geb' ich dir siebenzehn
Und will auch selber mit euch gehn!"
Sie brechen auf und wallen fort
Wohl weit dahin in fernes Land,
Wo Markos dunkler Kerker stand.

So aber sprach der Türkenzar:
„Laß mich den jungen Marko sehn,
Doch nimmer frei und ungeschwächt,
Nach Türkenart geschmiedet recht."
Den dunklen Turm sie öffnen frisch,
Wo Marko sitzt an seinem Tisch
Und mit den Zähnen knirscht ergrimmt,
Daß Feuer rings im Kerker flimmt.
Und also sprach der Türkenzar:
„Kein junger Marko ist's, fürwahr,
Das ist der Höllenteufel gar!"
Jung Marko führen sie mit sich,
Sie ziehn ins tiefe Türkenland,
Wohl weit dahin in fernes Land,
Bis an des Flusses Kulpa Strand.

So aber sprach Jung Marko jetzt:
„O Gnade, Gnade, Türkenzar!
Gefangne hatt' ich selber einst,
Doch jedem tat ich eine Gunst,
So tu auch du mir, Türkenzar!
Mach frei mir rechten Arm und Fuß,
Daß ich das Haupt mir wasch' im Fluß,
Im Haupte fühl' ich argen Schmerz,
Und auch nicht wohl ist's mir ums Herz.
O gebt mir doch mein Säblein her,
Mein Säblein, das zwei Zentner schwer,
Zwei Zentner und drei Pfunde mehr!"
Sie reichen ihm ein Becken dar
Und auch sein blankes Säblein dar.
Er hieb die Türken und zerhieb
Wohl siebenhundert und siebzehn.

Schnell zog Jung Marko heim und trat
Zuerſt ins Schloß des Jankotitſch.
Die Brüder ſitzen an dem Tiſch
Und teilen ſich die Gelder froh.
Jung Marko aber ſagte ſo:
„Was teilt ihr unter euch das Gold,
Das ihr doch nicht verzehren ſollt?“
Zog aus der Scheid' ſein Säblein ſcharf,
Vom Rumpf die Köpf' er beiden warf.

Gregors Schweſter Alenka.

Dort liegt vor mir ein Pfad gebahnt,
Der führt tief in das Türkenland,
Das Auge da gar weit mir ſieht
Tief in das türkiſche Gebiet;
Es wallt den Pfad heran ein Knecht,
Des Türkenkaiſers junger Knecht.
Alenka ſteht am Schwellenrain,
Alenka, Gregors Schweſterlein.

„Laß dich befragen, junger Knecht,
Des Türkenkaiſers junger Knecht,
Ob du nichts zu Geſicht bekamſt,
Ob du auch Kunde nicht vernahmſt,
Mag's Gutes oder Schlimmes ſein,
Von Gregor, meinem Brüderlein?“

Antwortet drauf der junge Knecht,
Des Türkenkaiſers junger Knecht:
„Von Gregor weiß ich Kunde nicht,
Von Gregor man auch nirgends ſpricht,
Ich ſelber ſah niemals den Mann,
Drum ich ihn auch nicht kennen kann.“

Es ſpricht darauf Alenka fein,
Alenka, Gregors Schweſterlein:
„Ein langes Oberkleid ihn hüllt,
So lang, daß bis zur Ferſ' es quillt,

Mit Blumen iſt es ausgeſtickt,
Mit Seidenſchnüren iſt's geſchmückt,
Ein rotes Käppchen ihn bedeckt,
Drei Federn ſind darein geſteckt,
Drei Kranichsfedern mögen's ſein.
Er führt ein blankes Säbelein,
So blank als wie der Sonnenſchein
Und wie Schermeſſer ſcharf und fein;
Inmitten eine Schlange liegt,
Und Feuer aus der Spitze fliegt,
In Schlangenblut iſt es geſtählt,
Die Türken hat ſich's auserwählt."

Antwortet drauf der junge Knecht,
Des Türkenkaiſers junger Knecht:
„Tot ſchlugen Türken ſolchen Mann,
Der dein Gregor vielleicht ſein kann."

Was tat darauf Alenka ſein,
Alenka, Gregors Schweſterlein?
Sie läuft ins helle Kämmerlein,
In lang' Gewand den Leib ſie hüllt,
So lang, daß bis zur Ferſ' es quillt,
Mit Blumen iſt es ausgeſtickt,
Mit Seidenſchnüren iſt's geſchmückt.
Sie hat ſich ganz ſo angelegt,
Wie ſich ihr Bruder Gregor trägt.
Ein rotes Käppchen ſie bedeckt,
Ins Käppchen ſie drei Federn ſteckt,
Drei Kranichfedern mögen's ſein,
Schnallt um ein blankes Säbelein,
So blank als wie der Sonnenſchein
Und wie Schermeſſer ſcharf und fein,
Inmitten eine Schlange liegt,
Und Feuer aus der Spitze fliegt,
Mit Schlangenblut iſt es geſtählt,
Die Türken hat ſich's auserwählt.
Sie geht zum lichten Stall hinein,
Da ſattelt ſie ein Röſſelein,

Das ſchnellſte, flinkſte Röſſelein;
Drauf in die Bügel ſie ſich ſchwingt,
Ihm hurtig auf den Rücken ſpringt;
Wie Vogelflug ſo ſauſt ſie fort
Bis fern ins Türkenlager dort.

Sie ſprengt im Lager kreuz und quer,
Ihr Säbel trifft die Türken ſchwer,
Daß hinter ihr ſie ſinken her,
Wie Korn wohl hinter Schnittern knickt,
Wie Gras wohl hinter Mähdern nickt,
Wenn Gott ein gutes Jahr geſchickt.

Der Türkenzar am Fenſter ſtand,
Und dieſes Wort hat er entſandt:
„Ihr ſchnöden Türken rühmtet euch,
Ihr gabt Gregorn den Todesſtreich,
Und dennoch ſeh' ich ihn zugleich
Durchs Lager ſprengen kreuz und quer,
Sein Säbel trifft die Türken ſchwer,
Daß hinter ihm ſie ſinken her,
Wie Korn wohl hinter Schnittern knickt,
Wie Gras wohl hinter Mähdern nickt,
Wenn Gott ein gutes Jahr geſchickt!"

Was tat darauf Alenka ſein,
Alenka, Gregors Schweſterlein?
Sie zeigt ſchön ſchwarze Zöpfchen zwei,
Sie zeigt ſchön weiße Brüſtlein zwei:
„Hat ſolche deine Kaiſerin?
Hat ſolche deine Kaiſerin?"

Des Woiwoden Janko Hochzeit.[17])

Hat verlobt ſich der Woiwode Janko
In der Ferne, im Lateinerlande.
Schreibt gar ſchlau der ſchelmiſche Lateiner
Einen Brief dem Woiwoden Janko:
„Lade, Janko, ſchmucke Hochzeitgäſte,
Nur den Helden Sekol mir nicht lade,

Der nicht ißt, nicht trinkt vor Überklugheit,
Der ein Schalk voll Liſt und Schelmereien."

Janko ladet ſchmucke Hochzeitgäſte,
Nur den Helden Sekol er nicht ladet.
Spricht Held Sekol traurig dieſe Worte:
„Gott mit Euch, mein Mütterlein, mein altes!
Wie verwirkten wir des Oheims Gnade,
Daß er uns nicht lud zum Hochzeitmahle?"
Gab ſein altes Mütterlein ihm Antwort:
„Steig aufs Roß, daß es der Ohm nicht wiſſe,
Nimm dein Schwert, daß es der Ohm nicht merke,
Menge ſo dich zu den Hochzeitgäſten."
Alſo zog er zum Lateinerlande.

Trat vor ſie der ſchelmiſche Lateiner,
Gab das erſte Probeſtück zu löſen;
Alſo ſprach der ſchelmiſche Lateiner:
„Gott ſei gnädig dir, Woiwode Janko,
Haſt du nicht in deiner Schar den Helden,
Der drei gleiche Lanzen überſpringe!"
Ward nicht gut zumut den Hochzeitgäſten,
Alle ſahn beſchämt zur Erde nieder;
Trat hervor Held Sekol aus der Menge,
Überſprang gewandt drei gleiche Lanzen.

Trat vor ſie der ſchelmiſche Lateiner,
Gab das zweite Probeſtück zu löſen,
Spießt' auf eine Lanze einen Apfel,
Und ſo ſprach der ſchelmiſche Lateiner:
„Gott ſei gnädig dir, Woiwode Janko,
Haſt du nicht in deiner Schar den Helden,
Der den Apfel auf dem Speer durchſchieße!"
Ward nicht gut zumut den Hochzeitgäſten,
Alle ſahn beſchämt zur Erde nieder;
Doch nicht alſo hat getan Held Sekol,
Hat am Speer den Apfel raſch durchſchoſſen.

Trat vor ſie der ſchelmiſche Lateiner,
Gab das dritte Probeſtück zu löſen,

Stellte vor sie hin neun schöne Jungfraun,
Ähnlich ganz an Aug' und Antlitz alle,
Und so sprach der schelmische Lateiner:
„Gott sei gnädig dir, Woiwode Janko,
Wählst du nicht aus diesen Neun die Rechte!"
Ward nicht gut zumut den Hochzeitgästen,
Alle sahn beschämt zur Erde nieder;
Trat gar flink Held Sekol aus der Menge,
Breitet' auf den Grund den Seidenmantel,
Legte drauf drei blanke Golddukaten:
„Frisch heran nun, ihr Lateinermädchen!
Nimmt nicht Jankos wahre Braut die Münzen,
Haut mein Säbel allen ab die Köpfe."
Lief heran die wahre Braut des Janko,
Hob empor die blanken Golddukaten,
Nahm vom Boden auch den Seidenmantel,
Warf ihn wieder hin dem Helden Sekol.

Als zu seinem weißen Schloß er kehrte,
Sprach Held Sekol fröhlich diese Worte:
„Gott mit Euch, mein Mütterlein, mein altes!
Meinte dort der schelmische Lateiner,
Daß kein Held sich find' in unsrer Mitte,
Der sich messe seinen Schelmenkünsten!"

Vom König Matjasch.[18])

Der König Matjasch hat zur Braut
Alenka jüngst sich angetraut,
Das junge, schöne Mägdelein,
Die Königin Ungarns lieb und fein.
Er schläft bei ihr nur kurze Zeit,
Drei Nächte nur, gar kurze Zeit!
Am vierten Tag ein Vöglein sang:
„Wohlauf zum Kampf, die Grenz' entlang!
Hinab zur Flur des Donaustrands,
Zum Grenzstein deines Ungarlands!"

Doch Matjaſch ihm entgegen ſpricht:
„Zu Felde kann ich jetzt noch nicht,
Noch lendenlahm ſind meine Knecht',
Die Pferde nicht beſchlagen recht,
Die Säbel noch nicht ſcharf gewetzt,
Noch nicht bereit die Flinten jetzt."
Am zweiten Tag das Vöglein ſingt,
Matjaſch dieſelbe Antwort bringt;
Doch wie's am dritten Tag erſcheint,
Iſt er gerüſtet ganz dem Feind.

Der König ruft Alenka ſein,
Die Königin ſo lieb und fein,
Und ſo ſpricht er zu ihr und ſagt:
„Schnell muß ich fort, die Zeit entjagt,
Hinab zur Flur des Donauſtrands,
Zum Grenzſtein meines Ungarlands.
Wird nachts die Zeit dir etwa lang,
Und macht das Herzeleid dir bang,
Durchzähl des gelben Goldes Schwall,
Bewahr der feſten Burgen Wall;
Nur wandle nicht im Gartenplan,
Daß dich die Türken dort nicht ſahn."
Er ſchwingt ſich auf ſein ſchnelles Roß
Und ſprengt aus ſeinem weißen Schloß
Hinab zur Flur des Do[illegible]uſtrands,
Zum Grenzſtein ſeines Ungarlands.

Die Krieger bauen auf ein Zelt,
Für Matjaſch wird's zurecht geſtellt,
Sie jauchzen auf, ſowie er kam,
Daß jenſeits es der Türk' vernahm.
Im Krieg herum ſauſt er gewandt,
Den nackten Säbel in der Hand,
Und wenn er ſchwingt um ſich den Stahl,
Neun Häupter fallen jedesmal.

Am Himmel fliegt das Vögelein
Schon wieder her, das Sängerlein,

Und Matjaſch ſieht's verwundert an,
Dreimal fliegt's um ſein Zelt die Bahn,
Setzt auf den goldnen Apfel ſich
Und ſingt und zwitſchert trauriglich:
„Fürſt Matjaſch auf, zu Pferd, zu Pferd!
Iſt dir ein fremd Geſchäft ſo wert?
Die fremden Gaun bringſt du in Ruh,
Fürs eigne Land nicht ſorgeſt du!
Sieh, ſchutz- und ſchirmlos iſt dein Land,
Die Königin iſt dir entwandt,
Ein Türkenſchwarm geritten kam,
Alenka dir gefangen nahm."
Fürſt Matjaſch ihm entgegnet drauf:
„Was drängſt du dich in meinen Lauf!
Nicht ſcherze, Vögelein, mit mir,
Ein Rohr, weittreffend, hab' ich hier!"
„Und treib' ich Vöglein Scherz mit dir,
So nimm dann Kopf und Leben mir!"

Der König ſpringt aufs Pferd in Haſt,
So wie ein Vöglein auf den Aſt,
Und heimwärts ſprengt er unverweilt,
Die Wolk' am Himmel nicht ſo eilt,
Zu ſeinem feſten Schloſſe heim,
Zu ſeinem weißen Hauſe heim.

Sein Hausgeſind' drängt ſich um ihn,
Es wallt voraus die Nähterin,
Sie ſeufzen, jammern, weinen all',
Wehklagend mit gar lautem Schall.
Der König redet ſo und ſpricht:
„O fürchtet euch, ihr Leutchen, nicht!
Bevor drei Tagesfriſten aus,
Bring' ich die Fürſtin euch nach Haus.
Ihr Knechte kleidet jetzt zur Fahrt
Mich unterhalb nach Mönchesart,
Mein Haar verſchneidet mit der Scher',
Wie's einem Mönche paſſend wär'."
Nimmt drüber noch nach Türkenſchnitt

Den Kaftan, der zur Ferſe glitt,
Umſchnallt den Säbel blank und licht,
Dran eine rote Schnur er flicht,
Ein heilig Kreuz ins Kleid er ſchmiegt,
Wie Donner, Blitz und Wind er fliegt;
Er ſucht ein raſch, ein feurig Pferd,
Beſteigt den Schimmel laufbewährt.
Es dröhnt der Hufe Schlag, es ſtäubt,
Daß Funken es und Feuer treibt,
Dahin durch Ungarns Grenzeſtrand,
Hinab ins tiefe Türkenland.

Tief drinnen in dem Land Türkei
Stehn grüner Lindenbäume drei,
Am erſten iſt der Pferde Stand,
Da legt' man an das Tanzgewand;
Am zweiten wird verkauft der Tanz[19]),
Am dritten drehn ſie ſich im Kranz.
Der König tritt zum grünen Tiſch
Und alſo redet, ſpricht er friſch:
„Wollt' mir die Frag', ihr Herrn, verzeihn,
Wie teuer iſt bei euch der Reihn?"
Der Türkenpaſcha ward ganz froh,
Und freundlich redet, ſpricht er ſo:
„Um gelbes Gold iſt er zum Teil,
Zum Teil um weißes Silber feil,
Doch iſt ein Held uns gleich und wert,
Dem wird er auch umſonſt verehrt."
Hervor aus ſeidner Börſe holt
Der König ſchnell das rote Gold,
Und ſchüttet's vor ihn auf den Tiſch,
Daß drauf es ſpringt wohl dreimal friſch;
Vorm Türkenpaſcha liegt's zuletzt.
Der Paſcha ſpricht und redet jetzt:
„Bekannt tät dies Gepräg' mir ſein,
Vom König Matjaſch iſt's allein!"
Drauf König Matjaſch ſagt und ſpricht:
„Ich ſag' es dir, ich lüge nicht,

Den König Matjaſch ich erſchlug,
Und all' ſein Gold davon ihm trug."

Er ſucht ſich eine Tänzerin,
Gebeut den Geigern den Beginn,
Er wählte ſich Alenka ſein,
Die Königin ſo lieb und fein.
Sie reichen ſich die Hände weiß,
Sie drehn ſich ſchnell dahin im Kreis.
Er fragt ſie drauf: „Kennſt du mich jetzt?
Bin ich nicht wie Matjaſch zuletzt?"
Sie ſieht gar ſcharf ihn an: „Das Haupt
Des Matjaſch haſt du wohl geraubt,
Geſchorner Dieb, vermönchter Dieb!
Welch Zeichen, dich zu kennen, blieb?"
Er zu den Türken ſpricht ſofort:
„Was ſag' ich euch, ihr Herren dort,
Darf ich der Jungfrau ſchenken ein,
Zutrinken ihr den Becher Wein?"
„Ja, trink' ihn immerhin nur zu,
Ein heil'ger Mann uns ſcheineſt du,
Der König Matjaſch ja erſchlug
Und all ſein Gold davon ihm trug!"
Er ſenkt ins Glas den Ring von Gold,
Sie flüſtert: „Mein Geliebter hold!
Dein hofft' ich immer unverzagt:
Die Tröpfe, die mich ſo geplagt,
Zudringlich all' um mich geſchart,
Abwiſchen können ſie den Bart!"
Der König aber redet ſo:
„Es iſt mein Herz nun wieder froh!
Merk auf, wenn ich zu Roß mich warf,
Verbleibe mir zur Seite ſcharf,
Dann will ich hurtig ſchwingen dich
Aufs flinke Schimmelchen vor mich;
Hau' ich zur rechten Seite drein,
Dann ducke dich zur linken fein."
Und weiter fragt Matjaſch: „Ihr Herrn,

Wohl nähm' ich von ihr Abschied gern?"
„Auch das mag immerhin geschehn,
Da du ein heil'ger Mann zu sehn!"

Er nimmt sie bei der weißen Hand,
Schwingt sie vor sich aufs Roß gewandt.
Fliegt übers Feld zum Saverain,
Wie ein geflügelt Vögelein.
Sein Arm den nackten Säbel schwingt,
Am Griff sich eine Schlange ringt,
Der Spitz' entlodert Feuers Glut,
Matjasch weiß ihn zu führen gut.
Die Türken sehn verblüfft sich an,
Verfolgen sie in Scharen dann;
Der Pascha streichelt seinen Bart
Und lacht und redet dieser Art:
„War sein Gefangner ich vorzeit,
So bringt mir seinen Schädel heut,
Bringt auch Alenka mir heran,
Die ich so herzenslieb gewann!"
Matjasch haut beider Seiten drein,
Sie duckt sich beider Seiten fein,
Nach Blitzesart sein Säbel geht,
Zu Schwaden wird das Korn gemäht,
Das Heu sinkt hinterm Mähder ein,
Und hinter ihm der Türk' in Reihn.
Der Schimmel rennt, bis er sie führt
Hin zu dem Schmiede rußbeschmiert;
Dem sagt Matjasch: „Was willst du Lohn?
Als Türkenschmied dich kenn' ich schon,
Beschlage rasch aufs neu mein Pferd,
Schlag ihm die Eisen an verkehrt."
Der Türkenschmied beschlägt's verkehrt,
Des Königs Linke Gold beschert,
Die Rechte ihm den Kopf abschlägt.
Das Roß sie fort zur Save trägt.
Das Roß greift aus und wiehert laut,
Gut kennt's die Last, die ihm vertraut,

Weiß gut: es trägt der Teuren zwei,
Matjaſch den König hoch und frei
Und die befreite Königsbraut,
Alenka ſein, ſo lieb und traut:
Durchs breite Strombett ſchwimmt's gewandt
Zum heimatlichen Ungarſtrand.

König Matjaſch gefangen.[80])

Gewaltiger Fürſt, Matjaſch, Matjaſch,
Des Ungarlandes Kron' iſt ſchön!
Dreimal war er auf Kriegesfahrt,
Zum vierten er gefangen ward,
In türk'ſchen Turm geworfen ward.
Im Kerker blieb er Jahr und Tag,
Daß er nicht mehr den weißen Tag,
Nicht mehr die gelbe Sonne ſah.
Bekam zu ſehn nichts andres da,
Als Jung Marjetiza allein,
Des Türkenkaiſers Töchterlein.
Ihm zum Beſuche kam die Maid,
Ihm kürzte ſie die lange Zeit.

So ſprach zu ihm Marjetiza:
„Matjaſch, o laß dein Weib mich ſein,
Dich aus dem Turm will ich befrein!"
Doch ihr entgegnet ſo Matjaſch:
„Das wird nicht ſein, das darf nicht ſein!
Daheim lebt mir die Herrin mein,
Die dreimal ſchöner iſt als du!
Die dreimal jünger iſt als du!
Doch lebt ein jüngrer Bruder mir,
Er iſt Matjaſch genannt wie ich,
Mit ſchöner Kron' umkränzt wie ich;
Und den Matjaſch dir ſag' ich zu,
Marjetiza, willſt ihn auch du?"
„Wohlan, ſo ſei es, Fürſt Matjaſch!"

„Wohlan so sei's, Marjetiza,
Du Türkenkaisers Töchterlein!"

„Geduld, Geduld noch, Fürst Matjasch.
Bis anbricht Sankt Mariens Tag,
Das Gastmahl ich bereiten mag;
Die Türken zech' ich voll mit Wein,
Dazu mein altes Väterlein.
Dann hol' ich mir der Schlüssel drei,
Der erste führt zum Rossestall,
Der zweit' ins lichte Zimmerlein,
Der dritt' in Kerkerturm hinein.
Im Zimmer nehm' ich Silber, Gold,
So schwere Last, als schwer wir zwei,
Dem Stall entführ' ich Rosse drei,
Dem Turme, was das Beste sei."
Marjeta kaum erwarten mag,
Daß anbricht Sankt Mariens Tag;
Sie richtet ein groß Gastmahl zu,
Bezecht die Türken all' in Wein,
Dazu ihr altes Väterlein.
Dann holt sie sich der Schlüssel drei,
Entführt dem Stall der Rosse drei,
Dem Turme, was das Beste sei.
Das eine Pferd trägt Silber, Gold,
So schwere Last als schwer sie zwei,
Die andern zween bestiegen sie,
In aller Hast entfliegen sie.

Sie reiten weit dahin durchs Land,
Zum alten Schmiede kamen sie.
„Du alter Schmied, wohlauf, geschwind,
Leicht sind dir hundert Kron' verdient!
Beschlag aufs neu' die Rosse drei,
Daß vorn die Stollenzacken frei,
Rückwärts das glatte Eisen sei."

Zu Rosse eilig stiegen sie,
Zum Donaustrand hinfliegen sie;

Der König Matjaſch redet da:
„Wie wird's nun ſein, Marjetiza?
Wir kommen durch dies Waſſer nie!“
Ins Waſſer wirft den Goldring ſie,
Sie ſchwimmen drüber ohne Müh'.

Herſpringen grimme Türken da:
„Zurück, zurück, Marjetiza,
Des Türkenkaiſers Töchterlein!“
Die Türken fragen weiter ſie:
„Wie kamt ihr durch die Donau, wie?“
„Am Hals befeſtigt Steine gut,
So ſchwimmt ihr ſpielend durch die Flut!“
Die Türken, an dem Hals den Stein,
Ertrinken all' und ſinken ein.

Sie kommt mit Matjaſch vor ſein Schloß,
Am Fenſter ſteht die Herrin ſein:
„Herbei, Matjaſch, du Schwager mein!
Dort bringt Matjaſch ein andres Weib,
Das dreimal ſchöner iſt als ich,
Das dreimal jünger iſt als ich!“

Matjaſch ward freudenvoll empfahn,
Marjetiza ſie ſcheel anſahn.
Marjetiza ſo ſagt und ſpricht:
„Was will ich nun, was will ich nicht?
Kann vorwärts nicht, darf rückwärts nicht!“

„Herbei, Matjaſch, mein Brüderlein,
Ich brachte dir die Herrin dein,
Des Türkenkaiſers Töchterlein!“
Nun ſchnell zum Pfaffen einer jag',
Daß er ſie traun und ſegnen mag!

Vom Ableben des Königs Matjaſch.[11])

Seht, dort ſteht ein weißes Städtlein,
Cilli, heitres, ſchönes Städtlein,
Drin die Linde grün ſich ſpreitet,

Drunter iſt ein Bett gebreitet,
Weiche Federn ſind gebettet,
Reine Linnen weißgeglättet,
Teure Kiſſen, Decken oben,
All' aus türk'ſchem Stoff gewoben.
Dort iſt Königs Matjaſch Lager,
Dort liegt krank im hellen Tag er.
Zu Schön Trommlerin geſchlichen
Hat einſt Trommler ihn beſchlichen
Und im Zorn ihn todverwundet,
Daß er nimmer wohl geſundet.

In Verband, voll Blut, geſchlagen,
Tät Matjaſch die Schweſter fragen:
„Wolle nach den Wunden ſpähen,
Ob ſie rot, ob ſchwarz zu ſehen?
Wenn ſie rot ſind," ſpricht er, „ſage
Daß zum Arzte einer jage,
Herben Tod mir abzuwehren;
Doch wenn ſchwarz die Wunden wären,
Schweſter, dann geſund' ich nimmer,
Schick ums heil'ge Öl nur immer."

„Bis ins Herz die Wunden gehen,
Schwarz ſind, Bruder, ſie zu ſehen!
Fort und fort mocht' ich dich warnen,
Nicht die Weiblein zu umgarnen;
Fremde Weiber, Herzenswunden!"

Drauf Matjaſch dies Wort gefunden:
„Gott nur ſo viel Kraft mir reiche,
Daß ich nochmals zu ihr ſchleiche!"

Aber kaum dies Wort verhallte,
Als die Bahn des Tods er wallte.
Durch ganz Cilli Glocken tönen,
Bei Sankt Peter fünf mit Dröhnen
Von dem weißen Turm her beben.
Trommler ſaß zur Mahlzeit eben,
Junge Trommlerin ihn fraget:

„Sprich, wer ſtarb, daß um ihn klagend
Durch ganz Cilli Glocken tönen,
Bei Sankt Peter fünf mit Dröhnen
Von dem weißen Turm her beben?“
„Deuten kann ich dir's, mein Leben,
König Matjaſch fährt zur Erden,
Eh' ihm's glückte, alt zu werden,
Dieſem läuten unſre Glocken.“
Trommlerin da ganz erſchrocken,
Ließ den Löffel fallen nieder.

Trommler frägt ſein Weibchen wieder:
„Iſt der Löffel dir entwichen,
Weil dein Vetter, Ohm verblichen,
Weil der Tote dein Verwandter?“
„Nicht iſt er mein Anverwandter,
Nicht mir Vetter, Ohm verblichen;
Iſt der Löffel nur entwichen,
Weil zugleich wir Lehr' empfingen
Und zugleich zur Kirche gingen.“

Zorn hat Trommlern überkommen,
Hat ein Meſſer ſcharf genommen
Und durchbohrt ſein junges Weibchen.
Junges, ungeratnes Weibchen.
Als er ſo ſein Weib erſtochen,
Hat er drauf zum Knecht geſprochen:
„Knecht, du flinker, eile, eile,
Daß ich hier nicht länger weile,
Sattle ſchnell der Rößlein zweie,
Raſche, wie der Vöglein zweie,
Eins ſoll dir, eins mir ſich ſchicken,
Wirf das Ränzlein auf den Rücken,
Daß uns keine Zeugen finden,
Daß uns keine Schergen binden!“
Denkt und ſpricht bei ſich das Knechtlein:
„Will's mir doch zu Kopf nicht recht ein,
Fortzurennen flücht'gen Leibes
Ob des ungeratnen Weibes!“

Vom Herrn Rauber.[22])

Dies iſt Türkenpaſchas Streben,
Der den Türken treu ergeben,
Wie zu ordnen ſeine Heere,
Wie zu mauſen Siſſek wäre?
Ab und auf durchs Zimmer geht er,
Der Gedanken viel berät er,
Einen hält der Wolfskopf feſte,
Alſo frommt's aufs allerbeſte:
Daß er ſeine Truppen küre
Und vor Siſſek alle führe.
Können nicht die Kulp durchwaten,
Fragen ihn, wie jetzt zu raten.
An den Strand der Paſcha wallet,
Eine Trommel umgeſchnallet,
Schlägt ſie grimmig, daß ſie ſtöhnte
Und bis in den Himmel dröhnte:
Paſcha ruft im Zornesbeben,
Der den Türken treu ergeben:
„Spannet Seile ſtraff hinüber[23]),
Und befeſtigt Häute drüber!"
Und nachdem ſie alſo taten,
Konnten ſie die Kulp durchwaten,
Konnten ſich vor Siſſek ſammeln
Und in Gräben ſich verrammeln.

Was beginnt der Paſcha eben,
Der den Türken treu ergeben?
Setzt ins Gras ſich, ſchreibt ein Blättlein,
Schickt's dem Hauptmann in das Städtlein:
„Adam, hör von Allahs wegen,
Siſſeks Haupt, du Heldendegen!
Willſt du dich mir jetzt ergeben,
Oder deinen Kopf mir geben?"
Adam ſchrieb ihm drauf entgegen,
Siſſeks Haupt, der Heldendegen:
„Will mich willig nicht ergeben,
Will auch meinen Kopf nicht geben!

Will mich lieber etwas ſträuben,
Siſſeks Kommandant noch bleiben;
Euch wird noch die Reue brennen,
Lernt ihr meine Krainer kennen!"

Adam, wie wird das ſich legen,
Siſſeks Haupt, du Heldendegen?
Tät Befehl' und Brief' erteilen,
Läßt ſie in drei Länder eilen;
Hin nach Kärnten, Krain und Steier,
Zur Stadt Laibach, ſchön und teuer,
Daß der Türkenblitz entglommen
Und uns Siſſek gern genommen.

Als den Steirern kam die Kunde,
Saure Mienen gab's zur Stunde,
Bebten ſehr, davon ſie ſchlichen,
Vor dem Türken all' erblichen.

Als den Kärntnern kam die Kunde,
Sprachen ſie mit einem Munde:
„Mit den Türken iſt ſchlecht ſpaßen,
Laßt uns heißen Brei nicht blaſen;
Hoſen hat der Türk' ſo weite
Und Schnauzbärte, lange, breite,
Wenn er unſre Hälſe ſchaute,
Gott weiß, was er uns vertraute?"

Als nach Laibach kam die Kunde,
Ging ein Ruf nur durch die Runde:
„Sucht den Retter ohne Weile,
Not gebeut die größte Eile.
Wenn der Türk' uns Siſſek nähme,
Kreuz und quer uns alles käme,
Laibach würde Grenzſtadt werden,
Krainerland zu Türkenerden!
Laßt uns ſchnelle Hilf' auftreiben
Und dem Herren Rauber ſchreiben,
Er weiß gut im Feld zu ſtreiten
Und den Kriegern vor zu ſchreiten."

Ein weiß Brieflein sie vollenden,
Das sie schnell nach Kreutberg senden,
Wo der tapfre Rauber lieget,
Haupt der Reiter, unbesieget.
Rauber, der schon früh erwachte,
Einen Gang durchs Schloß schon machte,
Seine Fenster öffnet jetzt er
Und am goldnen Feld sich letzt er.
Wie rings seine Augen kreisen,
Sieht er auf den ebnen Gleisen
Ein jung Bübchen eilig jagen
Und ein weißes Brieflein tragen.
Rauber klatscht in seine Hände,
Eilt entgegen ihm behende,
Wie er durchgeschaut das Schreiben,
Lacht er zu des Paschas Treiben.
Geht zurück nach seinem Saale
Zu Kathrinen, dem Gemahle:
„Drei Sonntage sei gewärtig,
Bis ich mit dem Pascha fertig."
Freilich Frau Kathrinens Wange
Hat verraten, daß ihr bange,
Angst um ihren Herrn sich regte,
Als sie ihm sein Schwert umlegte.
Auf den Ruf des Herrn erschienen
Achtzehn Tschitschen, die ihm dienen.[21])
„Holla, auf! Schon tagt's der Erde,
Rasch zur Tränke führt die Pferde.
Sattelt sie, zäumt sie zum Ritte,
Rüstet euch zu Kriegessitte,
Fort nach Laibach laßt uns reiten,
Nach dem festen, hohen, weiten!"

Schwingen sich zu Roß die Reiter,
Sprengen, jagen lustig weiter,
Halten nimmer an die Zügel
Bis zum grünen Savespiegel.
Rauber ruft die Überführer,

Von Thernutſch die Schiffsregierer:
„Auf die Füße, nimmer träge!
Steuert durch den Strom uns rege!“
Schliefen noch die Schiffer alle,
Bangend vor dem Waſſerſchwalle,
Denn der Strom war angeſchwollen,
Hat die Ufer überquollen.
Drauf der Ferg' Andrej geſprochen:
„Hat der Strom ſein Bett durchbrochen,
Drum nicht können wir Euch leiten,
Und Ihr nicht gen Laibach reiten!“
Rauber ruft zum andern Male,
Bietet Gold von hellem Strahle;
Täten ſich die Schiffer winken:
„Ha, da gibi's noch eins zu trinken!“
Stießen ſchnelle vom Geſtade,
Baten Gott, daß ſeine Gnade
Glücklich ihre Reiſe lenke
Und viel türk'ſche Aſpern ſchenke!
Rauber ihnen Goldes ſpendet,
Drauf durchs ebne Feld ſich wendet,
Eilends ſie gen Laibach reiten,
Nach dem feſten, hohen, weiten.

Weckt in Laibach auf die Leute:
„Städterleute, faule Häute!
Holla, aus den Federn ſchreitet,
Und zum Kriegszug euch bereitet!“
Doch die Städterinnen gehen
Zu Herrn Rauber jetzt und flehen,
Bietend Silber, Gold in Maſſe,
Daß er ihre Liebſten laſſe.
„Mütter junge, Frauen feine,
Bleibt ein Weilchen hübſch alleine,
Nicht iſt's Zeit ſich loszukaufen,
Jetzt heißt's friſch im Felde raufen!
Türkenblitz droht an der Grenze,
Daß er uns um Siſſek ſchwänze;

Wenn der Türke Sissek nähme,
Kreuz und quer uns alles käme,
Laibach würde Grenzstadt werden,
Unterkrain zu Türkenerden."
Jetzt erschallen Trommelschläge,
Daß man nichts mehr hören möge.
Rauber sich Genossen kürte,
Sie hinab gen Sissek führte,
Wo von Türken solch Gedränge,
Wie im Ameisnest die Menge!

Rauber sprengt voran den Seinen,
Spricht zum Großknecht: „Flink von Beinen,
Schleich auf jenes Baumes Höhe,
Gut mir nach den Bannern spähe!
Wirst du weiße Banner sehen,
Gilt es harten Strauß bestehen,
Siehst du rote Banner schweben,
Braucht das Herz uns nicht zu beben;
Wollen dann die Türken fressen,
Gleich als ob wir Kirschen äßen,
Und nicht eher ruhn und rasten,
Bis sie all' am Boden lasten!"
Rote Banner sieht er schweben,
Recht ist das den Krainern eben,
Auf die Türkenschar sie dringen,
Alle fallen ihren Klingen.

Sankt Ulrich.*)

Sankt Ulrich stand frühmorgens auf,
Er rief zu sich sein Mütterlein:
„Wohlauf, wohlauf, mein Mütterlein,
Und legt mir meinen Traum nun aus:
Ein halbes Stündchen träumte mir,
Hochzeiter sei mein Brüderlein,
Mein Brüderlein, der Papst in Rom."

Die alte Mutter redet ſo:
„Nur ſchnell, nur ſchnell, Ulrich mein Sohn,
Und deinen Diener ruf herbei,
Der ſattle dir der Rößlein zwei,
Daß eins für dich, für ihn eins ſei,
Daß ihr nach Rom dann hurtig trabt.
Wenn ihr verſäumt die Hochzeit habt,
Dann gibt's nicht heil'ge Meſſen mehr,
Gibt's keinen heil'gen Ablaß mehr,
Gibt's keine heil'gen Feſte mehr!"

Aufzäumt der Knecht zwei Röſſelein,
Eins iſt für Ulrich, eines ſein,
Sie ſteigen auf, ſie traben fort,
Sie reiten weithin, fort und fort
Bis fern nach Rom, dem heil'gen Port.

Der Papſt, der dort am Fenſter ſteht,
Dem Bruder ſchnell entgegen geht:
„Kommſt du zu Gaſte mir herbei?
Kommſt du zur Hochzeit mir herbei?
Willſt du mein Hochzeitsmeiſter ſein?"
„Nicht komm' ich dir zu Gaſte her,
Doch komm' ich wohl zur Hochzeit her,
Soll ich dein Hochzeitsmeiſter ſein,
Die Gäſte lade ſchnell mir ein."

Die Braut zu ihnen dieſes ſpricht:
„Ihr kommt mir in die Kirche nicht,
Bis ihr mir löſt drei Rätſel auf!"

Das erſte Rätſel gibt ſie auf:
„Wo iſt die Erd' am ſchwerſten wohl?"
Stumm ſind die andern Hochzeitgäſt',
Sankt Ulrich nur ſich hören läßt:
„Da wird die Erd' am ſchwerſten ſein,
Wo ſie Herrn Jeſus gruben ein,
Auf ſeinem Grabe liegt ein Stein."

Das zweite Rätſel gibt ſie auf:
„Wie lang iſt und wie breit die Welt?"

Stumm ſind die andern Hochzeitgäſt',
Sankt Ulrich nur ſich hören läßt:
„Gleich lang als breit, wenn gut ihr meßt!"

Das dritte Rätſel gibt ſie auf:
„Wie weit vom Himmel iſt's zur Höll'?"
Stumm ſind die andern Hochzeitgäſt',
Sankt Ulrich nur ſich hören läßt:
„Daß du mich fragſt, begreif' ich kaum,
Da du durchmeſſen ſelbſt den Raum,
Als Gott dich warf zum Höllengrund!"

Sankt Ulrich lieſt die Bibel laut,
Da wächſt ein Hörnleinpaar der Braut,
Die Erde vor ihr weitauf ſpringt
Und tief in ſich die Braut verſchlingt.

Anhang.

Kleine Lieder, Vierzeilen, Tanzreime.

1.

Ich ſprach nur ein wenig:
Was wirſt du mir taugen?
Da hatte ſie gleich
Voll Waſſer die Augen.

2.

Ich ſprach nur ein wenig:
Mein Liebchen biſt du!
Und fröhlichen Herzens
War ſie im Nu.

3.

Maid, nimm dir den Geiger,
Stets fröhlich bleibſt du.
Und fehlt es am Brote,
So geigt er dazu.

4.

Hätt' ich gar nichts anders
Als den ſchönen Mann,
Stets ſäß' ich beim Tiſche
Und ſäh' mir ihn an.

5.

Ich mag nicht die Reiche,
Der Verwandten Wahl,
Die zählte ihr Gold mir
Bei jeglichem Mahl.

6.
Hör' immer dich jammern,
Du ſchlafeſt allein,
Doch kennt ſich's am Kiſſen,
Hier lag man zu zwein.

7.
Alt bin ich geworden,
Zur Arbeit zu ſchwach;
Da fideln die Geiger,
Der Tanz iſt mein Fach!

8.
Es kneipt mich, es reißt mich,
Der Kopf iſt mir wund,
Da zeigt ſich der Liebſte,
Da bin ich geſund!

9.
Ohne weißes Papier,
Ohne Tintenſchwärze
Schrieb ich mein Liebchen
Mir in das Herze.

10.
O betet und bittet,
Ihr Pfaffen, für mich,
Was andere Weiber,
Will haben auch ich!

11.
Schön Vöglein im Walde,
Gern lockt' ich mir's her,
Und kommt es nicht balde,
So ſing' ich nicht mehr.

12.
Hätt' ihn wohl gerne,
Er will nicht dran,
Bänd' ihn mit Reben,
Doch geht's nicht an!

13.

Du, Geiger, beginne,
Die Gröſchlein gewinne,
Die Gröſchlein ſind dein,
Die Mädchen ſind mein!

14.

Stand unter der Linde,
Nahm Abſchied von ihr,
Da kam ihr das Weinen,
Das Lachen kam mir.

15.

Du liebliche Maid,
Sprich, wie dir's gedeiht?
„Was fragſt du um mich,
Nicht frag' ich um dich!"

16.

Mein Mann, mein Mann
Hat 'nen langen Bart,
Für den Ofen, für den Ofen
Iſt ein Beſen erſpart.

17.

Was ſtehſt du, was ſtehſt du
Unterm Fenſter drauß?
Und weißt doch, und weißt doch,
Du darfſt nicht ins Haus!

18.

Hatt' einſt einen Liebſten,
Verlor ihn ſodann;
Glückſelig das Mädchen,
Das ihn finden kann!

19.

Nach Bergen und Tälern
Zum Vogelfang ging ich,
Die Vögelein lockt' ich,
Ein Mädchen doch fing ich.

20.

Mir lehnt an die Wange
Die Liebſte ſich an,
Hält mit den zwei Händen
Den Hals mir umfahn,
Und mir in dem Schoße
Ausruht ſie gar lind,
Als ſchlummre am Buſen
Der Mutter ein Kind.

21.

Nun hab' ich ein Liebchen,
Doch freut es mich nicht,
Sie gab mir ein Sträußchen,
Doch duftet es nicht.

22.

Gibt es kein Sonnenlicht,
Gibt es Mondenſchein,
Kommt der Liebſte nicht,
Schläft ſie allein.

23.

Brauchſt nur über die Leiter
Rechtshin dich zu biegen —
Frage nur die Katzen,
Wo die Mädchen liegen?

24.

Kaum ſchlummert' ein wenig,
Kaum ſchlief ich faſt ein,
Legt' ein Schelm mir Feuer
Ins Kämmerlein.

25.

Das Kämmerlein brenne,
Es brenne die Glut,
Nur bleibe das Bettlein,
Drin Liebchen ruht.

26.

Auf ſchönem Felde
Der Nebel ſteht,
Inmitten des Nebels
Mein Liebſter mäht.

27.

O triebe der Wind doch
Die Nebel feldaus,
Daß den Liebſten ich ſähe
Mit ſeinem Strauß!

Anmerkungen.

[1]) und [2]) Es war in älteren Zeiten allgemeiner Landesbrauch, daß vom St. Nikolaitage bis zu Mariä Lichtmeß aus jedem Kirchspiel eine Anzahl junger Burschen in Waffen, mit Musik, Gesang und Tanz im Lande herumzog, ähnlich den Sternsingern in Deutschland; man nannte diese Leute in der Landessprache Koledniki. Mit dem Erlös ihres Gesanges kauften sie gelbes Wachs, aus welchem sie lange dünne Kerzchen verfertigten. Diese wurden je drei in Flechten zusammengedreht und sämtliche Flechten dann standartenartig um eine lange Stange befestiget, deren Spitze überdies mit Rauschgold, Seidenbändern und Fähnlein und mit allerlei aus Birkenschwamm geschnittenem Zierat, Sternen, Vögeln u. dgl. geschmückt war. Mit diesem kolossalen Wachsstocke begannen die Umzüge von neuem, bis er zu Lichtmeß feierlich in die Kirche getragen, dort geweiht und als Opfer dargebracht wurde. (Vgl. Valvasor, Ehre des Herzogt. Krain, II, 472.) Noch gegenwärtig finden hie und da ähnliche Umzüge zu Weihnachten und Neujahr statt, doch mit geringerem Lärmen und Pompe; sehr häufig werden auf diese Weise die Kosten der Kirchenbeleuchtung von Haus zu Haus eingesammelt. Ein bei solchem Anlasse abgesungenes Festlied heißt Kolednika. Das erste und zweite Lied unserer Sammlung können als Proben dieser Gattung dienen.

[3]) Man vergleiche damit „die lustige Hochzeit", wendisches Spottlied in Herders Stimmen der Völker, dann „Vogelhochzeit" in Uhlands hoch- und niederdeutschen Volksliedern (Bd. I, S. 34) und das „Lügenmärchen" in Wackernagels deutschem Lesebuch, II. IX. Auffallend ist die Verwandtschaft unseres Liedes, in welchem beim Absingen nach jeder Strophe der Kehrreim wiederholt wird:

Al je čudo, al ni čudo?
Čudo more biti!

Ist's ein Wunder, ist's kein Wunder?
Wunder muß es sein!

mit zwei andern, ebenfalls bei Wackernagel (a. a. O.) mitgeteilten Volksliedern und zwar aus dem Solothurner Gebiet mit dem Refrain:

'S nimmt mi Wunger, über Wunger.
Ungerdesse nimmt's mi Wunger!

aus dem Kuhländchen (nach Meinert, I, 282) mit dem Refrain:

Wounder, Wounder, ieber Wounder!

) Es wird hier nicht am unrechten Orte sein, einiges über die Hochzeitsgebräuche der krainischen Slawen anzuführen. Der Freier pflegt vorerst einen Werber (Snubač) abzusenden und tritt erst selbst auf, wenn der Antrag angenommen wurde; kleine Geschenke beschließen die Unterhandlung. Brautführer und Brautführerin (Drug, Družica) laden nun die Gäste zur Hochzeit, bei welcher in ganz Illyrien der Starašina die Hauptrolle spielt, dem die Besorgung der Festlichkeiten obliegt (darum auch in der Übersetzung Festmeister, Hochzeitmeister genannt). Er führte den Zug des Bräutigams zur Braut, wobei Musik und Pistolenschüsse nicht fehlen dürfen. Die Braut heißt an den meisten Orten Nevesta, die Ungewisse, da sie ehemals förmlich geraubt wurde; wesentlich in ihrem Putze sind Rosmarinzweige und Bänder von allen Farben in die Haare gebunden und vorzüglich der Kranz von schwarzem Samt um die Stirne, Šapel genannt.) Beim Hochzeitmahle hat der Starašina den Vorsitz, er macht förmlich den Wirt. Oft wird schon nach der ersten Tracht Speisen einmal getanzt, wobei der Geiger auch wohl den Possenreißer abgibt. Zum Schlusse der Mahlzeit erscheint der große Kuchen Pogača**) oder eine große Schüssel Butterkuchen (Strukli). Ein Mann, der den Koch vorstellt, bringt und verteilt dieses Gebäck trotz eines ungeheuren Lärmens mit Ofengabeln und allerlei Küchengeschirr, womit man ihn scheinbar daran zu hindern sucht. Er sammelt dafür Geld auf einem Teller, ebenso ein Geiger, der nach ihm erscheint, ein mit Rosmarin umwundenes Glas herumreichend und während des Trinkens eine Weise spielend. Nach der Mahlzeit wird das Ehepaar nach Hause begleitet, und der Zug geht noch zur Brautmutter usw. die ganze Nacht hindurch. Ist das Paar nicht ganz arm, so dauert die Hochzeit mehrere Tage. Einem Witwer, noch mehr einer Witwe, die wieder heiratet, wird ein Charivari beim Kirchzuge gebracht. — In Unterkrain pflegt die Köchin sich nach der Mahlzeit ein Trinkgeld in einem großen Löffel

*) Auch altdeutsch schapel, schappil, hier wie dort der ausschließlich jungfräuliche Kopfputz, nur bei den Deutschen in reicherer Ausstattung, eine mit Edelsteinen, Perlen, Goldflittern, Kunstblumen u. dgl. durchflochtene Binde (Ziemanns mittelhochdeutsches Wörterbuch); französisch chapel, chapelet, doch in minder ausschließlicher Bedeutung. (Vgl. le Grand, Fabliaux.)

**) Auch altdeutsch pogaz, latein. focatius, Aschkuchen (Ziemann), in der Schweiz Roggenbrot, franz. fouasse, fouage, ital. focaccia, panis subcinericius. (Mone in Ruffek' Anzeiger, 1832.)

zu sammeln. Sehr selten sieht man noch die zu Valvasors Zeiten übliche und von ihm beschriebene sogenannte Aschenkomödie. Ein zerlumpter Fiedler erscheint nämlich bei Tische und bietet einen Ochsen zum Verkauf. Nach einer Tracht Prügel, da man ihn für den Dieb des Ochsen hält, macht man für ihn und die übrigen Musikanten eine Sammlung. Hier kommt auch die anderwärts verbreitete Sitte vor, dem Bräutigam zuerst vermummte alte Weiber vorzuführen und endlich nach langer Neckerei die Braut. (Nach A. Schmidl, das Königr. Illyrien. Stuttgart 1840, und Linhart, Versuch einer Geschichte von Krain. Laibach 1791.) Diese wesentlichsten Hauptzüge eines krainischen Hochzeitsfestes unterliegen jedoch nach den verschiedenen Landesgegenden manchen Änderungen, worüber bei Hacquet (Beschreibung der Illyrer, Wenden und Slawen. Leipzig 1801) und bei Valvasor (a. a. O.) genauere Aufschlüsse, bei letzterem insbesondere über ältere, seither abgekommene Gebräuche die anziehendsten Einzelheiten.

[5]) Man vergleiche damit die neugriechischen Volkslieder „Des Räubers Abschied" und „Das Grab des Dimos" in Wilh. Müllers neugriechischen Volksliedern nach Fauriel (I, 19 und 21), und man wird auch hier die deutlichen Spuren jenes tieferen Verwandtschaftsbandes zwischen griechischen und slawischen Völkerschaften nicht verkennen, das bereits von Fallmerayer gründlich nachgewiesen und in neuerer Zeit von J. H. Sanders (das Volksleben der Neugriechen. Mannheim 1844) mit vorwiegendem Hinblick auf Volksglauben und Volkspoesie ausführlich erörtert wurde.

[6]) In diesem und den zwei nächstfolgenden Liedern „Bestrafte Untreue" und „Janko" wird von jeder nur zweizeiligen Strophe beim Absingen der zweite Vers wiederholt und dadurch die ursprünglich durchgängige Dreizeile hergestellt.

[7]) Die Neunzahl ist, so wie Skandinaviern und Orientalen, auch den Slawen eine heilige. Im Liede der Südslawen bezeichnet sie überdies öfter die größte denkbare Zahl; es kennt nicht mehr Länder als eben nur neun, daher die Ausdrücke: ins neunte Land klingen, ins neunte Land reisen usw. die möglichste Entfernung andeuten sollen.

[8]) und [9]) **Polkonj** (Halbpferd), **Pesoglavec** (Hundskopf) fabelhafte Wesen aus der slawischen Mythenwelt, vielleicht verwandt ersteres mit dem Kentaur, letzteres mit dem Kynokephalos (Hermes, Anubis, Hermanubis) der Alten; wie denn auch die Elemente des ganzen Liedes ein Gemenge von Vorstellungen bilden, die teils der antiken Mythe, teils der slawisch-heidnischen Vorzeit, teils dem germanisch-christlichen Mittelalter angehören.

[10]) **Terdoglav** (wörtlich Hartkopf), nach dem Volksglauben ein

koboldähnliches Weſen, der Hüter und Beſchützer unterirdiſcher Schätze; vielleicht auch der mythiſche Repräſentant der geologiſchen Beſchaffenheit des Krainerlandes, ſeiner zahlreichen Grotten, Bergwerke, unterirdiſchen Flüſſe und andern Wunderdinge.

Die Erinnerungen an den urſprünglichen Kultus der Slowenen ſind ſelbſt gänzlich verſchwunden; die auf uns gekommenen Überreſte bezeugen, daß ſie einen höchſten guten Gott (Bog, Belibog, Gott des Lichtes, Svantevid), dann ein urböſes Grundweſen (Cert, Černibog, Gott der Finſterniſſe und des Unheils), ferner eine große Zahl von Untergöttern verehrt haben. Die Mora (Alp, Drude) erdroſſelt die Böſen im Schlafe; Kurent (der ſlawiſche Priap) war Beſchützer des Gaſtmahls und der Schwelgerei, Radegast Gott der Freude und des Wohllebens, Živa*) die liebliche Göttin des Lebens und der Ehe, die Venus der Wenden (der Planet Venus trägt ihren Namen), endlich Triglav (Dreihaupt), welcher mit einem Haupte die Erde, mit dem andern die Luft und mit dem dritten das Waſſer beherrſchte. Man glaubte, daß die Götter in Wäldern, Bäumen, Flüſſen und Seen wohnten, weihte ihnen Haine und opferte ihnen im Hram (Opferplatz) Tiere und Früchte. (Nach Linhart a. a. O. und J. V. Sonntag: „Die Slowenen in Unterſteiermark" in L. A. Frankls Sonntagsblättern 1842.) Auch kennt und nennt Lied und Sage noch die Rojnice, parzenähnliche Weſen, Vila, die Wile in bekannter gleicher Bedeutung wie in Serbien, Torca, ein Geſpenſt, das beim Spinnen das Rad mit einer Hundspfote umdreht, Skratelj, das Bergmännlein (deutſch ſchrettel, ſcrat. Vgl. Grimms deutſche Mythologie) Dioji mos Waldgeiſt, Povodni mos Waſſermann, Rakus eine Erſcheinung in Krebsengeſtalt u. m. a. Koleda (daher koledniki und kolednica, vgl. Anmerk. 1 und 2) wird von einigen für die Gottheit der öffentlichen Feſte gehalten. Vrag, Slodo, Hudič (Hudir), einſt Benennungen einzelner dämoniſcher Weſen, bezeichnen im heutigen Sprachgebrauche ſämtlich nur den Teufel.

11) Die Župane, eine Art ſlawiſcher Dorfſchulzen, waren urſprünglich die Aufbieter des Volkes zu irgend einer gemeinſchaftlichen Unternehmung (etym. vielleicht von Zoopan, der rufende Herr). Nach dem Verfalle der demokratiſchen Regierungsform der alten Slawen blieben die Župane die Überbringer obrigkeitlicher Befehle, ſie ſagten Abgaben und Frondienſte an und waren die Vermittler bei Aushebung der jungen Mannſchaft zu Kriegsdienſten. (Vgl.

*) Schon Dombrowsky (Slavin, Prag 1834) und neuerdings J. E. Wocel (Grundzüge der böhmiſchen Altertumskunde, Prag 1845) machten auf den Gleichlaut des Namens der indiſchen Gottheit Schiwa mit der ſlawiſchen Živa (belebendes Naturprinzip) und auf die Verwandtſchaft der ſlawiſchen mit der indiſchen Mythologie aufmerkſam.

Linhart a. a. O.) Die Würde der Knoze (S. 94) (kleinere Fürsten, regierende Grafen) war den Krainern weniger, vielleicht nur an den Grafen von Cilli bekannt, die den größten Teil ihres Landes beſaßen.

[12]) Auch der deutſche Volksglaube kennt ein Kraut mit ähnlichen magiſchen Wirkungen. Eine in Hoffmanns von Fallersleben Fundgruben (I, 326) mitgeteilte Krankheits- und Heilmittelkunde aus dem 14. Jahrh. ſagt darüber folgendes: „Ein krut heizet uerbena, daz iſt für manig dinch gut vnde nutze. von dem ſelben krute ſaget vns macer, ſi habe groze kraft an ir. Swer ſi neme mit wurtze mit alle vnde behielde ſi in der rechten hand und ge zu dem ſiechen, daz er der wurtz nicht wurde gewar vnde ſpreche zu im: verſiheſt du dich zu lebene, vnde wie gehabeſ du dich? Sprichet der ſieche: wol; zwar er geniſet. Sprichet er: ich gehabe mich ubel; des ſichtums kumt er nimmer vf. Spricht er: ichn mac nu nicht baz gehaben mich, oder ſprichet er: ich gehabte mich gerne wol; er muz aber michel arbeit liden in dem ſelben leger."

[13]) Der um Geſchichte und Topographie Krains ſo verdiente Chroniſt Freiherr von Valvaſor berichtet folgendes: Inwendig im Schloß (Stein in Oberkrain) ſollen an der Wand eines Zimmers abgemalt ſein zween zu Pferde eifrigſt kämpfende Männer, von denen einer dieſe Worte: Helff dir Gott! der andere aber: Gnad dir Gott! ſpricht. Und ſagt man, daß dieſe Zween den Streit bemerken, ſo ein Herr von Lamberg aus Crain mit einem böhmiſchen Rieſen aufgenommen. Für dieſem hatte ſich Jedermann entſetzt und ſich ihm Niemand widerſetzen wollen, biß endlich dieſer Herr von Lamberg einen Kampf auf Leib und Leben mit ihm angenommen und in ſolchem öffentlichen Streit ihm den Schädel weggeſchmiſſen. Wie ſolche Geſchichte noch täglich von den Bauern in einem Crainerisch gemachten Liede abgeſungen und auf die Nachkommen fortgepflanzet wird." (Valvaſor a. a. O.)

Kein Volkslied erfreut ſich einer ſo großen Ausbreitung in Krain und zugleich ſo vielfältiger Varianten als das von Lamberg und Pegam. Es dürfte auch eines der älteſten unſerer Sammlung ſein. Nach Hormayrs Angabe (Taſchenbuch 1835) fallen „die alten Sagen und Mythen vom Kampfe chriſtlicher germaniſcher Helden mit heidniſchen ungariſchen Rieſen, wie jener des krainerischen Ritters Lamberg mit dem Pegam und jener berühmteſte Hanns Dollingers (in Regensburg) mit dem ungariſchen Heeresfürſten Krako, Abgeſandten an den deutſchen König Heinrich nach Regensburg, in die Epoche der magyariſchen Schrecken des 10. und 11. Jahrhunderts." — In dem alten deutſchen, des erwähnten Dollingers Tat feiernden Liede heißt der Heide nicht Ungar, ſondern Türke:

„Es rait ein Türckh aus Türckhenlandt
Rait gen Regensburg in die stat" usw.

Von verwandter Auffassung des deutschen mit unserem slawischen Liede zeugen folgende Stellen:

„Sie fuerten gegeneinander zwei scharffe Speer,
Das eine gieng hin, das andre gieng her,
Da stach der Türckh den Dollinger ab,
Das er an dem ruckhen lag:
„O Herr Jhesu steh mir jetzt bei
Steckh mir ein Zwei (var. Zweig),
Sind Jrer drei,
Bin ich allein,
Vnd fuer mein Seel in das ewig himmelreich."

und am Schlusse, nachdem der Heide gefallen:

„Du verfeyter Teuffl nun steh im bei,
Sind irer drei;
Bin ich allein,
Vnd fuer sein Seel in die bitter Hellenpein."

(Vgl. A. C. Kaisers Beschreibung von Regensburg. 1797.)

[14]) Diese ungewöhnliche Kost des Streithengstes mag wohl zugleich auf dessen ungewöhnliche Eigenschaften deuten. Auch der Königssohn Marko lehrt im serbischen Volksliede sein Leibroß, den Schecken Scharatz, Wein trinken. (Talvj, Volkslieder der Serben. I, 180.)

[15]) Der Held dieses und vielleicht auch des nächstfolgenden Liedes „Drei Brüder" ist wohl kein anderer, als der berühmte, vielbesungene und gepriesene Serbenheld Kraljewitsch (Königssohn) Marko, der abenteuerliche, riesenstarke und stets unerschrockene Sohn des in der Schlacht am Tänarus (1371) gegen den siegreichen Sultan Murad I. gebliebenen Königs Wukaschin. Der Glanz, mit dem die Poesie seines Volkes, mehr als die Geschichte, Markos Heldengestalt umschließt, drang weithin zu allen sprachverwandten Slawenstämmen, die nun in dem Königssohn Marko ihren gemeinschaftlichen Nationalheloen, den Repräsentanten ihres eigenen, tiefgewurzelten Türkenhasses verehren und in Lied und Sage verherrlichen.

[16]) Vielleicht eine Andeutung der auch von Valvasor (a. a. O.) erwähnten seltsamen Begrüßungsart der Weiber in Unterkrain „daß sie sich Kreutzweise umfassen, indem sie sich über die Achseln und Lenden einander greiffen, als ob sie sich werffen wollten".

[17]) „Der Woiewode Janko", „der Siebenbürger Janko", so heißt bei den Serben und anderen Südslawen der große Gubernator

Ungarns, der ritterliche Türkenbesieger Johann Hunyady (unter seinen Titeln auch Vaivoda Transilvaniae), der zugleich den Türken und ihren Kindern ein Widerhall des Schreckens. (Janko heißt auf türkisch das Echo. J. v. Hammers Gesch. d. osman. Reiches. I, 316.) Der Sekol unseres Liedes (bei den Serben Sekula) ist Johann Szekely (von ältern deutschen Geschichtschreibern, z. B. Gebhardi, Johann von Zeckel genannt). Er war ein Schwestersohn, nach Gebhardi Schwestermann des Hunyad und Banus von Slawonien. Die serbischen Volkslieder bezeichnen ihn als einen großen Helden. Er fand seinen Tod in der Schlacht am Kossowo polje, dem berühmten „Amselfelde" der serbischen Volkslieder, welche Hunyad 1448 gegen die Türken verlor. — Hunyads Gemahlin war Elisabeth Szilágy.

Ein im Stoffe und Gange der Erzählung mit unserem Liede ziemlich übereinstimmendes, nur viel längeres, in den Einzelheiten ausgeschmückteres Volkslied aus der slawonischen Militärgrenze (mitgeteilt in S. Jowisch, Ethnographischem Gemälde der slawonischen Militärgrenze, Wien 1835) nennt die Stadt Temesvar als den Schauplatz der geschilderten Brautwerbung:

„Als der Siebenbürger Janko freite,
Ging er alle Schlösser durch und Burgen,
In Bosnien und Herzegowina,
Dalmatien, Likka; Korbavien;
Nirgends konnt' er eine Braut sich finden
Als in Temesvar die schöne Janja." usw.

(„Die Hochzeit des Joh. Hunyad" nach Jowisch.)

Dieser Umstand mit dem Hinblicke auf die dakowalachischen Bewohner des Banats, die sich selbst Rumuni (Römer) nennen, und deren Sprache das verdorbene Latein der römischen Ansiedler ist, mag den richtigsten Fingerzeig geben, wo die „Lateiner" unseres Liedes zu suchen sind.

[18]) Daß König Mathias Corvinus von Ungarn der „Kralj Matjaš" des slowenischen Volksliedes sei, wurde im Vorworte (S. 1) erörtert.

[19]) Über die hier erwähnte Sitte berichtet Valvasor a. a. O. (II, 284) wie folgt: „Wann in Oberkrain eine Kirchweih einfällt, so nehmen ihrer Zween die Spielleute und gehn mit denselben zu dem Landt-Gerichts-Herrn und kauffen von ihm den Tantz um einen Dukaten in Gold. Alsdann bezahlen selbige zween Tantzkäuffer die Spielleute und wer tanzen will, muß sich zuvörderst mit ihnen abfinden; Fremde bezahlen zwei Batzen, Einheimische einen Batzen. Den Tanz eröffnen die beiden Tantzkäuffer mit drei Täntzen, ziehen

hernach den Säbel aus der Scheide, werfen ihn in die Höhe, fangen ihn wieder auf und machen damit ein Kreuz auf die Erden. Hierauf folgen die Uebrigen" uſf.

[20]) Hier verwechſelt das Volkslied offenbar den Vater mit dem Sohne; denn von König Mathias Corvinus Hunyady iſt es nicht bekannt, daß er jemals in türkiſche Gefangenſchaft geraten; wohl aber ſoll nach Angabe einiger Geſchichtſchreiber ſein Vater, der Gubernator Johann Hunyady nach der unglücklichen Schlacht am Amſelfelde von Türken gefangen worden ſein, jedoch wenig ſtrenge bewacht, ſich wieder durchgehauen haben und nach manchen Abenteuern glücklich entkommen ſein. Das vorzüglichſte derſelben hatte er auf ſeiner Flucht zu beſtehen. Der Jeſuit Palma (Notit. rer. hungaric. II, 237) erzählt es mit folgenden Worten: „In fuga interceptus a Georgio Rasciae Despota, S. Coronae Hungaricae fiduciario, non prius libertatem obtinuit, quam jurejurando promitteret, se Matthiae filio Ulrici Cilejensis, qui Georgii gener fuit, filiam Elisabetham conjugem accepturum. Factum id etiam, sponsa pro ejus aetatis more continuo in Hunyadii domum translata, sed prius, quam matrimonium iniri posset, praematura morte sublata fuit." Nach Mailath (Geſchichte der Magyaren. III, 11 und 16) ſtellte Hunyady bei ſeiner Entlaſſung aus der Gefangenſchaft des Deſpoten ſeinen Sohn als Geißel. Nach anderen ſoll das beſchloſſene Ehebündnis ſich nicht auf die obgedachte Enkelin des raſciſchen (ſerbiſchen) Deſpoten Georg Brankowitſch, ſondern auf deſſen eigene Tochter bezogen haben. Jedenfalls bleibt es von Intereſſe, an der Hand der Geſchichte die Werkſtätte der Volksdichtung zu belauſchen; alle Grundelemente unſeres Liedes finden ſich bereits in jener Gefangenſchaft und Flucht; die Jungfrau als Retterin, die Verlobung bis auf die Namengleichheit des älteren und des jüngeren Helden, auf welche eine Stelle des Liedes ſich bezieht.

[21]) Es dürfte ſchwierig ſein, den Urſprung dieſes Liedes auf hiſtoriſchem Wege aufzufinden. Die Bezeichnung der Stadt Cilli als Schauplatz der Handlung mag auf die vielleicht nicht ganz verwerfliche Annahme hinleiten, die Volkstradition habe ſich der Kunde von dem blutigen Ausgange des letzten der Grafen von Cilli (Ulrich) bemächtigt, ihn mit einem der zahlreichen Liebesabenteuer, um derentwillen dieſes ganze Geſchlecht ſo berufen war, in Verbindung gebracht, zum geeigneten Träger des Ganzen aber den populären Helden Kralj Matjaš erkoren. Mathias Corvinus hätte ſonach im Volksliede zu ſeiner ſonſtigen Glorie und Herrlichkeit gar noch die Liebesdrangſale der Grafen von Cilli auf ſich nehmen müſſen, obſchon er ſelbſt — der jener Maria Elaus ein Schloß mit zwei

Dörfern geſchenkt hatte, „ob nimiam delectationem corporis nobis ab illa praesitam“ (Hormayr, Taſchenbuch 1841) — in dieſer Hinſicht einiges auf ſeinen ſtarken Schultern zu tragen vermöchte.

[22]) Über den Entſatz Siſſeks berichtet J. von Hammer (Geſch. d. osman. Reiches. II. 582) wie folgt: „Dienstag vor Fronleichnam (15. Juni 1593) lagerte Hasan, der Statthalter Bosniens, mit 25—30000 Mann am rechten Ufer der Kulpa; ging in der Nacht mit dem von Memi, dem Beg von Swornik, angeführten Fußvolke über die Kulpa, belagerte Siſſek. Erdödy, Auersperg, Eggenberg, Redern und Paradeiſer eilten zum Entſatze herbei. In dem Winkel, welchen mit der Kulpa die in dieſelbe einſtrömende Ordra bildet, ward die Schlacht geliefert (19. Juni) und die Türken an die Flüſſe zurückgedrängt. Die Brücken, zu ſchmal und zu ſchwach, brechen ein, 18000 Mann bluten auf dem Felde oder ertrinken in der Flut, unter dieſen Hasan Beg ſelbſt, der Statthalter von Bosnien, Ghaſi Memi, der Beg von Swornik, Muſtafa, der Beg von Klis, der Sohn Ahmed Paſchas (deſſen Gemahlin die Tochter Mirmahs) und der daher Sultanſade beigenannt war, und Mohammed, ebenfalls der Sohn der Tochter einer Sultanin uſw. Ob namhaften Verluſtes von Geſchütz und Heer, von mehreren Begen und zwei Enkeln von Sultaninnen heißt das Jahr in der osmaniſchen Geſchichte das Jahr des Verderbens.“

Nach Valvaſor (a. a. O. IV. 523) führte der Held unſeres Liedes „Herr Adam Rauber zu Weineck und Kreutberg, einer löbl. Landſchafft in Crain Rittmeiſter“ nächſt Herrn Andre von Auersperg, Obriſten der „Crabatiſchen und Meer-Gräntzen“ die zum Entſatze Siſſeks aufgebotenen Hilfsvölker aus Krain. Rauber befehligte die ſogenannten ſtändiſchen Gültpferde „200 Craineriſche Arquebuſirer“ und nahm mit ſeiner Mannſchaft den rühmlichſten Anteil an dem Treffen.

Sonderbarerweiſe beteilt unſer Volkslied mit dem Vornamen ſeines Helden (Adam) den Kommandanten Siſſeks, welcher nach Valvaſor und Hammer Nikolaus Mikaczy hieß, Domherr zu Agram war und die Stadt eifriger als redlich verteidigte, indem er die Boten Hasan Paſchas über die Mauer in den Fluß werfen ließ und die durch verſtellte Bereitwilligkeit der Übergabe in die Feſtung gelockten Sipahi durch angezündete Pulverfäſſer in die Luft ſprengte.

Das alte bereits durch Kaiſer Maximilian I. in den Freiherrnſtand erhobene Geſchlecht der Rauber war überhaupt durch Tapferkeit und Körperſtärke ausgezeichnet. Berühmt wegen ſeiner ungemeinen Gewandtheit im Ringkampfe, verbunden mit rieſiger Leibeskraft, ſo wie ob ſeines über drei Ellen langen Bartes war

Andreas Eberhard v. Rauber, Kaiſer Maximilians II. Hofkriegsrat; er zerbrach die ſtärkſten Hufeiſen, riß einſt im Kampfe einem Juden den Bart ſamt der daranhängenden Kinnlade aus, ſteckte im Wettkampf um die ſchöne Scharfeckin, des Kaiſers natürliche Tochter, ſeinen Gegner, einen himmellangen Spanier, in einen Sack, und dgl. mehr.

[23]) Noch im April 1839 überſchritt die türkiſche Armee den Euphrat und ſeine Nebenflüſſe auf Flöſſen, welche aus aufgeblaſenen Ziegenhäuten (türkiſch Kilek) verfertigt wurden. (Allgem. Ztg. 1839. Nr. 176.)

[24]) Čiče, Tſchitſchen, heißen die abgehärteten, kriegeriſchen Bewohner jenes Felſenlandes im mittäglichen Krain, welches vormals die Japoden der Alten inne hatten.

[25]) Das Lied von H. Ulrich gehört unter die Zahl der einſt ſo beliebten Rätſellieder, einer Form, die in der Poeſie der verſchiedenſten Völker eine bedeutende Rolle ſpielt und ſich nach ihren einzelnen Erzeugniſſen als ebenſo alt, vielgeſtaltig und mannigfaltig darſtellt, wie ihr unerſchöpflicher Erfinder, der menſchliche Scharfſinn. Von Intereſſe dürfte die Vergleichung der dritten Rätſelfrage unſeres Liedes mit der nachfolgenden Stelle ſein, welche den altdeutſchen „Rätſelfragen aus einem alten Paſſional“ (in Mones Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit, 1839) entnommen iſt:

„Biten, daz er mich laze,
ſprach er, wiſſen noch ein dinc
wie verre von des himels rinc
ſi unz uf den hellegrunt?
iſt im die meiſterſchaft wol kunt
ſo lat die maze mir in ſagen.
Die Botſchaft wart hin in getragen
vur den meiſter der ouch ſprach:
„deiswar mein kunſt iſt zu ſwach,
Daz ich die maze icht ſchowe.“
Die tuveliſche juncfrowe
ſprach do vor in allen:
„ei ſecht, nu muz ich vallen
von hinnen in der hellegrunt,
mir iſt wol die maze kunt
wande ich ſi her nider maz,
do ich wart ein ſchanden vaz
unde zu tal von obene fiel
in den helliſchen giel,
Dar ich ouch nur ſall zehant.“

Dieſes Stück iſt Teil einer Legende, worin der Teufel in Ge-

ſtalt einer Jungfrau einen Meiſter verführen will, den der heil. Bartholomäus dadurch rettet, daß er als Pilger vor der Türe erſcheint und die Rätſelfragen gibt. — Eigentümlich, ob ſchon ſchwer erklärbar, iſt die Beteiligung des Papſtes in unſerem Liede, wenn dieſes nicht etwa ein Spottlied aus der Zeit der Reformation in Krain ſein ſollte, deren Ideenkreiſen die Vermählung des Papſtes mit dem Teufel nicht allzuferne lag. Ebenſowenig vermag ich aus der mir vorliegenden Heiligenlegende in dem Leben des heiligen Mannes und Biſchofs Ulrich irgend einen andern Beruf zum Rätſellöſen zu entdecken, als daß er zweimal in Rom und „ſeine Reden mit dem Salz der Weisheit begleitet“ geweſen.

Inhalt.

Volkslieder aus Krain.

	Seite
Einleitung des Herausgebers	3
Vorwort	7
Neujahrslied	17
Flurſegen	17
Hochzeit der Vögel	18
Käuzchen und Eule	19
König Amſel	19
Drei Liebchen	19
Winter	20
Freiheit	21
Täubchen	21
Liebesbangen	22
Ständchen	23
Zuruf	23
Weltjammer	24
Fragen	24
Minka	25
Die Läuferin	25
Mara	25
Wohin damit	26
Drei Töchter	26
Des Helden Bitte	28
Der Gefangene	30
Troſt der Verlaſſenen	31
Der Scheintote	32
Ein Johannisfeſt	33
Beſtrafte Untreue	35
Janko	36
Der Schwimmer	37
Von der ſchönen Vida	38
Ein Verlaſſener	40
Agnes	41
Ein friedfertiger Herr	43
Terdoglav	47
Ein verzauberter Prinz	50
Der Page	52
Roſchlin und Verjanko	52
Von der ungetreuen Gräfin	54
Im Tode Wahrheit	56
Von der Königstochter	57
Lamberg und Pegam	59
König Marko	63
Drei Brüder	66
Gregors Schweſter Alenka	68
Des Woiwoden Janko Hochzeit	70
Vom König Matjaſch	72
König Matjaſch gefangen	78
Vom Ableben des König Matjaſch	80
Vom Herrn Rauber	83
Sankt Ulrich	87
Anhang: Kleine Lieder, Vierzeilen, Tanzreime	90
Anmerkungen	95

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Anaſtaſius Grüns

ſämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schloſſar.

Mit 6 Bildniſſen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der erſten Ausgaben und einem Briefe als Handſchriftprobe.

Neunter Band.

Inhalt: Robin Hood.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.

Robin Hood.

Einleitung des Herausgebers.

In einem Briefe aus dem Jahre 1853 an den englischen Schriftsteller und Dichter Charles Boner, welcher lange Zeit in Regensburg seinen Wohnsitz hatte, erwähnt Graf Auersperg: „In meinen nicht gerade für eigene Produktionen gewidmeten Mußestunden beschäftigt mich jetzt eine möglichst treue aber doch nicht engherzige Übertragung der altenglischen Volkslieder über Robin Hood." Seitdem wurde dem gräflichen Dichter der Stoff von Jahr zu Jahr vertrauter und die Beschäftigung mit demselben eine immer eingehendere. Fast alle folgenden Briefe an Boner, der nicht nur auf dem Gebiete der englischen, sondern auch auf dem der deutschen Literatur ein vortrefflicher Kenner und selbst Dichter in englischer Sprache war, enthalten Anfragen um Auskünfte sprachlicher, poetischer und sachlicher Natur über Robin Hood, und der Engländer wird nicht müde, alle diese Auskünfte bestens zu geben.

Robin Hood war seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in England ein beliebter Volksheld. Seiner gedenken schon in jener alten Zeit Stellen in Chroniken und Gedichten. In späteren Jahrhunderten finden wir mannigfaltige Balladen über diesen Abenteurer des Waldes, welche, im Volke entstanden, zunächst mündlich über ganz England und Schottland verbreitet waren. In der weiteren Folge wurden die einzelnen Stücke als fliegende Blattdrucke ausgegeben. Nachdem einzelne der Balladen in verschiedenen Sammlungen älterer englischer Volksballaden aufgenommen wurden, bot Joseph Ritson eine Gesamtausgabe in seinem 1795 erschienenen Buche: „Robin Hood", dessen zweite Auflage von 1832 dem gräflichen Übersetzer und Bearbeiter vorgelegen ist, wie auch die genaue Angabe des Titels in der von Anastasius Grün seiner Übertragung vorausgeschickten Einleitung zu ersehen ist. Eine spätere Sammlung mit historisch-kritischen Anmerkungen veranstaltete und gab 1847 heraus J. M.

Gutch unter dem Titel: A lytell geste of Robin Hode etc., welche Anast. Grün natürlich ebenfalls mit großem Vorteile benutzte. Auch den genauen Titel dieser Sammlung führt die erwähnte „Einleitung" an. Überhaupt hat A. Grün die vorhandene Literatur über Robin Hood genau gekannt und untersucht, auf manches wohl auch durch seinen gewissenhaften Korrespondenten Charles Boner gelenkt. Eine besonders ausführliche Arbeit ist 1883, also sieben Jahre nach Anast. Grüns Tode erschienen, nämlich als Straßburger Inauguraldissertation: „Die Robin-Hood-Balladen. Ein Beitrag zum Studium der englischen Volksdichtung" von Richard Fricke (Braunschweig 1883). 8°. 104 S. Diese treffliche Untersuchung war zunächst abgedruckt in L. Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen." XXXVII. Jahrg., 69. Bd. (Braunschweig 1883).

Erst im Jahre 1864 ist im J. G. Cottaschen Verlage zu Stuttgart, mit dem Anastasius Grün anläßlich der Herausgabe des dichterischen Nachlasses Lenaus und der schönen Gesamtausgabe der Werke dieses seines alten Freundes (mit der eigenen pietätvollen biographischen Einleitung) in Verbindung getreten war: „Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern" erschienen.*) Am 20. März 1864 sandte Auersperg aus Graz eines der ersten Exemplare des vollendeten Werkes an Charles Boner mit den nachfolgenden Zeilen:

„Verehrter Herr Boner! Mit diesen Zeilen stellt sich Ihnen ein alter Bekannter, Robin Hood vor. Möge er auch in dieser Gestalt bei Ihnen ein freundliches Willkommen und gute Aufnahme finden. Er ist zugleich der Überbringer meines erneuten herzlichen Dankes und meiner wärmsten Grüße. Wenn Sie den wackern Gesellen näher ins Auge fassen, werden Sie finden, daß er gar manches an seinem Aufputze und seiner besseren Ausstaffierung Ihnen verdankt und daß manche Mängel seiner ersten Ausrüstung und Montur auf Ihren sachkundigen Wink beseitigt oder ausgebessert worden sind. Nochmals den besten Dank dafür. Mit dem erneuten Ausdrucke unwandelbarer Hochachtung und Anhänglichkeit

Ihr treu ergebener

Ant. Auersperg."

*) Erst im 5. Bande der Ausgabe von A. Grüns gesammelten Werken (bgg. v. L. A. Frankl.), Berlin, Grote, 1877, ist „Robin Hood" zum neuerlichen Abdrucke gebracht worden.

Einleitung.

Wenn wir die Reihen jener echten Volkshelden mustern, deren Andenken sich in Lied und Sage, in Festen und Gebräuchen der verschiedensten Völker lebendig zu erhalten wußte, so werden wir kaum einen finden, dessen Volkstümlichkeit und Beliebtheit an Höhe und Dauer jene überträfe, deren sich der Name Robin Hood bei dem Volke Englands noch bis zum heutigen Tage erfreut. Wir erfahren aber auch gleichzeitig aus dem Munde der Überlieferung, daß der Träger dieses Namens eine Art Räuber und Wildschütze, ein geächteter und außerhalb des allgemeinen Gesetzes stehender Mann (outlaw), ein aus der Gesellschaft Ausgestoßener und mit dem Makel des Freibeutertums Gebrandmarkter gewesen. Der erste befremdende Eindruck dieser Tatsache kann jedoch unsere Überzeugung nicht erschüttern, daß der gesunde Kern und Keim einer solchen, sechs Jahrhunderte überdauernden Volksgunst denn doch nur in edleren, sittlicheren Motiven zu suchen sei. Und so dürfen wir die richtige Erklärung derselben keinesfalls bloß in dem negativen Standpunkte, den jener Volksheros gegenüber den Gesetzen seines Landes einnahm, und welchen er auch mit dem gemeinen Verbrecher teilt, sondern vielmehr in positiveren Verhältnissen, in wirklichen Verdiensten um sein Volk zu finden hoffen. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir mit gerechtfertigter Wißbegierde noch weiter nach der Lebensstellung und den Schicksalen des Helden forschen, um in diesen den Schlüssel zur Lösung des Rätsels zu gewinnen.

J. Ritson*), dessen ausführliche, im Jahre 1795 erschienene Biographie Robin Hoods mehr von dem bienenartigen Sammlerfleiße des Verfassers, der sich keine auf seinen Helden irgend bezügliche Notiz entgehen ließ, als von kritischer Sichtung und Bewältigung des Materiales zeugt, gelangt im wesentlichen zu folgenden Resultaten: „Robin Hood war geboren in Locksley in der Grafschaft Nottingham unter der Regierung König Heinrichs II. und um das Jahr 1160 n. Chr. G. Er war von edler Abkunft und hieß eigentlich Robert Fitzood, ein Name, welcher im Volksmunde sich leicht in Robin Hood verwandelte. Nach ziemlich allgemeiner Annahme soll

*) Siehe die Note ††† Seite 28.

er ein Earl of Huntington gewesen sein. Ein ungezügeltes Jugendleben soll sein Erbe verzehrt, ihm manche Geldbuße und Schulden halber die Acht zugezogen haben, so daß er nicht minder aus Not, denn aus eigener Wahl eine Zufluchtstätte in jenen Büschen und Wäldern suchte, mit denen zu jener Zeit unabsehbare Strecken Englands besonders in den nördlichen Gegenden bedeckt waren. Unter diesen Forsten liebte er ganz besonders Barnsdale in Yorkshire, Sherwood in Nottinghamshire und nach einigen auch Plumptonpark in Cumberland. Hier fand er bereits oder versammelte er später um sich eine Anzahl von Leuten ähnlichen Schlages und Geschickes, welche ihm als Haupt und Führer willige Folge leisteten. Seine vorzüglichsten Lieblinge in dieser Schar oder doch jene, in die er ob ihres Mutes und ihrer Treue das meiste Vertrauen setzte, waren: Little John mit dem Zunamen Nailor (Nagelschmied); William Scatlock (auch Scathelock oder Scarlet); George a Green, der Hürdenaufseher von Wakefield; Much, eines Müllers Sohn, und ein Mönch oder Klosterbruder, namens Tuck. Auch soll ihm seine Geliebte, ein junges Frauenzimmer namens Marion, in seine Zufluchtsstätte gefolgt sein. Die Schar wuchs mit der Zeit auf beiläufig hundert Schützen und übertraf im Schießen mit dem Langbogen alle andern Schützen im Lande. In dieser Gesellschaft herrschte Robin Hood eine Reihe von Jahren in den Wäldern wie ein unabhängiger Fürst in fast ununterbrochenem Kriege mit dem König von England und dessen Untertanen mit einziger Ausnahme der Armen und Hilflosen, der Verfolgten und Unterdrückten oder sonst seines Schutzes Bedürftigen. Wenn er an dem einen Orte von überlegenen Kräften bedroht war, flüchtete er zu einem andern, immer Trotz bietend der Macht dessen, was „Gesetz und Regierung" hieß. Hieraus folgere man aber nicht, daß er ein Aufrührer oder Hochverräter gewesen; ein Geächteter (outlaw) jener Tage war ebenso beraubt jedes oberherrlichen Schutzes, als er gegen niemanden durch den Eid der Treue gebunden war: ‚Seine Hand war gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn!' Die königlichen Forste lieferten unserem Helden und seinen Gefährten durchs ganze Jahr Überfluß an Wild und Feuerung; den Rest ihrer Lebensbedürfnisse deckte teils der Handel mit benachbarten Ortschaften, teils der ihr Gebiet betretende wohlhabende Reisende. Daß der Held und seine Genossen mitunter auch zum Raube ihre Zuflucht nahmen, läßt sich weder leugnen noch bemänteln. Fordun im 14 Jahrhundert nennt jenen: ‚ille famosissimus siccarius', und Major bezeichnet ihn und Klein John als ‚famatissimi latrones', wenngleich letztgenannter Geschichtschreiber beifügt, daß Robin Hood bei solchen Gewalttaten nur die Habe der Reichen sich angeeignet, nie, außer im ehrlichen Kampfe, einen

Menschen getötet, nie die Mißhandlung eines Weibes geduldet und nie einem Armen etwas entzogen, im Gegenteil diese wohltätig aus der Beute bewirtet habe, die er reichen Prälaten abgenommen. Den Abt von St. Marys in York scheint er durch besondere Feindschaft ausgezeichnet zu haben; ebenso den Sheriff von Nottingham, der wohl durch allzu pflichteifrige Verfolgung der Geächteten sich seinen Haß zugezogen haben mochte. Nachdem Robin Hood so durch viele Jahre eine Art unabhängiger Selbstherrschaft geführt und Königen, Richtern und Gerichtspersonen Trotz geboten hatte, wurde ein Aufruf veröffentlicht, welcher auf seine Habhaftwerdung und Einbringung, sei's tot oder lebendig, eine namhafte Belohnung aussetzte; dieses Ausschreiben scheint aber keinen besseren Erfolg gehabt zu haben, als die früheren Versuche ähnlicher Art. Endlich als die Gebrechen des Alters auch auf ihm zu lasten begannen und er von einem Krankheitsanfalle durch einen Aderlaß Erleichterung hoffte, wandte er sich zu diesem Behufe an seine Verwandte, die Priorin von Kirkleys in Yorkshire, da Frauen, insbesondere Nonnen jener Zeit, mit chirurgischen Verrichtungen vertrauter waren als heutzutage. Diese ließ ihn verräterischerweise zu Tode verbluten. Solches geschah am 18. November 1247 im 87. Jahre seines Alters und im 31. Jahre der Regierung König Heinrichs III. Er wurde in geringer Entfernung vom Klostergebäude unter einer Baumgruppe begraben, ein Stein auf das Grab gesetzt und mit einer Inschrift zu seinem Gedächtnis versehen. Nach Robin Hoods Tode zerstreute sich seine Schar."

Aus diesen Hauptmomenten des von Ritson entworfenen lebensgeschichtlichen Bildes leuchten allerdings einzelne Züge hervor, welche vorübergehend die Teilnahme des Volkes für den Helden nähren konnten; aber sie bieten uns bei weitem nicht die genügende Erklärung, die wir erwarten. Wir können uns nicht verhehlen, daß es den Volkssympathien für jenen offenbar hätte Eintrag tun müssen, wenn er, wie dort geschildert ist, nur durch eigene Schuld in die Lage eines vom allgemeinen Rechtsschutze Ausgeschlossenen geraten wäre; ja, indem wir in dem Bilde hie und da Streiflichter von Ideen, Spuren von Kämpfen zu erblicken glauben, welche die Menschheit seit Jahrhunderten bewegen, sehen wir diese Ideen nur mit Unlust durch einen Träger vertreten, der denn doch nur als ein nobler Verbrecher, günstigstenfalls als ein begabterer Taugenichts anzusehen wäre. Unbefriedigt verfolgen wir die spärlichen Fußstapfen des Helden, so weit sie auf geschichtlichem Boden erkennbar sind, bis in die Dämmerungen einer fernen und quellenarmen Vergangenheit, um nach genügenderen Ergebnissen zu forschen. An der Hand und mit der Leuchte neuerer Geschichtschreibung und Kritik

gelangen wir auf diesem Wege in die Tage der Eroberung und Beherrschung Englands durch die Normannen.

Wilhelm der Bastard, Herzog der Normandie, war mit einem zahlreichen normannischen Heere in England gelandet, um die durch den Tod Edwards des Bekenners erledigte angelsächsische Königskrone gegen seinen Mitbewerber Harald, Herzog von Wessex, der bereits den Titel eines Königs der Angelsachsen angenommen hatte, mit dem Schwerte zu erringen. Der 14. Oktober des Jahres 1066 war der ewig denkwürdige Tag, an dem sich Englands Schicksal durch die bei Senlac in der Nähe von Hastings geschlagene Schlacht entschied, in welcher Harald Leben und Thron an seinen glücklicheren Mitbewerber verlor. Die Krönung Wilhelms zum Könige von England war das Resultat der Begebenheit, die wir mit dem Ausdrucke: „Eroberung Englands durch die Normannen" zu bezeichnen gewohnt sind. Die drückenden und nachteiligen Folgen, welche jede Regierung eines ausländischen Fürsten mit sich führt, wenn er zu gleicher Zeit eine bedeutende Anzahl seiner Landsleute in sein neues Reich mitbringt, mußte durch die gewaltigen Heermassen von Normannen, die natürlicherweise den „Eroberer" begleiteten, für das angelsächsische Volk um so drückender werden. „Die Schlacht bei Hastings," sagt ein neuerer Geschichtschreiber*), „und die darauf folgenden Ereignisse setzten nicht nur einen Herzog der Normandie auf den englischen Thron, sondern sie gaben auch die ganze Bevölkerung Englands der Tyrannei der normännischen Rasse preis. Die Unterjochung eines Volksstammes durch einen anderen war selten, selbst in Asien nicht, von einer größeren Vollständigkeit. Das Land wurde zerstückt und unter die Führer der Eindringlinge verteilt. Strenge militärische Einrichtungen im engsten Zusammenhange mit den Eigentumsgesetzen boten den fremden Eroberern die geeignete Handhabe zur Unterdrückung der Landeskinder. Ein grausames Strafgesetzbuch, mit Grausamkeit durchgeführt, beschützte die Vorrechte, ja selbst die Vergnügungen der fremden Unterdrücker. Aber der überwundene Volksstamm, wenngleich niedergeworfen und unter die Füße getreten, ließ jene noch immer seinen Stachel fühlen." Mögen auch die schwereren Versündigungen gegen die Rechte der Eingebornen mehr den Nachfolgern Wilhelms in der Regierung, als diesem selbst zur Last fallen, so bleibt es doch unbestritten, daß Wilhelm alles Land, das seinen Vorgängern auf dem angelsächsischen Throne angehört hatte, sowie auch die Besitzungen jener Angelsachsen, die gegen ihn gekämpft hatten, wieder für sich genommen; daß er alle von

*) Ch. B. Macaulay, The history of England from de accession of James II. Chap. I.

Harald gemachten Verleihungen widerrufen und mit auf diese Art in seinen Besitz gebrachten Gütern sein Heer belohnt habe. König Wilhelm stellte die gesetzliche Norm auf, daß jeder Eigentumstitel, der älter als seine Eroberung, und jede Güterübertragung, welche jünger als diese, ohne seine förmliche Zustimmung und Gutheißung null und nichtig seien. Schon unter seiner Regierung wurden Klagen darüber laut, daß die normännisch-französische Sprache mit Gewalt in den Gerichtshöfen und namentlich in der königlichen Kurie eingeführt worden sei, was für die Angelsachsen um so drückender gewesen, als sie ohnehin gegen die Anmaßungen der normännischen Barone in den gewöhnlichen Volksgerichten nicht zu ihrem Rechte gelangen konnten und daher an die königliche Kurie sich wenden mußten. Die durch den Übermut der Normannen hervorgerufenen Empörungen der angelsächsischen Großen hatten für diese den Verlust ihrer Lehen wegen Felonie zur Folge, und so wurden alle hohen Ämter im Reiche, namentlich die Grafenwürde und die Stellen in der königlichen Kurie nur von Normannen besetzt, während die angelsächsischen Thane immer mehr daraus entschwanden.*) Unter Wilhelm I. wurde das Lehnwesen in England auf Grundlage der militärischen Rangfolge organisiert, und dadurch jener Zusammenhang und jene Disziplin, welchen die Glieder des Eroberungsheeres auf dessen Kriegsfahrten unterworfen waren, auch auf dem neugewonnenen Boden bewahrt und verstärkt. Die unermeßliche Ausbeute jener allgemeinen Güterkonfiskationen diente als Sold für die Abenteurer aus allen Ländern, welche sich unter die normännischen Fahnen eingereiht hatten, und denen neue Glücksritter in massenhaften Zügen über den Kanal nachfolgten. „Ihre Namen, niedrig und dunkel auf jener Seite der Meerenge, wurden edel und ruhmreich auf dieser," sagt Augustin Thierry**), dem wir großenteils in der nachstehenden Darstellung folgen. Authentische Quellen bezeichnen einen Hugo den Schneider, Wilhelm den Kärrner u. dgl. als normännische Ritter in England. Die Mandeville und Dandeville, die Omfreville und Domfreville, die Mohun und Bohun usw., die Bastard, Brassard, Baynard, die Lucy, Lacy, Percy usf. und wie all die Eroberernamen auf den noch vorhandenen gereimten Listen heißen mögen, das waren die Männer, welche ihre Adelstitel für sich und ihre Nachkommen mit gewaffneter Hand nach England verpflanzten; die Diener, Stallmeister und Speerträger der normännischen Krieger wurden urplötzlich zu Edelleuten neben den reichsten und edelsten angelsächsischen Ge-

*) Siehe G. Phillips, Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen im J. 1066 n. Chr. G. Berlin 1827. §. X.

**) Augustin Thierry, Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands. Livre IV.

schlechtern. „Diese Fremdlinge," erzählt ein alter Chronist, „schützen sich gegenseitig, sie bilden einen engen Bund, dessen Glieder sich fest aneinander schließen, wie am Drachenkörper Schuppe mit Schuppe sich verbindet." Während die normännischen Barone und Ritter ausgedehnten Grundbesitz mit Schlössern, Ortschaften, selbst ganzen Städten als Beuteteil erhielten, wurden die Vasallen untergeordneten Ranges mit mäßigeren Anteilen bedacht, einige mit barem Geld, andere durch Zwangsheiraten mit den begüterten Witwen der gebliebenen Gegner abgefertigt. Die Mehrzahl der Bistümer und Abteien mußte, wie die Güter der Reichen, die Freiheit der Armen und die Schönheit der Frauen, dazu dienen, die Kosten der Eroberung zu bezahlen. Ein Schwarm geistlicher Abenteurer aus Frankreich ergoß sich über die Prälaturen, Archidiakonate und Dechanteien Englands. Die meisten trugen in ihrer neuen Stellung die schamloseste Sittenlosigkeit zur Schau; einer von ihnen wurde von einem Weibe getötet, welchem er Gewalt antun wollte; andere machten sich berüchtigt durch ihre Völlerei und durch Ausschweifungen aller Art; Bischöfe plünderten Klöster und Kirchen und schmolzen deren Gold- und Silbergeräte für sich ein. Die Eingebornen wurden entwaffnet und gezwungen, dem neuen Oberhaupte, welches ihnen durch Waffengewalt aufgenötigt war, Treue und Gehorsam zu schwören. Sie leisteten zwar den Eid, aber im Grunde des Herzens glaubten sie nimmer, daß der Fremdling Englands rechtmäßiger König sei; ihre zahlreichen, sich immer wieder erneuernden Aufstände und Kämpfe gegen diesen sprechen es nur zu deutlich aus. Den weltlichen Waffen gesellten sich geistliche; angelsächsische Bischöfe schleuderten den Bannfluch der Kirche gegen die Unterdrücker, aber er prallte wirkungslos an dem Könige ab, denn „Wilhelm hatte seine (normännischen) Priester, um die angelsächsischen Priester zu entwaffnen, wie er Normannenschwerter hatte, um die Sachsenschwerter zu brechen." Nach der allmählichen Niederwerfung der organisierten Teile der angelsächsischen Kriegsmacht gab es nur noch einige zerstreute Trümmer des Heeres und der überwältigten Besatzungen, Soldaten ohne Führer und Führer ohne Gefolge. Der Krieg gegen diese nahm den Charakter persönlicher Verfolgungen an. Die hervorragenderen wurden feierlich gerichtet und verurteilt, die übrigen der Willkür der fremden Krieger überlassen, welche sie entweder niedermetzelten oder als Leibeigene auf ihre Ländereien versetzten. Abteilungen normännischen Kriegsvolks durchzogen den Nordosten in allen Richtungen, um das Land zu verwüsten und unbewohnbar zu machen sowohl für die Dänen, deren Landungen man befürchtete, als auch für die Angelsachsen, die man im Verdachte hatte, diese zu begünstigen. So wurde die angelsächsische Bevölkerung notwendigerweise in das Innere des Landes zu-

rückgedrängt. Eine Anzahl Eingeborner, deren Mittel es gestatteten, und denen es glückte, die Häfen von Wales oder Schottland zu erreichen, wanderte ins Ausland. Dänemark, Norwegen, überhaupt die Länder germanischer Zunge, aber mitunter auch der minder stammverwandte Süden wurde das Ziel dieser Auswanderer. Von dem günstigen Lose angezogen, dessen sich die skandinavische Kaisergarde in Konstantinopel, die Waräger, damals erfreute, suchte eine Anzahl junger Leute dort ihr weiteres Fortkommen. Von jenen angelsächsischen Männern jedoch, welche weder auswandern konnten noch wollten, flüchteten viele mit ihren Familien, und wenn sie reich und mächtig waren, mit Dienern und Gefolge in die Wälder. Die großen Heerstraßen, auf welchen die normännischen Reisezüge sich bewegten, wurden von ihren bewaffneten Banden unsicher gemacht; sie holten sich mit List die Entschädigung für ihr verlornes Erbe, oder sie rächten in Blut die Niedermetzelung ihrer Stammgenossen. Während die mit der Eroberung befreundeten Geschichtschreiber diese Flüchtlinge nur als Räuber und Auswürflinge bezeichnen, welche frei- und böswillig gegen die rechtmäßige gesellschaftliche Ordnung in Waffen standen, glaubte die eingeborene Bevölkerung jene Männer ganz in dem guten Rechte, die Güter zurückzunehmen, die man ihnen gewaltsam entrissen hatte; und wenn sie zu Räubern wurden, so war es nach der Volksmeinung eben nur, um sich wieder in den Besitz des ihnen geraubten Eigentums zu setzen. Die Ordnung, gegen welche sie sich empörten, das Gesetz, welches sie verletzten, entbehrte in den Augen des Volkes jeder rechtmäßigen Weihe, und das englische Wort outlaw verlor von nun an im Munde der Unterjochten seine alte ungünstige Bedeutung; im Gegenteile, die alten englischen Erzählungen, Legenden und Volksballaden verbreiteten einen eigentümlichen dichterischen Reiz und Glanz um die Person des Verbannten und dessen unstetes, aber freies Waldleben. Der Norden Englands, welcher am kräftigsten den Eindringlingen widerstanden hatte, wurde vorzugsweise das Land solcher bewaffneter Wanderscharen, dieses letzten Protestes der Überwundenen. Die weiten Wälder der Provinz York wurden der Aufenthalt einer zahlreichen Bande unter der Anführung Sweyns, des Sohnes von Sigg. Im Innern des Landes und selbst in der Umgebung Londons rotteten sich Haufen solcher Männer zusammen, die von Sklaverei nichts wissen wollten, die Wildnis zu ihrer Wohnstätte erkiesend. Ihr Zusammentreffen mit den Eroberern war immer blutig. Neckereien, Überfälle und Kämpfe, Rachetaten an Wehrlosen waren an der Tagesordnung. Schrecken herrschte im Lande. Jede angelsächsische Wohnung war befestigt, von Waffen und Bewaffneten voll, verschlossen und verbollwerkt wie eine belagerte Stadt; nur bis an die Zähne

bewaffnet wagte man sich aus seinem Hause. Einer jener Zufluchtsorte und Sammelplätze, das mitten in den Sümpfen der Provinz Cambridge auf der sogenannten Insel Ely errichtete, mit Erdwällen und Verhauen geschützte „Lager der Zuflucht“ (camp du refuge — castra refugii) erhielt seine größere historische Berühmtheit und Weihe als „Bollwerk der angelsächsischen Unabhängigkeit“ durch den Namen Hereward, der als Verteidiger der angelsächsischen Volksrechte und Rächer der Unbill aus ihm hervorging, und dessen Heldentaten und Märtyrertod (1072) lange in den Liedern des Volkes lebten. Die normännischen Könige, Nachfolger des Bastards, bewohnten und beherrschten längst in voller Sicherheit die Provinzen des Südens, während sie nur im Geleite eines kriegstüchtigen Heeres wagen durften, die nördlich des Humberflusses gelegenen Landstriche zu betreten. Im Norden erhielt sich am längsten der Geist des Widerstandes gegen die durch die Eroberung eingeführte Ordnung der Dinge; hier ergänzten sich durch mehr als zwei Jahrhunderte die Mannschaften der Outlaws, dieser politischen Nachfolger der Flüchtlinge des Lagers von Ely und der Gefährten Herewards. Von der Geschichte verkannt oder mißverstanden, werden sie von dieser entweder mit Stillschweigen übergangen oder nach der üblichen Amtssprache jener Zeit mit Benennungen gebrandmarkt, welche ihnen alle Teilnahme entfremden könnten, nämlich mit den Namen von Aufrührern, Dieben und Banditen. Aber diese Titel sind dieselben, mit welchen in jedem unter Fremdherrschaft schmachtenden Lande die kleine Zahl tapferer und unabhängiger Männer bezeichnet wird, welche es vorzogen, in die Berge und Wälder zu flüchten, als den Aufenthalt in den Städten mit jenen zu teilen, welche das Sklavenjoch zu ertragen vermochten. Das Volk, das ihnen zu folgen nicht den Mut hatte, liebte sie dennoch und begleitete sie mit seinen Wünschen. Während Verordnungen in französischer Sprache die Stadt- und Landbewohner Englands aufriefen, die geächteten Männer des Waldes wie Wölfe zu hetzen und von Bezirk zu Bezirk zu verfolgen, pries das Volkslied in angelsächsischer Sprache den Ruhm dieser Feinde der Fremdengewalt, „deren Schatzkammer die Börse des Grafen, deren Herde das Damwild des Königs“ sei.

Zur Vervollständigung des vor uns aufgerollten Geschichtsbildes sei ein Blick auf die normännischen Jagdgesetze geworfen. Wilhelm I. ließ eine zwischen Salisbury und der Seeküste gelegene Landstrecke mit Bäumen besetzen und in Wald umwandeln und nannte sie New forest (novum forestum). Diese Strecke Landes umfaßte vor ihrer Umgestaltung in Wald mehr als sechzig Kirchspiele, welche der Eroberer auflöste und deren Bewohner er vertrieb. Es ist zweifelhaft, ob der Beweggrund hierzu politischer Natur gewesen, oder ob er nur

in des Königs und seiner Söhne maßloser Vorliebe für die Jagd zu suchen sei. Dieser ungezähmten Leidenschaft schreibt man auch die sonderbaren und grausamen Verordnungen zu, die er über das Waffentragen in den englischen Forsten erließ; aber man darf mit Recht annehmen, daß diese Verfügungen einen tieferen Grund hatten und gegen die Angelsachsen gerichtet waren, welche unter dem Vorwand der Jagd sich ein Stelldichein in Waffen geben konnten. Die Strafen, die Wilhelm auf die Tötung eines Hirsches oder anderen Wildes gesetzt hatte (Verlust der Augen, Entmannung usw.) waren so strenge, daß eine Chronik ihm nachsagt, „er habe das Wild so sehr geliebt, als ob er der Vater wilder Bestien sei". Diese Jagdgesetze, mit besonderer Härte gegen die Angelsachsen in Geltung gebracht, steigerten deren Elend, denn vielen aus ihnen war die Jagd das einzige Mittel zur Fristung des Lebens. Die königlichen Jagdreviere Wilhelms umfaßten alle großen Waldungen Englands, er selbst besaß achtundsechzig Forste*), welche für die Eroberer furchtbar werden konnten, da sie der Zufluchtsort ihrer letzten Gegner blieben. Jene Gesetze, welche durch ihre Besorgtheit um das Leben der Hasen den Spott der Sachsen weckten, waren doch eine mächtige Schutzwache für das Leben der Normänner, und um die Durchführung derselben zu sichern, wurde die Jagd in den königlichen Forsten zu einem Vorrechte, dessen Verleihung sich der König ausschließlich vorbehielt. Hochgestellte Personen normännischen Stammes, empfindlicher für die ihnen auferlegte Beschränkung, als für die Interessen der Eroberung, murrten gegen die Ausschließlichkeit des Gesetzes. Aber solange der nationale Geist sich unter den Besiegten lebendig erhielt, konnte dieser Wunsch normännischer Großen den festen Willen ihrer Könige nicht erschüttern. Von dem Gefühle der politischen Notwendigkeit geleitet, bewahrten die Söhne Wilhelms ebenso ausschließlich wie er selbst das Vorrecht der Jagd, und erst später, im 13. Jahrhundert, als die Notwendigkeit dieses Privilegiums nicht mehr vorhanden war, ließen sich ihre Nachfolger nicht ohne Bedauern dazu bewegen, auf dasselbe zugunsten der Parkbesitzer normännischer Rasse teilweise zu verzichten. An diese und deren Jagdaufseher ging nun die Befugnis über, den auf Hasen und Damwild lauernden Angelsachsen ungestraft zu töten, bis endlich der arme Abkömmling dieses Stammes dem reichen Sprossen des andern furchtbar zu sein aufgehört und seine Jagdfrevel mit gelinderen Strafen zu büßen hatte.

„Wenn der Leser nun" — wir lassen unsern Gewährsmann A. Thierry**) sprechen — „all diese Tatsachen zusammenfaßt, mag

*) Phillips a. a. O. II. § 31.
**) Thierry a. a. O. livre VI.

er sich eine richtige Vorstellung dessen bilden, was England zur Zeit seiner Eroberung durch Wilhelm von der Normandie gewesen ist: doch darf er sich nicht etwa einen einfachen Regierungswechsel oder den Sieg eines Thronwerbers vorstellen, sondern das Eindringen eines ganzen Volkes in den Schoß eines andern Volkes, welches durch das erstere zersprengt worden, und dessen zerstreute Trümmer in die neue gesellschaftliche Ordnung nur Aufnahme gefunden als persönliches Zugehör, oder um den Ausdruck der alten Schriftstücke zu gebrauchen, als „Kleid der Erde" (Terrae vestitus, Terrae vestita. Id est agri cum domibus, hominibus et pecoribus). Man darf nicht auf der einen Seite Wilhelm als König und Despoten sich vergegenwärtigen und auf der andern Seite vornehmere oder niedrigere, reichere oder ärmere Untertanen, sämtlich Bewohner Englands und somit sämtlich Engländer, ihm gegenüberstellen; man muß sich eher zwei ganz verschiedene Völkerschaften vor Augen halten, nämlich Engländer durch Abstammung und Herkunft und Engländer durch feindlichen Einfall, beide in ein und dasselbe Land sich teilend und doch auf demselben Boden streng gesondert. Oder man vergegenwärtige sich vielmehr zweierlei Länder unter ganz verschiedenen Verhältnissen; das Land der Normänner reich und abgabenfrei, das Land der Sachsen arm, dienstbar und mit Grundzinsen bedrückt; das erstere voll geräumiger Paläste und gemauerter, mit Schießscharten versehener Burgen, das andere besät mit Strohhütten und ärmlichen verfallenden Wohnstätten; jenes bevölkert von Glücklichen und Müßigen, von Rittern und Edlen, dieses bewohnt von Männern des Mühsals und der Arbeit, von Ackersleuten und Handwerkern; in dem einen die Üppigkeit und der Übermut, in dem andern das Elend und die Mißgunst; doch nicht die Mißgunst des Armen beim Anblick fremden Reichtums, sondern die des Beraubten dem Räuber gegenüber. Endlich, um das Bild vollständig zu machen, sind beide Länder gewissermaßen eines von dem andern durchschlungen, sie berühren sich an allen Punkten und sind doch schärfer getrennt, als wenn das Meer zwischen ihnen wogte. Jedes hat seine ihm eigentümliche, dem andern gänzlich fremde Sprache; das Französische ist die des Hofes, der Schlösser, der reichen Abteien, kurz aller Orte, wo die Macht und die Pracht herrschen, während das alte Landesidiom am Herde des Armen und Leibeigenen sich heimisch erhielt. Noch lange pflanzten sich beide Sprachen*) unvermengt fort und blieben, die eine das

*) . . . . . The folk of Normandie
Among us woneth yet and shalleth evermore.
Of Normans both these high men that both in this land
And the low men of Saxons . . . .
Robert of Gloucester's Chronicle.

Kennzeichen des Adels, die andere das des gemeinen Mannes." Zur Ergänzung des vorstehenden sei noch erwähnt, daß der fünfte normännische König Englands, Heinrich II., nachdem ein volles Jahrhundert seit der Eroberung verflossen war, noch nicht so viel Englisch wußte, um die Worte „Gode olde kynge", womit ihn ein Eingeborner in der Grafschaft Pembroke begrüßte, ohne Dolmetsch zu verstehen. Auch von seinem Sohne und Nachfolger Richard — zu dessen Geschichte uns die Spuren des historischen Robin Hood nun leiten — ist es nachgewiesen, daß er nicht imstande war, ein Gespräch in englischer Mundart zu führen; dagegen sprach und schrieb er korrekt die beiden romanischen Sprachen Frankreichs, die langue d'oui und die langue d'oc, und dichtete sogar in der letzteren.

Nachdem Richard I. Löwenherz aus der Gefangenschaft, in die er auf seiner Rückreise aus Palästina geraten, nach England heimgekehrt und gegen die Usurpation seines Bruders Johann in sein königliches Recht wieder eingesetzt war, blieb ihm nur noch der Widerstand der Besatzung von Nottingham zu brechen. Er eilte in Person dahin und siegte auch dort durch seine Tatkraft. „Nach diesem Siege" — wir nehmen wieder Thierrys Darstellung*) in dessen eigenen Worten auf — „unternahm König Richard zu seiner Erholung eine Lustreise in den größten der Forste Englands, welcher sich auf einem Raume von mehreren hundert Meilen von Nottingham bis in den Mittelpunkt der Grafschaft York erstreckte; die Sachsen nannten ihn Sire-Wode, ein Name, welcher sich im Laufe der Zeit in Sherwood verwandelte. „Noch nie in seinem Leben", so erzählt ein Zeitgenosse, „hatte er diese Wälder gesehen, und sie gefielen ihm ungemein." **) Nach einer langen Gefangenschaft ist man besonders empfänglich für die Reize landschaftlicher Schönheit, und zudem mochte sich dieser natürlichen Anziehungskraft auch eine andere, für den abenteuernden Geist Richards noch bestechendere beigesellt haben. Sherwood war damals ein für die Normänner gefährlicher Wald, der Aufenthaltsort der letzten Trümmer jener bewaffneten angelsächsischen Scharen, welche, die Eroberung nicht anerkennend, nach freiem Willen außerhalb des Fremdlingsgesetzes lebten. Überall verjagt, verfolgt, gehetzt wie wilde Tiere, konnten sie nur hier sich in größerer Anzahl behaupten, begünstigt durch die örtliche Lage und unter einer Art militärischer Organisation, welche ihnen einen

*) Thierry a. a. O. liv. XI.

**) „Anno 1194 vicesima nona die Martii Richardus rex Angliae profectus est videre Clipstone et forestas de Sirewode, quas ipse nunquam viderat antea; et placuerunt ei multum et eodem die rediit at Nottingham." Rog. de Hoveden, Annales.

achtungswerteren Charakter verlieh, als jenen gemeiner Strauchdiebe und Straßenräuber."

„Zu der Zeit, als der Heros der anglo-normännischen Barone den Forst von Sherwood besuchte, lebte in demselben ein Mann, welcher der Held der Leibeigenen, der armen und kleinen Leute, mit einem Worte der Held des angelsächsischen Volkes war. ‚Unter den ihres Erbes Beraubten', berichtet ein alter Chronist, ‚machte sich damals der berühmte Räuber Robert Hode bemerklich, welchen das gemeine Volk mit so großer Vorliebe in Festen und Schauspielen feiert, und dessen Geschichte, von den Minstrels gesungen, es jeder andern vorzieht.'*) Auf diese wenigen Worte beschränken sich unsere historischen Daten über das Dasein jenes letzten Angelsachsen, der dem Vorbilde Herewards so eifrig nachstrebte, und um nur einige Züge seines Lebens und Charakters aufzufinden, muß man notwendigerweise zu den alten Romanzen und Volksballaden seine Zuflucht nehmen. Kann man auch den darin geschilderten seltsamen und oft sich widersprechenden Taten und Ereignissen nicht unbedingt Glauben beimessen, so bleiben sie doch ein unanfechtbares Zeugnis der warmen Liebe des englischen Volkes für den Bandenhäuptling, welchen jene Poesien verherrlichen, und für dessen Genossen, die statt für ihre Herren das Ackerland zu bebauen, lieber, wie das alte Lied singt, „froh und frei durch die Wälder streiften".

„Es steht außer Zweifel, daß Robert, oder im Volksmunde Robin Hood, von angelsächsischer Abstammung gewesen. Sein französischer Vorname ist kein Gegenbeweis, denn schon im zweiten Menschenalter nach der Eroberung kamen durch den Einfluß des normännischen Klerus die alten Taufnamen allmählich außer Gebrauch und wurden durch die in der Normandie üblichen Heiligennamen ersetzt. Der Name Hood ist sächsisch, und die ältesten und daher beachtenswertesten Balladen reihen seine Vorfahren unter die Yeomanry, d. i. die Klasse der freien Landleute ein.**) Später, als das Andenken an die durch die Eroberung bewirkte Umwälzung sich abschwächte, verfielen die Dorfpoeten darauf, ihren Liebling mit dem

---

*) „Hoc in tempore de exhaeredatis surrexit ille famosissimus siccarius Robertus Hode cum suis complicibus, de quibus stolidum vulgus blanter in comoediis festum faciunt et super caeteras romancias mimos et bardanos cantitare delectantur." — Forduni Scotor. histor. ed. Hearne p. 774.

**) I shall you tell of a good yeman
His name was Robyn Hode.
V Lytell geste of R. H. Fytte I.

oder:

Robin Hood was the yemans name
That was boyt corteys and fre.
Robin Hode and the Potter.

Aufputz der Größe und des Reichtums auszustaffieren; sie machten aus ihm einen Grafen oder doch mindestens den Enkel eines Grafen.*) . . . Diese Annahme jedoch entbehrt jeder historischen Grundlage."

„Sei es nun wahr oder falsch, daß Robin Hood ‚im Walde zwischen blühenden Lilien', wie die Ballade singt, geboren ward, das ist dagegen sicher, daß er im Walde sein Leben zubrachte an der Spitze mehrerer Hundert von Bogenschützen, gefürchtet von Baronen, Bischöfen und Äbten, aber geliebt vom Landmann und Arbeiter, von Witwen und armen Leuten." . . . „Sie waren alle (nämlich Robin Hood und dessen bereits erwähnte Genossen) von fröhlicher Laune, nicht begierig sich zu bereichern, sondern nur bemüht, mit ihrer Beute das Leben zu fristen, und ihren Überfluß teilend mit den Familien derer, welche in der großen Plünderung durch die Eroberer um ihren Besitz gekommen waren." . . . „Ihre Hiebe fielen nur auf die Agenten der königlichen Polizei und auf die hohen Regierungsbeamten in den Städten und Provinzen, welche von den Normännern Vicomtes, von den Engländern Sheriffs genannt wurden. Der Sheriff von Nottingham war insbesondere derjenige, mit dem Robert Hood am häufigsten zu kämpfen hatte, der diesen am lebhaftesten mit Fußvolk und Reitern verfolgte, auf seinen Kopf einen Preis setzte und seine Freunde und Gefährten — wiewohl immer ohne Erfolg — zum Verrat an ihrem Meister zu verführen suchte." „Die staunenswerten Abenteuer dieses Bandenhäuptlings des 12. Jahrhunderts, seine Siege über die Männer normännischen Stammes, seine Kriegslisten und Rettungen aus Gefahren waren lange Zeit der einzige Stoff vaterländischer Geschichte, welchen ein Mann aus dem Volke Englands seinen Söhnen überlieferte, wie er selbst ihn von seinen Vorfahren überkommen hatte."

„Zwischen den Flüchtlingen des Lagers von Ely und den Männern von Sherwood, zwischen Hereward und Robin Hood hatte es eine Reihe von Häuptlingen der geächteten Parteigänger namentlich im nördlichen England gegeben, welche gleichfalls zwar eines gewissen Rufes nicht entbehrten, von denen man aber viel zu wenig Sicheres weiß, um sie als historische Personen gelten zu lassen. Die Namen einiger, wie Adam Bel, Clym of the Clough und William Cloudesley haben sich lange im Andenken des Volkes erhalten. Eine längere, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert herrührende Ballade**) besingt die Abenteuer dieser drei Männer, welche voneinander ebensowenig getrennt werden können, als Robin Hood und Klein John.

---

*) Vergl. in der vorliegenden Sammlung die Ballade: „Robin Hoods Geburt".

**) In des Bischofs Th. Percys „Reliques of ancient english poetry" und anderen späteren Sammlungen abgedruckt.

Sie veranschaulicht dem heutigen Leser noch deutlicher den Begriff, welchen sich das englische Volk über den sittlichen Charakter solcher Männer, die lieber Räuber als Sklaven sein wollten, gebildet hatte"

„Wenn Robin Hood der letzte Häuptling jener angelsächsischen Geächteten (outlaws) bleibt, welcher sich einer wahrhaft volkstümlichen Berühmtheit zu erfreuen hatte, so berechtigt uns dies doch nicht zu der Annahme, daß nicht auch andere Männer desselben Volksstammes nach ihm dieselbe Lebensweise geführt haben, beseelt von dem Geiste politischer Gegnerschaft gegen eine Regierung von Leuten fremder Abkunft und Sprache. Der volkstümliche Widerstand sollte unter der Form des Freibeutertums noch länger fortdauern und die Begriffe: ‚freier Mann' und: ‚Gegner des Gesetzes' noch lange unzertrennlich voneinander bleiben. Aber auch dieser Zustand mußte sein Ende erreichen, je mehr man sich von der Zeit der Eroberung entfernte. In dem Maße, als der angelsächsische Volksstamm sich später durch Gewohnheit in Verhältnisse einlebte, welche er früher in Verzweiflung ertragen hatte, verlor jenes Freibeutertum allmählich seine patriotische Weihe und sank zu seiner natürlichen Bedeutung zurück, nämlich zu jener eines entehrenden Handwerks. Von diesem Augenblicke an war ein solches in den englischen Wäldern zwar nicht minder gefahrvoll und erheischte nicht weniger Mut und persönliche Gewandtheit, aber es erzeugte keine Helden mehr. Es blieb in den unteren Volksschichten nur eine große Hinneigung zur Verletzung der Jagdgesetze und eine ausgesprochene Sympathie für jene zurück, die, sei es aus Not, sei es aus Übermut, diese Verordnungen der Eroberer mißachteten. Das Treiben abenteuernder Wilddiebe und das Waldleben überhaupt wird mit Liebe in einer Menge neuerer Lieder gefeiert; sie alle preisen die Unabhängigkeit, deren man sich im ‚grünenden Walde' erfreut, wo man keinen anderen Feind hat ‚als den Winter und das Unwetter', wo man ‚fröhlich ist, solange der Tag währt und leichten Sinnes wie das Blatt auf dem Baume.'"*)

Noch einmal flammte der alte Rassenhaß der beiden Stämme zur verheerenden Kriegsfackel empor, welche, von einem Fremdling zwar geschwungen, nach dem vorübergehenden Siege der Volkssache bei Lewes (1264) später in den Blutströmen des Schlachtfeldes von Evesham (1265) mit dessen Leben erlosch. Der Name Simon von Montfort (Leicester) aber lebt als der eines ruhmreichen Führers angelsächsischer Scharen, eines Kämpfers und Blutzeugen für die in der **Magna charta** (1213) errungenen gemeinsamen Rechte und Frei-

*) Thierry a. a. O. liv. XI.

heiten noch im Andenken und Liede des Volkes fort.*) Bei Montforts Unternehmungen war der Volkssache bereits ein Teil des unabhängigen normännischen Adels beigetreten. So langer Zeit hatte es bedurft, um, nach den Worten eines neueren englischen Kritikers**), „die tiefe moralische Kluft, welche die Eroberung zwischen zwei einander durchaus fremde Volksstämme gerissen hatte, so weit auszufüllen, daß es für beide Teile möglich ward, von einem und demselben öffentlichen Geiste beseelt, ein gemeinsames politisches Ziel zu verfolgen, und daß die Nachfolger und Abkömmlinge der militärischen Kolonisten, welche Wilhelm I. nur als gelagert im Lande der Angelsachsen zurückgelassen hatte, sich daselbst als angesiedelt betrachten konnten".

Endlich sei noch des großen Bauernaufstandes unter Wat-Tyler (1381) Erwähnung getan, als des Schlußaktes in der Reihe der angelsächsischen Volksaufstände und als des Eingangsaktes zu einer ganz andern Gattung politischer Bewegungen. Die tiefe Überzeugung von der Ungerechtigkeit und Verwerflichkeit der Leibeigenschaft und Hörigkeit, welche die vereinigende Losung der Verschwörung von 1381 gewesen war und den angelsächsischen Dienstpflichtigen zur Empörung getrieben hatte, gewann auch bei dem normännischen Herrn allmählich die Oberhand. Zahlreiche Freibriefe, deren Mehrzahl dem 14. und 15. Jahrhundert angehört, geben noch heute Zeugnis, wie Englands Adel freiwillig das Band der Dienstbarkeit des Landmanns löste und somit das verhaßteste Erbstück aus der Eroberungszeit von sich warf. Und als es allmählich auch der Volkssprache in ihrer letzten Mischung gelang, sich wieder zu den Gerichtshöfen und endlich in das Parlament Bahn zu brechen, war auch ihr vollständiger und dauerhafter Sieg ausgesprochen und besiegelt.

Die auf den früheren Blättern mehrfach erwähnten Angaben Thierrys finden in den Arbeiten neuerer Forscher über die Lebens- und Zeitverhältnisse Robin Hoods (z. B. Gutchs***), Spencer Halls†), Allies††) und des obengenannten Reviewers) ihre Bestätigung und

*) Als Ausdruck wahrhafter Volkstrauer kann die auch dichterisch schwungvolle Totenklage „The lament of Simon de Montfort" gelten, deren normännisch-französischer Urtext am korrektesten in Thom. Wright's Political songs of England 1839 abgedruckt ist. Englische Übersetzungen davon lieferten W. Scott und G. Ellis

**) Siehe den Aufsatz über Robert Hoods Leben und Charakter im London and Westminster Review. No. LXV. März 1840.

***) Siehe die Note § S. 28.

†) The forester's Offering. London 1841.

††) On the jovial Hunter of Brom-grove, Horne the hunter, and Robin Hood, by Jabez Allies, Esq. London 1845.

teilweise Ergänzung. Nur weichen diese von Thierry in dem Zeitpunkte ab, welchen sie dem Auftreten Robin Hoods in der Geschichte anweisen; denn während Thierry (wie auch Ritson) ihn zum Zeitgenossen Richards I. macht, verlegen die andern sein Erscheinen in eine etwas spätere Zeit, nämlich in die Tage Heinrichs III. (1216 bis 1272) und Edwards I. (1272 bis 1307), ja sie lassen ihn mit aller Wahrscheinlichkeit die Schlachten bei Lewes und bei Evesham unter Simon von Montfort mitfechten und erst nach der Niederlage der Volkssache in die Wälder fliehen. Sie stützen ihre Angaben erstens auf eine eingehendere Prüfung der bezüglichen Stellen des Chronisten Fordun; dann auf den unter dem Titel: „A lytell geste“ bekannten Balladenzyklus, eines jener Mitteldinge von freier Dichtung und Reimchronik, wie solche als fast alleinige Geschichtsquellen für das Volk damals im Gange waren. Die Chronik des Weltpriesters Fordun, welcher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte, daher den Ereignissen, um die es sich handelt, näher stand, verdient schon um dieses Umstands willen mehr Glauben als die späteren für die Zeitgenossenschaft Robin Hoods mit Heinrich II. und Richard I. zeugenden Chronisten. Ähnlich verhält es sich mit dem Balladenkranz A lytell geste*), dessen Entstehung in die Tage Chaucers, etwa in die Regierungsperiode Richards II. und Heinrichs IV. (1377—1413) fallen dürfte, mithin in Zeiten, da die Volkstradition über Robin Hood noch ziemlich frisch und unverfälscht erhalten war, und dessen Glaubwürdigkeit auch sonst durch mannigfache vollkommen geschichttreue Züge und Einzelheiten bewährt erscheint. In Forduns Scotichronicon, fortgesetzt vom Abt Bower, wird unter dem Jahre 1266 erzählt: „In diesem Jahre“ — also ein Jahr nach der Schlacht bei Evesham — „kam es zu heftigeren Feindseligkeiten zwischen den ihres Erbes beraubten englischen Baronen und den Königlichen, von welchen Roger Mortimer die Grenzen von Wales und John Daynil die Insel Ely besetzt hielten. Um diese Zeit lebte Robert Hood als Verbannter in den Büschen und Dickichten des Waldes.“**) Weiter berichtet derselbe Chronist folgendes Abenteuer Robin Hoods: „Als dieser eines Tages in Barnsdale, wohin er sich vor dem Zorne des

*) Die älteste Ausgabe dürfte die (wahrscheinlich im Jahre 1489) bei Wyntin de Worde in London gedruckte sein, die den Titel führt: „Here beginneth a merry geste of Robin Hode and his meyne and of the prod sheryfe of Notyngham.“ Vgl. auch die Note ** S. 26.

**) Die Originalstelle lautet: „Ieto etiam anno grassati sunt acrius Angliae barones exheredati et regales; inter quos Rogerus de Mortnomari marchias Walliae, Johannes Daynillis insulam de Heli occupabant. Robertus Hode nunc inter fruteta et dumeta silvestria exulabat.“ Scotichronicon, ed. Goodall, vol. II.

Königs und dem Hasse des Prinzen geflüchtet hatte, sehr andächtig die Messe hörte, wie es seine Gewohnheit war, in welcher er sich durch nichts hindern ließ, wurde er von einem Vizegrafen und anderen königlichen Beamten, die ihm schon längst nachgestellt hatten, in jenem geheimen Waldverstecke, wo er Messe hörte, ausgekundschaftet. Einige seiner Leute, die hiervon Kenntnis erhalten hatten, beschworen ihn, in aller Eile zu fliehen; doch aus Andacht vor der heiligen Handlung, welcher er gerade seine innigste Andacht widmete, weigerte er sich entschieden dies zu tun. Während der Rest seiner Schar in Todesfurcht bebte, bestand Robert im Vertrauen auf Ihn, den er furchtlos verehrte, mit den wenigen seiner Gefährten, die ihm zufällig zur Seite waren, den Angriff der Feinde, besiegte diese mit Leichtigkeit und bereicherte sich mit deren Beute und Lösegeld, von jetzt an die Priester der Kirche und die Messen in noch höheren Ehren haltend als bisher, und eingedenk des Volksspruches: „Wer fleißig Messe hört, wird auch von Gott erhört.“*) Der mehrerwähnte Verfasser des Aufsatzes im „London und Westminster Review“ schließt aus der Erwähnung des „Königs“ und des „Prinzen“, daß das hier erzählte Ereignis gegen Ende jener zwei Jahre nach der Schlacht bei Evesham stattgefunden habe, in welchen Prinz Edward mit der Bewältigung der über mehrere Landesteile zerstreuten bewaffneten Banden beschäftigt gewesen; in dem gleichfalls erwähnten Vicecomes (viscount) sei aber der in den Balladen so oft genannte Sheriff von Nottingham nicht zu verkennen. Während Ritson das Lebensalter Robin Hoods (angeblich geboren 1160, gestorben 1247) auf 87 Jahre bringt, schließt Gutch aus obigen Stellen Forduns und aus den Versen des Lytell geste:

So lebt' er zwanzig Jahr und zwei
Im grünen Waldesdicht,

*) Der Urtext lautet: „Cum ipse quondam in Barnisdale, iram regis et fremitum principis declinans, missam, ut solitus erat, devotissime audiret, nec aliqua necessitate volebat interrumpere officium; quadam die cum audiret missam, a quodam vicecomite et ministris regis, eum saepius per prius ipsum infestantibus, in illo secretissimo loco nemorali, ubi missae interfuit, exploratus, venientes ad eum qui hoc de suis perceperunt, ut omni annisu fugeret suggesserunt. Quod ob reverentiam sacramenti, quod tunc devotissime venerebatur, omnino facere recusavit. Sed, caeteris suis ob metum mortis trepidantibus, Robertus tantum confisus in eum quem coluit, inveritus, cum paucissimis qui tunc forte ei affuerunt, inimicos congressus, eos de facili devicit, et de eorum spoliis ac redemptione ditatus, ministros ecclesiae et missas in majore veneratione semper et de post habere praelegit, attendens quod vulgariter dictum est: Hunc Deus exaudit, qui missam saepius audit.“ Scotichronicon, l. c. Vgl. auch die Ballade: „Robert Hoods Kirchengang“ auf S. 54 dieser Sammlung.

Und alle Macht König Edwards bracht'
Zurück zu Hof ihn nicht*)

daß der Volksheld, um etwa als vierzigjähriger Mann die Schlacht bei Evesham (1265) mitzufechten, im Jahre 1225 geboren, und da er unter Edward I., der 1272 zur Regierung kam, 22 Jahre im Walde zubrachte, etwa um 1294, mithin im Alter von 69 Jahren gestorben sein mußte.**) Der bereits erwähnte Altertumsforscher aus Worcestershire J. Allies***) hält Loxley in Staffordshire oder Loxley in Warwikshire für den Geburtsort Robin Hoods, den Wald von Fekenham in Worcestershire aber für den frühesten Schauplatz seiner Taten und glaubt, daß Robin Hood erst nach der Schlacht bei Evesham in den Wald Sherwood in Nottinghamshire und Barnsdale in Yorkshire gezogen sei. Er erzählt, daß unter Heinrich II. die Grenzen des Fekenhamer Forstes zur höchsten Betrübnis der Anwohner so weit ausgedehnt wurden, daß der größte Teil des Nordens und Nordostens von Worcestershire in demselben eingeschlossen war (wie denn auch Sherwood fast ganz Nottinghamshire bedeckte). Allies hält sonach Robin Hood gleichfalls für einen Zeitgenossen Heinrichs III. und Edwards I. und stellt die Vermutung auf, daß Robins Vater oder Großvater, gleich tausend anderen, von Heinrich II., als er jenen Forst erweiterte, gewaltsam aus seinem Grundbesitz verdrängt worden sei, wodurch die entschiedene Feindseligkeit Robin Hoods gegen die Forstgesetze noch erklärbarer würde.

So tritt aus dem großartigen, wenn auch mitunter dunkeln und nebelhaften geschichtlichen Hintergrunde deutlicher erkennbar die edlere historische Gestalt Robin Hoods hervor als die eines echten Frei- und Landsassen, eines wahren germanischen Gau- und Freimannes (yeoman, freeman). Von den Yeoman untrennbar ist der

*) Vgl. die Ballade „Robert Hood verläßt den Hof" S. 107, welche dem „Lytell geste" entnommen ist. Die oben angeführte Stelle lautet im Original:

„Robin dwelled in greene wode
Twenty yere and two
For all drede of Edward our kynge
Again would not he go."

**) Diese Taten scheint Hr. Gutch, wenn die Zeitungen genau berichteten, seither modifiziert zu haben. In einem Aufsatze nämlich, welchen er in der 1852 in Newark abgehaltenen Versammlung der britischen archäologischen Gesellschaft vorlas, suchte er die Ansicht des berühmten Antiquars Joseph Hunter näher zu begründen, daß R. Hood mit dem in den „Exchequer Records" als Torwächter (yeoman porter) König Edwards II. im Jahr 1323 erwähnten Robert Hood identisch sei. (Siehe Augsburger Allgemeine Zeitung, Jahrg. 1852, Nr. 237.) Wäre das früher von Gutch angenommene Geburtsjahr 1225 richtig, so müßte Robin Hood mindestens das Alter von 98 Jahren, also ein weit höheres als das von Ritson angegebene, erreicht haben.

***) Jabez Allies a. a. O.

Bogen, und in der Heeresformation jener Zeit bilden die landsässigen Bogenschützen die Masse des Fußvolks, sowie andererseits die lanzenbewaffneten Ritter den Kern der Reiterei. Der tapfere, gutherzige und trotz der Unterdrückung unabhängig gebliebene Yeoman steht vor uns als Verteidiger seiner Stammgenossen, als Feind der Fremdherrschaft, als Kämpfer für das alte angelsächsische Recht, die Gesetze Edwards des Bekenners, und für die neuen in der Magna Charta verbrieften Freiheiten, die er im Vereine mit den volksfreundlichen und unabhängigen Baronen gegen die Übergriffe der Herrscher mannhaft verficht; kurz, wir erblicken in ihm einen Volkshelden edelster Natur. Wir sehen seinen Trotz und Haß gegen das Gesetz nicht aus mutwilliger Freude an gesetzlosen und anarchischen Zuständen, sondern aus einer reineren Quelle, ja aus wahrer Rechtsachtung entspringen; er mißachtet jenes nur, weil es ein fremdes, seinem Volke gewaltsam aufgezwungenes ist. Er haßt und verfolgt die Reichen, die Barone und Prälaten nicht aus gemeiner Habsucht und Mißgunst, nicht wegen ihrer höheren Lebensstellung, nicht aus Irreligiosität, sondern weil sie die Räuber angelsächsischer Güter, weil sie die Eindringlinge und Unterdrücker sind. Die Wohltaten, die er Armen, Witwen und Waisen zuwendet, sind ebensoviel Geschenke an leidende Stammgenossen und daher echt patriotische Gaben. Er flieht in den Wald nicht aus Hang zum Müssiggang und Vagabundenleben, sondern weil er, seines väterlichen Erbes beraubt, dort allein seinen Unterhalt und gegen den Jammer, die Knechtschaft und Trostlosigkeit des äußern Lebens in den Armen der Natur Heiterkeit, Freiheit und Trost zu finden hofft. Bei solchem innern Adel der ganzen Erscheinung freuen wir uns fast, daß die von Ritson mit mehr Vorliebe als Kritik vorgeführten Adelsdokumente Robin Hoods die gegründetsten Bedenken erregen; daß namentlich der auf Dr. Stukeleys*) Autorität aufgenommene Stammbaum, ebenso wie die nach Angabe Thoresbys**) wieder abgedruckte Grabschrift vor der geschichtlichen Kritik nicht standhalten; wie denn auch beide schon von früheren Kritikern, namentlich dem sachkundigen Bischof Dr. Percy stark angezweifelt worden sind. Wir lächeln fast befriedigt zu der Annahme, daß insbesondere der adlige Geschlechtsname eines Earl of Huntington sich sehr natürlich in ein Wortspiel, in einen für einen Wildschützen sehr passenden Scherznamen (von **hunt, hunting**, die Jagd) auflösen dürfte. Wir sehen nach alledem die fast beispiellose Vorliebe des englischen Volkes für seinen Helden auch aus sittlichen Motiven

*) Aus dessen „Palaeographia Brittannica".
**) Aus Dr. Gales Papieren mitgeteilt in Thoresbys „Ducatus Leodiensis". Den Wortlaut der Grabschrift siehe in den Anmerkungen zu der Ballade: „Robin Hoods Tod"

vollkommen gerechtfertigt und erquicken uns um so lieber an den Erscheinungen einer so seltenen Popularität.

Als Zeugnis für diese mag es gelten, daß die Geschichte und Taten Robin Hoods und seiner Genossen den Stoff zu mannigfaltigen dramatischen Vorstellungen und zu zahlreichen, in wohlfeilen Ausgaben verbreiteten Volksromanen und Prosaerzählungen, sowie zu vielfachen Anspielungen gegeben haben, welche sich in englischen Dichtern und Prosaikern, namentlich in Shakespeares Werken, zahlreich vorfinden. In neuerer Zeit haben zwei ausgezeichnete Schriftsteller Englands, Walter Scott in seinem Roman „Ivanhoe“ und James in seiner Erzählung „Forest days“, es nicht verschmäht, ihre Dichtungen mit Episoden aus dem Leben Robin Hoods zu schmücken; zu geschweigen eines späteren ähnlichen Versuches in Peacocks „Maid Marian“.*) In unseren Tagen (1860) ward eine Oper von Macfarrens „Robin Hood“ als werdendes Kassenstück für „Her Majests“ Theater von der Londoner Presse mit vollen Posaunenstößen gepriesen, ein Erfolg, an welchem der Held des Librettos seinen nicht unerheblichen Anteil haben mag. Ihm verdanken verschiedene ältere und neuere, bei Ritson wörtlich aufgeführte Sprichwörter ihren Ursprung; bei Robin Hood oder einem seiner Genossen zu schwören, scheint Landesbrauch gewesen zu sein. Seine Lieder wurden bei feierlichen Gelegenheiten gesungen und sein Dienst bisweilen dem Worte Gottes vorgezogen. So berichtet Bischof Latimer (unter Edward VI., 1547—53) mit großer Entrüstung, wie er auf der Heimreise nach London in eine Ortschaft gekommen sei, wo er sich vorher habe anmelden lassen, um zu predigen; bei seiner Ankunft aber habe er den Ort leer und die Kirche verschlossen gefunden und habe erfahren, daß Robin Hoods day sei, und daß niemand zur Kirche kommen würde; demnach habe er wohl oder übel den Robin Hoods men Platz machen müssen. Man darf Robin Hood als Schutzpatron des Schützenwesens ansehen, und wenn er auch nicht förmlich heilig gesprochen wurde, so erhielt er doch die vorzüglichste Auszeichnung eines Heiligen, nämlich das Zugeständnis eines eigenen Festtages, an welchem alle Geschäfte ruhen mußten, und den selbst der religiöse Eifer der Reformationszeit nicht zu beseitigen vermochte. Der erste Mai ist der Robin Hoods day, und feierliche Spiele, Schützen- und Maifeste, zu Ehren seines Gedächtnisses eingeführt, wurden bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts regelmäßig abgehalten und zwar nicht von den unteren Volksklassen allein, sondern von Königen, Prinzen und ernsthaften Magistratspersonen, sowohl in

*) Dem Verfasser nur in der französischen Übersetzung von Louis Barré (Bruxelles 1855) bekannt.

England als Schottland; Feſte, nach den Anſchauungen der früheren Jahrhunderte ſo innig verflochten mit der bürgerlichen und religiöſen Freiheit des Volkes, daß die Regierung ſie zu unterdrücken nicht wagen durfte. Die Söhne der Sachſen und die Söhne der Normänner nahmen gemeinſam teil an dieſen volkstümlichen Feſtvergnügungen, ohne ſich entfernt daran zu erinnern, daß dieſe ein Denkmal ſind der alten Feindſchaft ihrer beiderſeitigen Ahnen. König Heinrich VIII. pflegte regelmäßig ſeine Maifeier zu begehen; Beiſpiele davon aus verſchiedenen Jahren hat der Chroniſt Hall ſorgfältig aufgezeichnet. So bringt dieſer aus dem Jahre 1516 folgenden hübſchen Bericht über eine von Offizieren der königlichen Leibwache aufgeführte Feſtſzene: „König und Königin im Kreiſe von Lords und Ladies machten einen Luſtritt zu den Höhen von Shooters Hill: da erblickten ſie am Wege eine Schar von etwa 90 tüchtigen Burſchen in grünen Kleidern und Hüten, mit Bogen und Pfeilen bewehrt. Einer der Burſche, welcher ſich ſelbſt als Robin Hood dem König vorſtellte, lud dieſen ein, ſeine Leute ſchießen zu ſehen; was der König zugeſtand. Nachdem dieſer den Übungen zugeſehen hatte, machte Robin Hood ſeine Einladung an König und Königin, ihnen in den grünen Wald zu folgen und das Leben der Geächteten anzuſehen. Als die Königin und die Damen auf die Frage des Königs, ob ſie dazu geneigt wären, zugeſtimmt hatten, begleitete Hörnerſchall ſie bis zu dem Walde, der am Fuße von Shooters Hill gelegen iſt. Daſelbſt befand ſich eine Laube aus friſchen Zweigen aufgebaut und darin ein Saal, eine größere und eine kleinere Kammer mit Blumen und duftigen Kräutern ausgeſchmückt, was dem König gar wohl gefiel. Darauf ſagte Robin Hood: „Herr, der Geächteten Frühſtück iſt Wildbret, und Ihr müßt Euch beſcheiden mit dem Mahle, das wir haben.“ König und Königin ließen ſich nieder, und Robin Hood und ſeine Leute bedienten ſie mit Wildbret und Wein. Als der König und ſein Gefolge ſich entfernten, gab Robin Hood mit ſeiner Schaar ihm noch das Geleite. Auf dem Rückwege begegneten ſie zweien Jungfrauen in einem reichverzierten, von fünf Pferden gezogenen Wagen; jedes Pferd hatte ſeinen Namen am Haupte aufgeſchrieben; auf jedem Pferde ſaß ein Fräulein mit der Aufſchrift ihres Namens, und auf dem Wagenſitze ſaß Lady May, begleitet von Lady Flora in reichſtem Schmuck, und ſie begrüßten den König mit mancherlei Geſängen und geleiteten ihn dann nach Greenwich.“*) Unter den mit den Maiſpielen zuſammentreffenden

*) Aus Halls Chronicle auszugsweiſe in: „Londiniana or Reminiscenses of the british Metropolis: including characteristic sketches antiquarian, topographical, descriptive and literary, by Edw. Wedlake Brayley etc.“ London 1828. Bd. III. S. 231.

Lustbarkeiten nimmt der sogenannte Morris-Tanz*), in welchem Robin Hood, Klein John, Bruder Tuck und Maid Marion stehende Charaktermasken sind, eine hervorragende Stelle ein. Im Kirchspiel von Halifax zeigt man noch einen ungeheuren Stein oder Felsen, der Robin Hoods Pennystone (Pfennigstein) heißt, mit welchem er zur Kurzweil nach einem Ziele geworfen habe. In einer andern Felsengruppe bei Birchover heißen ein paar der höchsten Spitzen Robin Hoods stride (Schritt, Fußstapfe). Sein Bogen nebst Pfeilen in Fountainsabbey, sein Stuhl in Sherwood (ein Felsensitz in den Kirkby Crags heißt Robin Hoods chair) wurden noch im vorigen Jahrhundert gezeigt. Auf diesem Stuhle fand mit gewissen Feierlichkeiten die Aufnahme in die dort zu seinen Ehren bestandene Brüderschaft statt. Eine Hügelreihe in der Nähe von Nottingham, sowie die Quelle, aus welcher er seinen Durst zu löschen pflegte (Robin Hoods well), ebenso auch eine Bucht und Ortschaft an der Küste von Yorkshire (Robin Hoods bay) tragen seinen Namen. Dieser bezeichnet wohl noch ein Dutzend Gäßchen, Höfe und öffentliche Plätze in London, und bis zur Abschaffung der aushängenden Schilde kam Robin Hoods Bild auch in der Hauptstadt fast so häufig als Aushängeschild vor, wie noch gegenwärtig auf dem Lande. Ein in England wohlbekannter, im Jahre 1613 in London gestifteter Klub für öffentliche Redeübungen nahm seit seiner Übersiedelung in ein Haus in Butcher Row, welches solch ein Schild führte, den Namen Robin Hoods Society an. Aber nicht in England allein, auch in Irland und insbesondere in Schottland, welches eine eigentümlich national gefärbte Reihe von Robin Hoods-Liedern aufzuweisen hat, war die Popularität unseres Helden eine tief eingewurzelte und weitverbreitete.**) Auch in Schottland hatte er seine Jahresfeier in Volksspielen und Festen, und der oft wiederholte Versuch der Behörden, diese Festfeier, wenn sie auf einen Sonn- oder Feiertag fiel, zu unterdrücken, hatte im Jahre 1561 in Edinburgh einen sehr ernsthaften Volkstumult zur Folge. Noch im Jahre 1592 klagte die General-Assembly über die Entheiligung des Sabbats durch die Robin Hood-Spiele.***)

Wenn wir, dem Ziele der gegenwärtigen Erörterungen näher rückend, das englische Volkslied genauer ins Auge fassen als einen

*) Näheres über diesen in den Anmerkungen zu der Ballade: „Robin Hood und Maid Marian".

**) Ein merkwürdiges Zeugnis für diese Popularität bleibt es, daß in Schottland schon im Jahre 1508, also bereits so bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst, eine Ausgabe von „Tho lytell gest" und zwar bei Chapman und Myllar in Edinburgh erschien.

***) Nach Arnots History of Edinburgh. Ch. II.

jener Spiegel, welche uns von der volkstümlichen Geltung des Helden das treueste Abbild bieten, so finden wir das Andenken und die Taten Robin Hoods in einem Kreise zahlreicher Reime, Lieder und Balladen aus früherer und späterer Zeit, von höherem und geringerem dichterischen Werte gefeiert, welchen die geistreiche und gründliche Kennerin der Volkspoesie, Frau Robinson Jakob*) „als den merkwürdigsten Teil der englischen Volksliteratur" betrachtet. Zur Blütezeit des englischen Volksgesanges wurden diese oft unmittelbar aus dem Volke selbst hervorgegangenen, dem gemeinen Manne bereits geläufigen Gesänge durch die Minstrels und Jongleurs (Gl-men, fiddlers angelsächsisch) auch an den Höfen der Könige und Großen eingebürgert, bis sie durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch das Emporblühen der Kunstpoesie in allmählichen Übergängen aus den höheren Schichten endlich ganz verdrängt, den entartenden Nachfolgern jener Minstrels, bettelhaften Musikanten und Bänkelsängern anheimfielen, von solchen Organen auch an Gehalt entwertet, wenn auch vom Volke um des Helden willen noch immer mit Interesse und Vorliebe aufgenommen. So läßt sich, nach dem Ausspruche eines sachkundigen Gewährsmannes**), „an den Robin Hoods-Liedern allein schon die Blüte und der Untergang des englischen Volksgesanges verfolgen", welcher in dem Minstrelgesang des 14. Jahrhunderts sein eigentlich goldenes Zeitalter gefunden hatte, während die Regierungszeit Elisabeths als die seines entschiedenen Verfalls angenommen werden kann. Noch durch das ganze 17. Jahrhundert wurden die erhalten gebliebenen Robin Hoods-Balladen in Flugblättern durch Hausierer auf den Dörfern feilgeboten und nach einer Art Rezitativ abgesungen; eine große Anzahl der ältesten aber war nachweisbar bereits mit ihren Sängern verschollen oder, wenn je niedergeschrieben, sonst verloren gegangen. Der Buchdruckerkunst, welche der Flüchtigkeit mündlicher Überlieferungen zu Hilfe kam, und dem Sammlerfleiße einiger Freunde des Volksliedes blieb es vorbehalten, etwa ein halbes Hundert jener Balladen, deren älteste und wertvollste wohl noch dem 14. Jahrhundert angehören, für unsere Tage zu retten. Sehr richtig je[illegible]emerkt Talvj***), daß das Volkslied, bevor es niedergeschrieben wird, oft jahrhundertelang sich traditionell fortpflanzt und so, während es im ganzen dasselbe bleibt, in Einzelheiten und in der Ausdrucksweise sich verändert. So mögen einige dieser Balladen, welche der Sprache nach etwa dem

*) Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen. Leipzig 1840.

**) W. Dönniges, Altschottische und Altenglische Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet. München 1852.

***) Vgl. Talvj a. a. O. S. 496.

15. Jahrhundert, d. h. der Zeitperiode, in welcher sie zu Papier gebracht wurden, angehören, doch in ihrer Komposition wesentlich älter sein. Als Verfasser einiger der ältesten Robin Hood-Lieder wird Richard Grove, der in der Nähe von Doncaster wohnte, genannt; als Autor eines der späteren aus dem 17. Jahrhundert nennt sich Martin Parker selbst. Die ältesten, ursprünglich zum Volksgebrauche bestimmten Drucke solcher Lieder erschienen teils vereinzelt als fliegende Blätter in sogenannter gotischer Schrift (black letter) mit groben Holzschnitten, teils in mehr oder minder umfangreichen, oft neu aufgelegten Sammlungen unter dem für ähnliche Sammelwerke damals sehr beliebten Titel der „Garlands"*) (Kränze). Begreiflicherweise sind diese alten Drucke gegenwärtig typographische Seltenheiten und nur noch hie und da in namhafteren Bibliotheken vorfindig. Einzelne Stücke davon kamen in den mit kritischerem Geiste zusammengestellten Sammlungen von Percy**), Jamieson***), Halliwell†), Walter Scott††) u. a. in neuerer Zeit zum Wiederabdrucke für den modernen Leser. Das unbestreitbare Verdienst der ersten tunlichst vollständigen Gesamtausgabe aller über Robin Hood auffindbaren Volkslieder gebührt aber dem fleißigen Sonderling J. Ritson†††), welcher es zugleich unternahm, jenes bereits mehrfach erwähnte historische Lebensbild zu zeichnen, dessen hier und da etwas allzu kühne Konturen eine spätere Kritik zwar auf die richtigeren Umrisse zurückführen darf, ohne des Dankes zu geschweigen, den sie ihm für die Reichhaltigkeit des zutage geförderten Materiales schuldet. Ritsons Sammlung bildet den wertvollen Grundstock der neuesten, begreiflicherweise noch vollständigeren Gesamtausgabe der Robin Hood-Poesien, welche J. M. Gutch§) im Jahre 1847 ans Licht treten ließ und mit gediegenen,

*) Eine der ältesten Ausgaben soll die im Jahre 1670 bei T. Coles, W. Vere und J. Wright erschienene sein. Ritson scheint diese nicht gekannt zu haben und führt als die älteste ihm bekannte die bei J. Clark, W. Thackeray und Th. Passenger im Jahre 1686 gedruckte an; eine der letzten in London aufgelegten führt den Titel: „Robin Hoods garland being a complete history of all the notable and merry exploits performed by him and his men on many occasions. To which is added a preface giving a more full and particular account of his birth etc.: than any hitherto published."

**) a. a. O.

***) Jamieson, Popular Songs.

†) Hallywell, Nursery Rhymes of England.

††) W. Scott, Minstrelsy of the Scottish Border.

†††) Robin Hood: a collection of all the ancient poems, songs and ballads, now extant relative to that celebrated English Outlaw. To which are prefixed historical anecdotes of his live. By Joseph Ritson, Esqu. Second Edition. London 1832. 2 Bde. Die erste Auflage erschien 1795.

§) A lytell geste of Robin Hode with other ancient et modern ballads and songs relating to this celebrated yeoman to which is prefixed his history and character grounded upon other documents than those made use of by his former biographer Mister Ritson. Edited by J. M. Gutch, F. S. A. In two volumes. London 1847.

auch in unserer Darstellung dankbar benützten historisch-kritischen Beigaben bereicherte.

Über Wert und Bedeutung dieser Dichtungen in ihrem Heimatlande läßt sich die bewährte Stimme Allan Cunninghams*) wie folgt vernehmen: „Diese Balladen in ihrer ungekünstelten Anschaulichkeit werden manchem vielleicht roh erscheinen. In der Tat müssen wir zugestehen, daß dieselben öfters wenig wohllautend sind und jenes Tonfalles entbehren, welchen der Kritiker heutzutage wünschen muß; aber in jener Zeit, als sie entstanden, war das Auge noch nicht, wie jetzt, auf den Richterstuhl berufen, und das Ohr begnügte sich, da Musik ohne störendes Übergewicht die Worte begleitete, mit einer gewissen Übereinstimmung der Töne. Der Balladensänger war demnach minder besorgt um den Fluß der Worte, die Richtigkeit des Silbenmaßes und den Reinklang der Reime. Seine Dichtungen, an denen sich unsere Vorfahren wahrhaft ergötzten, klingen rauh und herb für das verwöhnte Ohr der Neuzeit, denn unser Geschmack ist empfindlicher in Sachen der Reinheit und des Wohlklangs der Töne. Sie sind aber reich an Handlung und rein menschlichem Charakter; sie spiegeln die Sitten und Gefühle ferner Zeiten wieder; sie zeichnen manches, was der Maler nicht ausführte und der Geschichtschreiber übersah; ohne verletzende Bitterkeit spricht aus ihnen die Empfindlichkeit gegen Unbill und Unrecht im öffentlichen wie im Privatleben; ja, sie schwingen sich bisweilen in die höheren Regionen der Phantasie empor und liefern Gemälde im echten Geiste der Romantik. Ein unwiderstehlicher Drang zum Kampfe, der ihnen nur Spiel scheint; Verachtung gegen alles, was hinterlistig und feig, Liebe für alles, was frei, mannhaft und warmherzig ist; Haß gegen alle Unterdrücker, seien es Priester oder Laien, und Hinneigung zu allen jenen, welche die wahre Lustigkeit in Wort und Tat lieben: das sind die Eigenschaften, durch welche die Robin Hoods-Balladen sich auszeichnen. Der persönliche Charakter, so gut wie die Geschichte des kühnen Geächteten ist jedem Verse aufgeprägt."

Bei solchen Eigenschaften ist die ungemeine und andauernde Beliebtheit und Verbreitung dieser Lieder durch alle Gesellschaftskreise Englands erklärbar. Jedes Handwerk wollte sein eigenes Robin Hood-Lied besitzen, und so finden wir den Helden im Zusammentreffen mit einem Gerber, einem Töpfer, einem Fleischer, einem Schäfer, einem Färber, einem Kesselflicker u. a. m. Manche dieser Balladen mag gelegenheitlich für ein anderes Handwerk zurecht gemodelt worden sein, wie denn auch im Deutschen beispielsweise das

*) Siehe diesen Aufsatz: „Robin Hoods Ballads" in Knights Store of Knowledge.

hübsche Lied vom „Zimmergesell“ und „der jungen Markgräfin“*) anderweitig auch von einem Schuhmacher-, einem Schmiede-, einem Schneider-, einem Bäcker-, einem Büttner-, einem Schlosser-, einem Tischlergesellen, endlich auch von einem Schreiber gesungen wird; und wie hier die verschiedenen Handwerke um die genossene Gunst einer schönen und vornehmen Frau wetteifern, so geizen sie dort nach dem Ruhme, sich durch einen der Ihrigen mit Robin Hood im Kampf gemessen, diesen besiegt und allenfalls tüchtig durchgebleut zu haben.

Es bleibt ein schöner Zug im Volksgemüte, daß es in Lied und Überlieferung seine Helden möglichst emporzuheben, auszuschmücken und zu veredeln bestrebt ist. Indem es hierbei nicht ansteht, Taten und Erlebnisse anderer Berühmtheiten auf seine Lieblinge zu übertragen, diese in die Umgebung edlerer Personen, auf den Boden einer interessanteren Zeit zu stellen, ihr Andenken in seine Feste und Gebräuche zu verweben usw., gerät es freilich mit der historischen Gewissenhaftigkeit hie und da in arge Konflikte. Daß solche auch bei den Volkstraditionen über Robin Hood mannigfach obwalten, wurde bereits nachgewiesen. In solchen Fällen wird es dann wieder die Aufgabe späterer Kritiker, in ihren Forschungen auf die Urgestalten zurückzugehen und den echten historischen Kern aus dem poetischen und traditionellen Schmuck- und Beiwerk zu lösen. In dieser Richtung sei auf A. Kuhns**) interessanten Versuch hingewiesen, die mythische Gestalt Robin Hoods aus der Rolle, die ihm bei den Weihnachts- (Christmas) und Frühlingsfesten und anderen Volksgebräuchen zugewiesen ist, zurückzuführen auf Wodan als „Gott des Frühlings, der den Sommer bringt“, dem aber auch die Zeit der Wintersonnenwende geheiligt gewesen.

Mag immerhin rücksichtlich einzelner Taten über Robin Hood einiger Widerspruch zwischen Historie und Poesie bestehen, so stimmt doch mit dessen Charakterbilde im großen Ganzen, wie es die Geschichte aufstellt, die Zeichnung des Helden in der Volksdichtung wesentlich überein; diese ergänzt jenes und führt es in einzelnen Zügen noch sorgsamer aus. Ein Beschützer der Armen und Schwachen, ein Feind der Unterdrücker ist er auch hier; seinem König ergeben in Treuen, schwingt er doch die Waffe gegen dessen Beamte und Höflinge als Feinde seines Volkes; bis zum Übermaße fromm und gottesfürchtig, läßt er sich doch nicht aus Respekt vor dem geistlichen Talare abhalten von Angriffen auf hochmütige Bischöfe und geld-

*) Vgl. K. Simrocks deutsche Volkslieder in der von ihm herausgegebenen Sammlung der „deutschen Volksbücher“.

**) Siehe dessen Aufsatz „Wodan“ im V. Bd. der Zeitschrift für deutsches Altertum, herausg. von Moriz Haupt. 1845.

gierige Prälaten des Eindringlingſtammes. Zäh und feſt im Unglück, an Entbehrungen gewohnt und dieſe mit guter Laune ertragend, zeigt er ſich als echter Lebemann und großmütiger Spender im Glück und Überfluß, immer munter und ſchlagfertig, gutherzig und voll des friſcheſten aber mitunter ſehr derben engliſchen Humors. Ein trefflicher Bogenſchütze weiß er jedoch auch das Schwert und die Stange, den Langſtab (quarterstaff), ja im Notfalle auch die Fauſt trefflich zu führen. In ſeiner Hand wird der Stock geadelt und zur ritterlichen Waffe erhoben. Im Walde widerhallt es von Schlägen, die der Held reichlich austeilt, aber faſt noch reichlicher empfängt; denn ungleich andern immer ſiegreichen Helden der Kunſt- und Volkspoeſie, vor deren bloßem Anblicke ſchon die Feinde bewältigt niederſtürzen, läßt ihn das engliſche Volkslied ſehr oft als Beſiegten und jämmerlich Durchgeprügelten erſcheinen, ſei es, daß die Volksdichtung, dieſen Zug von Naturwahrheit feſthaltend, ihren Liebling der allgemeinen menſchlichen Hinfälligkeit nicht entkleiden und ihn dadurch dem Auditorium näher rücken wollte, ſei es daß ſie ihn abſichtlich den Schwächern ſpielen läßt, um ſeine Gegner zu Anhängern zu werben und ſie in die Herrlichkeiten des Waldlebens einzuführen. Dieſes Wald- und Jagdleben, von deſſen Reizen uns die Balladen mit wenigen aber kräftigen Pinſelſtrichen ein ſo naturwahres Gemälde entwerfen, hat nichts gemein mit der weichlichen Kunſtblumenpoeſie modernſter Waldſeligkeit. Hier trägt der Wald noch ſeinen alten großartig einfachen Charakter; in ſeinem ehrwürdigen, noch ungelichteten Dunkel, in ſeiner knorrigen Urwüchſigkeit und erhabenen Wildheit iſt er das Aſyl der Verfolgten, die Schule freiwilliger Entbehrung und Kraftübung, aber auch die Heimat der wettergehärteten Geſundheit und Mannesfreiheit. Das Leben des Helden ſchließt in Geſchichte und Dichtung mit tragiſch erſchütternder Wirkung ab; der andächtige Verehrer der heiligen Jungfrau, der Mann, welcher nie einer Frau ein Leides tat oder antun ließ, findet in einem Frauenkloſter ſeinen Untergang und verblutet unter den Händen eines Weibes, deſſen chriſtlicher Beruf es war, ihm Hilfe zu leiſten, die er vertrauensvoll geſucht hatte.

Die erklärbare Anziehungskraft, welche von einer ſolchen Heldengeſtalt ausgeht, rechtfertigt wohl auch den Wunſch, dieſe in treuem Spiegelbilde der deutſchen Leſewelt vorzuführen; ja, ſo mächtig war dieſe Anziehungskraft, daß der Überſetzer ſelbſt durch die warnende Stimme Talvjs, welche die Robin Hoods-Balladen bei ihrem vorwiegend „lokalen Gepräge, ſo durchwirkt mit Orts- und Gewerbsnamen“ für „ganz unüberſetzbar“ erklärt, von dem Unternehmen ſich nicht abſchrecken ließ. Bei deſſen Ausführung aber mußte es als die geeignetſte Form erſcheinen, die getroffene Auswahl der dichteriſch

anziehendsten Stücke wo möglich in ein auch innerlich zusammenhängendes Ganzes zu vereinigen und diese sprachlich und zeiträumlich so geschiedenen, nur in der Verherrlichung ihres Helden übereinstimmenden Produkte des dichtenden Volksgeistes zu einem abgeschlossenen, einheitlichen Lebensbilde zusammenzufassen. Diese Aufgabe fest im Auge behalten, war auch die Art der Behandlung des verfügbaren Materiales von selbst vorgezeichnet. Bei aller gewissenhaft beobachteten Treue gegen Geist und Wort der Originale, war doch in der Zusammenstellung der Einzelteile des Gemäldes ein gewisses Maß von Freiheit unentbehrlich. Schon in der Reihenfolge der einzelnen Stücke mußte der Übersetzer von den Herausgebern des englischen Urtextes abweichen, da diese die Aneinanderreihung nach deren sprachlichem Alter durchführten, während in der deutschen Auswahl die geschilderten Momente am rechten Orte an den Lebensfaden des Haupthelden anzuknüpfen waren; dort war die philologische, hier die historische Chronologie maßgebend. Manche dieser Lieder aus der späteren Zeit beginnen, dem gewerbsmäßigen Charakter der vortragenden Volkssänger entsprechend, mit einer einladenden Ansprache an das Publikum*) oder mit einer kurzen Inhaltsangabe des zum Vortrag kommenden Liedes, das in der Regel als ein abgeschlossenes Stück selbständig für sich gelten mochte. Die Festhaltung der Einheit und des Zusammenschlusses der verschiedenen Balladen erforderte es, in unserer Sammlung derlei störende Eingänge ebenso zu beseitigen, wie die in einigen Liedern vorkommenden, meist auch unübersetzbaren Kehrreime (Refrains)**), welche doch nur für den

*) z. B. „Wollt ihr geduldet, edle Herrn,
So sing' ich euch zum Lohn
Ein gutes Lied von Robin Hood
Und seinem wackern Klein John."
Robin Hood's birth, breeding, valour and marriage.

oder: „Ihr edlen Herrn und freien Leut',
Rückt näher zu mir her,
Von Robin Hood, dem tapfern Mann,
Erzähl' ich euch eine Mär'."
Robin Hood and the Shepherd.

oder: „Kommt, edle Herrn, und gebt eine Weil'
Auf meine Erzählung acht,
Wie Robin Hood den Bischof bedient
Und um sein Gold gebracht."
Robin Hood and the bishop.

usw.

**) z. B. „Derry derry down
Hey down, derry down."

oder: „With a hey dawn, down, a down, down."
usw.

Gesangsvortrag erheblich, hier aber nicht minder störend wären. Kenner des Volksliedes wissen aus Erfahrung, und die so häufigen Varianten, namentlich in beliebteren Volksliedern, beurkunden es, wie mannigfaltigen Änderungen, Zusätzen, Erweiterungen und Weglassungen das Volkslied im mündlichen Vortrage unterworfen ist. Einem geübten Blick und Gefühl sind derlei Stellen leicht erkennbar und teilweise Kürzungen, Ergänzungen und Abrundungen, wenn mit Takt und Maß, mit Gewissenhaftigkeit und am rechten Orte vorgekommen, gewiß ein nicht unerlaubter Versuch zur Wiederherstellung des Ursprünglichen. Dabei ist der Übersetzer jedoch sich bewußt geblieben, auch hier jene gewissenhafte Achtung und Treue vor dem echten Volksliede bewahrt zu haben, welche ihm bereits bei einer früheren Arbeit ähnlicher Richtung*) als strenge Richtschnur diente.

Die Gegenwart kennt nicht Acht und Bann, wenigstens nicht in den schroffen Formen und Wirkungen der Vorzeit; sie hat keine Geächteten und Friedlosen, und die etwa als solche sich Fühlenden sind es doch nicht in dem Sinne jener früheren Tage. Aber auch die Neuzeit kennt inmitten ihrer kämpfenden Gegensätze noch immer jenes unwiderstehliche Verlangen, jene tiefe Sehnsucht des Menschenherzens, welches aus der Atmosphäre gärender Neugestaltungen, aus den Walstätten ringender Ideen und Parteien, aus dem verwirrenden Durcheinander ihrer Feldrufe, aus dem Unbestand der Tagesmeinungen unbefriedigt hinausdrängt nach einem Momente der Selbstsammlung und Erfrischung, nach einem, wenn auch nur augenblicklichen Ruhepunkt und Halt, welchen ihm das nach ewig unveränderlichen Gesetzen sich bewegende Leben der Natur in seiner Ruhe, Klarheit und Stetigkeit zu bieten vermag. In solchen Stunden und in solcher Stimmung war es, daß der Herausgeber dieser Blätter im Geiste an der Hand des alten Geächteten und Friedlosen, Robin Hoods, in die Wälder Altenglands wanderte und im Schatten ihrer stämmigen Eichen das Mosaikbild zusammenstellte, welches in diesem Büchlein der deutschen Lesewelt vorliegt. Möchte es gelungen sein, in der aus mitunter sprödem Gestein zusammengefügten Arbeit die ragende Gestalt des Helden und den frischen Schmelz des grünen Waldgrundes dem Urbilde ähnlich hier wiedergegeben zu haben! Dann wird auch durch diese Blätter ein Ton ziehen, als ob von ferne der nie ganz erfolglose Waldhornruf Robin Hoods erklänge und den deutschen Leser, nicht ohne auf dessen nachträgliche Zustimmung zu hoffen, freundlich einlüde zu einem Gange in die erfrischenden Schatten, zu einem Stündchen Aufenthalt

„im lustigen grünen Wald".

*) Volkslieder aus Krain. Übersetzt von A. Grün. Leipzig 1850.

Robin Hood.

Robin Hoods Geburt.

Willie war ſtark von Gliederbau
Und edler Ahnen Sohn,
Zum Grafen Richard kam er einſt
Und dient' um Koſt und Lohn.

Graf Richard hatt' ein Töchterlein,
Wie eine Lilie zart,
Sie ſchloſſen ihren Herzensbund
Nach echter Liebesart.

Es fiel auf eine Sommernacht,
Das Laub war ſchön und licht,
Da traf Willie ſein Fräulein hold
Allein im Waldesdicht.

„O Willie, mein Gewand iſt eng,
Das ſonſt mir war ſo weit!
Fort iſt mein ſchönes Wangenrot,
Mein Stolz zu andrer Zeit!

Erfährt mein Vater nur ein Wort,
Was zwiſchen uns geſchehn,
Er äße nicht, und er tränke nicht,
Bis er dich hängen geſehn.

Doch komm zu meinem Kämmerlein,
Wann ſich geneigt der Tag,
Und nimm in beide Arme mich,
Daß ich nicht fallen mag."

Und als der Tag zur Neige ging,
Kam er an ihr Kämmerlein,

Da blickte ſie zum Fenſter aus
Im hellen Mondenſchein.

Sie ſchlüpft' ins Kleid von Scharlach rot
Wohl ohne Furcht und Harm,
Und Willie, ſtark von Gliederbau,
Hob ſie in ſeinen Arm.

Sie gingen in den grünen Wald,
Und eh' die Nacht entflohn,
Gebar ſie zwiſchen grünem Laub
Ihm einen ſchmucken Sohn.

Die Nacht verſtrich, der Tag begann,
Die Sonne brach hervor,
Da fuhr Graf Richard aus dem Schlaf
Und raffte ſich empor.

Er rief nun ſeine rüſt'gen Leut',
Wohl einen, zwei und drei:
„Was iſt's mit meiner Tochter lieb,
Daß ſie nicht kommt herbei?

Ich träumte böſen Traum heut' nacht,
Gott geb', es ende gut!
Ich ſah im Traum die Tochter lieb
Ertränkt in der Salzſee Flut.

Doch ob ſie krank ſei, ob ſie tot,
Und ob ſie ſei geraubt,
Ich ſchwör' den Eid und halt' ihn treu,
All' hängt ihr Haupt bei Haupt!"

Sie ſuchten hier, ſie ſuchten dort,
Sie ſuchten auf und ab
Und fanden ſie, wie im grünen Wald
Dem Kind die Bruſt ſie gab.

Er nahm das Knäblein auf den Arm
Und küßt's mit zärtlichem Mut:
„Und hängt' ich deinen Vater gern,
Doch blieb ich der Mutter gut."

Er küßt es aber- und abermal:
„Ich heiße dich Enkelein,
Und Robin Hood im grünen Wald,
Das ſoll dein Name ſein.“

Manch einer ſingt vom Gras, vom Gras,
Manch einer vom Korn im Feld,
Manch einer der ſingt von Robin Hood,
Weiß nicht, wo er kam zur Welt.

Das war nicht in der Hall', in der Hall',
Nicht im Saal, von Farben bunt,
Es war im lieben, grünen Wald,
Wo die Lilien blühn im Rund.

Robin Hoods Gang nach Nottingham.

Ein prächt'ger Burſch war Robin Hood
Und fünfzehn Winter alt,
Ein mutig Herz war Robin Hood
Und hoch und ſchlank von Geſtalt.

Robin, der wollt' nach Nottingham,
Zur Mahlzeit dort zu ſein;
Auf fünfzehn Förſter ſtieß er da
Bei Bier und Ale und Wein.

„Was Neu's? Was Neu's?“ frug Robin Hood,
„Was willſt für Neuigkeit?
Der König ſchrieb ein Schießen aus.“
„Mein Bogen iſt bereit.“

„Das brächt' uns Schande,“ ſprachen ſie,
„Solch Bübchen an dem Tag
Vorm König mit dem Bogen zu ſehn,
Den kaum es ſpannen mag!“

„Ich wett' euch zwanzig Mark,“ ſprach er,
„Mit Gunſt der heil'gen Maid,
Ich treff' das Ziel und fäll' den Hirſch
Auf hundert Ruten weit.“

„Wir wetten zwanzig gegen dich,
Mit Gunst der heil'gen Maid,
Du triffst kein Ziel, fällst keinen Hirsch
Auf hundert Ruten weit."

Robin spannt seinen Bogen gut,
Sein breiter Pfeil entschnellt;
Er trifft auf hundert Ruten weit
Und hat den Hirsch gefällt.

Man stritt, ob der drei Rippen brach,
Ob eine oder zwei;
Der Pfeil blieb haften nicht daran,
Doch streift' er zwei bis drei.

Der Hirsch sprang auf und schnellt' empor,
Der Hirsch lag auf dem Grund.
„Die Wett' ist mein!" rief Robin Hood,
„Und gält' es tausend Pfund."

„Sie ist nicht dein!" die Förster drauf,
„Hast dich zu früh gefreut!
Nimm deinen Bogen, pack dich heim,
Sonst wird dein Fell gebleut."

Robin nahm seinen Bogen rasch
Und nahm die Pfeile mit,
Er lächelte still, er lachte laut,
Als hin durchs Feld er schritt.

Robin spannt seinen Bogen gut,
Läßt fliehn die Pfeile scharf,
Bis von den fünfzehn Förstern er
Vierzehn zu Boden warf.

Nur jener, der den Streit begann,
Lief noch die Flur dahin,
Doch Robin spannt den Bogen gut
Und überholt auch ihn.

„Ihr sagtet, daß kein Schütz' ich sei;
Ob ihr das jetzt noch glaubt?"

Da ſchnellt er ab noch einen Pfeil,
Der ſpaltet ihm das Haupt.

„Nun bin ich euch als Schütz' erprobt,
Drob manche Frau wohl klagt;
Das Wort: den Bogen ſpann' ich kaum,
Jetzt wünſcht ſie's ungeſagt."

Aus Nottingham lief alles Volk
Und ſtrömt im Wahn herbei,
Daß von den Förſtern, die jetzt tot,
Kühn Robin gefangen ſei.

Noch mancher kam um Arm und Bein,
Und mancher wurde kalt;
Doch Robin mit ſeinem Bogen ſchritt
Zum luſt'gen, grünen Wald.

Die Förſter brachte man zur Stadt,
Wie's mancher dort gedenkt:
Am Kirchhof hat in einer Reih'
Man ſie ins Grab geſenkt.

Robin Hood und John Klein.

Kaum zwanzig Jahr war Robin alt,
Als ſich John Klein ihm fand,
Ein muntres Blut, fürs Handwerk gut,
Ein Arm, geflohn im Land.

Klein hieß er, ſieben Fuß doch maß
Sein Körper ungeſchlacht,
Voll Kraft dabei. Hört, wie die zwei
Bekanntſchaft einſt gemacht.

Robin zu ſeinen Schützen ſprach:
„Bitt' euch, bleibt hier im Hain,
Merkt auf den Schall des Horns mir all',
Derweil ich ſtreif waldein.

Zwei Wochen keine Kurzweil gab's,
Drum ſeh' ich jetzt mich um;

Wenn ich bedrängt und eingeengt,
Dann bleibt mein Horn nicht ſtumm."

Den Leuten ſagt er Lebewohl
Und ſchüttelt jede Hand;
Er ſchritt gemach, bis dort am Bach
Er einen Fremdling fand.

Auf ſchmaler Brücke ſtanden ſie,
Wollt' keiner weichen auch,
Robin ſtand quer und rief: „Ich lehr'
Dich Nottinghamer Brauch!"

Vom Köcher nimmt er einen Pfeil
Mit Graugansſchwingen dran;
Der Fremdling ſchnell: „Ich walk' dein Fell,
Rührſt du den Strang nur an!"

„Du ſprichſt wie'n Eſel!" verſetzt Robin,
„Wenn mein Geſchoß geſpannt,
Durchs Herz ſo ſtolz fliegt dir mein Bolz,
Bevor du ballſt die Hand."

„Du ſprichſt wie'n Feigling," jener drauf,
„Biſt mit Geſchoß bewehrt,
Durchbohrſt mit Luſt des Gegners Bruſt,
Dem nur ein Stab beſchert."

„Nie heiß' ich Feigling!" rief Robin,
Den Bogen ſchleudr' ich weit;
Ein Stab bewähr' auf dein Begehr
Mir deine Tapferkeit."

Im Buſch den braunen Eichenpflock
Erlas ſich Robin Hood;
Als das getan, trat er heran
Zum Fremdling frohgemut:

„Sieh, hier mein Stock iſt ſchwer und zäh,
Die Walſtatt ſei der Steg;
Beſiegt ſoll ſein, wer fällt hinein,
Dann ziehn wir unſern Weg."

„Von Herzen gern!“ der Fremdling drauf,
„Ich weich' um keinen Strich.“
Dies Wörtlein bloß, dann geht es los,
Die Stecken ſchwingen ſich.

Robin gibt ihm den erſten Schlag,
Daß jeder Knochen klingt:
Der Fremdling ſprach: „Das zahl' ich nach!
Ich geb's, ſo gut Ihr's bringt.

Solang' den Stock ich ſchwinge, Freund,
Pfui, wenn ich dein Schuldner blieb'!“
Drauf ging's von vorn, als dräſchen ſie Korn,
Mit Wucht fiel Hieb auf Hieb.

Der Fremdling klopft' auf Robins Haupt,
Daß Blut entquoll ſogleich.
Robin in Haſt, von Zorn erfaßt,
Ließ wettern Streich auf Streich.

Er ſchlug auf ihn wie Hagelſchlag
So dicht, ſo ſchwer und jäh,
Daß Dampf auftrieb von jedem Hieb,
Als ob in Brand er ſteh'.

Hei! da ergrimmt der Fremde wild,
Wirft einen Blick voll Wut,
Führt einen Schlag, und Robin lag
Geſchleudert in die Flut!

„Sag an, Geſell, wo biſt du nun?“
So höhnt der Fremdling ihn;
Kühn Robin ſpricht: „Mein Eid, im Bach!
Im Strome treib' ich hin.

Du biſt ein tapfres Herz, fürwahr,
Und Friede ſei gemacht!
Gern ſtimm' ich ein: der Tag iſt dein,
Zu End' iſt unſre Schlacht.“

Er watet ans Geſtad und ſchwingt
Sich auf am Hagedorn

Und bläſt alsbald, daß laut es ſchallt,
In ſein vielliebes Horn.

Das Echo durch die Täler flog,
Die Schützen rief der Klang;
Im Grüngewand, das prächtig ſtand,
Den Meiſter ſuchten ſie bang.

„Was iſt hier los?“ frug Will Stuteley,
„Meiſter, wie naß Ihr ſeid!“
„Nichts iſt hier los, dies Bürſchlein bloß
Warf mich hinein im Streit.“

„Das ſei vergolten!“ drohten ſie
Und tauchten gern ihn ein;
Robin rief ſchnell: Halt! der Geſell
Iſt brav, drum laßt es ſein!

Von keinem fürcht' ein Leides, Freund,
Die Schützen ſind mein Schutz,
Wohl ſechzig und neun; ei, werde mein,
Du trägſt dann gleichen Putz.

Trägſt, was dem Mann an Rüſtung frommt;
Sprich frei, mein Junge, ſprich!
Ich lehr dann auch des Bogens Brauch,
Den Schuß aufs Damwild dich.“

„Topp!“ rief der Fremdling, „Hand darauf!
Ich dien' Euch mit Herz und Haupt,
Bin rühriger Hand, John Klein genannt,
Spiel meinen Part, das glaubt!“

„Den Namen ändern wir!“ ſprach Will,
„Als Pate tret' ich ein.
Beſtellt ein Mahl, doch nicht zu ſchmal,
Und laßt uns fröhlich ſein!“

Sie holen ein paar fette Hirſch'
Und Trank, der feurig rinnt,
Sie lieben was gut! — So in Waldeshut
Tauft man das holde Kind.

Das mißt zwei Ellen um den Leib,
Iſt lang bloß ſieben Schuh:
Ein Püppchen ſchwach! Kühn Robin ſprach
Das Taufgebet dazu.

Im Kreiſe ſtehn die Schützen all',
Aus Nottingham entſtammt,
Mit ſieben Mann kommt Stuteley dann
Und übt ſein Patenamt.

„Dies Knäblein," ſprach er, „hieß John Klein,
Nun tauſcht des Namens Klang,
Verſetzt die Wort': er heißt ſofort
Klein John ſein Lebelang."

Da jubelt's daß die Luft erbebt,
Und nach der Taufe zog
Die Schar zu Tiſch, wo froh und friſch
Den edlen Trank ſie ſog.

Robin ſtaffiert das Knäblein aus
Vom Scheitel bis zum Schuh,
In grün Gewand, das prächtig ſtand,
Den Bogen ſchmuck dazu.

„Ein Schütze ſei, den beſten gleich!
Durchſtreif mit uns den Wald;
Uns fehlt nicht Gold, ſolang's noch hold
In Biſchofsbörſen ſchallt.

Wir leben Lords und Rittern gleich
Auch ohn' ein Fußbreit Land,
Wir tafeln hier bei Wein und Bier
Und jeden Wunſch zur Hand."

Muſik und Tanz beſchließt den Tag,
Die Sonne ſenkt den Lauf,
Die Schar auch ſucht in Waldesſchlucht
Die Lagerſtätten auf.

John Klein jedoch, ſo groß er war,
Hieß, ſeinem Wuchs zum Hohn,

Seit dieser Stund' in aller Mund
Sein Lebtag nur Klein John.

Robin Hood und Maid Marian.

Ein lieblich Kind von edlem Geschlecht,
Maid Marian war sie genannt,
Sie lebte im Nord, von Ritter und Lord
Gepriesen im ganzen Land.

An Anmut wich die ländliche Maid
Wohl keiner Königin,
In zärtlicher Glut warb Robin Hood
Um sie mit treuem Sinn.

Die roten Lippen trafen sich,
Ein Sinn nur waren allbeid',
Wo sie sich sahn, ein süß Umfahn
In Lieb' und Einigkeit!

Das Glück doch blieb nicht lange hold
Und schied die Liebsten bald;
Mit traurigem Mut schritt Robin Hood
Zum lustigen, grünen Wald.

Marian, die Arme, um den Freund
In Klagen sich verzehrt,
Ruft ihn zurück mit Tränen im Blick
Und preist nur seinen Wert.

In Leid und Gram statt Fraungewands
Nimmt sie ein Pagenkleid
Und streift im Wald, zu finden bald
Den Bravsten seiner Zeit.

Mit Köcher und Pfeil, mit Schwert und Schild
Gar mannhaft kühn bewehrt,
So zieht sie dahin und sucht Robin,
Der mehr als Gold ihr wert.

Robin doch trug Verkleidung selbst,
Als Gegner stehn die zwei,

Robin empfand bald, wie gewandt
Der Feind in Hieben ſei.

Sie zogen das Schwert und fochten fort
Ein Stündlein, wenn nicht mehr,
Bis Blut ihm dicht rann übers Geſicht,
Und ſie verwundet war ſchwer.

„Halt ein, halt ein!“ rief Robin Hood,
„Sei meiner Schar ein Glied,
Leb in Waldeshut mit Robin Hood
Beim Nachtigallenlied.“

Marian, als ſie die Stimme hört,
Wirft die Verkleidung fort,
Mit holdem Gruß, mit ſüßem Kuß
Erwidert ſie ſein Wort.

Als Robin ſeine Marian ſah,
Herr Gott, welch ſeliger Tag!
Ein endlos Umfangen, ein Streicheln der Wangen,
Und dann welch herrlich Gelag!

Klein John, den Bogen flink zur Hand,
Durchſtreift die Waldesbahn,
Er geht zur Pirſch auf den leckern Hirſch
Für Robin und Marian.

In grüner Schattenlaube ſtand
Ein köſtlich Mahl bereit,
Mit Wildbret zart ward nicht geſpart
Und nicht mit Luſtbarkeit.

Am Tiſch die großen Humpen voll Wein,
Sie kreiſten fröhlich im Rund,
Der ſtärkende Sekt, der die Rücken ſtreckt,
Wenn Kniee ſich ſenken zum Grund.

Jetzt hob auf der Geliebten Heil
Robin ſein Glas empor,
Die Schützenſchar, ſo bunt ſie war,
Stimmt freudig ein im Chor.

Mit muntrem Sinn erhoben ſie
Die Becher all' zur Hand,
Nach jedem Zug ſind ſie im Flug
Gefüllt bis an den Rand.

Und nach dem Feſt luſtwallten ſie
Im grünen Wald aufs neu',
Allwo Klein John und Maid Marion
Lang dienten Robin treu.

So lebten ſie voll Fröhlichkeit
In luſtiger Schützenſchar
Wohl ohne Land von der eignen Hand
Und lebten ſo manch Jahr.

Robin Hood und der Töpfer.

1.

Im Sommer, wenn das Laub ſo friſch,
Voll Blüten jeder Aſt,
Gar luſtig tönt der Vöglein Sang
In ſchattiger Waldesraſt.

Der Beſten einer war Robin,
Die Bogen je geſtrammt;
Zu Ehren unſrer lieben Frau
Ehrt' er die Fraun allſamt.

Der Freiſaß gut ſtand eines Tags
In ſeiner luſtigen Schar,
Da nahm er auf dem Weg vom Feld
'nen ſtolzen Töpfer wahr.

Er rief: „Dort kommt ein Töpfer ſtolz,
Der lang' den Weg ſchon zieht,
Doch einen Penny Wegezolls
Mit Art zu zahlen flieht."

„Ich traf zu Wentbreg ihn," ſprach John,
„Verdammt ſei er dafür,
Er gab mir Rippenſtöße drei,
Daß ich ſie heut' noch ſpür'!

Um vierzig Schilling wett' ich euch
Und zahl' sie diesen Tag,
Daß keiner von uns allen ihm
Ein Pfand entringen mag."

„Hier vierzig Schilling!" rief Robin,
„Du sagst noch diesen Tag,
Daß ich dem stolzen Töpfer wohl
Ein Pfand entringen mag."

Aufzählten jetzt das Geld allbeid',
Ein Schütz' bewahrt es auf;
Dem Töpfersmann entgegen eilt
Robin in flinkem Lauf.

Er legt die Hand jetzt an sein Pferd
Und heißt ihn stehn zur Stell';
Der Töpfer fragt mit kurzem Wort:
„Was willst von mir, Gesell?"

„Drei Jahre, Töpfer, sind's und mehr,
Daß du den Weg hier ziehst
Und einen Penny Wegezolls
Mit Art zu zahlen fliehst."

Der Töpfer frug: „Wie heißest du,
Der du nach Wegzoll fragst?"
„Mein Nam' ist Robin Hood, dem du
Ein Pfand wohl nicht versagst."

Der Töpfer rief: „Ich geb' kein Pfand,
Noch zahl' ich Wegezoll;
Die Hand hinweg von meinem Gaul,
Wenn dich's nicht reuen soll!"

Zu seinem Karren trat er dann
Und suchte drin nicht lang',
Zog eine tüchtige Stange draus,
Die auf Robin er schwang.

Den Arm, geschützt von seinem Schild,
Zückt Robin jetzt das Schwert,

Der Töpfersmann ging auf ihn los:
„Geſell, gib frei mein Pferd!“

So trafen die zwei Männer ſich,
Ein Anblick ſchön zu ſehn!
Am Hügel unter einem Baum
Die Leute Robins ſtehn.

Klein John zu den Genoſſen ſprach:
„Der Töpfer hält gut ſtand!“
Da ſchlug der Töpfer raſchen Hiebs
Den Schild aus Robins Hand.

Bevor Robin, zum Grund gebückt,
Aufheben kann den Schild,
Packt ihn der Töpfer beim Genick
Und wirft ihn aufs Gefild.

Das ſah von ferne Robins Schar,
Die in den Schatten ſtand;
Da rief Klein John: „Dem Meiſter helft
Aus jenes Töpfers Hand!“

Da fliegt die ganze Schützenſchar
Herbei, ſo ſchnell ſie kann;
Klein John doch frägt: „Nun, Meiſter, ſprich,
Wer unſre Wett' gewann?

Sind meine vierzig Schilling dein,
Sind deine vierzig mein?“
„Und wären's hundert,“ rief Robin,
„Fürwahr, ſie all' ſind dein!“

Der Töpfer ſprach: „Nicht iſt's Manier,
So meinen weiſe Leut',
Daß arme Saſſen auf dem Weg
Man aufhält und bedräut.“

„Traun, du ſprichſt Wahrheit,“ rief Robin,
„Nach guter Freimannsart!
Nie mehr, und zögſt du täglich hier,
Bedräu' ich deine Fahrt!

Mich treibt's, nach Nottingham zu gehn,
Willſt du mein Helfer ſein?
Gib mir dein Kleid, nimm meins dafür,
Komm, geh den Handel ein!"

„Gern brächt' ich dir," der Töpfer ſprach's,
„Als guter Kundmann Glück;
Verkaufſt die Töpfe du nicht gut,
Kehr, wie du gehſt, zurück."

„Nein, meiner Treu," verſetzt Robin,
„Zum Pfand geb' ich den Kopf!
So wahr ein Weib noch Töpfe kauft,
Zurück kommt dir kein Topf!"

„Bedenk," rief John und rings die Schar,
„Der Sheriff iſt dir gram!"
„Umſonſt! Im Schutz der heiligen Maid
Zieh' ich nach Nottingham."

So ſprach Robin und zog ins Land
Froh mit der Töpferwar';
Der Töpfer ließ ſich's wohl ergehn
Im Wald mit Robins Schar.

2.

Als Robin kam nach Nottingham,
Die Wahrheit künd' ich treu,
Sein Pferd ſpannt er vom Wagen aus,
Gibt Hafer ihm und Heu.

Er ſtellt im Mittelpunkt der Stadt
Zur Schau die Waren auf;
„Kauft Töpfe! Töpfe!" ſchrie er laut,
„Gebt Handgeld auf den Kauf!"

Gerade vor des Sheriffs Haus
Er ſeinen Standort nahm,
Und Fraun und Witwen drängten ſich
Zu kaufen ſeinen Kram.

„Wohlfeile Töpfe!“ ſchrie er laut,
„Hier ſtehn iſt nicht mein Hang!“
Da ſprach, wer ihn jetzt ſah: „Der Mann
Treibt das Gewerb' nicht lang'!“

Die Töpfe, die fünf Pence wohl wert,
Gibt er um drei ſogleich;
Und Mann und Weib ſtimmt überein:
„Der Töpfer wird nicht reich!“

So blieben von den Waren all'
Fünf Töpfe noch zur Schau;
Er nimmt vom Wagen die und ſchickt
Sie an des Sheriffs Frau.

Die Frau ſagt ihm gar ſchönen Dank
Und war unmaßen froh:
„Gern kauf' ich, wenn Ihr wiederkehrt,
Von Euren Töpfen ſo.“

Er rief: „Die beſten ſind für Euch,
Schwör's beim dreieinigen Gott!“
Sie lud ihn in des Sheriffs Haus
Mit Art zum Mittagsbrot.

Als Robin in die Halle trat,
Den Sheriff traf er hier,
Der Töpfer kennt die Lebensart
Und grüßt ihn mit Manier.

„Seht, was der Töpfer uns verehrt,
Fünf Töpfe, breit' und ſchmal'!“
„Willkommen!“ ſprach der Sheriff, „nehmt
Handwaſſer, dann zum Mahl!“

Sie ſaßen dort bei edler Koſt,
Dran ſich der Gaum erfreut;
Da ſprach von einem Wettſpiel groß
Ein Paar der Sheriffsleut'.

Von einem Schießen gut und fein,
Beſtimmt für nächſten Tag;

Und vierzig Schilling ſtehn als Preis
Für den, der ſiegen mag.

Der ſtolze Töpfer ſaß ganz ſtill,
Im Sinn doch blieb's ihm ſtehn:
„So wahr ein guter Chriſt ich bin,
Dies Schießen muß ich ſehn!“

Als ſie bei Brot und Ale und Wein
Getafelt gute Zeit,
Mit Pfeil und Bogen machten ſie
Zum Schießen ſich bereit.

Des Sheriffs Leute ſchoſſen gut,
Wie's guter Schützen Spiel,
Doch blieb um halbe Bogenläng'
Ein jeder fern vom Ziel.

Der Töpfer, der bisher ganz ſtill,
Rief jetzt ſchier mit Verdruß:
„O hätt' ich einen Bogen nur,
Ich zeigt' euch einen Schuß!“

„Ihn haben ſollſt!“ der Sheriff ſprach's,
„Den beſten wähl' aus drein!
Du ſcheinſt ein ſtolzer tüchtiger Burſch',
Erprobt nun ſollſt du ſein.“

Nach Bogen ſchickt' er einen Mann,
Der ihm zur Seite ſtand,
Davon den beſten jetzt Robin
Mit einer Schnur beſpannt.

Laß ſehn, ob du, wie's Schützen ziemt,
Bringſt bis ans Ohr die Schnur?“
Der Töpfer rief: „So Gott mir helf',
Ein Kinderſpiel iſt's nur!“

Er nahm aus einem Köcher dann
Den beſten Pfeil zum Schuß,
Der flog ganz nah zum Zeichen hin,
Es fehlte nicht ein Fuß.

Noch schießen all die Sheriffsleut',
Und Robin nach der Reih',
Er trifft das Ziel, sein Bolzen schießt
Den Scheibenpflock entzwei.

Da schämten sich die Sheriffsleut',
Daß er den Preis gewann;
Der Sheriff lacht und macht gut Spiel:
„Du Töpfer bist ein Mann!"

Der Töpfer sprach: „Ein Bogen liegt
In meines Karrens Hut;
Das ist ein guter Bogen, traun,
Hab' ihn von Robin Hood!"

„Kennst Robin Hood?" der Sheriff frug,
„Bitt' dich, erzähl' davon."
„Ich schoß mit ihm am krummen Baum
Zu hundertmalen schon."

„Gern gäb' ich hundert Pfund, ich schwör's
Bei dem dreieinigen Gott,
Den Schelm hier neben mir zu sehn;
Der Preis wär' mir ein Spott!"

Der Töpfer sprach: „Tut, wie ich rat'!
Wollt kühn Ihr mit mir gehn,
Sollt morgen vor dem Frühmahl noch
Den Robin Hood Ihr sehn."

Der Sheriff schwur: „So will ich tun
Bei dem dreieinigen Gott!"
Drauf gingen sie vom Schießen fort
Heimwärts zum Abendbrot.

Frühmorgens wie der Tag beginnt,
Bereit sind Mann und Pferd,
Der Töpfer blieb' ungern zurück,
Und rüstet sein Gefährt.

Er sagt Lebwohl und Dank der Frau
Für all', was er empfing:

„Nehmt, holde Frau, und mir zulieb
Tragt dieſen goldnen Ring.“

„Vergelt' Euch's Gott!“ die Frau rief,
„Und mög' Euch's wohl ergehn!“
Des Sheriffs Herz war freudenvoll,
Den ſchönen Wald zu ſehn.

Und als ſie kamen in den Wald,
Von grünem Laub umlacht,
Im Buſch die Vöglein ſangen froh,
Das war nur Luſt und Pracht!

„Hier lebt ſich's fröhlich,“ ſprach Robin,
„Wenn man zu zehren hat!
Mein Horn ſag' uns, ob Robin Hood
Unſern von unſrem Pfad.“

Robin ſetzt an den Mund ſein Horn,
Das tönt ſo laut und voll,
Im Walde hören's ſeine Leut'
Und rennen her wie toll.

Und als ſie rings um ihn gereiht,
Klein John ſogleich hob an:
„Nun ſagt, wie ging's in Nottingham?
Ging Eure War' an Mann?“

„Es wachſe dir,“ verſetzt Robin,
„Darob kein graues Haar:
Ich bringe hier den Sheriff euch
Zum Tauſch für unſre War'.“

„Er iſt willkommen!“ ſprach Klein John,
„Du gibſt uns Gutes kund!“
Jetzt gäb', daß er ihn nie geſehn,
Der Sheriff hundert Pfund:

„Hätt' ich in Nottingham gewußt,
Was jetzt mir worden klar,
Du kämſt mir nicht mehr in den Wald
Die nächſten tauſend Jahr'!“

„Das glaub' ich gern!“ verſetzt Robin,
„Gott dank' ich, daß ich hier!
Drum ſollt Ihr laſſen uns das Pferd
Und Börſ' und Goldeszier.

Ihr kamt hierher gar ſtolz zu Roß,
Heim ſollt Ihr gehn zu Fuß;
Doch Eure Frau iſt lieb und gut,
Drum bringt ihr meinen Gruß.

Den weißen Zelter ſend' ich ihr,
Der wie der Wind hin flieht;
Nur Eurer lieben Frau zulieb'
Nicht Schlimmres Euch geſchieht.“

Als heimwärts dann der Sheriff kam,
Willkommen hieß ſie ihn:
„Wie lebtet Ihr im grünen Wald?
Und fingt Ihr den Robin?“

„Zum Teufel ihn mit Haut und Haar!
Er nahm mir Geld und Hab';
Nur dieſen ſchmucken Zelter ſchickt
Er dir als Ehrengab'.“

Sie lacht hellauf und ſchwört bei Ihm,
Den einſt das Kreuz beſchwert:
„Ihr habt die Töpfe nun bezahlt,
Die Robin mir verehrt!“

Im Wald zum Töpfer ſprach Robin:
„Nun ſchätze deine War'!“
Der ſprach: „Man gäbe wohl dafür
Zwei Nobelſtücke bar.“

„Nimm hier zehn Pfund,“ ſprach Robin Hood,
„In Münzen gut und fein!
Und wann du kommſt zum grünen Wald,
Willkommen ſollſt du ſein!“

Robin Hoods Kirchengang.

Im Sommer, wenn der Hain ſich ſchmückt,
Die Blätter breit und lang,
Iſt's eine Luſt zu lauſchen dort
Im Wald dem Vogelſang;

Zu ſehn, wie vom Gebirg herab
Zu Tal die Hindin zieht
Und unterm grünen Waldesbaum
In kühlen Schatten flieht.

Es fiel auf Pfingſten-Sonntag früh
An einem Maientag,
Die Sonne ſtieg in Glanz empor,
Froh klang der Vögel Schlag.

„Ein froher Morgen!" rief Klein John,
„So wahr uns Chriſt befreit!
So froh wie ich iſt ſchier kein Mann
In aller Chriſtenheit!

Auf, teurer Meiſter, frohen Sinns
Und freud'gen Herzens ſei!
Genieß die Wonn' und Herrlichkeit
Der Morgenſtund' im Mai."

„Mich ſchmerzt das eine," ſprach Robin,
„Und füllt mein Herz mit Weh,
Daß ich an ſolchem Feſttag nicht
Zu Mett' und Hochamt geh'.

Seit ich zuletzt im Haus des Herrn,
Zwei Wochen ſind's, auch drei,
Doch heut will ich nach Nottingham,
Steht mir die Jungfrau bei."

„Zwölf Männer nimm in Waffen mit!"
Warnt Much, des Müllers Sohn;
„Wer ſich an dich, den einzlen, wagt,
Spricht doch nicht zwölfen Hohn."

„Nicht einen brauch' ich," rief Robin,
„Bleibt all' daheim, ihr Leut'!
Klein John nur meinen Bogen trag,
Bis mich's zu schießen freut."

„Trag deinen Bogen selbst," sprach John,
„Wie ich den meinen trag',
Laß um den Penny schießen uns
Zur Wett' im grünen Hag."

„Nicht gelt' ein Penny," sprach Robin,
„Als Wettpreis für uns zwei!
Denn jedem Penny, den du hältst,
Entgegen setz' ich drei!"

So schossen sie auf Ast und Strauch
Und schossen immerzu,
Bis John fünf Schilling schon gewann,
Grad recht auf Strümpf' und Schuh'.

Drob kam es unterwegs zum Streit,
Bis beide sich entzwein;
Klein John, der prahlt mit seinem Sieg,
Robin sagt kurzweg: nein!

„Das lügst du," sprach Robin zu John
Und schlug ihn mit der Hand,
Da zog Klein John sein blankes Schwert,
Vom Jähzorn übermannt.

„Wärst du mein Meister nicht," rief John,
„Du büßtest mir's gar schwer;
Such dir den Dienstmann, wo du willst,
Mich hältst du nimmermehr!"

So zog Robin gen Nottingham,
Trübselig ganz allein,
Klein John strich auf bekanntem Pfad
Gen Sherwoods Forst waldein.

Robin ging frei nach Nottingham,
Da betet er mit Brunst,

Daß ihn auch heimführ' heiler Haut
Gott und der Jungfrau Gunſt.

Er kniet' in der Marienkirch'
Zum Kreuz am Hochaltar,
Daß alles Volk ihn konnte ſehn,
Das in der Kirche war.

Ein Mönch (den Dickkopf ſtrafe Gott!)
An ſeiner Seite ſtand,
Der hat, ſowie er ihn erblickt,
Alsbald Robin erkannt.

Der Mönch nun rannt' in aller Haſt
Hinaus zur Kirchentür
Und ließ ganz Nottingham die Stadt
Verſperren für und für.

„Auf! ſtolzer Sheriff, mach dich auf!
Des Königs Feind iſt da!
Mein eignes Aug' hier in der Stadt
Den falſchen Schelm erſah;

Mein eignes Aug' ſah bei der Meſſ'
Ihn ſtehn im Gotteshaus,
Doch diesmal iſt's um ihn geſchehn,
Jetzt kommt er uns nicht aus.

Der Böſewicht heißt Robin Hood
Und wohnt im grünen Wald;
Er raubte mir einſt hundert Pfund,
Vergeſſ' ihm's nicht ſobald!"

Hin zieht der Sheriff und mit ihm
Gar mancher Mutter Sohn:
Sie drangen in die Kirchenhall',
Und ihre Knüttel drohn.

„Ach, dich vermiſſ' ich jetzt, Klein John!"
Seufzt Robin hartbedrängt,
Er zieht ſein doppelhändig Schwert,
Das bis ans Knie ihm hängt.

Und dreimal drängt er auf den Troß,
Wo er am dichtſten war,
Verwundet mancher Mutter Sohn,
Und tötet zwölf der Schar.

Doch an des Sheriffs Kopf zerſprang
Das Schwert in Robins Arm:
„Den Schmied, der dich geſchmiedet hat,
Den ſchlage Gott mit Harm!

Nun bin ich wehr- und waffenlos!
Den Willen beugt die Not;
Entkomm' ich dieſen Schurken nicht,
So iſt's gewiß mein Tod."

Als Robins Volk die Nachricht hört,
Zur Kirche läuft's hinein,
Manch einer fällt wie leblos um,
Und liegt erſtarrt zum Stein.

Sie waren wie von Sinnen all'
Bis auf Klein John, der ſprach:
„Jetzt, wo es gälte herzhaft ſein,
Euch ſo zu ſehn, o Schmach!

Der Meiſter, oft ſchon in Gefahr,
Entkam ſtets ungekränkt;
Wohlan, ermuntert euer Herz
Und meiner Worte denkt!

Er diente ſtets der heil'gen Magd,
Wird dienen ihr allzeit,
Drum bau' ich drauf, daß ihn ihr Schutz
Von ſchnödem Tod befreit.

Seid heitren Sinns und frohen Muts,
Und laſſet Klag' und Leid!
Dem Mönche weiſ' ich ſeinen Weg
Mit Hilf' der reinen Maid.

Entfernt euch nicht von unſrem Baum
Dort an dem ſchmalen Hang,

Und ſorgt derweil für edles Wild,
Das ſtreicht dies Tal entlang."

So hat Klein John mit Much allein
Sich auf den Weg gemacht
Und blieb im Elternhaus des Much,
Der Heerſtraß' nah, zu Nacht.

Am Fenſter ſtand des Morgens John
Und blickt' ins Land hinein;
Des Wegs geritten kam der Mönch,
Mit ihm ein Page klein.

„Bei meiner Treu," ſprach John zu Much,
„Ich ſag' dir Zeitung gut,
Den Mönch erblick' ich, reitend her,
Ich kenn' den weißen Hut."

Entgegen gehn dem Mönch die zwei
Mit Art und Höflichkeit
Und fragen ihn nach neuer Mär',
Wie Freund' aus alter Zeit.

„Woher des Weges?" frug Klein John,
„Erzähl uns neue Ding'
Von einem Schelm, der Robin heißt,
Und den man geſtern fing.

Um zwanzig Mark hat er beraubt
Einſt mich und meine Leut',
Und iſt der ſchnöde Wicht in Haft,
O wie das uns erfreut!"

„Auch mich beſtahl er," ſprach der Mönch,
„Um hundert Pfund und mehr;
Der erſte legt' ich Hand an ihn,
Ihr könnt mir danken ſehr."

„Vergelte Gott Euch's," rief Klein John,
„Wie wir Euch's gern getan!
Iſt's Euch genehm, ziehn wir mit Euch,
Geleitend Eure Bahn.

Denn Robin hat gar wildes Volk,
Glaubt mir, ich spreche wahr,
Und wüßt' es, daß Ihr reitet hier,
Es brächt' Euch Todsgefahr."

Und wie sie im Gespräche so
Dahin des Weges gehn,
Des Mönches Pferd faßt John am Zaum
Und macht es plötzlich stehn.

Des Mönches Pferd faßt John am Zaum
Fürwahr, wie ich euch sag',
So faßt auch Much des Pagen Pferd,
Daß den's nicht weiter trag'.

Am Kragen faßt' und riß Klein John
Den Mönch herab zur Flur,
Mit wenig Ehrfurcht warf er ihn
Aufs Haupt samt der Tonsur.

So zornentflammt war da Klein John,
Daß hoch sein Schwert er schwang;
Der Mönch ersah sein nahes End',
Und schrie um Gnade bang.

„Mein Meister war es," rief Klein John,
„Den du ins Elend warfst,
Doch nimmer unserm König du
Die Botschaft bringen darfst!"

John hieb des Mönches Haupt herab,
Da war's mit dem vorbei,
Much tat dem kleinen Pagen so,
Daß der auch schweigsam sei.

Dann gruben sie die Toten ein
In Moos und Heide tief;
Zum König trugen John und Much
Vereint des Sheriffs Brief.

Und als Klein John zum König kam,
Beugt' er das Knie sogleich:

„Erhalte Gott Euch, hoher Herr,
Chriſt ſegn' Euch gnadenreich!"

Der Fürſt erbrach und las den Brief:
„„So wahr wir Heil erflehn!
Im luſt'gen England iſt kein Mann,
Den ich ſo gern geſehn!

Der Mönch, der dieſen Brief gebracht,
O ſagt mir, wo er weilt?""
„Traun, auf der Reiſe," ſprach Klein John,
„Hat ihn der Tod ereilt."

Der König huldvoll zwanzig Pfund
Den beiden ſchenken hieß,
Ernannt' als Königsſchützen ſie
Und gnädig ſie entließ.

Er gab an John ſein Siegel auch,
Dem Sheriff ſandt' er's zu,
Daß man ihm bringe Robin Hood,
Doch niemand Leids ihm tu'.

In Nottingham das Stadttor fand
Klein John verſchloſſen feſt,
Er rief den Pförtner, der nicht lang'
Auf Antwort harren läßt.

„Was hältſt du ſo die Stadt verſperrt?"
Klein John zum Pförtner rief;
Der Pförtner drauf: „Weil Robin Hood
Hier liegt im Kerker tief.

Und John und Much und Will Skadlock,
Fürwahr' wie ich Euch ſag',
Sie töten unſre Leut' am Wall
Und necken uns alltag."

Zuerſt den Sheriff ſucht Klein John,
Der ſich gar ſchleunig fand;
Des Königs Siegel zeigt er ihm
Und legt's in ſeine Hand.

Als das Sigill der Sheriff ſah,
Den Hut gleich zog er ab:
„Wo blieb der Mönch, dem ich den Brief
An unſern König gab?“

„Des Königs Gunſt ſchenkt' ihm,“ ſprach John,
„Ein Los ganz ſorgenfrei,
Er macht' ihn zu Weſtminſters Abt,
Zum Lord von der Abtei.“

Der Sheriff gab ein Mahl den zwein,
Den beſten Wein dazu,
Des Abends gingen ſie zu Bett
Und jedermann zur Ruh'.

Und als vom Wein und Bier berauſcht
Der Sheriff lag im Traum,
Da ſtiegen ſie, Klein John und Much,
Hinab zum Kerkerraum.

Klein John, der rief den Schließer auf.
„Vom Bett raff' dich empor!
Denn durchgebrochen iſt Robin,
Entwiſcht hinaus zum Tor.“

Der Schließer ſpringt vom Lager auf:
Sobald er hört den Ton;
Doch raſch mit ſeinem Schwerte ſpießt
Ihn an die Wand Klein John.

„Nun will ich Pförtner ſein,“ ſprach John,
Die Schlüſſel in der Hand.
Zu Robin Hood lenkt er den Schritt
Und löſt ſein Feſſelband.

Er reicht ein gutes Schwert ihm dar,
Sein Haupt zu ſchirmen frei;
Und wo die Mauer nicht zu hoch,
Entſpringen alle drei.

Da hob der Hahn zu krähen an,
Die Nacht begann zu fliehn;

Der Sheriff fand den Schließer tot,
Lärmglocken ließ er ziehn,

Und rufen ließ er's durch die Stadt:
„Knecht oder Freier sei's,
Wer mir den Robin bringt zurück,
Empfängt gar hohen Preis!

Denn nimmer wieder darf ich sonst
Dem König vors Gesicht,
Und wollt' ich's wagen, sicherlich
Dem Strick' entging' ich nicht."

Der Sheriff sucht in Haus und Stall,
Durchsucht die ganze Stadt;
In Sherwood doch war Robin längst
Frisch wie am Baum das Blatt.

Da sprach Klein John zu Robin Hood:
„Mit einem guten Streich
Hab' ich den schlechten dir bezahlt:
Kannst du's, so tu' mir's gleich!

Mit gutem Streich hab' ich bezahlt:
Den schlechten, wie ich's sag',
Hab' dich gebracht zum grünen Wald,
Fahr wohl und guten Tag!"

„Nein, meiner Treu," sprach Robin Hood,
„So darf es nicht geschehn!
Du sollst der Meister sein von mir
Und allen, die hier stehn."

„Nein, meiner Treu," versetzt Klein John,
So komm' es nimmermehr!
Ich bleib' euch ein Genosse gut,
Sonst hab' ich kein Begehr."

Als Robins Volk den Meister sah,
Da ward es freudenvoll,
Da gab's ein Fest, das Wildbret dampft',
Und Wein in Fülle quoll.

Die Nachricht kam zum König auch,
Wie Robin Hood entwich,
Da ſagte unſer Fürſt und Herr,
Er ſagt' es ärgerlich:

„Den Sheriff hat Klein John geprellt,
Auch mich geprellt hat John!
Er prellt' uns beide, ſonſt fürwahr
Der Sheriff hinge ſchon!

Zum Königsſchützen macht' ich ihn,
Beſchenkt von meiner Hand;
Ich gab ihm Gruß und frei Geleit
Durch all mein Engelland.

Ich gab ihm Gruß und frei Geleit,
So wahr wir Heil erflehn!
Traun, in ganz England ſind ihm gleich
Drei Männer nicht zu ſehn!

Treu ſeinem Meiſter iſt Klein John,
Liebt mehr ihn als uns all';
Doch laſſen wir jetzt dies Geſpräch,
Es hat nicht guten Schall."

Robin Hood und Guy von Gisborne.

Wenn grün und ſonnig Buſch und Flur,
Die Blätter breit und lang,
Iſt's luſtig durch den Wald zu gehn,
Erfüllt vom Vogelſang.

Walddroſſel ſang und hielt nicht ein,
Sie ſang ſo laut vom Aſt,
Daß Robin Hood im grünen Wald
Erwacht aus ſeiner Raſt.

„Nun, meiner Treu," ſprach Robin Hood,
Ein Traum ward mir heut nacht
Von zwei Freiſaſſen flink, die mich
In heißen Kampf gebracht.

Sie ſchlugen mich, ſie banden mich,
Mein Bogen ward geraubt,
So wahr Robin im Land noch lebt,
Sie büßen's noch, das glaubt!"

„Es fliehn die Träume," ſprach Klein John,
„Wie Wind um Hügel ſtreicht,
So laut er ſtürmte nachts, doch ſchweigt
Er morgens ſtill vielleicht."

„Wohlauf, wohlan, ihr muntern Leut',
Klein John ſoll mit mir gehn,
Ob wir die zwei Freiſaſſen flink
Im grünen Wald erſpähn?"

Sie nahmen um die Mäntel grün,
Die Bogen an die Seit';
So ſchritten ſie den Wald hinein
Zum Schießen wohlbereit.

Bis ihrem Lieblingsplatz ſie nah
Im grünen Waldesraum;
Da ſahn ſie einen Freiſaß flink
Gelehnt an einen Baum.

Er trug am Gürtel Schwert und Dolch,
Den Tod von manchem Mann,
Sein Kleid war eines Roſſes Fell
Mit Schweif und Mähne dran.

„Hier, Meiſter, unterm grünen Baum,"
Sprach John, „hier haltet ſtill,
Derweil ich geh', den Freiſaß flink
Zu fragen, was er will?"

„O John, du denkſt gering von mir
Und ſprichſt gar wunderlich!
Wann ſandt' ich je mein Volk voraus,
Indes ich hinten ſchlich?

Es iſt nicht ſchwer, am bloßen Wort
Erkennen Knecht und Herrn,

Und ſpräng' entzwei mein Bogen nicht,
Den Kopf dir bräch' ich gern!"

Ein Wort hat Unheil oft gebracht,
So ſchied Robin von John;
Der macht auf wohlbekanntem Pfad
Waldeinwärts ſich davon.

Doch als er kam nach Barnesdal',
Groß Leid ihm widerfuhr,
Denn zwei Genoſſen fand er da
Erſchlagen auf der Flur;

Und Skarlett war auf flücht'gem Fuß,
Der lief durch Stock und Stein,
Er lief mit hundertvierzig Mann,
Der Sheriff hinterdrein.

„Jetzt ſchieß' ich einen Schuß," ſprach John,
„So Gott mir helfen will;
Der Sheriff, der ſo ſchnell jetzt rennt,
Er hält dann gerne ſtill."

Den langen Bogen ſpannte John
Und richtet' ihn zum Schuß,
Der Bogen war von ſchwachem Aſt
Und fiel ihm vor den Fuß.

„Weh dir, du jämmerliches Holz,
Daß du dem Wald entſtammt!
Grad heut, wo du mein Troſt ſein ſollſt,
Zum Unglück mir verdammt!"

Der Schuß war nur ein matter Schuß,
Doch fand der Pfeil ein Ziel,
Traf einen aus des Sheriffs Volk,
Und William Trent, der fiel.

Dem William wär's ein beßres Los,
Wenn krank im Bett er läg',
Als daß er lief durch grünen Wald
Johns Pfeilen in den Weg!

Fünf Männer wiegen mehr als drei,
Der Spruch iſt allbekannt;
Der Sheriff fing Klein John und feſt
An einen Baum ihn band:

„Du wirſt geſchleift zu Berg und Tal,
Am Hügel dann gehenkt!“
„Vielleicht auch nicht!“ verſetzt Klein John,
„Wenn Chriſt es anders lenkt.“

Nun laſſen wir den kleinen John,
Für Robin mach' er Raum,
Wie dieſer kam zum Freiſaß flink,
Der dort noch lehnt' am Baum.

„Ei, guten Morgen, Kamerad!“
So ſprach jetzt Robin Hood,
„Mir ſagt der Bogen, den du führſt,
Daß du ein Schütze gut.“

Der Freiſaß ſprach: „Ich bin verirrt
An Weg und Tageszeit.“
„Ich geb' im Wald dir,“ ſprach Robin,
„Als Führer das Geleit.“

„Ich ſuche einen Vogelfrei'n,
Man nennt ihn Robin Hood,
Und fänd' ich ihn, mir lieber wär's
Als vierzig Pfunde gut.“

„Nun, flinker Freiſaß, komm mit mir,
Den Robin ſiehſt du bald,
Doch ſuchen wir erſt Zeitvertreib
Uns hier im grünen Wald.

Und proben wir Geſchick und Glück
Hier auf dem Waldesplan,
Der Robin tritt uns in die Quer
Vielleicht, eh' wir's verſahn.“

Zwei Jahrestriebe ſchnitten ſie
Vom Hagebuttenſtrauch

Und ſteckten ſechzig Ruten weit
Das Ziel nach Schützenbrauch.

„Beginn, Geſelle,“ ſprach Robin,
„Den Schuß dir räum' ich ein.“
„Nein, wahrlich, nein!“ der Freiſaß drauf,
„Du ſollſt mein Vormann ſein.“

Zuerſt ſchoß Robin nach dem Ziel,
Nicht fehlt' er fingersdicht;
Der Freiſaß war ein Schütze gut,
Ihm gleich doch tat er's nicht.

Der Freiſaß tat den zweiten Schuß,
Er traf wohl in den Kreis,
Doch Robin traf viel beſſer noch,
Er ſchoß entzwei das Reis.

„Gott ſegne dich!“ der Freiſaß rief,
„Geſell, dein Schuß iſt gut,
Biſt, wenn das Herz gut wie die Hand,
Mehr wert als Robin Hood.

Nun ſag mir deinen Namen, Freund,
Am Lindenbaum allhier.“
„Nein, wahrlich, nein!“ verſetzt Robin,
„Erſt ſag' den deinen mir.“

Der Freiſaß ſprach: „Ich wohn' im Tal,
Robin zu ſahn ich ſchwur,
Wer recht den Namen kennt, der nennt
Guy von Gisborn' mich nur.“

„Ich wohn' im Wald hier,“ ſprach Robin,
„Und bin vor dir nicht bang,
Bin Robin Hood von Barnesdal',
Den du geſucht ſo lang'.“

Wer nicht verwandt, bekannt den zwein,
Für den war's ſchön zu ſehn,
Wie ſie mit Klingen hell und blank
Im Kampf zu Leib ſich gehn;

Wie ſie zwei Stunden fochten fort
An einem Sommertag,
Nicht Robin Hood und nicht Sir Guy
Wich oder unterlag.

Robin ſah eine Wurzel nicht,
Die macht' ihn ſtraucheln jetzt,
Und Guy hat raſch und flink den Hieb
Von ſeitwärts ihm verſetzt.

„Liebfraue du," rief Robin Hood,
„Die Mutter biſt und Maid,
Es war noch keines Manns Geſchick,
Zu ſterben vor der Zeit."

Robin dacht' unſrer lieben Frau
Und ſprang empor ſogleich,
Er führte ſolch gewalt'gen Hieb,
Sir Guy fiel tot vom Streich.

Er faßt am Haar das Haupt Sir Guys,
Steckt's an den Bogenknauf:
„Du warſt ein Schelm dein Lebetag,
Das hör' nun endlich auf."

Er zog ein iriſch Meſſer vor
Und kerbt' ihm das Geſicht;
Den, der dies Haupt erkennen mag,
Gebar das Weib noch nicht:

„Da lieg nun, liege nun, Sir Guy,
Und wünſche mir kein Leid;
Empfingſt die ſchlimmern Streiche du,
Nimm nun das beßre Kleid."

Den grünen Mantel legt' er ab
Und hüllt' Sir Guy darein,
Dann ſteckt' er in die Roßhaut ſich
Vom Haupt hinab zum Bein.

„Dein Bogen, Pfeil und kleines Horn
In meinen Händen bleibt:

Ich will nach Barnesdal', zu ſehn,
Was meine Schar dort treibt."

Das Horn Sir Guys führt' er zum Mund
Und blies, daß laut es klang,
Das hört' der Sheriff Nottinghams,
Gelehnt am Bergeshang.

„Horch!" rief der Sheriff, „horch, mir klingt
Botſchaft von beſtem Schall!
Ich hör's, dort ſtößt Sir Guy ins Horn,
Das kündet Robins Fall.

Ich hör's, dort ſtößt Sir Guy ins Horn,
Es ſchallt ſo ſchön zurzeit;
Dort kommt er ſelbſt, der Freiſaß flink,
In ſeinem Roßfellkleid.

Komm her, Sir Guy, du Wackrer, komm,
Nimm, was du willſt von mir!"
„Ich will dein Gold nicht," ſprach Robin,
„Will keinen Lohn von dir.

Doch da erſchlagen ich den Herrn,
Laß mich's auch tun dem Knecht,
Dies ſei mein Preis und Lohn allein,
Kein andrer käm' mir recht."

Der Sheriff rief: „Du biſt ein Narr!
Dir ziemte Ritters Lohn;
Doch weil ſo mäßig dein Begehr,
So iſt's bewilligt ſchon."

Klein John hört ſeines Meiſters Stimm'
Und weiß, ſein Glücksſtern lacht:
„Nun werd' ich frei," ſo rief er froh,
„Mit Chriſti Gnad' und Macht!"

Und Robin fliegt zum kleinen John,
Ihn eilig zu befrein,
Der Sheriff mit dem ganzen Troß
Folgt haſtig hinterdrein.

„Zurück, zurück!“ rief Robin Hood,
„Welch tolles Drängen auch!
Zu hören eines andern Beicht'
War hierzuland nie Brauch.“

Ein iriſch Meſſer zog Robin,
Löſt John an Arm und Bein,
Und reicht den Bogen ihm Sir Guys,
Der ſoll ſein Retter ſein.

John nahm den Bogen Guys zur Hand,
Die Bolzen auch und Pfeil',
Der Sheriff ſah, wie er ihn ſpannt',
Und ſucht' im Fliehn ſein Heil.

Er lief nach Haus gen Nottingham,
Wie er noch nie gerannt,
Und ſo tat ſeine ganze Schar,
Da hielt nicht einer ſtand.

Doch konnt' er laufen nicht ſo ſchnell,
Nicht reiten ſo in Eil',
Klein John mit breitem Bolzen traf
Ihn noch ins Hinterteil.

Robin Hood und der Biſchof.

Es war ein Tag voll Sonnenſchein
Wohl um die Morgenzeit,
Und Robin Hood, der Schütze gut,
Geſtimmt zur Fröhlichkeit.

Doch als er Kurzweil zu erſehn
Dahinſchritt durch das Holz,
Ward er gewahr des Biſchofs Schar
Und auch den Biſchof ſtolz.

„Was iſt zu tun,“ ſprach Robin Hood,
„Wenn mich der Biſchof fängt?

Erbarmungslos fällt dann mein Los,
Ich weiß, daß er mich hängt."

Flink wendet ſich Robin und ſieht
Ein Häuschen auf dem Plan,
Ein altes Weib für ſeinen Leib
Um Rettung ruft er an.

„Wer biſt du?" frug das Mütterlein,
„Gib mir's in Lieb' bekannt."
„Ich bin ein Mann in Acht und Bann,
Bin Robin Hood genannt.

Dort iſt der Biſchof und ſein Volk;
Und wenn man jetzt mich fängt,
Hält Tag und Nacht er mich bewacht,
Bis man zum Schluß mich hängt."

„Biſt du Robin," ſprach drauf das Weib,
„Wie mir's erſcheint als wahr,
So ſchütz' ich dich, ſo berg' ich dich
Vor ihm und ſeiner Schar.

Noch denk' ich an Sonnabends Nacht,
Du gabſt mir Strümpf' und Schuh';
Drum ſchütz' ich dich und berge dich,
Schaff' dir vor Feinden Ruh'."

„So gib mir ſchnell dein grau Gewand,
Nimm meinen Mantel grün;
Gib Spindel, Garn mir in den Arm,
Nimm meine Pfeile kühn."

So angetan kehrt Robin Hood
Zu ſeiner Schar zurück,
Mit Spindel, Garn; den Biſchofsſchwarm
Behält er doch im Blick.

Da rief Klein John: „Was wandelt dort?
Was kommt dort im Gefild?
Ich ſend' im Nu den Pfeil ihm zu,
Ein wahres Hexenbild!"

„Halt ein, halt ein," rief Robin Hood,
„Die kühnen Pfeile ſpar!
Bin Robin Hood, dein Meiſter gut,
Du wirſt es bald gewahr."

Der Biſchof vor des Weibes Haus
Jetzt kam und rief in Wut:
„Heraus den Wicht ans Tageslicht!
Heraus den Robin Hood!"

Das Weib mußt' auf ein milchweiß Pferd,
Ein ſcheckig Roß trug ihn,
Im freud'gen Wahn, Robin zu ha'n,
Ritt lachend er dahin.

Doch als ſie ritten im Gehölz,
Der Biſchof konnt' erſehn
Im Waldesgrün die Schützen grün,
An Zahl wohl hundert, ſtehn.

Der Biſchof frug: „Wer iſt's, der dort
Steht an des Dickichts Rand?"
Die Alte meint: „Ein Mann, wie's ſcheint,
Der Robin Hood genannt."

„Wer biſt denn du," der Biſchof rief,
„Den ich hier mit mir zieh'?"
„Ein Weiblein alt, du Biſchofsſchalk,
Mein Bein heb auf und ſieh!"

Der Biſchof ſprach: „Dann wehe mir,
Daß ich den Tag geſehn!"
Er kehrt ſich ab, doch Robin gab
Den Wink ihm, ſtill zu ſtehn.

Sein Pferd hielt Robin an und band's
An eines Baumes Schaft,
Mit Lachen blickt Klein John und nickt
Froh der Genoſſenſchaft.

Robin zieht ſeinen Mantel ab,
Ihn breitend auf den Grund,

Leert, was im Sack des Biſchofs ſtak,
Und zählt fünfhundert Pfund.

„Nun laßt ihn ziehn!“ rief Robin Hood,
„Nicht doch!“ verſetzt Klein John,
„Er ſing' zuvor die Meſſ' — ich's ſchwor!
Eh' er uns zieht davon.“

Den Biſchof nahm Robin und band
Ihn an des Baumes Schaft,
Der ſang, Gott weiß! die Meſſ' mit Fleiß
Ihm und der Schützenſchaft.

Dann führt die Schar ihn aus dem Wald,
Setzt auf den Schecken ihn,
Den Roßſchweif ſpannt als Zaum die Hand:
„Bet' eifrig für Robin!“

Robin Hood und der Gerber.

In Nottingham ein Gerber war,
Genannt Artur von Bland;
So weit ſich zieht das Landgebiet,
Kein Junker hielt ihm ſtand.

Mit ſeiner Stange lang und ſpitz
Schafft er ſich freie Bahn,
Treibt zwei und mehr wohl vor ſich her,
Denn ungern hält er an.

Und als er kam zur Sommersfrüh
In Sherwoods luſt'gen Wald
Und dort und da nach Rotwild ſah,
Traf er Robin alsbald.

Sowie er Robin Hood erblickt,
Sann einem Schwank er nach,
Mit einem Wink gebot er flink
Ihm ſtill zu ſtehn und ſprach:

„Wer biſt du, kühner Burſche, ſprich,
Der hier ſo kecklich ſtreicht?
Wohl ſcheinſt du mir ein Dieb, der hier
Des Königs Wild beſchleicht.

Als Hüter bin ich dieſes Forſts
Vom König ſelbſt beſtallt,
Dem Rotwild nah, das dort und da,
Drum dir gebiet' ich Halt!"

„Wenn du ein Hüter dieſes Forſts
Und haſt ſo viel Gewalt,
Rufſt du wohl mehr Genoſſen her,
Eh' du mich bringſt zum Halt!"

„Ich ruf' nicht mehr Genoſſen her,
Da mir kein andrer not;
Ich weiß, mein Stock vom Eichenpflock
Vollſtreckt wohl mein Gebot.

Dein Bogenholz, dein Schwert und Bolz
Iſt mir nicht Strohhalms wert;
Wenn ich nur klopf' auf deinen Kopf,
Dann ſchießeſt du verkehrt."

„Sprich feiner, Burſche!" rief Robin,
„Wähl andre Worte dir!
Sonſt ich dich weiſ' ins rechte Gleiſ'
Und lehre dich Manier."

„Hol dich der Henker!" ſprach Artur,
„Biſt du ſolch großes Tier?
Dein Trutzgeſicht, mich kümmert's nicht,
Erſt lehr' dich ſelbſt Manier."

Da löſt Robin ſein Wehrgehenk
Und legt den Bogen hin,
Wählt einen Stock vom Eichenpflock,
Der ſtark genug ihm ſchien.

„Ich nehme dein Gewaffen, Freund,
Da meins dir nicht gefiel,

Sieh hier den Stock vom Eichenpflock,
Am Maße fehlt nicht viel.

Doch laß uns meſſen ganz genau,
Bevor der Kampf hebt an;
Denn wenn ich hab' den längern Stab,
Kein ehrlich Spiel iſt's dann."

„Die Länge tut nichts!" ſprach Artur,
„Mein Stock iſt Eichenſtoff,
Mißt Schuh neunthalb und fällt ein Kalb,
Fällt dich auch, wie ich hoff'."

Jetzt hielt Robin ſich länger nicht,
Sein Hieb, der fiel ſo ſchwer,
Da ſprang gar ſchnell ein blut'ger Quell;
Zehn Uhr war's ungefähr.

Doch raſch ermannt traf Artur ihn
Aufs Haupt mit ſolchem Stoß,
Daß beiderſeit vom Haupte breit
Das Blut ihm rieſelnd floß.

Robin tobt', als ſein Blut er ſah,
Dem wilden Eber gleich;
Artur in Haſt hieb ohne Raſt,
Als fällte Holz ſein Streich.

Und um und um geht's, rundherum,
Zwei Keiler auf der Jagd,
Sie dringen ein auf Arm und Bein,
Sich hackend unverzagt.

Sie teilen wacker Hieb für Hieb,
Zwei Stunden lang und mehr;
Von jedem Schlag rings klang der Hag,
So eifrig ging es her.

„Halt ein, halt ein!" rief Robin Hood,
„Und laß die Fehde heut'!
Denn dreſchen wir gleich die Knochen uns weich,
Doch trägt's uns keinen Deut;

Und künftig ſei die Bahn dir frei
Im ſchönen Waldrevier."
„Schön Dank für nichts! Mein Stock erſicht's,
Ihm dank' ich's und nicht dir."

„Was iſt dein Handwerk?" frug Robin,
„Freund, ſag mir's ohne Scheu,
Sag noch dazu: wo wohneſt du?
Gern wüßt' ich beides treu."

„Ich bin ein Gerber, der ſich plagt'
In Nottingham manch Jahr;
Treff' ich dich dort, ich gerb', aufs Wort,
Umſonſt die Haut dir gar."

„Schön Dank, ſchön Dank!" rief Robin Hood,
„Du meinſt es gut mit mir,
Du gerbſt, Geſell, umſonſt mein Fell,
Mit gleichem dien' ich dir.

Doch willſt du, müd' der Gerberei,
Mit mir zur Waldeshut,
Beim Kreuzes Holz, dein Sold wird ſtolz,
Mein Nam' iſt Robin Hood."

„Biſt Robin Hood," ſprach Artur drauf,
„So wie mir's wirklich ſcheint,
Nimm hier die Hand Arturs von Bland,
Wir bleiben jetzt vereint.

Doch ſag mir an, wo Klein Johann?
Nach ihm verlangt mich ſehr,
Da wir durchs Band des Bluts verwandt
Von Mutterſeiten her."

Da ſtieß Robin ins Jägerhorn,
Er blies, daß laut es klang,
Da rannte ſchon der kleine John
Herab den grünen Hang.

„Was gibt's? Was gibt's?" ſo rief Klein John,
„O Meiſter, kund mir's tut!

Ihr ſteht gebannt, den Stab in der Hand,
Ich fürcht', es geht nicht gut."

„Ich halte ſtand, weil mich gebannt
Der Gerber hier zur Stell',
Ein Meiſter der Kraft und Gerberſchaft,
Er gerbte ſchön mein Fell."

„Das macht ihm Ehre," ſprach Klein John,
„Wenn ſolche Tat ſein Brauch;
Doch ſei er ein Held, ich halt' ihm das Feld,
Und gerbt mein Fell er auch."

„Halt ein, halt ein!" rief Robin Hood,
„Er iſt, wie ich's verſtand,
Ein Freiſaß gut aus deinem Blut
Und heißt Artur von Bland."

Da warf Klein John den Stecken hin,
Soweit er fliegen mocht',
Und kam gerannt zu Artur von Bland
Und ſeinen Hals umflocht.

Sie ſind nicht ſcheu und ſagen's treu,
Wie's jauchzt in ihrer Bruſt,
Sie ſehn ſich dann mit Freuden an
Und weinen gar vor Luſt.

Robin, die beiden an der Hand,
Umtanzt die Eiche rund:
„Wir ſind drei Leut', drei luſt'ge Leut',
Drei luſt'ge Leut im Bund!

Solang' wir leben, laßt uns drei
Nur eins und einig ſein!
Der Wald erkling', alt Weiblein ſing'
Noch lange von uns drein!"

Robin Hood und der Kloſterbruder.

Im Sommer war's, das Laub war grün,
Die Blumen friſch in Pracht,
Auf Spiel und Kurzweil war Robin
Mit ſeiner Schar bedacht.

Der eine ſpringt, der andre läuft,
Geſchoß der dritte probt;
Wer ſchnellt den Pfeil mir, daß ſein Schuß
Den guten Schützen lobt?

Wer legt mir einen Dambock hin,
Wer legt mir hin ein Tier,
Wer legt den fetten Hirſch mir hin,
Fünfhundert Fuß von hier?

Will Skadlock legt den Rehbock hin,
Und Midge legt hin das Tier,
Klein John legt hin den fetten Hirſch,
Fünfhundert Fuß von hier.

„Gott ſegne dich," ſprach Robin Hood,
„Für dieſen Schuß zum Kern!
Zu finden deinesgleichen ritt'
Ich hundert Meilen gern!"

Da lacht Will Skadlock herzlich auf,
Er lacht, daß er ſich biegt:
„In Fountains Stift, da lebt ein Mönch,
Der euch allzwei beſiegt.

In Fountains-Abbey jener Mönch
Den ſtärkſten Bogen ſtrammt,
Und dich und deine ganze Schar,
Er ſchlägt euch allgeſamt!"

Da ſchwur Robin den Eid, er ſchwur's
Bei unſrer lieben Frau:
„Ich eſſe nicht, ich trinke nicht,
Bis ich den Mönch erſchau'!"

Robin nahm seinen Harnisch blank,
Aufs Haupt den Eisenhut,
Nahm Schild und Breitschwert an die Seit',
Die Rüstung stand ihm gut.

Er nahm den Bogen in die Hand
Aus zähem Holz wie Stahl,
Ein Bündel Pfeile ins Gehäng'
Und zog gen Fountains Tal.

Und als er kam ins Klostertal,
Hemmt' er des Rosses Gang,
Den Klosterbruder sah er dort,
Der schritt den Strom entlang.

Der Mönch trug einen Harnisch blank,
Am Haupt den Eisenhut
Und Schild und Breitschwert an der Seit',
Die Rüstung stand ihm gut.

Vom Sattel sprang Robin und band
An einen Strauch sein Pferd:
„Auf, Frater, trag mich durch den Strom,
Wenn dir dein Leben wert!"

Der Mönch lud auf den Rücken ihn,
Das Wasser war nicht seicht,
Er sprach kein Wort, nicht gut, nicht bös,
Bis er den Strand erreicht.

Flink sprang Robin vom Mönch herab,
Der Frater doch spricht nun:
„Trag du mich durch den Strom, Gesell,
Sonst möcht' es leid dir tun."

Robin lädt auf den Rücken ihn,
Das Wasser ist nicht seicht,
Er spricht kein Wort, nicht gut, nicht bös,
Bis er den Strand erreicht.

Flink sprang der Mönch von Robin ab,
Doch sprach Robin aufs neu':

„Jetzt, Frater, trage mich zurück,
Sonſt brächte dir es Reu'."

Der Mönch nimmt auf den Rücken ihn,
Steigt knietief in die Flut,
Er ſpricht bis mitten in dem Strom
Kein Wort, nicht bös, nicht gut.

Doch als er mitten ſtand im Strom,
Da warf er ihn hinein:
„Verſink nun oder ſchwimm heraus,
Geſell, die Wahl iſt dein!"

Robin ſchwamm hin zum Ginſterbuſch,
Der Mönch zum Weidenbaum;
Robin nahm ſein Geſchoß zur Hand,
Als er am Ufer kaum.

Und ſeines Köchers beſten Pfeil
Sandt' er dem Bruder zu;
Der Mönch mit ſeinem Eiſenſchild,
Der fängt ihn auf mit Ruh'.

„Schieß zu, Geſelle, ſchieße zu,
Und ſchieße noch ſo viel;
Schieß einen ganzen Sommertag,
Gern dien' ich dir als Ziel!"

Robin der ſchoß mit Meiſterſchaft,
Sein letzter Pfeil flog aus,
Da griffen ſie zu Schwert und Schild,
Da gab's mannhaften Strauß.

Der währt vom zehnten Glockenſchlag
Bis vier Uhr nachmittag,
Bis, Gnade flehend, Robin Hood
Auf ſeinen Knien lag.

„Eins bitt' ich, Mönch, und laß' gewährt
Mir dieſe Bitte ſein,
Laß führen mich mein Horn zum Mund
Und dreimal blaſen drein."

„Das mag geſchehn!“ der Frater ſprach,
„Du bläſeſt mir kein Leid;
O blaſe, bis dir aus dem Kopf
Die Augen ſpringen beid'!“

Robin ſetzt an den Mund ſein Horn
Und bläſt der Stöße drei:
Ein halbes Hundert Schützen flog
Zum Schuß bereit herbei.

„Wes ſind die Leute,“ frug der Mönch,
„Die kommen wie im Flug?“
„Mein ſind die Leute,“ ſprach Robin,
„Mönch, haſt du nun genug?“

„Eins bitt' ich,“ ſprach der Mönch, „und laß'
Gewährt es gleichfalls ſein,
Laß führen mich die Fauſt zum Mund
Und dreimal pfeifen drein!“

„Das mag geſchehn!“ ſprach Robin Hood,
„Sonſt brächte mir's kein Lob!
Drei Pfiff' in eines Mönchleins Fauſt,
Nur lachen kann ich drob.“

Der Mönch ſetzt an den Mund die Fauſt
Und pfeift der Pfiffe drei;
Da fliegt ein halbes Hundert wohl
Von Doggen flink herbei.

„Da iſt ein Hund für jeden Mann,
Dir will ich ſelber ſtehn!“
„Bei meinem Eid!“ rief Robin Hood,
„Das kann und ſoll nicht gehn.“

Zwei Hunde ſpringen Robin an
Rückwärts und vorn im Bund,
Sein linkolngrüner Mantel fliegt,
Vom Leib gezerrt, zum Grund.

Der Schützen Pfeil gen Oſt und Weſt,
Gen Nord und Süden fährt,

Die Doggen ſahn die Pfeil' im Mund,
So hat man ſie's gelehrt.

„Schaff fort die Hunde!“ rief Klein John,
„Tu, Mönch, wie ich geſagt!“
„Wes Dienſtmann biſt du,“ frug der Mönch,
„Der hier ſolch Reden wagt?“

„Ich bin Klein John, bin Robins Mann,
Mönch, glaub' es auf mein Wort:
Tuſt du's nicht ſchnell, ſo ſchaff' ich ſelbſt
Dich ſamt den Kötern fort.“

Den Bogen nimmt Klein John zur Hand,
Er ſchießt mit Meiſterſchaft,
Da lagen auf dem Grund alsbald
Zehn Doggen hingerafft.

„Halt ein, Geſelle!“ bat der Mönch,
„Und noch in dieſer Stund'
Mit deinem Meiſter ſchlag' ich ein
Den Friedensſchluß und Bund!“

Da ſprach Robin: „Laß Fountains Tal,
Laß die Abtei zurück!
Alljeden Sonntag ſei dein Lohn
Ein blankes Nobelſtück:

Alljeden Feſttag neu Gewand,
Dir ſchmückend die Geſtalt;
Und wie im Kreuzgang ſtill und kühl,
Iſt's auch im grünen Wald.“

Der Mönch, der ſieben Jahr' und mehr
Im Kloſter hat gelebt,
Der lebt im Walde jetzt, will's Gott,
Bis man ihn einſt begräbt.

Robin Hoods goldner Lohn.

Einſt zog Robin die Straß' entlang,
Als Mönch gekleidet ganz,
Er trug Kapuz' und Mönchshabit,
Trug Kreuz und Roſenkranz.

Er ging zwei Meilen oder drei,
Da ward ſein Blick gewahr
In ſchwarzem Kleid zu Roſſe hoch
Ein ſtattlich Prieſterpaar.

„Benedicite!“ rief Robin Hood,
„Die milde Hand mir leiht,
Grüßt mit dem Gröſchlein mir die Hand
Zur Ehr' der heil'gen Maid.

Ich wandre ſchon den ganzen Tag,
Doch blieb ich bar und blank,
Bekam nicht einen Biſſen Brot,
Nicht einen Schluck zum Trank.“

Sie riefen: „Bei der heil'gen Maid,
Uns mangelt's ſelbſt an Geld;
Man hat heut morgen uns beraubt,
Aus uns kein Pfennig fällt!“

„Ich fürchte ſehr,“ ſprach Robin Hood,
„Daß ihr 'ne Lüge ſagt;
Und eh' ihr mögt von hinnen ziehn,
Sei ein Verſuch gewagt.“

Die Prieſter, als ſie dies gehört,
Schnell ritten ſie davon,
Doch Robin, auf den Sohlen flink,
Hat eingeholt ſie ſchon.

Er hielt in ihrer Flucht ſie auf
Und riß vom Pferd das Paar.
„Verſchon uns, Bruder,“ riefen ſie,
„Dein Mitleid uns bewahr!“

„Da ihr kein Geld habt," ſprach Robin,
„So laßt allhier im Feld
Aufs Knie uns fallen alle drei
Und flehn zu Gott um Geld!"

Die Prieſter widerſtrebten nicht
Und ſenkten ſich aufs Knie.
„O ſend' uns Geld in unſrer Not!
O ſend' es!" flehten ſie.

Die Prieſter blickten ſauer drein,
Die Hände ringend bang,
Bald weinten ſie, bald ſchrien ſie laut,
Robin doch luſtig ſang.

Als ſo das Jammern und Gebet
Ein Stündchen wohl gewährt,
Rief Robin: „Laßt uns ſehn, wieviel
Der Himmel uns beſchert?

Wir teilen jetzt zu gleichem Teil,
Was unſer ward an Geld,
Und unter uns ſoll keiner ſein,
Der den Genoſſen prellt."

Die Prieſter griffen in den Sack
Und ſagten, daß nichts drin.
„Der eine ſuch' den andern durch,
Der Reih' nach!" ſprach Robin.

Robin durchſuchte ſelbſt die zwei
Und machte goldnen Fund,
Fünfhundert Stücke zählt er bar
Wohl auf den Raſengrund.

„Ein holder Anblick," rief Robin,
„Solch Haufen Golds, o ſeht!
Ihr ſollt auch haben euren Teil
Für euer fromm Gebet."

Drauf gab er jedem fünfzig Pfund,
Den Reſt nahm er für ſich,

Die Prieſter wagten nicht ein Wort
Und ſeufzten wunderlich.

Dann ſprangen beide von den Knien,
Im Wahn, ſie könnten fort.
„Nicht doch!“ ſprach Robin, „eh' ihr zieht,
Vernehmt nur noch ein Wort:

Ihr ſollt auf dieſem heil'gen Gras
Mir ſchwören einen Eid,
Daß keine Lüg' ihr wieder ſagt,
Wo ihr auch immer ſeid.

Dann ſchwört ihr mir den zweiten Eid,
Daß bei lebend'gem Leib
Nie eine Jungfrau ihr verführt,
Nie liegt bei fremdem Weib.

Zuletzt beſchwört, ſtets milde Hand
Zu leihn dem armen Mann,
Sagt, daß euch's lehrt' ein heil'ger Mönch,
Nichts weiter wünſch' ich dann.“

Drauf half den Prieſtern er zu Pferd,
Sie ritten fort alsbald,
Er aber kehrte froh und ſtolz
Zum luſt'gen, grünen Wald.

Robin Hood rettet der Witwe drei Söhne.

Zwölf Monat' gibt's im ganzen Jahr,
So ſpricht man, daß es ſei,
Der luſtigſte jedoch im Jahr,
Das iſt der luſtige Mai.

Nach Nottingham ging Robin Hood,
Ging ſingend durch das Land,
Bis er ein ſchlichtes altes Weib
Am Weg in Tränen fand.

„Was Neus? Was Neus? du altes Weib,
Was bringſt für Neuigkeit?“
Sie ſprach: „Drei Junker in der Stadt
Hält man zum Tod bereit.“

„Ei, haben Dörfer ſie verbrannt?
Geſchlagen Prieſters Leib?
Ei, haben Jungfraun ſie geraubt?
Entehrt des andern Weib?“

„Nicht haben Dörfer ſie verbrannt,
Bedroht nicht Prieſters Leib;
Nicht haben Jungfraun ſie geraubt,
Entehrt kein fremdes Weib.“

„Ei nun, was taten ſie? ſag an!“
So drängt Robin und frägt;
„Ihr Bogen hat, dem Euren gleich,
Des Königs Wild erlegt.“

„Weib,“ ſprach er, „weißt noch, wie du einſt
Mir Speiſ' und Trank gereicht?
Fürwahr, du fändeſt für dein Wort
So gute Zeit nicht leicht.“

Und Robin ging nach Nottingham,
Ging ſingend durch das Land,
Bis einen armen Pilgersmann
Er auf der Straße fand.

„Was Neus? Was Neus? du alter Mann,
Was bringſt für Neuigkeit?“
Der ſprach: „Drei Junker in der Stadt
Hält man zum Tod bereit.“

„Komm, tauſche dein Gewand mit mir,
Komm, geh den Tauſch nur ein,
Nimm vierzig Schilling Silbers hier,
Vertrink's in Bier und Wein.“

Der Alte ſprach: „Dein Kleid iſt gut,
Meins will in Fetzen gehn;

Nie treibe mit dem Alter Spott,
Wo du magſt gehn und ſtehn."

„Komm, alter Kerl, und tauſch mit mir,
Komm, geh den Tauſch nur ein,
Hier haſt du zwanzig Goldſtück' blank,
Die Brüder bewirt mit Wein!"

Er ſetzt den Hut des Alten auf,
Der kaum am Scheitel ſaß:
„Beim erſten Kampf, den ich beſteh',
Wohl fliegſt du fort ins Gras!"

Er zog des Alten Mantel an,
Geflickt ſchwarz, rot und blau,
Er ſchämt ſich nicht, den Brotſack heut
Zu tragen frei zur Schau.

Er zog des Alten Hoſen an,
Mit Flicken allerſeit:
„Bei meiner Treu, den guten Mann
Plagt nicht die Eitelkeit!"

Er zog des Alten Strümpfe an,
Von Löchern ganz zerfetzt:
„Bei meiner Treu, wär' ich geſtimmt
Zum Lachen, lacht' ich jetzt!"

Er zog des Alten Schuhe an,
Mit Lappen überſtreut,
Da ſchwor er einen heil'gen Schwur:
„Ja, Kleider machen Leut'!"

Und Robin kam nach Nottingham,
Ging ſingend ſeinen Gang,
Den ſtolzen Sheriff traf er da,
Der ſchritt die Stadt entlang.

Und Robin rief: „Chriſt blick' auf Euch!
Chriſt ſteh' Euch, Sheriff, bei!
Was gebt Ihr einem alten Mann,
Der heut' Euch Henker ſei?"

„Ein neu Gewand,“ der Sheriff ſprach,
„Ein neu Gewand kriegſt du;
Ein neu Gewand iſt Henkers Lohn
Und dreizehn Pence dazu.“

Da dreht ſich Robin um und um,
Springt über Stock und Stein,
Der Sheriff ſchwur: „Ei, alter Knab',
Das heißt geſprungen ſein!“

„Mein Lebtag war kein Henker ich,
Noch werb' ich um ſolch Amt;
Der ſich zuerſt zum Henker lieh,
Der ſei von Gott verdammt!

Hab' einen Sack für Mehl und Malz,
Hab' einen für Gerſt' und Korn,
Hab' einen Sack für Brot und Fleiſch
Und einen für mein klein Horn.

Ich hab' in meinem Sack ein Horn,
Bekam's von Robin Hood,
Und ſetz' ich das an meinen Mund,
Für dich wohl bläſt's nicht gut.“

„Ei, ſtoß ins Horn, du eitler Wicht,
Mir macht es wenig Graus;
O blieſeſt du, bis dir vom Kopf
Die Augen ſprängen aus!“

Er ſtieß ins Horn zum erſtenmal,
Daß weit und grell es klang;
Da kamen hundertfünfzig Mann
Geſprengt vom Bergeshang.

Er ſtieß ins Horn zum andernmal,
Das klang ſo ſtark und hell,
Da glänzten auf dem Felde hin
Wohl ſechzig Mann zur Stell'.

„O, wer ſind die,“ der Sheriff frug,
„Die rennen übers Feld?“

„Ei, meine Leute," sprach Robin,
„Dir zum Beſuch geſellt."

Vom Galgen löſen ſie das Seil,
Die Junker ſind nun frei,
Und hängt dafür der Sheriff nicht,
So iſt viel Glück dabei.

Robin Hood und der goldene Pfeil.

In Nottingham des Sheriffs Herz
Der Ärger faſt zerrieb,
Er ſpricht nicht gut von Robin Hood,
Dem kühnen, trotz'gen Dieb.

Sein Leid zu klagen, hat er ſich
Nach London aufgemacht;
Der König dort zog jedes Wort
Gar ernſtlich in Bedacht.

„Ei," ſprach Richard, „was kann ich tun?
Biſt nicht mein Sheriff du?
Geſetz in Kraft ſchützt dich und ſchafft
Dir vor Beleid'gern Ruh'.

Drum geh nach Haus, und mit dir ſelbſt
Berat ein' ſchlaues Spiel,
Das bring' zu Fall die Meutrer all',
So hilf dir ſelbſt ans Ziel."

Der Sheriff ſchied, auf ſeinem Weg
Des Königswort's gedenk,
Wie er die Sach' fein allgemach
Zu gutem Ende lenk'.

In ſeinem Sinn ſo vor ſich hin,
Dacht' er ein Kampfſpiel aus,
Da fänden ſich ein die Vogelfrein
Als Schützen wohl zum Strauß.

Und einen Pfeil, des Spitze Gold,
Des Schaft von Silber weiß,

Den trägt zum Lohn der Sieger davon,
Als Schützenrecht und Preis.

Die Nachricht kam zu Robin Hood
Im grünen Waldrevier:
„Auf! rüstet heut euch, meine Leut',
Zum Festspiel wollen wir!"

Da trat ein wackres Bürschlein vor,
David von Donkaster:
„Rührt euch sobald nicht aus dem Wald,
O tut, wie ich begehr'!

In Wahrheit, ich erfuhr's genau,
Das Spiel ist eitel Lug,
Der Sheriff, wißt, ersann die List
Uns Schützen nur zum Trug."

„Das schmeckt nach Feigheit!" rief Robin,
„Mir sprichst du nicht zu Gunst;
Ich prüf' aufs Glück heut mein Geschick
In edler Schützenkunst."

Drauf sprach der tapfre, kleine John:
„Laßt uns den Gang bestehn!
Doch kommt und hört, wie ungestört
Und unerkannt wir gehn.

Die Mäntel all' von Linkolngrün,
Die bleiben hier versteckt;
Wählt mit Bedacht verschiedne Tracht,
So gehn wir unentdeckt.

Der eine weiß, der andre blau,
Der gelb und jener rot,
So ganz entstellt zum Schützenfeld
Gehn wir, und was auch droht."

Sie ziehn, das Herz voll Mut und Stolz,
Zum grünen Wald hinaus,
All' hocherfreut, des Sheriffs Leut'
Hart zu bestehn im Strauß.

Sie mengten ſich zum andern Volk,
Daß jeder Argwohn ruht,
Denn ſtünden ſie zuſammen hie,
Es wäre Übermut.

Der Sheriff ſieht ſich um im Kreis
Wohl von achthundert Mann,
Doch kamen nicht ihm zu Geſicht,
Die längſt er wünſcht' heran.

Man ſprach: „Selbſt Robin, wär' er hier
Samt ſeiner Kumpanie,
Beſiegte heut nicht dieſe Leut',
So prächtig ſchießen ſie!"

„Ich dacht', er käm'," der Sheriff ruft's
Und kratzt ſich hinterm Ohr,
„Doch da er fehlt, ſcheint's, daß der Held
Dazu den Mut verlor."

Das Wort ſchnitt tief in Robins Herz
Und trieb empor ſein Blut:
„Nicht lange währt's, und er erfährt's,
Daß hier war Robin Hood!"

„Blaujacke!" ruft man hier, dort: „braun!"
„Brav Gelb!" ein dritter ſpricht,
Ein vierter dann: „In Rot der Mann
Hat hier desgleichen nicht!"

Und dieſer war Kühn Robin ſelbſt,
Er trug ein rot Gewand,
Mit jedem Schuß gewann zum Schluß
Solch feſt' und ſichre Hand.

Den Pfeil, des Spitze ganz aus Gold,
Des Schaft von Silber weiß,
Den trug zum Lohn Robin davon
Als Schützenrecht und Preis.

Und jeden Argwohn zu zerſtreun,
Die Schar den Heimweg nahm,

In kleiner Zahl, drei, vier zumal,
So ging ſie, wie ſie kam.

Als ſie beiſammen ſaßen all'
Im grünen Waldesdicht,
Gedacht' ihr Wort der Kurzweil dort
Mit fröhlichem Bericht.

„Eins kümmert mich," ſprach Robin Hood,
„Wie ich's dem Sheriff kann
Verkünden klar, daß ich es war,
Der ſeinen Pfeil gewann?"

Da ſprach Klein John: „Mein guter Rat
Hat Euch zuvor erfreut,
So mein' ich drum, — nehmt Ihr's nicht krumm —
Ich rat' Euch nochmals heut!"

„O ſprich!" rief Robin, „ſprich, dein Witz
Iſt flink und echt zugleich,
Kein Mann, ich weiß, iſt hier im Kreis
An Mutterwitz ſo reich."

„Mein Rat iſt dieſer," ſprach Klein John,
„Man ſchreibt ein Brieflein fein,
Und ſchickt das Blatt in ſeine Stadt
Dem Sheriff dann hinein."

„Der Rat iſt gut," ſprach Robin Hood,
„Doch wie wird's hingeſandt?"
„Bah, Meiſter, das iſt Kinderſpaß,
Laßt Ihr mir freie Hand.

Ich ſteck' an meinen Pfeil den Brief
Und ſchieß' ihn in die Stadt;
Wenn's niederfiel, bringt ſchon ans Ziel
Die Aufſchrift Euer Blatt."

So flog's hinein nach Nottingham,
Der Sheriff hob's empor,
Ward rot und blaß, als er's durchlas,
Und kratzt ſich hinterm Ohr.

Robin Hood und Allin vom Tal.

Im Waldesraum ſtand Robin Hood
Wohl unterm grünen Baum,
Da ſah er einen jungen Mann,
Den ſchönern traf man kaum.

Der trug ein Kleid von Scharlach rot,
Von Scharlach hell und fein,
Er ſprang gar froh den Pfad entlang
Und ſang ein Rundlied drein.

Am nächſten Morgen ſtand Robin
Im luſt'gen Laubgeheg',
Er ſah denſelben jungen Mann
Gar traurig ziehn den Weg.

Er trägt nicht mehr das Scharlachkleid,
In dem er geſtern ſchritt,
Er jammert kläglich ach und weh
Und ſeufzt bei jedem Tritt.

Klein John, der Wackre, trat heran
Und Midge, des Müllers Sohn;
Als die der Jüngling kommen ſah,
Spannt' er den Bogen ſchon.

„Steht ſtille!" rief der junge Mann,
„Und ſagt, was mein ihr wollt?"
„Daß Ihr dort unterm grünen Baum
Zu unſerm Meiſter ſollt!"

Und als er trat vor Robin Hood,
Frug der mit guter Art:
„Haſt du für mich und meine Leut'
Wohl etwas Geld geſpart?"

Der Junker ſprach: „Fünf Schilling nur
Und dieſer Ring iſt mein,
Den wahrt' ich ſieben lange Jahr',
Zum Brautring ihn zu weihn.

Die Hochzeit ſollte geſtern ſein,
Da nahm man mir die Maid,
'nen alten Ritter zu erfreun;
Drum iſt mein Herz voll Leid."

„Wie iſt dein Name?" frug Robin,
„Sprich ohne Rückhalt frei!"
Er ſprach: „Ich heiß' Allin vom Tal,
So Gott mir gnädig ſei."

„Was gibſt du mir," frug Robin Hood,
„Sei's Gold, ſei's Goldeswert,
Wenn ich dir helf', daß dein Treulieb
In deine Arme kehrt?"

Drauf ſprach der Junker: „Weder Gold,
Noch Goldeswert iſt mein;
Doch ſchwör' ich dir's aufs heil'ge Buch,
Dein Dienſtmann treu zu ſein."

„Wie weit zu deinem Treulieb iſt's?
Sprich ohne Rückhalt frei!"
Er ſprach: „Fünf kleine Meilen nur,
So Gott mir gnädig ſei."

Da haſtet Robin durchs Gefild,
Ihn läßt's nicht ſtille ſtehn,
Bis er in jene Kirche kommt,
Die für das Feſt erſehn.

Der Biſchof frug: „Was treibt dich her?
Das wolle mir vertraun."
„Ich bin ein Harfner," ſprach Robin,
„Der beſte in Nordens Gaun."

„Willkommen hoch!" der Biſchof rief's,
„Sehr lieb' ich Harfenlaut!"
„Ich ſpiele nur," verſetzt Robin,
„Vor Bräutigam und Braut."

Da trat ein reicher Ritter ein,
Gar alt und ernſt zumal,

Und dann ein Fräulein wunderlieb,
Das glänzt wie Goldesſtrahl.

„Kein rechter Bund iſt's," ſprach Robin,
„Den ihr da knüpfen wollt!
Da wir 'mal hier, erwähl' die Braut
Doch ſelbſt den Liebſten hold!"

Sein Horn zum Munde führt Robin,
Zwei-, dreimal bläſt er drauf,
Und vierundzwanzig Schützen kühn
Sind da im ſchnellſten Lauf.

Sie ſchreiten übern Kirchhofgrund,
In eine Reih' geſellt,
Der erſte vorn Allin vom Tal,
Der Robins Bogen hält.

„Allin, dies iſt dein treues Lieb,
So hört' ich," ſprach Robin,
„Ihr ſollt vermählt ſein noch zur Stund',
Eh' wir von dannen ziehn."

Der Biſchof rief: „Das geht nicht an!
Dein Wort hat nicht Beſtand;
Dreimal ein kirchlich Aufgebot
Will das Geſetz im Land."

Des Biſchofs Mantel nahm Robin,
Den zog Klein John jetzt an,
„Bei meiner Treu!" rief Robin Hood,
„Dies Kleid macht dich zum Mann!"

Und als Klein John zum Chore ſchritt,
Da lachten all' im Raum;
Drauf bot er ſiebenmal ſie auf,
Dreimal genügt's ihm kaum.

John frug: „Wer führt die Braut mir zu?"
„Ich tu's!" ſprach Robin drauf,
„Und wer ſie je von Allin reißt,
Der büßt's mit teurem Kauf!"

Die Braut glich einer Königin!
Nun iſt die Hochzeit aus;
So kehrten all' zum luſt'gen Wald,
Ins grüne Laub nach Haus.

Robin Hood und der Biſchof von Hereford.

Im luſt'gen Barnsdal' iſt's geſchehn,
Im grünen Waldgeheg',
Der Biſchof von Hereford ſollte ziehn
Mit ſeiner Schar den Weg.

„Kommt, ſchießt ein Wildbret," ſprach Robin,
„Schießt mir ein fettes Tier,
Der Biſchof von Hereford iſt mein Gaſt,
Zahlt heut' die Zeche mir.

Kommt, ſchießen wir ein fettes Wild
Und braten's hart am Weg
Und wachen, daß der Biſchof nicht
Hinreit' auf andrem Steg."

Robin zog ſich als Schäfer an,
Sechs Schützen ebenſo;
Die ſprangen, als der Biſchof naht',
Im Kreis ums Feuer froh.

Der Biſchof frug: „Was iſt hier los?
Wem gilt die Luſtbarkeit?
Was tötet ihr des Königs Wild,
Da ihr ſo wenige ſeid?"

„Herr," ſprach Robin, „wir hüten Schaf'
Jahrüber im Gefild;
Doch heut' mal woll'n wir luſtig ſein,
Und ſchießen Königswild."

„Seid wackre Leut'!" der Biſchof rief,
„Dem König werd' es kund;
Drum hurtig auf! Ihr ſollt mit mir
Zum König hin zur Stund'."

„O Gnade, Gnade!“ rief Robin,
„Seid gnädig und verzeiht!
So viele Leut' dem Tod zu weihn,
Steht ſchlecht zu Eurem Kleid.“

„O nichts von Gnad' und von Verzeihn!“
So rief des Biſchofs Mund,
„Nur hurtig auf! Ihr müßt mit mir
Zum König fort zur Stund'.“

Robin lehnt ſich an einen Baum,
Den Fuß an einen Dorn
Und zieht aus ſeinem Schäferkleid
Hervor ſein Jägerhorn.

Er ſetzt die Spitze an den Mund
Und bläſt gar laut darein,
Da ſprangen ſiebzig ſeiner Leut'
Heran in vollen Reihn.

Sie neigten all' vor Robin ſich,
Ein Anblick war's voll Pracht;
„Was gibt's denn, Meiſter,“ frug Klein John,
„Daß Ihr ſo bliest mit Macht?“

„Der Biſchof hier von Hereford ſteht,
Der keine Gnad' uns gab!“
„Schlagt ihm den Kopf ab!“ rief Klein John,
„Und werft ihn in ſein Grab!“

„O Gnade, Gnad'!“ der Biſchof rief,
„Seid gnädig und verzeiht!
Hätt' ich gewußt, daß ihr allhie,
Wohl zög' ich anderweit.“

„O nichts von Gnad' und von Verzeihn!“
Verſetzte Robins Mund,
„Nur hurtig auf! Ihr ſollt mit mir
Nach Barnesdal' zur Stund'.“

Er führt den Biſchof an der Hand
Zum luſt'gen Wald hinein,

Setzt ihn zu sich ans Abendmahl
Und schenkt ihm Bier und Wein.

„Die Rechnung!“ rief der Bischof bang,
„Mich sorgt, sie schwillt zu dick!“
„Leiht Eure Börse mir,“ sprach John,
„Ihr hört's im Augenblick.“

Des Bischofs Mantel nahm Klein John,
Er breitet ihn zum Grund,
Und aus des Bischofs Mantelsack
Zählt er dreihundert Pfund.

„Hier ist des Gelds genug!“ rief John,
„Ein Anblick wunderhold!
Das söhnt mich mit dem Bischof aus,
Obschon er mir noch grollt.“

Drauf Robin: „Spiellent', aufgespielt!“
Des Bischofs Hand er nahm,
Der mußt' in Stiefeln tanzen rund,
Froh, daß er so entkam.

Klein John und die vier Bettler.

Zur Schar im Walde sprach Robin:
„Es geht uns knapp und schmal,
Ein Mann sei ersehn, aufs Betteln zu gehn,
Klein John, dich trifft die Wahl.“

Sprach John: „Und muß ich betteln gehn,
Gebt mir zur Bettelfahrt
Den Knotenstock, den Lumpenrock
Und Säcke jeder Art.

Gebt einen Sack mir für den Quark
Und einen für das Brot
Und einen fürs Geld; wenn das drein fällt
Dann leid' ich keine Not.“

Da zog Klein John aufs Betteln aus
Und fleht um Gotteslohn,
Soviel er fand der Bettler im Land,
Ihr Schmuck doch blieb Klein John.

Einſt als er einſam ſchritt des Wegs,
Vier Bettler nahm er wahr,
Der blind, der ſtumm, der lahm, der krumm,
Er denkt: 'ne ſchmucke Schar!

„Gut'n Morgen, Brüder," ſprach Klein John,
„Euch fand mein guter Stern;
Wohin die Bahn? O ſagt mir's an,
Geſellſchaft träf' ich gern.

Doch ſagt, was gibt's, daß Läuten rings
Von allen Glocken ſchallt?
Wird einer gehängt? Wo Volk ſich drängt,
Erfrägt man ſo was bald."

„Gehängt wird keiner," ſprach der erſt',
„Und laß dir's ſagen, Gauch,
Doch einer, der tot, gibt Käſ' uns und Brot,
Manch Pennyſtück wohl auch."

„Wir zählen Brüder rings im Land,"
Der zweite Bettler ſpricht,
„Doch keinen dir gleich im weiten Reich,
„Du krüppelhafter Wicht!

Drum pack dich fort, du Krüppelwicht,
Und für dein Haupt nimm das!"
„Ich geh' nicht von hier, bis jeder mit mir
In einem Gang ſich maß.

Kommt all' herbei, kommt nach der Reih',
Wenn ihr ſo ſchlagbereit,
Kämpft alle vier, weicht nicht von hier,
Ob Freund, ob Feind ihr ſeid!"

John ſchlägt den Stummen, daß er brüllt,
Macht ſehend den, der blind;

Der ſieben Jahr ein Lahmer war,
Flieht ſchneller als der Wind.

All' an die Wand wirft ſeine Hand
Mit mächt'gem Stoß und Drang,
Klein John, der ſingt, weil die Steinwand klingt
Laut von des Goldes Klang.

Aus ihren Mänteln zog er vor
Dreihundert Pfund in Gold:
„Mein guter Stern war mir nicht fern,
Gönnt mir den Anblick hold."

Was fand in ihren Säcken er?
Dreihundert Pfund und mehr;
„Wenn ich Waſſer trink', ſolang' dies blinkt,
Sei einſt mein Sterben ſchwer!

Nun ſei vorbei die Bettelei,
Da mir gelacht das Glück!
Was ſäum' ich hier? Fort ins Revier
Des luſtigen Walds zurück!"

Und als er trat in Sherwoods Wald,
Da ward er ſchnell gewahr
Kühn Robin Hood, den Meiſter gut,
Und ſeine ganze Schar.

„Was Neus? Was Neus!" frug Robin Hood,
„Klein John, nun gib mir kund,
Welch Glück dir ward auf der Bettelfahrt?
Mir wäſſert ſchon der Mund."

„Nur gutes Neus!" rief John. „Es ſtand
Das Bettelglück mir bei;
Sieh hier den Sold in Silber und Gold,
Sechshundert Pfund und drei!"

Und Robin Hood am Arm Klein Johns
Tanzt um den Eichbaum her:
„Wer Waſſer trinkt, ſolang' dies blinkt,
Dem ſei das Sterben ſchwer!"

König Richard und Robin Hood.

Der König Richard hat gehört
Manch Stücklein von Robin,
Drob staunt' er sehr und wünscht' noch mehr
Zu sehn sein Volk und ihn.

Mit einem Dutzend seiner Lords
Ritt er nach Nottingham,
Wo er befahl ein gutes Mahl,
Wo er die Herberg' nahm.

Als eine Zeit er da verweilt
Und doch sein Ziel nicht fand,
Er und die Lords einstimm'gen Worts
Anzogen Mönchsgewand.

Von Fountains-Abbey ritt der Zug
Gen Barnsdal' hin gewandt,
Wo kampfbereit die Schar gereiht
Von Robin Hood schon stand.

Der König überragt den Troß,
Daß Robin heimlich dacht',
Das sei der Abt, und schon sich labt
Am Fange, den er macht.

Er faßt des Königs Pferd am Zaum:
„Halt, Abt," so rief er, „halt!
Ich wend' mich gern an solche Herrn,
Die Pracht und Prunk umwallt."

„Wir sind des Königs Botenschar,"
Der König selbst versetzt,
„Nicht ferne steht die Majestät,
Mit dir zu sprechen jetzt."

„Gott schütz' den König," rief Robin,
„Und all', die zu ihm stehn;
Wer seinen Thron wagt zu bedrohn,
Der soll zur Hölle gehn!"

„Dich ſelbſt verdammſt du," rief der Fürſt,
„Du übſt Verräters Art!"
„O nein, bei Gott! Ob Königsbot',
Das lügſt du in den Bart!

Nie tat ich Leides einem Mann,
Der treu und ehrlich lebt;
Mich reizt nur der, des ſchnöd' Begehr
Nach fremdem Gute ſtrebt.

Ich tat kein Leid dem Ackersmann,
Der pflügt auf ſeinem Grund,
Noch dem, der hier das Waldrevier
Durchſtreift mit Falk und Hund.

Erzfeind bin ich der Geiſtlichkeit,
Die übermächtig heut!
Solch fauler Bauch und ſchelmiſcher Gauch,
Ein Fang iſt's, der mich freut!

Doch bin ich froh, daß ich Euch traf
Auf Eurer Botenfahrt;
Kommt, Freund, ich biet' Euch, eh' Ihr zieht,
Ein Mahl nach Waldesart."

Verwundert ſteht der König da
Und alle nach der Reih',
Und jeder fragt ſich halbverzagt,
Was für ein Mahl das ſei?

Da führt Robin zu ſeinem Zelt
Des Königs Pferd am Zaum:
„Dich ſchickt," ſprach er, „mein Fürſt und Herr,
Sonſt ehrt' ich ſo dich kaum.

Zulieb dem König Richard tu'
Ich mehr als dieſes heut;
Habt Ihr mehr Geld, als je ich zählt',
Ich nehm Euch keinen Deut."

Robin ſetzt an den Mund ſein Horn,
Bläſt laut und hell darein,

Und hundertzehn der Schützen gehn
Heran in vollen Reihn.

Als sie vorbei an Robin ziehn,
Beugt jeder Mann das Knie;
Der König dacht': Ei, welche Pracht!
Wohl Schönres sah ich nie!

Er dachte: O Robin, wie hast
Dein Volk du in Gewalt,
Mehr huldigt's dir, als meines mir,
So lern' der Hof vom Wald!

Zum Mahle setzten dann sich all'
Auf grünem Rasengrund,
Die ganze Zahl, rot, schwarz und fahl,
Ein Anblick seltsam bunt.

Geflügel gab's, Wildbret vollauf
Und aus dem Fluß den Fisch;
Der König schwur: „Auf See und Flur,
Nie hielt ich bessern Tisch!"

Robin ergriff die Kanne Ale:
„Nun den Beginn gemacht!
Und jedermann erheb' die Kann':
Dem König sei's gebracht!"

Der König selbst trank Königs Heil,
Das ging die Rund' entlang,
So daß dies Wohl zwei Tonnen voll
Des besten Biers verschlang.

Dann einen Becher Weines schwingt
Robin hoch in der Hand:
„Will trinken Wein im grünen Hain
Bis an des Grabes Rand!

Nun spannt mir eure Bogen all',
Beschwingt mit Gansesiel,
Zeigt eine Prob' der Kunst, als ob
Der König säh' das Spiel."

Sie ſchoſſen all' ſo meiſterlich
Wohl Stab und Schaft entzwei;
Der König fand, daß kaum ein Land
Mit ihresgleichen ſei!

„Brav, Robin!“ ſprach der König dann,
„Wenn ich dir bring' Verzeihn,
Willſt jederzeit du dienſtbereit
Und treu dem König ſein?“

„Ja,“ rief Robin, „von Herzen, ja!“
Und jeder ſchwang den Hut,
„Wir ſind allzeit ihm dienſtbereit
Und weihn ihm Gut und Blut!

Ein Prieſter war mein erſter Feind,
Drum haſſ' ich dieſen Stand;
Da Ihr Euch zeigt ſo wohlgeneigt,
Sei auch mein Groll verbannt!“

Der König hielt nicht länger ſich,
Von mildem Sinn erfüllt:
„Robin, dir ſei nun frank und frei
Die Wahrheit ganz enthüllt!

Ich bin der König, euer Herr,
Der eurem Blick ſich zeigt.“
Als Robin da die Wahrheit ſah,
Iſt ſchon ſein Knie geneigt.

Der König ſprach: „Steh wieder auf!
Dir ſei in Huld verziehn!
Mein Freund, ſteh auf! — Wer hemmt den Lauf
Der Gunſt, die ich verliehn?“

Laut jubelnd ging's nach Nottingham,
Daß dort das Volk wohl meint
Den König tot, die Stadt bedroht,
Im Anzug ſchon den Feind.

Der Pflüger ließ den Pflug im Feld.
Die Eſſe ließ der Schmied,

Manch Alter, der geht mit Beſchwer,
Am Krückſtab hinkend flieht.

Doch als der König Kunde gab
Dem Volke, was geſchehn,
Im Chore ſchallt ſein: „Gott erhalt'!“
„Heil, unſre Stadt bleibt ſtehn!“

Der Sheriff frug: „Iſt dies Robin,
Der Schelm, der mir verhaßt,
Der wunderlich mein Volk und mich
Geladen jüngſt zu Gaſt?“

„Ei,“ rief Robin, „ſo tut mir's gleich!
Beſtellt ein Nachtmahl friſch!
Der König ſag' von dieſem Tag:
Nie hielt ich beſſern Tiſch!“

Als tags darauf der ganze Zug
Aufbrach mit Mann und Roß,
Zog auch Robin nach London hin
Ins hohe Königsſchloß.

Robin Hood verläßt den Hof.

Als Robin fünfzehn Monde kaum
Am Königshofe war,
Verzehrt' er ſeiner Leute Sold
Und hundert Pfunde bar.

Am Jahresſchluß verblieben ihm
Zwei Leute ganz allein,
Das war Klein John und Skadlock gut,
Die wollten treu ihm ſein.

Bei frohem Bogenſchießen traf
Einſt junges Volk Robin;
„Weh mir, weh mir!“ ſo klagt' er ſchwer,
„Mein Reichtum iſt dahin!

Einſt war auch ich ein Schütze gut
Von feſter, ſicherer Hand;
Man pries den beſten Schützen mich
Im luſtigen Engelland.

Weh mir, weh mir!“ ſo klagt' er ſchwer,
„Weh mir und dreimal weh!
Bleib' ich beim König länger noch,
Vor Trübſal ich vergeh'!“

Da wandte Robin Hood ſich ab
Und ging zum König grad':
„O König Englands, hoher Herr,
Gewähr' mir eine Gnad'!

Ich baut' ein Kirchlein in Barnesdal',
Gar lieblich iſt's zu ſehn,
Marien Magdalenen geweiht,
Und dorthin möcht' ich gehn.

Die letzten ſieben Nächte drob
Kein Schlaf ins Aug' mir kam,
Die letzten ſieben Tage drob
Nicht Trank, nicht Speiſ' ich nahm.

Mich treibt's nach Barnesdal' mit Macht,
Es leidet mich nicht fern,
Barfüßig und im Büßerhemd
Dahin wohl eilt' ich gern.“

Der König ſprach: „Und iſt es ſo,
So mag nichts beſſer ſein,
Ich geb' dir Urlaub, doch nicht mehr
Als ſieben Nächt' allein.“

„O ſchönen Dank, Herr!“ rief Robin
Und fiel aufs Knie alsbald.
Dann Abſchied nahm er artiglich
Und ſchritt zum grünen Wald.

Und als er kam zum grünen Wald
In fröhlicher Morgenzeit,

Da hört' er luſtigen Vogelſang
Vielſtimmig weit und breit.

„Wohl lange Zeit iſt's," ſprach Robin,
„Daß ich zuletzt war hier;
Und einmal wieder ſchöſſ' ich gern
Aufs liebe braune Tier!"

Robin ſchoß einen mächtigen Hirſch,
Führt dann ſein Horn zum Mund,
Der Ton iſt allen Vogelfrein
In dieſem Walde kund.

Sie ſammeln ſich in Rotten ſchnell;
Kaum eines Schuſſes weit
Stehn hundertvierzig prächtige Burſch',
In eine Schar gereiht.

Sie nehmen fein die Hüte ab
Und beugen dann ihr Knie;
„Willkommen, Meiſter," riefen all',
„Im grünen Holz allhie."

So lebt er zwanzig Jahr und zwei
Im grünen Waldesdicht,
Und alle Macht des Königs bracht'
Zurück zu Hof ihn nicht.

Der König jagt auf Robin Hood.

Wohl hat er fürſtlich ihm verziehn,
Als Robin vor ihm ſtand,
Den König doch verdroß es hoch,
Als er ſich heimgewandt.

Vom Hofe eilt der König fort,
Es grollt ihm Herz und Mut,
Und dort und da, wohl fern und nah
Frägt er nach Robin Hood.

Und als er kam nach Nottingham,
Robin im Walde lag:
„Nun laßt uns gehn und laßt mich ſehn,
Wer ihn wohl finden mag?“

Als Robin hört', der König zieh'
Auf ihn heran zur Jagd,
Da ſprach Klein John: „Wir ziehn davon,
Wo's beſſer uns behagt.“

Sie flohn aus Sherwoods luſtigem Wald,
Nach Yorkſhire ging ihr Zug;
Der Fürſt zog aus mit Schall und Braus,
Doch nimmer nah genug.

Doch Robin hält nicht an, bis er
Newcaſtles Stadt erreicht,
Ruht Stunden zwei, vielleicht auch drei,
Drauf er gen Berwick weicht.

Als Robins Flucht der König ſah,
Kaum zähmt' er den Verdruß,
Folgt überall mit Braus und Schall:
„Dich fang' ich doch zum Schluß!“

„Nur fort und fort!“ ermahnt Klein John,
„Folg' uns, wer's kann und wagt!
Nach Carliſle heut', ihr lieben Leut',
Dann nach Lancaſter jagt!“

Nach Cheſter von Lancaſter ging's,
Und nach's der König tat;
Robin in Haſt hält nimmer Raſt
Und fürchtet den Verrat.

„Laßt uns nach London,“ ſprach Robin,
„Zur Fürſtin unerreicht!
Derweil uns jagt ihr Herr, behagt
Geſellſchaft ihr vielleicht.“

Und als er vor der Königin ſtand,
Beugt' er ſein Knie und Haupt:

„Ich ſpräche gern mit unſerm Herrn
Ein Wort, wenn Ihr erlaubt.“

Antwortet drauf die Königin:
„Er iſt in Sherwoods Wald,
Er gab beim Gehn mir zu verſtehn:
Den Robin ſeh' ich bald.“

„So lebt denn wohl, holdſelige Frau,
Nach Sherwood treibt's mich fort,
Daß mir's kein Hehl, was ſein Befehl;
O fänd' ich ihn noch dort!“

Der König kehrte voll Verdruß
Und müdgehetzt zurück;
Als er vernahm, wie Robin kam,
Verwünſcht' er ſein böſes Glück.

Die Fürſtin ſprach: „Willkommen heim,
Mein König und Gemahl!
Kühn Robin Hood, der Schütze gut,
Hat Euch geſucht zumal.“

Der König lacht: „Ich ſuch' ihn ſelbſt,
Den Schelm an Wochen drei;
Sucht' er nach mir, ſo haben wir
Kein Glück wohl alle zwei.“

Robin Hood und Königin Katharine.

Robin nahm Gold in Hüll' und Füll'
Den Königsboten ab,
Doch ſandt' er's an die Königin
Als eine Ehrengab'.

„Und leb' ich nur dies Jahr zu End',“
Sprach Käth', die Königin,
„Dir, Robin Hood, und deiner Schar
Erweiſt ſich hold mein Sinn!“

In ihr Gemach begibt sie sich,
So eilig sie nur kann,
Sie ruft den Richard Patrington,
Den Pagen traut, heran.

„Komm her zu mir, komm her zu mir,
Du trauter Page mein,
Du mußt jetzt fort nach Nottingham,
So rasch es nur mag sein.

Und wenn du nah bei Nottingham,
Durchforsch' den Wald mir gut,
Bei ein' und anderm Landsaß wohl
Erfrägst du Robin Hood."

Er ging ein Stück, er lief ein Stück,
So rasch es konnte sein;
Und als er kam nach Nottingham,
Im Schenkhaus sprach er ein.

Und als er so in Nottingham
Nun saß im Schenkhaus drin,
Trank eine Flasche Rheinweins er
Aufs Wohl der Königin.

Ein Freisaß, ihm zur Seite, frug:
„Sag mir, du Page lieb,
Welch ein Geschäft und Auftrag dich
So weit nach Norden trieb?"

„Herr, mein Geschäft und Auftrag ist,
Ich sag's mit gutem Mut,
Bei ein' und anderm Landsaß wohl
Erfragen Robin Hood."

„Ich steige morgen früh zu Roß,
Bevor der Tag noch klar,
Und zeig' den kühnen Robin dir
Und seine lustige Schar."

Als vor Robin der Page stand,
Senkt' auf sein Knie er sich:

„Es grüßt Euch ſchön die Königin,
Sie grüßt Euch ſchön durch mich.

An Londons Hof beruft ſie Euch,
Laßt jede Furcht verbannt!
Ein Feſtſpiel gibt's; hier dieſen Ring
Empfangt von ihrer Hand."

Den Mantel grünen Linkolntuchs
Vom Rücken nahm Robin,
Daß ihn der Page zum Geſchenk
Darbring' der Königin.

Zur Sommerszeit, als grün das Laub,
Sah jeglich Aug' erfreut,
Wie Robin Hood das Kleid gewählt
Für ſich und ſeine Leut'.

Sie zogen all' in Linkolngrün,
Haargleich, wie er's gebot,
Die Hüte ſchwarz, die Federn weiß,
Er ſelbſt in Scharlachrot.

Und als er kam an Londons Hof,
Beugt er das Knie ſogleich;
Die Königin rief: „Dich und dein Volk,
Willkommen heiß' ich euch!"

Der König ſchritt gen Finsbury
Im Zug von Kriegerreihn,
Kühn Robin und ſein luſtig Volk,
Die folgten hintendrein.

Die Fürſtin ſprach: „Erſt wüßt' ich gern:
Was iſt der Kampfpreis hier?"
„Dreihundert Tonnen Wein vom Rhein,
Dreihundert Tonnen Bier!

Dreihundert Hirſch' aus Dallomspark,
Die fettſten, die zu ſehn!"
„Ein fürſtlich Wettſpiel!" rief die Frau,
„Das muß ich zugeſtehn!"

Den Bogenträger rief der Fürſt:
„Komm, Tepus, komm herbei!
Mit dieſer Schnur miß uns das Ziel,
Wie lang die Schießbahn ſei.“

Da bat ein Cliſton raſch und keck:
„Das Fernmaß nicht geſchont!
Mein hoher Herr, wir ſchießen gar
Auf Sonne und auf Mond.“

„Dreihundert Schritt ſei fern das Ziel,
Dreihundert ſteckt mir ab!“
„Den Bogen wett' ich,“ Cliſton ſprach's,
„Ich ſpalt' den Weidenſtab.“

Des Königs Schützen legten an,
Drei trafen gut das Ziel;
Die Damen ſchrien: „O hohe Frau,
Traun, Ihr verliert das Spiel!“

„Erhört mich!“ rief die Königin,
„Seht kniend hier mich flehn;
Will keiner aus des Königs Rat
Auf meiner Seite ſtehn?

Komm her zu mir, Sir Richard Lee,
Du biſt ein Ritter gut,
Dein edler Stammbaum ſagt mir's ja,
Daß du aus Gowers Blut!

Komm her, Biſchof von Hereford ſhire,
Du Prieſter ehrenreich!“
„Bei meinem Silberhut, ich wett'
Kein Pennyſtück für Euch!

Der König hat die eigne Schar
Von Schützen kunſtgewandt;
Die Euren ſind nur fremdes Volk,
Uns allen unbekannt.“

„Wenn für uns nicht, doch gegen uns
Was wettſt du?“ frug Robin;

Der Biſchof ſprach: „Bei meinem Hut,
Den Säckel und was drin!“

„Was iſt im Säckel?“ frug Robin,
„So ſchütt' ihn auf den Grund!“
Der Biſchof drauf: „An Nobeln ſind's
In Gold bei hundert Pfund.“

Robin auch ſeinen Säckel löſt'
Und warf ihn auf das Feld;
Will Skadlock lacht': Ich kenne wohl
Den, der gewinnt dies Geld!

Des Königs Schützen legten an,
Noch dreimal trafen ſie,
Die Damen ſchrien dem Robin zu:
„Nun, Närrchen, beug dein Knie!“

Der König ſprach: „Drei ſind's und drei,
Jetzt hängt's an euren drei'n!“
Der Fürſtin flüſtert Robin zu:
„Des Königs Teil ſei klein!“

Und Robin legt den Pfeil jetzt an
Und ſchießt ihn kunſtvoll ab;
Klein John mit gutem Zirkelſchuß
Zerſpellt den Weidenſtab.

Der kleine Midge, des Müllers Sohn,
Das Ziel nicht ſchlechter hält,
Sein Pfeil drang fingersnah zum Kern:
„Nun, Biſchof, bring dein Geld!“

„Erhört mich, Herr,“ die Fürſtin ſprach's,
„Laßt kniend mich's erflehn,
Schenkt allen Gnade, die Ihr ſeht
Auf meiner Seite ſtehn!“

„„Zum Kommen geb' ich vierzig Tag',
Zum Gehn auch vierzig Tag',
Dreimal ſo viel zu Spiel und Tanz,
Ob's Freund, ob Feind ſein mag.““

„Willkommen, Robin," ſprach ſie drauf,
„Klein John, das gilt auch dir,
Und Midge, dem Müllerſohn, — ſeid all'
Willkommen dreimal mir!"

Der König frug: „Iſt dies Robin?
Es kam mir doch Bericht,
Daß man in Nordens Forſten ihm
Ausblies das Lebenslicht."

„Iſt dies Robin?" der Biſchof frug,
„Wohl ſcheint mir's ſein Geſicht;
Kein Pennyſtück hätt' ich geſetzt,
Wenn ich erkannt den Wicht.

Sonnabends war's, daß er mich fing,
An einen Baum mich ſchloß,
Und Meſſe leſen mußt' ich ihm
Und ſeinem ſaubern Troß."

„Dran tat ich wohl," ſprach Robin Hood,
„Die Meſſe gab mir Glück;
Zum Dank dafür nimm deines Golds
Die Halbſcheid hier zurück."

„Nicht alſo, Meiſter!" rief Klein John,
„Nicht wirf das Gold von dir!
Trinkgelder gibt's fürs Hofgeſind
Und nützt noch dir und mir."

Robin Hood und der Bettler.

1.

Es war zur Zeit, als Robin Hood
An Jahren reich und Mühn,
Da ging er 'mal aus Bernesdal'
Im ſchönen Abendglühn.

Da traf er einen Bettler an,
Der ſchritt mit feſtem Gang,

Trug einen Stecken in der Hand,
Der war gar zäh und lang.

Ein Mantel hing um ihn zerfetzt
Wohl gegen Frost zur Wehr,
Das kleinste Stückchen war geflickt
Wohl zwanzigmal und mehr.

Sein Mehlsack um die Schultern hing
An einem Lederstreif,
Mit breiter Schnalle festgemacht,
Die war gar stark und steif.

Er trug drei Hüte auf dem Kopf,
Der ein' im andern steckt,
Er achtet Wind und Wetter nicht,
Soweit sein Pfad sich streckt.

Robin vertrat ihm jetzt den Weg,
Ihn deucht's des Schauens wert;
Er denkt, wenn Geld ein Bettler hat,
Sei dem ein Teil beschert.

„Halt an, halt an," rief Robin Hood,
„Halt an nur auf ein Wort!"
Der Bettler tat, als hört' er nicht,
Und schritt noch rascher fort.

„Nicht so gemeint ist's," sprach Robin,
„Nun hör und stehe still!"
„Bei meiner Treu," der Bettler drauf,
„Das ist's, was ich nicht will!

Es will schon werden späte Zeit,
Noch weit hab' ich nach Haus;
Versäumt' ich dort mein Abendmahl,
Es säh' gar albern aus."

„Nun, meiner Treu," sprach Robin Hood,
„Ich seh's an deiner Eil',
Gut sorgst du für dein Abendbrot,
Doch minder für mein Teil.

Den ganzen Tag noch aß ich nicht,
Weiß nicht, wo nachts ich ruh',
Und wollt' ich in die Schenke gehn,
Fehlt mir das Geld dazu.

Drum mußt du leihn mir etwas Geld,
Bis wir uns wiederſehn."
Der Bettler doch ſprach ärgerlich:
„Ich hab' kein Geld zu Lehn.

Du biſt ein Mann ſo jung wie ich,
Doch ſcheinſt ein träger Gauch,
Und faſteſt du, bis ich dich ſpeiſ',
Bleibt leer dies Jahr dein Bauch."

„Nun, meiner Treu," ſprach Robin Hood,
„Weil wir beiſammen ſchon,
Der Pfennig, den du haſt, ſei mein,
Bevor du ziehſt davon.

Drum leg den Lumpenmantel ab,
Beſinne dich nicht viel,
Tu' deiner Säcke Riemen auf,
Laß meiner Hand frei Spiel.

Und nun gelob' ich dir's bei Gott,
Entfährt dir nur ein Laut,
Verſuch' ich's, ob ein Breitpfeil dringt
Durch eines Bettlers Haut!"

Der Bettler lachend Antwort gab:
„O laß mich ungeneckt!
Der Tand, dein dummes krummes Holz,
Glaub nicht, daß es mich ſchreckt!

Glaub nicht, daß mich in Furcht verſetzt
Dein Kinderſpiel von Pfeil!
Ich wüßte nicht, wozu es nütz,
Wenn nicht zum Puddingſpeil.

Hier trotz' ich dir und lache dein,
Wie du auch toben magſt,

Du holſt dir Unheil nur von mir,
So oft du's mit mir wagſt."

Den edlen Bogen nahm Robin,
Vom Zorne heiß entbrannt,
Er legte drauf den breiten Pfeil,
Hielt ſein Geſchoß geſpannt.

Der Bettler mit dem edlen Stab
Gab raſch ihm ſolchen Hieb,
Daß Pfeil und Bogen weitherum
In kleinen Splittern trieb.

Nach ſeinem Schwerte griff Robin,
Doch hielt's nicht beſſer ſtand;
Der Bettler mit dem Stecken klopft'
Ihn tüchtig auf die Hand.

Fürwahr, er kann das Schwert nicht ziehn
Wohl vierzig Tag' und mehr;
Kein Wörtlein bringt Robin heraus,
Nie war ſein Herz ſo ſchwer.

Nicht fechten konnt' er und nicht fliehn,
Nicht wußt' er, was zu tun.
Der Bettler klopft drauflos und läßt
Den edlen Stab nicht ruhn.

Er bleute Robin weidlich durch
Und zahlt' ihm derben Lohn,
Der Stecken walkt' ihn ab und auf,
Bis ihm die Sinne flohn.

Der Bettler höhnt': „Ei, Mann, ſteh auf!
Pfui, wer ſo ſchlafen kann!
Steh auf und nimm mein Geld mir ab,
Das ſtünde baß dir an.

Geh dann ins Schenkhaus und bezahl
So Wein als Bier genug,
Daß deine Freunde prahlen ſtolz,
Du kamſt vom Beutezug!"

Robin antwortet nicht ein Wort,
Lag wie ein Stein in Ruh',
Sein Antlitz war wie Kreide bleich
Und ſeine Augen zu.

Der Bettler, der für tot ihn hielt,
Schritt tapfer an ſein Ziel.
Wie ſchad', daß ihr nicht war't dabei,
Nicht ſpieltet mit das Spiel!

2.

Da zogen dieſes Wegs vorbei
Drei Leut' aus Robins Schar
Und fanden liegen ihn im Feld,
Wohl aller Sinne bar.

Sie hoben ihren Meiſter auf
Mit Jammerlaut und Klag',
Doch ringsum iſt kein Menſch zu ſehn,
Der Auskunft geben mag.

Und als ſie ſeinen Leib beſehn,
War keine Wunde dran,
Nur aus dem Mund ein reicher Quell
Von rotem Blute rann.

Sie ſpritzten kaltes Waſſer ſchnell
Ihm übers Angeſicht,
Da öffnet er die Augen ſchon,
Nicht lange währt's, er ſpricht.

Sie fragten: „Meiſter, gebt uns kund,
Was Euch befiel zurzeit."
Da ſeufzt Robin, bevor ſein Mund
Dem Unfall Worte leiht:

„Ich halt' in dieſen Forſten Wacht
Bei vierzig Jahre ſchier,
Doch nie ward ich ſo arg bedacht,
Wie ihr mich fandet hier.

Ein Bettelmann im Lumpenrock,
Von dem ich's nicht verſehn,
Hat mich geſchmiert mit ſeinem Stock;
Nun iſt's um mich geſchehn!

O ſeht ihn dort, drei Hüt' am Kopf,
Hinziehn den Hügelpfad;
Wenn je euch euer Meiſter lieb,
So rächt ihr jetzt die Tat.

Und wenn es nur in eurer Macht,
So bringt ihn mir zurück,
Daß, eh' ich ſterbe, ich ihn ſeh'
Geſtraft vor meinem Blick.

Doch könnt ihr ihn nicht bringen her,
Entlaßt ihn nicht zu leicht!
Es droht uns allen Schmach und Spott,
Wenn nochmals er entweicht!"

„Von uns bleibt einer hier bei Euch,
Da, Meiſter, Ihr in Pein,
Die andern bringen ihn zurück,
Ihr ſollt ihm Richter ſein!"

„Nun, meiner Treu," ſprach Robin Hood,
„Daß ihr gewarnt mir ſeid!
Laßt ihr den Stock ihn führen frei,
Er zahlt euch aus allbeid'!

Drum ſchneidet ſchlau den Weg ihm ab,
Bevor er euch erſehn,
Bemächtigt euch des Stocks zuerſt,
So wird's am beſten gehn."

„Seid ohne Sorge, Meiſter lieb,
Uns zwei beſiegt er kaum,
Der Bettelheld, der ſonſt nichts hat
Als einen Aſt vom Baum!

Sein Holz ihm nicht viel helfen ſoll!
Gebunden ſeh' er bald,

Ob Ihr ihn niederſchlagen laßt,
Ob hängen in dem Wald."

Robin, der mit dem einen blieb,
War wie ein Kind zu ſehn,
So alt er war, an fremder Hand
Lernt' er jetzt gehn und ſtehn.

Die beiden andern eilten fort,
Vertraut mit Weg und Steg;
Auf nähern Pfaden kürzten ſie
Drei Meilen ſich vom Weg.

Nicht ruht' das Paar, bis es die Bahn
Dem Bettler abgewann;
Ein kleines Wäldchen lag im Tal,
Da hielten jetzt ſie an.

Sie wählten jeder einen Baum
Am Zugang beiderſeit;
Da kam heran der Bettelmann,
Der ſich verſah kein Leid.

Der Bettler ſchritt dazwiſchen hin,
Sie ſprangen auf ihn dreiſt,
Der eine hielt den Stecken feſt,
Den ſcheuten ſie zumeiſt.

Der andre ſetzt den blanken Dolch
Ihm an die Bruſt behend:
„Laß, Schurke, deinen Stecken los,
Sonſt iſt's dein letztes End'!"

Sie nahmen ihm den Langſtock ab,
Der ſteckt jetzt dort im Grund;
Er ließ ihn nur mit Ingrimm los
Zu ſeiner ſchlimmſten Stund'.

Der Bettler war der ärmſte Mann,
Den's je auf Erden gab:
Kein Ausweg, wo er fliehen kann!
Ganz hilflos ohne Stab!

„Laßt mir das Leben!“ rief er bang,
„Um Chriſti Leid und Not!
Und tut das garſtige Meſſer weg,
Die Angſt bringt mir den Tod!

Ich tat mein Lebtag euch kein Leid
Wohl nun und nimmermehr!
Wenn ihr ſolch armen Mann erſchlagt,
Verſündigt ihr euch ſchwer.“

„Bei allen Eiden,“ riefen ſie,
„Das lügſt du, Böſewicht!
Den beſten Mann erſchlugſt du faſt,
Der je gewallt im Licht.

Drum bringen wir gebunden dich
Zu ihm zurück alsbald,
Dann ſieh, ob er erſchlagen dich,
Ob hängen läßt im Wald.“

Der Bettler denkt: Nun iſt's vorbei!
Die beiden ſind ſein Tod;
O hätt' er ſeinen Stab nur frei,
Der hälf' aus aller Not!

Er brütet, wie er die Gewalt
Beſiegt mit Liſt vielleicht;
Der ſcharfe Wind iſt ihm nach Wunſch,
Der durch die Felder ſtreicht.

Er ſprach: „Ihr edlen Herrn, ſeid gut!
Schont eines armen Wichts!
Traun, eines armen Bettlers Blut
Hilft euch ſo viel wie nichts.

Nur Notwehr war's in Streit und Strauß,
Wenn ich ihm tat ein Leid;
Mit euch gleich' ich die Rechnung aus,
Daß ihr im Vorteil ſeid!

Schenkt ihr die Freiheit mir zur Stund'
Und tut mir kein Beſchwer,

So geb' ich euch wohl hundert Pfund
Und Silbers noch viel mehr!

Ich hab's in diesem Lumpenrock
Gesammelt manches Jahr
Und in den Tiefen meines Sacks
Geborgen vor Gefahr."

Sie sprachen: „Schurke, spute dich,
Dein Geld nun zähle her,
Das nur ein Bußgeld eigentlich
Für deine Schandtat wär'.

Doch schenken wir dir freie Bahn,
Geschehe, was da soll,
Wenn, was du sagst, du auch getan,
Gezahlt die Summe voll."

Er löst den Lumpenmantel ab,
Den er zu Boden legt,
Drauf zwischen jene und den Wind
Er manches Bündel trägt.

Vom Nacken nahm er einen Pack
Voll Mehles groß und schwer,
Zwei Metzen mind'stens hielt der Sack,
So deucht mich, wenn nicht mehr.

Er legt ihn auf den Mantel hin,
Die Mündung öffnend weit,
Dann bückt er sich, zu wühlen drin,
Die beiden spähn zur Seit'.

Er faßt den großen Ledersack,
In jeder Hand ein End',
Und schnellt das Mehl mit raschem Schwung
In ihr Gesicht behend.

Er hatte sie geblendet so,
Sie sahn kein Stäubchen mehr,
Es jauchzt sein Herz, er schwingt gar froh
Den mächtigen Stab einher.

Er denkt, weil er so arg den zwein
Mit Mehl bestaubt den Rock,
So müss' er ihn jetzt wieder rein
Ausklopfen mit dem Stock.

Eh' einer sich die Augen rieb,
Eh' sie nur spannweit sahn,
Ein volles Dutzend tüchtiger Hieb'
Hat jeder schon empfahn.

Sie flohn in Hast; der Bettler rief:
„Was rennt ihr so wie toll?
Bleibt doch! Wollt euer Geld ihr nicht?
Ich zahl' euch's gerne voll.

Und wenn das Lüften meines Sacks
Euch blies ins Augenpaar,
Ich hab' ein gutes Werkzeug hier,
Das putzt sie wieder klar."

Die jungen Leut' antworten nicht,
Sie blieben stumm wie Stein,
Der Bettler schwand im Buschwerk dicht,
Sie kehrten heim allein.

Robin befragt sie, wie es ging.
Sie sprachen: „Übler Art!"
„Nicht möglich!" rief er, „da ihr erst
In einer Mühle wart.

Die Mühl' ist ein nahrhafter Ort,
Da nascht man ohne Leid;
Ihr lerntet wohl das Handwerk dort,
So sagt mir euer Kleid."

Gebeugten Hauptes steht das Paar,
Das nicht ein Wörtlein sprach;
Er rief: „Weil ich in Ohnmacht war,
Mich deucht, tut ihr mir's nach."

Ob ihr Bericht ihn ſchlecht erfreut,
Der Rachedurſt ihm ſchmolz,
Doch lacht' er, daß die jungen Leut'
Gekoſtet auch vom Holz.

Robin Hood zur See.

Als Lilienkron' und Hageroſ'
Entknoſpt und froh erblüht,
Ward Robin einſt in ſeinem Sinn
Des Walds und Weidwerks müd'.

„Dem braven Fiſcher kommt mehr Geld
Als zwei, drei Krämern ein,
Drum will ich gehn nach Scarborough,
Ein braver Fiſcher ſein."

Er rief herbei die luſtige Schar,
Die dort im Schatten ruht':
„Wenn Geld ihr zu verſchenken habt,
So ſchenkt's dem Robin Hood!"

„Nun," ſprach er, „fort nach Scarborough!
Gab's ſchönern Tag wohl je?"
Er kehrt' bei einer Witfrau ein
Hart an der grauen See.

Sie frug: „Wo iſt dein Heimatort?
Und wo dein Reiſeziel?"
„Ich bin ein armer Fiſchersmann,
Der tief ins Elend fiel."

„Wie iſt dein Name, wackrer Burſch?
Das, bitt' ich, gib mir kund."
„Den Simon von der Ebne nennt
Daheim mich jeder Mund."

„Wie Simon Peter," ſprach die Frau,
„Mach deinem Namen Ehr'!"
Ob ihrer Güt' und Höflichkeit
Erfreut ſich Robin ſehr.

„Simon, willſt du mein Dienſtmann ſein?
Ich geb' dir ſchönen Sold;
Ich hab' ein Schiff ſo gut als eins,
Das durch die Wogen rollt.

An Ankern fehlt's, an Planken nicht,
An Taun und Maſten lang."
Er ſprach: „Staffiert Ihr ſo mich aus,
Geht alles guten Gang."

Man hob die Anker, ging in See,
Nicht zwei, drei Tage nur!
Die andern warfen Köder aus,
Doch er die leere Schnur.

Der Bootsmann ſprach: „Das braucht noch lang',
Bis der zur See bewährt!
Von unſern Fiſchen kriegt er nichts,
Der Lümmel iſt's nicht wert!"

Und Simon rief: „Weh mir den Tag,
Der mich gebracht zur See!
Ich wollt', ich wär' in Plomptonpark
Und jagt' aufs braune Reh!

Hier lacht mich jeder Tölpel aus,
Und läßt mir wenig Ehr';
O hätt' ich ſie in Plomptonpark!
Ich ehrte ſie nicht mehr."

Man hebt die Anker, ſegelt fort,
Nicht zwei, drei Tage nur!
Da nahm Simon ein Kriegsſchiff wahr,
Das kühn auf ſie losfuhr.

Der Bootsmann rief: „Weh mir den Tag,
Da ich geboren ward!
Vom ganzen Fiſchzug bleibt uns jetzt
Kein Biſſen aufgeſpart!

Der Franzmann dort, der Räuber, ſchont
Von uns nicht einen Mann;

Er ſchleppt an Frankreichs Küſten uns,
Sperrt in den Turm uns dann."

Doch Simon rief: „Seid ſorgenlos,
Da es der Furcht nicht lohnt!
Gebt meinen Bogen mir zur Hand,
Kein Franzmann bleibt verſchont."

„Halt's Maul, du langer Schlingel du,
Der nichts als prahlen kann!
Würf' ich dich über Bord, es wär'
Ein Lümmel weniger dann!"

Da wurde Simon bitterböſ',
Gar böſ' ob dieſem Wort;
Er nahm den Bogen raſch zur Hand,
Sprang an des Schiffes Bord.

„O Meiſter, bind mich feſt am Maſt,
So ziel' ich wie gewohnt;
Dann gib den Bogen mir zur Hand,
Kein Franzmann bleibt verſchont!"

Er ſpannt den Bogen bis ans End',
Spannt ihn mit Kraft und Luſt;
Der Pfeil in einem Augenwink
Durchbohrt des Franzmanns Bruſt.

Tot fiel der Franzmann aufs Verdeck,
Aufs Unterdeck dann fort;
Ein andrer Franzmann ſah's und warf
Den Leichnam über Bord.

„O Meiſter, löſt mich jetzt vom Maſt,
Der Furcht es nimmer lohnt!
Solang' der Bogen mir zur Hand,
Kein Franzmann bleibt verſchont."

Sie ſprangen aufs Franzoſenſchiff,
Wo tot die Mannſchaft all';
Sie fanden drin zwölftauſend Pfund
In blinkendem Metall.

Und Simon ſprach: „Der Dienſtfrau mein
Und ihrem Kindlein zart
Gehör' ein Teil; ihr, Brüder, nehmt
Den andern als Halbpart.“

Der Bootsmann doch erwidert drauf:
„Simon, ſo ſoll's nicht ſein!
Da ihn nur deine Hand gewann,
So ſei der Anteil dein.“

Und Simon rief: „Dann um dies Gold
Bau' ich ein Armenhaus,
Daß mancher drin von Müh' und Not
Einſt ruh' in Frieden aus.“

Robin Hoods Tod.

Am Uſer dort, wo Ginſter wächſt,
Sprach Robin zu Klein John:
„Wir ſchoſſen manchen guten Schuß
Für manches Goldpfund ſchon.

Doch jetzt kein Schuß mir glücken will,
Mein Pfeil das Fliegen ſcheut;
Im Kloſter dort mein Mühmchen ſoll
Mir aderlaſſen heut.“

Da brach Robin gen Kirkley auf,
So ſchnell als er nur kann,
Doch eh' er kam dahin, bei Gott,
Gar übel ward dem Mann.

Und als er kam nach Kirkleyhall,
Da ſchellt er laut am Tor;
Sein Mühmchen läßt ihn ein gar ſchnell,
Niemand kam ihr zuvor.

„Ei, ſetzt Euch, Vetter,“ ſprach ſie hold,
„Trinkt guten Biers ein Glas!“
„Ich eſſe nicht, ich trinke nicht,
Erſt mach den Aderlaß!“

„Hab' eine Zelle," ſprach ſie hold,
„Nie ſaht Ihr das Gelaß,
Beliebt es Euch, ſo mach' ich dort
Euch Euren Aderlaß."

Sie reicht die Hand ihm lilienweiß
Und führt ihn ins Gemach;
Sie ließ ihm Blut, ſolang' hervor
Ein roter Tropfen brach.

Sie ſah ihn an mit mildem Blick:
„Er iſt mein Vetter gut!"
Da regt ſich mitleidvoll die Hand,
Zu ſtillen ihm das Blut.

Sie ſah ihn an mit ſtrengem Blick:
„Der Prieſter Feind iſt er!"
Da ſank erbarmungslos die Hand,
Das Blut floß immer mehr.

Sie ließ mit offner Ader ihn
Und ſchloß die Zelle dann,
Daß all den langen Tag ſein Blut
Bis nächſten Mittag rann.

Da fiel ſein Blick aufs Fenſter frei,
Das ladet ihn zur Flucht;
Er iſt zu ſchwach zu Sprung und Schwung,
Drum läßt er's unverſucht.

Da fiel ſein Blick aufs treue Horn,
Das hing zu ſeinen Knien;
Er ſetzt's zum Mund und läßt ins Rund
Drei ſchwache Stöße ziehn.

Das hört alsbald der kleine John
Wohl unterm Waldesdach,
„Dem Meiſter droht wohl Todesnot,
Er bläſt ſo ſchwer und ſchwach."

Klein John lief gegen Kirkley ſchnell,
So ſchnell er kann herbei,

In Kirkleyhall ſprengt er in Haſt
Zwei Schlöſſer oder drei;

Und als er ſtand vor Robin Hood,
Aufs Knie fällt der Genoß.
„Gewährt, o Meiſter,“ ſprach Klein John,
„Mir eine Gnade bloß.“

„Und welche Gnade?“ frug Robin,
„O nenne dein Begehr!“
„Verbrennen laß mich Kirkleyhall
Und all ſein Nonnenheer!“

„Nicht doch, nicht doch!“ ſprach Robin Hood,
„Die Bitt' verſag' ich dir;
Nie tat ich Leides einer Frau
Und keinem, der mit ihr.

Nie tat ich Leides einer Maid
Und tu's auch nicht zum Schluß;
Doch gib den Bogen mir zur Hand
Und einen Pfeil zum Schuß.

Und wo der Pfeil jetzt niederfällt,
Sollt graben ihr mein Grab;
Legt unters Haupt, legt mir zum Fuß
Ein Raſenſtück hinab;

Legt meinen Bogen mir zur Seit',
Der wie Muſik mir klang,
Und macht den Rand aus Gras und Sand,
Macht's breit genug und lang;

Macht ſchlicht und ſchlecht das Bett zurecht
Dem Schläfer, der da ruht;
Dann ſpricht noch ſpät, wer vorübergeht:
Hier liegt kühn Robin Hood.“

Anmerkungen.

Robin Hoods Geburt.

Seite 34. Diese Ballade, zuerst in Jamiesons Popular Songs nach dem mündlichen Vortrage einer Mrs. Brown mitgeteilt, behandelt zwar die neuere Sage von Rob. Hoods adeliger Abkunft und beruht sonach auf geringer historischer Glaubwürdigkeit, doch ist sie nicht im Widerspruch mit des Helden späterem Verhalten und in Ton und Haltung noch frisch und eigentümlich.

Robin Hoods Gang nach Nottingham.

S. 36. „Auf fünfzehn Förster stieß er da."

Während der angelsächsischen Zeit war die Ausübung der Jagd von seiten des Königs nur insofern lästig gewesen, als derselbe das Recht hatte, seine Untertanen zur Jagdfolge (Huntnoth) aufzubieten; ein eigentliches Jagdregal wurde in England erst eingeführt durch den ersten König normännischen Stammes. Eine solche Neuerung bedurfte bei der großen Ausdehnung der für allen Privatgebrauch geschlossenen königlichen Jagdreviere natürlich auch vieler Beamter, die für die Beachtung der königlichen Verbote sorgten und deren Übertretung straften. Diese Beamten kommen vor unter dem Namen forestarii. Es waren hauptsächlich folgende Fälle, die in das Bereich ihrer Jurisdiktion gehörten: das Essartum, worunter das Reinigen des Waldes von Dorngebüschen u. dgl. zu verstehen ist, und wahrscheinlich auch das Fernhalten unbefugter Personen, die sich dieses Geschäft anmaßten; sodann das Fällen und Verbrennen von Bäumen, das Jagen in den Forsten: sie zogen ferner denjenigen zur Verantwortung, der sich im Walde mit Armbrust, Wurfspieß oder Jagdhunden blicken ließ, sowie denjenigen, der nicht dem Aufgebote zur Jagdfolge nachgekommen war, oder sein Vieh hatte in den Wald laufen lassen. Sie hatten allen Jagdfreveln, namentlich wenn z. B. eine abgezogene Tierhaut oder Fleisch im Walde gefunden wurde, nachzuspüren. (Vgl. Philipps „Englische Reichs- und Rechtsgeschichte", Bd. II, § XXXI.)

S. 36. „Ich treff' das Ziel und fäll' den Hirsch
Auf hundert Ruten weit."

A rod, pole oder perche (Rute), ein Längenmaß, welches gewöhnlich zu 16½ Fuß, in Sherwood aber zu 21 Fuß, den Fuß zu 18 Zoll (inches) gerechnet, angenommen wird.

S. 38. „Am Kirchhof wurden in einer Reih'
Ins Grab sie eingesenkt."

Gentleman's Magazine April 1796 brachte folgende Notiz: „Als vor wenigen Tagen einige Arbeiter zu Foxlane nächst Nottingham in einem Garten gruben, stießen sie auf sechs vollständige menschliche Skelette, die in regelmäßiger Ordnung hart nebeneinander lagen, und von denen man vermutet, daß sie der Zahl jener fünfzehn Förster, welche R. Hood tötete, angehört haben mögen."

Robin Hood und John Klein.

S. 38. John Klein, oder wie er gewöhnlich heißt Klein John, dieser treueste, lustigste und tapferste Genosse und untrennbare Begleiter Robin Hoods (schon Fortun erwähnt sie zusammen: „Robertus Hude et littill Johanne") soll mit seinem eigentlichen Zunamen Nailor geheißen haben, wenn diese Bezeichnung nicht etwa auf sein früheres Handwerk (nailor, Nagelschmied) hinweisen mag. Angebliche Nachkommen Johns mit dem Familiennamen Nailor existierten noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Um dieselbe Zeit befand sich in dem Besitze eines Edelmanns in Yorkshire ein Bogen, angeblich von Klein John herrührend und mit dem Namen „Naylor" bezeichnet. Nach Robin Hoods Tode und Zerstreuung seiner Bande soll Klein John sich in Irland und Schottland flüchtig herumgetrieben haben; eine Sage läßt ihn sogar auf Arborhill in Dublin hingerichtet werden. Jedenfalls streiten drei Länder (England, Schottland und Irland) um die Ehre, seine Todes- und Begräbnisstätte in sich zu schließen; die Wahrscheinlichkeit jedoch spricht für England. In der Ortschaft Hathersage, sechs englische Meilen von Castleton in Derbyshire, wird noch Johns Wohnhaus und dessen Grabstätte mit zwei aufrecht stehenden Steinen gezeigt. Letztere ward gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf Veranlassung eines Neugierigen geöffnet und daraus ein menschliches Gerippe ausgegraben, dessen ungewöhnliche Größe mit den traditionellen Körperverhältnissen Johns völlig übereinstimmte. Da diese Entheiligung der Grabesruhe dem Veranlasser derselben und dem dabei mitwirkenden Küster eine Reihe von Unfällen zuzog, wurden jene Reste bald wieder der Erde zurück-

gegeben. Johns Grab und dessen Umgebung war lange berühmt, die besten Schleifsteine zu liefern. In dem bekannten „Morristanz" ist der Figur Klein Johns eine der Hauptrollen zugeteilt.

S. 41. „Was ist hier los? frug Will Stuteley."

William Stuteley, auch Stouteley, ein oft genanntes Mitglied der Schützenschar Robin Hoods, so benannt wahrscheinlich nach seiner hervortretendsten Eigenschaft (stoutly, herzhaft, tapfer).

Robin Hood und Maid Marian.

S. 43. Maid Marian (auch Marion) spielt in dem Zyklus der Robin Hoods-Traditionen eine so bedeutende Rolle, daß die Aufnahme der von ihr handelnden, wiewohl dichterisch unbedeutenden Ballade neueren Datums in diese Sammlung gerechtfertigt sein dürfte. Weder im „Lytell geste" noch in einer der ältern Balladen findet sich eine Erwähnung Marions. Doch in den beiden alten Schauspielen „The death" und „Downfall of Robert Earl of Huntington" (geschrieben vor 1600) spielt sie bereits eine Hauptrolle und wird auch in Dramatikern und andern Schriftstellern jener Zeit sehr häufig genannt. Der in alter Zeit so berühmte und volkstümliche Morristanz zählte zu seinen stehenden Charakteren nebst Robin Hood, Klein John und dem Frater Tuck auch Maid Marian. Dieser Tanz hat seinen Namen von dem spanischen Morisco- Mohren-, Mauren-)Tanz, jetzt Fandango, nahm jedoch in England dem Volkscharakter gemäß eine wesentlich andere Gestalt an. Nebst obgenannten vier Charaktermasken bestand der Morristanz noch aus einem Clown oder Narren, dem Reiter des Steckenpferdes (Hobbyhorse), dem Tamburinschläger und Tänzern ohne bestimmte Zahl. Bei den zu Ehren Robin Hoods errichteten Maispielen, welche ursprünglich Schützenfeste zur Ermunterung des Schützenwesens waren, fand gewöhnlich auch der Morristanz statt, doch war dieser nicht die Hauptsache der Zeremonie. Mit dem Verfall des Schützenwesens gingen die Maifeste allmählich in die andern Frühlingsfeiern über. Maid Marian jedoch blieb die Fürstin dieser Feste; sie ist die holde Königin des Mai, wie Robin Hood der heitere Maikönig. Maispiele untergeordneter Art waren die Tänze um den Maibaum in den Dörfern, vielleicht Überreste der altgermanischen Frühlingsfeste oder wohl gar der römischen Floralia. — Die Volkssage, welche der „Maid Marian" eine so hervorragende Stelle im Herzen und im Gefolge Robin Hoods anweist, erzählt uns weiter, daß dies ursprünglich der Name sei, welchen die schöne Matilda, Tochter Lord Robert Fitwaters, zur Zeit der Ächterklärung Robin Hoods angenommen

habe. Sie soll vor der fürstlichen Zudringlichkeit des Prinzen John zu ihrem ersten Geliebten, Robin Hood, in die Wälder geflohen sein. Das noch ziemlich wohlerhaltene Grabmal dieser Matilda Marian wird in der vormaligen Prioratskirche von Dunmow in Essex noch heute gezeigt. (Vgl. auch Brands Observations on popular antiquities etc. London 1841 und Strutts Sports and Pastimes of the people of England etc. London 1845.)

Robin Hood und der Töpfer.

S. 48. „Bedenk . . . . . .
Der Sheriff ist dir gram."

Hier geschieht des Hauptfeindes Robin Hoods, des verhaßten Sheriffs von Nottingham, zuerst Erwähnung. Ritson nennt nach Fullers „Worthies of England" die Namen Ralph Murdach und mehrere Jahre nach diesem William Brewerre als Sheriffe von Derby- und Nottinghamshire zur Regierungszeit Richards I., als dessen Zeitgenosse Robin Hood in den vorliegenden Balladen angenommen wird.

Der Sheriff ist ein hoher richterlicher Würdenträger in England. Durch die Angelsachsen war deren heimatliches Gerichtswesen auch nach Britannien verpflanzt worden. Die kleineren Gemeinden, in welche der Gau (scire) zerfiel, hatten so wie dieser ihre besonderen Gerichte. So bestanden die Zehntgerichte, die Gerichte der Hundreden und die großen Gaugerichte; die letzteren wurden gehalten unter dem Vorsitze des Sciregerefa, eines ursprünglich aus der Gemeinde von ihr selbst gewählten, späterhin aber vom Könige aus der Zahl seiner Gefolgsgefährten (Geferan) eingesetzten Beamten. Auch die Vorsteher kleinerer Gemeinden kommen unter der Benennung Gerefan vor, welche, wie angedeutet, mit dem germanischen Gefolgschaftwesen zusammenhängt. Als unter den normännischen Königen für jede einzelne Shire ein Comes als königlicher Statthalter eingesetzt war, fing man an den ehemaligen Sciregerefa auch mit dem Ausdrucke Vice-Comes (Vescaunt) zu bezeichnen und seinen Wirkungskreis wesentlich der königlichen Kurie namentlich in allen Entscheidungen, bei welchen das Interesse des Königs im Spiel war, unterzuordnen. (Vgl. Philipps a. a. O.)

S. 49. . . . . „Nehmt
Handwasser, dann zum Mahl!"

„Der Akt des Händewaschens vor und nach jeder Mahlzeit, in früheren Zeiten allgemein gebräuchlich, scheint seit Einführung der Gabeln um das Jahr 1620, welches Werkzeug unsere Vorfahren mit den Fingern ersetzen mußten, außerübung gekommen zu sein." (Ritson a. a. O.)

Robin Hoods Kirchengang.

S. 54. Die Begebenheit, welche als die hiſtoriſche Grundlage dieſer Ballade anzuſehen iſt, findet ſich in der „Einleitung" zu dieſen Blättern S. 20 mit den Worten des Chroniſten Fordun ausführlich mitgeteilt.

S. 54. „Warnt Much, des Müllers Sohn."

Dieſer oft genannte Gefährte Robin Hoods mag nach der vorherrſchenden Meinung ſeinen Namen Much (Viel, Groß) wohl in ebenſo poſitiver Art von ſeiner Körperkraft und Größe erhalten haben, wie Klein John den ſeinigen in ironiſch-negativer Weiſe, und es wäre demnach anzunehmen, daß in Robin Hoods Gefolgſchaft ein ſolches Rieſenpaar als deſſen treueſte Leibwache vor allen hervorragte. Spenſer Halls gegenteilige Vermutung (a. a. O.) der Beiname Much beruhe auf derſelben Logik des Gegenſätzlichen, wie die Bezeichnung little (klein) bei dem rieſigen John, und ſei dem Kleinſten der Schar verliehen worden, ſcheint indes doch nicht ganz unſtichhaltig im Hinblick auf den Umſtand, daß Much in den Balladen auch oft unter dem zwar klangverwandten, aber einen Kleinheitsbegriff ausdrückenden Namen Midge (Mücke), ja geradezu unter der Bezeichnung „der kleine Midge" vorkommt. Freilich könnte letztere möglicherweiſe eben auch nur ironiſch gemeint ſein. Wenn ſo kontradiktoriſche Epitheta für ein und dieſelbe Perſon zuſammentreffen, iſt bei dem Abgang ſonſtiger Anhaltspunkte die Entſcheidung ſehr ſchwierig, welches von beiden das ernſthaft gemeinte, welches das ſcherzhafte ſei. Aus all dieſen Scherznamen geht aber unzweifelhaft hervor, daß Robin Hoods Bande, gleich manch anderer ungeſetzlicher Genoſſenſchaft ſpäterer Tage, alle Urſache hatte, ihre wirklichen Namen hinter angenommenen oder fingierten Bezeichnungen zu verbergen.

S. 60. „Und John und Much und Will Skadlock."

Ein gleichfalls oft erwähnter Gefährte R. Hoods war William Scarlett, auch Skadlock, Skathelock (wörtlich Locken- oder Haarverderber) genannt, letzteres wahrſcheinlich von ſeiner Gewandtheit, den Gegnern im Kampfe den Schädel einzuſchlagen. „Manche der Namen aus den alten Balladen," ſo berichtet ein neuerer Touriſt, „haben ſich in Familien erhalten, welche noch heute in den Umgebungen des Sherwoodforſtes leben. Unter dieſen rühmen ſich die Scarletts ihrer ſächſiſchen Abkunft und wiſſen noch mancherlei Taten ihrer Voreltern aus den Tagen Robin Hoods zu erzählen. Das ländliche Wohnhaus, in welchem deren Abkömmlinge jetzt leben, trägt unverkennbare Spuren hohen Altertums; die Haken an dem maſſiven eichenen

Sparrenwerk hatten ohne Zweifel manches Stück fetten Damwildes zu tragen. Der erhöhte Herd und die alten Feuerböcke gehören einem fernen Zeitalter; die Bänder und Beschläge des Haustores könnte ein Altertümler nur mit Andacht beschauen. Die zierlich gewundenen Rauchfänge fesseln den staunenden Blick des Fremdlings, den sein Weg durch diese Strecken von Stechginster und Heide- und Farrenkraut führt, welches knietief und meilenweit am Saume des Forstes wuchert. In diesem Hause ward der jetzige Besitzer Hubert Scarlett vor 40 Jahren geboren; seit mehreren Menschenaltern trägt nämlich der älteste Sohn den Taufnamen Hubert. Er ist, wie seine Vorfahren von Beruf ein Förster." (S. Pictures of county life,and sommer rambles, by Thomas Miller. London 1846.)

Robin Hood und Guy von Gisborne.

S. 63. Gisborne ist ein Marktflecken im Westen von Yorkshire an der Grenze von Lancashire. Des hier gemeinten Guy von Gisborne geschieht zwar durch einen bekannten schottischen Dichter, William Dunbar, im fünfzehnten Jahrhundert bereits Erwähnung, welcher ihn neben Robin Hood, Adam Bell und anderen Zelebritäten als einen Helden ähnlichen Gepräges nennt; doch ist von Guys Taten und Erlebnissen nichts auf die spätere Nachwelt gelangt. Darin war das Glück den andern genannten günstiger.

Die vorliegende Ballade gilt übrigens als eines der ältesten und bestangelegten Stücke des ganzen Liederkreises.

S. 67. „Wer nicht verwandt, bekannt den Zwein."

„Kythe nor king" ein alter alliterierender Ausdruck für die im Mittelalter heilig gehaltenen Geschlechts- und Freundschaftsgenossenschaften. (Dönniges.)

S. 67. „Wie sie mit Klingen hell und blank
Im Kampf zu Leib' sich gehn."

„With blades both browne and bright," buchstäblich: „mit Klingen braun und glänzend", was jedoch ein Widerspruch wäre. Zwar bemerkt Bischof Percy (Reliques etc.) zu dieser Stelle, daß brown bei den alten Dichtern das gewöhnliche Epitheton für Schwerter und andere Angriffswaffen sei (z. B. brown brand, brown sword, brown bill), zuweilen sogar in der Zusammenstellung mit „glänzend" (brigth brown sword); er weist darauf hin, daß Chaucer und Spenser in ähnlicher Bedeutung das Wort rusty (rostig) gebrauchten, und meint, es habe den Anschein, daß unsere Vorfahren wenig Wert auf die Blankerhaltung der Waffen legten, es vielmehr für ehrenhafter

hielten, dieſe getränkt mit dem Blute ihrer Gegner zu zeigen. Allein dieſe Bemerkungen löſen jenen Widerſpruch nicht, welcher noch erhöht wird, wenn man ſich Glanz und Blutroſt in Verbindung denkt. Der Überſetzer hielt ſich daher an die ihm freundlichſt mitgeteilte Deutung eines verehrten Germaniſten (K. Weinhold), welcher das altengliſche browne hier gleichbedeutend mit dem altdeutſchen brûn (hell, glänzend) erklärt.

Robin Hood und der Biſchof.

S. 70. „Wenn mich der Biſchof fängt,
Erbarmungslos fällt dann mein Los,
Ich weiß, daß er mich hängt."

Wohl eine Hindeutung auf die jurisdiktionellen Befugniſſe, welche die Biſchöfe als ſtändige Mitglieder der Grafſchaftsgerichte in älterer Zeit ausübten.

Robin Hood und der Gerber.

S. 73. „Artur a Bland, der Gerber von Nottingham", ſagt einer der engliſchen Kommentatoren dieſer Balladen, „war ein wilder, unſteter Burſche, welcher die Häute mehr liebte, wenn ſie noch warm und rauh auf dem Rücken der Bullen ſich befanden, als in ſeiner Gerbergrube im Übergangsſtadium, um Sohlen und Oberleder für die Beſchuhung zu werden. Es war damals eine ſchlechte Zeit für das Gerbergeſchäft; jeder Hausvater gerbte das Leder für Schuhe und Riemzeug ſelbſt, mittels eines Verfahrens, welches, von der Wiſſenſchaft unſerer Tage zwar belächelt, doch ein feſtes und dauerhaftes Produkt lieferte. So kam es wohl, daß der ehrenwerte Artur mehr an Barnesdale und ſeinen Vetter John dachte, als an ſeine Beſchäftigung mit einem unlieblich duftenden Gemenge von Eichenrinde und Goſſenwaſſer. Mit ſo unſtetem Gemüt und mit dem Rufe eines Raufbolds wanderte er in den Wald, gleich gefaßt auf gute und ſchlimme Abenteuer und gleich unbekümmert, einem Stück Rotwild oder einem bewaffneten Outlaw zu begegnen." (Gutch II, 182.)

Robin Hood und der Kloſterbruder.

S. 78. Die Volksüberlieferung ſtellt dem frommen und andachteifrigen Robin Hood auch eine Art Haus- und Feldkaplan in der Perſon eines Mönches, des Fraters (friars) Tuck an die Seite. In W. Scotts Ivanhoe fand dieſer gleichfalls ſeine charakteriſtiſche Stelle. Im Morristanz iſt ihm eine der vier Hauptrollen zugewieſen. Sollte der Kloſterbruder dieſer Ballade mit dem Bruder Tuck identiſch ſein, ſo müßte letzterer dem Ziſterzienſerorden, deſſen Eigentum Fountains Abbey war, angehört haben.

S. 81. „Sein linkolngrüner Mantel fliegt."

Linkoln ſtand in älterer Zeit in dem Rufe, das beſte Grün zu färben. In gleichem Anſehen ſtand Coventry für Blau; auch Kendalgrün erfreut ſich großer Berühmtheit Jäger und Förſter liebten die grüne Farbe, welche ſie im Walde davor ſchützte, vom Wilde zu früh wahrgenommen zu werden. So pflegten die ſchottiſchen Hochländer braune Plaids zu tragen, um auf der Heide ſich nicht bemerklich zu machen.

Robin Hoods goldner Lohn.

S. 83. „Grüßt mit dem Gröſchlein mir die Hand,"

oder wie Dönniges überſetzt: „Mit einem Kreuzer kreuzt meine Hand," ein Verſuch, die Alliteration des Originals: „cross with a groat" im Deutſchen nachzubilden. „Cross my hand with silver" iſt übrigens ein ſehr gewöhnlicher Zuruf bettelnden Zigeunervolkes.

Robin Hood rettet der Witwe drei Söhne.

S. 83. „Und hängt dafür der Sheriff nicht,
So iſt viel Glück dabei."

Im Urtext wird der Sheriff wirklich gehängt. Wenn der Überſetzer ſich hier eine Art Begnadigungsrecht anmaßte, ſo möge man dies nicht als eine Überſchreitung jenes beſcheidenen Maßes von Freiheit, welches er für die Behandlung dieſes Balladenkreiſes in Anſpruch nehmen mußte, ſondern faſt als Gebot der Notwendigkeit anſehen, indem es nicht wohl anging, den Sheriff, welcher ſchon in der nächſten, wie in den ſpäteren Balladen, ungeſchädigten Leibes in ſehr entſchiedener Weiſe auftritt, unmittelbar vorher vom Leben zum Tode bringen zu laſſen. Dieſe Änderung ſchien um ſo mehr erlaubt, als eine andere, genau denſelben Gegenſtand und oft mit den gleichen Worten behandelnde Ballade (unter dem Titel: Robin Hood rescuing the three squires from Nottingham gallows) jenen für den Sheriff ſo verhängnisvollen Schluß nicht hat, ſondern einfach mit der Rettung der drei Junker abſchließt.

Der in der Ballade mit dem deutſchen Worte „Junker" überſetzte Ausdruck Squire, Esquire bezeichnet in der engliſchen Adelswelt die nächſte Rangſtufe nach dem Ritter, urſprünglich aber einen Knappen oder Schildträger (Ecuyer, Escudero).

Robin Hood und Allin vom Tal.

S. 93. Allan o' the dale, nach Spenſer Hall ein Minſtrel und liebenswürdiger Charakter, gleichfalls der Bande Robin Hoods angehörig.

Robin Hood und der Biſchof von Hereford.

S. 96. Hereford, die Hauptſtadt der gleichnamigen Grafſchaft, angeblich auf den Trümmern Ariconiums gebaut, iſt eine der älteſten Biſchofſtädte Englands. Die Domkirche, welche ſich über dem Grabe des oſtangliſchen Königs Ethelbert erhebt, wurde 1055 durch die Normannen zerſtört, jedoch im zwölften Jahrhundert wieder neugebaut.

Klein John und die vier Bettler.

S. 98. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Robin Hood und ſeine Leute, ſo ſehr ſie das Glück mitunter begünſtigte, doch zeitweiſe in Mangel gerieten und in allem Ernſt bisweilen aufs Betteln ſich verlegen mußten. (Ritſon.)

S. 99. „Doch einer der tot, gibt Käſ' uns und Brot,
Manch Pennyſtück wohl auch."

Zur Zeit des Papſttums war es in England Sitte, unter alle Leute ohne Unterſchied, welche ſich zum Leichenbegängniſſe eines Nachbars einfanden, Brot und Geld zu verteilen, und zwar um ſie zu deſto andächtigerem Gebete für die Seele des Verſtorbenen zu ermuntern. Und noch jetzt iſt es bei den untern und Mittelklaſſen des nördlichen Englands Gebrauch, wenn ein Mitglied der Familie ſtarb, in deren Namen durch den Bäcker in jedem Hauſe des Kirchſpiels ſo viel Pennylaibe Brotes und kleine Roſinenkuchen (plumb-cakes), als Perſonen den Hausſtand bilden, verteilen zu laſſen. (Ritſon nach Peels Mſpt.)

König Richard und Robin Hood.

S. 101. Ein junger finniſcher Forſcher, Herr C. G. Eſtlander, welcher kürzlich zwei Abhandlungen in ſchwediſcher Sprache: **Richard Lejonhjerta und Folkesangerna om Richard**, worin er die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts als das Zeitalter Robin Hoods annimmt, ans Licht geſtellt hat, charakteriſiert das von W. Scott im Ivanhoe geſchilderte Zuſammentreffen König Richards mit Robin Hood in folgenden Worten, welche auch auf unſere Volksballade Anwendung finden: „Perſönliche Berührung beider hat ſchwerlich ſtattgefunden, und doch kann eine wahrheitgemäßere Veränderung der hiſtoriſchen Wirklichkeit nicht gedacht werden als diejenige, welche den Ritterkönig auf dem Thron und den Freibeuterkönig der Wildnis einander begegnen läßt. Denn wie unermeßlich auch der Abſtand ſcheinen mag zwiſchen dem Beherrſcher der mächtigſten Nation des Weſtens, deſſen Wille Geſetz war für ein blühendes Reich, deſſen Fahnen die ſtolzeſte Ritterſchaft folgte, und dem rechtloſen Freibeuter,

der mit seinen Leuten dem Wilde gleich gejagt ward in Sherwoods Wäldern, so begegnen sich ihre Charaktere doch in zwei wesentlichen Punkten. Beide Männer sind echt romantische Persönlichkeiten wegen ihrer Losgebundenheit von den trivialen Verhältnissen des alltäglichen Lebens; beide sind außerdem gleichzeitige Repräsentanten zweier Völker, welche nach der Schlacht bei Hastings so lange feindlich nebeneinander wohnten in demselben Lande. Während die Normannen mit Begeisterung ihrem Helden folgten auf seiner weltberühmten Ritterfahrt nach dem heiligen Lande, sieht das Volk der Angelsachsen mit Gram in Sherwoods Freibeutern die letzten Kämpfer um seine Selbständigkeit. Der Gegensatz der beiden Persönlichkeiten erweitert sich so zu einem Gegensatze des Charakters, der Lebensbedingungen und sozialen Stellung zweier Völker." (Vgl. den Aufsatz: „Richard Löwenherz und Robin Hood" in Nr. 23 des Magazins für die Literatur des Auslandes. Jahrg. 1861.)

Robin Hood verläßt den Hof.

S. 105. Diese Ballade ist dem mehrfach genannten „Lyttel geste" entnommen und findet sich in der 8. Abteilung (fytte) des genannten Balladenkranzes.

Robin Hood und Königin Katharine.

S. 109. Es ist hier hervorzuheben, daß bis zur Zeit Heinrichs V. unter den Gemahlinnen der Könige von England keine einzige mit dem Namen Katharina vorkommt. Heinrich VIII. jedoch, der eifrige Veranlasser und Teilnehmer der Maifeste, der selbst einmal in der Maske Robin Hoods die Königin und deren Damen erschreckte und erlustigte, hatte nicht weniger als drei Frauen jenes Namens. Es ist daher erklärlich, daß letzterer den späteren Balladendichtern ziemlich geläufig war.

Der Originaltext dieser Ballade, welche je nach den verschiedenen Abdrücken entweder in einem oder auch in zwei Teilen vorliegt, scheint überhaupt an mancherlei Lücken, Wort- und Strophenversetzungen und widersprechenden Lesarten zu leiden, wodurch das Verständnis, namentlich der bei dem Wettschießen beobachteten Ordnung, wesentlich erschwert wird. Wenn nicht etwa eine Strophe, in welcher die Schützen der Königin einmal schießen, vor jener, in welcher die Schützen des Königs zum zweitenmal schießend auftreten, ganz ausgefallen sein sollte, so läßt sich nur annehmen, daß sechs Schützen des Königs und nur drei Schützen der Königin sich gegenüberstanden und letztere nur gewinnen konnten, wenn sie qualitativ ganz gleiche oder bessere Schüsse als jene gemacht hatten.

S. 111. „Der König ſchritt gen Finsbury."

Finsburyfield, ein Grundſtück nächſt Moorfields in London, berühmt und vielgenannt wegen der Vereinsfeſte und Schießübungen der Bogenſchützen, deren Hauptſchauplatz es in früheren Zeiten war. Zu dieſem Ende waren die daſelbſt befindlichen Gärten im Jahre 1498 in einen geeigneten offenen Platz umgeſtaltet worden. Ausführlicheres über das engliſche Schützenweſen und deſſen Geſchichte ſ. in Struts Sports and Pastimes of the people of England. London 1845.

S. 113. „Klein John mit gutem Zirkelſchuß,"

im Original: „with a bearing arrow", worunter nach einigen der Schuß aus einer Armbruſt verſtanden ſein ſoll. Wahrſcheinlicher ſcheint die Auslegung Struts (a. a. O.), daß unter jenem Ausdruck ein Pfeilſchuß zu verſtehen ſei, deſſen Flug das Segment eines Zirkels beſchreibt, alſo ein Bogen-, Kreis- oder Zirkelſchuß.

Robin Hood und der Bettler.

S. 114. Motherwell („Minstrelsy ancient and modern") und Finlay („Scottish Historical and Romantic Ballads") erklären dieſe Ballade ſchottiſchen Urſprungs. Auch Ritſon hält dafür, daß ſie aus Schottland oder doch aus dem Norden Englands entſtamme.

Eine ähnliche Geſchichte („Comment un moine se débarasse des Voleurs") findet man in „Le moyen de parvenir". Ausg. 1739.

Robin Hood zur See.

S. 124. Robin Hoods Bay, eine Bucht und ein Fiſcherdorf an der Küſte von Yorkſhire zwiſchen Whitby und Scarborough, wurde bereits in der Einleitung erwähnt. Wenn Robin Hood infolge Aufſehen erregender Räubereien um ſeine Sicherheit beſorgt ward, verließ er ſeine gewöhnlichen Aufenthaltsorte, und nordwärts fliehend durch die Moorgründe um Whitby, ſuchte er die Meeresküſte zu erreichen, wo immer irgend ein Fiſcherfahrzeug in Bereitſchaft lag, welches ihn in die offene See trug und allen Verfolgern trotzen ließ. So erzählt ein älterer Schriftſteller namens Charlton, und dieſe Tradition mag wohl zu obiger Ballade Anlaß gegeben haben.

Robin Hoods Tod.

S. 127. „Da brach Robin gen Kirkley auf."

Kirkleys, Kirklees, jetzt Kirkless Park genannt, zwiſchen den Städten Wakefield und Huddersfield, auch Kirkleghes, früher Kuthale, in der Dekanei von Pontrefract, war ein Nonnenkloſter des Ziſterzienſer-, nach andern des Benediktinerordens, unter der

Regierung Heinrichs II. von Reynerus Flandrensis zu Ehren der Jungfrau Maria und des heil. Jakob gegründet.

Nach dem „Lyttell geste" soll ein Sir Roger of Doncaster, der gegen Robin wegen irgend einer erlittenen Unbill aufgebracht war, die Priorin von Kirkleys (nach einigen Robins Muhme) zu dem tödlichen Vorgehen gegen diesen aufgereizt haben. Die Priorin ließ den Leichnam Robin Hoods hart an der Heerstraße, wo er manche seiner Räubereien begangen hatte, begraben, damit die Vorübergehenden nun mit jenem Gefühl von Sicherheit, welches ihnen bei seinen Lebzeiten fremd war, ihren Weg fortsetzen möchten. Die in den Papieren des Dr. Gales, weiland Dechants von York, aufgefundene, wohl apokryphe Grabschrift soll gelautet haben:

„Hear undernead dis laitl stean
laiz robert earl of huntingtun
nea arcir ver az hie sae gend
an pipl kauld im Robin Hend
sick utlawz as hi an is men
vil England nivir si agen.
obiit 24 kal, dekembris, 1247.

Auf der gegenwärtig als Grabstätte Robin Hoods bezeichneten Stelle befindet sich ein sehr beschädigter Stein mit einem Kreuze und unlesbarer Inschrift. Dieser Grabstein wurde jedoch wahrscheinlich anders woher an diese Stelle gebracht und bezeichnet wohl die letzte Ruhestätte einer ganz andern Person, vermutlich der Elisabeth de Staynton, Priorin des Klosters. Ein Stein mit der oben angeführten Inschrift aber befand sich niemals an diesem Orte. Die Nachgrabungen, welche der Verstorbene Grundeigentümer Sir Samuel Armitage daselbst veranlaßt hatte, sollen das Vorhandensein einer Leichenstätte an dieser Stelle durchaus nicht bestätigt haben. (Ritson und Gutch.)

In der Erzählung über Robin Hoods Todesart stimmen Volkslied und Tradition mit den Sitten des 12. Jahrhunderts ganz überein. Wie bereits erwähnt, beschäftigten sich damals in den reichen Klöstern viele der Frauen mit dem Studium der Heilkunde und mit der Verfertigung von Arzneien, welche sie den Armen unentgeltlich ausfolgten. Zudem waren seit der Eroberung die Oberinnen die meisten Nonnen in den Klöstern Englands von normännischer Abkunft, wovon noch ihre in altfranzösischer Sprache verfaßten Satzungen Zeugnis geben. In diesem Umstande liegt wohl die Erklärung, wie der vom König geächtete Sachsenhäuptling in einem Kloster statt der gesuchten Hilfe nur seinen Untergang finden sollte.

Inhalt.

	Seite
Einleitung des Herausgebers	3
Einleitung	5
Robin Hoods Geburt	34
Robin Hoods Gang nach Nottingham	36
Robin Hood und John Klein	38
Robin Hood und Maid Marian	43
Robin Hood und der Töpfer (1. 2.)	45
Robin Hoods Kirchengang	54
Robin Hood und Guy von Gisborne	63
Robin Hood und der Bischof	70
Robin Hood und der Gerber	73
Robin Hood und der Klosterbruder	78
Robin Hoods goldner Lohn	83
Robin Hood rettet der Witwe drei Söhne	85
Robin Hood und der goldene Pfeil	89
Robin Hood und Allin vom Tal	93
Robin Hood und der Bischof von Hereford	96
Klein John und die vier Bettler	98
König Richard und Robin Hood	101
Robin Hood verläßt den Hof	105
Der König jagt auf Robin Hood	107
Robin Hood und Königin Katharine	109
Robin Hood und der Bettler (1. 2.)	114
Robin Hood zur See	124
Robin Hoods Tod	127
Anmerkungen	130

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anastasius Grüns

sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Herausgegeben

von

Anton Schlossar.

Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, zwei Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe.

Zehnter Band.

Inhalt: Vorrede zu Lenaus Nachlaß und übrige Prosa.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Einleitung des Herausgebers.

Zum ersten Male erscheinen hier die prosaischen Schriften Anastasius Grüns gesammelt, vielleicht zum Erstaunen so manchen Kenners von dessen Dichtungen, dem von prosaischen Arbeiten des Grafen Anton Auersperg fast nichts bekannt geworden ist. Und doch hat dieser, selbst abgesehen von seinen politischen Broschüren an die Slowenen aus dem Jahre 1848, noch verschiedenes in Prosa verfaßt, was der Sammlung in einem Bande wie der vorliegende überaus wert ist. Jedenfalls sind in die „Sämtlichen Werke" selbst die kleineren, wenn auch weniger bedeutend scheinenden Stücke einzuverleiben. Auch diese kleineren Stücke erscheinen übrigens beim näheren Zusehen bezeichnend für die Denkweise, den Sinn und das Gemüt des Dichters. Sei es, daß dieser einem begabten Freunde liebenswürdig das Vorwort zu dessen literarischem Werke geschrieben und mit seinem eigenen berühmten Namen gefertigt, sei es, daß er bei Herausgabe des Nachlasses des selbst weitberühmten Freundes warme und innige Worte treufreundlichen Gedenkens diesem Nachlasse vorgesetzt, einem andern ein pietätvolles Gedenkblatt in einer Zeitung gewidmet oder ernstsinnige Betrachtungen auf ein Papier geworfen, welche Fragen behandeln, mit denen seit Jahrtausenden die denkende Menschheit sich beschäftigt. Aus diesen an verschiedenen Orten veröffentlichten Aufsätzen, Vorreden und dgl. im Vereine mit der vortrefflichen umfangreicheren lebensgeschichtlichen Arbeit über Nikolaus Lenau und der aufgefundenen Jugenderzählung ergibt sich ein gehaltvoller Band, welcher den Verehrern Anastasius Grüns hier vorgelegt werden kann und die „Werke" durch diese Prosaschriften erst zu „Sämtlichen" ausgestaltet. Von mancher Seite wurde die Vermutung ausgesprochen, daß Graf Auersperg in seiner parlamentarischen Periode möglicherweise hier oder dort politische Arbeiten veröffentlicht habe. Demgegenüber kann mit Bestimmtheit versichert werden, daß dies nicht der Fall war. So vielfach Auersperg mit bedeutenden Journalisten und Herausgebern maßgebender Journale auch verkehrte und diese vielleicht seinen Ansichten, die sie etwa aus Gesprächen entnahmen,

in ihren Blättern Ausdruck gaben, so hat er doch niemals in einem Blatte etwas veröffentlicht, was politischen Charakter hatte, die erwähnten offenen Sendschreiben an die Slowenen etwa ausgenommen, welche mit Auerspergs Wissen und Willen, um weiteste Verbreitung zu erlangen, in den Tagesblättern abgedruckt wurden.

Was die einzelnen Stücke dieses Bandes betrifft, so ist darüber folgendes zu bemerken:

„Nikolaus Lenaus dichterischer Nachlaß herausgegeben von Anastasius Grün", Stuttgart, Cotta, 1851 bildet eine wehmütig gebotene Gabe des Freundes, der seine ganze Wärme und freundschaftliche Gesinnung in dem vorausgeschickten Vorworte niedergelegt hat. Dieses Vorwort ist seitdem nicht wieder zum Abdrucke gelangt. Das ganze Buch gehört schon zu den großen literarischen Seltenheiten.

Im Jahre 1855 erschien ebenfalls bei Cotta in Stuttgart die prächtige vierbändige Ausgabe: „Nikolaus Lenaus sämtliche Werke herausgegeben von Anastasius Grün." Die vom Herausgeber hierzu verfaßte Vorrede gehört ebenfalls zu den wenig bekannten Veröffentlichungen unseres Dichters und ist hier aufgenommen worden. Daß die gleichfalls für die erwähnte Ausgabe auf Ersuchen des Verlegers von Auersperg abgefaßten und seitdem in einer Reihe von Cottaschen Ausgaben der Werke Lenaus wieder abgedruckten „Lebensgeschichtlichen Umrisse" in die vorliegende Sammlung gehören, ist natürlich und selbstverständlich. Bilden sie doch die erste authentische und mit dem feinsten Verständnis auch für das innere Leben des Freundes und dessen dichterisches Schaffen abgefaßte Beschreibung seines Lebens und Wirkens, stammt doch dieses Lebensbild aus der Feder eines zeitgenössischen Freundes, welcher dem Dichter Lenau nahegestanden wie wenige andere, ihm geistig ebenbürtig und mit dessen Wirken und Streben vertraut war wie kein zweiter. Dazu gestaltet die edle schöne Sprache und die stilistische Glätte und Abrundung dieses Lebensbildes dasselbe zu einem prosaischen Meisterstücke.

Das Vorwort zu den Novellen L. R. v. Polzers: „In Mußestunden", welche 1874 im Kommissionsverlage bei C. Gerold in Wien erschienen sind, macht uns zugleich mit einem langjährigen Freunde Auerspergs bekannt, mit dem er in Graz viel verkehrte. Die drei Novellen, welche der Band enthält, zeugen in der Tat von einer gewissen Begabung des Verfassers, welcher das Glück hatte, mit Auersperg in näherem freundlichen Verkehre zu stehen. Da v. Polzers

in literarischen Nachschlagebüchern keine Erwähnung geschieht, so sei hier angeführt, daß Ludwig Ritter v. Polzer, am 16. Oktober 1807 in Wien geboren, in den Staatsdienst getreten war, aus dem er 1848 schied und seitdem in Graz lebte, wo er am 14. Juni 1874 starb, und wo noch Nachkommen von ihm leben.

Der Aufsatz „Ein Gedenkblatt", den Auersperg zur Erinnerung an seinen unvergeßlichen Freund Fellner verfaßt hat, dem die erste Auflage des Letzten Ritters unter dem Namen „Ernfell" gewidmet erschien (Vgl. Sämtliche Werke, Bd. V, S. 5 u. 9), befindet sich in dem Grazer Blatte „Tagespost" vom 21. Mai 1874, Nr. 114, welches damals A. V. Svoboda redigierte. Das Gedenkblatt füllt neun Feuilletonspalten und ist mit A. . . . . s G. . n unterzeichnet. Es bildet dieser Aufsatz das einzige von Auersperg in einem politischen Blatte veröffentlichte Feuilleton und ein schönes Zeichen freundschaftlicher Pietät.

Den „nicht für den Druck, sondern nur zu seiner eigenen Klärung" von Auersperg geschriebenen Aufsatz „Leben nach dem Tode" gab der Verfasser seinem Cousin Grafen Eugen Auersperg, nach dessen Tode er an dessen Hausarzt Dr. Frankenstein in Iglau gelangte. Letzterer stellte ihn dem Dr. M. Wolfram zur Verfügung, welcher die interessante Aufzeichnung in der „Neuen freien Presse" (Wien) vom 28. September 1902, Nr. 13684 (Literaturblatt) unter dem Titel: „Ein ungedrucktes Manuskript Anastasius Grüns" zuerst veröffentlichte.

Das erste politische Sendschreiben aus dem Jahre 1848 ist unter dem Titel „An meine slovenischen Brüder! Ein Wort zur Verständigung gelegentlich des vom Verein ‚Slovenja' in Wien ergangenen Aufrufes von A. Gr. v. Auersperg (Anastasius Grün)" in Laibach 1848, Druck bei Joseph Blasnik erschienen und füllt acht Oktavseiten. Das zweite Sendschreiben hat die Überschrift: „Antwort auf das offene Sendschreiben des Vereins ‚Slovenja' in Wien von Ant. Alex. Grafen v. Auersperg (Anastasius Grün)" und ist ohne Angabe des Druckortes, wahrscheinlich aber in Graz gedruckt erschienen. Es füllt zehn Seiten größeren Oktavformates. Ein Abdruck dieses Sendschreibens wurde von Auersperg selbst in Nr. 57 und 58 der Grazer Zeitschrift „Stiria" vom 13. und 16. Mai 1848 veranlaßt, indem der Graf unmittelbar vor seiner Abreise nach Frankfurt den Redakteur Schulheim das Sendschreiben zur Veröffentlichung in seinem Blatte übergab.

Die Jugenderzählung Auerspergs „Der Eremit auf der Sierra Morena“ dürfte den meisten Verehrern Anastasius Grüns eine Überraschung bieten, da sie so gut wie unbekannt ist. Sie erschien in der von Johann Schickh herausgegebenen „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“, Jahrgang 1827, Nr. 107—110, also in jener vortrefflich redigierten Zeitschrift, in welcher so zahlreiche der begabten jungen Dichter Österreichs Mitarbeiter waren, die sich später einen berühmten Namen errungen haben. Ob die Bemerkung, „nach dem Französischen frei erzählt“ bedeuten soll, daß nur der Stoff einem französischen Verfasser entnommen wurde, oder ob es sich nur um eine freiere Übertragung handelt, konnte leider nicht ergründet werden.

Inhalt.

	Seite
Einleitung des Herausgebers	3
Vorwort zu „Nikolaus Lenaus dichterischer Nachlaß“	7
Vorwort des Herausgebers zu Lenaus Werken	14
Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse	17
Vorwort zu „In Mußestunden“. Novellen von L. R. v. Polzer	134
Ein Gedenkblatt	137
Leben nach dem Tode	144
„An meine slowenischen Brüder. Ein Wort zur Verständigung“	147
Antwort auf das offene Sendschreiben des Vereins „Slovenja“ in Wien	152
Der Eremit auf der Sierra Morena	166

Vorwort zu „Nikolaus Lenaus dichterischer Nachlaß“.*)

Durch den ausdrücklichen letztwilligen Wunsch des unsterblichen Dichters, meines unvergeßlichen Freundes, mit der Herausgabe seines jüngsten Dichterwerkes „Don Juan“ betraut, habe ich mich dieser Aufgabe als einer teuren Freundes- und Ehrenpflicht mit der dem großen Toten schuldigen Pietät und gewissenhaftesten Sorgfalt, aber auch mit ernster Wehmut unterzogen, welche durch die meinen Händen anvertrauten Blätter, deren jedes mir die Größe des erlittenen Verlustes fühlbar erneuerte, nur gesteigert werden mußte. Doch fand ich Stärkung und Erhebung in dem Gedanken, daß der edle Mann und Dichter im Vorgefühle des Scheidens durch jenen Auftrag mir gleichsam nochmals die Hand gereicht hatte, um mir auch für den erschütterndsten Augenblick jene Stelle in der Nähe seines Herzens anzuweisen, nach der ich im Leben wie in der Kunst mit Liebe und Treue von jeher gestrebt hatte. Mag es dem Sterbenden einen großen Trost gewähren, seine letzten Hauche von bewährten Freunden bewacht zu wissen, größer doch ist das Maß der läuternden Weihe, die von dem letzten Schlummerkissen eines großen und reinen Menschen über jene ausströmt, die es umstanden.

In der dramatischen Dichtung „Don Juan“, durch welche die vorliegende Sammlung eröffnet wird, begegnen wir der letzten größern Arbeit, welche unsern Dichter unmittelbar von der verhängnisvollen, erst so hoffnungshellen, dann so unheil-

*) Die Hinweise auf Lenaus Dichtungen beziehen sich auf: Lenaus sämtliche Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesses Verlag.

schweren Wendung seiner Lebensgeschichte beschäftigt hatte. Im „Don Juan" sollte die vor Jahren im „Faust" eingeschlagene Bahn Ergänzung und dichterischen Abschluß erhalten, die dort in dem Hauptcharakter verkörperte spiritualistische Dichtung sollte hier ihre sensualistischen Gegensätze finden, die beiden getrennten Hälften des Doppelwesens Faust-Don Juan sollten eben durch ihre Gegenüberstellung, wie die entgegengesetzten Hemisphären desselben Planetenballes, gegenseitig Zusammenhang, Rundung und Ganzheit gewinnen. Die wechselseitigen Beziehungen beider Werke sind unverkennbar und finden sowohl in deren stofflichem Inhalte wie in der eigentümlichen weitumfassenden Lebensanschauung des Dichters ihre motivierende Erklärung. Was diesem bei seinem „Faust" gegönnt war, die Durcharbeitung und Ausführung seines Gegenstandes innerhalb der selbstgestellten Grenzen, scheint ihm bei „Don Juan" leider versagt geblieben; denn obschon diese Dichtung in ihrer äußeren Handlung zu einem allenfalls genügenden Abschlusse gediehen ist, so trägt sie doch, ganz abgesehen von den in der Handschrift selbst vorkommenden Kennzeichen, innere unverkennbare Merkmale an sich, daß sie in der uns zurückgelassenen Form von dem Dichter selbst noch nicht als fertig und künstlerisch vollendet angesehen werden konnte. Wir finden die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches in der unserem Dichter eigenen und gewöhnlichen Art, seine poetischen Stoffe zu behandeln, die er, nachdem vorläufig der Reichtum des Gegenstandes bewältigt und in großartigen Umrissen und Gruppierungen zum einheitlichen Bilde geordnet worden war, zuerst nur in ihren hervorstechenden Glanzstellen und den seiner Begeisterung näherstehenden Lieblingspartien oft bis in die kleinsten Einzelheiten auszuführen liebte, während er erst später daran ging, die nötigen Verbindungsglieder und vermittelnden Übergänge und somit die künstlerische Harmonie des Ganzen herzustellen. Bevor Lenau bei seinem „Don Juan" an diese

letzte Stufe seiner Arbeit gelangen konnte, war die Feder seiner Hand entsunken. Die dadurch zurückgebliebenen Lücken werden der kritischen Sonde des Lesers nicht entgehen; sie werden aber auch während des dankbaren Genusses so großer Schönheiten sein tiefes Bedauern erwecken, daß es dem Dichter selbst nicht mehr vergönnt war, jene auszufüllen, diese zu ergänzen.

Was vorstehend über die partielle Unvollständigkeit des Gedichtes nur als Vermutung ausgesprochen werden konnte, ist durch seither bekannt gewordene Äußerungen des Dichters selbst gegen näherstehende Freunde, namentlich in bezug auf den Abschluß seiner Dichtung, zur feststehenden Gewißheit gediehen. Es sei hier zunächst der tiefeingehenden sinnvollen Andeutungen Berthold Auerbachs*) dankbar und anerkennend erwähnt. Wenn der verehrte Berichterstatter über Lenaus letzten Sommer die unvertilgbaren eisigen Schauer, denen der Held der Dichtung erliegt, als einen „wesentlich pathologischen Schluß“ bezeichnet, muß man ihm wohl vollkommen beipflichten, ohne jedoch den bescheidenen Zweifel unterdrücken zu können, ob nach der ganzen Anlage des Gedichtes, wie dieses uns vorliegt, ein Schluß wesentlich anderer Art im Sinne des Dichters wohl denkbar sei? Wenn Auerbach dem Dichter entgegenhielt, „Don Juan müßte vielmehr ethisch an der Erkenntnis und Erfahrung untergehen, daß er, der alles genießen zu können glaubte, wahre Frauenliebe nie genossen habe, da diese in höchster Beglückung nur dem würde, der als Individuum wieder ein anderes ganz sein nenne und wisse,“ so scheint es uns doch andererseits höchst bedeutsam, daß der Dichter selbst, ungeachtet des momentanen Wohlgefallens, das er anfänglich dieser Idee abzugewinnen schien, sehr bald wieder davon abkam und mannigfache Einwendungen

*) Der letzte Sommer Lenaus. Erinnerung und Betrachtung von Berth. Auerbach. Im „Deutschen Museum“, herausgegeben von R. Prutz und W. Wolfsohn. 1851, 1. Heft.

dagegen vorzubringen hatte. Die in Vorschlag gebrachte Wendung war übrigens kaum auf anderem Wege als durch die gründliche Umschmelzung des ganzen Werkes erreichbar. Ob Lenau sich je dazu aus eigener Überzeugung entschlossen hätte? Ob gerade den Dichter der Skepsis jener Ausgang endgültig befriedigen konnte? Ob der freie selbständige Geist, der trotz des ihm sonst so wohltuenden Einflusses seiner würdigen Frauenumgebung, deren entschiedener Abneigung gegen diese Dichtung so unbeugsam widerstanden hatte, als sie weitgreifende Dichterpläne auf das Maß des Konventionellen zurückführen wollte? Ob dieser unabhängige Geist auf seinen Eroberungszügen vor der Beglückungsschranke eines für ihn vielleicht auch nur ethisch Konventionellen — man erlaube den Ausdruck — befriedigt stille gestanden wäre? Ob er endlich vielleicht unter den Einwirkungen jenes, durch eine liebreich bewältigende Persönlichkeit verstärkten Frauenkreises zu dem erwähnten Umgusse seiner Schöpfung oder gar zu dem gänzlichen Fallenlassen des perhorreszierten Stoffes veranlaßt worden wäre? — diese Fragen sind durch die finstern Schicksalslose unseres Freundes zu unlösbaren geworden, wenngleich deren Anregung keine ganz müßige sein dürfte. Jedenfalls aber läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß Lenau in den letzten Augenblicken seines lichten Daseins über Beibehaltung oder Abänderung des Schlusses seiner Dichtung mit sich selbst noch nicht völlig ins reine gekommen war. Mag immerhin in dieser Beziehung der vorfindige Gedichtschluß als ein, vielleicht nur „provisorisches Notdach“ gelten, so wird doch das zyklopische Mauerwerk seines mächtigen Unterbaues, als Zeuge einer gewaltigen Kraft und ungewöhnlichen Kühnheit, noch die spätesten Beschauer mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen müssen.

Mehrseitig lautgewordenen Wünschen entsprechend sind in diesem Bande an die größere Dichtung „Don Juan“ auch die im Nachlasse des Dichters vorgefundenen kleineren Gedichte,

meist lyrisch-epischer Gattung, angereiht worden. Vielleicht hat manches hier seine Stelle gefunden, das der gegen sich selbst so strenge Dichter der Öffentlichkeit vorenthalten hätte. Der Sammler von Reliquien darf nicht ausschließlich nur den künstlerischen, er muß auch den biographischen Wert des Aufgefundenen ins Auge fassen. Es galt ja hier nicht nur der Kritik, sondern auch der Liebe, die kein Pfand der Erinnerung verwirft, Genüge zu tun. Die unverbrüchliche Achtung vor dem Willen des Dichters wies auch hier die einzuhaltenden Schranken; es durfte daher nichts aufgenommen werden, dem er selbst das bisweilen allzu strenge Verwerfungsurteil gesprochen hatte; in diesem Sinne mußte einiges in den neueren Auflagen der Gedichtsammlung Weggebliebene, so nahe die Versuchung zur Wiederaufnahme lag, auch hier ausgeschlossen bleiben. — Das Bruchstück „Helena“, in welchem uns der Versuch dramatischer Behandlung einer bekannten bereits mehrfach bearbeiteten Sage vorliegt, gehört wohl in die früheste Dichterperiode Lenaus, welcher dasselbe schon im Winter 1830 und 1831 seinem Schwestermanne A. X. Schurz, dem wir dessen Mitteilung verdanken, übergeben hatte. Die vorliegende erste Szene scheint auch die einzige und daher unveröffentlicht geblieben zu sein. In den lyrisch-epischen Gedichten der letzten Abteilung dagegen läuft der teure Faden, an welchen die Lenausche Muse so kostbare Perlen angereiht hat, bis unmittelbar in die trostlosen Tage, welche jenen so grausam zerrissen; namentlich bezeichnen die beiden Schlußstücke der Sammlung den letzten schöpferischen Lebensabschnitt des Dichters. Das tiefpoetische Lied „Blick in den Strom“ (II, 343), in Geist und Gemüt empfangen am 15. September 1844, als Lenau auf einem von Wien gen Linz fahrenden Donaudampfschiffe seine Brautreise angetreten hatte, wurde in Stuttgart am 24. September 1844, mithin wenige Tage vor seiner unheilbaren Erkrankung, für eine Freundin in Wien niedergeschrieben. „Eitel nichts!“ (II, 343) entstand am

18. September 1844, als Lenau spät in der Nacht auf dem rollenden Eilwagen zwischen Zernolding und München, körperlich sehr erschöpft, dahinfuhr, gleichsam zum Versuche, ob er unter so ungünstigen Umständen noch zu dichten vermöge. Dieses Gedicht wurde von dem bereits tief erkrankten Dichter am 29. November 1844 in seiner Zelle zu Winnenthal seinem geliebten Justinus Kerner, der von Weinsberg ihn zu besuchen gekommen war, dann seinem Arzt und Freunde Hofrat Zeller, der es ihm sogleich nachschrieb, und endlich seinem von Wien herbeigeeilten Schwestermanne A. X. Schurz, von dem diese Angaben herrühren*), mit aller bekannten Vortrefflichkeit des Vortrages mitgeteilt. Diese beiden Gedichte gemahnen uns jetzt wie granitene Denksteine, mit denen der Genius des Dichters dessen letzte Pfade hienieden bezeichnen wollte.

Es mag vielleicht unnötig erscheinen, die ausdrückliche Versicherung beizufügen, daß die in diesem Bande veröffentlichten Dichtungen, wie es schon die tiefe Verehrung für den Dichter mit sich brachte, genau in der Form und Fassung wiedergegeben sind, in welcher sie von ihm zurückgelassen wurden. Willkürliche Weglassungen und eigenmächtige Zusätze sind mit gleich strenger Gewissenhaftigkeit vermieden worden. Bei Varianten, deren übrigens nur zwei in der Handschrift vorkamen, sowie bei den wenigen im Texte vorfindigen Lücken, die sich auf einzelne fehlende Worte beschränken, wurde die Entscheidung und beziehungsweise die Ergänzung möglichst im Sinne und Geiste des Dichters vorgenommen. Nur einmal in der Szenenfolge des „Don Juan“ erlaubte sich der Herausgeber, durch innere unabweisliche Gründe veranlaßt, eine tiefer greifende Änderung; es galt nämlich einer Szene, welche mit Rücksicht auf die jetzige Gestalt der Dichtung

*) Es diene hier zur vorläufigen Kenntnisnahme, daß wir aus der Feder des Letztgenannten demnächst das sorgfältig ausgeführte Lebensbild des ihm persönlich so nahegestandenen Dichters zu erwarten haben.

offenbar am ungehörigen Orte eingereiht schien, — vielleicht nur durch einen Zufall, der die einzelnen nicht gehefteten, je eine ganze Szene enthaltenden Blätter verwechselt haben mochte, — jene geeignetere Stelle aufzufinden, die ihr in der Gliederung des Ganzen organisch angewiesen war. Der Herausgeber wird diese Änderung für vollkommen gerechtfertigt halten dürfen, wenn deren Auffindung, wie er hofft, auch dem Scharfblicke der Kritik nicht gelingen sollte.

Reichhaltiger an Umfang, als es von einem so gefeierten Dichter der Neuzeit zu erwarten stand, deren wenigen die drängende Ungeduld der Lesewelt, so wie das eigene Gefühl des innigen Zusammenhanges mit der nächsten Gegenwart es erlaubt, das Horazische Neunjahr auch nur annäherungsweise zu berücksichtigen, umfaßt der Nachlaß unseres Freundes so vielfältige Proben seiner dichterischen Begabung, es finden sich darin fast alle Zeitperioden und Dichtungsformen, in welchen sich diese bewährt hat, so mannigfach und glänzend vertreten, daß, hätte der Dichter auch sonst nichts geschrieben, das Vorliegende allein genügen könnte zur kritischen Würdigung seiner Dichtergröße und zur genauen Zeichnung seines Dichterbildes in vollkommener Ähnlichkeit und Übereinstimmung mit jenem Gemälde, das gewiegte Kunstrichter uns aus seinen übrigen Werken entworfen haben. So führt dieser Nachlaß uns Überlebenden die gliederreiche Reihe dichterischer Taten des Dahingeschiedenen, wie bei einem ernsten Totengerichte der Alten, noch einmal vor das Auge, daß wir den Mann und Dichter in seiner ganzen Würde und bedeutsamen Eigentümlichkeit noch einmal an uns vorüberschreiten sehen und den tief erschütternden, aber auch erhebenden Ernst dieser Erscheinung verstehen lernen. In unsere Totenklage darf sich das Gefühl der Befriedigung mengen, daß die edle Kämpfergestalt, indem sie unserm sinnlichen Auge entrückt wurde, vor unserem geistigen Blicke in ihrer reinen Erhabenheit stehen blieb, aufrecht, das leuchtende Schwert noch erhoben, Sieges-

gewißheit im wahrheitdurstigen Auge und den ersten noch ungetrübten Widerschein der anbrechenden Morgenröte auf dem blanken makelreinen Schilde; — wir sind beruhigt, daß es uns erspart bleibt, sie später vielleicht gebeugt von Mißmut und Trauer über den so schnell vereitelten Sieg, mit unwillig gesenktem oder gar mit zerbrochenem Schwerte zu sehen in den Tagen einer unerquicklichen Waffenruhe, die kein Frieden ist.

Und so sei der deutschen Nation das in diesem Bande niedergelegte poetische Vermächtnis eines ihrer mächtigsten und edelsten Geister zu liebevoller Aufnahme und schützender Pflege, ihrer selbst und des großen Dichters würdig, liebevoll übergeben. Mir aber ist es, indem ich die folgenden Blätter schließe, als ob ich im letzten Liebesdienste dem teuren Toten die Augen zu ewigem Schlummer zudrückte. Wer je einen Blick in diese getan oder aus ihnen empfangen, weiß es, welch treue und wahre, welch reine, freie und große Seele einst aus ihnen geleuchtet.

Im Januar 1851.

Der Herausgeber.

Vorwort des Herausgebers zu Lenaus Werken.

Ein Werk der Liebe vermeidet nicht, sondern sucht die Schwierigkeiten, deren Überwindung ihre Hingebung betätigen, ihr Verdienst begründen soll. Darum ist es für den Herausgeber der Werke Lenaus fast wie eine Beschämung, daß ihm seine Aufgabe bereits so wesentlich erleichtert vorlag. Der mäßige Umfang dieser Schriften, die Druckkorrektheit der noch vom Dichter selbst besorgten früheren Auflagen, seine sinnvolle Zusammenstellung des einzelnen, die klare und reine Schrift der nachgelassenen Manuskripte, ließen dem Heraus-

geber nur wenig zu tun übrig; die Tätigkeit des letzteren mußte sich, nebst einer kleinen Nachlese, auf die zweckmäßige Anordnung und Einteilung des Vorhandenen beschränken. Das wünschenswerte Ebenmaß in der Verteilung des Stoffes veranlaßte in den ersten zwei Bänden eine Abweichung von der bisherigen Reihenfolge der Abteilungen; doch ist, mit tunlichster Berücksichtigung der chronologischen Ordnung, nur Stoffverwandtes näher zusammengerückt worden. Man wird es nicht mißbilligen, daß die bisher in den beiden Teilen der „Gedichte" zerstreuten größeren lyrisch-epischen Dichtungen in einer eigenen Abteilung vereinigt wurden. Hieran reihen sich in den folgenden Bänden die großen episch-dramatischen Arbeiten strenge nach der chronologischen Folge ihres Erscheinens. Als ergänzender Anhang zu den Gedichten des Nachlasses beschließt die Sammlung eine „Lyrische Nachlese", in welche manches in den letzten Auflagen Beseitigte und Vermißte um so unbedenklicher aufgenommen wurde, als sämtliche Stücke bereits durch den Druck der Öffentlichkeit vorliegen und deren Wiederabdruck sonach, ohne die Rücksichten für den Dichter zu verletzen, dem Wunsche seiner Leser, welchen manche derselben lieb und bedeutungsvoll geworden sind, entgegenkommen dürfte.

Der Herausgeber hat einer Aufforderung, welche mittelbar in seinen nahen Beziehungen zu dem verewigten Dichter, unmittelbar in der an ihn ergangenen Einladung der Verlagshandlung lag, vielleicht mit größerer Bereitwilligkeit als erfolgversprechendem Kunstberufe Folge geleistet, indem er sich mit den nachstehenden „Lebensgeschichtlichen Umrissen" auf ein schriftstellerisches Feld wagte, auf welchem er sich bisher nur als Fremdling ansehen konnte. Frei von dem Anspruche, ein biographisches Kunstwerk bieten zu wollen, war es seine Absicht und Aufgabe, in gedrängter Skizzierung für die Leser dieser Gesamtausgabe ein nicht zu umfangreiches, aber wahrheitsgetreues und ähnliches Lebensbild des unvergeßlichen

Dichters zu entwerfen und die gegenseitigen Beziehungen zwischen dessen Leben und Schriften annähernd zu vermitteln. Entfernt von den gewöhnlichen Aufenthaltsorten des Dichters wohnend, konnte der Verfasser, ungeachtet der innigen und langjährigen Freundschaft, die ihn mit Lenau verband, über manche und wichtige Lebensmomente nicht als Augenzeuge berichten. Seine Erzählung war daher wesentlich auf die gewissenhafte Benützung der bereits veröffentlichten Quellen und freundlicher Privatmitteilungen angewiesen, ohne gelegenheitliche eigene Wahrnehmungen ganz auszuschließen. Für die ausführlichere Einflechtung seiner persönlichen Erinnerungen, so nahe die Versuchung dazu lag, schien ihm innerhalb der enggezogenen Grenzen einer kurzen Lebensskizze um so weniger der geeignete Raum und Ort, als die Natur derselben zur Festhaltung des Zusammenhanges eine breitere, memoirenartige Darstellung erfordert hätte. Der Maler begnügt sich, den Charakter des Gebirgszuges, welchen er darstellen will, mit seinem scharfgezeichneten Gipfel, seinen Einbuchtungen, Erhebungen und Absenkungen in treuen Umrissen anschaulich und erkennbar wiedergegeben zu haben, die weitere Ausbeutung und Hebung der pittoresken und Naturschätze dem Detailzeichner, dem Alpenwanderer, dem Botaniker, dem Mineralogen überlassend. Der Verfasser könnte sich nur Glück wünschen, wenn ihm das geistige Höhenbild, das er zu zeichnen hatte, im Sinne eines guten Landschafters gelungen wäre; er bescheidet sich gerne, daß bei einer so reichen Natur für den Literaturfreund, den Seelenforscher, den Arzt, ja selbst für persönlich Befreundete, welche jenen Lebenswegen auch in die Einzelnheiten zu folgen wünschen, noch immer ein weites Feld zu Studien, zu Fragen und Forschungen offen steht. In letzterer Beziehung verweist der Herausgeber auf die bereits über Lenau erschienenen monographischen Werke und Aufsätze, aus denen auch er dankbar geschöpft hat und worunter J. G. Seidl und L. Kompert über die Jugend- und Studien-

zeit, L. A. Frankl über die verschiedenen Perioden und literarischen Beziehungen des Wiener Lebens, K. Mayer über die früheren, Emma Niendorf über die späteren Aufenthalte in Schwaben, B. Auerbach über die letzten Monate vor der Erkrankung die umständlichsten udd dankenswertesten Nachweisungen gaben. Aus den nächsten Quellen geschöpft und aus einem bedeutenden, mit Liebe und Ausdauer gesammelten Materiale hervorgegangen, ist das demnächst zu gewärtigende biographische Werk von A. X Schurz, dem Schwager Lenaus, schon darum als eine erwünschte Ergänzung zu Lenaus Gesamtschriften zu bezeichnen, weil es die eigenen Briefe des Dichters, von denen einige in der Tat kleine Kunstwerke sind, in umfassender Sammlung zur Grundlage hat. So liegt ein Dichterleben vor uns, groß und reich genug, um viele zu ceschäftigen, zu groß und zu reich, um von einem einzelnen brschöpft zu werden.

Oktober 1854.

Nikolaus Lenau.

Lebensgeschichtliche Umrisse.

Wer es unternimmt, das Lebensbild eines geliebten dahingegangenen Freundes zu entwerfen, der prüfe vorerst sich selbst gar wohl, ob die Träne im Auge seinem Blicke noch jene Klarheit gelassen, die auch den Schatten, dessen kein irdisches Dasein entbehrt, genau wahrzunehmen vermöge; er hüte sich aber auch davor, den Blick allzulange auf den dunkeln Stellen haften zu lassen, denn das übermäßige Streben, unparteiisch zu erscheinen, macht gar oft ungerecht und unwahr und kann selbst die Liebe unabsichtlich auf jene Abwege führen, welche sonst nur von der absichtlichen Tadelsucht betreten werden. Mögen diese Blätter sich von solchem Fehler rein

erhalten und das Auge der Wahrheit hier zugleich immer das Auge der Liebe bleiben.

Wie mächtigen Einfluß die äußern Lebensgeschicke auf den innern Menschen, dessen Entwickelung, Fortbildung und Gestaltung jederzeit nehmen mögen, so dürften doch kaum bei einem andern die innigen Wechselwirkungen des Außen-, des Gemüts- und Geisteslebens in solchem Grade vorwalten, ja, bis zu einer solchen gegenseitig sich durchdringenden Unauflösbarkeit verschmolzen sein, wie bei dem Dichter Lenau. „Meine sämtlichen Schriften sind mein sämtliches Leben", sagt er selbst bezeichnend in einem seiner Briefe; und in der Tat, wer sein Leben nicht kennt, der wird den Schlüssel zum Verständnisse mancher seiner Dichtungen vermissen, und umgekehrt werden diese oft auf die düstern Schatten seiner Lebenspfade ihre warmen Schlaglichter werfen müssen. Aber auch dann wird manches noch unerklärt und unerklärbar bleiben; die menschliche Seele hat Tiefen unnahbarer Einsamkeit, in welche sie selbst dem vertrautesten Freundesauge das Eindringen verwehrt. Das Unglück aber, welches sich an menschliches Erdenwallen hängt und welches auch dem Leben, das wir hier zu schildern haben, ein so grauenhaft treuer Begleiter war, ist trotz seiner Härte meistens so geschmeidig und gefügig, daß es gar bald Miene und Gewand des von ihm Betroffenen annimmt, ja sich mit dem Individuum so völlig identifiziert, daß man zittern muß, die Linie zu nehmen, wo die Mißgunst des Geschickes aufhört und das persönliche Verschulden beginnt, und daß es sehr oft ganz unentscheidbar bleibt, ob der Schmerz wirklich der aufgedrungene Beherrscher, oder nur der halbwillkommene Diener einer Menschenseele war. Mit Wehmut und Trauer sehen wir dieses uns so teure Dasein in seinem Untergange die alte, jeden menschlichen Stolz so tief demütigende Lehre erneuern, wie schattenhaft ohnmächtig der Titanentrotz selbst des glänzendsten und tapfersten Menschengeistes im Konflikte mit den geheimnisvollen, ewig unbe-

zwinglichen Naturgewalten! Darum vermesse sich auch der Stärkste nicht, die oft unbeachtet in unentdeckbarer Verborgenheit lauernden Mächte zu wecken und zu reizen; sie brechen nur zu oft ungerufen aus ihren unheimlichen Verstecken.

Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau, als Dichter Nikolaus Lenau genannt, ward am 13. August 1802 zu Csatad (sprich Tschatad), einem Dorfe unweit Temeswar in Ungarn, geboren, wo sein Vater, Franz v. Niembsch, als Beamter der dortigen königlichen Kameralherrschaft damals angestellt war, nachdem er die kriegerische Laufbahn, die er in einem Kavallerieregimente begonnen, bald wieder aufgegeben hatte. Dessen Gattin, die Mutter unseres Dichters, hieß Theresia Maigraber und stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie zu Ofen, welche sich daselbst eines stattlichen Haus- und Landwirtschaftsbesitzes mit bedeutenden Weingärten zu erfreuen hatte. Das Geschlecht der Niembsche, dessen unzweifelhaft slawischer Name dennoch, besonders in der älteren Schreibart Niemtz, zugleich auf germanischen Ursprung hinweißt (niémetz, nemaz: der Deutsche), soll aus der preußisch-schlesischen Stadt Strehlen herstammen, muß jedoch damals schon seit mehreren Generationen in Österreich ansässig geworden sein, zu dessen Heere es bereits von Periode zu Periode wackere Krieger aus seiner Mitte gestellt hatte. Zu letzteren zählt der Großvater Lenaus, Joseph von Niembsch, zuletzt k. k. Oberst und Kommandant der Haupt-Monturs-Kommission zu Stockerau bei Wien. Dieser war es auch, welcher die Anerkennung und Erneuerung des zwar unzweifelhaften, aber bei dem Abgang aller Dokumente, die vielleicht bei der Familienübersiedelung verloren gegangen waren, nicht mehr urkundlich nachweisbaren älteren Adels der Niembsche, bei dem Kaiser Franz nachsuchte und erwirkte, bei welchem Anlasse der greise Krieger, wahrscheinlich mit Beziehung auf den alten Wohnsitz seines Hauses, das Adelsprädikat: „von Strehlenau" erwählte. Die Erörterung: ob, wie behauptet worden, eine

ältere Verwandtſchaft zwiſchen der Familie v. Niembſch und jener, gleichfalls ſchleſiſchen, der Grafen v. Niemptſch beſtehe? wollen wir den Genealogen von Beruf überlaſſen.

Die Ehe des Lenauſchen Elternpaares, obſchon aus Liebe, in blühendſter Jugend und nach ausdauernden Kämpfen gegen Schwierigkeiten und Hinderniſſe mannigfacher Art geſchloſſen, kann eine glückliche nicht genannt werden. Franz v. Niembſch hatte aus dem halbmüßigen Garniſonsleben den ihm anklebenden Hang zu ſoldatiſcher Ungebundenheit im außerdienſtlichen Verkehre ungeſchmälert an den häuslichen Herd mitgebracht; der ſtrengen Feſſeln der Disziplin entledigt, ließ er ſich's nicht angelegen ſein, die minder wahrnehmbaren, aber doppelt geheiligten Feſſeln einer freiwilligen Disziplin der Seelen, welche allein die Flamme des ehelichen Glückes lauter und ungeſchwächt bewahrt, innig verſtehen und gründlich beachten zu lernen. Unbezähmte Neigung zu Zerſtreuungen und abenteuerndem Herumſtreichen, Hang zu edelmänniſchem Groß- und Wohlleben, endlich die verderbliche Leidenſchaft des Spieles führten ihn von Schritt zu Schritt auf die bedauerlichſten Abwege. So geſchah es eines Tages, daß er, von dem Bette ſeines todkranken älteſten Töchterleins nach Temeswar um ärztliche Hilfe abgeſendet, dort des Zweckes ſeiner Fahrt in ſinnbetäubender Spielwut vergaß, bis die ganze mitgebrachte Geldſumme im Kartenſpiel verloren war! Selbſt der bald darauf erfolgte Tod dieſes, übrigens unrettbaren, Kindes vermochte ihn nicht zur Änderung ſeiner ungeregelten Lebensweiſe. Auch mit dem Gelöbniſſe ehelicher Treue nahm der leichtſinnige Mann es nicht mehr genau, und Tatſache iſt es, daß einer jener allzu dienſtfertigen Hausfreunde, an deren Sohlen ſich ſo oft der ſittliche Zerfall des Familienlebens heftet, dem längſt ſchon Unwürdiges ahnenden, tiefleidenſchaftlichen Weibe, welches zudem eben geſegneten Leibes ging, die augenfällige und ſonach zweifelloſeſte Gewißheit von der Untreue des Gatten verſchaffte. Solche Erlebniſſe mußten den

sehr gewagten Bau eines ehelichen Glückes, das nur in seiner Persönlichkeit den ganzen Halt hoffen und suchen durfte, allmählich untergraben und ihm das Herz einer Gattin entfremden, deren weiches, empfindungsbedürftiges Gemüt sich immer mehr daran gewöhnen sollte, Trost und Ruhe, Befriedigung und Glück einzig und allein bei ihren Kindern zu finden. Wohl ist Kindersegen ein großer Reichtum, aber es mengt sich ein bitterer Tropfen darein, wenn das unschuldige Kind nebst dem, was es selbst gilt, auch noch statt eines andern gelten, für den schuldbeladenen Urheber seiner Tage Ersatz bieten soll. Ein Mutterherz, das solchen Ersatz suchen muß, wird in seinen Anforderungen an das Kind, dem es selbst alles gewährt, leicht zu ungestüm und vielbegehrend werden und, weil es unersättlich ist, meist auch unbefriedigt bleiben. — Wir mußten jener traurigen Vorgänge im häuslichen Leben etwas ausführlicher erwähnen, weil sie uns erklären, wie Lenaus Mutter in schmerzhafter Erregtheit und tiefnistendem Grame ihre Jugendtage verlebte, und weil sie uns zu der Annahme berechtigen, daß unser Dichter wohl schon im Mutterleibe das erste Gepräge jener tiefen Melancholie empfangen habe, deren Stempel er durchs ganze Leben auf seiner schönen und edeln Stirne tragen sollte.

Franz von Niembsch hatte, durch andauernde Kränklichkeit veranlaßt, seinen Dienstposten aufgegeben und war mit seiner Familie nach Ofen übersiedelt, wo er im Frühling 1807, erst neunundzwanzig Jahre alt, an der Auszehrung starb. Seiner Ehe mit Therese Maigraber entsprossen vier Kinder, wovon eines, das oben erwähnte Töchterchen Magdalene, dem Vater im Tode bereits vorangegangen war, die übrigen, Therese, unser Nikolaus und eine zweite Magdalene beide Eltern überlebten. Gleich nach dem Tode ihres einzigen Sohnes hatten die sich nun doppelt vereinsamt fühlenden, in Wohlhabenheit lebenden Großeltern, der Oberst Joseph von

Niembsch und dessen Gemahlin, eine geborne Freiin von Kellersberg, an die Witwe das beherzigenswerte Anerbieten gerichtet, die Enkel in den eigenen Haushalt zu übernehmen, und für deren Unterhalt und Erziehung fortan Sorge zu tragen. Mag dieser Antrag seitens der Großmutter, welche hiebei das vermittelnde Organ war und welche uns als ein aristokratisch entschiedener Charakter geschildert wird, vielleicht in zu herrisch-überlegenem Tone gestellt worden sein oder mag er einfach an der übergroßen Zärtlichkeit der Mutter, welche sich von ihren Kindern, insbesondere von ihrem Lieblinge Niki (Nikolaus) nicht zu trennen vermochte, gescheitert sein, kurz, derselbe blieb für diesmal unerfüllt. Dieses Scheitern hatte aber auch das Ausbleiben der großelterlichen Unterstützungen, deren Gewicht gerade in der jetzigen Lage der Familie nicht verkannt werden konnte, zur unmittelbaren Folge. Auf ihr eigenes, nicht übergroßes Vermögen und die zeitweiligen Beihilfen ihrer nächsten Verwandten beschränkt, widmete sich Lenaus Mutter mit aller Sorgfalt und Liebe in fast dürftiger Zurückgezogenheit der Pflege und Erziehung ihrer Kinder; erst später (1811) brachte das durch den Tod ihrer eignen Mutter ihr zugefallene Erbteil einige Erleichterung in die finanzielle Lage der jungen Witwe. Hiebei muß hervorgehoben werden, daß Nikolaus in jeder Beziehung, ja selbst in allen Einzelnheiten der Kost und Wartung, immer der bevorzugte, ja fast verhätschelte Liebling blieb, welchem nicht leicht ein Wunsch abgeschlagen und jeder Fehltritt nur mit der zartesten, beileidvollsten Schonung verwiesen werden durfte. Dieser erhielt zu Ofen den ersten Unterricht in den deutschen und lateinischen Schulen und zwar mit dem besten Erfolge. Auch die musikalischen Anlagen des Knaben empfingen hier die erste Unterweisung durch den Pfarrschullehrer Joseph Czerny, welcher ihm als Lehrer für die Violine bestellt wurde. Leider gebrach es diesem Lehrer an der richtigen Methode, und der Erfolg blieb daher ein kaum nennenswerter. Erst viel später

(1820) erlangte Niembſch ſeine Ausbildung auf dieſem Inſtrumente durch den Virtuoſen Joſeph v. Blumenthal. Dagegen machte der etwa zwölfjährige Knabe überraſchende Fortſchritte im Gitarreſpiele, das er (1814) unter Anleitung eines gewiſſen Godenberg begann. Noch als Grammatikalſchüler unternahm er mit einem Studiengenoſſen, Nikolaus Klauzal, Spaziergänge, ja ſogar eine heimliche Donaufahrt unter Gitarreſpiel. Später in Tokai lockten ſeine Gitarrenklänge ganze Mädchenſcharen hinter ihm her. Doch genügte ihm dieſes angenehme Inſtrument nicht auf die Dauer; er fand es in ſpäteren Jahren zu beſchränkt und nicht zureichend für den vollen Ausdruck ſeiner muſikaliſchen Empfindungen und beſeitigte es gegen die viel tonreichere und ausdrucksfähigere Violine. Jener Godenberg ſcheint eine durchaus poeſievolle Natur geweſen zu ſein und auf den Knaben Nikolaus großen Einfluß geübt zu haben. Von ihm erlernte dieſer am Vogelherde, wohin er ihn oft begleitete, ſeinen eigentümlichen kunſtvollen Lippenpfiff, deſſen reiche Modulationen und reinen Klänge ſelbſt muſikaliſche Hörerkreiſe oft in Bewunderung und Entzücken hinriſſen.

Wie ſchon der Keim der Pflanze den künftigen Baum vorgebildet in ſich birgt, ſo liegt meiſt ſchon im Kindesleben eines bedeutenden Menſchen deſſen künftige Entwickelung und Geſtaltung wahrnehmbar vorgezeichnet. Die Witwe v. Niembſch hatte, zunächſt wohl aus ökonomiſchen Rückſichten, auf der ſogenannten Generalswieſe nächſt Ofen mit den Kindern ein Haus bezogen, welches, urſprünglich eine Kapelle und erſt neuerlich zum Wohnhauſe umgeſtaltet, mitten in einem ehemaligen Kirchhofe lag. Dieſe Umgebung konnte eines mächtigen Eindrucks melancholiſch-religiöſer Färbung auf das empfängliche Gemüt eines Knaben nicht verfehlen, in welchem durch eine weibliche Erziehung, die überdies von einer in Unglück und Entſagung ſchwergeprüften Mutter ausging, der religiöſe Sinn vorwiegend geweckt und genährt wurde. So kam es,

daß Nikolaus, wie uns ein naher Verwandter des Dichters*) erzählt, „als Kind ungemein fromm und gottesfürchtig war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altare hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine um anderthalb Jahre ältere Schwester ministrieren mußte. Noch als Mann sprach Niembsch mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal rein wie ein Engel von der Beichte ging." Es kann uns nicht mehr überraschen, daß dieser Knabe, welcher zum Spiel Messe liest, nachdem er Mann und Dichter geworden, von Unglück, wirklichem sowohl, als vermeintlichem, gebeugt, seinen forschenden Blick noch immer auf das Überirdische, Göttliche, festgerichtet behält, mit Vorliebe dogmatische Stoffe zu seinen größeren Dichtungen erwählt und die Erhebung und Befreiung der Menschheit auf religiösen Bahnen suchen muß. Für die nachhaltende Macht jener Jugenderinnerungen kann die Szene „der nächtliche Zug" in Lenaus Faustdichtung als dichterische Urkunde gelten; die melancholische Atmosphäre des einstigen Kirchhofs, auf welchem der Knabe spielte und aufwuchs, blieb in zauberischer Verklärung, blumenduftig und mondbeglänzt über der ganzen Poesie unseres Dichters gebreitet. — Dieser Knabe war auch ein leidenschaftlicher Vogelsteller geworden, und die Einsamkeit des Vogelherdes, der abgeschiedene Verkehr mit der Natur und den sie bevölkernden Geschöpfen hatte schon früh in das Kindesherz die ersten Keime zu jener liebevollen Beobachtungsgabe, jenem innigen Verständnis und jener scharfen Kennzeichnung gepflanzt, welche später zur vollen Blüte entwickelt, als unübertroffene Naturſymbolik eines der hervorragendsten Elemente Lenauscher Poesie bildeten. Das Aufwachsen in

*) A. X. Schurz, in dem kurzen lebensgeschichtlichen Abrisse: „Nikolaus Lenau" im „Album österreichischer Dichter". Wien 1849.

einem durchaus weiblichen Familienkreiſe, in welchem der Knabe Nikolaus ſich bald als das einzige männliche Weſen fühlen lernte, mochte ſchon damals, wie er ſich an phyſiſcher Kraft überlegen ſah, das Bewußtſein einer auch geiſtigen Überlegenheit in ihm geweckt haben, das ihn auch ſpäter und allerdings mit gutem Rechte durchs Leben begleitete. Die zärtliche Zuvorkommenheit einer jeden Wink ihres Lieblings erlauſchenden und verwirklichenden Mutter dürfte es unabſichtlich wohl mitverſchuldet haben, daß jener, gewohnt, die kleinen Ereigniſſe eines Jugendlebens ſtets ſeinem Willen dienſtbar zu ſehen, bald und fortan den Widerſpruch gegen dieſen nicht zu ertragen vermochte; ja, dieſe Gewohnheit, ohne eigenes Zutun die Dinge gemächlich an ſich herankommen zu laſſen, um alle ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, mag die tiefere Wurzel zu einem Charakterzuge unſeres Dichters gelegt haben, den wir als den Urquell der meiſten Leiden, die ihn im Leben betroffen, anſehen müſſen — ſoweit nämlich dieſe durch menſchliche Willenskraft abwendbar waren; — wir meinen: die Unſchlüſſigkeit, den Mangel an feſter Selbſtbeſtimmung den äußern Lebensverhältniſſen gegenüber, an eingreifender Tatkraft, gepaart mit der richtigen Erkenntnis und Benützung des rechten Augenblickes. „Ich habe es verpaßt!“ ſprach Lenau ſelbſt in einer ſpätern Stunde der Selbſtſchau; ein Wort voll erſchütternder Wahrheit und furchtbarer Bedeutung in ſeinem Leben. Daß eine überaus ſtrenge und darum äußerſt ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit an ſeiner Unentſchloſſenheit und Zweifelſucht einen gar weſentlichen Anteil hatte, wird unſer ethiſches Gefühl zwar befriedigen, unſere Zuneigung und Teilnahme ſteigern müſſen, vermochte aber leider nicht die folgenſchweren Wirkungen von ſeinen ſpäteren Geſchicken abzuwenden. — Von dieſer liebevollen Mutter, an der auch er mit der innigſten und aufopferndſten Liebe bis zum Tode hing, hat er dagegen auch alles, was ihn geiſtig reich und groß gemacht hat und dem lebenden und künftigen Geſchlechte wert und

teuer erhalten muß, den reinen Sinn für das Hohe und Schöne, die Weichheit und Tiefe der Empfindung, die sittliche Strenge und tiefsinnige Schwermut, und, wie er selbst anerkannte, die fruchtbare und leicht erregbare Phantasie. Vom Vater scheint er nur den unsteten Hang des Ortswechsels in der edleren Form drängender Wanderlust geerbt zu haben. Religion und Kunst sind in ihren Quellen sich nahe verwandt; bei beiden bildet der ordnende Verstand nur das Geäste, die Auszweigung; Mark und Wurzeln aber stammen und nähren sich aus dem Gemüte. Da die Frauen, die Mütter zunächst es sind, welche das kindliche Herz bilden und pflegen, die zarten Hände sich zum Gebete falten lehren, Auge und innern Sinn auf das Anmutige und Erhabene in Natur und Leben lenken, so wird es uns erklärbar, daß so viele Heroen der Kirchen- und Kunstgeschichte die Richtung auf das Höhere, Edlere, Heilige von ihren Müttern empfingen. Der geistvolle Frankl*) macht auf die physiologisch noch nicht genug gewürdigte Erscheinung aufmerksam, „daß künstlerisch begabte Naturen in wunderbarem Antagonismus meist das schöpferische Vermögen dem empfangenden Teile der Eltern danken." Wir möchten darin eher eine Analogie, denn einen Antagonismus erblicken, wenn wir in Betracht ziehen, daß gerade der künstlerische Zeugungsprozeß auf eine nähere Verwandtschaft mit dem „empfangenden Teile der Eltern" hinweist, indem der zündende Funke, die befruchtende Idee meist unwillkürlich und plötzlich von außen empfangen wird, das Kunstwerk selbst aber, bevor es ans Tageslicht tritt, wie die Leibesfrucht erst im Innern, man möchte fast sagen: unter dem Herzen, ausgetragen, ausgebildet und gezeitigt werden muß. Zugleich scheint uns der psychologische Weg der geeignetere, um der Lösung jenes Problems näher zu rücken, ohne die Rührung abzustreifen, welche uns ergreift, wenn wir die Künstlerseele

*) L. A. Frankl, „Zu Lenaus Biographie". Wien 1854, S. 11.

von ihren Triumphen in liebevoller Erinnerung dankbar an das Mutterherz zurückeilen ſehen.

Die noch junge, anmutvolle Mutter unſeres Dichters hatte, mehrfache Bewerbungen zurückweiſend, ſich endlich mit einem Arzte, Dr. Vogel, wieder vermählt und war mit dieſem und den Kindern nach Tokai überſiedelt. Niembſch verlebte dort ſein fünfzehntes und ſechzehntes Lebensjahr und ſchilderte dieſe Jahre immer als die glücklichſten ſeines Lebens. In ſeinem Munde, wie in ſeinem Lied, lebte unverſiegbar die Erinnerung an jene Stunden und jene Gegenden

„In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog klare Wellen
Mit der Tiſſa grünen, klaren,
Freudig rauſchend ſich geſellen,
Wo auf ſonnenfrohen Hängen
Die Tokaiertraube lacht."

(I, 315.)

Dort vollendete Niembſch die beiden Studiengänge der Rhetorik und Poeſie unter der Leitung eines wenig älteren Privatlehrers, Joſeph v. Kövesdy, welcher ihm allmählich inniger Freund wurde, wie er bereits der erklärte Verehrer ſeiner älteren Schweſter Thereſe war. Die Prüfungen wurden am nächſtgelegenen Gymnaſium zu Ujhely mit dem glänzendſten Erfolge abgelegt. Um dieſe Zeit ſoll Kövesdy aus Anlaß eines Briefes, welchen Niembſch dem auf kurze Zeit Abweſenden geſchrieben hatte, dem talentvollen Briefſteller in einem an deſſen Mutter gerichteten Schreiben eine ruhmreiche Zukunft geweisſagt haben.

Die wiederholten Bemühungen der Großeltern, ſowohl an die leidenſchaftliche Mutter, als an den ruhiger erwägenden Stiefvater gerichtet, hatten, nachdem auch die Anforderungen ihres durch Kinder aus zweiter Ehe vermehrten Haushaltes fühlbar geſteigert waren, endlich den Erfolg, daß jene ſich,

wiewohl widerſtrebenden und blutenden Herzens zu dem Opfer einer Trennung von ihren Kindern erſter Ehe, insbeſondere von ihrem Nikolaus, entſchloß und dieſelben der Obhut der Großeltern übergab. Doch nicht lange ertrug die gefühlvolle Frau dieſe Trennung; bald vermochte ſie ihren Gemahl zur Überſiedelung nach Preßburg, um dadurch ihren Kindern in Wien näher zu rücken. — So kam Nikolaus v. Niembſch im Herbſt 1819 nach Wien, um daſelbſt den philoſophiſchen Studien obzuliegen. Er wohnte in einem Privatkoſthauſe, machte jedoch häufig Beſuche bei den Großeltern in Stockerau, wo er regelmäßig auch die Ferienzeiten zuzubringen pflegte. Bei einem dieſer Ausflüge (zu Weihnachten 1820) lernte Niembſch im Hauſe der Großeltern ſeinen nachmaligen Schwager Anton Schurz kennen und achten. Die Bewerbung des letzteren um Herz und Hand Thereſens v. Niembſch fand, nachdem deren erſter Verehrer Kövesdy eines frühen Todes verblichen war, kein Hindernis, und die Vermählung hatte am 21. Auguſt 1821 ſtatt. Unter Niembſchens Studiengenoſſen, mit denen ihn derſelbe Hörſaal vereinte und ſchon damals in, wiewohl nur flüchtige, Berührung brachte, nennen wir zunächſt Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghauſen (Friedrich Halm) und J. G. Seidl. Letzterer hat ſeine Erinnerungen aus dieſer Zeit in einem leſenswerten Aufſatze zuſammengeſtellt*), dem wir hier nur die Bemerkung entnehmen, daß der „blaſſe, dunkelhaarige, ſchon damals düſter ſchauende Niembſch“ nicht Student war, „wie wir übrigen, die wir einen praktiſchen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewiſſenhafter Ängſtlichkeit innerhalb der ausgeſteckten Grenzen uns bewegten, ſondern mehr als Liebhaber oder als Gaſt, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen ſchlürft, und alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Miß-

*) „Nikolaus Lenau. Erinnerung aus meinem Leben“ in Frankls Sonntagsblättern, 1848, Nr. 5.

behagen beiſeite ſchiebt." Dieſer Mangel einer entſchiedenen Richtung auf das ſtreng Praktiſche bezeichnet Niembſchens ganze Studien-, ja, ſeine ganze Lebenszeit. Aus der Zahl ſeiner damaligen Profeſſoren müſſen wir die beiden Namen Weintridt (Religionswiſſenſchaft) und Remboldt (Philoſophie) hervorheben, weil ſie, ohne gerade nachweisbaren Einfluß auf Lenaus ſpätere Richtungen geübt zu haben, Lehrfächer vertraten, denen dieſer mit der Zeit eine große Vorliebe und gründliche Studien widmete. Beide genannte Männer wurden bald darauf „allzu freiſinniger Tendenzen" wegen, von ihren Lehrſtühlen enthoben. Auch der wunderliche, aber ehrenfeſte Biedermann Anton Stein (Philologie), der gründliche Kenner des klaſſiſchen Altertums und vielleicht noch gründlichere Haſſer und Verfolger aller Tabakraucher, bleibe nicht unerwähnt; Niembſch, der aus ſeiner Ungarheimat nebſt einem geläufigen Latein, das er in ſeltener Reinheit ſprach, auch die leidenſchaftliche Vorliebe für das narkotiſche Duftkraut mitgebracht hatte, mußte darüber mit dem ihm ſonſt wohlgewogenen Profeſſor manchen ergötzlichen Strauß beſtehen.

Nach zurückgelegten philoſophiſchen Studien (im Herbſte 1821) ſollte Niembſch nach dem Wunſche der Großeltern ſich den Rechtswiſſenſchaften in Wien widmen und zum Staatsdienſte ausbilden, während er ſelbſt, angezogen durch die größere Kürze der in Ungarn eingeführten Lehrkurſe, ſich zum ungariſchen Rechte hinneigte, das er in dem nahen Preßburg, wo zudem ſeine geliebte Mutter wohnte, am bequemſten zu abſolvieren hoffte. Stockerau, wo Niembſch eben ſeine Ferienzeit zubrachte, gab die Entſcheidung. Ein vielleicht nicht in der ſchonenden mütterlichen Art ausgeſprochener Verweis der Großmutter, als Niembſch von einem glücklichen Vogelfange in etwas verwildertem Anzuge mit allzu lautem Jubel in das Empfangzimmer eingeſtürmt war, verletzte dieſen ſo empfindlich, daß er nach einer kurzen Expektoration über „unerträgliche Tyrannei" augenblicklich

das Haus verließ und nach Preßburg eilte, zu nicht geringer Überraschung seiner dortigen Anverwandten. Dieses an sich unerhebliche Begebnis, dessen Folgen durch die von dem freundlich vermittelnden Schurzschen Ehepaare angebahnte Versöhnung mit den Großeltern bald wieder glücklich beseitigt wurden, schien darum erwähnenswert, weil es den jungen Niembsch uns zum erstenmal im Konflikte mit der Außenwelt zeigt, welchen er weder zu versöhnen noch zu besiegen weiß, und weil es von seiner großen Reizbarkeit und zugleich Widerstandslosigkeit Zeugnis gibt. Statt die hier obwaltende Kluft der Charakterverschiedenheiten durch standhafte Geltendmachung und Entwickelung dessen, was in seinem eigenen Charakter Gewinnendes, Edles und Würdiges lag, versöhnend auszufüllen, entzieht er sich der ersten Disharmonie trotzig durch die Flucht.

Das selbstgewählte, in Preßburg kaum begonnene ungarische Rechtsstudium wurde bald wieder verlassen und mit jenem der Landwirtschaft vertauscht. Schon im Herbst 1822 finden wir Niembsch auf dem Wege nach der vom Erzherzog Karl auf seinen Gütern errichteten Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg, in dessen Nähe, nach dem Städtchen Wieselburg, die treue Mutter ihm bald nachfolgte. Um diese Zeit scheint der dichterische Funke in Lenaus Brust zuerst gezündet zu haben; damals entstanden die ersten, uns leider nicht aufbewahrt gebliebenen Versuche seiner Muse. In Altenburg lernte Niembsch einen seiner teuersten Jugendfreunde, Fr. Kleyle, kennen, welchem er später das schöne Gedicht Bd. I, S. 19 widmete. Kleyles früher Tod trennte jedoch schon nach wenigen Jahren den schönen Freundesbund.

Auch die Landwirtschaft besaß nicht jenen Zauber, welcher den unsteten Wissensdrang des jugendlichen Dichters dauernd zu fesseln vermocht hätte. Schon nach Jahresfrist (im Herbste 1823) wandte er sich von ihr ab und den deutschen Rechtsstudien zu; er ging zu diesem Zwecke,

abermals in Begleitung seiner Mutter, nach Wien zurück. Hier oblag er durch drei Jahrgänge (1824—1826) den juridischen Wissenschaften nach dem für die Erblande vorgeschriebenen Studienplane, bis er plötzlich zur Medizin übersprang, von welcher er, gleichfalls an der Wiener Hochschule vier Jahrgänge (1827—1830) zurücklegte. An dem so oftmaligen Wechseln der von Niembsch gewählten Berufsstudien hatte der feurige Drang, sich in möglichst vielen Fächern des Wissens umzusehen, gewiß einen löblichen und kaum geringeren Anteil, als die ihm innewohnende schwankende Unentschiedenheit in praktischen Lebensfragen. Die Studienzeugnisse waren, dem Talente des jungen Dichters angemessen, immer befriedigend, oft sogar glänzend; der Gewinn an Kenntnissen aus so mannigfaltigen Wissensfächern ein überaus reicher; dennoch bleibt es gewiß, daß Niembsch sich keinem dieser Studien mit jenem ausdauernden Eifer hingab, welcher dem Studierenden eigen wird, der in der gewählten Fachwissenschaft den vielverheißenden Baum des Lebens sieht, von dessen Zweigen er einst die nährende Frucht des täglichen Brotes oder den selteneren Kranz des Ruhmes zu pflücken denkt. Um so emsiger pflegte Niembsch seine dichterischen Anlagen, welche sich um diese Zeit und im Umgange mit gleichstrebenden jungen Männern immer mächtiger zu entwickeln begannen. Dennoch blieb Niembsch, ganz gegen den Brauch junger Poeten, vorwiegend in sich verschlossen und wenig mitteilsam mit seinen dichterischen Erzeugnissen: nur wenigen näher Befreundeten gelang es, ihm einzelne Mitteilungen abzuschmeicheln, oder gar in äußerst seltenen Fällen deren Druck zu vermitteln. So fand das erste, unter seinem wahren Namen erschienene Lied „Die Jugendträume“ (I, 22) in J. G. Seidls Taschenbuche „Aurora“ für 1828, und das erste, mit dem Pseudonym Nikolaus Lenau bezeichnete Gedicht: „Glauben, Wissen, Handeln“ (I, 43) durch Vermittlung des Verfassers dieser Lebens-

skizze, in K. Spindlers „Damenzeitung" 1830, den Weg in die Öffentlichkeit. Die Form seiner damaligen Poesien mahnte noch teilweise an ältere Vorbilder, insbesondere an Hölty und Klopstock, denn noch war es dem junger Dichter nicht ganz gelungen, deren bewältigenden und ganz vorzüglich bei Hölty durch tiefinnere Verwandtschaft liebgewordenen Einfluß abzustreifen und seinen Schöpfungen das entschiedene Gepräge selbständiger Eigentümlichkeit aufzudrücken. Der Inhalt derselben trug, wie auch die äußere Erscheinung und Haltung des Dichters, schon damals die Färbung sanfter aber tiefer Melancholie, großer sittlicher Strenge und eines tiefen Hasses und Trotzes gegen jede Art von Unterdrückung und Tyrannei. In politischer Beziehung gehörte er mindestens zu den Malkontenten und trug sich schon damals mit Auswanderungsplanen; sein idealer Republikanismus erblickte in den Vereinigten Staaten Nordamerikas das Land der Verheißung; zu den politischen gesellten sich allmählich auch künstlerische Motive, um den innern Zug nach jenen überseeischen Gestaden noch zu steigern. Das später gesungene Abschiedslied eines Auswandernden (Bd. I, S. 122) hörte man schon damals, nur in etwes derberen Kraftausdrücken, durch seine mündlichen Äußerungen vorklingen. Unter den näheren Freunden und Bekannten Lenaus aus jener Studienperiode nennen wir J. Klemm, dem das sinnvolle Gedicht Bd. I, S. 128 gewidmet ist, Adolf v. Herz, den witz- und teilnahmvollen Poetenfreund, J. G. Seidl, Halirsch, Bauernfeld, Dräxler-Manfred, v. Braunthal, Fr. Witthauer, G. v. Frank, Kaltenbäck, v. Herrmannsthal, Badenfeld (Eduard Silesius), Auersperg (A. Grün) u. m. a., dann den Polen Nikolaus Boloz v. Antoniewicz, dessen „Abschied aus Galizien" Niembsch ins Deutsche übertrug und von dem er manche Anregungen zu den feurigen „Polenliedern" (I, 59 u. ff.) empfing, welche in der nachfolgenden Erhebung Polens noch reichere Nahrung finden sollten. Ihr gewöhnlicher

Sammelplatz war das damals neueröffnete sogenannte „silberne" Kaffeehaus in der Plankengasse (nach dem Eigentümer kurzweg auch „der Renner" genannt), dessen Lage fast im Mittelpunkte der inneren Stadt es zu dem geeignetsten Vereinigungsorte der in dem großen Wien und dessen Vorstädten zerstreut und entfernt wohnenden Freunde gemacht hatte. Einerseits die entschiedene Abneigung des damaligen Regierungssystems gegen die lebendigere Regsamkeit aufstrebender Geister und gegen jede Art von Vereinswesen, insbesondere wo es literarischen oder politischen Tendenzen gelten konnte; andrerseits das unabweisbare Bedürfnis des Ideen- und Meinungsaustausches unter strebsamen jugendlichen Gemütern, welche die gleiche Geistesrichtung vereinigte, hatten zu dem unverfänglichen Auskunftsmittel geführt, den freien Besuch und die geselligen Freuden eines öffentlichen Vergnügungsortes zum Anknüpfungs- und Vermittlungspunkte für einen lebendigen geistigen Verkehr zu wählen, welcher allen, ursprünglich wünschenswert, allmählich überaus lieb, ja ganz unentbehrlich wurde. An die kleine Freundeschar schloß sich durch die einem solchen Kreise innewohnende Anziehungskraft allgemach, teils bleibend, teils vorübergehend, fast alles an, was die Kaiserstadt an einheimischen Berühmtheiten und jüngeren Kräften in Literatur und Kunst aufzuweisen oder die Fremde an ausgezeichneten Söhnen eben nach Wien gesendet hatte. So zählten im Laufe der Jahre nebst den bereits Genannten Fr. Grillparzer, v. Zedlitz, Bolza, Raimund, L. Löwe, J. N. Vogl, C. W. Huber, v. Feuchtersleben, Dr. Hock, H. v. Levitschnigg, M. v. Löwenthal, Ferd. Wolf, L. A. Frankl, Deinhardstein, Castelli, v. Karajan, F. Stelzhammer, Graf Heussenstamm, v. Schober, v. Littrow, Dr. Görgen, Dr. Seligmann, M. v. Enk, C. G. v. Leitner, Jos. Deßauer, J. Fischof, Otto Nikolai, Carl Evers, Fr. v. Schwind, Jos. Danhauser, Dr. Haltaus, v. Holtei, Alex. Graf v. Württemberg, die Dänen Joh. Mar-

tenſen und Bornemann, die Schweden Böttiger und Hagberg nebſt vielen andern zu den Gäſten des „Neuner“ und größernteils zu den Freunden oder doch Bekannten unſeres Dichters. Nebſt Karten-, Schach- oder Billardpartien, nebſt Kaffee und langer Pfeife, für die Niembſch eine große Vorliebe hatte, bot ein Beſuch des ſilbernen Kaffeehauſes die Gewißheit des Zuſammentreffens mit alten Bekannten oder mit hervorragenden Perſönlichkeiten aus der Nähe und Ferne, und die nie getäuſchte Ausſicht auf heiteres Scherzgeſpräch oder ernſtere intereſſante Erörterungen. Das ſilberne Kaffeehaus blieb ſeit den Studienjahren bis zu ſeiner unheilſchweren Erkrankung Lenaus geſelliges Hauptquartier in Wien; dort verbrachte er regelmäßig ſeine Nachmittagsſtunden mit dem Billardſpiele, in welchem er durch Eleganz und Kunſtfertigkeit als Meiſter glänzte, oder in geiſtvoller Konverſation, bisweilen auch bei unfreundlicherer Stimmung in trübem Hinbrüten, aus dem langen Pfeifenrohre mächtige Wolken blaſend. Dem heiteren Scherze war er keineswegs abhold, und obſchon ſelber in treffenden Spott- und Witzworten kein Fremdling, lauſchte er doch lieber ſchweigend dem mutwilligen Treiben der andern und ließ ſich von den neckiſchen Göttern des Humors und der Satire ſtilllächelnd umgaukeln. Als in der ſpätern Lebensperiode des Dichters einmal davon die Rede war, daß Wien durch den Zenſur- und Polizeidruck nachgerade ein unerquicklicher Aufenthalt werde und beſſer mit irgend einem anderen außerhalb Öſterreichs zu vertauſchen wäre, nickte Lenau dem Sprecher im weſentlichen zwar beiſtimmend zu, ſchloß das Geſpräch aber mit der bezeichnenden Bemerkung: einen Neuner gebe es doch nirgend mehr, und dieſen würde er überall ſchwer vermiſſen. Dieſes Kaffeehaus ward die Wiege manches Lenauſchen Liedes, mancher Stoff war ihm hier zugeflogen, ſo u. a. die Erzählungen zu dem „traurigen Mönch“ (I, 169), und zu „Anna“ (I, 303) aus dem Munde des Schweden Hagberg.

Auf solche Weise knüpfte sich für die Geschichte der Literatur in Österreich an den unscheinbaren Rahmen eines Kaffeehauses manche anziehende Erinnerung und schwebt um dessen profane Räume gewissermaßen der Nimbus einer akademischen Glorie.

Zwei betrübende Ereignisse, welche in die letzten Studienjahre des Dichters fallen, zogen den düstern Schleier der Melancholie noch enger über seinem Haupte zusammen. Das erste war die gewaltsame Lösung des Herzensbundes, den Niembsch mit einem armen, aber schönen Mädchen, namens Berta ....., geschlossen. Die ihm durch Beweise gewordene Überzeugung, daß er seine erste Liebe an eine seiner durchaus Unwürdige weggeworfen habe, löste das in unbefangener Herzensüberwallung und allzu rascher Hingebung angeknüpfte, durch Zeit und Gewohnheit zur größten Vertraulichkeit gediehene Verhältnis; aber der Riß, den die bittere Enttäuschung in dem so fein organisierten Gemüte des Dichters zurückgelassen, war ein bleibender, unheilbarer. Sein Stolz war aufs empfindlichste verletzt, sein Vertrauen schmählich betrogen, die tiefsten Abgründe seines so überaus reizbaren Naturells aufgewühlt und empört worden. Es war der allerbitterste Kelch, der dieser zartbesaiteten Seele auf ihren ersten Lebenswegen geboten werden konnte, daß ihr dort, wo sie des Höchsten und Heiligsten sicher schien, als innerster Kern einer blendenden Hülle, das Gewöhnliche und Gemeine entgegentrat.

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt."

sang er noch nach Jahren mit unverkennbarem Bezuge auf seine eigene Lage. Auch sonst lassen viele Stellen in seinen Gedichten (darunter: „Das tote Glück" I, 16, „Unmut" I, 18, „Nebel" I, 24, „Der Baum der Erinnerung" I, 35, „Sommerfäden" I, 39, „An die Wolke" I, 50, „Sehnsucht

nach Vergessen" I, 68 u. a.) uns einen ahnenden Blick in die ganze Tiefe dieser Seelenwunde werfen, deren Blutung nimmermehr zu stillen war.

Das zweite Ereignis war der Tod seiner edeln treuen Mutter, die im Oktober 1829 in den Armen ihres Lieblings verschied, nachdem er ihr in langen und schmerzhaften Leiden ein unermüdlicher Wärter und Pfleger gewesen. Des mächtigen Einflusses, den diese ebenso geistvolle als unglückliche Frau mit ihrem Reichtum an Liebe und Leidenschaft auf unsern Dichter geübt, geschah bereits früher Erwähnung. Sie erlebte des Sohnes Ruhm nicht mehr, aber der allegorische Traum „Glauben, Wissen, Handeln", den er ihr vorlas, machte ihr viel Freude. Von der tiefen Wehmut und seelenvollen Trauer, welche der edle Sohn dem Andenken dieser Mutter widmete, sind uns in dessen Gedichten (man vergl. u. a. „Der Seelenkranke" I, 190, „Zuflucht" I, 199, „Der offene Schrank" I, 220, dann im „Faust" die Szenen: „Der Abschied" II, 59 und „Der Traum" II, 68) ebenso zahlreiche als rührende Zeugnisse aufbewahrt geblieben. Das unvergänglich teure Bild dieser sterbenden Mutter, welche in ihrem tief religiösen Sinne Kraft und Geduld für ein furchtbares Leiden fand und deren den Sohn dankbar segnende Hand noch himmelan wies, blieb noch übers Grab hin nicht ohne Einwirkung auf dessen spätere religiös-dichterische Richtung.

Unmittelbar vor der letzten medizinischen Prüfung, welche Niembsch für das Schuljahr 1830 ablegen sollte, geschah es, daß er durch allzu angestrengtes Studieren, — „Niembsch studierte, daß ihm der Schädel dampfte" erzählt sein „Schwestermann" Schurz — bedenklich erkrankte und in eine völlige Abspannung der Geistes- und Körperkräfte verfiel. Eine Erholungsreise in die wieder kräftigende Gebirgsluft wurde vom Arzte dem Patienten angeraten, und in Gesellschaft seines Schwagers Schurz, durch den unser Dichter schon auf früheren

Ausflügen zuerst in die österreichische Alpenwelt eingeführt worden war, baldigst angetreten. Das schöne oberösterreichische Salzkammergut und darin das von dem ehrwürdigen Dichter Schleifer bewohnte Schloß Ort nächst Gmunden am Traunsee war das Ziel der Reise, welche die leidende Gesundheit des Dichters bald wieder herstellte, seinem Gemüte durch die erfahrene herzliche Gastlichkeit und Geselligkeit ungemein wohltat und seine poetischen Anschauungen mit neuen Bildern bereicherte.

Im September desselben Jahres verlor Niembsch, kaum nach Wien rückgekehrt, seine 86jährige Großmutter Katharina v. Niembsch, welche seit dem Ableben ihres Gemahls, des k. k. Obersten, in einer Vorstadt Wiens ihren Aufenthalt genommen hatte. Dieser Todesfall führte dem Enkel einiges Vermögen zu, welches dessen äußere Unabhängigkeit wenigstens auf einige Zeit zu sichern versprach. Bald lebten die alten Auswanderungsgedanken wieder auf und ebensobald wurde die Abreise beschlossen. Ob er nach dem Rate der Freunde vorerst auf einer deutschen Universität das medizinische Doktorat nehmen oder sogleich direkte nach Amerika steuern wolle, darüber scheint er selbst bei der Abreise noch ungewiß gewesen zu sein. Schwer fiel ihm der Abschied (Juni 1831) von den Freunden, am schwersten von seiner geliebten Schwester Therese, deren Tränen er in einem Brieflein zu trocknen versuchte, worin er u. a. versichert: „Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, solange Du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging es mir auch noch so schlecht, solang: Du sie mir durch Deine Liebe verschönst.“ — Der wanderlustige Dichter lenkte seine Schritte zuerst in das ihm aus früherer Bekanntschaft liebgewordene Gmunden, wo er im Familienkreise des gemüt- und charaktervollen Dichterpatriarchen Schleifer, im Anblick und Genusse der großartigen Alpenwelt, deren bewältigende Schönheiten und Schrecken ihm,

dem rüſtigen Bergſteiger, nun in unmittelbare Nähe gerückt waren, ſchöne und genußreiche Stunden voll der nachhaltigſten Eindrücke verlebte. Seine erſte Beſteigung des Traunſteins ſchildere uns der Dichter ſelber. „Vorgeſtern," ſo ſchreibt er aus Gmunden vom 3. Juli 1831 an Schurz, „hab' ich den Traunſtein beſtiegen. Um ſechs Uhr morgens fuhr ich von Gmunden zu Waſſer ungefähr fünf Viertelſtunden nach der Lanauerſtiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und ſeine Schweſter Nani, er ein rüſtiger Gemſenjäger, ſie eine hübſche blauäugige Dirne. Wir ſtiegen aus und die ſteilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrauſch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit ſolcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben ſagte: „Das iſt recht! ſo halt! weil Sie da herauf ſo gut kommen ſind, werden Sie auf den Traunſtein wie ein Hund hinauflaufen." — Und es ging trefflich, in drei Stunden waren wir oben. Welche Ausſicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Rieſenkette von Bergen in der Ferne und endloſe Flächen. Das war einer der ſchönſten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Mut. Ich war begeiſtert. Wenn mir mein Führer ſagte, jetzt kommt eine gefährliche Stelle, ſo lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zuſammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtiſche unbegreiflich vorkommt. Meine Zuverſicht ſtieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußerſten Rand eines ſenkrechten Abgrundes, daß die Nani aufſchrie, mein Jäger aber frohlockte: „Das iſt Kuraſchi! Da iſt noch keiner von den Stadtherrn außitreten!" — Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gemſenjagd. — Bruder, die Minute, die ich auf dem Rande ſtand, war die allerſchönſte meines Lebens; eine ſolche mußt Du auch genießen. Das iſt eine Freude! Trotzig hinabzuſchauen in die Schrecken

eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerhiasl hinterm Traunstein; sein Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben!" —

Am 9. August 1831 traf Niembsch in Stuttgart ein, welcher Stadt er zunächst seinen Besuch zugedacht hatte sowohl in der Aussicht auf den geistigen Verkehr mit den hervorragendsten Kräften des schwäbischen Dichterkreises, als in der Hoffnung, für seine eigenen dichterischen Erstlinge, die er mittlerweile geordnet und gesichtet hatte, in der dortigen J. G. Cottaschen Buchhandlung einen achtbaren Verleger zu gewinnen. Über Lenaus damaligen Stuttgarter Aufenthalt schrieb G. Schwab unterm 11. Februar 1832 an den Herausgeber, der sich seit kurzem der persönlichen Befreundung mit diesem liebenswürdigen Dichter und Gelehrten zu erfreuen hatte: „Ich lebte inzwischen im frischen Andenken an Ihren mir so teuren und nur allzu kurzen Umgang durch die innigen Freundschaftsbande, welche ich mit dem edeln Ungarn und herrlichen Dichter Niembsch, der sich durch einen mündlichen Gruß von Ihnen bei mir einführte, geknüpft habe. Niembsch lebte drei volle Monate (August bis Anfang Novembers) hier und deren zwei in meinem Hause; er sah Uhlanden wiederholt in Tübingen und gibt durch meine Vermittlung seine Gedichte (ein sehr mäßiges, aber — wie Sie am besten wissen — sehr gehaltvolles Bändchen) bei Cotta heraus." Die Widmung dieser

Gedichtsammlung an G. Schwab war das schönste Gastgeschenk, das der scheidende Dichter im Hause des Gastfreundes zurücklassen konnte. Diese bezaubernden Dichtungen, in welche ihr Verfasser durch höchst eigentümlichen tiefergreifenden Vortrag seine ganze Seele zu gießen wußte, verbunden mit der überaus anziehenden persönlichen Erscheinung des Dichters, gewannen diesem bald die Herzen aller, mit denen er in Berührung kam. Nebst Schwab, dem Muster der edelsten Geselligkeit und Gefälligkeit, und Uhland, dem Manne von wahrhaft antiker Einfachheit und Größe, gehörten der warm- und treuherzige Geisterseher Justinus Kerner, der zartfühlende Karl Mayer, den Niembsch selbst „ein wahres Freundesgenie" nennt, die trefflichen Brüder Paul und Gustav Pfizer, der ritterlich feurige Graf Alexander von Württemberg, der greise Geheimerat Hartmann, „der alte Herr mit seinem schönen Ernst und seinem wirklichen Schatten der Augenbrauen," dann Professor Reinbeck und dessen Gattin Emilie, in deren Hause Niembsch während seiner späteren Besuche Stuttgarts jederzeit die gastlichste Aufnahme fand, bald zu den innigsten Freunden und Vertrauten des Dichters. W. Menzel, Hofkaplan Grüneisen, Legationsrat Kölle, Dr. Hauff, der eben in Stuttgart anwesende K. Egon Ebert, der Maler Louis Mayer (Bruder des Dichters), denen sich später v. Sternberg, der religiöse Dichter Albert Knapp, der Prediger Hofacker, Groß-Hoffinger, Dr. Nork, Dr. Ehrenbaum, Hermann Kurz, F. Dingelstedt, Levin Schücking u. a. anreihten, erweiterten im Laufe der Zeit den Kreis seiner dortigen Befreundungen oder doch Berührungen. So ward das freundliche Schwaben mit seinen einfach biedern Männern und seinen sittig sinnigen Frauen unserm Dichter dauernd eine zweite Heimat, ein liebes, geistiges Vaterland, in welches ihn nach kurzer Trennung die bald erwachende Sehnsucht immer wieder zurückführte. Seine Muse fand dort stets den fruchtbaren, freien Boden wieder, welcher ihr bei den bekannten Verhältnissen in der

wirklichen Heimat bisweilen unter den Füßen zu schwinden schien. Wenn Niembsch auch nicht immer die Meinungen und Richtungen seiner schwäbischen Freunde teilte, wenn sich seine schroffe Eigentümlichkeit bisweilen in oppositionellem Gegensatze zu ihnen befand, wenn einige und gerade die Bevorzugtesten unter ihnen bei dem schwankenden Unbestande der Stimmungen und Neigungen unseres Dichters bisweilen mit Recht über Vernachlässigung zu klagen hatten, wenn mitunter ein arglos ausgesprochenes Wort sein so zart besaitetes Gemüt, dessen Reizbarkeit er in dem Gedichte „Leichte Trübung" (I, 15) selbst belauscht hatte, tagelang verstimmen konnte, so brach doch die alte Neigung mit aller Weichheit und Wärme seines Gefühls bald wieder versöhnend hervor, und alle blieben ihm unverbrüchlich mit der innigsten Achtung und Anhänglichkeit, teilweise mit wahrhafter Aufopferung, zugetan bis zum Ende. Und in der Tat haftete an der persönlichen Erscheinung Lenaus, in welcher sich der begeisterte Seher und tiefsinnige Dulder vereinigte, fast noch mehr als an den Werken seines Genius der Zauber einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, welcher jeden mit sich fortriß, der in seine Kreise getreten war, und allmählich jenen, immer zahlreichere Anhänger zählenden Lenau-Kultus herbeiführte, in welchem sich vorzüglich Frauen hervortaten, gleichsam um das durch den Tod unterbrochene Werk der Mutter, deren Lebensaufgabe sie geerbt zu haben schienen, halb unbewußt aber gleich liebevoll wieder aufzunehmen und fortzusetzen. So edel der Entstehungsgrund, so tiefschön der Sinn dieses Dichterkultus gewesen sein mochte, so stehen wir doch an, ihn einen segensreichen zu nennen, denn wir sehen zuletzt unsern Dichter, durch die allzu sorgliche Pflege doppelt empfindlich gegen die rauhere Außenwelt geworden, unmittelbar aus den Händen der Liebe in den Abgrund des grauenvollsten Elends gleiten.

Aber auch ein edles weibliches Herz war dem Dichter während seines Aufenthaltes in Stuttgart zugefallen; Musik,

die göttliche Bezwingerin der Herzen, ſtand dem einfach ſchüchternen Mädchen unabſichtlich bei, des Dichters Herz zu gewinnen, wie Poeſie ihm das ihrige bereits gewonnen hatte. Insbeſondere übte der ſeelenvolle Vortrag der herrlichen „Adelaide“ im Munde des holden Mädchens einen mächtigen, ſein Lebensmark ſüß erſchütternden Eindruck auf Niembſch, dem der ihm geiſtig verwandte Meiſter längſt ſchon als der echte Meſſias der neueren muſikaliſchen Ära galt;

„Den ich höchſt als Meiſter ehre
Nebſt dem ſchroffen Urgebirge
Und dem grenzenloſen Meere“

ſang Lenau einige Jahre ſpäter mit Bezug auf Beethoven. (Man vergleiche „Beethovens Büſte“ I, 252, und das gleichfalls ſpätere Gedicht „An Luiſe“ I, 200.) War ein weibliches Weſen je geſchaffen, ein irdiſches Daſein zu beglücken, ſo war es dieſes herrliche Mädchen, welches mit einem blühenden, äußerſt anmutigen Äußern die edelſten Vorzüge des Geiſtes und Gemütes, vielſeitige und tiefe Bildung in reichſter Friſche in ſich vereinigte. Die Neigung war, obſchon keine ausdrückliche Erklärung ſtattfand, eine innige, gegenſeitige. Es iſt ein zwar unerſprießlicher, weil nunmehr unfruchtbarer, aber doch nicht zu unterdrückender Wunſch, der Dichter möchte doch dies eine Mal, als das verkörperte Lebensglück ihm ſichtbar ſo nahe ſtand, die ſichere Kraft der Selbſtbeſtimmung geübt und mit klarem Zukunftblick einen Entſchluß gefaßt haben, geeignet, die trübe Vergangenheit in Vergeſſenheit zu ſenken und die Dämonen des Unheils auf immer zu bannen! Aber mag er nun ſich ſelbſt nicht mehr für fähig ſolchen Glückes gehalten oder gewiſſenhafte Bedenken getragen haben, ein ihm teures Weſen an ſeine eigenen vermeintlichen Unglückspfade zu feſſeln, genug, er entſchloß ſich zu der ihm näherliegenden Paſſivität des Entſagens. Er ſelbſt läßt ſich darüber in Briefen an K. Mayer vernehmen; ſo unter

1. Dezember 1831: „Auch noch ein Sonnenblick der Liebe fiel in mein krankes Herz, in mein unheilbares:

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt."

und später am 6. Jänner 1832 in Heidelberg; „Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühl' ich," dann am 12. Jänner 1832: „Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen," und endlich am 21. Jänner: „Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heiraten ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönen für alle Zeit." K. Mayer aber, der sinn- und liebreiche Beobachter und Vertraute fügt bei: „Mich umfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt in einem so entscheidenden Augenblick hindere, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich sah, die innern Schwankungen konnten mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und dem Glück trat mir, ohne daß ich um das Warum? gefragt hätte, in überwältigender Macht vor die Seele".*) Lenaus scharfer Geist wäre der motivierten Antwort auf dieses Warum? gewiß nicht ausgewichen, der Erfolg aber konnte kein anderer sein; der künftige Dichter der Skepsis war bereits deren Adept den selbsteigensten Lebens-

*) Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund, herausgegeben von Karl Mayer, Stuttgart 1853. S. 73 u. ff.

fragen gegenüber; der Beruf zur Skepsis aber schließt den Beruf zum Glücke unerbittlich aus. — Auf den Schwingen des Liedes trug der Dichter seine Liebe bewahrend in das Reich unvergänglicher Erinnerung (vgl. die Gedichte: „Unmögliches" I, 125, „Mein Stern" I, 126, „Waldgang" I, 139, „Scheideblick" I, 140); in den „Schilfliedern" (I, 12), welche dem holden Gegenstand derselben im befreundeten Kreise die Benennung „Schilflottchen" verschafften, säuselt die süße Wehmut jener Tage in melodisch beruhigten Tonwellen an unsrer feierlich ergriffenen Seele vorüber:

„Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein süßes Nachtgebet!" —

Im November 1831 begab sich Niembsch, der in dem zerstreuenden Stuttgarter Leben doch endlich an die Wiederaufnahme und Vollendung seiner medizinischen Studien zu denken begann, nach Heidelberg, um an der dortigen Universität bis zum Frühjahre zum Doktor zu promovieren. Neben den medizinischen Studien ergab er sich dort mit Eifer der philosophischen Lektüre und Forschung, und schloß vertraute Bekanntschaft mit den größten Denkern der älteren und neueren Schulen; vorzüglich vertiefte er sich in Spinozas Schriften. Sein grübelnder Scharfsinn suchte auf allen Bahnen des Wissens die Lösung seiner folternden Zweifel, denen bereits die treuesten Freunde, wie Schwab, Kerner, Mayer, mit den Waffen der Liebe und des Humors erfolglos zu Leibe gerückt waren. Die Jurisprudenz, nur positive Resultate fürs bürgerliche Alltagsleben eröffnend, war, wie früher die allzu nüchterne Landwirtschaft, bald beseitigt worden; die Medizin an der tastenden Hand der Empirik versprach nur grobsinnliche Erfolge; spekulative Philosophie dagegen, welcher später die Dogmenwissenschaft zu Hilfe kommen sollte, verhieß

lohnendere Aussichten ins Gebiet des Übersinnlichen und der Dichter versenkte sich immer mehr in deren unabsehbare Tiefen. In dem Gedichte: „Der Unbeständige“ (I, 130) ist dieses unstete Stöbern nach wissenschaftlichen Fährten dichterisch gezeichnet. Von seinem Leben in Heidelberg wußte Niembsch den Freunden wenig Erfreuliches zu berichten. Das dortige Klinikum fand er äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen, so daß er seinem Zwecke, praktische Medizin zu lernen, kaum irgend näher komme. Zudem werde seine Seelenverstimmung von Tag zu Tag ärger und beginne auch merklich auf seinen Körper zu reagieren. — Ausflüge zu den Freunden in Waiblingen (K. Mayer) und Weinsberg (J. Kerner), in Tübingen (Uhland) und Stuttgart (Schwab, Reinbeck u. a.), sowie der gesellige Verkehr mit den Heidelberger Burschen unterbrachen die Einförmigkeit des Universitätslebens und besserten vorübergehend die schwermütige Stimmung. Gleichzeitig beschäftigte sich Lenau mit der Korrektur seiner Gedichte, welche zu Ostern (1832) erscheinen sollten und denen während seines Verweilens in Württemberg und Baden namhafte Bereicherungen zugewachsen waren. Wir nennen, nebst den bereits aufgezählten, unter letzteren: „Winternacht“ (I, 14), „Die Wurmlingerkapelle“, als Nachklang eines mit Uhland u. a. dahin unternommenen Spazierganges (I, 38), „In der Schenke“, dem „Fäßchen“ in Heidelberg am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution (I, 59), „Der Maskenball“ (I, 60), „Die Heidelberger Ruine“ (I, 73), „Auf ein Faß zu Oehringen“ (I,77), „Am Grabe eines Ministers“ (I, 123), „In das Stammbuch einer Künstlerin“, Emiliens Reinbeck, der sinnvollen Landschaftsmalerin, deren gelungenste Bilder durch Lenausche Gedichte z. B. „Die Waldkapelle“, „Nach Süden“ angeregt worden (I, 110), „Theismus und Offenbarung“ auf einer Wanderung mit Mayer nach Eßlingen entstanden (I, 134), „Die Marionetten“ (I, 293) u. a. Auch mit dem Plane zu einem Trauerspiele, „Barbara Raziwil“,

ſcheint ſich der Dichter damals getragen zu haben, doch blieb uns davon nicht einmal ein Fragment erhalten. Von einem früheren Verſuche in dieſer Dichtungsgattung aus dem J. 1830 hat des Dichters „Nachlaß“ (II, 318) ein Bruchſtück: „Helena“ aufbewahrt. In eine noch viel frühere Zeitepoche müßte das für ein Liebhabertheater beſtimmte Luſtſpiel: „Die Mariage in Ungarn“ fallen, deſſen Lenau gegen Emma Niendorf*) erwähnte, wenn dieſe Angaben nicht vielleicht ein Scherz der bisweilen recht mutwilligen Dichterlaune geweſen. Daß der Dichter ſeine dramatiſchen Arbeiten nicht weiter auf Koſten der lyriſchen, in denen er ſo Unübertreffliches brachte, fortgeſetzt hat, dürfen wir kaum zu bedauern haben, denn ein Dichter, der dem Theater eine ſo traurige Zukunft prophezeit, wie Lenau getan**), konnte ſelber wohl nimmer zum dramatiſchen Schriftſteller geboren ſein.

Während des Heidelberger Aufenthalts hatte Lenaus Europamüdigkeit ihren Gipfelpunkt erreicht, die Sehnſucht nach dem freien Amerika mit ſeiner großartigen Naturſzenerie erfaßte ihn aufs neue mächtig und diesmal unwiderſtehlich. Zum Leidweſen und gegen alles Abmahnen der Freunde, die ſeinen Inſpirationen in dieſer Richtung nicht zu folgen vermochten, ſchrieb ſich Niembſch mit 5000 Gulden in eine Auswanderergeſellſchaft ein, welche, aus 200 Köpfen beſtehend, am Miſſouriſluß eine Niederlaſſung gründen ſollte. Ihm wurden dafür 1000 Morgen anbaufähigen Landes in Ausſicht geſtellt. Er wollte, ſo es ihm wohlgefiele, fünf Jahre dort bleiben; aber ſchon unterwegs von Bord aus verſprach er ſeine baldige Rückkehr nach etwa vierwöchigem Aufenthalte. „Niembſch iſt von Amerika ganz beſeſſen,“

*) Emma Niendorf „Lenau in Schwaben“. Stuttgart 1853. S. 193.

**) „In fünfzig Jahren gibt es keine Theater mehr“ uſw. bei Frankl a. a. O. S. 95.

ſchrieb J. Kerner damals an Mayer. „Er iſt wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beſchwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entſchluß faßte, nach München zu gehen und ſich an Schubert anzuſchließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen (?), die ihm ſo ſehr fehlen, allein in Heidelberg wieder vierzehn Tage ſich ſelbſt überlaſſen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Tiere ſchießen und Urbäume niederreißen will. Es iſt völlige Wahrheit, daß in Niembſch ein Dämon iſt, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelſtunde ſein Geſicht zwanzigmal verändert.“ — „Amerika iſt vielleicht das Land der Prüfung für ihn, und Gott wird es nicht ohne ſeine weiſen Abſichten zulaſſen.“ Niembſch ſelbſt aber motivierte ſeinen Entſchluß in einem Briefe aus Weinsberg vom 13. März 1832 in folgenden Worten: „Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantaſie in die Schule — die Urwälder — ſchicken, mein Herz aber durch und durch in Schmerz mazerieren, in Sehnſucht nach den Geliebten. Künſtleriſche Ausbildung iſt mein höchſter Lebenszweck; alle Kräfte meines Geiſtes, das Glück meines Gemütes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerſt Du Dich an das Gedicht von Chamiſſo, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesſchmerze zu haben? Ich will mich ſelber ans Kreuz ſchlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere gerne in die Schanze ſchlägt, der Kunſt zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr“ uſw. und J. Kerner ſetzt am Schluſſe in ſeiner ſcherzhaft ernſten Weiſe bei: „Das iſt alles, ſo dichteriſch es klingt, rein dämoniſch. Ich ſah kürzlich ſeinen Dämon, es iſt ein haariger Kerl mit einem langen Wickelſchwanz uſw.; der flüſtert ihm von jenen Urwäldern ſo zu, der läßt ihm keine Ruhe!“ Ein in dieſelbe Zeit fallendes Briefſragment Lenaus an K. Mayer, in welchem nebſt einer merkwürdigen

Selbſtſchau eine Vorahnung ſeines ſpätern dunkeln Geſchickes niedergelegt iſt, geſtattet tiefere Einblicke in die damaligen Seelenzuſtände des Dichters. „Ich habe die Klage vernommen," ſchreibt er, „die Klage deines lieben freundlichen Herzens über meine Reiſe in die Fremde, übers Meer. Hätte ich einen ſo feſten Glauben an die Fortdauer unſerer Perſönlichkeit, ſieh, ich würde ſagen: „Bruder! wir ſehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe dieſen glücklichen Glauben nicht wie du, und ich fühle die traurigen Ergebniſſe meiner Philoſophie gerade jetzt am bitterſten, denn ich muß mir ſagen: du gehſt in die See, du vertrauſt dich den trügeriſchen Wellen, du überantworteſt dein Herz, ſamt aller Liebe, die du für deine Freunde darin haſt, den unſichern Winden! Die Erinnerung ſogar an deine Freunde kann ein Windſtoß verwehen auf ewig! Das ſag' ich mir alles, aber ich reiſe doch! Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiſte doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnſinnigen ſehr geiſtreich geſprochen. Er habe nämlich einen Wahnſinnigen heilen wollen und ging alſo ganz leiſe und behutſam der fixen Idee des Narren auf den Leib. Der Verſtand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämiſſen nach, und als er endlich am Konkluſum ſtand, und einſehen ſollte das Unſinnige ſeiner Einbildung, da ſtutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe und ſprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren." Dies ſind die trefflichen Worte unſeres Freundes. Ein Analogon von ſolchem Dämon glaube ich auch in mir zu beherbergen. Merkt dieſer Kerl je, daß mir ein ſchöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir ſeine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirſt mich verſtehen. — Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab geſagt, daß ich ein Narr

bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens du es, mein lieber Mayer! Du wirst mich darum nicht weniger lieben." — — „Ich schreibe dir das alles in einem stark bewegten Zustande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelstunde in dunkler Nacht vorübergegangen am Fenster der geliebten L. Ich schlafe nämlich im Gasthof, indem Schwab, Gäste erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, so gern er es auch getan hätte. Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner L. stehen und hinaufblicken, wo sie schläft, und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hineinschütten. Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich; dir aber sag' ich ganz leise: mir scheint, es hat sich ein anderer Geist als der Dämon des Unglücks in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen." — Die Reise wurde gegen Ende Mai 1832 angetreten, die Fahrt nach Holland auf einem Rheinschiffe zurückgelegt. Differenzen unter den Auswanderern und Reisegenossen, wobei Niembsch zu schlichten und zu richten hatte, das leidige Paßwesen und anderes gaben mancherlei Anstände. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Grenzorte, wollte den Reisenden zurückschicken, weil dessen abgelaufener Paß kaum für eine halbe Legitimation gelten könne. Die Musik trat auch diesmal als Vermittlerin ein. Lenaus Geigenspiel gewann ihm die Gunst eines Zollbeamten, einer von allem Verkehr abgeschnittenen musikalischen Seele. Des Dichters „Passagen auf der Geige" entzückten endlich auch den Bürgermeister dermaßen, daß er ihm die „Passage über die Grenze" durch die Finger sah. Holland mit seinen „sehr schönen Mädchen und sehr schönen Kühen", seinen Kanälen, Windmühlen und so überaus reizlosen Landschaften konnte ihm wenig gefallen, doch entlockte es ihm eine poetische Erinnerung in dem lieblichen, naturwahren Bilde „Auf eine holländische Landschaft" (I, 147). Selbst Amsterdam mit

seinem seestädtisch kaufherrlichen Treiben, mit seinen schmalen Giebelhäusern „so daß eine Amsterdamer Straße aussieht wie grobe, geschmacklose Mosaik“ machte keinen vorteilhafteren Eindruck: er war sehr froh, sich endlich auf dem holländischen Ostindienfahrer „Baron van der Kapellen“ einschiffen und am 1. August in See gehen zu sollen. So schied Lenau von Europa, der deutschen Heimat seine mittlerweile erschienenen „Gedichte“ als Abschiedsgabe zurücklassend.

Man möchte fast versucht sein, diese Amerikafahrt unseres Dichters — unternommen zu einer Zeit, wo die Überschiffung des Atlantischen Ozeans noch nicht so häufig, so leicht und bequem wie in unsern Tagen stattfand — für eine Äußerung entschiedener Willenskraft und Entschlossenheit zu halten. Das Mutvolle des Beginnens anerkennend, glauben wir darin, insofern der Entschluß auf ein festes, bestimmtes Ziel gerichtet sein soll, eher das Gegenteil zu sehen: die Äußerung des Schwankens, des Unbestandes, freilich nicht einer gewöhnlichen, sondern einer tiefer angelegten, faustischen Natur. Lenau selbst erklärt Amerika als ein notwendiges Element seiner Ausbildung, gewissermaßen als eine Fortsetzung seiner Studien. Wie er bisher, die verschiedenen Disziplinen des Wissens durchmusternd, Lehranstalten und Fakultäten gar oft gewechselt hatte, so schwankte der Unstete von der ihm nimmer genügenden Schule Europas jetzt hinüber zur transatlantischen Lebenshochschule Amerikas, um dort, noch Student in größerem Stile, seine Selbsterziehung, sowohl als Dichter, wie als Staats- und Weltbürger, fortzusetzen.

Nach einer ziemlich langen, mitunter stürmischen und durch den schlechten Zustand des Schiffes gefährlichen Überfahrt kam Niembsch gegen Mitte Oktobers in Baltimore an. „Es machte ihn,“ schrieb er von dort am 16. Oktober 1832 an Schurz in Wien, „um ein Gutes reicher, daß er auch das Meer kennen gelernt hätte. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise auf sein Gemüt wäre ein gewisser feier-

licher Ernſt, der ſich durch den langen Anblick des Erhabenen in ihm befeſtigt hätte. Das Meer ſei ihm zu Herzen gegangen. Die zwei Hauptmomente, die ihn gebildet, nannte er das Atlantiſche Meer und die öſterreichiſchen Alpen*); vorzugsweiſe aber erklärte er ſich für einen Zögling der letztern. Unbeſchreiblich war ihm zumut, wenn auf der See jedes Lüftchen ſchwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel ſich aufs Meer legte und jedes Leben, jede Bewegung ſich vom Schiffe zurückgezogen hatte, in tiefer grenzenloſer Einſamkeit. Dann erwachte die Sehnſucht nach den lieben Bergen, den lieben Menſchen in der Ferne. Das ſtille Meer, möchte er faſt behaupten, ſei größer, als das bewegte, wie es denn ſchon dem Auge ausgedehnter erſcheine.**) Wenn aber ſtarke Winde und ungeheure Wellen das Schiff in ihre Mitte nähmen, und ſich's verächtlich in die Hände ſchleuderten, und man plötzlich an die Wand geworfen würde, wie eine willenloſe Kleinigkeit, ſo empöre das den Stolz aufs bitterſte, und je weniger der äußere Menſch aufrecht ſtehen könne, um ſo mehr tue es der innere. — In Nordamerika gefiel es ihm ganz und gar nicht. Anſtatt des Weines hätten ſie dort Cider (ſpr. Seider) worauf ſich „leider" reime. Und, ach, keine Nachtigall! — Es ſcheine von ernſter tiefer Bedeutung zu ſein, daß die Amerikaner gar keine Nachtigall hätten. Das wäre wie ein poetiſcher Fluch. Eine Niagaraſtimme gehöre dazu, ihnen zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhauſe geſchlagen werden".***) Wir fügen, der Zeitfolge zwar etwas vorgreifend, zur Ergänzung dieſer Schilderung im Auszuge bei, was der Dichter in einem ſpätern (im April 1833 angekommenen) Briefe aus Lisbon

*) S. das Gedicht „Beethovens Büſte" I, 252. Vgl. auch „An die Alpen" I, 239.

**) Vgl. „Meeresſtille" I, 91; „Sturmesmythe" I, 91.

***) „Album öſterreichiſcher Dichter." S. 11 u. ff.

am Ohio an Emilie Reinbeck berichtete: „Amerika iſt das wahre Land des Unterganges, der Weſten der Menſchheit. Das Atlantiſche Meer aber iſt der iſolierende Gürtel für den Geiſt und alles höhere Leben". — „Die ſchlimmſte Frucht der üblen Verhältniſſe in Deutſchland iſt nach meiner Überzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menſchen herüber und den letzten himmliſchen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen ſie hin für ein Stück Brot. Anfangs dünkt ihnen das fremde Land unerträglich und ſie werden ergriffen von einem mächtigen Heimweh. Aber wie bald iſt dies Heimweh verloren! Ich muß allein über Hals und Kopf hinaus, hinaus, ſonſt verliere ich das Meinige auch noch. Hier ſind tückiſche Lüfte, ſchleichender Tod. In dem großen Nebelbade Amerikas werden der Liebe leiſe die Adern geöffnet, und ſie verblutet ſich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine ſolche Sehnſucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüſte getauft. Mich zog es auch in die Wüſte, und hier iſt in meinem Innern auch etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht daß ich davon geneſen bin, mein künftiges Leben wird es mir ſagen".*) Auch die Natur fand er in Amerika weit unter ſeiner Erwartung, „entſetzlich matt", die Landſchaftsformen monoton und unphantaſtiſch. Kein wahrer Sangvogel! der Natur werde es da nicht ſo wohl ums Herz oder ſo weh, daß ſie ſingen müßte! Nur drei Dinge hob er als ſolche hervor, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht: einen faſt erſtorbenen Urwald im Weſten, das Hudſonstal von Neuyork hinauf und den Niagarafall. Habe die Natur ſelbſt kein Gemüt, keine Phantaſie, ſo könne ſie auch ihren Geſchöpfen nichts dergleichen geben. Hier lebe ein poeſieloſes, gewinnſüchtiges Geſchlecht, „ausgebrannte Menſchen in ausgebrannten Wäldern", Menſchen deren Rauh-

*) Bei Mayer a. a. O. S. 102 u. ff.

heit eine zahme und darum doppelt widerlich sei, von einer „sonderbar kalten Heiterkeit", die ans Unheimliche streife. Der Mensch sei hier weder edler noch gebildeter, weder sittlicher noch glücklicher als anderwärts. Leiste die freie Staatsform in dieser Hinsicht so wenig, so habe sie ihm auch keinen besondern Wert, denn es sei gleichgültig, wie er mit einem derben Kraftworte schloß, „ob der Quarkfladen in eine runde oder viereckige Form getreten werde." Der Union prognostizierte er, aus Anlaß der damals am heftigsten verhandelten Sklavenfrage, baldiges Auseinanderfallen. Mündlich parodierte er die „vereinten Staaten" wohl in „verschweinte Staaten" und unbeschreiblich war die Mischung von Mitleid und gutmütiger Ironie auf seinem Gesichte, wenn er, der durch und durch Musikalische, bei guter Laune den unmelodischen Tonfall des steifen, bärentanzartigen Doodle-Yankee-Nationalmarsches mittelst seines klangvollen Lippenpfiffes den Freunden zum besten gab. Seine Lyra aber sang:

„Es ist ein Land voll träumerischen Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest,
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben."

(„Der Urwald" I, 85.)

Das poesielose Land konnte den Poeten nicht lange festhalten, und dennoch läßt sich nicht leugnen, wenngleich der Mißmut des mannigfach Enttäuschten es nicht unbedingt zugestehen mochte, daß gerade dieses Land ihn, auch dichterisch,

ausgebildet und männlich gereift, daß es seinen Unabhängigkeitssinn gestärkt, sein Selbstgefühl gehoben, seinen Weltblick erweitert hat. Jene trüben Anschauungen aber, aus augenblicklichen Verstimmungen hervorgegangen und in ihrem prophetisierenden Teile durch die Folgezeit nicht bestätigt, erklären uns die Eilfertigkeit, mit welcher er seinen Ausflug abzukürzen und die Heimkehr zu beschleunigen bestrebt war. Niembsch hatte sich in Baltimore einen Schimmel gekauft, den er, in Erinnerung an seinen polnischen Freund, Boloz benannte und auf welchem er die Weiterreise durch die Urwälder antrat, nachdem er die abenteuerliche Einladung eines deutschen Studenten und Geigers zu einer gemeinschaftlichen musikalischen Kunstreise abgelehnt hatte. Infolge der Auflösung jener schwäbischen Auswanderergesellschaft, mit welcher er aus Deutschland gekommen, erkaufte Niembsch auf eigene Rechnung am 26. Oktober 1832 in Crawford-County 400 Morgen Urwald an Staatsländereien. Er überließ diesen Grundbesitz, von welchem er sich mit der Zeit eine ergiebige Rente versprach, einem mit ihm herübergekommenen, scheinbar rechtschaffenen und arbeitsamen Zimmermeister aus Württemberg in mehrjährigen Pacht, fand sich aber in der Folge in jeder Hinsicht bitter enttäuscht. Am 7. Februar 1833 besuchte Lenau von Pittsburg aus in Gesellschaft des Schriftstellers W. R. Riedlen und des Pittsburger Kaufmanns C. L. Volz, dessen er unter seinen amerikanischen Bekanntschaften immer mit dankbarster Anhänglichkeit gedachte, die interessante Niederlassung des alten Rapp in Economy. (Riedlens 1834 in Aarau erschienene Bearbeitung von J. P. Davis „Guter Rat an Einwanderer in die Vereinigten Staaten" ist in freundlicher Erinnerung an diesen Ausflug seinen beiden Reisegefährten Lenau und Volz gewidmet.) Die längeren Ritte durch die dumpfen Nebel der Urwälder, welche unserem Reisenden nicht unerhebliche rheumatische Leiden zugezogen hatten, die Nachwehen des Skorbuts, als Folge des fast aus-

ſchließlichen Rauchfleiſchgenuſſes auf der Seereiſe, endlich ein Loch im Kopfe, das er ſich auf einer Schlittenfahrt beim Umſturze ſeines Gefährtes gefallen hatte, machten dieſen Winter in der kalten Fremde für ihn zu einem höchſt leidenvollen; längere Zeit konnte er in Lisbon das Bett nicht verlaſſen. Dennoch blieb Lenaus amerikaniſcher Aufenthalt nicht unfruchtbar für die Poeſie; wir verdanken ihm den Zyklus „Atlantika“ I, 96, die Gedichte: „Der Indianerzug“ I, 81, „Die drei Indianer“ I, 84, „Der Urwald“ I, 85, „An einen Baum“ I, 87 (wohl als Erinnerung an den edlen Greis Geheimrat Hartmann in Stuttgart), „Niagara“ I, 88, „Das Blockhaus“ I, 89 u. a., dann auch die auf See und Seemannsleben bezüglichen Stellen und Szenen im „Fauſt“. Als der Frühling und mit ihm die Körperkraft wiederkehrte, raffte Niembſch ſich auf, beſuchte raſch die Niagarafälle, eilte dann nach Neuyork und von dort nach Europa und Deutſchland zurück, deſſen Boden er im Juni 1833 bei Bremen zuerſt wieder begrüßte. Deutſchland aber hielt dem Wiederkehrenden den vollen Kranz des Ruhmes entgegen und rief ihm den gefeierten Namen „Lenau“ mit begeiſtertem Gruße zu.

Während der Abweſenheit des Dichters hatten ſeine Gedichte ſich mächtig Bahn gebrochen. Ein neuer und großer Genius hatte ſich darin dem deutſchen Volke aufgeſchloſſen; dieſe Dichterweiſe war noch nicht dageweſen. Dieſer Rhythmus und Wohlklang der Sprache, dieſe edle Reinheit der tadelloſen Form, dieſe Tiefe und Gedankenfülle, dieſer Reichtum an überraſchend neuen und zugleich ſo naturwahren Bildern, deren plaſtiſche Anſchaulichkeit dem Dichter den Namen eines „Bildhauers der Gedanken“ eintrug, dieſe feine Betrachtung und treffende Symboliſierung der Natur, dieſe Männlichkeit der Geſinnung bei ſo kindlicher Weichheit und ſenſitiver Zartheit des Gefühls, dieſe Macht und Unergründlichkeit eines Schmerzes, von dem alle Welt mit Chamiſſo ſehr richtig fühlte, daß dies kein gemachter knabenhafter Schmerz ſei,

waren bisher noch in keiner dichterischen Persönlichkeit in so harmonischem Schmelze vereinigt. Zudem hatte der Dichter durch seine Heidebilder und Magyarenlieder auf noch unbekanntem Felde neue Bahnen eröffnet. Der Blick des Genius entdeckt der Poesie neue Welten; leider kann sein Ansehen es nicht verhindern, daß die ausbeutende Mittelmäßigkeit seine Pfade nachtrete und verunstalte. Jene Gedichtsammlung, an welche der Dichter allmählich Verwandtes anreihte, enthält in dem jetzigen Umfange von zwei Bänden das Zarteste, Schönste, Tiefste der Lenauschen Muse; sie bildet in der Tat die Blume der Lenauschen Poesie und ist eine wahre Bereicherung nicht nur der deutschen, sondern der lyrischen Dichtung aller gebildeten Völker. Diese süße träumerische Poesie der Melancholie gewann dem Dichter fast ausnahmslos die Bewunderung der Geister, die Liebe der Herzen. Hier ist er der tiefsinnige liebenswürdige Dulder, dessen Leiden, aus eigenen schmerzlichen Erlebnissen stammend, nur in Wohlklang austönen und eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den Hörer üben. Hier ist seine Poesie einer jenen glänzenden aber schwarzen Spiegelgloben, wie man sie in Gärten aufzustellen pflegt, welcher uns durch einen wohltuenden Kontrast die sonnigheitere Welt zwar in seiner eigenen dunkleren Färbung, aber doch klar und scharf abspiegelt. Größeres, poetisch Gewaltigeres, im einzelnen Erschütterndes mag Lenau in seinen späteren größeren Dichtungen gesungen haben; poetisch Schöneres, menschlich Edleres, künstlerisch Vollendeteres gewiß nicht. Wo seine Poesie ein ihrer Ursprünglichkeit Fremdes als Resultat der Forschung sich aneignet, wo sie die Trostlosigkeit der Menschen- und Weltgeschicke nur durch das reflektierende Mitgefühl auf sich einwirken läßt, wo sie Satzungen aufstellt, Postulate formuliert, kurz, wo der Dichter nicht mehr als Dulder, sondern als Angreifer und Kämpfer auftritt, verliert seine Poesie jenen Zauber der Allgewalt; indem sie sich geharnischte Gegner aus dem Boden empor-

ſtampft, verſchüchtert ſie zugleich die minder kampfluſtigen Freunde. Damit ſollen die großen anderſeitigen Verdienſte dieſer Dichtungen nicht verkleinert, ſondern nur die Bedeutung jener lyriſchen Sammlung hervorgehoben werden.

Niembſch begab ſich zuerſt zu den Freunden in Schwaben, dann (im Herbſt 1833) in ſein heimatliches Öſterreich zurück, überall begrüßt von Glückwünſchen und Huldigungen; die alten Freunde ſchloſſen ſich noch feſter an ihn, neue Bekanntſchaften drängten ſich um den ſo ſchnell berühmt gewordenen Dichter. Obſchon dieſe neue Poeſie des Schmerzes und der Entſagung nicht angetan war, um in Öſterreich ſchnell populär zu werden, da es dem lebensfreudigen genußliebenden Volkscharakter des Öſterreichers zunächſt an dem entgegenkommenden Verſtändnis dafür fehlte und dieſes erſt von außen herein vermittelt werden mußte, ſo fand ſie doch unter den Schriftſtellern und gebildeten Männern der Nation bald verſtändige Bewunderer und begeiſterte Verehrer, an welche ſich ohne eigentliches tieferes Verſtändnis ein zahlreicher Kreis von Leuten anſchloß, denen es bei ihren Anſprüchen auf Bildung als Ehrenſache galt, dem „vaterländiſchen Dichter", den das „Ausland" anerkannt und bekränzt hatte, auch ihrerſeits Huldigungen und Beifallsbezeugungen nicht zu verſagen. Lenau ſelbſt äußert diesfalls an K. Mayer vom 17. Oktober 1833: „Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müſſen, um Wert und Bedeutung zu Hauſe zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Öſterreich, wie in Bremen mit Zigarren. Die in Bremen gemachten Zigarren werden nach Amerika geſchickt, dort bekommen ſie die ausländiſche Signatur und wandern dann wieder heim, und alles wundert ſich über den ſcharmanten Geruch, den ſie jetzt haben, während ſie früher keinem Teufel ſchmecken wollten." — Aber auch auf das äußere Befinden und Gehaben des Dichters wirkte dieſe Anerkennung merklich wohltuend; er fühlte ſich momentan gehoben und erfriſcht und konnte mit Bezug darauf in dem-

ſelben Briefe fortfahren: „Ich bin ganz geſund. Die Leute wundern ſich über mein gutes Ausſehen. Einige ſagten, ich ſei gewachſen!! meine Schweſter ſogar war ſo närriſch es zu glauben. Mag ſein, daß ich mich aufrechter halte, wenigſtens in moraliſcher Bedeutung möchte dies wahr ſein. Ich habe viel mehr Gleichmut und Heiterkeit als vordem; das ſcheint auch auf mein körperliches Befinden wohltätig zu reagieren.“

Wir ſtehen nun an einem Lebensabſchnitte unſeres Dichters, welcher, obſchon durch kein hervorragendes Ereignis bemerkbar, gerade durch dieſen Mangel von bedenklicher Bedeutung für ſeine Zukunft wird. Männer gleichen Alters bezeichnen ſonſt dieſe ihre Lebensperiode mit einer der wichtigſten Handlungen, mit der entſcheidenden Wahl eines beſtimmten Lebensberufes. Ausgerüſtet mit umfaſſenden Kenntniſſen, von einnehmendem Äußern, geſund, kräftig und jugendlich rüſtig, im Beſitze anſtändiger Subſiſtenzmittel und eines weithin gefeierten Namens, konnte Niembſch, wenn er mit Ernſt und klarem Blicke ſeine Wahl getroffen hatte, an dem Gelingen nicht zweifeln. Gerade der echte Dichter bedarf, wenn ſeine Poeſie eine geſunde bleiben, wenn ſein eigenſtes Element, die Phantaſie, in deren ſchwindelerregende Schrankenloſigkeit ſich ſein Geiſt ſtürzt, ihm nicht Gefahr und Verderben bringen ſoll, des moderierenden Gegengewichtes einer verſtändig nüchternen Wirklichkeit. Um das Haupt träumeriſch im Äther wiegen zu können, muß die Kunſt feſt im Boden wurzeln. Die größten Dichter aller Zeiten, Goethe an der Spitze, dienen als beſtätigende Beiſpiele. Sie haben das praktiſche Berufswirken nicht für unwürdig ihrer Mithilfe gehalten, die Dichtkunſt ſelbſt aber nie als ausſchließlichen Lebensberuf gelten laſſen, eben weil ſie ihnen dafür zu hoch ſtand und zu heilig war. Lenaus keuſcher, klarer und ſtrenger Genius gehörte nicht zu jenen unglücklichen Naturen, deren angebliche Hypergenialität, halb dem Titanen-, halb dem Vagabundentum

angehörig, auf dem realen Boden des Lebens — wozu wir nahrungslose Sandsteppen und sumpfige Niederungen freilich nicht zählen können — keinen Standpunkt und Halt zu finden weiß. Sein durchdringender Verstand, sein ernster Sinn für bürgerliche Tugenden, seine warme Empfänglichkeit für Familienglück und geordnetes Staats- und Gemeinwesen, sein strenges Rechts- und Pflichtgefühl, die schmiegsame Gewandtheit seines Geistes für alle Formen menschlicher Erkenntnis befähigten ihn, wie wenige, zu einer hervorragenden Stellung auch im praktischen Berufsleben; es fehlte nichts als der Entschluß. Wir können nur beklagen, daß er nicht gefaßt wurde. Nur einmal scheint ein ernsterer Versuch beabsichtigt gewesen zu sein; der Wunsch der Freunde: Niembsch möchte sich um die eben erledigte Professur der Ästhetik am k. k. Theresianum bewerben, anfangs vom Dichter als seinem Geschmacke zusagend beifällig aufgenommen, scheiterte bald wieder daran, daß Niembsch sich nicht selbst bewerben, sondern gerufen sein wollte; das System solcher Berufungen war im damaligen Österreich noch nicht in Übung. So ward unser Lenau ein poetischer Aeronaute, der, nachdem er die Bande, die ihn an den festen Boden knüpften, gelöst und den Ballast, der seinen Aufflug hemmte, über Bord geworfen hat, zur alten Erde und den seinem Fluge mit Bewunderung und Angst nachblickenden Lebenden nimmer wieder zurückkehren kann, ausgenommen wenn er die Kraft, die ihn erhob, wieder ausströmen läßt oder in jähem schwindelndem Sturze. Ähnliche Gedanken mögen den Dichter selbst manchmal beschlichen haben; so, als er gegen Frankl äußerte: „Du kennst die Geschichte vom Phaeton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können.“ Und in viel späteren Jahren, in einem der lichten Momente seiner ersten Krankheitsperiode (die er als eine heilsame Einkehr in sich selbst anzusehen geneigt war), machte

er Plane, die Medizin wieder aufzunehmen: „ein guter Gedanke zum Wohle der Menschheit" sei mehr als alle seine Werke; er müsse einen Beruf haben usw.*)

Unabhängig von Berufspflichten — was man sonst so nennt, denn Lenau trieb die Dichtkunst als eigentlichen Lebensberuf — unumschränkter Herr seines Willens und seiner Zeit, lebte unser Dichter durch die folgende Reihe von Jahren in einer Art unsteter Stetigkeit, abwechselnd gesellig in selbstgewählten Kreisen und wieder zurückgezogen in einsamer Abgeschlossenheit, seinen Studien, vorzüglich literarischer und philosophischer Richtung, seinen dichterischen Arbeiten und dem Umgange mit den Freunden. Das gesang- und musikerfüllte Wien mit seinen reichlichen Gelegenheiten, sowohl die Einzelleistungen der Matadore des modernen Virtuosentums, als auch das künstlerische Zusammenwirken in großartigen musikalischen Aufführungen einem weiten Hörerkreise zugänglich zu machen, übte auch als solches auf unsern musikdurstigen Freund eine dauernde und nie geschwächte Anziehungskraft. Der Wiener Aufenthalt wurde von Zeit zu Zeit durch kleinere Ausflüge und größere Reisen unterbrochen; erstere galten der Umgebung Wiens, dann den österreichischen und steirischen Alpen — wo er die Staatsherrschaft Neuberg wiederholt besuchte, die Schneealpe und den Hochschwab bestieg und auf Gemsen jagte, — ferner dem Salzkammergute, wo besonders Gmunden und Ischl ihn anzogen; letztere führten ihn vornehmlich immer wieder nach Schwaben. So finden wir ihn schon im Jänner 1834 wieder in Stuttgart. Im August desselben Jahres begleitete ihn das Reinbecksche Ehepaar ins Salzkammergut, nach Gmunden zu Schleifer und bis zum Gollinger Wasserfalle. Der November 1834 brachte ihn abermals nach Schwaben, das er erst im Frühjahr 1835, wo ihn der Tod des Kaisers Franz zur Heimkehr nach

*) Emma Niendorf, am o. a. O. S. 260.

Österreich bestimmte, wieder verließ. Aber der Spätsommer 1836 führte ihn neuerdings nach Schwaben zurück, wo wir ihn gleichfalls im Juni und November 1837, dann im Sommer 1838 und so fort alljährlich wiederfinden. In der Tat bewegte sich sein Dasein zwischen Wien, das ihm als heimatliches Lebenselement doch immer unentbehrlich blieb, und Stuttgart, wo sein Geist reichere Förderung suchte und zu dessen Besuche ihm die öfteren neuen Auflagen seiner Werke, deren Korrektur er sorgfältigst selbst besorgte, willkommene Anlässe boten, fast mit der Regelmäßigkeit einer perpendikelartigen Schwingung mit seltenen Abweichungen hin und her. Aus der freundlichen Wohnung in Stuttgart, welche das gastfreie Ehepaar Reinbeck zu seiner Aufnahme immer offen hielt, wurden gelegenheitlich die früheren Ausflüge wiederholt: nach Waiblingen zu K. Mayer, „dem Kerne" seiner Freundschaften, nach Gomaringen, als Schwab daselbst als Pfarrer lebte, in die schwäbische Alb, nach Tübingen zu Uhland, nach Weinsberg, wo Kerners Gartenhäuschen die Geburtsstätte manches Lenauliedes war, nach Serach bei Eßlingen, wo Graf Alexander von Württemberg, welcher den Busenfreund auch mit den höheren Gesellschaftskreisen in Berührung gebracht hatte, eine elegante Villa bewohnte. Letzterem war er am 18. September 1836 bei einem sehr ernsten Gange als Zeuge zur Seite gestanden. Er selbst aber fand in einer längeren Krankheit (dem Scharlachfieber, das ihn am 20. April 1841 zu Stuttgart ergriffen hatte), im Hause seiner Gastfreunde die ausdauerndste und liebevollste Pflege. Nebst seinen Gedichten brachte Lenau noch ein zweites schönes Gastgeschenk, dessen er sich gerne rühmte, seinen württembergischen Freunden, nämlich die ihnen bis dahin fast unbekannten Liederkompositionen Franz Schuberts. Nur harmonische Nachklänge bezeichnen Lenaus früheste Pfade durch das ihm so liebe Schwaben.

Hier ist noch der wichtige Umstand nachzutragen, daß

Niembſch bald nach ſeiner Heimkehr aus Amerika, beiläufig im Herbſt 1833, in Wien eine junge Frau, Sophie v....., kennen lernte, deren Perſönlichkeit fortan auf ſein Leben und Dichten den mächtigſten Einfluß üben, deren Umgang ihm bis ans Ende die reichſte Quelle der geiſtigen Erfriſchung, Anregung und Erhebung, aber vielleicht — freilich willen- und ahnungslos — auch des Unterganges ſein ſollte. Die von A. X. Schurz (a. a. O. S. 13) geäußerte Bemerkung, daß dieſe Frau, „wäre ſie noch Mädchen geweſen, ihm vielleicht ſein Himmel auf Erden geworden ſein würde", können wir nur mit nachdrücklicher Betonung des Wörtchens „vielleicht" wiederholen; die Hinweiſung auf Lenaus Begegnung mit Lotten wird unſere ſchmerzlichen Zweifel rechtfertigen.

Wir gehen nach dieſen flüchtigen Umriſſen der äußeren Erlebniſſe zu den gleichzeitigen Manifeſtationen des inneren Lebens, den geiſtigen Schöpfungen unſeres Dichters über. Neben einzelnen Gedichten der epiſchen und lyriſchen Gattung, unter denen wir die lebensgeſchichtlich bedeutungsvolleren noch bei ſpäteren Anläſſen berühren, beſchäftigte unſern Dichter eine größere epiſch-dramatiſche Arbeit, nämlich ſeine Behandlung der zugleich national-deutſchen und doch echt und allgemein menſchlichen Fauſtſage. Goethes glänzender Vorgang vermochte nicht den Mut und das Kraftbewußtſein Lenaus einzuſchüchtern. Er beabſichtigte urſprünglich wohl nicht einen Wettkampf mit dem großen Meiſter; er wollte nur die Möglichkeit dartun, auch noch nach Homer eine Iliade zu dichten, auf dem ſchon ſo erfolgreich bearbeiteten Felde anderes, Neues und doch Bedeutendes zu bringen. Lenaus äſthetiſches Urteil war zu gebildet, zu klar und zu ſicher, als daß er verkennen konnte, wie in Goethes Fauſt eines der größten und ſchönſten Gedichte aller Zeiten und Völker, eine wahre Menſchheit- und Welttragödie gegeben ſei, und wie dieſer nimmer wieder erreichbare Erfolg gerade durch die großartige, aufs Reinmenſchliche gerichtete Objektivität

der Behandlung errungen war. Es konnte ihm ſonach nicht beifallen, das Unübertreffliche übertreffen zu wollen. Aber er wollte die Fauſtſage nicht als „Monopol Goethes“ gelten laſſen und erklärte ſie als Gemeingut der Menſchheit. Zugleich erkannte er gar wohl, daß dieſer Stoff für eine bedeutende Subjektivität noch unbeſchrittene fruchtbare Regionen in ſich faſſe, wie denn jeder Dichter ſeinen Fauſt, wenn auch nicht unter dieſem Namen, gedichtet hat oder dichten könnte; denn ein weſentlicher Reiz dieſes Stoffes liegt in ſeiner unzerſtörbaren Elaſtizität, welche für die Einrahmung jeder individuellen Größe genügend freien Raum und doch feſten Anſchluß bietet. Die eigene Gemütsſtimmung führte ihn unwiderſtehlich zur ſubjektivſten Auffaſſung und Behandlung; es war ihm Bedürfnis, die reiche Ernte ſeines grübelnden Scharfſinns in paſſendem Raume („in den hölliſchen Kaſematten meines Fauſt“) einzuſpeichern und ſeine Seele von dem Alpdrucke all der ſie beſchäftigenden Zweifel und Ideen über Gott und Welt, Natur und Menſchenſeele, Vergänglichkeit und Fortdauer, Wiſſen und Glauben uſw. zu befreien und zu erleichtern. Er ſelbſt ſchreibt in dieſem Sinne am 21. Oktober 1834 an Emilie Reinbeck: „Das beſte Mittel iſt, daß ich meine heftigen Gemütsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgeſucht werde, in Gedichten entlade.“ In Mephiſtopheles will er „einen Kerl“ gefunden haben, auf den er ſeinen „ganzen Höllenſtoff“ ablagern könne. So iſt Goethes Fauſt der Menſch, das ganze ſterbliche und doch ewige Geſchlecht, Lenaus Fauſt nur eine Individualität, allerdings eine große und bedeutende: Niembſch-Lenau ſelbſt. Dieſes Reſultat ſcheint mit des Dichters eigenen Abſichten zuſammenzutreffen, welcher darin einzelne Züge ſeines Spiegelbildes mit ſolcher Porträtähnlichkeit und Wahrheit gezeichnet hat, daß ein Verkennen gar nicht möglich iſt. (Man vergleiche z. B. einzelnes in Fauſts letztem Monologe.) Die ſtolze Selbſtgewißheit dieſer Individualität, welche die Be-

ſtimmung und Herrſchaft über ſich ſelbſt und ihr Schickſal nicht aus den eigenen Händen geben will, verſchmäht es, den Helden in herkömmlicher Art vom Teufel holen zu laſſen, ſondern läßt ihn durchs eigene Meſſer fallen. Beachtenswert bleibt es, daß Lenaus Fauſt kein Gretchen hat. Sollte dieſe, wohl nicht ganz zufällige Lücke nicht den ſpäter aufgegriffenen Anhaltspunkt bilden, der folgerichtig ſeinerzeit zur Don-Juan-Dichtung führte? Jenes Verſäumnis und dieſe Nachholung laufen parallel mit entſprechenden Stimmungen im Leben des Dichters, mit dem verzweifelnden Entſagen in der früheren, und mit dem wiedererwachten Drange des Anſchluſſes an ein weibliches Herz in der ſpäteren Lebensperiode. Das Gedicht entbehrt zwar des eigentlichen dramatiſchen Intereſſes, der Einheit, des Fortſchreitens und der kunſtgerechten Entwicklung der Handlung und Charaktere; dafür aber bietet es eine Reihe farbenvoller Schilderungen, ergreifende Momente aus dem Seelenleben, lebendige Szenerien und kühne Geiſtesblitze in die Nachtſeiten des Daſeins. Grillparzer nannte den Dichter nach einer Vorleſung dieſes Fauſt den deutſchen Dante, und in Wahrheit gemahnt das Gedicht wie eine göttliche Komödie der modernen pantheiſtiſch-ſkeptiſchen Weltanſchauung. Dr. Martenſen hat in einer geiſtreichen Broſchüre*) verſucht, dieſem Fauſt auch echte Chriſtlichkeit zu vindizieren, doch konnte dieſer Verſuch als ein anachroniſtiſches Vorgreifen in ſpätere Tendenzen des Dichters nicht überzeugend wirken. Die Kritik, welche das Werk mit Achtung beſprach, tadelte, nebſt der dramatiſch-epiſchen Zwitterform, übereinſtimmend den Mangel an einheitlicher Abrundung der Kompoſition. Mag dieſer Fehler immerhin ein durch die vorwaltende Subjektivität bedingter, ſomit ein abſichtlicher geweſen ſein, ſo fühlte der Dichter doch ſelbſt

*) „Über Lenaus Fauſt. Von Johannes M . . . . . n.“ Stuttgart 1836.

das Treffende des Tadels und ſuchte nachzuhelfen, ſoweit es anging. So ward während des Sommeraufenthaltes in Auſſee und Iſchl (1840) manche Szene umgearbeitet und erweitert und eine neue hinzugedichtet (ohne Zweifel das in den ſpäteren Auflagen enthaltene „Waldgeſpräch“ II, S. 61), damit, wie der Dichter darüber an eine Freundin ſchreibt, das Gedicht dadurch an „Motivhaftigkeit und Zuſammenhang“ gewinne „zur Vermittlung und zum beſſern Verſtändnis der Kataſtrophe“. Die neue Szene enthält weſentlich nur eine poetiſche Rekapitulation der damaligen philoſophiſch-religiöſen Denk- und Studienergebniſſe des Dichters und inſofern dieſer im Fauſt ſein eigenſtes Selbſt darzuſtellen beabſichtigte, hätte das Gedicht dadurch an Motivhaftigkeit allerdings gewonnen. — Der Erfolg des Fauſt war ein überraſchend großer und nachhaltiger; vier ſtarke Auflagen ſind der redende Beweis dafür.

Um dieſe Zeit (1833—1834) beſchäftigte ſich unſer Dichter auch mit Kritik; er beabſichtigte einige Rezenſionen zu ſchreiben und das Feld, das er als ausübender Künſtler ſo erfolgreich bebaute, auch von den Höhen der Theorie zu beſchauen. Er hielt dies für eine gute Übung zur Klarmachung und Erſtarkung ſeiner Kunſtanſichten. An K. Mayer ſchreibt er diesfalls aus Wien am 17. Oktober 1833: „Ich habe einen Aufſatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoeſie darzuſtellen und aus deinen Gedichten eine Art Theorie zu entwickeln verſuche. Dieſen Aufſatz will ich den öſterreichiſchen Jahrbüchern anbieten.“ Ähnliches hatte er auch rückſichtlich anderer Dichter in Abſicht. Daß die Ausführung dieſer Arbeiten unterblieben, muß jeder bedauern, der die Geiſtesſchärfe und Klarheit, die Präziſion und den feinen Schönheitsſinn ſeines äſthetiſchen Urteils aus gelegentlichen mündlichen Kritiken kennen zu lernen Anlaß hatte. Ohne die erläuternde Ausführung in dem feſtgeſchloſſenen Gedankengange und wohlwollenden Förderungsſinne Lenaus mußten derlei mündliche Urteilsſprüche

(von denen Frankl einige Proben aufbewahrt hat), wie sie als abgerissene Gesprächspointen oder gelegenheitliche Ideen in epigrammatischer Gedrängtheit oder in rasch skizzierten Bildern hingeworfen wurden, nur isolierte aphoristische Fragmente bleiben, gleichsam kritische Streckverse, welche durch briefliche oder mündliche Tradition fortgepflanzt und kommentiert, in einzelnen Fällen leicht verstimmen und verletzen konnten. So ließ sich selbst eine dichterische Natur wie K. Mayer, bescheiden und zartfühlend wie er ist, durch eine aus dritter Hand ihm zugemittelte wohlmeinende Warnung des Freundes vor übermäßiger Liederstoffjagd und Hang zum Splitterhaften beinahe einschüchtern, derselbe Mayer, zu dem doch Lenau einst das schöne Wort gesprochen: „Es gibt Vögel, die grün sind wie das Laub der Bäume, so daß sie einem vorkommen wie ein singendes Blatt. So erscheint mir deine liebliche Muse. Du solltest nicht sterben." — Nur eine einzige nicht mehr umfangreiche Arbeit Lenaus im Gebiete der Kritik, eine Rezension voll sinnreicher Bemerkungen über ein wenig gekanntes Buch („Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil") ist durch die Hallesche Literaturzeitung (Jahrg. 1834, Bd. II, S. 294) der Öffentlichkeit übergeben worden. Mit der Periode dieser kritischen Bestrebungen stand auch das bereits erwähnte Projekt einer Bewerbung um die Lehrkanzel an der theresianischen Ritterakademie im Zusammenhange.

Seit 1834 bereitete der Dichter die Herausgabe eines poetischen Albums vor, welches, nach mancherlei, zum Teil dem Zeichner der Vignetten zur Last fallenden Verzögerungen, unter dem Titel „Frühlingsalmanach" mit Beiträgen von J. Kerner, K. Mayer, Gust. Pfizer, Rückert, A. Grün, Schurz u. a. und dem Herausgeber (darunter die ersten Proben aus „Faust") bei Brodhag in Stuttgart in zwei Jahrgängen (1836 und 1837) erschien. Jene Verspätung verursachte den Übelstand, daß die „Proben" fast gleichzeitig mit dem mittlerweile bei Cotta (1836) in seiner Ganzheit

erschienenen Werke vor die Lesewelt traten. Nicht als Gegensatz zu dem Wendtschen Musenalmanach, wie dessen damalige Herausgeber A. v. Chamisso und G. Schwab allzuängstlich besorgten, sondern gewissermaßen als dessen Ergänzung zur Aufnahme umfangreicherer Dichtungen, sollte der Frühlingsalmanach gelten. Ungenügender Absatz veranlaßte die Verlagshandlung, das Unternehmen nach zwei Jahren wieder aufzugeben.

Lenaus steigende Berühmtheit hatte neben zahlreichen Verehrern allmählich auch das Auge der Wiener Polizei auf ihn gelenkt. Durch eine aus dem Jahre 1798 herrührende Hofkanzleiverordnung war den österreichischen Schriftstellern die Drucklegung ihrer Werke außer Landes ohne österreichische Zensurbewilligung strenge untersagt. Niembsch hatte diese Vorschrift umgangen. Nicht um sich zu verbergen (geht ja doch jedes Autors Streben auf die ohne Öffentlichkeit unmögliche Anerkennung!) sondern um die heimatlichen Behörden nicht herauszufordern und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben, die veraltete Vorschrift und deren neueste Übertreter schonend zu ignorieren, hatten jüngere Poeten die Maske der Pseudonymität vorgenommen, unter welcher sie ihrem Talente eine innerhalb der damaligen Zensurschranken ganz undenkbare, geistig freiere Entfaltung und Tätigkeit zu ermöglichen hofften. So hatte Niembsch schon im Beginne seiner schriftstellerischen Bahn das letzte Silbenpaar seines Adelsprädikates Strehlenau als Dichterfirma erwählt. Über die Identität seiner Person mit dem Dichter Lenau amtlich befragt, bekannte sich Niembsch offen und frischweg zu seinem Dichternamen, indem er sich gleichzeitig dagegen verwahrte, als geborner Ungar, in dessen Heimatland gesetzlich Preßfreiheit herrsche, den erbländischen Zensurgesetzen zu unterstehen. Dieser Vorgang, der übrigens ohne weitere lästige Folgen verlief, bewährte neuerdings die unerschütterliche, furcht- und rücksichtslose Wahrheitsliebe unseres Dichters als einen wesentlichen Zug seines mannhaft edeln Charakters.

Der Jahrgang 1837 des Chamiſſoſchen Muſenalmanachs, welchen Lenau bisher regelmäßig durch ſeine ſchönen Beiträge bereichert hatte, zählte ihn nicht mehr unter ſeine Mitarbeiter. Er hatte ſich aus Anhänglichkeit an ſeine ſchwäbiſchen Freunde, unter denen G. Schwab auch von der Mitredaktion abgetreten war, von dem Unternehmen zurückgezogen. Das Bild H. Heines an der Spitze des Almanachs hatte die Freunde, welche durch einen Ausfall des witzigen, aber bisweilen allzu mutwilligen Spötters auf den würdigen Uhland ſich korporativ mit verletzt fühlten, zu jener Fernhaltung veranlaßt. Andrerſeits hatten Chamiſſo, von dem die Aufnahme des Bildes ausging, und die dem Unternehmen treu gebliebenen Dichter gemeint und gehofft, die ſchwäbiſchen Freunde würden darin nur ein, ihre Mitwirkung keinesfalls ausſchließendes Zeichen von Unparteilichkeit erkennen, da denn doch die Bedeutung und Stellung Heines in der deutſchen Lyrik nun und nimmer weggeleugnet werden könne. Dieſer Maſſenrückzug hatte von ſeite des dadurch verletzten Heine eine Reihe neuer Ausfälle zur Folge, welche auch Lenau nicht verſchonten. Doch iſt es bemerkenswert, daß dieſer ätzende, rückſichtsloſe Spott doch mit einer gewiſſen Scheu vor dem erhabenen Ernſte und der tragiſchen Dichtergröße Lenaus ſtehen blieb, und ſelbſt, indem er ſeinen Pfeil abſchnellte, doch den Gruß der Anerkennung nicht zurückhalten konnte. Lenaus Urteil über Heine blieb immer ein durchaus würdiges und leidenſchaftsloſes; er erkannte in ihm ein unentbehrliches Element in unſerer Literatur; in ihm ſtecke „ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker“; nur müßte man, „um das Schöne rein zu genießen“, die zyniſchen Stellen mit „Warnungszeichen“ verſehen.

Das Jahr 1836 fand unſern Dichter bereits mit ſeinem „Savonarola“ beſchäftigt, für welchen er ſich nach ernſten und umfaſſenden Studien über die größten Reformatoren der chriſtlichen Ära entſchied, nachdem aus ſtofflichen und

künſtleriſchen Bedenken Hus und Hutten, auf welche er gleichfalls ſein Auge gerichtet hatte, zurückſtehen mußten. Die Studien über Huß kamen ihm ſpäter bei der Dichtung ſeiner Ziska-Romanzen zu ſtatten. Es mag im erſten Augenblick überraſchend ſein, den pantheiſtiſch-ſkeptiſchen Dichter des „Fauſt“ in ſeinem nächſten Werke als chriſtlichen Dichter auftreten zu ſehen; bei reiferer Betrachtung jedoch verliert dieſer kontraſtierende Übergang, wobei der Schlußmonolog im Fauſt wohl die Brücke bildet, das anfänglich Befremdende. Die in alle Richtungen ausgehenden und oft wieder auf ihre Ausgangspunkte zurückkehrenden Bahnen des grübelnden Verſtandes führten unvermeidlich hie und da an den ſtillen Siedeleien der frommen Gläubigkeit, des innigen Gottvertrauens vorüber, welche, wenn man von ihnen auch achſelzuckend wegeilt, doch unwillkürlich zu Vergleichungen auffordern. Das Ergebnis konnte immer nur ein der Skepſis ungünſtiges ſein, denn dort blieb die Ruhe und Sicherheit, die befriedigende Abgeſchloſſenheit und das beſeligende Glück, hier die Unruhe, die Ungewißheit, der Irrtum, das erfolgloſe Suchen, das unſelige Entbehren. Lenau, von den brandenden Wogen des Zweifels emporgehoben, ſah in der Ferne vor ſich die Inſeln der Seligen in ſicherer Ruhe liegen. Manche Szene im „Fauſt“ (darunter vorzüglich: „Der nächtliche Zug“ II, 43, „Maria“ II, 46, und „Der Maler“ II, 47, „Der Abſchied“ II, 59, dann ſelbſt die Schlußworte in Mephiſtos Munde II, 86) beurkunden ſchon derlei Sehnſuchtsblicke in das Land der Glaubensſeligen. Was lag näher, als zu verſuchen, ob das Schiff nicht auf ſeinem eigenen regelmäßigen Kurſe zu jenem Porte zu ſteuern ſei? Das Beſtreben, die Reſultate chriſtlicher Offenbarung als Vernunftpoſtulate darzuſtellen, den Glaubensdom ſozuſagen mittelſt des Verſtandesgerüſtes aufzubauen, iſt begreiflich ein nicht mehr ganz neues. Wenn Lenau ſich ihm auf poetiſchem Wege anſchloß, ſo ſtand er ſchon damals ähnlichen Be-

ſtrebungen, welche ſelbſt im rechtgläubigen Schoße der katholiſchen Kirche auftauchten und in neueſter Zeit vor dem päpſtlichen Stuhle um Anerkennung werben, vielleicht näher, als man gelten laſſen möchte. Freilich konnte dieſes Näherſtehen gegenſeitig nicht zur Befriedigung und Ausſöhnung führen, denn eine Annäherung, welche nicht zur gänzlichen Vereinigung und Verſchmelzung wird, rückt nur die noch unausgeglichenen Berührungspunkte und ſomit Stoff und Anlaß zu Reibungen näher aneinander. Darum iſt der Kampf der Religionen im großen niemals ſo leidenſchaftlich und erbittert, wie der Hader der ſich befehdenden Sekten im kleinen. So erlitt der in chriſtlicher Geſinnung gedichtete „Savonarola“ von jener Seite damals viel heftigere Angriffe, als ſpäter die in weit ſchroffer entgegenſtehenden Anſchauungen ſich bewegenden „Albigenſer“. Daß Lenaus, des Katholiken, Auffaſſung in vorwiegend proteſtantiſchem Sinne gehalten war, wird uns durch ſeinen angebornen Freiheitsſinn, welcher ſich immer auf die Seite des Unterdrückten ſtellt, ſowie durch den noch immer mächtigen Reſt von Skepſis erklärbar, welchen er in ſeine damalige Glaubensſehnſucht mitgebracht hatte. Frankl erzählt: Lenau habe ihm auf die Frage: wie er „von der in alle Welt ausgegoſſenen Gottheit zu der geoffenbarten hinübergedrängt worden ſei?“ nach einer bedeutungsvollen Pauſe erzählt, wie folgt: „Ich ritt einmal über die Heide, ſie war ſchneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die ſchwarzen Gedanken der Heide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben ſo allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem alles ſtarr machenden Winterozeane. Endlich mußte er doch ſiegen. Ich fühlte mich ſehr einſam in der Welt und tief traurig — und ſo war ich, mich meinem Pferde überlaſſend, in einen Wald gekommen: jenſeits desſelben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich ſpielte ein Lichtſchimmer über

die schneebedeckten Tannenzweige, und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es lustig heraus, mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Tun in dem einsamen Jägerhause zu belauschen. Ich stieg vom Pferde, band es an einen Baum und schritt leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erschrocken, ließen sich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben hinabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen, aber ich konnte sehen, daß die Eltern warm und selig bewegt sind, und ich fühlte mit ihnen, und die Tränen hingen als Reisperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei, und daß die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntnis für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam, eine heitere, selige Stimmung goß sich, wie Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele, und — so bin ich Christ geworden!" — Die so präzis und direkt gestellte Frage ist hier nicht ebenso präzis und direkt, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gemüte beantwortet; doch mag es nicht unabsichtlich geschehen sein, daß Lenau, eine motivierte Rechenschaft über zurückgelegte, aber noch nicht abgeschlossene Phasen seines Seelenlebens vermeidend, es vorzog, die Antwort auf einem Umwege, mittelst eines Bildes, zu geben. Wir werden nicht irren, wenn wir die erzählten äußeren Erlebnisse nur als eine Symbolisierung innerer Durchgangsperioden gelten lassen und ihnen nur als solcher geschichtliche Wahrheit und Bedeutung zugestehen. Jene Er-

zählung enthält allerdings ein beiläufiges Glaubensbekenntnis, aber zugleich auch ein Geständnis, daß dieses mehr auf dem überwallenden Gefühle, als auf fester Überzeugung beruhe; erst jenes hatte gesiegt, diese war von dem danach ringenden Verstande noch nicht gewonnen. Er war nur angezogen, gefesselt, nicht befriedigt vom Christentum, kurz, er war noch nicht Christ im ganzen Sinne geworden und wollte nicht bekennen, daß er noch in einem höheren Präparandenkurse begriffen sei. So konnte jenes Glaubensbekenntnis keine lange Dauer versprechen, und wirklich sehen wir den Dichter bald darauf in den „Albigensern", obschon noch immer auf dem Felde glaubensgeschichtlicher Kämpfe, eine entschieden divergierende Richtung einschlagen. Ein Brief Lenaus vom 23. Januar 1837 an Justinus Kerner enthält folgende, in obigem Sinne bezeichnende Stelle: „Ich habe dir gar viel zu sagen. Den alten pantheistischen Dämon habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberge umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die du auch liebst und hegst und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt du schon, daß ich einen Savonarola dichte? daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, dir in deinem Turm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dies Gedicht vorzulesen. Oft erinnere ich mich an diesen Turm und an dich, den lieben Türmer. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter mit seinem schönen Geiste mehr als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Erdenwelt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dies nicht sozusagen eine verkörperte Farbe und gleicht so eine glühend rote Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers?"

Das Gedicht „Savonarola“ erschien im Jahre 1837 (in Stuttgart bei Cotta), gewidmet dem Dr. Johannes Martensen in Kopenhagen, mit welchem, während dessen Aufenthalt in Wien, der Dichter in vertrautem, gegenseitig lehrreichsten Verkehr gestanden war und dessen Umgang er „ein wahres Gedankenbad“ nannte. Lenau rühmte noch oft anerkennend die vielfache Anregung und Förderung, die er während der Arbeit des Savonarola diesem tiefen Denker und gründlichen theologischen Gelehrten zu danken hatte. Nicht ohne Einfluß auf das Gedicht waren die von Dr. David Strauß in seinem „Leben Jesu“ niedergelegten Forschungen geblieben, obschon in einem dem Geiste dieses Werkes entgegengesetzten Sinne. Der Erfolg des „Savonarola“ blieb hinter jenem des Faust zurück und war überhaupt ein ziemlich ungleichartiger, nur langsam durchgreifender. Der unbefangenen Würdigung der großen poetischen Schönheiten des Gedichtes stand bei sehr vielen die darin niedergelegte Tendenz hemmend im Wege. Die in ihren Tiefen sehr auseinandergehenden Richtungen der damaligen Zeit brachten doch auf ihrer Oberfläche einen allzeit fertigen, allgemeinen Maßstab mit, nach welchem alle Erscheinungen, selbst Kunstwerke, gerichtet werden sollten. Herrschte auch unter den Männern des Fortschrittes Zusammenhalt und Einmütigkeit im Widerstande nach einer bestimmten Seite hin, so lagen doch schon damals durch die Ungleichartigkeit der Motive und der Ansichten über das zu erstrebende Ziel und die dahin führenden Mittel zahlreiche Keime der Spaltung in den scheinbar enggeschlossenen Scharen. Jene imposante einheitliche Haltung nach außen hatte späterhin den so leichten allgemeinen Sieg der liberalen Opposition, jener Mangel inneren Zusammenhanges nebst dem Versäumnisse, sich darüber vor der Katastrophe klar und gerecht geworden zu sein und sich verständlicht zu haben, hatte die Erfolgarmut und den Zerfall nach derselben zur Folge. Lenaus neues Werk war zu selbständig und eigentümlich, um sich dem allgemein be-

liebten Maßstabe, dem übrigens als Höhemesser der Zeitströmung eine bedingte Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, zu fügen. Die nachbetende Menge, nur die eine Schablone kennend, beehrte auch ihn bald mit den bekannten Verdächtigungen, zieh ihn des Abfalls von der guten Sache, der Hinneigung zum Mystizismus und Pietismus; ein jugendlicher Verehrer Lenaus, der Dichter Uffo Horn, fand sich dadurch veranlaßt, in einem eigenen Schriftchen die Verteidigung des Angegriffenen zu führen.*) Der Dichter selbst spricht zu einer spätern Zeit (am 1. November 1839), wo der Standpunkt des „Savonarola" für ihn ein bereits überwundener war und die „Die Albigenser" ihn beschäftigten, darüber gegen Hermann Marggraf**) aus: „Mystik halte ich für eine Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Spekulation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr wie der Sophie Achamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels." Bei so verschiedenartig nüancierten Parteistellungen konnte sich nur eine verhältnismäßig kleine Schar einsichtsvoller Meinungsgenossen finden, um völlig mit Wahl und Auffassung des Stoffes einverstanden, aus Überzeugung in den enthusiastischen Ausruf J. Kerners einzustimmen: „Der Savonarola ist ungeheuer, ein Meisterstück aller Meisterstücke." Im allgemeinen anerkannte man die größere Einheit und Abrundung der Komposition, man stieß sich aber an dem Stoffe, dem Helden, für dessen überwiegend kirchliche Bestrebungen sich unser Zeitalter auch dichterisch nicht mehr zu

*) „Nikolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk Savonarola". Hamburg 1838.

**) S. Blätter für literarische Unterhaltung. 1854, Nr. 7.

erwärmen und zu begeistern vermöge. Manchen ermüdete das oft wiederkehrende Predigen und Dogmatisieren in Romanzenform; und doch bleibt es ein echtes Merkmal hoher dichterischer Begabung und ein großes Verdienst Lenaus, die Abstraktionen eines religiös-philosophischen Ideenganges, deren faßliche Entwicklung selbst in freier Prosa schwierig, in metrischer Form, in Bildern und Gleichnissen so verständlich, klar und zugleich dichterisch schön dargestellt zu haben. Hierbei scheint ein pantheistischer Dämon dem Dichter den rächenden Streich gespielt zu haben, daß die künstlich angeeignete Absicht der ursprünglichen Strömung seiner poetischen Natur unterliegen mußte, denn Savonarolas christliche Eiferrede gegen Marianos poetische Verherrlichung des klassischen Altertums steht dieser an überzeugender Kraft nach, und für den Leser geht nicht Savonarola, sondern Mariano als Sieger aus dem Kampfe hervor. Nicht besser besteht Savonarola am Krankenlager Lorenzos von Medicis, wo er mit seiner Eifer- und Strafrede gegen die von Überzeugungstreue und der Überlegenheit ruhiger Geistesklarheit eingegebene Gegenrede des Sterbenden offenbar im Nachteile bleibt. Kritische Tonangeber waren durch den Ausfall des prophetischen Savonarola auf die „Hegelschule" verletzt oder doch verstimmt worden. Lenau erklärt in jenem Briefe an H. Marggraf diesen Ausfall als einen „pruritus ingenii", dessen mutwillige Strophen ihm zwar vielen Verdruß zugezogen, die er aber demungeachtet nicht bereue. Künstlerische Naturen verargten ihm die Vorliebe für mittelalterliches Kunstleben, das er auf Kosten der Antike erhebe. Auf einer Seite waren dem Dichter früher Befreundete entfremdet worden, auf der gegenüberstehenden Seite hatte neben den Gewalthabern der weltlichen Macht, welche die Philippika gegen das Königtum und das feurige Lob der Republik verstörte, nun auch die klerikale Partei, welche ihm die Angriffe auf das entartete Papst- und Kirchentum nimmer verzeihen konnte, die Zahl seiner Gegner ver-

ſtärkt. Die Stellungen der Meinungsgenoſſen waren ſo eigentümlich verſchoben, daß ſelbſt Lobeserhebungen, wie jene W. Menzels, dem Werke nicht nützen, den Dichter nicht erfreuen, ja ſogar veranlaſſen konnten, ſich gegen die abgeſchmackte Anſchuldigung: er ſei ein „verſifizierender Schildknappe“ Menzels, brieflich zu verteidigen. Die damalige Zeit hatte ihr Licht in ſo viele und bunte Farbenbrechungen zerſplittert, daß ihr kein voller ungetrübter Strahl übrig blieb, um das eigentümliche Dichterwerk und deſſen wahre Schönheiten mit ruhiger Klarheit zu beleuchten.

Sind Lenaus künſtleriſche Intentionen hier zum Teil geſcheitert, ſo lag es wohl großenteils an ſeinem Gegenſtande. Der Dichter legte immer großes Gewicht auf die Wahl ſeiner Stoffe. „Das künſtleriſche Geſchick allein genügt nicht,“ ſagte er einſt zu einem ihm ſehr nahe ſtehenden poetiſchen Freunde, „hätten Canova und Thorwaldſen ihre Werke in Töpferton ausgeführt, dieſe wären längſt ſchon zerfallen. Es gibt Poeten, welche ein ſchönes Geſtaltungstalent an gebrechlichen Gips oder bröckeligen Sandſtein verſchwenden, von jenen vielen, die in Kot modellieren, gar nicht zu reden; — wir müſſen aus edleren Stoffen formen, einen tüchtigen Block Marmor für unſern Meißel wählen, das dauert und iſt der Arbeit wert.“ Es läßt ſich aber nicht leugnen, der hiſtoriſche Savonarola enthält zu viele Erdenteile, um als Marmor oder reines Erz gelten zu können; ihm fehlte die uneigennützige Glaubensweihe der großen Reformatoren, er war ein ſehr weltlicher Faktionsmann und wühlender Demagog, nicht ohne ſelbſtiſche Pläne und innerlich vielleicht ebenſo häßlich, wie äußerlich. Zu der Schilderung Frankls von den widrigen Zügen Savonarolas auf dem Porträt, das jener in Italien geſehen, lachte Lenau hellauf; ebenſo beſeitigte er die geäußerten ſittlichen Bedenken jenes erſteren Freundes und deſſen Äußerung: „Für dieſen Kerl hätt' ich keine Feder eingetunkt!“ mit herzlichem Lachen. Der Dichter meinte wohl durch ſeine Auffaſſung

und Zutat den Savonarolastoff zu Marmor härten zu können; er hatte sich damit eine zweifache Arbeit auferlegt, die des Stoffschmelzens und die des Formbildens. Was Wunder, wenn ihn bisweilen die Kraft oder die Ausdauer verließ? Die Welt aber beachtete den Künstler weniger in der Größe seiner Aufgabe und Kraftäußerung, als in den Momenten seiner Ermüdung.

Solche Mißkennung und Vernachlässigung ging dem gegen Huldigungen der öffentlichen Meinung keineswegs gleichgültigen Dichter tiefer zu Herzen, als er merken lassen mochte. Die fortgesetzte Vertiefung in philosophische und kirchengeschichtliche Studien, in die mystischen Schriften der Kirchenväter und Gnostiker, in Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur, in die physio-theosophischen Spekulationen Franz von Baaders, dessen persönliche Bekanntschaft auf Niembsch große Anziehungskraft geübt hatte, führten ihn immer tiefer in Gebiete, die für ihn um so gefährlicher wurden, je anlockender sie waren. Hierzu trat wohl als Folge der unwilligen Abgewandtheit von Welt und Leben, die träumerische Versenkung in sich selbst, die Anstrengung nach dem mysteriös-unerreichbaren Ziele, „dem Weltgeheimnis in den Schlund zu schauen", die äußerste Anspannung seines Geistes zu dem höchsten seiner dichterischen Kraft möglichen Aufschwunge, das aufreibende Sichhingeben an seine Stoffe und Sichhineinleben in seine Helden, wie in ein anderes Selbst; es kann ohne Übertreibung behauptet werden, daß Lenau die Seelenqualen seines Faust, das Martyrium seines Savonarola, die Leiden und Kämpfe seiner Albigenser moralisch mitgelebt habe. — Die Beziehungen zu jener anmut- und geistvollen Frau, deren wir bereits erwähnten, waren durch die Macht der Gewohnheit und den Zauber des gegenseitigen Aufschließens und Verständnisses der Seelen immer fester und inniger geworden, traten aber eben darum mit der tragischen Gewalt gänzlicher Aussicht- und Trostlosigkeit um so erschütternder an sein Herz heran, dem sie schon den verzweifelnden Aufschrei entpreßt hatten:

„Undank tut wohl und jedes Leid der Erde,
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde!"

(I, 179.)

So hatte des Dichters Weltanschauung in den Jahren nach dem Erscheinen des „Savonarola" bis zur Vollendung der „Albigenser" (1837—1842) die entschieden düsterste Färbung angenommen. Auch seine äußere Erscheinung war damals oft von einer für die Freunde beunruhigenden, für Fremde fast unheimlichen Finsterheit. Seinem Unmut über Urteile der damaligen Kritik, ja selbst über wohlgemeinte Einwendungen befreundeter Männer, machte er in einer Reihe polemischer Gedichte Luft, welche er unter dem Titel „Literarisches" seinen im Jahre 1838 bei Hallberger in Stuttgart erschienenen „Neueren Gedichten" einfügte. Die Rückkehr seiner durchaus edeln und gutmütigen Natur zu einer ruhigeren Auffassung der Dinge veranlaßte ihn jedoch, die derberen und schrofferen jener Gedichte, namentlich solche, welche auf ihm sonst liebe Freunde gedeutet werden konnten, in den späteren Auflagen wegzulassen. Sie wurden jedoch aus den im Vorwort angegebenen Gründen unter der Rubrik „Lyrische Nachlese" der gegenwärtigen Sammlung angereiht. Ein Scherflein der Wohltätigkeit für arme Landsleute war der „Prolog" (I, 221), welcher in einem Konzerte zu Wien (1838) zur Unterstützung der in Ungarn durch Überschwemmung Verunglückten gesprochen wurde und dessen unantastbare Ganzheit der Dichter mit männlichem Trotze sieghaft gegen die streichlustige Zensur verteidigt hatte. Sonst fallen in diese Periode noch manche der schönsten, aber auch die schwermütigsten und finstersten Erzeugnisse der Lenauschen Poesie; wir brauchen nur an die Gedichte: „Auf meinen ausgebälgten Geyer" (I, 156), „Ein Herbstabend" (I, 95), „Die drei Zigeuner" (I, 172), „Frage" (I, 188), „Einsamkeit" (I, 180), „Traumgewalten" (I, 196),

„Schlaflose Nacht“ (I, 205), „An den Frühling 1838“ (I, 214), „Der schwarze See“ (I, 226), „Der offene Schrank“ (I, 220), „Der einsame Trinker“ (I, 236), „Beethovens Büste“ (I, 252), „Am Sarge eines Schwermütigen“ (I, 254) u. a. zu erinnern. Jener Band „Neuere Gedichte“ ist zudem von spezieller Wichtigkeit für die Geschichte der geistigen Kämpfe des Dichters, weil wir darin zwar zerstreut, aber an den inneren Fäden leicht auffindbar, die Verbindungsglieder und Übergänge treffen zwischen der christlichen Weltanschauung, welche den „Savonarola“ schuf, und der freieren, vom Dogma unabhängigeren Geistesrichtung, welcher die „Albigenser“ angehören. Das traurige Endergebnis seiner damaligen Stimmung aber faßte er in das furchtbare Wort zusammen:

„Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.“
(I, 194.)

Unter diesen Umständen wird der nachfolgende Brief, welchen Niembsch aus Ischl am 28. September 1839 an seinen Schwager A. Schurz richtete, den Leser wohl nicht minder überraschen als seinerzeit den Empfänger: „Geliebtester Bruder! Späten aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel, zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!“ — —

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? In Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo, ist, wenn davor kopuliert werden soll, auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leicht-

sinnig heiraten die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also, Bruder! überleg Dir's, und sage mir im Oktober, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist . . . ." Es war die berühmte Sängerin Karoline U . . . ., geboren im Jahre 1800, somit älter als Lenau. Dieser hatte sie an dem gastlichen Tische eines befreundeten Hauses kennen gelernt und beim ersten Zusammentreffen die überwältigende Macht ihrer Kunst, den Zauber ihres anziehenden Umgangs erfahren. Demungeachtet gab er sein leicht überwallendes Herz, uneingedenk seiner Beziehungen zu Sophien und vielleicht die Art und Festigkeit der Bande, welche ihn an diese fesselten, arglos unterschätzend, unbedachtsam den Gefahren preis, welche der fortgesetzte Umgang mit jener weniger durch jugendliche Anmut bezaubernden, als durch die Kunst verschönten und durchgeistigten Persönlichkeit über ihn verhängen mußte. Eine einsame Fußwanderung mit ihr durch das Salzkammergut war nicht geeignet, diese Gefahren zu vermindern, und so kam es, daß bald sogar an eine ernstliche Verbindung gedacht und jene frühere Freundin ins Vertrauen und zu Rate gezogen wurde. Schon das Wagnis einer solchen Mitteilung spricht bezeichnend für die eigentümliche Besonderheit jener Beziehungen. Hatte die siegreiche Macht der Kunst, und zwar der für Lenau unwiderstehlichsten, der Tonkunst, sowie der Glanz eines reichen kunstgeweihten Geistes das wandelbare Dichterherz durch Überraschung bewältigt, so daß er sein verschlossenes Selbst ganz entäußert, sich zu den feurigsten, leidenschaftlichsten Briefen hinreißen ließ, so scheinen doch bei längerem Zusammensein die Umgangsformen und Bildungselemente der Theatererziehung allmählich störend und ernüchternd hervorgetreten zu sein; die selbstgewissen Prätensionen auf die modernen, dem Dichter wenig zusagenden Ritterdienste des Schalnachtragens, Hutaufhebens, Eisbestellens usw. die feurigen Gefühle bald ab-

gekühlt zu haben. Ihr Bildnis, das die Künstlerin für Niembsch malen ließ, versah sie mit der sinnigen Überschrift: „Weil' auf mir, o dunkles Auge," dann aber auch, obschon in dunkler Ecke, mit der anspruchsvolleren Unterschrift: „Karoline von Strehlenau, geborene U...." Diese vorzeitige Besitzergreifung seines Namens konnte den so leicht verletzbaren Dichter nur unangenehm berühren. Nebst haushälterischen Bedenklichkeiten trat hierzu noch vorwiegend die Vorstellung Lenaus: „daß er bei einer so gewandten Bühnenkünstlerin am Ende, selbst bei ihren Gunstbezeigungen, nicht wissen könne, was daran nur Kunst, was Wirklichkeit sei." So trug dieses Bündnis in sich selbst die Keime der Auflösung, welche auch, beiden Teilen wünschenswert, bald erfolgte, nachdem es dem Dichter früher noch gelungen war, die Urkunden seiner Leidenschaft, ein Päckchen Briefe, wovon einer bei Tieck in Berlin vorgelesen worden sein soll, durch kecke Überraschung wieder in seinen Besitz zu bringen. Diese rasch aufgeloderte Neigung aber hatte schon damals den Samen jenes Zwiespalts in sein Herz gestreut, der später für dieses so verhängnisvoll werden sollte; die Warnung, welche in dem peinvollen Seelenkampfe lag, den er selbst zu bestehen und an der Freundin wahrzunehmen hatte, blieb leider unfruchtbar für die Zukunft.

Studien und Pläne zu einer epischen Trilogie, deren Helden Hus, Ziska und Hutten sein sollten, beschäftigten unsern Dichter seit dem Erscheinen des „Savonarola". Dieser Gedanke wurde bald wieder aufgegeben, nur ein Teil der dadurch angeregten Keime schoß in dichterische Garben; es entstand (1837) der Romanzenzyklus: „Johannes Ziska. Bilder aus dem Hussitenkriege" (I, 327). Die fast gleichzeitige Idee, die französische Revolution in einer epischen Bilderreihe zu behandeln, kam gleichfalls nicht zur Ausführung. Mit großem Ernst und Eifer dagegen versenkte sich der Dichter nun in die Geschichte der Kreuzzüge gegen die ketzerischen Albigenser im südlichen Frankreich; aufs Gewissenhafteste studierte er

jedesmal die Quellen zu seinen Arbeiten. Der Stoff war diesmal reich an lebendiger Mannigfaltigkeit, voll hinreißenden Interesses und beziehungsreicher Bedeutung für die Strebnisse und Kämpfe der Gegenwart, nur fast zu umfang- und gestaltenreich für den Rahmen eines ebenmäßig gegliederten Kunstwerkes. „Freie Dichtungen" nannte Lenau sein Werk wohl ebenso mit Bezug auf den Inhalt als auf die äußere Form. Hier ist es nicht der vereinzelte Märtyrer des rechtgläubigen Gedankens, dessen Kampf für ein abgeschlossenes Glaubensbekenntnis ihn zum Helden stempelt, sondern der freie menschliche Geist in allen jenen Richtungen, welche von der Kirche als Ketzertum bezeichnet werden. Nicht der Sturm im Wasserglasse soll verherrlicht werden, sondern der unwiderstehliche Anprall, womit die brandenden Wogen des geistigen Fortschrittes an die versinkenden Dämme des starren Dogma anstürmen; es sind die ewigen Kämpfe der Menschheit in wenigen, aber treffenden Bildern veranschaulicht. Der Dichter selbst nennt als Helden des Gedichtes „den Zweifel, den von Innocenz blutig gejagten und in Ketten geschlagenen, den aber das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen." Dazu das reizende Landschaftsbild der oliven- und weinlaubbekränzten Provence, mit der Staffage der buntesten Kriegerscharen, denen allen das Kreuz als Banner gilt und die sich nur durch das Feldgeschrei unterscheiden; der ergreifende Kontrast des Friedens und der Lieblichkeit in der Natur mit den Blut- und Zerstörungswerken der Menschen, den Schrecken und Greueln des Krieges, an denen sich des Dichters Muse mit fast dämonischer Vorliebe weidet; im Hintergrunde, alles überragend, der bannblitzsprühende Vatikan; welche Stoffe, welche Charaktere! Hatte der Dichter abermals religiöse Kämpfe zum Gegenstande genommen, so war doch sein Standpunkt hier ein ganz anderer, objektiverer geworden; die grübelnde Skepsis aber stand ihm wieder zur Seite, mit durchdringenderem, unbarmherzigerem

Scharfblicke als je. Sein christliches Bekenntnis hat er abgelegt; die im „Savonarola“ versuchte Vermittlung ist aufgegeben, der gescheiterte Versuch führt von der Glaubenssehnsucht zur Verzweiflung; und doch waltet in dem Gedichte ein schöner Glaube an die Menschheit und ihre Geschicke, an die Unüberwindlichkeit und Allmacht des Geistes. Das Christentum ist ihm nur mehr eine geschichtliche Erscheinung, sein Glaubensbekenntnis formuliert sich in die Worte: „Der Geist ist Gott.“ — Das Gedicht erschien im Jahre 1842 (in Stuttgart, bei Cotta) unter dem Titel „Die Albigenser. Freie Dichtungen“. Es erregte großes Aufsehen, erlitt mannigfachen Widerspruch, erfuhr aber auch reichlichen warmen Beifall. Aus Lenaus geistiger Heimat Schwaben schrieb G. Schwab am 29. August 1843 an den Herausgeber: „Wegen seiner Albigenser, die sich für den Glauben an die Sterblichkeit mezgen lassen, sind wir hiesigen Freunde in stillschweigendem Widerspruch mit Freund Niembsch;“ dagegen konnte Reinbeck dem Dichter zu dessen Freude von dort die Mitteilung machen, daß protestantische Damen sich des Werkes sogar als Gebet- und Erbauungsbuch bedienen. Als solches wäre der „Savonarola“ wohl geeigneter gewesen; die religiöse Anschauung in den „Albigensern“ hat den protestantischen Standpunkt längst überholt. (Man vergleiche hierüber die kleine Schrift von Th. Opitz*) als eingehenden Wegweiser durch Lenaus Schriften mit vorzüglichem Bezug auf deren religiös-philosophische Gesichtspunkte.) Darüber war die Kritik, die auch hier künstlerische Einheit der Komposition vermißte, aber deren Mangel durch die Massenhaftigkeit des Stoffes zu entschuldigen geneigter war, im wesentlichen einig, daß des Dichters Genius in diesem Werke stellenweise seine höchste Höhe erklommen habe, daß das Buch großartige Schönheiten, der ersten Dichter

*) Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Herausgegeben von Theodor Opitz. Leipzig 1850.

würdig, enthalte, daß es an Tiefe und Schlagfertigkeit der Gedanken, an Reichtum und Pracht der Bilder, an lebenvoller Plastik der Gestalten, an erschütternden, aber auch an anmutigen Schilderungen, an keuscher und doch glühender Freiheitsliebe kaum von irgend einem poetischen Werke der Neuzeit erreicht werde. Man tadelte die Beziehungen auf die Gegenwart, die Modernisierung der damaligen geistigen Bewegung; ein neuerer Kritiker reklamiert dagegen mit Recht dem Dichter die Befugnis „einen geschichtlichen Gehalt zu vertiefen".*) Wir möchten beifügen, es werde dadurch wohl nur ein ursprünglich vorhandener, verloren gegangener, von der Massenströmung überfluteter tieferer Gehalt wieder hergestellt und gerettet. Jede größere weltgeschichtliche Bewegung trug unerläßlich ihre sittliche Notwendigkeit, ihre geistigen Motive, ihre Berechtigung in sich; doch war es immer das Los aller großen Bewegungen, daß dieser edlere reinere Gehalt im Wogen der Volksstürme in die Tiefe gesenkt oder verschüttet wurde, verflachte oder verwilderte. Unsere Tage haben Ähnliches erlebt und von dem tiefern Gehalte und der sittlichen Berechtigung der letzten Erhebung scheint sogar die Erinnerung verschwunden. Einst vielleicht wird ein späterer Denker und Seher jenen wahren Gehalt wieder zutage heben. — Lenaus „Albigenser" bleiben in der Tat die gewaltigste Schöpfung seines Dichtergeistes, und durch den prachtvollen Schluß jenes deutungsvollen „Und so weiter", hat er nicht nur sein Lied in die Unendlichkeit fortgesetzt und ewig neu erhalten, sondern auch für sich selbst von der Zukunft gleichsam Besitz ergriffen.

Auch Lenau gehört durch seine größeren Dichtungen dem Gebiete der politischen Poesie an, deren Los es scheint, in den Zeiten ihrer Berufsblüte ebenso überschätzt, als nach

*) S. den Aufsatz „Die neue deutsche Lyrik" im 8ten Bande der „Gegenwart". Leipzig 1853, S. 41.

erfüllter Sendung gering geachtet zu werden. Aber die Muse spannt auf ihre Lyra nur dann die ehernen Saiten, wenn die Zeit ihr das Erz dazu schmiedete. Wie sich in der reinen Lyrik die Subjektivität des Dichters, so prägt sich in der echten politischen Poesie die Subjektivität der Zeitperiode aus. Nach zwei Richtungen wirkend, wird der bedeutendere politische Dichter sowohl der Welt- als der Literaturgeschichte angehören und von beiden gerichtet werden. Als politischer Dichter mußte Lenau nach seiner ganzen Anlage und Bildungsgeschichte ein religiöser Dichter werden. Sein tiefer dringender Geist begnügte sich nicht auf der Oberfläche, in Äußerlichkeiten zu lesen, der Zeit die Schlagworte von den Lippen zu singen, sondern er horchte auf die rauschenden Quellen der Tiefe und belauschte ihren Herzschlag. Er suchte die Freiheit im „Savonarola" durch den Glauben, in den „Albigensern" durch den Nichtglauben, dort im Widerspruch mit seiner Zeit, hier auf deren damaligen Standpunkten, eines Restes religiöser Anschauung sich niemals ganz entäußernd. Es mag ein Irrtum gewesen sein, die Geistesfreiheit innerhalb einer Schranke, sei es auch die geheiligte des Dogmas, zu suchen, welcher folgerichtig damit endigen mußte, diese zu durchbrechen oder zu beseitigen.

Obschon Lenau sich aus Grundsatz dem Leben der Höfe und höheren Gesellschaftskreise ferne hielt und selbst unauffälligen Begegnungen, wie jener mit dem populären Erzherzog Johann, scheu auswich — er wies selbst die als Auszeichnung geltende Aufnahme in jene Schichten mit dem stolzen Worte zurück: „ich will nicht exceptionell sein, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben" — obschon er dem in dem Gedichte „Protest" (Nachlaß, II, 321) niedergelegten Gelöbnisse: daß ihm eher die Hand am Saitenspiel herunterfaulen möge, ehe er ein Fürstenlied singe, mit Festigkeit treu blieb, so konnte und wollte er sich doch der an ihn ergangenen Aufforderung nicht entziehen, das Jubelfest des greisen Erzherzogs Karl, dessen Kriegerlaufbahn nun das 50ste Jahr

abgeschlossen hatte, poetisch zu verherrlichen. Da er selbst sich längst zu der ehrwürdigen Heldengestalt, in welcher die hohe Stellung der Geburt sich mit dem größten Verdienste und der einfachsten Schlichtheit und Bürgertugend vereinigte, in Achtung und Neigung hingezogen fühlte, ließ er sich gerne dazu durch die freundlich geselligen Beziehungen bestimmen, in welchen er seit Jahren zu dem Familienkreise des erzherzoglichen Hofrates v. Kleyle stand und denen noch andere seiner Gedichte, z. B. „An Luise" (I, 200), „An eine Witwe" (I, 206), „Auf eine goldene Hochzeit" (I, 207), „Im Vorfrühling" (I, 235), „Die Blumenmalerin" (I, 228) ihre Entstehung verdanken. So entstand der „Prolog, gesprochen in Wien am 17. April 1843 zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl" (Nachlaß, II, 338), gewiß kein Huldigungsfarmen gewöhnlicher Art, sondern ein echtes begeisterungsvolles Dichterwerk, kein Fürsten-, sondern ein Heldenlied. Ein Exemplar jener schönen goldenen Denkmünze, die als Festandenken nur für gekrönte Häupter und Glieder souveräner Häuser bestimmt war, fand sich als Zeichen der dankbaren Erkenntlichkeit des greisen Aspernhelden in dem Nachlasse des Dichters, wohl auch eines Souveräns und Helden auf anderen Gebieten.

Von seinen Ausflügen nach Schwaben, welche er in unregelmäßiger Periodizität immer wieder ausführte (wir finden ihn dort im März und Juni 1840, im Frühling 1841, in den Sommern 1842 und 1843 und zuletzt in dem verhängnisvollen Jahre 1844), brachte Niembsch kaum mehr wie sonst die gewohnte Anregung, Geisteserfrischung und Befriedigung zurück. Die finstere Spekulation und Ungläubigkeit des Dichters konnte sich auf dem festumfriedeten Boden der christlichen Gläubigkeit nicht mehr ganz heimisch fühlen, das dämonische Element seiner Leidenschaftlichkeit stimmte wenig zu den ruhigeren Weltanschauungen seiner dortigen Freunde, mit denen er doch sonst so viel Verwandtes und Gemeinsames hatte. War auch der alte warme Zug des Herzens von Zeit

zu Zeit wiedererwacht, hatte er auch den Freunden einzelne schöne Stunden der liebevollsten Hingebung zugeführt, so waren doch auch Augenblicke, nicht zwar der Entfremdung, aber doch des kälteren Entferntstehens und Widerspruches eingetreten. Selbst Kerner ward zeitweise vernachlässigt, und doch hatte Niembsch ihm am 23. Januar 1837 aus warmer Seele geschrieben: „O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am liebsten, da geht mir erst Dein Bild recht auf; Du bist einer von den wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist und kein Haß, sondern nur Wahrheit und Liebe.“ Zog es den Dichter auch öfters noch an die schlichtbürgerlichen Herde der älteren Freunde zu einem ländlich schmackhaften Mahle oder einem idyllisch-kontemplativen Spaziergange zurück, so war es damals doch vorwiegend die elegantere und geräuschvollere Haushaltung des ritterlichen Poeten Alexander Grafen von Württemberg in Serach bei Eßlingen, welche, wohl des Kontrastes wegen, dem still in sich gekehrten Lenau am meisten zuzusagen schien. Nebst der unleugbaren Neigung des Dichters zu edelmännischem, der kleinbürgerlichen Sorgen enthobenen Glanz und Wohlleben, mag vielleicht auch eine dunkle Ahnung ihres beiderseitigen nur mehr kurzen Weilens hienieden die beiden Freunde enger aneinander geschlossen haben; hatte doch Graf Alexander in einer Antwort: „Auf Lenaus einsamen Trinker“ prophetisch gesungen:

„Laß in ein Grab uns sinken,
Daß wir vereint
Zugleich beweint
Dereinst als Schatten schweben!“

Nur der gemütliche Frieden, das warme Wohlwollen des Hartmann-Reinbeckschen Hauses war so tiefbegründet und unzerstörbar, daß es, ungeachtet der Wankelmut des Freundes

auch hier kleine Störungen veranlaßte, doch immer das gastlich einladende Patmos blieb, wo er am liebsten und längsten weilte und für seine Inspirationen am ehesten Beruhigung oder künstlerische Gestaltung gewann. Aber selbst Emilie Reinbeck, die edle mütterliche Freundin Lenaus, dem sie „all die Liebe und Sorge widmen“ wollte, welche sie einem Kinde geschenkt, wenn der Himmel ihr nicht dies Glück versagt hätte, mußte die wahrnehmbare Wandlung beklagen und sich gestehen, daß sie oft „eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandle, die so groß dastehen vor der Welt und in ihrer Eitelkeit so klein sind, daß ein beschränkter Geist mit einem frommen demütigen Herzen und aufopfernder Nächstenliebe gewiß vor Gott weit höher steht“. Sie kann es nicht verleugnen, daß ihr Herz „mehr an dem alten Niembsch als an dem fortgeschrittenen Lenau hängt, an dem ursprünglichen Quell seiner Poesien, dem klaren gebirgshellen mehr, als an dem namhaften Strome, in den schon so viele fremde Bäche eingemündet haben“. Sie bezieht aber dies Gleichnis „weniger auf seine Dichtungen als auf den Dichter selbst, auf sein Herz, das sich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet“. Die innerlich durch mächtige Gedanken- und Gefühlskrisen motivierten, äußerlich aber den Anschein launenhafter Wankelmütigkeit tragenden öfteren Verstimmungen, raschen Absprünge und Übergänge, mitunter die ersten Anzeichen eines kleinmütigen Verzagens an seiner Lebensaufgabe konnten einem nur einigermaßen aufmerksamen, geschweige einem liebevoll auf ihm haftenden Auge nicht entgehen. Sie waren auch in Wien weder den Freunden, noch dem Scharfblicke jener mehrerwähnten geistreichen Freundin entgangen. Die aus Gesundheitsrücksichten gebotene Anwesenheit der letzteren mit ihren Angehörigen in dem Solbade Ischl führte in jenen Jahren auch unsern Dichter regelmäßig auf einige Wochen des Spätsommers in den reizenden Badeort. Mag die süße Gewohnheit des Nebeneinanderlebens, die Un-

gestörtheit des innigen Verkehrs, für Augenblicke eine gewisse Milde und Ruhe, vielleicht auch momentan das Gefühl des Glückes in Lenaus Beziehungen zu jener Dame geflößt haben, so daß er in fast heiterer Stimmung seine vorwurfsvolle Apostrophe an den regenreichen „Ischler Himmel 1838" mit den Versen schließen konnte:

„Hätte Ischl nur dich und seine Solen
Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen,
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!"

so blieb doch dieses Verhältnis, durch seine Aussichtslosigkeit und Unlösbarkeit zugleich, die ihm in den Stunden der Einsamkeit und Selbstschau immer wieder tief und zermalmend zu Herzen ging, der fortnagende Wurm an seinem Dasein. Einzelne Sonnenblicke glücklicherer Selbstvergessenheit konnten den Quell der Leiden, der mit immer neuer Kraft wieder hervorbrach, nicht versiegen machen und steigerten nur die Intensivität des Schmerzes, die Bitterkeit des fortdauernden Seelenkampfes, welche ihn schon einst an einem „schweren Abend" in die Verzweiflungsworte ausbrechen ließ:

„Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod." (I, 180.)

Hatte die zu dem letzten dichterischen Werke eingeschlagene Studien- und Gedankenrichtung die Welt zwar mit einer großartigen dichterischen Schöpfung bereichert, so brachte sie doch für den Dichter selbst weder die Lösung seiner an das Buch des Lebens gestellten Fragen, noch gewährte sie ihm sonst innere Befriedigung; sie hatte ihn nur dicht an die schwindelnden Abgründe der Wissen und Glauben spaltenden Kluft hingestellt. Ein Schritt weiter in dieser Richtung war unmöglich; eine Umkehr, oder vielmehr eine Rückkehr auf

früher eingeschlagene Pfade blieb unvermeidlich. Wo die übersinnliche Welt die Antwort schuldig geblieben, wird die Sinnenwelt vielleicht verständlicher reden; auf dem Wege des Sensualismus ist dem „Weltgeheimnis“ vielleicht näher zu kommen. Von allen größern Dichtungen Lenaus hatte der „Faust“ äußerlich den bedeutendsten Erfolg gehabt, wohl bestimmte auch diese Rücksicht den Dichter zur Rückkehr auf die dort verlassenen Bahnen. So erfolgte nicht inkonsequent die Wahl des „Don Juan“ als neuesten Gedichtstoffes; dieser sollte dem spiritualistischen Faust, der noch seiner sensualistischen Hälfte entbehrte, als gegensätzliche Ergänzung zum dichterischen Abschlusse dienen. Die schon von Grabbe versuchte Nebeneinanderstellung der Gestalten des Faust und des Don Juan erscheint als ein bedeutsamer Fortschritt in dem Verständnisse und der Durchbildung der Faustsage. Lenau griff den verbindenden Gedanken wieder auf und zwar um so eifriger, als er dadurch eine nicht unbemerkt gebliebene Lücke seiner Faustdichtung auszufüllen hoffte. Die grobsinnlichen Szenen im Faust, künstlich berechnet, kalt ausgeführt und kurz abgefertigt, wie sie sind, waren eher geeignet, jene Lücke hervorzuheben, als zu verdecken. Lenaus Don Juan sollte ein denkender, feinerer Sinnenmensch, kein Weibern ewig nachjagendes Heißblut sein; ihn bewege die glühende Sehnsucht „ein Weib zu finden, welches das inkarnierte Weibtum ist und ihn alle Weiber der Erde in der einen genießen macht“. — Hierbei mag es als eine naturwidrige Inversion in der Ordnung der Dinge erscheinen, daß der jugendliche Lenau einen „Faust“, der ältere reifere Mann jedoch einen „Don Juan“ dichtet; das Umgekehrte wäre jedenfalls das Naturgemäßere gewesen. Lenau aber hatte unleugbar einige Ähnlichkeiten mit einem asketischen Mönche; die erste Innigkeit und Stärke des heiligen Berufes überwiegt bei jungen Novizen alles andere; erst älteren reiferen Mönchen wird die naturwidrige Entsagung fühlbarer und

geben die ſinnlichen Anfechtungen zu ſchaffen. — Der Dichter arbeitete anfänglich mit großer Liebe und Luſt an ſeinem neuen Werke; er las den Freunden gerne einzelnes daraus vor, z. B. die Kloſterſzene mit den zwölf weiblichen Pagen, die Waldſzene mit Catalinon u. a. Die Bedenken der Freunde, daß er wieder einen ſo oft und in allen Formen beſungenen Helden gewählt habe, beſeitigte er mit den Worten: „Mir hat beim Fauſt die große Dichtung Goethes nicht geſchadet, es wird mir die Byrons beim Don Juan auch keinen Eintrag tun. Jeder Dichter iſt wie jeder Menſch ein eigentümliches Ich“. Dieſes tapfere Lenauſche Ich ſcheute nicht die von andern bereits ausgebeuteten Erzgruben; im Gegenteil reizte ihn gerade dieſer Umſtand zu dem Verſuche, welche Schätze die poetiſche Wünſchelrute in ſeiner Hand noch heraufzuzaubern vermöge. Der große Eifer für dieſen, ihm eigentlich doch fremdartigen Stoff, den er ſich mehr aus künſtleriſcher Laune, denn aus wirklicher Begeiſterung, als poetiſche Aufgabe ſelbſt aufgezwungen zu haben ſcheint, erkaltete jedoch allmählich wieder. In einem Briefe an Schurz aus Stuttgart am 4. Juli 1844 taucht nachträglich das ſtoffliche Bedenken auf, „Don Juan ſei für das weibliche Publikum ohnedies weniger geeignet.“ An Sophie ſchrieb er aus Baden-Baden am 27. Juni 1818: „Fürs erſte muß ich mir den ‚Don Juan‘ vom Halſe ſchaffen, um dann mit ungeteiltem Eifer an einen ſolideren Helden zu gehen.“ Solcher Mangel an Enthuſiasmus und Reſpekt für ſeinen Helden ſcheint nicht ohne Einfluß auf die ſpäteren Szenen des Gedichts, die man, im Vergleiche mit den Eingangsſzenen, von flüchtigerer Ausführung und geringerer poetiſcher Kraft finden wird, geblieben zu ſein. Einige wollten darin ſchon eine Abnahme der geiſtigen Zeugungskraft, die Vorboten auch des phyſiſchen Verfalls, erkennen. Der Dichter fühlte die obwaltenden Übelſtände ſelbſt, als er aus Stuttgart am 5. Mai 1844 an die Freundin den

Wunsch richtete: „Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzu fragmentarischen Szenen.“ Diese Stimmung scheint er nicht mehr gefunden, die heranrückende Katastrophe ihm dazu nicht die Zeit gelassen zu haben. Das Gedicht, welches erst nach dem Tode des Dichters vor die Öffentlichkeit trat,*) war unter seinen Händen weder bis zum letzten künstlerischen Pinselstriche, noch bis zur äußerlichen Druckbereitschaft gediehen. Die angeführten Äußerungen des Dichters selbst und die in dem Werke wahrnehmbaren Lücken, der Mangel der nötigen Verbindungsglieder und vermittelnder Übergänge nebst andern Kennzeichen sprechen für diese Annahme. B. Auerbach**) hält den vorfindigen Gedichtschluß, den er als „einen wesentlich pathologischen Schluß“ bezeichnet, für ein nur „provisorisches Notdach“. Andern wird dieser Schluß insofern ein notwendiger scheinen, als er durch die ganze vom Dichter gewählte Auffassung und Behandlung des Gegenstandes bedingt wird und nur durch eine Überarbeitung des Ganzen beseitigt werden konnte. Die Frage: ob der Dichter durch den Einfluß des ihm befreundeten, seinem Heros abholden Frauenkreise, sich nicht später vielleicht doch zu einem Umgusse oder dem gänzlichen Aufgeben des anstößigen Helden bewogen gefunden hätte, ist durch die eingetretene Schicksalswendung eine unfruchtbare geworden. Soviel ist gewiß, daß er in den letzten Momenten seiner Verstandesklarheit das Gedicht selbst in der jetzigen fragmentarischen Form seines Dichternamens nicht unwert hielt, indem er den Herausgeber ausdrücklich mit dessen Veröffentlichung betraute.

Wie ein unwiderstehlicher innerer Zug ihn immer wieder,

---

*) In „Nikolaus Lenaus dichterischer Nachlaß, herausgegeben von A. Grün“. Stuttgart und Tübingen, 1851.

**) S. dessen: „Der letzte Sommer Lenaus. Erinnerung und Betrachtung“ im „deutschen Museum“ 1851, erstes Heft.

wenn gleich nur flüchtig, in die seligen Jugenderinnerungen, an den Herd des genügsamen Glückes der bisweilen scheinbar vergessenen Vertrauten seiner Seele führte, so flüchtete auch seine Muse aus dem Waffengeprassel und den Kampfesmühen ihrer großen Geisterschlachtgesänge, die Rüstung ablegend, wenigstens auf Augenblicke, in die tiefsten ewiggrünen Waldesschatten ihrer eigentlichen Heimat, wohin kein Laut der Tageskämpfe drang, wo dem lauschenden Ohre nur die Stimmen der Natur in melodisch-wehmütigen Tönen vernehmbar waren, wo der Silberquell reinmenschlicher Begeisterung im dunkelsten, nur dem Geweihten auffindbaren Heiligtum des Haines rieselte. Dort schöpfte sie in durchsichtiger Schale die Welle der Verjüngung sich und der Welt zur Labung. So entstanden neben und fast gleichzeitig mit den Orgien des Don Juan die unvergänglichen und unvergleichlichen „Waldlieder" (I, 262), der Zeit nach wohl die allerspätesten Hervorbringungen seiner lyrischen Muse; an melodischem Wohl- und Vollklang, an Neuheit und Frische der Bilder, an träumerischer Weichheit und tiefer Innerlichkeit der Empfindung den besten Gaben seiner lyrischen Blütezeit ebenbürtig. Er dichtete sie auf seinen einsamen, oft vom richtigen Wege abirrenden Waldgängen nach Weidling, wo seine Schwester damals wohnte; die einfache Naturgewalt in ihrer Lieblichkeit hatte die Macht über ihn noch nicht verloren. Diese Waldlieder sind ein schönes Ausklingen seiner Lyra, feierlich und beruhigend wie sommerabendlicher Glockenklang.

Wir treten nun an das verhängnisvollste Lebensjahr unseres Dichters. In den Szenen, die dem Leser vorzuführen sind, haben noch Lebende mitgewirkt; schonende Umsicht und Rücksichten der zartesten Art bleiben dem Biographen daher in mannigfacher Richtung auferlegt. Andrerseits sind ohne unser Zutun bereits so vielfache Mitteilungen und partielle Enthüllungen vor die Öffentlichkeit getreten, Per-

sönlichkeiten sind erkennbar gezeichnet, sogar Namen sind genannt, fragmentarische Winke und Andeutungen sind gegeben und von dem zum Eindringen in dunklere oder rätselhafte Lebenswindungen ohnedies sehr aufgelegten Teile des Publikums weiter ausgebeutet und bis an die Abwege irrtümlicher oder absichtlicher Entstellung verfolgt worden, daß es sofort ein unentschuldbares Versäumnis wäre, über jene Szenen mit verschleierndem Stillschweigen oder halbenthüllenden Worten hinweggleiten zu wollen: im Gegenteile ist es jetzt unsere Pflicht, die irrende Mißdeutung nach bestem Wissen und Vermögen durch Klarheit und Verständlichkeit auf die rechten Bahnen zu weisen.

Niembsch war Ende März 1844 wieder nach Stuttgart gereist, wo er im wirtschaftlichen Hause seiner gewöhnlichen Gastfreunde, wie immer, freundliche Aufnahme und Herberge fand. Nebst der Besorgung der siebenten Auflage seiner „Gedichte", dann der zweiten des „Savonarola" und der „Albigenser" beschäftigte ihn dort die weitere Durch- und Ausführung seiner Don-Juan-Dichtung. In Gesellschaft seiner edeln, der Stärkung ihrer Gesundheit bedürftigen Wirte ging er Anfangs Juli nach Lichtenthal nächst Baden-Baden, zunächst in der dankbaren Absicht, jenen dort ein hilfreicher Pfleger und anregender Gesellschafter zu bleiben. Schneller jedoch als man selbst von dem so Wandelbaren erwarten konnte, vertauschte er das stille Lichtenthal mit dem geräuschvolleren Baden. Anlaß zu dieser raschen Übersiedelung gab ihm wohl einerseits die Besorgnis, jener schönen Aufgabe durch öftere eigene Verstimmungen nicht immer gewachsen zu sein, andrerseits auch das Bedürfnis, dem lebhafteren Verkehre und den mannigfaltigen, besonders musikalischen, Genüssen des eleganten buntwogigen Badelebens, im Umgange mit dort wiedergefundenen Freunden, darunter vornehmlich Berthold Auerbach, zu eigener körperlicher und geistiger Erfrischung, allenfalls auch zu weiteren Don-Juan-Studien in

unmittelbare Nähe zu rücken. Hier wurde er durch die Nachricht von dem im Wildbade erfolgten plötzlichen Tode seines geliebten Freundes, des Grafen Alexander v. Württemberg überraſcht und aufs tiefſte erſchüttert. Aber faſt nicht minder überraſchend und erſchütternd wirkte auf die entfernten Freunde in Öſterreich die ihnen kurz darauf und zwar zuerſt durch die Augsburger Allgemeine Zeitung zugekommene Nachricht von der mittlerweile ſtattgefundenen Verlobung des Dichters. Was ſonſt eine Freudenbotſchaft zu ſein pflegt, hatte damals für mehrere der dem Dichter am nächſten ſtehenden Freunde etwas wehmütig Beklemmendes, wie eine unerwartete Unglückskunde. Die Stärke der Bande, welche ihn anderweitig feſſelten, war nicht unbekannt, ebenſo ſein oft wiederholter Ausſpruch: „Die Ehe iſt ein unnatürliches und ſomit unmoraliſches Inſtitut“; zudem hatte ſein in ſich phantaſtiſch abgeſchloſſenes Studien- und Junggeſellenleben voll abnormer Gewohnheiten und Bedürfniſſe durch die langjährige Übung ſich in ſolch ſchroffe Härte und eckige Eigentümlichkeit kriſtalliſiert, daß es unmöglich ſchien, es jetzt im dreiundvierzigſten Lebensjahre des Dichters plötzlich in die nüchternen Formen eines rechtlichen Haushaltes, wenn dieſer auch das höchſte Glück zu umſchließen verſprach, einzufügen.

Lenau hatte zuerſt am Gaſthofstiſche zu Baden ein Mädchen geſehen, deſſen jungfräuliche Anmut gleich bei der erſten Begegnung ſein Auge und Herz wohlgefällig beſtach, deſſen nähere ſofort angeknüpfte Bekanntſchaft aber eine mächtige Wendung ſeiner Lebensgeſchicke zur Folge hatte. Es war ein Fräulein aus Frankfurt a. M., namens Marie B..... Die Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit dieſer, wie Lenau ſelbſt ſie nannte, „echt deutſchen Jungfrau“, die madonnenhafte Lieblichkeit und Demut, welche das ungeahnte Glück eines ſolchen Bewerbers weder ſuchte noch ausbeutete, aber in beſeligtem Gemüte tief und treu nachempfand, der Liebreiz ihrer von wahrer Weiblichkeit und Bildung zeugenden

Umgangsformen übten auf des Dichters Herz einen immer stärkeren nachhaltigen Zauber. Sie war „schön bis ins Herz", wie Lenau in den ihr überreichten Band seiner Gedichte eingeschrieben hat. Ihre Jugend war der Pflege eines kranken Vaters gewidmet gewesen. Das Bedürfnis glücklich Liebender nach Mitteilung ergriff auch unsern Dichter; Berthold Auerbach, welcher der Vertraute seiner Liebe wurde, hat uns dies letzte Zusammensein mit Lenau in geistreich und herzlich eingehender Weise geschildert. Der Mann, dessen Geist und Wort sonst so gestaltungsreich war, fand, wie der einfachste Bauernbursche, für all seine Seligkeit nur den immer wiederholten Ausdruck: „Bruder, das ist ein Mädel!" Dagegen ergänzte Musik in ihrer bildsamen Fülle das karge Wort der Lippen; ganze Nächte hindurch hörten die Lauscher das meisterhafte Spiel seiner Geige, deren Modulationen oft in weicher Schwermut, oft in schaurigem Aufjauchzen sein mächtiges Gefühl ausgesprochen haben mochten. Die ängstliche Besorgnis, daß seine Liebe unerwidert geblieben, erwies sich bald als eine ungegründete. Eine Reise nach Rippoldsau und dann nach Frankfurt brachte ihm auch die Zustimmung der Verwandten zu seiner Bewerbung. Die sein künftiges Lebensglück besiegelnde Verbindung sollte möglichst bald stattfinden. Haushälterische Einrichtungen wurden mit den Freunden besprochen, Projekte über die Wahl des künftigen Aufenthaltsortes — zunächst Baden oder Heidelberg, später Wien — wurden erörtert, Vorsätze einer werdenden „Musterehe" wurden gefaßt. Der glückliche Bräutigam lebte ganz in seinem Liebesglücke, nur einzelne Briefe, die hastig nach Wien geschrieben wurden, zogen als flüchtige Wolken rasch und scheinbar wirkungslos an diesem Liebeshimmel vorüber. Es waren selige, aber schnell enteilende Augenblicke einer tragischen Selbstvergessenheit! — Rasche, plötzlich überstürzende Entschlüsse sind gar oft nur Äußerung und Wirkung jener tatlos hindämmernden Lethargie, welche, mit

Grauen gewahr werdend, daß eine wichtige Lebensstunde spurlos verträumt sei, sich plötzlich in verzweifeltem Entschlusse aufrafft, das Verlorene und Versäumte noch einzuholen und festzuhalten. Ähnliches begab sich mit unserem Dichter. Obschon er längst gerne hätte

„Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen",
(„Der Pechvogel" I, 251.)

so glaubte er doch schon seit Jahren solches Lebensglück „verpaßt", er fühlte seines Geistes- und Körperkraft „mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend talab" gehen; im eigenen Familienkreise waren ihm die lebendigen „Zeiger" (I, 199) eine wehmütige Mahnung seiner Tagesneige geworden. Beim Anblick der holdseligen Jungfrau scheint ihn die Sehnsucht nach jenem Lebensglücke, das Grauen vor der Verlassenheit einsamer Lebensabende so mächtig und bewältigend erfaßt zu haben, daß er aus seiner träumerischen Unentschlossenheit plötzlich in verzweifelter Anstrengung auffuhr, ein bereits aufgegebenes Glückslos vielleicht doch noch festzuhalten. Es war zu spät für ihn! Er hatte vergessen, daß er über ein Leben, das er bereits an ein fremdes Dasein ganz hingegeben, nicht mehr zu verfügen habe; er konnte nur ein arglos vertrauendes, schuldloses Wesen mit sich in die Wirbel und Tiefen einer dunkeln Lebensströmung hinabziehen.

Bald trat der Ernst des Lebens mit seinen praktischen Fragen, Anforderungen und Bedingungen vor den Blick des Dichters. Lenaus Braut war, wie sich bald zeigte, in unverschuldetem Widerspruch mit der Voraussetzung des Bräutigams, obschon keineswegs unbemittelt, so doch nicht im Besitz eines Vermögens, welches eine ausreichende Beisteuer für den Unterhalt einer Familie zu sichern vermochte. In *überstürzender Hast* war Lenau Anfangs August zu Baron

Cotta nach Dotternhausen geeilt und hatte diesen fast gegen dessen Willen zum Abschlusse eines Vertrages gedrängt, laut welchem der J. G. Cottaschen Buchhandlung gegen eine in mehreren Jahresraten fällige Pauschalsumme (20 000 fl. R. W.) der Gesamtverlag aller bisher erschienenen Lenauschen Schriften überlassen wurde. Der Dichter fühlte sich als Kapitalist und richtete nachträglich noch einen Brief voll Dankes an den Freiherrn v. Cotta; erst später in Wien wurde er auf den Umstand, daß, da keine Verzinsung des Kapitals bedungen sei, er zunächst einer regelmäßigen Rente entbehre, von bessern Rechnern aufmerksam gemacht. „Berauscht vom Liebesglück," sehr freundlich und mitteilsam weilte er hierauf kurze Zeit in Stuttgart im Hause seiner alten Gastfreunde; doch entging seine damalige Exaltation dem aufmerksamen Blicke Emiliens Reinbeck nicht; sie fand ihn „nicht ganz zurechnungsfähig in diesem aufgeregten Zustande." Der abermals vernachlässigte und darum etwas verstimmte Kerner freute sich aufrichtig über die Verlobung des Freundes, von der er hoffte, sie werde diesem „wieder Wärme ins Herz geben" (Brief an K. Mayer vom 20. August 1844); aber in prophetischem Vorgefühl hatte er in ähnlicher Verstimmung vor einem Dezennium (Brief an denselben vom 12. Dez. 1834) ausgerufen: „Gott sei mit ihm und dem Ende seines Lebens, vor welchem keiner glücklich zu nennen ist." — Am 5. August ging Lenau von Stuttgart nach Wien ab. Seine Freunde fanden ihn in überreizter ungleicher Stimmung, bald mild, bald heftig; bald fast ausgelassen heiter, bald von erschreckender Niedergeschlagenheit. Die ungewohnte Heiterkeit verursachte seiner Schwester Therese schon damals heimliches Bangen. Sein körperliches Aussehen war nicht beruhigender; die erhöhte Gesichtsfarbe schien das Symptom eines schon fiebernden Blutes. Er klagte über Beängstigung durch die wahnsinnigsten Träume, über Ermattung durch nächtliche Schweiße. Es sei etwas im Organismus, das herauswolle, äußerte er

gegen Frankl, die Poren ſeien aber zu klein für die Krankheit. Niembſch wohnte damals in dem Dorfe Lainz bei Wien, dem Sommeraufenthalte ſeiner vieljährigen Herzensfreundin. Hier, Aug' in Auge gegenübergeſtellt einem geiſtigen Daſein, welches ihn ſeit Jahren ganz erfüllte, weil es auch das ſeinige ganz von ſich ſelbſt erfüllt glauben mußte, rächten ſich aufs furchtbarſte jene Augenblicke blinder Selbſtvergeſſenheit. Niembſch, dem Wahrheit, die ganze volle Wahrheit immer höchſte ſittliche Lebensaufgabe war, konnte die bereits brieflich angebahnte Enthüllung ſeiner ferneren Lebenspläne nicht mehr zurückhalten. Das einſchneidende Wort in ſeiner ganzen herben Nacktheit ward ausgeſprochen. Es kam zu Erklärungen, Erörterungen, in denen die liebevollſte beſorgteſte Teilnahme für das künftige Los des Freundes mit den vorwurfsvollen Ausbrüchen eines gekränkten blutenden Herzens wechſelte. Das geſprochene lebendige Wort erleichterte den Kampf, weil es zu Verteidigung und Widerſtand reizte; die innern Kämpfe der einſamen Stunden, wo die eigene Seele zugleich Anklägerin und Angeklagte war, mußten die folterndſten, grauſamſten ſein. Der Dichter hatte ſeine eigene und die Kraft ſeiner Freundin nicht erwogen oder überſchätzt, als er beiden das Unüberwindliche zutraute. So entriß der Schmerz des vermeintlichen Scheidens für immer, die erfolgloſe Anſtrengung zu der geforderten unmöglichen Entſagung, dem geliebten Munde das furchtbare Wort: „Eines von uns muß wahnſinnig werden!“

Nicht durch die unwiderſtehliche Macht eines einzigen bewältigenden Augenblickes, ſondern allmählich und langſam, durch die ſüße Macht der Angewöhnung, durch die befriedigte Sehnſucht nach dem Verkehre mit einer als verwandt erkannten Seele, durch das ſich immer inniger aufſchließende gegenſeitige Verſtändnis iſt des Dichters Herz der anmutigen, durch Bildung und Kunſtſinn, dichteriſche Anlage und überaus klaren Verſtand ausgezeichneten Frau unlösbar zugefallen.

Sie war die Gattin eines brüderlichen Freundes, die Mutter lieblicher, hoffnungsreicher Kinder; Gründe genug für beide, wird man ſagen, der Annäherung und erwachenden Neigung mit klarem Einblick und feſtem Entſchluſſe Einhalt zu tun. Es ſteht uns nicht zu, entſcheiden zu wollen, welcher Anteil von Verſchuldung jedem der beiden Teile zur Laſt falle; wir dürfen ebenſowenig anklagen, als wir zu entſchuldigen vermögen. Die Erklärung davon, daß die Kraft Lenaus in dem von ſeinem ſtarken ſittlichen Gefühle gebotenen Kampfe unterlegen, wird wohl nur darin zu ſuchen ſein, daß er, ein Kind träumeriſchen Gewohnheitslebens, den Kampf erſt begonnen hat, als es ſchon zu ſpät und der Erfolg bereits ein hoffnungsloſer war. Es darf hierbei nicht überſehen werden, daß, wie Gutzkow*) über ein ähnliches Verhältnis ſo treffend bemerkt, gerade jene, „welche mit der Welt in Hader leben, das Bedürfnis, einen felſenfeſten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Geſinnungen zweifelhaften Geſellſchaft zu haben, nur um ſo dringender empfinden.“ So wuchs dieſe Neigung unmerklich zu jener intenſiven Macht, deren die Gefühlsſtärke des Dichters nur immer fähig war. Dieſes Band war, weil es mit und trotz dem Bewußtſein der Ausſichtsloſigkeit nur noch enger geknüpft wurde, um ſo unauflösbarer geworden, wie ein zwingendes Verhängnis, dem nimmer zu entgehen iſt. Er ſelbſt erklärte dieſe Frau nicht nur für ihm ebenbürtig, ſondern ſogar für geiſtig überlegen, „für die geiſtig höchſte in Deutſchland.“ Viele der ſchönſten ſeiner Gedichte ſind den Beziehungen zu ihr gewidmet; wir nennen als ſolche: „An *“ (I, 179), „Der ſchwere Abend“ (I, 179), „Traurige Wege“ (I, 180), „Einſamkeit“ (I, 180), „Wunſch“ (I, 181), „Meine Furcht“ (I, 183), „Wunſch“ (I, 183), „An den Wind“ (I, 185), „An *“

*) H. „Börnes Leben“ in K. Gutzkows geſammelten Werken. Frankfurt a. M. 1845, Bg. IV, S. 142.

(I, 187), „Frage nicht“ (I, 188), „Zueignung“ (I, 195), „Tod der Trennung“ (I, 203), „An eine Freundin“ (I, 223), „Tränenpflege“ (I, 225), „Die Blumenmalerin“ (I, 228), „Erinnerung“ (I, 234). Mag ihn die Hoffnungsloſigkeit einſt auch zu dem düſtern Todeswunſche für beide vermocht haben, ſo konnte er doch erhoben, geſtärkt und beſeligt durch ſolchen Seelenaustauſch in milderer Stimmung dankbar ſingen:

„Von allen, die den Sänger lieben,
. . . . . .
Hat niemand mich wie Du verſtanden“.

„Das Liebſte, was ich mag erbeuten,
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Iſt mir ein Wort, daß ſie dich freuten,
Ein ſtummer Blick, daß ſie dich rührten.

Und ſollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der ſchönen Blume
Nur, Freundin, dir den Buſen ſchmücken.“
(„Zueignung.“ I, 195.)

Faſt willenlos fügt ſich der ſonſt ſo ſtolze Geiſt den Anordnungen und Entſcheidungen ihrer ſiegenden Verſtandesklarheit, und wenn er Widerſtand leiſtet, ſo geſchieht es in der Art eines rebelliſchen Kindes, das ſich zwar ſträubt, aber endlich doch gehorcht. Wenn eine ſolche Verbindung getrennt werden ſoll, ſo kann es nicht ohne Kampf und Widerſtand, nicht ohne krampfhafte Anklammerung an dieſen teuerſten Beſitz, es kann nur mit einem Riſſe durch die Herzen geſchehen; ſie brachen und verbluteten beide, nur jedes in ſeiner eigenen Weiſe.

Am 15. September 1844 verließ Niembſch mittelſt des Dampfſchiffes die Reſidenzſtadt, um ſich über Regensburg nach Frankfurt zu ſeiner Hochzeit zu begeben. Die Freunde

ſahen ihn mit Kummer ſcheiden. Im Beginne der Fahrt war in Vergegenwärtigung ſeiner letzten Erlebniſſe und Stimmungen das wehmütig beruhigende Lied: „Blick in den Strom“ (Nachlaß II, 343), das vorletzte, das Lenau gedichtet, entſtanden. Bei der ſchmalen, gewöhnlich nur für ein Schiff fahrbaren Paſſage des ſogenannten Strudels begab es ſich, daß durch Verſäumnis des Stromwächters, welcher die Warnungsfahne nicht aufgeſteckt hatte, ein ſchwerfälliges mit Granitſteinen beladenes Fahrzeug durch das von Felſen eingeengte Flußbett in demſelben Augenblicke ſtromabwärts fuhr, in welchem der Dampfer ſich mühſam durch die Stromſchnellen hinaufarbeitete. Mit Todesangſt erwarteten die Reiſenden den furchtbaren Moment des Zuſammenſtoßes; kaum eine Handbreit Raumes trennte die glücklich aneinander vorbeiſchießenden Schiffe. In der Nähe von Linz endlich ſaß das Dampfboot auf einer Sandbank feſt und konnte nur durch die vereinten Anſtrengungen der Schiffsmannſchaft und Paſſagiere, unter denen Niembſch wacker und faſt bis zur Erſchöpfung mitarbeitete, wieder flott gemacht werden. „Wenn die Sandbank nur nicht auf mein eigenes Glück deutet,“ ſchrieb er mit Bezug darauf an ſeine Braut. Eine empfindliche Durchnäſſung und Erkältung war die nächſte Folge dieſes Unfalls. In Linz änderte er plötzlich ſeinen Kurs, indem er, die Donaureiſe aufgebend, über München nach Stuttgart eilte, um dort die Verzinſung des erwähnten Abfindungskapitals zu erwirken. Die Abweſenheit eines der Miteigentümer der Buchhandlung vereitelte jedoch vorläufig ſeine Abſicht. Einem älteren Bekannten, dem Kooperator Jockell in Salzburg, der den Dichter dort auf der Durchreiſe ſah, war deſſen bedenklich geſteigerte Exaltation ganz beſonders auffällig geweſen.

Leidend, nervös und geiſtig aufgeregt, in qualvoller Unruhe weilte Niembſch ſeit 20. September in Stuttgart. Nagende Sorgen für ſeine und der erwählten Braut künftige

Existenz scheinen ihn ununterbrochen verfolgt zu haben; es fanden sich später unter seinen Papieren ganze Bogen mit Ziffern besäet, auf denen er seine möglichen Jahreseinkünfte berechnet hatte. Dem Aufgeben der Verbindung standen Ehre und Neigung im Wege. Als er am 29. September morgens mit seinen gastlichen Wirten beim Kaffeetische saß und die Schwierigkeiten seiner Lage besprach, ergriff ihn die Vorstellung davon so heftig, daß er plötzlich mit einem Aufschrei, die Tasse von sich stoßend, in der leidenschaftlichsten Gemütsaufregung emporsprang; in demselben Augenblicke fühlte er einen Riß durch sein Gesicht; er stürzte zum Spiegel: eine Gesichtslähmung hatte ihn betroffen; der linke Mundwinkel war verzerrt in die Höhe gezogen, die ganze Wange starr und fühllos, das Auge zwar beweglich, aber verglast und stier. Die moralische Wirkung dieses Vorfalls mitten unter den Vorbereitungen zu seiner Vermählung war eine noch traurigere, schier zermalmende. Er fühlte sein Glück und alle Möglichkeit dazu für immer zerstört; Selbstanklagen und Vorwürfe folgten: „sein ganzes Unglück sei ein verfehltes Rechenexempel;" — „er hätte nie wieder daran denken sollen, sich ein Glück zu gründen, das ihm hienieden versagt sei!" usw. Sein medizinisches Wissen ließ ihn nicht verkennen, daß ein Nervenschlag stattgefunden habe. Obschon die Gesichtslähmung sich nach vierzehn Tagen allmählich verlor, hielt er sich selbst doch für einen vom Tode Bezeichneten: der Tod habe die Axt an ihn gelegt, wie der Förster die zum Fällen bestimmten Bäume bezeichnet. Verzweifelnder Zwiespalt tobte in seinem Gemüte; er dachte mit Kummer und Schrecken an jene Frau, die er in Wien verlassen, und in welcher Gemütsstimmung! — er bemitleidete seine arme Braut, „deren schönen Augen er keine Tränen, derem lieben Munde er nur Lächeln bringen wollte." Zuweilen brach er in das bitterste Weinen aus. In den seltenen ruhigern Augenblicken war er mitteilend, gesprächig, mitunter in kindischer,

dann aber wieder in völlig geistesklarer Weise, las Gedichte, eigene und fremde, erzählte von Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut mit Freuden im Kreise seiner edeln Wirte, die in diesen und den späteren Tagen ein wahres Freundschaftsmartyrium durchzuleben, das höchste Opfer der Liebe zu bringen hatten. Plötzlich machte sich dann wieder die Reiselust geltend: er wollte fort nach Ischel, nach Wien, nach Mödling, wo er ein dem Herrn v. Bayer (Rupertus) gehöriges Landhaus anzukaufen beabsichtigt hatte. Aber auch Briefe aus Wien von jener dem Dichter so teuren Frauenhand waren eingetroffen und hatten neuen Gärungsstoff in die Abgründe seiner stürmenden Brust geworfen; die Briefe selbst hat der Dichter in einer der furchtbarsten, angstvollsten Nächte mit vielen andern seiner Papiere im Waschbecken verbrannt. Mag ihr Inhalt voll grenzen-, vielleicht nicht ganz selbstsuchtloser Liebe wirklich so unvorsichtig und schonungslos aufregend, oder, wie es wahrscheinlicher ist, nur geeignet gewesen sein, einer schon krankhaften Phantasie die grellste Deutung zu entlocken, Tatsache bleibt es, daß sie die allertiefste Wirkung auf den Kranken hervorbrachten. In jener Nacht: (es war die vom 10. auf den 11. Oktober) scheint der erste Anfall wirklicher Tobsucht eingetreten zu sein. Verzweiflung und Selbstmordsgedanken bemächtigten sich seiner; er schlug mit den Fäusten gegen sich und andere und blieb schlaflos in stürmischer Unruhe. Am Morgen brachte er die Erlebnisse und Enthüllungen zu Papier, vertilgte aber auf Anraten des Arztes den Aufsatz wieder, da dessen Vorlesen ihn und andere zu sehr ergriff. In der Nacht vor dem 16. Oktober um zwei Uhr trat er plötzlich in Reinbecks Stube und stürmte die ganze Nacht hin und wieder. Am Morgen griff er zur Violine, spielte wundervoll schön, vorzüglich steirische Ländler, tanzte dazu, erhitzte sich aber dabei so, daß er wütend in den Boden stampfte und das Haus erschütterte. „Mein Guarnerius hat ein Wunder gewirkt!“ rief er aus,

indem er sich vollkommen genesen glaubte. Er verfaßte darüber einen Bericht an die Allgemeine Zeitung, den er selbst zur Post trug; mit namenloser Mühe brachte Gustav Pfizer ihn wieder nach Hause. Am 18. Oktober ergriff den Kranken Todessehnsucht; weiß angezogen legte er sich hin, mit gefalteten Händen, den Tod zu erwarten. Auch sein Testament verfaßte er an diesem Tage, änderte und zerriß es aber wieder. Als der Tod ihm zu lange ausblieb, begehrte er Gift, Blausäure; endlich machte er den Versuch, sich mit einem Taschentuche zu erdrosseln. „Mein Leben ist ein Unsinn" hatte er gesagt, „was hab' ich getan? nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Am 19. verordneten die Ärzte — Dr. Ludwig und Dr. Schelling leisteten dem Kranken ihre Hilfe — einen Aderlaß. Niembsch hatte Freude an seinem Blute, das so kräftig hervorquoll; „wie ein Alpenquell!" sagte er, „nicht wahr es ist ganz gesundes Blut?" Und als der Barbier dies bejahte mit dem Beifügen, es sehe aus wie „von einem gehetzten Hirsche" gefiel dies dem Kranken sehr, und er wiederholte: „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirsch." Am 20. entsprang er, während der Wärter das geforderte Glas Wasser holte, unangekleidet durchs Fenster seiner Parterrewohnung mit dem Rufe: „Aufruhr! Freiheit! Hilfe! Feuer!" Er ward, nachdem er etwa hundert Schritte weit in der Straße gelaufen, wieder ergriffen und zurückgebracht. Abends und nachts schrie er so laut und schauerlich, daß die Leute auf der Gasse vor dem Fenster stehen blieben: „Auf! Auf! Lenau! Lenau!" Seine duldende Pflegerin nannte er — Giftmischerin. Als ihn die Wärter zu beruhigen und zu bewältigen bemüht waren, drohte er den Schwaben, die ihn so mißhandelten, mit Österreichs Rache; ruhiger geworden, las er ihnen, weil eben kein Buch da war, wohl zehnmal seinen österreichischen Paß vor. Einem Wärter zeigte er seine beiden Füße und sagte: „der eine gehöre nach Wien, der andere nach Frankfurt." Auch gebetet soll er haben in

rührender Weise. Einmal hatte er in erschütterndem Tone ausgerufen: „Jesus Maria, wahnsinnig, wahnsinnig!“ Aber auch noch in diesem Zustande übte er selbst auf rohere Naturen jenen oftерwähnten Zauber der Unwiderstehlichkeit; einer der Wärter, ein gemeiner Soldat, erzählte, er habe dem Kranken, um ihn zu halten, immer erst ein Tuch um das Handgelenk geschlagen, man tue sonst seinen feinen Knochen zu weh. Mittlerweile war auch Lenaus Braut mit ihrer Mutter in Stuttgart angekommen. Gramgebrochen weilte sie in seiner Nähe, ohne ihn sehen zu dürfen; die Ärzte fürchteten seine Erregung. Nur achtzehn Tage hatte er sie gekannt. Alle, welche die Braut sahen, fanden sie voll Anmut und Sanftheit, eine ganz weibliche Erscheinung.

Infolge der ärztlichen Beratung, zu welcher auch der Direktor der k. Heilanstalt für Geisteskranke zu Winnenthal, Hofrat Dr. Zeller, beigezogen worden war, fand am 22. Oktober die Übersiedelung des Kranken nach der genannten Heilanstalt statt. Gustav Pfizer, der edle aufopfernde Freund, gab ihm dahin das sorgliche Geleite. Nach Dr. Zellers Anordnung sollte es dem Kranken durchaus nicht verheimlicht werden, wohin er geführt werde: nur durch Wahrheit könne man hoffen die Täuschungen des Wahnes zu besiegen und zu heilen. — Die Kunde, daß Deutschlands großer lyrischer Dichter den finstern Mächten des Wahnsinns verfallen, flog nach allen Richtungen grauenerregend, schmerzergreifend, erschütternd! Von allen Seiten kamen Zeichen der innigsten und wärmsten Teilnahme, der liebevollsten Besorgnisse, der edelsten und zartesten Anerbietungen.

In Leben und Schriften unseres Dichters finden sich Spuren, daß der dunkle Fittich des unheimlichen Wahndämons, der ihn selbst nun bewältigte, schon längst und oft darüber hingestrichen. Begegnungen, Hindeutungen, Vorahnungen mancher Art weisen darauf hin:

— — — „die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.“

In fast vorbildlicher Erscheinung hatten in Tübingen der Dichter Hölderlin, in Weinsberg der Patient Kerners, der ehemalige Oberjustizrat Herman Gmelin, beides Irre von hoher Geistesbegabung, seine Lebenskreise berührt. Merkwürdig bleibt die geheimnisvolle Magie, welche das Reich des Wahnes bald in anziehender, bald in abstoßender Kraft auf unsern Dichter geübt hat. Auf der einen Seite die Ausmalung der Wahnsinnsszenen in der „Waldkapelle", um so bedeutsamer, als sie nicht ohne Beziehung auf seine eigene erste Liebe sein mag, dann in den „Marionetten" und anderes in seinen Gedichten (z. B. „Frage", „Einsamkeit", „Traumgewalten"); die bereits angezogenen Stellen in seinen Briefen; selbst seine Träume, in deren einem ihm Emilie Reinbeck als Wahnsinnige grauenerregend erschien, dann ein anderer bedeutungsbanger, den er Kernern und dieser (im Magikon, IV. Jahrg.) der Lesewelt mitteilte. Hierher gehört auch das frevelhaft unheimliche Spiel, das er selber mit dem Irrsinn trieb, indem er z. B. einmal die Magd einer Verwandten durch greuliche Grimassen zu der Besorgnis: der Herr v. Niembsch sei närrisch geworden, ein andermal ein paar ihm widerwärtig geschwätzige Damen im Eilwagen durch simulierten Wahnsinn zu entsetzenvollem Schweigen erschreckte. — Auf der andern Seite die auffallende konstante Scheu, womit er sich sträubte, das Haus seines guten Freundes Dr. Görgen, Vorstehers der bekannten Irrenheilanstalt zu Döbling, zu betreten, indem er wiederholte Einladungen mit den Worten ablehnte: „Ihr bekommt mich ja ohnedies einmal noch hinein!" Dies alles sind nicht zu übergehende Momente der Vorgeschichte seiner geistigen Erkrankung. An Kerner hatte er einst geschrieben: „Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte!" —

Die grundursächlichen Bedingungen dieser Krankheit müssen aus der ganzen Lebensgeschichte des Dichters zusammengereiht werden, sie haben sich in den letzten Erlebnissen nur zur höchsten Potenz gesteigert; ihre Keime aufzusuchen, muß man bis in die ersten Kindesjahre, ja bis auf die Eltern zurückgehen. Da es im Laufe dieser Lebensskizze unser Bemühen war, bei jeder auf die Katastrophe Einfluß nehmenden Vorkommenheit diesen Zusammenhang hervorzuheben, wird uns die Aufmerksamkeit des Lesers füglich deren Rekapitulation ersparen. Wir tragen nur nach, daß, nebst dem bereits erwähnten Skorbut der Seereise, eine in früherer Zeit vorausgegangene akute Herzentzündung nicht ganz ohne Nachwehen geblieben war, und daß die unnatürlich verkehrte Tagesordnung des Dichters, welcher die Nacht seinen Studien und geistigen Schöpfungen, einen Teil des Tages aber dem Schlafe widmete, seine Vorliebe für den stärksten Kaffee, gewürzhafte Speisen und feurigen Wein, der fast unausgesetzte Genuß narkotischer Rauchtabaks- und Zigarrensorten, allmählich auch in physischer Beziehung jene Herabstimmung in einem ursprünglich nicht schwächlichen, aber äußerst reizbaren Organismus herbeiführen mußten, zu dessen Erschöpfung die unter stürmischer Gemütsaufregung fortgesetzten Reisebeschwerlichkeiten nicht unwesentlich mitwirkten. Es ist eine bekannte Wahrnehmung, daß einem schon leidenden Körper die geringste Verletzung tödlich werden kann, indem sich alle latenten Krankheitsstoffe auf diese ablagern. Durch einen ähnlichen Prozeß mag jetzt auf die Seele des Dichters, welcher durch das niederdrückende Bewußtsein des erlittenen Nervenschlags eine gefährliche Wunde beigebracht war, alles eingestürmt sein, woran sie schon früher krankte. Durch das tatlose Hindämmern und träumerische In-sich-leben hatte sich allgemach eine Masse von einzelnen Verwickelungen angehäuft, die nun plötzlich alle zugleich und mit vereinter Macht über ihn hereinbrachen: die bittere Sorge um das tägliche Brot, die

trotz aller Erfolge unbefriedigte Ruhmsucht, die Losreißung von einem Herzen, das bisher sein ganzes Sein erfüllte; die Angst, dieses geliebte Wesen dadurch vielleicht zur Verzweiflung und Selbstmord zu treiben; die Schmach, eine edle, ihm verlobte Jungfrau zu verlassen, oder, wenn er sie nicht verließ, der Gram, ihr nur Sorgen und Entbehrungen zu bieten! Jenes Hinbrüten war kein unwürdiges, kein gedankenloses gewesen; im Gegenteil, Lenaus Seele arbeitete immerfort; die ganze Welt des Zweifels beschwor er herauf, sein Scharfsinn, „ein unglückseliger Spürhund", jagte ihm, nach seinem eigenen Ausdrucke, „das melancholische Sumpfgeflügel" aus den Verstecken; Gründe und Gegengründe, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, Ahnungen und Erinnerungen bekämpften und verdrängten sich, meist resultatlos. Niemand war in der Gedankenwelt so tätig und zugleich im äußern Leben so willen- und tatenlos wie Lenau; er handelte nie, er litt nur immer. Das mußte ihn aber bei der Weichheit seines Gefühls und diesem unermüdlichen Scharfsinne, der mit der brennenden Leuchte einer beweglichen, alles durchdringenden Phantasie immer neue Stoffe heimbrachte, um jenes zu spannen, zu foltern und zu verletzen, tief angreifen und endlich aufreiben. So ward eine unter andern Umständen vielleicht minder bedenkliche Krankheitserscheinung Anlaß zur Zerstörung eines stolzen geistesmächtigen Daseins. Seinen befreundeten Pflegern hat der Kranke in jenen stürmischen Nächten manches Bekenntnis abgelegt; fast mit dem Ausdrucke des Hasses trug er ihnen die Vernichtung eines daguerreotypierten Frauenbildnisses auf, das er aus Wien mitgebracht; dann bat er wieder um Schonung: „sie habe zwölf Jahre sein Lebensglück gemacht"; ein andermal beklagte er: „ich habe das Talent noch über das Sittengesetz gestellt und das ist doch das höchste, auch sie hat das Sittengesetz nicht genug erhoben." — Einem jener aus Wien damals eingelaufenen Briefe entnehmen wir das nachfolgende Frag-

ment, weil sich in dem darin gezeichneten Dichterbilde Lenaus zugleich das eigene Seelenbild der geistvollen Briefstellerin wiederspiegelt: „Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariatafel ertrunken ist, trieb einen kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vorderteil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild lieber Niembsch? — Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die andern besonnenen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? — O, die glatten, schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! — — Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht." — Bedeutungsvoll aber hatte Gustav Schwab einst das in solchem Umfang ungeahnt prophetische Wort gesprochen: „Er zieht einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde."

Blumensendungen, Briefe und Besuche liebevoller Teilnahme folgten dem Kranken auch in die Klausur seines neuen Heilasyls und fanden dort bald die freudigste rührendste Aufnahme, bald dumpfes empfindungsloses Hinbrüten. Unter den Briefen sei eines überaus teilnehmenden erwähnt, den ein Ritterfräulein aus Jütland, bekümmert um des Dichters Los, an den Vorsteher der Anstalt gerichtet. Ein kurzes sinnvolles Billett Uhlands machte dem Kranken große Freude. Von Besuchern traf außer den Stuttgarter Freunden zuerst sein nächster Verwandter Schurz am 29. Oktober aus Wien ein. Gegen diesen tat er die merkwürdige Äußerung: „Es gibt eine Region der Nerven, die ewig unberührt bleiben sollte; weh dem, der diese Abgrundstiefen, wo immer Stille und Ruhe walten muß, stört und aufregt; ich aber hab's gewagt!" Mit Schurz gleichzeitig weilte auch Justinus Kerner kurze Zeit in Winnenthal. „Gelt, daß ich hier bin? Nun werd ich dir doppelt interessant sein," rief der Kranke dem letzteren zu; auch sagte er ihm das im „Nachlaß" (II, 343) abgedruckte, auf seiner letzten Eilwagenreise gedichtete „Eitel nichts!" in die Feder. Es ist dies sein letztes Gedicht und soll als Einlage in den „Don Juan" bestimmt gewesen sein. Abends bei Licht zeichnete Niembsch Kerners ausdrucksvollen Schattenriß mit Bleistift an die Wand. Anfangs so klar, daß Kerner ausrufen mußte, „der ist ja weit gescheiter als ich!" verdunkelte sich sein Geist bald wieder und trat noch vor Kerners Scheiden in den „Traumring" zurück. In diese erste Zeit fallen noch Äußerungen, wie: „Ich bin kein delirischer, sondern ein lyrischer Dichter!" oder zu den sein Wüten bändigenden Wärtern: „Pfui! das ist schändlich, zwei über einen!" oder bei gleichem Anlaß zu seinem Lieblingswärter Sachsenheimer, der eine Art Naturdichter war: „Unerhört! daß ein Dichter den andern bindet!" Einen Schicksalsgenossen und Nachbar, den Hauptmann v. E., der sich in schrecklichen Tönen vernehmen ließ, nannte er seine

„Nachtigall“. Auch schriftliche Aufzeichnungen finden sich aus jenen Tagen, mitunter verworren und kindisch, mitunter aber auch von jener schwindelnden Gedankenerhabenheit, deren scharfe Spitze es unentscheidbar läßt, ob in ihr die höchste Höhe des Geistes oder die gesteigertste Verirrung des Wahnes gipfelt. — In einem Briefe (vom 5. November 1844) hatte Sophie den leidenden Freund mit dem Spruche aus Zinkreff ermahnt:

„Duck dich und laß vorübergan:
Das Wetter will sein'n Willen han.“

In dem noch vorhandenen Briefe sind die beiden Spruchzeilen mit Bleistift durchkreuzt, von Lenaus Hand aber die stolz vermessenen Worte beigefügt: „Ich ducke mich nicht!!!“ das „nicht“ dreimal unterstrichen. Wie tief gebrochen und geknickt mußte sich dies stolze Herz gefühlt haben, als es später dennoch beirücken mußte: „Ich ducke mich doch! Versteht Ihr mich: doch? —“ und dann abermal: „tamen, ego vobis dixi!“ — Ein im Frühling 1845 im „Morgenblatt“ erschienenes, ganz in Stimmung, Ton und Reimweise Lenaus gehaltenes, sogar mit den Anfangsbuchstaben seines Namens N. L. bezeichnetes Sonett (nachdruckende Blätter hatten den vollen Namen beigedruckt), erweckte und belebte durch ganz Deutschland Genesungshoffnungen für den unglücklichen Dichter: es konnte nicht lange unentdeckt bleiben, daß, wiewohl nur durch ein Spiel des Zufalls, mittelst der irreführenden Buchstaben eine leidige Mystifikation stattgefunden. — Sommer und Herbst 1845 brachten dem Kranken Besuche aus der Heimat: Bauernfeld, Auersperg, Frankl. Gegen Auersperg, dem er weinend um den Hals gefallen war, äußerte er, nach einem schön und klar begonnenen, aber allmählich in wilde Absprünge entarteten Phantasieren auf der Violine, wieder ganz klar: „So ist auch meine Krankheit ein ewiges Steigen und Fallen der Phantasie;“ gegen den Arzt in Frankls Gegenwart: „In der Musik liegt alles

Geheimnis; aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutisches System herauskonstruieren.“ Bisweilen sprach er reines Latein und auffallenderweise ein Deutsch, das er sonst nie gesprochen, ganz mit ungarischem Akzente, als sei er in das Land seiner Kindheit zurückversetzt. Irrereden, Lärmen und unheimliches Lachen schnitt die Dauer dieser Besuche bald ab. Im Jahre 1846 folgten K. Mayers, noch später Uhlands u. a. Besuche und stimmten ihn augenblicklich heiter ohne nachhaltige Wirkung und Erinnerung. Manche dieser Besucher nahmen noch hoffnungsvolle Aussichten mit sich, andere, z. B. G. Pfizer, durchaus nicht; Kerner zweifelte und wagte nur vor einer akuten Gehirnkrankheit eine entscheidende Krisis zu hoffen, die zwar Genesung, aber auch den Tod bringen könne; nur der Dichter und Arzt Frankl sprach in klarem Fernblick gleich die ganze Hoffnungslosigkeit aus.

Wir können dem Freunde nicht durch alle Phasen folgen, welche er während seines dritthalbjährigen Aufenthaltes in dem schloßartigen Institutsgebäude zu Winnenthal durchzuleben, durchzuleiden hatte; ihn nicht auf allen Spaziergängen begleiten, die er an geistes- und wetterhelleren Tagen auf die sonnigen Höhen der Umgebung unternahm; nicht am Lager seiner unruhvollen Ruhe weilen, wo ihn der Mantel seines Freundes Alexander bedeckte, wie der Mantel der Liebe, die ihn auch jetzt nicht und nimmer verließ, nicht allen seinen oft noch wunderbar klaren geistesfrischen Gesprächen über Seneca, Goethe, Schiller, Hegel lauschen, nicht mit ihm alle Nächte durchweinen oder durchstürmen, wie er denn einmal in seiner Einbildung die Schlacht bei Aspern durchkämpfte und die Geschützsalven durch mächtige Schläge seiner Ferse an die Wände seines Bettes nachdonnerte; nicht ihm in die schaurige Tobzelle folgen, wo nur die Zwangsjacke seine maniaken Ausbrüche zu ermäßigen vermochte. Nicht in das Heilsystem Dr. Zellers haben wir einzugehen, der anfänglich, obwohl mit vorsichtiger Beschränkung, Hoffnungen aussprach,

welche leider durch den Erfolg nicht bestätigt wurden; Lenau gewann den edlen Arzt bald sehr lieb, er lehne sich an ihn, sagte er, „als seine einzige Stütze“. Wir beschränken uns auf die tatsächlichen Angaben, daß bei einem in der ersten Zeit guten körperlichen Gedeihen und fast verjüngtem Aussehen, bei einem fortwährenden Wechsel heiterer und tief melancholischer Stimmungen, zwischen Argwohn und Angst und ausgelassener Lustigkeit, zwischen lichten verstandeshellen Momenten und starrem Versunkensein oder lärmenden Tobsuchtanfällen, der Abgrund sich immer klaffender spaltete, die lichten Augenblicke immer seltener wiederkehrten, kurz das Verfallen dieses einst so mächtigen Geistes immer sichtlicher und unaufhaltsamer fortschritt. Einzelne Gedanken, angeregt durch vorhandene Anläße, erschienen wie auf der Flucht, versprengt; er vermochte nicht sie einzuholen, zu sammeln und zu gestalten, „der spiritus rector fehlte“ nach Dr. Zellers Ausdruck. Mit dem Seltenerwerden und Nachlassen der Tobanfälle traten aber unleugbare Merkmale der Verblödung ein; Zellers letzte Berichte an des Dichters Schwager lauteten diesfalls, zwar in schonender Einkleidung, verständlich genug.

Mittlerweile (im Jahr 1846) war es auf Grundlage einer Vollmacht, die der Kranke in einer bessern Stunde selbst noch unterfertigen konnte, durch Vermittlung amerikanischer Geschäftsfreunde geglückt, von dem infolge versäumter Taxenzahlung schon verloren gegebenen Besitztum Lenaus in Amerika noch einiges zu retten.

Bei der entschiedenen Erfolglosigkeit des Verweilens in Winnenthal knüpften die Verwandten und Freunde des Dichters noch einige Hoffnung an eine Veränderung des Aufenthaltes; man versprach sich wohltätige Einwirkungen von der Rückversetzung in die geliebte Heimat mit ihren gewohnten Umgebungen und leichterem besserem Verständnisse; auch Kerner hatte längst dazu geraten, selbst wenn es gegen den Willen des Kranken geschehen müßte. Die Obervor-

mundschaftsbehörde gab ihre Einwilligung, daß dieser nach Wien gebracht werde, und sein Schwager Schurz unterzog sich liebevoll der schweren Aufgabe. Ende April 1847 war er in Winnenthal eingetroffen, fand daselbst nach Dr. Zellers Aussage den Kranken mit dem Übersiedelungsprojekte ganz einverstanden und trat am 7. Mai 1847 in Begleitung des braven Wärters Sachsenheimer mit Lenau die Heimreise an. Bis Regensburg gab es wenige und leicht besiegbare Anstände; hier aber brach abends der furchtbarste Sturm des Tobsinns los mit Gotteslästerung und Zoten, wildem Lachen und Geschrei, so daß die Aufnahme auf das am Morgen abgehende Dampfschiff in Frage gestellt wurde. Glücklicherweise trat gegen Morgen Erschöpfung der Kräfte und sonach Ruhe ein; die Fahrt auf der Donau nach Linz und dann weiter bis Wien konnte ohne erhebliche Störung zurückgelegt werden. Am 16. Mai, dem Sophientage, stieg Lenau vom Dampfschiffe Sophie wieder an das heimatliche Ufer, von seiner Schwester Therese aus gebotener Ferne mit bittern Tränen begrüßt; in einer halben Stunde befand er sich in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling, in demselben Hause, dessen Schwelle zu betreten, bevor seine Zeit gekommen, er einst so sehr gescheut hatte. Die Wiener Freunde, welche ihn in Winnenthal besucht hatten und hier wiedersahen, konnten eine merkliche Veränderung zum Nachteil, den Fortschritt der Zerstörung, nicht verkennen; der Muskelstraffheit und aufrechten Haltung, die sie dort noch getroffen, war eine schwammige Aufgedunsenheit, ein Zusammengesunkensein gefolgt; der Geist, von dem nur selten ein verlorenes Fünkchen durch die Asche zog, zerbröckelte sich immer mehr in unwahrnehmbare Atome. Wenn die liebevolle Aufmerksamkeit der Freunde auch noch aus dieser Zeit einige bemerkenswerte Äußerungen des teuren Kranken bewahrt (wie z. B. bei der Nachricht vom Tode des Erzherzogs Karl: „E. H. Karl stirbt nicht“ oder das Wort an Dr. Görgens alte Mutter: „Sie

sind schön, ja, mit den Augen der Seele gesehen"), so mag darin wohl manche Selbsttäuschung liegen und die Deutung mitunter durch freundschaftliche Auslegung hineingelegt worden sein; zudem teilen ja Irre mit Kindern und hohen Häuptern das seltsame Vorrecht, daß ihre Umgebung selbst alltägliche sonst unbeachtet bleibende Worte in solchem Munde für bedeutend oder doch für aufbewahrenswert hält. Tiefrührend und den Freundesherzen wohltuend waren die fast kindlichen Liebkosungen, das Streicheln über Haar und Angesicht, das freudige Lächeln, womit er oft in guter Stunde seine Besuche empfing, die er dann auch beim Abschiede länger festzuhalten versuchte; wie ein Kind bemächtigte er sich da aller glänzenden Gegenstände, der Brillen, Uhrketten, Spazierstöcke. So sehr solche Kundgebungen, wenn auch nicht Hoffnungen zu beleben, so doch das Fürchterliche zu mildern schienen, indem man wenigstens eine Region des Gemütslebens gesund und unangegriffen glauben mochte, so scheinen sie doch sehr oft mehr auf gewohnheitlichem, instinktartigem Anschmiegen, als auf bewußter Neigung beruht zu haben. Das geschmeichelte Freundesherz mußte sich gedemütigt und betrübt ernüchtern, wenn es die Mitbewerbung eines hereingebrachten Stückes Kuchen oder Zwieback ohne Siegesaussicht zu bestehen hatte· zu geschweigen der Empfänge in schlimmen Wahnstunden mit herzzerreißendem Zähneknirschen, wildabwehrender Handbewegung, Zungenausstrecken oder grauenerregendem Geheule. So versetzte ihn Sophiens einmal versuchsweise gestattete Erscheinung in die feindselig bedrohlichste Aufregung, welcher sie sich nur durch schleunige Entfernung zu entziehen vermochte, die Besuche seiner Schwester und Nichten lockten auch noch Tränen in sein Auge. Karoline v. Woltmann schrieb beiläufig um jene Zeit (15. September 1847) mit Bezug auf den inzwischen verstorbenen Hölderlin an A. Jung, sie habe sich damals eingebildet: „der Einfluß einer ihm ganz ergebenen, ihn ganz verstehenden Seele könnte ihn vom

Wahnsinn befreien. Ich würde die Irrwege seiner Gedanken verstehen und ihn davon zurückleiten; es war ein Irrtum wahrscheinlich.“*) Ein ähnlicher Zug und Beruf der Seele hatte schon früher die genannten Wiener Freunde nach Winnenthal geführt, hatte den gemütvollen Auerbach vermocht, sich dort als Wärter des unglücklichen Freundes anzubieten und veranlaßte jetzt den Kompositeur und vertrauten Freund Lenaus Jos. Dessauer zu einem Versuche, den unheilvollen Dämon, dem vielleicht auf diesem Wege beizukommen wäre, mittelst der Musik zu bannen; hatte doch Dr. Zeller selbst es als beachtenswert hervorgehoben, daß sein Patient nur in der Musik, wie dessen meist zusammenhängendes Spiel auf der Violine beweise, den leitenden Faden und Zusammenhang beibehalten zu haben scheine. Aber auch dieser Versuch mißlang und regte nur auf, statt zu beschwichtigen. Ein von dem Kurator des Kranken, Dr. Alexander Bach, im Juli 1847 veranlaßter Zusammentritt berühmter Wiener Ärzte stellte, nebst der bei der Leichenöffnung nicht bestätigten Diagnose einer Gehirnerweichung, eine höchst traurige Prognose und beschränkte die Therapie auf die Fernhaltung jeder heftig einwirkenden Heilmethode. Da Lenaus bei Cotta erliegendes Kapital vorläufig noch keine Zinsen abwarf, konnte dessen wünschenswertes ferneres Verbleiben in dem kostspieligen Institute zu Döbling nur durch willigst angebotene Beiträge von Freunden, denen Dr. Görgens edel verzichtleistende Uneigennützigkeit förderlichst entgegenkam, ermöglicht werden.

Über das unselige Scheinleben in Döbling eilen wir möglichst schnell hinweg; — aber es dauerte über drei volle Jahre! — Einmal hörte man nachts ein heftiges Weinen in der Zelle; als Dr. Görgen hineineilte, antwortete Niembsch

*) S. den Aufsatz „Zur Erinnerung an Karoline v. Woltmann“ in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1849, Nr. 260.

in Tränen: „Der arme Niembſch iſt ſehr unglücklich.“ Es war das letzte Aufflackern des auszitternden Lichtes.

Die großen Märzereigniſſe des Jahres 1848 gingen, von ſeinem Bewußtſein unaufgenommen, ſpur- und wirkungslos an ihm vorüber. Der letzte Heilverſuch eines wohlwollenden Freundes, der ihm das begeiſterte Wort: „Wir ſind frei!“ entgegenjubelte, glitt an ſeinem eiſigen Stumpfſinne ab. Dagegen hatte er aber auch für den Kanonendonner des Oktobers 1848 kein inneres Gehör und Verſtändnis mehr.

Mit dem Bewußtſein hatte ſich auch die artikulierte Sprache verloren; kein Wort mehr, nur undeutliches Murmeln, ſchmerzhaftes Stöhnen oder ſtundenlang monotones Röcheln war vernehmbar. Das tieriſche Element in ſeiner Unſauberkeit trat in den Vordergrund. Auch auf die äußern Sinne machte ein Beſuch der Zelle den Eindruck, als ſei man in einen Tierzwinger getreten. Die Beſuchenden wurden nicht mehr erkannt. Dennoch blieb die Anziehungskraft, die er immer ausgeübt hatte, die Anhänglichkeit ſeiner Freunde ſo groß und unzerſtörbar, daß ſich faſt jeder das fortgeſetzte Freundſchaftsopfer ſolcher Beſuche willig auferlegte. Der in ſeiner warmen Pietät für den Dichter unermüdliche Frankl hatte, um eine Statuette und ein Bild Lenaus ausführen zu laſſen, einmal den Bildhauer Hirſchhäuter, ein andermal den Maler Aigner in die Anſtalt gebracht; letzterer konnte den Anblick nicht ertragen; unter den peinlichſten Seelenfoltern, fieberhaft eilig, warf er ſeine Farbenſkizze auf die Leinwand und entfloh damit, als ſeine eigene Kraft ſchmerzerſchüttert zu erliegen drohte. Es war in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde zu demütigen und niederzuſchmettern, beſonders aber dem geiſtigen Hochmut, wenn er ſich in irgend einer Bruſt noch regen mochte, ein Bild grauſamſter Wahrheit entgegenzuhalten, auf daß er ſich an ſolchem Ausgange eines einſt ſo hochragenden Geiſtes ſpiegle und ſelbſt ermeſſe. Den heuchleriſchen Eiferern aber, die auf ein ſolches Geſchick

als eine strafende Vergeltung lieblos hinzuweisen noch das Herz hätten, rufen des Dichters eigene Worte warnend zu:

„Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunklen Nest." — —

Wer den Dichter liebte — und er ist geliebt worden, wie wenige auf Erden — mußte in das bittere Wort „Tod" seine Wünsche und Gebete kleiden, daß dem Ableben des Geistes auch das des Körpers bald folgen möge. Die sechste Morgenstunde des 22. August 1850 brachte nach kurzem Todeskampfe die endliche Erlösung. Schurz hatte den letzten Blick und Atemzug Lenaus empfangen und ihm die Augen zugedrückt. Des Dichters vieljährige schwäbische Gastfreunde, der würdige Hartmann, Reinbeck und Emilie waren ihm bereits vorausgegangen, gleichsam ihm auch dort in gewohnter Weise die wirtliche Stätte zu bereiten. Der Bildhauer Hirschhäuter formte nach dem unbeseelten Antlitze eine Totenmaske. Wir übergehen den von den Doktoren Görgen, Benesch, Meckel von Hemsbach, Seligmann und Frankl aufgenommenen Sektionsbericht, sowie den vom Phrenologen Noël herrührenden Befund über die Schädelbildung; das ärztliche Publikum, für welches die beiden Aktenstücke von vorwiegendem Interesse, findet selbe in der Wiener Zeitung und andern Journalen jenes Jahres, dann als Anhang in dem Buche Frankls abgedruckt.

Am 24. August um sechs Uhr abends wurde, was von Nikolaus Lenau sterblich war, auf dem stillen, einfachen Dorfkirchhofe zu Weidling, wo Lenaus Schwester, Therese Schurz, ein freundliches, akazienumschattetes Landhaus besitzt, zur Erde bestattet, unfern der Grabstätte, die der dem Dichter befreundete große Orientalist v. Hammer neben seiner vorausgegangenen Gattin auf demselben Friedhofe für sich bestimmt hat. Von jenem Häuschen zum Kirchhofe blickend, hatte Lenau

einſt zur Schweſter geſagt: „Dort möcht ich ruhen.“ Eine kaum überſehbare Menſchenmenge aus allen Volksklaſſen, darunter zahlreiche Freunde und Verehrer des Verblichenen, deſſen Schweſtern mit ihren Töchtern an der Spitze gaben ihm das letzte Geleite. Den Sarg ſchmückte inmitten bunter Blumengewinde ein grüner Eichenkranz; das umgeſtürzte Familienwappen deutete darauf hin, das der letzte des Geſchlechtes Niembſch von Strehlenau hier zu Grabe getragen werde. Geſänge der Kloſterneuburger Sänger und des Wiener Männergeſangvereins ertönten; Mitglieder des letzteren ſangen ein von Guſtav Barth komponiertes Quartett zu des Dichters Worten:

„O ſchöner Ort, den Toten auserkoren,
Zur Ruheſtätte für die müden Glieder!
Hier ſingt der Frühling Auferſtehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeſchworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man ſein Liebſtes ſenkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir ſehn uns wieder,
Es ſind die Toten uns nicht ganz verloren.“

Gedichte und Reden tiefſter Wehmut und Trauer, geſprochen von A. Schurz, L. Foglar und H. Laube wechſelten mit den Geſängen in feierlicher Reihe ab, bis der Sarg niederſank unter Schauern von Blumen aus Frauenhänden, ſo daß die nachrollenden Schollen nur weich auf Blumen fielen. Ein frommes „Vaterunſer“ der Dorfbewohner ſchloß die Feier. Lenau ruhte wieder in ſeiner heimatlichen Erde.

Eine Pyramide von grauem Granit, darin ein Rundſchild mit dem von Hirſchhäuter modellierten Bruſtbild des Dichters aus Erz gegoſſen, umgeben von einer Schlange, „dem chriſtlichen Sinnbilde der Ewigkeit, dem heidniſchen des Genius,„ über dem Medaillon ein goldener Stern, am Sockel einfach der Name „Lenau“ in Goldlettern, das Ganze aus einem Buſche von Thujen, Roſen und Lilien ſich erhebend und wie

ein Gärtlein von den Stäben eines leichten Eisengitters eingeschlossen — dies ist das nach Frankls Idee ausgeführte Denkmal, womit die Verwandten des Dichters diese heilige Schlummerstätte bezeichnet haben. Eine sinnige Freundin des Dichters pflückte hier eine Pensee, „einen dunkelsamtnen Lenaugedanken," für jene in der Ferne mittrauernde Marie, welche der Verewigte einst seine Braut genannt.

Unseres Dichters Bild ist öfters gemalt und durch Grabstichel und Lithographie festgehalten worden; so in Ölbildern von Emilie Reinbeck noch vor der amerikanischen Reise, später von Danhauser, dann von Rahl, dessen gelungene Arbeit sich in J. Kerners Besitze befinden soll. Die Stiche und Lithographien nach und von Kriehuber, Staub, v. Frank sind mehr oder weniger bekannt. Der im männlichen Porträt sonst so glückliche Kriehuber war mit seinem Lenaubilde nicht glücklich; es gleicht eher einem weinselig duselnden Husaren mit Lenaus Zügen, als dem Dichter selbst. Viel edler und geistiger gehalten ist das von Staub herrührende Bild, welches früheren Auflagen der „Gedichte" beigegeben war, es ist das beste der uns bekannten. Diesem scheint auch das von Kotterba gestochene Porträt im „Album österreichischer Dichter" nachgebildet zu sein. Bildhauer Hirschhäuter brachte eine Statuette des Dichters, dann das Brustbild aus dem Grabmedaillon in Gipsabgüssen, beide nicht unähnlich und um so verdienstlicher, als sie erst während des körperlichen Verfalls und nach dem Tode Lenaus ausgeführt wurden. Aigners erwähntes, rasch entworfenes Ölbild, wovon Frankl das Original, Therese Schurz eine Kopie bewahrt, gibt des Dichters Züge während seiner Krankheit mit großer Treue wieder; doch wir sehen nur die verfallende Ruine der einst mächtigen Geistesburg.

Auch wir haben, gefesselt von der jedem großen Leiden innewohnenden magischen Anziehungskraft, unwillkürlich uns und unsere Leser allzulange an dem Schmerzenslager des

Kranken beschäftigt, als daß sich nicht das dort gebotene, traurige Bild der Entstellung und Zerstörung gar tief unserer Seele eingeprägt hätte. Aber nicht mit diesem Bilde im Auge dürfen wir scheiden, nicht unter diesen Eindrücken in die Dichterhalle treten, die uns in den vorliegenden Bänden aufgetan ist. Indem wir in die Vergangenheit zurückgreifen, versuchen wir ein Bild des Dichters aus jenen Tagen festzuhalten, wo auch sein äußeres Dasein, noch ungebeugt von Krankheit, in edler Ursprünglichkeit auf einer, seinem geistigen Lebenszenith angemessenen Höhe stand. Lenaus äußere Erscheinung war eine durchaus vorteilhafte, edle. Nicht von jenem tadellosen Ebenmaße männlicher Schönheit, welche nach den Vorbildern der Antike Bildhauer und Maler sich zum Modelle erwählen, war er doch immer ein schöner Mann zu nennen; es war eine durchgeistigte Gestalt, in deren Formen, Haltung und Bewegung sich die innere geistige Schönheit in harmonischer Übereinstimmung wiedergeprägt hatte. Mittelgroß, von gedrungenem aber wohlgebildetem Körperbau, sehnenkräftig und fast breitschulterig, mit gewölbter Brust und guter Lunge ausgestattet, war er ganz zum rüstigen Bergsteiger geschaffen, als welcher er sich oft bewährte und worauf auch sein auf gebogenem Knie sich wiegendes Schreiten hindeutete. Sein Gang war langsam bedächtig, meist mit gedankenschwer vorgebeugtem Haupte, die Haltung ungezwungenbequem, Hand und Fuß klein und von feinen Formen. Obschon der Mode nicht sklavisch gehorchend, war seine Kleidung immer gewählt, reinlich und von einfacher, würdiger Eleganz. Sein Haupt war ungewöhnlich groß, aber edel geformt, das glattgekämmte Haupthaar nicht allzuüppig und, wie Backen- und Schnurrbart, dunkelbraun; die leicht gebogene Nase und die sanft hervortretenden Backenknochen hatten etwas vom edleren südslawischen Typus. Die Gesichtsfarbe war bleich und leise in südländisch gebräuntes Kolorit übergehend, die schmalen Lippen wenig aufgeworfen, das Kinn fleischig gewölbt. Die

ſchön gebildete, weiße Stirn war mehr breit als hoch; im ſinnenden Vortrage zogen die dunkeln Brauen enge zuſammen. Über dieſer Stirne zuckte bisweilen in aufgeregten Augenblicken die beſonders ſtark ausgebildete „Zornesader“ oder breitete ſich bei tieferer Gedankenarbeit eine ſcharfgefurchte Falte; beide, ſich kreuzend, ſchienen auch auf ſeiner Stirne das geheiligte Zeichen feſtzuhalten, welches unleugbar, oft zwar verſchleiert, oft wieder verherrlicht, über allen ſeinen Geiſteswerken ſchwebt und gerade ihn zum vorzüglich chriſtlichen Dichter ſtempelt. In Momenten der Ruhe mahnte der Ausdruck des Geſichtes an manche jener leichenblaſſen, nur von der Meditation durchſeelten Mönchsköpfe, welche die künſtleriſche Verzückung eines Zurbaran oder Murillo mit phantaſtiſch kühnem Pinſel auf der Leinwand feſtzuhalten wußte. Darüber waltete beſtimmend und geſtaltend, wie ein allgewaltiges Weſen in der Höhe, das große, dunkelbraune Auge voll Geiſt und Tiefſinn, oft in unheimlichem Feuer rollend, oft voll Weichheit und Schmelz; dieſes Auge übte, wie kaum ein zweites, eine Gewalt, der man ſich nicht zu entziehen vermochte. Ein imponierender Ernſt umgab ſein ganzes Auftreten und ſcheuchte die frivole und großtuende Geiſtesleerheit weit aus ſeiner Nähe; doch konnte er in einzelnen Stunden, beim Wein, mit Freunden, bei Ausflügen, beſonders bei Tanz und Jagd im Alpenlande von einer Heiterkeit ſein, die bei ihm doppelt überraſchen mußte. In ſeinen Genüſſen war er, wiewohl ſehr wähleriſch, im ganzen mäßig, nur die Vorliebe für Kaffee- und Tabakrauch mag er übertrieben haben; letztere hat er in den Gedichten „Mein Türkenkopf“ (I, 211) und „Der Hageſtolz“ (I, 212) dichteriſch zu veredeln gewußt. Sein Lieblingsgetränk war Weidlinger, jener Wein, welcher auf den Hängen des Dörfleins kocht, in deſſen Kirchhofe jetzt ſeine eigene Aſche ruht, als ob auch er, wie „der Greis“ in ſeinen Gedichten (I, 129), das ſtille Keimen des Pflanzenlebens vorgefühlt hätte, das ſich einſt um ſeinen Hügel in Reben erheben ſollte.

In der Regel schweigsam und wenig mitteilsam, liebte er das Gespräch mit Freunden, Austausch und Entwickelung der Ideen, Auseinandersetzung seiner Ansichten. Aber auch hier, wie bei seinem dichterischen Vorlesen, ließ er nur einen streng ausgewählten, seiner würdigen Kreis an sich herankommen. Bei solchen Anlässen sprach er fließend und warm, logisch klar und prägnant, in reinem, dialektfreiem Deutsch, mit wohltönendem Organ, welches Kraft und Weichheit vereinigte; er war der Rede in vollem Maße mächtig, das rechte, passende Wort stand ihm immer zu Gebote; man kann sagen, er hat nie ein unbedeutendes oder müßiges, nie ein zweideutig laszives Wort gesprochen. Im Freundeskreis ersuchte er zunächst um einen „zusammenhängenden Diskurs", indem er sich das „desultorische Gerede" eifrigst verbat. Wie sein Wort, war auch seine Handschrift, fest und klar, sauber und deutlich; die scharfen, gleichmäßigen Lettern schienen ihre Kleinheit durch aufrechte Haltung auszugleichen. Eigentümlich war die Art des Vorlesens seiner Gedichte, die gerade durch seinen Vortrag einen ganz besonders mächtigen Reiz gewannen. In fast monotoner, aber wohltönender Weise, ohne deklamatorisches Effektstreben, nur von kaum merklichen Schwingungen und Hebungen bezeichnet, rollte die Strömung seines Vortrags dahin, gleichsam wogenartig, wie das Pulsieren der nordischen Meere. Fast von Satz zu Satz oder doch in nahen Zwischenräumen folgten kurze Pausen, um die Melodie der Verse im Hörer ausklingen, den Gedanken nachwirken zu lassen. Während er so innehielt, las er mit geübtem Auge die Wirkung des Gelesenen, die „geschwiegene Kritik" vom Angesichte seines Publikums. Mangel an Aufmerksamkeit, oder auf Nebendinge gerichtete Aufmerksamkeit, konnte ihn leicht verletzen und von Wiederholungen zurückschrecken. Wußte er gegen geistig oder sozial Höher- und Gleichgestellte durch sichere Haltung, edle Selbstachtung und männlichen Trotz, bisweilen auch durch sarkastische Kritik, die Würde seiner Stellung stolz zu wahren

und jeden Schein der Unterordnung fernzuhalten, so war er zugleich höchst liebreich und entgegenkommend, fördernd und ermunternd gegen jüngere Talente, gegen erst werdende Größen. Unermüdlich in eingehenden Gesprächen, unerschöpflich in belehrenden Mitteilungen, widmete der sonst mit seiner Zeit so Karge solchen Jüngern oft die kostbarsten Stunden seines Tages. Aus früherer Zeit L. A. Frankl, aus späterer Ludwig v. Morajn (Löhner), Julius von der Traun (Dr. Schindler), Moritz Hartmann, Hermann Rollet, Eugen Obermayer, Dr. Const. Wurzbach (Dichter der „Parallelen") u. a. bewahrten jene Begegnungen in dankbar liebevoller Erinnerung. Einen musikalischen Freund, der durch geringen Erfolg an seinem Berufe zu zweifeln begann, ermunterte er mit dem schönen Worte: „Wenn du auch keine Großmacht, kein Kaiser oder König bist, so besitzest und regierst du doch ein selbständiges Reich, bist etwa Kurfürst oder Großherzog, kurz, bist eben auch ein Souverän!" Mit seinem eigenen Kunstberufe nahm er es sehr ernst und strenge; er füllte damit, ja, er zersprengte sein ganzes Dasein. Gustav Schwabs Ausspruch: „Das Leben ist Sorg und viel Arbeit" lautete aus Lenaus Munde in bezeichnender Version: „Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit". Wohlwollen und Wahrheitsliebe waren Grundfesten seines Charakters. Wen er einmal Freund genannt, an dem hing er, ungeachtet scheinbarer Übergehung, mit felsenfester Treue; nichts konnte ihn im Glauben an jene wankend machen, in deren Seelentiefen er einmal einen befriedigten Blick getan. Unversöhnlich und unnahbar auf immer blieb er dagegen jenen, die sein erstes Wohlwollen durch eine Spur von Schlechtigkeit oder Gemeinheit getäuscht hatten. Selbst wo er fehlte und irrte, lag immer ein edler Trieb, ein großes und gutes Wollen zugrunde. Auch ihn hatte der Frieden eines beruhigteren Erdenlebens angehaucht, als er sein schönes Lied: „der gute Gesell" (I, 159) dichtete; auch er hatte sehnsuchtsvoll empfunden:

— „Daß ein Leben ſchön und glücklich nur,
Wenn es ſich ſchmiegt an Gott und die Natur,"
(I, 168)

er hatte ahnungsreich gefühlt:

„Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Iſt glücklich; und ein Herz auf ſtolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünſche — herb verſchmachtet"
(I, 150.)

— und doch ward er kein Glücklicher! Aber man klage nicht die Poeſie als Urheberin ſeines Unglücks an, denn nicht ein Fluch iſt ſie, wohl aber ein Segen; nicht der Kainsſtempel, ſondern das leuchtende Gottesmal auf der Stirne des Begabten. Die ſchöne Landſchaft wird für ein helleres ſchärferes Auge nicht minder ſchön ſein; aber dem Blicke, der ſich mit Vorliebe nur in die Schatten verſenkt, wird ſie nur ihr Dunkel zeigen. Des Dichters lebendigere Einbildungskraft, tiefere Empfindung, künſtleriſch ordnender Verſtand ſind nicht Zeichen von Krankheit, ſondern von erhöhter Geſundheit des Geiſtes. Nur die Störung ihres harmoniſchen Gleichgewichtes, das Hinzutreten anderer, außerhalb der Poeſie gelegenen Bedingungen haben unter den Poeten ſo viele Unglückliche geſchaffen; die Biographien ſo vieler Dichter liefern, wie dieſe Blätter, die Belege dafür. Nicht die Quelle ihrer Leiden, wohl aber das geſchärftere Organ für dieſelben entſtammte der Poeſie, welche im Gegenſatze auch den Glücklicheren die geiſtigen Sinne zum Lebensgenuſſe erhöhte. Der größte Dichter Deutſchlands war zugleich einer ſeiner glücklichſten Menſchen; aber ſchönes Maßhalten und weiſes Selbſtbeſchränken, das dem größten wie dem beſcheidenſten Geiſte ſelbſtgegebenes Geſetz bleibe, galt auch ihm vor allem. Mit Trauer ſehen wir oft gerade die edelſten opferfreudigſten Herzen, Lenau unter ihnen, dieſes Geſetz als ein ſcheinbar ſelbſtſüchtiges mißachten und beſeitigen. Da wir das Leben

eines Nichtglücklichen ſchildern, lag es nahe, die Bedingungen des Glückes ins Auge zu faſſen und den Gründen nachzuforſchen, warum es gerade dieſem uns ſo teuren Leben verſagt blieb; wir dürfen aber nicht vergeſſen, daß das Unglück nur zu oft die Signatur des beſſeren, edleren und größeren Menſchen iſt. Nicht geſchaffen, ſeinem vorwärts ſtürmenden Geiſte, wie jener dichteriſche Weiſe, ein rettendes Halt! zuzurufen, oder, wie tauſend und tauſend andere, an den Rätſeln des Daſeins mit den geſchloſſenen Augen der Entſagung vorüberzugehen, oder die ſtarren Schranken des irdiſchen Wiſſens mit den Blumengewinden des Leichtſinns und der Selbſttäuſchung zu verhängen, trat Lenau — wie damals auf den ſchwindelnden Höhen des Traunſteins — offenen Auges, mutig und kühn, vielleicht tollkühn, dicht an die Abgründe des Geiſtes und blickte dem Dämon der Tiefe, Aug in Auge, ſtarr und ſcharf in das unheimliche Antlitz. Doch diesmal griff der Tod wirklich herauf, bis an ſein Herz. Was er von der finſtern Stirne des Dämons geleſen, tönt in ſeinen Liedern fort: ewige Schmerzen der Menſchheit hat er ſänftigend in Wohllaut gekleidet; aber ſein eigenes, ſchwindelfrei geglaubtes Auge mußte ſich vor ſolchem Schauen verdunkeln.

Verſchiedene Nationalitäten können auf Lenau als einen der Ihrigen Anſpruch erheben; Herkunft und Name ſeiner Familie weiſen auf ſlawiſche Voreltern, durch Geburt und erſte Erziehung gehört er dem Magyarenlande, durch Bildung, Geſinnung und Herzenswahl dem Deutſchtum an. Es hat ſonach tiefliegende Wurzeln, daß ſich ſowohl in ſeinem perſönlichen Charakter, als in dem ſeiner Schriften dieſe drei Nationalitäten abſpiegeln. Das feurige Gefühl, der ariſtokratiſche Unabhängigkeitsſinn, Waffenliebe und ſoldatiſcher Mut, die glühende, in orientaliſcher Bilderpracht ſchwelgende Phantaſie, die Vorliebe für Kraftworte und Hyperbeln und ein Zug von Hochmut laſſen die magyariſche Heimat nicht verkennen; die Neigung und Anlage zur Muſik, der Sinn für

patriarchalisch-demokratische Ursitte, die träumerische Passivität im Drucke äußerer Geschicke, die scheue Verschlossenheit und sanfte Melancholie neben Anflügen von Schlauheit und verschmitztem Trotze verraten den Tropfen slawischen Blutes in seinen Adern; der strenge Rechtssinn, die tiefe Wahrheitsliebe, die ausdauernde Treue, das gründliche Wohlwollen, die Unermüdlichkeit des Geistes in religiös-philosophischer Spekulation, die Gründlichkeit und Vielseitigkeit im Wissen und Forschen, aber auch die Ungewandtheit in weltlich-praktischen Lebensfragen, die Versenkung in die Natur und deren sinnvolle Exegese und Symbolik, der Hang zu Schwärmerei und Beschaulichkeit, beurkunden entschieden den Deutschen. So sind auch in seiner Poesie die Stimmungen und Grundideen, Motive und Tendenzen, kurz, das innere Leben durchaus deutsch; während Szenerie und Kolorit ihre originellen Umrisse und warmen Tinten den magyarischen Jugenderinnerungen des Dichters entnehmen, Rhythmus und Formenweichheit seiner Lieder aber nicht selten wie der einförmige Wohlklang eines auf Molltönen sich wiegenden slawischen Volksliedes uns gemahnen. Doch selbst aus diesen Beimischungen fremder Elemente, so sehr sie das Eigentümliche der Erscheinung steigern, geht es überzeugend hervor, daß nur das minder Wesentliche, die leichten Schatten fremdländisch, das Wesentliche und die Vorzüge, Kern und Mark dieser Dichternatur aber echt und gediegen deutsch sind.

Wenn wir zu dem Dichterbilde Lenaus in der Geschichte der Poesie nach Vorbildern, oder richtiger: nach Analogien suchen, so treten uns zunächst zwei Gestalten mit sprechenden Zügen der Ähnlichkeit und Verwandtschaft entgegen: der Deutsche Hölty und der Britte Byron. Hölty und Byron — welche Kontraste, welche Distanzen! Daß Lenau, nicht in künstlich forcierten Sprüngen, sondern in organisch natürlicher Entwickelung, jene Gegensätze in sich zur Harmonie verschmolz, jene Entfernungen durch die expansive Kraft seines Talentes ausfüllte, gibt uns Zeugnis sowohl für den Reichtum,

als für den Umfang seiner poetischen Natur. Zu Hölty, den unser Dichter mit einem elegischen Nachruf feierte („Am Grabe Höltys" I, 67), stehen Lenaus Poesien aus der frühesten Periode, etwa wie sie in den ersten Auflagen der „Gedichte" gesammelt sind, in unverkennbar inniger Wahlverwandtschaft. Da ist derselbe hingebende Sinn für die Natur, dieselbe Weichheit des Gefühls, dieselbe Wehmut der Grundstimmung, dieselbe Keuschheit und Melodie der Sprache; aber Lenaus Naturbetrachtung ist umfassender, frischer und tiefer, seine Empfindung reicher und lebhafter, seine Trauer gewaltiger und ergreifender, sein Ausdruck plastischer, farbenreicher und wohlklingender; Lenau erscheint als ein größerer, gereifterer, durch natürliche Anlage überlegener, im Fortschritte der Zeit entwickelter Hölty. Sobald aber in den späteren Phasen, namentlich in den größeren Dichtungen, andere bisher nur halbenthüllte Grundelemente der Lenauschen Muse, der forschende Scharfsinn, der Freiheitsdrang, die Glaubenskämpfe, die philosophische Spekulation, die düstere Weltanschauung, die tiefere Weihe des Schmerzes, zur Entwickelung kamen, schwinden und erblassen die Berührungspunkte mit dem elegisch-idyllischen Hölty fast gänzlich. Dagegen machen sich sofort die Beziehungen zu Byron geltend; aber so zahlreich die Ähnlichkeiten, noch zahlreicher und namhafter sind die Kontraste zwischen beiden. Die negierende Skepsis, den stolzen Unabhängigkeitssinn, die tiefe Melancholie und finstere Lebensansicht, das Schwelgen im Unheimlichen, Wilden, Gräßlichen, die großartige Naturanschauung haben beide gemein; beide waren großangelegte Individualitäten, daher bei beiden die Subjektivität mächtig in den Vordergrund tritt; in beiden wiegte, auch wo sie als Epiker oder Dramatiker auftraten, der Lyriker vor. Aber die Quellen jener Eigenschaften und deren Äußerungen, wie grundverschieden! ebenso wie ihre Lebensstellungen. Auch Byrons Leben ist nicht frei von Mißgeschicken und Enttäuschungen, deren kein Dasein entbehrt;

aber kein großes Unglück bezeichnet, kein mächtiger Schlag des Schickſals erſchüttert, keine gewaltige Leidenſchaft untergräbt dieſes urſprünglich ſo hoffnungsreiche Leben. Wir ſehen ab von Glanz und Reichtum der Geburt und Stellung, ſie ſind nicht das Glück; aber alle Bedingungen des edleren Behagens, alle Bahnen eines ſchönen Wirkens ſtanden dem unabhängigen Lord offen; nur er ſelbſt hat das Werk freundlicherer Horen zerſtört, ſein häusliches Glück hat er ſelbſt zertrümmert oder als ein Hemmnis beſeitigt. So ſehen wir in Byrons Mißmut viel eigenwillige Laune und klimatiſchen Spleen. Wie ganz anders Lenau! Wir ſind nicht blind für die übergroße Pflege, die auch Lenau ſeinem Leid widmete, da er gefliſſentlich ſeine Seele „in Schmerz mazerierte", aber wir ſahen Lenaus Erdenlauf ſchon vor ſeiner Geburt gewiſſermaßen zu einer Leidensgeſchichte prädeſtiniert. Lenau erſcheint uns als ein wirklich Unglücklicher, Byron nur als ein Unzufriedener. Dies beſtimmt relativ auch den Wert und die Wirkung ihrer Schöpfungen; Lenaus Klagen werden uns darum zugleich erſchüttern, während wir Byrons Klagen nur bewundern. Der Sinn für politiſche Freiheit war dem deutſchen Dichter, deſſen Wiege in dem freien Ungarn ſtand, ebenſo wie dem Briten, ſchon durch die Geburtsſtätte angeboren; er erweiterte und veredelte ſich bei Lenau unter den kosmopolitiſchen Einflüſſen deutſcher Bildung. Byrons Freiheitsſinn war praktiſcher, mit vorwiegend britiſcher Lokalfärbung immer aufs einzelne, auf die Geſchicke beſtimmter Völker gerichtet; Lenaus Freiheitsliebe war idealer, ſtets das große Ganze, die Loſe der Menſchheit ins Auge faſſend; bei jenem überwiegen die materiellen, bei dieſem die geiſtig-ſittlichen Intereſſen. Noch größer iſt die Verſchiedenheit in den Stellungen beider auf religiöſem Gebiete. Byron hat mit den Glaubensfragen abgeſchloſſen, er betritt die chriſtlichen Tempel als ein vom Voltaireſchen Geiſte großgeſäugter Freigeiſt, als ein Ungläubiger; Lenau als ein bedingt Glaubender,

aber seinem Bekenntnis Mißtrauender, Unbefriedigter; Byron als Zerstörer, Lenau als Forscher; jener zertrümmert unter Blasphemien die für ihn sinnlosen Heiligtümer, dieser beseitigt mit fast schonender Hand nur die ihm unbrauchbar gewordenen, an denen er die Heilighaltung durch andere noch immer achtet. Byron hat weder Hoffnung noch Sehnsucht nach dem Überirdischen, nach Unsterblichkeit und einem bessern Jenseits; Lenau hat das tiefe Bedürfnis, die innigste Sehnsucht danach, wenn gleich oft mit derselben Hoffnungslosigkeit. Byron ist Menschenverächter, Misanthrop, Lenau Philantrop im besten Sinne des Wortes. Auf den Trümmern und Schädelstätten der historischen Vorzeit hat der Brite den Blick nach rückwärts, der Deutsche nach vorwärts gerichtet; jenen begeistern sie zu Lobgesängen auf eine unwiederbringliche Vergangenheit, diesem schärfen sie das Auge für die Gegenwart und Zukunft; Byron bestattet die Leichen mit Pomp auf dem Schlachtfelde, Lenau zieht darüber die Furchen für die neue Aussaat. Beide Dichter verdanken ihren herrlichen Naturschilderungen die größten Erfolge, aber ihr Verhältnis zur Natur ist ein sehr verschiedenes. In seinen Naturbildern malt Byron mit Virtuosenhand den blendenden Glanz, das bezaubernde Antlitz, die farbenprächtigen Gewande oder auch die wilden Schrecknisse ihrer äußern Erscheinung; Lenau belauscht ihr leisestes Atemholen, ihre verschwiegenen Geheimnisse, die Tiefen ihrer Seele. Byron sucht in ihr nach Kontrasten, Lenau nach Symbolen. Auf Byron übt ihre Berührung eine beruhigende, besänftigende Wirkung, er gebraucht sie als schmerzstillendes Heilmittel, oder doch als betäubendes Opiat; auf Lenau wirkt sie oft verstimmend, niederdrückend und steigert in ihm das Gefühl der Krankheit und des Schmerzes; jenen lehrt sie vergessen, diesen spornt sie zu neuem Denken. Für Byron ist die Natur eine Befreierin, Erlöserin, für Lenau eine selber noch Unfreie, des Mittlers und Erlösers Bedürftige. Byron begibt sich in die Einsamkeit, um den Menschen, insbesondere seinen

Landsleuten zu entfliehen; Lenau, um Gott zu suchen. „Die Einsamkeit ist die Mutter Gottes im Menschen," schrieb er einst aus dem alpenumschlossenen Neuberg an den Herausgeber dieser Blätter. Übte die lebende Natur auf Byron, so übte die absterbende auf Lenau einen milderen, wohltätigeren Einfluß; jenen empört, diesen versöhnt der Tod. Dieser versöhnt der Tod, weil jener in ihm den Untergang, die Vernichtung sieht, dieser aber das Leidensende und den Friedensbeginn. Lenau studiert das Sterben in der ruhigen Miene einer Totenmaske, Byron zeichnet die Verzerrung der Agonie und analysiert die Verwesung. Die meisten Schöpfungen Byrons teilen mit denen Lenaus, bei gemeinsamer Meisterschaft des Details, den oft gerügten Mangel an künstlerischer Komposition und Rundung, das Fragmentarische der Form. Wir wollen keineswegs die dichterische Unmacht, Ganzes zu schaffen, mit der Beschönigung decken, die Poesie sei berufen, nur Stückwerk zu bringen; aber wir möchten doch geltend machen, daß die noch mitten in ihren Bestrebungen begriffene, noch nicht abgeschlossene Poesie der Neuzeit der festen Grundlagen und durchgeklärten Anschauungen entbehrt, welche früheren Dichterperioden in ihren klassischen oder romantischen Elementen gegeben waren und künstlerischen Bildungen zu statten kamen. Dem Unfertigen, Vereinzelten und Unabgeschlossenen der ganzen Kulturepoche entspricht das Aphoristisch-Rhapsodische der vorherrschenden Kunstform. Mag Byron an künstlerischer Begabung, sowie an Umfang und Mannigfaltigkeit des Talentes vielleicht überlegen sein; an Tiefe des Geistes, an Achtbarkeit der Richtung und Gesinnung steht Lenau ihm keineswegs nach; den Herzen wird dieser immer der Nähere bleiben. Seelenbefreundet mit Hölty, geistesverwandt mit Byron, behält Lenaus Muse noch immer so viel jenen beiden Fehlendes und Fremdes, so viel Eigentümliches und Ursprüngliches, daß seine dichterische Erscheinung weder als eine Fortsetzung und Erweiterung, noch viel weniger als eine Nachbildung jener

Beiden angesehen werden kann, sondern als selbständige Dichtergröße Anerkennung, als Lenau selbst seine Bedeutung und Geltung behalten muß.

Werden spätere Tage, wird der Griffel der Kulturgeschichte einst unsere, der Mitlebenden, enthusiastische Vorliebe sich aneignen, unser Urteil bestätigen? Wir hoffen es mit einigem Grund. Mag eine kältere, entfernter stehende Kritik Lenaus Dichtungen als Kunstwerken nur einen bedingten Wert zugestehen; auch wir vermissen darin die ruhige Objektivität, und künstlerische Ganzheit, auch wir finden das Überwuchern einer Subjektivität, die jeden Gegenstand zuerst in ihr eigenes Dunkel taucht, bedenklich; aber wir wissen zugleich, daß nicht die tadellose Kunstform, sondern ein Höheres, die Gegenwart Überdauerndes, es war, was diesen Dichter seinen Zeitgenossen so überaus wert gemacht hat, und wir finden gerade in dieser künstlerisch nicht einzudämmenden Subjektivität, welche, je schärfer sie ausgeprägt ist, um so tiefer wirkt, die Bürgschaft der Dauer. Der Mensch in Lenau war größer als der Künstler; seine geistige Erscheinung hat etwas von biblischem Charakter. Wie jene heiligen Bücher nicht als Dichterwerke, was sie doch sind, ihre unvergängliche Bedeutung behaupten, so ist auch bei Lenau die gewählte Kunstform nur das Zufällige, das kostbare, aber enge und zerbrechliche Gefäß für ein Unermeßliches, Ewiges, für die sich offenbarende, große, wahrheitdurstige und schmerzengetränkte Seele. Der Raum, den diese Dichtergestalt in der Kulturgeschichte unserer Tage einnahm, wird, da deren geistige Rüstung keinem anderen paßt, unausfüllbar bleiben und wie eine lichtere Ätherſäule auch den Nachkommenden vorleuchten. Ihr Kämpfen und Leiden, ihr rein menschlicher Inhalt, bleibt unverloren. Wird die Nachwelt diesen vielleicht nicht so ganz verstehen, wie die Mitwelt, deren eigene Seele in ihm wiederhallt, so wird sie den Dichter doch lieben und ehren, wie wir, als einen der edelsten Märtyrer des ringenden Gedankens, als eines jener

erhabenen Sühnopfer, welche, wie Heldenleichen einen Siegeszug, die großen Kampfstadien auf dem Bildungsgange der Menschheit bezeichnen. Sie wird, indem sie die Sühne versteht, nicht zugleich des Trostes so bedürfen, wie wir, die Näherstehenden, ihm wehmütig Nachblickenden.

Vorwort zu „In Mußestunden". Novellen von Ludwig R. v. Polzer. Wien. Gerold. 1874.

Die politische Hochflut des Jahres 1848 hatte sowohl aus der Residenz, wie auch aus anderen Orten, wo die Brandung nicht minder stürmisch aufschäumte, eine namhafte Anzahl ruhebedürftiger Familien in die Hauptstadt des schönen Steirerlandes geführt, in welcher sie, obschon die Bewegung auch hier nicht ganz spiegelglatt verlief, den ersehnten Port der Ruhe, ein Asyl des Friedens, zu finden hofften. Angezogen von den allgekannten Vorzügen und Annehmlichkeiten dieser in stetem Aufschwunge begriffenen Stadt, nahmen viele der damals Eingewanderten hier ihren bleibenden Aufenthalt. Unter die letzteren zählte mit seiner Familie auch der Verfasser der in dem vorliegenden Bande gesammelten Erzählungen. Seit jenen Tagen war derselbe in den geselligen Kreisen von Graz eine vielbekannte, oft und gern gesehene Persönlichkeit. Nie um den Gesprächsstoff verlegen, welchen er nach dem Bedarfe seiner Hörer geschickt zu individualisieren verstand, besaß er zudem alle Eigenschaften eines angenehmen und darum stets willkommenen Gesellschafters. Unerschöpflich in huldigenden Aufmerksamkeiten gegen die Frauenwelt, wußte er auch im ernsten Männergespräche durch

Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen und Erfahrungen zu gelten und zu feſſeln. Ein ſinniger und zugleich ſcharfer Beobachter fremder Vorzüge und Mängel, verband er mit feinfühlendem Takte ſo viel Herzensgüte, daß ſelbſt ſeine abfälligen Urteile ſich nie zu verletzenden geſtalteten. War auch das Parkett des Salons der eigentliche Boden, auf dem er ſich mit Vorliebe und Gewandtheit bewegte, ſo blieb er zugleich nicht weniger heimiſch auf den Gebieten der Kunſt und Literatur, ſowie der großen politiſchen und ſozialen Fragen, welche eine in Gärung begriffene Zeit ihren Genoſſen zu löſen gibt. Ungleich dem Weltkinde gewöhnlichen Schlages, das ſich an Äußerlichkeiten und Oberflächlichem genügen läßt, wußte ſein geübter Blick und gebildeter Geiſt ſelbſt in den Erſcheinungen des modernen Salonlebens das mitunter darin verborgene Körnlein Poeſie, die tiefere menſchenwürdige Bedeutung zu finden und feſtzuhalten. In dieſem Sinne erklärt ſich wohl auch das Intereſſe und die Aufmerkſamkeit, die er ſogar den kleinen Ereigniſſen und Erlebniſſen, welche die geſellſchaftliche Tageschronik zu verzeichnen hatte, zuzuwenden pflegte.

Der wohlwollende Grundzug ſeines Charakters, der im mittelbaren Verkehr um ſo lebendiger und einnehmender zutage trat, hatte ihm bald viele Freunde gewonnen, zu deren Zahl auch ich mich ſeit Jahren rechnen durfte. Mit ſeiner geiſtigen Eigenart einigermaßen vertrauter geworden, hatte ich dieſe in der Weſenheit für mehr empfangender, als ſchaffender Natur und ſomit für minder geneigt und hingezogen zu ſelbſttätiger literariſcher Produktion gehalten. Um ſo größer war dieſe Überraſchung, als das literariſche Jahrbuch „Die Dioskuren“ (im 2. Jahrgange, 1873) uns die mit ſeinem Namen überſchriebene, anziehende Novelle „Marie“ brachte. Die eingehendere Lektüre derſelben aber ließ uns gar bald in geläuterten Formen dasſelbe geiſtige Gepräge wiederfinden, das uns im perſönlichen Umgange ſchon ſo oft an-

gezogen und erfreut hatte. Ein Gleiches kann auch von den beiden anderen Erzählungen gelten, welche im Manuskripte zu lesen mir später Gelegenheit geboten ward.

Nach des Verfassers im Laufe dieses Sommers erfolgtem Ableben reifte in der rückgebliebenen Familie der Entschluß, die vorliegenden Arbeiten gesammelt dem Drucke zu übergeben und dadurch nicht nur einer ihr bekannten Absicht des Verewigten zu entsprechen, sondern auch ihm selbst ein würdiges Denkmal liebevoller Erinnerung zu errichten. Wenn die Herausgeber hierbei in erster Reihe den engeren Kreis von Angehörigen und Freunden ins Auge faßten, so bezeichnet die noch von dem Verfasser selbst gewählte Überschrift: „In Mußestunden" auch für einen weiteren Leserkreis seinen literarischen Standpunkt und die anspruchslose Weise, in welcher er ein dichterisches Feld betreten wollte, das sich in unseren Tagen bereits eines so überaus reichen und fruchtbaren Anbaues zu erfreuen hat. Und doch möchte ich glauben, die Anziehungskraft seines weltmännisch liebenswürdigen Talentes, welche dem Lebenden so manchen Freund geworben, vermöge noch übers Grab hinaus in diesen Gaben seines Geistes fortzuwirken und neue Freunde zu gewinnen.

Indem ich dem einst vom Verfasser selbst und neuerdings von den Herausgebern an mich gerichteten Wunsche, die Sammlung mit einigen leitenden Worten zu begleiten, in diesen Zeilen gerne nachkomme, erfülle ich, frei von jeder Anmaßung, ein mir teueres, freundschaftliches Vermächtnis.

Ein Gedenkblatt.

Am heutigen Tage ist es gerade ein volles Jahr, daß sich über den Franzensplatz ein langer Leichenzug, seine Richtung gegen den Friedhof von St. Peter nehmend, friedlich fortbewegte. Man trug einen betagten, den höheren Beamtenkreisen angehörigen Mann zu Grabe, der zwei Tage früher (19. Mai 1873) in einem Eckhause dieses Platzes verschieden war. Seit Jahren in stiller Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit nur seinen Studien lebend, hatte seine zarte sensitive Natur die Berührungen mit der Welt gemieden oder eingeschränkt und sich demnach auch von dieser längst vergessen geglaubt, vergessen gewünscht. Die zahlreiche Begleitung jenes Trauerzuges aber bewies es, daß der Wert des Dahingeschiedenen von seinen Mitbürgern erkannt, daß er noch unvergessen war.

Er wünschte, vergessen zu sein. Wie schwer und wie leicht ist die Erfüllung dieses Wunsches; wie schwer den anhänglichen Herzen, wie leicht der alles verzehrenden Zeit! Der Beamte mit seiner geräuschlosen, regelmäßigen und einförmigen Tätigkeit verfällt, gleich dem ländlichen Sämann und Pflüger, in erster Reihe diesem Lose. Wenn wir in den gesicherten Rechtszuständen des zivilisierten Staates uns bewegen, denken wir wohl erst kaum jener, die dafür sorgen, darüber zu wachen haben, gleichwie Tausende ihr tägliches Brot genießen, ohne sich der Hände zu erinnern, die es mühevoll bis zum Markte gefördert. Nicht immer sind es die Besten, die in der Erinnerung der Menschen, in den Blättern der Geschichte unvergessen fortleben. Dagegen mag ein guter und reiner, ein im Leben Vereinsamter, gar wohl wünschen können, vergessen zu sein und auch in der Grabesruhe einsam zu bleiben.

So hat der Verewigte, dem diese Blätter gewidmet sind, ausdrücklich angeordnet: „Mein Grab soll auf keinerlei

Weise bezeichnet werden." Aber als wir vor einiger Zeit die Ruhestätte des teuren Freundes besuchten, fanden wir dieses asketisch herbe Verbot übertreten (zu unserer Befriedigung, möchten wir beifügen) und die Stelle mit einem dunklen Steinkreuz in einfacher Gittereinfassung bezeichnet. Auf dem Kreuze aber lasen wir nebst dem Geburts- und Sterbetage die Worte: „Der edle Mann, der hier ruht, wollte vergessen werden und wird doch unvergeßlich bleiben." Der Name jedoch fehlte. Tiefgefühlte Dankbarkeit, stärker als der Wille des Toten, hat sich dieses edlen Frevels schuldig gemacht. Wir tragen kein Bedenken, diesem Beispiele zu folgen und in liebevoller Erinnerung hier auch den Namen beizufügen.

Josef Fellner hieß der Treffliche. Am 15. November 1792 in Wien geboren, und nach zurückgelegtem juridischen Studium am 11. April 1815 als Konzeptspraktikant bei dem k. k. Kreisamte Graz in den Staatsdienst getreten, wurde der Verewigte im Mai 1820 zum Gubernialkonzipisten bei dem steiermärkischen Guberninm, dann im April 1831 zum Hofkonzipisten bei der vereinten Hofkanzlei in Wien ernannt, von wo er im September 1832 als Gubernial- und Präsidial-Sekretär bei der hiesigen Landesstelle wieder nach Graz zurückkehrte, um daselbst in allen weiteren dienstlichen Rangstufen (1842 Gubernialrat, 1849 Statthaltereirat 1. Klasse, 1854 Hofrat) und auch nach seiner im Mai 1859 mit dem Titel eines Statthalterei-Vizepräsidenten erfolgten Versetzung in den Ruhestand bis zu seinem am 19. Mai 1873 eingetretenen Ableben zu verbleiben.

Der Staat hatte ihn für seine amtlichen Verdienste im Jahre 1850 durch Verleihung des Franz-Josef-Ordens, im Jahre 1854 durch jene des Leopold-Ordens ausgezeichnet. Bei letzterem Anlasse durch den Ordenskanzler K. Freih. von Kübeck zur Angabe jener besonderen Verdienste aufgefordert, welche er in das Ordensdiplom aufgenommen zu sehen wünsche, gab er die, seinen bescheidenen und geraden Sinn kennzeich-

nende Antwort (3. Juni 1854), daß er dieser Aufforderung nicht entsprechen könne, da er immer nur das geleistet, was er für seine Pflicht gehalten und daher Se. Exzellenz den Ordenskanzler bitten müsse, sich die Motive dieser Allerhöchsten Auszeichnung von dem Herrn Minister des Innern, von dem wahrscheinlich der Antrag ausgegangen, mitteilen zu lassen. — Durch den Besitz des Leopold-Ordens war ihm zugleich die Erlangung des Ritterstandes dargeboten. In seiner Natur aber lag es nicht, sich, gleich so vielen anderen, in die Hochflut von Ordens-, Adels- und Titeljägern zu stürzen, welche sich schwellender und brausender als je, im seltsamen Kontraste gerade über unser demokratisches Zeitalter ergießt. Denn ihm, der die Zeitidee in aller Lauterkeit und Strenge erfaßt hatte, genügte es nach wie vor, dem Hochadel des Gemütes, der Bannerschaft des Geistes anzugehören.

Dies ist der einfache und trotz der höheren Amtsstellung immerhin auch unscheinbare äußere Rahmen eines innerlich gar reichen Lebensbildes, das der Verblichene vor Eindringlingsblicken sorgsam mit einer Schleierhülle zu verdecken liebte, welche sich zeitweise nur vor Näherstehenden lüftete und diesen einen Einblick in die reiche und edle Harmonie dieses Stillebens vergönnte. Sollen wir dieses Bild mit den bezeichnendsten Emblemen ausstatten, so müßte man darauf Pergamentrollen mit anhängenden Staatssiegeln, große aufgeschlagene Bücher, eine Lyra und eine Palette, dazwischen mit reinem Geschmack geschlungene Feldblumen erblicken, um des Eigners Pflichteifer und Tüchtigkeit im Staatsdienste, seinen Wissensdurst und Reichtum an Kenntnissen, sein feines Verständnis der Kunst, seine innige Liebe zur Natur sinnbildlich anzudeuten. Aus dem Hintergrunde aber müßte, das Ganze behertschend, fast priesterhaft, die mystische Gestalt eines Kelches emporragen, welcher keineswegs der Kelch blindgläubiger Andacht oder gar frivolen Lebensgenusses, sondern der Kelch tiefer herber und fast ununterbrochener Leiden gewesen.

In der Tat war sein ganzes langes Leben, physisch genommen, ein fortwährendes Leiden und Dulden, Kranksein oder Kränkeln, worin wohl einzelne Stadien einige Erleichterung, andere und häufigere aber gar schmerzliche Steigerungen bezeichneten. Über Abstammung und Jugendzeit beobachtete er ein festes Schweigen, das auch wir zu achten hatten; wir wissen nur, daß letztere sich weder in materiellem Wohlstande, noch in körperlichem Behagen bewegte. Früh schon kränkelnd und schwächlichen Körperbaues, erschien sein Äußeres vor der Zeit gealtert und verfallend; aber dadurch auch ist es erklärbar, daß die gewöhnliche Veränderung späterer Jahre bei ihm milder auftrat und sein Aussehen als Achtziger sich von jenem des Vierzigers kaum merklich unterschied. Über das freie und ausdrucksvoll geschnittene Antlitz hatte körperliches Siechtum zwar seine unverkennbare Farbe gehaucht, aber kein Leiden vermochte den gewinnenden Ausdruck in Blick und Mienen zu verwischen, mit welchem die gesunde Seele dasselbe belebte und vergeistigte. Die vielen, die ihn zur letzten Ruhestätte geleiteten, wußten wohl, daß ein edler und wohlwollender Mann, ein aufgeklärter und verdienstvoller Staatsdiener, ein aufopfernder Freund, ein Wohltäter der Dürftigen dahingeschieden; aber nur die wenigen Eingeweihten fühlten zugleich, daß in diesem Leben das Leben eines Helden, eines Weisen erloschen sei. Denn eine Heldenseele fürwahr gehörte dazu, solch ein martervolles Dasein durch mehr als 80 Jahre zu ertragen, wie er es ertrug; und nur ein wahrhaft Weiser vermochte es, die dürftige und gebrechliche Schale dieses Seins mit einem so reichen Inhalte, mit den herrlichsten Blüten des Geistes- und Gemütslebens zu erfüllen und so zu einem Sein voll seltener innerer Schönheit zu gestalten, wie er getan, aus eigener geistiger Kraft und Selbständigkeit, in unermüdeter Arbeit. Karg und eng zugemessen sind dem eifrigen Beamten — und welcher war eifriger als er? — die Stunden der Muße zur eigenen

freien Verwendung. Und wie wußte er damit hauszuhalten, welche weite Gebiete menschlichen Wissens und Könnens hat er in den schmalen Fristen durchmessen! Keines derselben ließ er abseits liegen, kein Fach blieb ihm fremd. Roms und Griechenlands Klassiker las er geläufig in der Ursprache, ebenso die Briten und Franzosen, Italiener und Spanier, von seiner gründlichen, alle Zweige umfassenden Kenntnis der deutschen Literatur ganz zu schweigen. In seiner gewählten mehrere tausend Bände enthaltenden Bibliothek, welche ein geräumiges Zimmer seiner Wohnung ausfüllte, blieb kaum ein Buch von ihm ungelesen. Es gewährt dem vieljährigen Freunde, an welchen er diese Büchersammlung vererbte, einen eigentümlichen wehmütigen und zugleich lehrreichen Genuß, in den einzelnen Bänden die Spuren seiner geistigen Wandlungen zu verfolgen und hiebei in den kurzen Randglossen und verschiedenen Zeichen, welche er bei markanteren Stellen beifällig oder tadelnd, berichtigend oder ergänzend anzubringen pflegte, treffliche und stets bewährte Wegweiser zu finden. Manche Stunde war nebenbei der Musik gewidmet, und der erwähnte Freund, vor Jahren sein Zimmernachbar, konnte oft bis in die späte Nacht seinem gewandten und seelenvollen Spiele auf dem Klavier oder auf der Phisharmonika mit Vergnügen lauschen. Nicht mindere Zeit ward der edeln Malerkunst gewidmet, solange die noch ungeschwächte Sehkraft diese Beschäftigung gestattete; im Salon und Eintrittszimmer seiner Wohnung waren sämtliche Wände mit Ölgemälden von seiner Hand dicht bedeckt; es waren zumeist Kopien nach Originalbildern anerkannter und geschätzter Meister, mit künstlerischem Geschmack und Geschick ausgeführt. Seine große Empfänglichkeit für Naturschönheit, welcher die reiz- und wechselvollen Umgebungen unserer Stadt so reichliche Nahrung boten, führte ihn in bessern Tagen oft hinaus ins Freie, wo man ihn einsam und sinnend wandeln, bisweilen auch in Begleitung von Freunden sah, denen er ein lieb-

und lehrreicher Führer war, denn sein feines und geistiges organisiertes Auge ließ ihn selbst auf den vielbetretenen Pfaden oft zum Entdecker von Landschaftsreizen werden, die bisher ganz übersehen oder unbeachtet geblieben waren. Ein Mann seiner Berufsstellung und Weltbildung konnte und durfte den großen politischen Bewegungen unserer Zeit unmöglich sich verschließen. Im Geschäftsleben des Amtes für die staatliche Rechtsordnung tüchtig geschult, ohne einer Hauptgefahr des Bureaulebens, dem dürren Formalismus zu verfallen, war er zugleich durch sein gründliches Geschichtsstudium auf jene geistige Höhe gestellt, welche, den Fernblick schärfend, eine weite und klare Überschau der Weltläufte gestattet. Indem er sich für die weltbewegenden Ideen und Postulate des Jahrhunderts, die in den brennenden Tagesfragen nach Verwirklichung ringen, ein richtiges und sympathisches Verständnis gewahrt hatte, blieb sein politischer Standpunkt jederzeit ein fester und unverrückbarer, sein Urteil über Zeitgenossen und Ereignisse immer ein unbefangenes, freies und freisinniges. Das stürmische Jahr 1848, das ihn noch in amtlicher Stellung fand, gab ihm manche Gelegenheit, diese Gesinnung auch praktisch zu betätigen. Nach dem unglücklichen italienischen Feldzuge (1859) begrüßte er die Wiederanbahnung verfassungsmäßiger Zustände in Österreich und die ersten hoffnungsvollen Tage der Schmerlingschen Periode, wie wir alle, mit Befriedigung und schönen Erwartungen. Doch die Enttäuschung folgte nur zu bald. Die Tatlosigkeit und deren Begleiter: der Mißerfolg, der stete Systemwechsel, die hie und da durchblickende Unaufrichtigkeit, Wankelmut und Wandel in maßgebenden Regionen, die Sistierungspolitik auf ihrer „freien Bahn", der jammervolle Siebentagekrieg, das neue Staatsrecht der Fundamentalartikel und des „wahren Österreichertums" mit dem ganzen Gefolge von föderalistischen, feudalen und klerikalen Velleitäten usw. entrissen dem treuen Patrioten, der auf solchen Wegen sein geliebtes

Österreich dem gänzlichen Verfalle zuwanken sah, manches Wort einschneidenden Tadels und herber Klage, manchen erschütternden Ausbruch empörten Unwillens und wehmütiger Trauer. Doch war es dem Manne von deutscher Bildung und Gesinnung noch vor seinem Ende vergönnt, sich an dem glorreichen Aufschwunge und Siegeszuge des deutschen Volkes zu erfrischen und zu erheben; aber auch seinem warmen österreichischen Herzen blieb die Genugtuung und der Trost nicht versagt, sein Heimatreich in einer günstigeren Wendung wieder auf bessere zukunftreichere Bahnen einlenken zu sehen.

Wie sein Wirken im Leben, war im Scheiden auch sein letzter Wille, einfach, edel, dankbar, wohlwollend, harmonisch. Er war nie vermählt gewesen. Obschon er in Frauenkreisen gern gesehen war und sich in denselben mit feinfühligem Takte gern und leicht bewegte, konnte er sich doch nie zu einem Bunde für das ganze Leben entschließen. Eine langjährige treue Dienerin führte seinen kleinen Haushalt und widmete ihm in den vielen Leidenszeiten bis zu seiner letzten Stunde die aufmerksamste und sorgfältigste Pflege. Sie bestimmte er zur Erbin seines bescheidenen Vermögens, der mäßigen Summe jahrelanger Ersparnisse. Freunde und Freundinnen waren mit den angemessensten Andenken und Legaten in sinnigster Wahl bedacht. Daß aber die innere Harmonie seines Lebens bei dessen Abschlusse auch nach außen harmonisch aus- und nachklinge, sprach ein Absatz seines Testamentes den Wunsch aus, daß in der Domkirche das Requiem von Mozart für ihn abgehalten werde, wozu er einen Betrag von 200 Fl. bestimmte. So rief der Mann, der zeitlebens mit den größten Geistern aller Jahrhunderte den innigsten und vertrautesten Verkehr gepflogen, den großen Meister der Töne zum Begleiter auf jener letzten Bahn, auf welcher er, umquollen vom Wohllaute unsterblicher Harmonie, unserm Auge für immer entschwand. Wir umhüllen aber die stille Urne wieder mit dem dunklen Trauerflor, welchen wir für einen

Augenblick hinweggezogen haben, nicht ohne das tiefe Bewußtsein, zwar einer Versündigung an dem Willen des Verewigten schuldig, doch auch einem mächtigen Gebote, einer Pflicht des Herzens hierbei gefolgt zu sein.

Leben nach dem Tode.

Von allen Tieren ist nur dem Menschen eine noch höhere Art, sein Leben nach dem Tode kundzugeben, von der gütigen Natur, von der Weisheit des Schöpfers, zugeteilt worden. So gewiß jedes Menschen eigentlicher Körper schon während seines Lebens zehnmal vollständig wechselt, so gewiß diese abgelegten Kleider bis zum letzten, und dieses mit eingeschlossen, stückweise von anderen fortgetragen werden, bis sie selbst wieder dem nämlichen Schicksale verfallen, so gewiß ist auch der Geist des Menschen nach seinem Tode das Erbteil vieler anderer, und er lebt in diesem fort: Vater und Mutter in dem Kinde, Lehrer in den Schülern, welche durch gute Lehren zu edlen Menschen, oder durch schlechte Lehren zu Verbrechern geworden; der Politiker in den Anhängern seines Systems, der Philosoph in den Bekennern seiner Ansichten, der Dichter in allen, die ihn kennen und lieben gelernt haben. Woher würde wohl Hegels Schüler sagen und glauben, nur auf der Erde gibt es vernünftige Wesen (wodurch die ganze übrige Welt, die doch unsere Erde nicht billionen- und trillionenmal, sondern unendlich vielmal an Ausdehnung übertrifft, zu einer Wüste umgeschaffen wird, was doch schwer mit der Größe und Weisheit des Schöpfers zu vereinigen sein dürfte), wenn nicht ihr Lehrer dies gesagt, gedacht und sein Denken nicht in ihnen, den Schülern, lebte und ein Teil ihrer geworden wäre? Gellerts wahrhafte Frömmigkeit hat sich nicht bloß in seinen unübertroffenen Kirchenliedern, in seinen Fabeln, sie hat sich in den Herzen

vieler tausend Menschen erhalten; Goethes recht eigentliche Weltlichkeit, sein Gehenlassen, wie es geht, um des eigenen Vorteils willen, hat schon bei seinen Lebzeiten sich in so vielen Menschen eingebürgert, daß er beträchtlich dazu beigetragen hat, Deutschland die gleichgültige Richtung zu geben, welche es seit seiner enthusiastischen Erhebung vor einigen vierzig Jahren eingeschlagen hat; zugleich hat der große Dichter durch seine Nachlässigkeit und seine Nichtachtung des Publikums, welche aus seinem großen Selbstbewußtsein hervorging, unzählig viele, erschrecklich schlechte Dichter gemacht, welche, ohne Erben seines Genies zu sein, doch seine Bequemlichkeit, seine Selbstzufriedenheit in sich erwachen und unter der Karikatur der geckenhaften Überhebung über alles andere in sich fortleben fühlten.

Von diesem Fortleben längst Verstorbener geben uns die berühmten Männer des römischen und griechischen Altertums unzweifelhaft Zeugnis; viel auffallender ist es noch bei erhabeneren Gestalten: Moses, Mohammed und vor allen Christus leben alle noch jetzt geistig fort in ihren Anhängern, und der Größere besiegt den Kleineren. Daher verbreitet sich die christliche Religion immer mehr und wächst über alle anderen hinaus, doch sichtlich nur dadurch, daß der göttliche Funke, der Geist Christi noch immer in der Welt lebt. „Dies ist nicht ein leeres Wort", sagt Fechner so schön als wahr, „jeder echte Christ trägt ihn nicht bloß vergleichungsweise, sondern wahrhaft lebendig in sich, jeder ist seiner teilhaftig, der in seinem Sinne handelt und denkt — denn eben nur Christi Geist wirkt in ihm, dieses Menschen Handeln und Denken. Er hat sich ausgebreitet durch die ganzen Glieder seiner Gemeinde, und alle hängen durch seinen Geist zusammen wie die Früchte durch die Zweige eines Stammes.

Aber nicht bloß die größeren Geister, sondern jeder Mensch erwacht in der folgenden Welt mit einem selbstgeschaffenen, eine Einheit unendlicher Schöpfungen, Wirkungen,

Momente in sich begreifenden Organismus, der einen größeren oder kleineren Umfang erfüllen und mehr oder weniger Fortentwicklungskraft haben wird, je nachdem der Geist des Menschen selbst bei Lebzeiten weiter und kräftiger um sich griff. Wer hier an der Scholle klebte und seinen Geist nur brauchte, um seine Materie zu bewegen, zu nähren und zu vergnügen, von dem wird das übrigbleibende Wesen sich verlieren als ein bedeutungsloses Moment und verdrückt oder verschlungen werden von den übrigen mächtigen Geistern, und wenn er sich nicht in der dritten Welt noch aufrafft, so wird er zuletzt verfließen in anderer Dasein.

Die Rätsel unseres jetzigen Geisteslebens, der Durst nach Erforschung der Wahrheit, die uns zum Teile hier nichts frommt, das Streben jedes rechten Geistes, Werke zu schaffen, die bloß der Nachwelt zugute kommen, das Gewissen mit der Reue, das uns eine unergründliche Angst wegen schlechter Handlungen einpflanzt, die uns hier doch keine Nachteile bringen, gehen aus ahnenden Vorgefühlen hervor, was uns alles dieses in jener Welt eintragen wird, wo selbst die Frucht unserer kleinsten und verborgensten Tätigkeit uns als ein Teil unseres Selbst anheimfällt.

Das ist die große Gerechtigkeit der Schöpfung, daß jeder sich die Bedingungen seines zukünftigen Seins selbst schafft. Die Handlungen werden den Menschen nicht durch äußerliche Belohnungen und Strafen vergolten; es gibt keinen Himmel und keine Hölle in dem gewöhnlichen Sinne mit Marterwerkzeugen, siedendem Öl, glühendem Eisen und schwarzen bocksfüßigen Henkersknechten, wohin die Seele nach dem Tode käme, sie macht weder einen Sprung aufwärts, noch einen Fall abwärts, sie zerplatzt nicht, sie zerfließt nicht in das Allgemeine, sondern nachdem sie die große Stufenkrankheit, Tod, überstanden, entwickelt sie sich nach der unwandelbaren, jede spätere Stufe über dem Grunde der früheren aufbauenden Folgerichtigkeit der Natur auf der Erde ruhig fort in einem

und zu einem höheren Sinn, und je nachdem der Mensch gut oder schlecht, edel oder gemein gehandelt, fleißig oder müßig gewesen, wird er im folgenden Leben einen gesunden oder kranken, einen schönen oder häßlichen, einen starken oder schwachen Organismus als sein Eigentum finden, und seine freie Tätigkeit in dieser Welt wird seine Stellung zu den anderen Geistern, seine Schicksalswege, seine Anlagen und Talente für das weitere Fortschreiten in jener Welt bestimmen. Der Mensch denkt, er sei bloß für sich da, sich zu vergnügen, zu wirken und zu schaffen für sein eigenes, leibliches und geistiges Wachstum; er ist auch für sich da, aber zugleich ist sein Leib und Geist nur eine Wohnung, worin höhere, fremde Geister eintreten, sich verwickeln und entwickeln und allerlei Prozesse untereinander treiben, die zugleich das Fühlen und Denken des Menschen sind und ihre höhere Bedeutung für die dritte Lebensstufe haben.

Des Menschen Geist ist unentscheidbar* zugleich sein Eigentum und das Eigentum jener höheren Geister, und was darin vorgeht, gehört stets beiden zugleich an, aber auf verschiedene Weise. Gleich wie einer Figur, die kein Abbild, sondern nur ein Symbol oder Gleichnis sein soll, der in der Mitte stehende dunkle Stern als ein Selbständiges, seine innere Einheit in sich Tragendes betrachtet werden kann, doch aber nur zusammengeflossen ist aus der Verkettung der sechs einfachen Kreise, deren jeder auch seine innere Einfachheit für sich hat, und wie jeder Strahl desselben sowohl ihm selbst als den Kreisen, durch deren Ineinandergreifen er entsteht, angehört, so ist es mit der menschlichen Seele.

„An meine slowenischen Brüder.

Ein Wort zur Verständigung."

Slowenische Brüder! Ihr habt den Aufruf vernommen, welchen ein Verein patriotischer Männer, der unter dem Namen „Slovenja" in Wien zusammengetreten ist, an euch

gerichtet hat. Dieser Aufruf ermahnet euch: „jede Wahl von Volksvertretern für das deutsche Parlament zu Frankfurt abzulehnen, gegen die von den Behörden zu diesem Zwecke an euch ergehende Aufforderung zu protestieren und auf die amtliche Protokollierung des Protestes zu dringen."

Hört nun auch eine Gegenstimme aus einem nicht minder patriotischen Herzen. Patriotismus aber sichert nicht vor möglichem Irrtum und einseitiger Auffassung des Standpunktes. Darum hört diese und andere Stimmen, die sich noch erheben sollten, prüfet alle und dann entscheidet.

Man sagt euch in jenem Aufrufe, Deutschland wolle unter der Maske der Verbrüderung dem erwachenden Österreich den Todesstoß versetzen! — Verlangt doch von jenen, die diese Anschuldigung einem der edelsten Völker Europas ins Angesicht schleudern, die Beweise dafür!

Man sagt euch, das Wahlgesetz rede nur von Deutschen, welche zur Volksvertretung wählbar sind. — Leset doch selbst die vom Fünfziger-Ausschusse in Frankfurt unterm 3. April d. J. ausgegangene Bekanntmachung der Beschlüsse des Vorparlaments, leset den damit übereinstimmenden Erlaß unseres Ministers des Innern vom 15. d. M., Z. 785, worin ausdrücklich bestimmt wird, daß jeder selbständige, volljährige Staatsangehörige als wählbar und wahlberechtigt zu betrachten sei. Der Ausdruck: „Staatsangehörige" beseitiget jeden Zweifel über die Gleichberechtigung aller in deutschen Bundeslanden wohnenden Volksstämme.

Man sagt euch ferner, der deutsche Bund gedenke euch keine Garantie für eure Nationalität zu gewähren. — Welche andere, welche bessere Garantien für die Entwickelung eurer Nationalität wollt ihr und könnt ihr wollen, als die Freiheit! Unser Anschluß an den deutschen Bund ist ein Anschluß an einen Bund der Gegenseitigkeit und Brüderlichkeit, an einen Bund der Gleichberechtigung, der Humanität und der Freiheit. Nicht unter der deutschen Nationalität

besteht die eure, sondern gleichberechtigt neben jener. Alle Grundrechte und Forderungen des deutschen Volkes werden auch im gleichen Maße für euch errungen. In diesem Sinne haben österreichische Abgeordnete bereits zu Frankfurt im Fünfziger-Ausschuß gesprochen, aus freiem Antriebe, ohne euer Mandat, weil sie euer gutes Recht, wie das eigene warm im Herzen tragen. In diesem Sinne hat aber auch Vorparlament und Fünfziger-Ausschuß eure Stellung im deutschen Bunde aufgefaßt, wie ihr aus den offiziellen Berichten seiner Beschlüsse ersehen und einem Augenzeugen glauben mögt.

Man lenkt eure Blicke auf den Heldenkampf deutscher Brüder in Schleswig-Holstein, um euch ein Beispiel deutscher Lethargie anzuführen! — Wohlan, blickt immerhin auf jenen blutigen Kampfplatz, aber mit schärferem, gerechterem Auge! Dann werdet ihr euch mit uns überzeugen, daß die unleugbar stattgefundenen, beklagenswerten Versäumnisse nicht dem neu erstandenen Deutschland zur Last fallen, sondern, daß sie ein böser Nachlaß der alten bösen Zeit, eine Nachwirkung, ein letztes Todeszucken des alten gestürzten Systems sind. Eben weil Deutschland seine frühere Schwäche und Zerrissenheit erkannte, raffte es sich empor und ringt freudig danach, sich durch Einigung neu zu kräftigen. Ihr aber werdet den Erwecker von dem Schläfer zu unterscheiden wissen.

Man fordert euch auf — und mit vollem Recht — treu an Österreich zu halten; zugleich aber beschwört man euch, dieses Österreich bei dem ersten entscheidenden Schritte, den es tut, zu verlassen und zu verleugnen. Österreich schließt sich an Deutschland an, ihr sollt euch von Deutschland lossagen, Österreich schickt Volksvertreter nach Frankfurt, ihr sollt gegen eine solche Volksvertretung protestieren, und doch sollt ihr dabei immer treu an Österreich halten! Welche Widersprüche!

Man verweist euch auf die Lehre der Geschichte. Ja, prüfet nur jene inhaltsschweren Blätter, sie werden euch in

Erinnerung bringen, wie in den alten Tagen der Kraft im Glanzpunkte eurer Geschichte, eure Väter treu zu den Deutschen und das deutsche Volk treu zu eurem Volke stand in Not und Gefahr, zu gemeinsamem Kampfe gegen den damaligen Erbfeind! Sie werden euch aber auch wiederholen, was ihr noch nicht vergessen haben könnt, wie in den späteren Tagen unserer gemeinsamen Schmach das nun gestürzte Regierungssystem die verschiedenen Volksstämme zu trennen wußte, auf daß es die Vereinzelten besser zu knechten vermöge. Ahnt ihr nicht, daß ihr durch die euch zugemutete Trennung von Deutschland, unwillkürlich ganz im Sinne und Plane und gleichsam unter dem Einflusse jenes verhaßten Systems handeln würdet?

Slowenische Brüder! nun Hand auf's Herz zur redlichen offenen Beantwortung einer Frage! Eure Trennung von Deutschland wäre auch Trennung von Österreich; seid ihr aber gerüstet und vorbereitet, seid ihr einig genug, euren Landen eine selbständige slowenisch-nationale Verwaltung zu geben und zu erhalten? Wahrlich in diesem Augenblicke seid ihr es nicht (die Geschicke eurer Zukunft liegen noch verhüllt in Gottes und eurer Hand), ihr habt jetzt nur die Wahl des Anschlusses an befreundete verbrüderte Stämme. Wollt ihr nicht mit Österreich zu Deutschland halten, so bedenkt, daß jeder Schritt, mit dem ihr euch von Deutschland entfernt, euch mittelbar immer näher zu Rußland führt. Könnt ihr dieses wollen?

Slowenische Brüder! Das im Mai zu Frankfurt am Main zusammentretende Volksparlament ist eine konstituierende National-Versammlung; seine Aufgabe ist die Beratschlagung und Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands! Da ihr in einer Bevölkerung von mehr als einer Million Seelen Landesteile bewohnt, die zum deutschen Bunde gerechnet werden, seid ihr berechtigt, beiläufig 20 Deputierte eurer Wahl nach Frankfurt zu schicken. Wollt ihr nun auf

diese eure angestammte Stellung zu Deutschland, auf dieses euer Recht blindlings verzichten, wollt ihr freiwillig der dargebotenen Gelegenheit aus dem Wege gehen, auch euererseits mitwirken zu können, daß die zu schaffende Verfassung auch eurer nationalen Entwicklung zum Schutze und Schirme werde? Wenn ihr wirklich die Existenz des österreichischen Kaiserstaates, die Souveränitätsrechte unsers Monarchen, die heiligsten Interessen eurer Nation bedroht glaubt, wohlan, im Parlament zu Frankfurt ist ein würdiger Kampfplatz, diese heiligen Güter zu verteidigen. Dort wird zu beraten sein, ob Österreich als Teil eines „Bundesstaates" in Deutschland aufzugehen, ob es im innigen Anschluß an einen „Staatenbund" seine Selbständigkeit zu bewahren habe? Österreichs Ministerium hat sich in dieser Frage bereits ausgesprochen. Österreichische Abgeordnete — wenn auch nicht alle, so doch gewiß viele — werden dort für die euch als gefährdet geschilderten Güter kämpfen. Wollt ihr durch euer Wegbleiben die Zahl jener Kämpfer für eine gemeinsame, für eure Sache schwächen und vermindern, den Kampf erfolglos machen? Werdet ihr das Recht haben, über eine Niederlage zu klagen, wenn ihr euch am Gefechte selbst nur als ferne Zuschauer beteiliget, während euer Einschreiten vielleicht den Sieg eures Banners herbeiführen konnte?

Sollte aber — was Gott verhüte! — im Parlament zu Frankfurt eurer Nationalität Unrecht und Ungebühr zugemutet werden, dann ist dort erst der rechte Platz, der feierliche Moment, euern Protest angesichts Europas auszusprechen und auf dessen Protokollierung zu dringen, ja sogar, wenn ihr wollt, euren Austritt mit Würde und Nachdruck zu bewerkstelligen.

Österreichs Anschluß an Deutschland ist unabweisbar, ist feierlich ausgesprochen. Damit aber das Gewicht seines Beitrittes entscheidend in die Wage der Geschicke falle, muß es in seiner ganzen Macht und Stärke, mit dem ganzen

ungeschwächten Reichtum seiner Volkskraft beitreten. Darum haltet bei diesem Schritte fest an Österreich, das ihr ja erhalten und verherrlichen wollt, und tretet vereint mit allen euren österreichischen Brüdern in den Rat der deutschen Völker; entsendet Erkorne eurer Wahl, eure freisinnigsten, unabhängigsten, vaterlandsliebenden und erleuchteten Männer zu dem großen Tage nach Frankfurt! Möge ihr Wirken zum dauernden Heile der Nation, ihnen selbst zum unvergänglichen Ruhme gedeihen!

Und so grüßt auch diese Ansprache euch zum Schlusse mit dem herzlichen Rufe:

Hoch die Slowenen und die übrigen österreichischen Brüder!
Hoch unser Ferdinand!
Hoch unser konstitutionelles Österreich!

Aber sie fügt noch bei:

Österreich im innigen Bunde mit dem einigen Deutschland!

Laibach am 26. April 1848.

Antwort auf das offene Sendschreiben des Vereines „Slovenja" in Wien.

Hochverehrte Herren und Landsleute! Sie haben aus Anlaß der vermittelnden Worte, welche ich über die Frage der Beschickung des deutschen Parlamentes an meine slowenischen Brüder gerichtet habe, ein offenes Sendschreiben mit dem Datum Wien, 30. April 1848 erlassen, dessen Bedeutsamkeit ich nicht verkenne; Sie haben dieses Sendschreiben mit liebevollen Worten der Anerkennung, die mein Herz rühren und erheben, zunächst an mich, den einzelnen gerichtet, eine persönliche Auszeichnung, für die ich Ihnen meinen wärmsten Dank ausspreche, die ich aber im Interesse der Sache insofern bedauern muß, als dadurch zunächst mir, dem in publizistischer

Polemik Ungeübten, die Aufgabe zugewiesen wird, einen Standpunkt, welchen so manche des Wortes mächtigere Männer des slowenischen Namens mit mir teilen, Ihnen gegenüber zu vertreten.

Erlauben Sie, meine Herren, vorerst eine kurze Wiederholung der Sachlage. Ein im Namen von 500 (?) Deputierten aus Kroatien, Slawonien, Dalmatien und im Namen der Deputation von Böhmen gemeinschaftlich unter dem Datum Wien, den 5. April 1848 ausgefertigter Aufruf dieser „slawischen Deputationen in Wien an ihre Brüder, die Slowenen in Krain, Küstenland, Steiermark und Kärnten“ hatte meines Wissens zuerst die Idee eines neuzuschaffenden Reiches mit selbständiger, ebenfalls neu zu gestaltender politischer Abgrenzung unter dem Namen „Slowenia“ ausgesprochen, und zur Gründung desselben aufgefordert. Ob und inwiefern der später entstandene Verein „Slovenja“ sich unter dem Einflusse dieses Aufrufes und zur Verwirklichung desselben konstituiert habe, kann ich ob mangels näherer Daten nicht beurteilen. Genug, das erste mir bekannte Lebenszeichen ihres Vereins schien mir ganz im Sinne jener Aufforderung; Sie erließen nämlich kurz nach der Veröffentlichung der mittlerweile erflossenen ablehnenden Antwort Palaczkys an den Fünfziger-Ausschuß, Ihren Aufruf an das „slowenische Volk“ (auch unter der Variante: „An die treuen Bürger Laibachs“), worin die Slowenen zum Abfalle von der deutschen Sache, zur Ablehnung der Wahlen für Frankfurt ermahnt wurden. In jedem Konflikte slawischer und deutscher Interessen innerhalb der zum deutschen Bunde gerechneten Länder unserer Monarchie, ersehe ich nun eine große Gefahr mehr für Gesamt-Österreich, die größte, drohendste Gefahr aber für die Slawen selbst, insbesondere für mein Heimatland Krain. Diese Gefahr gab mir damals das Recht und den Mut, ihrem Aufrufe gegenüber offen meine Gegenstimme zu erheben, meine in Frankfurt selbst geschöpfte

Überzeugung von dem Gegenteile ihrer ausgesprochenen Befürchtungen legte mir zugleich die Pflicht auf, jenes Wort zur Verständigung zu sprechen. Mein nächster Zweck war die Lösung der Wahlfrage im deutschen, im österreichischen Sinne durch Vornahme der ausgeschriebenen Wahlen, Ihr nächster Zweck die Ablehnung solcher Wahlen.

Während ich dieses schreibe, dürfte die Stimme des slowenischen Volkes im allgemeinen sowohl, als in den einzelnen Wahlbezirken über unsere diesfällige Meinungsverschiedenheit bereits entschieden haben; die Wahlen sind entweder vorgenommen oder abgelehnt worden. Zwecklos wäre es daher, die Gegenschriften über diese Frage in dem Augenblicke noch durch neue zu vermehren; wo die bereits gewechselten füglich zu den Akten gelegt werden müssen.

Die faktische Erledigung der Streitfrage kann und soll mich keineswegs jener Verantwortlichkeit entheben, die ich gegen Sie, meine Herren, denen ich mit ehrlichem Freimut entgegengetreten bin, und gegen jene meiner Landsleute, welche meine Worte etwa beherzigt haben, offen anerkennen; ja, ich erachte es als meine Pflicht, über den Standpunkt, von dem ich ausgegangen, um so bereitwilliger Rede zu stehen, als er mir auch für die Zukunft Halt und Richtung bezeichnen und mich rechtfertigen wird, wenn ihre Bahnen — gewiß zu meinem innigen Leide — nicht zugleich auch die meinigen sein sollten. Ich übe damit auch die weitere Pflicht, die Fragen, welche Sie mir in Ihrem Sendschreiben stellen, nicht unbeantwortet zu lassen und gleichzeitig über jene Punkte, wo Sie es zu verlangen scheinen, mein Glaubensbekenntnis ohne Rückhalt auszusprechen. Zu diesem Zwecke erlaube ich mir, in Übereinstimmung mit der Gedankenfolge Ihres Sendschreibens, auch meine Anknüpfungspunkte zu suchen. Und somit heraus mit der Sprache, offen und ehrlich und wahr, wenn sie auch nicht süß zu Ohren klingt!

Sie behaupten, meine Herren, ich suche Österreichs Größe

und Macht außer Österreich! Sie behaupten zum Teile recht! Ja, die alte Macht und politische Größe Österreichs (wie Sie diese zu verstehen scheinen) suche ich allerdings außer Österreich, nämlich bereits in der Geschichte der Vergangenheit! Sie ist gefallen mit jenen Männern, durch jene Männer, welche Österreichs Völker wie ein dürres lebloses Rutenbündel zur Züchtigung für andere zusammengeschnürt hielten, statt sie als lebendige frische Zweige eines großen Baumes an der freien Gottesluft freudig sprießen zu lassen; das Band zerbarst, und das Bündel zerfällt; Österreichs alte Macht ist zerfallen und zerfällt noch immer. Nicht Österreichs Größe, nein Österrreichs Rettung suche ich in und außer Österreich, in und mit Deutschland, Rettung jener Teile, die noch für Österreich zu retten sind, und als einziges Rettungsmittel deren kompakten Anschluß an das große verbrüderte Deutschland! Seit Ungarn sich ungroßmütig im Momente der dringendsten Gefahr von den Erblanden losriß, seit die Überzeugung gewonnen werden mußte, daß, wie auch das Waffenglück sich wende, die Lombardei, sowie Galizien, auf die Dauer für Österreich unhaltbar sei, kenne ich keinen andern Weg, den noch erübrigenden schönen Länderrest vereint als ein großes noch immer mächtiges Ganzes zu erhalten, als den gemeinsamen Anschluß an Deutschland. Da genügt kein kühler freundnachbarlicher Verkehr, kein eigennütziges Schutz- und Trutzbündnis, keine gelegenheitlich-bequeme Aneignung der Segnungen deutscher Intelligenz, da genügt nur die feste staatliche Einigung, da heißt es nur: Gar nicht oder ganz! Dieser Weg aber ist für die Mehrzahl der Österreicher nicht allein der eigensüchtige Weg zur Rettung, er ist auch gottlob! zugleich der schöne Weg aufopferungsfähiger Liebe, die dem Zuge des Herzens folgt. Sie fragen auch mich: Staatenbund oder Bundesstaat? Ich möchte fast beklagen, daß diese beiden Bezeichnungen jetzt schon die trennenden Feldrufe streitender Parteien geworden

sind, daß sie einen erbitterten Vorpostenkampf an vereinzelten Wahlorten entzündet haben, statt die Entscheidung der sicheren und geregelteren Gesamtwaffen der parlamentarischen Debatte zu Frankfurt anheimzustellen. Ich kann mir gar wohl einen Bundesstaat denken, der an denselben Grundgebrechen leidet, an denen der bisherige deutsche Staatenbund hinsiechte, während andererseits ein Staatenbund, ausgestattet mit allen wünschenswerten Gewährleistungen, für die politische Kräftigung und Einigung Deutschlands ebenso denkbar ist. Nicht in Deutschlands bisheriger Verfassung als Staatenbund lag der Grund seiner politischen Zerrissenheit und Ohnmacht, sondern in der Nichtteilnahme der Völker an jener Verfassung, wodurch deren ungestrafte Nichtbeachtung und die willkürliche Lösung des ohnedies locker geschlungenen Einheitsbandes von Seite der fürstlichen Bundesglieder, die eben nur für verbindlich hielten, was ihnen genehm war, möglichst erleichtert wurde. Österreich selbst hat immer mit großer Vorliebe jene Bundesbeschlüsse, die eine Beschränkung der Staatsbürgerrechte, eine Hemmung des geistigen Verkehrs, zur Aufgabe hatten, zur öffentlichen Kunde gebracht, dagegen jene seltenen Beschlüsse, welche bezügliche Erleichterungen und Zugeständnisse brachten, ohne Folgewirkung für seine Untertanen in dem Verliese seiner Archive bestattet. Nach dem gegenwärtigen Stande der Erörterungen bezeichnen mir die Schlagworte „Bundesstaat" oder Staatenbund" nur einen höheren oder minderen Grad unseres Anschlusses an Deutschland. Obschon ich nur aus dem innigst-möglichen Anschlusse die Rettung und Kräftigung Österreichs erblicken kann, und darum mit Vorliebe jener Meinung, welche Deutschland als Bundesstaat konstituiert wissen will, um so unbedenklicher beipflichten möchte, als ich auch im Bundesstaate die Entwicklung aller Nationalitäten durch den Grundsatz der Gleichberechtigung gesichert glaube, so wollte ich doch bei dem Mangel positiver Anhaltspunkte, durch eine voreilige Ausrufung eines

Schlagwortes nicht gebunden und an der Möglichkeit gehindert sein, meine Ansicht durch die weitere Darlegung und Debatte zu berichtigen und festzustellen; könnten Sie, meine Herren, mir jetzt schon mit der offiziellen Bestimmtheit, wie dies im Parlamente zu Frankfurt geschehen wird, die Grundbedingungen der einen oder der andern Art staatlicher Vereinigung Deutschlands und die hierzu unabweislich geforderten Vereinbarungen aufzählen, so würde auch ich Ihnen jetzt schon eine bestimmte Erklärung abzugeben wissen. Die bisher publizierten Verfassungsentwürfe, den Dahlmannschen inbegriffen, sind eben nur Entwürfe, und es kann nicht einmal mit Verläßlichkeit angegeben werden, ob einer davon als Grundlage der Beratungen vom Parlamente angenommen werden wird? Daß die jedenfalls zu gewärtigende freie Gemeindeverfassung auch im Bundesstaate die echte Wiege der nationalen Wiedergeburt, die treue Pflanzschule nationaler Fortbildung für Haus und Schule, für Amt und öffentliches Leben werden kann, lassen Sie mir wohl unbestritten. Nicht der Österreicher allein, auch Sachse und Schwabe, Hesse und Preuße haben einen Schatz an Volksleben, Volkssitten und Rechtsgewohnheiten, haben das eigentümliche Gepräge ihres Stammes und eigene Landesinteressen zu wahren; an ihnen werden die Österreicher die treuen Kampfgenossen für jene echten und unvertilgbaren Sonderinteressen finden, welche unabweisbar in dem tiefinnersten Leben der Völker wurzeln, sie werden nicht zu befürchten haben, dieselben nicht durch Übermacht einer Stimmenmajorität erdrückt und dem gänzlichen Auf- (oder wie Sie interpretieren) dem Untergehen im allgemeinen Deutschtume preisgegeben zu sehen. Ich danke Ihnen für die glückliche Beseitigung jenes oft wiederholten Wortes, es ist der neueren königlich preußischen Terminologie entnommen, welche selbst in Berlin wenig Glück gemacht und nur zu „Mißverständnissen“ geführt hat.

Ihre nächste Frage betrifft die tatsächliche Anerkennung der Kompetenz des Volkstages durch Beschickung desselben. Nach meiner Ansicht erklärt jedes Volk, welches die konstituierende Versammlung in Frankfurt beschickt, dadurch zunächst seine Bereitwilligkeit zur Vereinigung mit den übrigen Völkern Deutschlands, es anerkennt die Kompetenz der konstituierenden Versammlung zur Beratung und Beschlußfassung über die Grundlagen, auf welchen diese Vereinigung vertragsweise bewerkstelligt werden soll, es vindiziert sich aber auch dadurch das Recht der Mitwirkung und allfälligen Einsprache; kurz, es begibt sich in das Verhältnis eines Individuums, das einem Gesellschaftsvertrage beitreten will. Die Mitberatung der Grundbedingungen verpflichtet nicht zur unbedingten Annahme. Sind diese Grundbedingungen aber durch die Majorität festgestellt, dann steht es dem einzelnen allerdings nicht mehr zu, Amendements vorzubringen und an den einzelnen Punkten zu mäkeln, doch steht ihm noch immer das Recht offen, den Beitritt zu dem ganzen Vertrage abzulehnen. Ist er aber einmal definitiv beigetreten, dann hat er sich allerdings den aus den organischen Gesellschaftsstatuten hervorgehenden Beschlüssen unbedingt zu fügen. In dieser Auffassung glaube ich den Unterschied zwischen der nächsten konstituierenden Versammlung und dem späteren, aus deren Beschlüssen hervorgehenden Parlamente nicht ganz unrichtig bezeichnet zu haben.

Sie fürchten die Unterordnung des österreichischen Reichstages unter das deutsche Parlament. Da hierbei nur von einer relativen Unterordnung innerhalb bestimmter Geschäftssphären die Rede sein kann, so sehe ich darin nur eine schöne naturgemäße Gliederung, und zwar um so mehr, als unser Reichstag nach dem Wegbleiben Galiziens (das bereits protestiert hat) und des lombardisch-venezianischen Königreiches (das, selbst wiedergewonnen, kaum beitreten könnte) nur aus Vertretern österreichisch-deutscher Bundeslande zu bestehen hätte.

Sie fürchten die Einschränkung der souveränen Gewalt unsers Kaisers. Hat der Kaiser nicht selbst durch Erteilung der Konstitution seine absolute Herrschergewalt dem Volke zum Opfer gebracht, wird er fernere Zugeständnisse fürchten, wenn sie für das Volkswohl unumgänglich nötig sind? Aber auch die Völker werden, schon aus Selbstachtung, die Würde ihrer Fürsten zu achten wissen. Sie, meine Herren, fürchten, daß Österreichs Kaiser seine Verhaltungsbefehle von Frankfurt einzuholen haben werde. Haben Österreichs Kaiser und Österreichs Volk Verhaltungsbefehle einzuholen, so werden nach meiner Meinung beide, darunter auch der Kern unserer slowenischen Brüder, es vorziehen, solche Befehle von Frankfurt zu erhalten, als von Prag oder Agram (wozu es allen Anschein hat), und in letzter Instanz endlich von — St. Petersburg. Sie besorgen die eventuelle Möglichkeit einer Bundesexekution gegen Österreichs Kaiser. Ich sehe darin kein so großes Unglück. Ist Deutschlands grundsätzliche Vereinigung einmal geschaffen, dann muß sie auch von jedermann geachtet werden, dann steht das allgemeine Recht höher, als die besonderen Wünsche einzelner Fürsten oder Völker. Hätte der alte Bundestag durch das gelindere Mittel der Exekution widerstrebende Fürsten, darunter die höchstseligen Majestäten von Österreich und Preußen, an ihre Bundes- und Herrscherpflichten, an die Erfüllung ihrer Versprechungen gemahnt, so wäre deren Erben das schärfere Mittel der Mahnung durch Revolutionen vielleicht erspart worden. Ich kann eine Bundesexekution zu rechter Zeit nur für ein geringeres Unglück halten, als eine Revolution zu ungelegener Zeit. Ich kann es nur für eine Bürgschaft der allgemeinen Rechtssicherheit und Wohlfahrt ansehen, wenn die gewaltige Germania mit sicherem Arm über Fürsten und Völkern das Schwert der Gerechtigkeit erhoben hält, dessen Inschrift unermüdet mahnen soll: Discite justitiam!

Sie tadeln, nach meinem Gefühle mit Unrecht, die im

deutschen Vorparlamente lautgewordene Stimme, Österreich solle Galizien von seinem Staatenkörper ablösen, um ein polnisches Reich zu stiften. Ich dagegen halte es für eine unabweisbare moralische Sühne, welche das freie Österreich sich selbst und den Polen schuldet, daß vorläufig wenigstens im Prinzipe die Idee der Wiederherstellung Polens, der einstigen Rückgabe eines widerrechtlich erworbenen Besitzes, ausgesprochen und festgestellt werde. Daß die augenblickliche Wiederherstellung Polens bei der gegenwärtigen Stellung Rußlands sowohl, als bei den inneren sozialen Wirren Galiziens unausführbar ist, leuchtet jedem von selbst ein. Wird aber jene Idee von Seite der Regierung redlich und fest im Auge behalten, so wird sie auch den richtigen Weg andeuten, welchen Österreich bei der ferneren Administration Galiziens einzuhalten hat, und wird über viele Schwierigkeiten hinweghelfen.

Sie, meine Herren, sehen in der Erhebung der Lombardei zunächst die Eitelkeit einer malkontenten Fraktion jenes Landes; ich sehe darin eine größere weltgeschichtliche Bedeutung, nämlich die Wiederkehr desselben Ringens eines großen Volkes nach Einheit und Selbständigkeit, zu welchem sich Deutschland in dem Freiheitskriege gegen Napoleon erhob, und welches jetzt auf parlamentarischem Boden seine friedliche Lösung finden soll. Ich kann dort nicht unbedingt verdammen, was mich in der Heimat begeistert. Diese Anschauung hindert mich keineswegs, den Verrat und dessen unwürdige Mittel zu verabscheuen und zu brandmarken, unser braves, tapferes Heer dagegen mit allen Sympathien meines Herzens und mit dem Wunsche zu begleiten, daß ein siegreiches Schwert in ihrem Arme unseren edelmütigen Friedensvorschlägen den nötigen Nachdruck zu geben vermöchte.

Sie fragen ferner, ob es nicht mit Grund zu besorgen sei, daß man in Frankfurt ehestens beschließen werde, Österreich müsse sein Galizien und das lombardisch-venezianische

Königreich aufgeben? Nicht wahrscheinlich! Denn die deutsche konstituierende Versammlung kennt gar wohl die Grenzen ihrer Kompetenz und wird rücksichtlich der außerdeutschen Lande Österreichs sich auf Sympathien und Wünsche zu beschränken wissen.

Nicht in Deutschland *allein*, wohl aber *vorzugsweise* in Deutschland, finde ich Sicherheit für unsere Humanität und Freiheit. Ein Irrtum scheint mir Ihr Ausspruch, daß wir die politische Freiheit in Österreich ohne Beihilfe Deutschlands errungen haben. Ich zweifle sehr, ob ohne Deutschlands intellektuelle und sittliche Beihilfe, ohne das vorausgegangene Beispiel unserer deutschen Brüder jene große Errungenschaft bereits unser wäre, ja, nicht den Deutschen allein, auch den Franzosen und Italienern haben wir dafür Dank zu sagen. Muß dieses Zugeständnis meinem vaterlandliebenden Herzen auch wehe tun, so findet dieses doch darin Trost, in dem Gange der Geschicke nur das Walten eines höheren weltbezwingenden Geistes der Freiheit und Humanität zu ahnen, an dessen Rollenverteilung die einzelnen Nationalitäten, oft willenlos, gebunden sind.

Sie, meine Herren, fürchten die Germanisierungsversuche der Deutschen für unser slowenisches Volk; ich nicht. Das neuere Deutschland hat nirgends mit Waffengewalt, sondern überall nur durch geistige und sittliche Kraft germanisiert. Diesen ehrenvollen Wettkampf sollten wir eher suchen als fliehen, — er wäre gewinnbringend für Sieger und Besiegte. Sie erwähnen germanischer Philosophenträume; soll ich diese durch slawische Historikerträume aufwiegen und daran erinnern, daß wir, bevor wir die künftige Hauptstadt des großen Donaureiches ausmitteln, nach altem Nürnberger Brauch, doch zuerst das geträumte große Donaureich selbst unser nennen müssen?

Sie selbst bezeichnen die von ihnen angeführten Nachteile unserer Vereinigung mit Deutschland, als eine Reihe

von Möglichkeiten, die ins Unendliche fortzusetzen wären. Soll ich dagegen in einer noch längeren Reihe von Möglichkeiten die Vorteile dieser Vereinigung entgegenstellen? Ich müßte fürchten, Ihre Geduld zu ermüden und doch meinen Zweck nicht zu erreichen.

Sollten die Nachteile, die aus Ihrem Proteste gegen die Beschickung des Frankfurter Volkstages durch österreichische Deputierte, falls ihm Folge gegeben würde, für Österreich, aber zunächst für die Slawen selbst entstehen könnten, Ihnen wirklich so unbegreiflich sein? Sollten Sie nicht vorhersehen, daß dieser erste Abfall der Slawen von ihren deutschen Brüdern in Tirol, im Erzherzogtume Österreich und Salzburg, in Steiermark, Kärnten und selbst in Böhmen, welche sich freudig und fest an Deutschland schließen, einen immer größer werdenden Riß durch die österreichischen Bundeslande zur Folge haben muß, zuerst eine Spaltung dieser Gesamtlande in zwei große Hälften (deutsch und nichtdeutsch), dann die weitere Zerklüftung der einzelnen Landesteile in ihrem Innern nach dem Mischungsverhältnisse der Bevölkerungen? Daß die slawischen Länder selbst aber allmählich in Landesatome zerfallen müssen, da sie außer ihrer antigermanischen Gesinnung durch kein einheitliches Band, nicht einmal durch die gegenseitige Verständlichkeit ihrer Sprachidiome zusammengehalten sind? Werden im Gegenteile, wenn die österreichischen Bundeslande als ein vereintes kompaktes Ganzes zu Deutschland treten, die durch die neuesten politischen Ereignisse von der Gesamtmonarchie sich abtrennenden Teile (Ungarn, Galizien, Lombardei-Venedig), sich nicht eher an den treugebliebenen großen Kern der Monarchie anschließen wollen, als an jene Atome?

Wenn Sie, meine Herren, in der besprochenen Anschlußfrage das Kaisertum Österreich so scharf und nachdrücklich von dem gleichnamigen Erzherzogtume unterscheiden, so scheinen Sie die Tatsache vergessen zu wollen, daß unser Monarch

diesen Unterschied nicht gemacht und nicht als Erzherzog von Österreich, sondern als Kaiser von Österreich die deutsche Einheitsfahne feierlich ergriffen und vor seinen Völkern geschwungen hat. Sie werden diesen Akt des konstitutionellen Kaisers, dessen Würde und Ansehen wir übereinstimmend gewahrt wissen wollen, doch nicht als bedeutungs- und folgenlose Zeremonie erklären? Es liegen daher allerdings in Ihrem Aufrufe jene Widersprüche, deren ich ihn zeihen müßte, nämlich die Erklärung, treu an Österreich und seinem Kaiser halten zu wollen, begleitet von der gleichzeitigen Aufforderung, dieses Österreich, diesen Kaiser bei dem nächsten entscheidenden Schritte, dem Anschlusse an Deutschland, zu verlassen und zu verleugnen.

Sie fordern mich auf, die Opfer und Heldentaten aufzuzählen, durch welche die außerösterreichischen deutschen Stämme zur Vergrößerung oder nur zum Schutze Österreichs entscheidend beigetragen haben. Ohne Ihre Aufforderung würde ich es für Unbescheidenheit gehalten haben, Sie an das Befreiungswerk deutscher Franken gegenüber avarischer Bedrückung, an die Verdienste Karls des Großen um die Entknechtung der Slowenen, um Gesetzgebung und Kultur auch unserer Länder, an die Sieges- und Rettungszüge deutscher Bajoarier durch Innerösterreich im 9. Jahrhunderte erinnern zu sollen. Wer kann es wohl leugnen, daß der Heerbann von ganz Deutschland dem Vordringen der Magyaren Ende des 9. bis Mitte des 10. Jahrhunderts und bis zu dem blutigen Siege Kaisers Otto I. am Lech, Einhalt getan, daß die deutschen Völker auch dann noch unter den Kaisern Otto II. und Otto III., Konrad II., Heinrich III, Heinrich IV. die barbarischen Verwüstungen der Magyaren mit bewaffneter Hand abzuwehren hatten? Wer anderer hat die Herrschaft der babenbergischen Markgrafen und Herzoge, jene der Beherrscher von Karantanien, der obersteierischen und der slowenischen Mark gegründet und aufrecht

erhalten und deren heutigen Zusammenhang mit dem österreichischen Kaiserstaate gebildet, als die deutschen Heere seit den großen Ottonen? Ist Friedrichs II. Zug mit dem gesamten deutschen Reichsbanner gegen die Mongolen deshalb minder wahr und verdienstvoll, weil er durch Herzog Friedrich des Streitbaren Sieg 1242 mittlerweile entbehrlich geworden war? Seit dem zerstörungdrohenden Erscheinen der osmanischen Horden im 15. Jahrhunderte waren die Heere des ganzen deutschen Abendlandes das Bollwerk der Osmanen gegen den Westen. Wer zählt die deutschen Helden, die seit 1418 bis zur letzten Belagerung Wiens 1682 in den Schlachten mit den Türken gefallen sind, wer mißt das deutsche Blut, das zur Rettung des ganzen Abendlandes geflossen ist? Haben die Habsburger aller Zeiten nicht ihre eigene Hausmacht durch Hilfe der Reichstruppen geschützt und vergrößert? Wäre endlich in neuerer Zeit das Niederschmettern napoleonischer Despotie ohne Beihilfe deutscher Heere trotz aller heldenmütigen Ausdauer österreichischer Völker so vollständig gelungen? Diese Aufzählung kann übrigens den eigenen verdienten Ruhmeskranz der österreichischen Völker um kein Blättlein beeinträchtigen, ihren großen Anteil an jenen Erfolgen nicht in Zweifel stellen.

Auch ich glaube an eine große schöne Zukunft des slawischen Namens, auch ich begleite das slovenische Volk auf seinem Bildungsgange mit dem wärmsten Herzensanteile. Möge Slovenia noch eine Weile an dem Arme ihrer ältern Schwester Austria wandeln, dieser Leitung darf sie sich nicht schämen, sie ist zwar keine Minderbegabte, aber doch die Jüngere. Wenn sie einst die Tage ihrer vollständigen Reife erreicht hat, dann wird auch die Trennung natürlich und darum minder schmerzhaft sein.

Fürwahr, meine Herren, Sie sagen nur die Wahrheit, ja, ich fürchte die Russen. Aber ich fürchte sie nicht als Feinde Deutschlands, ich fürchte sie nur als Freunde Öster-

reichs und der österreichischen Slawen. Ich fürchte sie als herbeigerufene Retter der österreichischen Regierung aus jenen furchtbaren Drangsalen innerer Zerwürfnisse, welche Ihre Lossagung von Deutschland über unser schönes Vaterland heraufzubeschwören droht, denn das größte Unglück, das Österreich treffen könnte, wäre Russenhilfe. Möchte ich die Verwirklichung dieser Ahnung nicht erleben! Niemals beschuldige ich Sie, meine Herren, einer absichtlichen Annäherung zu Rußland, aber auch gegen Ihren Willen werden Sie durch die jetzige Trennung von Deutschland unaufhaltsam in Rußlands Arme gerissen.

Und nun zum Abschiede, meine verehrten Landsleute, weisen Sie meine herzlich dargebotene Hand, mein herzliches Lebewohl nicht zurück. Unsere Bahnen trennen sich zu meinem innigen Bedauern, und doch ist unser Ziel ein gemeinsames, das Wohl unseres Vaterlandes! Darum hoffe ich, daß sich unsere Bahnen am Ziele wieder vereinigen, aber ich fürchte auch, im Gedränge der Ereignisse und Parteikämpfe, von Ihrer edlen Schar abgeschnitten werden zu können. Mein Standpunkt ist bei der deutschen Fahne, nicht nur aus alter Liebe und Dankbarkeit, sondern auch in der festen Überzeugung, daß mir die teuren Interessen meines slawischen Geburtslandes Krain unter dem Schirme dieses Banners gesichert sind.

Graz, am 6. Mai 1848.

Der Eremit auf der Sierra Morena.

Nach dem Französischen frei erzählt.

Begeistert von dem beglückenden Gefühle, einer aus den Söhnen Frankreichs zu sein, welche der edelste Heldensinn nach Spanien geleitet hatte, zog ich eben auf der Straße von Madrid nach Sevilla; Müdigkeit und Gliederschwäche, die Folgen einer Wunde, welche ich im letzten Gefecht erhalten hatte, zwangen mich, hinter meinen Kriegsgefährten zurückzubleiben, die aus Furcht eines Überfalles ihre Schritte beflügelt hatten. Ich setzte mich auf eine Anhöhe von jener Gebirgskette, welche man die Sierra Morena nennt, und wollte hier neue Kräfte sammeln, meinen Marsch fortzusetzen, als ich plötzlich durch ein dumpfes Ächzen aus dem Schlummer aufgeschreckt wurde, in den ich unwillkürlich versunken war; ich horchte, mir kam es vor, als hätte ich das Wehklagen eines Menschen vernommen. Ich stand auf, wandte mich nach der Seite, woher die Stimme zu kommen schien; da ich aber bald nichts weiter hörte, hielt ich alles dies für ein bloßes Trugbild meines, durch so viele ausgestandene Drangsale geschwächten Geistes. In dieser Überzeugung ging ich der Straße zu, von welcher ich abgekommen war; plötzlich wiederholte sich das Ächzen und schien aus dem Innern des Berges hervorzudringen. Doch vergebens suchte ich nach dem Eingange, den ich trotz meiner wiederholten Untersuchungen nicht auffinden konnte. Schon fing ich an, mich von der Fruchtlosigkeit meiner mühsamen Nachforschungen zu überzeugen, als plötzlich das Felsstück, an welches ich mich erschöpft und kraftlos gelehnt hatte, meiner Last nachgab und mich gemach in das Innere des Berges

hinabglitſchen ließ. Doch hinter mir wich die bewegliche Steinplatte wieder in ihre Lage zurück und verſperrte mir den Ausgang.

Ich bekenne es, mein erſtes Gefühl war Schrecken; ich verſuchte, die Steinplatte auf dieſelbe Art zu wenden, doch alle Kraft, die ich gebrauchte, war vergebens; lebendig dachte ich mich in meinem Grabe verſcharrt. Niedergebeugt von Anſtrengung und Verzweiflung, ſank ich auf den gelbſandigen Boden der Grotte, die von einem ſchwachen Lichte, das durch eine, von meinem Standpunkte aus unbemerkbare Öffnung von oben kam, matt erleuchtet wurde. Meine Augen fanden ſich nach und nach in dieſes Halbdunkel, ich ſah die ungleichen Wände mit Moos austapeziert, bald gewahrte ich einen Tiſch und einige hölzerne Stühle; dem geheimnisvollen Eingange nach zu urteilen, glaubte ich mich in dem Vorgemache einer Räuberhöhle zu befinden. Horch! da wiederholte ſich wieder dasſelbe Ächzen, welches einige Zeit ausgeſetzt, und worauf meine Verwirrung mich auch vergeſſen gemacht hatte, noch deutlicher als zuvor, und ſchien mir ſo ziemlich nahe zu ſein. Es waren vielleicht die letzten Seufzer eines, gleich mir, Verunglückten. Ich vergaß der eigenen Gefahr. Raſch ſprang ich auf, in der Hoffnung, ihn mit den Lebensmitteln, die ich in meiner Feldtaſche hatte, wieder ins Leben zu rufen.

Ich kam in eine andere, weit hellere Grotte. Auf einem Bette aus Moos, überzogen mit Lämmerfellen, lag ein Mann, deſſen weißer Bart und Silberhaare Ehrfurcht geboten. Auf das Geräuſch meiner Annäherung öffnete er langſam die Augen und verſuchte, ſich im Bette aufzurichten, doch bald ſank er kraftlos wieder zurück; ich beſtrebte mich nun, ihn einige Tropfen Branntwein einſchlürfen zu laſſen, was mir auch nach einiger Mühe gelang. Er öffnete neuerdings die Augen, blickte nach oben und ſtieß einen Seufzer aus; ſeine Lippen ſtammelten einige unvernehmliche Worte.

Erſt nach zweiſtündiger Pflege gelang es mir, ihm die Sprache vollends wiederzugeben.

„Mein Sohn,“ hob er an, „welch unbegreiflicher Zufall führte dich an den Ort meiner Zurückgezogenheit, der bloß den Einwohnern von *** bekannt iſt? — Wohl erklärt mir dein Kleid, warum ſie mich jetzt verlaſſen haben; ohne Zweifel zieht eure Armee nun über dieſe Gebirge, und Furcht vor ihr zwang die guten Leute, mich nun dem Hungertode zu überlaſſen, da ihre Mildtätigkeit doch ſonſt nie aufhörte, mich zu unterſtützen.“

Ich erzählte ihm nun, wie ich in die Grotte gekommen, und bat ihn, mir zu zeigen, wie ich wieder herauskommen könne.

„Sieh! mein Freund, hebe jenen Stein auf,“ ſprach er, auf ein Felsſtück am Fuße ſeines Lagers deutend. Ich tat, wie er befohlen, und erblickte einen jähen Abhang, der nach außen führte. Beruhigt ſetzte ich mich wieder auf den Rand ſeines Bettes.

Auf meine Frage, warum er ſich nicht ſelbſt die Hilfe geſucht habe, die ſeine zagenden Freunde ihm verweigert hatten, zeigte er mir ſeine geſchwollenen Beine und ſagte mir, daß er es ſogar verſucht, doch bald gemerkt habe, daß er noch vor der Hälfte ſeines Weges den Tod finden würde, daß er aber nur hier, hier allein ſterben wolle und dieſe Grotte zu ſeiner Gruft beſtimmt habe. Bei dieſen Worten ſchob er einen Teil des Moosgeflechtes, welches ſein Lager bedeckte, auf die Seite. Da erblickte ich eine Art von Sarg, worin eine weibliche Geſtalt lag, deren Züge nur durch ihre Leichenbläſſe entſtellt waren. „Gott!“ rief ich, „welch böſes Geſchick hat Euch verfolgt?“ „Du ſollſt es wiſſen, junger Fremdling,“ erwiderte er mit einer Ruhe, die nur aus dem Übermaße ſeiner Leiden entſtanden zu ſein ſchien, „morgen ſollſt du alles erfahren; der Tag hat ſich geneigt, begib dich nun zur Ruhe. Jene Lämmerfelle ſind das einzige Lager, das ich dir darbieten kann. Gott gebe dir einen erquickenden Schlaf; mit der nächſten Morgenröte will ich deine Neugierde befriedigen.“

Ich legte mich auf das gastliche Lager, doch aller Schlummer blieb fern von mir; ich schloß kein Auge, immer schwebte der Sarg vor mir, worin die jugendliche Schönheit in den Jahren ihrer Unschuld versenkt zu sein schien; tausend romanhafte Geschichten formten sich in meiner aufgereizten Phantasie. In dieser Lage sah ich den neuen Tag anbrechen; mein Wirt hingegen hatte sehr fest geschlafen. Auf seine Erkundigung nach meinem Befinden gab ich ihm eine befriedigende Antwort, indem ich es für nutzlos hielt, ihn mit den Eindrücken bekannt zu machen, welche die Entdeckung des Sarges in meiner Seele hervorgebracht hatte.

Während des Frühstücks, welches ich mit ihm aus meinem Vorrate willig teilte, schien er ziemlich heiter. Er ersuchte mich, ihm später seine guten Bauersleute aufzusuchen, da ich ihn versichert hatte, daß sie nicht die geringste Gefahr zu befürchten hätten. Von der Ursache unserer Ankunft in Spanien schien er sehr wenig unterrichtet zu sein. Nachdem ich ihm erklärt hatte, daß nur die Absicht, sein Vaterland und seinen König aus den Händen der Tyrannei zu befreien, das Panier der Religion wieder aufzupflanzen und die zerstörten Altäre wieder aufzurichten, unsere Arme bewaffnet habe, schüttelte er mir treuherzig die Hand und begann also seine Erzählung:

„Ich bin zu Sevilla geboren und stamme aus einer in der Gerichtsstube ausgezeichneten Familie. Ich war die zweite Frucht einer Ehe, die der Himmel mit seinen schönsten Gaben ausgestattet hatte. Meinen um vier Jahre älteren Bruder hatte sein Hang unter die Fahnen des Vaterlandes geführt; daher wünschte mein Vater, daß ich die Bahn der Rechtsstudien einschlagend, den ererbten Ruhm meiner Familie für die Zukunft aufrecht erhielte. In der Tat studierte ich mit glänzendem Erfolge und erwarb mir durch die ersten Prozesse, die ich geführt hatte, allgemeine Beipflichtung. Bis zu diesem meinem fünfundzwanzigsten Jahre war mein Leben nur eine

Kette von Arbeit und Vergnügen. Die Achtung und Huld meiner Eltern, die in mir große Talente sich entwickeln sahen, waren mein einziges Glück. Noch kannte mein Herz die Liebe nicht. Doch auch mir sollte die Stunde schlagen und mit meiner friedlichen Sorglosigkeit mein ganzes Glück und die Hoffnungen einer Familie, die alles auf mich gebaut hatte, mit einem Male vernichten. Mein Bruder zeichnete sich sehr vorteilhaft in seinem Regimente aus; er erhielt bald den Rang eines Offiziers: doch meine Eltern, beinahe gleichgültig gegen seine Vorrückung, nannten nur mich vorzugsweise ihren Ruhm, ihr Glück, ihr alles. Doch auch sie sollte die Zukunft schrecklich täuschen!

In den Grundsätzen unserer heiligen Religion erzogen, erfüllte ich, trotz der Leichtfertigkeit meines Alters, doch genau meine Pflichten als Christ. Ich ging alle Sonntage in die Kathedralkirche, um dort in einer Seitenkapelle dem täglich zur bestimmten Stunde gehaltenen Gottesdienste beizuwohnen. Gewöhnlich achtete ich sehr wenig darauf, was um mich her vorging, doch ein äußerst einfacher Zufall zog mich eines Tages aus der Sammlung meines Geistes. Ich fühlte nämlich plötzlich etwas auf meine Füße fallen, es war ein Schnupftuch. Ich hob es auf, blickte um mich, um zu wissen, wem es gehöre. Ein junges Mädchen streckte die Hand danach aus und dankte mir mit ungemeinem Liebreiz. Als ich am nächsten Sonntag aus der Kirche ging, wandte ich mich unwillkürlich um und begegnete den Blicken des schönen Fräuleins, welchem ich jenen kleinen Dienst geleistet hatte. Sie schlug das Auge nieder, und ein lebendiges Rot überflog ihr Antlitz. Unmöglich wäre es mir, zu beschreiben, wie es in jenem Augenblicke in meinem Herzen wogte; noch jetzt erstarrt mein Herz, und meiner Zunge fehlen Worte, es auszusprechen; die Kraft der Elektrizität wirkt minder schnell. — Hast du je schon den Zauber der Liebe empfunden? Kennst du die magische Gewalt eines Blickes? O, möchtest du sie niemals

kennen lernen!“ rief der Greis, ohne meine Antwort auf ſeine eiligen Fragen abzuwarten. — „Ich ſetzte mich jeden Sonntag an dieſelbe Stelle,“ fuhr er fort, „und jedesmal war die Kirche ſchon ganz verlaſſen, als ich noch, in Träumereien verſunken, daſaß.

Ich begab mich nach Hauſe, ſelbſt erſtaunt über meine Beklommenheit, doch konnte ich ſie nicht unterdrücken, noch mir meine neue Lage erklären. Was fehlt dir? fragte ich mich ſelbſt; tauſendmal waren mir ſchöne Blicke ſchon begegnet, doch niemals hatte ich etwas anderes als Freude empfunden. Doch wie ganz anders war es jetzt! Sollte dies die Liebe ſein? Ja ſie iſt's! Ich fühl es an dem Feuer, das meine Adern durchſtrömt, an dem Pochen meines Herzens. Doch ich hatte ja das Mädchen kaum geſehen; wußte ich denn, ob ihre Engelsgeſtalt auch das Bild ihrer Seele ſei? Doch wie wollt ich daran zweifeln! Ja, ſie verdiente alle Huldigungen, und die meinigen ſollte ſie haben bis ans Ende meines Lebens. Ach! hätten meine Blicke nur einen Funken jenes Feuers in ihr Herz geworfen, das ſo gewaltig mich verzehrte! Doch hat ihr Erröten, haben ihre niedergeſchlagenen Blicke, die den meinigen auszuweichen ſuchten, mir nicht genug geſagt? mir nicht hinlänglich mein Glück verkündet? — So verwandelt die Liebe alle Furcht in Hoffnung.

Getröſtet und beruhigt verfügte ich mich zu meiner Mutter, die ſchon lange meiner harrte, da ich gewöhnlich die Zeit zwiſchen der Meſſe und der Mahlzeit ihr zu widmen pflegte. Sie war ſchon meinetwegen in Sorgen und hatte nach meinem Zimmer geſchickt, doch da man ihr geſagt, daß ich den Schlüſſel abgezogen hätte, glaubte ſie, ich wollte ungeſtört bleiben, und befahl, mich nicht weiter zu beunruhigen. Ich entſchuldigte mich mit Kopfſchmerzen, die mich genötigt hätten, der Ruhe zu pflegen. Sie betrachtete mich mit jenem forſchenden Blicke, welcher nur der Zärtlichkeit einer Mutter

eigen iſt, und fand mich wirklich übel ausſehen. Sie wollte mich nun bereden, mich von keiner Verbindlichkeit gegen ſie abhalten zu laſſen, der nötigen Ruhe zu pflegen. Ich verſicherte ſie, daß ich mich ſchon um vieles beſſer befände, und daß die Entfernung von ihr mein Übelbefinden eher verſchlimmern als verbeſſern würde. Sie fügte ſich in dieſe Gründe, und wir ſcherzten, wie gewöhnlich, über meine künftigen Schickſale. Dieſe Gelegenheit führte uns natürlich auch auf meine dereinſtige Vermählung. — ‚Noch ein paar Jahre,‘ ſagte meine Mutter, ‚und du wirſt ſchon daran denken. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn der Himmel mir in deiner Braut eine Tochter ſchenkte, die ich bisher entbehren mußte! Denke dir die Fülle des Glückes, wenn ihr dann in unſere Nähe zögest. Gott! welche ſeligen Stunden würdeſt du uns da bereiten! Von deinem Bruder können wir das nicht erwarten, denn in ſeinem Stande heiratet man ſehr ſpät, bisweilen gar nicht. Von dir alſo hoffen wir dieſe Freude; ſprich, willſt du ſie uns einſt gewähren?‘ — Wenn der Himmel günſtig ..... bei dieſen Worten hielt ich inne. — ‚Was wollteſt du ſagen, mein Sohn? Haſt du dir vielleicht ſchon ein Mädchen erwählt? Hat die liebenswürdige Tochter des königlichen Rates etwa dein Herz gefeſſelt?‘ — Nein, liebe Mutter, erwiderte ich mit einem tiefen Seufzer, doch ſprechen wir nicht mehr davon. — ‚Wie? ſollteſt du etwa gar einen Widerwillen vor der Ehe haben?‘ — Nein, ſagte ich nochmals. In dem Augenblicke meldete man uns, das Eſſen ſei bereit, und wir begaben uns in den Speiſeſaal. — ‚Da!‘ rief uns der Vater entgegen, der ſchon dort unſerer harrte, ‚ich bin heute gegen meinen Brauch der erſte hier; der Fiſchfang hat mir Appetit gemacht. Du haſt uns auch verſprochen, nachzukommen, Alfons; doch du biſt deiner Mutter treu geblieben, braver Junge. Ich bin überzeugt, daß, wenn du einmal verheiratet biſt, du dich nicht immer ſo herumtreiben wirſt,

wie ich. Doch meine Teure,' sprach er, meine Mutter umarmend, ‚ich liebe dich deshalb nicht weniger, und glücklicherweise haben wir einen Sohn, der dir sein Gesellschaft leistet; er ist artig und zurückgezogen wie ein Mädchen. Von mir konnte man dies in seinem Alter nicht mehr sagen.' Die Fröhlichkeit und heitere Laune verhinderten meinen Vater, meine Verwirrung und die Verlegenheit meiner Antworten zu bemerken, wenn er, seinem Gebrauche nach, sich über mich lustig machte. Doch meine Mutter war nicht ohne sichtbare Besorgnis. Nach der Tafel verfügten wir uns an unsere Geschäfte, und einige Freunde, die uns zu besuchen kamen, überhoben mich des Abends der Verlegenheit eines tête à tête.

In den Wochentagen sah ich meine Mutter nur bei der Tafel, und da ich mich bemeisterte, die Ungeduld, mit welcher ich dem nächsten Sonntage entgegensah, in mir zu verschließen, hielt sie bald meinen Trübsinn für die vorüberfliehende Folge einer Unpäßlichkeit. Nach sechs Tagen, deren jeder mir ein Jahrhundert schien, nahte endlich der ersehnte Sonntag. Ich sah die Angebetete meines Herzens, doch sie wich meinen Blicken aus; wie ich späterhin erfuhr, aus Furcht, sich ganz dem Gefühle hinzugeben, das sich so unerklärbar ihres Herzens bemächtigt hatte. Nach abgehörter Messe folgte ich ihr von ferne und sah sie in ein herrliches Gebäude eintreten, wo ich bald erfuhr, daß Don Alvarez, einer der angesehensten Herren von Sevilla, ihr Vater sei. Ich übersah nun mit einem Male die Kluft, die mich von ihr trennte, und beschloß, nicht weiter einer Leidenschaft zu folgen, die mich nur zur Verzweiflung bringen konnte. Ich faßte daher den weisen Entschluß, den Gottesdienst zu einer andern Stunde abzuwarten und so alle Gelegenheit zu meiden, die schöne Konstantine wiederzusehen.

So verstrich ein Monat, und meine Liebe, unterdrückt durch reife Überlegung, schien nur mehr in der Erinnerung zu leben. Ich glaubte daher ohne Gefahr wieder um die

frühere Stunde die Meſſe hören zu dürfen, da dieſe Zeit überhaupt beſſer zu meinen übrigen Tagesgeſchäften paßte. Doch künſtliche Netze weiß die Liebe zu ſchlingen, und unſer Herz ſtürzt freiwillig hinein. Unwandelbar in meinen Entſchlüſſen ging ich von Hauſe; doch wie ſollte ich wieder zurückkehren? Ich hatte ſie geſehen, ihre Blicke waren auf mich gefallen, und in ihnen glaubte ich einen ſtillen Vorwurf über mein Ausbleiben zu leſen. Nun zweifelte ich nimmer, daß ich geliebt ſei. Stand, Glücksgüter, Hinderniſſe und Reue waren meinen Augen entſchwunden; ich ſah nur die Liebe ihren duftigen Glanz über die Zukunft ausbreiten. Wie ſchön, aber wie kurz war dieſer Traum! Nur eines beunruhigte mich: aus Konſtantinens eigenem Munde wollte ich ihrer Liebe verſichert ſein. Doch wie ſollte ich mir den Eintritt in das Haus ihres Vaters verſchaffen?

Ein Zufall erfüllte meinen Wunſch. Don Alvarez, mit einem ſeiner Nachbarn in einen verdrießlichen Prozeß verwickelt, übertrug dieſe Angelegenheit einem jungen Advokaten, meinem Freunde. Dieſer war ſo glücklich, den Prozeß zugunſten des Vaters meiner Geliebten zu vollführen. Bezaubert von ſeinem Talente, lud ihn Don Alvarez auf einen Ball, den er aus Freude über den glücklichen Ausgang der Sache zu geben geſonnen war. Höchſt erfreut erzählte mir mein Freund Alonzo dieſe Neuigkeit, und erſtaunt über die Kälte, mit der ich ſie anhörte und über die geringe Teilnahme, die ich ſeinem aufblühenden Glücke zollte, fing er an, mir darüber Vorwürfe zu machen. Ich entſchuldigte mich damit, daß ich nur darauf geſonnen habe, wie es denn möglich wäre, daß er mich mit ſich nähme. Mit Befremdung betrachtete er mich eine Weile, doch da ich ihm wiederholte, daß er mir dadurch einen großen Freundſchaftsdienſt erweiſen würde, verſprach er, mit ſeinem Gönner darüber zu reden. Mit dieſer Verſicherung verließ er mich und kehrte am nächſten Morgen mit der Botſchaft zurück, daß Alvarez in ſein Be-

gehren gewilligt habe. Ganz außer mir vor Freuden beging ich tausend drollige Streiche, sprang ihm zu wiederholten Malen an den Hals, und versprach ihm, diesen Freundschaftsdienst mein Lebelang nicht zu vergessen; er mochte wohl gedacht haben, ich sei von Sinnen.

Am folgenden Tage, abends um acht Uhr, sollte der Ball beginnen. Mit Schlag sechs Uhr war ich schon angekleidet und hielt jeden Augenblick meine Sackuhr ans Ohr, immer in der Meinung, sie sei stehen geblieben. Endlich zeigte sie dreiviertel über sieben, und mein Freund kam, mich abzuholen. Er fing an, meine Pünktlichkeit und die Nettigkeit meines Anzugs zu loben, ich aber drang so sehr in ihn, zu gehen, daß wir noch vor Eröffnung des Festes bei Don Alvarez anlangten. Die Hausfrau, Konstantinens Stiefmutter, empfing uns mit vieler Höflichkeit und lächelte über unser frühzeitiges Eintreffen. Eine halbe Stunde darauf trat Konstantine selbst, begleitet von einigen Damen, in den Saal. Sie hatte mich nicht bemerkt, und ich dachte mir schon den Eindruck, den ich auf ihr Herz gemacht zu haben glaubte, als deine bloße Schimäre des meinigen, als plötzlich ihre Blicke den meinigen begegneten. Die schnelle Röte, die ihr Angesicht überflog, versetzte mein Gemüt in eine solche Wallung, daß ich genötigt war, den Saal zu verlassen. Einige Augenblicke darauf kam ich wieder zurück. Der Ball ging an. Konstantinens Reize hörten nicht auf, mich zu besiegen; mit jedem Momente stieg meine Bewunderung für sie, doch meine Liebe konnte nimmer steigen. Nur während zwei Kontratänzen mit ihr wagte ich einige Worte über ihre namenlosen Reize und das Glück ihrer Eltern, eine solche Tochter zu besitzen. Mehr wagte ich für jetzt nicht. Ihre Bescheidenheit lehnte meine Lobeserhebungen mit einer solchen Anmut ab, daß ich fest überzeugt war, sie habe die Fülle meines Lobes verdient. So endete der Ball, und die Gesellschaft löste sich auf.

Der erste Schritt war nunmehr getan. Ein Besuch, den ich einige Tage darauf abstattete, gab mir Gelegenheit, Konstantinen wieder zu sehen, und Don Alvarez lud mich, gegen alle Erwartung, nebst Alonzo zu der Abendunterhaltung, die er jeden Mittwoch zu geben pflegte. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich mich nicht lange bitten ließ, und wie ich mich in der Gesellschaft meiner Erwählten unterhielt. Drei volle Monate verstrichen, ohne daß meine Lippen es wagten, das Geheimnis meines Herzens auszusprechen. Doch ich glaubte geliebt zu werden, und das war mir genug; denn die wahre Liebe verweilt gerne im Zauberlande der Einbildung, und schüchtern meidet sie alles, was ihr diesen Zauber entreißen könnte.

Ein Umstand jedoch bewog mich, mein Stillschweigen zu brechen, welches, so peinlich es mir auch gefiel, doch einen beseligenden Reiz für mich hatte. Seit einigen Wochen schien Konstantine viel von ihrer natürlichen Heiterkeit verloren zu haben. Öfters sah ich sie verstohlen nach mir blicken und ihr sogleich Tränen in das Auge treten. Sie unglücklich zu sehen, und nicht länger zweifeln zu dürfen, daß ich einen Teil zu ihrem Unglücke beigetragen haben mochte, war für mich ein Schmerz, der meine Kräfte überstieg. Ich war schon entschlossen, sie hierüber um eine Erklärung zu bitten, als ihr Vater herein trat, und uns ankündigte, daß er willens sei, binnen einigen Tagen auf das Land zu gehen, und sich mit der Hoffnung schmeichle, uns bei der bevorstehenden Hochzeitfeier seiner Tochter mit Don Francesco als Gäste zu bewillkommnen. Versteinert stand ich da, wetterschwarz zog es vor meinen Augen vorüber, meine Zunge war gelähmt, und das Blut erstarrte in meinen Adern. Alonzo, meine Verlegenheit gewahrend, antwortete für uns beide, und Alvarez, mit der Gesellschaft beschäftigt, bemerkte weder meine Lage, noch die Entfernung seiner Tochter, die hinausgegangen war, ihre Tränen zu bergen. Betäubt von dieser schmerzlichen Über-

raschung, eilte ich nach Hause und schrieb sogleich an Konstantinen einen Brief, in welchem ich ihr das Feuer meiner Liebe schilderte und sie anflehte, mir nicht länger ihr Herz zu verschließen. Sie antwortete mir nicht, und ich bemerkte sogar, daß sie sich nun alle Mühe gab, die Traurigkeit, welche sie letzthin hatte blicken lassen, gänzlich zu verbergen. Doch ihr gänzliches Stillschweigen über meinen Brief machte mich staunen, denn ich hegte gar keinen Zweifel über den richtigen Empfang desselben. Ich fing an, mir es als Stolz zu erklären, indem sie es vielleicht für eine Erniedrigung hielt, mir eine Antwort, wenn auch eine abschlägige, zu geben. Doch wie sehr hatte ich das Herz dieses Engels verkannt! Meinen Brief ohne Antwort zurückzuschicken, vermochte sie nicht, und antworten konnte sie nicht, ohne den heftigsten Kampf von glühender Liebe und kalter Überlegung, die doch am Ende siegen mußte, durchblicken zu lassen.

Die Stunde der Abreise rückte heran. Einer Mutter beraubt, die sie bald nach ihrer Geburt verloren hatte, und bereit, eine Verbindung zu vollziehen, aus welcher sie das Unglück ihres ganzen Lebens entspringen sah, wagte Konstantine es nicht, sich einem Vater zu widersetzen, dessen hochmütiger Charakter alle Hindernisse, die seinem Ziele entgegen standen, umzustürzen wußte. Sie sah wohl ein, daß er, stolz auf seinen Stand, in eine Verbindung seiner Tochter mit einem Mann ohne Rang und Ehrentitel niemals einwilligen würde. Ein gehorsames Kind wollte sie sich daher dem väterlichen Willen opfern.

Die Ungebundenheit des Landlebens hatte mir die Gelegenheit verschafft, sie auf einem Besuche, den ich mit meinem Freunde abzustatten kam, ganz allein zu finden. Hier konnte ich dem Drange meiner Liebe nicht mehr widerstehen, meines Herzens Gefühle mußten zur Sprache werden. — ‚Vergebens, mein Alfons,‘ sprach sie, mich aufhebend, denn ich war zu ihren Füßen gesunken, ‚vergebens würde ich listig

mein Herz verbergen, vergebens den Eindruck leugnen wollen, den Sie darauf gemacht haben. In dem Ihrigen las ich jene Liebe, jenen Edelmut, der mich überzeugt, daß Sie dieses Geständnis, das ich gegen keinen anderen gewagt hätte, niemals mißbrauchen werden. Schwören Sie mir,' sprach sie mit einen Blicke, der mir schon im voraus alle Möglichkeit benahm, ihre Forderung zu gewähren, ‚schwören Sie mir, daß Sie von diesem Augenblicke an jede Gelegenheit meiden wollen, mich wiederzusehen. Je mehr Sie mich lieben, desto mehr müssen Sie mein Unglück fürchten. Niemals wird mein Vater in unsere Verbindung einwilligen, und Ihr Anblick könnte mir das Opfer, welches ich ihm bringen will, nur schrecklicher machen, vermöchte aber niemals, mich dessen zu überheben.' — Verlangen Sie, was in meiner Macht steht, mein Leben, es gehört Ihnen, antwortete ich, ihre Hand mit heißen Tränen benetzend, aber verlangen Sie nicht, daß meine Lippen einen Schwur aussprechen, den ich niemals halten werde. Ich sollte Sie fliehen und einem verhaßten Nebenbuhler überlassen? Nein? zu Ihrem Vater will ich eilen; er kann ja ihr Unglück nicht wollen, er wird mich erhören, und unsere Tränen sollen uns den Triumph sichern. — ‚Hoffen Sie es nicht, Alfons, Sie kennen nicht das Gewicht, welches mein Vater auf die Vorzüge der Geburt legt. Unser Unglück ist gewiß, wenn Ihr Herz nicht einem Vorhaben entsagt, das uns beide nur elend machen kann.' — Und wo ist ein größeres Elend, als das, so uns jetzt bedroht? Ein anderer soll Sie besitzen! Ach! wie können Sie mich lieben und ein Band knüpfen, das all unsere Hoffnungen vernichtet? — ‚Leider muß ich es.' — Mehr konnte sie nicht sagen, Tränen benetzten ihr Antlitz. — ‚Sie sehen mich in meiner ganzen Schwäche,' sprach sie nach einer Weile, ‚versprechen Sie mir wenigstens, davon keinen Mißbrauch zu machen.' — Niemals! rief ich feurig, begrenzen Sie meine Liebe auf die Hoffnung, verschieben Sie den Augenblick meines Glückes,

doch entreißen Sie mir ihn nicht gänzlich! — Ein Seufzer war ihre einzige Antwort. Sie stand auf, stützte sich an meinen Arm, und wir gingen so in den Garten, um uns an die Gesellschaft anzuschließen. Glücklicherweise neigte sich der Tag, und des Abends düsterer Mantel verhüllte die Spuren des Schmerzes auf unsern Gesichtern.

Am folgenden Morgen ging ich wieder in die Stadt zurück, fest entschlossen, sobald als möglich die Geliebte wieder zu besuchen. Wirklich war ich nach einer Woche bei ihr und traf sie ganz allein im Saale. — ‚Verlassen Sie mich,' rief sie mir entgegen, ‚ich habe meinem Vater alles entdeckt; er bleibt unerbittlich und hat mir nicht nur geschworen, daß Sie niemals mein Gemahl werden können, sondern er besteht auch unabänderlich auf meiner Verbindung mit Don Francesco, obwohl ich ihm meine unüberwindliche Abneigung vor dieser Verbindung schilderte und ihn bat, mich nicht dazu zu zwingen. Romanhafte Ideen! antwortete er mir, ich weiß, Francesco wird dein Glück gründen; dies sei dir genug. Die Erfahrung eines liebenden Vaters muß über die Schimären deiner ausschweifenden Phantasie triumphieren. Komm, kleine Närrin, sprach er mich umarmend, du wirst sehen, daß er dir nach zehn Tagen tausendmal lieber sein wird, als der närrische Alfonso, von dem du dir einbildest, daß er allein dir gefallen könne. Ich wollte den heitern Sinn, den er in die letzten Worte gelegt hatte, benützen, um ihn zu einem andern Entschlusse zu bewegen, doch umsonst. Er bestand darauf und schärfte mir besonders ein, von meiner Widerspenstigkeit nichts gegen Francesco merken zu lassen. Was Sie betrifft, so verbot er mir, Sie wieder zu sehen, und wollte dafür sorgen, daß Sie mir nicht mehr in die Augen kämen. Darauf verließ er mich und riet mir, mich nicht weiter zu bemühen, indem jede fernere Weigerung mir das volle Gewicht seines Zornes zuziehen würde. Unbeweglich sah ich ihm nach, mir schwand die Sprache, und die Füße

wollten mir den Dienſt verweigern. Seit dieſem Augenblicke machte ſein ſtrenger Blick jede Klage auf meinen Lippen verſtummen. Verlaſſen Sie mich daher, teurer Alfons, das gebietet Ihnen Recht und Ehre, darum beſchwört Sie die unglückliche Konſtantine.' — Wie! rief ich im Gefühle des Entſetzens, ſollte alſo alle Hoffnung vernichtet ſein? Sollte Ihr Vater Sie unglücklich machen wollen? — ‚Er glaubt mein Glück zu fördern. Nochmals bitte ich Sie, verlaſſen Sie dieſen Ort, damit ich nicht den Schmerz erlebe, Sie dazu genötigt zu ſehen.' — Wer wollte das wagen? rief ich entrüſtet, iſt es ein Verbrechen, Sie zu lieben? Was kann man an meinem Lebenswandel ausſtellen? Sollte eines verblendeten Vaters Stolz über die Liebe eines rechtlichen Mannes triumphieren? Nein! nein! die mich lieben, mir es ſelbſt geſtehen konnte, wird mich unmöglich zur Verzweiflung bringen wollen. — ‚Beruhigen Sie ſich,' ſagte Konſtantine mit Tränen in dem Blicke. — Und wo kann ich Ruhe finden, wenn ich Sie verliere? Nein! Sie können es nicht wollen, fuhr ich fort, ihre Hand drückend, Sie können vor dem Altar des Allſehers keinen Eid ausſprechen, dem Ihr Herz widerſpricht. — ‚Ein Vater befiehlt es, und Konſtantine muß Ihrer vergeſſen. Stehen Sie ab von dem Entſchluſſe, meinen Vater zu erwarten, erſparen Sie dem armen Mädchen den ſchmerzlichen Anblick einer ſolchen Begegnung.' — Wohlan, Göttliche, du begehrſt es, es ſei; aber gebe mir der Himmel Kräfte, der Verzweiflung nicht zu erliegen; jedoch ſollte ich . . . ‚Gott! halt ein! ſprich es nicht aus, ſchwöre mir, daß du es nicht vollziehen willſt.' — Schwöre mir, himmliſches Weib, niemals einem andern zu gehören! — ‚Ich verſpreche, das Opfer nicht eher zu vollbringen, bevor wir uns nicht wiedergeſehen haben; dies iſt alles, was ich kann, aber fort! fort! daß mein Verſprechen mich nicht reue.' — Neubelebt von ihrer Zuſage verließ ich ſie mit der innigſten Verſicherung meiner unverſiegbaren Liebe.

Ich wandelte langsam in der Allee, die nach dem Schlosse führte, der Stadt zu, als mich plötzlich eine bekannte Stimme aus meiner Träumerei riß; es war Maria, die Erzieherin meiner Geliebten. Sie liebte Konstantinen wie ihre eigene Tochter und wußte um unsere gegenseitige Liebe. Ich brauche nicht erst das Nähere unsers Gespräches zu erzählen. Mein Herz mußte sich gegen diese treue Seele ausgießen, und wir waren schon nahe an den Toren von Sevilla, als die gute Maria mir sagte, sie müsse nun an ihre Heimkehr denken. Die Folge unseres Gespräches war die Verabredung, uns jeden zweiten Tag zu einer bestimmten Stunde in einem Hause, das in gleicher Entfernung von der Stadt und dem Schlosse lag, zu treffen, wo Maria mich immer in Kenntnis setzen wollte, von dem, was im Schlosse vorgehe. Ich bat sie, Konstantinen an ihr Versprechen, oder vielmehr an die Erfüllung desselben zu erinnern.

Ich kehrte jedesmal trauriger von dem Rendezvous. Don Alvarez blieb unerbittlich; Konstantine schwebte in der Verzweiflung, doch entschlossen zu gehorchen. Francesco lebte ganz in ihr; er hielt das für Bescheidenheit und Zurückgezogenheit, was die Folge des heftigsten Schmerzes war, und mit jedem Tage wuchs seine Liebe. Die bestimmte Zeit rückte heran, nur acht Tage noch, und mein Elend hatte den höchsten Gipfel erreicht. Ich begehrte von Konstantinen die Erfüllung ihres Versprechens. Sie ließ mich durch Marien bitten, es ihr zu erlassen, doch nichts in der Welt hätte mich bewogen, dieser Hoffnung zu entsagen. Wir kamen demnach überein, daß Maria sie an den gewöhnlichen Ort unserer Zusammenkunft führen sollte, wo ich ihr ein ewiges Lebewohl zu sagen wünschte. Es war in mir nun der feste Entschluß heran gereift, sie aus der Tyrannei ihres Vaters zu befreien.

Die Abwesenheit meiner Eltern, die einige Zeit bei meinen mütterlichen Verwandten zubringen wollten, ließ mich alles Trostes und aller Stärkung beraubt; doch warum sollte

ich einen Fehler entſchuldigen, der die vorzüglichſte Quelle meines Unglückes war? Ein unlängſt verſtorbener Oheim hatte mir in einem Teſtament zweitauſend Franken zugedacht, um mir eine Bibliothek anzuſchaffen. Dieſe Summe war zur Ausführung meines Vorhabens mehr als hinreichend. Ich machte alle möglichen Vorbereitungen und beſtellte Wagen und Pferde in die Nähe des Ortes, wo ich Konſtantinen wiederſehen ſollte. Ich hatte anfangs die Abſicht, ihre Einwilligung zu begehren, doch ich wagte es nicht, ihr ſo etwas vorzuſchlagen, und zu meiner Schande ſei es geſagt, ich nahm zur Liſt meine Zuflucht. Der Weg, den ſie im Dunkel der Nacht zu Fuße zurücklegen mußte, hatte ihre, ohnehin von Gram zerrütteten Kräfte, völlig erſchöpft. Ich erhielt daher leicht von ihr die Erlaubnis, ſie zum Schloſſe ihres Vaters in meinem Wagen zurückführen zu dürfen. Die Finſternis der Nacht begünſtigte mein Vorhaben, und verhinderte ſie, zu bemerken, daß Wagen und Pferde mit allen Zurüſtungen zu einer langen Reiſe verſehen waren. Ein freundliches Wort hatte Marien in mein Intereſſe gezogen.

So befanden wir uns auf der Straße von Sevilla, und hatten dem Schloſſe des Don Alvarez den Rücken gekehrt. Schon eine halbe Stunde rollte unſer Wagen dahin. In verſchiedene Gefühle verſunken, beobachteten wir alle ein tiefes Stillſchweigen. Ich befürchtete immer, daß eine Frage Konſtantinens, ob wir noch weit vom Schloſſe ſeien, mich zwingen werde, mein feſtes Vorhaben zu erklären und vielleicht auf meine Pläne zu verzichten. Mit einem Male brach der helle Mond aus ſeinem Wolkenkleide und beleuchtete die Geſtalt der Geliebten. Sie ſchlummerte ſüß. Maria hatte auch dieſe himmliſche Ruhe bemerkt und ſchien, die Augen nach oben erhebend, den Himmel um Vergebung ihrer Mitſchuld anzuflehen. Ich verſank in die ſüßeſten Träumereien, meine Wünſche ſah ich erfüllt, Konſtantinen mein auf ewig. Überall wollte ich ihr durch meinen Fleiß und meine Ge-

ſchicklichkeit eine glückliche Exiſtenz ſichern, mit Liebe ihr Leben beſeligen, und vielleicht würde ihr ſtrenger Vater ſich endlich auch bewegen laſſen und unſerem Glücke die Krone aufſetzen. Bezaubert weilten meine Blicke auf ihr, ſie ſchlief noch.

„Mit Anbruch des Tages waren wir ſchon acht Meilen vom Schloſſe entfernt. Unmöglich war es mir nunmehr, ſie zum Vater zurückzuführen. Mein Verſtand blieb ruhig, als ich dies erwägte, doch marternde Gefühle durchzuckten mein Herz. Der Augenblick konnte nimmer ferne ſein, wo ich die Vorwürfe des Mädchens hören ſollte, das ich zur Verzweiflung gebracht hatte. Ihre Liebe ſah ich ſchon ſich in Haß verwandeln, und die meinige ihr zum Greuel, mir zum Verbrechen werden.

Schreckliche Gewiſſensbiſſe ſchufen mein banges Ahnen zur Wirklichkeit; Schmerz über die Unmöglichkeit, mein Verbrechen gut zu machen, folterte meine Seele. In dieſer gräßlichen Lage war ich zu Konſtantinens Füßen geſunken. Meine Lippen ſtammelten Entſchuldigung, mein Auge ſpäht gierig nach ihrem Erwachen, meiner Zunge entſchlüpft ihr Name, ich ergreife ihre Hand und benetze ſie mit Tränen. In dem Augenblicke öffnen ſich ihre Augen, und mit einem Schrei ſinkt ſie ohnmächtig zurück. Ich getraute mich nicht, ſtille halten zu laſſen, um ſchnellere Hilfe herbeizuſchaffen, doch Maria und ich taten unſer Möglichſtes. Nach einer Viertelſtunde gelang es uns, ſie ins Leben zurückzurufen. ‚Unglücklicher, was haſt du getan!‘ rief ſie mit ſchwacher Stimme, ‚wie konnte Alfons einen Entſchluß faſſen und vollführen, der jene auf ewig entehrt, welcher er Achtung bis in den Tod geſchworen hat? Führe mich zu meinem Vater zurück; zu ſeinen Füßen will ich für mein unfreiwilliges Verbrechen leiden. — Doch nein! niemals werde ich es wagen, ſeine Blicke zu verletzen. Nur der Tod iſt mein Los.‘ Ein Strom von Tränen begleitete dieſe Worte.

Leben ſollſt du, Teure! erwiderte ich, meine Achtung

ſoll dir nie von der Seite weichen; ich ſchwöre es dir vor dem Allmächtigen, der mich hört, daß niemals ein unreiner Gedanke meine Liebe befleckt hat. Am Fuße des Altars ſollſt du meine Gattin werden. Willſt du mich nicht vor Schmerz und Reue ſterben ſehen, ſo ſage mir, daß du mich liebſt. O, könnte mein Blut genügen, mein Vergehen zu ändern, ich täte es; doch was ſage ich? Ich ſollte dein Unglück herbeiführen? Nein! nicht umſonſt hab ich dich der Tyrannei des Vaters entriſſen; dein Verluſt wird ihn erweichen. Doch ſollte er es nicht, ſo findeſt du im Schoße der Meinigen eine liebende Familie, eine zärtliche Mutter! Ein Seufzer entfloh meiner Bruſt bei dieſem ſo teuern Namen; meine Entweichung mußte ſie in die Arme der Verzweiflung ſtürzen.

Die Geliebte ſchien beruhigt. Ich entdeckte ihr mein Vorhaben, ſie nach Cumbres, einer Stadt an der nördlichen Grenze Andaluſiens, zu einer Schweſter meiner Mutter zu führen, wo uns bald, wenn meine Verwegenheit nicht ihre Liebe verſcherzt habe, die heiligſten Bande auf ewig vereinigen ſollten. Konſtantine machte mir keine Vorwürfe mehr, doch vernichtet vom Schmerze der Gegenwart ſchien ihre Seele aller Hoffnung auf die Zukunft erſtorben."

So weit war der Eremit mit ſeiner Erzählung gekommen, als uns ein Geräuſch in der äußern Grotte die Ankunft einiger Bauern verkündete, die gekommen waren, einigen Vorrat von Lebensmitteln zu bringen. Sie fielen zu den Füßen des ehrwürdigen Greiſes und baten um Vergebung, daß ſie ihn ſo lange Zeit verlaſſen hatten. Die Räuber (ſo nannten ſie die ſpaniſchen Aufrührer) hatten ſie in ihren Hütten zurückgehalten, teils aus Beſorgnis, ſelbe bei ihrer Rückkehr geplündert zu finden, teils aus Furcht, unterwegs in ihre Hände zu fallen. Sie beſchworen den Einſiedler, von ihrem langen Ausbleiben nichts gegen den Pfarrer zu erwähnen, der ihnen dieſes niemals verzeihen

lönnte. Freundlich hob ſie der edle Alte auf, und verſprach, hierüber das tiefſte Stillſchweigen zu halten. Er entließ ſie mit der Bitte, ihren Pfarrer zu erſuchen, am nächſten Morgen zu ihm zu kommen.

Sobald ſie ſich entfernt hatten, ſetzte er folgendermaßen ſeine Erzählung fort:

„Wir hatten bereits zwanzig franzöſiſche Meilen zurückgelegt, und ich glaubte nun, daß wir ohne Gefahr ſtille halten dürften, um andere Pferde zu nehmen, da die bisherigen ſchon ſehr ermattet waren. Wir ſtiegen bei einem Dorfwirtshauſe ab, welches ich abſichtlich gewählt hatte, um jede Begegnung zu vermeiden. Hier wollte ich Konſtantinen überreden, die Kleider ihres Geſchlechtes abzulegen und ſie mit männlichen zu vertauſchen, um nicht ſo leicht erkannt zu werden; doch dazu ließ ſie ſich nicht bewegen.

Nach vierſtündiger Raſt reiſten wir wieder weiter und langten nach zwei Tagen zu Aracena, einem drei Meilen von Cumbres entlegenen Orte, glücklich an. Hier ſchickten wir den Wagen zurück, nachdem wir des Kondukteurs Verſchwiegenheit teuer genug erkauft hatten. Wir ſetzten nun zu Fuße über die Gebirge, die uns noch von dem Orte unſerer Beſtimmung trennten. Nichts konnte Konſtantinens Schwermut erheitern. Oft erhob ſie ihre Blicke gen Himmel und ſenkte ſie plötzlich auf mich, mit einem Ausdrucke von Schmerz, der alle Worte überſteigt.

Stillſchweigend ſchritten wir vorwärts; Maria war einige Schritte zurückgeblieben, als plötzlich das Stampfen eines Roſſes unſere Aufmerkſamkeit erweckte. Nun aber," ſprach der Greis, „nun laß mich alle Kraft ſammeln." Er ſchwieg einige Augenblicke und fuhr dann folgendermaßen fort: „Welches Entſetzen faßte uns, als wir in dem Reiter Don Francesco erkannten! ‚Verteidige dich, ſchändlicher Verführer!' donnerte er mir entgegen. Hierauf ſchwang er ſich vom Pferde und griff nach einer Piſtole; ich zückte die

meinige. ‚Nun wohlan!‘ rief er mir zu, ‚drücke los, Gott wird mein Leben schützen.‘ Erzürnt über diese Frechheit, drückte ich los, doch die Kugel zischte an ihm vorüber. — ‚Empfehle dich den Händen deines Patrons!‘ donnerten seine Lippen. Er drückte los, Konstantine hatte sich an meinen Busen geworfen; vom Schusse getroffen, sinkt sie danieder, ihr Blut färbt die Erde. Francesco entflieht in der Verzweiflung mit dem Schreie: ‚Ich habe sie gemordet!‘

Mit Francescos Erscheinen war Maria entflohen, ohne die Entwicklung dieser tragischen Szene abzuwarten. Ich allein blieb an der Seite der Geliebten zurück, und mein Ruf um Hilfe wimmerte durch die Luft. In diesem Zustande konnte ich sie nicht verlassen; die Kugel schien in der Brust stecken geblieben zu sein. — ‚Francesco,‘ sprach sie mit brechender Stimme, ‚hat mir zwar das Leben, aber auch meine Leiden entrissen; mein Tod, den er jetzt wohl beweint, sei ihm verziehen.‘ — In dem Augenblicke hörten wir einen Schuß fallen. — ‚Gott! er hat sich ermordet!‘ rief Konstantine. ‚Wenn ich nicht mehr sein werde,‘ setzte sie hinzu, einen Blick der Wehmut auf mich werfend, ‚wirst du mehr Mut haben, als dieser, du wirst für deine Mutter leben.‘ Nur ein Seufzer war meine Antwort. Von der schrecklichsten Ungewißheit gepeinigt, wußte ich nicht, wozu ich mich entschließen sollte. Konnte ich sie verlassen und um Hilfe eilen, ohne sie bei meiner Rückkehr erbleicht zu befürchten? Und bliebe ich bei ihr, so ginge die kostbarste Zeit verloren, und jeder Aufschub würde ihren Zustand unheilbar machen. Sie bat mich anfangs, sie nicht zu verlassen, doch plötzlich von dem Wunsche beseelt, mir nicht durch den schrecklichsten Anblick das Herz zu zerreißen, drang sie auf meine Entfernung.

„In dieser verzweifelten Lage erblickte ich in einiger Entfernung von der Straße den Eremiten, der vor mir diese Grotte bewohnte. Ich lief auf ihn zu und erzählte

ihm in kurzen Worten mein Verbrechen und deſſen fürchterliche Folgen. Mitleidig betrachtete er die Verwundete und erſuchte mich, ihm zu helfen, ſie in ſeine Grotte zu tragen. Er unterſuchte hierauf ihre Wunde und fand ſie dem äußern Anſcheine nach nicht bedeutend, doch die Kugel war in ihrer Bruſt ſtecken geblieben, und dies machte ihren Zuſtand tödlich. Er verbarg mir keineswegs die Gefahr, und in meiner Verzweiflung konnte Konſtantine ihr nahes Lebensende deutlich leſen. Sie verlangte allein mit dem Einſiedler zu ſprechen, der gleich darauf die Grotte verließ. Hierauf ſagte ſie mir, daß ſie ihn gebeten habe, Don Francesco aufzuſuchen und ihn herbeizuführen, wenn er noch lebte, denn ſie zweifelte nicht, daß jener Schuß ſeinem Leben gegolten habe. — ‚Wenn mein Bemühen nicht vergebens iſt,‘ ſetzte ſie hinzu, ‚und er mit dem Alten zurückkommt, ſo verſpreche mir, dein Rachgefühl zu unterdrücken, denn er iſt elend genug, wenn er auch noch lebt.‘ Ich wollte ihr eben antworten, da trat der Eremit nebſt Don Francesco herein, deſſen zerſtörtes Äußere mir bewies, daß er ſein ſchreckenvolles Daſein zu vernichten geſucht habe. Er knirſchte mit den Zähnen, als er mich erblickte, doch er hielt ſeine Wut zurück; nach meiner Vermutung hatte der Einſiedler mit ihm dieſelben Vorſichtsmaßregeln getroffen, die Konſtantine gegen mich gebraucht hatte.

Sie winkte ihm mit der Hand, näher zu treten, und ſprach: ‚Bald werde ich durch Ihre Hand ein Opfer des Todes werden; doch ich verzeihe Ihnen meinen Tod; der Himmel hat ſich Ihrer als Werkzeug bedient, meine Liebe, die mich aus dem väterlichen Hauſe wider Willen fortriß, zu ſtrafen. Doch ich beſchwöre Sie, daß mein Blut ihre Rache vertilge!‘ Bei dieſem Worte ſchleuderte Francesco einen Blick auf mich, der mich deutlich leſen ließ, daß er dieſes nicht verſprechen wolle. — ‚Wie!‘ rief Konſtantine, die Bewegung bemerkend, ‚Sie könnten bei dem Flehen

Ihres Schlachtopfers unerbittlich bleiben? Wollen Sie, daß Verzweiflung mich bis an den Rand des Grabes geleite? Nein! Francesco wird billiger sein, er wird mir, als Urheber meiner Leiden, ein Versprechen nicht verweigern, das mich alles Geschehene vergessen macht.'

‚Und Ihr Begehren?' schluchzte Francesco gerührt. — ‚Daß Sie niemals den Ort meiner Begräbnis, noch das Ereignis, welches mich hineingestürzt hat, entdecken, über Alfonsos Schicksal das tiefste Stillschweigen beobachten, und daß Ihr Haß meinen letzten Atemzug nicht überlebe.' — Und was liegt mir an all seinem Hasse, unglückliche Konstantine! rief ich, wähnst du mich feige genug, ihm für sein Verbrechen das Leben zu schenken? Nein! ich schwöre es, solange ein Tropfen Blut in diesem Herzen lebt, das er zerrissen hat, will ich ihn verfolgen, und ich fühl' es an der Glut, die in meinen Adern quillt, bald soll er vor dem Richter erscheinen, der jetzt schon seinen Grimm waffnet, das Ungeheuer zu vernichten! Böswicht, rief ich, hingerissen von Wut und Verzweiflung, welches Recht hattest du auf sie? Weil sie ihre Liebe dir verweigerte, hast du sie gemordet! hast dich mit einem tyrannischen Vater einverstanden, ihr den Todesstreich zu versetzen! O, könnt ich dich vor den Augen der Geliebten, die du mir raubst, in den Boden stampfen! — ‚Grausamer!' rief Konstantine, ‚was wagst du auszusprechen?' In demselben Augenblicke warf sich der Eremit an meine Brust und versuchte, mich zu beruhigen, was ihm auch endlich gelang. Erstarrt und unbeweglich stand Francesco, und senkte seine Blicke zur Erde; er schien ganz vernichtet. Voll Scham über mein wahnsinniges Benehmen, und auf das Unheil denkend, welches es auf Konstantinens Zustand wirken könnte, warf ich mich an ihr Bette, bat sie, mir zu verzeihen, daß ich mein Versprechen gebrochen, und schwur ihr, es künftig treu zu erfüllen. — ‚Nur Ihr Versprechen erwarte ich noch,' sprach die edle

Dulderin, zu Francesco gewandt. — ‚Ihr Geliebter,‘ erwiderte er mit gefaßter Stimme, ‚hat bereits mein Los vorausgesagt, nur wenige Tage werde ich Ihr Schicksal überleben. Ihr Edelmut hat seinen schwankenden Arm gehemmt, doch ein weit festerer hat den Tod in meine Brust geschleudert. Die Verzweiflung zerfleischt es, und der Himmel wollte, dem Todesstreiche seine Kraft nehmend, mir nur Zeit zur Ruhe geben. Ich schwöre Ihnen, zu schweigen und mich nicht zu rächen, doch seinen Anblick muß ich fliehen.‘ — Mit diesen Worten winkte er dem Eremiten und stürzte zur Grotte hinaus.

Ganz allein am Bette der Sterbenden, auf den Knien liegend, versank ich in tiefes Stillschweigen. Der letzte Auftritt hatte ihre Kräfte erschöpft, und nur ihre Blicke sprachen noch zu mir. Des Abends befand sie sich besser und äußerte den Wunsch, mit dem Eremiten allein zu bleiben. Sie beichtete ihm. Als ich wieder zurückkam, fand ich sie beruhigt, ihre Seele schien nimmer auf der Erde zu weilen.

‚Nur ein Übergang zum bessern Leben,‘ sprach sie mit leiser, aber ruhiger Stimme,‘ ‚ist unser irdisches Dasein; mein Geliebter, in unserem wahren Vaterlande werden wir uns wiedersehen. Dort ist kein Unterschied des Standes, nur die Tugend gibt Vorzug. Ja, mein Freund, wenn man auf dem Bette des Todes die verstrichenen Tage und die Leidenschaften, welche sie gleich Stürmen durchtobten, überblickt, da staunt man, die Schwäche der Natur erkennend, wie so kleine Ursachen oft so große Folgen hervorbringen konnten! Klein erscheint die Welt der Seele in diesem feierlichen Augenblicke zwischen Zeit und Ewigkeit, bald scheint sie unsern Blicken nur ein Punkt, schwindet gänzlich; der Himmel öffnet sich, — lebt wohl.‘ — Das waren ihre letzten Worte.

Meinen Schmerz auszudrücken fehlen mir die Worte; besinnungslos stürzte ich zur Erde, mein Haupt wühlte im Sande, und lange stieß ich allen Trost von mir. Die Hilfe

des Himmels vereint mit den Zusprechungen des Eremiten, zogen mich aus diesem schrecklichen Zustande, gegen welchen Todeskampf nur ein Spiel ist. Als ich wieder zu mir kam, erblickte ich einen Kranz von weißen Rosen auf dem Haupte der Geliebten, ein mildes Lächeln schwebte auf ihren Lippen: sie schien mir zu sprechen. — ‚Nun müssen wir daran denken, sie zu begraben,‘ sagte der alte Einsiedler, ‚sie hat gewünscht, nach dem Tode nicht entkleidet zu werden, ihr Wille sei erfüllt! Dort liegt ein Baumstamm, den ich vor einigen Jahren aushöhlen ließ, um das Wasser aus den oberen Gebirgen herzuleiten, das ich zur Zeit der Dürre in jenen bleiernen Behältern aufbewahrte, dieser soll ihr Sarg werden.‘ — Mein guter Vater, rief ich, zu seinen Füßen sinkend, bedecken wir nicht mit Erde diese himmlische Gestalt! — ‚Was ist denn anderes zu tun?‘ — ‚Streuen wir duftende Kräuter in diesen Sarg, und überziehen wir ihn mit einer Glasplatte, welche die Reize der Verblichenen zwar bedecken, aber nicht verbergen soll! — Der Ehrwürdige bekämpfte zwar anfangs diesen Wunsch, doch endlich willigte er ein, um mir nicht auch diesen geringen Trost zu versagen. Wir erfüllten vereint diese traurige Pflicht und senkten den Sarg in den unteren Teil der Grotte. Späterhin, als mein Vorgänger mir diese Behausung, die ich drei Jahre mit ihm bewohnte, überlassen, und sich nach der großen Kartause verfügt hatte, wo er auch bereits gestorben ist, brachte ich den Sarg, wiewohl nicht ohne Beschwerde, an seine jetzige Stelle.

Du bist wohl erstaunt, wie sich die Leiche dieses unglücklichen Weibes, ohne einbalsamiert zu sein, so lange unversehrt erhalten konnte; ich selbst staune darüber und schreibe es einer besonderen Gunst des Himmels zu, wofür ich ihm täglich danke. Auch bleibt mir noch übrig, dir zu erklären, wie ich, nach der Abreise meines Vorfahren, mir die Achtung und Liebe der Landleute, denen ich meine Erhaltung und Pflege

verdanke, gewinnen konnte, obwohl ich nicht, wie er, zum geiſtlichen Stande gehöre. Ich hatte nämlich in meiner früheſten Jugend etwas von der Arzneikunde ſtudiert; dieſer Umſtand kommt mir gut zu ſtatten. Ich heile die Wunden dieſer Leute, und unterſtützt von der Natur gelangen mir ſchon einige bedeutende Heilungen. Ich ſchlichte auch ihre Streitigkeiten und wirke aus Kräften, ihnen ihre Sorgfalt ſo viel als möglich zu vergelten.

Dies iſt das flüchtige Bild meines Lebens. Hätte ich dir alle meine Leiden erzählen wollen, ſo wäre ich ſobald nicht zu Ende gekommen. Auch übergehe ich die Beſuche, die ich hier von Reiſenden erhielt, welche meine Gaſtfreundſchaft mit ihrem Zutrauen belohnten; doch das Meinige ſchenkte ich noch niemanden, nur du, als Retter meines Lebens, hatteſt darauf Anſprüche. Nichts will ich auf Erden zurücklaſſen, und meine Leiden ſollen mit mir in die unbekannte Gruft ſteigen."

„Aber, ehrwürdiger Freund," fragte ich ihn, „konnte ſich dieſe Gleichgültigkeit, mit der Ihr alles Irdiſche betrachtet, auch auf Eure Familien erſtrecken?" „Keineswegs," antwortete der Greis. „Als der alte Eremit mich verließ, bat ich ihn, ſich um meine Anverwandten zu erkundigen. Nach einem halben Jahre erteilte er mir den Bericht, daß meine Mutter vor einem Jahre geſtorben, und daß mein Vater aus Schmerz über einen ſolchen Verluſt ihr nach drei Monden gefolgt ſei. Mein Bruder lebte noch vor zehn Jahren und zeichnete ſich in ſeinem Stande rühmlich aus. Um jene Zeit war mein Vorgänger geſtorben, mir gelang es nicht, fernere Nachrichten einzuziehen, und wahrſcheinlich wird mein Leben ſich enden, ohne jemals erfahren zu können, ob er mich überlebt. Doch des Himmels Wille ſoll geſchehen! Bald werde auch ich dieſen Ort meines dreißigjährigen Aufenthalts verlaſſen. Sechsundzwanzig Jahre hatte ich in der Welt zugebracht. Gram und Kummer haben meine Jahre

verdoppelt, daß ich gegen den Gang der Natur mich ſchon frühzeitig unter der Laſt des Alters beugen mußte.

Dem traurigen Vergnügen, die Hülle meiner Geliebten zu betrachten, opferte ich die Pflicht, meine Mutter zu tröſten. Auch ſie ſtarb durch mich, und mein Vater folgte ihr. So habe ich Unglückſeliger allen, die ich liebte, und von denen ich geliebt ward, den Todesſtreich verſetzt! Welch unendlicher Schatz von Erbarmnis wird dieſe Verbrechen tilgen! Vierzehn Tage, nachdem er dieſe Grotte verlaſſen hatte, ſtarb auch Francesco an einem hitzigen Fieber. Von Marien, die ſo ſchändlich ihre Gebieterin verlaſſen hatte, konnte ich nie wieder etwas erfahren."

Hier endete die Erzählung des Greiſes. Oft hatte er aus Schwäche ſeinen Vortrag unterbrechen müſſen, und ſo war der Abend herangerückt. Wir verzehrten unſer Abendbrot, mein Wirt nahm ſehr wenig zu ſich. Darauf legten wir uns zu Bette. Ich ſchlief nicht beſſer als in der erſten Nacht. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlaſſen, als der Pfarrer in Begleitung eines ſpaniſchen Kapitäns, der ſeit einigen Tagen bei ihm wohnte, in die Grotte trat. Dieſer gute Geiſtliche war ſeiner Gewohnheit nach gekommen, die Seele ſeines Freundes mit himmliſcher Stärkung zu laben. Er bat uns, ihn mit Anſelmo (dieſen Namen hatte Alfonſo ſeither angenommen) allein zu laſſen, und ſchlug uns vor, uns indeſſen entweder in die äußere Grotte zu begeben, oder des ſchönen Tages halber einen Spaziergang in die Gebirge zu unternehmen. Wir wählten das letztere. Der Kapitän ſchien in wichtigen Gedanken vertieft. Meine Bemerkungen über die Gegenden, an denen wir vorüberzogen, vermochten ihn nur auf Augenblicke aus dieſem Tiefſinne zu reißen. Ich knüpfte ein anderes Geſpräch an; ein weites Feld bot uns der Krieg auf der Halbinſel. Mit glühendem Eifer ſprach er von ſeiner Liebe gegen den König und ſeinem Abſcheu vor deſſen Feinden. Mit gleicher Wärme

erhob er das Benehmen des Königs von Frankreich, den Mut seines erlauchten Neffen, und die Tapferkeit der Truppen, die er zum Siege führte. Doch bald versank er wieder in tiefe Gedanken. Da ich ihn erst seit einer Stunde kannte, wagte ich es nicht, ihn über den Grund seines Tiefsinns zu erforschen, welcher sich noch mehr seiner bemächtigte, als wir in die Grotte zurückgekehrt waren. Der Pfarrer bemerkte diese düstere Stimmung und fragte teilnehmend: „Was ist Ihnen, Don Almeza?“ — „Almeza?“ rief der Eremit, wär's möglich?“ „Ja,“ rief der Offizier, sich in seine Arme werfend, „ja, ich bin dein Bruder!“ — Sie hingen einige Zeit in dieser süßen Umarmung. Der Eremit fand wieder Tränen, und beide Brüder weinten gerührt. „O, mein Gott!“ rief er im Übermaße des Glücks, „so hast du den letzten Wunsch, der in dieser Einsamkeit meine Seele beschäftigte, gnädig gewährt!“

Der Tag verstrich unter den Herzensergüssen der glücklichen Brüder, und unter dem Glückwunsche und den Freudenbezeigungen des Geistlichen, an welchen auch ich den herzlichsten Anteil nahm. Letzterer kehrte in sein Dorf zurück, doch Almezas Freude war zu groß, um sich in einigen Stunden auszusprechen. Er wollte noch einige Tage bei dem Bruder verweilen, doch ich dachte mit Anbruch des nächsten Morgens meinen Weg fortzusetzen.

Nach der Entfernung des guten Pfarrers schien Vater Anselmo, der sein möglichstes aufgeboten hatte, ihn zurückzuhalten, von einem tiefen Gedanken ergriffen; nur mit Zerstreuung erwiderte er die Liebkosungen seines Bruders. Doch plötzlich glänzte eine himmlische Heiterkeit auf seiner Stirne, mit Heftigkeit drückte er den Kapitän ans Herz, und rief mit verklärtem Antlitz: „O, Bruder! Bruder! wie teuer ist mir dieser Augenblick, wo dich der Himmel als Pfand seiner Barmherzigkeit mir wieder geschenkt hat! Alle Freuden meines Lebens vereinigen sich nun in ein Wonne-

gefühl. Bald werd ich auch meine Mutter wiederfinden, bald wird ein himmliſches Band mich auf ewig mit Konſtantinen verbinden. Ja! ich fühl es, inmitten jener herrlichen Freuden wird dein Andenken mich umſchweben. Und dich, junger Fremdling, dem ich dieſen ſchönen Augenblick verdanke, möge ſchon hienieden die Fülle des Glückes beſeligen, und möge dereinſt, wenn auch dir die Stunde geſchlagen, dein Blick liebend auf einem teuren Verwandten ruhen, und dein letzter Atemzug ſanft verhauchen, wie der meinige!" Bei dieſen Worten ſank ſein Haupt auf die Schultern ſeines Bruders. „O Himmel!" rief der Kapitän, die kalte Hand des Greiſes ergreifend, „er iſt tot!" Er erhob deſſen Haupt, um in den Augen noch Leben zu ſuchen, doch umſonſt! Sie hatten ſich auf ewig geſchloſſen. Er hatte nicht Kraft genug beſeſſen, den ſtürmiſchen Empfindungen dieſes Tages zu widerſtehen. Beſtürzung und Schmerzgefühl hatten den Kapitän erſchöpft, doch ſammelte er noch alle Kraft und half mir den Leichnam auf das Lager heben. Wir brachten die Nacht wachend und betend an dem Bette zu. Die übrige Zeit verwendeten wir, Konſtantinens Sarg in die Gruft zu legen, die der Eremit ihr neben der ſeinigen gegraben hatte. Wir erachteten dies für nötig, um den Bauern, welche ihm die letzte Ehre zu erweiſen kommen würden, nach ſeinem Tode nicht ein Geheimnis zu entdecken, welches er ihnen im Leben verborgen hatte. Nach Erfüllung dieſer traurigen Pflicht ſtellte ich es dem Kapitän frei, ob er lieber bei ſeines Bruders Leiche verbleiben, oder den Pfarrer holen wolle; er wählte das erſtere. Ich ging daher zu dem edlen Geiſtlichen, den dieſer plötzliche Todesfall ganz außer Faſſung brachte. Doch die Religion flößte ihm bald Stärke ein, und er folgte mir zur Grotte. Hier ſegnete er die Erde, die ſeinen Freund bedecken ſollte, und half ſelbſt, ihn zur letzten Wohnung zu geleiten. Häufiges Schluchzen unterbrach ſein Gebet; die Bauern weinten, als wenn ihnen ein Vater geſtorben wäre.

Nach dieser ehrwürdigen Zeremonie entließ der Pfarrer das Gefolge, und schlug uns vor, jenen Stein vor dem Eingange der Grotte zu befestigen. Der Kapitän nahm mit Freuden diesen Vorschlag an, da hierdurch die Hülle seines Bruders keinen lästigen Besuchen mehr ausgesetzt war; doch schmerzte es ihn, daß hierdurch auch ihm der Weg zu jenem Orte verschlossen wurde, wohin seine Erinnerung ihn so oft zurückführen mußte.. Ich war hiermit sehr zufrieden, da ich jedem Wanderer die Gelegenheit benommen sah, gleich mir den Gefahren des Todes preisgegeben zu werden. Des Geistlichen Vorschlag wurde mithin angenommen, und alsogleich, obwohl nicht ohne große Schwierigkeiten, ausgeführt. Wir mußten einen großen Haufen Steine herbeischleppen, um den Landleuten auf immer den Zugang zu verschließen; endlich gelang es uns, die Steinplatte von innen zu befestigen. Da die Nacht hereinbrach, beredeten wir den Pfarrer, in sein Dorf zurückzukehren, um den Bauern, die über sein Ausbleiben besorgt sein dürften, keine Gelegenheit zu geben, zur Einsiedelei wiederzukommen. Er verließ uns, nachdem wir ihm versprechen mußten, von ihm Abschied zu nehmen, bevor wir uns an den Ort unserer Bestimmung verfügen wollten.

Wir beide brachten die Nacht in diesem traurigen Orte zu. Noch hatte die Morgensonne den Himmel nicht gerötet, als wir schon unser Gebet am Grabe verrichtet und Anselmo das letzte Lebewohl gesagt hatten. Wir beschäftigten uns nun, auch jenen Eingang von außen zu verstopfen, welchen der Eremit mir zur Beruhigung gezeigt hatte, und der, außer mir, nur dem Pfarrer bekannt war. Die Bauern mußten bei ihren Besuchen immer die Vorsicht gebrauchen, einen aus ihnen draußen stehen zu lassen, um den Stein wenden zu können. Unsere letzte Arbeit war minder beschwerlich und langweilig, als die erstere, da dieser Ausgang nur den Raum eines Mannes faßte. Ein Leichtes war es uns, ihn

von außen mit Erdſchollen zu bedecken, die wir zu dem Behufe von den Gebirgen herabrollen ließen. Nachdem wir unſer Werk geendet, warf ſich der Kapitän auf die Knie und betete nochmals für den Bruder, den er eben ſo ſchnell verloren, als wiedergefunden hatte. Er hinterließ in der Nähe ein Merkmal, um den Ort zu bezeichnen, im Falle, daß er wiederkommen und deſſen Inneres beſuchen wollte. Wir begaben uns nun nach der Wohnung des Pfarrers, der mit uns über den ſchmerzlichen Verluſt in Tränen zerfloß. Wir nahmen Abſchied voneinander und verſprachen uns gegenſeitig zu ſchreiben und eine Freundſchaft fortzuſetzen, die ſich unter ſo ſeltſamen Ereigniſſen gebildet hatte. Ich reiſte meinem Regimente nach; der Kapitän, den eine unbedeutende Wunde am Vorderarme außerſtand ſetzte, ſeine Kriegsdienſte fortzuſetzen, verfügte ſich nach Sevilla.

Als ich ſpäter über den Eindruck nachdachte, den der Widerſtand des Steines, der ſich ſonſt ſo leicht wenden ließ, auf die Gemüter der Bauern machen würde, ſo trug ich keinen Zweifel, daß ſie hierin nicht das Spiel einer übernatürlichen Macht erblicken würden, und daß dieſer Umſtand vielleicht Stoff zu manchem jener Märchen liefern könnte, womit ſich die Landleute unter allen Himmelsſtrichen ſo gerne die Winterabende verkürzen.

Regiſter

der Überſchriften und Anfangszeilen aller in den Bänden 1—10 vorkommenden Gedichte Anaſtaſius Grüns.

Die Überſchriften ſind mit *bezeichnet; Gedichte anderer Verfaſſer bleiben hier unberückſichtigt!

Abend iſt's; die Girandolen . 5,127
*Abfahrt nach Innsbruck . . 5,99
*Abſchied 5,93
Ach, könnt' ich die Welle ſein . 2,18
*Adieu 4,76
*Agnes 8,41
Alexander Ypſilanti 5,154
Alles iſt trefflich beſtellt . . . 4,77
Allmorgens, wenn das Frührot 5,32
*Alpengeiſter 7,149
Alpenſöhne, frei und bieder . . 2,52
Als an ihrem Mund ich hangend 2,26
Als der Herr die Roſ' erſchaffen 2,9
Als dieſes Tal 1,165; 7,127
Als durch den Rhein gewallt . 2,121
Als Lenz die Erde wieder . . 5,37
Als Lilienkron' 9,124
Als Robin fünfzehn Monde . . 9,105
Als Robin kam 9,48
Als wettergleich fernher . . . 3,75
Alt bin ich geworden 8,91
Alt Heiligland 3,67
*Alte Geſchichten 5,155
Altes Mütterlein wallt . . . 8,36
Am Demant brichſt du . . . 3,97
Am Hochaltar, umflammt . . 6,27
Am Innſtrand harrt ein Schifflein 5,99
Am Kloſter San Lorenzo . . 2,88
Am Peſtkordon der Grenzſoldat 2,195
*Am Rhein 2,113
*Am Strande 2,31
Am Ufer dort 9,127
Am vollen Erntewagen . . . 2,133
Am Zellenfenſter lehnt . . . 6,39
*An 4,77; 4,77
An dem Mal des Helden ſchleichen 3,128
*An den Kaiſer 5,170
An der Feſte Wall und Warten 2,85
An der Staatsuhr 4,79
*An die Königin Marie von Neapel 4,62
*An die von Graz nach St. Petersburg zur Weihnachtsfeier gereiſte Baronin Stieglitz . . 4,94
*An die Waſſerſcheuen 4,8
*An einen abgeordneten Kleriker 4,79
*An Franz Grillparzer . . . 3,60
*An Jakob Grimm 2,126
*An Ludwig Uhland 5,120
*An meine Mutter 4,7
*An Nikolaus Lenau . . 3,75; 7,56
*An Oskar und Erich Schmidt in ein Exemplar der Gedichte . 4,96
*An Otto Prechtler 4,66
Ans Meer, gleich dieſem . . . 6,9
Ans Pfarrhaus kam 7,210
*Anton von Schmerling . . . 4,79
*Antworten 5,142
*Apoſtaſie 2,114
*Archipelagus der Liebe . . . 2,48
*Auch ein Verein 3,90
Auf brechen wieder 3,156
Auf Cypern iſt es Roſenszeit . 2,181
Auf dem grünen Tiſche . . . 5,165
*Auf dem Meere 2,49
*Auf dem Schlachtfelde von Aſpern 5,135
Auf dem ſchwarzen Berge . . 8,28
Auf dem Turme von Cremona . 4,66
Auf der Hauptwacht ſitzt geſchloſſen 2,65
Auf eine weiche weiße Hand . 3,92
Auf einem Hügel 4,54
Auf eines Berges Rücken 2,64; 5,93
Auf eines Hügels Fläche . . . 5,58
Auf Flanderns Fluren . . . 5,47
Auf hochgeſtapelte Ballen blickt . 2,31
Auf ſchönem Felde 8,94
Auf ſchwarzbehangenem . . . 4,21
Auf ſtillem Teich 3,93
Auf und nieder 8,25
*Auferſtehen! 3,140
*Aufruf 5,29
Aufs Meer bin ich gefahren . . 2,49
Aug' in Auge lächelnd ſchlangen 6,5
Aus Czechs und Attilas Geſchlecht 7,61
Aus dem Röhricht fliegt der Reiher 3,114
Aus der dumpfen Siechenſtube . 5,125
Aus der Gruft heraus . . . 2,152

*Aus Gastein 2,109
*Aus Helgoland 3,66
Aus Sankt Juhi Klosterhallen . 2,148
*Ausblick 3,101
Austria, man schnitt dir zwei . 3,89
*Bankakte 4,79
*Bankfrage 4,78
Bas' und Vetter tafeln im Frein 2,149
Baß ist der Regens Chori . . 7,23
*Bauernkrieg 7,74
*Baumgartner 4,78
*Baumpredigt 2,58
*Begegnung 3,15
*Begrüßung des Meeres . . . 2,29
Bei den Dichtern 4,13
Bei der Arbeit magst du singen 3,98
*Bei Radetzkys Bestattung . . 3,49
Beim Teeverein jüngst . . . 4,12
*Belvedere 3,125
*Bestimmung 2,9
*Bestrafte Untreue 8,35
*Bildhauer 3,178
*Blätter und Lieder 2,9
Blumen sind 3,92
*Böser Streich 4,12
*Botenart 2,153
Brauchst nur über die Leiter . 8,93
Bring mir, Knabe 4,51
*Bundeslied 2,112
*China in Italien 2,89
*Cincinnatus 6,45
*Cuique suum! 3,91; 4,77
Da ruhst du, stiller See . . . 3,84
Da zogen dieses Wegs 9,118
*Dahin! 3,19
Dahin ist längst 2,126
*Darius und Alexander . . . 4,37
*Das Alpenglühen 2,72
Das Bächlein lärmt 3,85
Das Bienlein ist gar fleißig . 7,30
*Das Blatt im Buche 2,19
Das Dörflein Rosenhaida . . 2,179
*Das erste Veilchen 7,67
*Das Erwachen 5,40
*Das Friedensfest 5,82
*Das frohe Lied 4,13
Das graute Königspferd . . . 6,10
Das ist der vielgereiste Tourist . 2,130
Das ist im Tal ein Glänzen . 2,72
Das Kämmerlein brenne . . 8,93
*Das Kreuz des Erschlagenen . 2,81
*Das Lager 5,31
*Das Land der Freiheit . . . 2,178
*Das Morgenrot 2,14
*Das Musikantendorf 2,189
Das Prinzlein Moritz Wilhelm 7,15
*Das rechte Wort 3,154
Das sind die Fluren 2,119
Das Staatsschiff 3,94
*Das Vaterland 2,39
*Das Vermächtnis . . . 4,14; 5,101
Das war der Dechant 3,109
Das waren edler Helden drei . 8,66
*Das Weiheschwert 2,121
Das weiße Wien 8,59
*Das Wiedersehen 5,58
*Das Wiegenfest zu Gent . . 2,145
Daß er den Punkt 4,78
Daß ich ein Koch bin 4,94
Daß voll Tau die Schuhe dein 8,21
Dein Arm zuckt fiebernd . . . 3,80
Dein Banner war tiefschwarze Seide 1,165; 7,57
Dein Haus gleicht einem Buch . 3,96
Dein Ja sei lang' bedacht . . 3,92
*Dem Erzherzog-Reichsverweser 3,45
Dem Kelch dein Leben gleichen soll 3,94
*Dem neuen Burgherrn von Rabenstein 3,166
Dem Schlosse gegenüber . . . 7,85
*Dem Senior 5,132
Den Golf hinaus 6,75
Den Sieg gewann 3,89
*Den Vogel an den Federn! . 2,131
*Der alte Komödiant 2,165
Der Apfalachen Wellenberge lohn 6,70
*Der Ausgeschlossene 4,26
Der Bach tief unterm Klippenhang 2,75
*Der Bardenfels 4,46
*Der Bergknappe 4,55
*Der berühmte Chevalier von Pöllnitz am Merseburger Hofe 7,30
*Der Besuch 2,10
*Der Brautkuß 4,33
Der Brüder Mangel 6,41
*Der Deserteur 2,65
Der du Professor einst warst . 4,78
Der du vorschreitest 7,142
Der einst die Trommel . . . 3,130
*Der eiserne Mann 2,174
*Der erste Zeichner 3,83
Der ew'ge Mond 6,34
Der Friede sei mein Wort . . 3,49
*Der Friedhof im Gebirge . . 2,68
*Der Fürstenbund 5,83
Der Gärtner denkt 3,91
*Der Gefangene 8,30
*Der gefangene Räuber . . . 2,90
Der Geiger fiedle 3,69
*Der Genius 4,38
Der Graf kehrt heim 2,153
*Der Granatbaum 2,32
*Der Grenzsoldat 2,195
*Der Heilquell im Wasserfall . 2,110

*Der Herzog bereist seine Staaten 7,38
*Der Herzog besiegt die Hydra der Rebellion 5,35
*Der Herzog bestellt sein Zeughaus und wirbt sein Heer . 7,25
Der Herzog Jürg 5,75
*Der Herzog meint die Harmonie zu finden 7,27
Der ich einst spazieren ging . 3,5
*Der Invalide 2,156
*Der Jüngling im Walde . . 4,35
Der Kobboldbauer 2,167
*Der König jagt auf Robin Hood 9,107
Der König Matjasch 8,72
Der König Richard 9,101
*Der König und der Schuster . 5,53
Der Königsleue schlummert . . 5,40
*Der Lesehalle deutscher Studenten in Prag 3,64
*Der letzte Dichter 2,102
*Der Liebesgarten 2,15
Der Lotse lehnt am Fall'm . . 3,69
Der Meister hat den Bau vollbracht 7,197
Der Pag' entschuht 8,52
*Der Page 8,52
Der Pfarrer Jost 2,203
Der Riegel knarrt 6,19
*Der Ring 2,60
*Der Ritt zur Schule 2,88
*Der Schatz zu Burghausen . . 5,75
*Der Scheintote 8,32
*Der Schwimmer 8,37
*Der Sennerin Heimkehr . . 2,76
Der Sieger, ganz in Eisen . . 2,174
Der stummen Herrschaft . . . 4,80
Der Sturm braust 3,174
Der Sturzbach einst 7,43
Der tapfere kluge Held Roland 3,151
*Der treue Diener 5,50
*Der treue Gefährte 2,51
*Der Turm am Strande . . . 6,6
*Der Unbekannte 2,154
*Der Unbeständige 2,22
Der unbeweibte Ritter liegt . 2,191
*Der Verlobten 4,14
Der Vorhang rauscht 2,165
*Der Wahn 1,43
*Der Weidenbaum 2,193
Der Winter steigt 2,27
*Der Wolkenhimmel 4,40
*Der Zweikampf 5,32
Des Daseins Kelch 3,93
Des Festes Ordner 3,181
*Des Helden Bitte 8,28
*Des Herrschers Wiege . . . 5,16
Des Hügels Gras 4,23
*Des Klephten Gaben 2,176
Des schönsten Busens 6,54
*Des Wojwoden Janko Hochzeit 8,70
*Des Zechers Grab 2,75
*Deutsche Kaiserkrone . . . 8,48
*Deutscher Brauch 5,62
Deutschland ist frei! . . 1,165; 3,78
*Deutung 4,25; 5,38
Dich, ernste Wartburg 2,117
Dichter, bleib bei deinen Blumen! 5,142
Dicht umwogt von Volksmenge 5,152
Die Auen ein fürstlicher Jagdzug 3,154
*Die beiden Sängerheere . . 2,204
*Die Belagerung der Hofburg . 5,60
Die Blume, ob vergänglich . . 3,93
*Die Böhmerschlacht 5,77
*Die Botschaft 5,24
*Die Brücke 2,16
*Die Brüder 4,41
*Die Dicken und die Dünnen . 5,130
*Die Einsamen 2,37
Die Elbe fließt so still . . . 3,158
*Die Erscheinung 4,80
*Die erste Palme 2,95
Die Freude regt ihr Lenzgefieder 4,20
*Die Fürstenburg 7,188
*Die Grabrose 2,27
*Die Haarlocke 4,14
Die ihr nach des Meisters Worten 2,84
Die Insel birgt ihr Haupt . . 3,73
*Die Joppe 5,99
*Die Kranenburg 5,49
*Die Läuferin 8,25
Die Läuferin läuft 8,25
*Die ledernen Hosen 5,149
*Die Leiche zu Sankt Just . . 2,148
*Die Leidtragenden 2,152
Die Maiensonn' kommt . . . 2,170
*Die Martinswand 5,55
*Die Mode 4,13
*Die Muse vor Gericht . . . 2,70
Die Nacht ist hell 7,203
*Die neue Fahne 7,206
*Die Rede 3,145
*Die Reigerbeize 5,37
Die Rose steht 3,86
*Die Ruinen 5,166
*Die Schweiz 5,64
Die Seele warm 3,92
*Die Sendung 7,117
Die Sonne, die gar manche . 5,32
Die Sonntagssonne steht . . . 7,95
Die Stätte, wo du jetzo schläfst 4,23
*Die Strombraut 4,42
Die Stunde, wo ein Leid dich plagt 4,93
*Die Sünderin 2,44
Die Trommel will dröhnen . . 3,161

*Die Vorigen, — weniger einen 3,32
*Die Wallfahrt 5,87
Die Wandrer ziehn 7,154
*Die Wunder 2,12
Die Zeit hat deiner Ahnen Burg 3,96
*Die Zünfte 5,46
*Die Zusammenkunft 5,25
Dies in Türkenpaschas Streben 8,83
*Dir allein! 2,10
Dir, dem Geborner im Alter . 4,79
*Döbling 3,78
Doch nein, o nein! 4,65
Doch wenn einmal verbraust . 3,74
Donau, des Ostens schöne Braut 7,180
Dort am Bergschloß, daß ich raste 2,56
Dort ein Palmbaum auf der Höhe 2,95
Dort im zweitausendjähr'gen Schilderhause 6,58
Dort läßt sich's am Triumphtor 6,61
Dort liegt vor mir ein Pfad gebahnt 8,68
Dort sitzt noch an derselben Statt 3,134
Dort steht das Haus 3,170
Dort wo das ebene Blumengefild 4,42
Dort wo die Burg der Kaiser . 5,60
*Drei Brüder 8,66
Drei der Farben 2,177
*Drei Farben 2,177
*Drei Liebchen 8,19
*Drei Töchter 8,26
*Drei Walhalla-Nichtgenossen . 3,28
*Drei Wanderer 2,193
Du aber siehst es nicht . . . 3,79
Du, Geiger, beginne 8,92
Du Geist der Ungeduld . . . 2,110
Du Grabesrose wurzelst wohl . 2,27
Du grünendes Tal 3,101
Du hältst dich gut im Kampf . 3,73
Du herrlichste aller 3,20
Du hörst nicht 4,65
Du liebliche Maid 8,92
Du schiedest 2,111
*Dualismus 3,89
Dunkeln muß der Himmel . . 3,89
*Dunkle Stunden 3,89
Durch Auen der Donau 7,67
Durch das enge Tor des Städtchens 2,154
Durch das Schneefeld 3,9
Durch den Irrweg 3,96
Durch der Schöpfung 4,39
Durch der Seele Tiefen klingend 2,101; 4,17
Durch des Lebens sonn'ge Höhen 1,43
Durch die Wellen steuert . . . 3,107
Durch meines Herzens 6,12
Durchbohrt von Mausenspeeren 3,26
Edler Mann in Schwarz . . . 4,79
Ei Sommerzeit 7,115
Ei, welch wundervoller Strauß 4,20
*Ein Adler 3,128
*Ein Baum 3,186
Ein Bergknapp' fuhr oft . . . 4,55
Ein Buch hält Rübart 7,109
*Ein Dichterhaus 3,170
*Ein Feenmärchen 3,142
*Ein Festspiel 7,134
Ein Frager fragt: 3,85
*Ein friedfertiger Herr . . . 8,43
*Ein Frühlingslied in Prosa . 4,31
Ein goldner Adler 3,172
Ein grauer Fels 8,63
Ein Greis, gekrönt 4,27
Ein greiser Mönch 6,27
*Ein Held 2,116
*Ein Johannisfest 8,33
Ein Jüngling, den Wanderstab 4,35
Ein Knabe sitzt 7,225
Ein König wollte 4,31
Ein Kreis von grünen Bäumen 2,57
*Ein ländliches Fest 5,80
*Ein Liebesbote 3,176
Ein lieblich Kind 9,43
*Ein Lied das ihn nicht nennt 7,105
Ein Mädchen kniet 2,164
Ein Mann liegt 4,13
*Ein Märchen aus Franzensbad 4,56
*Ein Märchenerzähler in Irland 2,172
Ein Nordland gibt's 5,34
Ein Pfennig, in den Opferstock gerückt 3,94
*Ein Pilger 7,95
Ein Pilger zog nach Jerusalem 4,16
Ein prächt'ger Bursch 9,36
*Ein Rätsel vom Zaren . . . 3,23
Ein reizvoll Eiland 3,67
*Ein Ritt über die Heide . . 2,161
Ein Schenkhaus, draußen . . 2,55
*Ein Schloß in Böhmen . . . 2,200
Ein seltsam unerschöpflich . . 3,23
*Ein Sterbender 7,216
Ein stilles Eiland 3,66
*Ein Stück Exposition, Invokation nebst etlichen Episoden . . . 7,7
Ein Tag ist's voll Verhängnis . 7,27
*Ein Traum 2,160
Ein unklug Wort entschlüpft . 3,97
*Ein Verlassener 8,40
*Ein verzauberter Prinz . . . 8,50
Ein Vöglein setzt sich 6,16
*Ein Wintertag 7,221
*Eine Bauernhochzeit 7,155
*Eine Begegnung 3,152
Eine Brücke kenn' ich, Liebchen 2,16

*Eine Fensterscheibe 6,23
*Eine Gebirgsreise 7,127
*Eine Hexengeschichte 3,35
*Eine Jahresfeier 3,26
Eine Schwalbe in den Lüften . 5,137
*Eine Vision. Die Saiten klingen aus 7,43
*Einem andern 3,92
*Einem auswandernden Freunde 5,160
*Einem Autographensammler . 3,91
*Einem Freunde 2,105
*Einem Gesunden 2,111
*Einem Hochtory 3,86
*Einem jungen Freunde . . . 5,122
*Einem neuen Ritter des Goldenen Vließes 4,79
*Einem Pädagogen 3,91
*Einem zum 70. Geburtstage mit der Erinnerung an die Spaziergänge eines Wiener Poeten glückwünschenden Freunde . 4,76
*Eins und zwei 4,11
*Einsam 3,89
Einsam liegt ein Häuschen . . 2,41
Einsam stand ein grauer Felsen 2,37
Einst als in tiefem Sinnen . . 5,50
Einst an jenem großen Tage . 2,106
Einst schlief ich 2,204
Einst zog Robin 9,83
*Einzug 5,89
Eisblumen, starr, kristallen . . 2,109
*Elfe und Kobold 2,62
*Elfenkönig O'Donoghue . . . 2,170
*Elfenleiden 2,61
*Elfenliebe 2,169
*Entscheidung 5,34
*Epilog 5,107; 5,173; 6,98
*Erhörung 3,86
*Erinnerung 2,28
*Erste Nacht 2,109
Es beschaut in Wellenklare . . 2,73
Es blickte Pinzenauer 5,79
Es blinken die Alpenzinnen . . 2,76
Es blinkt ein Dörflein . . . 2,189
Es geht durchs All 3,82
Es glüht das Meer 2,48
Es hat bei uns viel Schnee geweht 8,20
Es hat das Herz 5,89
Es hat ein Stern geleuchtet . . 3,18
Es ist der Knabe Moriz . . . 7,22
Es kam der Herbst 3,76
Es kam der Lenz 2,169
Es kehrte singend wieder . . . 5,25
Es keimt ein Saatkorn 3,104
Es klang gar rauh 4,76
Es kneipt mich, es reißt mich . 8,91
Es kreist im Wechselsprung . . 4,37
Es lag ein lockiger Knabe . . 2,23
Es liegt, es liegt 8,40
Es nennen dich die Leute . . 4,77
Es ragt ein blankes Schloß . . 8,43
Es ritten über die weite Heide . 2,161
Es sank im fernen Westen . . 5,77
Es schlief ein Greis 2,178
Es segelt sanft auf Silberwogen 4,20
Es steht ein Fels 4,46
Es steht eine goldene Wiege . 2,145
Es steht, es steht . . . 3,41; 3,56
Es wallt ein düstrer Pilger . . 2,24
Es war ein seltner Lenz . . . 3,45
Es war ein Tag 9,70
Es war im krausen Jahr . . . 3,32
Es war zur Zeit 9,114
Es wäre Schlafenszeit . . . 2,109
Es wird, wer heuer nicht recht klug 4,16
Es wogt ein Schiff 6,65
Es ziehn drei Gesellen . . . 2,198
*Etwas von dem Riesen Einheer 7,32
*Familiengemälde 2,11
Feldgrüne, Meeresbläue . . . 2,96
*Fels im Strom 3,158
Fern der Stadt, auf einem Hügel 5,126
Fern im Lande Steier . . . 4,63
*Fern und Nahe 4,11
Fern vom Granatenhaine . . 2,32
*Fernsicht 3,111
*Festgruß 3,53
*Flursegen 8,17
*Fort Belvedere 2,85
*Frage 4,97
*Fragen 2,21; 3,24
Frei, frei bin ich! 6,21
*Freiheit 5,73; 3,21
Freiheit ist die große Losung . 5,141
Freund! Soll dein künftig Glück 1,30
Freundchen, wir gehen ja . . 4,77
Friedhof der Alpen 7,68
*Frist 4,39
Früh am Morgen 4,85
Frühling ist's in allen Räumen! 2 9
*Frühlingsbotschaft 5,52
*Frühlingsgedanken 5,126
*Frühlingsgruß 3,44
Frühlingsluft weht allbelebend! 5,173
Frühlingslüfte, weiche, milde . 3,183
Fünf Kunstjünger 3,90
*Fünf Ostern 6,78
Fünfzig Jahre sind's 5,130
Für ein Volk getreu und bieder 5,129
*Für einen Rompilger 4,61
Fürst, Trotzbub, Ritter, Gauner 5,91
Fürwahr, ein friedlich Städtchen 5,31

Gar so schön kuckuckt der Kuckuck 8,23
*Gastrecht 5,154
Gebt mir ein Buch! 6,13
Gegenüber der Hofburg steht . 2,131
Geh doch, Minka 8,25
Gehoben fühlt 3,58
Gepflanzt hat eine Rebe . . . 5,20
Gerad' hab' ich meine Freude . 4,19
Geschmückt zum Festmahl . . 3,137
Gewalt'ge Tische 6,28
Gewaltiger Fürst, Matjasch . . 8,78
Gibt es kein Sonnenlicht. . . 8,93
Gigante du 2,111
*Gimpel 2,137
*Glockenruf 3,104
*Glück oder Unglück? 4,9
Glückauf! Die Stufen . . . 3,64
Glückauf, ein Jahr der Hast vorbei! 6,20
Glücklich heißt wer sorgenfrei . 3,95
Glücklicher, dir ward gegeben . 2,105
*Gneisenau in Erfurt 3,161
*Gondelfahrt 2,43
*Goethes Heimgang 2,109
Gott grüß' dich, braver Dichter 1,40
Götterruhm ist das Gelingen . 3,94
Grau umflort schleicht . . . 3,140
*Gregors Schwester Alenka . . 8,68
*Grillparzer, An Franz . . . 3,60
*Grimm, An Jakob 2,126
Großvater und Großmutter . . 2,11
*Guinegate 5,85
*Gute Lehren 3,151
Guten Abend, Herr vom Hause 8,17
*Guter Ausgang 5,44
Habt mich mit Speis' 3,178
*Harfe und Elemente 4,27
Harlems glücklichster Bürger . 2,197
Hast du mich weinen gesehen . 4,93
Hast uns den Mirabeau . . . 4,78
Hat verlobt sich 8,70
Hatt' ein Weib drei Töchter . 8,26
Hatt' einst einen Lieblichen . . 8,92
Hätt' ich gar nichts anders . . 8,90
Hätt' ihn wohl gerne 8,91
*Hauskauf 2,167
*Heimkehr und Einzug . . . 7,180
*Heimliche Liebe. 2,203
Heimwärts kam ein Klephte . . 2,176
*Heinrich Frauenlob . . 1,41; 4,45
Held Dietrich von Bern . . . 7,31
*Held Teuerdank 5,104
*Helgoland 3,81
*Hellas 2,33
*Herbst 5,14
*Herbstgefühle 7,221
Herbstlich über Kiperns Fluren 5,135
*Herr Abbé 3,111
Herr Keppenoll im Rathaus . 5,49
Herr Ruhart sinnt auf Rache viel 47,7
*Herzogsstuhl und Fürstenstein 7,168
Heut' als Apostel 4,78
Hie Welf! Hie Waiblinger! . 3,114
*Hier wird Spielzeug verfertiget 7,41
Hingekauert an der Straßen . 2,89
Hoch auf dem Eisendraht . . 4,64
Hoch auf seiner Burg 5,149
Hoch rühm', ich mir 1,41
Hoch über Innsbrucks Talgrund 5,96
*Hochzeit der Vögel 3,18
*Hoher Besuch 7,210
Hör' des Sterbenden Vermächtnis 4,14
Hör' immer dich jammern . . 8,91
Horch, Liebchen! 4,10
Horch, Mitternacht vorüber . . 3,48
*Hymne an Österreich 5,148
Ich bin ein Jägersmann. . . 4,94
Ich fuhr aus Wiens Gemäuern 2,206
Ich ging hinaus 2,18
Ich grub in Gold 4,10
Ich hab' eine alte Muhme . . 2,19
Ich hab' es satt 7,149
Ich hatt' einst einen Genossen treu 2,51
Ich hegte neun Freund' . . . 4,26
Ich höre Lieder 2,123
Ich lag im weichen Gras . . 6,6
Ich lieb's, im Bücherstaub . . 3,85
Ich mag nicht die Reiche . . . 8,90
Ich sah der Äbte Bilder . . . 6,30
Ich saß auf einem Berge . . 2,60
Ich schaute Bilder 6,17
Ich singe jenen Helden . . . 7,7
Ich sprach nur ein wenig . . 8,90
Ich stand auf Helgoland 1,161; 3,81
Ich stand im Klosterhof . . . 6,33
Ich war bescheidener 6,8
Ich wollt' ja gern der Eure werden 4,18
Ich wollt', wenn nur das Wünschen hilft' 2,43
Ich zog aus meinem Strohbett 6,15
Ihr, denen in die Hände . . 6,9
Ihr, einer Mutter Sprossen . 3,17
Ihr fragt mich lächelnd . . . 6,23
Ihr Kinder, laßt mir verschont 2,142
Ihr meine Grüße 6,56
*Ihr Name 4,10
Ihr Spinnenflore, Efeuhecken . 3,168
Ihres Herzens heil'ge Zelle . . 3,19
*Illyrien 4,52
Im Abendrot glüht 5,107
Im alten Böhmen 4,56
*Im Bade 3,18

°Im Vatikterio zu Florenz . . 2,84
Im Beichtstuhl sitzt 6,29
Im Blachfelde ringen . . . 3,120
Im deutschen Lagerfelde . . . 5,54
Im Edelhof zu Mödling wohnt 7,88
Im Einklang Kopf und Herz . 3,95
Im fernen, fernen Meere . . 2,160
°Im Freien 4,50
Im Gartenplan vor der Schenke 2,156
Im Gewande der Trauer . . 2,128
Im Glücke nicht jubeln . . . 4,96
Im Golf Neapels 6,45
°Im Herzogsschlosse 4,72
Im Hofraum flüstert 3,77
Im Kloster Königsfelden . . . 5,66
Im Klosterdome prangt . . . 6,37
Im Klosterkeller ragt 6,36
Im Lippenrosenbett 2,116
Im luft'gen Barnsdal . . . 9,96
Im Marmorsaal 3,145
Im Orient, wo — 6,78
°Im Pfarrhause 7,203
Im Pred'gergarten prunkt . . 3,71
°Im Reichsrate 3,87
Im Saalgewölb' des Urwalds . 6,74
°Im Schlitten 3,9
Im Sommer 9,45
Im Sommer war's 9,78
Im Sommer, wenn der Hain . 9,54
°Im Tode Wahrheit 8,56
Im Tuilleriengarten 3,186
Im Turnierplatz einer Tenne . 2,135
Im Waldesraum 9,93
°Im Winter 2,27
Im Zirkus dort 6,68
In Böhmens Bergen 2,200
In dem Bürgerzeughaus . . . 5,155
°In den pontinischen Sümpfen 2,96
In der Nähe, in der Ferne . . 3,60
In der Welt fährst du am besten 3,95; 4,95
In des Waldes Kathedrale . . 2,137
In des Wirtes Gartenlaube . 5,133
In dunkler Nacht 7,216
°In einem Band seiner Gedichte einer treuen Dienerin des Hauses gewidmet 4,95
In geheimer stiller Freude . . 2,61
In jeder Menschenbrust . . . 3,94
In kühler Grotte sitzt Merlin . 3,38
In Mainz ist's so d' 4,45
In meinen späten Tagen . . 3,14
In Nottingham 9,89
In Nottingham ein Gerber war 9,73
In Shannons Flut 2,172
In unsern weichen seidnen Zeiten 5,11
°In Weides 5,101
°In Wien 3,118
In würz'ger Luft 3,99
Indes wir beim Turniere . . 5,29
Indes wir im Stübchen . . . 2,17
°Intermezzo als Arabeske . . 7,22
Ist heut' der Tag' 6,60
Ist's nur die Luft 7,117
Ja, es ist ein Jahr gerade! . . 3,11
°Jagello 3,147
°Janko 3,36
Johannis feiern Jungfraun drei 3,33
°Johannisminne 7,121
Johannisnacht ist's, Sonnenwende 7,105
Jung gefallen wollen . . 3,95; 4,96
°Junggesellentod 2,191
Jüngst stand ich früh 2,14
°Kaiser, An den 5,170
°Kaiser Rudolf der Zweite . . 5,147
°Karl der Kühne 5,21
°Karls Tod 5,22
Kaum schlummert' ein wenig . 3,93
Kaum zwanzig Jahr 9,38
°Käuzchen und Eule 3,19
Käuzlein sitzt auf dem Zweige . 3,19
Kein Füllhorn 3,93
°Kelterspruch 7,232
°Kern und Schale 2,55
°Kirchweihe 7,197
°Klein John und die vier Bettler 9,98
Kleinod, das als goldnes Wölkchen 4,14
°Knabe als Jägersmann gekleidet 4,94
°Knabe als Koch gekleidet . . 4,94
Knes Mithel 8,54
°Knospen 3,21
°Kolibri 2,136
Komm, Mädchen 4,50
Komm, Muse meines Liedes . 2,70
Kommt zu Roß geritten . . . 3,26
°König Amfel 3,19
°König Marko 3,63
°König Matjasch gefangen . . 3,78
°König Richard und Robin Hood 9,101
°König Rudolf von Böhmen . 3,60
Königssohn tränkt seine Pferde 3,57
Könne wollen 3,97
°Kopf und Herz 3,17
°Kränze 3,25
Kunst üben kann nur der Erkorne 3,93
°Kunstberuf 3,104
Lächelnd, mit rückgeworfenem Haupt 4,79
°Lamberg und Pegam . . . 3,59
Lak, Pfaffe, sehn 7,188
Laut, laut! ruft ihr mir zu . 4,77
°Läuterung 3,8

*Lebensregeln 4,96
Lebewohl, du lieber Pilger . . 5,160
Lebt nun wohl ihr Räume . . 4,76
*Legende 2,64
*Lenau, An Nikolaus . . 3,75; 7,56
*Lenzfeier Allerseelen 7,65
*Lichtenfels 4,78
*Liebesbangen 8,22
*Liebfrauenkirche 3,103
*Lied 4,51
*Lied vom Entsatze Wiens . . 4,84
*Liederquell 2,23
Liegst, Italia, du schöne . . 2,82
Liegt auf dem Rabenberg . . 7,59
Liegt dort, liegt die schöne Edne 8,37
Liegt ein armer Krieger . . . 8,30
*List gegen List 7,88
Lodert, ihr deutschen 3,115
*Ludomirski 3,185
Lustig kommt das Schiff geschwommen 2,33
Mädchen, sahst du jüngst mich weinen? 2,20
Mädchen sind ein Blumenvölklein 2,22
*Magie 3,18
*M gua charta! 3,137
Maid, nimm dir den Geiger . 3,90
Maienwonne, Maienblüte . . 3,94
*Majorität der Erblichen . . . 4,77
*Malplaquet 3,120
Man schreibt auf manchen Stein: 3,98
Manchen Priester kennt die Sage 5,132
Mancher Brautkranz sproßt' und blühte 2,25
Mann mit dem schwarzen Bart 3,71
*Mannestränen 2,20
*Mara 8,25
*Maria Grün 2,151
*Maria Theresia 5,151
*Marie von Neapel, An die Königin 4,62
*Marko Kraljewitsch findet den Säbel seines Vaters . . . 4,85
*Marko Kraljewitsch und die Vile 4,89
*Mautbordon 5,131
Max steht am Gitterfenster . . 5,52
*Max und Türer 5,91
*Max vor Tendermende . . . 5,41
*Max vor Kufstein 5,79
Max wollt' aus Augsburg reiten 5,92
*Maximilian römischer König . 5,44
*Meer 3,85
*Meerfahrt 2,36
*Mein Frühlingslied 2,13
Mein Mann, mein Mann . . . 8,82
Mein Nam' ist Kolibri . . . 2,136
Meiner Hoffnung fromme Blume 5,158
Mildtätigkeit, du bist 3,96
*Minka 8,25
*Minorität der Lebensüberdrüssigen 4,77
Mir lehnt an die Wange . . 8,93
Mit dir zu jubeln 4,23
*Mit einer Uhr als Angebinde für seine Gemahlin 4,9
Mit flatternden Federbüschen . 3,16;
Mit frischem Mut 7,134
*Mit meiner Silhouette . . . 4,59
Möchte jedem gern die Stelle zeigen 2,10
*Moderne Panacee 3,82
*Mola di Gaeta 2,98
Müden Haupts in Staub . . 3,177
*Mumie 3,183
Mutig zogen einst zwei Waffenbrüder 4,89
*Mutter, An meine 4,7
Nach Bergen und Tälern . . 8,92
*Nach dem Schützenfeste . . 3,56
*Nachruf an Preschern . . . 3,99
*Nachtgedanken 5,136; 7,203
Nachtigallenmacht 3,147
*Naherer da! 5,133
Nah des Grenzpfahls 2,79
Natur in ihrer Trauer . . . 3,14
*Neuberg 7,127
*Neue Liebe 2,21
*Neujahrslied 3,17
Nicht außen nur 3,93
Nicht fern von Tronnanne . . 5,87
Nicht im Orkane 3,81
Nicht mit Spießen 3,112
*Nithart 7,65
*Nithart ein Prediger 7,74
Noch als ein junges Bürschlein zog 5,122
*Novara 3,130
Nun auf dem Meer 3,70
Nun hab' ich ein Liebchen . . 8,93
Nur über meinen Leichnam . 4,79
O baut ein Kirchlein 8,32
O betet und bittet 8,91
O deutscher Ruhm 3,28
O Ferdinand, dem's tief gelang 3,40
O Freiheit, voller Glockenklang 7,168
O Fürst, dein Dichter könnte . 7,41
O haltet das Symbol mir wert 7,206
O Herbst, in den lichteren Tagen 7,221
O hört' ein Lied ich 3,76
O Linde grün 7,85
O Mädchen, das sie hier begraben 2,28
O scheine, Sonne, scheine . . 8,24
O schönes, feierliches Trinken . 7,121
O Sommerzeit in grünem Kleid 7,78
O stillen Fließes 3,68
O Tod, du wark 3,69

O träume, was dein Herz . . 3,78
O treibe der Wind doch . . . 8,94
O Welt, du treibst 4,12
Ob Alltags- oder Festgewand . 3,94
Ob dir die Brust 3,75
Ob' ist dies Eiland 3,74
*Officium Rakozianum . . . 3,156
Oft des Tags und oft des Abends 2,10
Ohne weißes Papier 3,91
*Otto 7,117
*Paradiesvogel 2,139
Philemon wohnt im Marchfeld-
bann 7,107
*Philomele 3,81
*Pinie und Tanne 3,79
*Poesie der Zukunft 3,82
*Poesie des Dampfes 3,123
Poesie, wo ist sie? 3,94
Poet, geschmiedet 3,87
Pompejis Bürger, du 6,49
*Prechtler, An Otto 4,66
*Prediger in der Wüste . . . 4,77
*Preschern, Nachruf an . . . 3,99
*Priester und Piaste 5,129
*Prolog 2,7; 3,58
*Querfack 3,177
*Rabenkyß. Bei Bestattung . . 3,49
Ragt ein schwarzes Schloß empor 3,47
Rasch springt der Seemann . . 4,7
*Rauscher 4,78
Reich her mir den Quadranten . 4,60
Reich ist das Meer! 3,84
*Renegatenspiegel 5,164
*Rezept für die Heiterkeit . . 4,97
Riesin Austria, wie herrlich . . 5,143
*Robin Hood rettet der Witwe
drei Söhne 9,85
*Robin Hood und Allin vom Tal 9,93
*Robin Hood und der Bettler . 9,114
*Robin Hood und der Bischof . 9,70
*Robin Hood und der Bischof
von Hereford 9,96
*Robin Hood und der Gerber . 9,73
*Robin Hood und der goldene
Pfeil 9,89
*Robin Hood und der Klosterbruder 9,78
*Robin Hood und der Töpfer . 9,45
*Robin Hood und Guy von
Gisborne 9,63
*Robin Hood und John Klein . 9,36
*Robin Hood und Königin Katha-
rine 9,109
*Robin Hood und Maid Marian 9,43
*Robin Hood verläßt den Hof . 9,105
*Robin Hood zur See 9,121
*Robin Hoods Gang nach Not-
tingham 9,36
*Robin Hoods Geburt 9,34
*Robin Hoods goldner Lohn . 9,83
*Robin Hoods Kirchengang . . 9,54
*Robin Hoods Tod 9,127
Robin nahm Gold 9,109
*Römischer Wegweiser 3,87
*Roschlin und Verjanko . . . 8,52
*Rosenhaidas Untergang . . . 2,179
*Roter Hahn 2,141
*Salonszene 5,127
*Sankt Hilarion 2,181
*Sankt Stephans Eid 5,145
*Sankt Ulrich 8,87
Sankt Ulrich stand frühmorgens
auf 8,87
*Schillers Standbild 2,115
*Schloß Wartenberg 4,54
*Schlußrede des Präsidenten . 4,79
*Schluß-Tedeum 4,80
*Schmerling, Anton von . . . 4,79
Schmettre, du Lerche von Öster-
reich 1,146; 3,44
*Schmidt, An Oskar und Erich. 4,96
Schön' Dank für Eure letzten
Novitäten! 1,71
Schon glänzt der Mond . . . 2,46
Schon stehn die Bundesheere . 5,85
Schon strahlt auf alle Lande . 5,104
Schön Vöglein im Walde . . 8,91
Schöne Vida jätet Hirse . . . 8,50
Schöne Vida stand 8,38
Schönste, darf mit stillen Wünschen 4,17
Schritt ein Dichter 3,142
Schutzfreie Lampe, sieh . . . 6,72
Schwarz ist sonst der Trauer
Farbe 4,59
Schwarzamsel hat Provinzen-
neun: 8,19
Schwarze Amsel singt gar schön 8,19
*Schweigen 3,90
Schweigend durch der Straßen
Leere 2,185
*Schweiger-Lerchenfeld. Sinn-
spruch. 4,95; 4,96
Schwer auf dem morschen Haupte 5,44
*Seebild 3,107
Seelen gibt es 3,96
*Seemärchen 2,46
Sehnsuchtskrank 3,176
Seht dort den Mönch 6,31
Seht, dort steht ein weißes
Städtlein 8,80
Seht, sie haben an das Rathaus 5,130
Sei im Wünschen nicht zu karg 3,93
Sei mild im Tadel 3,96
Sei mir gegrüßt, Ohio . . . 6,52
*Sein Bild 5,152

Teil du dich von mir gewendet 3,19
Sie bringen dir 4,66
Sie haben aus der Erde . . . 6,16
Sie hat den Festschmuck . . . 3,53
Sie sitzen noch im Freien . . 7,233
*Sieg der Freiheit 5,141
Siegreichwehn des Kaisers Fahnen 3,125
Sieh da, Herr Meister . . . 5,53
Sieh! nun auf ihren Leichenstein 4,24
Sinnend saß ich einst . . . 4,9
*Sinnspruch auf einem Fächer seiner Nichte Hyazinthe Baronin Schweiger-Lerchenfeld . . 4,96
*Sinnspruch auf einen Fächer seiner Nichte Irma Baronin Schweiger-Lerchenfeld (Akrostichon) 4,95
*So einer 3,164
So höre denn 4,97
*Solferino 3,184
Soll's, während wir hier geigen 7,34
Sonnenglanz und Rosenduft . 3,21
*Sonntagsmorgen 3,82
*Spaziergänge 5,125
Sprach der alte Prinz . . . 3,111
*Sprüche 3,92
Stand unter der Linde . . . 3,92
*Ständchen 3,33
Stehn zwei Sennenhütten ferne 2,62
Steht ein Baum 3,17
Stempelst das Zentrum . . . 4,80
*Stieglitz, An Baronin . . . 4,94
*Stimmen 5,36
*Storch 2,130
Stoß ins Horn 5,129
*Strom 3,85
*Sturm 3,73
*Sturmriegen 3,174
*Sturmvogel 3,128
Sturmwinds Wirbel 3,93
Süß mag das Aug' 3,108
*Szenerie 2,57
*Tagesseiten 2,26
*Tassos Zypressen 2,92
*Täubchen 3,21
*Terdoglav 3,47
Tief im Gewühl des Jahrmarkts 4,25
*Todesahnung 5,96
Tönend steigt im See die Welle 3,103
Tot ist und zweifach eingesargt 4,22
Trägst den Unmutsmantel wieder 4,40
*Tränen 4,93
*Träumen und Wachen . . . 4,50
Traumgeister ziehn 7,150
*Trennung 4,15
*Trennung 4,32
Trinket, fresset 3,23
Tritt ruhmbekrönten Größen . 2,111
*Trost der Verlassenen . . . 3,31
Übend angeborne Rechte . . . 7,5
*Übergang 5,20; 5,93
Uhland, An Ludwig 5,120
Um einen Frühling 3,79
*Um einen Pfennig 2,162
Um Mitternacht, wenn Schweigen rings 2,58
Und als der Sturm vorbei . . 3,8
Und doch, und doch! — . . . 3,88
Und kam die erste Schwalbe . 7,25
Und nennt ihr Wasser . . . 4,8
Und Ostern wird es einst . . 6,95
Und still verklingen 6,22
Und wieder ist Lenz im Ostenland 7,65
Und wieder Ostern war es einst 6,81
Und wieder Ostern war's . . 6,86
Und wieder sah der Herr . . 6,91
Unermeßlich und unendlich . 2,29
*Ungebetene Gäste 3,181
*Ungleicher Kampf 2,111
*Ungleicher Tausch 2,52
*Unheimliche Gäste 3,109
Unser Land, wohl ist's ein Garten 5,131
*Unsere Zeit 5,165
Unter goldnem Sonnendache . 4,72
*Unterschied 4,10
*Urmenschen 7,142
*Venedig 2,40
*Venezianer Trias 2,43
*Verloren! 3,19
*Vermählung 5,28
Verödet ist der Festplatz . . 3,56
*Verschiedene Trauer . . . 2,164
Verschlossen willst du's tragen . 3,15
Versöhnen, Streit und Hader schlichten 3,98
*Versöhnung 7,109
*Verwandlung 2,23
Viel Tänenschiffe ankern . . 7,109
Viel tausend Quellen . . . 3,96
Vögel Hochzeit feiern . . . 8,18
*Vogel und Wanderer . . . 2,149
*Vogelsang im Winter . . . 2,17
Vöglein singet 8,21
*Vom Ableben des Königs Matjasch 8,80
Vom Felsen rieseln 3,72
*Vom Herrn Rauber 8,83
Vom Himmel fallen 4,62
*Vom König Matjasch 8,72
Von den alten Heimatbergen . 4,19
*Von der Königstochter . . . 8,57
*Von der schönen Vida . . . 8,88
Von der Theiß zum fernen Rheine 3,118
*Von der ungetreuen Gräfin . 8,54

Von dieſes Kindes 3,83
*Von einer Feder, einem Schwert und einer Axt; nebenbei etwas von der Menſchenhand . . . 7,15
*Von einer Zwiebel 2,197
Von Sabinerbergen nieder . . 2,90
Vor den Thron des Hochgewalt'gen 5,170
Vor Fraſtenz auf dem Felde . 5,69
Vor Wien ſich ſoviel Kriegsvolk legt 4,84
*Vorboten 8,38
*Vorſpiel 7,59
Waffengeraſſel und rollende Wagen 2,141
*Waldſee 3,84
*Wandergruß 2,56
Wann ich immer kommen mag 2,26
Wann werdet ihr, Poeten . . 2,102
War einſt ein König 6,13
Wäre dies die freudenreiche . . 2,40
Warnend ſprechen Muſelmanen: 2,104
*Warnung 5,47
*Wartburg 2,117
*Warum? 5,139
Warum auch zweite Liebe . . 2,22
Warum mein Sinn 3,92
Warum, o Mutter, o Natur . 4,11
Was des Volks voll Ohrenweide 2,99
Was doch verbrach ich 4,77
Was drängt das junge Laub der Eichen 2,7
Was du dankſt 3,95
Was flattern die Raben . . . 4,33
Was hier im Büchlein . . . 4,95
Was ihr geerbt 4,77
Was im Blau die Lerche . . . 3,91
Was iſt das für ein Herz . . 4,97
Was iſt dir, mein Vöglein . . 6,22
Was iſt für Keller 3,97
Was iſt zu tun? 3,52
Was ſchmettert die Trompete? 5,44
Was ſtehſt du, was ſtehſt du . 3,92
Was treibt euch wohl 5,64
Weh dir, wenn Menſchen zu verachten 3,97
*Weihe 5,13
*Weinleſe 7,225
*Weiße Roſe 3,20
Weiße Roſſe, ungeduldig . . 5,151
Welch ein Blühen 2,193
Welch Wiederſehn! 3,77
Welcher Wind weht 5,164
*Wellenklänge 3,84
*Welt und Geliebte 4,12
*Weltjammer 8,94
Wem gebühre Kranz 3,91
Wenn deine Hochzeit nahet 1,113; 4,14
Wenn, deutſche Herzen . . . 3,87
Wenn die Stern' am Himmel blinken 2,21
Wenn grün und ſonnig . . . 9,63
Wenn ich Liebchen heiß umfange 4,50
Wenn ich zur See 2,98
Wenn in ſtillen Sternennächten 5,136
Wenn nachts der freundliche Schlummer 2,15
Wenn Sohn und Vater . . . 4,96
Wer andern geben will . . . 3,96
Wer den Göttern dankt . . . 3,95
Wer dieſes Eilands Herr? . . 3,68
Wer groß ſich dünkt 3,96
Wer iſt's, der Magen bringen . 5,73
Wer Ruhe kennt 5,13
Wer ſchläfrig iſt 8,35
Wer wird, Mädchen 8,31
Weſte ſäuſeln deinen Namen . 4,11
*Widerſpruch 2,26
*Widmung 4,7
Wie all die Fluten . . . 4,15; 4,32
*Wie der Merſeburger Hofpoet geſungen haben würde . . . 7,23
Wie der Somma Reben ſprießen 6,98
Wie die Glocken hell des Morgens 5,145
Wie eine Roſe ausſieht . . . 6,14
Wie eines Mörders Seele . . 5,38
Wie er im raſchen Flug . . . 2,139
Wie freundlich winkt 5,41
Wie hat im letzten Märzen . . 3,48
Wie hehr und ſchön 4,54
Wie iſt's doch 3,90
Wie kommt's, daß mit dem Pfeil im Herzen 2,23
Wie's durch der Hofburg Gänge 5,101
Wie ſeid ihr ſchön 6,43
Wie ſich im raſchen Flug . . 4,38
Wie ſo rein des Himmels Bläue 2,36
Wie ſoll ich liebend dich umfaſſen 2,21
Wie wogt im Dom 5,28
Wieder ſeh' ein Kreuz ich ragen 2,81
Wien, du Buß'! 5,166
*Wigand 7,180
*Wildbach 3,84
Willie war ſtark 9,34
*Willkomm und Abſchied . . . 5,54
Willkommen, Tirolerherzen . . 5,55
Wilſt du es ſehn 2,12
Wilſt du Treue 3,98
*Winnental 3,77
*Winter 8,20
*Winterabend 2,109
Wir ſchwebten mit vollen Segeln 2,39
Wo bei Zypreſſen hingeſunken . 2,92
Wo ſie die wilde Schlacht . . 3,82
Wo Steiers Alpenhäupter . . 4,41

Wo war, wo ist 3,8
*Wohin! 5,137
*Wohin damit? 8,26
Wohin, ihr Reiterheere? . . . 5,16
Wohl geworben ist der Kaiser . 5,147
Wohl hat er fürstlich 9,107
Wohlleben zehrt 3,92
Wozu ist mein langes Haar . . 8,24
*Xenien aus dem Herrenhause des Wiener Reichsrates . . 4,76
*Zaunkönig 2,142
*Zeitklänge 4,64
*Zenta 3,114
Zieht in die Welt 3,97
*Zinsvögel 2,133
Zog einer je durchs Alpenland 3,93
Zu dem Dome wallt 2,32
Zu der lieben Heimatstätte . . 4,94
Zu Gent auf dem Markte . . . 5,36
Zu Graz in der Schenke . . . 2,151
Zu Hofe ruft viel frohe Gäst' . 2,162
Zu Köln, da bot der Pfalzgraf 5,82
Zu Köln liegt Schnee 7,92
Zu Maxen, der einsam sinnend 5,24
Zu Trier war's 5,21
Zugvögel sanglos 3,72
Zum Hall'm, wo Lotsen . . . 3,70
Zum Herzog Otto Ruthart spricht: 7,80
Zunftmeister Brügges saßen . 5,46
*Zur Cholerazeit 5,158
Zur Gruft sank Kaiser Friedrich 5,62
Zur Möwe ward mein Lied . . 3,43
Zur Schar im Walde 9,98
*Zur schönen Wirtin 3,172
*Zur Verständigung 2,206
*Zurück gebt mir den Jonas! . 7,32
*Zuruf 8,23
Zwei Bundesheere lagern . . 5,83
*Zwei Glückwunschgedichte zum Namensfeste der Mutter für seinen 5—6jährigen Sohn Theodor 4,91
*Zwei Hähne 2,135
*Zwei Harfen 2,101
*Zwei Heimgekehrte 2,78
*Zwei Helden 5,66
Zwei Hirtenkinder 3,83
Zwei Lager stehn bei Nas'by . 3,152
*Zwei Leichen 5,72
*Zwei Poeten 2,99
*Zwei Tage 5,69
Zwei teure Leichen liegen . . 5,72
*Zwei Träumer 7,159
Zwei Wanderer zogen hinaus . 2,78
*Zweite Liebe 2,22
Zwölf Monat' gibt's 9,85

Alphabetische Inhalts-Übersicht

aller zehn Bände.

An meine slowenischen Brüder 10,147
Antwort auf d. off. Sendschreiben 10,152
Aus Krain 3,99
Bilder und Gestalten . . . 3,142
Blätter der Liebe 2,9; 4,7
Cincinnatus 6,45
Der Eremit usw. (Nov.) . . 10,166
Der letzte Ritter 5,5
Der Turm am Strande . . . 6,6
Ein Friedhofskranz 2,25
Eine Fensterscheibe 6,23
Epilog 6,98
Erinnerungen an Adria . . . 2,29
Fünf Ostern 6,78
Gedenkblatt an Zellner . . . 10,187
Gedichte 11
Gedichte, bisher ungedruckte . 4,93
Gedichte früherer und späterer Zeit 4,32
In der Veranda 111
Jugendgedichte IV
Leben nach dem Tode 10,144
Lenau 10,7.14.17
Lied und Leben 2,101; 3,8
Lieder aus dem Gebirge . . . 2,51
Lieder aus Italien 2,79
Nibelungen im Frack 7,3
Poetische Übertragungen . . . 4,80
Prinz Eugenius 3,111
Pfaff vom Kahlenberg 7,53
Polzer, V. R. v. 10,134
Robin Hood IX
Schutt VI
Sonette 3,63
Spaziergänge eines Wiener Poeten 5,117
Sprüche und Spruchartiges . . 3,80
Romancero der Vögel 2,128
Romanzen 2,145
Tambour von Ulm 3,159
Volkslieder aus Krain . . . VIII
Zeitklänge 3,113; 3,23

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.